Dramatiſche Werke

von

Robert Prutz.

A D
[illegible]
[illegible]

Robert Prutz'

Dramatiſche Werke.

Erſter Band.

Nach Leiden Luſt.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1847.

Nach Leiden Luſt.

Komödie in fünf Akten.

Von

Robert Prutz.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1847.

1:9/

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Einleitung.

Von der Verlagshandlung aufgefordert, den bei ihr erscheinenden dramatischen Werken der Herren Gutzkow, Laube, Devrient, Benedix ꝛc. eine ähnliche Sammlung auch seiner dramatischen Versuche anzuschließen, hat der Verfasser des vorliegenden Stückes längere Zeit hindurch Bedenken getragen, dieser Aufforderung nachzukommen.

Und zwar waren diese Bedenken nicht bloß persönlicher Art, es war nicht bloß die Besorgniß, empfangen zu werden mit der Frage, was Saul unter den Propheten wolle — der Frage, meine ich, mit welchem Recht, auf Grund welcher Leistungen, ja nur welcher Erwartungen, ein Anfänger, ein Abcschütz gleichsam des Theaters, von dem bisher, wenn es hoch kommt, zwei oder drei Stücke über die Bretter gegangen, sich unterfangen darf, dem Publicum eine Sammlung dramatischer Werke zu versprechen, und sich dadurch, wenn auch nur äußerlich, wenn

auch nur ſcheinbar, in Eine Reihe zu ſtellen mit Schriftſtellern, deren Name auf unſeren Bühnen zum größeren Theil ſeit Jahren eingebürgert iſt.

Auch dieſer Punkt, auf den ich im Verlauf dieſer Einleitung wieder zurückkommen werde, blieb, ich darf es verſichern, nicht unerwogen. Aber doch war es, eben als eine perſönliche, nur eine beiläufige, eine untergeordnete Rückſicht.

Weit wichtiger dagegen und einer weit ernſteren Ueberlegung bedürftig erſchien mir ein anderes Bedenken: ein Bedenken, welches, ganz abgeſehen von Namen und Perſonen, ja abgeſehen ſogar von dem beſonderen einzelnen Fall, vielmehr den geſammten Zuſtand, die geſammte Entwickelung der Bühne überhaupt zu betreffen ſchien.

Nämlich dieſes.

So weit wir nur irgend zurückblicken in der Geſchichte der verſchiedenen Theater, bei den verſchiedenſten Nationen, wann jedesmal hat die Bühne ihre glänzendſte, ruhmreichſte Epoche gefeiert? wann ſind die Dichter am Glücklichſten geweſen in ihren Hervorbringungen? wann haben ſie es am Beſten verſtanden, die Stimmung des Publicums zu treffen und den Geſchmack, den wetterwendiſch launenvollen, der Menge zu befriedigen? wann endlich hat das Publicum — eine überaus wichtige, eine gerade-

zu unentbehrliche, nothwendige Bedingung, wo irgend ein Zweig der Literatur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, geſchweige denn ein Ding gedeihen ſoll, das ſo ganz auf das Intereſſe des Publicums, auf die unmittelbare Theilnahme der großen Menge gebaut iſt, wie die Bühne — wann endlich, ſage ich, hat das Publicum ſich am Einverſtandenſten gezeigt mit ſeinen Dichtern? wann iſt es am Bereitwilligſten eingegangen auf ihre Intentionen? wann überhaupt hat es der Bühne die regſte, die ausdauerndſte Theilnahme gewidmet? —

Jedesmal da, denke ich, wo die Bühne, in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit, nicht allein das vorzüglichſte, nein, ſogar das einzige Augenmerk, das ausſchließliche Ziel der Poeten war! wo die Dichter ſelbſt gar nichts Anderes ſein wollten, als bloß Theaterdichter! wo das Stück Alles, das Buch nichts war! wo der Dichter nur geſehen, niemals geleſen ſein wollte! wo, mit Einem Worte, über der Bühne die Literatur, über dem Zuſchauer der Leſer, über dem naiven, inſtinctmäßigen Urtheil des lebendig verſammelten gegenwärtigen Publicums die gelehrte Kritik des Theoretikers vergeſſen ward!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies nicht der einzige Grund geweſen und daß z. B. bei uns das Theater noch nicht davon auf ein Mal in Blüthe gerathen würde, daß

unſre Poeten, bei ihren dramatiſchen Productionen, von der gedruckten Literatur abſehen und ſich bloß der praktiſchen Bühne widmen wollten. Dazu, ohne Zweifel, würden noch einige andere gute Dinge gehören, welche uns weder die Poeten noch die Schauſpieler, weder die Bücher noch die Stücke, ſondern allein die Nation ſelber kann ſie ſich verſchaffen: als z. B. ein freies, ſelbſtändiges Volksleben, eine bewegte, thatenreiche Geſchichte — und was dergleichen gute Dinge weiter ſind. Wohl aber behaupte ich, daß, wo jemals ein Theater wirklich geblüht, ein Volk ſich einer lebendigen, fruchtbaren und glücklichen Bühne jemals wirklich erfreut hat, daß da das erwähnte Verhältniß der Poeten zur Bühne jedesmal eine begleitende Erſcheinung dieſer Blüthe geweſen und daß überhaupt keine Blüthe des Theaters möglich iſt, als unter dieſer Bedingung; das Theater blüht nicht durch ſie, aber es kann auch nicht blühen ohne ſie.

Ein Beiſpiel für tauſend! Erinnern wir uns an diejenige Bühne, welche, wenn jemals eine, ſo dieſe, eine Nationalbühne, im höchſten und beſten Sinne des Wortes, ein reiches, vielgeſtaltiges Abbild des volksthümlichen Lebens genannt werden darf; erinnern wir uns an den Dichter, welcher, wenn einer, ſo dieſer, den vollſten, höchſten Preis dramatiſcher Kunſt errungen, ja der, je tiefer wir in

ihn bringen, je aufmerkſamer wir ihn betrachten, um ſo mehr ſich darſtellt als die perſönlich gewordene Kunſt, das incarnirte Drama ſelbſt: an die engliſche Bühne im Uebergang vom ſechzehnten zum ſiebzehnten Jahrhundert und an den Meiſter dieſer, wie jeder anderen Bühne, an Shakeſpeare! —

Wir brauchen nicht erſt unſere Zuflucht zu nehmen zu jenen Märchen und Sagen, mit denen eine frühere, unkritiſche Geſchichtſchreibung das Leben des großen Dichters aufputzte; wir brauchen nicht zu glauben, daß er die Pferde vor dem Theater gehalten, noch auch, daß er Zeitlebens ein ſchlechter Schauſpieler geweſen — und am Allerwenigſten brauchen wir zu glauben, was kürzlich ein beliebter deutſcher Bühnendichter in ſeiner „Anſicht über Shakeſpeare" ſo gütig war uns aufbinden zu wollen, nämlich daß „Shakſpeare nicht der einzige Verfaſſer ſeiner Dramen, ſondern daß die Schauſpieler des Globus ſeine Mitarbeiter geweſen", und daß ſeine Stücke, wie ſie uns vorliegen, nichts weiter, als der völlig unbeaufſichtigte, völlig planloſe Abdruck der Soufflirbücher: wo denn gelegentlich auch wohl jene „eingelegten Zettel, die an den Rändern der Soufflirbücher aller Orten hingen, und von Shakeſpeare zwar wohl gebilligt oder auch nur geduldet, von

ihm ſelbſt aber nicht verfaßt waren", aus Verſehen mit abgedruckt wurden! —

Wir brauchen, wie geſagt, von all dieſen Erfindungen, Entſtellungen und zum Theil auch Faſeleien nicht das Mindeſte zu glauben, wir brauchen uns einfach nur an dasjenige zu halten, was von dem Leben des D[illegible]rs hiſtoriſch verbürgt und feſtgeſtellt iſt: ſo iſt auch durch dieſe Thatſachen noch immer unwiderlegbar bewieſen, daß Shakeſpeare in ſeiner Eigenſchaft als dramatiſcher Dichter, durchaus, was man ſo nennt, von der Pike auf gedient, und daß erſt ſeine praktiſchen Beziehungen zur Bühne, als Schauſpieler ſowie ſpäter als Theilhaber des Theaters, ihn hinübergeleitet haben zur Bühnendichtung; ſo iſt ferner dadurch bewieſen, daß er dieſe, die Bühnendichtung ſelbſt, zuerſt mit Umarbeitung und Einrichtung fremder Stücke, alſo einer unmittelbar praktiſchen, techniſchen, beinahe handwerksmäßigen Thätigkeit begonnen; daß er ſeine ſämmtlichen eigenen Stücke ohne Ausnahme nicht nur unmittelbar für den Bedarf der Bühne, den Zweck der Aufführung geſchrieben, ſondern ſie auch für dieſen Zweck zum Theil mehrfachen Aenderungen und Umarbeitungen unterworfen; daß er die Bühne überhaupt niemals, ſo lange er als dramatiſcher Dichter thätig war, aus dem Auge verloren; endlich daß er ſich um den Abdruck

ſeiner Stücke perſönlich wenig oder gar nicht gekümmert—. wie denn auch dies eine Thatſache iſt, eine ſehr beſchämende allerdings, eine ſehr niederſchlagende für uns Jüngere, die wir nicht genug eilen können, unſre dramatiſchen Erſtlinge auch ſofort auf den Büchermarkt zu bringen, daß Shakeſpeare, trotz einer faſt dreißigjährigen dichteriſchen Thätigkeit und wiewohl ihm vielleicht vierzig und mehr Stücke zu Gebote ſtanden, dennoch ſo lange er lebte, auch nicht Eine „Geſammtausgabe dramatiſcher Werke" veranſtaltet hat!

Und dennoch, mitten aus dieſer Empirie heraus, ja eben auf Grund ihrer, welch ein Dichter, welch ein Künſtler erhob er ſich! Wie mächtig, aus dieſen erſten, rein praktiſchen, rein techniſchen Anfängen, in immer weiteren, immer erhabeneren Kreiſen, entfaltete ſich der Genius des Dichters! Wie feſt gefügt, wie ſicher — und doch wie leicht, wie ſpielend ſeine Schöpfungen, eben deshalb weil er überall den Boden der Praxis unter ſich hatte, weil er nirgend gezwungen war, ins Blaue zu bauen, ſondern weil überall ſeiner lebendigen Dichtung eine lebendige, wirkliche Bühne zur Seite ſtand! Wie verſöhnt, wie gar nicht vorhanden in ihm jener Zwieſpalt des dramatiſchen und des theatraliſchen, des künſtleriſchen und des praktiſchen Elementes, der den Dramatikern der Gegen-

wart ſo viele Noth macht und ihnen faſt überall die verhaßte Wahl aufnöthigt, zu verzichten entweder auf die Schönheit oder auf die Wirkſamkeit, auf den poetiſchen Werth oder den theatraliſchen Effect! Wie endlich dieſer Bühnendichter, dieſer Theaterſchreiber, der ſich Zeit ſeines Lebens nicht kümmerte um die Literatur als ſolche, der keinen Theil hatte an gelehrten Streitigkeiten und Problemen, der überhaupt nicht fragte und nichts gab auf literariſche Kritik, ſondern der Beifall ſeiner Zuſchauer, die theatraliſche Wirkſamkeit, das, nächſt der Stimme ſeines Genius, waren die Richter, welche er befragte — wie dennoch hat er es verſtanden, eine ganze Literatur — was ſage ich? eine? alle Literaturen, die moderne Literatur insgeſammt hat er an ſeinen Triumphwagen gefeſſelt und iſt ihr Muſter, ihr Lehrer geworden für alle Zeiten — und das nicht bloß im Fache des Drama's allein.

Sollte uns hierauf Jemand entgegnen wollen, daß, um aus ſeinem Verhältniß zur praktiſchen Bühne ſolche Vortheile für ſeine künſtleriſche Entwicklung zu ziehen, wie Shakeſpeare gethan, man zuerſt und vor allen Dingen auch ſelbſt ein Shakeſpeare ſein müſſe, und daß z. B. Frau Birch-Pfeiffer immer nur Frau Birch-Pfeiffer bleiben wird, und ob ſie auch noch funfzig Jahre auf den Brettern agiren und noch zehn Directionen führen, ja ob

man ſie zu einem königlichen General-Intendanten ſelbſt ernennen ſollte: ſo iſt das freilich richtig. Nur ſcheint uns damit nichts weiter geſagt als der alte Satz: duo si faciunt idem, non est idem, und daß Adler allemal Adler, Gänſe Gänſe ſind. Im Uebrigen dünkt uns diejenige Behauptung, auf die es uns hier ankommt, nämlich daß Shakeſpeare mit dadurch ſo groß geworden, daß er, bei ſeinen dramatiſchen Productionen immer nur die Bühne, niemals die Literatur im Auge gehabt, dadurch nicht einmal berührt, geſchweige denn widerlegt oder auch nur entkräftet. —

Ganz dieſelbe Erſcheinung bietet uns die ſpaniſche Bühne, während ihrer glänzenden Epoche, bietet uns noch in dieſem Augenblicke die einzige Bühne dar, welche ſich noch rühmen darf überhaupt eine Bühne zu ſein, die moderne franzöſiſche Bühne, mit ihren köſtlichen Vaudevillenſchreibern, ihren pikanten Luſtſpiel-, ihren höchſt wirkſamen, höchſt beliebten Melodramendichtern, welche alle bekanntlich auch viel weniger für die Literatur als für die Bühne, viel weniger Bücher als Stücke ſchreiben, und denen, mag es immerhin mit ihren poetiſchen Werken beſtellt ſein wie es wolle, doch dies ohne Widerſpruch zugeſtanden werden muß, einmal, daß ſie ihre Zeit und

ihre Nation darzustellen, und dann auch, daß sie dieselbe zu packen wissen. —

Oder endlich wem alle diese Thatsachen noch nicht genügen wollen, wohlan, er kehre die Medaille um! er stelle die Frage dahin, zu welchen Zeiten, unter welchen Umständen die Bühne am Tiefsten im Verfall gewesen, wann die Dichter am Unglücklichsten waren, wann die begabtesten Talente, die frischesten Geister in den vergeblichsten Versuchen sich nutzlos aufrieben, wann das Publicum am schwierigsten war in seinen Forderungen, am Strengsten in seinen Urtheilen — und doch allemal befriedigt, wenn nur immer der Gemeinheit geopfert ward! und doch allemal entzückt, wo nur ein Sänger krähte, eine Tänzerin ihre ausgestopften Beine zeigte, ein Affe tanzte, ein Hund apportirte!

Die Antwort auf diese Frage ist nicht weit zu suchen; auch hier, statt aller sonstigen Beispiele, genügt ein einziges — und zwar ein Beispiel aus allernächster Nähe, aus der Geschichte unserer eigenen deutschen Bühne.

Zwar die deutsche Nation hat, genau genommen und wenn wir die Engländer, die Spanier, die Franzosen damit vergleichen, niemals wirklich eine Bühne gehabt: darum, weil sie niemals wirklich eine Nation gewesen. Zweimal hat sie Ansätze dazu genommen, erstlich zur

Zeit der Reformation und dann wieder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der sogenannten klassischen Epoche unserer Literatur. Beide Male jedoch ist sie in ihrem Anlauf gescheitert, aus beiden sind uns mehr Versuche und Anfänge, mehr Knospen und Keime, mehr Trümmer und Bruchstücke, als wirkliche vollendete Werke, gereifte Früchte, gelungene Ausführungen erhalten.

Allein wie mißlich es demnach auch mit der deutschen Bühne im Allgemeinen bestellt sein mag, ja wie wenig Grund wir überall nur haben, von einer deutschen Bühne, einem deutschen Theater sogar auch nur zu reden: trauriger dennoch, dies ist gewiß! hat es niemals damit ausgesehen, niemals, zu keiner andern Zeit, ist das Theater rascher, tiefer, schmachvoller gesunken, niemals sind die Dichter dem Theater, das Theater den Dichtern entfremdeter gewesen, niemals haben wir unsere eigenen spärlichen Anfänge muthwilliger selbst aufgegeben und verwüstet, niemals auch ist das Publicum theilnahmloser, versumpfter, der Gemeinheit ergebener, von jeder nichtsnutzigsten Zerstreuung leichter zu fesseln gewesen, als in der Blüthezeit der Romantiker — der Romantiker, welche sich absichtlich, eigenwillig von der wirklichen Bühne zurückzogen; die ihre Stücke nie gesehen, nur gelesen haben wollten;

die ſie gar nicht als Stücke, das heißt in einer theatraliſch möglichen, darſtellbaren Form, die ſie nur als Bücher zur Welt brachten, — jene Zeit, da es ſogar für einen Vorzug, eine Tugend eines Stückes galt, unaufführbar zu ſein! da man ein Vorurtheil gegen ein Gedicht gewann, wenn man hörte, es könne ſogar aufgeführt werden! da man zum dramatiſchen Dichter ward, ohne daß man jemals auch nur den Dampf einer Theaterlampe gerochen, ohne daß jemals auch nur das flüchtigſte Vorſpiel, die kleinſte Scene, der kürzeſte Vers von Einem nur auf den Brettern geſehen oder gehört worden wäre; ja wo man ſich zum Dictator des dramatiſchen Parnaſſes, zu einer allbewunderten, allgefürchteten Größe erhob — nicht, daß man vortreffliche Stücke ſchrieb, o nein: nur daß man einfach von ſich ſelbſt verkündigte, man könne vortreffliche Stücke ſchreiben, und man würde ſie auch endlich ſchreiben, nämlich wenn Einem Theater, Publicum und Schauſpieler, alle mit einander nicht viel zu ſchlecht wären und wenn man überhaupt nur zu begreifen vermöge, wie ein vernünftiger Menſch, in dieſen allerkläglichſten, allerverdorbenſten Zeiten, dem Pilori der Bühne ſich Preis geben könne!

Eben damals aber war es auch, wo die Errungenſchaft, die mühſam erworbene, verheißungsreiche, der achtziger und neunziger Jahre, wo vor Allem Schillers unſchätz-

barer Nachlaß, dieſes vorzüglichſte — und faſt muß man hinzuſetzen, dieſes einzige Anrecht, das die Deutſchen ſich im Fache des Drama's überhaupt erworben haben, herabgeſetzt und behohnlächelt ward, gleich als wären es die ohnmächtigen Verſuche einer kleinen, unreifen Zeit; es war damals, wo, was zu Ende des Jahrhunderts, bei der eifrigeren Pflege unſrer Bühne, ſelbſt eine Menge untergeordneter Geiſter beſeſſen hatte, das Geheimniß der Technik, die Kunſt des äußerlichen, handwerksmäßigen Arrangements, jetzt ſogar von den fähigen, den begabteren Köpfen vergebens wieder aufgeſucht ward; es war damals, wo die deutſchen Bühnen ſich gewöhnten, Alles in der Welt auf die Bretter zu bringen, Affen und Hunde und Seilſpringer und Bauchredner, aber nur nicht das Stück eines gleichzeitigen deutſchen Dichters! wo ſie ſich gewöhnten, ihren theatraliſchen Bedarf aus Frankreich und immer wieder aus Frankreich zu holen! wo es zu einer Lehre der Geſchichte, einem Grundſatz der Aeſthetik erhoben ward, daß die deutſche Nation eine undramatiſche und, daß, ſo wenig aus einem Mohren ein Weißer, ebenſowenig aus einem deutſchen jemals ein dramatiſcher Dichter werden könne!

Auch hier iſt es richtig, daß keineswegs dieſe romantiſche Caprice allein, Dramatiker zu ſein nicht auf der

Bühne, sondern im Bücherschrank, den Verfall unserer Bühne veranlaßt hat. Vielmehr auch hier ist der letzte Grund in dem Verfall unseres nationalen Lebens überhaupt zu suchen und in jener Reihe schmachvoller, erbärmlicher Jahre, in jenen Erniedrigungen, jenen Gewaltthaten und Ehrlosigkeiten, welche während dieser ganzen Zeit auf das deutsche Volk gehäuft wurden

Doch wozu diese Betrachtung hier erneuern? Es giebt nichts, in dem gesammten Umfang unseres Lebens, des theoretischen wie des praktischen, des literarischen wie des politischen, wo sie nicht angestellt werden müßte; es giebt keine Speise, an welcher dieses Gift nicht haftete, keinen Wein, den diese Galle nicht verbitterte, keinen Schlummer, aus dem uns diese Erinnerung nicht aufwecken müßte, wie der Sclave den Xerres —

Genug davon! Es kam uns nur darauf an, aufmerksam zu machen, wie auch hier die obige Erscheinung sich wiederholt und wie auch hier, mag der Grund des Verfalls im Uebrigen sein, welcher er wolle, der Verfall der Bühne selbst jedesmal von einem Uebergreifen der Theorie über die Praxis, der Literatur über die Bühne, der gedruckten über die aufgeführten Stücke begleitet wird.

Seit fünf, sechs Jahren nun, seit Anfang etwa des laufenden Jahrzehents, das heißt also seit derselben Zeit

ungefähr, wo auch das politiſche Bewußtſein der Nation in ein neues, entwickelteres Stadium getreten zu ſein ſcheint (und daß dieſes Zuſammentreffen kein zufälliges, vielmehr in der tiefſten Natur beider, des Lebens wie der Bühne, der Geſchichte wie der Kunſt, begründet liegt, dafür, meine ich, wird es nach den obigen Andeutungen keines Beweiſes mehr bedürfen).....

Seit fünf, ſechs Jahren, ſeit Anfang des laufenden Jahrzehents, ſcheint, mit dem Nationalgefühl im Allgemeinen, auch die Bühne einen neuen Aufſchwung nehmen, in ein neues Stadium — wir ſagen noch keineswegs der Blüthe, aber doch wenigſtens der Gährung, der Bewegung eintreten zu wollen.

Die jüngere Literatur, die Literatur der dreißiger Jahre, in dem revolutionären Drange, der ſie überhaupt charakteriſirt und den ſie nun einmal nicht verläugnen kann, ſo gern wie ſie es jetzt zum Theil auch möchte, hat auch den Verſuch gemacht, die Schranke, welche das Theater ſo lange umſchloſſen hielt, zu durchbrechen und auch auf dem Boden der practiſchen Bühne ihr erobernde Banner aufzupflanzen. Bemüht, wie ſie es überhaupt iſt und wie ſie es ihrem Princip, man darf ſagen: ihrem Urſprung, ihrer Entſtehung nach, ſein muß — bemüht, ſage ich, Literatur und Leben zu verſöhnen

und die Theorie zur Praxis, die Bücher zu Thaten aufzulöſen, hat ſie auch der practiſchen Bühne ſich zu bemächtigen und die ſehr ſchönen, ſehr äſthetiſchen, aber auch ſehr unaufführbaren dramatiſchen Gedichte der Romantiker durch vielleicht minder ſchöne, minder äſthetiſche, aber doch aufführbare, doch ſceniſch mögliche Theaterſtücke zu verdrängen geſucht.

Mit welchem Erfolge, iſt bekannt. Was noch vor zehn Jahren für unmöglich gegolten hätte, iſt geſchehen: wir haben zwar noch keine neue Bühne, aber doch wir reden ſchon wenigſtens davon, wir finden es ſchon wieder begreiflich — und mehr noch: wir finden es wünſchenswerth, wir finden es nöthig, daß unſere Dichter aus der gelehrten Umzäunung der Literatur herunterſteigen in die Arena der Bühne und unmittelbar, Mann gegen Mann und That gegen That, ihre Kräfte prüfen; wir ſind ſchon nicht mehr zufrieden, immer nur die Fabrikarbeit unſerer Ueberſetzer, die Flickwerke unſerer dramatiſchen Zurichter (und was die Kunſt angeht, ſo könnte man ſie auch Nachrichter nennen) zu ſehen; wir verlangen ſchon nach einheimiſchen Stücken, wir debattiren ſchon darüber, ob ſie zur Darſtellung kommen werden oder nicht, wir nehmen ſchon wieder Theil an ihrem Schickſal, wir klatſchen ſchon wieder und pfeifen aus,

wie es kommt — kurzum: auf dieſem vor wenigen Jahren noch ſo öden, ſo verlaſſenen Gebiete iſt doch wenigſtens ſchon wieder ein gewiſſes Leben, eine gewiſſe Bewegung erwacht. Die Knoſpen ſetzen noch nicht an, die Keime gehen noch nicht auf: allein doch wenigſtens der Saft iſt ſchon wieder in die Rinde getreten, die Wurzeln ſchwellen doch ſchon wieder — und wer ein langes Leben hat und hat guten Muth und eine gute deutſche Geduld, je nun wer weiß? der kann den Baum auch wohl gar noch einmal in Blüthe ſehen — das heißt, wie geſagt, wenn er es erlebt und wenn der Baum ſelbſt nicht bis dahin etwa verhagelt iſt.

Man ſieht, wir überſchätzen den Werth der neuen Bewegung nicht; wir geben zu und ſind völlig damit einverſtanden, daß es nur der Anfang des Anfangs iſt und vielleicht nicht einmal dieſer, vielleicht nur der Anfang des Endes, welches vorhergehen muß, damit Raum wird für den künftigen, den wahren Anfang.

Wir ſind auch damit einverſtanden und wiſſen ſehr wohl, daß dem Theater überhaupt gar nicht vom Theater, ſondern allein vom Leben aus geholfen werden kann. Erſt aus dem Grunde eines erneueten Volkslebens kann auch eine neue dramatiſche Kunſt erwachſen; erſt

mit der Nation ſelbſt wird auch unſere Bühne wieder frei, reich und thätig werden.

Aber uns doch wenigſtens mit Ehren bis da hinüberhelfen, doch wenigſtens ein anſtändiges Interregnum, eine honette Zwiſchenzeit herbeiführen, die Miſere doch wenigſtens nicht weiter um ſich greifen laſſen, vielmehr im Gegentheil uns zum Beſſeren üben und gewöhnen, und ob wir es einſtweilen auch noch immer verfehlen ſollten, ſo doch wenigſtens den Willen dazu haben, ſo doch wenigſtens das Streben danach nicht aufgeben, die Hoffnung, das Verlangen danach nicht erlöſchen laſſen —

Ei nun, das, dächt' ich, iſt eine Aufgabe, der die junge Dramatik zur Noth ſchon gewachſen iſt: zugleich eine Aufgabe, wenn auch glanzlos, wenn auch beſcheiden, doch immerhin würdig genug, um ſich ihr mit Ernſt und Liebe hinzugeben und in ihrer eifrigen, redlichen Erfüllung zugleich ſich ſelber zu befriedigen.

Und ſo wäre denn Alles im beſten Zuge und die junge Dramatik hätte nicht bloß ihr Recht zu exiſtiren, ſie hätte auch ihre Grenzen, die ſie füllen, ihre Aufgabe die ſie löſen, ihr Ziel, das ſie erreichen kann; es wäre eine Entwicklung — vielleicht nur eine untergeordnete, eine einleitende, vorläufige, ſo doch immerhin eine Entwikkelung, eine Möglichkeit wenigſtens des Beſſeren. —

Wie dann aber ſteht es mit dieſen Sammlungen? Was iſt von dieſem Eifer zu halten, mit welchem die jungen Dramatiker ſich beeilen, kaum daß ſie ein oder zwei Stücke geſchrieben, auch ſchon ſofort eine „Geſammtausgabe dramatiſcher Werke“ anzukündigen? Iſt es nicht ganz der alte Fehler, die alte Krankheit unſerer Literatur, recht eigentlich die Literaturkrankheit, an welcher unſere Bühne ſo lange gelitten und die nun, kaum daß wir die beſſere Einſicht gewonnen haben, ſofort wieder bei uns zum Ausbruch kommt? Ja was hilft, was nützt allerwege dieſe Einſicht, was nützt dieſe Ausführlichkeit, mit der ſo eben wir ſelbſt den Schaden nachgewieſen haben, welchen zu allen Zeiten die literariſche Rückſicht der theatraliſchen, das Buch dem Stücke gebracht hat, ſowie die Nothwendigkeit, daß der dramatiſche Dichter ſich in die Praxis des Theaters ſtürze und nichts ſein wolle, als nur Bühnendichter, nichts haben, als nur Zuſchauer — was nützt, ich frage! dies Alles, wenn es im nächſten Momente ſelbſt aufgehoben und Lügen geſtraft wird durch eine Sammlung wie dieſe?

Denn natürlich von ſolchen, welche, wie die im Eingange dieſes Aufſatzes genannten, ausſchließlich oder doch der Mehrzahl nach nur Stücke zum Abdruck bringen, die ſich bereits in wiederholten, mehrfachen Aufführ-

rungen zahlreiche Freunde erworben haben, Stücke, die, nachdem sie sich die Bretter unterworfen, nun auch durch die Literatur ihren Siegszug halten wollen — von solchen Sammlungen ist hier natürlich keine Rede. Sich der erfochtenen Siege freuen, ausruhen für einige Augenblicke auf den errungenen Lorbeeren, den befriedigten, dankbaren Zuschauern eine noch viel größere Menge ebenso befriedigter, ebenso dankbarer Leser hinzufügen — nun versteht sich, dies Alles ist so gerecht, so billig, so natürlich, daß sich nicht das Mindeste dawider sagen läßt.

Allein ich spreche auch von diesen Stücken nicht. Diese haben gleichsam ihre Kriegsjahre abgedient, sie dürfen sich ruhig zurückziehen in die Winterquartiere der Literatur, sie haben als Stücke gewirkt: so dürfen sie jetzt auch nachträglich als Bücher ihre Wirkung vervollständigen. Ich spreche nur von solchen Sammlungen wie die vorliegende: von Stücken also, welche zum Theil gar nicht, zum Theil nur in sehr mäßigem Umkreise aufgeführt worden sind, die auf der Bühne noch keine Lorbeeren errungen haben und denen daher auch kein Recht zusteht, sich als Bücher, im Widerschein ihrer glücklichen theatralischen Vergangenheit, auszuruhen. Wenn anerkannte Theaterschriftsteller, beliebte Bühnendichter ihre Producte gesammelt, als Bücher, wie ehemals dem schauenden, so jetzt dem lesenden

Publicum übergeben, ſo iſt das, wie geſagt, vollkommen in der Ordnung. Dagegen wenn ein Anfänger, ein (wie wir ihn oben nannten) Abeſchütz des Theaters es thut, iſt das nicht allen Ernſtes ein Rückfall in die alte, ſo ſchwer verpönte, ſo grauſam verhöhnte Romantik? Wär' es nicht bei Weitem der richtigere Weg, das natürlichere Verhältniß geweſen, dieſe Verſuche, ſtatt ſie vor das ſtumme, das zerſtreute Gericht der Leſewelt zu bringen, ſie vielmehr dem energiſchen, dem lehrreichen, dem ſelbſt in ſeinen Verdammungen noch ſo wohlthätigen, ſo anregenden Urtheil der Bühne zu unterwerfen?!

Der richtige Weg, das natürliche Verhältniß — ganz ohne Frage: nur daß dieſer Weg nicht immer offen ſteht, dies Verhältniß nicht immer herzuſtellen iſt.

Das Gemälde, das ich im Obigen von dem Wiedererwachen unſerer dramatiſchen Dichtung entworfen, war unvollſtändig, ich hatte Eines darin vergeſſen, Eines — ich könnte auch ſagen Alles: die Bühnen, wie ſie ſind! die Vorſtände, die ſie leiten! die Principien, nach denen ſie verwaltet werden! — —

Es iſt nicht meine Abſicht, hier auf den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Bühnen — und zwar wenn ich Bühnen ſage, ſo verſtehe ich darunter überall Hofbühnen, da wir bekanntlich in Deutſchland, ſo lange von Bühnen, nicht

von Banden, die Rede iſt, kaum andere haben, als Hofbühnen, und da die drei oder vier Stadttheater, die außerdem noch etwa in Betracht kommen könnten, viel zu vereinzelt daſtehen und, in dieſem Augenblicke wenigſtens, durch die Concurrenz, welche die Hoftheater ihnen auferlegen, die Concurrenz der Opern, der Ballete, der Spectakelſtücke, ingleichen durch das Intereſſe ihrer Kaſſe viel zu ſehr in Anſpruch genommen zu ſein ſcheinen, als daß ſie für die Kunſt ſelbſt noch irgend etwas Erkleckliches zu leiſten vermöchten. . . .

Es iſt, ſage ich, nicht meine Abſicht, hier auf den dermaligen Zuſtand unſerer Hofbühnen des Näheren einzugehen und die wahrhaft — ich weiß kein anderes Wort: ſouveräne Brutalität zu ſchildern, mit welcher, bis auf außerordentlich wenige, um ſo ehrenvollere, um ſo achtbarere Ausnahmen, die Mehrzahl von ihnen alle wahre Aufgabe der Bühne, alle heiligſten Intereſſen der Kunſt, allen Geſchmack, alle Bildung des Publicums behaglich in den Koth tritt. Mit Räſonnements und bloßen pathetiſchen Redensarten iſt hier nichts gethan; das Publicum, ja die Herren Hofintendanten ſelbſt haben ſie zu oft gehört, ſie verfangen nicht mehr bei ihnen. Hier braucht es Thatſachen, nackte, einfache Thatſachen, Thatſachen, wie ein Jeder, der auch nur einige wenige

Jahre hindurch mit dieſen Theatern zu thun gehabt, ſie doch bereits in reichſter Fülle wird haben ſammeln können — auch ich. Doch verſpar' ich mir dieſelben bis auf einen der nächſten Bände, wo das Schickſal des darin enthaltenen Stückes die paßlichſte Gelegenheit bieten wird, einige derartige Mittheilungen anzuknüpfen. An dieſem Orte wird es genügen, wenn ich nur ganz flüchtig auf die Stellung hinweiſe, welche die Hofbühnen zu jener jungen Dramatik eingenommen haben, deren ich oben gedacht, ſowie auf den Einfluß, den ſie gegenwärtig auf dieſelbe ausüben.

Denn man ſoll auch den Teufel nicht ſchwärzer malen als er iſt! Auch unſere Hoftheater, als zu Anfang der vierziger Jahre ein gewiſſes neues, jugendliches Leben in unſere Theaterzuſtände zu kommen ſchien, wollten (oder konnten, ich laſſe es dahin geſtellt) ſich der allgemeinen Bewegung nicht ganz entziehen. Auch ſie ließen von der Vornehmheit, mit der ſie bisher alle Erzeugniſſe der neueren Literatur von ſich zurückgehalten, ein wenig nach; wie die Poeten der Bühne, ſo kam auch die Bühne den Poeten entgegen — oder wenn nicht entgegen, ſo ließ ſie ſich wenigſtens einholen von ihnen, ſo verſperrte ſie ihnen die Thore nicht mehr abſichtlich, ſo war man ſo gnädig, zwei oder drei neue Stücke junger Autoren

zu geben — Ja was zwei oder drei Stücke?! ſo nahm man einen ordentlichen Anlauf, ſo machte man auf einmal Ernſt mit all den alten verjährten Verheißungen von ehemals, ſo nahm man ſich zuſammen und faßte ſich ein Heldenherz und — —

Und proclamirte die Tantieme!!

Die Tantieme, die nur Sinn hatte in der Vorausſetzung, daß nun auch wirklich neue Stücke würden gegeben werden! die Tantieme, die, wie Oberon's Zauberhorn, mit einem Mal die Herzen unſrer jungen Dramatiker in den ſüßeſten Taumel, ihre Schreibfinger aber alſobald in eine unaufhaltſame, unwillkürliche Bewegung verſetzte! Da ſah man doch noch, wer es ehrlich meinte! Das hieß doch noch der jungen dramatiſchen Literatur eine zuverläſſige poſitive Unterlage, die Unterlage eines gefüllten Beutels, zum Wenigſtens einer klingenden Hoffnung geben —!

Und nun? — Es war, wenn wir nicht irren, im Jahre drei oder vierundvierzig, daß das Evangelium von der Tantieme verkündigt ward, dieſes äußerſte, dieſes wahrhaft revolutionäre Zugeſtändniß, zu welchem unſere Hoftheaterwirthſchaft ſich herbeiließ. Jetzt ſchreiben wir ſechsundvierzig — und nun? Wie iſt es? Wie ſteht es mit den Früchten der Tantieme, den ſo laut geprieſenen,

ſo ſtolz geweisſagten? Was haben die Theater überhaupt ſeitdem gethan für die Entwicklung, die Weiterbildung der jungen dramatiſchen Dichtung? Jene beiden Bühnen namentlich, die ſich mit ſo großem Nachdruck, mit einem ſolchen ſtattlichen Aufwand von Miniſterialreſcripten und Kaiſerlich-Königlichen Statuten und Allerhöchſten Cabinetsordres ꝛc. an die Spitze der Tantiemenbewegung ſtellten, die Bühnen von Wien und von Berlin — ſchlagt doch einmal Eure Bücher auf! laßt doch einmal ſehen, was Ihr ſeitdem für die Kunſt geleiſtet! zeigt uns doch die Reihe — ich ſage nicht von Meiſterwerken, nicht von vollendeten, ruhmgekrönten Dichtern: o nein, wir ſind billig, wir wiſſen, daß Ihr nicht erwecken könnt, was nicht ſchlummert, nicht ans Licht ziehen, was nicht da iſt: aber ſo zeigt uns wenigſtens die Stücke überhaupt, die Ihr gegeben! ſo macht uns die Neuigkeiten namhaft, mit denen Ihr Eure Repertoires bereichert! ſo nennt uns die jungen Dichter, die Ihr unterſtützt, die Anfänger, die Ihr gebildet, die heranwachſenden Talente, denen Ihr Spielraum geboten habt?!

Ihr verſtummt? Ihr ſchweigt? Ihr werdet böſe endlich und beruft Euch auf Eure Tantiemenordnung, wonach Ihr Niemand verantwortlich ſeid, ſelbſt nicht ein-

mal den Verfaſſern der Stücke, die Ihr gebt, als bloß dem „vorgeſetzten hohen Miniſterium“?! —

Vergebliche Ausflucht! Es giebt noch ein viel ſtrengeres Gericht, dem Ihr unterworfen, eine viel höhere Behörde, der Ihr verpflichtet ſeid: dem Gericht der Geſchichte, dem Miniſterium der öffentlichen Meinung!

Und dieſe, dünkt mich, hat ihr Urtheil abgegeben, ſo laut, ſo vernehmlich, ſo einſtimmig, daß ſelbſt jene bezahlten Federn, die namentlich von Berlin her (in Wien braucht man ſie nicht: wozu ſchreiben laſſen, da man ja einfach ſtreichen kann? wozu Federn, da man ja das Wichtigere hat, die Scheere?!) retten ſollen, was doch nicht mehr zu retten ſteht — daß ſelbſt dieſe erkauften, feilen Federn auch den Kurzſichtigſten nicht mehr zu täuſchen vermögen. Sie vermögen nicht die Thatſache abzuläugnen, daß von den beiden größten Bühnen Deutſchlands die eine der Frau Birch-Pfeiffer, die andere noch heut zur Stunde den wohlſeligen Herren Iffland und Kotzebue in Pacht gegeben iſt; ſie vermögen es nicht zu ändern, daß, wo irgend die Rede iſt von den Hoffnungen der deutſchen Kunſt, von der Zukunft der deutſchen Bühne, wohl Stuttgart und Oldenburg, dieſer wahrhafte weiße Rabe, dieſes Bethlehem der deutſchen Hoftheater, wohl Burtehude und Krähwinkel und jedes

kleinſte erbärmlichſte Neſt wird genannt — aber Wien und Berlin?! Mit keiner Silbe! Sie ſind ausgeſtrichen aus den Büchern der Kunſt, ſie exiſtiren nur noch für die Tänzer und die Sänger und die Dutzendfabrikanten und wo irgend eine alte verwitterte Größe aus dem Grabe wieder aufzukratzen iſt, da ſind ſie alſogleich bereit: für die Hoffnungen der Zukunft, für die Entwickelung unſrer Kunſt, für die Nation, im höchſten, beſten Sinne, exiſtiren ſie längſt nicht mehr.

Und ſie könnten es ja auch gar nicht, auch wenn ſie ſelbſt es wollten. Heißt einen Stummen ſprechen, einen Lahmen tanzen! heißt ein Hoftheater Volkstheater ſein!

Das iſt die wahre Wurzel des Uebels: der Widerſpruch, die Entwicklung einer, ihrem tiefſten Urſprunge, ihrem ganzen Begriffe nach durchaus nationalen, durchaus volksthümlichen Kunſt an Inſtitute zu knüpfen, welche ebenſo ihrem ganzen Weſen nach nur höfiſche Inſtitute ſind. Was kümmert den Hof die Kunſt? Ich will nicht ſagen, daß man an unſern Höfen nun geradezu barbariſch wäre und für Kunſt und Literatur kein Intereſſe hätte: bei Leibe nicht! Allein immer nur iſt es und kann es nur eine höfiſche Kunſt, eine höfiſche Literatur ſein: eine Literatur der Rückſichten, der Convenienzen,

der Liebhabereien, eine parfümirte, deſtillirte, abgeſchliffene, eine polizeilich plombirte, purificirte, ausgeräucherte Literatur, eine Literatur, die von dem wahren Inhalt, der eigentlichen Stimmung der Zeit nur eben ſo viel enthält, als man „höheren Ortes" zuzugeben für gut findet! — Alle wahre, das heißt alle nationale, alle volksthümliche Literatur iſt nicht bloß demokratiſch, nein, auch demagogiſch, wie alle Völker eigentlich und im Grunde revolutionär ſind — und was ſollen die Demagogen bei Hofe? Sie müßten doch wenigſtens erſt Hofräthe werden! — Der Begriff aller Kunſt iſt Freiheit — und der Begriff des Hoflebens iſt der Zwang; der Begriff aller dramatiſchen Bewegung iſt die Leidenſchaft — und Leidenſchaft iſt ein Artikel, der in den Regiſtern des Hofmarſchallamtes nicht geführt wird. —

Blicken wir noch einmal auf Berlin! Daß dieſe Bühne, trotz ihrer reichen, ja überreichen finanziellen Mittel, nichts deſto weniger in dieſem Augenblicke herabgeſunken iſt zu einem rein ökonomiſchen, ſpeculirenden Inſtitute, einem Inſtitute, deſſen Looſung Geld! und wieder Geld! iſt und bei dem die Kaſſe weit über der Kunſt, das Conto-Current weit über dem Geſetzbuch der Aeſthetik gilt; daß ſie, ungeachtet der einzelnen eminenten Talente, der vortrefflichen und tüchtigen Kräfte, welche

ſie in einigen Fächern beſitzt, dennoch in anderen, zum Wenigſten ebenſo wichtigen, ebenſo nöthigen Fächern ſeit Jahren lückenhaft iſt, im Drama ſowohl wie in der Oper: dergeſtalt, daß oft die vorzüglichſten Werke unſerer größten Dichter, unſrer gefeiertſten Tonſetzer gar nicht beſetzt werden können und daß man Gäſte abwarten muß, um eine Jungfrau von Orleans, einen Romeo und Julie, eine Gluckſche Oper zu geben; daß ihre Leitung ſich in Händen befindet, die eben nur Hände ſind, ſehr fleißige, ſehr betriebſame, ſehr thätige Hände: aber der Kopf, der in großartigem Umblick die Intereſſen der Bühne zu durchſchauen, die Richtungen der Gegenwart zu begreifen verſteht — aber das Herz, das ſich begeiſtert für die Entwicklung der Kunſt, für die Hoffnungen der Zukunft .... Nun, Brutus iſt ein ehrenwerther Mann: aber dieſe beiden ſind entweder ausgeblieben oder doch nicht in dem Grade vorhanden, wie die Stellung eines Berliner Theaterintendanten ſie erfordert, oder endlich es fehlt an dem Muth, an der männlichen Entſchloſſenheit, ſie überall auch geltend zu machen ....

Dies Alles, es iſt keine Frage, iſt ſehr ſchlimm, ſehr niederſchlagend: doch bei Weitem nicht das Schlimmſte, nicht das Demüthigendſte. Jene Verwaltung kann geändert, jene Lücken können ergänzt, jenen fal-

schen Speculationen kann Einhalt gethan werden. Was dagegen nicht geändert werden kann, noch geändert werden wird, es sei denn, es erfolgte gleichzeitig eine Aenderung des gesammten gegenwärtigen Regierungssystems, das ist die Bevormundung, unter welcher in Berlin und Wien und überhaupt ohne Ausnahme auf allen Hoftheatern das künstlerische Element von dem höfischen, die Poesie von der Polizei gehalten wird; das ist diese kleinliche, kindische Furcht, die man vor jedem neuen Stücke hegt, als werde dieses nun die Grundfesten des Throns einreißen und den Staat in Aufruhr und Verwirrung stürzen; das sind diese unseligen, diese bejammernswerthen Verordnungen, welche den nächsten, den werthvollsten, den heiligsten Stoff, den Stoff der eigenen vaterländischen Geschichte, ausschließen von den Bühnen eben dieses Vaterlandes — Verordnungen, die den Kern der Kunst mitten durchschneiden: denn sie entmannen den Dichter im Augenblicke der Zeugung selbst, sie censiren seine Gedanken, seine Entwürfe — censiren? O vielmehr sie schlagen sie todt, sie morden die Ungeborenen, sie erwürgen den Gedanken in der Seele des Dichters!

Nein: so lange die Entwicklung unserer dramatischen Kunst an die Hoftheater geknüpft sein soll; so lange wir nur Hof-, nie Volksbühnen haben; so lange

eine fürſtliche Migräne, eine Verſtimmung, eine Laune des allerhochwohlgeborenſten Herrn Hoftheaterintendanten über Tod oder Leben meines Stückes entſcheiden darf: ſo lange muß es erlaubt ſein, aus der Noth eine Tugend zu machen, es muß erlaubt ſein, von den geknechteten, unfreien Bühnen zu appelliren an das freie, parteiloſe Urtheil des leſenden Publicums!

Es iſt nicht Jedem gegeben, Jahre lang zu antichambriren und bornirten Kammerherren, ſtupiden Hofmarſchällen zu huldigen, bloß darum, weil dieſe Kammerherren und dieſe Marſchälle Theaterdirectoren ſind und weil es in ihrem Belieben liegt, Dein Stück zu geben oder nicht — das heißt Dir Gelegenheit zu bieten zu Deiner künſtleriſchen Ausbildung, Deiner dichteriſchen Fortentwicklung oder nicht; es iſt nicht Jedem gegeben, ein Geſchrei anſtiften zu laſſen durch gute Freunde und Vettern in allen Zeitungen und Journalen und die Welt im Voraus in Bewegung zu ſetzen um eines Stückes willen, das noch gar Niemand geſehen hat; es iſt auch nicht Jedem gegeben, ſich mit zäher Geduld hindurchzuwinden durch alle Chikanen der Cenſur, ja hinaufzudringen bis in die Miniſterien und ſogar bis in das Kabinet des Fürſten ſelbſt, und das Alles, um nach zwei oder drei oder auch zehn Jahren Dein Stück über die

Bretter wanken zu ſehen, verhunzt, verſtümmelt, ſchlottrig gelernt, noch ſchlottriger dargeſtellt — und nach zwei oder drei Darſtellungen wird es zurückgelegt!

Es wäre dies noch ein eigenes neues Kapitel, das wohl auch einmal ſeinen Darſteller verdiente, dieſe Proſtitutionen und Herabwürdigungen, dieſe Servilitäten und Kriechereien, dieſe Intriguen und Hinterliſten, zu denen die Dichter, bei der Mehrzahl unſerer Hofbühnen, ſich verſtehen müſſen, bloß um aufführbar, um „möglich" zu werden oder auch zu bleiben; es würde dies eines der ſchwärzeſten, der traurigſten Blätter in unſerer ohnedies ſo traurigen Theatergeſchichte bilden, darum hauptſächlich, weil die Schmach dieſes Zuſtandes nicht auf die Theater allein fällt!

Auch hier bleibt kein anderer Ausweg, als wiederum das gedruckte Buch und das leſende Publicum; es iſt nur ein Ausweg, allerdings, aber es iſt doch ein Weg! es iſt nur ein Nothbehelf, aber es iſt doch ein Behelf!

In dieſem Sinne wolle man dieſe Sammlung aufnehmen. Sie iſt nur ein Erſatz, nur eine Ausflucht; weit entfernt von der Anmaßung, dem Publicum wirklich „geſammelte dramatiſche Werke" vorzulegen, beabſichtigt ſie nur, dem Dichter von der Leſewelt her wenigſtens ein kleines Maß, einen leiſen Abglanz jener

Belehrung, jener Anregung und Bildung zu verſchaffen, die eigentlich allerdings, wenn die Verhältniſſe überall die richtigen wären, die practiſche Bühne bieten ſollte. Allein ſie ſind es nicht: und ſo, weil eine Sünde die andere erzeugt, ſündige auch ich gleichfalls.

Der eigentliche rechtmäßige Titel für dieſe Sammlung wäre daher auch nicht dramatiſche Werke, ſondern zum Höchſten dramatiſche Studien, dramatiſche Verſuche geweſen. Abgeſehen jedoch davon, daß man in derlei Beſtimmungen nicht immer völlig freie Hand hat, ſo lag zuletzt auch in dem Geſchraubten dieſes Titels eine gewiſſe geſuchte, abſichtliche Beſcheidenheit, die mit der wahren ſehr wenig zu thun hat. Dieſer inzwiſchen, hoffe ich, wird durch dieſe meine aufrichtige Erklärung genug geſchehen ſein. —

Zum Schluß noch einige Worte über den Inhalt dieſes Bandes. Derſelbe kann, wenn nichts weiter, ſo doch wenigſtens die Beſorgniß zerſtreuen, als ob dieſe Sammlung mich verleiten werde, meine Hühner (wie es freilich wohl Mode iſt) möglichſt ſchleunig, noch mit dem Eierſchälchen auf dem Kopfe, zu Markt zu bringen. Das vorliegende Stück hat das Horaziſche nonum prematur in annum nicht allein inne gehalten, ſondern auch noch übertroffen. Es iſt bereits im Jahre 1835 ge-

ſchrieben. Gern hätte ich es gleich damals veröffentlicht; allein von einem neunzehnjährigen Studenten, ohne Empfehlung, ohne Bekanntſchaft — welches Theater hätte ſich zur Aufführung, welcher Buchhändler zum Druck entſchloſſen?! So blieb es mir im Pulte und hat, eine lange Reihe von Jahren hindurch, bis heute, in meinen beſten Stunden der Erholung und der Muße, mich durch Umarbeiten und Feilen, Zurechtſtellen und Aendern mannigfach beſchäftigt. Daß es bei alledem denjenigen Grad von Reife, den ich ſelbſt ihm wünſche, noch keineswegs beſitzt, fühle ich ſehr wohl. Allein endlich war es doch wohl Zeit, dies Kind aus dem Hauſe zu ſchicken; es ſoll es nicht beſſer haben, als die andern, denen es auch nicht vergönnt geweſen iſt, in Gemächlichkeit ſich zu pflegen und abzuwarten: ſondern ein Jeder ſieht zu, wie er ſich durch die Welt ſchlägt.

Gern fügte ich noch einige Bemerkungen über Abſicht und Charakter des Stückes ſelbſt bei, inſofern daſſelbe den Verſuch macht, eine neue Gattung unter uns einzuführen, die Gattung, wie ich ſie nennen möchte, des idealen Luſtſpiels, und der, um ſich weiter bei uns zu entwickeln, es nur an zwei Dingen zu fehlen ſcheint: einem idealen Publicum und vor Allem an einer idealen Cenſur. Indeſſen dieſe Bemerkungen, wenn

ſie ſich überhaupt verlohnen, werden ohne Zweifel von jedem Anderen beſſer gemacht, als von dem Verfaſſer.

Der zweite Band, Erich der Bauernkönig enthaltend, wird noch vor der nächſten Oſtermeſſe erſcheinen.

Halle, im Herbſt 1846.

R. E. Prutz.

Nach Leiden Luſt.

Perſonen.

Cäſario, Uſurpator eines großen Reichs.
Lenardo, der entthronte König.
Claudio, Pietro, Evander, } Miniſter des Cäſario.
David, Herzog eines benachbarten Landes.
Maria, ſeine Tochter.
Deren Wärterin.
Davids Miniſter.
Aleris, ſein General.
Florian, Bruno, } flüchtige Edelleute.
Hauptmann des Thurms.
Ein Einſiedler.
Ein Page.
Haushofmeiſter des Cäſario.
Michel, ſein Sohn.
Hans, Jakob, Heinrich, } Hoflakaien.
Doctor Pauſias, ein Poet.
Hofherren und Diener des Cäſario.
Hofmarſchall, Räthe, Secretäre, Herren und Damen vom Hofe des Herzogs.
Boten. Flüchtlinge. Soldaten. Volk.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Reſidenz des Cäſario: prächtiger Krönungsſaal.

Haushofmeiſter, Michel, ſein Sohn, Hans, Jakob, Heinrich und andere Diener, beſchäftigt, den Thronhimmel aufzuſtellen, Zurüſtungen zu großer Feierlichkeit zu treffen.

Haushofmeiſter.

Hurtig, Ihr Burſche! rührt die Hände! Wir haben keine Zeit zu verlieren, in einer halben Stunde ziehen Seine Majeſtät ins Schloß ein; macht geſchwind!

Hans.

Redet deutlich, Meiſter! Die Majeſtäten wechſeln heuer wie der Mond: es giebt ab- und zunehmende, Majeſtäten im erſten und im letzten Viertel, ja ſogar einige haben ſich ganz verfinſtert: wen meint Ihr ſo eigentlich?

Haushofmeiſter.

Meinen, was? Seh' ich aus wie ein Mann, der ſo unbeſonnen iſt, eine Meinung zu haben? Ich meine überhaupt gar nichts, ich reſpectire die Thatſachen: das iſt Alles und iſt genug. — Hans, ſieh mich an, beſinne Dich — Du wirſt doch nicht? Ich glaube gar, der Kerl iſt ein geheimer Anhänger des beſiegten, vertriebenen, geächteten Lenardo, von deſſen gotteslaſterlichem Regiment unſer allergnädigſter König und Herr, Don Cäſario, uns ſo eben erſt befreit hat?! Ich bitte Dich, Hans: ſei ein guter Bürger, Hans! wirf die Mütze und ſchrei' Vivat, wenn Cäſario einzieht! Hans, Du mußt kein Rebell ſein, ich leid' es nicht, ich jage Dich aus dem Dienſt, Hans! — Leg' den Teppich zurecht, ſtink!

Hans.

Oho Meiſter, es jagt ſich nicht ſo leicht. Zahl' ich nicht ſieben Gulden zum Penſionsfond, obwohl mir über Nacht der erſte Bart gewachſen? fünf Gulden zur Wittwenkaſſe, obwohl ich erſt drei Mädchen die Ehe verſprochen habe, aber noch keiner gehalten? Unſers Nachbars Jungen, mit denen ich aufgewachſen, ſeh' ich ſie nicht über die Schulter an, und wenn ſie mich grüßen, brumm' ich nicht bloß ſtatt zu danken: Alles im Gefühl meiner Würde? Ergel, bin ich nicht Staatsdiener?

Haushofmeiſter.

Ja wohl, Staatsdiener, Diener zum Staat gehalten, zum Anglotzen, Maulaufſperren, Schwatzen! Das Schwatzen, das wißt Ihr, das kann ich nu gar nicht leiden; Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold: ſtill ſollt Ihr ſein und ſollt zuhören, was ich Euch ſage! — Angefaßt! Er auch, heda, ehrwürdiger Jakob! komm' Er zu ſich aus ſeinen Verzückungen! Was hat der Eſel denn zu denken?

Jakob.

Nä, Meiſter, ſo wahrhaftig, das müßt Ihr nicht von mir glauben, das is ſchlecht. Auch nicht von Weitem hab' ich ans Denken gedacht, ich ſtand bloß ſo — nä, gedacht hab' ich nich, ich hab' mich bloß gewundert. Ich wunder' mich gar zu gerne. Wenn ich ſo was hör', Meiſter, von König und Schlacht und aus dem Lande jagen, da wunder' ich mich allemal, und hinterher — potz Schlag, 's is wahr, Meiſter, ich hab' doch gedacht! Denn hinterher hab' ich gedacht, ob das Alles wohl ſo wahr is: und wenn es ſo recht hageldick gelogen is, dann wunder' ich mich noch viel mehr.

Haushofmeiſter.

Gelogen? Was?! 's iſt eine Neuigkeit, warm wie 'ne Semmel und wahr . . . . wahr, wie . . . wie . . .

wie nichts. Geſtern Abend erſt, zwei Meilen von unſrer Stadt, haben ſie ſich eine blutige Schlacht geliefert; Lenardo, verlaſſen von den Seinigen, iſt geſchlagen und gefangen. Ein Herr vom Hofe hat es mir erzählt, wißt Ihr? der Kämmerer, dem Lenardo jüngſt den großen Landſitz ſchenkte. Jetzt brachte er Briefe des Cäſario an die Aelteſten der Stadt: es iſt Alles abgemacht, die Stadt hat dem Sieger gehuldigt und wir richten den Thron zur Krönungsfeier auf — macht zu!

Michel.

Geſtern Abend, Vater? Zwei Meilen von unſrer Stadt? Und ich hab' es nicht gewußt; ich lag auf der Bank und ſchlief! Eine blutige Schlacht, ein Spiel um Völkerwohlfahrt, Völkerfreiheit — und ich lag und ſchlief! Ein welthiſtoriſcher Moment, von dem die Jahrhunderte ſprechen werden, vor den Thoren unſrer Stadt — und Michel ſchlief! O Schlaf, Schlaf, Schlaf —!

Haushofmeiſter.

O Schaf, Schaf, Schaf! Ich glaube gar, der Schlingel ſchläft noch? Faß an, friſch! hilf den Thron aufrichten!

Michel.

Throne errichten, Königreiche bauen? — Wehe mir,

es iſt ein unwichtiger und unerbaulicher Beruf und meine Arme verſagen ihm!

Haushofmeiſter.

Das kommt vom vielen Schlafen, da wird man ganz ſchwach. — Aber nun raſch! lauf hinunter, Heinrich, und leg' uns die feine Livree zurecht, den Sonntagsſtaat, ſchnell!

Heinrich.

Ja, Meiſter.

Haushofmeiſter.

Nun? wird's bald?

Heinrich.

Nein, Meiſter, ich will Euch erſt was ſagen, Meiſter, ich habe einen Gedanken. Seht, Ihr ſeid ein durchſichtiger Mann, das hab' ich immer geſagt, und habt einen großen Verſtand, Meiſter: hört mal zu. Seht, alleweile mit dem neuen König, das wär' ſolch eine ſchöne Gelegenheit — werden Sich Seine Majeſtät, mein' ich, nicht eine neue Livree anſchaffen? Will ich ſagen, ein neues Wappen und eine neue Nationalfarbe, was man ſo eigentlich nennt, eine neue Livree? Das Grau und Grün will mir gar nicht ſtehn zu meinem Geſichte, auch lachen Einen die Mädchen allemal aus, wenn man damit auf den Tanzboden kommt. So

ein Roſenroth und Silber, dächt ich, oder Himmelblau und —

Haushofmeiſter.

O Du Belialsſohn mit Deinen neuen Farben! Schon bei dem bloßen Gedanken verfärb' ich mich. Neue Farben, das wäre mir! Siebenundfunfzig Jahre dien' ich dem Staate, vom Pferdejungen aufwärts, unter vier Königen hab' ich meinen Rock getragen, grün und grau, wie Ihr mich heute ſeht, und bin immer ein treuer Diener des Staats geweſen und habe meine Könige ſtets geliebt. Aber wenn, was Gott verhüte! Don Cäſario unſre Farben ändern wollte und ich alter ſiebzigjähriger Mann müßte in einem neuen Rocke gehen — meine Anhänglichkeit an die beſtehende Macht iſt groß; aber ich weiß nicht — — Herr mein Gott, was hab' ich geſagt! Ihr habt nichts gehört, ſtille, ſtille! Ihr ſeid taub, Ihr habt mich falſch verſtanden! — Aber Grün und Grau, das ſag' ich doch, dabei muß es bleiben oder — Ich habe nichts geſagt. Aber ſchlagt die Bücher der Geſchichte nach: es giebt ein Unglück, ſag' ich! Grün und grau iſt unſre Geſchichte, mehre Jahrhunderte lang; grün und grau war der erhabene Stifter unſers Reiches, grün und grau war Don Baſilio: und das war doch der Erleuchteſte von Allen.

Hans.

Baſilio? Nun laßt hören, Meiſter, die Leute munkeln ſo viel von dieſem Manne, ohne daß unſer eins ſo recht klug daraus werden kann: was iſt es nur eigentlich mit dieſem Baſilio?

Haushofmeiſter.

Staatsgeheimniſſe, mein Sohn! Staatsgeheimniſſe! dürfen nicht verrathen werden! — Worüber lachſt Du? Du denkſt wohl, ich weiß es ſelber nicht? O ich weiß es recht gut, das ſoll mir Einer ſagen, daß ich's nicht wüßte, ich werd' es Euch gleich erzählen. — Ne, ich thu' es doch nicht, 's iſt ein Staatsgeheimniß, man kann nie wiſſen, was es für Folgen hat. — Bürſte die Kiſſen ab! — — Na, das wißt Ihr doch, daß Baſilio Lenardo's Vater war? — Sacht gebürſtet, Halunke: der Purpur wird ohnedies alle Tage ſchäbiger. — Ja ſeht Ihr, ich hab' ihn noch gekannt, ja! Es war ein grauſam gelehrter Herr, ſag' ich Euch, ganz tiefſinnig, ah was für ein Herr! Bloß mit den Geiſtern ſoll er ſich verſtanden haben; aber ich ſage, wer hat 's denn geſehen? Er war ſonſt ein lieber, gnädiger Herr und ſo herablaſſend war er und ſo recht niederträchtig gegen die gemeinen Leute, Ihr glaubt's gar nicht.

Heinrich.

Ei freilich glauben wir's.

Haushofmeiſter.

Du ſollſt es aber nicht glauben, Halunke, 's iſt weit über allen Glauben hinaus, was das für ein Herr war. Und was ich Euch ſage: mit einem Mal, wie Lenardo geboren war, ſeine Mutter, Baſilio's über Alles geliebte Frau Königin, ſtarb in der Geburt — mit einem Male dankt der König ab, beſtellt Don Lothario, ſeinen berühmteſten General, zum Verweſer des Reichs, bis dereinſt Lenardo erwachſen wäre, und — ſtirbt.

Jakob.

Stirbt? Na da ſeh' ich doch wirklich nicht, was daran zu verwundern iſt; der Eine früher, der Andre ſpäter, wir ſind Gott Alle einen Tod ſchuldig, ſagt meine Mutter.

Haushofmeiſter.

Ja Narr, das iſt ja eben die Sache: Baſilio ſoll ihn ſchuldig geblieben ſein, er iſt gar nicht geſtorben, ſagen die Leute, er hat ſich entführen laſſen von den Geiſtern —

Hans.

Von den Geiſtern?! Hab' ich je ſo etwas gehört, oho?!

Haushofmeiſter.

Ihr braucht auch nichts davon zu hören: junge Leute, junge Leute! Politik iſt nicht für die jungen Leute! Ich werde mich auch hüten, Euch weiter was zu ſagen. Bloß damit Ihr im Zuſammenhange bleibt, ſeht Ihr: Lothario regierte volle zwanzig Jahre in Ehren und Züchten; bloß theurer, alle Tage theurer wurd' es! Na das iſt der Welt Lauf. Er ſtarb — ja dagegen iſt kein Kraut gewachſen. Nun kam Lenardo, eben herangewachſen, ein ſchöner, ſchlanker, ſtolzer Prinz — Na aber denkt nur nicht, daß ich ihn loben will, der Himmel bewahre mich!

Hans.

Aber warum nicht, Meiſter? Lenardo war doch in Wahrheit ein lieber, leutſeliger und freigebiger Herr.

Haushofmeiſter.

Spitzbub, du räſonnirſt?! Hat er nicht Millionen zu Luſtbarkeiten, Turniren, Bankets vergeudet? Die Tänzerinnen, die Sänger, die Poeten, alles liederliche Geſindel, lief es nicht aus und ein im Palaſt und wurde gefüttert mit Faſanen und Torten und mit edlem

Weine getränkt? Schau Du nur in das Manifeſt, das unſer allergnädigſter König und Herr ſo eben an alle Straßenecken anſchlagen läßt: da kannſt Du leſen, wie Lenardo den Thron entehrt, das Volk betrogen, die Armee verachtet hat, ja wie unſer ganzes Land verloren geweſen wäre, hätte nicht Don Cäſario, des alten Lotharios, des Reichsverweſers, Sohn, ſich noch zur rechten Stunde unſrer Noth erbarmt: er ſtellt ſich an die Spitze des Heers, er greift ihn an, er ſchlägt ihn — und wie nun männiglich dem Sieger zu huldigen, Lenardo'n aber als einen abſcheulichen, blutdürſtigen Tyrannen zu verabſcheuen verpflichtet iſt: Alles mit geſperrten Lettern und, wohlgemerkt, bei Lebensſtrafe?!

Hans.

Bei Lebensſtrafe?! Ja ſo, Meiſter, nun beſinn' ich mich. Ihr wißt ja, ich hab' ein ſchwaches Gedächtniß, 's iſt ein Geburtsfehler bei mir, ich bin acht Monate zu früh gekommen, vier Wochen nach der Hochzeit. Aber nun weiß ich ſchon, es iſt ganz richtig: Lenardo war ein ſchlechter Menſch, ein Türke, ein Feueranbeter — und Gott ſegne den König!

Haushofmeiſter.

Ein richtiges bürgerliches Gedächtniß, mein Sohn, muß ſein wie ein gutgezogener Jagdhund: es kommt,

es geht, es bringt her, es läßt liegen, Alles wie ſein Herr es haben will. Suche alſo den Mangel Deiner Natur zu verbeſſern; Du möchteſt ſonſt nicht bloß zu früh geboren ſein, Du könnteſt vielleicht auch zu früh ſterben.

Michel.

Und ich lag und ſchlief.

Ein Hofherr
(kommt).

Ich komme im Namen des Königs. Das iſt gut, daß Eure Arbeit hier fertig iſt; ſogleich ziehen Seine Majeſtät ins Schloß ein. Nun? was gafft Ihr? Schreit Vivat, lauft! (Ab.)

Haushofmeiſter.

Vivat! zieht die Sonntagsröcke an und ſtreut Blumen, Vivat! und daß Ihr mir die Mützen ſchwenkt! (Die Diener ab.) Michel, mein Sohn, komm' her, Michel! Ich kenne Dein Herz, mein Sohn, Du biſt nicht bös, ich weiß: aber Du haſt ſo eine Idee im Kopfe, eine unglückſelige, eine dumme Idee, mein Sohn! Ueberhaupt, mein Sohn, was willſt Du mit Ideen? Machen Ideen ſatt? Sieh mich an, Michel, wie ich hier bin: glaubſt Du, ich hätte jemals eine Idee gehabt? Und

hab' ich nicht bei alledem mein gutes Stück Brod erworben, wie? und bin königlicher Haushofmeiſter geworden, was? Bedenk' es wohl, Michel: Dein Vater iſt königlicher Haushofmeiſter, ſei eines ſolchen Vaters werth, compromittire nicht durch Deine verfluchten dummen Ideen die politiſche Stellung Deines Erzeugers — oder, Schlingel, ich ſage Dir, Du kriegſt die Fuchtel!

(Ab.)

Michel

(ihm lange nachblickend, nach einer Pauſe).

Vater? Du mein Vater?! Wie nenn' ich Dich, Du ... Du .. Legitimiſt, Ariſtokrat, Serviler! Ich glaub' es nicht, Du kannſt nicht mein Vater ſein, in meinem Herzen eine Stimme ſagt mir: meine Mutter hat Dich betrogen, ich muß eines großen Mannes Baſtard ſein! — Wenn ich ſo ſtehe, ſo — die Locken gekräuſelt, mit ſchiefem Hals —: Alexander von Macedonien! Ich ſchlage meine Toga um mich, lehne mich an die Säule des Pompejus, dreiundzwanzig Todeswunden in der Bruſt —: ein ſterbender Cäſar! — Oder ſo mit alterskrummem Rücken, das Haupt ſtolz aufrecht im Nacken, ein Blitzſtrahl mein Auge, vor mich hertappend mit dem alten Krückſtock —: der leibhaftige alte Fritz! Ach und ſchlag' ich gar die Arme unter,

das dreieckige Hütchen auf dem Kopf, und ſtarre vor mich hin mit dem ehernen, gedankenvollen Auge — o, auf die Vendomeſäule könnten ſie mich ſetzen, einen neuen Napoleon! — Und dennoch dieſe Alle, was waren ſie, als nur Tyrannen? Aber die Zeit der Tyrannen iſt vorbei, das junge Europa iſt erwacht, und auch durch meine Adern fühl' ich es rieſeln, wie Frühlingsſchauer, auch vor meinem Ohre rauſcht es wie Freiheithymnen, auch in meine Naſe duftet lieblich die ſchwarze Suppe der Republik! — O, daß ich nicht gebunden wäre durch dieſe elenden Feſſeln der Geburt! Daß mich nicht am Boden hielte die eiſerne Nothwendigkeit dieſes Sclavendienſtes! — Alexander? pah! Cäſar? pah! Der alte Fritz? pah! Napoleon? pah! Michel, der große Michel, Michel der Einzige!!

Haushofmeiſter
(kommt eilig).

Michel, Schafkopf, wo ſteckt Er denn? Der König iſt ſchon im Schloßhof, mach' Er fort, Vivat! (Ab.)

Michel
(im Abgehen).

Michel der Einzige! (Ab).

Trompetenſtoß: Soldaten. Cäſario, im königlichen Schmuck. Seine Miniſter, ihm zunächſt Claudio, Pietro, Evander. Hofherren. Der König beſteigt den Thron; feierliche Pauſe.

Cäſario.

So haben wir die Kron' aufs Haupt geſetzt —
Nicht wir uns ſelbſt: denn unſre Sinne ſtanden
Nach dieſer Krone goldnen Laſten nicht,
Noch nach dem Purpur, der die Schultern drückt.
Ihr Alle wißt ja, werthe Freund' und Herrn:
Gerechtigkeit, von dieſem Stuhl verbannt,
Drauf ſich die Wolluſt dehnte ſonder Scheu,
Ordnung und Zucht und aller Tugenden
Glorreich Gefolg, das ausgeſchloſſen ſtand
Vor des Palaſtes prächt'ger Pforte, kam
Zu mir gelaufen, bettlerhaft, verwaiſt:
Ihr banger Nothſchrei tönte in mein Ohr,
Wie Feuer brannten ihre Thränen mich,
Und zwangen mich, ja wider meinen Willen,
Daß ich das Schwert, das rächende, ergriff:
Nicht länger duldend, daß der heil'ge Stab,
Des Reiches Scepter, das mein Vater einſt,
Lothario, mit mächt'gem Arme trug,
Ein Rieſenlorbeer, Länder überſchattend,

Jetzt in Lenardo's kindiſch ſchwachen Händen
Unfruchtbar hinſchwand, ein verdorrend Reis. —
Ach edle Herren, Euer Dienſt iſt ſchlimm:
Was bürdet Ihr das ſchwere Regiment
Auf meine Schultern? — Doch ich wag' es drum:
Was guter Wille kann, treuherz'ger Eifer,
Raſtloſe Sorge für des Landes Wohl
Und jede unſcheinbar beſcheidne Tugend
(Da Gott mit größeren uns nicht verſah),
Es ſoll ſich zeigen, werthe Herrn, an mir:
Vorausgeſetzt, daß Ihr mich unterſtützt.
Denn dies ſei meiner Herrſchaft Fundament,
Dies der Vertrag, der einz'ge, den wir ſchließen,
Und der allein mir Muth zur Krone macht:
Wie Euer Arm es war, der mich erhob,
So, theure Herrn, ſteht mir auch ferner bei,
Leiht meiner Jugend Eures Alters Rath,
Belehret mich, und wenn ich ſtrauchle wo,
Weiſt mich zurecht, ja ſtraft mich, muß es ſein. —
Und alſo dank' ich Eure Liebe Euch.

Alle.

Heil unſerm König! Heil Cäſario!

Cäſario.

Ich dank' Euch innigſt, tauſend Dank, Ihr Herrn.

(Läßt ſich auf dem Throne nieder.)

Führt mir Lenardo, den Gefangnen, vor.

(Lenardo wird hereingeführt.)

Wie nun, Lenardo? Haſt Du Augen noch,
Emporzuſchaun? Drückt Deiner Schuld Bewußtſein,
Der Haß der Edlen, Deines Sturzes Schmach
Dich nicht zu Boden, erznen Feſſeln gleich?
Doch ſpar' ich meine Worte: Deine Schuld
Iſt ſonnenhell und wie die Nacht ſo ſchwarz;
Nicht Kläger braucht es, noch Vertheidigung:
Denn ſelber ſaß das Schickſal zu Gericht.

Lenardo.

Das Schickſal, o! nenne das Schickſal nicht
Und poche nicht auf ſein entſetzlich Recht:
Denn Du, wie ich, biſt Deines Schickſals Knecht.

Cäſario.

Schweigt Ihr, Lenardo! Es geziemt Euch nicht,
Mit mir zu rechten. Ich bin Euer Herr,
Gelüſtet mich's, ſo ſetz' ich meinen Fuß
Auf Euren Nacken, tret' Euch in den Staub.
In meine Hände gab Euch Euer Volk —
Nicht Eures mehr: unrechtes Gut verdirbt,
So, die Ihr unrecht habt geführt, die Herrſchaft:
Ihr dürft nicht leben.

Lenardo.

Wie? nicht leben, Herr?
Was that ich Euch, daß Ihr mich tödten wollt?
Auf Eurem Haupt das ſtolze Diadem
Gab Euch das trügeriſche Glück der Schlacht
Und — meine Schuld: wer aber hat, ich frage!
Zu meines Lebens Richter Dich geſetzt?

Cäſario.

Nicht tödt' ich Euch: mein mildes Herz erſchrickt
Vor dem Gedanken nur des blut'gen Beils,
Und habt Ihr gleich zehnfachen Tod verwirkt,
Heißt Gnade doch mich Unrecht thun dem Recht.
Nicht tödt' ich Euch: 's giebt einen andern Tod,
Der Euch kein Härchen krümmet auf dem Haupt
Und doch Euch ausſtreicht aus dem Buche der
Lebendigen: Verbannung nenn' ich ihn.

Lenardo.

Verbannung, Herr? Weh mir, Ihr ſpottet mein!
Iſt Gnade das, Verbannung oder Tod?
Ihr ſagt es ſelbſt: Verbannung gleicht dem Tod,
Nein, gleicht ihm nicht, iſt ſchrecklicher als er,
Ein todtes Leben, ein lebend'ger Tod!
Verbannung hier und drüben Todesqual:
Nicht wählen kann ich, allzubittre Wahl!

Cäſario.

Entſchließt Euch raſch; undankbar iſt's, zu mäkeln
An einer Gnade, welche, wie ſie ſei,
Doch immer größer iſt, als Ihr verdient.
Drum eilet Euch: daß die Gerechtigkeit
Zu frühe nicht aus ihrem Schlaf erwache
Und unerbittlich dann ihr Recht verlangt!

Lenardo.

Was hilft's zu wählen? Zwiſchen Tod und Tod
Iſt keine Wahl. Doch weil ich muß, ſo ſei's!
Zwar Leben beut mir keine Freuden mehr:
's iſt abgeblüht, ein Roſenſtrauch im Herbſt,
An welchem nur die Dornen noch geblieben.
Doch brauch' ich Zeit, der Jugend Unverſtand
Erſt abzubüßen, eh ich gänzlich ſcheide:
So ſei Verbannung denn mein elend Loos.

Cäſario.

Ihr habt gewählt: und was ich zugeſagt,
Werd' ich Euch halten. Pietro, Claudio,
In Euren Schutz vertrau' ich den Gefangnen.
Geleitet ihn bis an des Meeres Strand,
Dort ſchifft Euch ein. Die Inſel kennet Ihr,
Die aus des Meeres Wüſte ſich erhebt,

Ein nackter Felſen, einſam, unbewohnt.
Dort führt ihn hin! Dies ſei Lenardo's Reich!
Sturmvögel, Fiſche unterthänig ihm,
Wie Menſchen einſt! — Dir aber,
Lenardo, geb' ich ſchließlich dies Geſetz:
Betrittſt Du jemals — zwar Du kannſt es nicht,
Denn keine Brücke bauſt Du übers Meer
Und keinen Nachen fertigt Deine Hand,
Und keinen Schwimmer trägt die Fluth ſo weit:
Und doch, betrittſt Du je des Reiches Boden,
Biſt Du dem Tod verfallen! — Führt ihn fort.
(Lenardo wird abgeführt.)
Euch, theure Herrn, lad' ich zu Nacht ins Schloß!
Laßt dieſe Krönung feſtlich uns begehn;
Erleuchtet ſei die Stadt, das Volk beſchenkt,
Statt ſchnöden Waſſers ſprudle Wein der Quell,
Und der Rakete Feuergarbe ſoll
Dem Himmel melden, daß Cäſario
Die Krone trägt! So lebet wohl indeß. —
Ihr bleibt zurück, Pietro, Claudio!
(Alle ab, bis auf Cäſario, Claudio, Pietro.)

Cäſario.

Ich hab' ein Wort an Euch, meine Freunde. Es iſt ein wichtiges Amt, das ich Euch vertraute.

Pietro.

Gewiß, mein König.

Cäſario.

Meine Gnade gegen Lenardo iſt groß, wie? Erſchreckt Ihr nicht über dieſe Blindheit der Gnade? — Ich hab' es ihm geſagt und hier, vor den Ohren meiner Freunde, wiederhol' ich es: er darf nicht leben, ja gern mit eigener Hand hätte ich das Schwert für ihn geſchärft. Aber Ihr kennt den unverſtändigen Sinn des Volkes: noch immer hängt es mit aberwitziger Verehrung an jenem alten Baſilio, Lenardo's Vater, der einſt dieſes Land beherrſchte. Dieſe alberne Ehrfurcht erbt in den Geſchlechtern fort; ich durfte Lenardo'n nicht hinrichten laſſen, um ſeines Vaters willen.

Claudio.

Ihr habt wohlgethan, mein König! Laßt Gnade immer den erſten Demant Eurer Krone ſein.

Cäſario.

Wohl, Claudio, wohl! Gnade iſt ein feiner Schmuck: aber was ſchätzen wir am Demant, als nur ſeinen Schein? Darum nicht Gnade, Claudio, nur Schein der Gnade! Ich will ſagen, Claudio, es könnte ſein: Lenardo's Körper iſt, wie ehemals durch Schwel-

gerei und Wolluſt, ſo jetzt durch Kümmerniß und Noth zerrüttet und geſchwächt, er iſt krank, die Reiſe weit, das Meer hat Klippen und Stürme, das Meer hat keine Augen, keine Ohren, keinen Mund — Du verſtehſt mich, Claudio?

Claudio.

Nicht ich, gnädigſter Herr.

Cäſario.

O Du ſchwerfällige Langſamkeit der Tugend! Als Lenardo Dich, den Stolz des Landes, den Erprobteſten ſeiner Freunde, das ehrwürdige Erbtheil ſeines Vaters, in den Kerker werfen ließ, aus keinem andern Grunde, als weil es ſeiner Laune ſo gefiel — war er da auch ſo langſam, Claudio? Ich, da ich Dich befreite, zögerte ich auch ſo, legte ich auch ſo die Stirn in Falten und ſah zur Erde, wie Du jetzt thuſt? Ich weiß, mit wem ich rede; ich habe nicht vergeſſen, daß es Pietro's junge Gattin war, welche Lenardo durch buhleriſche Künſte ſo umſtrickte, daß ſie den würdigſten Gemahl verließ, den Spott aller Müſſiggänger auf ſeine weißen Schläfe häufend. Ihr müßtet ja kein Herz im Buſen tragen, wenn dieſe Erinnerungen nicht hinreichend wären, Eure Sinne zu ſchärfen und den äußerſten Tropfen Eures Blutes in Gift der Rache zu verwandeln. Alſo noch einmal:

es könnte ſein, ſag' ich, Lenardo ſtürbe unterwegs, ginge unter in der See — verſteht Ihr nun?

Pietro.

Wir haben verſtanden; es wird ſein: Lenardo ſtirbt.

Cäſario.

Ich danke Euch, meine Freunde, ich werde Euch dieſen Dienſt nicht vergeſſen, gewiß nicht; Ihr ſeid meine lieben Freunde. — Und vollführt Euer Amt mit Klugheit: Tod hat mehr Mittel und Wege, Schlingen und Hinterhalte, unſer Daſein zu kürzen, als der behendeſte Witz erſchöpfen kann; hier iſt die Erfindung leicht, weil jede treffen muß auf jeden Wurf. Nur ſorgt, daß ich frei bleibe von Verdacht, dieſes thörichten Volkes wegen. — Lebt wohl! und kommt Ihr wieder und könnt mir ſagen: Schlaf ruhig, Lenardo iſt nicht mehr — o mit meinem Danke will ich Eure kühnſten Wünſche überflügeln!

Pietro.

Verlaßt Euch, gnädigſter Fürſt, auf uns.

Claudio.

Lebt wohl. (Alle ab.)

Zweite Scene.

Freier Platz vor dem Königlichen Schloſſe: Erleuchtung, Muſik, Jubel des Volks.

Michel, Hans, Jakob, Heinrich treten auf.

Hans.

So laßt ihn ſtehn, den Weltverbeſſerer! Wir verſäumen gewiß noch das Feuerwerk, kommt.

Heinrich.

Ich dachte erſt, er wartete hier auf etwas, da wollt' ich auch dabei ſein; aber nun merk' ich ſchon, es iſt halt nichts, es iſt bloß wieder der närriſche Michel.

Hans.

Hörſt Du die Trompeten? Nun werden die Münzen ausgeworfen, flink!

Heinrich.

Die Münzen, o die Münzen! Ein ganzer Sack voll neuer Münzen! (Beide ab.)

Jakob.

Siehſt Du, ich will bei Dir bleiben, Michel, ich verlaſſe Dich nicht. Das Feuerwerk, das hab' ich ſchon vorm Jahr abbrennen ſehn, das is Pulver und Schwe-

fel; was is da nu zu verwundern, wenn das brennt? Aber was Du da vorhin erzählt haſt, Michel, ach bitte, erzähle mir das noch einmal, das war zu grauſam ſchön.

Michel.

O Macht der Wahrheit, das ſind deine Spuren! — Löſe nun, o Beredſamkeit, meine Zunge! weihe, o Freiheit, meine Lippe, daß ich dies unſchuldvolle Herz für dich gewinne! — Was war es denn, mein Bruder Jakob? Wonach dürſtet Deine Seele? Was willſt Du hören?

Jakob.

Ei nu, Du weißt ja ſchon — das mein' ich, ſiehſt Du wohl, das . . . Na nu haſt Du doch verſtanden?

Michel.

Verſtanden hab' ich wohl; aber ich weiß doch noch nicht eigentlich was —

Jakob.

Nu das Schöne von vorhin, wie wir das Sauerkraut aßen und wo der Hans Dich ſo auslachte, weißt Du noch? wo all die fremden Wörter drin vorkommen: Conſternation und Deportirte und . . . und . . . Reſtauration mit Billard . . . Ne das war es nich, aber

ſchön war es doch: denn ich konnte mich ſo recht dabei verwundern.

Michel.

Willſt Du hören, o Freund, von den Rechten des Volkes?

Jakob.

Ja, ja: und von ſeinen Linken auch, Alles miteinander.

Michel.

Glaubſt Du an die Rechte des Volkes? Glaubſt Du an die verborgenen Genien, die verſchleierten Talente, welche berufen ſind —

Jakob.

Nä, Michel, das laß nu man beiſeit, glauben thu' ich nu mal nichts. Is aber auch gar nich nöthig: nur immer friſch gelogen, gelogen! Da hör' ichs juſt am Allerliebſten.

Michel.

Jetzt gieb Acht, jetzt will ich es Dir zeigen, Du ſollſt es mit Augen ſehen, mit Händen faſſen: Du ſollſt ſagen können, Du haſt die Sonne der Freiheit, den Heros künftiger Zeit geſehen! Schau her, jetzt ſtell' Dich dahin, nimm die Mütze in die Hand — Du biſt nun das Volk! Still geſtanden, Volk!

Jakob.

Oho, jetzt kommt es, jetzt kriegt er's.

Michel.

Geſetzt nun, Du biſt das Volk; geſetzt nun, ich nehme ſo an, es gefiele Dir, Du wähltest mich zum König. Geſetzt nun, ich bin der König —

Jakob.

Ach das is ja gar nichts Geſetztes, das ſind ja lauter Narrenspoſſen. Aber nur immer zu, nur zu, es amüſirt mich doch.

Michel.

Geſetzt nun, ich ſtehe auf dem Markte —

Jakob.

Das thuſt Du, das is wahr.

Michel.

In einer altrömiſchen Toga —

Jakob.

Nu lügt er wieder.

Michel.

An einen Oelbaum gelehnt. Nun kommſt Du, nun grüßt Du mich — grüße mich, Eſel! Männer, werd' ich nun ſagen: Männer, Bürger, ich danke Euch, werd' ich nun ſagen. Ich werde nicht den Kopf verneigen:

mit der Hand werd' ich winken, ſo — und lächeln bei den Worten: Männer, Bürger, ich danke Euch.

Jakob.

Bitte, bitte, was er auf einmal höflich is! Gar keine Urſach' nich —

Michel.

Nu kommt das Volk und giebt mir eine Krone — her eine Krone, ſchnell!

Jakob.

'ne Krone? Na nu hör' auf, Michel, nu wird's Ernſt; ich geb' Dir keine Krone mehr, Du biſt mir ſo noch ſieben Batzen ſchuldig —

Michel.

Ruhig, Volk! Eine Krone ſag' ich — her Deine Mütze! Nun bieteſt Du mir eine Krone an: „am Lupercallenfeſt, drei Mal" — Aber ich bin größer als Cäſar, ich nehme die Krone nicht, ich breche ſie in Stücke —

(Jakobs Mütze zerreißend.)

Jakob.

O jerum meine Mütze! meine ſchöne gelbe Mütze!

Michel.

Denn, werd' ich ſagen, wir ſind Alle gleich und nicht Euer König will ich ſein, ſondern bloß Euer . . .

Euer .... Euer Imperator will ich ſein. Und dann heiß' ich Dich nach Hauſe gehn und faſten —

Jakob.

Na nu obendrein noch faſten! Meine gelbe Mütze!

Michel.

Ein Jeglicher aber, was er an dieſem Tage verzehrt hätte, zahlt er in gutem baarem Gelde in den Staatsſchatz. Ich ſelbſt brauche nicht mitzufaſten, dafür bin ich Imperator. Und von dieſem Gelde —

Jakob.

Kaufſt Du mir eine neue Mütze.

Michel.

Werd' ich aufbauen erſtens ein koloſſales Denkmal der Freiheit, auf einem Beine, mit einem Lorbeerkranz in der Rechten, ſo —! Und zweitens werd' ich aufbauen einen allgemeinen Nationalturnplatz, fünf Quadratmeilen groß und die Springböcke alle aus Paliſanderholz — Und drittens ... das Dritte weiß ich noch nicht: aber es wird das Beſte ſein von Allem —

Jakob.

O jerum, der König! (Treten beiſeit.)

Trompeten: Cäſario, in prächtigem Feſtzuge mit Soldaten, Hofbeamten, Volk zieht über die Bühne

Alle
(im Vorüberziehen).

Hoch unſer König! hoch!

Haushofmeiſter
(aus dem Zuge heraustretend, zu Michel, heimlich).

Auf ein Wort, mein Sohn! Ich bitte Dich, Michel, ſei ruhig, raiſonnire nicht, Michel! Es ſchleichen hier ſo einige Geſichter herum, denen man einen ganz beſondern Eifer für König und Vaterland anſieht. Hüte Dich, mein Sohn, ſie zu erzürnen, Du würdeſt mich unglücklich machen. Lebe wohl, ſei klug, halte den Mund, Michel! Gott, alle Hände voll zu thun — Feſtzug mitmachen, Abendtafel von zweihundert Couverts, Lichtſtümpfchen aufheben von der Illumination — o welch ein mühſeliges Amt iſt es, königlicher Haushofmeiſter zu ſein! (Ab mit den Uebrigen.)

Hans und Heinrich, betrunken, mit Weinkannen in den Händen.

Hans.

Na, Ihr Kannegießer, heda, kannegießert ein Mal! trinkt ein Mal! ex pleno, juchhe!

Heinrich.

Das iſt ein närriſcher Einfall, das iſt ein einziger Einfall, daß die Leute heut alle zwei Köpfe tragen, da haben ſie allemal noch einen in Vorrath.

Jakob.

Was tragt Ihr da? was habt Ihr da?

Heinrich.

Du, Hans, ſieh mal, der Jakob iſt beſoffen, er kann nicht mehr ſehen. Wein tragen wir, Du Kielkropf, Wein, juchhe!

Hans.

Ich will es Dir erklären, Jakob, aber Du mußt auch zuhören, Jakob. Siehſt Du, der große Springbrunnen im Schloßhof — na, nu hab' ich es Dir geſagt. Proſt, Jakob.

Jakob.

Das is ja das leibhaftige Wunder von der Hochzeit zu Kanaan? Ei ja, das ſchmeckt. Noch Eines, proſit!

Hans.

Je ſo trinke doch, Michel! Kannegießer, Gießkanne . . .

Michel
(für ſich).

Zwar — der Wein könnte vergiftet ſein, es wäre eine That, eines Tyrannen würdig: vergiften ſein ganzes Volk, damit er allein ſäße unter allen Schätzen! — (trinkt) Der Wein iſt gut, noch Eines.

Heinrich
(ſingt).

„Wenn ich von der Kneipe geh'!" — O Muſik, Muſik! ich will tanzen, meine lieben Beine wollen tanzen!

Michel.

Ich glaube, der Wein iſt doch vergiftet, er macht ſolchen eigenthümlichen Durſt — (trinkt.)

Jakob.

Ich bin ganz ſtill, ich ſage gar nichts, aber das ſag' ich doch: der König ſoll leben! Es iſt ein König nach meinem Herzen —

Hans

Und nach meiner Kehle.

Michel
(der wiederholt getrunken hat).

Nach Deinem Herzen? Elender, ſind das die Früchte meines Unterrichtes? Hab' ich dazu den Samen der

Freiheit in Deine Bruſt geſtreut? Freiheit, Freiheit mit jedem Zuge!

Jakob.

Aber ich meine nur . . . gleichſam . . . es iſt doch gleichſam der Wein des Königs, den wir trinken —

Michel.

Der Wein des Königs? Unſinn! Den König der Weine wollen wir trinken! Was da, Wein des Königs? Kann der König Wein geben? iſt er ein Weinſtock? Ein rechter König ſollte ein Weinſtock ſein. Ich trinke den Wein des Weinſtocks: was kümmert mich der König? Dieſer Wein iſt ein guter Wein.

Wache
(vortretend).

Halt, im Namen des Königs! Nehmt dieſen Burſchen feſt, er hat hochverrätheriſche Reden ausgeſtoßen —

Volksauflauf, Geſchrei. Haushofmeiſter kommt.

Haushofmeiſter.
(herbeieilend)

Michel, mein Sohn! O weh, mein Sohn!

Wache.

Zurück da! Wer ſeid Ihr?

Haushofmeiſter.

O Gott, Gott — Vivat! Ich bin ja der königliche Haushofmeiſter — mein armer Sohn — Vivat!

(Unter tumultuariſchem Gedränge Alle ab.)

Dritte Scene.

Abenddämmerung: Wald.

Lenardo, Claudio im Reiſerock.

Claudio.

Prinz, ich beſchwör' Euch, nützt den Augenblick!
Was wollt Ihr zaudern? Ganz enthüllt' ich Euch
Das finſtre Netz, mit dem man Euch umſponnen,
Und draus kein Ausweg iſt, als dieſe Flucht.
Cäſario begehret Euren Tod;
Mich und Pietro hat er auserſehen
Zu ſeiner Bosheit hinterliſt'gem Dienſt.
Dies, gnäd'ger Herr, entdeckt' ich Euch bereits;
Viel wag' ich drum, Ihr ſeht's: doch wag' ich mehr.
Seid Ihr der Sohn doch meines alten Herrn,
Baſilio's, der mehr mein Freund als Herr!
Ihr ſeid ſein Nachlaß; ich, ſein treuſter Freund,

Den Ihr verſchmäht habt und in Bann gethan
In Eures Glückes mittäglicher Schwüle,
Will jetzt Verweſer ſeines Erbes ſein.
Wie? oder traut Ihr meinen Worten nicht?

Lenardo.

O edler Freund! — Ja wohl, ich glaube Dir:
Wer wollt' auch zweifeln am Entſetzlichſten,
Wenn er Cäſario's Namen nur vernimmt?
Wohl, hättſt Du Gutes mir von ihm geſagt,
Bewährung ſeines Wortes mir gelobt,
Ja Milderung verheißen ſeines Spruchs:
Das, guter Claudio, hätt' ich nicht geglaubt. —
O welch ein Kind, welch thöricht Kind ich war!
Auf meinem Throne ſaß ich ſonder Harm,
Des Lebens fröhlich und der bunten Welt,
Die ihre Schätze vor mir ausgebreitet,
Demüthig Opfer dem gekrönten Kind —
Und nicht das Leben kannt' ich noch mich ſelbſt!
Ich bin nicht bös geweſen, Claudio:
Doch iſt es ſchlimm, ſehr ſchlimm, ein Prinz zu ſein.
Geboren werden wir — als Menſchen nicht:
Schon in der Wiege Prinzen; unſer Schrein
Iſt nicht ein Schrein, wie andre Kinder thun,
Baurkind und Bürgerſohn: die Amme nennt es

Ein prinzlich Zürnen, ein prophetiſches
Merkmal fürſtlichen Geiſtes: und der Höfling,
Um zu beſtät'gen das Prognoſtikon,
Bückt ſich in Staub und reicht die Naſe hin
Und läßt ſie zupfen von dem Prinzenkind.
Jähzorn und Wolluſt, Näſcherei, Betrug
Sind Laſter einzig für den Bürgerſohn:
Beim Prinzen heißt es kräftiges Gemüth,
Ein warmes Blut, und Laune, Witz, Verſtand.
Auch Arbeit giebt es für den Bürger nur,
Für uns allein Aufheitrung, Zeitvertreib:
Wir ſind ja Prinzen! — Und ſo wachſen wir
Als Prinzen auf und werden Menſchen nie,
Und menſchlich Recht und menſchliches Gefühl,
Und all das Elend, dran die Menſchheit krankt,
Das wir zu heilen ſo Beruf wie Macht,
Bleibt uns ein leerer, unverſtandner Laut.
Nun kommen Zeiten drohender Gefahr,
Der Prinz ſoll Mann ſein: doch er war es nie —
Soll Bürger ſein: er hat es nie gelernt!
Dann die zuerſt ſein Selbſt vernichtet haben,
Die Höflinge, die Schmeichler ſeines Glücks,
Falln von ihm ab, wie dürres Laub vom Baum;
Sein Volk verläßt ihn, ſeinen Namen ſchreibt

Mit ſchwarzen Lettern zürnend die Geſchichte —
Ich bin nicht bös geweſen, Claudio:
Ich war ein Prinz — das iſt genug geſagt.

Claudio.

So ſeid ein Mann jetzt, lernt jetzt, es zu ſein!
Dann bricht aus Wolken hell der Sonne Schein. —
Jetzt laßt uns ſorgen für das Nöthigſte.
Pietro'n winkt' ich, ſprach ihn heimlich an,
Als wäre die erwünſchte Stunde dies,
Ging fort mit Euch und gab ein Zeichen ihm,
Daß er die Wache ließ zur Ruhe gehen.
Ich, theurer Prinz — weh, daß ich's ſagen muß!
Ich ſollt' Euch morden.

Lenardo.

Aber glaubt er Dir?
Ja während wir noch nicht'ge Pläne ſchmieden,
Mit Hoffnungen die leere Luft bevölkernd,
Hat er vielleicht den Platz hier, wo wir ſtehn,
Mit ſeiner Argliſt Dienern ſchon umſtellt —

Claudio.

Seid unbeſorgt; ich kenne meinen Mann:
Zwar bös genug, das Schändlichſte zu wollen,
Des Muthes doch entbehrt er, es zu thun;

Gern läßt er mir das Schwerere, die That,
Bleibt ihm ſein Antheil an dem Lohne nur.
So laßt uns fliehn, mein Prinz! Zwei Tagereiſen
Sind wir entfernt von Davids Reſidenz,
Des edlen Herzogs: ſuchet Hilfe dort,
Schutz mindeſtens, wenn er nicht helfen will.

Lenardo.

Er wird, gewiß! Der Herzog iſt mein Freund,
Er wollte ſeine Tochter mir vermählen,
Da ich noch Fürſt war — das iſt jetzt vorbei.
Doch zweifl' ich nicht, daß er mir Schutz gewährt.

Claudio.

Ich wünſch' es Euch! und alſo laßt uns fliehn.
Zwei wackre Renner von arab'ſcher Zucht
Hab' ich verborgen in dem Erlenbuſch:
Auf denn, mein Prinz, beſteigen wir das Roß!
Und ſicher leit' ich Euch an Davids Hof:
Oder dies Reſtchen Leben opfr' ich erſt.

Lenardo.

O warum kannt' ich ſolche Freunde nicht
In meines Glückes blindem Uebermuth!
Da ſtieß ich von mir, das mein Anker jetzt,
Dein treues Herz! ſchlug dieſen Arm in Feſſeln,

Der meine Feſſeln rettend jetzt zerbricht!
O Natterzahn der Reue! — Wär' ich Dir
Damals gefolgt, fürwahr, ich wäre nicht
Ein Flüchtling jetzt, bedroht von Mörderhand!

Claudio.

Nicht auf Vergangnes, in die Zukunft ſchaut,
Und rüſtet Euch zu muth'gem Widerſtand;
Eur eignes Herz ſei Eurer Zukunft Pfand! —
Doch laßt uns eilen, eh' der Morgen graut.

(Beide ab.)

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Am Hofe des Herzogs; Zimmer.

Lenardo tritt ein.

Lenardo.

O Freundſchaft, Freundſchaft! — Blickt die Freundſchaft ſo?
Mit dieſem Lächeln der Verlegenheit,
Mit krauſer Stirn, mit halbgeſprochnem Wort,
So karg, ſo mürriſch, wie am Thor der Pförtner
Den Bettlern austheilt ſeines Herren Brot:
Iſt das die Freundſchaft?! Dieſe kalte Hand,
Die flücht'gen Druckes meine kaum berührt,
Iſt das, o Gott! dieſelbe Hand, dieſelbe,

Die ſonſt ſo zärtlich in der meinen lag
Und Briefe ſchrieb und Grüße mir entbot?! —
Ich wollt', es wär' ein Traum. Doch um mich her
Die Wetterſchwüle dieſer Einſamkeit,
Dies Achſelzucken des beſternten Volks
Und dieſer Diener ſtumme Reverenz
Mahnt, daß ich wach bin, allzudeutlich mich.
Ja, da ich Prinz war, küßten ſie den Staub
Von meinen Schuh'n, mein Lächeln war die Sonne,
In der ſie ſpielten, gier'ger Mückenſchwarm,
Ein Wink des Auges dünkte ſie Befehl:
Jetzt, da ich kam in ärmlichem Gewand,
Ein Bettler ich, der Bettler reich gemacht!
Ziehn ſie den Mund und blinzeln ſo mich an,
Wie wer auf kaum Gekannte ſich beſinnt.
O ich verſteh's: ich bin dem Hof zur Laſt,
Der Räthe Spielball und der Pagen Spott.

Maria, Davids Tochter, tritt ein, mit Gefolge von Hofdamen, welche im Hintergrunde zurückbleiben.

Maria.

Willkommen, Prinz. Mein Vater ſendet mich.
Er bittet Euch, ihn zu entſchuldigen:
Doch der Geſchäfte Drang (alſo mein Auftrag)

Raubt ihm das Glück, an Eurer Gegenwart
Sich heut zu freuen. Darum ſchickt er mich,
Der gute Vater! gleich als könnte Euch
Mein kindiſch Plaudern, mädchenhaft Geſchwätz
Den trüben Sinn erfreuen und zerſtreun.
Doch, werther Prinz, habt Ihr wohl Andres heut
Und Wicht'gers, mein' ich, im bewegten Geiſt:
Darum entlaßt mich, bitt' ich, meiner Pflicht.

Lenardo.

Bleibt, Fräulein, bleibt! Sehr dank' ich meinem Freund
Für ſolche Botin wunderholder Art.
Welch ſchönrer Stern kann mir verlaßnem Mann,
Mir Sohn der Nacht, durch meines Lebens Dunkel
Hellleuchtend aufgehn, als der Schönheit Bild,
Das Ihr mir freundlich in die Seele ſtrahlt!

Maria.

Befehlt Ihr, Prinz, ſo ruf' ich nach Muſik.
Muſik iſt Balſam einer wunden Bruſt:
Wie Wiegenlieder das verwachte Kind,
So lullt Muſik die Sorgen auch in Schlaf,
Ja wie des Liedes ſüße Melodie
Mit lindem Schmeicheln in das Ohr ſich ſtiehlt,

So auf der Töne goldgewirkter Leiter
Stiehlt Freude ſich ins kummervolle Herz. —
Beliebt es Euch den Garten zu beſchaun?
Der Frühling hat ihn luſtig ausgeziert,
Gleich einem Tempel, drin die Freude wohnt:
Durch grünen Raſen rinnt der muntre Quell,
Am Quelle blühen Blumen ohne Zahl,
Und ſchaut nur hin! die Roſe ſelbſt ſchon öffnet
Den Purpurbuſen und die Nachtigall,
Leis wiegend ſich auf vollem Blüthenzweig,
Haucht zärtlich ihr die erſten Lieder zu.
Kommt, werther Prinz.

Lenardo.

Ich dank' Euch, holdes Kind!
Sprecht weiter, bitt' ich, ſchaut mich weiter an:
Denn wie Muſik ſind Eure Worte lind
Und lieblich ſchaut Ihr, wie kein Frühling kann.
Wer von den Meiſtern hochgeprieſner Kunſt
Kann todte Saiten jemals ſo beſeelen,
Wie Worte ſind, wenn holde Scham und Gunſt,
Wenn Ernſt und Witz im Worte ſich vermählen,
Und wunderbar, unſäglich ſüß und mild,
Von Mädchenmund der Strom der Rede quillt?
Wer ſah die Roſe je ſo lieblich prangen,

Wie Purpur prangt auf holder Jungfraun Wangen?
Der Schooß des Veilchens und des Himmels Blau,
Das ſich im Bache ſpiegelnd wiedermalt,
Sind farblos beide, mitternächtig grau,
Wenn uns das Auge holder Mädchen ſtrahlt.
Sprecht weiter, bitt' ich, ſchaut mich weiter an:
Nicht brauch' Muſik, noch Frühlingspracht ich dann.

Maria.

Ihr heißt mich gehn, mein Prinz —

Lenardo.

O gehe nicht,
Nicht wende Du Dein himmliſch Angeſicht!
Laß mich, o laß Dein Bildniß mich betrachten
Und es betrachtend mich zu Tode ſchmachten!
Unwiderruflich, jammervoll Geſchick!
Ein Paradies, drin tauſend Wonnen ſproſſen,
Du ſüßes Weib, ahn' ich aus Deinem Blick:
Umſonſt! es bleibt auf ewig mir verſchloſſen,
Du ſelbſt, ein Engel, ſcheuchſt mich ſtreng zurück!
Einſt, da zum Schooßkind mich das Glück erkoren,
Verhieß Dein Vater mir zum Weibe Dich:
Jetzt weiß ich erſt, was Alles ich verloren —
Nicht Vieles, Eins nur: ich verlor ja Dich!

Maria.

Mich dünkt, mein Prinz, in jenen trüben Tagen
Verlort Ihr wohl ein andres, größres Gut:
Mehr gilt die Herrſchaft, als verliebter Muth,
Die Krone mehr, die Euer Haupt getragen.
Auch hab' ich nie des Vaters Plan gekannt.

Lenardo.

Nein, glaub' es nicht! Die goldne Krone drückt,
Nur todter Stein ſind Perl' und Diamant:
Glücklich allein, wer mit geweihter Hand
Der Schönheit Blume, Frucht der Liebe pflückt!
Von tauſend Thronen willig ſtieg' ich nieder,
Gewöhnt zur Arbeit die verwöhnten Glieder,
Ja dienen wollt' ich Knechtesdienſte gern,
Fänd' ich nur Dich an meinem Himmel wieder,
Du Sonne mir, und jetzt mir ſonnenfern!
Du wußteſt nicht von Deines Vaters Plänen?
Ich neide Dich, o dreimal Sel'ge Du:
Ich wußte drum — und darum dieſe Thränen!
Ich wußte drum — und darum keine Ruh!

Maria.

Lebt wohl, mein Prinz —

Lenardo.

O bleibe —!

Maria.

Lebet wohl.

(Ab mit Gefolge.)

Claudio tritt ein.

Claudio.

Wie nun, mein Prinz? Ihr ſteht in Gram verſenkt?
So hat vielleicht ein dienſtbereiter Geiſt
Prophetiſch Euch ins bange Ohr geraunt,
Was meine Lippe weigert Euch zu ſagen?

Lenardo.

Sprich's frei heraus! Ich bin ein müder Mann,
Dem Du des Zorns aufſprühnde Funken nicht,
Noch auch der Thränen bittern Quell entlockſt.
Was es auch ſei, Du findeſt mich bereit:
Das ſchnellſte Gift ſoll mir das liebſte ſein.

Claudio.

Wenn eine Neuigkeit vergiften könnte,
So freilich dieſe thät' es, armer Prinz!
Cäſario's vertrauter Rath, Evander,
Erſchien an dieſem Hof, mit trotz'gem Muthe,
Den ſeines Herrn hochaufgeblühtes Glück
Und dieſes Herzogs Wankelmuth ihn lehren,
Entbietet er ihm höchſt zweideut'gen Gruß:

Verſichern ſoll er ihn Cäſario's Huld,
Die Gründe ſagen ſeines neuſten Thun,
Und bei dem Herzog ſich verwenden um
Die Hand der Tochter für Cäſario.

Lenardo.

Die Hand Mariens für Cäſario?!
O ew'ge Götter! — Und der Herzog? nun?

Claudio.

Gemach, mein Prinz: Evanders Worte ſind
Zwiefacher Art, die einen honigſüß
Und ſcharf die andern, wie ein ätzend Gift.
Der König raſet, daß Ihr ihm entwiſcht;
Schon hat Pietro durch verdienten Tod
(Verdient fürwahr, wenn auch durch dieſes nicht,
Wofür er ihn erlitt) das ſchmähliche
Vertraun gebüßt, das er in mich geſetzt:
Doch weiter lechzt Cäſario nach Blut,
Nach Eurem, Prinz, wie nach dem meinigen!
Drum dieſes iſt der neuen Freundſchaft Preis,
Dies langer Schmeichelrede kurzer Sinn,
Daß David Euch, mein edler Herr, und mich,
Der ich der Schatten Eures Unglücks bin,
Ausliefert in Cäſario's Gewalt.

Verweigert er's, ſo droht Cäſario
Mit blut'gem Mord das linde Wort zu tauſchen,
Und wo er Hochzeitfackeln erſt begehrt,
Will er durchs Land die Kriegesfackel tragen.

Lenardo.

So ſind wir morgen in Cäſario's Hand.
Doch mag es ſein! Nicht fliehen will ich mehr,
Es ekelt mich, wie ein geſcheuchtes Reh
Ein elend Leben retten ruhelos.
Wohin auch ſollt' ich fliehn? Die Erde iſt
Weit für den Glücklichen, dem Elend beut
Kein Plätzchen ſie im unermeßnen Rund.

Claudio.

Doch, theurer Prinz! Horcht auf, ich ſag' es Euch.
Weit ausgedehnt im Norden dieſes Landes,
Das Reich begrenzend, welches Euer war,
Liegt ein Gebirg', unwegſam, furchtbar wild.
Wohl Tage könnt Ihr reiſen kreuz und quer
Und findet nirgend eines Menſchen Spur;
Ja ſelbſt des Himmels wundervolles Blau
Bricht durch die Waldnacht dämmernd nur herein.
Uralte Eichen, Tannen, ſchlank und kraus,
Brauſen und ſauſen ewig ungehört;

Gießbäche ſtürzen in die Tiefe ſich,
Eintönig donnernd: ja ſo einſam iſt's,
Daß Euch erſchreckt des eignen Trittes Hall.
Nicht ſcheut die Wildniß: ſicher ſeid Ihr dort,
Weil Menſchen dort Euch tückiſch nicht bedrohn,
Und beſſer iſts, Euch frißt der Schlange Zahn,
Als daß die Natter hämiſchen Verraths
Tagtäglich neu den Buſen Euch durchbohrt.

Lenardo.

Doch wo der Weg?

Claudio.

Ich ſelber gebe Euch
Bis an der Wildniß Grenze das Geleit;
Dann leit' Euch Gott!

Lenardo.

Und Du, mein Claudio?

Claudio.

Dies, theurer Fürſt, laßt meine Sorge ſein.

Lenardo.

Nein, nimmermehr! Dies werde nicht geſagt,
Daß ich den Freund, [illegible]en einzigen, verließ,
Der ſelber niemals mich verlaſſen hat!

Claudio.

Doch thu' ich's jetzt — und thu' es, theurer Prinz,
Um meines Vaterlandes willen und
Zugleich um Euch! Nein, hört mich ruhig an:
Verkleidet kehr' ich in Cäſario's Reich —
Seid unbeſorgt! Der alte Claudio
Iſt nicht ſo ohne Freunde, wie Ihr denkt,
Man wird ihm wohl ein ſtilles Plätzchen gönnen,
Wo ihn Cäſario's Häſcher nicht entdeckt.
Auch, glaubt mir, iſt Cäſario nicht beliebt:
Die Wankelmüth'gen reut die raſche That,
Unwillig tragen ſie das ſchwere Joch,
Das der Soldat auf ihren Nacken legt;
Man ſehnt ſich ſchon nach Euch, gedenkt an Euch
Mit Wehmuth ſchon, lobt Eure Tugenden,
Vergißt, mein Prinz, was Ihr verbrochen habt.
Laßt mich zurück! laßt langſam, insgeheim,
Die Gluth mich nähren, die im Stillen glimmt!
Vielleicht, wer weiß, es kommt noch eine Zeit,
Wo durch die Wildniß Euer Name tönt,
Euch heimzurufen auf der Väter Thron!

Lenardo.

Verwegner Traum! — Doch wär' es auch, o Freund:

Wie, wenn die Wildniß ſo entſetzlich iſt,
Wie findſt Du mich? wie weißt Du, ob ich noch
Am Leben bin? ob nicht ein Opfer ward
Der Ungeheuer, Opfer meines Grams?

Claudio.

Als Jüngling zog ich oft durch dieſe Wüſte
Mit Eurem Vater, Don Baſilio.
Er liebte dieſe Gegend; ſeinem Sinn,
Der ſpielend umging mit dem Schrecklichen,
Davor der Andern Seele ſich entſetzt,
Ward wohl und heimiſch in der Einſamkeit.
Aus jenen Zeiten kenn' ich einen Fels,
Nicht fehlen könnt Ihr: denn der höchſte iſt es,
Der wie ein König aus der Menge ragt,
Rings in dem weiten Umkreis des Gebirgs.
Auf ſeinem Gipfel eine Höhle ſchuf
Die gaſtliche, die Laune der Natur,
In Marmorſtein, von Epheu überdeckt.
Dort, wenn es Zeit iſt, find' ich Euch; wo nicht,
So wein' ich, Prinz, um Euren frühen Tod.

Lenardo.

Du wirſt es, Freund! Denn ich erlebe nicht,
Daß mir aus Leiden jemals Luſt gedeiht,

Der Himmel haßt mich und der Tod allein
Iſt meine Hoffnung.

Claudio.

Nicht den Himmel klagt,
Den ew'gen nicht, um Eure Leiden an:
Seid Euer eigner Himmel, Prinz, und tragt,
Was kommen mag, großherzig, wie ein Mann. —
(Beide ab.)

Zweite Scene.

Audienzzimmer im Schloſſe des Herzogs.

Verſammlung des Staatsraths: David, ſeine Miniſter, unter ihnen Alexis. Hofbeamte, Sekretäre. Evander, Miniſter des Cäſario.

Evander.

Dies, gnäd'ger Fürſt, die Botſchaft meines Herrn:
's iſt Eure Antwort, deren Wiederhall
Der Friedensfeier liebliche Muſik
Oder des Krieges wilde Donner weckt.
Entſcheidet jetzt, da Ihr die Botſchaft wißt.

David.

Aber, lieber Mann, ſo nehmt doch nur Vernunft an, das läßt ſich doch nicht ſo geſchwinde thun, das wäre ja ganz gegen die Tendenz meiner Regierung. Und das ſag' ich Euch, von meinen Tendenzen laſſ' ich nicht.

Evander.

Mein König hieß mir ſchleun'ge Wiederkehr:
Denn Zögerung geſtattet ſeinem Herzen
Weder die Flamme ſeiner Zärtlichkeit,
Noch, reizt Ihr ihn, der Blitzſtrahl ſeines Zorns.
Erwägt es wohl! An des Verbannten Fuß
Iſt das Geleit der Sorgen nur gebannt,
Indeß die Freundſchaft mit Cäſario
Und dieſe Heirath, die ſein heiß Begehren,
Euch mächt'gen Beiſtand, ſichern Schutz gewähren.

David.

Ja freilich, freilich. Ah Ihr ſeid ein geſcheidter Mann, mein Herr Geſandter. — Hofmarſchall, zieht den Herrn von Evander heut an meine Tafel. — Auf Wiederſehen, mein Lieber. (Evander ab. Pauſe.)

David.

Staatsſekretär, habt Ihr das zu Protokoll genommen?

Sekretär.

Zu Höchſtdero Befehl, Durchlaucht.

David.

Das wird mir in blaues Papier geheftet, hört Ihr? und deponirt es im Staatsarchiv, links, oben, das zweite Fach. Vergeßt nicht: links, oben! Denn Ordnung iſt die Tendenz meiner Regierung. — Was ſagt Ihr dazu, Miniſter des Auswärtigen?

Miniſter des Auswärtigen.

So zu ſagen . . . Durchlaucht wollen geruhen . . . ein ſchwieriger, ein äußerſt verwickelter Fall . . . gleichſam . . .

David.

Das können wir uns ſelber ſagen. Aber wozu halt' ich mir denn meine Miniſter, als für die verwickelten Fälle? O ich muß ja mein Miniſterium ändern!

Miniſter des Hauſes.

Es möchte in Betracht zu ziehen ſein, Durchlauchtigſter Herr, daß dies ein Fall iſt, welcher gleichmäßig die Miniſterien des Hauſes wie des Auswärtigen beſchäftigt: Freiwerbung um Hochdero Prinzeſſin Tochter, angebotenes Bündniß, drohende Kriegsgefahr —

David.

O potz Wetter, nur keinen Krieg! nur den Frieden aufrecht erhalten um jeden Preis! Der Frieden iſt die Tendenz meiner Regierung.

Miniſter des Hauſes.

Ich möchte mir daher erlauben, auf eine gemiſchte Kommiſſion anzutragen —

David.

Ah, gemiſchte Kommiſſion! Ganz mein Gedanke, mein höchſteigner, fürſtlicher Gedanke! — Kommiſſion, Konferenz, erſtes, zweites, drittes, ſiebenundfunfzigſtes Ultimatum —

Alexis.

Durchlaucht'ger Herr, vergönnet mir Ein Wort —

Miniſter des Auswärtigen.

O mein guter General, ſo zu ſagen, die Sache gehört ja gar nicht in Ihr Departement —

Die Miniſter
(durcheinander).

Ganz und gar nicht in Ihr Departement — Durchlaucht wollen nichts von Krieg wiſſen — Sie ſind der jüngſte Beiſitzer, es wäre gegen alle ſtaatliche Gliederung —

David.

Siehſt Du, Alexis, da hörſt Du es: Du biſt noch zu jung im Miniſterium, Du kannſt noch keinen Rath geben; junge Miniſter ſind gegen die Tendenz meiner Regierung.

Alexis.

Ob jung, ob alt —: aus jedem Munde tönt
Die Wahrheit recht! Wie, mein Durchlaucht'ger Herr?
Seit wann denn ſind wir ſo verarmt an Muth,
So klein geſinnt, ſo unſrer Ehre baar,
Daß dieſes Fremdlings trotz'ger Uebermuth
Uns ungeſtraft ins Antlitz ſpotten darf?
Das fromme Gaſtrecht, das Lenardo's Haupt
Weit heil'ger macht, als trüg' er Kronen noch,
Seit wann verbanntet Ihr's aus dieſen Hallen?
Man droht Euch Krieg: ſo lehrt den Droher ſelbſt,
Welch grimmen Dämon er heraufbeſchwor!
Eur Heer iſt klein: doch in gerechtem Krieg
Erringt wohl auch der Schwächere den Sieg,
Und gerne will ich, was auch mag geſchehn,
Mit meinem Haupte für den Ausgang ſtehn.

David.

Ah Du haſt eine angreifende Sprache, mein guter

Aleris, mir ſind ordentlich die Thränen in die Augen getreten. Es iſt wahr, ich habe die gerechte Sache ſtets geliebt — aber wenn nur der verwünſchte Krieg nicht wäre!

Miniſter des Schatzes.

Auch vergeſſen der Herr General den Finanzzuſtand des Landes; die Aktien fallen immer tiefer, kein Menſch will unſre Papiere mehr nehmen, ſie meinen alle, ſie hätten ſchon zu viel davon —

Miniſter des Cultus.

So es Gott gefällt: das Beſte, glaub' ich, iſt, wir ſuchen die Sache zu vermitteln.

David.

Zu vermitteln — eben wollt' ich es ſelber ſagen! Von allen Mitteln iſt das Vermitteln mir immer das liebſte und die Haupttendenz meiner Regierung.

Miniſter des Cultus.

Man ſetze Lenardo und Claudio eine Friſt von dreien Tagen, die Grenzen dieſes Reiches zu verlaſſen: wohin, mögen ſie ſelbſt ſich wählen. Bis dahin ſind ſie im unverletzbaren Schutze Eurer Durchlaucht; dagegen, findet der vierte Morgen ſie noch in Höchſtdero Staaten, ſo ſind ſie der Gewalt des Cäſario verfallen. — Dies, dünkt

mich, iſt eben ſo viel Großmuth wie Klugheit, Fügſamkeit wie Feſtigkeit, Strenge wie Gnade.

Aleris.

Das nennſt Du Großmuth, Klugheit, Feſtigkeit?
O nenn' es anders: thörichten Verrath,
Unweiſe Schwäche, feigen Wankelmuth —

David.

Oho Herr Aleris, nur nicht meine fürſtlichen Gerechtſame angetaſtet! — Hofmarſchall, notirt mir den Miniſter des Cultus, er ſoll den nächſten Orden haben, welchen ich erfinden werde. — Miniſter des Cultus, ich bin Euer wohlgeneigter Landesvater, Euer Vorſchlag iſt genehmigt. Nur keine Entſchiedenheit, keine Gewaltſchritte! nur immer hübſch Beſchwichtigen, Vermitteln, Verſöhnen, damit wir es mit keinem Theile verderben! — Hofmarſchall, geht und kündigt dem Lenardo unſern fürſtlichen Entſchluß an. Aber ſagt's ihm glimpflich, hört Ihr? und ich laſſ' ihn auch ſchönſtens grüßen, wenn er Reiſegeld braucht, er ſoll es nur ſagen. — Geſegnete Mahlzeit, meine Herren, der Staatsrath iſt aufgelöſt.

Miniſter des Auswärtigen.

Euer Gnaden geruhen: es iſt noch über das Ehe-

geſuch des Don Cäſario — ſo zu ſagen, gewiſſermaßen, ein höchſt wichtiger Gegenſtand —

David.

Nach Tiſche, mein Lieber, nach Tiſche! Das ſind Familienſachen, die muß man mit gerührtem Herzen betreiben. Alſo nach Tiſche, meine Herren.

(Alle ab, bis auf Alexis.)

Alexis.

So geh' denn hin den unglückſel'gen Gang!
Die Schmeichler herrſchen, Dummheit lenkt den Staat,
Und wer ein Wort wagt, wie es Männern ziemt,
Wird überſtimmt von dieſer feidnen Schaar.
Allein was mehr? Iſt's doch Prophetenart,
Stets ungehört, ſtets in die Wüſte ſchrein:
Soll mein Geſchick denn nur ein andres ſein?!

(Ab.)

Dritte Scene.

Ebendaſelbſt: Zimmer der Prinzeſſin.

Maria. Wärterin.

Wärterin
(kommt).

Jemine, jemine, war das ein kläglicher Anblick! Solch junges Blut! ſolch ein ſchmucker Herr! Und der ehrwürdige Graukopf neben ihm, jemine!

Maria.

Was meinſt Du nur?

Wärterin.

Habt Ihr ihn nicht geſehen? Ach hättet Ihr ihn geſehen, Fräulein! Den Lenardo mein' ich, den armen fremden Prinzen mit ſeinem Freunde Claudio. Euer Vater, Fräulein . . . Gott erhalte ihn, ich will nichts Böſes von ihm ſagen: aber wie kann man ſo dick ſein und ſo grauſam dabei? Er hat ſie beide weggejagt, vom Hof, aus dem Land, armſelige Flüchtlinge. Ich ſtand am Fenſter und die Augen gingen mir über vor lauter Mitleid: da ſah ich ſie fortziehn beide, den Jun-

gen mit dem Alten, einen weißen Stecken in der Hand, wie Bettelleute, mit geſenktem Auge, Einer den Andern ſtützend. Nun gehen ſie gewiß in die große Wildniß, und haben ſie ſelbſt nichts mehr zu eſſen, laſſen ſie ſich eſſen von den Tigern und den Schlangen. Jammer, Jammer um den armen Prinzen!

Maria.

Ein Prinz! ein Prinz! und bettelt ſich durchs Land!
Ein köſtlich Erbtheil, in Verſchwenderlaune
Gab ihm ſein Glück: wie hat er es gebraucht?!
Kein Knabe giebt ſein Spielwerk willig hin,
Und ſei's ein Ball, ein Steckenpferd, ein Kreiſel,
Er hält es feſt und ballt die kleine Hand
Und beißt die Zähne ritterlich zuſammen —
Doch dieſer hier, ein Prinz, weit knabenhafter
Als Knaben ſelbſt! giebt ſeine Krone fort,
Wirft ſich in Staub vor ſeines Feindes Fuß,
Ein Leben bettelnd, ohne Werth und Glanz!
Sein Leben ha! nicht leben durft' er mehr,
Ward er beſiegt — und nun durchs Land ſich betteln,
Gejagt und flüchtig, wie das Wild im Forſt,
Kein Prinz, kein Mann!

Wärterin.

Wie, Fräulein? Lenardo kein Prinz? Ei ein recht
fürtrefflicher Prinz, ein charmanter Mann. Sein Aug'
iſt ſchmeichleriſch und lieblich, und der Klang ſeiner
Stimme geht ins tiefſte Herz. Lenardo iſt ein edler
Prinz; er ſpricht in ſehr wohlgeſetzten Redensarten und
ſein ganzer Anſtand iſt ein gefälliger und prinzenhafter
Anſtand.

Maria.

Gefäll'ger Anſtand, ſüße Reden, ja!
Doch macht ein Handkuß, eine Zärtlichkeit,
Ein ſüßes Wörtchen, das nach Ambra duftet,
Zum Prinzen ihn? Iſt das des Mannes Art,
Daß er wie Kinder thun und ſieche Mägdlein,
Maiblümchen pflückt, die Nachtigall belauſcht,
Seufzt, wenn ſie ſingt, und mit den Sternen äugelt
Und Zither ſchlägt und ſchlechte Lieder reimt?
Nicht leiden kann ich dieſer Männer Art,
Die Mißgeburt der ſchwelgeriſchen Zeit:
Es grauſet mich, ſeh' ich ſolch bärtig Weib,
In neuſter Tracht, bunt wie ein Regenbogen,
Das Haar geſalbt, herhüpfend auf den Zeh'n,
In ausſtudirter Tänzerpoſition,
Mit leichtem Stöckchen fechtend in der Luft,

Und Worte ſummend, Worte, Worte nur!
Sind wir ſo ſchlecht geworden, Weiber wir,
Ja vor uns ſelbſt im Preiſe ſo geſunken,
Daß wir uns achten ſolcher Männer werth?
Und ſchmeicheln ſie und nennen ſie uns ſchön
Und ſagen gar, ſie ſind in uns verliebt
Und nennen uns ihr Sternbild, ihren Engel,
Ihr ſüßes Leben, Zuckerpüppchen, Herz:
Sind wir ſo kindiſch, ja ſo ganz bethört
Von Eitelkeit, dem Dämon des Geſchlechts,
Daß ſolches Lob aus ſolchem Mund uns freut?!
Nein, dieſer Einen lieb' ich nimmermehr:
Erſt müßt Ihr Mann ſein, dann erſt liebt ein Weib!

Wärterin.

Jemine, Prinzeſſin, wie Ihr ſprecht! Iſt ein Mann hübſch, iſt er ein guter Mann; ſpricht ein Mann zärtlich, iſt er ein gelehrter Mann — und nimmt ein Mann uns gar zur Frau, ſo iſt er die Krone aller Männer. Laßt Euch rathen, Prinzeß! Mein Mann ſeliger war ein lieber Mann: zwar ein Adonis war er nicht, er hatte krumme Beine und die Nachbarn nannten ihn nur den kurzen Gottfried; gelehrt war er auch nicht, denn ſeine Verſtandeskräfte waren ſchwächlich: aber dennoch war er ein lieber Mann, ein braver Mann, ein vortrefflicher

Mann, der mich zwölf Mal mit Ehren zur Mutter gemacht hat — Prinzeſſin, was wollt Ihr mehr vom Mann? — Ja ſchlagt nur nach mir: dieſer Lenardo — ich weiß doch, was ich weiß.

Maria.

Und was weißt Du denn, Thörin?

Wärterin.

Ei Du Gottes liebe Unſchuld! Schlagt die Augen nieder? und werdet roth, ein ganz klein Bischen — und nun ſeht Ihr mich wieder an, als wolltet Ihr mich mit Euren ſchönen ſchwarzen Augen mitten von einander ſchießen? — Dieſer Lenardo, will ich ſagen, mit den ſchmachtenden Blicken, die Ihr nicht ſehen, mit den ſüßen Redensarten, die Ihr nicht hören, mit dieſem Unglück, von dem Ihr nichts wiſſen mögt . . . dieſer Lenardo . . . O nun, ich bin ſtumm.

Maria.

Still, Schwätzerin, ich mag von ihm nichts hören,
Sein Name ſchon erregt mir Ueberdruß.
Er hat ſich gut empfohlen, in der That:
Lenardo, Prinz, vertrieben aus dem Land,
Vom ſchwerſten Schickſal prüfend heimgeſucht,
Nichts Andres dennoch weiß er mir zu ſagen,

Als Schmeichelein, unziemend Liebsgeſchwätz,
Ohnmächt'ge Seufzer und der Minnepein
Berühmten Jammer, ungereimt gereimt!
Drum ſtill von ihm: Lenardo'n liebt' ich nie,
Noch werd' ich je, das ſchwör' ich Dir, ihn lieben.

Wärterin.

Schwört nicht, Fräulein, ſchwört nicht! Schon Mancher hat dergleichen geſchworen, dem ſein Schwur nachher ſchwer ward; darum ſchwört nicht!

Ein Hofherr tritt ein.

Hofherr.

Gnädigſtes Fräulein, Dero Durchlauchtiger Herr Vater ſehnen Sich nach Hochdero Gegenwart.

Maria.

Meldet meinem Vater meinen kindlichen Gruß, ich folge ſogleich. (Hofherr ab.)

Wärterin.

Ei ſo wartet doch! Hier, die Locke, das Stirnband und die Falte da im Kleid — o kommt hinein, Ihr ſeid mein Augapfel, ich muß Euch erſt noch ein Bischen putzen, kommt! — Aber neugierig bin ich doch,

was Seine Hoheit wieder einmal für Tendenzen haben werden.

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Ebendaſelbſt: ein Staatszimmer.

Evander und der Miniſter des Auswärtigen treten ein.

Evander.

Aber einem Diplomaten, wie Euer Excellenz ſollte es unmöglich geweſen ſein, dem unſeligen Vorſchlag dieſes Cultusminiſters Einhalt zu thun? Denn ich darf es Euer Excellenz nicht verhehlen: mein Herr wird außer ſich ſein vor Zorn, höchſt gerechtem Zorn, wenn er erfährt, auf welche Weiſe Euer Herzog die Flucht unſrer Feinde begünſtigt hat.

Miniſter des Auswärtigen.

Freilich, freilich — ſo zu ſagen, unzeitig, unüberlegt — O ſehr wahr, ſehr wahr, mein theuerſter Herr Geſandter! Gewiſſermaßen, wenn ich reden wollte —

Evander.

Euer Excellenz werden reden, ich weiß es; Sie werden Seiner Durchlaucht die Nothwendigkeit beweiſen, die Bewerbung meines gnädigſten Herrn anzunehmen, ja wie dies das einzige Mittel iſt, den Zorn Seiner Majeſtät zu verſöhnen und die Fehlgriffe, welche die herzogliche Politik begangen, in Vergeſſenheit zu bringen. Ich darf hinzuſetzen, daß, wer die Abſichten meines Herren in dieſem Punkte unterſtützt, ſich einige Rechnung machen darf auf ſeine Dankbarkeit — die Dankbarkeit, mein Herr Miniſter, eines Königs!

Miniſter des Auswärtigen.

O ich weiß, ich weiß, ein gnädiger Herr, ein ſehr gnädiger Herr! Seine Majeſtät dürfen ganz auf mich zählen —

Evander.

Aber ſeid Ihr auch Eurer Collegen ſicher? Es iſt da ein gewiſſer Aleris, eine trotzige Natur, welche mir Sorge macht.

Miniſter des Auswärtigen.

Hat nichts zu ſagen, mein Herr Geſandter! Gleichſam eine gutmüthige dumme Haut. — Kann nichts da-

für, der arme Mann, iſt ein Bürgerlicher; auch hat er ſein Portefeuille bereits abgegeben.

Evander.

So ſtehen unſre Sterne günſtig — und Ihr ſelbſt, mein Herr Miniſter, das glaubet mir! werdet nicht der Letzte ſein, der ihre goldenen Strahlen verſpürt.

Herzog David, ſeine Miniſter, Gefolge ꝛc. treten ein.

David.

Nun, Herr Geſandter, was meint Ihr? Mein Rheinwein, meine Faſanen, gelt? Ich bin zwar nur ein kleiner Herzog: aber was Eſſen und Trinken iſt, da halt' ich es wie der größte Kaiſer. Denn das iſt die Tendenz meiner Regierung. — Staatsminiſter, legt mir die Geſchäfte vor.

Miniſter des Auswärtigen.

Hier die Ehepakten zwiſchen Hochdero Prinzeſſin Tochter und dem erlauchten Könige Don Cäſario. — So zu ſagen, Alles fertig, Alles abgemacht, bis auf das Jawort des gnädigen Fräuleins.

David.

Ich habe ſchon nach ihr geſchickt. Hofmarſchall, man führe die Prinzeſſin herein.

Maria tritt ein.

Maria.

Auf Eur Geheiß, mein theurer Herr, erſchein' ich,
Nicht ohne Staunen, in ſolch würd'gem Kreis.
Was iſt der Wille meines gnäd'gen Vaters?

David
(nach einer Pauſe).

Meine liebe Tochter — Na nu ſagt einmal, mein Herr Geſandter, iſt das nu 'ne Prinzeſſin oder nicht, hä?

Evander.

Längſt pries der Ruf, mein Fürſt, daß Eure Tochter
Die ſchönſte ſei von allen Frau'n der Welt,
So ganz einſtimmig, ohne Widerſpruch,
So unbezweifelt von dem Neide ſelbſt,
Daß, wer Gerüchten niemals hat geglaubt,
Ihm glaubt' er doch! Nun aber ſeh' ich ein:
Wie immer, hat der Ruf auch hier gelogen —
Die Schönſte nur? Sie iſt die Schönheit ſelbſt
Und keine Schönheit giebt es außer ihr.

David.

Ja, ja, ich kann es mir denken, es iſt ſo ein Familienzug um den Mund herum, den hat ſie von mir. Aber was ich ſagen wollte, meine Tochter: es hat ſich ein

hochachtbarer Freund und Herr, der edle Cäſario, in der Perſon dieſes würdigen Botſchafters um Deine Hand beworben. Wie mein Staatsrath beſchloſſen hat und weil es das Wohl des Landes ſo erfordert, wirſt Du Cäſario's Gemahlin werden —

Maria.

Wie, theurer Herr? Cäſario's Gemahl!
O in der That: iſt dies ein Scherz, mein Vater —

David.

Das gute Kind! denkt ſie, ich will einen Scherz mit ihr machen! Ernſt, mein Kind, purer Ernſt! Cäſario iſt der mächtigſte König weit und breit —

Maria.

Und wär' er König beider Indien auch
Und wäre Gold das ſchlechteſte Metall
In ſeinem Land: ich kenn' ihn nicht, mein Vater,
Noch lieb' ich ihn. Darum entſchuldigt mich;
Doch werd' ich nimmer des Cäſario Weib.

David.

Ja, Staatsminiſter, was iſt da zu thun? Meine Tochter will nicht.

Miniſter des Auswärtigen.

So zu ſagen, gnädigſter Herr, eine edle jungfräuliche Scham, pflegen es gewiſſermaßen alle ſo zu machen, die jungen Damen; Euer Durchlaucht haben das gnädige Fräulein zugeſagt — iſt ſo zu ſagen eine abgemachte Sache, ja.

Maria.

Ihm zugeſagt? Ha ſpräche nicht dies Haar,
Vom Froſt des Alters ſilberweiß gebleicht,
Um Ehrfurcht mich, auch wider Willen, an,
Ich rief' es Dir ins Angeſicht: Du lügſt!
Und noch einmal: Du lügſt! — Wie denn, mein Vater?
Was bin denn ich, wenn dies mein eigenſt Ich,
Leib, Leben, Liebe, weggegeben wird
Von fremder Hand, als wär' ich nur ein Ding,
Das Jedem zufällt, welcher es erkauft?
Als hätteſt Du mich, Vater, nie geliebt?!

David.

Staatsminiſter, Ihr hört ja, meine Tochter will nicht: was iſt da anzufangen?

Miniſter des Auswärtigen.

Erlauben die gnädige Prinzeſſin, das Wohl des ganzen Reiches . . . gleichſam . . . in Anbetracht . . .

Maria.

Das Wohl des Reichs? Des ganzen Reiches Wohl?
Ich glaub' Dir nicht! Wie? wär' mein Herr ſo arm,
So ſchwach das Reich, ſo treulos ſeine Diener,
Daß keine Hilfe weiter für ihn iſt,
Als eines Mädchens kleine, zarte Hand?
Wo habt Ihr Eure Reiſ'gen? Eure Roſſe?
Wo Eure Schwerter? Eure Feſtungen?
Und die den Tod ausſpeien, die Geſchoſſe?
Iſt Alles dies verloren über Nacht,
Vom Meer verſchlungen, von der Luft verzehrt,
Hinweggewiſcht, wie man mit naſſem Finger
Ein leicht entworfenes Exempel löſcht?
Und ward dies untreu, dieſes Fundament,
Auf dem man Staaten baut für Ewigkeiten:
Was hofft Ihr denn von dieſer armen Hand,
Die, wenn es ſein muß, wohl für meinen Vater
Almoſen bettelt, doch ſich nicht verkauft?!

David.

Staatsminiſter, ſie macht mir das Herz weich. Gieb Dich doch zufrieden, mein Püppchen, Zufriedenheit iſt ja die Tendenz meiner Regierung.

Evander.

Vergönnt mir, Herr, ein einz'ges kurzes Wort!
Zwar ziemt für mich nicht Rath noch Warnung hier,
Doch ſag' ich dies: Lenardo iſt entflohn
Sammt Claudio, dem dreifachen Verräther,
Durch Eure Schuld; im Bündniß, wie es ſcheint,
Mit allen Feinden ſteht Ihr meines Herrn.
Doch ſeht Euch vor! Zählet nicht allzuſehr
Auf die Gewalt, die feſſelnde, der Liebe
Und meines Herren Sanftmuth und Geduld!
Er liebt das Fräulein, ja: doch eben dies,
Was jetzt die Quelle ſeiner Nachſicht iſt,
Treibt Ihr's danach, kann auch ein Abgrund wer-
den,
Ein unergründlich flammenſpeiender,
Von blut'ger Rachgier, unſühnbarem Haß! —
Ich hab' geſprochen; thut nun, was Ihr mögt.

Maria.

Ich bin Eur Kind, mein Vater, Ihr habt Recht,
Von mir zu fordern Demuth und Gehorſam:
Dies Eine, bitt' ich, fordert nicht! Zwingt nicht
Mein frommes Herz zu gottverhaßtem Trotz! —
Lebt wohl, mein Fürſt, und bitte, zürnt mir nicht!

Denn ſollt' ich Eure Liebe drum verlieren:
Cäſario's Gattin werd' ich dennoch nie.

(Ab.)

David.

Nun hat ſie es Euch auch geſagt, mein Herr von Evander, da kann ich nicht helfen, meine Tochter will nicht.

Evander.

So lebt denn wohl, und — rüſtet Euch zum Krieg.

David.

Mann! Mann!! — Nicht als ob ich den Krieg fürchtete, o nein: aber er iſt nun einmal gegen die Tendenzen meiner Regierung — und darum, ich erſuche Euch! laßt mir das abſcheuliche Wort nur aus dem Munde. — Staatsminiſter, ſo rathet doch!

Miniſter des Cultus.

Es ſollen die Kinder den Aeltern unterthänig ſein, das iſt göttliches wie menſchliches Gebot . . .

Miniſter des Schatzes.

Die induſtriellen Intereſſen, als der eigentliche Schwerpunkt unſers Jahrhunderts, würden durch einen Krieg eine nicht zu heilende Erſchütterung erleiden . . .

David.

Staatsminiſter, da habt Ihr alle ſchon Recht: aber wenn meine Tochter doch nicht will?!

Miniſter des Auswärtigen.

Wer nicht will, gnädigſter Herr ... gleichſam ... ſo zu ſagen ... der muß. Illuſtre Exempel in der Geſchichte Durchlauchtiger Familien ... Die Hausgeſetze ... gewiſſermaßen, in dringenden Fällen, erlauben und erheiſchen einen ſolchen Schritt .. Will ich ſagen, ein kleiner Sommeraufenthalt, eine ländliche Einſamkeit .. gleichſam .. Auf dem alten Grenzſchloß ſoll die Luft außerordentlich geſund ſein .. Denn dieſe Heirath muß zu Stande kommen: oder ſo zu ſagen, gnädigſter Herr, der Teufel holt uns Alle.

David.

Wißt Ihr das gewiß, Miniſter? Ja dann wollen wir ſie ein Bischen aufs Grenzſchloß ſchicken.

Miniſter des Cultus.

Doch möchte wohl noch ehbevor zu erörtern ſein ...

David.

Ah nur keine Erörterungen mehr! Schickt ſie in den Thurm, aber ſchnell! Denn wenn ſie mich vorher

noch einmal zu Geſichte kriegt, ſeht Ihr, man hat doch auch ſo ſeine väterlichen Empfindungen . . .

Miniſter des Auswärtigen.

Aber der Krieg, gnädigſter Herr —

David.

Ja wohl der Krieg — Sperrt ſie ein, ſperrt ſie ein, ich habe nichts dagegen! Aber ſagt ihr, ſie ſoll ſich hübſch bald beſinnen, damit ſie bald wieder 'raus kommt, hört Ihr? Dann wollen wir auch eine Reiſe machen — Aber nä, das geht ja nicht; dann iſt ſie ja Cäſario's Frau. Na ich denke, die Sache wird ſich ſchon machen. — Geſegnete Mahlzeit, meine Herrn, die Abendtafel, glaub' ich, iſt angerichtet. Hofmarſchall, was giebt es? Trüffeln? Na wenn die mir nur heute nicht zu ſchwer ſind auf die Alteration. — Der Staatsrath iſt aufgelöſt, guten Abend, meine Herrn.

(Alle ab, bis auf Evander und den Miniſter des Auswärtigen.)

Miniſter des Auswärtigen.

Herr von Evander, ... gewiſſermaßen . . ich hoffe . . . alles Menſchenmögliche . . .

Evander.

Ich werde meinem Herren Bericht erſtatten, lebt wohl. (Ab.)

Miniſter des Auswärtigen.

Bericht erſtatten? — Gewiſſermaßen, das kennen wir . . . Aber nicht locker laſſen . . prächtige Aussichten, jezt oder nie — Diplomat!!

(Ab.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

In der Wildniß: Platz am Eingang der Höhle.

Der Einſiedler, unter Büchern, Aſtrolabien ꝛc. vor der Höhle ſitzend. — Der Morgen beginnt zu dämmern.

Einſiedler.

Genug geforſcht! Schon weicht die dunkle Nacht
Und liebewarm, mit roſ'gem Angeſicht,
Steigt aus des Ehbetts ſeliger Umarmung
Die Sonne jetzt, des Meeres hold Gemahl:
Die lichten Sterne lächelnd löſcht ſie aus,
Verſchwiegne Zeugen ihres ſüßen Glücks:
Und nur die Wellen, die geſchwätzigen,
Plaudern am Ufer leiſe, leiſe noch

Vom ſeligen Geheimniß dieſer Nacht!
Die Sonn' indeſſen wandelt ihren Gang,
Gen Weſten treibt ſie ſüße Ungeduld,
Bis ſie am Abend, purpurroth, verſchämt,
Aufs Neue ſinkt ins Bett des Ocean. —
O traute Stille, die mich rings umfängt!
Kein andrer Wechſel in der Einſamkeit,
Als dieſer Wechſel nur von Tag und Nacht,
Von Lenz und Winter, Sommertag und Herbſt,
Stets wiederkehrend, ſtets ſich ſelbſt getreu,
Vergänglich, ewig, wie die Erde ſelbſt! —
So leb' ich hier viel lange Jahre ſchon,
Den Geiſt verſenkt in die Geheimniſſe,
Die Zauberkunſt allmächtig mir erſchließt.
Nicht Menſchen ſchau' ich: doch die Geiſterwelt
Mit ihren Wundern und Kleinodien
Liegt aufgethan vor meinem innern Blick. —
Alſo geduldig wart' ich auf die Zeit,
Von der ich Kunde las in den Geſtirnen.
Denn meinem Haus ein Unglück ſah ich drohn,
Ein unabwendbar trauriges Geſchick:
Nicht weiß ich was, nicht wann, woher, noch wie:
Nur daß das Liebſte, was ich noch beſitze,
Wird Schiffbruch leiden in des Lebens Fluth,

Das aus den Sternen hab' ich wohl erkannt.
Wer wagt zu ändern göttlichen Beſchluß?
Schiffbruch zu leiden iſt der Menſchheit Loos:
Glückſelig wer, nach überſtandnem Sturm,
Aufs Neu' den Strand, den rettenden, betritt!
Ich aber, in der Wildniß heil'gem Schooß,
Mit Sternen nur und Geiſtern im Verkehr,
Laſſ' über mich, gefaßten Sinnes, rollen
Das Knäul der Tage: bis auch dies ſich löſt. —
Denn eine Waffe, eine einz'ge nur,
Bleibt in dem Kampf mit Göttern uns: Geduld.

(Ab in die Höhle.)

Vom Thal herauf ſtürzt Lenardo, verwildert, blutend, in die Scene.

Lenardo.

Matt! Todesmatt! Hier ſink' ich nieder! Hier
Sei meiner Leiden, meines Lebens Schluß! —
O Claudio, Claudio, meiner Freunde Du
Der einzig treue: dieſes iſt der Fels,
Den Du genannt als meiner Irrfahrt Ziel:
Weit durch die Wüſte winkte mir ſein Haupt,
In Nebelduft, ein dämmerndes Geſpenſt —
Nun bin ich hier! und o, Du ſpracheſt wahr:

Denn meiner Irrfahrt Ende ſind' ich hier,
Wie Du einſt findeſt meine Leiche hier! —
Nun komme, Tod, Du milder Friedensgott!
Nicht kehre Du, wie Menſchen es gethan,
Von mir Dich ab, weil ich im Elend bin:
Du kennſt ja nicht des Ranges goldne Flittern,
Haſt keinen Haß und keine Liebe, Tod,
Wirſt mich nicht fliehen, weil ein Prinz ich war!
Umſonſt hab' ich lebendig Ohr verſucht:
So höre denn, von Allen Du geflohn,
Geſucht von mir — o höre Du mich, Tod!

(Sinkt ohnmächtig nieder.)

Der Einſiedler, aus der Höhle tretend.

Einſiedler.

Mit welchen Stimmen ſpricht die Wildniß heut?
Wie Menſchenſtimme klang es an mein Ohr —
Ein Menſch, allmächt'ger Gott! ein todter Menſch! —
Was klopft auf einmal ſtürmiſch mir das Herz?
Was muß ich zittern, gleich als ahnte mir
Geheimer Gottheit wunderbarer Gang? —
Ein todter Menſch! — O Schade, daß er todt!
Welch hold Geſicht! O köſtliches Gepräge
Der ew'gen Götter, Menſchenangeſicht!

Du Wunderbild, o Du mit nichts vergleichbar
Von allen Schätzen meiner Zauberwelt!
Menſch, holder Menſch! wie lang nicht ſah ich Dich!
Mein Auge weint, daß es ſich laben darf
An dieſer Schönheit menſchlicher Geſtalt! —
Er darf nicht todt ſein, ich erweck' ihn mir —
Horch, horch, ſein Herz! Er lebt, noch pocht ſein Herz! —
O nun, Ihr Geiſter, die mir unterthänig,
Gebt Kunde mir: wer iſt's? was will die Angſt,
Die zwiſchen Hoffnung mich und Furcht bewegt? —
(Geht in die Höhle, bringt eine Phiole heraus.)
Nicht hab' umſonſt ich dieſen Trank bereitet,
Der, eingeſegnet unter günſt'gem Stern
Mit Zauberſprüchen wunderſamer Art,
Die halb entflohne Seele wieder ruft. —
Er athmet, horch! er ſchlägt die Augen auf!
Er lebt, er lebt!! — — Von wannen kommſt Du,
Menſch?
Wer biſt Du, ſprich?

Leandro.

Ehrwürdige Geſtalt,
Mit ſtummer Ehrfurcht ſah' ich Dich: haſt Du
Zum bittern Leben wieder mich erweckt?
Sag' nein, ich bitte Dich! Du ſchauſt ſo mild,

Wie Vaterauge dünkt Dein Auge mich —
Du thatſt es nicht! Denn hätteſt Du's gethan,
Du wärſt mein Feind — und haſſen müßt' ich Dich!

Einſiedler.

Biſt Du ſo ganz dem jungen Leben gram,
Daß Feind Du nennſt, wer es Dir wieder giebt?
In Deiner Jahre Frühling ſtehſt Du noch:
Sprich, was geſchah Dir? was erweckt' in Dir
Solch blinden Zorns ſelbſtmörderiſche Wuth?
Wer biſt Du, Menſch?

Lenardo.

Du haſt's geſagt: ein Menſch.
Nicht wahr, mein Vater? Sieh, Dein Haupt iſt grau,
Dir thront die Weisheit auf der edlen Stirn,
Du mußt es wiſſen, ſag's!

Einſiedler.

Und was, mein Freund?

Lenardo.

Ich war ein Prinz — Warum erſchrickſt Du ſo?
Und kehrſt Dich ab mit bleichem Angeſicht?
Sei unbeſorgt! ich bin es längſt nicht mehr,
Ich hab' mit Blut den Purpur abgewaſchen,

Mit meinem eignen, qualentpreßten Blut!
Nein, hör' mich an: Geburt, der ſchnöde Zufall,
Das feile Glücksrad, das wie weiße Zettel
Der Menſchen Looſe durch einander ſchüttelt,
Warf mich empor — Unwürd'gen mich empor,
Wie auf der Fluth zu oberſt tanzt der Schaum!
Kann ich dafür? ſag', war es meine Schuld,
Daß ich, unwürdig, Bettler nur zu ſein,
Zum Prinzen ward, zum Könige geboren?
Nun aber duld' ich lange Leiden ſchon,
Treubruch und Haß, Verfolgung, Hunger, Flucht,
Und alles Elend, das Verbannte drückt:
Giebt das kein Recht mir, daß ein Menſch ich ſei?
Ach einſt des Prinzen frevlen Uebermuth
Fand ich, wo ich mein Reich fand, in den Windeln:
Doch Menſchenherz und Menſchenleiden jetzt
Hab' ich mit Blut und Thränen mir erkauft.
Nicht haſſe mich: o ſag's noch einmal: — Menſch!

Einſiedler.

Faß Dich, o Freund! Komm, tritt in meine Höhle!
Dir brennt die Stirn und das empörte Blut
Droht auszubrechen aus der Adern Haft.
Leg' Dich zur Ruhe, ſchlummre, fremder Mann!
Und wenn Du aufwachſt, friſch und neugeſtärkt,

Dann künde mir Dein ſeltſames Geſchick.
Komm, folge mir!

Lenardo.

O Du haſt Recht, ich will's —
Ich bin ſo müde, ſchlafen will ich, ja;
Wenn nur kein Traum in meinem Schlafe wär'! —
Ein armer Flüchtling, Feinde hinter mir,
Vom letzten Freund, dem letzten auch! getrennt,
Betrat ich ſchaudernd dieſer Wüſte Saum.
Sturm und Gewitter brauſten über mir:
Ich, wie der Sturmwind, unhaltſam, floh
Durch Dorn und Buſch, durch Bach und Sumpf und
Moor:
An ſteiler Felswand rankt' ich mich hinauf,
In jähe Schlünde ſtürzt' ich mich hinab,
Kroch durch Geſtrüpp, wand mich durch Klippen, wo
In ſich geballt, zehrend am eignen Gift,
Die Schlange lag — Auf ſchoß ſie, ringelt ſich,
That auf den Rachen, den entſetzlichen —!!
Ich ſtand bezaubert, feſtgewurzelt, ſtarr,
Das Haar geſträubt, kein Athem in der Bruſt —
Da in dem Dickicht Tritte hör' ich raſcheln
Und aus dem Buſch zwei Augen ſchaun mich an,
So grün, ſo leuchtend, gleich als wären ſie

Zween junge Blätter, drauf die Sonne ſpielt —
Und an den Boden duckt, gekrümmt zum Sprung,
Der Tiger ſich und grinſt mit weißem Zahn —

Einſiedler.

Still, ſtill, mein Freund!

Lenardo.

Ich raff' mich auf, hinweg —
Frage nicht wie! Die feige Luſt am Leben,
Der angeborne Trieb der Kreatur,
Trägt mich dahin, gleichwie auf Fittigen! —
Nun Alles ſtill! Ich horche — Alles ſtill —
Der Geier nur, gelockt vom nahen Fraß,
Kreiſt ſchweren Fluges, forſchend, über mir.
Und nieder ſink' ich, ſchöpfe mit der Hand
Den trüben Sumpf, zur Speiſe pflück' ich Gras —
Da ziſcht die Schlange, raſchelt es im Laub:
Blödſinnig, fühllos, ſtürm' ich weiter fort:
Als ſäh' ich ſelbſt mich ſelber, iſt es mir:
Verwirrt das Haar, zerriſſen das Gewand,
Die Sohle blutend!

Einſiedler.

Schweig', ich bitte Dich!
Schon die Erzählung deſſen, was Du littſt,

Iſt unerträglich dem erſchrocknen Ohr.
Schlaf', armer Mann, ich will Dein Wächter ſein,
Hier biſt Du ſicher, ſchlummre! fürchte nichts!

Führt den Lenardo in die Höhle, zurückkommend:

Allwaltend Schickſal, ich erkenne Dich!
Vollendet, ahn' ich, iſt die trübe Zeit
Und raſchen Schritts, in leuchtendem Gewand,
Naht der Erfüllung goldne Sonne ſich! —
Wohl ſchließ' ich jetzt das wunderſame Buch,
Drin Trismegiſt geheime Weisheit ſchrieb;
Nicht länger ſitz' ich mitternächtlich auf,
Die Sterne prüfend und des Mondes Stand:
Denn jetzt zur Reife kommt geheime Saat.
Was zu enthüllen keine Kunſt vermocht,
Das wirre Räthſel künftigen Geſchicks,
Wollen die Götter, die erbarmenden,
Hinaus jetzt führen zu erwünſchtem Schluß. —
Jetzt, Ihr Dämonen, deren Herr ich bin,
Auf! ſeid gehorſam Eures Meiſters Ruf!
Auf ſchnellem Fittig ſchwingt Euch durch die Wüſte,
In Balſam wandelt grimmer Drachen Gift,
Und ſorgt und wacht, daß wer der Sterblichen,
Geführt vom Schickſal, dieſen Wald betritt,
Von aller Schreckniß ungefährdet ſei! —

Ihr aber, Elfen, die Ihr nächtlich Euch
Süßträumend wiegt auf goldnem Blumenkelch,
Holdſel'ge Freunde menſchlichen Geſchlechts:
Jetzt, bitt' ich, ſchlingt den wundervollen Reigen
Um dieſes Schläfers wildverworrnes Haupt,
Singt Lieder ihm und ſchmeichelt ihn zur Ruh,
Damit im Traum er beßre Zeiten ſeh'. —
Er ſchläft, im Traume lächelt er — mein Sohn!

(Ab in die Höhle.)

Zweite Scene.

Im Thurm: Gemach.

Maria, leſend. Ihre Wärterin.

Wärterin.

Aber, Prinzeſſin, ſo ſeht doch nur einmal auf von den vermaledeiten Büchern! Euer Vater hat Euch in den Thurm geſchickt und ich bin mitgegangen aus alter treuer Anhänglichkeit und weil ich doch ohne mein Püppchen nicht leben kann, alle Tage der Welt — Aber denkt

Ihr, daß ich mich darum will lebendig einmauern laſſen? Es iſt ja ärger hier als im Trappiſtenkloſter. Lieber doch einen lebendigen Mann, dächt' ich, und ob er ſo garſtig wäre, wie der Herr Cäſario, als immer und immer nur die todten Bücher. Nun ſo redet doch, Prinzeß!

Maria.

Still, gute Freundin: 's iſt ein Liederbuch,
Die muntern Reime eines Troubadour,
Darin mein Geiſt nachdenklich ſich verlor.
Er preiſt die Fraun in wohlgeſetzten Weiſen,
Mit ſüßem Munde ſingt er ihren Ruhm,
Daß ſie die Krone wären aller Schöpfung —
Der glatte Lügner! gleich als wäre nicht
Ein Mann auch er, von eben dem Geſchlecht,
Das uns beherrſcht und herrſchend uns verlacht.
O ſchnöde Welt voll Trug! Du Sodomsapfel
Der Schmeichelei, blank außen, innen faul!
Das alſo iſt der Frauen elend Loos,
Daß Ihr in Märchen uns und in Gedichten
Zu Königinnen ſchmeichleriſch erhebt,
Doch uns im Leben achtet Mägden gleich?! —
Mein Vater hat mich in den Thurm geſandt,
Gefangen bin ich, ein verlaſſnes Weib,

Und in die Schranken Niemand tritt für mich. —
Und was beging ich? was iſt meine Schuld?
Für welch Verbrechen trag' ich dieſe Schmach?
Daß ich mein Recht behauptete — das Recht
Des eignen Selbſt, das Gott ſogar dem Aermſten
Hat zugetheilt und Allerunterſten,
Und das kein Machtſpruch blinder Aeltern tilgt! —
Wo ſind die Ritter nun, die ſeidnen Herrn,
Die meine Farbe trugen im Turnier
Und große Becher Weines leerten ſie
Und prahlten laut, ſo wollten ſie, juſt ſo,
Ihr Blut vergießen für Mariens Ruhm?! —
O einen Tagelöhner wollt' ich frein,
Wär' es ein Mann nur, der mich ſchwaches Weib
An ſeine Bruſt mit ſtarkem Arme zieht,
Mit ſeiner Hand mich hält, ernährt, vertheidigt,
Und bis zum Tode wandellos mich liebt!

Wärterin.

Ach das iſt eine lamentable Hiſtorie! Der Herzog hat Gewalt über Euch als Vater und als Fürſt. Ich ſagt' es Euch gleich: Euer Widerſtand iſt vergebens, Ihr müßt den Cäſario doch nehmen.

Maria.

Ehe den Tod als ihn! Nie ſah' ich ihn:

Und doch das Blut, das ſtromweis er vergießt,
Zum Hochgericht umwandelnd ſeinen Thron,
Haben ſein Bild in meines Herzens Grund
Mit ſolchen Farben alſo abgemalt,
Daß er weit ſcheußlicher mich dünkt und weit
Verhaßter mir, als ſelbſt der bittre Tod.

Wärterin.

Es ſtirbt ſich nicht ſo leicht, gnädiges Fräulein. Cäſario iſt bei alledem ein mächtiger König, ſein Schatz iſt gefüllt, ſeine Hofhaltung iſt prächtig; ich meine, da die Männer nun doch einmal nicht zu ändern ſind, Ihr griffet immerhin zu und brächtet Euch an zum höchſten Preis.

Maria.

Pfui Deinem Worte! Bin ich denn ein Ding,
'ne Handelswaare, daß man mich verkauft
Nach höchſtem Nutzen und zum beſten Preis? —
Dem Liebenswürd'gen nur verſchenk' ich mich:
Und find' ich keinen, ſterb' als Mädchen ich.

Wärterin.

Ei ja doch, Fräulein, die Zeit der elftauſend Jungfrauen iſt vorbei, es will heutzutage kein Menſch mehr an ſie glauben. Laßt eine erfahrene Frau Euch rathen:

das Mädchenthum iſt wie friſches Obſt, es läßt ſich nicht aufheben, wer es nicht raſch verzehrt, dem nützt es nicht. — Aber um auf etwas Anderes zu kommen, Fräulein: warum ſteht Ihr denn Abends immer ſo tief nachdenklich am Fenſter und ſeufzt? und ſtarrt nach der Seite, wo die große Wildniß iſt — und ſeufzt? he? Schon wieder ſeufzt Ihr: ſprecht?

Maria.

Ich ſehne mich, daß ich dort außen wär',
In luſt'ger Freiheit, in dem grünen Wald;
Denn dieſe Mauern preſſen meine Bruſt,
Ein Sargesdeckel, unerträglich ſchwer.

Wärterin.

Ja ſo, da habt Ihr auch Recht. — Man erzählt ſich, daß Prinz Lenardo in jene Wüſte geflohen ſei. Ob er wohl noch leben mag, der arme, ſchlanke Lenardo? Es war ein edler, ſchöner Herr, recht ein ritterlicher Herr: o der hatte Muth, ganz gewiß! Aber er lebt lange nicht mehr, er iſt todt, die grauſamen Menſchen haben ihn in den Tod gejagt.

Hauptmann des Thurmes tritt ein.

Hauptmann.

Verzeiht, mein Fräulein, ſtör' ich Eure Ruh':
Ich hab' zu bitten um geheim Gehör.

Maria.

Sprecht, werther Herr. Ich weiß nicht, was es iſt,
Doch immerhin: vor dieſer guten Frau,
Der einz'gen Freundin meiner Einſamkeit,
Giebt's kein Geheimniß. Darum bitt' ich, ſprecht.

Hauptmann.

Ich bin Soldat, mein Fräulein: zürnet nicht,
Wenn mir des Hofes feine Art gebricht
Und rauher noch aus meinem rauhen Mund
Die Botſchaft Eures Vaters wiedertönt.
Leſt dieſen Brief! Zum letzten Mal in Güte
An Eure Pflicht als Kind ermahnt er Euch;
Gefällt es Euch, noch ferner zu beſtehn
Auf Eurer Weigerung, ſo, gnäd'ges Fräulein,
Wie ſchwer mir's fällt — ſo hab' ich den Befehl,
Euch mit Gewalt — leſt ſelber: mit Gewalt!
Zurückzuführen an des Herzogs Hof,
Der mit Gewalt Euch überliefern wird
Den Abgeſandten des Cäſario.

Wärterin.

Jemine, jemine! und das leidet Ihr, Prinzeß? Ei Herr, wer ſeid Ihr doch, ſagt, daß Ihr Euch ſolcher Worte unterfangen dürft gegen mein gnädigſtes Fräu-

lein, meine durchlauchtigſte Prinzeß? He? Ihr mit Eurem langen Barte, den ich Euch rupfen möchte! Ihr ſeid mir ein ſchöner Kavalier! Iſt das Kavalierpflicht gegen Damen? Geht doch, lernt Kavalierpflicht, geht!

Maria
(die inzwiſchen den Brief geleſen.)

Sei ruhig, Amme, ich befehl' es Dir. —
Habt Dank, Herr Hauptmann, daß Ihr es verſchmäht,
Den bittern Kern des fürſtlichen Befehls
In ſüße Worte ſchmeichelnd einzuwickeln.
Auch leſ' ich hier das Weitere geſchrieben;
Ihr ſeid, ich weiß, nicht Schuld an dem Befehl. —
Doch, werther Herr, ſo plötzlich kommt mir dies,
Daß ich Euch bitte: gönnt zwei Tage mir,
Daß mit mir ſelber erſt ich mich verſöhne.
Dann (alſo meldet meinem gnäd'gen Herrn)
Bin ich bereit, was er verlangt, zu thun.

Hauptmann.

So wollt Ihr alſo —?

Maria.

Gegen die Gewalt
Was kann ich thun? — Auch will ich Euch nicht hehlen,

Daß in der Einſamkeit wohl Manches anders
Sich anſieht als zuvor. Grüßt meinen Herrn
Und bittet ihn, daß er Cäſario'n,
Dem Kön'ge mein' ich, etwas Freundliches
Von mir beſtellt.

Hauptmann.

Fürwahr, gnädigſtes Fräulein,
Kaum faſſ' ich — Ihr beglückt das ganze Land,
Das Euren Namen dankbar preiſen wird.

Maria.

Es braucht das nicht. Doch jetzt, ſo Euch beliebt,
Laßt mich allein; nicht leicht war dieſer Kampf:
Gönnt, ich erſuch' Euch! Ruh' von außen mir,
So werd' ich wohl der innern Unruh' Herr
Und in zwei Tagen Don Cäſario's Weib.
Lebt wohl, Herr Hauptmann.

Hauptmann.

Eure Ruhe ſoll
Mir heilig ſein — und unterdeſſen ſelbſt
Flieg' ich zu Roß an Eures Vaters Hof,
Die holde Aend'rung Eures Sinns zu künden.

(Ab.)

Wärterin.

Iſt es möglich, Prinzeſſin? Nun in der That, das verlohnte ſich auch der vielen Thränen und Redensarten! O über dieſes wetterwendiſche Jahrhundert! — Alſo was der Wunſch Eures Vaters, was die Bitten ſeiner Miniſter, was mein eigner, höchſt eindringlicher und höchſt verſtändiger Rathſchlag nicht über Euch vermocht haben, das erlangt dieſer unritterliche Ritter jetzt durch ſeine Grobheit?! O gebt mir, geht: Ihr ſeid auch nicht zur heiligen Urſula geboren.

Maria.

Still, um Gottes willen, ſtill! und keine Minute jetzt verloren! Amme, ich beſchwöre Dich: wenn Du mich lieb haſt, Amme, wenn dieſe mütterlichen Dienſte, die Du mir ſeit meiner Geburt erwieſen, keine Lüge ſind: jetzt hilf mir, jetzt rette mich —! oder ich muß untergehen.

Wärterin.

Nun ja doch, Ihr erſchreckt mich. Ihr wollt alſo Cäſario's Gemahlin nicht werden? Aber was wollt Ihr denn?

Maria.

Und Du kannſt fragen? Es iſt ein einziges, kur-

zes Wort, ſo kurz beinahe wie Tod: — Flucht, Amme, Flucht!

Wärterin.

Na das iſt eine ſchöne Geſchichte. Und wohin denn wollt Ihr fliehen, meine überaus muthige Prinzeß?

Maria.

Ich weiß es nicht — nur fort! fort! in ein anderes Land, unter andere Menſchen, wo Recht und Sitte, nicht rohe Gewaltthat den Ausſchlag geben! wo man nicht, um nur ſich ſelbſt zu retten, zu der elenden Waffe der Lüge, der Verſtellung ſeine Zuflucht nehmen muß! O pfui, ich ſchäme mich vor mir ſelbſt! Aber es muß ſein.

Wärterin.

Da könnt Ihr weit reiſen, Prinzeß. Aber laßt Euch doch von dem dummen Briefe nicht mit einem Mal ſo einſchüchtern. Merkt Ihr denn nicht? Es iſt ein Fallſtrick, den man Euch legt, weiter nichts, eine leere Drohung: und Ihr ſeid auch gleich ſo gefällig, hinein zu gehen. Was heißt denn das: mit Gewalt? Die Zeit der Sabinerinnen, ſo viel hab' ich aus Euren Büchern auch profitirt, iſt vorüber; wenigſtens wenn es zu einem neuen Raube käme, würde es ehr ein Raub der

Männer werden, glaub' ich, als der Weiber. Alſo wovor fürchtet Ihr Euch eigentlich?

Maria.

Möglich, daß Du Recht haſt, möglich, daß es bloß eine Liſt, berechnet auf die natürliche Aengſtlichkeit des Weibes — o ſie wiſſen ihre Waffen zu wählen! Aber gleichviel: es ekelt mich länger unter dieſen Menſchen zu leben, die das Heiligſte mißbrauchen zur Erlangung ihrer kleinen, armſeligen Pläne: und darum, willſt Du mir nicht helfen die Flucht bereiten, wohlan: ſo bereite mein Todtenkleid!

Wärterin.

Ei nun, ei nun, ich will ja Alles, was Ihr verlangt. Aber wohin nur fliehen? und wie?

Maria.

Es liegt ein Kloſter wenige Tagereiſen von hier; der Friede des Kloſters muß meinem Vater heilig ſein, ſelbſt wenn er meine Spur entdeckte —

Wärterin.

Im Kloſter ſind wir ſicher, o ja: aber wie dahin gelangen?

Maria.

Haben wir nicht zwei Tage Zeit? Niemand ſchöpft

mehr Argwohn, der Hauptmann ſelbſt hat den Thurm verlaſſen — o eile Dich! eile Dich!!

Wärterin.

Aber wir werden uns verirren auf der Straße, wie finden wir den Weg?

Maria.

Gott leitet uns, komm!

Wärterin.

Gemach, Fräulein! Bedenkt: zwei Frauen, einſam, Nachts, auf der Landſtraße — Ich will nicht von mir reden: aber Ihr, gnädiges Fräulein! Ihr ſeid jung, ſchön, liebreizend — bedenkt!

Maria.

O ſo hilf, ſo rathe mir —!

Wärterin.

Warte nur, warte nur — da iſt Einer unter der Wache, guter Leute Sohn, ein redliches Gemüth; ich ſteck' ihm gute Bischen zu von Eurer Tafel, koch' ihm Süppchen, ſtopf' ihm die Hemden und die Strümpfe, Alles aus purer mütterlicher Menſchlichkeit — denn wer weiß, dacht' ich, wozu es gut iſt. Ich habe ſeine

Kleider unter Riegel, Ihr ſollt ein ſchmucker Junge werden, mit Wams und Federhut und auch ein Paar Hoſen ſollt Ihr haben, ja. Ihr braucht nicht roth zu werden, es iſt ſchon gut. Und heute Abend, ſowie der Mond kommt — laßt mich nur machen, es ſoll ſchon gehn.

Maria.

O ſei klug und eile Dich: Gott wird einen Engel ſenden, der uns führt!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Wildniß bei der Höhle.

Einſiedler. Lenardo.

Einſiedler.

So haſt Du mir Dein Schickſal nun erzählt
Und eingeſtanden, daß Du ſelber Schuld
An allem Unheil, welches Dich betraf.
Du warſt erſehn zu köſtlichem Beruf:

Nichts Kleines iſts, o Jüngling, Fürſt zu ſein!
Wir andern Menſchen, wir des Schickſals Nullen,
Sind unterthänig unſrer Noth; es fordert
Der Tag von uns ſein unabweisbar Recht
An Speis und Trank, an Brauchen und Bedürfen;
Stets lebt die Kraft in Zwieſpalt mit dem Willen,
Und Wünſche nur ſind unſer ganzes Reich. —
Euch, Herrn und Fürſten, geben wir darum
Von unſrer Arbeit ſchwer erworbnen Zins,
Wir ſpeiſen Euch mit unſrer Hände Frucht,
Wir tränken Euch mit unſrer Mühe Schweiß
Und richten Euch aus unſrer eignen Habe
Ein warmes Bette, weich und prächtig, zu:
Auf daß, entbunden von des Lebens Drang,
Durch Eurer Hände prieſterlichen Dienſt,
Mühlos, in angeſtammter Herrlichkeit,
Sich die Idee, die göttliche, entfalte! —
Denn ſeines Volkes Stärke ſei der Fürſt,
Sei ſeine Hand, ſein Kopf, ſein innerſt Herz!
Was Alle wollen, was den Guten, Beſten
Den Buſen ſchwellt, doch was des Lebens Noth
Selbſt auszuführen ihnen nicht vergönnt,
Die brünſtige, die Sehnſucht des Jahrhunderts:
Befried'gen ſoll ſie und erfülln der Fürſt!

Der Zukunft treuer Pförtner ſoll er ſein,
Der Freiheit Schirmvogt, Bannerherr der Zeit! —
Hättſt Du gedacht an dies Dein hohes Ziel,
Nie wäre Zwietracht giftig aufgeſchoſſen
Zwiſchen dem Volk und Dir: Du hätteſt nie
In eitler Willkür Dich allein gepflegt
Und mißgeſchätzt die Rechte Deines Volks! —
Doch kommt zu ſpät des Mahners Stimme jetzt:
Ein Jeglicher iſt ſeines Glückes Schmid
Und auch das Unglück ſchmieden wir uns ſelbſt. —
So ſag' mir nun, was Du ins Künftige
Zu thun gedenkſt, mein Freund, und was beginnen,
Das eine Buße Deiner Fehler ſei
Und Reinigung für Dein beflecktes Herz.

Lenardo.

Von Deiner Lippe, Mann der Wüſte, träuft
Köſtliche Wahrheit: woher nahmſt Du ſie?
Da Du wohl lang' ſchon weilſt in dieſer Wüſte,
Der Welt der Menſchen fremd und ihrem Treiben?

Einſiedler.

Es wohnt die Wahrheit außen nicht allein,
Im eignen Herzen pflege ſie zuvor,
Mit Augen ſchaue, welche ſie geſchärft:

Sonſt in des Lebens wechſelnden Geſtalten
Siehſt Du des eignen Herzens Irrthum nur. —
Doch gieb mir Antwort: was beſchloſſeſt Du?
Was willſt Du thun in dieſer Einſamkeit?

Lenardo.

O rathe mir! Ich war ein thöricht Kind:
Sei Du mein Vater, lehr' mich meine Pflicht!
Bisher ein Spielball war ich des Geſchicks,
Das mich — und dankbar preiſ' ich dies Geſchick!
Hieher zu Dir mich endlich hat geſchleudert.
Sei Du mein Compaß, richte meine Fahrt —
Und aus dem zugeworfnen Balken zimmre
Mit eigner Hand ich mir ein neues Schiff!

Einſiedler.

Nicht wehr' ich Dir, willſt Du bei mir verweilen.
Doch merke wohl: kein Palaſt iſt es hier,
Wo Du gemächlich ruhſt auf ſammtnem Thron,
Kein Leibtrabant bewacht hier Deinen Schlaf,
Kein Page trägt Dir leckre Schüſſeln auf,
Es füllt kein Mundſchenk goldne Becher Dir:
Mühſel'ge Arbeit, die Du nie gekannt,
Mußt Du hier ausſän, ſoll Dich Frucht erfreun.
Willſt Du Dich wärmen an des Feuers Gluth:

Geh, nimm das Beil, gewöhne Deinen Arm,
Fälle den Baum und wärme Dich am Holz,
Das Du auf eignen Schultern hergeſchleppt!
Nagt Dich der Hunger, ſuche Beeren Dir,
Nach Wurzeln grabe, Pfeil und Bogen ſchnitze,
Lern' Schlingen ſtellen, ja Dein Leben trotze
Dem Tiger ab in tollem Zwiegefecht —
Und lerne ſein, im bittern Unterricht
Der allgewaltigen, der eignen Noth,
O lerne ſein, was Du nicht warſt, ein Menſch!
So wirſt Du froh in Deinem Elend ſein,
Beglückt in Noth, reich in Entbehrungen!
Und wenn Du hinſinkſt von des Tags Beſchwer,
Die müden Glieder dehnend auf das Moos,
Das Du Dir ſelber mühſam haſt geſucht:
O glaube mir, es wird Dir wohler ſein,
Als da Du lagſt in ſeidner Kiſſen Schooß,
Trunken von Wein und von der Dirnen Kuß!

Lenardo.

Es ſei: ich will's! Gieb Deinen Segen mir,
Du frommer Mann, auf dieſen neuen Weg,
Darauf der Himmel mich geleiten mag:
Der Himmel, frommer Vater — und — ich ſelbſt!

Einſiedler.

Ich ſegne Dich, — als wäreſt Du mein Sohn.

(Beide ab in die Höhle.)

Vierte Scene.

Eine andere Gegend der Wildniß.

Doctor Pauſias, in moderner Kleidung, elegant, nach Art vornehmer Fußreiſenden, mit goldener Brille, Perſpectiv ꝛc. Er trägt ein geſticktes Notizbuch in der Hand.

Pauſias
(umherſchauend, lorgnettirend).

In der That, recht hübſch, recht niedlich, für eine Wildniß ganz paſſabel: Bäume, Felſen, Waſſerfälle, wilde Katzen — auf Ehre, ganz niedlich, ganz amüſant. Aber ein Bischen einförmig, ein Bischen, wie ſoll ich ſagen? ein Bischen uniform. Es wird Kolorit koſten, viel Kolorit! So ein zwei, drei Bände — unter fünf, ſechs neuen Pointen läßt es ſich nicht thun — nu, muß der Menſch ſehen, wie er ſich hilft. Wenn mir nur begegnen wollte irgend Jemand! Und Abenteuer, Aben-

teuer! Bloß Reiſebilder, ohne Perſönlichkeiten, damit iſt nichts zu machen; das Sentimentale iſt verbraucht, das Statiſtiſche lieſt Niemand, das Politiſche paſſirt die Cenſur nicht: Charakteriſtiken, Portraits, Genrebilder, Viſiten, die niemals gemacht, Unterhaltungen, die niemals geführt, Diners, die niemals gegeſſen ſind — das packt, das zieht, das mögen leſen die Leute! Aber im Ganzen iſt es doch ein Elend mit der Literatur; wenn man denkt, was der Menſch ſich muß quälen, eh' er zuſammenkriegt ſeine ſechs, acht Bände pro anno. Wollt' ich, ich kriegte irgendwo eine gute Anſtellung, bei Hofe, als Geſellſchafter oder ſo etwas, wollt' ich hängen die Literatur gleich an den Nagel. — Aber was hör' ich? Tritte? O in der That, ein Menſch! ein veritabler Waldmenſch! das giebt ein ganz neues Kapitel — Ah!

Lenardo, in ein Thierfell gekleidet, mit Pfeil und Bogen, erlegtes Wild im Gürtel, tritt ein.

Pauſias
(ihn lorgnettirend).

Aeh — hä — hum — Wie man nur anredet den Kerl? Toll genug ſieht er aus — (notirend) Haupthaar zottig, Oberkörper behaart, Bärenähnlich — Will ich mich doch lieber halten in der Entfernung .... Jetzt

ſieht er mich — er lacht, er ſcheint gutmüthiger Natur — o eine prächtige, prächtige Scene! ein kapitales Kapitel! Das zieht, das wirkt: „Erſte Begegnung des Doctor Pauſias mit dem neuentdeckten Waldmenſchen“— (ſchreibt.)

Lenardo.

Heckt die Wildniß Geiſter? welch eine ſeltſame Erſcheinung iſt dies? Heda, Freund —!

Pauſias.

Horch, nu ſpricht er — er ſpricht unſere Sprache, man braucht wohl nicht ſich zu ängſtigen vor ihm . . . — Guten Tag, Herr Waldmenſch! Außerordentlich erfreut, außerordentlich angenehm . . . (bei Seite) Der Kerl iſt gar nicht ſo häßlich, hat ein ganz menſchliches Geſicht, der Kerl! Will ich nicht gerade ſagen menſchlich: denn was iſt menſchlich? aber ein ganz gutmüthiges Geſicht, eine ganz honette Viſage — (laut, näher gehend) Ah, Sie intereſſanter junger Mann —

Lenardo.

Wie deut' ich dieſe Erſcheinung? und an dieſem Orte? — Wer ſeid Ihr? Woher kommt Ihr?

Pauſias.

Er fragt mich, wer ich bin! Der Waldmenſch fragt

mich — iſt ein ſublimer Einfall! koloſſal! pyramidal! ein pyramidaler Einfall, — auf Ehre! Aber kann man nicht wiſſen, könnte der Kerl werden wild — Ich habe die Ehre, Herr Waldmenſch, meine Karte: Pauſias — Ich bin auch noch Doctor der Philoſophie und Mitarbeiter verſchiedener Journale: aber für gewöhnlich bin ich bloß Pauſias — Es iſt ſo wie Goethe, Schiller, Leſſing: bloß Pauſias, ganz einfach, ganz ſimpel: Pauſias —

Lenardo.

Und Ihr Stand, mein Herr? Ihre Beſchäftigung, mein' ich? — Dies iſt ein wunderbares Ungethüm.

Pauſias.

Mein Stand? Gott, glaub' ich doch, dieſer Waldmenſch kommt geſprungen aus einem Polizeibureau, einem deutſchen! Zu dienen, mein Herr, ich bin Reiſender, ich mache in Reiſebeſchreibungen, Romanen, Novellen, Erzählungen, in Liedern, Oden, Hymnen, Elegieen, Rhapſodieen, Phantaſieen, in Romanzen, Balladen, Legenden, in Politik, Kritik und Kunſt, wie auch in Tantieme.

Lenardo.

Ah ich verſtehe, ein Schriftſteller?

Pauſias.

Ja wohl, allerdings, ein Schriftſteller. Sollte mein Name Ihnen nicht vielleicht gelegentlich ſein aufgeſtoßen? (bei Seite) Potz Blitzchen, iſt der Kerl am Ende ein verkleideter Schriftſteller? iſt er ein nicht aufgeführter Bühnendichter, welcher ſich hat zurückgezogen auf ſich ſelbſt? Mich rührt der Schlag!

Lenardo.

Daß ich nicht wüßte. — Aber ſprecht, was führt Euch her?

Pauſias.

Ich athme wieder auf, es iſt doch ein ächter Waldmenſch: er kennt mich nicht — (laut) Was mich herführt? Ah liebenswürdiger junger Waldmenſch, dies iſt ein trauriges Kapitel! Wiſſen Sie, hoffnungsvoller Wüſtenbewohner, was heißt Concurrenz? Haben Sie einen Begriff von literariſcher Betriebſamkeit? Stoff, junger Waldmenſch, Stoff! Da liegt's! Ein Königreich für einen Stoff! Die Literatur iſt verbraucht, das Publikum iſt erſchöpft, Franzoſen und Engländer haben uns ruinirt, die billigen Ueberſetzungen morden uns. Für zwei Neugroſchen einen ganzen Band Myſterien —: fünf Meuchelmorde, ſechs Diebſtähle mit Ein-

bruch, zwölf Ehebrüche, elf ordinär, einer mit Blutſchande, Alles für zwei Neugroſchen —: Gott, wer kann damit concurriren?! — Aber wir müſſen nicht aufgeben die Courage, wir müſſen losſchreiben auf das Publikum: lies oder ich morde dich! ſo lange ſich rührt ein Fingerſtumpf. London, Paris, Conſtantinopel, es iſt Alles dageweſen; mit Italien bringt man die kleinen Kinder zu Bett — Topp, ich bin der Mann dafür! In der benachbarten Reſidenz iſt eine Revolution ausgebrochen, ſie haben weggejagt einen König — Na, iſt es nicht viel, aber doch immer etwas. Ich Kurierpferde genommen, der Erſte auf dem Platz, denke, nu ſoll es recht losgehn — paff da ſitz' ich! Iſt die ganze Geſchichte ſchon wieder vorbei, Alles in Ordnung, der neue König ſchon geſalbt, Alles vorbei und vorüber: da ſitz' ich! Was anfangen? Das Reiſegeld iſt ausgegeben, muß der Menſch doch kommen zu ſeinem Schaden — Gott, da ſchießt mir das Blättchen! Hören Sie, junger Mann, ſag' ich zum Kellner, wie iſt mir doch? Iſt hier nicht wo die große Wüſte in der Nähe? Zu Befehl, Euer Gnaden, ſagt der Kellner, ganz bei der Hand, zwanzig Stunden von hier. Eiſenbahnen, ſag' ich? Ne, ſagt der Kellner, bis jetzt noch nicht, bloß erſt das Projekt. Eilwagen? Nicht die Spur, ſagt der Kell-

ner. Nu ſchießt's mir, nu rück' ich ihm näher auf den Leib — Alſo wohl wenig Reiſende? ſag' ich, und mit den Augen fixir' ich ihn: wenig Verkehr dahin? Keine ſterbliche Seele, ſagt der Kellner und glotzt mich an. Herr, da hätten Sie ſollen ſehen meine Perſon! Aufſpringen, den Bengel bei der Kehle packen: keine ſterbliche Seele, ſchrei' ich?! Nä, ſagt der Junge und wird ganz blau: keine ſterbliche Seele, auch nicht einmal ein Weinhändler bis jetzt. Auch kein Schriftſteller? ſchrei' ich und würg' ihn vor Entzücken, ein Bischen, ganz leiſe, ganz angenehme Würgung: Nä, auch kein Schriftſteller, röchelt der Junge — Ueber die Welt, ſag' ich: Pferde! Pferde!! ſag' ich! Ja, ſagt der Kellner und retirirt hinter den Schenktiſch: da gehn keine Pferde hin, da iſt es eine ganz abſcheuliche Gegend — Deſto beſſer, ſag' ich, deſto beſſer! Iſt der Mann dazu, der Pauſias .... Und nun iſt Pauſias hier, mein Herr.

Lenardo.

Aber ich begreife noch immer nicht Ihre Abſicht?

Pauſias.

Waldmenſch, Waldmenſch, Du haſt noch ein ſehr unſchuldvolles Herz! — Meine Abſicht? Na aber die kann ja merken ein Blinder. Eine Wüſte, ein völlig neues Land, ein neuer Stoff, noch völlig unberührt von

der Literatur: Gott, ich ſage Ihnen, es wird gehen reißend! Schon der Titel: Aus der Wüſte, Kameelsritte und Straußflüge, Briefe eines Weitgereiſten — und eine Vignette darunter ... Ja, mein beſter Herr Waldmenſch, da kann ich Ihnen nu nicht helfen, da müſſen Sie ſich nu laſſen ſchneiden als Vignette in Holz. Auf Ehre, der Titel und die Vignette, die ſind allein werth ihre zwanzig Louisdor, auf Ehre! — Aber nun laſſen Sie mal hören, liebſter Waldmenſch, damit wir doch eigentlich kommen zur Sache (indem er ſich zum Schreiben anſchickt): wie heißen Sie? Wie leben Sie: iſolirt? Familienweiſe? Hordenweiſe? Wovon nähren Sie ſich? Dieſe Schnepfe da, die ſich ſo anmuthig ſchaukelt in Ihrem Gürtel, wie heißen Sie das Thierchen? Wie eſſen Sie daſſelbe: roh, gebraten, gekocht? Wie pflanzen Sie ſich fort? Werfen Sie lebendige Junge und wie viel auf einmal? Alles ganz in der Kürze. Geb' ich ſelbſt nicht viel auf ſolchen hiſtoriſchen Krimskrams: aber es giebt doch ein gewiſſes Air, einen gewiſſen gelehrten Aplomb; Sie glauben nicht, wie ſchwer heutigen Tages zu behandeln iſt das Publikum.

Lenardo
(bei Seite).

Dieſes Weſen iſt wohl abenteuerlich genug, um es

meinem ehrwürdigen Lehrer zuzuführen; vielleicht daß er ein Mittel weiß, dieſes verbrannte Gehirn zu heilen. — (laut) Sie überſchütten mich mit Fragen, mein Herr, für welche dieſer Ort nicht ganz bequem erſcheint; beliebt es, ſo lade ich Sie ein mich zu begleiten —

Pauſias.

Ah ein überaus obligeanter Waldmenſch! Sehr verbunden, ſehr verbunden, mein Herr, wird mir ſein außerordentlich angenehm — (bei Seite) Nu heißt es aufpaſſen! Jetzt iſt mein Glück gemacht oder nie! Drei Bände?! Gott, was thu' ich mit drei Bänden? fünf! fünf auf dieſen einen Kerl!!

Lenardo.

So folgt, hier hinauf —

Pauſias.

Sogleich, ſogleich — wiewohl ich mir wollte geben die Ehre, zu bemerken, daß meine Zeit iſt ein wenig preſſirt und daß es mir daher würde ſein ſehr angenehm, wenn ich ſogleich könnte mitnehmen das Merkwürdigſte en passant. Muß in vierzehn Tagen zurück ſein in der Reſidenz.

Lenardo.

In der Reſidenz wirklich? wo nichts paſſirt iſt als

daß man einen König weggejagt hat und einen neuen gemacht?

Pauſias.

Es hat ſeine gewiſſen Gründe, es wird ausgerichtet eine Hochzeit drüben, eine große; der neue König, Don Cäſario, feiert ſeine Vermählung in einigen Tagen — Gott, was will es ſagen? Das Publikum hat nun einmal eine Schwäche für derartige Ereigniſſe; fürſtliche Vermählungen, Begräbniſſe, Manöver, Hinrichtungen, Feuersbrünſte: die Literatur verbraucht es Alles, ſie muß ſein bei Allem. Denn warum? Es giebt Feuilletons.

Lenardo.

Cäſario vermählt?! — Kennt Ihr die Braut?

Pauſias.

Ob ich ſie kenne?! Höchſt liebenswürdige junge Dame, ſehr affabel, ſehr importée für die neuere Literatur; im Seebad voriges Jahr war ich zuſammen mit ihr, hab' ihr müſſen vorleſen meine neueſten Werke — (bei Seite) Gott, hab' ich ſie nicht geſehen alle meine Zeit! weiß ich nicht, ob es iſt eine Frau oder ein Mann? Aber für den Waldmenſch —? Puh!

Lenardo.

Allein der Name?

Pauſias.

Der Name — Blitzchen noch mal, ja, wird er mir gleich fallen ein: Maria, Maria! Herzog David ſeine Tochter! Iſt berühmt durch ſeine Tafel, der Herzog David: aber wenig Sinn für die Literatur, ſchlechtes Theater, ſehr ſchlechte Honorare — und für Dedicationen gar nichts.

Lenardo
(für ſich).

Alſo dennoch! dennoch!! —
Zerſtiebt das letzte Traumbild meiner Bruſt,
Zerſchellt der letzte Anker meines Glücks! —
Was klag' ich drum? Es ſollte wohl ſo ſein:
Ein neues Leben ſoll ſich mir entfalten:
Verſenkt die Schmerzen, wie die Luſt des alten!

(Raſch ab, Pauſias folgt.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Reſidenz des Cäſario: Straße.

Haushofmeiſter; Michel, reiſefertig, mit Stab und Ränzel.

Haushofmeiſter.

O Noth und Jammer! Nun haben wir's, Michel! Nun biſt Du ſo weit!

Michel.

Ruhig, mein Vater! Die Sterne gehen ihren Gang, und ſeit Anbeginn der Tage waren Unglück und Verfolgung das Merkmal großer Geiſter. — Lebet wohl, mein Vater.

Haushofmeiſter.

Schöne Sterne! ſchöne Geiſter! Hab' ich es Dir nicht immer geſagt? Deine verwünſchten dummen Ideen, die ſind ſchuld am ganzen Unglück. Sieh, Du hatteſt ſolche ſchöne Anlagen, Du hatteſt ſolchen geſunden Schlaf: o Michel, hätteſt Du nur die dummen Ideen gelaſſen und ſtatt deſſen Deine natürlichen Anlagen cultivirt, ſo wahr ich Dein Vater bin! es wäre Alles anders gekommen, ſie hatten Dich nicht eingeſteckt, Dir nicht den Proceß gemacht wegen entfernten Verdachtes entfernter Hinneigung zu entferntem Hochverrath, Du hätteſt keine Stockprügel —

Michel.

Pfui, mein Vater, welch gemeines Wort! Das nennt man Schickſalsſchläge.

Haushofmeiſter.

Wie Du willſt, mein Sohn: aber fort haſt Du ſie und über die Grenze biſt Du auch gewieſen — o ich unglücklichſter aller Haushofmeiſter!

Michel.

Laßt uns den Abſchied kurz machen; es ziemt großen Seelen ſchlecht, dem Unglück eine trübe Stirne zeigen. Ja im Gegentheil, mein Vater, betrachtet das Ding nur

recht: dieſe Verbannung iſt ſogar mein Glück, ich bin jetzt ein Ausgewieſener, verſteht Ihr? Und wen weiſen ſie aus heutzutage, als bloß die honetten und tapfern Leute, die Spitzbuben aber, die behalten ſie im Lande? Ergel, Vater, macht den Schluß: meine Ausweiſung iſt mein Empfehlungsbrief, keine Ausweiſung — eine Anweiſung, nach Sicht, baar auszuzahlen, auf den Patriotismus meiner Landsleute. O gebt Acht, Vater, von heute datirt ſich mein Ruhm! In allen Zeitungen werdet Ihr meinen Namen leſen!

Haushofmeiſter.

Ja wohl, Vagabund: in allen Zeitungen Deinen Steckbrief! Denn um Alles in der Welt, Unglücklicher: Du haſt ja nichts gelernt, Du weißt nichts, biſt nichts, kannſt nichts — wovon willſt Du leben, Unglücklicher? O ich ſehe Dich ja ſchon verhungern!

Michel.

Ihr kennt die Welt nicht, mein Vater. Seht: erſtlich, einige Monate lang, leb' ich von dieſer Ausweiſung: ſie macht mich intereſſant, ſie macht mich zum Märtyrer — o, gebt Acht, ich will den Leuten Reden halten und will mein Meſſer wetzen am Teller und will Rothwein trinken, daß ſie Thränen weinen vor Rührung

und alle Taſchen ſollen ſie mir voll collectiren, vorn und hinten! Na und wenn das nicht mehr geht — auch gut, ſo ändern wir die Farbe! ſo treten wir über! ſo erklären wir, es wäre ein Irrthum geweſen, die Freiheit ſei allerdings nur eine Chimäre, oder vielmehr es gebe nur eine vernünftige Form derſelben und das ſei, wie reifliche politiſche Erfahrungen in einem bewegten Leben uns dringend überzeugt, die abſolute Monarchie. Seht, Vater, ſo bin ich immer auf beiden Seiten gedeckt: ein Eſel heutigen Tages, der nur das Maul auf dem rechten Flecke hat und bringt es nicht in Jahresfriſt zu einem anſtändigen Brode! — Aber meine beſten Künſte behalt' ich doch noch für mich. Nur dieſes ſag' ich Euch: es könnte ſein, daß ich ehr wiederkehrte, als Ihr dächtet —

Haushofmeiſter.

Ich hoff' es zu Gott! Man ſpricht von einer nah bevorſtehenden Vermählung unſrer allergnädigſten Majeſtät: bei dem nächſten Hoffeſte auf dieſen meinen alten Knieen will ich heranrutſchen und um Gnade flehen für meinen ungerathnen Sohn —

Michel.

Welch eine Erniedrigung, mein Vater! Nein, es könnte ſein, daß ich wiederkehrte, ſag' ich Euch, und

Univ. Bibl. München

daß Ihr nicht der Letzte wäret, welcher vor mir die Mütze zieht.

Haushofmeiſter.

Nun hat ihn ſein Unglück verrückt gemacht! Lümmel, Dein Vater die Mütze ziehn vor Dir?

Michel.

Gewiß, ſehr tief, mein Vater. Aber Ihr kennt meine natürliche Beſcheidenheit, dieſe vorzüglichſte Eigenſchaft begabter Geiſter: ich werd' es nicht zugeben, Ihr könnt Euch bedecken, mein Vater. — Denn es ſind große Dinge im Werk, die Zeit gährt — und daß ich es Euch mit Einem Worte ſage: ich werde wiederkehren als Sieger in der Schlacht, als Befreier des Vaterlandes, als Freund und erſter Miniſter eines großen Königs!

Haushofmeiſter.

Steh' Gott ihm bei, es iſt nicht anders, er iſt richtig verrückt. Lebe wohl, Michel, lebe wohl! Wenn der König ſähe, daß ich Dich umarme — ach was der Abſchied wehe thut —! meine Haushofmeiſterſchaft wäre zum Teufel. Lebe wohl! (Ab.)

Michel.

Lebe wohl! — Den Staub ſchüttl' ich von meinen Füßen: wir ſind quitt, mein Vaterland. — Mit der

Republik iſt es nichts, die Zeiten ſind noch nicht reif dazu; man wird nicht bloß alt und grau dabei, ſondern, was ſchlimmer iſt, auch braun und blau. Und am Ende einen Magen hat man doch auch. Darum mit der Republik iſt es nichts; ich entſcheide mich für die Reſtauration. — Es geht ein Gerücht, daß Lenardo, der vertriebene König, in dem wüſten Grenzgebirg eine Zuflucht gefunden. Die Unthaten des Cäſario, die Tyrannei, unter deren Streichen ich dulden mußte, haben die Herzen der Nation von ihm abgewendet. Ganze Schaaren mißvergnügter Edelleute verſammeln ſich, heißt es, in jenem Walde, bereit, durch Waffengewalt Lenardo auf ſeinen Thron zurückzuführen. Ich werde mich unter ſie begeben; Lenardo kennt mich, muß mich kennen! Ich werde ihm ſagen, was ich gelitten habe für ihn, mein Talent wird ſeine Sphäre finden: Michel entwirft die Verfaſſungsakte, Michel empfängt in dieſe ſeine Hand den Eid des neuen Königs, Michel führt dem befreiten Volke ſeinen rechtmäßigen Herrn zurück —!

Haushofmeiſter
(um die Ecke).

Michel, Unglücklicher! biſt Du noch hier? Die Schaarwache kommt — geſchwind!

(Ab.)

Michel.

Die Schaarwache, mein Vater? Ich habe es mir zum Geſetz gemacht, jeden Conflict mit der bewaffneten Macht zu vermeiden: lebe wohl!

(Eilig ab.)

Zweite Scene.

Im Schloſſe des Cäſario: Zimmer.

Cäſario. Evander.

Evander.

Solch unerwünſchten Schluß, durchlaucht'ger König,
Nahm meine Sendung. Nur zu deutlich iſt es,
Daß dieſer Fürſt, wie geiſtesſchwach er ſcheine,
Wie klein geſinnt, wie unfähig zur That,
Im Bündniß doch mit Euren Feinden ſteht.
Erſt läßt er den Lenardo frei; die Tochter,
Scheinbar zu brechen ihren Eigenſinn,
Bringt er ſeitab in ein geheim Verſteck
Und ſprengt nun aus, als wäre ſie entflohn —

Cäſario.

Ein Thor, der's glaubt! Es iſt ſo, wie Du ſagſt:
Von meinen Feinden ward auch er beſtrickt.
Wir haben viele Feinde, meinſt Du nicht?

Evander.

Weil Ihr ſie haben wollt, durchlaucht'ger Herr!
Weil Ihr zu leben ihnen noch erlaubt
Und laßt anſammeln ihr verräthriſch Gift!
Zürnt nicht, o König, ſprech' ich allzufrei:
Doch das Vertraun, mit dem Ihr mich beehrt,
Ermuthigt mich, das Aeußerſte zu ſagen.
Was durch Gewalt erworben, wird allein
Auch durch Gewalt vertheidiget; Du biſt
Nur Deines Schwertes Sohn, o Fürſt! Laß Andre,
Die der Gewohnheit fromme Macht verklärt,
Die Väter ſpielen ihres Volks und buhlen
Um ihrer Nachbarn Gunſt: Du geh, o Fürſt,
In Erz allein! und die beſtürzte Welt
Erfülle donnernd des Erobrers Tritt!

Cäſario.

Nicht ſo, Evander! Ich verſuchte dies:
Müd iſt die Hand vom Unterſchreiben mir
Der Bluturtheile, der Verbannungen,

Und meine Kerker ſind gefüllt — Was mehr?
Lenardo hat dies Volk verwöhnt; es iſt
Zu weich geworden, iſt zu ſanft, zu fromm:
Durch Milde wird's, durch Härte nicht regiert.
Mein Sinn iſt finſter, wie Du weißt; es mangelt
An jenem nichtswürdigen Etwas mir:
Ein Lächeln, eine Miene, ja ein Nichts!
Mit welchem man des Volkes Herzen kirrt.
Ich brauch' ein Weib, ein ſchönes, lächelndes,
Das meine traur'ge Einſamkeit belebt
Und mit dem Zwinkern ihres ſüßen Augs,
Mit einem Löckchen ihres goldnen Haars
Am Faden führt die Herzen meiner Ritter. —
Und dazu ſollte mir Maria dienen.
Es heißt, ſie wäre ſchön; auch gilt ihr Vater
Als ein vorſicht'ger, überlegter Mann:
Wem er die Tochter giebt zum Ehebund,
Deß Regiment (ſo rechnet dann die feine
Diplomatie, die weiter niemals ſieht,
Als auf die eigne Naſenſpitze nur)
Muß ſicher ruhn auf feſtgebautem Grund. —
Du glaubſt doch nicht, ich wär' in ſie verliebt?

Evander.

Doch, gnäd'ger Herr, wie fein auch dieſer Plan,

Wie wohlgemacht, ein Meiſterſtück der Kunſt —
Verſchließt das Auge dem Geſchehnen nicht:
Er iſt geſcheitert an des Herzogs Trotz! —
Wie nun, o Herr? Soll dieſer Schwachkopf, dieſer
Wandelnde Bauch, ſinnloſer Fleiſchkoloß,
Sich rühmen dürfen, daß Cäſario,
Cäſario! zu Schanden ward an ihm?!
Sollen die Nachbarn, die noch ängſtlich halb
Und halb voll Neid auf Eure Thaten ſehn,
Verwundert ſagen: Pah, Cäſario ſchläft!
Noch einmal wurde Goliath beſiegt,
Und wieder war's ein David, der es that?!
Schon murrt das Volk, ſchon wanken die Provinzen,
Schon, aus dem finſtern Grunde ſeiner Schuld,
Ein Silbermond aus nächtigem Gewölk,
Hebt das Gedächtniß des Lenardo ſich.
Wollt Ihr ihm Zeit vergönnen, gnäd'ger Herr,
Bis ſein Geſtirn das Eure überſtrahlt?
Denkt an das Märchen vom Baſilio,
Der, längſt vermodert, in des Volkes Träumen
Lebendig noch, der Zukunft Sonne, flammt!
Geſchieht mit Todten dies, mit Längſtverſchollnen,
Wie groß wird deſſen Angedenken ſein,
Den ſie noch geſtern, in der Jugend Blüthe,

Auf ſtolzem Thron, großmächt'gen Herrn geſehn?! —
Die Langeweile dieſes Friedens iſt es,
Was ſolche Märchen heckt: gebt ihnen nur
Zu thun, o Fürſt, zeigt Beute, Schlachtenruhm:
Und wie der Sonne blut'ger Feuerball
Emporſteigt, leuchtend, aus empörter Fluth,
So aus den blutigen Wellen dieſes Kriegs
Steigt, neu verklärt, die Sonne Eurer Macht!

Cäſario.

Wohlan, es ſei: ſo folg' ich Deinem Rath!
Die Welt iſt ſo verworren und verfitzt,
Daß nur das Schwert den Knäuel löſen kann.
Geh! flieg' an Davids Hof, und künd' ihm Krieg!
Krieg, Krieg — ei ja! wie wohl thut dieſer Klang!
Es iſt mein heimathliches Element,
Ich wurde groß bei Schlachten und Gefahr:
Noch einmal denn die Würfel laſſ' ich rollen —
Ganz oder nichts! wir ſpielen aus dem Vollen!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Am Eingang der Wildniß.

Florian. Bruno.

Florian.

Habt Ihr die Wachen ausgeſtellt?

Bruno.

Ja, Herr.

Florian.

Das Looſungswort vertheilt?

Bruno.

Wie Ihr befahlt.

Florian.

So laßt uns ſelbſt die Runde machen, ob
Noch keine Nachricht kam von Claudio.
Von Tag zu Tag wächſt unſre Schaar und mühſam
Nur halten wir die ungeduld'ge Mannſchaft
Im engen Umfang dieſes Grenzbezirks,
Den Claudio uns angewieſen; giebt er
Nicht bald zum Angriff das Signal, ſo fürcht' ich,

Gleich einem Strom, der aus den Ufern bricht,
Ergießt ihr Ungeſtüm ſich in das Land,
Planlos und keinem Führer folgend. Kommt.

(Beide ab. Gleich darauf von der entgegengeſetzten Seite, Maria, als Junker gekleidet, und die Wärterin.)

Wärterin.

Jemine, Prinzeſſin, ſo ſteht doch nur einmal ſtill! Iſt es doch nicht anders, ſeit Ihr in dem verwünſchten Wams da ſteckt, als wärt Ihr eine leibhaftige Mannsperſon geworden? Aber ich, ſei es Gott geklagt! ich bin noch ein Weib, ein armes, ſchwaches, geſchlagenes Weib! O wenn mein ſeliger Mann mich ſähe! Meine Ehre und Reputation vor der Welt ſind auf ewig dahin.

Maria.

Gut, ſitz nieder, ruh' Dich aus; dieſer Wald muß doch einmal ein Ende haben.

Wärterin.

Der Himmel geb' es! Aber ich hab' es gleich geſagt: es iſt ein Zauberwald, der hat kein Ende. O wären wir doch in dem Thurm geblieben, da ſaß man doch wenigſtens ſicher. Aber ſo geht es, wenn man nicht hören will. In Romanen und Komödien, ei ja, da ſind die Poeten prächtige Kalendermacher, die kommandiren

den Mond, wie ſie wollen. Aber in der armſeligen Wirklichkeit, da iſt er nicht ſo gutmüthig. Kaum daß wir glücklich aus dem alten Gemäuer entwiſcht ſind, huſch, geht der Mond hinter die Wolken und wir, ſtatt nach Oſten ins Kloſter, gerathen nach Weſten in die Wüſte. — O dieſe Reiſe! Nun ich denke, Prinzeſſin, Euer abenteuerliches Müthchen iſt jetzt gekühlt; Ihr habt empfunden, was das heißen will, ein Frauenzimmer ohne Mann, ein armes, ſchwaches Gefäß, ohne Schutz und Beiſtand. Ja käme jetzt Einer und wollt' Euch heirathen, was wett' ich? Ihr ſagtet ja, ohne Prieſter und Altar. Wenigſtens was meine arme Perſon betrifft —

Maria.

Still! es iſt mir, als hört' ich Tritte — Schnell! fort! wir müſſen uns verbergen — komm!

Wärterin.

Nun kommt Einer, jemine, das iſt gewiß ein Menſchenfreſſer . . .

(Maria und Wärterin verbergen ſich ſeitwärts im Gebüſch. Aus dem Mittelgrunde kommt Pauſias.)

Pauſias.

Hab' ich es gleich gemerkt, iſt es nichts mit dieſer

Wüſte: keine Salons, kein Theater, keine Journale! nichts Pikantes, Modernes, Intereſſantes! keine Zuſtände, Bezüge, Verhältniſſe! Meine beide Waldmenſchen ennuyren mich: Gott, was ſie ſind ohne Kultur! Wollt' ich ihnen vorleſen mein neues Trauerſpiel: Phylar oder der Schwanz eines Hundes, Familiengemälde aus den höheren Kreiſen der Geſellſchaft — da ſchliefen ſie drüber ein alle Beide. — Muß ich machen, daß ich komme fort von hier; dieſe einſamen Studien verzehren mich. — Auf den Mond, 's iſt ein Gedanke! ein großer Gedanke iſt es, auf den Mond! Wer dahin könnte, das würde machen Aufſehn! Die alte Erde iſt ſo beſchrieben von Lebendigen und Todten, kein Scandälchen, kein Zötchen, kein Floh mehr, den ſie nicht hätten laſſen drucken; ſelbſt in der Wüſte giebt es nichts Neues mehr: die Poeſie iſt bankerott.

Geräuſch hinter der Scene. Florian, Bruno und andere Flüchtlinge, unter ihnen Michel, führen Maria und die Wärterin hervor.

Bruno.

Nur hier heraus! Wer ſeid Ihr, ſprecht?

Florian.

Seid ohne

Furcht, junger Herr, man thut Euch hier nichts Böſes —

Ein Flüchtling.

Wer ſoll es ſein? Ein wackrer Kamerad,
Er bringt das Marketenderweib gleich mit.

Wärterin.

Ich ein Marketenderweib? O meine gnädigen Herren Menſchenfreſſer, auf meinen Knieen beſchwör' ich Sie: — wenn mein ſeliger Mann das hörte!

Michel.

Keine Gewaltthat, meine Brüder! Laßt uns die Loyalität unſrer Sache durch keine Gewaltthat beſudeln! . . .

Florian.

Ruhig da Ihr! wer gab an Euch das Wort? —
Erklärt Euch, junger Herr: vorausgeſetzt,
Daß Ihr ein junger Herr in Wahrheit ſeid:
Wer ſeid Ihr? und woher?

Maria.

Was ſag' ich nur? —
Ich bitt' Euch, werthe Herrn, Ihr wollet uns
Nichts Uebles thun: wir ſind verirrt — vertrieben —

Florian.

So wäret Ihr in unſerm Fall. Inzwiſchen,

Mein ſchöner Herr, muß ich noch weiter fragen:
Wer trieb Euch fort? was? und von wo?

Maria.

O Himmel —

Ein Zweikampf, gnäd'ger Herr —

Florian.

In welchem Ihr
Den Gegner todt ſtacht, nicht? Man ſieht's Euch an.
Und dieſe Frau?

Maria.

Iſt meine Mutter —

Florian.

Wirklich?
's iſt neu, daß Duellanten auf der Flucht
Sich ihre Mütter zur Begleitung nehmen.
Kommt, auf ein Wort — und Ihr da
(zu den Flüchtlingen)
ſteht beiſeit! —
(die Maria vorführend)
Mein junger Herr, Ihr ſeid nicht, was Ihr ſcheint —

Maria.

Doch hoff' ich Ihr, was Ihr: ein Edelmann.

Florian.

Gottlob, ich bin's. Ihr ſeid erkannt, mein Fräulein —

Maria.

Von einem Ritter, ja, das macht mir Muth.
Fragt weiter nichts: ich bin in Eurem Schutz —

Florian.

Wohl, gnäd'ge Frau —

(ſich umwendend, den Pauſias erblickend, der bisher ſeitwärts im Vordergrund geſtanden)

Heda, die Gegend wird
Lebendig hier —

Pauſias
(für ſich).

Nun haben ſie mich geſehen! Auf Ehre, es ſind Räuber, Originalräuber, auf Ehre! Wird es ein Kapitel aus dem Sue, ein Abenteuer, ein Stoff — ah dreimal gebenedeite Wüſte! (vortretend, laut) Mit Verlaub, meine Herren, allerſeits Ihr ergebenſter Diener: freut mich außerordentlich, kennen zu lernen Leute von ſo intereſſantem Charakter. Mein Name iſt Pauſias — geniren Sie ſich ja nicht, meine Herren: ich habe die größte Hochachtung vor Ihnen, die neuere Literatur kann Charaktere, wie Sie, gar nicht entbehren, die neuere Litera-

tur, wenn ich mich darf drücken ſo aus, lebt von Spitzbuben —

Florian.

Redet geſcheidt, mein guter Herr! Wir ſind
Ehrliche Leute, dieſe wilde Tracht,
Durch Ort und Zeit uns aufgenöthiget,
Iſt leichtlich wohl das Wildeſte an uns.

Pauſias.

Ehrliche Leute?! Gott, was thu' ich mit den ehrlichen Leuten! Wollt' ich doch geben einen Dukaten, wäre noch der Beſte von ihnen ein Brudermörder, ein Morok, ein Schulmeiſter! Herr, Sie bringen mich um mein beſtes Kapitel: wie können Sie ſich unterſtehn zu ſein ein ehrlicher Mann? Warum erwecken Sie Einem unnöthige Hoffnungen? Haben Sie ſolchen vorzüglichen Knebelbart um das Geſicht — warum ſind Sie kein Spitzbube, auf Ehre?!

Bruno.

Ein närriſcher Geſell!

Pauſias.

Närriſch, mein Herr? Närriſch iſt gar nichts: raſend, furiös, außer mir, darüber, daß es giebt in der

Welt keinen Stoff mehr, keine Abenteuer, keine romantiſchen Verwicklungen. Es iſt um zu fahren aus der Haut: die Civiliſation — ſehen Sie, mein Herr, das iſt das ganze Malheur! Sie iſt zu groß, die Civiliſation, ſie läßt es nicht mehr kommen zu honetten Räubern, ſelbſt nicht in der Wüſte!

Florian
(zu den Flüchtlingen).

Gebt auf ihn Acht und folget ſeiner Spur. —
(zu Maria)
Ihr, werther Herr, befehlt, wohin ich Euch
Geleiten laſſen ſoll. Gern thät' ich's ſelbſt:
Doch hält die Pflicht mich in Lenardo's Dienſt —

Wärterin.

Lenardo? Endlich doch einmal ein vernünftiges Wort! Ei ſagt, Herr, was wißt Ihr vom Lenardo? — Ein ſehr vernünftiges Wort! Wie geht es ihm? was macht er? wo iſt er? Es wird Einem ordentlich wohl ums Herz, daß man ſolch vernünftiges Wort mal wieder hört.

Florian.

Wohl, gute Frau: wir hoffen, daß er lebt;
Einſtweilen lebt ſein Recht. Das Uebrige
Weiß Claudio, auf deſſen Wink wir warten,

Um aus der Wüſte, welche ihn verbirgt,
Zurückzuführen auf der Väter Thron,
Den edlen Jüngling, unſers Landes Schmuck.

Pauſias.

Was hör' ich, auf Ehre? Der edle Jüngling? Aus der Wüſte? Wär es möglich?! Iſt er immer ſo betrübt, führt er immer ſolche Redensarten — Gott, über die Welt, ich hab' ihn! Ah meine Ahnung!! (laut) Erlauben Sie, verzeihen Sie, meine ehrlichen Herrn: ich glaube, ich habe den edlen Jüngling geſehen, von dem Sie ſprechen, und kenne ſeinen Aufenthalt — Eine kapitale Verwicklung! ein unvergleichliches Stöffchen!

Florian.

Ihr? Wie meint Ihr das?

Pauſias.

Wollen Sie belieben zu ſehen jenen Berg dort, den großen? Nun wohlan, mein ehrlicher Herr: auf dieſem Berge, bei einem alten Klausner, belieben Sie nur hinzugehn, wohnt Seine Hoheit. Kann ich es doch wiſſen ganz genau, weil ich wohne da auch. Ein herrlicher Stoff! Die Tantieme iſt mir ſicher, auf Ehre!

Wärterin.

Ah mein guter Prinz! Iſt es möglich? Mit blondem Haar, nicht wahr? und blaue Augen hat er, die ſehen Einem gleich bis in das Herz? O jemine, der gute Prinz! Der edle Lenardo!

Florian.

Geht Einige mit ihm und bringt mir Kunde.

Michel.

Da muß ich hin, Herr! Ich kenne den Lenardo, meine Verbindungen bei Hofe —

Wärterin.

Der gute Lenardo! Laßt uns auch mitgehn, Herr — ob er ſich freuen wird?! Und Ihr ſagt gar nichts, Fräulein? Aber ich frage Euch auch gar nicht mehr — Wir müſſen mit, Herr, und wär' es auch nur, weil bei dem Klausner — für den Junker da — Ihr verſteht mich, Herr? — O der allerliebſte blonde Prinz, ob er Augen machen wird?! Allerliebſte Augen wird er machen! Schelmenaugen, Goldaugen!

Florian
(zu Maria).

Wie Ihr befehlt.

Maria.

Ich weiß nicht — in der That ...

Wärterin.

Ah ſo fragt nicht lange — Ihr da, Herr mit der Uhrkette, geht voran! Ich war müde zum Sterben: aber nun fühl' ich mich friſch, wie ein Wieſel, man ſieht doch, wohinaus —

Florian
(zu Bruno).

Nehmt eine ſtattliche Bedeckung mit Euch:
Und ſo lebt wohl! Hört Ihr ein Hornſignal,
So wiſſet Ihr, daß Claudio erſchien.

Pauſias.

Hab' ich es gehalten für möglich! Iſt er ein entthronter Prinz, der junge Waldmenſch! ein abgeſetzter König! Gott, hab' ich ihn gefragt, wie er ſich fortpflanzt! Aber es thut nichts, wir waren zuſammen incognito. Freut ſich meine ganze Seele, daß es noch giebt Abenteuer in der Welt, daß noch geſchehen Dinge, die man nicht glaubt, wenn man ſie nicht ſieht: die Poeſie iſt gerettet! — So belieben Sie nur mir zu folgen, meine ehrlichen Herren. (Alle ab.)

Vierte Scene.

In der Wildniß: Platz vor der Höhle.

Der Einſiedler, allein.

Einſiedler.

Der Menſchheit beſter Lehrer immerdar
Iſt Noth und Elend. Wie der harte Stein
Die Scharten ausweßt an erſtumpftem Stahl,
So tilget Noth der Seele Makel auch
Und leihet neuen Glanz der Tugend ihr.
Ein neuer Geiſt ward in Lenardo wach:
Nicht mehr der übermüth'ge Jüngling iſt es,
Der, trotzig halb und halb voll Weichlichkeit,
Gleich einem Rohr im Hauch des Windes, ſchwankt
Im Luftzug ſeines wechſelnden Geſchicks:
Gleichwie die Bergluft ſieche Leiber ſtärkt
Und neues Mark in mürbe Knochen füllt,
So iſt in Mitten dieſer Felſen auch,
Vom rauhen Wind des Schickſals angeweht,
Sein krankes Herz geneſen und erſtarkt:
Und alle Tugend, die das böſe Kraut
Des Prinzenlebens überwucherte,

Gedeiht und wächſt in neuer Jugendpracht,
Wie Saaten blühen nach Gewitternacht.

(Lenardo kommt.)

Wie geht's, mein Sohn?

Lenardo.

Mein Meiſter und mein Herr!
Könnt' ich Dir danken, was Du mich gelehrt! —
Wie mir's ergeht? O mir iſt wohl zu Sinn
Und freier athmet dieſer Buſen jetzt
Und fröhlicher, als er geathmet jemals,
Da noch der Purpur ſchmeichelnd ihn umfloß,
In meiner Hofburg ſchwelgeriſcher Pracht.
Du haſt's vollbracht: mich ſelbſt, Du theurer Mann!
Den ich verloren, gabſt Du mir zurück.
Jetzt, was ſie wolle, bringe mir die Zeit,
Ich habe Muth, das Schlimmſte zu ertragen;
Ja ſelbſt ein Glück — und wie viel ſchwerer iſt
Zu tragen dies! — ich mein', ich trüg' es doch.

Pauſias, Maria, Wärterin, Michel, Bruno und andere Flüchtlinge treten auf.

Pauſias.

Erlauben Sie, verzeihen Sie, meine ehrlichen Herrn, hier ſind ſie neben einander alle Beide — auf Ehre, es

iſt der Prinz! Dieſer Zug um die Naſe, das kann machen kein Plebejer, da ſteckt die ganze Ariſtokratie dahinter — ... Durchlauchtigſter Prinz ... Eure Hoheit ...

Lenardo.

Was fällt Euch ein? warum heut Prinz? und Hoheit?
Wer ſind die Leute? — O allmächt'ger Gott!
Verlockt mich Wahnwitz? oder ſeh' ich recht?!

Wärterin.

Ei ja doch, was fragt Ihr lange? Freilich ſind wir's — Der verwetterte Berg! Ich kann kaum mehr ſtehen.

Pauſias.

Bin ich nun begierig auf die Entwicklung: o treffliche, treffliche Wüſte!

Lenardo.

Das wäre Wahrheit? Wenn kein Traum Du biſt,
Kein Nebelbild —?!

Maria.

Ich bin es, werther Prinz.
Ein ſeltſam Schickſal, unbegreiflich faſt
Und unerhört, führt uns zuſammen hier
An einen Ort, den ich zum Wenigſten

Freiwillig nicht betrat. — Ich gebe mich
In Euren Schutz, mein Prinz. Wie Ihr es wart,
Bin ich im Elend jetzt und auf der Flucht;
Ihr wollt darum von mir nichts Uebles denken —

Lenardo
(zum Einſiedler).

Sie iſt's, mein Vater! die Maria iſt's,
Von der ich oft und Vieles Dir erzählt,
Die ich beklagt, als meines Feinds Gemahl —
O ſtill davon! Es ſchwindelt mir im Kopf,
Undeutlich ſeh' des Schickſals Spuren ich,
Kann noch begreifen nicht, auf welchem Pfad,
Zu welchem Ziel es uns geleiten will.
(zu Michel, der ſich lebhaft vordrängt)
Wer ſeid Ihr, Freund? und was iſt Eur Begehr?

Michel.

Lang lebe Lenardo! Laßt mich den Erſten ſein, durchlauchtigſter Prinz, der Euch aufs Neue mit dem königlichen Namen begrüßt. Ihr müßt mich kennen, dächt' ich: man nennt mich Michel, und was dieſer Michel für Euch gelitten hat, mein Prinz, grenzt an das Fabelhafte. Aber um auf die Sache zu kommen: ich ſtehe hier, o König, als Abgeſandter einer freien Nation;

Eures Volkes edelſter Theil iſt im Begriff, das Joch des Cäſario abzuſchütteln, eine auserleſene Schaar hochherziger Jünglinge hat ſich in dieſem Walde verſammelt, bereit, Euch durch die Kraft ihrer Arme zurückzuführen auf den verwaiſten Thron — vorausgeſetzt nämlich, das heißt im Falle . . . Doch die Tractaten kommen ſpäter.

Bruno.

Und kurz und gut, daß dieſes Manns Geſchäft
Euch nicht mit Argwohn fülle wider uns:
Wir ſind von Claudio geworben, Herr. —

Lenardo.

Ich dank' Euch, Herr. — Von Claudio? Fürwahr,
Er hält ſein Wort, der vielbewährte Freund! —
Gleich folg' ich Euch, die wackre Schaar zu ſehn,
Von der Ihr ſagt, und Weitres zu vernehmen.
Nur Eines erſt! — Was, theures Fräulein, Euch
Hieher geführt (und ſeltſam muß es ſein)
Erfahr' ich wohl, beliebt es anders Euch,
Wenn Ihr zuvor, ſo viel der Ort erlaubt,
Euch ausgeruhet von des Wegs Beſchwer.
Dir, edler Greis, vertrau' ich dieſen Schatz,
Bewahr' ihn wohl! Es iſt ein Edelſtein,
Deß reinen Glanz noch nie ein Hauch getrübt.

Dir übergeb' ich ihn zu treuer Hut,
Du biſt ſo weiſe: wiſſen wirſt Du auch
Den beſten Rath in räthſelhafter Zeit.
Lebt wohl, mein Fräulein, und — lebt wohl!
(zu den Flüchtlingen)
Nun kommt,
Ihr werthen Herrn, und zeiget mir den Weg;
Doch bleibt als Wache Einige zurück.

Michel
(im Abgehen).

Und von Michel iſt keine Rede? Mit Michel giebt man ſich gar nicht ab? Oho, das ſcheint mir tyrannenartig. (Lenardo, Michel, die Flüchtlinge ab.)

Einſiedler.

Komm, meine Tochter, lege Dich zur Ruh.
Zwar nur aus Moos iſt dieſes Bett bereitet:
Doch wer ſein Tagwerk redlich hat gethan
Und keine Schuld verſchließt in banger Seele,
Ruht wie auf Daunenbett. — Kommt, gute Frau.

Wärterin.

Hab' ich es mir nicht gedacht? Nun kommt doch Alles, wie es kommen ſollte — und ich ſetze meinen Kopf darauf, ſie kriegen ſich am Ende doch.
(Einſiedler, Maria, Wärterin ab in die Höhle.)

Pauſias
(ihnen nachſehend).

Und ſoll das ſein der Ausgang von dem Spiele? Eine Heirath? Gott, was thu' ich mit der Heirath? Ohne Blutvergießen, ohne Meuchelmord, ohne Schändung, gar nichts? Bin ich wieder gepritſcht! Ließ er ſich ſo herrlich an, der Stoff — und nun?! — Aber ich will nachgehn dem Prinzen; könnt' es doch ſein, daß es dort käme zu einem Abenteuerchen, einer kleinen Situation, einer haarſträubenden! Denn ohne Effekt, was thu' ich damit? was mach' ich damit? Iſt es doch gar nichts ohne Effekt, auf Ehre. (Ab.)

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Am Hofe des David: Zimmer.

Herzog David. Miniſter.

David.

Gebt Rath, gebt Rath, meine Miniſter! Meine Tochter verloren, der Krieg erklärt, die Tendenzen meiner Regierung köpflings über den Haufen geſtürzt: gebt Rath!

Miniſter des Auswärtigen.

Durchlauchtigſter Herr, Dero getreuer Diener, ſo zu ſagen, wiſſen keinen Rath mehr; wir legen die Portefeuille's in Hochdero Hände.

(Die Miniſter ab.)

David.

Ich hätte mein Miniſterium längſt ändern ſollen; woher ſoll ich nun Rath bekommen? — Alexis! Ruft mir den Alexis!

Alexis kommt.

David.

O Du guter Alexis, nur jetzt kein böſes Geſicht gezogen! Mein ganzes Miniſterium hab' ich abgedankt — goldner Alexis, ich will Dir einen Orden erfinden, den Du ganz allein tragen ſollſt im ganzen Lande, denke nur, Alexis: Du ganz allein — aber gieb Rath! gieb Rath!!

Alexis.

Was ich vermag, mein Herzog, ſoll geſchehn.
Doch fürcht' ich faſt, es wurde ſchon zu ſpät,
Zu arg verletzt ward unſrer Ehre Baum,
Er grünt zu keinen Siegeskränzen mehr:
So bringt er doch vielleicht ein Blättchen noch,
Mit dem man unſre Gräber krönt. — Führt mir
Den Boten des Cäſario herein. (Page ab.)

David.

Das iſt Recht von Dir, lieber Alexis, daß Du ihm die Wahrheit ſagen willſt. Sag' ſie ihm tüchtig, das iſt

ganz Recht. Und dann hinterher, goldner Alexis, nicht wahr? dann ziehſt Du in den Krieg und ſchlägſt den König aufs Haupt, ja? Thu' ihn kurz ab, quäl' ihn nicht lange, es kommt ja auf Eins heraus. Ich will nur fix darüber nachdenken, wie ich Dein Verdienſt belohne. Adieu auch, lieber Alexis; und ſei tapfer! Wenn Du geſiegt haſt, dann ſchreib mir, dann komm' ich gleich. — Und meine arme Tochter! (Ab.)

Von der andern Seite Evander.

Alexis.

Ihr ſagt uns Krieg: wer ſeid Ihr, ſaget an,
Daß Ihr uns ſchrecken wollt mit dieſem Wort?
Wenn ein'ge Zeit die Sonne dieſes Throns
Sich hinter Nebeln gift'ger Art verbarg,
Habt Ihr gemeint, ſie werd' es immer thun?
Nicht Knaben mehr, die Du am Bande führteſt
Geſchminkter Bosheit — Männer findſt Du hier,
Die hoch ſich freun, wird es verſtattet jetzt,
Mit Krieg zu tilgen dieſes Friedens Schmach.
Geh' heim! Sehn wir uns wieder, iſt es dort,
Wo Eiſen hält, was Dir gelobt mein Wort.

Evander.

Es ziemt Euch wohl, mein tapfrer General,

Mit groben Worten Königsboten ſchmähn.
Doch kommt hinaus! Iſt draußen Euer Schwert
Nur halb ſo ſcharf, wie Eure Rede jetzt:
Fürwahr, ſo hätt' ich Euch zu klein geſchätzt.

(Evander ab.)

Alexis.

's iſt ein gewagter Kampf; doch muß es ſein:
In Blut nur wäſcht ſich unſre Ehre rein.

Ein Page tritt ein.

Page.

Des Prinzen Freund, gnädigſter Herr, Lenardo's,
Der alte Claudio ſteht an unſerm Thor:
Er wiſſe wohl, daß er verwieſen ſei
Bei ſchwerer Strafe; dennoch läßt er Euch
Höchſt dringend bitten um geheim Gehör:
Denn wicht'ge Nachricht in Betreff des Krieges
Mit Don Cäſario überbring' er Euch.

Alexis.

O eile, eile, führ' ihn ſchnell herein!
Von Herzen grüß' ich den willkommnen Gaſt.

(Page geht.)

Claudio kommt.

Alexis.

Willkommen, Claudio! Von Vergangnem nichts:
Neu gährt die Zeit, es rüſtet ſich der Krieg,
Und Männer finden ihrer Thaten Raum.
Wo iſt Dein König? und wo warſt Du ſelbſt?

Claudio.

O mein Alexis, was erleben wir! —
Jetzt hab' ich Muth, da Du das Steuer lenkſt;
Laß mich Dein Bootsmann ſein und Dein Gefährte. —
Nicht freilich weiß ich, ob Lenardo lebt;
Doch wie es ſei: es lebt das Größre doch,
Das Recht, die Ehre meines theuren Volks!
Kann's nicht ein Siegszug für Lenardo ſein,
So ſei's ein Zug der Rache für das Volk —

Alexis.

Oder ein Leichenzug, o Freund, für uns,
Ein ehrenvoller! Unſer Heer iſt ſchwach,
Entnervt, verwöhnt — Cäſario's ein Koloß —

Claudio.

Auf irdnen Füßen, ja: ein Windeshauch —
Und in ſich ſelbſt ohnmächtig ſtürzt er hin.

Liſt lehrt die Noth: wer kann in böſen Zeiten
Von jedem Böſen unbefleckt ſich halten?
's iſt eine Schuld, die man der Zeit bezahlt,
Nicht eigne Schuld. Verkleidet, Ränke ſpinnend,
Als Prieſter bald, als Bettler, als Soldat,
Hab' ich Cäſario's Gebiet durchſtreift,
Des Fluchs nicht achtend, der mein Haupt bedroht:
Und überall fand ich des Aufruhrs Samen,
Ja nährt' ihn ſelber, meinem Herrn zu lieb.
Jetzt ſchlägt in Flammen die verborgne Gluth,
Das Volk empört ſich: eilen wir, o Freund,
's iſt ein geſchlagner Feind ſchon, den wir finden!

Alexis.

Allein Lenardo?

Claudio.

Mag ſein Genius
Ihm warnend beiſtehn, daß die Zeit der Noth
Ihm eine Zeit zugleich der Lehre ſei!
Doch dieſem Kampfe bleib' er fern; es taugt nicht,
Die Lieb' des Volks erobern mit dem Schwert,
Der Weg zum Throne ſoll durch Blut nicht gehn.
Und wär' er todt —

Alexis.

O ſtill, er darf's nicht ſein,
Mein Herz verheißt mir, daß Lenardo lebt!

Ein Bote tritt ein.

Bote.

Geſtrenger Herr, der Hauptmann ſendet mich:
Schon an der Grenze drohend ſteht der Feind —

Alexis.

Schon an der Grenze, ſagſt Du? Nun wohlan,
Mein Claudio! Den Degen in die Hand:
Mein guter Muth iſt Siegesunterpfand!

(Der Hintergrund hat ſich inzwiſchen mit Offizieren und Soldaten gefüllt: unter rauſchend einfallender Muſik Alle ab.)

Zweite Scene.

In der Wildniß: Platz vor der Höhle.

Einſiedler. Lenardo.

Einſiedler.

Die Jungfrau ſchläft; auch ihre Wärterin
Vermochte nicht dem Schlaf zu widerſtehn,
Dem lang entbehrten, der ſein Recht verlangt.
Mich ſelber treibt des Geiſtes innrer Ruf,
Einſam zu ſein, wie mein Gelübd' erheiſcht.
So laſſ' ich Dich als Wächter hier zurück.
Der Schlaf iſt heilig: eines Heiligthums
Demüth'ger Wächter ſollſt Du ſein, o Sohn!
Benütze denn die Stille dieſer Nacht,
Da kein Geräuſch, kein Windeshauch Dich ſtört,
Zu Rath zu gehen mit Dir ſelbſt. Die Zeit
Will einen raſchen, männlichen Entſchluß.
Entſcheide ſelbſt, ob Du vertrieben länger
In dieſer Wüſte Dich verbergen willſt,
Ein ungekannter, ungerühmter Mann:
Oder das Schwert ergreifen und die Schaar,
Die Claudio zu Deinem Dienſte warb,

Zu blut'gem Krieg willſt führen in das Land,
Das Dich gebar. — So ſei Du ſelber nun
In dieſem Zwieſpalt Rath und Richter Dir.

Lenardo.

Ich will es, theurer Greis. Doch ſag' mir Eins,
Das aus des Buſens ſtillen Gründen oft
Als Frage ſchon mir auf die Lippe ſtieg,
Doch ſchüchtern immer wieder umgekehrt:
Mein ganzes Leben liegt, mein innerſt Herz
Vor Deinem Blick, gleich einem offnen Buch,
Das Du mir ausgelegt haſt und erklärt.
Nicht Neugier ſchilt es: wiſſen will allein
Die Dankbarkeit, wie ſie Dich nennen und
Mit welchem Namen Dich verehren ſoll —
Wer biſt Du, ſprich? Enthüll' mir Dein Geſchick!
Und brauchſt des Mitleids linde Thräne Du,
Brauchſt Du zum Beiſtand meines Armes Kraft —
Was Du bedarfſt, was ich vermag: befiehl! —
Du biſt ſo weiſe: wo erlernteſt Du's?
Mit welchen Geiſtern, ſag' mir, gehſt Du um?
Nicht anders iſts, als brächte die Natur
Dir Allgewalt'gem ihre Huldigung,
Vor Dir entſchleiernd, das ſie Keinem zeigt,

Das jungfräulich geheimnißvolle Antlitz.
Du zwangſt mein Herz, ich muß Dich lieben, ach!
Und weiß den Namen des Geliebten nicht.

Einſiedler.

Du ſollſt ihn wiſſen. Klar, wie Dein Geſchick
Vor meinem Auge, ſoll auch meines bald
Vor Deinem liegen. Nur begehre nicht
Den Gang des Schickſals zu beſchleunigen.
Harr' aus, mein Sohn, in Hoffnung und Geduld:
Leid wird zur Luſt! und ausgeſöhnt die Schuld.

(Ab.)

Lenardo.

Nach Leiden Luſt? — Ich hoff' es, theurer Mann!
Aus tiefſter Bruſt ein Echo ſagt es mir,
Als ob ich mir aus meines Irrthums Fluth
Die Perl' des Glückes, beßrer Tage Pfand,
Ein kühner Schwimmer, dennoch retten werde!
Iſt's nicht die Fluth, gepeitſcht von Sturmes Flügeln,
Die aus des Meeres aufgewühltem Schooß
Die Perlen aufwärts ſchleudert an den Strand,
Die unſchätzbaren, unſrer Kronen Schmuck?
Friſch auf, mein Herz! auf, breite Deine Schwingen!
Laß wehn den Sturmwind, der den Grund zerwühlt,

Stürz' Dich ins Meer, zu kämpfen und zu ringen:
'ſ giebt einen Preis, der alle Wunden kühlt,
'ſ giebt eine Perle, Dir ans Land geſpült!

(Indem er in die Höhle treten will, tritt Maria ihm entgegen.)

Wie, theure Frau? Ihr wacht?

Maria.

Und Ihr?

Lenardo.

Ich wache,
Damit Ihr ſchlieft.

Maria.

Ich dank' Euch. Ihr habt viele,
Sehr viele Noth von Euren Gäſten, Herr;
Ihr ſeid das nicht gewohnt.

Lenardo.

Wär's eine Noth,
Ich trüg' ſie gern. Allein Ihr ſpottet nur,
Mit leiſem Tadel züchtigend, in die ich
Ehmals verfallen war, die Weichlichkeit.
Ich wehr' Euch nicht, ich hab' es ſo verdient.

Maria.

Geſpottet? Nein, ich wollt' es nicht: und that ich's,

So — doch ich weiß nicht, was ich ſpreche, Herr;
Die Nacht, mit unbewußt geheimen Schauern,
Zieht mählig mich in ihren Zauberkreis.

Lenardo.

So laſſ' ich Euch allein.

Maria.

Nein, bitt' Euch, bleibt —
Ich bin ein Kind, ich weiß nicht was ich will.

Lenardo.

Wohl, ſeid ein Kind! Legt an den Buſen Euch
Der Mutter Nacht, vertraut ihr Euren Gram!
Sie hat ein weiches mütterliches Herz,
In ihren ſchwarzen Schleier, mitleidvoll,
Recht wie 'ne Mutter thut mit ihren Kindern,
Hüllt ſie die armen Waiſen des Geſchicks:
Wen Niemand liebt, den tröſtet noch die Nacht.

Maria.

Schaut, Stern an Stern!

Lenardo.

Das ſind die Mutteraugen,
Die liebreich tröſtenden, der Nacht: ſie winken

Uns freundlich zu, ein leuchtendes Symbol,
Dem Stern zu trauen in der eignen Bruſt.

Maria.

Es giebt auch falſche Sterne, Sterne giebt es,
Die ſich vom Himmel reißen unverſehns,
Irrlichter, die mit trügeriſchem Schein
In feuchten Tod heimtückiſch uns verlocken.

Lenardo.

So wendet Euch der ew'gen Sonne zu,
Die purpurn ſchon den Horizont umſäumt!
Frei, wie die Sonne über Nebeln ſchwebt,
So aus des Zweifels nächtlichem Gewölk
Hebt ſich die ewig ſichere, die That!

Maria.

Des Mannes iſt die That: wir Weiber ſind
Verdammt zu leiden nur, niemals zu thun,
Ein knechtgebornes, ſchwächliches Geſchlecht —

Lenardo.

Wer willig leidet, wird im Leiden frei;
Nur Eigenſucht will Recht am Rechte wägen,
Dem Liebenden kommt Liebe frei entgegen.

Maria.

Was ſchwatzen wir! und ſchon am Himmel ſteigt
Der Tag empor und aufwärts von dem Neſt
Die Lerche fliegt der neuen Sonne zu.

Lenardo.

So mit der Lerche flieg' auch unſer Herz!
Weit hinter uns der Zweifel und die Nacht:
Auf geht die That — der Morgen iſt erwacht!

Maria.

Der Morgen, ja — und morgen, wieder morgen —
Ich bin zu lange ſchon an dieſem Ort,
Ich will zurück —

Lenardo.

Wie Ihr befehlt.

Maria.

Ich muß —
Mir brennt der Kopf, ich will hinein — lebt wohl.
(im Abgehen, zurückkehrend)
Ich wollte ganz gewiß nicht ſpotten, Herr,
Glaubt mir, gewiß!

Lenardo.

Ich glaube —

Maria.

Lebet wohl!

(Maria ab in die Höhle, Lenardo ſeitwärts in den Wald.)

Dritte Scene.

Im Lager der Flüchtlinge.

Michel, Pauſias, im Geſpräch.

Michel.

Nun? was meinen Sie dazu? Lenardo's Rettung, die Flucht der Prinzeſſin, die wunderſame Begegnung Beider mitten in der Wüſte — iſt das ein Stoff? heißt das ein Abenteuer, wie?

Pauſias.

Bin' Ihnen recht ſehr verbunden für Ihre gefällige Mittheilung, mein beſter Herr Michel — o ja, allerdings, recht niedlich, recht hübſch, recht — wie ſoll ich ſagen? recht amüſant. Aber ſehen Sie, mein beſter Herr Michel, Sie nehmen mir das nicht übel — Gott, was ſollte werden aus der Welt, wenn Jedermann wäre

Schriftſteller? Will ich Ihnen alſo damit gar keinen Vorwurf machen für Ihre Geſchichte: aber im Ganzen will ſie mir doch nicht ſcheinen verwendbar.

Michel.

Nicht verwendbar? Was heißt das?

Pauſias.

Erlauben Sie, verzeihen Sie, mein verehrteſter Herr Michel: wir Schriftſteller theilen alle Geſchichten, die wir hören, in zwei Klaſſen: in verwendbare — das ſind ſolche, wo ſich etwas damit läßt anfangen, eine kleine Novelle, ein Zeitungsartikelchen, ein Bonmotchen — Gott, was will es thun? Der Menſch hilft ſich, wie er kann — Und in unverwendbare: das ſind ſolche, aus denen ſich läßt machen gar nichts; die intereſſiren uns nicht.

Michel.

Und aus dieſer Geſchichte ließe ſich nichts machen? Bedenken Sie doch: das Unglück, die Rührung —

Pauſias.

Rührung? Rührung, ſagen Sie? Gott, lehren Sie mich kennen das Publikum! Was iſt Rührung? Gar nichts iſt Rührung, iſt längſt aus der Mode, die

Rührung — Schauder, Entſetzen, Todeskampf! Ein ordentlicher moderner Roman, wer den geleſen hat, der muß hinſchicken bei Nacht und ſich laſſen holen zwei Mann Wache, aus Furcht, daß die Diebe ihm im Schlaf abſchneiden den Hals. Und ſehn Sie, das iſt der Fehler von Ihrer Geſchichte: erſtlich es iſt zu viel alte Romantik drin; Sie verſtehen, was das heißt?

Michel.

Romantik? O ja, geben Sie Acht: das iſt das — nicht wahr? wo die blaue Blume drin vorkommt?

Pauſias.

Blau oder grün, Blumen ſind überhaupt romantiſch, es müßten denn ſein gemachte; alles Natürliche iſt romantiſch, es zieht nicht, es packt nicht. Blumen und Wald und ein Bächlein, wo die Forellen ſpielen — Herr, hören Sie, was ich Ihnen ſage: wenn Sie finden einen Buchhändler, der dumm genug, zu wagen an ſo was ſein Geld, den halten Sie feſt, das iſt ein guter Mann. Aber führen Sie den Leſer in einen hübſchen Salon, zwiſchen goldburchwirkte Tapeten, was thuts? auf ſammtne Decken, rücken Sie ſeidne Sophas zurecht, ausgelegte Tiſche, vergoldete Armſeſſel, braten Sie die Forelle, Herr, und richten Sie ſie an auf einem gold-

nen Teller, beſchreiben Sie den reichbetreßten Bedienten, der ſie aufträgt, das ſilberne Meſſer, womit Sie ſie ſchneiden entzwei — zehn Louisd'or, mein Herr, zehn Louisd'or den Bogen! und wenn Sie ſind ein Frauenzimmer und von Adel, kriegen Sie zwölfe! — Das iſt das ſociale Element in unſrer Literatur, auf Ehre.

Michel.

Aber die Tendenz? Die große Idee?!

Pauſias.

Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde. Erſtlich, mein beſter Herr Michel, iſt mir Ihre Geſchichte zu romantiſch: und zweitens iſt ſie mir zu politiſch — zu politiſch, kann Ihnen nicht helfen!

Michel.

Wie? zu politiſch?! Und was kann denn lockend ſein, wenn nicht der große Gedanke der Freiheit —

Pauſias.

Großer Gedanke der Freiheit — beſter Herr Michel, fragen Sie nach auf der Meſſe, ob der große Gedanke der Freiheit erſetzen kann die große Maſſe der Krebſe. Abſatz — das iſt das ganze Geheimniß! Die politiſche Poeſie hat ihre Zeit gehabt; ſie iſt vorüber, es iſt nichts

mehr zu machen damit. Und dann die Unannehmlichkeiten mit der Polizei! Sagen Sie ſelbſt, mein beſter Herr Michel: ich will auf der Welt nichts weiter, als einen anſtändigen Literaturbetrieb: was ſoll ich mich zanken mit der Polizei? was ſoll ich mir laſſen confiſciren meine Schriften? was ſoll ich mich laſſen ſperren auf die Feſtung? Ich hab' mal geſeſſen acht Tage wegen eines Recenſenten, den ich hatte laſſen durchprügeln; ich habe empfunden, wie es thut.

Michel.

Allein das Vaterland! die große Aufgabe der Geſchichte! die erhabenen Kämpfe der Zeit!! Läßt Sie das Alles denn kalt?

Pauſias.

Kalt? — Legt mir ein Schwert aufs Grab! Ich bin ein Schriftſteller und ein Schriftſteller will ich bleiben; die reine Kunſtatmoſphäre, ohne politiſche Beimiſchung, bloß auf den Abſatz gerichtet, das iſt meine Sphäre. Euch das Handeln, mir das Dichten! Ihr vergießt Blut, ich Tinte! — Und kurz und gut, legt mir ein Schwert aufs Grab! — — Aber was ich Sie wollte fragen: wie ſtehen Sie denn mit dem Prinzen, he? Das treffliche Staatsgrundgeſetz, welches

Sie haben entworfen, wie war es? was hat er geſagt dazu?

Michel.

O welche Wunde reißen Sie auf, mein Freund! Geſagt? Dürft' ich ſagen: geſagt! Nichts hat er geſagt, er hat gelacht und hat mich ſtehen laſſen —

Pauſias.

Hat er Sie laſſen ſtehn? Nu ſehn Sie wohl, das haben Sie von der Politik. Nä, da lob' ich mir ein reinliches Geſchäft. Andre Woche haben wir den Erſten, da tritt drüben die neue Tänzerin zum erſten Mal auf, da reiſ' ich hin —

Michel.

Wie? mitten durch die feindlichen Armeen? Welchen Gefahren geben Sie Sich preis?

Pauſias.

Ja aber bedenken Sie auch, eine neue Tänzerin! Das Publikum — meine Verpflichtungen — es wird das wichtigſte Ereigniß dieſes ganzen Jahres, was ſag' ich? des Jahrhunderts!

Geräuſch hinter der Scene: Volksjauchzen, Muſik. Gleich darauf Claudio, Florian und andere Flüchtlinge.

Florian.

Ihr ſeht mich ſtarr vor Freuden, theurer Herr:
Wer hätte ſolchen Ausgangs ſich verſehn,
So raſch, ſo mühelos?

Claudio.

Cäſario's Heer
Beſtand aus Söldlingen allein; ſie flohn,
Eh' noch das Schwert die Scheide halb verließ.
Doch eilen wir, den König zu begrüßen!

Florian.

Auf! laßt die Hörner tönen! Mann an Mann
Zu jubelreichem Siegeszug vereint,
Daß, aus der Felſen finſterm Neſt erweckt,
Beſchwingten Flugs Echo gen Himmel fährt!

(Alle ab, bis auf Michel und Pauſias.)

Michel.

Haben Sie gemerkt? Wieder irgend ein welthiſtoriſches Ereigniß und Michel iſt nicht dabei geweſen!

Pauſias.

Ah das trifft ſich ja charmant, da werden die Stra-

ſen wieder ſicher. Den Erſten, Abends ſechs Uhr, in dem neuen Ballet .... Adieu auch, Herr Michel! Recht ſehr verbunden für die angenehme Geſellſchaft und wenn Sie den Prinzen ſehn, grüßen Sie ihn ſchönſtens: er ſoll hübſch 'ne Akademie ſtiften, aber mit Gehalt, verſtehn Sie? Und ich würd' ihm nächſtens dediciren ein Buch — Leben Sie wohl, Herr Michel.

(Ab.)

Michel
(nach einer Pauſe).

Und ſo bleib' ich allein? — — Topp, ich will auch kein Narr ſein! Ich will nach Hauſe gehn und wenn mein Alter ſtirbt, ſo beerb' ich ihn und heirathe — Adieu, Freiheit! Ich gehe nach Hauſe und reſtaurire mich. (Ab.)

Vierte Scene.

Wildniß: vor der Höhle.

Einſiedler. Maria.

Einſiedler.

Haſt Du, mein Kind, in ruhigem Gemüth,
Was Du mir ſagſt, erwogen und geprüft?
Bedenk' es wohl! Ins Kloſter willſt Du gehn,
Frühzeit'gen Abſchied nehmen von der Welt,
An deren üppig reichbeſetzter Tafel
Du noch zum Mahle kaum geſeſſen haſt.
Den Rücken kehre, wer ſich ſatt geſchwelgt!
Dir aber blühn in Deines Lebens Mai
Viel Freuden noch: und auch das Leiden ſoll,
Das bittre ſelbſt, nicht ungekoſtet bleiben.
Haſt Du's bedacht?

Maria.

Ich hab' es, theurer Greis.
Doch wenig nützt der reichſten Tafel Glanz
Dem trüben Gaſt, der nicht in eigner Bruſt
Zufriedenheit, des Mahles Würze, trägt.

Mein Herz iſt krank; ich bin ein armes Weib,
Das ärger noch, als äußeres Geſchick,
Unſel'ger Zwieſpalt meines Innern drängt.
Die Welt ſo weit — und ich ſo ganz allein!
So ſchwach das Herz — und ach, ſo leicht verführt! —
Nicht zürnt darum, daß ich mich retten will,
Den Schleier nehmend, der mich ewig deckt.

Einſiedler.

Was littſt Du denn? Was macht Dir ſolche Noth?
O böſe Zeit, da beßre Seelen ſelbſt
Empfindſamkeit mit edlem Schein bethört!
Hat Freude jetzt ſolch ekles Angeſicht,
Ward Gram ſo lieblich, Trauer ſo erwünſcht,
Daß Ihr nur weinen, nie mehr lächeln mögt? —
Nehmt Euch in Acht, daß dieſe Thränen nicht,
Die Ihr dem Aug' bedachtſam jetzt entlockt,
Den Zorn des Himmels wecken wider Euch
Und Ihr zu andern Thränen Grund bekommt!

Maria.

O nein, Ehrwürd'ger, alſo ſchilt nicht mich,
Es iſt fürwahr nicht falſche Weichlichkeit:
Könntſt Du die Tiefe meines Herzens ſchaun —
Genug, genug! Mich ſelber grauſt davor!

Einſiedler.

Sei's denn, mein Kind! Folg' Deines Herzens Ruf:
Gott wird entſcheiden dieſer Zweifel Qual. —
Hier kommt Lenardo: ſag' den Abſchied ihm!
Er hat verdient, daß Du ein letztes Wort,
Aus güt'gem Auge letzten Blick ihm gönnſt.

Maria.

Nein, laß mich gehen! ſage Du ihm, was
Ich ſelber ihm nicht ſagen kann noch darf —!

Lenardo kommt.

Einſiedler.

Willkommen, Sohn.

Lenardo.

In Thränen, theure Frau?

Einſiedler.

Reich' ihr die Hand: doch zum Willkommen nicht,
Es iſt zum Abſchied.

Maria.

Lebet wohl, mein Prinz,
Wir ſehn uns beide wohl zum letzten Mal.
Ins Kloſter geh' ich, wie mein Wille war,

Eh' noch das Irrſal dieſer nächt'gen Flucht
Auf falſchen Wegen mich hieher verlockt —

Lenardo.

Ins Kloſter willſt Du? O ſo fahre wohl,
Du letzter Traum von Liebesmorgenroth! —
Leb wohl, Marie! An Deinen Schritt gebannt
Geht mit mir meines Herzens beſter Theil.

Maria.

Nicht darf ich ſcheiden, mein verehrter Prinz,
Eh' ich Euch dankte für den edlen Dienſt,
Für Eurer Sorgfalt ritterlich Bemühn,
Das Ihr in dieſer Wüſte mir erzeigt.
Ich dank' Euch, Herr: und wenn Euch frommen könnte,
Der ſchwache Wunſch aus unverſtänd'gem Mund,
So wünſch' ich Euch von Herzen Wohlergehn.

Lenardo.

Dank ſagſt Du mir? Wofür denn dankſt Du mir?
Was that ich nur, was duldet' ich für Dich?
O hätte mir der Himmel es vergönnt,
Mit meinem Herzblut hätt' ich Dich erkauft!
Doch dieſes bleibt wohl eines Beſſern Glück. —
So lebe wohl, Marie! Unmännlich nicht

Sollſt Du mich ſehn, und ob das Herz mir bricht.
Als wärſt Du bei mir jetzt und jede Stunde,
Als hinge noch mein Blick an Deinem Munde,
Als ſtrömte noch mir Troſt und ſüße Ruh'
Aus Deines Auges klarem Himmel zu:
So einſam jetzt, mit dieſen meinen Händen,
Was ich beſchloß, ich will es doch vollenden!

Einſiedler.

Und was beſchloſſeſt Du? Haſt Du Dein Herz,
Wie ich Dir rieth, mit treuem Ernſt befragt?
Und welche Antwort wurde Dir zu Theil?

Lenardo.

Beſchloſſen iſt's: möge Cäſario
Das Land behalten, welches ich an ihn
Verloren hab', gleichwie im Würfelſpiel.
Doch nicht für Kleinmuth achtet den Beſchluß:
Zu hoher Preis dünkt mich des Krieges Greul,
Verbrannte Städte, Flur und Feld verheert,
Und das in Strömen fließt, das Blut der Bürger,
Für meiner Herrſchaft höchſt zweideutig Glück.
Ein andres Ziel, ein höh'res, ſteckt' ich mir!
Die Erd' iſt weit und Vieles drauf zu thun;
Iſt's löblich ſchon, ererbtes Gut bewahren

In angeſtammtem, ſicherem Beſitz,
So iſt auch dieſes, hoff' ich, Ruhmes werth,
Ein wüſtes Land, ein Stiefkind der Natur,
Und wüſtes Volk, Stiefkinder des Geſchicks,
Zu bilden beide, beide zu erziehn,
Daß beide geben eine gute Frucht.
Sei dieſer Wald mein Reich! der herrenlos
Nur wilden Thieren, Schlangen und Gewürm
Erwünſchte Wohnung bot! in deſſen Moor
Die Seuche ſich, die ſchreckliche, verbarg,
Unter der Menſchen blühende Geſchlechter
Die gift'gen Pfeile zu entſenden!

Einſiedler.

Doch
Wirſt Du Genoſſen finden Deines Plans?

Lenardo.

Ich hoffe, ja. Es liebt des Jünglings Kraft
Um Schwererrungnes ehrenvollen Kampf;
So haben einſtmals Städte ſich gegründet,
So ſtieg einſt Rom, die Herrſcherin der Welt,
Durch Männerarm aus Wald und Sumpf empor.
Schon ſeh' im Geiſt ich dieſe flücht'gen Schaaren,
Die mir mein Claudio hieher geſandt,

Zum großen Werk vereint auf meinen Ruf;
Schon hör' ich tönen muntrer Hämmer Schall,
Den Wald gelichtet ſeh' ich und den Strom,
Den übermüth'gen, in ſein Bett gedämmt.
Denn eine Freiſtatt wollen wir begründen
Für Jeden hier, den Noth und Gram bedrängt,
Bringt er für Schätze und für rothes Gold
Nur tapfern Muth und rüſt'ge Hände mit. —
Auch will nicht ich — ihr eigener Gebieter,
Sei die Gemeinde ſelbſt, nach freier Wahl
Mit ihrem Dienſt die Würdigſten belohnend. —
Dies war beſchloſſen — ach, ich träumte mehr!
Wer ſchilt mich drum? Es giebt ſo ſüße Träume —
Sie ſind vorbei! — Einſam, wie ich's beſchloß,
Muß ich vollenden nun das ſchwere Werk,
Und darf nicht hoffen, daß am Abend ſpät,
Kehr' ich zurück von meines Tages Laſt,
Mit holdem Gruß, an unſrer Hütte Thür,
O Du mein Weib, mein Alles, mich empfängſt! —
So lebe wohl.

Maria
(im Abgehen, dann ſich raſch umwendend, ihm in die Arme fliegend).

Leb' wohl! —— Ich kann nicht, nein:
An Deinem Herzen, ewig, ewig Dein!

Lenardo.

In meinem Arm, an meinem Herzen Du —
O Liebeshimmel, der mich überſtrömt!

Maria.

O ſchilt mich nicht, daß aus der Jungfraun Zucht
Der Drang des Herzens ungeſtüm mich reißt!
Da Du mit Schmeicheln ſpielend mich umwarbſt,
Da zürnt' ich Dir, gewaltſam feſſelt' ich,
Das Dir entgegenflog, das wilde Herz:
Jetzt haſt Du Dich als ächten Mann bewährt
Und ſchnell in Liebe hat ſich Zorn verkehrt.

Lenardo.

Still, trautes Kind! Wohl Klagen hat der Schmerz,
Das Glück allein, das ſelige, iſt ſtumm.

Einſiedler.

Zwar nicht zu weihn ſolch Bündniß heil'ger Art:
Denn wo die Liebe ihren Segen ſprach,
Welch andre Worte hätten da noch Kraft?
Doch laßt die Hand mich legen auf Eur Haupt:
Den Göttern dankt, die in des Lebens Mai
Zu langer Wallfahrt gnädig Euch verbinden,
Wie ich den Göttern danke, daß ſie mir,

In meines Lebens winterlichem Reſt,
Den holden Anblick Eures Glücks vergönnt!

Wärterin.
(die während der letzten Worte aus der Höhle getreten).

Ach was der rührend ſpricht! juſt wie der ſelige Hofkaplan! — Aber ich hab' es ja immer geſagt, es endet doch Alles mit der Heirath: waren dazu ſo viel Umſtände nöthig?

(Man hört hinter der Scene eine lebhafte, feſtliche Muſik und den vielſtimmigen Ruf:)

Lenardo! he, Lenardo!

Lenardo.

Horch, was giebt's?
Was ſoll mein Name?

Claudio, Florian, Flüchtlinge, die in buntem Gedränge, bis zum Schluß, den Hintergrund der Scene erfüllen, treten ein.

Lenardo.

O allmächt'ger Gott,
Mein Claudio!

Claudio.

Mein Herr! mein theurer Herr!
Laßt mich aufs Neu als König Euch begrüßen.
Cäſario iſt todt; vom Volk verlaſſen,
So macht- wie rathlos, nach Evanders Fall,

Mit ſeinem eignen Schwert durchbohrt' er ſich,
Ein röm'ſcher Held, ſühnend durch tapfern Tod
Das Unrecht, das im Leben er gethan!
Es harrt das Volk auf Eure Rückkunft, Prinz. —
Ihr hier, mein Fräulein? — Ha, was ſeh' ich? Gott!
Er iſt es, bei dem Ewigen, er iſt's!
O nun, Ihr müden Augen, ſchließet Euch,
Nun, alter Leib, ſo lange mir getreu,
Zerfall' in Staub! O ſieh mich an, mein Fürſt!
Thu' auf den Mund, laß hören mich Dein Wort,
Daß ich gewiß ſei, dieſes iſt kein Traum,
Mein Herr und Fürſt!

Lenardo.

Was ſoll dies, Claudio?

Claudio.

Du kennſt ihn nicht? Sieh an das theure Haupt:
Dein Vater iſt es, Don Baſilio!

Alle.

Baſilio!! —

Baſilio.

Ich bin's, Dein Vater, ja.
(zu Claudio)
War Dir, o Freund, mein Bild ſo tief geprägt,

Daß Du noch heut, nach langer Jahre Flucht,
Als Deinen Fürſten, Deinen Freund mich kennſt?

Lenardo.

Mein Vater Du —!

Baſilio.

Komm an mein Herz, mein Sohn:
Ich habe Dich, gefunden haſt Du mich,
Und alle Räthſel haben ſich gelöſt. —
Als Tod der Mutter Dir das Leben gab,
Verkehrte ſich in Schwermuth mein Gemüth;
Dir, theures Kind, ſah ich ein Unglück drohn,
Ein unabwendbar trauriges Geſchick.
Nicht wußt' ich wo, noch wann, woher und wie,
Noch wie ſich enden möchte die Gefahr:
Nur daß ſie drohte, las am Himmel ich.
Nicht hindern konnt' ich's, meine Seele rang
In tauſend Aengſten wider Götterſchluß,
Die weite Erde wurde mir verhaßt,
Verhaßt mein Thron, mein Reich, mein eignes Blut,
Und alſo, heuchelnd unzeitigen Tod,
Dem leeren Sarg ein wächſern Bild vertrauend,
In dieſe Wüſte floh ich, ungeſehn,
Mit Geiſtern nur in traulichem Verkehr,

Des finſtern Schickſals Ausgang zu erwarten. —
Er aber kam: ich ſchau' Dir ins Geſicht,
Dir, meinem Sohn! den ich zum zweiten Mal
Aus bitterm Tod zum Leben mir gezeugt:
Und alle Qualen dieſer langen Zeit
Und alle Sorgen ſind ein Augenblick
Gegen die Wonne dieſes Augenblicks!

Lenardo.

Kaum faſſ' ich es; doch weiß ich Eins, mein Vater:
Die Silberlocken ſchmücke dieſer Reif
Aus blankem Golde — Deine Locken, Herr,
Dem ich und Alle unterthänig ſind!

Baſilio.

Nicht ſo, mein Sohn! Ich bin ein müder Greis,
Entwöhnt vom Umgang mit den Sterblichen;
Es lockt mich weder, noch gebühret mir
Der Stab der Herrſchaft. Hab' ich ja doch Dich
Zum Herrſcheramt erzogen und gelehrt:
So zeige nun, was in der ſtrengen Schule
Des Schickſals Du, und meiner haſt gelernt.

Claudio.

So ſchwör' ich Dir den neuen Eid, o König,
Der ich den alten, hoff' ich, nie verletzt,

Und übergebe dieſe Krone Dir,
Daß ſie aufs Neu auf Deinem Haupte leuchte,
Von Deiner Tugend einzig überſtrahlt!

Lenardo.

Und alſo nehm' zum zweiten Mal ich heute
Das Diadem: nicht mir, Dir, ſüßes Weib,
Schmück' es das Haupt, die meine Krone Du!
Ehrt mich als König, ſie als Königin.

Alle.

Heil! Heil Lenardo! Heil der Königin!

Claudio.

Beliebt es denn dem König, meinem Herrn,
So eilet, bitt' ich, in die Reſidenz,
Wo Euer Volk mit Sehnſucht Euch erwartet,
Und wo der Herzog, mit umwölktem Blick,
Nach ſeiner Tochter ausſpäht — Wie er ſei,
Es iſt der Vater Eurer Königin.

Lenardo.

So kommt, mein Vater! Meine Fürſtin, kommt!

Baſilio.

Nein, theurer Sohn! Nicht führe mich zurück
Aus der geliebten, meiner Einſamkeit,

In das betäubende Gewühl der Welt.
Wer von den Menſchen einmal ſich entwöhnt,
Heimwärts ſich rettend an den ewig treuen,
Den mütterlichen Buſen der Natur,
Dem wird ſo lieb, ſo theuer Einſamkeit,
Wie Andern kaum der bunteſte Verkehr:
Und einſam iſt er in Geſellſchaft nur. —
So laß mich hier: einſam — vereinſamt nicht!
Denn ſtatt der Geiſter, die ich ſonſt berief,
Umſpielen jetzt, in traulich lieber Nähe
Mich Deines Glückes holde Genien,
Und krönen mir des alterskahle Stirn
Mit junger Hoffnung immergrünem Kranz. —
Doch wenn, o Sohn, des Glückes raſche Aend'rung
Nicht Deinen Sinn zugleich verändert hat,
O ſo vergiß den guten Vorſatz nicht!
Auf Deinem Thron gedenke dieſes Orts,
Der ſichern Zuflucht in bedrängter Zeit:
Und was Du wollteſt mit geringer Kraft,
Vollend' es nun, da Dein Vermögen wuchs! —
Ich bleibe hier: und willſt Du mich erfreun,
So bau' ein Kirchlein hier auf dieſen Fleck
Und ſetze mich zum Tempelhüter ein,
Bis daß der Tod von meinem Amt mich ruft.

Lenardo.

Ein Kirchlein nicht, ein Tempel ſoll es ſein:
Und wer die Thürme himmelwärts ſieht ragen,
Und hört der Glocken andachtvollen Klang,
Gedenken ſoll er Dein, o Herr, und mein.

Claudio.

Und eine Stimme ſagt' ihm in der Bruſt:
Wer redlich kämpft, dem blüht nach Leiden Luſt.

Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Dramatiſche Werke

von

Robert Prutz.

Robert Prutz'

Dramatiſche Werke.

Zweiter Band.

Karl von Bourbon.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Karl von Bourbon.

Schauſpiel in fünf Akten.

Von

Robert Prutz.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Einleitung.

Nur wenige Bemerkungen ſind es, welche ich dem nachſtehenden Stücke voranzuſenden habe. — Daſſelbe erſcheint hier unverändert in derſelben Geſtalt, wie es zuerſt, im Herbſt einundvierzig, abgefaßt wurde. — Daß dieſe Geſtalt mit den Forderungen der Bühne in vielfachem Widerſpruche ſteht, ſowohl mit den bloß herkömmlichen und eingebildeten, als mit den nothwendigen und geiſtig berechtigten, das freilich liegt auch dem flüchtigſten Blick ſogleich zu Tage: wie denn auch der Verfaſſer ſelbſt niemals im Irrthum darüber geweſen iſt.

Im Gegentheil, er geſteht noch mehr zu: das Stück geht nicht nur über die theatraliſchen, ſondern in einigen weſentlichen Punkten ſogar auch über die Bedingungen des Dramas ſelbſt hinaus.

Oder wo dieſer Ausdruck mißverſtanden werden könnte: das Stück zeigt ſeinen Charakter als Erſtlingsverſuch (denn als ſolchen, nach einer langen Pauſe und nachdem Anſichten und Beſtrebungen des Verfaſſers in-

zwiſchen einen völlig neuen Boden gewonnen hatten, iſt es zu betrachten) unter Anderem auch darin, daß es, ſtatt die dramatiſche Form in ihrer inneren Nothwendigkeit zu begreifen und demgemäß zu reſpectiren, dieſelbe vielmehr, gleich einer Feſſel, einem Hinderniß, gewaltſam zerſprengt; es fehlt ihm nicht bloß an der äußeren Technik, es fehlt ihm noch mehr an jener Harmonie der Anlage, jener Uebereinſtimmung ſeiner ſelbſt, welche allein im Stande iſt, die widerſpänſtige Maſſe des Stoffs, die mannigfachen und weitſchichtigen Intentionen des Dichters mit der gemeſſenen Form, den knappen Grenzen des dramatiſchen Kunſtwerks in ſchönen und fruchtbaren Einklang zu bringen und auf der, als dem eigentlichen Grundgeſetz, der wahren Lebensbedingung dieſer wie jeder anderen Kunſtform, mit dem poetiſchen Werth zugleich auch jede dauernde, ſogar jede achtbare praktiſche Wirkung beruht. — Wäre es dem Autor eines Buches überall verſtattet, zugleich den Kritiker deſſelben abzugeben und hätte das Publikum (nebenher bemerkt, mit vollſtem Recht) nicht, wie gegen Selbſtlob, ſo auch gegen Selbſttadel ſeine gewiſſen eigenthümlichen Bedenken: ſo würde der Verfaſſer hier beſonders gegen den Schluß des vorliegenden Stückes (ich meine den ganzen letzten Akt) als Ankläger auf-

treten. Denn er fühlt selbst sehr wohl, daß dieser Schluß, statt jener gleichmäßig stetigen Entwickelung, welche das Drama verlangt, vielmehr in ein wüstes, unorganisches Nebeneinander einzelner Scenen zerfällt: eine Art der Lösung, die sich so wenig dramatisch rechtfertigen, als theatralisch entschuldigen läßt, und mit der ich daher auch heute noch nichts Anderes anzufangen weiß, als daß ich, wie das ganze Stück, so ganz besonders diese letzte Partie desselben jeder Kritik von vorn herein Preis gebe.

Nichtsdestoweniger, trotz dieser zahlreichen und augenfälligen Mängel, war mein Stück dennoch so glücklich, auch bereits in dieser anfänglichen Gestalt in dem kleinen Kreise, in welchem ich mich damals bewegte, und auch wohl über diesen hinaus, theilnehmende aufmunternde Freunde zu finden.

Namentlich von Seiten der Schauspieler kam man meinem Versuche aufs Freundlichste entgegen.

Wie denn dies überhaupt ein charakteristischer Zug unserer dermaligen Theaterzustände ist, und als solcher von Allen, welche sich, sei es producirend, sei es kritisirend, mit diesen Zuständen beschäftigen, wohl in Erwägung gezogen werden sollte: daß nämlich, während die Bühnenvorstände noch zur Stunde, der Mehrzahl

nach, gegen alle Verſuche neuerer Dichter nicht ablehnend, nicht ſpröde genug verfahren zu können glauben, dergeſtalt, daß ſie noch immer viel mehr eine Artigkeit, eine Herablaſſung, wohl gar eine gutmüthige Thorheit zu begehen meinen, indem ſie ein neues deutſches Stück auf die Bühne bringen, als daß ſie darin eine Förderung ſowohl ihres eigenen, als des allgemeinen Nutzens erblickten — ja während das Publikum ſelbſt noch immer in die ſchlechteſte Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, das gemeinſte Product handwerkmäßiger Betriebſamkeit zwanzig Mal mehr guten Willen, mehr Genügſamkeit, mehr Intereſſe mitbringt, als in die beſtgemeinten, die ernſtlichſten Beſtrebungen der Zeitgenoſſen, für die es im Gegentheil Mode geworden iſt und gilt es als Merkmal guten Tons und gründlicher äſthetiſcher Bildung, immer nur kritiſches Naſerümpfen, mitleidiges Achſelzucken, halbe Theilnahme zu haben: man hat ja ein für allemal abgeſchloſſen mit dem deutſchen Theater! man weiß ja aus hundert Lehrbüchern und tauſend Kritiken, daß die Deutſchen eine undramatiſche Nation und daß daher alle dieſe Verſuche, in denen ein jüngeres, tollköpfiges Geſchlecht ſich jetzt einmal wieder abmüht, doch im Grunde nichts weiter bedeuten, als Waſſer ins Meer tragen . . . !

Es iſt, ſage ich, ein beachtenswerther Zug unſerer dermaligen Theaterzuſtände, daß während deſſen umgekehrt unſere Schauſpieler, und zwar gerade die talentvollſten, die bedeutendſten unter ihnen, faſt ohne Ausnahme jedem neuen Stück ermunternd, theilnehmend entgegenkommen. Während Directionen und Publikum und Kritik, alle vereint, die deutſchen Dichter von der dramatiſchen Production faſt gefliſſentlich abzuſchrecken ſuchen, wenden im Gegentheil unſere vorzüglichſten, unſere beliebteſten Schauſpieler den ganzen Einfluß ihrer künſtleriſchen Stellung, das ganze Gewicht ihres Talentes dazu an, dieſelbe zu befördern und zu unterſtützen. Sie ſchlagen den Dichtern Stoffe vor; ſie geben ſich alle erdenkliche Mühe, die fertigen Stücke auf die Bretter zu bringen; ſie verdecken durch geſchicktes Spiel die Mängel derſelben, ſtellen ihre Vorzüge ins Licht — und das Alles weit weniger, weil ſie ſelbſt mit dieſen Stücken überall wirklich einverſtanden wären oder weil ſie ſich einen beſonders glänzenden, geſchweige denn einen anhaltenden, einen dauernden Erfolg davon verſprechen dürften, als lediglich, um den Dichtern Muth und Laune zu erhalten und ſie zu fernerer geſteigerter Thätigkeit anzuſpornen. Ja man kann dreiſt behaupten: wie ehemals, in der Goethe-Schiller-

ſchen Epoche, die Schauſpieler bei den Dichtern in die Schule gingen und von ihnen in die Geheimniſſe ihrer Kunſt eingeführt wurden, ſo jetzt umgekehrt gehen die Poeten bei den Schauſpielern in die Schule und laſſen ſich von ihnen in den Handgriffen der Bühne, in der Kunſt der Effecte unterweiſen. Beinahe von ſämmtlichen Stücken, die in neuerer Zeit eine gewiſſe Bühnenwirkung erzielt oder überhaupt eine Art von Ruf erlangt haben, läßt ſich der Einfluß ſchauſpieleriſcher Rathſchläge aufs Entſchiedenſte nachweiſen: zu geſchweigen von denjenigen (und ihrer iſt, wenigſtens was den Effect betrifft, ſogar die Mehrzahl), die von darſtellenden Künſtlern ſelbſt geſchrieben ſind, und bei denen alſo Dichter und Schauſpieler unmittelbar zuſammenfallen.

Freilich wer gewohnt iſt, ſeine Urtheile nur von der Oberfläche zu ſchöpfen, oder wem es wohl gar Freude macht, jedem menſchlichen Dinge ſeinen kleinlich ſchmutzigen Urſprung nachzuweiſen, dem wird es nicht ſchwer fallen, auch dieſe Erſcheinung ſofort genügend zu erklären. — Sind die Mehrzahl unſerer jungen dramatiſchen Schriftſteller nicht zugleich Journaliſten? Führen ſie neben dem Griffel des Dichters nicht auch die beſchwingte Feder des Berichterſtatters, das zwei-

ſchneidige Meſſer des Kritikers? Ja mehr noch: ſtützen ſie ſich, dem zerklüfteten, feindſeligen Zuſtande unſerer neueſten Literatur gemäß, nicht faſt durchgängig der Eine auf dieſe, der Andere auf jene literariſche Coterie: moderne Herzöge, Herzöge von der Feder, die nur zu winken brauchen, ſo rückt augenblicklich ihr Heerbann referirend, antikritiſirend, adorirend ins Feld? Wird nicht Alles, was dem Meiſter begegnet, Angenehmes wie Unangenehmes, Unterſtützung wie Angriff, Lob wie Tadel, ſofort von getreuen Jüngern, als wär' es ihnen ſelbſt widerfahren, in vielſtimmigem Chor, das Gute mit Gutem, das Böſe mit Böſem, Lob mit Bewunderung, Tadel mit Schmähung erwiedert?

Und nun ferner, wer iſt der öffentlichen Anerkennung ſo bedürftig, wer iſt, möchte man ſagen, durch Beruf und Schickſal ſo angewieſen auf den papierenen Nimbus der Zeitungen, als der Mime, deſſen Kunſt, man weiß es ja längſt! ſpurlos vorübergeht und dem es daher kaum zu verargen iſt, wenn er die kurze Spanne Zeit, die ihm beſchieden, ſo bunt, ſo glänzend auszuſtaffiren ſucht wie möglich: gleichſam in einen Augenblick zuſammenpreſſend, was leider die Folge der Jahre ihm verſagt?

Eine Hand aber bekanntlich wäſcht die andere; das iſt, wohl oder übel, der Lauf der Welt. Indem man den Dichter unterſtützt und fördert, was iſt einfacher, als daß auch der Journaliſt, der Kritiker ſich dadurch zu freundnachbarlichem Gegendienſt verpflichtet fühlt? Der Schauſpieler, der meine Stücke auf die Bühne bringt, der ihnen die Gunſt der Zuſchauer, die Nachſicht der Recenſenten erwirbt — was iſt natürlicher, als daß dieſer Schauſpieler mir als der vortrefflichſte aller Künſtler, lebender wie todter, erſcheint und als ſolcher von mir geprieſen wird? Ja haben wir die Beiſpiele ſolcher Alliancen zwiſchen Autor und Schauſpieler nicht leibhaftig vor Augen — Alliancen, wo der Eine nur ſpielt oder wenigſtens nur das mit Luſt und daher auch nur das mit Erfolg ſpielt, was der Andere geſchrieben, und dieſer dagegen nur ſchreibt, was Jener ſpielt oder ſpielen kann? wo es als eine Verletzung der Tractaten, ein offener Landfriedensbruch gelten würde, wollte der Eine ſich für andere Stücke verwenden, als bloß die der Alliirte geſchrieben hat, oder wollte dieſer z. B. einen würdigen Vater zur Hauptrolle eines Stückes machen, während der verbündete Freund, ſeiner funfzig Jahre zum Trotz, noch nicht aufgehört hat, als jugendlicher Liebhaber die Herzen

der Weiber zu ſchmelzen? Der Schauſpieler beſorgt dem Dichter die Tantiemen, der Dichter dem Schauſpieler die lobpreiſenden Artikel, die glänzenden Gaſtſpiele, die Hervorruf- und Lorbeerkränze, und nach Gelegenheit auch wohl gar ein verbeſſertes Engagement — haben wir ſolche Beiſpiele nicht?!

Und wenn nun (fragt man ferner) auf dieſe Weiſe das ganze, hier als ſo wichtig geſchilderte Zuſammenwirken der Dichter und der Schauſpieler ſich ſchließlich nur als ein Compagniegeſchäft erweiſt, zu welchem Eitelkeit mit Eitelkeit, Egoismus mit Egoismus, Charlatanerie mit Charlatanerie zuſammentritt, was giebt es daran noch groß zu betrachten? Welche Hoffnung, ſogar welche Lehre nur iſt daraus für die Stellung, die Entwicklung unſerer Bühne zu entnehmen, es wäre denn die ſo allgemeine wie traurige Lehre, daß in einem Jahrhundert der Induſtrie, wie das unſrige, auch die edelſten, die göttlichſten Künſte nur noch als Induſtriezweige getrieben werden, und daß, hier wie anderwärts, allemal derjenige den Preis davon trägt, der aus dem kleinſten Capital den höchſten Zins herauszuſchlagen verſteht?

Allein man kann, glaube ich, dieſen — Menſchlichkeiten immerhin denjenigen Raum zugeſtehen, den ſie,

dem Himmel sei's geklagt! in Wirklichkeit allerdings behaupten, ohne deshalb die tiefere und durchaus berechtigte Grundlage jenes Verhältnisses zu verkennen oder gar völlig abzuläugnen.

Denn versetzen wir uns nur einen Augenblick in die gegenwärtige Lage unserer Schauspieler, und zwar auch hier wieder gerade der talentvollsten, der bedeutendsten unter ihnen! Das Publikum, das längst mit sich darüber im Reinen ist, das Theater lediglich als eine Stätte frivolen Zeitvertreibes, eine andere Art von Ressource oder Spielclubb zu betrachten, eine Art, die vor der gemeinüblichen noch den Vorzug hat, daß man die Höhe seines Verlustes (das Legegeld) dabei zum Voraus genau kennt und daß Coeurdame und Piquebube sich vor sichtlichen Augen, in Lebensgröße, selbständig bewegen und ihre Combinationen abhaspeln, ohne daß wir selbst auch nur einen Finger dabei zu rühren brauchten, ja wir können schlafen während des Stückes und uns Stadthistörchen erzählen mit unserm Nachbar, was am Whisttisch nicht einmal erlaubt wäre: dergestalt, daß allen Ernstes ein guter Hausvater seinen Abend gar nicht billiger, nicht solider, nicht bequemer zubringen kann, denn als abonnirter Theatergänger ....

Das Publikum, bei dieſer Lage der Dinge, kann es zur Noth ſchon vertragen, immer nur die alten abgeſpielten Klaſſicitäten (und was dafür gehalten wird) zu ſehen, oder aber, wenn Neuigkeiten, ſo faſt ausſchließlich ſolche, denen das Zeichen der Vergänglichkeit ſchon an der Stirne geſchrieben ſteht, ja die großentheils ſelbſt auf gar kein beſſeres Schickſal Anſpruch machen. Bei den erſtern, den alten Stücken, langweilt man ſich, es iſt wahr: aber ſo haben ſie doch wenigſtens die Autorität des Alters für ſich, ſo langweilt man ſich doch wenigſtens mit Anſtand, ſo hat man doch wieder einmal ſolche hübſche Gelegenheit, den laudator temporis acti zu ſpielen und durch ein unwahres, erheucheltes Schauffement für dieſe ehrwürdigen Reſte einer frühern größeren Zeit die Kälte, mit der man alle neueren Productionen an ſich abprallen läßt, zu begründen, wenn nicht gar zu rechtfertigen. Taugen daneben nun die Novitäten wirklich nichts und fallen wirklich durch, um ſo beſſer: ſo haben wir erſtens wieder einmal Recht gehabt, daß heutigen Tages Niemand mehr fürs Theater zu ſchreiben verſteht; ſo haben wir zweitens die Ausſicht, deſto ehe wieder ein anderes Stück zu ſehn zu kriegen — und drittens den Spektakel, der doch auch für etwas

zu rechnen iſt, haben wir gratis in den Kauf gekriegt. —

Wie geſagt alſo: das Publikum hat ſich über dieſen Zuſtand der Dinge, wie kläglich, wie entwürdigend er ſein mag, im Grunde nur wenig zu beſchweren, ſchon darum nicht, weil es ſich ihn ja factiſch gefallen läßt, weil es zwar klagt und ſchreit über den Verfall der Bühne, über die Unfähigkeit der Poeten, über den Mangel an Dichtern, Stücken, Schauſpielern —; nur daß es ſelbſt an all dieſen Mängeln den nächſten, den dringendſten Antheil hat, daß jede wirkliche, fruchtbringende Aenderung und Erhebung der Bühne zunächſt und vor Allem von ſeiner, des Publikums, eigener Aenderung und Erhebung abhängig iſt — das kommt ihm nicht in den Sinn. und darum, unter Zanken und Schelten und Streiten, fühlt es ſich bei dem Allen im Grunde doch recht gemüthlich.

Wie anders dagegen der Schauſpieler! — Die Kunſt des Schauſpielers iſt keine primitive, ſelbſtändige, ſie iſt, ſo zu ſagen, eine weibliche, eine empfangende Kunſt. Der Schauſpieler kann ſich nicht, wie der Poet, der Maler, zum Theil ſogar der Tonkünſtler, auf eigene Füße ſtellen: er kann nur wiedergeben, was er vom Dichter erhalten, nur vervollſtändigen, aus-

führen, beleben, wozu Jener ihm zum Wenigſten den Umriß, die Zeichnung geliefert hat. Die vollendetſte Schöpfung des Dichters, wir geben es zu, erhält ihre wahre, ihre höchſte Wirkung erſt durch die ergänzende Kunſt des Darſtellers; die Kunſt des Darſtellers dagegen iſt ſo gut wie nicht vorhanden, ſie liegt gebunden, ſie exiſtirt nicht, ſo lange der Dichter ihr das Material vorenthält, an dem allein ſie ihre zauberiſche Kraft zu bethätigen vermag.

Denken wir uns nun einen Schauſpieler, wie es deren in den verſchiedenſten Sphären, den mannigfachſten Abſtufungen, doch auch heute noch, dem Himmel ſei Dank, eine große Anzahl giebt: mit dem glühenden Drange, ſein Talent in neuen, großartigen Aufgaben zu üben, voll Luſt der Empfängniß, ſich wohlbewußt der geheimen Schätze, die noch in ſeinem Hirn, ſeinem Buſen ſchlummern und die alle nur auf den belebenden Zauberſtab des Dichters warten, um ſich in ſchöner, geſtaltenreicher Fülle, lebendig, Leben zeugend, zu entfalten....

Und nun in Wirklichkeit, was iſt ſein Loos? welche Aufgaben durchſchnittlich werden ihm geſtellt?

Freilich wohl, jene älteren Stücke enthalten einen unvergleichlichen, einen unerſchöpflichen Kreis der be-

deutendſten und würdigſten Aufgaben: einen Kreis, ſo reich, ſo vielgeſtaltig, daß, bei aller Eitelkeit, die man den Schauſpielern nachzuſagen pflegt, doch gewiß nicht Einer exiſtirt, der dieſen Kreis (und ſei es auch, wohlverſtanden, nur innerhalb eines beſtimmten einzelnen Faches) gleichmäßig erſchöpfen zu können glaubte. Der Eine Shakeſpeare allein, in den wenigen Stücken ſogar, die von ihm auf dem deutſchen Theater eingebürgert ſind, welche rieſigen, welche unergründlichen Aufgaben für den Heldenſpieler, den Charakteriſtiker, den Komiker ſind in ihm enthalten!

Aber dieſe Shakeſpeariſchen, dieſe Schillerſchen, dieſe Goethiſchen, dieſe Iffland'ſchen, dieſe Kotzebueſchen Stücke, dieſer ganze eiſerne Beſtand unſerer Bühne, ſind bekanntermaßen ſämmtlich bereits ſeit funfzig, ſechszig, ſiebenzig Jahren auf den Brettern; drei und vier Generationen bereits haben ſich an dieſen Rollen verſucht; Dutzende von großen, Hunderte von berühmten, bekannten, belobten Darſtellern haben darin geſpielt; man hat Beſchreibungen, Zergliederungen, Abbildungen ihres Spiels; Niemand, nicht im kleinſten Städtchen, mehr iſt, der nicht die eine oder die andere dieſer Rollen vor ſo und ſo viel Jahren von dem und dem zu ſeiner Zeit hochgefeierten, ja als einzig geprieſenen Künſt-

ler geſehen hätte; Niemand daher auch, der nicht in jede neue Darſtellung einer derartigen Rolle irgend eine Tradition, eine Erinnerung, einen fixen Maßſtab mitbrächte.

Und daher auch Niemand mehr, der ſich dem Künſtler, der gerade vor ihm ſpielt, unbefangen, vertrauensvoll hingäbe: ſondern prüfen, wie der Gegenwärtige von dem Frühern ſich unterſcheidet — von Einem vielleicht, den man ſelbſt mit Augen nie geſehen, von dem man nur ſeinen Großvater hat erzählen hören oder man hat in einem alten Almanach, einer vergelbten Zeitung von ihm geleſen —! aufmerken, ob er dieſe Stelle, jenen Vers ſo oder anders ſpricht als der Vorgänger; die Naſe rümpfen, wenn er den Arm hier zwei Zoll höher hebt und dort den Fuß einen Schritt weiter ſetzt, als Jener es gethan — oder ſetzt er ihn ebenſo, nun gut, da wiſſen wir, woran wir ſind, da iſt es ein Nachahmer, eine Copie, und ſollt' er ſchlimmſten Falls auch noch gar nicht geboren geweſen ſein, als das Vorbild ſchon längſt geſtorben war —

Siehe da das eigentliche, kritiſche Vergnügen unſerer heutigen Theaterbeſucher! ſiehe da den Effect, der in dieſen Rollen bei der Maſſe heut zu Tage noch möglich iſt!

Dies iſt das wahre Unglück, dies das geheime, aber um ſo verderblichere Siechthum, das freilich mehr oder weniger an allen Kunſtbeſtrebungen unſerer Tage nagt, am Schwerſten jedoch auf dem Schauſpieler laſtet, weil ſich der Schauſpieler mehr als jeder Andere dem unmittelbaren Urtheil der Menge exponirt, und weil im Theater Jeder, der ſeinen Sitz bezahlt hat, damit auch ſchon das Recht einer Stimme erworben zu haben meint: daß alle modernen Kunſtleiſtungen nicht ſowohl auf ſich ſelbſt, als auf irgend ein Vorbild, ein Muſter, eine Vergangenheit, mit Einem Worte: auf irgend etwas außer ihnen bezogen werden; unſer Publikum giebt ſich nicht hin — es reflectirt! es genießt nicht — es vergleicht!

In neuen Stücken iſt das anders. Da kann kein Vergleich ſtattfinden; man muß, gern oder nicht, die Dinge nehmen, wie ſie geboten werden; man kann die Leiſtung nur aus ſich ſelbſt und dem Zuſammenhange des Stücks beurtheilen; iſt ſie damit in Uebereinſtimmung, ſo iſt ſie gut und muß reſpectirt werden, auch ohne fremde Autorität. Hier alſo allein iſt dem Schauſpieler vergönnt, unbefangen, unverkümmert, aus der Fülle des eigenen Talents zu ſchöpfen! Hier endlich fühlt er ſicheren Boden! Hier bleibt ihm die Mög-

lichkeit, ſelbſt ein ſolches Muſter zu werden, ſelbſt einen Typus zu ſchaffen, wie jene, mit denen er in den älteren Rollen geängſtigt und gemartert wird!

Man beſchwert ſich heutigen Tages oft, daß es lange nicht mehr ſo vorzügliche Schauſpieler gebe, wie ſonſt; ſelbſt denen, die man in allem Betracht als tüchtig und zureichend anerkennt, will man noch in ihren beſten Vorſtellungen immer etwas Gemachtes, Reflectirtes, etwas Verdroſſenes, Kleines, Aengſtliches anmerken; man vermißt jenen genialen Humor, jene großartig ſicheren Züge, durch die (ſo wenigſtens verſichert man uns) die Künſtler früherer Epochen ſich ausgezeichnet haben.

Nun wär' es allerdings ein Wunder, wenn, während alles Uebrige „in Vers und Proſa ſich in Deutſchland verſchlimmert hat", allein die Schauſpielkunſt auf der alten Höhe geblieben ſein ſollte. Bei alledem jedoch ſcheint es uns wohl der Erwägung werth, ob nicht ein großer Theil der gerügten Mängel, ſowie überhaupt der unläugbare Verfall der Schauſpielkunſt ſeine Urſache darin hat, daß unſere Schauſpieler verhältnißmäßig zu wenig neue Rollen zu ſpielen kriegen, zu wenig Rollen, in denen ein glücklicher Schöpfungstrieb ſich wirklich bethätigen, durch die ein Schau-

ſpieler das Publikum dauernd faſſen und ergreifen könnte.

Blicken wir rückwärts auf die gerühmte Blüthezeit unſerer Schauſpielkunſt! Sie iſt zugleich die Blüthezeit — ich will nicht ſagen, unſerer dramatiſchen Poeſie: denn genau genommen, haben wir eine derartige Zeit überhaupt noch nicht gehabt, bloß erſt Anfänge, bloß Knoſpen künftiger Blüthe: aber doch jedenfalls die Blüthezeit der dramatiſchen Production überhaupt, gleichviel, ob dieſe Producte gut oder übel geriethen — genug, man producirte.

Und zwar nicht für die Lectüre einſamer Leſer: ſondern dieſe Producte, wie bedenklich ſie zum Theil auch waren (und konnte es etwas Bedenklicheres geben, als z. B. Lenz' Hofmeiſter, wo die Heldin geſchändet wird, der Held aber, nach geſchehener That, ſich ſelbſt caſtrirt — und der nichts deſto weniger in Berlin und Hamburg, von Döbbelin und Schröder, auf die Bühne gebracht ward? Ja nur Schiller's Räuber, oder ſelbſt nur Götz von Berlichingen, welches heutige Theater würde es wagen, ſich mit ſo ungeheuerlichen Schöpfungen zu befaſſen?!) ...

Ich ſage, wie bedenklich dieſe Producte zum Theil auch waren, ſo wurden ſie darum dennoch von der

Bühne nicht völlig ausgeſchloſſen. Man war damals noch nicht ſo äſthetiſch wie jetzt; man verlangte nicht lauter Meiſterwerke zu ſehen; man wollte die großen Bühnendichter nicht gleich beim erſten Anlauf fix und fertig haben; es war auch kein Mirakel, es gab kein Poſaunen von Dan bis Berſeba, wenn hier ein Stück gefallen, dort ein anderes durchgefallen: ſondern all dieſe Dinge gingen ganz naiv, ganz anſpruchslos, ich möchte ſagen, ganz geſchäftmäßig vor ſich. Wie es denn bekanntlich im ſtrengſten Wortſinne zu Schröder's und ſogar noch zu Iffland's „Geſchäftsordnung" gehörte, durchſchnittlich vier neue Stücke den Monat zu bringen, alſo jährlich faſt ein halbes Hundert! Daß das nicht lauter Meiſterwerke ſein konnten, daß unter einer ſolchen Zahl auch geradezu Ungehöriges und Nichtsnutziges ſein mußte, das verſtand ſich von ſelbſt. Inzwiſchen was that es? Das Publikum amüſirte ſich, die Kaſſe florirte, die Dichter lernten dabei — und endlich die Schauſpieler, täglich angeſpornt, täglich zu neuer Thätigkeit genöthigt, wurden friſch erhalten, ihr Geiſt blieb beweglich, ihr Talent, gleich dem Magnet, deſſen Kraft wächſt, indem ſie wirkt, blühte fröhlich auf in dieſen immer neuen Schöpfungen!

Will man die Sache auch von der Kehrſeite ken-

nen lernen? — So beſuche man unſere Hoftheater von heute, und zwar die größten, die glänzendſten! ſo ſehe man, wie hier die reichſten, die fruchtbarſten Talente, deren die deutſche Bühne in dieſem Augenblicke ſich noch rühmen kann, ungenützt, unbeſchäftigt verdorren oder wie ſie hinſchwinden, mißbraucht in der Tretmühle des ewigen alten Einerlei! ſo ſehe man, wie ihre Stirnen ſich runzeln, wie ihre Blicke erlöſchen, wie ſie alt werden vor der Zeit, ja wie ſie oft heimlich mit dem Wahnſinn ringen, darum, weil ſie das Beſte, das ſie beſitzen, niemals an den Tag bringen dürfen, weil ihnen der Reiz des Neuen, der Raum des Schaffens fehlt! weil man ſie zwar zu Hofſchauſpielern gemacht hat, mit guten Gehalten und anſehnlichen Penſionen: aber dem Künſtler hat man die Flügel gelähmt! —

Wenn nun, in dem Bewußtſein dieſer Verhältniſſe, der Schauſpieler mit Ungeduld jedem neuen Stücke entgegenſieht: es könnte ja doch einmal eines davon durch die ſiebenfache Umzäunung der Cenſur glücklich hindurchſchlüpfen —! wenn er mit leidenſchaftlichem Intereſſe jeden angehenden Bühnendichter willkommen heißt: es wäre ja doch möglich, daß hier endlich der ſo lang verheißene Meſſias des deutſchen

Dramas erſtünde —! ja ſelbſt wenn er ohne Auswahl, ohne Kritik jede neue Rolle willig, begierig annimmt: es iſt ja doch wenigſtens eine neue Rolle, eine Uebung wenigſtens, ein Experiment, das er mit ſeinem eigenen Talent anſtellen darf —! endlich um das Aeußerſte zu ſagen: wenn er ſich ſogar in die poetiſche Production ſelbſt eindrängt, wenn er Dichter und Stücke nach ſeinen Intentionen, für ſeine Kräfte zu ziehen ſucht: wer, ich frage! wird es jetzt noch wagen, dieſe Theilnahme bloß noch auf Rechnung der Rollenſucht, der Eitelkeit, der Selbſtſucht zu ſetzen?!

Zwar ob dieſe Theilnahme bei alledem und wie natürlich, wie wohlbegründet ſie hienach auch iſt, der poetiſchen Production nicht mitunter auch zum Nachtheil gereicht hat, ob die größere Bühnengemäßheit, die leichtere Darſtellbarkeit, welche die Stücke unſerer neueſten Dichter dadurch allerdings erlangt haben, nicht zum Theil auf Koſten des poetiſchen Werthes erlangt iſt, ob, mit Einem Worte, dieſe Abhängigkeit des Poeten vom Schauſpieler überhaupt das richtige Verhältniß, und ob nicht im Gegentheil ein gleichmäßiges Hand in Hand Wirken ſich bei Weitem fruchtbarer, bei Weitem vortheilhafter erweiſen würde für alle Theile — dies ſind Fragen, welche

ohne ein genaues Eingehen auf einzelne dieſer neueſten Stücke nicht wohl beantwortet werden können, und die daher an dieſer Stelle am Beſten ganz unaufgeworfen bleiben mögen.

Jedenfalls wird die obige Darſtellung hinreichend ſein, den Verfaſſer gegen jeden Vorwurf der Eitelkeit zu ſchützen, darüber, daß er im Eingang dieſes Aufſatzes von dem Intereſſe geſprochen hat, mit welchem der vorliegende Verſuch, bei ſeinem erſten Bekanntwerden, insbeſondere von Seiten der Schauſpieler empfangen ward. Ich habe, mein' ich, den allgemeinen Urſprung dieſes Intereſſes zu ausführlich dargelegt, als daß man mich in Verdacht haben könnte, irgend einen übertriebenen und egoiſtiſchen Werth darauf zu legen.

So wünſchte man das Stück denn auf die Bühne zu bringen: und natürlich, ich ſelbſt wünſchte es am Meiſten. Nur freilich wie es da lag, ſo war es Keinem recht. Hier war ein Scenenwechſel zu raſch, dort ein Auftritt zu lang, da ein Uebergang zu kurz; jene Stelle war zu herb, dieſe zu gedehnt; hier war eine Situation zu gewaltſam, dort ein Charakter zu ſchroff — und ſo fort. Der Schluß fand nun gar nirgends Gnade; daß er ſie auch bei mir ſelbſt nicht findet, hab' ich ſchon oben zugeſtanden.

Aus dieſen verſchiedenartigen Rathſchlägen, Wünſchen, Meinungen, denen allen ich nach Möglichkeit gerecht zu werden ſuchte, ging das Stück nun endlich als ein ganz verändertes, ganz neues hervor. Es iſt dies diejenige Form, in welcher es ſeit dem Herbſt 42 auf verſchiedenen Theatern, großen und kleinen, in Weimar, Oldenburg, Hamburg, Hannover, Königsberg, Caſſel, Dresden ꝛc. gegeben worden, wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne ſich irgendwo dauernd auf dem Repertoire zu erhalten — und in der es auch vor einigen Jahren, auf den Wunſch eines befreundeten Verlegers, im Druck erſchienen iſt.

Warum ich hier nun ſtatt dieſer neuen, verbeſſerten, vom Publikum nicht ohne Theilnahme empfangenen, von der Kritik mit Nachſicht beurtheilten Bearbeitung vielmehr das alte urſprüngliche Stück, mit all ſeinen Mängeln, all ſeinen techniſchen und poetiſchen Verkehrtheiten, bringe? Und ob es nicht ein Verſtoß iſt gegen die Achtung, welche der Autor ſeinem Publikum ſchuldig iſt, daß ich hier bewußter Weiſe das verbeſſerte zurückhalte, das ſchlechtere gebe? —

Hierüber mich zu rechtfertigen, iſt der eigentliche Zweck dieſer Einleitung; ich hoffe, ihn mit zwei Worten zu erreichen.

Zuerſt nämlich, wie ich in der Einleitung zum erſten Bande ausführlicher dargelegt habe, macht ja dieſe ganze Sammlung ſelbſt gar auf nichts Größeres Anſpruch, als nur eine Sammlung von Verſuchen, Fragmenten, Skizzen zu ſein. Da iſt es denn wohl ganz in der Ordnung, daß ich die Verſuche auch wirklich nur als Verſuche gebe und alle ſpäteren Bemühungen, ſie zu etwas Beſſerem zurechtzuſtutzen, freiwillig zurücknehme.

Zumal da dieſe Bemühungen doch nicht viel geholfen haben; das iſt der zweite und ich denke, jedenfalls ein ſehr triftiger Grund. — Die dramatiſche Form, wie ich das ſchon zu Anfang angedeutet, iſt etwas zu Künſtliches, zu Geſetzmäßiges, in ſich ſelbſt zu Abgeſchloſſenes, ja der theatraliſche Effect ſelbſt, wo er nicht ein ganz gemeiner und darum auch ganz flüchtiger iſt, beruht auf zu innerlichen Gründen, Gründen der geſammten Anlage: als daß da mit nachträglichen Aenderungen, Umſtellungen und Bearbeitungen viel zu erreichen ſtünde. Ich habe an dieſem Bourbon geändert und geändert und, wenn ich meine ehrliche Meinung ſagen ſoll, er iſt dabei nur ſchlechter geworden. Das heißt, er hat das Wenige, was ihm allenfalls einige Nachſicht erwerben könnte, eine gewiſſe

(wenn auch formloſe) Urſprünglichkeit, eine gewiſſe (wenn auch eckige) Sicherheit der Zeichnung immer mehr eingebüßt; er iſt ſentimental, rührſam, rhetoriſch — aber bei alledem doch eigentlich kein Theaterſtück geworden.

Nun gut, da das Feilen und Putzen doch nichts hat helfen wollen, ſo will ich ihn lieber ganz roh, ganz eckig geben, wie er entſtanden iſt; wie er auch ſei, er iſt in dieſer Geſtalt doch zum Wenigſten völlig mein Eigenthum, es darf mir Niemand vorwerfen, ſeine guten Rathſchläge ungeſchickt benutzt, noch auch etwas aus dieſem Stück haben machen zu wollen, wozu es, nach ſeiner ganzen Anlage, nun einmal verdorben war. — Für die Bühne, da das Stück einmal gegeben werden ſollte, war jene Bearbeitung ohne Frage, wenn auch nicht eigentlich geeignet, doch wenigſtens geeigneter; hier, bei einer Sammlung, die nur der Leſewelt beſtimmt iſt, fällt dieſe Rückſicht weg. —

Und ſomit iſt denn Alles, was ich meinem Stücke hier noch nachzutragen habe, der Wunſch, daß es auch jetzt vor dieſem größeren Publikum eine ähnliche Theilnahme finden möge, wie ehemals in jenem kleinen

Kreiſe der Praktiker — oder wenn nicht dieſelbe Theilnahme, ſo doch wenigſtens, die es am Meiſten bedarf, dieſelbe Nachſicht.

Hamburg, im Auguſt 1847.

R. E. Prutz.

Karl von Bourbon.

Tragödie in fünf Akten.

Perſonen.

Franz der Erſte, König von Frankreich.
Louiſe von Savoyen, Herzogin von Angoulême, ſeine Mutter.
Karl, Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich.
Suſanne, Herzogin von Bourbon-Beaujeu, ſeine Gemahlin.
Ritter Bayard.
Admiral Bonnivet.
Kanzler Duprat.
Adrian von Croy, Unterhändler Heinrich's des Achten von England und Kaiſer Karl's des Fünften.
Diana von St. Foix.
Ihre Mutter.
Robert von St. Foix, deren Sohn.
de Lurcy, Bourbon's Geheimſchreiber.
Pomperant, Argonnes, Matignon, } Edelleute in Bourbon's Dienſten.
Der Seneſchal des Herzogs von Bourbon.
Ein Page.
Ein Schreiber des Parlaments.
Ein kaiſerlicher Officier.
Hofherren und Edelleute; Ritter des Königs und des Herzogs von Bourbon. Hofdamen. Dienerſchaft. Soldaten. Römer und Römerinnen.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Im Schloſſe des Herzogs zu Moulins: prächtige Halle.

(Marſch: von verſchiedenen Seiten treten in feierlichem Aufzug das Gefolge des Königs und die Edelleute des Herzogs herein, unter den Letztern Matignon, Argonnes und Pomperaut. Im Vorbeimarſch begrüßen ſich beide Parteien und ſtellen ſich dann längs der Halle, ſich gegenüber, auf. Sobald ſie ſich geordnet, ſchweigt die Muſik, und durch die Mittelthür tritt der Seneſchal des Herzogs ein, mit den Inſignien ſeiner Würde; neben ihm, rechts und links, zwei Herolde, in den Farben und mit dem Banner des Herzogs. Die Herolde blaſen drei Mal; feierliche Stille. Dann ſpricht der)

Seneſchal.

Im Namen meines Herrn und gnäd'gen Herzogs,
Karl von Bourbon, durchlauchtigen Gebieters
Der Grafſchaft Montpenſier, la Marche und Clermont,
Herrn von Auvergne, Frankreichs Kronfeldherrn,
Seid allzumal, Ihr edlen Herrn und Ritter,
Als werthe Freund' und Gäſte mir gegrüßt.

Der König (Gott erhalt' ihn!) hat geruht,
Mit dem Demantſtein ſeiner Gegenwart,
Der unſchätzbaren, dieſen Tag zu krönen,
Da unſer Herzog ſeinen Erſtgebornen
Dem heil'gen Bad der Taufe übergiebt.
Und wie die Sonne, eh' ſie ſelbſt emporſteigt,
Die ſel'ge Wolluſt einer Welt zu ſein,
Den Morgenſtern, des Oſtens Purpurwolken
Vor ſich einherſchickt, edlen Boten gleich:
So hat der König Euch vorausgeſendet,
Euch, ſein Gefolg und hochberühmte Ritter,
Die Ihr der Spiegel ſeiner Würde ſeid.
Es iſt des Herzogs, meines Herren, Wille,
Daß auch an dem Geringſten unter Euch
(Wiewohl gar kein Geringer unter Euch,
Nicht Einer, in der That!) ſich offenbare,
Mit welcher Treue, welchem Eifer er
Den König, ſeinen Lehensherrn, verehrt.
Drum waltet frei in dieſem Schloß, als wär' es
Eur Eigenthum! Nicht Gäſte, Herren ſeid Ihr,
Wir Eure Diener: prüft denn unſern Dienſt.
Und was nur irgend Euer Herz begehrt,
Sprecht's offen aus: denn heut gewinnt den Preis,
Wer heut am Meiſten fordert und befiehlt.

(Zu den herzoglichen Rittern:)

Ihr aber, werthen Freunde und Genoſſen,
Die Ihr mit mir dieſelben Farben tragt,
Ihr habt den Willen unſers Herrn gehört
Und werdet, hoff' ich, freudig ihn vollziehn!
Denn Andres nicht heißt Euch ſein Wille thun,
Als wozu ſelbſt Eur eignes Herz Euch treibt.
Ihr kennt die Würde dieſer edlen Herrn,
Kennt ihren Kriegsruhm, ihre feine Sitte:
Sie kommen ja vom Hofe zu Paris!
Sorgt, daß ſie nicht an Eurer froſt'gen Art
Das rauhe Klima der Provinz bemerken.
Geht ihnen drum mit offnem Arm entgegen,
Wie Freunde thun, und nehmt es wohl in Acht:
Je mehr heut jeder Einzelne von Euch
Um unſre Gäſte ſich bemüht, je mehr
In unſers Herzogs Liebe wird er wachſen.

(Zu beiden Parteien.)

Und nun noch Eins! verzeiht, ich muß es ſagen,
Wie es mein Alter und mein Amt erheiſcht:
Vermeidet jede Zwietracht, liebe Herrn!
Wo viele Tugend iſt, iſt auch viel Ruhm;
Wo vieler Ruhm, viel Eiferſucht. Ihr werdet
Von Schlachten ſprechen, von Belagerungen,

Wie Jener dort, dort Der am beſten focht:
Laßt die Erzählung ſolcher blut'gen Dinge
Nicht Euer eignes Blut entzünden! laßt
Die Degen feſt in ihrer Scheide ruhn!
Bei dieſem Stab in meiner rechten Hand,
Ich bitt' Euch drum! — Und alſo ſeid noch einmal
In meines Herren Namen mir gegrüßt
Im herzoglichen Schloſſe zu Moulins.

(Fanfare. Der Seneſchal mit den Herolden geht ab. Dann lange Pauſe, während welcher die beiden Parteien ſich mit Blicken meſſen. Die Ritter des Königs ſprechen leiſe mit einander.)

Erſter Ritter.

Nun? ſprich ſie an! Was ſtehſt Du? Sprich ſie an!
Du fürchtſt ſie wohl?

Zweiter Ritter.

Furcht? ich mich fürchten? pah!
Ich habe mich vor bunten Röcken noch
Niemals gefürchtet. Bunte Röcke, ja,
Und Ehrenkettchen, dreimal um den Hals, —
Die Tellerlecker!

Dritter Ritter.

Doch ſie fechten gut:
Ich hab' ſie im mailänd'ſchen Krieg geſehn,
Bei Marignano, wo der Connetable

Die grimmen Schweizer aus dem Felde ſchlug:
Sie ſtanden wie die Mauern, ſag' ich Dir,
Faſt wie die Deutſchen!

Zweiter Ritter.

Aber damals hatten
Sie auch noch keine bunten Röcke an!
Hol' ſie die Peſt! Was? iſt das Hohn für uns?
Sind wir des Königs Volk? Warum hab' ich
Nicht auch ſolch goldnes Kettlein um den Hals?

Dritter Ritter.

Weil ſich um Deinen Hals ein Strick gehört.
Komm, ſprich ſie an!

Zweiter Ritter.

Gott grüß' Euch, feiner Herr.
Ihr tragt ein ſaubres Kleid: iſt das von Seide?

Matignon.

Nein, Herr, 's iſt Sammt.

Zweiter Ritter.

Sammt? Alſo Sammt, ei ſeht!
Das iſt wohl ganz was Neues, in der That?

Argonnes.

Ja, Herr, 's iſt etwas Neues, aus Burgund.

Zweiter Ritter
(zum erſten).

Haſt Du gehört? Das Ding iſt aus Burgund,
Ja, ich beſinne mich, der Connetable
Hat mit der Krämerſchaft da viel zu thun.

Argonnes.

Ihr habt das wohl bei Hof noch nicht geſehn?

Zweiter Ritter.

Nein, Herr, am Hof — bei uns am Hofe, Herr —
Nun, es iſt gut.

Dritter Rittter.

Da ſind die Ketten auch
Wohl aus Burgund?

Matignon.

Die ſind mailändiſch Gold.

Erſter Ritter.

Alſo ein Beuteſtück. Nun ja, ich hörte,
Es gab in jenem Kriege viel . . .
(Mit der Fingerbewegung des Stehlens)
zu thun.

Pomperant.

Ihr ſeid im Irrthum; dies Geſchmeide ward uns
Vom Connetable zum Geſchenk gemacht,
Als er nach Endigung des Krieges die
Statthalterſchaft von Mailand überkam.

Matignon.

Beſetzt ſie recht: ein Goldſchmied aus Venedig
Hat ſie gemacht, fünfhundert Stück!

Dritter Ritter.

Fünfhundert?
's iſt etwas viel.

Argonnes.

Vielleicht; wir ſind's gewohnt.

Zweiter Ritter.

Wißt Ihr, mein ſchöner Herr, was ich vorhin
Von uns am Hof Euch ſagen wollte?

Argonnes.

Nein,
Bitt' Euch, erzählt; wir hören gern was Neues,
Wir kleinen Leute hier in der Provinz.

Zweiter Ritter.

Bei uns am Hof — bei uns am Hofe, Herr —
Läßt man die Affen nackt gehn!

Argonnes.

Wie war das?

Matignon.

Wie meint Ihr das, mein Herr?

Zweiter Ritter.

Herr, wie Ihr's nehmt.

Argonnes.

Wir nehmen's ſchlecht.

Zweiter Ritter.

Ganz wohl, ſo meint' ich's ſchlecht.

Matignon.

Ha Tod und Peſt...!

(Sie faſſen nach den Degen; es entſteht eine allgemeine heftige Bewegung. Von draußen feſtliche Muſik.)

Pomperant.

Halt, Frieden! halt, Ihr Herrn!
Reicht Euch die Hände! Hört Ihr die Muſik?
Ihr wolltet hadern, und ſchon zieht der König,
Heut unſers Herzogs hocherlauchter Gaſt
Und Euer Herr, wie unſrer, in das Schloß?
Nicht doch, Ihr Herrn! reicht Euch die Hände, raſch!
Vertragt Euch, ſo!

(Trompeten: der König tritt auf, in ſeinem Gefolge der Admiral Bonniet, Bayard u. A. Neben dem König geht Bourbon.)

König.

Ihr wohnt nicht übel, Vetter!
Beim ew'gen Gott, im Louvre zu Paris
Bin ich nicht halb ſo gut logirt, als Ihr
In dieſem Herzogsſchloſſe zu Moulins.

Bourbon.

So zieht bei mir zu Miethe, gnäd'ger Herr.
Was mir gehört, gehört auch Euch. Ihr ſeid

Mein gnäd'ger König und — mein Gaſt dazu.
Laßt's Euch bei mir gefallen, gnäd'ger Herr.
Ich habe mich bemüht, den hohen Gaſt
Mit ein'gem Glanze zu empfangen. Zwar
Es iſt nicht viel, was ich vermag, und Ihr
Seid's in Paris weit beſſer wohl gewohnt.
Nun, nehmt den guten Willen für die That,
Und drückt ein Auge zu, wo etwas mangelt.
Ihr wißt: ein Haus, darin die Hausfrau krank iſt —

König.

Es thut mir leid, daß ich der Herzogin,
Als unſrer Wirthin, nicht die Hand darf küſſen.
Wie geht's ihr, Vetter?

Bourbon.

Sie iſt krank, mein Fürſt.

König.

Man ſagt, es geht ihr ſchlecht?

Bourbon.

So ſchlecht, mein Fürſt,
Daß ich befürchte, die Erinnrung ſchon
An ihre Leiden wird die Freude ſtören,
Die heut allein dies Feſt regieren ſoll.

König.

In Wahrheit, Vetter? nehmt Ihrs Euch ſo nah?

Nun ſeht, das freut mich, das iſt ſchön von Euch:
Ich dacht', es wär nicht ganz ſo arg. Seid ehrlich,
Wenn ſie Euch ſtürbe — nun? wie iſt's? Nicht wahr,
Ihr tragt doch auch gewiß ein ſchwarzes Kleid?

Bourbon.

Mein gnäd'ger Herr —

König.

Seid ehrlich, grad heraus!
Ich weiß ja auch, wie's mit den Weibern iſt,
Wir ſprechen im Vertrauen, lieber Vetter:
Ihr wärt wohl recht untröſtlich, wenn ſie ſtürbe?
Sie hat Euch, hör' ich ja, im Ehecontract
Alles verbrieft und trefflich clauſulirt.
Ei ja, ſeht Euch ja vor, daß Euch die Erbſchaft
Ja nicht verluſtig geht!

Bourbon.

Mein hoher Vetter
Nimmt ſehr genauen Antheil, wie ich merke,
An den Begebenheiten meines Hauſes.

König.

Von ganzem Herzen thu' ich das, mein Vetter,
An Euch und Eurer Frau. Ja, dieſe Ehe
Sie hat mich ſehr gefreut; man kann nicht läugnen,
Die Wahl war ſeltſam — aber ſie war klug.

Was ſagt' ich doch, als ich zuerſt vernahm,
Die kleine Erbin von Bourbon-Beaujeu
Sei unſers Vetters Braut? Ich nenn' ſie klein —
Verzeiht mir, Vetter, nein: ſie iſt nicht klein,
Sehr groß, ſehr groß ſogar! nämlich die Erbſchaft.
Nicht wahr, mein Vetter? O, es wohnt ſich gut
In dieſem prächt'gen Schloſſe zu Moulins.
Allein was ſagt' ich doch, als ich zuerſt
Von dieſem klugen Ehebund vernahm?
Was ſagt' ich doch? Ich hab' ein ſchlecht Gedächtniß:
He, Bonnivet, was ſagt' ich, Bonnivet?

Bonnivet.

Ew'r Gnaden ſagten, nicht mehr Hymen ſei,
Sondern Mercur der Gott der Ehen.

König.

Sagt' ich das?
Es war ein Scherz, ein bloßer Scherz, mein Vetter.
Doch, ernſt zu reden, dieſe Heirath war
Doch in der That ein rechtes Glück für Euch!
Eur Vater, wenn mir recht iſt, ſtarb in Schulden —

Bourbon.

Er ſtarb für Karl den Achten, Euren Ahn,
Auf dem Schaffot.

König.

Drum eben, lieber Vetter,
Drum gönn ich doppelt dieſe Heirath Euch —
Bedenkt nur ſelbſt, was wärt Ihr ohne ſie?

Bourbon.

Vielleicht — Stiefvater Eurer Majeſtät.

König.

Ah wart', Du Scheim, denkſt Du auch noch daran,
Daß meine Mutter — nun, ſie iſt ein Weib!
Einmal die Schwachheit hatte, Dich zu lieben?

Bourbon.

Ob ſie die Schwachheit hatte, mich zu lieben,
Dies, gnäd'ger Herr, laſſ' ich dahingeſtellt.
Denn wär' es auch, ſo weiß ich doch zu gut
Wie höchſt freigebig Eure gnäd'ge Mutter
Mit dem Almoſen ihrer Liebe iſt,
Als daß mich dieſe Schwachheit ſtolz gemacht.
Nur dies iſt wahr und deß erinnr' ich mich,
Daß ſie ſo ſchwach war — meine Hand zu fordern.

König.

O Eure Hand iſt eine wackre Hand:
Sie kämpft für mich, mein Schwert iſt's, daß ſie führt,
In meinem Dienſt — als Connetable, mein' ich.

Doch ſagt, wie ſteht Ihr jetzt mit meiner Mutter?
Bedünkt mich recht, ſo ſeid Ihr in Proceß?

Bourbon.

Sie hat Beſchlag gelegt auf ein'ge Gelder,
Auf die Ihr Recht nach ihrer Meinung größer,
Als meines iſt.

König.

Und iſt die Summe groß?

Bourbon.

Groß, gnäd'ger Herr? Was iſt groß oder klein?
Ich kümmre mich um ſolche Dinge nicht.
Groß oder klein, genug, ſie fehlt mir nicht.
Auch, wenn es Eurer Mutter ſonſt beliebt,
Will ich das Geld ihr herzlich gerne laſſen.
Ihr wißt, mein Fürſt — mit ſchuldigem Reſpekt,
Wir reden im Vertrauen, lieber Vetter:
Sie iſt von etwas feur'gem Temp'rament
Und — ſie wird alt. Je nun, da braucht ſie Geld.

König
(auffahrend).

Herzog, Ihr ſprecht von meiner Mutter.

Bourbon
(kalt).

Gnäd'ger Herr,
Ihr ſprachet von meiner Frau.

König.

So laßt uns enden.
Ich bin ermüdet von der Reiſe; ich will ruhn.
Gehabt Euch wohl.

Bourbon.

Erlaubt, mein gnäd'ger Vetter.....
(Er begleitet den König ins Seitengemach; dann zurückkehrend, für ſich.)
Es wirkt! es wirkt! Und doch iſt dies ein Tropfen
Erſt von dem Gift, das brauſend in mir kocht!
Ich hab' es lang genug verſchlucken müſſen,
Daß es mir bitter auf der Zunge ward.
Jetzt ſtröm' ich's aus in einer ſolchen Fluth,
Daß es das Herz im Grund ihm ſoll erſchüttern!
(laut.)
Macht's Euch bequem, Ihr Herrn! Mein ganzes Haus
Steht Euch zu Dienſten. Herr von Bonnivet —
Ah ſo, verzeiht: Ihr heißt jetzt Admiral —
Seit Ihr's ſeit geſtern oder ſeit vorgeſtern?
Denn Eure Würden häufen ſich ſo raſch,
Daß ich ſie kaum behalten kann.

Bonnivet.

Vorläufig,
Bis ich mehr werde, heiß' ich Admiral,
Ich weiß, wie Euch das freut, Herr Connetable.

Bourbon.

Bis Ihr mehr werdet? O bei Gott, das hat
Gar nichts zu ſagen: Eur Großvater war
Stallmeiſter noch in meines Vaters Dienſten;
Es war ein wackerer Bereiter, ſagt man,
Der ſich auf — Pferdezucht verſtand. Nun, ſeht Ihr,
Ihr ſeid ſo raſch geſtiegen: aus dem Stall,
Ich meine, dem großväterlichen Stall,
Wiewohl er dem Großvater nicht gehörte —'
Bis an den Hof und bis zum Admiral ...

Bonnivet.

Und bin noch nicht am Ziel.

Bourbon.

Am Ziele? Nein' —
Ich rechne drauf, Euch noch einmal recht hoch
(Mit der Gebärde des Hängens)
Zu ſehen — wie geſagt, recht hoch. — Mein edler Bayard,
Nehmt meine Hand. Ich hab' ein Wort für Jeden:
Denn das iſt Pflicht in dieſer wind'gen Zeit,
Wo man mit Worten ſeine Freunde mäſtet,
Mit Worten kämpft, mit Worten Dienſte lohnt,
Mit Worten gar zum großen Manne wird —
Und unter Anderm auch zum Admiral ..'
Alſo ein Wort für Jeden: meine Hand

Für wenig Treuerprobte: doch für Euch
Mein innerſt Herz. Wie geht's, mein edler Freund?
Die Welt wird alt; gedenkt Ihr noch der Zeit,
Da unter Eures Auges günſt'gem Stern
Ich meine Ritterſporen mir verdiente?

Bayard.

Alt, gnäd'ger Herr? Mich dünkt, die Welt wird neu,
Dem alten Bayard will ſie nicht gefallen;
Es geht zu Ende mit der Ritterſchaft.

Bourbon.

Wie könnte ſie's, ſo lang noch Ihr am Leben,
Der Ihr die Blume ſeid der Ritterſchaft?

Bayard.

Sei's Gott geklagt, wenn Ihr die Wahrheit ſprecht!
Ich bin ein dürres und verwelktes Kraut,
Und geht die Ritterſchaft mit mir zu Grabe,
So ſtirbt ſie bald.

Bourbon.

Ihr ſeid noch kräftig, Herr,
Und unſre Ritter, denk' ich, ſind es auch.
Ja, bin ich nicht zu kühn in meiner Hoffnung,
So ſollt Ihr heut, in dieſem Schloſſe noch
Ein Schauſpiel ſehn, das Euch nicht ſchlecht behagt:

Ich ſag' Euch, Freund, 's giebt prächtige Turniere,
Solch allerliebſte luſt'ge Ringelſtechen —
Ich ſchmeichle mir, Ihr ſollt zufrieden ſein.

Bayard.

Was hilft es Alles? Meine Zeit iſt um.
Die Kugeln, Herzog, die verwünſchten Kugeln!
Durch die geht uns die Ritterſchaft zu Grund.

Bourbon.

Sehr wahr, mein Freund! Allein was mehr? Man ſchicke
Sich in die Zeit, wie es die Zeit erheiſcht.
Das Glück iſt ſelbſt 'ne Kugel; alſo muß man
Es zu genau nicht nehmen mit den Kugeln.
Ihr ſeid mein lieber Gaſt — und Ihr — und Ihr —
Fürwahr, zu viele werthe Freunde hat
Mein guter Stern in meinem Haus verſammelt,
Als daß ich alle ſelbſt bedienen könnte
Und jedem Einzlen ſagen, was mein Herz
Ihm ſagen möchte. Nehmt denn ſo vorlieb,
Ihr Herrn und Freunde! Was mein Haus vermag,
Das nicht das reichſte iſt, wie Ihr wohl ſeht,
Das wollt durchaus als Eigenthum betrachten.
Macht's Euch bequem! In einer Stunde, denk' ich,
Wenn's ſo dem König, unſerm Herrn, gefällt,

Wollt wir den Kirchgang halten mit dem Kind.
Auf Wiedersehn! — He, Matignon, Argonnes!

(Ab ab, bis auf Bourbon, Matignon und Argonnes.)

Wie war's, wie steht's? Nun? geht die Sache gut?
Wie ist die Stimmung in des Königs Troß?

Matignon.

Herr, wären's Blasen, wären sie geplatzt
Vor innerm Neid: die sammtnen Röcke, Herr —

Bourbon.

Ich dacht' es mir

Argonnes.

Ja und die goldnen Ketten —

Bourbon.

Ich dacht' es mir

Matignon.

Sie machten saure Mienen,
Recht wie der Fuchs, der um die Trauben schleicht.

Argonnes.

Sie sehn schon merklich gelb aus; geht's so fort,
So werden sie zuletzt noch zu Mongolen

Bourbon.

Laß sie wie Butterblumen werden — o,
Es soll noch Manchem heut das Herz sich krümmen!
Nun, geht hinunter! Lärmt und singt und tobt,

Trinkt ihnen zu von meinem beſten Wein,
Daß ſie den Himmel für 'ne Trommel halten, kehrt
Das Unterſte zu oberſt in dem Schloß,
Ich geb' Euch Freiheit! Und dann lacht und ſagt:
Das iſt die Art, ſo lebt ſich's beim Bourbon!
Hier habt Ihr Geld, Ihr könnt' noch mehr bekommen.
Doch gebt's mit Anſtand aus, werft's in die Luft,
Als wär' es Quark, den man vom Felde holt.
Und ſtutzen ſie, dann lacht und ſagt nur immer:
Das iſt die Art, ſo lebt ſich's beim Bourbon!
Und ſagt dem Seneſchall, er ſoll nichts ſparen;
Wenn Einer von des Königs durſt'gen Leuten
Heut nüchtern bleibt, ſo geht's ihm an den Hals.

Argonnes.

Wohl, gnäd'ger Herr. Die Lection iſt leicht,
Der Beutel ſchwer — komm, Bruder Matignon:
(Den Beutel in die Höhe werfend.)
Das iſt die Art, ſo lebt man beim Bourbon!
(Matignon und Argonnes ab.)

Bourbon
(ihnen nachrufend).

Geht und ſeid klug! — Es iſt ein wüſtes Volk!
Es ekelt mich, mit ihnen zu verkehren —
Und doch bedarf ich ſie zu meinem Plan.

Der König, weiß ich, neidet mir mein Glück,
Ihn kränkt mein Reichthum, kränkt die Gunst des Volks,
Die meinen Weg mit Roſen mir beſtreut:
Und über Alles dieſer Lorbeerkranz,
Der meine jugendliche Stirn umblüht.
So koſt' er denn und fühle heut mein Glück!
Und was wie Wein auf Andrer Zunge duftet,
Ihm ſei's in Gift verkehrt durch ſeinen Neid! —

Lurey
(eintretend).

Briefe von Adrian von Croy, mein Fürſt —

Bourbon.

Leg' ſie beiſeit; gelegentlich einmal
Werd' ich ſie leſen. Doch verwahr' ſie wohl,
Damit kein fremdes Auge ſie erblickt — Was ſonſt?

Lurey.

Ein fremder Junker ſteht im Cabinet,
Ein rechter Milchbart —

Bourbon.

Nun, was bringt er mir?

Lurey.

's iſt ein Geheimniß, wie er ſagt. Er bittet
Höchſt dringend um ein einſames Gehör.

Bourbon.

Närriſcher Milchbart! Warum kommt er auch
Gerade, wenn ich Kindtauf' halten will?
Haſt Du geſagt, ich hätte keine Zeit?

Lucy.

Ich wagt' es nicht, Ihr ſelbſt habt mir verboten —

Bourbon.

Ah Du haſt Recht: Bourbon hat immer Zeit,
Bourbon iſt nie beſchäftigt, nie verſtimmt,
Sitzt nie zu Tiſch, verdaut nicht, ſchlummert nicht,
Iſt nie verliebt, hat nie Geſellſchaft bei ſich,
Selbſt ſeine Kinder tauft er nur beiher —
Wo Einer Noth hat, wo er Schutz gebraucht,
Wo Einer im Proceß liegt, oder wo ihn
Leichdörner drücken: immer zum Bourbon!
Das iſt der Mann, der Allen hilft, ja wohl!
Der immer Geld hat, immer offne Hand,
Der allergütigſte, der Gott Bourbon,
Des ganzen Volks ergebenſter Schuhputzer! —
's iſt wohl ein armer Burſch, der draußen ſteht?

Lucy.

Herr, reich ſieht er nicht aus.

Bourbon.

So laß ihn ein;

Er will vielleicht den hungermüden Leib
In einem Rock mit meinem Wappen wärmen. —
Geh', laß ihn ein! Denn da sei Gott davor,
Daß es im Volke jemals heißt, Bourbon
Hätte nicht Zeit, nicht Lust gehabt, zu hören,
Wo Einer rief, und hätte nicht geholfen,
Wo man um Hilfe bat. — Verwünschter Milchbart!
Doch, muß es sein. 's ist nun einmal mein Loos,
Der gute Mann des Volks zu sein: nach oben
Ein stachlicht Unthier, recht ein Drachenzahn,
Ein fressend Feur, das ihre Nägel brennt
Und Blasen zieht auf ihrer Seele Grund —
Nach unten? o nach unten sammetweich,
Ein Katzenpfötchen, das die Krallen einzieht,
Ein unaussprechlich lieber, guter Mann,
Ein rechter Esel, der für Jeden trägt,
Was Jeder aufpackt! 's ist ein saures Spiel,
Und doch gewinn ich's. — Laß ihn ein und geh'!

(De Lurey ab. Ein fremder Junker tritt ein.)

Nun, Herr?

Fremder Junker.

Gnädigster Herzog. . . .

Bourbon.

Herzog? Ja.

Gnädig? Vielleicht. Die böſen Leute ſagen,
Ich hätt' 'nen großen Fehler, ſei zu weich,
Zu leicht beſtimmt von jeglichem Geſuch,
Für jede Bitte zu ſehr Ohr und Herz.
Ich will den Fehler abzulegen ſuchen;
Doch — heut noch nicht. Drum ohne Furcht, und ſprecht.

Fremder Junker.

O gnäd'ger Herr...

Bourbon.

Nun ja! und was noch mehr?
Sagt Euren Namen.

Fremder Junker.

Meinen Namen, Herr?

Bourbon.

Ja, Euren Namen — oder ſeid Ihr etwa
Noch ungetauft? Faſt ſcheint Ihr jung genug.
Nun, wenn's ſo iſt, ſo grämt Euch nicht darum,
Ihr könnt mit meinem Sohn zur Taufe gehn.

Fremder Junker.

O Herr...

Bourbon.

Macht weiter, bitt'-ich. Euren Namen?

Fremder Junker.

Robert de Foir.

Bourbon.

Robert de Foix? Ei ſeht,
Das nimmt mich Wunder, in der That! De Foix?
Wohl gar ein Sohn von jenem alten Foix,
Der vor Neapel fiel?

Fremder Junker.

Herr, von demſelben.

Bourbon.

So wünſch' ich Euch von ganzem Herzen Glück
Zu dieſer äußerſt vortheilhaften Aendrung:
Ihr ſahet früher nicht ſo niedlich aus.

Fremder Junker.

Mein gnäd'ger Herr ...

Bourbon.

Ihr wart vierſchrötig, Herr,
Ein etwas ſtrupp'ger, ſonnverbrannter Burſch
Mit krauſen Haaren und, bei Gott! vollkommen
So ſchwarz, wie jetzt ſchneeweiß, ſo übermännlich,
Wie jetzt beinah verboten mädchenhaft.
Man hörte wenig Rühmliches von Euch;
Es hieß von Euch, Ihr wärt ein ſchlimmer Burſch,
Ein arger Raufer: dieſer Degen da
Scheint etwas ekel gegen Blut zu ſein.
Indeß, wer weiß? Es hieß, Robert de Foix

Sei in die weite Welt gelaufen: habt Ihr
Auf Eurer Wanderung den Jugendbronnen
Vielleicht entdeckt? oder die Quelle, die
Aus Männern Weiber macht? Nun, gebt mir Antwort:
Meint Ihr im Ernſt, Ihr wärt Robert de Foix?

Fremder Junker.

Ein Bruder, Herr....

Bourbon.

Ein Bruder, ſo? Ein Bruder?
Da müßt Ihr wenigſtens ein Baſtard ſein:
Denn jener Foix, der vor Neapel fiel,
Beſaß nur einen Sohn.

Fremder Junker.

Ich hab' 'ne Schweſter...

Bourbon.

Sehr möglich, Herr. Hat ſie etwa ein Kind,
Dem es am Vater fehlt?

Fremder Junker.

Mein gnäd'ger Herzog...

Bourbon.

Nun? oder wollt Ihr ſie an mich verkuppeln?

Fremder Junker.

(niederſtürzend, wobei ſich die Haare löſen, ſo daß man Diana von St. Foix erkennt.)

O heil'ger Gott!

Bourbon.

Halt, was war das? Beim Himmel,
Das war die Sprache eines Mannes nicht,
Nicht ſolche Röthe glüht auf Männerwangen,
Und dieſes Haar — o ſieh, dies Lockenhaar!
Wie braun, wie weich! o prächt'ges Lockenhaar! —
Erhebt Euch, ſchöne Dame! o, ſteht auf,
Ich bitt' Euch innigſt — und vergebt mir, Fräulein,
Wenn Euch mein lockrer Scherz gekränkt: er war
Für Damenohren freilich nicht beſtimmt.
Ihr ſeid ein Fräulein von St. Foir, nicht wahr?

Diana.

Ich bin die Schweſter des Robert de Foir —

Bourbon.

Ein jüngſtes Kind, fürwahr, ein ſchönes Kind!
Ihr müßt Diana heißen, ich vernahm
Bereits von Euch.

Diana.

Diana von St. Foir.

Bourbon.

Und was, mein Fräulein, führt Euch her zu mir?
Gewiß ein ſeltſam Schickſal! weil es Euch
In dieſe Tracht genöthigt. Redet frei
Und habt Vertraun: Ihr ſeid in meinem Haus,

Und nicht zu viel, bedünkt mich, ist's gesagt,
Daß, wenn der Adel und die Ritterſitte
Geflohen wär' aus dieſer ſchnöden Welt,
Sie noch im Haus des Connetable wohnt.
So ſprecht, mein gnäd'ges Fräulein.

Diana.

Wohl, mein Fürſt:
In Euer Haus, in dieſen frommen Tempel
Der Gaſtlichkeit und ritterlichen Tugend
Komm ich als Flüchtling, meine Stirne neigend
Auf ſeine Schwelle...

Bourbon.

Dies iſt abgemacht:
Ich habe meines Schutzes Euch verſichert,
Bei meinem Ritterwort und meiner Ehre!

Diana.

Ich bin die jüngſte Tochter jenes Foix,
Der vor Neapel fiel —

Bourbon.

Ein wackrer Mann.

Diana.

Er ſtarb den Tod der Ehre! Solch ein Tod
Wird ſehr geprieſen, und gewiß mit Recht:
Nur — reiche Erben macht er nicht. Mein Bruder

Iſt etwas wüſt, er iſt verſchollen: wir
Leben in Armuth —

Bourbon.

Wär' es das allein?
Ihr dürft verfügen.

Diana.

Ueber was? Arm ſind wir,
Doch keine Bettler. Ach, mein gnäd'ger Herr ...

Bourbon.

Sprecht, werthes Fräulein.

Diana.

Ach, mein Schickſal iſt
Zu dulden ſchwer, faſt ſchwerer noch zu ſagen. —
Wir lebten ſtill an einſam engem Herd,
Arm, aber doch den ſchönſten Schatz im Haus —

Bourbon.

Wohl: Eure Schönheit.

Diana.

Nein, den guten Ruf,
Des unbefleckten Namens edle Zier,
Den Stolz, mein Herzog, der ſich ſelbſt genügt!
Das ſoll nun anders werden, gnäd'ger Herr.
Der König hat — o Gott, wie ſoll ich's ſagen?
Es hat dem König, unſerm Herrn, gefallen ....

Bourbon.

Nun? Ihr verſtummt? Soll ich fortfahren, Fräulein?
's hat ihm gefallen, daß Ihr ihm gefielt,
Und wenn es ging nach Seiner Hoheit Willn,
Wärt Ihr gefallen — ſagt, errieth ich recht?
Er hat Euch mit Anträgen wohl verfolgt,
Vielleicht gewaltſam — 's iſt ſo ſeine Art,
Ich kenne meinen guten Vetter Franz!
Er iſt ein ſchlimmer Mädchenjäger, o,
Ein feiner Herr! — Nun? warum wollt Ihr nicht
Die ſüße Frucht der wollüſtigen Liebe
In eines Königs Armen koſten? Seid Ihr keuſch?

Diana.

Mein gnäd'ger Herr ...

Bourbon.

Glaubt mir, mein gutes Fräulein:
Es hätte manche hochberühmte Gräfin
Und manche Frau hochadlichen Geſchlechts
Sehr gern mit Euch getauſcht. Gott ſegne Frankreich!
Es iſt ein luſt'ges Land. Doch fahret fort,
Und hemmt die Thränen, Fräulein — die mir weh thun.

Diana.

O zürnt den Thränen nicht, mein gnäd'ger Herr,
Zürnt nicht dem Munde, der nur ſtammelnd ſpricht!

Denn, umgewandelt von der harten Noth,
An bettelnd Wort den spröden Mund gewöhnen,
Das stolze Knie an fremder Schwelle beugen,
Fremd und verzagt — und, über Alles schwer!
Sogar die eigne Mutter anzuklagen:
Sie, die Gesetz, Natur, der Himmel selbst
Zu ihres Kindes treuer Zucht bestellt,
Und die nun selbst . . .

Bourbon.

So weiß ich Alles nun!
Ihr seid vor den Verfolgungen des Königs
Und Eurer Mutter aus dem Haus geflohn.
Habt meinen Dank, das Ihr zu mir kommt —; aber
Was ist's nun eigentlich, was Ihr begehrt?

Diana.

Was ich begehre? O, mein gnäd'ger Herr,
Ich weiß es nicht — bin ich denn nicht bei Euch,
In Eurem Haus, im Frieden Eurer Burg,
Von Eurem Namen, Eurem Arm geschützt?
Brauch' ich denn mehr?

Bourbon.

Sehr schmeichelhaft für mich,
Doch nicht genug für meine Neugier, Kind —

Diana.

O wahrlich, Herr, es war 'ne trübe Zeit,
Ich habe manche bittre Nacht gerungen
Mit der Verzweiflung Höllenqual. Die Mutter —
Herr, fühlt Ihr, was das heißt?! Die eigne Mutter
Gegen die Tochter! — Wohin ſollt' ich fliehn?
Denn ausgeſtoßen war ich aus dem holden
Kreis der Natur, ein ausgeſetztes Kind,
Vater- und mutterlos, ſchlimmer als das,
Ein Raub der eignen Mutter! — Da vernahm
Ich Euren Namen, rings, wohin ich horchte,
Nur Euren Namen immer! immer nur,
Daß Ihr der Leuchtthurm der Bedrängten ſeid,
Die ſtarke Hand, die Recht und Unſchuld ſchirmt,
Der lautre Bronnen der Gerechtigkeit,
Der Quell der Gnade! Und es ſprach zu mir
Des Geiſtes Ruf — wiewohl es war vielleicht
Auch etwas Andres noch, das in mir ſprach...
Was blickt Ihr mich ſo an, mein gnäd'ger Herr?

Bourbon.

Sprecht weiter, holdes Kind.

Diana.

Die Flucht war ſchwer,
Ich war des Wegs unkundig und der Reiſe

Und nicht gewöhnt an dieſe fremde Tracht.
Und doch, ich weiß nicht, was mein Herz erhob,
Daß ich den Muth nicht ſinken ließ! Ich wußte
Ja immer doch, mein Weg ging zum Bourbon.
Als ich dem Schloß mich näherte, wie klopfte
Mir in den Adern das bewegte Blut!
Den grauen Thürmen winkt' ich freundlich zu,
Sie ſahn mich an, wie alte gute Greiſe,
Die Mitleid haben mit mir armem Kind,
Und meine Seele grüßte ſie, wie Väter.
Drauf, als ich in den Schloßhof trat — o Gott,
Das war ein Schrecken! Denn ich ſah das Wappen
Des Königs hier. Doch riß ich ſchnell mich auf —
Und bin nun hier, Schutz flehend, Schutzes würdig.

Bourbon.

Er ſoll Euch werden, und Ihr habt mein Wort.
Nur kommt Ihr grad' in ſehr bewegter Zeit;
Der König ſelbſt iſt heut im Schloß, mein Gaſt —
Seid ohne Furcht: es iſt hier Raum genug,
Euch ſeinen Blicken zu entziehn. Auch hab' ich
So meine Art, der König kennt ſie ſchon;
Erſt muß man Ritter ſein und dann erſt Fürſt. —
Für jeden Fall ſeid Ihr in Sicherheit.
Doch ziemt ſich's nicht, daß Ihr allein in meiner

Geſellſchaft bleibt; Ihr müßt zu meiner Frau.
Ihr werdet Nachſicht üben: ſie iſt krank
Und mißgelaunt wie Kranke pflegen. He, de Lurcy!

(De Lurcy tritt ein.)

Führt dieſen Ritter hier zu meiner Frau
Und — gebt ihm Weiberkleider. Lebet wohl!

(Diana und Lurcy ab.)

Glück! Glück! ich danke Dir! Wenn Du einmal
Verarmſt, Fortuna, wenn Dein Seckel leer,
Wenn Du am Rande biſt mit Deinen Gaben:
Komm du zu mir, Fortuna! komm zu mir!
Nimm Alles wieder, was ich habe, nimm's!
Du haſt, Fortuna, mich ſo reich gemacht
Durch dieſen Einen Tag, daß ich mit Allem
Dein Schuldner bin auf ew'ge Zeit. — Ich ahne
Den Anfang eines äußerſt ſchlauen Spiels.
Doch iſt's ein Spiel, das große Vorſicht heiſcht.
Diana iſt ſehr ſchön! es iſt nicht leicht,
Mit kalter Bruſt, ein bloßer Tugendwächter
In ihrer Augen holdem Feuer ſtehn,
Bei Gott, nicht leicht! — O ſie iſt mehr, als ſchön! — —
Nun wollen wir den Knaben taufen. O,
Iſt das 'ne Taufe! Meines Knaben Seele
Kann das Taufwaſſer ſo geſund nicht ſein,

Als meiner Seele dieſer goldne Regen
Des Glückes iſt, als dieſe ganze, volle
Befriedigung, die heut mein Herz erquickt! —
Nun wollen wir den Knaben taufen. — Ha,
Trompeten blaſt! blaſt lauter! Himmelwärts
Soll des Geſchützes Donner fliegen — lauter!!
Und alſo treten wir den Kirchgang an.

(Prächtige Muſik, Glockengeläute, Kanonendonner. Die Ritter des Bourbon, das Gefolge des Königs treten ein, geführt vom Seneſchal mit den Herolden. Dann der König, dem Bourbon zur Seite geht: das Kind wird vor ihnen hergetragen. Hinter ihnen Bonnivet, Bayard und einige andere Edelleute. In feierlichem Zuge gehen Alle ab, worauf man die Muſik noch einige Zeit fort hört.)

Zweite Scene.

Im Schloſſe zu Moulins: Zimmer der Herzogin Suſanne.

(Die Herzogin Suſanne, krank, im Lehnſtuhl. Diana, in Frauenkleidern. Dienerſchaft.

Suſanne.

Ich danke Gott, mein Fräulein, daß er mir
Vor meinem Ende noch vergönnen will,
An einer guten That Antheil zu nehmen.
Ihr ſeid ein frommes, gutes Kind; ich leſe
In Eurem Aug' ein Etwas, das mich freut.

Bourbon wird Euch beſchützen — o, er iſt
Ein mächt'ger Herr! Er iſt auch gut; vertraut ihm.
Vor Allem aber, Fräulein, baut auf Gott,
Damit Ihr nicht zu viel baut auf Euch ſelbſt. —
Und nun, wenn's Euch beliebt, leſt mir den Pſalm.
Doch ſtill, man kommt — ach, wär' es mein Bourbon!

(Diener tritt ein.)

Nun, kommt er nicht?

Diener.

Der gnäd'ge Herzog läßt ſich
Entſchuldigen; er kommt im Augenblick.

Suſanne.

Im Augenblick? Es hört ſich leidlich an:
Ich könnte warten, einen Augenblick —
Und doch, o Gott! was iſt ein Augenblick
Gegen den Tauſendtheil von Augenblick,
In dem ein Menſch verſcheiden kann! — Ich ſtürbe
Nicht gern, nicht gern! ohn' ihm Ade zu ſagen.
Ich will noch einmal ſchicken —

(Ein anderer Diener kommt.)

Nun, was giebt's?
Was haſt Du, Freund? Nichts Gutes, wie es ſcheint.

Zweiter Diener.

Nichts, gnäd'ge Frau.

Suſanne.

Nichts? Thut ein Nichts ſo ängſtlich?
O ſprich, was giebts? Wo iſt der Herzog? Rede!
Wie iſt es mit dem König? Ich vernahm
Zuerſt die Glocken, die Kanonen dann
Und der Poſaunen erzbeſchwingte Zungen;
Dann ein Gebraus von vielen hundert Stimmen,
Das dumpf und murrend, wie ein zürnend Meer,
In meines Zimmers öde Stille dringt —
Nun ſcheint's, man zankt ſich — nun ein Roßgeſtampf —
Was iſt's? Was giebt's? Wo iſt der König? Sprich!!

Zweiter Diener.

Gnädigſte Frau, der König —

Suſanne.

Sprich es aus!

Zweiter Diener.

Iſt nicht mehr hier. Er iſt in Streit gerathen,
Wie ich vernahm, mit unſerm gnäd'gen Herrn
Und hat gleich nach der Taufe, unvermuthet,
Das Schloß verlaſſen, er und ſein Gefolg.

Suſanne.

Mein armes Kind! — Gleich nach der Taufe, ſagſt Du?
Es ward auf Groll und Haß getauft — weh' mir,

In welcher Welt laſſ' ich mein Kind zurück! —
Und kommt der Herzog nicht?

Zweiter Diener.

Er kommt ſogleich.

Suſanne.

Ich will nicht klagen; geh' hinaus, 's iſt gut.
(Zweiter Diener ab.)
Nun, liebes Fräulein, leſet mir den Pſalm.
Doch nein, o nein — ich höre Tritte — ja,
Das iſt er, ja! o Gott, ich kenn' ihn noch!
Zum letzten Mal, entzücktes Ohr, vernimmſt du
Den ſüßen Laut, da er gegangen kommt,
Zum letzten Mal! — Ich dank' Euch, liebes Kind,
Laßt uns allein.
(Diana ab, Bourbon tritt ein.)
Du kommſt ſehr ſpät, mein Karl!
Zu ſpät vielleicht: denn nur noch wenig Athem
Birgt dieſe Bruſt — ſo wenig Athem, Karl,
Daß Du mit einem Kuß, mit einem einz'gen,
'nem Abſchiedskuß von Deinem lieben Mund,
Das kurze Reſtchen meines Lebens trinkſt.
Warum kommſt Du ſo ſpät zu Deinem Weib?

Bourbon.

Spät? Es mag ſein. Und komm ich ſpät, ſo denkt,
Daß ich nicht ehe konnte.

Suſanne.

Nicht ſo, Karl,
Nicht dieſe herbe Sprache, lieber Karl!
Auf Deiner Stirne dieſe Runzeln nicht!
Sieh' freundlich, Karl! Zum letzten Male ſcheint mir
Dein liebes Auge, das mein Sternbild war,
Draus ich erſt Leben trank — und jetzt den Tod.
Sieh' freundlich, mein Gemahl! Laß mir Dein Auge,
Gleich einem milden, ſüßen Abendſtern,
An meinem Himmel lächelnd untergehn!

Bourbon.

Du ſchwärmſt, Suſanne; ſprich, die Zeit iſt karg.

Suſanne.

Sehr karg, mein Karl: ſo hör' mich denn, o hör' mich,
Es ſind die Worte einer Sterbenden. —
Du haſt mich nie geliebt — nein, ſchüttle nicht
Dein liebes Haupt, ich weiß es: nie. Ich tadle
Dich nicht darum, es war mein Schickſal ſo:
Ich war das Oel nur, das die Flamme nährt
Und ſelbſt verzehrt wird. — Habe Dank, mein Karl!
Du haſt erlaubt, daß ich Dich lieben durfte,
Haſt mir erlaubt, Dich reich zu machen, Karl —
O habe Dank! Das macht den Tod mir leicht.

Bourbon.

Sprich nicht vom Tod: ſei muthig, liebes Weib,
Du wirſt geneſen.

Suſanne.

Wohl, ich habe Muth,
Und auch geneſen werd' ich —; aber anders,
Als Du es meinſt. So laß uns eilen, Karl. —
Ich habe Dich zum Erben eingeſetzt,
Ohne Bedingung und für jeden Fall,
Auch wenn mein Sohn in meine Gruft mir folgt.
Denn reich zu ſein hat Dich Natur beſtimmt;
O wüßteſt Du, wie's wohl thut meiner Seele,
Daß ich die Herrlichkeiten dieſer Welt
Dir vor die Füße ſchütten darf!

Bourbon.

Mein theures Weib —!

Suſanne.

Du biſt nun, was Dir ziemt:
Der reichſte Herr, der mächtigſte Vaſall
Im ganzen Reich — wie ſtehſt Du mit dem König?
Er hat in Zorn das Schloß verlaſſen — ſieh,
Ich weiß es Alles, ſag' die Wahrheit, ſprich!

Bourbon.

Ein bloßer Wortſtreit, weiter nichts. Doch freilich,

Ich glaube ſelbſt, die Freundſchaft wurde kühl;
Sie fängt zu frieren an.

Bourbon.

O thau ſie auf,
Laß dieſe Thränen meiner Todesangſt
Die halberſtarrte wieder aufthaun, Karl! —
In meiner Krankheit, in den bangen Nächten,
Da ich hier einſam lag mit meinem Schmerz,
Hab' ich höchſt ſeltſam traurige Geſichte
Zukünft'ger Zeit geſehn. Ich ſah ein Feuer,
Das rieſenhoch, in ungeheurer Lohe,
Emporſchlug zwiſchen Dir und ihm. O Karl,
Es ſah entſetzlich aus, wie Du verbranntеſt,
Und, Stück vor Stück, in ausgebrannter Aſche,
Die edle Bildung niederflatterte,
Und nichts blieb innen, als ein blutig Herz,
Gleich einer Kohle leuchtend durch die Nacht! —
Karl, reiche mir die Hand drauf, daß Du Friede
Willſt halten mit dem König!

Bourbon.

Thöricht Weib!

Suſanne.

O ſchwör' es mir, ſchwör' mir's in meine Hand,
Ich bitte Dich!! — Ich ſehe ſchon die Spuren,

Die blutigen, auf denen leis und zögernd
Das Schickſal näher ſchleicht, das Dich verdirbt,
Und meine Seele kann vom Leib nicht ſcheiden,
Eh' Du mir dieſen Schwur gethan. — Du haſt
Das Fräulein von St. Foix in Schutz genommen
Wider den König ...

Bourbon.

Nun, gefällt's Euch nicht?

Suſanne.

Ich bin gewohnt, Dir zu gehorchen Karl:
Sollt' ich im Tod verlernen, was ich lebend
Nicht immer leicht, doch immer gern geübt? —
Ich tadle nicht, daß Du ſie ſchützen willſt:
's iſt eines Ritters, eine That für Dich!
Und doch iſt's mir, als rollte hinter ihr
In unſichtbarem, arg verflochtnem Knäul
Ein umgekehrter Ariadnefaden,
Der in unſäglich Irrſal Dich verſtrickt.
O bleib' dem König treu — Du wechſelſt Briefe
Mit Adrian von Croy, dem Unterhändler
Heinrich's des Achten und des röm'ſchen Kaiſers —
Brich dies Verhältniß ab, es iſt unſchuldig,
Ich zweifle nicht daran; doch brich es ab,

Verſöhne Dich mit Franz — und bleib' ihm treu —
Karl, ſchwöre mir's!

Bourbon.

's braucht keinen Schwur, laß gut ſein

Suſanne.

Und dennoch, Karl — o Gott, ich ſah die Gluth,
Wie ſie zu Staub Dein Wappenſchild zerfraß,
Den Degen Frankreichs in der Hand Dir ſchmolz,
Ja, wie ſie Dir die ſüßen Augen küßte,
Daß Du aus leeren Höhlen ſtarrteſt — o!
Es war entſetzlich, höchſt entſetzlich, Karl! —
Karl, ſchwöre mir's — bleib' Deinem König treu,
Ich bitte Dich!

Bourbon.

Gewiß, ich will's,

Suſanne.

Nein, nein,
Du mußt mir's ſchwören: bleib dem König treu,
O ſchwöre mir's!

Bourbon.

Ich ſchwöre.

Suſanne.

Habe Dank,
Nun kann ich ruhig ſterben — bis auf Eins.

Das mußt Du auch mir ſchwören, hör' mich an!
Wenn ich nun todt bin, bald, nach einem Jahr,
Nach einem halben — und noch eh' vielleicht,
Wirſt Du ein andres Weib ins Bette führen —
Du wirſt es, Karl! O dann ſei glücklich, Karl!
Laß ſie 'ne Mutter ſein für meinen Knaben —
Nur nimm Dir nicht — ach bitte, ſieh nicht bös,
Es iſt die letzte Bitte Deines Weibs,
Du ſollſt dann Ruhe haben, ewig, ewig —
Karl — nimm des Königs Mutter nicht zum Weib!! —

Bourbon
(vor ihr hinſtürzend).

Meine Suſanne . . .

(Dienerinnen treten ein.)

Suſanne
(zu den Dienerinnen).

Tragt mich nun zurück,
An meines Knaben Wiege will ich ſterben. —
Leb' wohl, mein Karl! Vergiß nicht, was Du ſchwurſt —
Ade, leb' wohl!

Bourbon.

Suſanne!

Suſanne.

Lebe wohl! —

(Suſanne wird hinausgetragen.)

Bourbon.

Fahr' wohl! — Sie hat mich sehr geliebt. Ich wollte,
Ich wär' ein Andrer, als ich bin; so hätt' ich
Sie mehr geliebt. Nun geht sie auch dahin
Und ich kann nicht gut machen meine Schuld. —
Sie war ein gutes Weib. Ich will ihr folgen:
Ausreißen will ich aus der stolzen Brust
Die Nessel Hochmuth, die emporgewuchert
Zwischen dem Könige und mir — wir wollen
Ein Herz sein wieder und Ein Schwert wie ehmals.
Ich will an Hof und mich mit ihm versöhnen,
Wir wollen Freunde sein. — O sie war gut!

(Ein Diener tritt ein.)

Diener.

Gnädigster Herr, die Herzogin ist todt. —

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Paris. Gemach im Louvre.

(Louiſe, Herzogin von Angoulême, einen Brief leſend. Im Hintergrunde Hofdamen.)

Herzogin

(den Brief bei Seite legend).

Dies iſt ein äußerſt angenehmer Brief,
Ein zuckerſüßer, allerliebſter Brief!
Ich hätte nicht gedacht, daß dieſer Tag
Mich mit ſo frohem Gruß empfangen würde;
Ich ſchlief nur wenig dieſe Nacht, mein Geiſt
War trüb. — Iſt heute nicht Medardustag?

Hofdame.

Gnädigſte Frau, ich bin ſolch ſchlechte Chriſtin —
Doch will ich gleich...

Herzogin.

Hat nichts zu ſagen, Kind,

Iſt's nicht Medardus, wird's ein Andrer ſein;
Doch jedenfalls iſt's recht ein wackrer Heil'ger,
Wir wolln ihm eine Kerze ſtiften. — Sieh,
Dies iſt ein Brief —

Hofdame.

Vielleicht ein Liebesbrief?

Herzogin.

Ein Liebesbrief? Ja: aber nur für mich,
Für andre Leute möcht' er anders heißen;
Sein beſter Inhalt iſt 'ne Leiche. Geh',
Schick' nach dem Kanzler. — Solch ein Stück Papier,
Wie es tyranniſch ſpielt mit unſrer Seele!
Verſunkne Träume, längſt begrabene
Gedanken weckt's in unſerm Herzen auf:
Ich dachte nicht, daß ſie noch lebten — dachte,
Es wäre Gras gewachſen über ihnen
Und Alles wär' vorbei. Nun kommt der Brief
Und weckt auf ein Mal praſſelnd wieder auf
Die alte Liebe und den alten Haß. —
Schickt nach dem Kanzler, eilt Euch!

Hofdame.

Gnäd'ge Frau,
Er kommt bereits.

Herzogin.

So? Siehſt Du ihn? Denn hören
Kann man ihn nicht: er hat 'nen leiſen Tritt;
Ich liebe dieſe Art von Leuten.

(Kanzler Duprat tritt auf.)

Ah,
Mein lieber Kanzler! —

(Zu den Hofdamen:)

Geht, laßt uns allein.

(Die Hofdamen gehen ab.)

Wie geht's, mein Lieber? Nun, habt Ihr nichts Neues?

Kanzler.

Gnädigſte Frau, Ihr wißt, ich halte nichts
Von Neuigkeiten; 's iſt 'ne ſchlechte Waare,
Sie wird faul vor der Zeit. Es giebt nichts Neues
Unter dem Mond.

Herzogin.

Nichts Neues, Kanzler? gar nichts?
Beſinne Dich —

Kanzler.

Wenn Ihr befehlt, o ja.
Des Königs Stute hat heut früh gefohlt —
Der kleine Marquis von Lenôtre iſt
Erſtochen — bei den Nonnen in Longchamps

Solln kleine Kinder ſchrein — Was ſchlagt Ihr mich?
Das ſind ſo Neuigkeiten von Paris.

Herzogin.

Argliſt'ger Spötter! Aber jetzt gieb Acht,
Ich habe Neuigkeiten, ſag' ich Dir —

Kanzler.

Wie alt, Eur Gnaden?

Herzogin.

Solche Neuigkeiten,
Daß ich mit allen Schätzen Indiens
Nicht dieſe Neuigkeit vertauſchen möchte!

Kanzler.

Da muß Eur Gnaden gut bei Kaſſe ſein.

Herzogin.

Ich hab' 'nen Brief —

Kanzler.

Viel Ehre für den Schreiber.
Wie hat Eur Gnaden dieſe Nacht geruht?

Herzogin.

Schlecht, lieber Kanzler, ſchlecht.

Kanzler.

Das kommt vom Blut;
Ihr lebt zu einſam, das verdickt das Blut.
Doch ja, wie war's denn mit der Neuigkeit?

Herzogin.

Hier, leſt den Brief —

Kanzler.

Den Brief? Ich brauch' ihn nicht:
Suſanne von Bourbon iſt tot, nicht wahr?

Herzogin.

So weißt Du ſchon —?

Kanzler.

Je nun, das war einmal
'ne Neuigkeit. Ich weiß es ſeit zwölf Stunden:
Zwölf Stunden ſind zu lang für Neuigkeiten.

Herzogin.

Du kennſt mein Abſehn mit dem Connetable ...

Kanzler.

Ich kenn es, ja, ſo weit man Weiber kennt. —
Wir haben den Proceß mit Karl gewonnen:
Das Parlament hat die bewußten Gelder
Euch zuerkannt.

Herzogin.

O das iſt erſt der Anfang,
Das iſt der Anfang erſt! — Sag', meinſt Du nicht,
Daß dieſer Tod der Herzogin für mich
Ein ganz beſonders wichtiges Ereigniß?

Kanzler.

Wichtig? wie ſo? Wollt Ihr den Witwer frein?

Herzogin.

Pfui, Kanzler, pfui — ſo ſei doch nicht von Holz,
Du biſt ſo langſam heut...

Kanzler.

Und iſt das Alles,
Durchlaucht'ge Fürſtin, was Ihr wißt? Ganz Alles?
Der ganze Reſt von Euren Neuigkeiten?
Dann weiß ich mehr — ich weiß noch etwas —

Herzogin.

Sprich!

Kanzler.

Doch fürcht' ich, es iſt keine Neuigkeit:
Vor zehn Minuten haben meine Boten
Sie mir gebracht — und jetzt hüpft ſie vermuthlich
Schon auf den Lippen unſrer jungen Herrn,
So ausgeſogen, ſo zerkaut, zernagt,
Daß ich, fürwahr, ſie gar nicht hören möchte,
Wenn ich ſie nicht ſchon wüßte. — Gnäd'ge Frau,
Ihr wißt nur erſt den Tod der Herzogin —
Gelt, ich weiß mehr: ihr Sohn iſt auch todt. — Ja,
Das Ding iſt ſchnurrig. Allem Anſchein nach
Hat es dem jungen Herrn hier nicht gefallen;

Er hat ſich nicht gut acclimatiſirt
In dieſer unvollkommnen Welt. Vielleicht
Hat er ſich auch den Magen überladen
Am großen Taufſchmaus, den der Herr Papa
Ihm ausgerichtet. Ei, es iſt nicht gut,
Wenn man die Kinder gar zu prächtig tauft.
Nun, er hat klug gethan, der junge Herr,
Er hat ſich das Gewiſſeſte gewählt;
Wir ſind noch nicht ſo weit, wie er.

Herzogin.

Duprat,
Mit dieſem Tag beginnt 'ne neue Zeit
Für mich — und o, für einen Zweiten noch! —
Wann ſtarb das Kind?

Kanzler.

Eh' noch die Mutter kalt war.
'S iſt recht viel Zärtlichkeit und Kindesliebe
Von ſolcher kleinen dummen Creatur —
Und recht viel Zärtlichkeit für Euch.

Herzogin.

Ich ahne ...

Kanzler.

Nun, und ich weiß — das iſt noch mehr werth, gelt?
Ihr wart ſehr ungehalten, gnäd'ge Frau,

Daß ich ganz ohne Neuigkeiten kam;
Seid ihr jetzt ausgesöhnt? — Ich kann Euch noch
Ein recht erfreuliches Histörchen sagen:
Das ist nun aber ganz geschmacklos alt —
Alt, gnäd'ge Frau, wie modernd Pergament,
Vergelbte Schriften, die Jahrhunderte
Mit ihrem Staub bedeckt; wie blasse Tinte,
Die mancher Richter nicht mehr lesen kann:
Alt, gnäd'ge Frau, wie Brudermord und Meineid —
Ich hab's in alten Schriften aufgestört:
Ihr selber seid die Erbin, nicht Bourbon,
Der Herzogin Susanne, und der Tod
Des Knaben nimmt den letzten, leisen Zweifel
Von Eurem Recht; ihr eignes Testament
Ist null und nichtig.

Herzogin.

Wohl, das ist der Punkt,
Das ist das Ziel, das wir erreichen wollten,
Das ist der Grund, der sichre, felsenharte,
Auf den ich dann will meiner Rache Haus.
Es soll ein prächtiges Gebäude werden,
Du sollst mein Pförtner sein!

Kanzler.

Wie Ihr befehlt!

Ich wühle gern in Akten, drehe gern
Aus alten Schriften, alten Documenten,
An die kein Menſch ſeit Adam mehr gedacht,
Eine Rakete, die die Sicherheit
Von Hab' und Gut, den ſchläfrigen Beſitz,
Der ſich gewärmt hat ſeit Jahrhunderten,
Mit einem Mal hoch in die Lüfte ſprengt.

Herzogin.

Und an die ganze Erbſchaft, ſagſt Du, hab' ich
Billigen Anſpruch?

Kanzler.

An die ganze, ja.

Herzogin.

Auch die Auvergne? Die Grafſchaft Clermont auch?

Kanzler.

Clermont vor Allem, 's iſt ein hübſch Stück Land.

Herzogin.

Sag', krieg' ich auch la Marche? Chatelleraut?

Kanzler.

Chatelleraut wollt Ihr ihm doch nicht laſſen?

Herzogin.

Und auch den prächt'gen Palaſt zu Moulins?

Kanzler.

Nun das verſteht ſich, das wird Euer Schloß.

Herzogin.

So können wir ihn wohl zum Bettler machen?

Kanzler.

Wenn man es recht betreibt: 'ne Kirchenmaus
Wird gegen ihn ein Mann von Capital.
Von Hause hat er nichts; all sein Vermögen,
All diese Pracht, die er so übermüthig
Uns armen Tröpfen in die Zähne wirft,
Als ob er sie bei der Geburt bereits
In seiner Wiege nassen Windeln fand,
Gehört allein Susannen — und nun Euch.
Ich habe das Libell bereits entworfen,
Und morgen geht es an das Parlament.
Dann gute Nacht, Bourbon'sche Herrlichkeit!
Er wird sich wundern, wenn mit einem Mal
Der Gott zum Erbfloß wird.

Herzogin.

Er soll's, fürwahr!
Er soll empfinden, was ein Weib vermag,
Das er die Stirn besessen, zu verschmähn!
Er soll vor mir im Staube liegen: arm,
Verfolgt, verhöhnt, ein Wechselbalg des Glücks,
'ne Mißgeburt, erzeugt im Uebermuthe
Der ungeberdig schwelgenden Fortuna,

Und nun als Krüppel in die Welt gebracht.
O das wird ſüß ſein!

Kanzler.

So gefallt Ihr mir;
Ich könnt' Euch lieben, gnäd'ge Frau.

Herzogin.

Und wenn er
Am Boden liegt; wenn ſein verzweifelnd Auge
Umſonſt nach einem Ausweg ſpäht, umſonſt
Im jähen Drang hochſchwellender Gefahren
Nach einem Anker ſeine Hand ſich hebt;
Wenn er gefühlt hat, welch ein Wurm er iſt,
Wie ſchwach, wie klein, vor meinem Fuße blinzelnd,
Daß ich ihn nicht zertrete in Gedanken —
O dann, dann, Kanzler, dann, mit einem Mal,
Als fiel' ein Stern vom Himmel, Wonne ſpendend,
In ſeiner Seele tiefſte Mitternacht —

Kanzler.

Dann ſoll ein Lächeln ihn von Euch erquicken,
Nicht wahr, gnädigſte Frau? Wollt ihn emporziehn
An Eure Bruſt? Zu Eurem Narrn ihn machen
Und Eurem Mann? — O nein, durchlaucht'ge Frau,
Da ſtimmen unſre Spiele nicht zuſammen.
Zu Boden werfen wolln wir ihn, ich helfe

Getreulich — aber liegen ſoll er bleiben,
Er ſoll nicht wieder aufſtehn! — Unſer Land
Braucht ſolche große Edelleute nicht.
Fragt Euren Sohn! Zu Boden liegen ſoll er,
Ihr ſollt ihn anſpein dürfen, wenn Ihr wollt:
Allein, was liegt, das liegt. — Ihr müßt Euch finden,
Es geht nicht anders: Frankreichs Wohl, des Königs
Gewalt und Majeſtät verlangt es ſo. —
Ich weiß noch Andres, ſeh' aus anderen
Geſtirnen noch ſein raſches Ende nahn;
Doch dies iſt mein Geheimniß. — Nun zum Schluß,
Gnädigſte Frau, noch eine Neuigkeit,
Zum Mindeſten kann ſie dafür paſſiren:
's iſt eine unanſtändige Geſchichte,
Ich will ſie gleich erzählen. Euer Sohn
Hat Luſt bezeigt, ein Mädchen zu verführen —
Nun, freut Euch doch! Das iſt der Ton der Welt,
Und überdies, Ihr wißt ja, erbt ſich's fort.
Das Mädchen — lacht ſie aus! — dankt für die Ehre;
Eur Sohn iſt etwas hitziger Natur —
Das Mädchen flieht — und gradwegs zum Bourbon.
Nun iſt die Mutter hier, ein wackres Weib;
Sie iſt weitläuftig noch mit mir verwandt,
So recht ein Weib, gemacht für dieſe Welt:

Mich wundert wirklich, daß ſie's noch bis jetzt
Zu keinem beſſern Glück gebracht. Sie fordert
Ihr Kind zurück, verklagt den Connetable
Als Mädchenräuber — nun, wie ſcheint Euch das?
Ich ſehe da ein Fädchen 'runterhängen,
Aus dem, fehlt nur der rechte Einſchlag nicht,
Ein ſaubres Netz ſich weben läßt. — Erlaubt,
Daß ich das Weib heut zu Euch führen darf
Und nehmt ſie glimpflich auf. 's iſt nicht ſo übel,
Wenn Euer Sohn verliebt iſt, gnäd'ge Frau:
Verliebte Leute laſſen gern regieren.

Herzogin.

Es ſei: und ſo lebt wohl!

(Ab.)

Kanzler.

Geh' hin, geh' hin,
— Du biſt ein Weib!

(Ab.)

Zweite Scene.

Eine andere Abtheilung des Louvre.

(Der König, Bonnivet und Andere vom Gefolge. Bourbon, in Trauerkleidern, ebenſo Bourbons Gefolge, darunter Matignon und Argonnes.)

König.

Es freut mich ſehr, mein Vetter,
Euch hier zu ſehn. Doch dieſe ernſte Tracht
Erregt mein Mitleid. Ihr verlort ein ſehr
Geliebtes Weib — und einen Sohn dazu,
Der höchſt vermuthlich ſeinem Vater glich.
Ihr thut mir leid.

Bourbon.

Reich' mir die Hand — o Franz,
Oft fühlt man erſt, was man beſeſſen hat,
Wenn man's verlor. Sie war ein trefflich Weib.

König.

Ja wohl, ganz ohne Frage. Euer Sohn
War etwas ſchwächlich; nun, Gott hab' ihn ſelig.

Bourbon.

Franz, es thut weh, an einem Grabe ſtehn,
Hinunterſtarren in den ſchwarzen Raum,
Der uns auf ewig trennt von dem Geſchiednen —

Hinunterſtarren und ſich ſagen müſſen —
Laß gut ſein, Franz! — Mein armer kleiner Sohn
Iſt ſeiner Mutter raſch gefolgt. Die Todten
Sind glücklich; laſſen wir ſie ruhen. — Franz,
Wie ſteht's mit uns, den Lebenden?

König.

Was meinſt Du?
O Du biſt melancholiſch!

Bourbon.

Höre mich.
Es iſt nicht Alles zwiſchen Dir und mir,
Wie es ſein ſollte — oder war nicht ſo —

König.

Das ſind ja ganz beſondre Grabgedanken!
Ich wüßte nicht, was in der weiten Welt
Zwiſchen uns wäre.

Bourbon.

Sieh, da liegt's: ein Nichts,
Ein kaltes Nichts iſt zwiſchen Dir und mir!
Es war ſonſt anders, unſre Herzen glühten
Von Einem Pulsſchlag, Einem warmen Blut,
Das uns gemeinſam, wie zween Zwillinge
In ihrer Mutter heil'gem Leib, durchfloß

Iſt das vorbei? o Franz, iſt das geweſen
Und kann nicht wieder werden?

König.

In der That,
Ihr ſeid betrübter, als ich mir gedacht.
Doch ich verſteh' nicht Eurer Worte Sinn.

Bourbon.

Lern' ihn verſtehen, lieber Vetter! Lege,
Wie ehemals, Dein Ohr an meine Bruſt
Und lern' die Sprache ſprechen meines Herzens.
O Vetter Franz, Du haſt mich oft gekränkt;
Du thatſt nicht gut.

König.

Gekränkt? ich Euch gekränkt?
Ah, pfeift der Wind daher? Nun merk' ich erſt;
Ihr wollt wohl mir die Schuld beimeſſen, daß Ihr
Mit meiner Mutter den Proceß verlort?
Es thut mir leid, wenn der Verluſt der Gelder
Euch unbequem fällt. Doch mein Parlament
Beſteht aus lauter unbeſcholtnen Richtern.
Mit etwas Sparſamkeit, mein guter Vetter,
Verſchmerzt Ihr, hoff' ich, die Entſcheidung.

Bourbon.

Vetter —!

Wir ſprechen hier von Eurer Mutter nicht,
Nicht von Proceſſen, noch von Parlamenten —

König.

Ihr mögt davon nicht hören? Gut, ſehr gut!
Doch, guter Vetter, ſeht Euch vor: wir hörten
Ein Vögelchen, das ſang ein langes Lied
Von Parlamenten und Proceſſen und
Sogar von meiner Mutter! Eure Erbſchaft
Soll nicht ſo ſicher ſein, als Ihr es glaubt...

Bourbon.

Gnädigſter Herr....

König.

Nein! bitte nichts! Ich miſche
Mich in dergleichen Dinge nicht; ich liebe
Die Unparteilichkeit.

Bourbon.

Ihr mißverſteht mich...
Doch — reden wir von etwas Anderm, Vetter.
Iſt's wahr, was ich in der Provinz vernahm,
Daß ſich der Kaiſer an der Grenze rührt?
Marſchiren wir nach Flandern?

König.

Hm, wie's fällt,
Ja, allerdings — es könnte ſein — ſobald

Der Carneval vorüber, ſchlagen wir.
Wiewohl, was Euch betrifft — nun, es verſteht ſich,
Daß man 'nem Wittwer Zeit zum Trauern läßt,
Zumal wenn er ſo außer ſich vor Schmerz,
Wie Ihr, mein Vetter — Heda, Bonnivet,
Stell' Dich dem Herren Connetable vor:
Du wirſt für diesmal unſern Vortrab führen.

Bourbon.

Den Vortrab? der? für diesmal? An der Spitze
Eines franzöſiſchen Heers ein Bonnivet?! —
Bin ich noch Connetable, Herr? Führ' ich
Das Schwert von Frankreich noch in meiner Hand?
Wer darf den Vortrab führen, wenn nicht ich?
Wem ſteht es zu, dem Feind zuerſt das Weiße
Im Auge zu erſpähen, wenn nicht mir?
Kraft meines Amts und dieſes Feldherrnſchwerts,
Ja kraft der Narben hier auf meiner Bruſt:
Ich bin der Mann, der Eure Heere führt!
Laßt mich an meinem Poſten — Bonnivet
Mag Seide zupfen!

König

Still, mein Vetter, ſtill!
Sprecht nicht ſo laut, Ihr könnt Euch Schaden thun.
Glaubt, ich erkenne Euren guten Willen

Und ſag' Euch Dank. Allein Ihr ſeid nicht wohl,
Ihr habt nicht die Geſundheit mehr, wie ſonſt —
Und überdies: Ihr müßt Zeit haben, Vetter,
Eur Weibchen zu betrauern und die Erbſchaft
In Stand zu ſetzen. Drum für dieſes Mal
Wird Bonnivet den Vortrab führen.

Bourbon
(drohend).

Franz —!

König
(kalt).

Herr Connetable?

Bourbon
(zu Bonnivet, mit erzwungener Kälte:)

Mein Herr Admiral,
Ich gratulir' Euch. — (Zum König:) Gnäd'ger Herr, mit Gott!
Ich will zurück auf meine Güter.

König.

Ah,
In Euren prächt'gen Palaſt zu Moulins.
Es muß Euch leid thun, dieſes prächt'ge Schloß
Oft zu verlaſſen; ich erwarte alſo,
Daß Euch genehm ſein wird, was ich verfügt.

Bourbon.

Und was, mein gnäd'ger König?

König.

Die Statthalterſchaft
Von Mailand iſt für ſolchen reichen Herrn
Nicht eine Würde mehr, nur eine Laſt;
Ihr müßt zu oft Eur ſchönes Schloß verlaſſen,
Um Eurem Amt in Mailand vorzuſtehn.
Drum ſagt mir Dank: ich habe dieſes Amt
An den Marſchall von Lautrec übergeben...

Bourbon.

An den Marſchall von Lautrec? In der That,
Das wird ja eine liebliche Geſellſchaft,
Die Bonnivet's und Lautrec's! — Lautrec war
Mein Feind.

König.

Doch ſehr mit Unrecht; denn er iſt
Ein braver Feldherr und des Poſtens werth.

Bourbon.

Ich hoff' es, Herr. Und doch bin ich neugierig,
Wie er ſich wird ausnehmen auf dem Poſten.
Es iſt ein kitzlich Ding: ſeht, dieſer Poſten
Iſt nicht gewöhnt an Trunkenbolde, Schwätzer,
Argliſt'ge Ohrenbläſer, gift'ge Spinnen,
Die aus dem After ihre Netze ziehn —

Nun, ſchütze Gott mein Frankreich! Dieſes Mailand —
Herr, iſt die Sache ganz entſchieden?

König.

Ganz.

Bourbon.

Mein armes Mailand! mein! ich ſage mein!
Und hab' ein Recht, es mein zu nennen! Ja,
Blickt mich nur an: 's iſt bitter, allerdings,
Daß ihr 'nen Mann, wie ich bin, nöthiget,
Der eigne Herold ſeines Ruhms zu werden
Und in das ſchlummernde Gedächtniß Euch
Zurückzurufen, was ich that für Euch.
Mailand war mein; ich habe oft genug
Mein rothes Blut für Mailand hingeſpritzt —
Wer mir mein Mailand nimmt, greift in mein Blut!

König.

Langſam, ich bitte! Dieſe Sprache ſind
Wir nicht gewohnt am Hofe zu Paris,
Noch ſind wir Willens, ſie zu hören. Wollt Ihr
Die wohlgeſinnte Abſicht unſers Thuns
Verkennen, nun, ſo dürfen wir's nicht hindern.

Bourbon.

Und alſo wirklich ganz entſchieden? ganz

Unwiderrufbar? Ich bin nicht Statthalter
Von Mailand mehr? Ein Lautrec folgt mir nach?!

König.

O guter Vetter, macht ein Ende.

Bourbon.

Wohl,
Ich mach' ein Ende. Lebet wohl!

König.

Lebt wohl!
Doch halt, noch Eins! — Ihr habt da, mein Herr Vetter,
Mit vielem Eifer und mit vieler Tugend
In eine fremde Sache Euch gemiſcht:
Wo iſt Diana de St. Foix?

Bourbon.

Bei mir,
In meinem Schutz.

König.

Und wer gab Euch das Recht?

Bourbon.

Sie ſelbſt — und der, der ſie verfolgt.

König.

Kennt Ihr
Den Mann?

Bourbon.

Vielleicht.

König.

Und fürchtet Ihr ihn nicht?

Bourbon.

Ich fürchte Niemand.

König.

O, das ist sehr schlimm:
Furcht, guter Vetter, ist der Weisheit Anfang.

Bourbon.

Doch nicht der Liebe, gnäd'ger Herr! — Ich glaube,
Der Mann, den wir im Sinne haben, hat
Sehr wenig Muth und Zutraun zu sich selbst;
Er ist wohl nicht gewohnt, von edlen Frauen
Geliebt zu sein; er darf vielleicht nicht wagen,
Sich selbst zu zeigen: darum zeigt er Gold,
Und, statt das Herz vom Herzen nur zu werben,
Läßt er — die Tochter kuppeln von der Mutter!

König.

Ich dank' Euch, Herr, für Eure gute Meinung
Und sag' Euch gut: der unbekannte Mann
Soll auch erfahren, was Ihr da gesagt. —
Doch nun zum Schluß! Die Mutter der Diana
Ist hier und hat an meines Thrones Stufen
Als Mädchenräuber Euch verklagt. Ihr seht,

Die Tugend bringt Euch wenig guten Ruf.
So gebt das Fräulein nun heraus.

Bourbon.

Mein König,
Dies iſt ein Fall von ſehr beſondrer Art.
Diana von St. Foix iſt ungerufen,
Freiwillig, unverführt zu mir gekommen,
Um meinen Schutz mich anzuflehn. Ich darf ſie
Nicht von mir laſſen, eh' ich ſicher bin,
Daß jener Lüſtling, welcher ſie verfolgt,
Erröthend abſteht von dem Menſchenkauf.

König.

Spart Eure Tugendpredigt: nach der Tochter
Verlangt die Mutter; gebt ſie los!

Bourbon.

Die Mutter?
Kennt Ihr die Mutter, mein durchlaucht'ger Fürſt?

König.

Gebt ſie heraus, beim ew'gen Gott!

Bourbon.

Ihr werdet
Sehr ungeſtüm —

König.

Gebt ſie heraus!

Bourbon.

Ich halte
Sie nicht. Beliebt es ihr zu gehn, wohlan,
Es ſteht ihr frei; beliebt es ihr zu bleiben,
So ſoll kein Gott und keine Majeſtät
Von Frankreich ſie mir rauben. — Uebrigens
Hab' ich ſie hieher nach Paris geführt;
Ich werde ſie noch heut, vor Abend noch,
Der Mutter gegenüberſtellen. Will ſie dann
Zu ihr zurück, ſo ſei's! und dann — viel Glück! —
Seid Ihr's zufrieden?

König.

Wohl! Doch haltet Wort:
Vor Abend noch! in meiner Mutter Schloß!
Hofdame ſoll ſie meiner Mutter werden.
Lebt wohl!

Bourbon.

Lebt wohl! — —

(König, Bonnivet und Gefolge ab.)

Ah Luft! Luft! Bonnivet!
Lautrec und Mailand! Bonnivet! mein Mailand!!
Und wohl die liebliche Diana auch?! —
O Peſt und Tod! — Komm näher, Matignon!
Du mußt ſogleich zu meinem Schreiber reiten:

Er ſoll den Brief an Adrian von Croy
Noch nicht abſenden, hörſt Du? heut noch nicht!
Die Dinge ſtehn jetzt etwas anders — und —
Genug, ſie ſtehn jetzt anders, und ich habe
Vielleicht jetzt einen andern Brief zu ſchreiben.
's iſt nicht gewiß — allein es könnte ſein —
Ich weiß nicht — doch vielleicht — es könnte ſein:
Er ſoll den Brief noch nicht abſenden, hörſt Du?
Geh', eile Dich und richt' es ſorgſam aus. —
O dieſer Tag iſt ſchwül! — Mein armes Mailand —
Und du, o du — mein armes todtes Weib!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Im Louvre. Zimmer der Herzogin.

(Kanzler Duprat und die Frau von St. Feix, Diana's Mutter, treten ein.)

Kanzler.

Nun, alte Hexe?

Mutter.

Ach gnädigſter Schwager....

Kanzler.

Den Teufel auf die Schwägerſchaft! Meint Ihr,

Es ſei ein Ruhm, mit Eurem lockern Blute
Und faulem Fleiſch verwandt zu ſein?

Mutter.

Ach gnäd'ger ...

Kanzler.

Still, halt das Maul! Laßt das vornehmern Leuten,
Daß ſie ſich küſſen und ſich Vetter nennen:
Ach liebſter Vetter! ach charmanter Vetter!
Und unterdeß ſo ganz verſteckt die Dolche
Sich in den Rücken bohren. — Nun, wie ſteht's?
Wie hoch im Preiſe haltet Ihr das Fleiſch
Auf Eurem Markte?

Mutter.

Ach gnädigſter Kanzler,
Ich bin 'ne arme Wittwe ...

Kanzler.

So? Das heißt,
Ihr möchtet gern 'ne reiche Wittwe werden
Und wollt' ein Bischen theuer ſein? Ich lob' Euch:
Gold iſt der Herr der Welt! Gold iſt das Bad,
Drin alte Schmach die eklen Wunden wäſcht,
Daß ſie wie Tugend vor der Welt erſcheint!
Ihr ſeid ſo ſchlecht noch nicht, obwohl ihr ſchlechter

Seid als die Peſt, daß ihr nicht wieder eine
Ehrliche Frau könnt werden, wenn Ihr reich ſeid.
Still! laßt das Lamentiren, ſag' ich! — Denn
Wir kennen uns. Und nun ſagt rund und nett,
Was iſt der Preis für Eure Tochter?

Mutter.

Herr,
Ich bin 'ne arme Wittwe — meine Tochter
Iſt mir geraubt —

Kanzler.

Das iſt ein Nebending;
Denkt Ihr, ich glaub' Euch, daß Ihr darum kommt?
Nicht klagen wollt Ihr — ſchachern! Alſo friſch:
Macht Eure Rechnung, überſchlagt Euch Alles,
Was Eure Tochter Euch gekoſtet: erſt die Schläge
Vom ſel'gen Mann, dem Ihr das Kind verdankt,
Die Schmerzen dann, mit denen Ihr's geboren,
Dann all die ſaubern Lehren, Tugendſprüche,
Die Ihr an ſie gewandt habt — ſchreibt ſie an!
Vergeßt auch nicht den Namen, hört Ihr, Weib?
Es war ein hübſcher Einfall, ſie Diana
Zu taufen; in der That, ein guter Einfall!
Und dann tarirt die ſammetweiche Haut,
Das Roth der Wangen und den friſchen Mund,

Die braunen Locken und die keusche Pracht
Der weißen Glieder — nun, taxirt! Ihr handelt
Mit einem König; also fordert dreist!

Mutter.

Ach, gnäd'ger Herr, was hilft mir denn mein Fordern?
Ihr wißt ja selbst, mein armes Kind ist fort,
Ist mir geraubt von einem Mädchenräuber,
'nem Ehrabschneider, einem schäb'gen Hund,
'nem Hund, 'nem Ketzer —

Kanzler.

Recht so; schimpft nur zu:
's ist schlimm fürwahr, wenn unter Dieben selbst
Die Ehrlichkeit nicht Stich mehr hält und Einer
Dem Andern stiehlt, was er zuerst sich selbst
Mühsam, im Schweiße seines Angesichts,
Gestohlen hat! Schimpft tüchtig, alte Bettel,
Ich hör' es gern — und wenn Ihr fertig seid,
Dann nennt den Preis.

Mutter.

Ach Du mein lieber Gott,
Wo soll ich denn mein Kind nur herbekommen?
Ich armes Weib!

Kanzler.

Pfui doch! Nicht heulen!

Noch heut vor Abend habt Ihr Eure Tochter —
Der Herzog mag sie nicht.

Mutter.

Er mag sie nicht?!
Ei seht mir doch! Der Beutelschneider! Was?
Er mag sie nicht? Wer hat ihn schon gebeten,
Ob er sie mag? Mein liebes, schönes Kind,
Dem steht's wohl höher an, als mit 'nem Herzog!

Kanzler.

Ihr seid ein kluges Weib — Fürwahr, fürwahr,
Man muß stets hoch hinaus, wär's auch mit Sünden!
Der König ist nicht geizig, habt nur Muth:
Wenn Ihr 'mal sterbt, sollt Ihr noch 'mal in einem
Silbernen Sarge faulen! Doch die Würmer
Fressen Euch doch — und Eure Seele fährt
Dennoch zur Hölle.

Mutter.

Ihr habt eine recht
Curiose Art zu spaßen, gnäd'ger Herr,
Ihr seid so witzig —

Kanzler.

Witzig? — Dummes Weib! —
Jetzt kommt die Herzogin; küßt ihr die Hand:

Sie will Eur Kind in ihren Hofſtaat nehmen.
Nun, ſie verſteht's; ſie wird ſie ſchon erziehn.
Und wenn ſie auch ein Engel wär' von Tugend —
Sie hat doch auch Blut, hat auch Eitelkeit —
In dieſer Schule, wett' ich, bleibt ſie's nicht.

(Die Herzogin mit einigen Hofdamen tritt auf.)

Mutter.

Ach, Euer Durchlaucht! ach, Eur Majeſtät!
Ich küſſ' den Zipfel Eures Kleids —

Herzogin.

Steht auf! —

(Zum Kanzler:)

Iſt dies die Frau, von der Ihr mir geſagt? —

(Zur Mutter:)

Man hat ein ſchweres Unrecht Euch gethan;
Ihr ſollt entſchädigt werden. Eure Tochter
Wird Euch zurückgegeben, und ich will ſie
Unter die Damen meines Hofes nehmen.

Mutter.

Ach, Majeſtät, Ihr ſeid ſo gnädig —

Herzogin.

Nun,
Wie ſteht es, Kanzler? Hat die Klage Fortgang?

Kanzler.

Sie wird heut eingereicht — und ſeht, hier läuft

Der Vogel ſelbſt uns in das offne Garn.
Der Herzog kommt ſo eben in den Schloßhof,
Er führt Fräulein Diana mit ſich — ſeht nur, ſeht,
Er reicht den Arm ihr —

Mutter.

Meine Tochter?!

Kanzler.

Pah

Dies iſt ein ſeltſam züchtiger Geſell.

Mutter.

Ach du mein Kind! mein zuckergoldnes Kind!

(Bourbon tritt ein, Diana von St. Zeir führend. Stumme Begrüßungen. Nach einer Pauſe.)

Bourbon.

Nicht ganz aus freien Stücken, meine
Gnädigſte Frau, komm' ich an dieſen Ort —

Herzogin.

Ich weiß, ich weiß! Mein luſt'ger Vetter muß
Erſt die Schönheiten der Provinz entführen,
Eh' man die Ehre hat, ihn hier zu ſehn.

Bourbon.

Wie meine Frau erſt ſterben mußte, ehe Ihr
Um die Verwandtſchaft Euch bekümmertet!

Es wird ein hübſcher Rechtsſtreit, den wir führen,
Ich wollte wohl,

(Diana ſtreng)

ich wär' ein Advocat. —
Iſt dies die Mutter?

Kanzler.

Zu Befehl: die Mutter,
Gnädigſter Herr.

Bourbon.

Fürwahr, 's iſt mir ein Räthſel,
Solch eine Mutter und ein ſolches Kind! —
Ihr thut mir leid, Diana, herzlich leid,
Daß dieſes Eure Mutter iſt. — Zur Sache.
Man hat mich angeklagt, höchſt kind'ſcher Weiſe,
Als hätt' ich hier das Fräulein von St. Foir
Gewaltſam mir entführt. So ſprecht nun ſelbſt,
Gnädigſtes Fräulein: hab' ich Euch entführt,
Euch aufgereizt, bethört, beredet — oder
Seid Ihr freiwillig in mein Haus gekommen,
Den Nachſtellungen Seiner Majeſtät
Und — Eurer Mutter zu entgehen? Sprecht!

Diana.

Freiwillig, gnäd'ger Herr!

Bourbon.

Und wie bin ich
In dieſer ganzen Zeit mit Euch verfahren?

Diana.

O wie ein Engel ... wie ein Ritter.

Bourbon.

Hab' ich
Mit ſchnöden Zumuthungen Euch verfolgt?
(Von denen zwar dies ernſte Kleid mich freiſpricht)
Mit ſüßen Redensarten Euer Ohr
Ermüdet? Sprecht, hab' ich Euch nachgeſtellt?

Diana.

Ihr habt durchaus höchſt ritterlich gehandelt.

Bourbon.

Gut; dieſes Zeugniß, wie ich hoffe, gilt.
Hier, Fräulein, iſt nun Eure Mutter. Wollt Ihr,
So kehrt zu ihr zurück. Ihr wißt, Diana,
Was Euch bei Ihr erwartet —

Herzogin.

Eure Mutter
Iſt eine wackre, ehrenwerthe Frau;
Hat ſie vielleicht der Eifer ihrer Liebe
Zu weit geführt in dieſem oder jenem,
So werdet Ihr nicht ſo unkindlich ſein,

Sie darum zu verſchmähn. Und überdies,
Wärt Ihr zu ekel gegen Eure Mutter,
So nehm' ich ſelber Euch in meinen Schutz
Und geb' Euch einen Platz bei meinen Frauen.
Ihr werdet immer um mich ſein, ich werde
Euch wie das Aug' in meinem Kopfe hüten. —

Bourbon.

Eur Aug' iſt matt, gnädigſte Frau: Ihr ſeid
Vielleicht unpäßlich?

Herzogin.

Nein, Herr Connetable.
Doch laßt uns bei der Sache bleiben. Oder
Habt Ihr noch ein beſondres Intereſſe,
Die grade Laufbahn dieſes Streits zu ſtören
Und mit geſchicktem Einſpruch, klugen Zweifeln,
Scheinheil'gen Ohrenbläſereien etwa
Den klaren Sinn der Dame zu verwirren?

Bourbon.

Durchaus nicht, gnäd'ge Frau —

(Zur Diane:)

Entſcheidet alſo:
Hier ſteht die Mutter —

Mutter.

Ach Du ſüßes Kind!

Ach Du mein Engelchen! Du liebes Herz!
Ach was ich mich gegrämt hab'! Böſes Kind,
Von Deiner Mutter wegzulaufen, ach!

Bourbon.

Man liebt Euch zärtlich, wie Ihr merkt — So ſprecht:
Wollt Ihr zurück zu Eurer Mutter?

Herzogin.

Nein,
An meinen Hof

Bourbon.

Gut: wollt Ihr an den Hof
Oder bei mir, in meinem Schutze bleiben,
Ein Pflegekind des Herzogs von Bourbon?

Mutter.

Ich leih' es nicht! ich trete ſie nicht ab!
Ach, mein durchlaucht'ger Herzog, raubt doch nicht
'ner armen Wittwe dies ihr letztes Lamm!
Ihr Bruder iſt ja ſchon verdorben —

Bourbon.

Und
Nun ſoll ſie auch verderben? Meint Ihr das? —
Fräulein, Ihr habt hier freie Stimme: ſprecht.

Herzogin.

Man merkt, daß Ihr verlernt habt, in der That,
Mit edlen Damen umzugehn; Ihr würdet

Dem Fräulein ſonſt wohl nicht in Ernſt anmuthen,
Bei Euch zu bleiben. Jungen Damen iſt
Ihr Ruf ſehr wichtig; Ihr ſeid unbeweibt —

Bourbon.

Nun, beſſer doch ein unbeweibter Mann,
Als Weiber, die zu viele Männer haben. —
Auch lebt ſeit meiner Gattin Tode meine Tante
In meinem Haus, die Gräfin von la Marche,
Von der vermuthlich Niemand läugnen wird,
Daß ſie die würdigſte Geſellſchaft iſt,
Die eine Dame kann in Frankreich finden.
Drum

(zu Diana)

wählet frei!

Diana.

O Herr, entſcheidet Ihr!
Ich bin ein armes, unerfahrnes Kind:
Ihr kennt mein Leben, Alles ſagt' ich Euch,
Mein Wohl und Weh — ſo ſprecht denn Ihr für mich!

Bourbon.

Nicht ich! nicht ich, Diana! Meine Ehre
Erlaubt dies nicht! Ich muß in dieſem Streit
So rein durchaus und unverdächtig daſtehn,
Daß ſelbſt der Vorwurf der Verleumdung ſich

Nicht wagen darf an meinen heil'gen Namen.
Drum wählet ſelbſt, fragt Euer eignes Herz —
(bald bei ſich)
Und wenn Ihr hier noch unerfahren ſeid,
So ſeid Ihr, fürcht' ich, ſchon zu viel erfahren.

Herzogin.

Ihr könnt unmöglich zaudern — laßt's genug ſein,
Denkt Eurer Ehre!

Diana.

O Bourbon, ſieh nicht
So finſter aus — was räthſt Du?

Bourbon.

Nichts, mein Fräulein,
Entſcheidet ſelbſt. (Still, ſtill, mein Herz, o ſtill!)

Mutter.

Komm doch, mein Kind! o komm zu Deiner Mutter!
Sieh her, ich küſſe Deine kleine Hand,
Die Mutter ihrer Tochter! eine Mutter,
Die ſonſt kein Kind hat auf der weiten Welt!
Komm, holdes Kind! folg' dieſem Manne nicht,
Er meint's nicht redlich —

Bourbon.

Weib, wahr' Deinen Mund!

Diana.

Mein theurer Herzog, ſprecht ein einz'ges Wort;
Sagt nur: Diana, bleibe bei mir! — oder
Sagt auch: Diana, geh' ...

Bourbon.

Ich kann es nicht,
Ich kann es nicht, mein Fräulein! Ja wenn auch
Mein innerſt Herz aufſchrie mit tauſend Zungen —
Doch, thöricht Zeug! Ich rede, weiß nicht, was —
Genug, kurzum — thut, was Ihr mögt, mein Fräulein!

(Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl, beiſeit:)

Nun ſtill, mein Herz! Wenn ſie es nun verfehlt,
Was ihrer Seele Heil iſt — gut, ſehr gut!
So hab' ich nichts mit ihr zu ſchaffen; Alles
Fällt auf ihr eignes Haupt ...

Mutter.

Kind! komm, mein Kind!

Diana

(zu Bourbon).

So ſoll ich gehn? — Ade — laßt Ihr mich gehn?

Bourbon.

Thut, was Ihr mögt; die Sache wird langweilig.

Diana

(in die Arme ihrer Mutter ſinkend).

O meine Mutter!

Bourbon

(aufſpringend, beiſeit).

Alſo doch! Ein Engel
Und doch der Hölle in den Rachen laufen?
Doch lieber unter den Verdammten ſein,
Als bei den Reinen? Alſo doch! doch! doch! — — —

(laut:)

Nun gute Nacht, Ihr Damen! Dieſe Sache
Iſt beigelegt. Schlaft wohl! und ſeid nicht bös,
Wenn ich geſtört.

(Diana's Mutter will ihn decomplimentiren.)

— Nein, laßt! Ich bin ja doch
Der Rechte nicht, den Ihr heut Nacht erwartet! —
Still, ſtill, mein Herz! Es ſollte wohl ſo ſein!

(Bourbon ab. Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Straße in Paris. Der Morgen beginnt zu dämmern.

(Argonnes und Matignon, vor einem Hause auf- und abgehend.)

Argonnes.

Er bleibt heut lang. Die Nacht war kalt; mich fröſtelt.

Matignon.

Wir müſſen warten lernen, Freund! Die Dinge,
Die man da drinnen ausheckt, brauchen Zeit.
Es thut jetzt Noth, daß man den Kopf behutſam
Zwiſchen die Schultern zieht und ſich geduldet.
Auch iſt's nicht unſer Schade, wie Du weißt.

Argonnes.

Nein, von zwei Seiten nicht. Ja hör' 'mal, Bruder,
Daß iſt doch eine prächtige Erfindung,
Daß jedes Ding zwei Seiten hat.

Matignon.

Schweig ſtill,

Ich hör' den Riegel geben, ſtill!

(Bourbon, im Mantel, vermummt, tritt aus dem Hauſe; unter der Thür ſteckt er noch ins Haus hinein.)

Bourbon.

Alſo,

Auf morgen Nacht, verſteht Ihr? Die Parole

Iſt Esperance und ſeid vorſichtig! — — Ab.

Da ſeid Ihr ja! Ich ließ Euch lange warten.

Sagt, war die Straße rein? Und habt Ihr Niemand

Geſehn, der horchend dieſes Haus umſchlich?

Argonnes.

Nein, gnäd'ger Herr, kein Ohr hat ſich geſpitzt

In dieſer ganzen Gegend.

Matignon

(beiſeite).

— Als blos unſre.

Bourbon.

Das iſt das Loos der nachtgebornen Dinge,

Daß ſie das Licht des frommen Tages ſcheun

Und in der Nacht, der ſtummen, ſich verbergen.

Schwarz, wie mein Herz iſt, muß es um mich ſein,

Seit ich auf dieſen Wegen wandle. Wohl! —

Hier, nimm den Brief, Argonnes' trag' ihn ſogleich

Zu Pomperant, er ſoll ihn unverzüglich
Zu jenem Andern bringen, den er weiß.
Der Brief iſt wichtig; laß ihn Niemand ſehn,
Bei Deinem Leben! als blos Pomperant.
Mach hurtig! und dann komm hieher zurück,
Ich werde Dich erwarten. Matignon
Soll bei mir bleiben. Geh!

(Argenton ab.)

— Wer hätte ſonſt,
Selbſt in des Traumes wüſtem Rauſch, den tollen
Gedanken je zu denken nur gewagt,
Daß einſt noch ich die ritterliche Stirn,
Die ich dem Feind ſchon manch ein hundert Mal
Nackt in der Feldſchlacht bot, verrätig unter
Den Hut verſteckt, bei einer Diebslaterne,
Gleich einem Schächer, der um Mitternacht
Um zwanzig Heller ſeine Seele wagt —
Daß ſo ich ſelber, ich, Karl von Bourbon,
Mit zwei Geſellen, die die frömmſten nicht,
Die öden Straßen von Paris durchwandle?
O tolle Schmach! Daß Frankreichs Connetable
Bei nächt'ger Zeit in dieſe Hütten kriecht,
Drin gier'ge Armuth dem betreßten Laſter
Die Freiſtatt beut zu ſeinem nächt'gen Thun?

Daß ich auffahr', wie ein entdeckter Dieb,
Und dieſes unerſchrockne Blut mit Zittern,
Bleich und entſtellt, aus meinen Wangen flieht,
Wenn nur ein Blatt vom Baum fällt, oder nur
Ein Stäubchen kniſtert unter meinem Fuß?
Pfui, pfui, das iſt nicht gut ſo! — Matignon,
Haſt Du Niemand geſehen dieſe Nacht?
War Alles ſtill?

Matignon.

Vollkommen, gnäd'ger Herr.

(Es iſt inzwiſchen völlig Tag geworden.)

Bourbon.

's iſt gut. Und ſieh, da kommt auch ſchon der Morgen,
Der goldne Morgen! O nun wird mir wohl!
Hier, nimm den Mantel — o nun wird mir leicht!
's iſt eine andere Luft doch, als des Nachts.
Argonne bleibt lang; ſiehſt Du noch nichts von ihm?

Matignon.

Nein, gnäd'ger Herr! Doch ſieht, wer kommt denn dort?

Bourbon.

Kommt, kommt? wer? wo? Doch o, es iſt ja Tag!
Laß ſehn, laß ſehn — es iſt ja Tag!

Matignon.

Ein Page!

Er blickt ſich furchtſam um — jetzt ſieht er Euch —
Er winkt Euch zu — er faltet beide Hände —
Er hat ein Briefchen —

Bourbon.

So? Da kenn' ich ihn
Das iſt der zudringlichſte Burſch, der jemals
Mit unermüdlich unverſchämter Sohle
Dem ſchlechten Pflaſter von Paris getrotzt.

(Ein Page kommt; er hat einen Brief in der Hand.)

Heda, Muſje! hab' ich nicht neulich erſt
Bei Eurem eignen Heil'gen Euch verſprochen,
Daß Ihr die Schwere dieſer Hand ſollt fühlen,
Wenn Ihr nicht ablaßt, ewig, Schritt vor Schritt,
Mich zu verfolgen? Hab' ich nicht geſagt,
Daß ich Euch will mit Hunden hetzen laſſen,
Wenn Ihr noch einmal meine Wege kreuzt?
Wie nun, Muſje?

Page.

Erbarmen, gnäd'ger Herr!
Es nicht für mich, für meine Dame nur —

Bourbon.

Nichts da, Du Flachskopf! Deine Dame ſoll
In Ruh' mich laſſen —

Page.

Nehmt doch nur den Brief,
Nur dieſes Eine Mal den einz'gen Brief!
Ihr habt die andern alle nicht genommen,
Ihr thut nicht wohl, bei Gott! Mein armes Fräulein
Weint ſich die Augen roth, die ſchönen Augen!
Seht, als ſie jüngſt — ſie darfs nur heimlich thun,
Man hält ſie gar zu ſtreng, die arme Dame! —
Mir dieſes Briefchen in die Hand geſteckt,
Da ſagte ſie: das iſt der letzte, geh!
Und wenn er dieſen auch nicht leſen will,
So ſtrafe Gott nicht mich! — Ach, gnäd'ger Herr,
Erbarmt Euch doch! Es ſind ſchon ſieben Tage,
Daß ich den Brief hier bei mir trage — Herr,
Ihr ſeid ſo böſe, und Eure Diener haben
Mit Schlägen mich von Eurem Thor gejagt —
Mein armes Fräulein iſt ſo gut — o leſt!

Bourbon.

Zeig' her den Brief —

(indem er ihn zerreißt:)

Das iſt die Antwort, ſo!
Nun pack' Dich fort und laß Dich nie mehr ſehn!
Sonſt, ſchwör' ich Dir, ſollin Deine dünnen Waden

'ne ſehr erbärmliche Bekanntſchaft machen.
Aus meinen Augen! fort!

Page.

O Herr —!

Bourbon.

Mach fort!

(Page ab.)

Matignon.

So jung und ſchon ein Kuppler!

Bourbon.

Nein, o nein!
Kein Kuppler, nein! 's iſt ganz gewiß kein Kuppler!
Lern' Deine Worte wählen; Du biſt frech. —
Er kommt vom Fräulein von St. Foix; es kann
Nichts Böſes ſein, was in dem Briefe ſteht.
Doch kümmert ſie mich nicht; ſie iſt Hofdame
Der Herzogin — ſie kümmert mich nicht, nein! —
Nun, Kerl, was haſt Du? warum lachſt Du?

Matignon.

O,
Es war nur ſo ein Lachen — Gnäd'ger Herr,
Ich dacht an unſern guten König Franz:
's iſt doch fürwahr ein recht glückſel'ger Mann!
Fräulein Diana hat 'nen rothen Mund,
Sie muß gut küſſen.

Bourbon.

Küſſen? wie ſo das?
Weißt Du etwas von ihr?

Matignon.

Ich, gnäd'ger Herr?
Nein, ich weiß nichts —

Bourbon.

Du weißt —

Matignon.

O Herr, 's iſt nichts,
So gut wie nichts! Ich hörte geſtern Abend —

Bourbon.

Was hörteſt Du?

Matignon.

— Sie wär' vornehm geworden.
Vornehm . . . verſteht Ihr?

Bourbon.

Und wann hörteſt Du's?

Matignon.

Nun, geſtern Abend war's.

Bourbon.

— Vor ſieben Tagen
hat ſie den Brief geſchrieben, hat geſagt,
Der Himmel ſolle ſie nicht ſtrafen — mich, nicht ſie!

O in der That, ich glaube, Matignon,
Du haſt nicht Unrecht. — So, vor ſieben Tagen? —
Und geſtern Abend war's? — O eine Heil'ge,
Und ſei ſie rein wie Schnee und ſo jungfräulich,
Daß gegen ſie das neugeborne Kind
Ein Sünder wär' in Werken und Gedanken:
Sie müßte ja von wilder Luſt erglühn
Und von ſich werfen die geliebte Scham,
Gleich der verlorenſten von allen Frauen,
Wenn ſie in dieſe Schule geht! — 's iſt gut. —
Argonnes bleibt lang.

Matignon.

Ich weiß nicht, gnäd'ger Herr —
Soll ich ihn ſuchen?

Bourbon.

Nein! und ſchweige jetzt,
Schweig' — oder rede lieber, rede laut!
Denn ſieh, dort kommt mein Freund, der Admiral
Beim ew'gen Gott, er hat ſich hübſch geputzt,
Ein ſchöner — Pfau! Im Schloſſe zu Moulins
Wüßt' ich 'nen Platz für ihn; er ſoll ihn finden.

(Bonnivet, von einigen Dienern begleitet, welche reiche Geſchenke tragen, treten auf.)

Bonnivet.

Gnädigſter Herzog, ich bin ſehr erfreut,

Euch wohl zu ſehn. Seid Ihr ſo früh ſchon auf?
Vielleicht ein Liebesabenteuer?

Bourbon.

Allerdings;
Ihr ſeid ein feiner Kopf. Ich darf's nicht ſtreiten:
Seit mir mein Vetter ſo viel Zeit verſchafft,
Mich auf dem ſüßen Lotterbett zu dehnen,
Indeſſen Ihr, mein würd'ger Admiral,
An meiner Statt die Heere Frankreichs führt,
Bin ich ein wenig liederlich geworden.

Bonnivet.

Eur Gnaden ſcherzen.

Bourbon.

Nein, fürwahr, 's iſt Ernſt.
Nun? lacht Ihr nicht? Wie? oder ſeid Ihr gar
Zu ein'gen andern ungewohnten Dingen
Auch noch ein Moraliſt geworden?

Bonnivet.

Nein,
Gnädigſter Herr —

Bourbon.

Ihr ſeid recht ſchön geputzt,
Es ſteht Euch gut: iſt dies vielleicht die Tracht,
In welcher Ihr den Vortrab führen werdet?

Bonnivet.

Nein, gnäd'ger Herr, es iſt nicht ganz die Tracht,
Es iſt ein ſanftres Amt jetzt, das ich habe.

Bourbon.

Das ſcheint mir ſo. Ihr geht wohl zu Gevatter?

Bonnivet.

Ich bin Merkur, der zur Europa fliegt.
Ich geh' zum Fräulein von St. Foir — zur Gräfin —
Zur Gräfin, heißt es jetzt! O ſie iſt ſchön!
Und Seine Majeſtät ſind ſehr zufrieden;
Sie waren lange nicht ſo gut gelaunt,
Wie geſtern Abend. Es hat ſeine Gründe,
Gnädigſter Herr!

Bourbon.

Vermuthlich, allerdings —
Es wird wohl ſeine Gründe haben.

Bonnivet.

Wahrlich,
Ihr habt uns einen großen Dienſt gethan,
Daß Ihr die Dame nach Paris gebracht,
Dem König — und dem Fräulein auch. Habt Ihr
An die Frau Gräfin mir nichts aufzutragen?

Bourbon.

Nichts in der Welt — doch ja! Grüßt ſie von mir,
Ich ließ ihr auch von Herzen gratuliren.

(Bonnivet mit ſeinem Gefolge ab.)

— Arme Diana! Nun, ſie hat's gewollt,
Sie mußt' es wiſſen, mußt' es vor ſich ſehn —
Sie hat's gewollt; wir müſſen ſie vergeſſen.
Und doch! und doch! Bei dieſem Feuerball,
Der jetzt mit Blut den Himmel überſchüttet:
Franz ſoll mir büßen, daß er ſie zur Gräfin
Gemacht, und daß ich ſie vergeſſen muß!
Mir ſtahl er ſie — pfui, pfui! was hätte ſie
Mir werden können, und was iſt ſie ihm?! —
Doch ſtill! Ich bin ein Narr, an ſie zu denken,
Indeß ſie ſchon mit ausſtudirtem Lächeln
Die feile Huld'gung Bonnivet's empfängt.
O dies iſt Oel in meiner Rache Gluth!
Wir haben eine Rechnung abzumachen,
Mein Vetter Franz, auf der auch dieſes ſteht! —
's iſt Schad' um ſie, o ganz unſäglich Schad'! —
Sie hat's gewollt; wir müſſen ſie vergeſſen.

(Argonnes kommt zurück.)

Argonnes.

Mein gnäd'ger Herzog —

Bourbon.

Biſt Du endlich da?
Wo bliebſt Du nur? Haſt Du den Brief auch richtig
An Pomperant gegeben? an ihn ſelbſt?

Argonnes.

Herr, an ihn ſelbſt.

Bourbon.

Ich dank' Dir. — Liebe Freunde,
Kommt etwas näher. Dies iſt eine Zeit,
Wo Ihr müßt Augen haben und nicht ſehn,
Ein Ohr und doch nicht hören, einen Mund,
Der ſtummer als des Weltmeers tiefſter Schoos —
Es thut nichts, wenn er auch ſo gierig iſt,
Ich will ihn füllen. Hier, nehmt dieſes Gold
Und theilt Euch redlich. 's iſt der Anfang, nehmt!
Mein Stern iſt etwas bleich geworden; aber
's iſt nur ein Uebergang, er wird ſich heben,
Und wohl dann Jedem, welchen er beſcheint.
Seid treu, ſeid ſtumm! ich rechne ſehr auf Euch. —
Ich gehe jetzt ins Schloß: die Herzogin
Hat mich entboten; 's iſt ein ſaurer Gang
Und doch muß er geſchehn. Es ſieht nicht gut aus
Mit meinem Streit mit ihr. Allein was thut's.

Bald wird ſich Vieles ändern und das auch. —
Lebt wohl! Um Mittag trefft mich — und ſeid ſtumm!

(Ab.)

Argonnes.

Ein edler Herr! ein ritterlicher Herr!
Sieh 'mal die Börſe, Matignon — bei Gott,
Ein rechter ritterlicher Herr!

Matignon.

Iſt's viel? —
's iſt doch ein rechter Schurkenſtreich von uns,
Daß wir ſolch einen gnäd'gen Herrn verrathen.
Es iſt beinah zu ſchlecht von uns, wir wollen
Es lieber nicht thun.

Argonnes.

Topp, es ſei! Die Tugend
Hält doch am längſten Stich; wir wolln es nicht thun.

Matignon.

Es iſt ein gar zu gnäd'ger Herr; der Kanzler
Iſt gegen ihn doch nur ein Wechſelbalg,
Ein rechter Geizhals —

Argonnes.

Bruder Matignon,
Kannſt Du mir nicht zweitauſend Thaler leihn?

Matignon.

Zweitauſend Thaler? Biſt Du toll?

Argonnes.

Ich brauch' ſie;
Ich hab' ſie geſtern Nacht verſpielt — der Teufel
Hole die Würfel und den rothen Wein!
Nun, haſt Du Geld?

Matignon.

Wenn Brauchen Haben wär'!
Die kleine Margot thut entſetzlich ſpröd,
Sie koſtet —!

Argonnes.

Bruder, weißt Du was? Wir wollen
Den Herzog doch verrathen.

Matignon.

Wenn Du meinſt,
's wird wohl das Beſte ſein. Haſt Du den Brief,
Den er Dir vorhin zur Beſtellung gab . . .?

Argonnes.

Ei das verſteht ſich. Wie ich ihn bekam,
Er war noch warm von unſers Herzogs Hand,
Trug ich ihn gleich zum Kanzler — hör', der machte
Dir ein Geſicht! Wie'n alter Affe, Bruder,
Dem man die kahlen Scheitel juckt —

Matignon.

Ich ſeh' ihn!

Argonnes.

Er las den Brief und macht' ihn wieder zu,
Weiß Gott, wo er die Kunſt gelernt! Ich trug ihn
Zum Pomperant, und der hat ihn genommen,
So unbefangen und ſo guten Muths,
Wie mancher Bräutgam ſeine Jungfer Braut.
Nun, laß uns gehn.

Matignon.

Wir wolln ihn nur verrathen;
's iſt doch das Beſte.

Argonnes.

Und das Meiſte auch.
Jetzt laß uns theilen, komm.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Im Louvre. Zimmer der Herzogin.

(Die Herzogin und Kanzler Duprat treten ein.)

Herzogin.

Ich fürchte, Kanzler,
Ihr ſpielt ein falſches Spiel mit mir.

Kanzler.

Wie das,

Gnädigſte Frau?

Herzogin.

Es ſcheint aus Euren Schriften,
Als wär' mein Sohn mehr Erbe, als ich ſelbſt.

Kanzler.

Hat es den Anſchein? Nun, das iſt mir lieb,
Daß es Euch ſelber auch ſo vorgekommen.
Denn in der That verhält das Ding ſich ſo.

Herzogin.

Ihr macht mich ſtaunen, Kanzler. Habt Ihr nicht
Mit tauſend Eiden erſt beſtärkt, aus tauſend
Vergelbten Schriften erſt mir klar entwickelt
Und dargethan und an den Tag gelegt,
Wie wohl verbrieft, wie ſicher und, vor Allem,
Wie alt mein Recht am Erbe des Bourbon?

Kanzler.

Alt, gnäd'ge Frau? O ja, 's iſt ziemlich alt
Und überhaupt ein gutes Recht. Allein
Des Königs Recht iſt älter noch als Eures.
's iſt eine eigne Sache mit den Rechten;
Sie ſtehn gerad' in umgekehrter Schätzung
Als wie die Neuigkeiten und die Fraun.

Sie ſind wie Wein: das Alter macht ſie ſtark.
Ein Recht von geſtern oder gar ein Recht,
Ein ſogenanntes Recht von heut, ein Recht
Der Gegenwart und der lebend'gen Stunde,
Glaubt, gnäd'ge Frau, da leiht kein Jude drauf.
Genau beſehen, gibt es gar kein Recht.
Denn hinter jedem Rechte ſitzt ein zweites,
Das mit dem erſten Haſchemännchen ſpielt;
So taumelt es, ein ew'ger Rattenkönig,
In ew'ger Reihe fort. Die Wurzel aber
Von Allem iſt ein erſtes Unrecht: Recht
Braucht ſtets ein andres Recht zur Folie; wer
Das ältſte Unrecht, hat das beſte Recht.
Hauptſächlich aber bringt nur Pergament,
So recht ein räuchrig gelbes Pergament!
Denn ohne Pergamente, müßt Ihr wiſſen,
Giebt's überhaupt kein Recht, das giltig wäre.
Ein Pergament —

Herzogin.

Schont Eure Lunge, Kanzler,
Und ſagt mir lieber, ſo es Euch gefällt,
Was ihr nunmehr zu thun gedenkt.

Kanzler.

Die Erbſchaft

Für Euren Sohn anſprechen, gnäd'ge Frau,
Er hat das ält'ſte, hat das beſte Recht:
Ein Recht, ſag' ich, das gradewegs von Ludwig
Dem Heil'gen ſtammt und ohne große Mühe
Sich bis zu Sem und Ham, den Söhnen Noä,
Verfolgen läßt: vor denen dann bekanntlich
Die Sündfluth war. 's iſt ein ausbünd'ges Recht,
Und überdies iſt er — der König. Das
Giebt auch ein Recht bei unſerm Parlament.

Herzogin.

So bin wohl ich der Köder nur geweſen,
Mit welchem Ihr an meines Sohnes Angel
Den fetten Fiſch gelockt?

Kanzler.

Gnädigſte Frau,
Ihr müßt das Ding im rechten Lichte ſehn.
Sohn oder Mutter, iſt's nicht einerlei?
Es bleibt ja immer doch in der Familie.
Ja, ſetzt den Fall, das Erbe fiel' an Euch:
Könnt' Ihr's mitnehmen in die kühlen Gräber
Von St. Denis? Läßt ſich die Grafſchaft Chambord
Einpacken wie ein ſeidnes Leichentuch?
Und wenn Ihr ſterbt —

Herzogin.

Sprecht nicht von meinem Tod,
Ich glaube ſonſt, Ihr lauert ſchon darauf.

Kanzler.

Durchaus nicht, theure Frau. Nein, Gott erhalte
Eur Gnaden noch 'ne hübſche lange Zeit:
Die Welt, wie ſie nun iſt, bedarf Euch noch.
Doch dies iſt meine Meinung: Euer Sohn
Wird ja zuletzt Eur eigner Erbe auch;
Dann oder früher, künftig oder jetzt,
Was liegt daran? Ihr ſeid ſolch gute Mutter —
Und er, Frau Herzogin, er iſt doch König!
Drum hindert nicht dies gute, alte Recht,
Thut keinen Einſpruch in den Gang der Sache!
Kommt es denn Euch blos auf die Güter an?
Blos auf das Geld? Je nun, man nimmt's wohl mit:
Doch Euer Ziel und wahres Augenmerk,
Wenn Ihr erlaubt, ſcheint mir der Sturz Bourbon's.
Und darin, dünkt mich, iſt kein Unterſchied,
Ob Ihr ihn arm macht oder Euer Sohn;
Der König wird ihm auch nichts übrig laſſen.
Und ſeht, im Herzen habt Ihr es ja doch,
Das allerliebſte prickelnde Gefühl,
Daß Ihr das mörderiſche Beil geweſen,

Das ſeines Glückes ſtolzen Baum gefällt.
Er liegt zur Erde — glaubt mir, gnäd'ge Frau,
's iſt mein Geheimniß: Niemand weiß, als ich,
Wie faul und mürbe dieſer ſtolze Baum!
Er liegt zur Erde — tretet nun auf ihn
Und laßt die Früchte des geſtürzten Baumes
Von Andern ſammeln!

Herzogin.

Wohl, es mag nun ſein;
Ich werde dies noch in Erwägung ziehn,
Ihr ſeid entlaſſen, Kanzler.

(Kanzler Duprat ab.)

Wär' es das?
O ich verſteh' das Stichwort der Komödie!
Man will zum Voraus mir die Hände binden,
Einſt aufzurichten, was ich jetzt geſtürzt;
Ich ſoll das Gift nur ſein und nie der Balſam,
Nur ſtrafen ſoll ich, nie verzeihn? Ihr irrt.
Und wenn Ihr ſchlau ſeid, nun, ſo bin ich's auch.
So laßt denn ſehen, wer gewinnt! — Ich habe
Den Connetable mir hieher beſtellt.
Er weiß jetzt, was ihm droht; ſein ſtarrer Geiſt
Wird ſich erweichen in dem Feu'r der Noth,
Daß ich wie Wachs nach meinem Sinn ihn biege.

O es muß ſüß — es müßte göttlich ſein,
Verzeihend ihn an dieſe Bruſt zu ziehn,
Mit einem Kuß von ſeiner Stirn zu löſchen
Die bangen Falten, welche dieſer Zwiſt
Ihm drauf gefurcht —! Er kommt, ich hör' ihn nahn —
Er kommt ſo raſch —

(Ein Diener tritt ein.)

Diener.

Der Herzog von Bourbon —

(Diener ab. Bourbon tritt ein.)

Bourbon.

Ihr habt befohlen, gnäd'ge Frau . . .

Herzogin.

Mein gnäd'ger Herr — Wir ſind es nicht gewohnt,
In einem einſam traulichen Geſpräch
Den wahren Stand der Dinge zu erörtern,
Den Ihr und ich, im Drang des Augenblicks,
Oft nicht geſehn — und oft nicht ſehn gewollt.
Verzeiht, wenn ich den Ton nicht gleich kann finden,
Den ich jetzt wünſche zwiſchen mir und Euch.

Bourbon.

Bemüht Euch nicht; der Ton bisher war gut,
Ich ſehne mich nach keinem beſſern.

Herzogin.

Herzog,
Wir haben Feinde, Ihr und ich; ſie haben
Mit giergen Händen in den leichten Sand
Vorübergehnder, flücht'ger Streitigkeiten
Langwier'gen Haders gift'ges Kraut geſtreut
Und Euch und mich in böſen Zwiſt gebracht...

Bourbon.

Dies Letzte, meine gnäd'ge Frau, iſt wahr.
Doch ſeh' ich nicht, wohin der Eingang zielt;
Iſt dies ein Bruchſtück etwa jener Rede,
Mit der Ihr morgen vor dem Parlament
Mein Hab' und Gut zu Eurem Erbtheil heiſcht?
So legt ſie meinem Advokaten vor.

Herzogin.

Nicht ſo, Herr Herzog! Ich bin eine Dame,
Ihr könntet wohl ein wenig art'ger ſein.
Doch ich verzeih' Euch.

Bourbon.

Meine Zeit iſt kurz,
Frau Herzogin, ich habe viel zu thun,
Bin im Begriff zu reiſen —

Herzogin.

Hört mich an,

Und laßt mein freundlich, wohlgemeintes Wort
Zu Eurem Herzen einen Eingang finden.

Bourbon.

Ihr seid sehr gütig, gnäd'ge Frau ...

Herzogin.

Wohlan,
Ich rede kurz. Ihr seht, zu welchem Ende
Sich dieser Streit um Eure Erbschaft neigt:
Ihr könnt zum Bettler werden, gnäd'ger Herr.

Bourbon.

Vielleicht; vielleicht auch nicht.

Herzogin.

Ich weiß, Ihr könnt's.
Doch war's nicht Habsucht, beim allmächt'gen Gott!
Was mich zum Streit getrieben wider Euch:
's war ein Gedanke, den ein böser Freund
In meine allzu offne Brust gelegt.
Ich wär' ihn gerne wieder los, gewiß;
Ich wünschte sehr, der Streit wär' nicht begonnen ...
Wißt Ihr kein Mittel, ihn zu enden? Gönnt
Nicht Euren Feinden, meinen Feinden nicht
Das süße Schauspiel, das wir gegenseitig,
Die wir weit besser mit einander stehn,

In unfruchtbarem Hader uns verſchlingen ...
Wißt Ihr kein Mittel, keins, Bourbon?

Bourbon.

Keines,
Gnädigſte Frau, als nur den Spruch des Richters;
Wie ich vernahm, bleibt er nicht lang mehr aus.

Herzogin.

O Herzog, o: als Ihr vor Jahren Euch,
Ein unſcheinbarer, junger Edelmann,
Mit oft gehemmtem, ungewiſſem Schritt,
Hohnlächelnd oft von Andern angeblickt,
Die nicht die Söhne ihrer Thaten blos,
Wie Ihr es wart, an meine Schwelle ſtahlt —
Ihr hättet andre Antwort wohl gehabt
Auf dieſe Frage!

Bourbon.

Möglich, gnäd'ge Frau:
Allein die Wirklichkeit antwortet ſo.

Herzogin.

Seht dieſe Hand — ſie iſt nicht groß, die Hand,
Ihr wart einſt glücklich, ſie zu küſſen; gern
Ließt Ihr von dieſer kleinen, weißen Hand
Die ſchwarzen Locken Euch durchwühlen — nun,
Habt Ihr nichts mehr zu ſagen?

Bourbon

In der That,
Es iſt 'ne feine, allerliebſte Hand,
Sie iſt recht weiß! Das nimmt mich beinah Wunder:
Sie könnte ſchwarz ſein, dieſe kleine Hand!
Auch iſt ſie, glaub' ich, jünger nicht geworden,
Seit ich ſie ſah — o, ſie entzückt mich eben
So ſehr noch gnäd'ge Frau, als ich ſchon ehmals
Die Ehre hatte, Euch zu ſagen. — Habt Ihr
Noch etwas zu befehlen? — So lebt wohl!
Und wenn Ihr wieder mich zu ſprechen wünſcht:
Mein Advokat bleibt in Paris. Lebt wohl!
(Ab.)

Herzogin.

Zum zweiten Mal! Alſo zum zweiten Mal
Verworfen und verſchmäht?! — Arme Luiſe!
So iſt's dein Schickſal alſo, ſchlecht zu ſein,
Und ſchlechter nun, als je ein Menſch es war!
Denn er hat mir die Rückkehr abgeſchnitten,
Hat mir verſperrt das Thor des Paradieſes,
Daß zähneknirſchend ich muß draußen ſtehn! —
(Bonnivet, eilig hereintretend.)

Bonnivet.

Verzeiht, gnädigſte Frau! War nicht der Herzog
In dem Gemach?

Herzogin.

Was ſoll dies, Bonnivet?

Bonnivet.

War nicht der Herzog hier? Ich bitte, ſagt mir:
War er nicht hier in dieſem Augenblick?
Nicht hier bei Euch?

Herzogin.

O Ihr ſeid unverſchämt ...

(Der König, mit einigen Papieren in der Hand, tritt eilig ein.)

König.

O Mutter, Mutter! o das war nicht gut,
Ihr habt's zu weit getrieben!

Herzogin.

Nun? was giebt's?
Was führt Dich her? Was ſoll dies Wehgeſchrei
In meinem Zimmer?

König.

Mutter, Mutter, nein,
Das ahnt' ich nicht, das hab' ich nicht gewollt!

Herzogin.

Mein Gott, was giebt es? Du erſchreckſt mich: rede!

König.

Er wuchs zu hoch, ſein Wipfel ward zu dicht;

Abſtumpfen wollt' ich ihn: nun hat ein Drache
In die gelöſten Wurzeln ſeine Brut
Gelegt.

Herzogin.

Was ſagſt Du, Franz?

König.

Leſt dies Papier,
Es kommt aus Duprat's, unſers Kanzlers, Hand:
Bourbon hat mich verrathen und verkauft
Heinrich dem Achten und dem röm'ſchen Kaiſer.
Hier habt Ihr die Beweiſe; das Complott
War ſchlau entworfen. Denn er thut nichts ſchlecht,
Dem Schlechten ſelbſt verleiht er ſeinen Geiſt
Und ſeinen Muth! Ein Heer war angeworben,
Geld angeſchafft, Vorräthe, Munition,
Ja bis hieher in meine Stadt Paris
Hat das verrätheriſche Netz gereicht.
Er wollte mich gefangen nehmen, nächſte Woche,
Auf meiner Heerfahrt nach Italien,
Und mich dem Kaiſern überliefern — leſt!

Herzogin.

Dies iſt ein unglückſeliges Ereigniß!

König.

Und wem verdank' ich's? weſſen Einflüſtrungen?

Wer reizte mich, zu handeln an Bourbon,
Wie ich gehandelt? Seht, das iſt die Frucht!

Herzogin

(nach einer Pauſe heftigen innern Kampfes).

Iſt dies die Zeit, mein Sohn, zu müß'gem Vorwurf?
Und haſt Du andre Waffen nicht, als Zorn?
Kehr' ihn nicht gegen mich! Bin ich Dein Feind?
Heiß' ich Bourbon? Bin ich der Connetable,
Der wider Dich Dein eignes Schwert jetzt zieht?
Laß mich in Ruh', geh, zank' Dich mit Bourbon:
Ich hab' Dich nicht verrathen und verkauft!

König.

Raſch, Bonnivet! Nimm die zwei Edelleute,
Die uns des Herzogs argen Plan entdeckt:
Nimm auch noch Dieſen oder Jenen ſonſt,
Auf den Du Dich verlaſſen kannſt, und eile
Dem Connetable nach. Wo Du ihn findeſt,
Verhaft' ihn gleich! Doch mäß'ge Dich, mein Freund!
Behandle ihn durchaus, wie's ſeinem Range
Und ſeinem einſtigen Verdienſt geziemt.

(Zur Herzogin.)

O Mutter, ſieh, Du fühlſt das nicht, wie bitter
Von ſolchem Manne ſolche That mich kränkt!
Ein ſolcher Ritter, ſolch ein Held und — Freund!

Die Tugend, ſchien's, wetteiferte in ihm,
Sich ſelbſt zu überbieten, und ſein Ruhm,
Obwohl ſo groß, daß ich ihn ſelbſt beneidet,
War doch geringer noch, als ſein Verdienſt.
Gleich einem Bruder, in wie mancher Schlacht
Mit ſeinem Leibe hat er mich gedeckt!
Jetzt erſt gedenk' ich's ihm, da es zu ſpät,
Und da der Schlag gefallen, der ſein Schild
Auf immerdar in ſchnöde Trümmer ſchlägt!
Ich war der Hammer, der ihn ſchlug; ich war
Der grimme Stahl, der nicht ermüdete,
Bis er dies Feuer, dies unſelige,
Mit gier'gem Schlag aus ihm herausgepreßt!
Es thut mir weh, unendlich weh um ihn:
Denn wer darf ſagen, daß er ſicher ſteht
Nach einer ſolchen Tugend ſolchem Sturz?! —
(Zu Bonnivet.)
Und nun hinweg, und führ' es aus in Eil'!
Doch hüte Dich, daß Du den Herzog kränkſt;
Dies iſt mein ernſter Wille. Eile Dich! —
(Ab.)

Herzogin.

Iſt das nun Freude? oder iſt das Qual,
Wie die Verdammten in der Hölle fühlen?
Mir iſt nicht wohl! — (Ab.)

Bonivet.

He Matignon! Argonnes!

(Matignon und Argonnes treten ein.)

Frisch, wackre Burſche, macht Euch auf! Es gilt!
Sagt, ſeid Ihr auch geneigt, den Connetable
Mit ſammtnen Handſchuhn anzufaſſen? wie?
Ich fürchte ſehr, wenn's jemals dahin kommt,
So möchten Eure Köpfe etwas wackeln.

Matignon.

Wir wollen ſie ſchon feſt behalten, Herr.

Bonnivet.

Der Herzog hat ſich aus Paris entfernt —

Argonnes.

Laßt uns nur machen, wir erreichen ihn
Noch unterwegs.

Matignon.

Und wär' es nicht, ſo finden
Wir ihn gewiß im Schloſſe zu Moulins.

Bonnivet.

Wohlan, ſo ſattelt raſch! Die ganze Leibwacht
Soll unverzüglich ſich zu Pferde ſetzen.
Auch ſolln ſie die Patronen nicht vergeſſen!
Denn, ſtraf mich Gott! ich habe nicht im Sinn,
Ihn allzuhöflich zu begrüßen. Kommt!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Saal im Schlosse zu Moulins.

(Bourbon, Pomperant, de Lurcy treten ein; mit ihnen einige Diener des Herzogs, die einen Schreiber des Parlaments gewaltsam vorführen.)

Bourbon.

Das ist ein toller Eintritt in Moulins!
Was? Schlagen mir an's Schloßthor einen Wisch,
Daß ich nicht Herr mehr wär' in meinem Haus?
Wolln mit Sequester mir mein Gut belegen?
Dem König soll dies wackre Schloß gehören?
Führt mir den Burschen näher! — Also Ihr?
Ihr seid der Schächer, welcher es gewagt,
An meines Schlosses heiliges Portal
Dies niederträchtige Placat zu schlagen?
Ihr seid der Goliath, der mich jagen will
Von Hof und Haus? Ihr Federfuchser, Knieps?

Schreiber.

Gnädigster Herr, sprecht nicht so hart: ich bin
'ne Magistratsperson — vom Parlamente —

Bourbon.

Vom Parlament? Also vom Parlament?
Hast Du das Parlament mich in der Tasche?

Klebst Du es auch an meines Schlosses Thor?
Ich will Dir einen Rath ertheilen: willst Du
Mein Freund sein, häng' das ganze Parlament
An meinen Dachforst; aber Dich voran,
Elender Knirps!

Schreiber.

O mein durchlaucht'ger Herr ...
Es ist der Spruch des hohen Parlamentes,
Daß im Proceß Luise von Savoyen
Contra den Connetable von Bourbon
Zu Recht erkannt wird —

Bourbon.

Ruhig, Schuft! ich mag
Dein Kauderwelsch nicht hören. Woher hast Du,
Du Federwurm, Du nachgemachter Mensch,
Den Muth gehabt, an meines Schlosses Pforten
Dein schändliches Placat zu heften? he?

Schreiber.

O gnäd'ger Herr, es war ja meine Pflicht —

Bourbon.

So Gnade Gott dem Menschen, dessen Pflicht
Ein solches Handwerk ist! — Und also wirklich,
Du willst mich nicht in meinem Schloß mehr dulden?
Du sagst, es sei nicht mein? Geld und Gefälle

Soll Niemand mehr in meine Kaſſe liefern?
Ich ſoll ein Bettler werden? Bitte ſchön,
Sei gnädig, lieber Knirps, verſchone mich!

Schreiber.

Gnädigſter Herr, ich kann nicht, in der That,
Ihr habt kein jus possessionis mehr —

Bourbon.

Possessionis? Nun, ſo ſollſt Du ſehn,
Wozu ein Recht ich hab' in meinem Haus!
Führt dieſen guten Mann hinaus und ſetzt ihn
Rückwärts auf einen Eſel —

Lurcy.

Gnäd'ger Herr...

Bourbon.

Nichts da, de Lurcy! keinen Einſpruch, fort!

(Der Schreiber wird abgeführt.)

Es iſt ſo ſchlimm, wie's irgend werden kann,
Und nichts mehr hab' ich auf der Welt zu ſchonen;
Die Saat iſt reif. — Hier,

(ein Papier an de Lurcy gebend)

leg' dies zu dem Andern;
Es braucht jetzt keine Vorſicht mehr. Mein Bündniß
Mit Karl und Heinrich iſt verfeſtiget:
Sie geben mir Provence und Dauphiné

Univ. Bibl. München

Als erblich eignes Königthum; die Schweſter
Des Kaiſers wird mein Weib, Eleonore
Von Portugal, mit einer ſolchen Mitgift,
Wie ſie der Schweſter eines Kaiſers ziemt;
Das Haus von Valois war! — Geh', Pomperant!
Ruf mir den Seneſchal: von morgen ab

(Pomperant ab)

Zieh' ich die Söldner, die ich heimlich längſt
Verſteckt gehalten in der Nachbarſchaft,
Auf Schloß Moulins zuſammen; in drei Tagen
Brechen wir auf, um unſerm Vetter Franz
Auf ſeiner Heerfahrt nach Italien
Ein unerwartetes Quartier zu ſchaffen.
Argonnes und Matignon ſind in Paris;
Durch ſie erfahr' ich, wann der König abreiſt.

(Pomperant kommt zurück; mit ihm der Seneſchal.)

Nun, Seneſchal? Was ſiehſt Du traurig aus?
Wir werden Gäſte haben.

Seneſchal.

Gnäd'ger Herr,
Mein Haupt ward grau in Eures Hauſes Dienſt;
Ich hab' es rein erhalten. Viele Gäſte
Hab' ich begrüßt in Eurem Namen; niemals waren
Verräther und Eidbrüchige darunter

Und von Verrath blieb dieſe Schwelle frei.
Ich fühle mich der neuen Zeit, die heute
Für Euch beginnt, nicht mehr gewachſen. So
Vergönnet mir, mein gnäd'ger Herzog, daß ich
Den Stab darf niederlegen, welchen ich
So lang' geführt hab'; mir wird er zu ſchwer.

Bourbon.

O Du haſt Recht, Du wählſt das beſte Theil,
Hier, nimm die Kette — und vergiß mich nicht!
(Derſelbe, von den Seinen begleitet, ab.)
Laßt mich allein — und ſchafft das Bild heraus!

Diener.

Herr, welches Bild?

Bourbon.

O Schuft, kannſt Du's nicht ſehn?
Das Bildniß, ſag' ich, meiner ſel'gen Frau.
(Die Diener tragen das Bild heraus.)
Sieh, Pomperant, heißt dieſes nun Verrath?
Bin ich nun ein meineidiger Verräther?

Pomperant.

Laßt die Gedanken, gnäd'ger Herr; ſie ſtimmen
Nicht wohl für dieſe Zeit.

Bourbon.

O Pomperant,

Ich bin doch kein Verräther! wahrlich nein!
O meine Treue war ſo rein wie Gold:
Drei Königreiche konnte man mir bieten,
Die Welt dazu — ſie hätte nicht gewankt!
Wer aber mir an meine Ehre greift,
Der ſoll mich ehrlos finden! — Pomperant,
Bring' mir 'nen Becher Wein; denn mir iſt ſchwach,
Und wenn Du Hörner hörſt, es ſind die Söldner.

(Pomperant ab.)

Die Nacht wird ſchwarz. Ich will zu Bette gehn.
Wie lang wohl iſt es, ſeit Suſanne ſtarb?
Ich weiß nicht mehr, doch gut iſt's, daß ſie ſtarb,
Sie und mein kleiner Sohn. — Und was noch Eine,
Noch Eine ſagen wird — Still! — In drei Tagen
Giebt's keinen König Franz von Frankreich mehr.

(Man hört Hörner; gleich darauf ein heftiges Geräuſch, Waffengeklirr u. ſ. w.)

Nun da, was giebt's?

(Pomperant ſtürzt herein.)

Pomperant.

. . Um Gott, mein gnäd'ger Herr...

Bourbon.

Was habt Ihr vor? wo iſt mein Degen?

(De Lurco ſtürzt herein.)

Lurcy.

Mord'

Verrath!

(Man hört bei nachlassendem Waffenlärm Bonnivet's Stimme von außen.)

Bonnivet.

He, Lichter! Lichter! sperrt die Thür,

Besetzt die Treppen!

Bourbon.

Was ist das?

Lurcy.

Verrath,

Gnädigster Herr! Argonnes und Matignon —

Verräther — Bonnivet — Mord! Mord! Verrath!!

(Durch die offenen Thüren wälzt sich das Gefecht herein: Bonnivet, mit Matignon, Argonnes und Soldaten, dringt im Gefecht mit Pomperant, de Lurcy und anderem Gefolge des Connetable in das Gemach.)

Bonnivet.

Ergebt Euch, Herzog! 's ist kein Ausweg mehr!

Bourbon

(fechtend).

Ah, Bonnivet! Ah, das erfrischt mein Blut!

Heran zu mir, de Lurcy!

(Er sticht hin.)

Lurcy.

Rettet Euch —

Ich sterbe, gnäd'ger Herr!

Pomperant.

Hier geht der Weg'
Heran zu mir! und vorwärts! —

Bourbon.

Esperance!
Ruft Esperance! Esperance! Durch!

(Unter allgemeinem heftigen Gefecht: fällt der Vorhang.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

An der Grenze von Burgund; Zimmer im Hauſe des Herrn Adrian von Bree. Es iſt Nacht; man hört draußen ein heftiges Unwetter.

(Ein Diener, mit Lichtern in der Hand, geht über die Bühne.)

Diener.

Das iſt 'ne grimm'ge Nacht; da muß man ſchlafen
Der gnäd'ge Herr blieb lang auf. Welch ein Sturm!
(Man hört ein Pochen.)
War das der Sturm? Nein, horch, es pocht!
(Er öffnet das Fenſter.)
Wer da! —
Ob hier das Haus des Herrn von Bree? Ja wohl —
Es ſind zwei Reiter — ach das arme Pferd!
Da bricht's zuſammen! Nein, das ſteht nicht auf!
(Wiederholtes, ungeduldiges Pochen.)
So habt Geduld, der Pförtner kommt ſogleich! —

Ei ja, das iſt wohl eine ſchlimme Nacht,
Man jagt nicht gern 'nen lahmen Hund hinaus
Das ſind gewiß ein paar recht arme Teufel,
Die ſich zu dieſem Ritt verſtanden haben
In ſolcher Nacht. — Nun ja doch, habt Geduld! —
Es ſind Kuriere, merk' ich; ja, wir ſind
Das ſo gewohnt bei unſerm gnäd'gen Herrn:
Das geht bei Tag, das geht bei Nacht, Kuriere
Aus allen Gegenden der Welt. — Da ſind ſie!

(Pomperant und Bourbon, in Mänteln, durchnäßt und verwildert, treten ein.)

Pomperant.

Weckt Euren Herrn! — Wohlan, mein theurer Fürſt,
Hier ſind wir ſicher, ruht Euch aus; dies iſt
Nicht Frankreichs Boden mehr.

Bourbon.

Mein armes Roß
Brach tot zuſammen, wie's das Thor erreicht:
Es war mir treu; das iſt der Treue Lohn!

Pomperant.

Setzt Euch, mein gnäd'ger Herr. Ihr ſeid erſchöpft;
Es war ein ſcharfer Ritt, den wir gemacht,
Ich möchte nicht ſo einen zweiten machen,

Um Alles nicht! Des Königs Reiter waren
Dicht hinter uns . . .

(Zum Diener.)

Nun, weckt Ihr Euren Herrn?

Diener.

Sogleich;

Allein wen meld' ich?

Pomperant.

Wecke Du ihn nur
Und treib' ihn an, daß er sich eilt; er selber
Wird sehen, wer wir sind.

(Diener ab.)

Bourbon.

Ah, Pomperant,
Warum hast Du den Degen Bonnivet's
Von diesem müden Herzen abgehalten?
Ich weiß Dir wenig, wenig Dank dafür.

Pomperant.

Muth, theurer Herzog, Muth! Wir sind am Ziel,
An einer Grenzmark, die zwei Leben scheidet;
Vergeßt, was hinter Euch.

Bourbon.

Mein armer Lurey!
Soll ich den auch vergessen? Pomperant,

Ich wollte wohl — doch nein, es iſt ja wahr,
Man muß vergeſſen, was dahinter liegt.

(Adrian von Croy tritt ein.)

Adrian.

Kuriere, ſagſt Du? — Nun, habt Ihr's ſo eilig,
Daß Ihr den erſten kurzen Schlaf mir ſtehlt?
Ihr habt 'ne ſchlechte Nacht gehabt; 's iſt ſtürmiſch.
Wo habt Ihr Eure Briefe?

Pomperant.

Herr von Croy,
Wir haben keine Briefe: ſelber ſind wir
Inhalt und Boten unſrer Neuigkeit.

Adrian.

Ihr ſeid ein ſeltſamer Geſell; was habt Ihr?
Sprecht raſch!

Bourbon

(vortretend, den Mantel zurückſchlagend).

Ich bin der Herzog von Bourbon.

Adrian.

Der Herzog von Bourbon?! Wie, gnäd'ger Herr?
In ſolcher Nacht?!

Bourbon.

Ich kann kein Wetter machen,
Man muß die Nächte nehmen, wie ſie ſind.

Adrian.

Schnell! bringt mehr Lichter! weckt das ganze Haus! —
O gnäd'ger Herr, ich bin ſo überraſcht — .
Eur Gnaden Ankunft — in des Kaiſers Namen
Grüß' ich voll Ehrfurcht Euch als ſeinen Schwager
Und Bundsgenoß. Verfügt, durchlaucht'ger Herr,
Mein ganzes Haus iſt Euer.

Bourbon.

Großen Dank.

Adrian.

Ich bin noch ganz verwirrt — wir wagten nicht
Eur Gnaden ſchon ſo zeitig zu erwarten.

Bourbon.

's iſt zeitig, ja: ehrliche Leute ſchlafen.

Adrian

(auf Pomperant zeigend).

Iſt dies Eur Gnaden ganze Dienerſchaft?

Bourbon.

Ja! und noch mehr als meine Dienerſchaft.

Adrian.

Und wo befiehlt mein Herzog, daß das Lager
Wird abgeſteckt für Euer Gnaden Heer?
Denn es campirt ſich gut bei unſrer Stadt;

Man wird Euch zeigen, daß wir Freunde ſind,
Die ſich auf ſolche Gäſte wohl verſtehn.

Bourbon.

Es braucht kein Lager.

Adrian.

Wohl, gnädigſter Herr,
Wie Ihr befehlt. Doch wolltet Ihr geruhn,
Wo iſt der König? wo ſteht Euer Heer?

Bourbon.

Der König — iſt im Louvre, und mein Heer
(auf Pomperant zeigend)
Iſt dieſer Mann.

Adrian.

Wie, mein durchlaucht'ger Herr?

Bourbon.

Nun? habt Ihr nicht gehört? Der und mein Degen
Iſt all mein Heer.

Adrian.

Ihr ſeht mich ſtarr —

Bourbon.

Je nun,
Das bin ich auch: die Nacht war etwas kalt. —
(Dicht vor ihn tretend.)
Habt Ihr noch nie gehört, mein Herr von Croy,
Daß gute Pläne auch mißlingen können?

Mein Anſchlag auf den König iſt verfehlt:
Ich habe fliehen müſſen —

Adrian.

Das iſt ſchlimm!
Das widerſpricht ganz außerordentlich
Dem Ausgang, welchen Euer Gnaden uns
Verſprochen hatten.

Bourbon.

Eine ſehr ſcharfſinnige
Bemerkung, Herr von Croy! — Allein es war
Nicht meine Schuld, mein böſes Schickſal war es,
Daß es nicht anders kam: ich ward verrathen.
Es war gewiß nicht meine Schuld.

Adrian.

O freilich,
Verräther giebt es überall.

Bourbon.

Meint Ihr? —
Beſorgt mir Pferde, Herr von Croy. Ich will
Zu meinem Schwager nach Italien.

Adrian.

Eur Gnaden meint des Kaiſers Majeſtät?
Der Kaiſer iſt nicht in Italien mehr,
Er iſt nach Deutſchland, glaub' ich. — Gnäd'ger Herr,

Iſt in der That dies Euer ganzes Heer?
Wo ſind die Söldner, die Ihr uns verhießt?
Die Tonnen Goldes, die Ihr uns verſpracht?
Ihr ſchreibt im letzten Brief: die Hälfte Frankreichs
Wollt Ihr zu Füßen legen meinem Herrn;
Es thut mir leid, daß Ihr die Hälfte Frankreichs
Nicht mitgenommen habt auf Eurer Flucht.

Bourbon.

Die Hälfte Frankreichs, Herr von Croy, iſt viel;
Man führt ſie nicht auf Einem Pferde fort.
Und übrigens bleibt es bei meinem Brief;
Ich weiß, was ich verſprach. Die Hälfte Frankreichs
Schaff' ich dem Kaiſer, Eurem Herrn; die andre,
Mein Herr von Croy, iſt mein. — Noch blieb mein Schwert.

Adrian.

Doch nicht das Kronſchwert?

Bourbon.

Nein, mein Herr von Croy:
Es iſt derſelbe ſchlichte Degen nur,
Den ich bei Mailand und Turin geführt:
Die Kaiſerlichen kennen ihn! — Doch nun
Sind wir ja Freunde.

Adrian.

Allerdings, ja wohl.

Allein verzeiht, ich muß es offen ſagen,
Ihr werdet mich darum nicht mißverſtehn —
Ich glaube nicht, daß es gerathen iſt,
Die kaiſerliche Majeſtät mit Euerem
Beſuch ſo ohne Weitres zu erfreun.
Laßt mich zuvor in einem kurzen Brief
Den ſchlimmen Ausgang Eures Plans ihm melden;
Er möchte ſonſt noch einen Bundsgenoſſen
Erwarten, wo ...

Bourbon.

Wo jetzt ein Flüchtling kommt?
Sprecht frei heraus, mein Herr von Croy! Denn Eure
Gedanken ſind noch meines Schwagers nicht.

Adrian.

Bleibt Ihr in meinem Hauſe, gnäd'ger Herr?

Bourbon.

Bis ich ein beßres habe, ja.

Adrian.

Erlaubt,
Gnädigſter Herr, daß ich den Dienern ſage ...

(Ab.)

Bourbon.

Mich fröſtelt, Pomperant. Es iſt hier kalt;
Ich ſind' es kalt bei dieſem Herrn von Croy.

Pomperant.

Ihr müßt der Ruhe pflegen, theurer Herr.

Bourbon.

Sag', Pomperant: haſt Du mit angehört,
Was dieſer Herr zu ſagen gut befand?
Ward Dir nicht auch ein wenig kalt dabei?

Pomperant.

Warm, gnäd'ger Herr.

Bourbon.

Es kommt auf Eins hinaus,
Es muß am Klima liegen; es iſt nicht
Die holde Sonne meines Frankreichs mehr.
Komm, laß uns ſchlafen gehn; wir wollen ſchlafen. —
Ich will nach Mantua zu meinem Vetter,
Daß er mit Geld und Waffen mich verſieht;
Dann in die Schlacht, wo ſie am Wildſten brauſt! —
Nun gute Nacht. —

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Paris. Prächtiges Zimmer im Hauſe der Frau von St. Foix. Dianens Mutter.

(Robert de Foix und ein Diener treten in Streit mit einander auf.)

Robert.

Was ſagſt Du, Lümmel? was?
Man tritt hier nicht ſo ohne Weitres ein?
Läßt Deine dummen Augen voll Bewundrung
Auf dieſem groben Wamms und lächelnd dann
Auf Deinem goldnen Moderocke ruhn?
Willſt mir die Thüre wehren? was? die Thür?
Ich ſag' Dir, Burſch: wie man hier eintritt, ſiehſt Du;
Nun noch ein Wort —! und Du erfährſt, wie man
Hier auch hinaus kommt. Galgenvogel Du!

Diener.

Das iſt ein wüſter Kerl! Was wollt Ihr nur?
Zu wem begehrt Ihr?

Robert.

Hab' ich's nicht geſagt?
Trägſt Du die Ohren auch zur Zierrath blos?
Ich werde ſie Dir ſtutzen, das iſt auch
'ne neue Mode, Du modriger Hund! —
Ich will zur Frau St. Foix.

Diener.

Ihr meint zur Gräfin?
's giebt keine Frau St. Foix: wir ſind jetzt Grafen.

Robert.

Daß Dich die Peſt! — Sag', guter Burſche, fliegen
Landgüter auch vom Munde Dir, wie Titel?
Es thut wohl Noth, ich werde noch Dein Freund,
Daß Du mir auch ein Grafenkrönchen ſchenkſt? —
Ich kenne keine Gräfin von St. Foix;
Ich will zur Frau St. Foix — zur ſchlichten oder
Zur ſchlechten — pack' Dich!

Diener.

Die Frau Gräfin ſchläft.

Robert.

Was? ſchläft ſie noch? am hellen Tag?

Diener.

Sie war
Die letzte Nacht ein wenig ſpät bei Hof.

Robert.

Bei Hof? und Gräfin? Alle Sapperment!
Das läßt ſich Alles hier ſo vornehm an —
Hätt' ich nicht noch dies wackre Lumpenröckchen,
Ich käm' mir ſelber wie ein Dauphin vor.
Nun geh', Du Schuft, und wecke meine Mutter.

Was ſtehſt Du? geh'! und ſag', ihr Sohn wär' da.

Diener.

Ei Du mein Gott! der Sohn der gnäd'gen Frau!
Das wird 'ne Freude geben! Ach verzeiht,
Gnädigſter Herr, Herr Graf —

Robert.

So? Meinſt Du noch,
Man tritt hier nicht ſo ohne Weitres ein? —
Geh, wecke ſie! und bring mir Wein: das Sprechen
Mit ſolchem Schuft, wie Du biſt, trocknet aus.
Bring' Grafenwein! —

(Diener ab,)

Das Ding gefällt mir nicht:
Dies Goldgeſchirr, die prächtigen Tapeten,
Die ſeidnen Lotterbettchen — in der That,
Es macht ſich niedlich, wenn man's ſo beſieht:
Mich aber dünkt, als röch' es etwas faul.
Was? hat auf ſeidnen Betten ſie gelegen,
Indeſſen ich, gleich einem nord'ſchen Bär,
An hartes Erdreich meinen Leib gewöhnt?

(Der Diener bringt Wein und entfernt ſich ſogleich.)

Sey' hin den Wein — ei Teufel, trank ſie den,
Indeß die Gluth des rauchenden Veſuv
Die Kehle mir gedörrt? Was? meine Mutter? —
Das Ding iſt faul: ich kenne meine Mutter,

Mit etwas Gutem ward dies nicht verdient;
Hier liegt ein Schurkenſtreich.

(Die Mutter tritt ein.)

Nun, meine Mutter?

Mutter.

Sieh da, mein Sohn! Ich grüße Dich, mein Sohn.

Robert.

Ich dank' Dir, meine Mutter! — O potz Wetter,
Du biſt ſehr alt geworden! Dieſe Runzeln
Stehn Dir nicht gut. Du ſchläfſt zu lange, Mutter;
Es iſt nicht hübſch für eine arme Frau,
Wenn ſie um Mittag noch im Bette liegt.

Mutter.

Je nun, mein Kind: ich war bei Hofe geſtern,
Ich ſpielte mit der Herzogin St. Leu —

Robert.

Spielſt Du jetzt auch? Ich dachte ſonſt, das thäten
Wir armen Schelme blos; nun thuſt Du's auch.
Doch hoffentlich um Rechenpfennige?

Mutter.

Du biſt ein Thor. Doch laſſen wir dies ruhn;
Wo kommſt Du her? wie ging es Dir, mein Sohn?
Wir hatten lange nicht von Dir gehört.

Robert.

So? hattet Ihr? 's hat Dich wohl ſehr gegrämt?
Ich war ja ſtets Dein Lieblingsſohn.

Mutter.

Du ſcheinſt
Nicht artiger geworden, lieber Sohn.
Das thut mir leid; denn willſt Du bei mir bleiben,
In meinem Haus, im Zirkel meiner Freunde,
So wird es nöthig ſein, daß Dein Betragen
Sich mit dem Ton der feinen Welt ein wenig
Bekannter macht, mein Sohn! — Allein ſo ſag':
Wo warſt Du denn? und wie erging es Dir?

Robert.

Wie mir's erging? Schlecht, gute Mutter, ſchlecht:
Wie's einem Landsknecht geht, der für zwei Heller
Sein rothes Blut, ſein dürres Fleiſch verkauft;
Wie's meinem Vater, Eurem Mann, ergangen,
Deß blut'ger Schädel vor Neapel bleicht,
Indeß ſein Sohn, nebſt übriger Familie,
Spitzbubenſtreiche treibt! Ich war in Welſchland,
In Deutſchland, gute Mutter, und in Polen,
Am fernen Nordpol, wo ein ew'ger Froſt
Das Lockenhaar in Stacheln uns verwandelt;
O das ſah närriſch aus, ein ſchlechtes Land! —

Doch laſſen wir, woher ich komme, Mutter,
Und ſagt mir lieber — wo ich bin.

Mutter.

Du biſt
In Deiner Mutter Schloß, mein guter Sohn.

Robert.

Habt Ihr ein Schloß? wie? dieſe Prachttapeten,
Die goldnen Spiegel und dies ſeidne Bett,
Auf dem ein Türke, glaub' ich, ſelig würde,
Sag', Mutter, iſt das Dein? Und auch der Lümmel
Da draußen in dem bunten Rock iſt Dein?

Mutter.

Ich ſagte Dir's; Du biſt in meinem Schloß.

Robert.

O Mutter, ſieh, das iſt nicht Recht von Dir,
Daß Dein Bedienter beſſer geht als ich.
Was? Haben meines Vaters arme Glieder
Auf ſolchem Bette jemals ſich gedehnt?
Sein brennend Auge jemals ſich gelabt
An dieſer Bilder Pracht? Hat ſolch ein Wein
Das müde Herz ihm jemals aufgeweckt?
Was? eines Fähnrichs arme Wittwe trinkt
Prälatenwein? Geht an den Hof und ſpielt?
Kannſt Du Gold machen, Mutter? Haſt Du ein

Alräunchen in Dein Haus gelockt? Wie? oder
Iſt dies ein Erbtheil aus Neapel? he?

Mutter.

Nein, ganz gewiß kein Erbtheil aus Neapel:
Dein Vater war von je ein armer Schelm
Und iſt als armer Schelm geſtorben.

Robert.

Meinſt Du?
Und dennoch glaub' ich, daß er ſelig iſt,
Was Du und ich, wir Beide, niemals werden
Sieh mir ins Auge, Mutter: woher haſt Du
Dies prächt'ge Haus? Was hat der armen Wittwe
Den Weg gebahnt bis in des Königs Schloß?

Mutter.

Du ſprichſt ja wie ein unerfahrnes Kind!
Man bleibt nicht immer, was man einmal war;
Wir ſind vornehm geworden, lieber Sohn,
Man nennt uns Grafen, ja! Wir haben auch
Ein neues Wappen.

Robert.

Wirklich?

Mutter.

Dunkelroth
Mit Silberſtreifen in geblümtem Feld

Und eine Roſe drinn mit einer Umſchrift —
Ja wart' einmal, die hab' ich nun vergeſſen;
Doch hat man mir geſagt, ſie wäre hübſch,
Ein hübſcher Spruch, ein rechter Grafenſpruch!

Robert.

Es iſt wohl gut, daß man nicht mich gefragt,
Was man in Euer Wappen ſetzen ſollte.
Doch glaubt nur nicht, mit ſolchen Tändelein
Von meinem Weg mich abzulenken, Mutter!
Hübſch oder nicht, ich hab' 'nen andern Spruch,
Den, wie ein Staarmatz, will ich wiederholen
Mit unermüdlicher Geſchwätzigkeit,
So Tag wie Nacht, und will nicht ruhig ſein,
Bis Ihr mir Antwort gebt: woher dies Schloß?
Durch welch' Verdienſt, o Mutter, wurdet Ihr,
Was Ihr jetzt ſcheint?! Denn was Ihr ſeid, beim Himmel!
Noch weiß ich's nicht und ſchaudre, es zu wiſſen.

Mutter.

Je nun, mein Kind, man hat ſo ſeine Freunde...

Robert.

Sprich nicht von Freunden! — Freunde hätteſt Du?
Freigeb'ge Freunde? Freunde mit der That?
Wer hat der Armuth ekelen Geruch
Von Dir genommen, ehrlich Dich gemacht,

Daß Du mit Grafen und Herzögen ſpielſt,
Als wärſt Du nicht 'nes armen Fähnrichs Wittwe
Und meine Mutter, he?

Mutter.

Mein Sohn, der König
Iſt unſer Freund ...

Robert.

Der König auch? O Mutter,
Das Ding gefällt mir nicht; hier ſteht es ſchlimm.

Mutter!

Mein lieber Sohn ...

Robert.

Ich ſag' Dir, es ſteht ſchlimm.
Ich kenne Dich: Dein Herz iſt ſchwarz. Ja ſieh
Mich drohend an: es klingt nicht gut, ich fühl' es,
In eines Sohnes Mund, was ich Dir ſage.
Doch bin ich ja auch längſt Dein Sohn nicht mehr,
So lang' nicht mehr, als Du haſt aufgehört
Mutter zu ſein für mich; es ſprach Dein Haß
Von meiner Lieb' mich frei. Drum laß die Poſſen,
Wir wiſſen, wie wir mit einander dran —
Was Du jetzt biſt, auf guten Wegen biſt
Du's nicht geworden: Mutter, Mutter! wo
Iſt meine Schweſter? — Warum wirſt Du bleich?

Sage mir nicht, ſie wäre todt: ich habe
Sie ſchon geſehn!

Mutter.

Wie? Deine Schweſter?

Robert.

Ja,

Ich habe ſie geſehen, ſie nicht mich.
Es war heut früh, als ich ins Thor gekommen;
Ich wußte nicht, daß Ihr jetzt in Paris,
Und ſchlich, verſenkt — in kindiſche Gedanken,
Stumm meines Wegs. Es hat was Eignes, Mutter,
Wenn man nach wüſter, jahrelanger Flucht
Sich endlich wieder in der Heimat fühlt.
Doch das beiſeit! — Wie ich ſo ſchlenderte,
Da plötzlich traf mit majeſtät'ſchen Klängen
Der Ruf der Glocken mein entwöhntes Ohr,
Und fromme Bilder ſahn mich nickend an:
Ich ſtand am Thor der Kirche Notre-Dame.
Man muß doch auch an ſeinen Gott 'mal denken,
Und alſo trat ich näher ans Portal.
Doch gierig drängte mit empörten Wellen
Ein Strom von Menſchen ſich, Alt, Jung, Reich, Arm,
Als wäre drin das ew'ge Heil zu kaufen,
Und ſperrte mir den Eingang. Und ſo ſtand ich

Und lauerte und hört' die Glocken ſummen.
Da plötzlich theilte ſich der Schwarm: ein Wagen,
Ich ſag' Euch, Mutter, ſolch ein Wagen kam
Daher geraſſelt mit vier ſtolzen Rappen,
So bunt und prächtig, ſo mit Gold beſchmutzt —
O es gab Zeiten, Mutter, wo ein Rad,
Ein einz'ges Rad von dieſem Wagen, Mutter,
Euch hätte reich gemacht! — Und wißt Ihr nun,
Wer aus dem Wagen ſtieg? Aus dieſem Wagen,
Der nicht zu ſchlecht für einen Kaiſer war?
Wer ſtieg heraus?

Mutter.

Ich weiß es, Deine Schweſter.
Was ſchreiſt Du ſo?

Robert.

Beim Himmel, meine Schweſter! —
Sie war es, war's auch nicht. O Mutter, Mutter,
Es war ihr Mund noch, war dies Angeſicht,
War dieſe Stirn, von der ich Frieden las,
Wenn die Empörung meines heißen Blutes
Mit wüſten Bildern mich beängſtigte;
Es war dies ſüße, braungelockte Haar,
Das ich ſo gern mit ſanftem Finger ſtrählte
Und dabei träumt', ich wäre noch ein Kind —

Und dennoch, Mutter, dennoch, dennoch lag
Ein Etwas noch in ihr, das war ſie nicht!
Sie war ſo bleich, ihr Auge thränenroth
Und an den Boden, wie vor Scham, gewendet.
Sie ſah mich nicht: die weißen Hände hielt ſie
Um ihr Gebetbuch, o ſo ſchmerzlich feſt,
Gleichwie ein Schwimmer, der ertrinken will,
Mit gier'gen Händen einen Halm erfaßt!
Sie ging hinein: ich konnte nicht mehr beten,
Ich ſpie vor Wuth den goldnen Wagen an —
Nun bin ich hier, nun ſagt mir: Mutter! Mutter!
Was iſt's mit meiner Schweſter?

Mutter.

Lieber Sohn,
Der König iſt ſehr gnädig —

Robert.

Iſt er das?
Haſt Du ſie auch verdorben und verkauft?
Iſt Keiner mehr aus unſerm ganzen Blut,
Der nicht erröthen muß, wenn ihm die Sonne
Des Himmels in die frechen Augen ſcheint?
O Mutter! Mutter! meine Schweſter war
So gut, ſo rein —! Um ihrer Einen willen
Hätte der Himmel Dir und mir verziehn —

Iſt das nun auch vorbei? nun keine Gnade
Vor Gottes Thron, auch nicht um ihretwillen?
Sie auch verflucht? auf ihrer ſüßen Stirn
Das Brandmal auch der Schande? Und mein Vater
Soll Niemand ſehn von ſeinem Fleiſch und Blut,
Der ſeines Himmels Wonnen mit ihm theilt?
Was? ſind wir alle Schurken? Meine Schweſter
Nicht beſſer mehr, als ich und Du?!

Mutter.

Mein Sohn,
Der König iſt —

Robert.

Wollüſtig iſt er, Mutter!
Ich fürchte ſehr, Du haſt nicht wohl gethan.
Sag', Mutter! aber ſag' mir ganz genau:
Glaubſt Du an einen Teufel?

Mutter.

Lieber Sohn,
Wie ſollt' ich denn nicht an den Teufel glauben?
Ich bin ja doch 'ne Chriſtin.

Robert.

Thu' es nicht,
Ich rathe Gutes, Mutter! thu' es nicht:
Denn gäb's 'nen Teufel, hätt' er Dich geholt. —

Bring' mich zu meiner Schweſter. Dies iſt faul:
Ich will ſie fragen, warum ihre Stirn
Nicht ganz ſo weiß mehr iſt, wie ehemals,
Warum ihr Aug' am Boden haftet, und
Warum die Hand ſie ans Gebetbuch klammert.
Komm, bring' mich hin.

Mutter.

Mein lieber Sohn...

Robert.

Komm! komm!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Paris. Gemach des Königs im Louvre.

(Der König. Bonnivet. Zahlreiche Verſammlung von Rittern und Edelleuten. Im Hintergrunde ein Bankett.)

König.

Das ſind, fürwahr! recht friſche Neuigkeiten,
Die wir empfangen: England rüſtet ſich,
Und dieſes Bundesgenoſſen ſchon gewärtig,
Steht Niederland mit halb entblößtem Schwert
An unſern Grenzen; in Italien ſcheint's
Den Lilien Frankreichs etwas ſchwül zu werden,

Sie wollen welken. Nun, es macht ſich wohl,
Wenn erſt ein Regen kaiſerlichen Blutes,
Von unſerm Schwert vergoſſen, ſie bethaut.
O es iſt gut, daß in die dumpfe Stille
Des Friedens jetzt das muntre Schlachthorn tönt!
Die lockre Zeit des ſüßen Müſſiggangs,
Dem wir uns faſt zu lange ſchon ergeben,
Fiel unſerm ritterlichen Geiſt zur Laſt.
Vom Bett der Wolluſt auf das Bett des Ruhms,
Statt nackter Mädchen erzbedeckte Männer,
Auf rothe Lippen rothe Wunden, Schwerter-
Geklirr auf feſtlich tönenden Pokal —
Das iſt ein Wechſel, welcher mir gefällt,
Das nenn' ich leben, nenn' ich König ſein!
Nichts darf zu lange währen in der Welt:
Von jedem Becher, den das Leben beut,
Wolln wir den Schaum, den flüchtigen, nur nippen;
Der Grund iſt bitter. Ueber's Jahr, Ihr Herrn,
Lad' ich Euch all' zu neuer Maskenluſt.
Und ſeht Euch vor, daß uns da Keiner fehlt!
Da wolln wir lachen über die Gefahr,
Die an dem Himmel unſrer Herrſchaft jetzt
Gleich einer Wolke droht: wir wiſſen dann,
Daß ſie nur Waſſer, höchſtens Blut geweſen.

Stoßt an, Ihr Herrn! Auf einen luſt'gen Krieg,
Auf muntre Siege, freundliches Quartier,
Gutmüth'ge Hausfraun, gute Wiederkehr!
Und daß die Mädchen, die als Kinder jetzt
Vor unſerm Helmbuſch furchtſam ſich verkriechen,
Als Jungfraun dann mit Küſſen uns empfangen! —
So lebet wohl! und eilt mit Eurer Rüſtung:
Wir dürfen unſern Feind nicht warten laſſen,
Unhöflich wär's! und das iſt kein Franzos.
Auf Wiederſehn! —

(Die Ritter ab.)

Haſt Du noch Neues ſonſt!

Bonnivet.

In dieſen Briefen leſ' ich, gnäd'ger Herr,
Daß Kaiſer Karl den ſchlimm erworbnen Freund —

König.

O ſprich das Wort nur aus: Du meinſt Bourbon.

Bonnivet.

Wohl, gnäd'ger Herr! Er hat ihn zum Statthalter
Und Feldherrn in Italien gemacht.

König.

Grad in Italien? Das iſt mir nicht lieb.
Italien wird die erſte Wahlſtatt ſein;
Ich hätt' es gern vermieden, mit Bourbon

Mich Bruſt an Bruſt, Schwert gegen Schwert zu ſtellen.
Vielleicht nimmt er's nicht an.

Bonnivet.

Ihr denkt zu gut
Von dem Verräther, mein durchlaucht'ger Herr.
Lernt ihn erſt kennen, wie er jetzt ſich zeigt!
Ein neues Wappen führt er vor ſich her,
Auf ſchwarzem Grund ein ſchwefelgelbes Kreuz,
Recht wie die Farbe grimmer Rachgier iſt,
Und raſch beſchwingte Silberhirſche jagen
Geſtreckten Laufs der flücht'gen Rache nach.
Wie dieſes Wappen, Herr, ſo iſt ſein Sinn.

König.

Laß ſeine Hirſche laufen, Bonnivet!
Will er ein Hirſch ſein, ſind ein Adler wir;
Ich fürchte nicht den Ausgang dieſes Streits.
Und dennoch, Bonnivet — es iſt nicht Feigheit,
Beim ew'gen Gott! und nicht die Ueberzahl
Raubgier'ger Feinde, was mein Herz bewegt:
Ich möchte nur vermeiden, Bonnivet,
Daß ſolche Schmach der Ritterſchaft geſchieht,
Daß er, der Frankreichs Connetable war,
Und der mein Reich in mancher Schlacht vertheidigt,
Sich alſo jetzt zum Schelm macht vor der Welt,

Daß er ſein Schwert wagt drohend aufzuheben
Wider des Königs, ſeines Herren, Haupt!
Hilf mir auf Mittel denken, Bonnivet,
Den böſen Streich von ihm und mir zu wenden;
Ich bin's ihm ſchuldig. Denn ich ſelber trage
An ſeiner Schuld mein wohlgemeßnes Theil;
Wir alle, alle, Bonnivet! Ich will
Dir keinen Vorwurf machen —

Bonnivet.

Gnäd'ger Herr...

König.

Nein, nein, ich weiß, Du haſt es wohl gemeint,
Es war Dein Eifer, der Dich irregeführt;
Aus einem falſchen Liebesdrang für mich
Haſt Du mit allzuraſcher Hand zerbrochen,
Was noch vielleicht gerad zu biegen war.
Reich' mir die Hand: es ſoll kein Tadel ſein,
Ich weiß, wie Du's gemeint. — Doch hilf mir jetzt!
Denn eine Botſchaft ſend' ich an Bourbon:
Das iſt kein Flecken meiner Majeſtät,
Wenn einen Ritter, wie Bourbon es war,
Ich von der Schande ſchnöden Hochverrathes
Zu retten ſuche. Sag', wen ſchick' ich ihm?
Es muß ein Mann ſein, den er willig hört,

Der mit dem Klang vergangner guter Zeiten
Sich ſchmeichelnd einſtiehlt in ſein ſtolzes Herz.

Bonnivet.

Ich weiß nicht, gnäd'ger Herr; nur ſchickt nicht mich:
Mein Anblick, glaub' ich, wäre Gift für ihn,
Wie mir der ſeine.

König.

Du haſt Recht; ich will
Mit meiner Mutter ſprechen.

Bonnivet.

Eure Mutter,
Die Herzogin, iſt nicht mehr in Paris;
Sie will vom Hofe, ſchreibt ſie, ſich zurückziehn.

König.

Sie hätt' es ſollen ehe thun; ſo ſtünde
Wohl Manches beſſer.

Bonnivet.

Gnäd'ger Herr, ich wüßte
Wohl einen Abgeſandten — 's iſt 'ne Dame;
Ich weiß nicht, ob ich reden darf?

König.

Sprich, ſprich!

Bonnivet.

's giebt eine Dame, die der Herzog einſt

Weit mehr geliebt, als er ſich ſelbſt und ihr
Jemals geſtanden: eine Dame, Herr,
Von der ein Laut, ein einz'ger halber Blick,
Mit der Erinnrung wundervollem Zwange
Sein Herz bewältigt —

König.

Ich errathe, wen
Du meinſt: Du meinſt Diana von St. Foix.

Bonnivet.

Ihr habt's geſagt.

König.

Ach lieber Bonnivet,
Ich ſtehe mit Dianen nicht ſo ganz,
Wie Du wohl meinſt. Seit jenem erſten Abend,
Da ſie Verzweiflung, Einſamkeit und Noth,
Ja, ſag' ich's frei: Vergeſſenheit der Sinne,
Mir in die wolluſtheißen Arme warf,
Hat nie ein Blick von ihr mich mehr erfreut.
Kein Lächeln, Bonnivet, kein halber Gruß,
Kein Neigen ihres Hauptes, kein Verzeihn
Ward mir zu Theil; ſie ſchweigt zu meinen Bitten,
Zu meinen Schwüren, meinen Drohungen.
Ich glaube, Bonnivet, ſie haßt mich! Dies ertrug ich,
Als eine Strafe, weil ich Wolluſt ſtahl.

Wo man die Gunſt des Herzens mir verweigert,
In ſtiller Hoffnung, daß vereinſt die Zeit
Und mein gemeßnes, ehrerbiet'ges Thun
Zu milderm Schluß ſie endlich ſtimmen würde.
Es iſt umſonſt! — Ich glaube, Bonnivet,
Diana haßt mich. Wenn mein Glück, mein Heil,
Mein Reich und Alles, ja mein Leben ſelbſt
Gefeſſelt wär' an einen einz'gen Wink
Von Einem Finger ihrer kleinen Hand:
Bei Gott, ich glaube, Bonnivet, ſie rührte
Den Finger nicht! — Schickſt Du ſie noch zu ihm?

Bonnivet.

Ja, gnäd'ger Herr. Sei Alles, wie Ihr ſagt,
Ja ſei's noch ſchlimmer, als Ihr ſagt: ich kenne
Dianens Herz! Sie iſt höchſt edelmüthig,
Iſt ſtolz und kühn, zum Seltſamen geneigt.
Hat nun die Gunſt, mit der Ihr ſie beehrt,
(Wiewohl dies ganz unglaublich) ſie beleidigt,
So wird ſie es für eine Rache halten,
Aus lauter Stolz, aus lauter Großmuth, Eure
Fürſprecherin bei Eurem Feind zu ſein.
Es wird ihr ſchmeicheln, Gutes dem zu thun,
Von welchem ſie, nach ihrer ſchlechten Einſicht,
Böſes empfangen. Hiezu rechnet noch

(Wenn dies zu ſagen mir geſtattet iſt)
Dianens eigne Liebe zu Bourbon.
Ja, ſeid nicht bös, es muß heraus — ich glaube,
Diana hat den Herzog ſehr geliebt,
So ſehr, mein König, daß der Aerger, ſich
Von ihm verſchmäht zu ſehen, höchſt vermuthlich
Der beſte Kuppler meines Königs war.
Drum ſchickt Dianen zu Bourbon! Die Frauen,
In ſolchen Sachen, fühlen fein und tief,
Und eiferſüchtig ſind ſie, wie der Satan
Auf eine Seele, auf des Liebſten Ruhm
Und ſeine reine ritterliche Ehre.
Diana, ſag' ich, ſieht den Flecken wohl,
Den der Verrath auf ihres Ritters Schild
Geworfen: ſollte ſie die Thränen ſcheun,
Die Litanein, Kniebeugungen und Bitten,
Wenn es die Ehre des Geliebten gilt,
Ihn abzulenken von dem Pfad der Schande,
Zurück zu Euch?

König.

Es ſei, ich will's verſuchen,
Ich will Dianen an den Herzog ſenden;
Sie hat 'ne ſüße Stimme! Möge ſie,
Dann eine fromm gewordene Sirene,

Aus des Verderbens Strudel ihn zurück
An meinen königlichen Busen ziehn! —
Ich will Dianen selbst ersuchen. Doch
Für jeden Fall sei unser Heer gerüstet,
Und während sie, der frommen Taube gleich,
Die nach dem Oelblatt durch die Wüste fliegt,
Mit scheuem Flug vor unserm Heerzug flattert,
Sei unser Schwert gelockert, um als Blitz,
Im schlimmsten Fall, die Wolken zu zerreißen!
Ich will sie bitten.

(Ab.)

Bonnivet.

Bitte sie! o thu's!
Sei doch so gut! — Ich glaube selbst, die Dirn
Ist dumm genug, in dieses Netz zu gehn.
Der König ist ein schlechter Herzenskenner,
Der sich auf Nebenbuhler nicht versteht.
Bourbon ist nicht der weichgewöhnte Mann,
Der sich von Weiberthränen rühren läßt;
Am Wenigsten, wenn es die Thränen sind
Desselben Weibs, das er geliebt, und das
Ein Andrer ihm verführt. O er wird rasen,
Wenn er sie sieht, bittend für seinen Feind,
Für ihren Buhlen! — Denn nicht Jeder weiß,

Daß Seine Majeſtät kein Glück gemacht
Bei dieſem Fiſchblut. Wohl! ſo gehe ſie,
Daß hoch in Wogen ſchwillt der Zorn Bourbon's!
Verſöhnung zwiſchen ihm und König Franz
Sei unerreichbar in den ferniſten Winkel
Des Firmaments gebannt! Das iſt mein Wille,
Und dazu ſei Diana ihm geſandt.
Denn käme je Bourbon zurück, und ſtiege
Aufs Neue hier ſein funkelndes Geſtirn,
So ſinkt in Nacht das Irrlicht Bonnivet's.

(Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Lager vor Paris. Das Innere von Bourbon's Zelt.

(Bourbon. Pomperant.)

Bourbon.

Und gab der Kaiſer ſelbſt Dir den Beſcheid?

Pomperant.

Nein, gnäd'ger Herr, ich ward nicht vorgelaſſen;
Der Kaiſer, hieß es, wäre ſehr beſchäftigt.
Ich müßte warten.

Bourbon.

Und Du warteteſt?

Pomperant.

Ja, gnäd'ger Herr, und ging zum zweiten Mal.
Und wieder hieß es, Seine Majeſtät
Sei ſehr beſchäftigt. Drauf, zum dritten Mal,
Schalt man mich aus: warum ich ehe nicht

Gekommen ſei; jetzt ſei der Kaiſer fort,
Ich müſſe warten bis zur Wiederkehr.
Als ich darauf, wie Ihr mir anbefohlen,
Ein wenig heft'ger ward mit meinen Bitten:
Ihr hättet, ſagt' ich, auf des Kaiſers Wort,
Für ungewiſſe, nur verſprochne Dinge,
Den gegenwärtig ſicheren Beſitz
Dahingegeben; ſtändet ſchon im Feld,
Ja ſchon, indeß wir in der Hofkanzlei,
Nach ſpan'ſcher Art, noch um Formalien
Und Titel ſtritten, bötet Ihr vielleicht
Die tapfre Bruſt dem Tode ſchon entgegen;
Ob's billig ſei, mit einem ſolchen Mann,
Wie mit des Reiches Kammerknecht, zu handeln,
Und ihn, den man zu theuer nie erkauft,
Herabzuhürten unter ſeinen Preis:
Nachdem ich dies und Aehnliches geſagt,
Beſcheidentlich, doch freilich etwas warm:
Da, gnäd'ger Herr, wie man mit kleiner Habe
Sich einen Bettler abzukaufen ſucht,
So warf man endlich den Beſcheid mir hin:
Des Kaiſers Majeſtät ſei viel zu gnädig,
Um jeden Punkt des früheren Vertrags
Nicht auch noch jetzt getreulich zu erfüllen.

Wiewohl nicht Alles ſich ſo ganz ereignet,
Wie man gehofft: doch ſei es dringend nöthig,
Daß Ihr zuvor in einem offnen Kampf
Mit König Franz die Aendrung Eures Sinnes
Und daß Ihr's redlich mit dem Kaiſer meint,
Ganz unzweideutig an den Tag gelegt.
Man hätte drum den oberſten Befehl
Des kaiſerlichen Heeres Euch vertraut;
So hättet Ihr nun die Gelegenheit
Und Eures Amtes ſei es nun, zu zeigen,
Daß Ihr des Kaiſers rechter Feldherr ſeid. —

Bourbon.

Was ſagte man von meiner Braut, Lenore
Von Portugal?

Pomperant.

Man ſagte, dieſe Zeit,
Da eben Europa, athemlos und bleich,
Auf der Kanonen grimm'gen Donner horcht,
Sei nicht zu ſüßem Liebesgeſchwätz gemacht;
Es ziemte ſich des Kaiſers Schweſter nicht,
An Luſtgelag und Ehebund zu denken,
Indeß Ihr Bruder in der Feldſchlacht würfe
Um dieſes Erdballs einzgen Preis.
Auch ſei gewiß mein gnäd'ger Herzog ſelbſt

Ein viel zu edler, ritterlicher Herr,
Um als Geschenk vom Glücke nur zu nehmen,
Was jeder Ritter, wenn auch nicht verdient,
(Weil's nicht verdienbar) gerne doch erringt
Durch eigne Thaten: seiner Dame Hand.

Bourbon.

Nun, ist's nur das, so mag Frau Leonore
Den Wittwenschleier abthun! König Franz
Hat, tollen Muths, die goldpapiernen Ritter,
Die zarten Herrn vom Ballsaal und Turnier,
Die Lautrec's, mein' ich, und die Bonnivet's
Und all das andre zierliche Gesindel,
Das sich bei Hof die seidnen Schuh' zertritt,
Und gegenüber in die Schlacht geführt.
Nicht dieser Tag soll enden, Pomperan,
So spricht der Kriegsgott zwischen mir und ihnen
Sein blutig Recht.

Pomperant.

Und kennt Ihr seinen Spruch?
Seid Ihr des Ausgangs sicher, gnäd'ger Herr?

Bourbon.

Des Ausgangs, ja; wenn auch des Sieges nicht.
Seh, las zum Angriff blasen!

Pomperant.

Gnäd'ger Herr,
Wie ich vernahm, wird König Franz noch heut
Euch einen Boten senden ...

Bourbon.

Fort mit ihm!
Ich nehme keine Boten Frankreichs an.

Pomperant.

Wie, gnäd'ger Herr? Wollt Ihr's nicht besser machen
Mit Eures Vetters Abgesandten, als
Der Kaiser es mit Eurem hat gemacht?
Noch sagt' ich Euch bei Weitem Alles nicht,
Und noch bei Weitem nicht das Bitterste,
Was mir am Hof des Kaisers widerfuhr!
Denn nur mit Worten hab' ich Euch erzählt
Die Worte selbst, die ausgesprochnen Reden:
Doch könnt' ich Euch Accent und Miene zeigen,
Den scheuen Ernst, die vornehm kalten Blicke,
Die Runzeln, Herr, und dieses Achselzucken —
Könnt' ich dies malen, o bei Gott, Ihr ließet
Des Königs Boten vor.

Bourbon.

Nein, sag' mir Alles

Was waren es für Mienen? was für Blicke?
Ich will es wiſſen, ſag' mir Alles?

Pomperant.

Herr,
Läßt ſich ein Strom auch malen, wie die Welle,
Geſchwätzig ſonſt, voll muntrer Melodie,
Vom Froſt gebannt, allmälig, nach und nach,
Zu ſtummem Eis, zu hartem Stein gefriert?
Was mir begegnet, ſagt am Beſten dies,
Daß ich Euch bitte: nehmt die Boten an.

Bourbon.

Nein, Pomperant! Und wenn's ein Engel wäre,
Der mit der Friedenspalme niederſteigt,
Und wollte Franz in härnem Büßerhemd
Vor meinem Zelte knieen — dennoch nein!

Pomperant.

O theurer Herr —

Bourbon.

Fort! laß die Hörner blaſen!
Wir haben lang genug, gleich tück'ſchen Katzen,
Uns in die Augen drohend nur geblickt:
Fort, fort zur Schlacht!

Pomperant.

Noch eine Stunde, Herr,

Nur eine Viertelſtunde, gnäd'ger Herr!
Des Königs Bote iſt ſchon in dem Lager —

Bourbon.

Hinaus mit ihm! ich laß ihn hängen!

Pomperant.

O mein Fürſt:
Wenn Ihr mich jemals treu und wahr erfunden,
Wenn ich in jener mörderiſchen Nacht,
Da Ihr aus Frankreich als ein Flüchtling gingt,
Mit eigner Hand den Degen Bonnivet's
Von Euch gewendet, hört mich, theurer Fürſt!
Der Bote iſt im Lager — vor dem Zelt —
Ja, tödtet mich, wenn's Euch beliebt: iſt hier!

(Er führt Diana in das Zelt und geht dann ſelbſt raſch ab.)

Bourbon.

Wer ſeid Ihr, Dame?

Diana.

Eine Abgeſandte
Von König Franz von Frankreich.

Bourbon.

Ei fürwahr,
Sind Männer jetzt ſo rar bei ihm geworden,
Daß er ſich hintern Weiberrock verſteckt?
Lebt denn Madame Bonnivet nicht mehr?

Das iſt, bei Gott! kein ſchlechter' Weib als Ihr,
Trotz ſeines Barts und ſeiner Straußenfedern
Auf goldnem Helm.

Diana.

Dem König iſt bekannt,
Welch wilder Ingrimm Eure Seele füllt,
Und daß Ihr Euch mit hohem Schwur vermeſſen,
Ihr wollet jeden Boten, den er ſchickt,
Mit ekler Schmach verhöhnen oder tödten.

Bourbon.

Wißt Ihr das auch? und wagt Euch doch hierher?
Meint Ihr vielleicht, daß meine Schwüre auch
Nur Kinderpoſſen?

Diana.

Nein, durchlaucht'ger Herr:
Der König ſchickt mich, weil ein Weib ich bin,
Weil von der einſt'gen ritterlichen Tugend,
In welcher Ihr das Muſter wart der Welt,
Euch doch vielleicht ein kleiner Reſt geblieben,
Der eines Weibs Euch ſchonen heißt! — So komm' ich,
Mit keinem Herold, keinen Reiſigen,
Von keinem Banner Frankreichs ſtolz umrauſcht,
Ohn' allen andern Schutz, als mein Geſchlecht.
Wollt Ihr ein Weib auch tödten, gnäd'ger Herr?

Wollt Ihr es auch verſpotten und mit Schmach
Es heimwärts ſenden in des Königs Zelt?

Bourbon.

Ich hör' Euch, ſprecht!

Diana.

Doch ach, mit welchem Ohr,
Mit welchem Herzen hört Ihr, gnäd'ger Herr?
Iſt's nicht ein Ohr, das, eh' es noch gehört,
Niemals zu hören den Entſchluß gefaßt?
Iſt's nicht ein Herz, das jeden kleinen Eingang
Zu ſich verriegelt und verſchloſſen hält,
Als wär's ein Feind, der an der Pforte ſteht,
Mit leiſen Worten Eingang ſich erfleh'nd?
Macht mich nicht muthlos, theurer Herr! Verſchließt
Nicht Euer Herz ...

Bourbon.

Herz! Herz! und nichts als Herz!
Ihr ſeid wohl eine Mäklerin mit Herzen,
Daß Ihr ſo laut nach Eurer Waare ſchreit?
Mißbraucht nicht die Geduld, die unwillkommne,
Die Eur Geſchlecht mir abtrotzt, nicht Ihr ſelbſt:
Sprecht kurz und — geht!

Diana.

O hätt' ich jene Sprache,

Noch jener Stimme längſt verſchollnen Klang,
Der Eure Seele einſtmals hat bewegt!
Schon einmal ſtand ich, eine Bittende,
Vor Euch und fand ein milderes Gehör:
O daß ein Hauch von jenen Worten noch
In dieſem Mund lebendig wär' geblieben!
Daß ich noch heut —

Bourbon.

Das iſt ein frommer Wunſch
Und manche Jungfer hat ihn ſchon gethan:
Ach, wäre nicht geſchehen, was geſchehn,
Was wollt' ich noch für eine Jungfer ſein!

Diana.

Ihr ſprecht nicht gut, mein edler Herr! Wohl freilich
Iſt eine ſchwere Zeit hinabgeſtiegen
Für Euch nicht weniger, als auch für mich:
Und ſchuldlos blieben weder ich noch Ihr.
Wenn Ihr Euch rein fühlt, werft den Stein auf mich;
Ich will nicht richten, weß die größre Schuld,
Daß ich nicht beſſer heute vor Euch ſteh'! —
Doch bitt' ich nicht für mich! Ich that's einmal,
Ich ſtand einmal, ein junges, blödes Kind,
Geſenkten Auges, mit verſchämtem Mund,
Vor Euch und bat — Ihr hörtet mich — o damals

Lag keine Schlange noch vor Eurem Ohr,
Ihr hattet noch ein Herz, mich anzuhören ...

Bourbon.

Damals war Vieles anders; sprecht von heut:
Heut heißt der Mann, der ewig Recht behält.

Diana.

Wohl, gnäd'ger Herr! Und doch muß ich zurück
An jenen Tag mich fort und fort erinnern;
Wie trüg' ich sonst das Lodern Eures Auges,
Wie diese Runzeln Eurer edlen Stirn,
Wie diesen Groll, der heut, mit grimmem Stöhnen,
Erdbeben gleich, Eur innerst Herz durchbebt:
Säh' ich vor meines Geistes Auge nicht
Den Mann noch immer, welcher damals sich
Mit sanftem Mitleid, zärtlicher Geduld
Eines verlaßnen, armen Kinds erbarmte!
Damals, mein gnäd'ger Herr, bat ich für mich —

Bourbon.

Ei ja, ei ja, wie war doch das Histörchen?
Ich hab' ein schlecht Gedächtniß — war's nicht so:
Ihr batet mich für Euch und gegen den,
Für den Ihr heute bittet? War's nicht so?
Ei ja, das ist ein Unterschied!

Diana.

Wen meinet Ihr?

Bourbon.

Nun, für den König, mein' ich, Euren Schatz:
Verſteht Ihr nicht?

Diana.

Was iſt der König mir?!
Nicht für den König bitt' ich — dürftet Ihr
Nur Einen Blick thun in dies arme Herz,
Ihr wüßtet dann, bei Gott, daß ich für ihn
Nicht bitten kann! Nein, theurer Herr, für Euch:
Euch ſelbſt verklag' ich bei Euch ſelbſt, ich bitte
Bei Euch für Euch; Ihr ſeid der Unglückſel'ge,
Um deſſen Rettung ich zu Euch die Hand
Weinend erhebe — nur um Euch, mein Fürſt!
Was gilt mir Franz? Meint Ihr, daß ich um ihn
In dieſes Lagers kriegriſches Gewühl
Den mädchenhaften Fuß geſetzt? Um ihn
Den frechen Blicken Eures wilden Heeres
Mein Antlitz preisgegeben? Mich um ihn
Zu einer ſchamlos Bettelnden erniedrigt?
Nur Einer lebt in Gottes weiter Welt,
Um den ich dies und Härtres noch geduldet:
Und dieſer Eine — O ſieh her, Bourbon!

Ich beug' mein Knie, ich küsse Deine Hand:
Hab' Mitleid mit Dir selber! Reiße nicht
Dir selbst den Lorbeer von der eignen Stirn!
Zerbrich nicht selbst Dein ritterliches Bild,
Die stolze Säule Deines Ruhmes nicht,
Die gleich der Säule eines Heiligen
In meinem Herzen aufgerichtet stand —
Der Heil'ge Du, zu dem ich betete,
An den mit tausend heimlichen Gedanken
Mein Herz sich hing — fest hing, auch damals noch,
Da Du's zertreten auf die Straße warfst!
O kehr' zurück, erbarm' Dich, kehr' zurück!
Steck' ein das Schwert, das Du gezückt hast! kehre
Zurück, mein Herzog! wolle nicht mit Blut
Den allzusicheren Verrath besiegeln!

Bourbon.

Ihr seid mit einem Male sehr beredt,
Gnädige Frau! Es wäre gut gewesen,
Wenn damals schon, in jener Stunde, mein' ich,
Da Ihr gewählt habt zwischen Franz und mir,
Ein Tröpfchen nur hervorgerieselt wäre
Von dieser Sündfluth allerliebster Worte,
Die Ihr umsonst auf einen Stein heut gießt.
Ihr habt recht zugelernt seit jener Zeit,

Euch recht gebildet — warum ſchwiegt Ihr da?
Warum verrieth kein Augenblinzeln damals,
Was Ihr mit ausgeſprochnen Worten heut
Zu Markte tragt? Man ſah es Euch nicht an,
Daß Ihr noch einſt ſo lebhaft werden könntet.

Diana.

Ich ſchwieg, weil Du ſchwiegſt — rühre nicht an dies,
's iſt eine Wunde, drin dein Name ſteht!
Und ſchwieg ich damals, warum ſchwiegſt auch Du?
Warum zerriſſeſt meine Briefe Du
Und ſchickteſt ſpottend meine Boten heim,
Als Du doch wußteſt, daß um meine Seele
Gewürfelt ward, und auf der weiten Erde
Ich keine Hoffnung hatte, als nur Dich?
Doch will ich ſelber tragen meine Schuld:
Zu rächen mich an Dir, der mich verſchmäht,
In blinder Wuth, gleichwie geſchloßnen Auge
Ein Raſender ſich in den Abgrund wirft,
So in den Arm der Schande warf ich mich,
Gift war mein Kuß, und meine Liebe Haß! —
Dies iſt vorüber! und um Andres heut
Fleh' ich zu Dir, feſt an Dein Herz mich klammernd.
Denn nur mich ſelber galt es damals: heut,
Heut gilt's ein andres unglückſel'ges Weib,

Das weinend ſo und gramgeſchlagner noch,
Als Aermſte ich! zu Deinen Füßen liegt.
Ja wer bin ich? wen grämt mein Unglück? wer
Betrübt mein Tod? wen hab' ich zu verlieren?
Ich bin ein einſam und verlaßnes Weib:
Ein andres liegt, 'ne Mutter vieler Kinder,
Nach deren Häuptern Du Dein Schwert erhebſt,
Wie Niobe einſt vor Apoll's Geſchoß,
Vor Dir im Staub; ein andres armes Weib
Erhebt zu Dir ſein flehend Angeſicht,
Von Schmerz und Scham erröthend über Dich:
Es iſt Dein Frankreich! iſt Dein Vaterland!
Heb' auf den Fuß, tritt mich! tritt mich! nur ſchon
Die Heilige, die Dich ans Licht gebar!
Sieh hin, ſie rauft ihr ſchwarzes Lockenhaar,
Sie ſchlägt die Brüſte, welche Dich genährt,
Sie ringt die Hände, welche Dich beſchenkt —
Nicht Deine Mutter tödte!!

Bourbon.

Still! ſei ſtill!
Nicht Frankreich iſt, der König iſt mein Feind:
Ich bin im Krieg, ich tödte meinen Feind.

Diana.

Nein, nein, Bourbon! den König triffſt Du nicht:

Sind's ſeine Saaten, iſt ſein goldnes Korn,
Die Deiner Roſſe ſchnöder Huf zerſtampft?
Sind es des Königs krausgelockte Söhne,
In deren warme, blutbefleckte Leiber
Dein durſtend Schwert ſich einen Eingang bohrt?
Iſt es des Königs, Deines Feindes Blut,
Was ſich in Strömen durch die Fluren wälzt,
Von Dir vergoſſen und den Deinen? Fühlt
Dein Feind, der König, dieſer Städte Brand? —
Ich gebe Dir den König preis: erwürg' ihn
Beim Abendmahl! und, beim allmächt'gen Gott,
Ich will Dir's danken und den Mord auf mich
Und meine Seele nehmen — Aber Frankreich,
Frankreich verſchone!

Bourbon.

Still, Du machſt mich wild.
's iſt eine Kugel: wen ſie trifft, den trifft's:
Krieg iſt nicht anders; den Unſchuldigen
Verdirbt er mit dem Schuld'gen!

Diana.

Es iſt Frankreich —
Fühlſt Du nicht, was das heißt? Dein Frankreich! Frankreich,

Dein Vaterland, das Du erſt groß gemacht,
Und das Du nun ſelbſtmörd'riſch willſt vernichten!
Geh' hin und morde — 's iſt franzöſiſch Blut,
Daſſelbe Blut, das Deine Adern füllt,
Das Dich erwärmt, Dich ſtark macht, Dich belebt,
Und das jetzt dampfend Dir vom Degen tropft!
Es ſind Franzoſen — Deine Sprache iſt's,
In welcher Du Dein erſtes Wort geſtammelt,
Mit der ſie jetzt umſonſt um Gnade flehn
Und, weil ſie es umſonſt thun, Dich verfluchen!
Geh' hin und ſtürme, ſchleudre ſiedend Pech
In unſrer Städte heimatliches Dach —
Es ſind die Städte Deines Vaterlands,
Dieſelben Städte, die wie Bräute ſonſt
In frohem Feſtſchmuck Dich willkommen hießen,
Wenn Du zurückkamſt, der Du ſie beſchützt!
Zu Wittwen mach' die Schweſtern Deiner Mutter!
Reiß' auf die Gräber Deiner Ahnen! tödte
Den armen Säugling in derſelben Wiege,
Die Dich gewiegt! Flicht Lorbeern um Dein Haupt,
Die aus der Schande Deines Vaterlandes
Emporgewachſen! Ah, Bourbon, Bourbon,
Bei dem Allmächtigen beſchwör' ich Dich:
Noch iſt es Zeit, kehr' um!

Bourbon.

Es iſt zu ſpät:

Ich kann nicht mehr.

Diana.

Iſt dies Dein letztes Wort?
Stoß' mir Dein Schwert grad mitten durch die Bruſt —
Nur ſei ein Menſch! erbarm Dich Deines Landes!

Bourbon.

Es iſt zu ſpät!

Diana.

Nichts iſt zu ſpät, noch haſt Du
Nur halb den fürchterlichen Schlag gethan,
Noch trafſt Du nur den König, Deinen Feind,
Noch nicht Dein Frankreich, nicht Dein Vaterland!
O Himmel und Erde! hörſt Du nicht? Es iſt
Dein Vaterland —!

Bourbon.

Genug! Dies wird zu lang.
Ich mag nichts weiter hören. Geh.

Diana.

Nun denn:
Weil Du den Schoos ſchlägſt, welcher Dich gebar,
Weil Du Dein heilig Vaterland verräthſt

Und Dich zum Scheim an Deiner Mutter machst,
So ſpricht der Genius meines Vaterlandes
Von meinen angſtentſtellten Lippen ſo:
Sei Du verflucht von nun in Ewigkeit!
Verflucht, Du frecher, mißgerathner Sohn,
Du muttermörderiſches Kind! Gott kehre
Von Dir ſich ab in Deiner Noth, wie Du
Von Deinem Vaterlande Dich gekehrt!
Du ſollſt ein Spott der Menſchen werden —

Bourbon.

Weh,
Suſanne, weh!

Diana.

Wenn Du am Ziel Dich glaubſt,
Zu dem Du Dich gemordet und gelogen,
Dann vor dem Mund verwelke Dir die Frucht,
Daß Du beſchämt in ekle Aſche beißeſt!
Stirb unter Fremden, ein verfehmter Mann,
Von dem die Reinen ihre Hände wenden!
Dein Leichnam ſei ruhlos: er ſoll nicht finden,
Wo er in Frieden liegen darf, weil Du
Dein Vaterland verrathen und verkauft!
Und ſo aus eines armen Mädchens Mund,
Mit gottvernommnem, unlösbarem Fluch,

Sei Du verflucht! verflucht! verflucht! — Und nun
Ihr Blitze des Himmels, tödtet ihn und mich!

(Ab.)

Bourbon

(nach einer langen Pauſe).

He, Pomperant! Hörſt Du nicht? Pomperant!

(Pomperant kommt.)

Laß alle Trommeln raſen! Mann an Mann,
Die Schwerter kreuzweis auf die Bruſt geſetzt,
Der Sohn dem Vater — vorwärts, in die Schlacht!
Krieg, Krieg! Laßt die Kanonen donnern — Krieg!
Gradaus die Speere! vorwärts! in die Schlacht!!

(Beide ab. Trompeten. Schlachtlärm.)

Zweite Scene.

Schlachtfeld von Pavia.

(Schlachtmuſik. Hin- und wiederziehende Truppen. Kriegslärm. Dann tritt Bonnivet mit Soldaten auf.)

Bonnivet.

Der Kampf ſteht übel; unſre Truppen fliehn,
Die edlen Ritter ſinken, Blumen gleich,
In ihrer Rüſtung reichgeſchmückter Pracht,
Im Tode lächelnd — doch ſie ſinken! Weh,

Dies wird ein übler Tag! Wär' er zu Ende,
Und dürft' ich nie den Morgen wieder ſchaun!
Wo iſt der König? Dorthin! haltet Stand!

(Indem er mit den Soldaten abgehen will, tritt ihm Pomperant mit Truppen des Bourbon entgegen: Gefecht, in welchem Alle abgehen. Dann Fanfare. Bourbon und Pomperant, von verſchiedenen Seiten, treten auf.)

Bourbon.

Wie ſteht die Schlacht?

Pomperant.

Gut, mein durchlaucht'ger Herr,
Die Feinde weichen; Euer Banner weht
Hoch über Frankreich. In der Mitte nur
Wogt noch der Kampf, zu Euch ſich neigend: dort
Steht Jürg von Frundsberg noch mit ſeinen Deutſchen:
Und wie ein Bär, der nur zum Zeitvertreib
Mit übermüth'gen jungen Hündchen ſpielt:
Er läßt ſich beißen, an dem Fell ſich zauſen;
Dann aufgerichtet plötzlich, brummt er laut,
Die Tatze hebt er, kraut ſich noch zuvor,
Dann, ſchweren Schlags, zerſchmetternd fällt ſie nieder:
So Jürg von Frundsberg mit dem deutſchen Volk,
Die breite Bruſt des Feindes Andrang bietend,
Ein Fels im Meer!

(Trompeten.)

Der Sieg iſt Euer, Herr!

Bourbon.

Du, ſag' mir hurtig, eh's zu Ende geht:
Im ganzen Felde ſuch' ich Einen Mann,
Nach deſſen Herzblut meine Seele brennt:
Haſt Du den Schurken Bonnivet geſehn?

Pomperant.

Ja, gnäd'ger Herr.

Bourbon.

Wo iſt er? Sprich'

Pomperant.

Er fiel

Von meinem Schwert.

Bourbon.

Fiel? alſo todt? O ja,
Mein Hirſch läuft gut! — Er fiel doch auf der Flucht?
Ich bitte Dich: fiel er nicht auf der Flucht
Mit einer ſchnöden Wunde auf dem Rücken?

Pomperant.

Nein, gnäd'ger Herr. Er ſtarb 'nen guten Tod;
An ſeines Königs Seite fiel er...

Bourbon.

Bonnivet!
Ein Schuft ganz ohne Gleichen! und er fällt
An ſeines Königs Seite! einen Tod,

Um den die Engel Gottes ihn beneiden!
O Neid des Glücks! — Wenn Ihr den Leichnam findet...
Nein, nein, Bourbon! das nicht! Er fiel als Mann...
Wenn Ihr den Leichnam findet, Pomperant,
So laßt ihn ganz nach seinem Rang bestatten.

(Bourbon und Pomperant nach verschiedenen Seiten ab. Steigender Kriegslärm; Flüchtlinge. Der König, mit geschlossenem Visir, tritt auf, fechtend mit Pomperant, einem kaiserlichen Offizier und Andern. Gleich darauf kommt von der andern Seite her Bourbon.)

Offizier.

Ergebt Euch!

König
(fechtend).

Nimm erst den!

Pomperant.

Ihr seid zu schwach,
Eins gegen Viele; streckt den Degen!

König
(überwältigt, in Gefahr niederzusinken, indem er das Visir emporschlägt).

Halt!
Alles verloren, nur die Ehre nicht!
Ich bin der König! Halt!

Bourbon
(indem er das Knie vor ihm beugt und einen Versuch macht, seine Hand zu küssen).

Durchlaucht'ger Herr,
Ihr seid in Haft des Herzogs von Bourbon.

König.

Ich kenne keinen Herzog von Bourbon. —
Iſt hier nicht wo ein gut kathol'ſcher Chriſt
Und Edelmann von altem, reinem Blute,
Daß ich an ihn mein Schwert kann geben?

Offizier.

Hier,
Gnädigſter Herr: ich bin ein Edelmann
Aus Alt-Caſtilien.

König.

So nimm mein Schwert,
In Deine Hand geb' ich mich zum Gefangnen:
Führ' mich ſogleich zu dem hiſpan'ſchen Corps.

Offizier.

Platz, Platz dem Könige von Frankreich, meinem Gefangenen!

(König und Offizier ab. Nach einer kleinen Pauſe kommt von der andern Seite Bayard, ſterbend, von einigen Soldaten hereingetragen.)

Bourbon.

Weh, welche Laſt kommt dort?
Wen trägt man dort in gramgebeugtem Zug?
O es iſt Bayard! Bayard, theurer Herr!

Bayard.

Weß iſt die Stimme, die mit hohlem Klang
Ins Leben wieder den Geſtorbnen ruft?

Bourbon.

O theurer Herr!

Bayard.

Pfui, ſpricht da nicht Bourbon?
Iſt das nicht ſeine ſchimpfliche Geſtalt,
Die mir das letzte Reſtchen Sonne ſtiehlt?
Geh ſeitwärts, Schurke! ſprich mit Bayard nicht!

Bourbon.

Mein theurer Lehrer, mein geliebter Freund!
Ich küſſe weinend Deine Hand...

Bayard.

Thu's nicht! geh' fort!
Von meinem Leichnam hebe Dich hinweg!
Ich kann nicht ruhig ſterben, ſtehſt Du da
Und ſtarrſt mich an mit Deinem ſchnöden Blick.
Was? Zeuge will ein Schelm ſein, ein Bourbon,
Wo Bayard ſtirbt?

Bourbon.

Erbarmen, theurer Herr!
Seid nicht ſo hart...

Bayard.

Das iſt ein Strafgericht
Für meine Sünden, welches Gott mir ſchickt,
Daß meines Auges letzter, müder Strahl

Auf des Verräthers Angeſicht muß ruhn.
Ich bitte Dich — Wenn ich die Kraft beſäße,
Dich anzuſpeien, thät' ich's — aber nun,
Nun bitt' ich Dich: geh' von mir! geh' hinweg!
Laß mich in Frieden ſterben! Dein Geſicht
Nimmt mir die Ruh', zu ſterben!

Bourbon.

Höre mich,
Stirb nicht in Groll mit mir, o höre! höre!

Bayard.

Hinweg! und lege Deine ſchwarze Hand
Nicht an mein ſchuldlos, ſterbendes Gebein:
Iſt das die Hand nicht, welche Frankreich ſchlug?
Sie ſoll verdorren! — Bitte, bringt mich fort,
Auf einen andern Fleck —

Bourbon.

Bringt ihn zu mir,
In meinem Zelt will ich ihn pflegen —

Bayard.

Nein,
Das wolle Gott nicht, daß der alte Bayard
Sich pflegen läßt und ſeine Wunden heilen
Von dem, der Frankreich dieſe Wunden ſchlug!
Ich ſage Dir, es ſchaudert mich vor Dir;

Ich mag Dein Angeſicht nicht ſehen: ſei
Barmherzig, bitt' ich! tritt mir aus dem Weg!
Vergönn' mir einen andern kleinen Fleck,
Wo ich kann ſterben, ohne Dich zu ſehn!
's iſt meine letzte Bitte. — Tragt mich weg!

(Bayard wird fortgetragen. Adrian von Croy tritt auf.)

Adrian.

Viel Glück, Herr Herzog! in der That, viel Glück
Habt Ihr gehabt an dieſem ſchönen Tag;
Ich gratulir' Euch. König Franz iſt unſer
Gefangner.

Bourbon.

Mein Gefangner, allerdings.

Adrian.

Nein, gnäd'ger Herr! er iſt in Haft des Kaiſers;
Er hat vor Zeugen und mit lautem Wort
In eines kaiſerlichen Hauptmanns Haft
Sich ſelbſt ergeben.

Bourbon.

Und was folgt daraus?

Adrian.

Gnädigſter Herr, ich ward für dieſen Fall
Von meinem Hof mit Inſtruction verſehn ...

Bourbon.

Inſtruction für dieſen Fall? Nun wahrlich,
Man muß am Hof ſehr feine Naſen haben,
Daß man den Ausgang dieſer Schlacht errieth
Und für den Fall, den in Verſchwenderlaune
Das Glück uns ſchleudert in den offnen Schoos,
Schon mit Inſtructionen Euch verſah.
Und wohin lautet die Inſtruction?

Adrian.

Den König ganz in meine Hut zu nehmen:
Es würd' ihm, wie Eur Gnaden denken kann,
Nicht angenehm ſein, ſollt' er Euch begegnen.
Ich bitt' Euch drum, daß Ihr vermeiden wollt,
Der Majeſtät von Frankreich Euch zu nahn.

Bourbon.

Habt Ihr noch mehr? Ich ſeh's Euch an: Ihr habt.
Sprecht, Herr von Croy!

Adrian.

Wohlan, mein werther Herr:
Der Kaiſer läßt Euch brüderlich erſuchen,
Auf dem Verlöbniß mit Eleonoren
Von Portugal nicht länger zu beſtehn:
Denn große Hinderniſſe drängen ſich
Dazwiſchen, die Ihr ſelbſt vielleicht ermeßt.

Aus eignem Wiſſen ſetz' ich dies hinzu:
Beſiegte Feinde wurden öfters ſchon
Höchſt werthe Freunde: und ſo könnt' es ſein,
Daß König Franz, nach wohlgeſchloßnem Frieden,
Des Kaiſers ſehr geliebter Schwager wird.

Bourbon.

O ſeht, das paßt ja außerordentlich!
Mir ſelber ſtand das Freien nicht mehr an,
Ich habe Wichtigers im Sinn, als das.

Adrian.

Sehr möglich, gnäd'ger Herr. Und alſo wäre
Dies, allem Anſchein nach, für beide Theile
Die beſte Wendung.

Bourbon.

Wenigſtens für mich,
Mein Herr von Croy. Geht! —

(Adrian von Croy ab.)

Und iſt das mein Lohn?
Iſt das der Siegespreis, welchen man mir reicht?
Ha Tod und Teufel, ſo werd' ich belohnt?
Darum der Hölle mich verſchrieben? darum
Mein heil'ges Vaterland verrathen? darum?! —
Es ſei, wohlan! Dies iſt der Fluch der Zeit:
Den König erſt verrieth ich, nun verräth

Der Kaiſer mich — gieb Acht, gieb Acht, ich ſpiele
Die Karte wohl noch einmal Dir zurück!
Was? ſoll ich daſtehn, ein geprellter Aff,
Verlacht, verhöhnt, um meinen Preis betrogen?
Das nicht, das nicht! und ging' es um den Tod
Und meiner Seele ganze Seligkeit! —
Iſt dieſer Boden von Italien
Nicht herrenlos, die Beute zweier Kämpfer,
Von denen Keiner größres Recht, als ich?
Auf, auf nach Rom! — Geh hurtig, Pomperant,
Ruf' meine Söldner aus des Kaiſers Heer
Und biete Gold, daß auch der Reſt mir folgt!
Ich hab' noch einen neuen, wicht'gen Zug;
Du ſollſt mehr hören. Geh jetzt, ſammle raſch
Mein ganzes Volk! —

(Pomperant ab.)

Ich will nach Rom ziehn und
Aufs Capitol, die alte Burg der Welt,
Mein ſchwarz und gelbes Banner pflanzen — oder
Am Walle Roms renn' ich den Schädel ein.
Nur vorwärts! vorwärts! O das iſt 'ne Jagd,
In der der Teufel mich zur Hölle hetzt!
Nur immer vorwärts! Rom! friſchauf, nach Rom!

(Ab.)

Dritte Scene.

Paris. Gemach des Kanzlers Duprat.

(Duprat tritt ein.)

Kanzler.

Dies Trauerſpiel geht etwas raſch zu Ende!
Die Herzogin, des Königs Mutter, wird
Fromm, eh' ſie grau wird; das iſt curios.
Sie ſchreibt, ſie wolle in ein Kloſter gehn;
Das arme Kloſter! Wie es unſerm Herrn,
Dem luſt'gen Jungen, König Franz, ergeht
Mit ſeinen niedlich ausſtaffirten Rittern,
Das wiſſe Gott. Ja, wenn es Mädchen wären,
Die ſie erobern ſollen! Gott ſei Dank,
Daß ich kein Ritter oder Landsknecht bin!
Jetzt iſt die Haut die wärmſte, die man trägt. —
Fräulein Diana iſt von ihrer Sendung
Zu dem neumod'ſchen Holofernes nicht
Zurückgekehrt; man weiß nicht, wo ſie ſteckt.
Vielleicht, daß ſie, nach ächter Frauenweiſe,
In einer raſchen Witterung des Glückes
Bei ihm geblieben! Ihre Mutter iſt
Aus Uebermuth nun gar verrückt geworden —
Das iſt der Gipfel wirklich der Verrücktheit,

Verrückt zu werden blos aus purem Glück,
Aus purer Freude! — Das paſſirt mir nicht,
Ich freu' mich über nichts; da bin ich ſicher.
Nun liegt ihr Sohn mit Murren mir im Ohr;
Das iſt ein wüth'ger, widerlicher Burſch,
Er macht mir heiß mit ſeinen Redensarten.
Ich muß auf Mittel ſinnen, ganz geheim,
Aus meiner Nähe ihn hinwegzuſchaffen.

(Robert tritt ein.)

Nun, junger Freund, wie ſteht's? Habt Ihr geleſen,
Was ich Euch ſchrieb? und habt Ihr eingeſehn,
Daß ich unſchuldig an dem kleinen Schaden,
Den Eure Schweſter hier bei Hofe nahm?
Seht mich doch an: bin ich der Mann dazu,
Ein ſchönes Kind noch zu verführen? he?
Ich bin der einz'ge gute Mann bei Hof,
Das Andere ſind alles Schelme. — Nun,
Antwortet doch: habt Ihr nicht eingeſehn,
Daß Niemand, als Bourbon, an Allem Schuld?
Er raubte ſie, er brachte ſie hierher:
Erſt an den König hat er ſie verkauft,
Und höchſt vermuthlich hat er ſie nun ſelbſt.

Robert.

So habt Ihr nichts Gewiſſes, alter Schelm,

Wo meine Schweſter blieb, und warum ſie
Von ihrer Botſchaft nicht zurückgekehrt?

Kanzler.

Gewiſſes, lieber Junge? iſt's nicht Krieg?
Und ſollen Briefe ſichrer gehn, als Mädchen?
Wer jetzt neugierig iſt, der gehe ſelbſt,
Vorausgeſetzt, daß er kein Mädchen iſt.
Denn Mädchen, ſeht, die bleiben beim Bourbon!

Robert.

Und meint Ihr wirklich, daß ſie bei ihm iſt?

Kanzler.

Ich meine nichts, nichts auf der ganzen Welt,
Ganz, wie Ihr wollt.

Robert.

Sprich deutlich; meinſt Du nicht?

Kanzler.

Je nun, vielleicht hat ſie der edle Herzog
Bei ſich behalten, blos aus Chriſtlichkeit,
Damit ſie ihn ein Bischen beten lehrt;
Er iſt ein ſchlimmer Heide, in der That!
Wie? Lacht Ihr noch? Ihr glaubt's wohl nicht? Ich auch nicht.
Vielleicht auch liegt ſie jetzt in ſeinem Zelt
Und — denkt an ihren Bruder? — Schmeckt Euch das?
Warum kehrt Ihr Euch ab? und warum ſeufzt Ihr?

Robert.

Weh, weh, ich bin ein ſchuldbeladner Menſch,
Mit mancher läſterlichen That befleckt:
Doch ſchein' ich rein in Eurer Mitte mir,
Wie eines Kindes Seele! — Meine Mutter
Iſt toll geworden —

Kanzler.

Tröſte Dich, mein Kind:
Die Welt verliert nicht eben viel dabei.

Robert.

Diana, meine Schweſter, dieſes Pfand
Der ew'gen Gnade, mir ein Stern zu ſein
In meines Lebens ſündenvoller Nacht,
Ward mir verdunkelt und verlöſcht nun ganz.
Ich ſtehe einſam, Schelm mit Schelmen — was
Soll ich beginnen? Ohne Mutter, Schweſter,
Kein Weib, kein Kind, auf Gottes Welt kein Freund —
Ich bin es ſatt! Ich habe Luſt, mein Leben
An eine rechte Schurkenthat zu ſetzen:
Ich möchte Euch ermorden.

Kanzler.

Lieber Sohn,
Was hätteſt Du davon? Das iſt nichts Rechtes,
Ich bin ein alter, unſchuldiger Mann,

Ich ſterbe bald von ſelbſt. Nein: kitzelt Dich
Die Großmannsſucht; willſt Du Deine Sünden
Abwaſchen gern in fremder Leute Blut,
Was allerdings wirkſamer, als Weihwaſſer:
Willſt Du durch eine rechte wackre That
Auf einen Platz im Himmel abonniren
Und Dir auf Erden einen Ruhm bereiten,
Der an die Grenze reichen wird der Welt —
Ge, lieber Sohn! he, ſag' mir, weißt Du nicht:
Wo geht die Straße nach Italien?
Wo wogt der Krieg? wo ſteht das Zelt Bourbon's?
Wo liegt Dein allerliebſtes Schweſterlein
Und lacht und küßt und drückt ſich an ſein Herz?
Ans Herz Bourbon's — des Schurken, Landesverräthers,
Des Preisgegebnen und Geächteten?
Wo iſt ſein Herz? wo geht zu ſeinem Leben
Der Weg, ei ja? wo ſchlüpft die Degenſpitze
Behend hinein, nachbohrend bis ans Heft?
Da ſtehſt Du nun und kaust die Nägel — o,
Geh' doch ins Kloſter, werde Mönch, mein Sohn!

Robert.

Ich gehe, ja — o alter, grauer Schelm,
Haſt Du das wirklich ſelber ausgedacht?

Der Teufel danke Dir's! Fort! fort! ich kenne
Die Straße nach Italien!

Kanzler.

Sieh nur Acht,
Wenn Du ihm etwa unterwegs begegnest ...

Robert.

Ich werd' ihn finden, glaubt mir, alter Schelm'
Ihr ſollt von mir noch hören!

(Ab.)

Kanzler.

Gott ſei Lob,
Den unbequemen Burſchen wär' ich los.
Trifft er den Connetable, nun, ſo hab' ich
Durch ihn das liebe Vaterland befreit —
Das Vaterland, haha! Und ſtößt er nicht,
So holt der Teufel ihn! So oder ſo,
Mir iſt's Gewinn: die Andern alle gehen
Hilflos zu Grund — ich lache — lacht Ihr mit?
Ihr armen Mäuschen, he, ich hör' Euch piepen,
Ihr quickt und zwitſchert in der letzten Noth —
Ich lache, hört Ihr? Ein geſundes Lachen!
Ich werde ſicher recht ein alter Mann.
Nun will ich wieder an die Acten gehn:
Zwei Vatermörder ſollen gerädert werden,

Ich Diebe hängen, falſche Falſchmünzer an
Den Galgen kommen und ein Ketzer braten;
Das iſt doch die ſolid'ſte Unterhaltung.

(Ab.)

Vierte Scene.

Vor Rom.

(Sturmglocke. Schlachtlärm hinter der Scene. Römer und Römerinnen in wilder Flucht durcheinander rennend.)

Erſter Römer.

O armes Rom! weh! rettet, rettet, helft!
Bourbon, der Teufel, ſtürmt!

Zweiter Römer.

Fort! fort! Das Thor
Iſt ſchon in Feindes Hand —

Erſter Römer.

Links fort, den Graben,
Den Wall hinauf —

Dritter Römer.

Es iſt zu ſpät — die Ketzer
Sind in der Stadt — o Tag des Grams! o Tag
Der ew'gen Schmach für unſer heil'ges Rom!

(Verſchwindet. Die Römer flüchten ab. Bourbon, Benvenuto.)

Bourbon.

Führt' unſre Schützen dorthin! an die Brücke!
Der Wall iſt unſer! Schlagt das Thor entzwei!
Da bricht's! da fällt's! O Rom! Rom! ew'ge Rom!
Du biſt ein Apfel in der Hand Bourbon's.

Pomperant.

Gnädigſter Herr, die Wälle ſind erſtürmt,
Die Straßen ſterben und eſſen, unſre Scharen
Ergießen ſich mit wildem Ungeſtüm
Grad' in die Mitte dieſer heil'gen Stadt
Und rothes Blut quillt unter ihren Tritten.
Steurt ihrem Umfang, gnäd'ger Herr! verſammelt
Das losgelaſſne Heer und haltet ſelbſt
Den Siegesdrang in der Stadt der Welt!

Bourbon.

Ruf' meine Hauptleut' hier auf dieſen Platz:
Sie ſollen ihre Haufen ſammeln. Rom!

(Pomperant ab.)

Rom! Stadt der Welt! du biſt in meiner Hand!
Ich halte dich — ſiehſt du? ich halte dich,
Du zuckſt ängſtlich unter meinem Schwert,
Gleich einem Wurm zu meinem Fuß dich windend! —
Es ſoll die Hauptſtadt meines Reiches ſein;
Wer will's mir wehren?

(Indem er abgehen will, tritt Robert ihm in den Weg.)

Robert.

Halt!

Bourbon.

Zurück das Schwert!
Was kreuzest Du, Halt rufend, meinen Weg?
Du bist kein Römer — mitt bei Seite!

Robert.

Halt!
Ihr seid der Herzog von Bourbon?

Bourbon.

Ich bin's:
Bist Du ein Leiter? Gieb den Weg mir frei!

Robert.

Den Weg Dir in die Hölle frei, Verräther!
Wo hast Du meine Schwester?

Bourbon.

Eure Schwester?
Ich kenn' Dich nicht.

Robert.

Doch meine Schwester kennst Du:
Wo hast Du meine Schwester?

Bourbon.

Tritt beiseit!

Du bist ein Rasender! Ich habe nichts
Mit Dir zu thun.

Robert
(auf den Gekreuzigten).
Doch ich nur desto mehr
Mit Dir!

Bourbon.
Fort! oder fürchte dieses Schwert,
Wahnwitz'ger Mensch!

(Sie fechten.)

Robert.
Umsonst! Du fichtst umsonst!
Mein Degen ist vergiftet und geweiht —
Ich bin Diamens Bruder — fahr' zur Hölle,
Meineidiger Verräther!

(Bourbon fällt verwundet nieder.)

Bourbon.
Ah, mein Herz!

(Pompeyanus und andere Ritter herbeieilend.)

Pompeyanus.
Mord! Mord! Wer schlug den Herzog? Dieser ist's, —
Zu Boden mit dem Mörder!

(Sie stoßen Robert nieder.)

O mein Fürst,
Thut auf die Augen! sprecht, sprecht, gnäd'ger Herr!

Ihr winkt mir mit der Hand — Ihr könnt nicht ſprechen?
Kommt, hebt ihn auf — o jammervoller Tag;
O weh der Hand, die dieſen Helden ſchlug!
Wir ſollen in die Stadt Euch tragen? Wohl!
Ihr ſeid verwundet? Laßt die Wunde ſehn —
Nein, haltet nicht die Hand dahin gepreßt,
Laßt mich die Wunde ſehen!

(Indeſſen hat ſich die Bühne mit Offizieren, Soldaten und Fahnen gefüllt. Von ferne hört man Glockengeläute, Jubelgeſchrei, Muſik.)

Hebt ihn auf!
Und auf geſenkten Fahnen, unſers Siegs
Gramvoller Beute, tragt ihn in die Stadt!

(Bourbon wird hinausgetragen. Alle ab. Die Glocke läutet fort.)

Fünfte Scene.

Das Innere der ſixtiniſchen Kapelle.

(Wildes Getümmel von Flüchtigen: Römer, Römerinnen, unter ihnen Diana, in Nonnentracht.)

Erſter Römer.

Hört Ihr die Glocke wimmern in der Luft?

Zweiter Römer.

Seht, wie der Himmel brennt! Das iſt die Gluth
Von unſern Häuſern!

(Neue Flüchtlinge kommen dazu.)

Dritter Römer.

Hier hinein! Die Kirche
Wird ſicher ſein.

Zweiter Römer.

Die Kirche? O Du Tropf!
Es giebt nichts Sichres mehr: Bourbon ermordet
Am Hochaltar! Sie haben meine Mutter
Erſchlagen, da ſie vor dem Kreuze lag.

Erſter Römer.

Fluch, Fluch Bourbon!

Alle.

Fluch, Fluch dem Keper! Fluch!

Diana.

O Herr und Gott, vernimm nicht ihren Fluch!
Nimm ab den Fluch, den ich auf ihn gelegt
In meines Schmerzes feſſelloſem Grimm
Und ſchleudr' ihn rückwärts auf mein eignes Haupt!
— Ihr müßt nicht fluchen; 's iſt ein heil'ger Ort:
Schont dieſes Ortes, flucht ihm nicht!

Erſter Römer.

Nicht fluchen?
Nicht fluchen ſoll ich? und mein Weib iſt todt?

Römerin.

Und meine beiden ſüßen Kleinen todt?
Fluch, Fluch Bourbon!

Alle.

Fluch! Fluch!

(Neue Flüchtlinge kommen.)

Vierter Römer.

Fort! fort! ſie kommen!
Die Ketzer kommen!

(M. Pomperant, mit Soldaten, den verwundeten Bourbon tragend.)

Pomperant.

Tragt ihn hier hinein,
Legt ſanft ihn nieder — o mein theurer Herr!
Umſonſt, er hört nicht! Seine Augen ſind
Krampfhaft geſchloſſen — nein, er regt ſich, ſeht!

Diana

(beiſeit.)

Wie iſt mir? Kenn' ich dieſen Mann? Die Stimme
Hab' ich gehört in einer frühern Zeit —
Das iſt 'ne Leiche! oder Einer, der
Bald eine Leiche ſein wird ...

Pomperant.

O mein Fürſt,

Kommt zu Euch! — Reicht den Balſam — Seht, er lebt,
Er rührt ſich, thut die Augen auf —

Bourbon.

Wo bin ich?

Pomperant.

Ihr ſeid in der ſixtiniſchen Capelle,
Ihr ſeid in Rom.

Bourbon.

In Rom? Wie iſt mir doch?
Iſt dies die Stadt nicht des Coriolan?
Bin ich in Rom? Ich ſelber nun ein zweiter
Coriolan — und weit unſel'ger noch,
Noch weit verruchter und von Gott verflucht,
Als jener erſte Römer war!

Pomperant.

O ſtill,
Gnädigſter Herr! nicht dieſe trüben Bilder!

Bourbon.

Ach, Pomperant, leg' Deine Hände mir
Auf meine Stirn — feſt! — beide Hände! — feſt!! —
Da brennt's, da glüht's — o, das iſt centnerſchwer!
Das iſt der Fluch Dianens! Siehſt Du ſie?
Das iſt Suſanne — ſieh, da ſteht ſie! da!
O Deine Hand iſt kalt — Du biſt 'ne Leiche —

Was ſiehſt Du mich mit dieſen Thränen an?
Ich habe Dir's geſchworen, ſagſt Du? habe
In Deine Hand dem König Treu' geſchworen?
Fort! Deine Hand iſt heiß — ſie brennt mich, fort!
Nehmt mir den Fluch von meinem Haupte —!!

Diana
(niederſtürzend).

Weh,
Weh über mich, die ſelbſt Verfluchte, weh!
Die ich den Fluch geſchleudert auf ſein Haupt!

Bourbon.

Wer iſt das, ſieh? Wer iſt das Weib dort? dort?
Sieh mich nicht an — in Deinem Aug' iſt Blut —!

Pomperant.

Sein Geiſt iſt irr, er raſt.

Bourbon.

Nicht ſo! nicht ſo!
Sieh mich nicht an!

Diana.
(an ſeinem Lager knieend).

O Karl! o mein Bourbon!

Bourbon.

Horch, was war das? Das war Dianens Stimme?
Das iſt ihr Auge — ja, Du biſt Diana!

Ich hab' Dich doch geliebt — o fluch mir nicht!
Nimm ab den Fluch — ich kenn' Dich, Du biſt Frankreich,
Du biſt die Mutter, deren Schooß ich ſchlug!
Horch Deine Kinder, die unſel'gen, horch!
Die ich erſchlug, die laut zum Himmel ſchrein,
Mit hunderttauſend Flüchen mich belaſtend!

Pomperant.

O Faſſung, Faſſung, gnäd'ger Herr! Die Römer
Umſtehn mit Groll und Staunen Euer Bett.

Bourbon.

Kein Bett! ein Sarg — o einen feſten Sarg,
Schmiedet ihn feſt! Mein Leichnam ſoll nicht ruhn,
Das iſt der Fluch, den Frankreich mir geſagt.
Biſt Du nicht Bayard? O ich kenn' Dich auch,
Mein alter Bayard! reich' mir Deine Hand —
Und dort — o Weib! o ſtolzes, ſchönes Weib!
Warum biſt Du ſo bleich? warum die Thränen?
Iſt dies das Blut, Dein Blut! das ich vergoß?
Vergieb, mein Frankreich! Fluch mir nicht! Vergieb!
Laß mich nicht ſterben und verflucht ſein! O,
Mein Vaterland! Coriolan! o Frankreich!!

Pomperant.

Sein Blut fließt unaufhaltſam — zwei Minuten,
Es iſt vorbei —

Diana.

Ich lege meine Hände
Auf Deine Stirn: Frankreich vergiebt Dir! Stirb!

(Der Vorhang fällt.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Dramatiſche Werke

von

Robert Prutz.

AD
BIBLIOTH
MONAC.

Robert Prutz'

Dramatiſche Werke.

Dritter Band.

Erich der Bauernkönig.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Erich
der Bauernkönig.

Schauspiel in fünf Akten.

Von

Robert Prutz.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Univ. Bibl.
München

Einleitung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Münchner
Bibliothek

Bereits in der Einleitung zum erſten Bande dieſer Sammlung habe ich darauf hingewieſen, wie mißlich es ausſieht mit der Entwicklung unſerer dramatiſchen Poeſie, und wie thöricht im Grunde alle jene Hoffnungen, die hie und da in neueſter Zeit für eine Wiederherſtellung der deutſchen Bühne laut zu werden anfangen, ſo lange (wie es gegenwärtig der Fall) das Schickſal dieſer Bühne faſt ausſchließlich einer gewiſſen Anzahl von Hoftheatern anheimgegeben iſt. — Es wurde ausgeführt, wie, während eine Erneuerung unſeres Theaters nur möglich iſt bei einer gleichmäßigen Erneuerung unſeres Volkslebens, dergeſtalt, daß jede Reform unſerer Bühne damit anfangen muß, das urſprüngliche volksthümliche Element derſelben zu erneuern und zu beleben, — umgekehrt unſere Hoftheater, ihrem ganzen Urſprung, ihrer ganzen Einrichtung, ja ſchon ihrem

Namen nach, ausschließlich aus höfischen Elementen zusammengesetzt sind und nur von ihnen beherrscht werden. Das Wesen der Kunst, sagte ich, ist die Freiheit — und das Wesen des Hoflebens, und somit auch der Hofbühnen, ist die Etikette, die Rücksicht, der Zwang. Die neue dramatische Poesie, in Uebereinstimmung mit allen übrigen Regungen der Zeit, will sich vor Allem an das Volk selbst wenden, an die Masse der Nation — und die Hoftheater, sind sie nicht, genau besehen, trotz ihres officiellen Titels, doch nur Privatanstalten, persönliches Eigenthum der Fürsten, und mithin auch allen Launen und Einfällen, allen Neigungen und Abneigungen derselben unterworfen?! —

Ich versprach damals, dieses Mißverhältniß demnächst aus Thatsachen des Näheren nachzuweisen, indem die bloßen abstracten Raisonnements über diesen Gegenstand allerdings bereits zu verbraucht, zu oft gehört sind, als daß sie noch auf irgend eine Wirkung rechnen dürften, sei es beim Publikum, sei es gar bei den Vorständen der Hoftheater selbst.

Diesem Versprechen will ich jetzt nachkommen; ich will aus dem Beispiel eines unserer größten, unserer angesehensten Hoftheater nachweisen, daß diese Institute, trotz der reichen, der außerordentlichen Mittel, die ihnen

zu Gebote ſtehen, trotz der Privilegien, durch welche ſie geſchützt ſind, ja trotz der Verpflichtung, die ihnen obliegt, dennoch durchſchnittlich für die Entwicklung der deutſchen Bühne, für die Belebung und Aufmunterung unſerer dramatiſchen Dichtung ſo gut wie gar nichts leiſten.

Und zum Theil ſogar noch weniger als nichts: nämlich ſie hindern ſtatt zu helfen, ſie unterdrücken ſtatt zu fördern, ſie führen, ſtatt in bedrängter Zeit Freiſtätten zu ſein der Bildung und des guten Geſchmacks, im Gegentheil Dichter, Schauſpieler und Publikum nur noch immer tiefer in den Irrthum hinein. —

Ich wähle dazu das Beiſpiel einer Bühne, welche nach Lage und Mitteln berufen wäre, zum Wenigſten für die eine Hälfte Deutſchlands die entſcheidende, die Muſterbühne zu ſein — einer Bühne, die vor wenigen Decennien noch in der That an der Spitze des damaligen deutſchen Theaters ſtand und deren Name noch von dieſer Zeit her von den ſchönſten, den glorreichſten Erinnerungen umgeben iſt — einer Bühne endlich, der es mehr ſogar als jeder andern geziemte, dem Geiſte der neuen Zeit die Hand zu bieten, weil ſie die erſte Bühne eines Landes iſt, weil ſie ſich einem Publikum gegenüber befindet, das in dieſem Augenblicke lebhafter,

als viele andere, von einem neuen volksthümlichen Geiſte, von dem Bewußtſein einer neuen Zeit ergriffen iſt, und weil es ſich ſchlecht ſchickt für eine ſo bedeutende Kunſtanſtalt, in einem Moment, da ringsum Alles ſich verjüngt, allein den alten höfiſchen Zopf beizubehalten: das königliche Hoftheater zu Berlin.

Ich beſchränke zweitens, damit es nicht den Anſchein habe, als wolle ich vorſätzlich gehäſſiger Weiſe irgend welche zufälligen Gebrechen, wie ſie ja endlich jeder menſchlichen Einrichtung anhaften, triumphirend an den Tag ziehen, oder auch, als wollt' ich meine Angriffe abſichtlich gerade auf die ſchwächſten Punkte richten, andere vortheilhaftere Seiten mit Stillſchweigen übergehend — ich beſchränke in dieſer Abſicht meine Prüfung auf einen Gegenſtand, der erſtlich vor Aller Augen deutlich zu Tage liegt und von Jedermann ſofort controllirt werden kann, und auf den zweitens, als auf eine Glanzſeite, ein Verdienſt, einen Ruhm ihrer Anſtalt, die Verwaltung des Berliner Hoftheaters ſelbſt ſich ſogar öffentlich zu berufen pflegt. Ein loyaleres aber, ein chevalereskeres Verfahren, als wenn ich Jemand da angreife, wo er ſelbſt, eingeſtandener Maßen, ſich am Stärkſten, am Sicherſten fühlt, vermag ich mir nicht zu denken: und wird daher den nachſtehenden Betrachtungen,

welches ihr Resultat auch sein möge, zum Wenigsten der Vorwurf des Mißwollens und der feindseligen Absicht nicht gemacht werden können. — Dieser Gegenstand ist die Tantieme: und stellt sich demnach unsere Aufgabe dahin, zu untersuchen, welche praktischen Erfolge die Einführung der Tantieme bisher für das Berliner Hoftheater selbst, — und also mittelbar für unsere dramatische Kunst im Allgemeinen gehabt hat.

Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel noch, wie, nachdem die deutschen dramatischen Schriftsteller fast ein Menschenalter hindurch vergeblich um gesetzliche Ordnung und Anerkennung ihrer Eigenthumsrechte debattirt, deducirt und petitionirt hatten, bis hinauf an den Bundestag! plötzlich, vor etwas mehr als drei Jahren, die beiden Hoftheater zu Wien und Berlin mit einem „Reglement" hervortraten, durch welches in Zukunft allen denjenigen Stücken, die bei ihnen zur Aufführung gelangen würden, ein gewisser Antheil der jedesmaligen Einnahme zugsichert ward — also die droits d'auteur, wie dieselben in Frankreich bereits seit sechzig oder siebzig Jahren überall eingeführt sind.

Ja ich meine, die Leser müssen sich erinnern — wenn auch nicht an die Begebenheit selbst, so doch jedenfalls

ab dem jubelnden Lärm, mit dem dieſelbe ſofort in den deutſchen Journalen empfangen ward.

Zwar wer dem Dinge etwas genauer ins Geſicht ſah, der hätte allen Grund gehabt, ſowohl über das Tantiemereglement ſelbſt, als über dieſen Jubel der Zeitungen den Kopf zu ſchütteln. —

Es iſt nicht meine Abſicht, hier auf eine ausführlichere Kritik jener Verordnungen einzugehen; dieſelbe käme in allem Betracht zu ſpät. Aber das, glaub' ich, darf auch jetzt noch ausgeſprochen werden: wäre der Rechtsſinn in Deutſchland ſo ausgebildet und lebhaft, wie er roh iſt und zum Theil ſogar völlig mangelt, wahrlich, man hätte dies Danaergeſchenk, ſtatt es mit Dank, mit Beifall zu empfangen, vielmehr mit Entrüſtung zurückzuweiſen müſſen.

Und das ſchon deshalb, weil hier zwei Hoftheater aus höchſteigener Machtvollkommenheit, auf beliebtem adminiſtrativem Wege, mit Umgehung, ſogar mit ausdrücklicher Beſeitigung aller rechtlicher Inſtanzen, Geſetzgeber und Geſetzvollſtrecker in einer Perſon, kurzweg durch Reglements erledigen wollten, was in der That ein ſo würdiger wie dringlicher Gegenſtand allgemeiner, öffentlicher Geſetzgebung geweſen wäre. — Beide Theater, das Wiener ſowohl wie das Berliner, er-

kannten den Schriftſtellern die Tantieme nicht als ein Recht zu, einen begründeten und wohlverdienten Anſpruch: nein, als eine Vergünſtigung, eine Gnade, mit der man es fürs Erſte einmal verſuchen wolle, die man jedoch, ſobald es gefällig, eben ſo gut auch wieder zurücknehmen könne. Beide behielten das Recht der Annahme, ingleichen die Beſtimmung darüber, ob und wie oft ein Stück wiederholt werden ſolle, ausſchließlich ſich ſelbſt und ihrem eigenen geheimnißvollen Ermeſſen bevor: zwei Punkte, durch welche die ganze Tantiemeneinrichtung in der That illuſoriſch wird, und die daher auch in Frankreich mit Recht durch zweckmäßige Beſchränkungen vermieden ſind. Beide endlich, nicht zufrieden, ein Ausnahmegeſetz gegeben zu haben, beſtellten ſogleich auch ein Ausnahmegericht: ſie wieſen, bei entſtehenden Streitigkeiten, die Berufung an den Richter von vorn herein ausdrücklich zurück, indem ſie ſich begnügten, die etwaigen Beſchwerdeführer nur an eine höhere Inſtanz der Theateradminiſtration ſelbſt zu verweiſen — das heißt auf deutſch: ſie wollten Richter ſein in ihrer eigenen Sache.

Gewiß, die deutſchen Schriftſteller müſſen ſehr genügſam und nebenher ſehr — hungrig geweſen ſein, daß ſie dieſen armſelig hingeworfenen Brocken nicht nur

nicht mit Unwillen abwieſen, nein, ſie hießen ihn ſogar mit Jubel willkommen! ſie erklärten ihn für ein Manna, aus dem Himmel fürſtlicher Großmuth gefallen! ja ſie kabbalgten ſich im Voraus darum und ſtellten ſich das Bein, noch eifriger wie ſonſt, wer ihn erſchnappen ſollte!

Auch wende Niemand ein, daß es, wenn auch noch unvollkommen, noch mangelhaft, doch zum Wenigſten ein Anfang, ein Verſuch geweſen. Das O'Connelſche Princip der „Abſchlagszahlungen" mag gut ſein in literariſchen und andern Dingen, wo eine Literatur, ein Volk, eine beſtimmte öffentliche Richtung ſehr genau weiß, was ſie will, und mit eherner Beharrlichkeit, durch keine Gunſt beſtochen, keine Ungunſt erſchreckt, an dieſem ihrem Wiſſen, ihrem Wollen feſt hält. Wir in Deutſchland ſind auf dieſem Standpunkte noch lange nicht, weder in der Literatur, im Theater, noch irgend anderwärts; halbe Zugeſtändniſſe ſind für uns gefährlicher, als ganze Verweigerungen, darum, weil uns eben noch jener Rechtsſinn, jenes klare, ſichere Selbſtbewußtſein mangelt, und weil es daher nur zu leicht geſchehen kann, daß wir über dem Halben, Unzulänglichen, das uns gereicht wird, das Größere, das Ganze vergeſſen, das uns noch fehlt.

So auch in dieſer Tantiemenangelegenheit. — Von

einer Privatbühne dargeboten, wären die Zugeſtändniſſe des Berlin-Wiener Reglements, und noch viel geringere als ſie, aller Achtung, alles Dankes werth geweſen, weil eben Privatkräfte nicht im Stande ſind, mehr als Zugeſtändniſſe zu machen, weil es ihre Sache nicht iſt, allgemeine Geſetze, rechtskräftige Verordnungen zu veranlaſſen, weil ſie, perſönlichen Rückſichten, zufälligen Umſtänden unterworfen, ſich behelfen müſſen mit einſtweiligen, perſönlichen Auskunftsmitteln.

Inſtituten dagegen, die nicht nur den Namen der höchſten Autoritäten an der Stirne tragen, ſondern auch unmittelbar unter dem Schutz, dem Einfluß, der Gewalt der mächtigſten Behörden ſtehen — ſolchen Inſtituten, nach unſerer Anſicht, ſtanden in dieſer Angelegenheit nur zwei Wege offen: entweder ſie mußten ſie völlig unberührt laſſen, oder aber, wenn einmal berührt, dann auch darauf hinarbeiten, daß ſie vollſtändig erledigt werde. Denſelben Behörden, welche die Tantiemereglements der Berliner und der Wiener Hofbühne in Antrag brachten, hätte es wohl angeſtanden, auch ein allgemeines Tantiemengeſetz (und wohlgemerkt: ein Geſetz, nicht ein Reglement) in Antrag zu bringen; dieſelben höchſten Autoritäten, welche dieſe ſpeziellen, localen Verordnungen beſtätigten, hatten zweifelsohne auch die

Machtvollkommenheit (und sehr vermuthlich sogar den Willen), die Verhältnisse der Schriftsteller zur Bühne überhaupt rechtlich zu ordnen, wenn nicht in ganz Deutschland auf einmal (wiewohl wir auch dagegen kein Hinderniß zu entdecken vermögen: denn so gut wie Bundesgesetze das literarische Eigenthum im Verhältniß zum Buchhandel gesichert haben, warum nicht auch im Verhältniß zur Bühne?!), so doch jedenfalls im Umfang des eigenen Landes. Mit Stolz, mit Freude würden wir die Gesetzgebung Oesterreichs und Preußens den übrigen deutschen Staaten in der gesetzlichen Sicherung dieser Rechte haben vorangehen sehen; die vereinzelten, willkürlichen Experimente der Hofbühnen von Berlin und Wien dagegen können auf keine größere Anerkennung Anspruch machen, als Experimenten gebührt, da, wo man Thaten erwartet. —

Von Betrachtungen dieser Art indessen, wie begründet, wie sachgemäß sie auch sein mögen, wurde bei Veröffentlichung jener Reglements nicht das Mindeste vernommen: oder wo ja eine Stimme in diesem Sinne laut werden wollte, da wurde sie sogleich von dem allgemeinen Chorus der Lobredner, der Bewunderer übertönt. Literarisch, wie wir Deutsche einmal sind, ließen wir auch in dieser Angelegenheit die rechtliche Seite

gänglich fallen und hoben nur die literariſche, den möglichen, den wahrſcheinlichen Einfluß dieſer Verordnungen auf die Entfaltung unſerer dramatiſchen Literatur hervor.

Und zwar auch dies mit jener faſt leichtfertigen Uebertreibung, jener gefliſſentlichen Selbſttäuſchung, welche auf ſo eigenthümliche Weiſe, ich zweifle, ob zu unſerm wahren Heil, unſere öffentliche Stimmung ſeit dem Jahre vierzig charakteriſirt. Der Meſſias des Dramas, der ſo lange, ſo ſchmerzlich erwartete, nun auf einmal, herabbeſchworen durch die Zauberformel der Tantiemenordnung, nun ſollte er kommen! Das Gold der Theaterkaſſe ſollte ſich ohne Weiteres umwandeln in reines, lauteres Gold der Poeſie; der todte Leib unſerer Dichtung, in Berührung geſetzt mit dem allmächtigen, dem Metall, ſollte nicht bloß zu galvaniſchen Zuckungen, zu kläglichem Scheinleben — nein: zu wirklichem, neuem Daſein, zu urſprünglichem, neuem Leben hoffte man ihn zu erwecken!

Oder wenigſtens man gab dieſe Hoffnung vor, man gebrauchte ſie namentlich, um jene rechtlichen Bedenken, deren wir oben gedachten, ab- und zur Ruhe zu verweiſen. Ob jetzt die Zeit ſei zu derartigen juriſtiſchen Spitzfindigkeiten? Was die einzelnen Ausſtellungen und Bedenken ſagen wollten gegen jenes glorreiche Reſultat,

das aus dem Ganzen dieſer Verordnungen ohne Zweifel hervorgehen, gegen jene Erneuerung unſerer Kunſt, jene Bereicherung und Wiederherſtellung unſerer dramatiſchen Literatur, die, man ſolle nur Acht geben! ſich in kürzeſter Friſt daraus entwickeln würde?

Gut denn: wir haben Acht gegeben — und hier ſind nun die Reſultate.

Drei Jahre ſind ſeit Einführung der Tantieme in Berlin vergangen: eine Zeit, lang genug, um den Einfluß derſelben doch wenigſtens einigermaßen beurtheilen, ihre Folgen wenigſtens annähernd beſtimmen zu können.

Ferner, welche Lücken das Perſonal des Berliner Hoftheaters zum Theil auch bieten und wie mancherlei auch in Hinſicht der künſtleriſchen Mittel zu wünſchen übrig bleiben möge, ſo wird doch gewiß Jeder, der die Berliner Hofbühne kennt, zugeſtehen, daß dieſelbe noch künſtleriſche Kräfte genug beſitzt, um Alles, was auf dem Felde unſerer dramatiſchen Literatur etwa auftaucht, in würdiger Weiſe zur Darſtellung zu bringen.

Unſere Unterſuchung iſt alſo in jeder Hinſicht gerechtfertigt, zumal wir auch gar nicht den ſtrengſten Maßſtab anlegen wollen. Im Gegentheil, wir ſind billig, wir verlangen gar nicht ſo viel, wie man uns

verheißen, wir ſind beſcheidener im Fordern, als die Andern im Verſprechen, wir erlaſſen gern die verkündete Regeneration der Bühne, die angelobte Wiederherſtellung unſerer dramatiſchen Literatur — völlig begnügt, wenn nur wenigſtens Spuren eines neuen Lebens, nur wenigſtens Anfänge einer neuen erhöhten Thätigkeit, ja wenn zunächſt nur bei der Theaterverwaltung ſelbſt ein vermehrter ernſter, redlicher Wille, eine geſteigerte gute Abſicht merkbar geworden iſt!

Zahlen, pflegt man zu ſagen, entſcheiden. Wir möchten dieſem Spruche nicht ſeinem ganzen Umfange nach beitreten; es wird immer noch darauf ankommen, was entſchieden werden ſoll und wer die Zahlen combinirt. Jedenfalls indeß geben Zahlen einen ſehr ernſten, ſehr beachtenswerthen Stoff zum Nachdenken; ſie ſind ein ſehr nöthiges, ſehr ergiebiges Material, Betrachtungen daran zu knüpfen und Folgerungen anzuſtellen. — Ueberdies auch geben ſie den Unterſuchungen eine gewiſſe neutrale, leidenſchaftloſe Sicherheit, ich möchte ſagen, eine Art mathematiſcher Ruhe; wozu noch ſich ereifern, wozu in den Harniſch gerathen, wo ja die Ziffer an ſich ſchon ſo laut, ſo deutlich ſpricht?!

In dieſem Sinne glauben wir nichts Unverdienſtliches zu thun, indem wir nachſtehend eine tabellariſche

Ueberſicht der Novitäten geben, welche die Berliner Hofbühne in den letzten drei Jahren, ſeit Einführung der Tantieme, gebracht hat. Natürlicher Weiſe beſchränken wir uns dabei lediglich auf Originalſtücke, da es, unſere Literatur durch Ueberſetzungen zu bereichern, bekanntermaßen nicht erſt der Tantiemeordnung bedurfte. — Aus ähnlichen Gründen ſehen wir hier auch von den Novitäten der Oper ab, weil auch ſie mit der Frage, die uns hier zunächſt beſchäftigt, mit der Frage nämlich nach dem Einfluß der Tantieme auf unſere dramatiſche Literatur, nur in ſehr entfernter Verbindung ſteht; mögen, was die dramatiſche Compoſition betrifft, die deutſchen Muſiker eine ähnliche Zuſammenſtellung veranſtalten.

Endlich noch ein Wort über die Quelle unſerer Mittheilungen. Dieſelbe iſt ſo officiell wie möglich, ohne daß dabei irgend ein „Bruch der Amtsverſchwiegenheit" zu wittern wäre: die eigenen Theaterzettel nämlich der Berliner Bühne, gegen deren Zuverläſſigkeit denn doch hoffentlich Niemand etwas einzuwenden haben wird.

Hienach nun ſtellt ſich die Zahl der Novitäten und ihrer Wiederholungen vom 10. März 1844 bis Ende des nämlichen Monats 1847 folgendermaßen (wobei

diejenigen Stücke, welche den Abend nicht füllen und die daher auch keinen Anſpruch an eine volle Tantieme haben, durch ein hinzugeſetztes Sternchen bezeichnet ſind):

I. Trauerſpiele:

Name des Verfaſſers:	Name des Stückes:	Zahl der Aufführungen:
Halm	Sampiero	4
Prutz	Moritz von Sachſen	1 (verboten)
Kurande	Letzte weiße Roſe	2
Wiener	Waiſe von Lucca	4
Klein	Zenobia	1
Michel Beer	Struenſee	14

II. Schauſpiele:

Tieck	Blaubart	2
Birch-Pfeiffer	Thomas Thyrnau	8
do.	Marquiſe de Villette	28
do.	Eine Familie	14
do.	Anna von Oeſterreich	12
Bauernfeld	*Deutſcher Krieger	6
Prinzeſſin v. Sachſen.	*Brief aus der Schweiz.	3
Gutzkow	*Dritter November	5
Weißenthurn	*Rathsherrn Töchterlein	2
Schneider	Die Quitzows	3
Laube	Karlsſchüler	8

III. Luſtſpiele und Poſſen:

Elmide	*Die Schwiegermutter	3
do.	*Mein Herr Onkel	14
Gutzkow	Urbild des Tartüffe	23
Laube	Rokoko	2

Name des Verfassers:	Name des Stückes:	Zahl der Aufführungen:
Laube	Gottsched und Gellert	7
Lubarsch	Günstling	7
Benedix	*Der alte Magister	11
do	*Der Vetter	7
Plötz	*Der verwunschene Prinz	33
Wehl	*Alter schützt vor Thorheit nicht	11
Frühauf	*Encyklopädist	12
Ellmenreich	*Balder und Sohn	1
Deinhardstein	*Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten	5
L. Mühlbach	*Lady Ellen	2
Adel	*Hochzeitsfatalitäten	2

Es sind demnach im Laufe von drei Jahren im Ganzen von 26 Autoren 32 Stücke gegeben worden, welche zusammengenommen 257 Aufführungen erlebten. Davon sind jedoch 15 Stücke mit 117 Aufführungen, die den Abend nicht füllen: so daß an größeren Stücken nur 17 Novitäten mit 140 Aufführungen bleiben. Die Durchschnittszahl der Aufführungen für diese größeren Stücke wäre demnach zwischen 8 und 9: so daß also, vorausgesetzt, die Stücke hätten gleichmäßig gefallen, jedes derselben 8 oder 9 Aufführungen erlebt haben müßte.

In der Praxis indessen stellt das Verhältniß sich vollkommen anders. Hier nämlich haben wir von größeren Stücken:

1 (Birch-Pfeiffer)	mit	28	Aufführungen,
1 (Gutzkow)	•	23	•
2 (Birch-Pfeiffer und M. Beer)	•	14	•
1 (Birch-Pfeiffer)	•	12	•
2 (Birch-Pfeiffer und Laube)	•	8	•
2 (Laube und Lubarsch)	•	7	•
2 (Halm und Wiener)	•	4	•
1 (Schneider)	•	3	•
3 (Tieck, Laube, Lucenbe)	•	2	•
2 (Klein, Prus)	•	1	•
17 wie oben		140.	

Indeſſen ſo anſehnlich Frau Birch-Pfeiffer dieſen Reigen mit 28 Aufführungen auch eröffnet, ſo iſt die größte Zahl von Wiederholungen doch nicht hier, vielmehr unter den kleineren Stücken, denen, welche den Abend nicht füllen. — Hier nämlich, bei einer Durchſchnittszahl von 7 bis 8, begegnet uns:

1 (Ploß)	mit	33	Aufführungen,
1 (Smidt)	•	14	•
1 (Brühauf)	•	13	•
2 (Wehl, Benedix)	•	11	•
1 (Benedix)	•	7	•
1 (Bauernfeld)	•	6	•
2 (Gutzkow, Deinhardſtein)	•	5	•
2 (Prinzeſſin von Sachſen, Smidt)	•	3	•
3 (Weißenthurn, L. Mühlbach, Abel)	•	1	•
1 (Ellmenreich)	•	1	•
15 wie oben.		117.	

Es haben demnach von den größeren Stücken die Durchschnittszahl

übertroffen	5
erreicht	2
nicht erreicht	10
m. a.:	17.

Und ebenso von den kleineren Stücken:

übertroffen	5
erreicht	1
nicht erreicht	9
m. a.:	15.

Oder endlich beide Abtheilungen in Eins gerechnet, haben von 32 Novitäten die Durchschnittszahl theils erreicht, theils übertroffen — d. h. also in der Theatersprache, sind

eingeschlagen	13
nicht eingeschlagen	19
m. a.:	32.

Noch ein anderes Ansehen gewinnt diese Uebersicht, wenn wir dabei die Zeit ins Auge fassen, während deren diese Novitäten zur Darstellung gekommen. Wir lassen, der bessern Rechnung willen, den kleinen Unterschied von zwei oder drei Wochen schwinden und nehmen runde drei Jahre an. — Danach sind am Berliner

Hoftheater von März 1844 bis ebendahin 1847 zur Aufführung gekommen

jährlich (ca.) 10 Novitäten (d. h. auf noch nicht ganz fünf Wochen eine),

große und kleine, Alles miteinander. — Oder will man diese unterscheiden, so sind von Stücken, welche den Abend füllen,

jährlich nicht ganz 6 (d. h. noch nicht voll alle zwei Monate eines),

von kleineren dagegen

jährlich 5 (d. h. noch nicht ganz alle zehn Wochen eines) gegeben worden. —

Noch weit interessanter gestaltet sich die Sache, wenn wir die Gattungen der dargestellten Stücke zum Maßstab nehmen. — Es sind nämlich, nach Ausweis obiger Liste, in den gedachten drei Jahren zur Aufführung gekommen:

a. Trauerspiele.....	6
das heißt also jährlich...	2

Diese haben Vorstellungen erlebt:

zusammen genommen....	20
also jährlich (ungefähr)..	8

was eine Durchſchnittszahl von faſt 5 Vorſtellungen für jedes ergeben würde. Dieſe Zahl iſt jedoch in der That von allen 6 Stücken nur von einem einzigen erreicht, reſp. übertroffen worden: dem Michel Beer'ſchen Struenſee, welcher 14 Aufführungen erlebt hat — ein Erfolg, der außerordentlich genannt werden müßte, wenn es nicht ziemlich klar zu Tage läge, daß er weit weniger durch das Stück ſelbſt, als durch die Muſik veranlaßt iſt, mit welcher Meierbeer das Gedicht ſeines Bruders ausgeſtattet. — Die übrigen 5 Trauerſpiele haben es zuſammen nur zu 14 Aufführungen gebracht, was für dieſe eine Durchſchnittszahl von 2 bis 3 ergeben würde. Allein auch dieſer ſehr geringfügige Durchſchnitt iſt nicht einmal von allen erreicht worden: gut die Hälfte iſt ſogar noch darunter geblieben.

b. Schauſpiele

ſind im Ganzen zur Darſtellung gekommen:

11 mit 91 Aufführungen:
oder jährlich zwiſchen 3 und 4 mit 30 „

Die Durchſchnittszahl für die Schauſpielnovitäten wäre demnach

ungefähr	8
dieſe haben erreicht und übertroffen	5
nicht erreicht	6

Endlich

e. Luſtſpiele und Poſſen

waren neu, im Ganzen:

15 mit 134 Aufführungen,
was jährlich.... 5 mit (ca.) 45 · giebt.

Die Durchſchnittszahl von (ca.) 9 Aufführungen haben

erreicht und übertroffen.. 6
nicht erreicht..... 9

Faſſen wir dies, um die Reſultate, die ſich Einem daraus entgegendrängen, um ſo anſchaulicher zu machen, noch einmal tabellariſch zuſammen: wobei man, um die Verhältniſſe völlig zu würdigen, immer im Gedächtniß halten wolle, daß man es hier mit dem Berliner Hoftheater, einem Kunſtinſtitute alſo erſten Ranges, dem erſten von Norddeutſchland, zu thun hat, und daß die Epoche, mit der wir uns hier beſchäftigen, gerade diejenige iſt, wo die Tantieme bereits in voller Wirkſamkeit war.

	Zahl der Stücke:	Zahl der Aufführungen:	Durchſchnitt:	davon eingeſchlagen:	nicht eingeſchlagen:
Trauerſpiele	6	26	(ca.) 5	1	5
Schauſpiele	11	91	(ca.) 8	5	6
Luſtſpiele	15	140	(ca.) 9	6	9

Hienach alſo iſt das Verhältniß der Novitäten der Tra-

gödie zu denen des Schauspiels (ungefähr) wie 1 : 2, zu den Luſtſpielen und Poſſen wie 1 : 3, zu beiden zuſammen wie 1 : 5 geweſen; ferner der Schauſpiele zu den Luſtſpielen wie 11 : 15. Rückſichtlich der Wiederholungen ſtellen ſich die Trauerſpiele zu den Schauſpielen wie 1 : 3, zu den Luſtſpielen wie 1 : 4, die Schauſpiele aber zu dieſen wie 2 : 3. Von den Luſtſpielen ſind ⅖, den Schauſpielen ca. ½, den Tragödien aber ⅒ eingeſchlagen, nämlich eine überhaupt: und dieſe verdankt ihren Erfolg nicht nur, wie ſchon oben bemerkt, hauptſächlich, wenn nicht ausſchließlich, einem ihr völlig fremden Elemente, der begleitenden Muſik: ſondern, was hier beſonders von Wichtigkeit, ſie iſt auch lange vor Einführung der Tantieme entſtanden, ja ihr Verfaſſer war ſchon ſeit einer Reihe von Jahren unter den Todten, als dies vermeintliche Evangelium der dramatiſchen Literatur verkündigt ward.

Alſo, um es ungeſchminkt auszuſprechen: die Erfolge der Tantieme ſind Seitens der Berliner Hofbühne für die edelſte und höchſte Gattung der dramatiſchen Poeſie, diejenige, welche recht eigentlich ihre Grundlage und dauerndes Beſitzthum bilden ſoll, die Tragödie, in drei Jahren gleich null geweſen. —

Ob fünf reuſſirende Schauſpiele, ſechs dergleichen

Luſtſpiele und Poſſen (und das Alles, wohlgemerkt, in drei Jahren!!), ich will gar nicht einmal ſagen, den Hoffnungen, welche man von dem Einfluß der Tantieme hegte, nein, nur der Thätigkeit, der Umſicht, dem Eifer entſprechen, welche man von einer Bühne erſten Ranges, mit ſo außerordentlichen Mitteln, erwarten, ja fordern darf, zumal wenn dieſen 12 gelungenen Stücken die Wage gehalten wird von 5 Trauer-, 6 Schau-, 9 Luſtſpielen, welche alle, ſei es Schuld der Stücke, der Beſetzung oder auch unmittelbar der Verwaltung, die Durchſchnittszahl gar nicht einmal erreicht haben — dies Alles wollen wir der eigenen Beurtheilung des Leſers anheimſtellen.

Von allen aber die intereſſanteſten Reſultate ſtellen ſich heraus, wenn wir nach dem Verhältniß fragen, in welchem die Ergebniſſe der Tantieme den einzelnen Verfaſſern zu Gute gekommen — oder mit andern Worten, welche Schriftſteller, welche Stücke es nun eigentlich ſind, denen die Tantieme zur Aufmunterung, zur Belohnung gedient hat. „Die jungen Talente müſſen unterſtützt, das Verdienſt muß anerkannt werden; das Genie ſoll nicht mehr darben, indeſſen die gemeine handwerksmäßige Fertigkeit goldene Früchte erntet“ ....

Nicht wahr? ſo hieß es ja wohl? ſo lauteten ja wohl die Weiſſagungen, mit denen man die Tantieme empfing — und noch mehr, mit denen man ſie ertheilte? Glückliche Theaterdichter, niemand von Euch wird mehr Noth leiden! Die Prytaneen, von denen man ſo lange nur geträumt, für die Theaterdichter wenigſtens ſind ſie gefunden: die Bühne, die durch Aufführung Eurer Werke Eure geiſtige Blüthe befördert, gründet zugleich und eben dadurch Euren äußerlichen Wohlſtand. Schiller, wenn er heute lebte, würde nicht mehr gezwungen ſein, ein Pegaſus im Joche, die erhabene Kraft ſeines Geiſtes aufzureiben in der Sorge um das tägliche Bedürfniß, ein einziges Stück, wie Maria Stuart, die Jungfrau u. ſ. w. würde hinreichen, ihn aller derartiger Drangſale zu überheben —

„Gut gebrüllt, Löwe!“ Aber ſehen wir nun auch hier von all den ſchönen Redensarten ab und begnügen uns mit der ſehr einfachen, ſehr nüchternen, aber auch ſehr unwiderleglichen Sprache der Zahlen. — Von den 24 Schriftſtellern, von denen die königliche Bühne im erſten Triennium der Tantieme überhaupt Novitäten aufgeführt hat, ſind zur Darſtellung gekommen:

Klein	mit	1	Stück	1	mal
Pruß	"	1	"	1	"
Ellmenreich	"	1	"	1	"
Kuranda	"	1	"	2	"
Tieck	"	1	"	2	"
Weißenthurn	"	1	"	2	"
L. Mühlbach	"	1	"	2	"
Adel	"	1	"	2	"
Prinzeſſin von Sachſen	"	1	"	3	"
L. Schneider	"	1	"	3	"
Halm	"	1	"	4	"
Wiener	"	1	"	4	"
Deinhardſtein	"	1	"	5	"
Bauernfeld	"	1	"	6	"
Lubarſch	"	1	"	7	"
Wehl	"	1	"	11	"
Frühauf	"	1	"	12	"
Michel Beer	"	1	"	14	"
Smidt	"	3	"	17	"
Laube	"	2	"	17	"
Benedix	"	2	"	18	"
Gutzkow	"	2	"	28	"
Plötz	"	1	"	33	"
Birch-Pfeiffer	"	4	"	62	"
24		32		257	

Hienach alſo — wer iſt der Matador unſerer heutigen dramatiſchen Literatur, wer iſt das Talent, das ermuntert, das Genie, das belohnt werden muß?

Aber ehe wir uns dieſe Frage beantworten, ſei mir zuvor eine kurze Zwiſchenrede geſtattet.

Es ist bekanntlich in Deutschland leichter — ja was soll ich gleich anführen, da in der That Alles leichter ist?! ... es ist leichter, einen Bundestagsbeschluß gegen sich zu erwirken und (was bekanntlich in der alten Welt nur sehr großen, sehr berühmten Staatsverräthern geschah) aqua et igni interdicirt zu werden, als ein neues Stück aufs Theater zu bringen. Die sehr natürliche Folge davon ist, daß unter den Theaterdichtern selbst eine Concurrenz, ein Wetteifer, fast hätt' ich gesagt ein Neid obwaltet, der in jedem Mitstrebenden nicht bloß einen Nebenbuhler, sondern geradezu einen Feind, einen Widersacher erblickt, welchen man auf alle Weise muß zu unterdrücken suchen.

Oder wo es nicht so ist (und ich glaube in der That, es ist nicht ganz so schlimm und ganz gewiß nicht bei Allen), da wenigstens glaubt das Publikum steif und fest, daß es so ist; es hat sich gewöhnt, bei Allem, was das Theater betrifft, sogleich auch an Neid, Intrigue, Kabale zu denken; es schwört Stein und Bein darauf, daß auch die Theaterdichter in einem fortwährenden geheimen oder offenen Kriege gegen einander leben. Wo nun also ein Bühnenschriftsteller den anderen kritisirt, wo er ihn tadelt und anzapft, da ist es ja sonnenklar, da versteht es sich ja

völlig von ſelbſt, daß es einzig und allein nur aus Eiferſucht, aus Bosheit, mit Einem Worte: aus Neid geſchehen iſt! Da ſei dein Urtheil noch ſo offen, deine Ueberzeugung noch ſo redlich, dein Ausdruck noch ſo zurückhaltend, es hilft Alles nichts — du haſt ſelbſt Stücke geſchrieben? Gut, du biſt ein Neidbock, dein Urtheil iſt beſtochen; weil du den glücklichern Rival nicht thatſächlich aus dem Felde ſchlagen kannſt, ſo willſt du dich wenigſtens durch böswillige Kritiken an ihm rächen.

Dies Schickſal iſt, wie geſagt, ein allgemeines, unvermeidliches: und ſo mag es denn in Gottes Namen auch über mich ergehen. Man mag auch mir nachſagen — nicht nur, daß dieſe Beleuchtung des Berliner Hoftheaters irgend welchen perſönlichen Motiven entſpringt, etwa weil dieſes oder jenes Stück von mir daſelbſt nicht zur Aufführung gekommen: ſondern auch, wenn ich mich im Nachſtehenden außer Stande fühle, die zarte Rückſichtnahme, welche die Kritik, beſonders die berliner, ſeit einiger Zeit gegen Frau Birch-Pfeiffer beobachtet, auch meinerſeits zu theilen, nun meinetwegen, ſo mag man auch darin Neid, Mißgunſt, Aerger erblicken — ich habe nichts dagegen, ſchon darum nicht, weil ich in der That nicht weiß, was

bei dieſer Suppoſition größer wäre, die Böswilligkeit oder die — Betiſe! Alſo habeant sibi.

Inzwiſchen, um Niemand muthwillig zu reizen und weil man ja auch jeden üblen Schein vermeiden ſoll, ſo wollen wir auch hier die Sache ſo glimpflich, ſo unparteiiſch behandeln, wie möglich; wir wollen gegen die dramatiſche Thätigkeit der Frau Birch-Pfeiffer nicht bloß gerecht, wir wollen auch billig ſein gegen ſie; wir wollen die Galanterie, die man einer Dame zu erzeigen pflegt, in dieſem Falle zum Wenigſten dadurch erweiſen, daß wir (denn ſo weit freilich, daß die Wahrheit dadurch gebeugt werde, darf und ſoll die Galanterie niemals gehen, am Wenigſten in der Literatur) mit beſonderem Nachdruck Alles anerkennen, was irgend an ihr anzuerkennen iſt; Forderungen dagegen, von denen anzunehmen ſteht, daß Frau Birch-Pfeiffer ſelbſt ſie niemals in Ernſt hat befriedigen wollen, Forderungen alſo der Schönheit und der Kunſt, wollen wir ihr von vorn herein völlig erlaſſen.

Wenn es uns bei alledem nicht gelingen ſollte, die Freunde der Birch-Pfeifferſchen Muſe (und wer wüßte nicht, wie zahlreich, wie einflußreich dieſelben ſind?!) zu verſöhnen, ſo möge man doch nur in Erwägung ziehen, daß es ſchon an ſich eine Ehre iſt,

es überhaupt nur ſo weit gebracht zu haben, daß die Kritik Notiz von Einem nimmt und daß daher jedem kritiſchen Angriff ſogar eine Art von Ehrenbezeigung zu Grunde liegt; man muß ſchon immer für etwas gelten, um ſich beweiſen zu laſſen, daß man nichts iſt.

Dies vorausgeſchickt, erkennen wir zunächſt und aus vollſter Ueberzeugung an, daß die Birch-Pfeiffer'ſchen Stücke in der That eine gewiſſe Richtung, oder wo dies zu viel geſagt wäre: gewiſſe Zuſtände unſerer Zeit repräſentiren, und daß ihnen alſo, gleichviel wie ſie ſind, eine gewiſſe hiſtoriſche Nothwendigkeit, ein gewiſſes geſchichtliches Recht nicht abzuſprechen iſt. — Und das iſt denn wieder, dächt' ich, eine nicht kleine Ehre, welche dieſen Stücken erwieſen wird.

Wir bewundern ferner, was die Frau Verfaſſerin ſelbſt betrifft, die praktiſche Gewandtheit, den Muth, die Tapferkeit, mit welcher, während unſere Poeten oft Jahre lang an Einem Stücke knuſpern und endlich doch nichts oder nur etwas Wirkungsloſes zu Stande bringen, ſie dagegen, wohl oder übel, willſt du nicht, ſo mußt du! in wenig Tagen jeden beliebigen Stoff zum Drama verarbeitet, ſo ſicher, ſo keck, ſo quasi re bene gesta, ſo als ob gar keine Aeſthetik exiſtirte — und dabei mit ſo genauer Berechnung der

jedesmaligen Mittel, mit einer ſo gründlichen Kenntniß des Publikums, wie es iſt, daß mancher ſehr talentvolle, ſehr gefeierte Schriftſteller ſich glücklich preiſen könnte, nur die Hälfte von dieſem Takt und dieſer Sicherheit zu beſitzen.

Wir gehen ſogar noch weiter: wir geſtehen allen Ernſtes zu, daß, wie das Publikum nun einmal in dieſem Augenblicke noch iſt, Stücke dieſer Art, Stücke der bloßen, hausbackenen Unterhaltung gar nicht einmal zu entbehren ſind, und daß daher, ſchriebe Frau Birch-Pfeiffer ſie nicht, nun wohl, ſo würde irgend Jemand anders ſie ſchreiben: es iſt nicht Frau Birch-Pfeiffer, es iſt die Schuld unſerer geſammten Zeit, daß die Stücke gerade ſo und nicht anders ausfallen.

Wir geſtehen ferner zu, daß die Effecthaſcherei, die derbe, friſche Empirie ihrer erſten Stücke, zu der Zeit, da ſie erſchienen, als eine Reaction gegen die damals übliche abgeblaßte, abſtracte, falſche Idealität, ſogar einen ſehr nöthigen, ſehr heilſamen Uebergang bildeten.

Wir wollen ebenſo die Gewandtheit anerkennen, mit welcher die erfahrene Verfaſſerin, ſeitdem die bloßen Effecte als ſolche, die Theatercoups der Hinko, der Steffen Langer u. ſ. w. abgenutzt ſind, ſich, in richtiger Erkenntniß der veränderten Strömung, auf

die Tendenzen geworfen hat und wie ehemals in Effecten, ſo nun in Tendenzen, in Häuslichkeit, Loyalität und biederer deutſcher Sitte macht.

Wir wollen uns endlich nicht blind machen gegen die Thatſache, daß, was auch immer gegen Frau Birch-Pfeiffer geſchrieben und geſprochen worden iſt, nicht nur ſie ſelbſt ihren Weg jederzeit ruhig, unangefochten verfolgt hat — nein, ſie hat ſich, unvermerkt, doch nur um ſo ſicherer, auch die Herzen, die Geiſter ihrer früheren Gegner ſelbſt unterworfen! ſie hat es auch dahin gebracht, daß dieſelben jungen Autoren, welche ſie früher kritiſch vernichten wollten, ihr gegenwärtig nicht nur perſönlich und literariſch alle mögliche Reverenz erweiſen — das begreift ſich, da jene Autoren ſeitdem ſelbſt Dramatiker geworden ſind, bei dem Einfluß auf die Berliner Hofbühne, welchen man, mit Recht oder Unrecht, der vielgenannten Dame zuſchreibt, außerordentlich leicht: ſondern ſchon fangen ſie auch an, die ſpecifiſche Art und Weiſe dieſer Schriftſtellerin, dieſe erhabene Willkür der Compoſition, wo es gar nicht mehr auf Wahrheit und Möglichkeit, nur auf gewiſſe pikante Situationen ankommt, gleichviel woher, dieſe zärtliche Hingabe an die Kleinigkeiten des Lebens, dieſe gemüthliche Breite, dieſen verwaſchenen, nervloſen Dialog

u. ſ. w., in ihren eigenen dramatiſchen Werken beſtens nachzuahmen: ſo daß — was wetten wir? Frau Charlotte Birch-Pfeiffer in Berlin bald nicht mehr die einzige Birch-Pfeiffer unſerer Literatur ſein wird ....

Dies Alles und was immer ſonſt man zur Entſchuldigung, zur Rechtfertigung, zum Lobe dieſer Schriftſtellerin ſagen möge, wollen wir an dieſer Stelle theils zugeſtehen, theils unerörtert laſſen: ſo kann man doch, nach dem Sprichwort, nicht einmal Rebhühner täglich eſſen, wie nun gar erſt — —

Doch dieſen Satz wird der Leſer ſich am Beſten ſelbſt vollenden, wenn er zurückblickt auf die oben mitgetheilte ſtatiſtiſche Tabelle und da als Reſultat derſelben findet, daß, während das Berliner Hoftheater in dem Zeitraum von drei Jahren im Ganzen nicht mehr als 32 Novitäten von 24 Autoren in 257 Aufführungen gebracht hat, von dieſen 257 Aufführungen 62, ſage **zweiundſechzig**, allein der Frau Birch-Pfeiffer gehören! Das heißt alſo, wie wir ſogleich nachweiſen werden, reichlich ein Drittel aller Abende, welche vom Berliner Hoftheater überhaupt während eines Zeitraums von drei Jahren auf neue Originalſtücke verwendet worden ſind!!

Wir erinnern uns noch recht gut, welches Auf-

ſehen, welchen Widerſpruch es erregte, als vor einer Reihe von Jahren, noch unter der Intendanz des Grafen Redern, zum erſten Male ein Stück der Frau Birch Zutritt fand auf der königlichen Bühne. Es war eines der beſſeren, die Günſtlinge, wenn wir nicht irren: und doch ſchüttelte man damals den Kopf über dieſe Wahl, und doch meinte man, dergleichen Stücke, deren höchſtes, äußerſtes Verdienſt doch eben nur der Effect, ſeien zwar wohl recht gut für die Praxis: allein in einen Tempel der Kunſt, wie die Berliner Hofbühne, gehörten ſie nicht — warum dem Theater am Königsgraben ins Handwerk fallen?!

Dieſe Bedenken mögen etwas zu ſtrenge geweſen ſein, ſie mögen auf Vorausſetzungen beruht haben, welche wir, mit ſchwerem Herzen vielleicht, dennoch als illuſoriſche bezeichnen müſſen.

Aber ſo iſt doch immer noch ein großer, ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen einmal und — immer! So iſt es doch noch etwas Anderes, die Stücke eines Verfaſſers geben, nach Verdienſt und Würden, meinetwegen auch nach Zufall, nach Laune, nach kaufmänniſcher Berechnung, wie die jedes Anderen — und ihnen ein Monopol geben!

Monopol — es iſt ein hartes Wort: allein es iſt

das richtige. Wie ereiferte man ſich nicht, als, zu Anfang der dreißiger Jahre, Raupach für die königliche Bühne monopoliſirt war? Und doch, wie gering man auch von Raupach, wie hoch von der Frau Birch denke — um ein gut Theil höher ſteht Raupach denn doch wohl, er iſt, ſchlimmſten Falls und ſelbſt in ſeinen verunglückteſten Tragödien, wenigſtens eine Birch in Verſen: und ſchon in dieſem äußerlichen Umſtande liegt eine Anerkenntniß des Idealen, Kunſtmäßigen, das wir von der Verfaſſerin der „Familie“ weder erwarten noch verlangen dürfen. — Die Raupach'ſche Alleinherrſchaft iſt geſtürzt, oder richtiger, ſie iſt, wie es Gewaltherrſchaften zu gehen pflegt, in ſich ſelbſt zerbröckelt und zu Grunde gegangen. Sollen wir es nun ruhig mit anſehen, ziemt es nun der künſtleriſchen Stellung des Berliner Hoftheaters, daß es eine neue, Birchſche gründet, und zwar in einem Grade und von einem Umfange, daß wir zweifeln, ob das Raupach'ſche Monopol nur jemals ſo ausſchließlich geweſen?!

Wir haben oben nachgewieſen, daß von den 257 Aufführungen, welche die Novitäten des letzten Trienniums überhaupt erlebt haben, 62 allein auf Frau Birch-Pfeiffer kommen.

Schon dies Verhältniß wäre — unverhältnißmäßig

genug. Allein es ſtellt ſich noch ganz anders und noch weit ärger, wenn man dabei erwägt: erſtlich, daß unter dieſen 257 Aufführungen 117 ſind von ſolchen Stücken, die den Abend nicht füllen, daß dagegen zweitens Frau Birch, als eine erfahrene Frau, ihren Faden jedesmal ſo lang zu ſpinnen weiß, bis der Abend glücklich gefüllt und — die ganze Tantieme geſichert iſt. Daß die Birchſchen Stücke dabei vorzugsweiſe (wie wiederum aus den Komödienzetteln zu erweiſen ſteht) Sonntags gegeben werden, an demjenigen Tage der Woche alſo, wo das Theater des größten Beſuches am ſicherſten iſt, dies wollen wir recht gern als eine perſönliche Galanterie des Intendanten gegen die befreundete Verfaſſerin betrachten — und wer wollte ſich nicht freuen, wenn auch ein ſolcher Herr gegen eine Dame galant iſt?!

Dagegen wird es wohl ganz richtige Rechnung ſein, wenn wir die 117 Aufführungen kleiner, theils zwei- und drei-, theils auch nur einactiger Stücke zuſammenlegen annäherungsweiſe zu 40 oder 50 vollen Theaterabenden. Dieſe zu den 140 Aufführungen größerer, den Abend füllender Stücke hinzugerechnet, geben im Ganzen 180—190 volle Theaterabende für die Novitäten dreier Jahre. Hievon gehören 62 ausſchließlich

der Frau Birch — das heißt also mit andern Worten: ein Drittel der ganzen Zeit, welche die Berliner Hofbühne auf neue Stücke und deren Wiederholungen während dreier Jahre gewendet, ist allein der Frau Birch gewidmet worden. — Ein Drittel aber von drei Jahren ist, nach Adam Riese, eben ein Jahr. Mithin, wie die angebliche Bereicherung des Berliner Repertoires durch die Tantieme sich, nach unserer früheren Darstellung, für die Tragödie gleich Null, für Schau- und Lustspiel aber so unbedeutend erwies, daß es kaum der Rede verlohnte: so diesem Resultate stellt sich zweitens in Betreff der gepflegten, unterstützten, bereicherten Schriftsteller, sowie der gepflegten, unterstützten, bereicherten Kunst die Thatsache zur Seite, daß, während in drei Jahren überhaupt nicht mehr als 24 Autoren zur Darstellung gekommen sind, Einer von ihnen, so zu sagen, ein ganzes Jahr lang allein gegeben, also auch mit einem ganzen Jahresertrag der Tantieme allein unterstützt worden ist — — und dieser Eine ist Frau Birch-Pfeiffer.

Daß diese Apostrophe nicht gegen die Verfasserin des „Thomas Tyrnau" selbst gerichtet ist, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Jeder Schriftsteller sucht sich so weit auszubreiten und so viel Terrain zu gewinnen,

wie er eben vermag; das iſt ſein gutes, natürliches Recht, und läßt ſich nichts dagegen einwenden. Unſere ganze Polemik daher kann und ſoll ſich nur gegen die Theaterverwaltung kehren, die kein Bedenken trägt, die Producte eines einzelnen Schriftſtellers (und obenein Birch-Pfeifferſche Producte!) auf eine ſo unverhältnißmäßige Weiſe zu bevorzugen.

Aber vielleicht, bei der ſprichwörtlich gewordenen Armuth der deutſchen dramatiſchen Dichtung, ſind keine anderen Stücke da oder wenigſtens keine darſtellbaren, keine, deren Aufführung der Kunſt zur Förderung, dem Publikum zur Unterhaltung, der Kaſſe (denn auch gegen dieſe letztere Rückſicht wollen wir uns keineswegs völlig verſchließen) zum Vortheil gereichte?

Ganz gewiß kann man keinem Theater der Welt zumuthen, alle die Stücke, welche die Verfaſſer ſelbſt oder deren Freunde der Aufführung würdig halten, nun auch allemal wirklich aufzuführen. Wohl aber, indem wir die Reihe der Berliner Novitäten aus dieſen letzten drei Jahren noch einmal überſchauen und dabei in Gedanken dagegenhalten, was Alles inzwiſchen auf dramatiſchem Gebiete erſchienen iſt, können wir nicht umhin, dieſe Reihe für überaus dürftig und lückenhaft zu erklären. Ja es dürfte nicht ſchwer fallen,

dem Verzeichniß der aufgeführten Stücke ein anderes, längeres entgegenzuſetzen von ſolchen, die, bei gleichen und ſogar entſchieden größeren Anſprüchen, dennoch nicht zur Aufführung gekommen ſind. Wo z. B. iſt, von Unbedeutenderm oder minder Bekanntem zu ſchweigen, Gutzkow's Pugatſcheff? wo Laube's Struenſee? wo Maria Magdalena von Hebbel? wo iſt Kühne's Friedrich in Prag? wo Minding's Sixtus der Fünfte? Wehl's Ein blondes Haar? wo die ſämmtlichen Moſenſchen Stücke?

Sage man nicht, daß es ja Theater genug in Deutſchland giebt und daß für dieſe und andere Stücke wenig daran verloren geht, ob ſie gerade in Berlin gegeben werden oder nicht! Es geht ihnen damit allerdings verloren, und zwar ſehr viel, ſo viel, daß die Tantieme bei Weitem das Geringfügigſte und Kleinſte davon iſt.

Erſtlich nämlich iſt es ein großer Unterſchied, ob mein Stück in Berlin gefällt oder in Flachſenfingen; das Urtheil des Berliner Publikums hat einen andern Werth, eine andere Wirkung, als das der Reuß-Schleiz-Greiz-Lobenſteiner, und es iſt eine Beeinträchtigung des Dichters, wenn man ihm die Gelegenheit entzieht, ſein Werk dieſem vielleicht ſtrengern, vielleicht gefähr-

lichern, aber jedenfalls auch folgereichern, anregendern, belehrendern Urtheile zu unterwerfen.

Zum Zweiten ſind auch nur außerordentlich wenige Bühnen in Deutſchland, die in Betracht der künſtleriſchen Mittel im Stande wären, ſich mit Berlin zu vergleichen, wie lückenhaft dieſes ſelbſt auch immerhin ſein mag: und iſt es wiederum eine Beeinträchtigung des Dichters, ihn von der Benutzung dieſer vorzüglichſten Kräfte auszuſchließen.

Drittens aber, und was am Schwerſten ins Gewicht fällt, iſt die Polizeieinheit Deutſchlands dermaßen arrondirt und mit einer ſolchen Conſequenz durch alle Verhältniſſe durchgeführt, bis hinunter auf die Theaterverwaltungen, daß einem Stück, von dem es verlautbart, daß es in Berlin abgewieſen worden, damit ohne Weiteres zum Wenigſten zwei Drittel ſämmtlicher deutſchen Hoftheater verſchloſſen ſind. Die Furcht, anſtößig zu werden, iſt heutzutage überall groß, nicht bloß bei den Regirten; ja vielleicht iſt ſie bei ihnen am Kleinſten. „Hum hum, das Stück iſt gut, iſt brauchbar — und doch in Berlin nicht angenommen? Ah potz Mäuschen, da müſſen geheime Gründe dahinter ſein, da ſteckt gewiß etwas Verbotenes, Demagogiſches, ja Gott ſei bei uns! am Ende gar etwas Communiſtiſches darin

— ja gehorſamer Diener, wir werden uns hüten, die Kaſtanien für den Herrn aus dem Feuer zu holen: hat Berlin nicht die Courage ſein Stück zu geben, wie kämen wir dazu?“

Und damit füllt man das lithographirte Schema aus und remittirt, mit unendlichem Bedauern, dem Autor das Stück. Oder noch beſſer, man remittirt es gar nicht und antwortet auch nicht; dieſe ſeltſame Art der Courtoiſie iſt auch noch bei vielen Hof- (und anderen) Theatern Mode. —

Alſo daran, daß man keine anderen Stücke gehabt hätte, als allein die Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, kann es nicht liegen. Aber ſo liegt es vielleicht am Publikum, daß es keine anderen ſehen will? daß es ſie allen übrigen vorzieht und ſich völlig zufriedengeſtellt fühlt mit ihnen?

Hierauf erlaube man uns einfach mit einem Ausſpruch Goethe's zu erwiedern — Goethe's, der bekanntlich ſelbſt lange Jahre an der Spitze eines Hoftheaters geſtanden und zu deſſen hervorſtechenden Eigenſchaften, ebenſo bekannter Weiſe, eine allzu große Nachgiebigkeit gegen das Publikum oder auch nur eine beſondere Ehrfurcht vor demſelben nicht gehörte. „Man kann“, ſagt Goethe (Nachgel. Werke V, 9), „dem

Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt."

Es wird gestattet sein, diesen Satz auch umzustellen, wodurch seine Wahrheit nur noch prägnanter wird: man kann dem Publikum keine größere Schmach anthun, als indem man es wie Pöbel behandelt.

Und dies, behaupte ich, bei einem Repertoire, welches (wie das obige) zum dritten Theil aus Birch-Pfeiffer'schen Stücken besteht, dies ist in Berlin geschehen! dies ist geschehen, indem man (in diesem laufenden Jahre) Scharteken, wie Kotzebue's deutsche Kleinstädter, die Pagenstreiche, Künstlers Erdenwallen von Julius von Voß neu einstudirte, zu derselben Zeit und auf derselben Bühne, die für die Werke eines Hebbel und Mosen keinen Raum hatte! — — Angenommen selbst (wiewohl wir die Richtigkeit der Annahme durchaus in Abrede stellen), das Berliner Publikum wäre wirklich so verwildert, so roh, so spießbürgerlich, daß es die Birch-Pfeiffer lieber sähe, als Gutzkow, Laube, Mosen u. s. w.: so wäre es, nach unserm Ermessen, die Pflicht einer aufmerksamen, ihre Stelle wahrhaft erfüllenden Bühnenverwaltung, dieser Barbarei vielmehr entgegenzuwirken, so müßte die Intendanz das Publikum von diesen unwürdigen Neigungen zu entwöhnen und einen neuen,

edleren Geſchmack zu befördern ſuchen. — Statt deſſen was geſchieht in Berlin? Man kann ſich alle Tage davon überzeugen: Schiller und Shakeſpeare werden in einer Ausſtattung gegeben, ſo ſchmutzig, ſo kümmerlich, daß Einem die Röthe des Zorns, Röthe der Scham darüber ins Antlitz ſteigt. In der Marquiſe von Villette dagegen, in den drei Musketieren, in Einem Billet — ei ja, da ſteigen neue, glänzende Decorationen nieder, da rauſchen mächtige ſeidene Gewänder, da iſt Alles Luxus, Reichthum, Verſchwendung!

Das heißt denn nun freilich das Publikum mit der Naſe darauf drücken, was es für ſchön, was es für werthvoll halten ſoll und was nicht; das heißt freilich darauf hinarbeiten, daß das Publikum in Bälde ſo roh, ſo geſchmacklos wird, wie man daſſelbe von oben her zu wünſchen ſcheint. —

Aber vielleicht giebt man dies Alles zu; man giebt zu, daß die Art und Weiſe, wie das Berliner Hoftheater in dieſem Augenblicke geleitet wird, eine höchſt bedenkliche, höchſt unheildrohende, ſowohl für die einzelne Anſtalt ſelbſt, wie für die Kunſt im Allgemeinen — nur, fragt man, was iſt mit dem Allen gegen die Hoftheater als ſolche bewieſen? Es giebt untaugliche Miniſter, ja ſelbſt von untauglichen Fürſten wird

hie und da gemunkelt — warum ſoll es auch nicht einmal eine untaugliche oder unglückliche Theaterverwaltung geben? Und mit welchem Rechte wird, was vielleicht nur die Schuld eines einzelnen Intendanten iſt, dem ganzen Inſtitut als ſolchem zugerechnet?

Hiegegen fühl' ich mich berufen, die Vertheidigung der dermaligen Intendanz des Berliner Hoftheaters zu übernehmen; ich kann dies ja wohl um ſo unbedenklicher thun, als, nach allem Vorſtehenden, mich gewiß Niemand im Verdacht haben wird, ein Schmeichler derſelben zu ſein oder gar in irgend einer Art von Abhängigkeit von ihr zu ſtehen. Meine Vertheidigung hat alſo wenigſtens den anerkennenswerthen Vorzug, nicht nur eine unerkaufte zu ſein, ſondern auch dafür zu gelten: ein Vorzug, deſſen die bisherigen Vertheidiger der gegenwärtigen Intendanz ſich bekanntlich nur in ſehr geringem Maße zu erfreuen haben — vorausgeſetzt nämlich, daß ſie dergleichen überhaupt noch hat.

Ich beweiſe aber meinen Satz, daß an der gegenwärtigen unläugbaren und unwiderleglichen Verwilderung des Berliner Hoftheaters nicht die augenblickliche zufällige Intendanz, ſondern ſeine Eigenſchaft als Hoftheater ſelbſt die Schuld hat, erſtens dadurch, daß, wenn

jenes wirklich der Fall wäre und der Verfall der Bühne in der That nur durch eine einzelne Persönlichkeit verschuldet würde, ein so kunstsinniger und dabei so unumschränkter Monarch, wie des Königs von Preußen Majestät, ja ganz gewiß keinen Anstand nehmen würde, diese Persönlichkeit zu entfernen, zumal eben nicht gesagt werden kann, daß dieselbe sich einer großen Popularität zu erfreuen hat. Daraus, daß dies, der lautgewordenen Wünsche des Publikums, der Beschwerden der Schauspieler, der Medisance hochstehender Kunstfreunde ungeachtet, nicht geschieht, ja daß umgekehrt jeder neue Angriff die Verwaltung sichtbar nur noch fester stellt, daraus scheint uns aufs Unwiderleglichste hervorzugehen, daß die Verwaltung gerade so ist und gerade so verfährt, wie eine richtige Hoftheaterverwaltung verfahren soll und muß, und daß, wenn es uns vorkommt, als ob die gegenwärtige Berliner Bühne ein Unermeßliches hinter ihrer Aufgabe, ihrer Bestimmung zurückbleibt, dies lediglich darin seinen Grund hat, daß wir, mit unserm beschränkten Unterthanenverstande, gar nicht wissen noch ahnen, welche Aufgabe und welche Bestimmung ein Hoftheater so eigentlich denn hat. So viel steht aus diesem Falle fest und springt Jedermann in die Augen: es kann Jemand ein sehr schlechter Theaterintendant sein — und

doch ein vortrefflicher Hoftheaterintendant; es kann ein Theater auch nicht einen Pfifferling nützen für die Entwicklung der Kunst — und doch ist es noch immer ein sehr ausgezeichnetes, sehr berühmtes Hoftheater.

Wem inzwischen dieser Indicienbeweis etwa nicht behagen sollte (und wie man weiß, ist der Indicienbeweis in Deutschland überhaupt ein wenig in Mißcredit gerathen), sehr wohl, für den will ich noch einen zweiten, thatsächlichen Beweis beibringen, daß die Verwaltung des Berliner Hoftheaters in der That nicht anders zu handeln im Stande ist und für die Entwicklung der jungen Literatur in Wahrheit nicht mehr thun kann, als sie thut. Mein Beweis ist zwar nur ein einzelner, ein bloßes Beispiel: allein da das haec fabula docet ja sogar in der Moral eine große und anerkannte Rolle spielt, warum nicht auch in der Theatergeschichte?

Das Beispiel, das ich im Sinne habe, ist das Beispiel meines eigenen nachstehenden Stückes, Erich XIV., zu dem ich hiemit übergehe. — Dasselbe wurde unmittelbar nach dem preußischen Verbot meines Moritz von Sachsen, im Herbst 1814, geschrieben und noch vor Ablauf des Jahres bei der Berliner Bühne eingereicht. Ich weiß nicht, ob in Folge des gedachten Verbotes oder weshalb sonst, genug, die Intendanz

(welche, wohl zu merken, durchaus ihr eigener Censor ist, mit andern Worten also, völliger Censurfreiheit genießt .... das heißt nämlich, principaliter) fand es für nöthig, wegen Zulässigkeit meines Stückes erst höheren Ortes anzufragen. Nach gut einem halben Jahre, im Juli 1845, erhielt ich den Bescheid, das Stück könne leider nicht zur Darstellung kommen, da „das Ministerium des Innern" die Aufführung auf der Berliner Hofbühne „unangemessen" befunden hätte. — Ich wandte mich also Behufs näherer Aufklärung an das Ministerium des Innern, erhielt jedoch, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, durch Herrn Geheimrath Matthis die Antwort, die mir späterhin auch von des Herrn von Bodelschwingh Excellenz selbst bestätigt ward: daß das Ministerium des Innern mein Stück so wenig in Berlin wie anderweit verboten, noch überhaupt irgend etwas darüber verfügt oder veranlaßt habe. — Wie diesen Widerspruch lösen?

Allein ich verlor die Lust, ihn näher zu untersuchen, indem ich vier Wochen später ein neues rectificirendes Rescript der Intendanz erhielt, in welchem sie erklärte, mein Stück, von allem Uebrigen abgesehen, schon deshalb nicht geben zu können, weil mittlerweile ein Proceß wegen Majestätsbeleidigung (auf Veranlas-

ſung der politiſchen Wochenſtube) gegen mich eröffnet worden ſei — und von Inculpaten dieſer Art, das müſſe ich ſelbſt einſehen, könne die Hofbühne, der nöthigen Dehors wegen, kein Stück zur Aufführung bringen.

Nun ſah ich das, ehrlich geſtanden, zwar keineswegs ein: doch ließ ich es mir gefallen, bis zu Anfang 1846 der erwähnte Proceß niedergeſchlagen ward und damit der Grund, weshalb meinem Stück die Annahme bisher verweigert worden, hinweggeräumt ſchien.

Geduldig alſo, wie ich als Deutſcher ſein muß, und zäh, wie ich als Pommer bin, bracht' ich die Sache, in den erſten Wochen des genannten Jahres, aufs Neue in Anregung.

Aber o weh, trotz aller Purification, die ich ſelbſt inzwiſchen erlitten, war mein Stück doch noch immer nicht purificirt genug; Herr von Küſtner verſicherte mich aufs Neue und aufs Allereindringlichſte, er dürfe, könne, werde mein Stück nicht geben, es ſei denn, daß es zuvor noch einmal höheren Ortes eingereicht und daſelbſt ausdrücklich approbirt ſei.

Seltſam kam mir dabei vor, daß Herr von Küſtner es von ſich ablehnte, die deshalb nöthigen Schritte zu thun, indem es vielmehr meine, des Ver-

faſſers, Sache ſei, die erforderliche höhere Einwilligung zu erwirken.

Nun war gerade zur ſelben Zeit Laube's beziehungs- und wirkungsreiches Luſtſpiel „Gottſched und Gellert", nachdem es ſchon einige Zeit für verboten gegolten hatte, glücklich zugelaſſen worden und die Journale, Berliner und Leipziger, floſſen eben über von Lobeserhebungen für den Intendanten, wie kräftig er ſich des Laube'ſchen Stückes höheren Ortes angenommen und wie mannhaft er überhaupt die Intereſſen der jungen Dramatik vertrete. Ich erlaubte mir, von dieſer kräftigen Verwendung auch für mein Stück ein Weniges in Anſpruch zu nehmen, nach dem alten Sprichwort: was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. Aber wie fühlt' ich mich überraſcht, als Herr von Küſtner mir rund heraus erklärte, dieſes Lob ſei unverdient, er mache und könne keinen Anſpruch darauf machen; was für das Laube'ſche Stück geſchehen, ſei vom Verfaſſer ſelbſt veranlaßt; ich möge nun gleichfalls mein Glück verſuchen; er ſelbſt, ein für alle Mal, möge ſich mit dieſen Dingen nicht mehr befaſſen.

Wie geſagt, das kam mir damals ſeltſam vor und überraſchte mich; ja ich konnte nicht begreifen, wie der Chef einer derartigen Kunſtanſtalt auf ein ſo wichtiges Recht, wie die Bevorwortung und nöthigenfalls die

Vertheidigung, die Rettung neuer einheimiſcher Dichtwerke, ſo raſch, ſo freiwillig Verzicht leiſten und ſie, wie eine Privatſache, den jedesmaligen Verfaſſern ſelbſt überlaſſen könne. — Jetzt allerdings, wo ich anfange, ein wenig klarer zu ſehen in dem Dämmer des Hoftheaterthumes, finde ich auch dieſe Sache außerordentlich natürlich. Herr von Küſtner hatte bereits tauſend Mühen und Aerger von meinem Stücke gehabt, er ſah voraus, daß er ſie noch ferner haben würde und war überdies viel zu vertraut mit dem eigenthümlichen Gang der Hoftheater, um nicht ſchon jetzt zu wiſſen, daß alle Mühe und aller Aerger dennoch vergeblich ſein würde — war es ihm zu verdenken, daß er die ganze Geſchichte, reſultatlos, wie ſie bleiben mußte, von ſich abzuwälzen ſuchte? Ganz gewiß nicht.

Auch kam noch eine beſondere Verdrießlichkeit dazu. Das Stück war einige Monate zuvor, noch unter der Intendanz des Herrn Baron von Gall, unter Beiſtand meines Freundes Moſen, in Oldenburg zur Aufführung gekommen. Von dieſer Aufführung war Herrn von Küſtner, weiß der Himmel, durch welche Kanäle, hinterbracht worden, ſie habe bei einer ſehr hochgeſtellten Perſon des Oldenburger Hofes heftiges Mißfallen erregt: was zu arg, ſei zu arg; es ſei ja der pure Communismus, die pure Revolution, was in dem

Dinge ſtecke. — Die Wahrheit der Thatſache ſelbſt laſſe ich unerörtert; Herr Baron von Gall, auf meine ausdrückliche Anfrage, hat ſie entſchieden in Abrede geſtellt. — Genug, die Intendanz des Berliner Hoftheaters fand darin ein neues und ſehr bedenkliches Indicium gegen mein Stück. Zwar wird der Laienverſtand auch hier wieder fragen, was denn, die erwähnte Aeußerung ſelbſt als wahr angenommen, das Schickſal meines Stückes am Oldenburger Hofe mit ſeiner Ausführbarkeit auf der Hofbühne zu Berlin zu thun habe. — Allein da Herr von Küſtner, der anerkanntermaßen ein ganz ausgezeichneter Hoftheaterintendant iſt, dieſes Bedenken einmal genommen hat, ſo muß es doch wohl ein richtiges hoftheatermäßiges Bedenken geweſen ſein; ich vermuthe, daß neben dem bekannten, von Herrn von Küſtner geſtifteten Kartel, betreffend die Nichtannahme contractbrüchiger Sänger und Schauſpieler, ein anderes geheimes exiſtirt, wonach ein Stück, das bei einem reſp. Bundeshoftheater Mißfallen erregt hat, bei keinem andern angenommen werden darf. — Jedenfalls lernt der geneigte Leſer hieraus eine neue ungeahnte Schattenſeite der Hoftheater, eine neue unüberwindliche Schwierigkeit ihrer Leitung kennen: nämlich, daß jede Intendanz ſich nach jedem Hofe richten muß, und daß z. B. der Intendant in Berlin nicht

bloß zu vermeiden hat, was etwa des Königs von Preußen Majestät mißfällt: sondern auch, was irgend einem unserer dreiunddreißig Bundesfürsten mißfällt, darf er gleichfalls nicht geben.

Endlich, aus persönlichem Wohlwollen, hatte Herr von Küstner doch noch die Güte, mein Stück zur Begutachtung höheren Ortes einzureichen. Da ich die Fata libelli bis hierher so ausführlich mitgetheilt, so will ich auch den letzten Abschnitt derselben nicht verschweigen, so wenig schmeichelhaft er für mich auch ist.

Nämlich nach so vielen und so mannichfachen Instanzen gelangte mein Stück endlich in die letzte und höchste: es wurde, irre ich nicht, im December vorigen Jahres, mit einem anderen neuen Stücke, dem Werk eines bekannten und beliebten Autors zusammen, Sr. Maj. dem Könige Allerhöchst selbst vorgelesen — das heißt wohl, es wurde daraus vorgelesen. Den Namen jenes andern Stückes verschweig' ich aus Gründen, die Jedermann sogleich einsehen und — billigen wird; nicht unerwähnt jedoch kann ich dabei lassen, daß, als gedachtes Stück späterhin wirklich zur Aufführung in Berlin kam, die laue, fast ungünstige Aufnahme desselben (und das bei einem Stück, das anderwärts Furore gemacht hatte!) die Meinung Sr. Majestät allerdings bestätigt hat.

Dieſe Allerhöchſte Meinung nun ging dahin, daß zwar kein Grund vorhanden ſei, die beiden in Rede ſtehenden Stücke zu verbieten, vielmehr könnten ſie immerhin gegeben werden; nur einen beſondern äſthetiſchen Gewinn für die Bühne vermöchten Allerhöchſt Sie auch nicht davon abzuſehen.

Hiemit war denn nun, nach Herrn von Küſtners Dafürhalten, über mein Stück ein für allemal der Stab gebrochen; ich erhielt, nachdem die ganze Begebenheit die Intendanz und mich faſt volle drittehalb Jahre!! in Athem erhalten hatte, folgenden definitiven Beſcheid, den ich hier um ſo lieber wörtlich (und ſogar auch buchſtäblich) mittheile, als derſelbe auf eine ſehr anmuthige Art die verſchiedenen Leidensſtationen meines Stücks noch einmal zuſammenfaßt und ſomit dem Ganzen als erheiterndes Schlußwort dienen kann.

Ueberhäufte Geſchäfte laſſen mich erſt heute zur Beantwortung Ihres Geehrten vom 11. dieſes kommen.

Es gereicht zu meinem Bedauern, daß die Angelegenheit des Manuſcripts „Erich XIV." durch verſchiedene äußere Umſtände, ohne meine Veranlaſſung, ſo lange verzögert worden iſt.

Es iſt Eurer Wohlgeboren bekannt, daß die Aufführung des beſagten Stückes im Jahre 1845. von Seiten des Miniſteriums des Königlichen Hauſes, wegen damals obwaltender Umſtände, für unangemeſſen befunden worden

ist. Als letztere später beseitigt waren, hielt ich mich dessenungeachtet für verpflichtet, wegen der Aufführung dieses Stückes unter Beilegung desselben höheren Orts anzufragen. Hierauf wurde mir erwiedert, daß zwar keine hinreichende Veranlassung vorhanden, die Aufführung zu untersagen, um so mehr, als ein solches Verbot dem Stücke eine Wichtigkeit beilegen würde, welchen es nicht verdiene, daß jedoch die Aufführung dieses Stücks in ästhetischer Hinsicht als ein Gewinn für die Bühne nicht erachtet werden könne.

Diese mißfällige Aeußerung höheren Orts läßt es einer Königlichen Behörde als unpassend erscheinen, das Stück auf der Königlichen Bühne zur Aufführung zu bringen, demzufolge das Manuscript hierdurch remittirt wird.

Die General-Intendantur hält diese Maaßregel um so nöthiger, als sich in dem Trauerspiel: „Erich XIV." politische Stellen finden, die Uebelgesinnten leicht zu politischen Demonstrationen Veranlassung geben könnten, und als noch neuerdings der General-Intendantur zur besondern Pflicht gemacht ist, Stücke, welche zu dergleichen Demonstrationen Veranlassung geben könnten, zur Aufführung nicht zuzulassen.

Das gedachte Bedenken wegen des politischen Inhalts von „Erich" wird auch noch dadurch gerechtfertigt, daß selbst in Oldenburg (dessen Theater Sie in Ihrer Vorrede als einen wahrhaft weiße Rabe, als ein Bethlehem der deutschen Hoftheater, als ein Asyl der Kunst, der Freiheit und des Volksthümlichen bezeichnen) nach der ersten Aufführung des Erich, höheren Orts wie im Publikum, nach zuverlässiger Nachricht sich die Meinung dahin ausgesprochen hat, daß bei der größten Liberalität dieß Stück in Ansehung seiner politischen Gesinnungen, vielfältiger Tendenzstellen und maaßlosen Freiheits-Toraden, oft im Widerspruch mit der Historie und der Zeit

stehend, nicht gut geheißen werden könne, weshalb auch eine Wiederholung dieses Stückes bis jetzt in Oldenburg, so viel mir bekannt, unterblieb.

Demnach mögen Sie ermessen, ob ich bei meiner Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht nicht Bedenken tragen muß, dieß Ihr Stück zur Aufführung zu bringen. Steht es mir auch zu, die Aufführung der Stücke ohne weitere Gründe abzulehnen, so glaube ich doch in Bezug auf die lange Verzögerung dieser Angelegenheit und die besonderen hier obwaltenden Umständen Ihnen die Gründe meines Verfahrens auseinandersetzen zu müssen.

Schließlich wiederhole ich, daß es mir sehr angenehm sein sollte, wenn ein anderes Stück aus Ihrer mir sonst sehr schätzbaren Feder eingesandt würde, das ich ohne Bedenken zur Darstellung bestimmen könnte.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Berlin, den 14. März 1847. Küstner.

Dem Herrn Dr. Prutz,
Wohlgeboren.

Und nun auf meinen Beweis zurückzukommen: wenn die Annahme eines einzigen unbedeutenden Stückes mit solchen unerträglichen Schwierigkeiten verknüpft ist — wenn nicht bloß für den Autor, nein, auch sogar für den Intendanten selbst eine drittehalbjährige Correspondenz, drittehalbjähriges Warten, Anfragen und Petitioniren nöthig ist, ehe er nur dahinter kommen kann, ob das Stück auf seinem Hoftheater gegeben werden kann oder nicht — wenn, um Alles zu sagen, um der geringfügigsten Ursache willen jedesmal eine wahre Jacobsleiter erstiegen werden muß von Anfra-

gen, Instanzen und Appellationen, bis hinauf zu dem höchsten Oberhaupte des Staates selbst — wäre es dann, ich appellire an die Wahrheitsliebe, ja an das Mitleid, an die Menschlichkeit meiner Leser —! wäre es dann nicht grausam, wollte man den Vorständen der Hoftheater zumuthen, ihre Bühnen anders zu leiten, als sie thun, nämlich so, daß von allen untergeordneten Stimmen die Kunst dabei die untergeordnetste hat — und am Besten gar keine? Hat man ein Recht, ja kann man bei dieser Beschaffenheit der Verhältnisse von den Hoftheatern verlangen, daß sie die Blüthe der jungen Literatur irgend einigermaßen unterstützen? Ist es nicht ganz billig, ganz natürlich, daß sie, statt Zeit und Mühe an diese undankbaren, widerharigen Versuche der Jüngeren zu verschwenden, sich ein für allemal an Frau Birch-Pfeiffer halten, die solide, die unverfängliche Frau Birch-Pfeiffer, bei der, wenn auch Tendenzen, doch ganz gewiß keine staatsgefährlichen zu finden sind, ja die von denselben Allerhöchsten Personen, welche jenen neueren Versuchen allen und jeden ästhetischen Werth absprechen, umgekehrt durch Danksagung, Medaillen, Ringe geehrt wird, und die also schon deshalb, wenn nichts weiter, doch gewiß eine ganz vorzügliche Hoftheaterdichterin ist?!

Und endlich, als Schluß all dieser Fragen, giebt

es bei dieſer Lage der Dinge, Falls das deutſche Drama nicht ganz zu Grunde gehen ſoll, einen anderen Ausweg, als daß die Pflanze des deutſchen Dramas von den Hoftheatern ganz abgelöſt wird, indem dieſen nur die eigentlich höfiſchen Künſte, Ballet und Oper bleiben, für das Drama aber, die volksthümliche Poeſie, werden eigene unabhängige Volksbühnen geſchaffen?! —

Daß dieſer Plan gar nicht ſo utopiſch, wie er der Mehrzahl meiner Leſer in dieſem Augenblicke erſcheinen wird, daß vielmehr die Elemente zu ſeiner Verwirklichung zum Theil ſogar ſchon vorhanden ſind, und wie man das Nähere dieſes Vorſchlags ſich überhaupt zu denken habe, davon in der Einleitung zu einem der nächſten Bände. — Dem Erich ſelbſt hab' ich nichts weiter hinzuzufügen, weder Wunſch noch Bitte. Schlimmer, als die Hoftheaterintendanzen mit ihm umgeſprungen, kann es ihm bei der Leſewelt unmöglich ergehen; er hat alſo eigentlich nichts mehr zu riskiren.

Hamburg, October 1847.

R. E. Prutz.

Erich der Bauernkönig.

Trauerſpiel.

Perſonen.

Erich, Guſtav Waſa's, Königs von Schweden, älteſter Sohn, in der Folge als Erich XIV. König von Schweden.

Johann, } ſeine Brüder.
Magnus (vierzehnjährig, Frauenzimmerrolle), }

Katharina Jagellonica, Siegmund's von Polen Tochter, Johann's Gemahlin.

Graf Svante Sture, Reichskanzler.
Niels, ſein Sohn.

Perſon, }
Graf Brahe, }
Abraham Stenbock, } Reichsräthe.
Sten Banner, }

Haus Wedel, Kämmerer.
Magiſter David, Erzieher des Prinzen Magnus.
Peder Welamsſon, königl. Leibtrabant.

Erſter } Geſandter aus England.
Zweiter }

Ein Schreiber.
Ein Page.

Maens, }
Jeſper, }
Pare, } ſchwediſche Bauern.
Klaas, }
Heinz, }

Der Zinsvogt.
Katharina, Maens' Tochter, Erichs Geliebte.
Edelleute. Soldaten. Bauern. Volk.

Der Schauplatz iſt theils in, theils nahe bei Stockholm.

Beginn der Handlung: 1560.

Erſter Akt.

In der Nähe von Stockholm, auf dem Hofe des alten Maens.

Erſter Auftritt.

Der alte Maens. Jeſper.

Jeſper.

Wie ich Euch ſage, Vater Maens: es wird ſchlechte Zeiten geben. Ich war in Stockholm geſtern, bei meinem gnädigen Herrn: der König ſoll krank ſein.

Maens.

Ich hörte davon.

Jeſper.

Der alte Herr fängt an wackelig zu werden; man verſpricht ſich nichts Gutes von ſeiner Krankheit.

Maens.

Wie das nun geht, er hat die Jahre.

Jeſper.

Nu aber das muß ich ſagen, neugierig bin ich doch, wie das werden wird, wenn der alte Herr mal die Augen zuthut. Vier ſolche gnädige Prinzen — na das wird ein ſchöner Mord und Todtſchlag werden unter denen.

Maens.

Was geht es uns an, Jeſper? Ich denke, wir laſſen die großen Herren für ſich ſelber ſorgen: Guſtav in Stockholm — und ich auf meinem Hof. — Doch freilich, davon haſt Du keinen Begriff.

Jeſper.

O nur immer heraus mit der Sprache! Ihr meint, weil Ihr ein Hofbauer ſeid, ein freier Mann, anſäſſig auf eignem Grund und Boden, und Niemand unterthan als dem Könige: ich aber, ich bin nur ein Frohnbauer, ein armer Teufel, der nicht einen Pfifferling ſein nennt auf der Welt, nicht einmal die Haut, darin er ſteckt. Denn, wie ich hier bin, mit Armen und Beinen und Händen und Füßen: ich gehöre dem Herrn Grafen Perſſon, Gott ſegne ihn! und bin ſein Mann.

Maens.

Ich wollte Dir wahrlich keinen Vorwurf damit machen, lieber Jeſper.

Jeſper.

Es hat auch nichts zu ſagen, alter Maens, darüber bin ich weg. Eure Freiheit! — Ich kenne das nicht, wie es iſt, ein freier Mann zu ſein; darum will ich nicht darüber urtheilen. Allein ſo viel ich an Euch ſehe, ſo iſt es nur ein Vorrecht, Abgaben zu zahlen, ein Privilegium, geſchunden zu werden, ein Monopol, ſich ausquetſchen zu laſſen zum Beſten des Vaterlands. Wer fragt nach Euch, wenn Ihr verhungert? Niemand. Aber ſo wenig Graf Perſſon das Pferd verhungern läßt, das ihn trägt, ſo wenig läßt er mich verhungern; es wäre ja ein Ausfall in ſeiner Kaſſe. Und nun rechnet nach, auf weſſen Seite der Vortheil iſt, auf Eurer oder meiner.

Maens.

Es läßt ſich eben nicht darüber ſtreiten; wer es fühlt, der fühlt es, und wer es nicht fühlt, dem kann man es auch nicht ſagen.

Jeſper.

Fühlen?! Ei ja wohl: geht doch mal um die Ecke zum Lars und fragt ihn, was er fühlt. Gelt? Das war auch ein freier Mann, er ſtand immer auf ſeinem Hofe, die Hände untergeſtemmt, als wenn er der liebe Gott wär'; er dankte mir kaum, wenn ich

ihn grüßte, und wenn man ihn ſprechen hörte, da ging es immer: mein Hof und mein Feld und mein Haus — ich glaube, er gäbe jetzt ſeine Freiheit gerne hin für einen warmen Fleck für ſich und ſeine Kinder.

Maens.

Es iſt traurig genug; der Mißwachs hat ihn zurückgebracht, ſein Hof iſt verſchuldet, er kann die Steuern nicht mehr bezahlen. Er war geſtern bei mir und klagte mir ſeinen Kummer. Allein die Zeiten ſind ſchwer, die Steuern unerſchwinglich; man hat Noth, daß man ſich ſelbſt durchbringt, und ſo wahr Gott lebt, ich konnte ihm nicht helfen.

Jeſper.

Glaub' es wohl. Aber jetzt iſt der Zinsvogt da mit ſeinen Knechten, er hat die Rechnung gemacht: zwei mal zwei iſt ſieben und viere dazu ſind achtzehn — die Rechnung ſtimmt: und eben jetzt wird Lars von ſeinem Hofe heruntergeworfen mit ſeinen Kindern. Es iſt ein Heulen und Schreien, daß es einen Stein erbarmen möchte. Aber ich ging vorbei und lachte.

Maens.

Es iſt gewiß nicht des Königs Wille ſo; wir ſollten eine Bittſchrift an ihn richten, daß er ſich unſrer ein wenig annimmt.

Jeſper.

Der König lieſt keine Bittſchriften mehr; er beſorgt ſeine eigne an den Himmel: er muß ſterben.

Maens.

So muß man ſich an ſeinen Nachfolger wenden.

Jeſper.

Wer ihn kennte.

Maens.

Wer ſollte es ſein, als ſein Erſtgeborener, Prinz Erich? Ich kenne den Prinzen und weiß, daß er es gut im Sinne hat.

Jeſper.

Ihr kennt ihn, ſo? Wohl darum, weil er ſo oft zu Euch kommt und mit Euch ſchwatzt, darum denkt Ihr wohl, Ihr kennt ihn? Ja ſeht mich nur an: ich ſage nur, was alle Welt weiß; es iſt kein Geheimniß mehr, daß Prinz Erich bei Euch aus- und eingeht.

Maens.

Und warum ſollte es ein Geheimniß ſein? Was iſt daran zu verbergen? Er geht bei mir ein, ja: denn er jagt hier mitunter, und da, wenn er müde iſt, kommt er auf meinen Hof und nimmt einen Krug von meinem Biere an und ruht ſich aus unter meinem Dach. Und ausgehen thut er auch bei mir: denn

wenn er ſatt iſt, dann ſagt er: Schön Dank, Vater Maens, und damit geht er. — Ich ſehe nicht ein, was bei der Sache Böſes iſt und warum ein rechtſchaffener Bauer nicht umgehen kann mit einem rechtſchaffenen Prinzen.

Jeſper.

Und nun ſag' ich Euch, daß Ihr ihn gerade nicht kennt, gar nicht kennt Ihr den Prinzen! Euer bischen Bier und Schwarzbrod, das hat der ja zu Hauſe tauſendmal beſſer. Nein, um Eure Tochter kommt er, um die Räthe — ja, die ganze Landſchaft weiß es, ſogar die Herren bei Hofe reden davon und ſtecken die Köpfe zuſammen.

Maens.

Das ſprichſt Du nur aus Neid ſo, Jeſper. Du hatteſt ſelbſt ein Auge auf meine Tochter geworfen; aber Du weißt auch, daß ich ſie keinem unfreien Manne gebe.

Jeſper.

O verſteht ſich, nur ja keinem Unfreien, lieber .... Nun nur zu, nur zu! Hofirt ihm nur hübſch und laßt Eure Tochter Patſchhändchen machen mit ihm — Ihr möchtet wol auch mal ſo ein großes Thier bei

Hofe werden, ſo ein Herr Oberkammerherr blaſt mir den Staub weg' oder ſo etwas, hä?

Maens.

Närriſcher Jeſper!

Jeſper.

Aber Ihr ſpeculirt falſch! falſch, auf mein Wort! Euer Prinz Erich — ich weiß, was ich weiß: mit dem wird es gerade am Allerwenigſten, der iſt gerade der Letzte von allen Vieren. Iſt das ein Prinz? So ſchlicht, ſo kurzab, gerade wie unſereins? Das iſt mir eine ſchlechte Art von Prinzen. Ein Prinz, wißt Ihr, das kann ich Euch nu ganz genau ſagen, das muß ſein, wenn man einen Prinzen ſieht, als ob man in die Sonne ſähe, ſo müſſen Einem die Augen davon weh thun; und dabei muß Einen ſo ordentlich dazu frieren, als ob man *nicht* in die Sonne ſähe, verſteht Ihr? Und geben muß ein Prinz — na hört mal, Vater Maens, hat Euer Prinz Erich Euch ſchon je etwas gegeben?

Maens.

Nein, guter Jeſper, er hat mir nichts gegeben — und ich habe nichts von ihm gefordert.

Jeſper.

Ich dacht' es mir. Ja, da lob' ich mir den Andern,

den Johann. Das iſt ein Herr, da weiß man, was man hat; der haut Einem mit der einen Hand die Peitſche um die Ohren und mit der andern wirft er Einem 'nen Thaler in das Maul. Und ſeine Frau — Herr Gott, hat die ein paar Augen! und ſieht die Einen an, ſo holdſelig, ſo allerliebſt! Ich ſah ſie, wie ſie an meines Herren Schloß vorüber ritt. Graf Perſon ſtand am Thor; wie ſie ihm gegenüber kam, ließ ſie die Gerte fallen: er ſprang hinzu, nahm ſie auf und gab ſie ihr. Da reichte ſie ihm die Hand zum Kuſſe und lächelte — welch ein Lächeln! Nun, ich will nichts geſagt haben, Vater Maens; indeſſen das ſag' ich Euch doch: man kann ein Knecht ſein und weiter ſehen als die Freien. — Aber da kommt Lars, er iſt eine hübſche Nutzanwendung zu meiner Rede.

Zweiter Auftritt.

Vorige; Lars, Klaas, Heinz und andere Bauern, der Zinsvogt treten ein.

Lars.

Nun, lebt wohl, Nachbarn — zum letztenmal: wir waren doch immer treue Nachbarn, nicht? und haben

redlich mit einander ausgehalten — lebt wohl! und mögt Ihr beſſere Tage ſehen als ich.

Zinsvogt.

Du dauerſt mich ſelbſt, armer Lars. Allein Du weißt auch, daß ich nur thue, was ich muß. Es iſt Befehl vom Reichsrath, und der König hat ihn beſtätigt: wer nicht zahlen kann, der muß weichen von ſeinem Gute.

Maens.

Du willſt uns verlaſſen, Lars? Deinen Hof konnt' ich Dir nicht retten; doch ſo nimm Platz auf meinem, ſo lang' es Dir gefällt. Du haſt ein Paar rüſtige Arme; Du bringſt wieder ein, was Du verzehrſt.

Lars.

Danke, Vater Maens, danke. Aber — ich kann nicht um Lohn dienen, wo ich erſt als freier Mann gelebt, auf eignem Boden. Nehmt Euch meiner Kinder an — Gott lohn' es Euch! Ich will in die Welt, weitweg, wo kein Menſch mich kennt; vielleicht liegt wo ein Stückchen Glück am Wege, und ich finde es. Lebt wohl — Du auch — lebt wohl, Vater Maens. Und wenn Ihr es machen könnt, ſeht zu, daß ehrliche Leute auf meinen Hof kommen. Wenn Ihr vorbeigeht — das alte Haus, wo mein Vater ſtarb, und

die beiden Pappeln, die ich pflanzte, wie meine Jungen geboren wurden — wenn Ihr vorbeigeht — grüßt ſie und nickt ihnen zu, von meinetwegen! (ſich die Augen wiſchend.) Es war ein rechtſchaffenes Stück Land.

Maens.

Armer, wackerer Mann! Warum ſind wir zu arm, um Dir zu helfen!

Heinz.

Es will mir das Herz brechen.

Klaas.

Er zeigt uns den Weg, den wir Alle gehen müſſen, wo wir nicht zugreifen und uns ſelber helfen!

Die Bauern

(durcheinander).

Ja, das iſt es: zugreifen und uns ſelber helfen!

Dritter Auftritt.

Vorige; Erich, Niels treten ein.

Erich.

Guten Tag, Ihr Leute. Was habt Ihr? was iſt hier? Warum weint der Mann? — Ich kenne Dich; Du heißt Lars — warum weinſt Du?

Lars.

Mein gnädigſter Prinz —

Zinsvogt.

Er hat den Zins nicht zahlen können, gnädiger Herr, und darum hab' ich ihm ſeinen Hof abpfänden müſſen.

Erich.

Und iſt der Mann brav?

Maens.

Der beſte, gnädiger Herr, den wir in der Gemeinde haben.

Erich.

Wie groß iſt die Summe?

Lars.

Zwölf Gulden, gnädiger Herr.

Zinsvogt.

Und ſieben Groſchen drei Pfennige.

Erich.

Und er hat Kinder?

Klaas.

Ja, Herr, ein ganzes Neſt, Buben und Mädchen.

Erich.

Es würde ſich nicht ziemen, Lars, wollt' ich Deine Schulden für Dich bezahlen; ein Jeder, der geſund iſt

und hat Kraft zur Arbeit, der muß ſich ſchaffen, was er braucht. Und überdies, ſo habe ich nichts zu verſchenken. Aber leihen will ich es Dir — und wenn Du kannſt, ſo ſollſt Du es zurückbezahlen, nämlich an Einen, der es dann ſo brauchen wird und ſo verdienen, wie jetzt Du es thuſt. — Ich bitte Dich, lieber Niels, geh' mit dieſem Manne und weiſe ihm die Summe an, in meinem Namen, deren es bedarf. — Keinen Dank, ich verbiete es Euch! — Ich kann es nicht leiden, wenn man als eine Gnade aufnimmt, was nur eine Pflicht iſt zu leiſten. — Geht! und ſeid brav. Ich weiß, daß Ihr viel zu dulden habt, und daß es ein hartes Joch iſt, das Ihr tragt. Aber tragt es noch! widerſtrebet nicht! thut nichts wider Geſetz und Ordnung — um Eurer eignen Sache willen! Ihr leidet nichts, als was Geſetz in dieſem Lande iſt — verſteht mich recht: noch iſt es Geſetz, noch! — Geht!

(Niels und die Bauern ab, bis auf den alten Maens.)

Vierter Auftritt.

Erich; der alte Maens.

Erich.

Guten Tag, Vater Maens, wie lebt Ihr? — Es ließ mir keine Ruhe mehr in der Stadt, ich mußte

hinaus zu Euch; was macht die Käthe? Bitte, ruft sie mir heraus — ich bin trüb gestimmt, sie soll mir die Sorgen weglächeln.

Maens

(will ins Haus, umkehrend, nach einer kleinen Pause).

Euch die Sorgen weglächeln, mein Prinz? wie? und Sorgen heraufläcbeln auf ihres Vaters Haupt? O, mein Prinz, ich bin nur ein schlichter Mann, ich kann das nicht so sagen, wie ich es wohl meinte, und ich muß auf Eure Weisheit rechnen, daß Ihr mich versteht. Ich bin ein Bauer, mein Prinz: aber ein ehrlicher Bauer; ich habe meinen guten Namen so lieb, als wäre ich ein Edelmann. Ich bitt' Euch, habet Acht, daß ich ihn auch ferner lieben kann. Die Welt spricht Arges von Euch und meiner Tochter: mag sie doch — so lange nicht wahr ist, was sie spricht! Und darum wollt' ich Euch bitten, mein Prinz: es ist mein Hof, auf dem Ihr steht, es ist mein Dach, das Euch schirmet, es ist auch meine Tochter, der Ihr liebkost. Ueberseht das nicht, mein Prinz: Ihr seid mein Gast, es ist eine große Ehre für mein schlechtes Haus: aber — Ihr seid mein Gast. — Und nun ruf' ich Euch meine Tochter.

(rasch ab in das Haus.)

Fünfter Auftritt.

Erich allein.

(sich setzend.)

Mein Kopf ist wüst. Vielleicht nur wenige
Minuten noch: und stille steht ein Leben,
Durch dessen Stillstand in das meine plötzlich
Bewegung kommt und rasche, freie That!
Mir aber ist, als ständen neben mir,
Verhüllten Augs, die Geister künft'ger Zeit
Und warnten mich. — Da ist sie, meine Lust!

(Aufspringend, der Katharina entgegen.)

Sechster Auftritt.

Erich. Katharina, tritt aus dem Hause, ihm entgegenstürzend.

Katharina.

Mein Erich!

Erich

(sie umarmend).

Holdes Kind! O, Du bist hübsch,
Wie roth Du bist! Du meine Haidenrose,
Die Du in seliger Verborgenheit
An meines Lebens ödem Wege blühst!

Katharina.

Wie geht es Deinem Vater? Denn ich hörte,
Er wäre krank.

Erich.

Krank, allerdings — ſehr krank!
Sein Leben fließt mit zögernd leiſer Welle,
Zurückbeſchworen durch der Aerzte Kunſt
Und ſeines Willens ehernes Geſetz —
Allein es fließt dem Ausgang zu; er iſt
Ein todter Mann.

Katharina.

Und haſt Du ihn geſprochen?
Haſt Du Dich ausgeſöhnt mit Deinem Vater
Auf ſeinem Sterbebett?

Erich.

Ich ließ mich melden
Bei Seiner Majeſtät: allein ich wurde
Nicht vorgelaſſen.

Katharina.

Unglückſel'ger Zwiſt,
Der ſo den Vater von dem Sohne trennt!
Was thatſt Du ihm? Wie nennt ſich Dein Vergehn?

Erich.

Ein groß Vergehn, ein unverzeihbares:
Ich ward zu früh geboren.

Katarina.

Ich verstehe
Dich nicht, mein Freund?

Erich.

O lerntest Du es nie!
Erführst Du nie, auf welchen Schlangenpfaden
Sich das Geschick der Sterblichen bewegt,
Und welchen Abgrund, welch entsetzlichen,
Jedweder Mensch in seiner Brust verbirgt! —
Mein Vater, mußt Du wissen, wurde nicht als
König geboren —

Katharina.

O ich weiß es wohl,
Mein Vater ist bewandert in des Landes
Altüblichen Gebräuchen und Geschichten.
Er hat es Alles mir erzählt, des Winters,
Bei Fackelschein, wenn ich am Spinnrad saß.
Dein Vater war — ja warte, so ist's recht:
Dein Vater war ein kleiner Edelmann,
Arm, ohne Freunde, ein Geächteter,
Verfolgt von Feinden, oft bedroht vom Tod —

Ich habe recht gezittert, als ich hörte,
Wie er im Wagen lag, verſteckt im Stroh,
Und wie die böſen Dänen, die ihn ſuchten,
Die Lanzen ſtießen durch das Stroh und ihn:
Er aber biß die Zähne in einander
Und hielt ſich ſtumm — und wie er dann die Dänen
Geſchlagen hat und hat das Land befreit
Und auf das Haupt geſetzt die Krone Schwedens.
Nun? war das recht? Ich habe ſonſt ein ſchlechtes
Gedächtniß: aber das, das weiß ich doch.

Erich.

Du holdes Kind! — Und alſo nun in dieſer
Zeit der Bedrängniß und der Niedrigkeit
Ward ich geboren. Meine Mutter war
Ein einfach Weib aus ehrlichem Geſchlecht;
Sie ſteht mir noch vor meines Geiſtes Augen,
Ein bleiches Bild, in Thränen, ſanft und mild.
Drauf, als mein Vater König war geworden,
Längſt auf der Mutter Hügel blich das Gras,
Da nahm er ſich ein zweites Weib — o nicht
Ein Weib, bewahre: eine Königin,
'ne gnädigſte Prinzeſſin, eine Dame
Aus hocherlauchtem, fürſtlichem Geſchlecht,
Die Prinzen ihm, nicht Söhne bloß gebar!

Und dieſes iſt nun meine Schuld, daß ich
Nicht auf dem Purpur gleichfalls bin geboren,
Das iſt es, was die Liebe meines Vaters mich
Gekoſtet hat und hat von ſeinem Herzen
Mich abgelöſt. Er ſchämt ſich mein; ihn ekelt
Vor dieſen Tropfen bürgerlichen Blutes,
Die meine arme Mutter mir vererbt —

Katharina.

O armer Freund!

Erich.

Ich tadl' ihn nicht darum:
Es war vielleicht nicht ſeines Herzens Wunſch,
Er folgt dem Zwange ſeines Standes nur
Und den Geſetzen ſeiner Politik.
Doch iſt es ſchlimm, bei Gott, recht ſchlimm für mich,
Daß er das muß! Man ſpricht von Prinzen ſonſt,
Und rühmt ſie hoch, wie gut es Prinzen haben:
Nun, in der That, ich hab' es ſchlecht gehabt.
Einſam ſtand ich in Mitten meiner Brüder —
In Mitten nicht, bei Seite mußt' ich ſtehn,
Scheel angeſehen, daß ich auch noch da —
O glaube mir, ich hätte viel gegeben,
Hätt' ich ein Bettelkunge dürfen ſein
Und hätte nur auf meiner harten Streu

Der Kuß mich eines Vaters eingewiegt!
Die Andern prieſen ſie, die ächten Prinzen,
Johann und Karl und Magnus — ach das war
'ne Herrlichkeit! Ich — hieß ein Bärenhäuter,
Ein harter Kopf, ein mürriſcher Geſell,
Der mit den Sternen nächtlich Umgang hielt.
Und freilich that ich es: es muß der Menſch
An etwas hängen, wär' es auch ſo fern
Und wär' ſo kalt, als wie ein Sternbild iſt!
Ich ſuchte nach dem Stern, wo meine Mutter
Jetzt wandelte, und ſehnte mich zu ihr.

Katharina.

Mein theurer Mann!

Erich.

Je nun, das iſt vorüber;
Mein Herz iſt hart geworden mit der Zeit,
Es iſt zurückgeflohen in ſich ſelbſt,
Und glaubt an Niemand, Niemand — als an Dich.

Katharina.

O nun begreif' ich auch, warum Dein Vater
In Gut' und Böſem raſtlos in Dich drang,
Daß auf die Krone Du verzichten ſollteſt

Zu Deines Bruders Gunsten. Sieh, das ist
Die wahre Ursach' Eures bösen Zwists.
Ich tadle Dich: sag', warum thatst Du's nicht?

Erich.

Weil es mein Recht — begreifst Du das? mein Recht,
Das mir Natur und Himmelsschluß verliehn.
Und eines Mannes Recht ist seine Ehre.'
Auch denk' ich einst, beliebt es Gott, die Krone
Nicht blos zum Scherz zu tragen, glaube mir'
Mein Vater ist ein großer Mann: unsterblich
Auf ewig ist sein Name: niemals sitzt
Auf Schwedens Thron, der größer ist als er.
Allein es ist der Fluch der Größe, daß sie
Kein Auge hat für das gemeine Weh,
Den kleinen Schmerz der Menschen. Vieles läßt
Mein Vater mir zu thun; es muß noch andere
In Schweden werden, eh' es ist, wie's soll.
Ich kam durch Smaland jüngst —

Katharina.

Das war, wie Du
Zurückkamst aus dem Dänenkrieg, nicht wahr,
Aus dem Du Dir die Narbe mitgebracht?

Erich.

Durch Trümmer ging mein Weg, verbrannte Städte,
Verarmte Dörfer, jammervolle Spuren
Langjährigen Krieges, der mein Vaterland
Verwüstete — und aus den Trümmern, jammernd,
Entgegen drängte sich mir ein Geschlecht —
Herr Gott im Himmel, was erblickt' ich da!
Weißköpfige Greise, rutschend auf den Knien
Um ein Stück Brod — Jungfrauen, die die Blüthe
Des Leibes opfern für ein Abendessen —
Kinder, unmündig noch, und doch schon bettelnd —
Sie haben Brod aus Rinde sich gebacken,
Sie haben um den Abfall sich gestritten
Des todten Viehs — Und dennoch, wie ich kam,
Da in zerstörtem Busen dennoch hielten
Sie ihres Jammers Weheruf zurück
Und drängten sich und küßten meine Schuh'
Und riefen mir ein Vivathoch entgegen,
Um mich zu ehren, ihres Königs Sohn'
Sie segneten — mich segneten sie, mich —
Und ich vermochte nichts für sie zu thun,
Nichts, nichts, gar nichts!! —

Katharina.

Du brauchst darum nach Smaland nicht zu gehn —

Erich.

Mein Vater iſt ein großer Mann; ich werde
Kein großer ſein: ich will blos Sorge tragen,
Daß Niemand mehr in meines Reiches Grenzen
Muß Hungers ſterben, ungetröſtet. Schweden
Ward groß durch meinen Vater — ich, ich will
Es glücklich machen!

Katharina.

Schweden — aber ich?!

Erich.

Es iſt mein Loos; das Liebſte, das ich habe,
Ich muß es opfern, wenn mein Amt es heiſcht:
Auch Dich, mein Kind. — —

Katharina.

Nein, bleibe bei mir, Erich! Kehr' zurück
An den geliebten Buſen der Natur,
Von dem Dein Vater Dich geriſſen hat
Und den Du nicht als König darfſt berühren!
Was willſt Du dort? Auf Deinem warmen Herzen
Was ſoll der mitleidloſe Purpur Dir?
Du wirſt zu Grunde gehn, ich ſeh's voraus —

Erich.

So geh' ich doch an meiner Pflicht zu Grund.

Katharina.

Pflicht? Iſt das Pflicht? Du haſt mir oft geſagt,
Daß Falſchheit wohnt und Hinterliſt und Neid
In der geſchmückten Nachbarſchaft des Throns:
Man iſt nicht glücklich, weil man König iſt:
Man iſt nur glücklich, weil ein Herz uns liebt.
Sei denn ein König in dem Herzen hier!
Entſag' dem Thron! und bau' Dir einen andern
In meines Herzens allertiefſtem Grund!
Da herrſche Du; ich will Dich alſo lieben,
Wie nie ein Fürſt auf Erden ward geliebt!
Hier droht Dir kein Verrath, hier gibt man nie
Unwillig Dir die Steuern, die Du forderſt:
Sie werden Dir mit Lächeln dargebracht,
Von meinen Lippen küſſend nimm ſie Dir!
O bleibe hier, bleib' bei mir, theurer Mann!

Erich.

Ich bleibe, ja — auch wenn ich gehe, dennoch,
Dir bleibt mein Herz, auch wenn wir nie uns ſehn!
Auf meines Thrones winterlicher Höhe
Wird das Gedächtniß Deiner Liebe mir,
Wie Sommerluft, die müde Bruſt durchziehn:
Ich werde Dein gedenken, wie der Todten —
Bei meinen Sternen ſuchen werd' ich Dich.

Katharina

(nach einer kleinen Pauſe).

Hab' Dank, daß Du zum Wenigſten mir nicht
Verhehlen willſt, welch einem Schickſal ich
Entgegen geh', und was ich tragen muß.
Du alſo wirſt nun König — haſt Du auch
Schon eine Königin? Ich hörte ja,
Dein Vater läßt für Dich in England werben,
Man ſagte mir, Eliſabeth ſei ſchön —
Wirſt Du ſie auch verſchmähn, wie Du der Andern,
Der Jagellonica von Polen, thatſt,
Die zürnend dann, weil Du ihr warſt entgangen,
In ihre Feſſeln Deinen Bruder ſchlug?
Es iſt gefährlich, Fürſtinnen zu kränken:
Brich lieber dies mein waffenloſes Herz,
Ich bin ja doch nur eine Bauermagd —!

Erich.

O thöricht Kind, ſo lang' von mir geliebt,
Und doch ſo fremd in meinem Herzen noch?!
Mein Vater läßt in England werben, ja:
Er hofft vielleicht durch eine ſolche Heirath
Die Miſchung meines Blutes zu verbeſſern.
Dir aber, meine Käthe, ſag' ich dies:
Wer es auch ſei, der einſt den hohlen Glanz

Der Königskrone mit mir theilen wird:
Ich werde doch mein Haideröschen nicht,
Vergessen werd' ich meine Käthe nicht!

(Lange, innige Umarmung.)

Siebenter Auftritt.

Vorige: der junge Niels.

Niels.

Mein gnäd'ger Herr —

Erich.

Sieh da, mein Niels? Was bringst Du?

Niels.

Ein Bote sucht Euch, gnäd'ger Herr, aus Stockholm — —

Erich.

Aus Stockholm? wie? von meinem Vater?!

Niels.

Nicht mehr von Eurem Vater, fürchte ich —

(Man hört Trauerglocken.)

Erich.

Nicht mehr von meinem Vater?! Wehe mir,
Ich kenne dieser Glocken heisern Klang!

Todt? wirklich todt? in Feindschaft, unversöhnt?
Ich habe nicht an seinem Bett gestanden
Und nicht den Hauch vom Munde ihm geküßt?
Nein, seht beiseit — ich kann ja nicht dafür,
Daß weib'sche Thränen meine Augen füllen:
Es war ja doch mein Vater, der mir starb!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der alte Sture in Trauerkleidern; hinter ihm Pagen, mit der Krone auf dem Kissen; dann Peder Wesamsson, mit Soldaten; Hofleute, Bauern, Volk, das bis zum Schluß, sich immer neu herzudrängend, die Scene belebt, unter ihnen Jesper. Auch der alte Maens ist aus seinem Hause getreten.

Sture.

Lang' lebe
Die Majestät von Schweden! Euer Vater,
Der große Gustav, wurde abgerufen
Durch Gottes Schluß zu seiner Thaten Lohn.
Euch, seinen Sohn und Erstgeborenen,
Nach Schwedens Brauch und der Natur urew'gem Recht,
Berufen wir auf den verwaisten Thron.

Katharina

(leise, bei Seite, auf den Arm ihres Vaters gestützt).

Weh' mir, mein Erich!

Erich.

Habet Dank, Ihr Herrn.

Es war ein großer Herr, an dessen Grabe
Das Vaterland heut seine Hände ringt,
In Thränenbächen —

(die Krone bemerkend.)

Was bedeutet dies?
Warum in dieser Wälder Einsamkeit
Bringt Ihr die Krone selbst mir nachgetragen?
Thut es so Noth, und hat es solche Eile,
Daß sie auf andern Schläfen ruht, da noch
Der Todesschweiß nicht abgetrocknet ist
Von jenen, die sie trugen? Dünkt mich recht,
So war dies sonst die Sitte nicht in Schweden

Sture.

Kronen, mein Fürst, sind ein begehrtes Gut,
Das sicher nur in dessen Händen ist,
Dem es gehört —

Erich.

Sehr wohl, mein Herr —

(Die Krone vom Kissen hebend, ganz im Vordergrunde, für sich.)

Nun du

Geſpenſt der Macht, Idol der Herrlichkeit:
Was lockſt du mich? und ſiehſt aus rothen Augen
Mich gleißend an? Ich halt' dich, eine Krone —
Und könnte dich zerbrechen —

(er blickt in Nachdenken verſunken ſtehen, die Krone in der Hand.)

Alle.

Hoch!
Hoch unſerm König' König Erich hoch!

Peder

(zu Jeſper).

He, Kerl! warum rufſt Du nicht mit?

Jeſper.

Ich darf nicht;
Sind lauter freie Männer, die hier rufen,
Ich aber bin Graf Perſon's Eigenthum
Und weiß nicht, ob mein Herr es mir erlaubt.

Peder.

Nehmt dieſen Buben feſt —

(Während die Wache ſich Jeſpers bemächtigt:)

Erich

(aufſtehend, die Krone auf das Kiſſen zurücklegend, in leidenſchaftlicher Bewegung).

Auf! auf, Ihr Herrn!
Nach Stockholm auf! Laßt alle Hörner blaſen!
Die treuen Bürger
Der Reſidenz erwarten ihren Herrn'

Katharina

(in die Arme ihres Vaters sinkend).

Er ist für mich verloren!

Alle.

Hoch! Hoch! Hoch!

(Während, unter rauschender Musik, der König sich zum Abgang wendet, fällt der Vorhang).

Zweiter Akt.

Saal im königlichen Schloſſe zu Stockholm mit Mittel- und Seitenthüren; im Vorgrund der königlich: Thron.

Erſter Auftritt.

Perſon, Sten Banner, Graf Brahe, Abraham Stenbock treten ein.

Brahe.

Mit anderen Worten alſo, Herr Perſſon: Ihr kamt zu ſpät?

Perſſon.

Für diesmal, ja. Ich ritt, als ſollte es mein Leben gelten; dennoch als ich ankam, war es zu ſpät, die Krone war in Erich's Händen — und ich mußte ihm huldigen.

Steinbock.

Daran erkenn' ich den alten Sture; ein feiner Kopf, meine Herren, ein gewiegter Staatsmann!

Brahe.

Es war in der That das geeignetste Mittel, alle weiteren Verhandlungen zum Voraus abzuschneiden; es ist schlecht intriguiren um eine Krone, welche vergeben ist. Nicht so, Herr Persson?

Persson.

Ich leugne nicht, daß ich, und mit mir ein großer, ja der größte Theil unserer Edelleute, hätten wir freie Hand über die Krone gehabt, sie vermuthlich auf ein anderes Haupt gesetzt hätten. Erich ist kein König für unser Land, er sucht den Schwerpunkt seiner Macht anderwärts, als wo er liegt und liegen soll: in uns. — Im Uebrigen wäre das ein schlechter Spieler, der seine Partie aufgeben wollte beim ersten Verlust. Es ist Eines, eine Krone annehmen, und ein Anderes, sie behalten.

Banner.

Es ist ein verzweifeltes Unternehmen, in das Ihr Euch da einlaßt; ich kann es nicht tadeln, vielmehr ich billige es, gewissermaßen, in einigem Betrachte — und für jeden Fall bewundere ich Euren Muth.

Brahe.

Bewundert vielmehr die ſchwarzen Augen der Jagellonica: denn ſie ſind es doch nur, die ihn zu dieſen Unternehmungen entzünden. Aber ſeht Euch vor, Herr Perſſon! Der alte Sture wird nun der mächtigſte Mann bei Hofe; es wäre nicht unmöglich, daß dies den jungen Niels, ſeinen Sohn, auf einmal ſehr im Werth erhöhte, und daß Frau Jagellonica ſeine Bewerbungen fortan nachſichtiger aufnähme, als bisher. Denn Ihr wißt doch, daß Niels Euer Nebenbuhler iſt?

Perſſon.

Ich glaubte, wir ſprächen von Staatsſachen, Herr Brahe, nicht von Abenteuern, welche Niemand weniger zur Schau zu tragen pflegt, als ich. — Wer nicht mit mir iſt, ſteht wider mich; doch iſt es ein Edelmann, ſo ſteht er wider ſich ſelbſt.

Banner.

Aber wo traf der alte Sture den König?

Perſſon.

Wo er zu ſein pflegt, auf dem Hofe des alten Maens, bei ſeiner Liebſten.

Stenbock.

Der Bauerdirne?! Ich muß jedesmal an meine Biſambandſchuhe riechen, blos wenn ich an ſie denke.

Brahe.

Sprachst Ihr den König? Was ſagte er?

Perſſon.

Nach ſeiner Art, nicht viel. Wir ritten ſtumm hinter ihm drein, es war, als ob Niemand Luſt hätte zu reden. Nur wie wir ein Ende Wegs geritten waren — ich gebe es zu, der Weg war nicht der beſte, die Felder waren unbeſtellt, die Häuſer eingefallen, die Gräben mit bettelnden Kindern, verlaſſenen Weibern angefüllt ... Alſo der König wollte ſich liebenswürdig machen, er hielt ſtill und ſprach mit ihnen, dies und das, und ließ ihnen Geld reichen. Mit eins kehrt' er ſich um — ich ritt dicht hinter ihm — und fragte mich, wie das zuginge, und weshalb das Land da herum ſo ſchlecht ausſähe.

Stenbock.

Nun? und was ſagtet Ihr?

Perſſon

(nach einer kleinen Pauſe, die Uebrigen ſarkaſtiſch meſſend).

Es käme von den ſchlechten Zeiten, ſagt' ich.

Stenbock.

Sehr gute Antwort das! Von den ſchlechten Zeiten — ſehr gute Antwort!

Banner.

Und der König?

Perſſon.

Nein, ſagte der König, das kommt nicht von den ſchlechten Zeiten, von den ſchlechten Geſetzen kommt das.

Stenbock.

Von den ſchlechten Geſetzen?! Will er beſſre machen?

Perſſon.

Es hat faſt den Anſchein; er meinte, Graf Stenbock, an uns großen Edelleuten wär' es, dem Volk mit einem guten Beiſpiel voranzugehen, wir ſollten etwas nachlaſſen von unſern Rechten, der arme Bauer müßte etwas erleichtert werden.

Banner.

So? erleichtert werden? Sieh mal an! Und was ſagtet Ihr darauf, Herr Perſſon?

Perſſon.

Was ſollt' ich ſagen? Ich ſagte, daß das Alles alte, gute Privilegien und Rechte wären; ich fürchtete, Seine Majeſtät würden daran nichts ändern können.

Stenbock.

Sehr gut geſagt, Graf Perſſon, ſehr gut geſagt! Alte Privilegien — läßt ſich nichts dran ändern, nichts,

gar nichts — Sehr gut gesagt, Graf Persson, die Ritterschaft ist Euch zu großem Dank verpflichtet.

Brahe.

Aber was antwortete der König?

Persson.

Nichts; er stieß seinem Pferd die Sporen in die Flanken, daß es blutete, und sagte nichts.

Banner.

Und nun hat er Euch voranreiten lassen?

Persson.

Ja: wir möchten den Bürgern von Stockholm sagen, er sei überzeugt von ihrer Lieb' und Treue; was jedoch den feierlichen Empfang angehe, den sie ihm zugedacht, so wolle er die Ehre für genossen nehmen. Sie möchten das Geld, das es würde gekostet haben, an die Armen und Kranken geben.

Stenbock.

Das kann mir nun wieder gar nicht gefallen, das sind nun wieder nichts als Neuerungen, lauter Neuerungen sind das.

Banner.

Und wann haben wir ihn zu erwarten?

Perſſon.

Jede Stunde; er wollte blos noch einen Umweg machen nach Weſteräs, da iſt eine Stadt abgebrannt.

Stenbock.

Es kann mir das gar nicht gefallen, daß der König keinen Einzug halten will. Ich hatte meinen Leuten ſchon lauter neue Röcke machen laſſen, Alles neue Muſter, mit Bordüren, ſo breit, nach dem neueſten Geſchmack, koſtet mich eine heilloſe Maſſe Geld, habe dafür einen neuen Zehnten ausſchreiben müſſen auf meinen Gütern.

Brahe.

Es liegt an der Luft, Herr Perſſon, ohne Zweifel: wir können nicht gut eine Luft einathmen, Ihr und ich, Ihr wißt das. Allein in dieſem Falle, glaub' ich, erfordert es der gemeinſame Vortheil unſerer Sache, daß wir bei einander ſtehen und uns unterſtützen. Wenn ich Euch dienen kann — Ihr dürft über mich verfügen.

Perſſon.

Wir reden noch davon.

Banner.

Laßt uns nichts übereilen, Ihr Herrn! Warten wir erſt ab, wie Erich ſich als König zeigen und gegen

uns benehmen wird. — Aber hier kommt der alte Sture.

Perſſon.

Sein weißer Bart iſt noch einmal ſo lang wie ſonſt. O Ihr habt Recht, Herr Brahe, das wird nun ein wichtiger Mann im Staat!

Zweiter Auftritt.

Vorige; Graf Sture, hinter ihm ein Schreiber, mit einem verſchloſſenen Käſtchen.

Sture.

Guten Tag, Ihr Herrn. Wo iſt mein Sohn, mein Niels?
Ich dachte meinen Sohn ſchon hier zu finden —
Ja lächelt nur! Ich weiß es wohl, ich ſcheine
Ein wenig närriſch Euch um meinen Niels:
Allein, wer ſechs beſeſſen hat, ſechs Söhne,
Ihr werthen Herrn, ein blühendes Geſchlecht,
Und ſind ihm fünf geſtorben, nun, ich denke,
Dem hält man es zu gut, wenn er den ſechſten
Sogar ein wenig mehr liebt, als ſich ziemt.

Perſſon.

Er iſt nach Weſteräs geritten, mit dem Könige.

Sture.

Dem Könige? Sehr wohl, mein Herr. Ich hoffe,
Der König wird mit ihm zufrieden ſein.

Perſſon.

Ah, das iſt ein ſchlimmer Mann, der König; er ſagte,
Graf Sture, er wolle Euch Euren weißen Bart ab-
ſchneiden.

Sture.

Es freut mich, daß Ihr ſo bei Laune ſeid.

Perſſon.

Nun, was wäre es denn, Graf Sture? Iſt Euer
Bart Euch mehr werth als Eure Privilegien? Und
die wird er abſchneiden, auf mein Wort. — Es iſt
ein hübſcher König, den Ihr uns da gemacht habt.

Sture.

Behüte Gott, daß Ihr im Ernſte ſprecht!
Zwar hieß es ſonſt, der Bart, das ſei der Mann;
Mich aber dünkt, vielmehr die Ehre ſei's.
Wer Ehre ſucht, der ſuche ſie beim Recht:
Es gibt kein Unrecht, welches Ehre bringt. —
Ich ſage das für Niemand unter Euch,
Es iſt ein alter Spruch, ſonſt weiter nichts.

Der mir nur eben durchs Gedächtniß lief. — He,
Schreiber,
Habt Ihr das Käſtchen? — Gut, tretet beiſeit.

Dritter Auftritt.

Vorige: Johann, Katharina Jagellonica, mit reichem Gefolge.

Johann.

Gott grüß' Euch, werthe Herrn.

Katharina Jagellonica.

Ihr lieben Herrn,
Wir freun uns, Euch zu ſehn; wir ſehn Euch gern.

Johann.

Ihr ſprachet mit meinem Bruder, Pereien'

Katharina Jagellonica.

Bruder?!
Nicht doch, mein Fürſt, lernt Eure Worte wählen,
Das heißt nun: Königliche Majeſtät!
Ja, ja, mein Pereien, dieſes dacht ich nicht
Da Du nach Polen kamſt, mich heimzuführen
Als Braut Johanns und Deine Herzogin,
Daß wir noch beide ſollten einmal ſo

In einer Reihe ſtehen, Du und ich,
Und unſre Kniee beugen einem Dritten,
Den wir ſonſt pflegten neben uns zu ſehn,
Ja unter uns. —
Das ſtolze Blut der Jagellonen iſt
Das nicht gewohnt; ich glaube, mein Gemahl,
Du mußt zurück mit mir nach Polen gehn.

Perſon.

Ihr zählt hier viele treue Herzen, meine
Durchlaucht'ge Frau: es kann noch Manches anders
Zu Ende gehn, als es den Anſchein nimmt.

Johann.

Wir danken Euch in unſrer Frauen Namen;
Wer eine Stütze braucht in dieſer Zeit,
Der wende ſich an uns, er ſoll ſie finden.

Katharina Jagellonica

(den alten Sture fixirend).

Wer iſt denn das? Ich ſehe ſchlecht — ei wahrlich,
Herr Sture, Ihr? Ich hab' Euch nicht erkannt,
Ich dachte mir, Ihr gingt jetzt ganz in Gold —

Sture.

Was ſteht zu Dienſten meiner gnäd'gen Frau?

Katharina Jagellonica.

Zu Dienſten? Hab' ich das geſagt? Zu Dienſten?!

Ein Mann zu Dienſten, welcher Kön'ge macht
Und Kronen austheilt, wie die Haſelnüſſe?
O ich weiß beſſer, was ſich ziemt. — Iſt Euch
Der Ritt auch gut bekommen, lieber Sture?
Ihr habt Euch außerordentlich beeilt —

Sture.

Wer eilt zu ſehr, der ſeine Pflicht erfüllt?!

Katharina Jagellonica
(den Schreiber bemerkend).

Und dieſes Käſtchen — in der That, habt Ihr
Vielleicht noch eine Krone drin, Herr Sture?

Sture.

Ich weiß nicht, gnäd'ge Frau; es iſt ein Auftrag,
Den die hochſel'ge Majeſtät von Schweden
Mir hinterließ, der Inhalt iſt mir fremd.

Vierter Auftritt.

Vorige; Prinz Magnus, Magiſter David, Gefolge.

Katharina Jagellonica.

Ah Schwager Magnus! — 's iſt ein liebes Kind,
Das wird einmal ein Häkchen, gebet Acht!

David.

Macht einen Diener vor der gnäd'gen Frau
Und küſſet Euch die Fingerſpitzen, ſo —
(zu Katharina Jagellonica.)
Er wird ſich machen, mit der Zeit, Eur Gnaden.

Magnus.

Ei iſt das eine prächtige Verſammlung!
Was geht hier vor?

Katharina Jagellonica.

'ne Huldigung, mein Kind;
Dein Bruder Erich ward ein großer Herr,
Wir alle ſind nur Schatten gegen ihn.

Magnus.

Mein Bruder Erich?! Ah das gönn' ich ihm,
Das iſt ein Bruder! Denkt Euch, ſchöne Tante,
Er hat zum Fahnenjunker mich ernannt,
Zum Fahnenjunker, ja, beim Gardecorps!
Ich habe gleich die Uniform beſtellt,
In Sammt geſtickt, mit Perlen und Demanten,
Und einen Reiherbuſch auf goldnem Hut.
So reit' ich morgen ſeiner Garde vor,
Auf ſtolzem Roß, das Banner in der Hand —
Legt Euch ins Fenſter, meine ſchöne Tante!

Katharina Jagellonica.

Zum Fähnrich? Du? — Ja, ja, das ſieht ihm gleich,
Das iſt ſo eins von ſeinen Stückchen, ja.
Die Fahne tragen? Du, der ſelber wohl
Könnt' laſſen Fahnen tragen vor ſich her?!
Damit er ſagen kann: Seht her, mein Bruder,
Ein Prinz, wie ich, ja beſſer noch vielleicht,
Muß Fähnrichsdienſt in meiner Garde thun?!
O in der That, Du biſt zu gut, mein Kind,
Du mußt mehr auf Dich halten, guter Magnus,
Bedenk' es wohl: Du biſt ein Prinz, wie er —

Johann.

Wär' ich's, mein Kind, ich hätte wenigſtens
Zum Oberſt Dich ernannt. Nun, es iſt Neid,
Er fürchtet Dich, ich kenn' ja unſern Bruder.

Katharina Jagellonica.

Wenn Du vorbeireitſt morgen, armer Magnus,
Ich ſteh' beiſeit, ich mach' die Fenſter zu;
Ich mag's nicht ſehn, wie König Guſtav's Sohn,
Der echte Sprößling fürſtlichen Geſchlechts,
Die Fahne trägt in eines —

(ſie will eigentlich ſagen Baſtard, abbrechend)

Bruders Hand.

Magnus

(nach einer Pauſe).

Ja, ja, 's iſt wahr, ich hab' es gleich gemerkt —
Ihr habt ganz Recht: ich bin ein Prinz, wie er,
Ich war des Vaters Liebling, allerdings —
Ich ſeh' es ein — habt Dank für Euren Rath —
O freilich wohl: ich bin ein Prinz, wie er,
Es iſt 'ne Schmach, zum Fähnrich mich zu machen!

David.

Ihr müßt in Allem Ihro Gnaden folgen,
Es iſt kein Zweiter hier am Hof ſo weiſe,
Wie Eure gnädige Frau Schwägerin. —

(zur Katharina Jagellonica.)

Ihr glaubt nicht, gnäd'ge Frau, was ich für Mühe
Mir gebe, ihn nach Eurem Willn zu ziehn.

Banner.

Der König kommt!

Fünfter Auftritt.

Erich, Gefolge, darunter Niels; die Vorigen.

Erich.

Guten Tag, Ihr Herrn.

(zu Katharina.)

Willkommen, liebe Schweſter.

Es hat ein Grab ſich aufgethan
(gemeinſchaftlich zu Johann und Katharina)
vor uns:
Die Freude Schwedens, unſers Hauſes Stolz,
Schlang es hinunter, Euren Vater und —
Den meinen auch. Was dünkt Euch, liebe Freunde?
So werfen wir in dieſes Grabes Schlund
All alten Haß und Neid und Mißverſtand;
Es wär' ein Todtenopfer, mein' ich, und
Das ſchlechtſte nicht, das wir ihm bringen können. —
Wo iſt mein Bruder Karl?

Johann.

Er blieb zu Haus —

Erich.

Hat er denn meine Botſchaft nicht empfangen?

Katharina Jagellonica.

Empfangen, ja; doch fehlt es ihm an Zeit —

Erich.

(mit harter Stimme).

Mein Bruder Karl iſt krank; man ſchick' ihm Aerzte
Und gebe Acht, daß er bis übermorgen
In ſeinen Zimmern bleibt. —
(zu Magnus)
Nun, Fahnenjunker?
Wie lebſt Du, gelt? Was macht die Uniform?

Magnus.

Bah, Fahnenjunker?! Meint Ihr mich, mein Herr?
Sucht Andre Euch, die Eure Fahne tragen,
Ich fühle mich zu Größerem bestimmt.

Erich

(nach einer kleinen Pause, während welcher er Johann und Katharina mit Blicken gemessen, sich in den Thronsessel setzend).

Zur Sache, meine Herrn. Ich ließ Euch rufen,
Die Ihr die Ersten meines Reiches seid,
Um Euch mit offnen Worten mitzutheilen
Die künft'ge Richtschnur meines Regiments,
Und was das Ziel soll meiner Herrschaft sein.
Denn da es Gott gefallen hat, die Last
Des Herrscheramtes auf mein Haupt zu legen,
So ziemt sich's auch, zu unsers Volkes Wohl
Und unserm eignen Ruhme sie zu tragen.

(zu Sture, der inzwischen dem Schreiber das Kästchen abgenommen und durch Räuspern ꝛc. ängstliche Versuche gemacht hat, dem Könige ins Wort zu fallen.)

Was hast Du, Sture?

Sture.

Entschuldigt mich, mein gnäd'ger Fürst: allein
Es ward vom König, Eurem Vater, mir
Dies Kästchen anvertraut —

Erich.

Was ist's damit?

Sture.

Ich weiß nicht, gnäd'ger Herr! Eur edler Vater,
Als säh' er Zeiten künftiger Verwirrung,
Zeiten der Zwietracht und Gefahr voraus,
Vertraut' es mir auf seinem Sterbebett:
Belohnend, wenn ich also sagen darf,
Durch dieses letzte, äußerste Vertraun
Die Treue, welche ich seit vierzig Jahren
Seiner Person und seinem Haus bezeigt:
Und hieß mit einem heil'gen Eid mich schwören,
Daß es geheim vor jedem Auge bleibe
Und unberührt von jeder fremden Hand,
Bis zu der ersten Reichsversammlung, welche
Ihr halten würdet, und daß dann die Oeffnung
Das Erste sei, das ihr beginnt. Gehorsam
Dem letzten Auftrag meines theuern Herrn,
An Eures Thrones goldnen Stufen jetzt
Leg' ich das Kleinod nieder: mög' sein Inhalt
Glücklich für Euch und Schweden sein! —

Erich.

Ich ehre
Den Willen meines Vaters; öffnet.

Sture

(mit Ceremonien, das Kästchen öffnend).

Die Siegel

Sind unverletzt. —

(Große Spannung der Umgebenden, die sich neugierig herzudrängen; Sture hat das Kästchen geöffnet, nimmt ein Pergament heraus.)

Erich.

(ruhig).

Was ist dies? eine Schrift?

Sture

(dem Könige überreichend, mit einem Blick auf die Ueberschrift, nachdrücklich).

Ein Testament.

Alle

(außer Erich und Sture).

Ein Testament?!

Erich

(nach kurzem Zusammenfahren, das Pergament an Sture zurückgebend, gefaßt und würdig).

Ihr seid
Kanzler des Reichs, Herr Sture, Euch gebührt es
Den Inhalt dieser Schrift uns vorzutragen.
Was es auch sei, der letzte Willen eines
Königs von Schweden darf sich hören lassen
Vor jedem Ohr.

Sture

(lesend).

„Wir, von Gottes Gnaden

Und durch den Willen unſers treuen Volks,
König der Schweden, Gothen —"

Erich.

Und ſo weiter;
Zum Inhalt, bitt' ich.

Sture.

Alſo lautet er:
„Weil es nicht gut, die ew'ge Ordnung der
Natur zu ändern, die gewollt, daß Erich,
Wennſchon der Nächſte unſerm Herzen nicht,
Der Erſte doch von unſern Söhnen ſei,
Und weil er ſelbſt hartnäckig widerſtrebt,
Verzicht zu leiſten, wennſchon öfters wir
Ihn väterlich und ernſtlich drum ermahnt:
So bleibe denn, weil er es ſo begehrt,
Die Krone ihm! —
Dies der Geburt; doch ziemt ſich nicht, daß kleiner
Das Recht der Liebe ſei als der Geburt:
Und darum nun, kraft königlicher Macht
Und aus gerechtem väterlichem Willen,
An unſre theuren nachgebornen Söhne
Vertheilen wir in dieſer Art das Reich:
Johann ſoll Finnland erben, Dalekarlien
Erbt unſer Karl, und unſer Jüngſter, Magnus,

Soll Herzog ſein von Ingermannland: Alles
Als eignes Gut und freies Eigenthum,
Nach ihrem Willn ſelbſtſtändig drin zu ſchalten,
Mit allen Rechten, Geldern und Gefällen,
Ohn' andere Beſchränkung, als allein
Das Wohl des Reiches, und daß ſie an Erich
Nichts ſchuldig ſind, als nur den Vorrang, welchen
Sein Titel heiſcht. — Wir bitten unſern Reichsrath,
Ingleichen auch die Stände unſers Reichs,
Bei unſrer Liebe, die wir oft gezeigt
Dem Volk von Schweden und den Herren Ständen,
Aufrecht zu halten dieſen unſern Willen — —"

Erich
(aufſpringend, ihm das Blatt entreißend).

Genug! genug!!
(nachdem er in das Blatt geſehen, zuſammenbrechend.)
'ſ iſt meines Vaters Hand!

Katharina Jagellonica
(zu den Umſtehenden).

Ich habe doch vorhin nicht recht gerathen:
'ſ war keine Krone, was im Käſtchen lag.

Johann.

Der letzte Willen unſers Vaters ſcheint
Den Beifall Seiner Hoheit nicht zu haben.

Erich.

Wir danken Euch; laßt uns allein —

(zu Johann.)

Mein Bruder,

Ich hab' ein Wort an Euch; Ihr andern Alle

Wartet im Vorſaal.

Katharina Jagellonica.

In der That — im Vorſaal?

Erich

(mit erhobener Stimme).

Führt Ihro Herrlichkeit an ihre Sänfte —

(Alle ab, bis auf Johann und Erich.)

Sechſter Auftritt.

Erich, Johann.

Erich.

Mein Bruder —

Johann.

Was beliebt?

Erich.

Nicht ſo, mein Bruder:

Heut nicht der Fürſt, der Bruder ſpricht zu Dir:

So neig' auch Du in Freundſchaft mir Dein Ohr

Und öffne mir ein brüderliches Herz —

Johann.

Was giebt's?

Erich.

Du haſt den Willen unſers Vaters
Gehört —

Johann.

Ich hab' es, ja.

Erich.

Ich frage nicht,
Durch weſſen Schuld, durch weſſen Einflüſtrungen
Ein Vater ſo von ſeinem Sohne ſich
Verirren konnte, daß er dieſes, dieſes
Zu ſeinem letzten Willen macht und ihm,
Statt holder Liebe, gift'gen Haß vererbt:
Es iſt der Wille meines Vaters, und
Ich muß ihn ehren —

Johann.

In der That, Ihr ſprecht
Vernünft'ger, als ich dachte.

Erich.

Höre mich:
Ich muß ihn ehren — aber nicht erfülln!
Ich kann es nicht, ich darf nicht, beim Allmächt'gen!
Es darf der Wille ſich der Todten nicht

Entgegenſtemmen dem Geſetz des Lebens!
Urtheile ſelbſt: was ſoll 'ne Krone mir,
Der man die Perlen ausgebrochen hat?
Was ſoll der Titel mir, habt Ihr die Macht?
Ihr wärt die Könige, nicht ich; ein Fremdling
In meinem eignen Lande wäre ich,
Ein Schattenkönig ohne Reich und Macht —

Johann.

Es könnte ſein, es ſieht ſich faſt ſo an.

Erich.

Nein, höre mich! Der Wille meines Vaters
Muß bleiben vor der Welt; zu theuer iſt
Sein edeles Gedächtniß mir, und ob ich immer
Ein Fremdling nur in ſeinem Herzen war,
Als daß ich gegen ſeinen letzten Willen
Auftreten ſollt' mit Klagen und Proceſſen
Und in die ſtolzen Lorbeern ſeiner Gruft
Die Diſtel ihm des Bruderzwiſtes pflanzen —

Johann.

Ihr thut ſehr wohl daran; denn höchſt vermuthlich
Würde man Eure Klage gar nicht hören.

Erich.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ja ſetzen wir,
Man würde mich nicht hören, und die Stände

Beſtätigten das unrechtmäß'ge Recht: —
Wohlan, mein Bruder, ſei Du edler denn,
Großherziger, als das geſchriebne Recht!
Entſage ſelbſt dem unglückſeligen
Beſitze, den das Teſtament Dir gönnt! Freiwillig
Gieb Du zurück dies Uebermaß des Segens,
Das ſich in Fluch verkehren will! Die Liebe
Iſt Haß geworden: leite ſie zurück
In ihr natürlich Bett! erſetze Du
An Deinem Bruder, was Dein Vater all-
Zu liebloß hat an ſeinem Sohn gethan!
Die Brüder werden Deinem Beiſpiel folgen —

Johann
(höhniſch).

Ihr ſeid ſehr gütig, gnäd'ger Herr — —

Erich.

Du willſt den
Bruder nicht hören: wohl, ſo höre denn
Die Stimme Deines Vaterlands! Ich ſpreche
Als König nicht und ſpreche nicht als Bruder:
Als Schwede nur, als Bürger unſers Volks!
Wie kann ein Reich beſtehen bei vier Herrn?
Es wär' der Untergang von Schweden!

Johann.

Möglich:
Doch läg' es dann von Vieren höchſt vermuthlich
An Einem nur; für Finnland ſag' ich gut.
Und überhaupt, mein Bruder, wenn Ihr wirklich
Nichts Anderes bezweckt, als Schwedens Wohl
Und dieſes Thrones Sicherheit und Macht:
Warum entſagt Ihr denn nicht ſelbſt? Die Krone
Steht mir ſo gut wie Euch; Euch die Entſagung
So gut wie mir.

Erich.

Weil es mein Recht iſt, Bruder,
Und mehr als das:
Weil Du mein Schweden nicht ſo liebſt wie ich!
Es muß heraus, Du zwingſt mich, lieber Bruder:
Du biſt der Mann nicht, welchen Du jetzt ſpielſt,
Dein Geiſt iſt ſchlaff, Dein Herz iſt unbekümmert,
Ein Spielball würdſt Du Deiner Günſtlinge
Und Deines Weibs: Du würdeſt würfeln, trinken,
Auf Lotterbetten ruhn — und unterdeſſen
Das Mark des Volks vergeudete Dein Hof!

Johann.

Ein ſehr verbindliches Prognoſtikon,

Das Ihr mir ſtellt! Nur Schade, die Propheten
Sind aus der Mode; Ihr ermüdet mich.

Erich.

Und Du — Du reizeſt mich:
Du mußt mich nicht ſo reizen, lieber Bruder —!

Johann.

Ah ſo, Ihr ſeid empfindlich: iſt das auch
Vielleicht ein Vorrang Eurer Königskrone?
Sie wird Euch hübſch ſtehn, in der That —

Erich.

Bruder,
Beim ew'gen Gott! Ich bitte Dich, gieb Antwort . . .

Johann.

Ich gab ſie Euch: Ihr müßt, mein guter Bruder,
Erſtaunt leichtgläubig ſein, daß Ihr gedacht,
So leichten Kaufs mich um mein Recht zu täuſchen —

Erich.

Zu täuſchen, was?! Bruder, ich warne Dich —

Johann.

Nun? doch nicht vor dem Blitzſtrahl Eurer Macht?!

Erich.

Nein, vor den Netzen, die Du ſelber webſt,
Vor Deinen eignen Schlingen warn' ich Dich!
Ich weiß, Du giebſt zum Mittelpunkt Dich her

Eines verräthriſchen Complots; geſtachelt
Von Deines Weibes grenzenloſer Gier,
Erlaubſt Du es, daß unter Deinem Namen,
Gleich einem nächtlich deckenden Panier,
Die mißvergnügten Großen ſich verſammeln,
Und leihſt Dein Ohr den Plänen unſrer Feinde.
Ja ſieh mich an und zucke mit dem Mund:
Ich habe Briefe, Briefe, ſag' ich Dir —!!
So höre mich: Du leiſteſt, ſammt den Brüdern,
Freiwilligen Verzicht auf Euer Erbe,
Euch neigend vor den Rechten meines Throns:
Und Deine Briefe geb' ich Dir zurück
Und reiß' die Rechnung Deiner Schuld entzwei!

Johann.

Hab' ich ſo viele Freunde, wie Ihr ſagt,
Wie ſollt' ich Eure Documente fürchten?
Gebt ſie beim Krämer in den Kauf, vielleicht
Zahlt er ein Tuch für Eure — Bauermagd!

Erich.

Ha Peſt und Tod!! — Doch nein, es iſt ja nur
Das Herz des Bruders, das Du kränkſt. Ich gebe
Mein Herz Dir Preis: allein das größere,
Das Herz verſchone meines Vaterlands!

Ich ſehe ſchon mit angſtverwirrtem Blick,
Wie aus dem leiſen Anfang dieſes Streits
Das Scheuſal ſich des Bürgerkriegs erhebt!
Ich höre ſchon den Doppelweheruf,
Mit dem man Dich und mich verfluchen wird
Um unſern Zwiſt! Hab' Ehrfurcht, Ehrfurcht, Bruder,
Vor dem Entſetzlich Ungeheueren,
Das aus dem Schooße dieſer Stunde ſich
Heraufwälzt drohend über Dich und mich
Und unſer Haus und unſer Vaterland!
Ruf' es nicht ſelbſt herauf! Zerreiße nicht
Mit eigner Hand die Gottgewobenen,
Die Bande unſers Blutes!!

Johann.

Unſers Bluts?
Gehören denn Baſtarde auch in die
Familie?!

Erich.

Baſtarde?!
Das iſt Dein Tod! Was? Meine keuſche Mutter
In ihrem Grab zur Metze brandmarkſt Du?!
Das iſt Dein Tod!!

(Stürzt zur Thüre.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen: Sture, und überhaupt die ſämmtlichen Perſonen des fünften Auftritts (mit Ausnahme der Katharina Jagellonica, des Magnus, Perſſon und Magiſter David) treten ein.

Erich.

Hieher, Ihr Herrn: ich klage
Johann von Finnland Hochverrathes an!
Er hat mit Polen heimlich unterhandelt
Zu Schwedens Untergang und unſerm Schaden.
Hier ſind die Zeugniſſe:

(er wirft ein Pack Briefe auf die Tafel.)

nehmt ihn in Haft!

(zu Niels.)

Du ſtehſt mit Deinem Kopf für den Gefangnen.

(Bewegung unter den Edelleuten, Johann wird abgeführt.)

Wer murrte da?! — Ich ſag' Euch, meine Herrn,
Ich kenn' Euch wohl: es giebt noch Einige
Hier unter Euch, die mögen ſich dran ſpiegeln.
Ihr macht Euch ſchwierig ohne Noth, verſperrt
Die Wege mir zum Buſen meines Volks
Und hemmt das Gute, das ich gründen will —
Nehmt Euch in Acht! Ich will ein König ſein,
Der Gnaden ausſtrömt lächelnd, wie das Licht:
Doch könnt Ihr einen König nicht gebrauchen

Und widerſtrebt dem Heile meines Volks:
Wohlan, Ihr Herrn, ſo werd' ich ein Tyrann,
Und ſetz' den Fuß Euch alſo auf den Nacken,
Daß Ihr ſollt meinen, Ihr erſtickt daran.
Ich warn' Euch drum!

(Geräuſch hinter der Scene.)

Was giebt's da?

Sture.

Abgeſandte
Der Bauern, gnäd'ger Herr, Euch zu begrüßen;
Befehlt Ihr, daß der Marſchall ſie empfange?

Erich.

Der Marſchall? Nein, ich ſelbſt —

Sture.

Es iſt nicht Sitte,
Gnädigſter Herr —

Erich.

So ſoll es Sitte werden.
Was? bin ich denn ein Dalai Lama oder
Türkiſcher Kaiſer, das Ihr vor den Augen
Des eignen Volkes mich verbergen wollt?
Frei, wie die Sonne, welche Allen ſcheint,
Soll auch das Antlitz ſein der Majeſtät;

Ich bin kein Fürſt für Läufer und Lakain. —
Führt ſie herein.

(Auf einen Wink Sture's werden die Thüren geöffnet: Bauern und Bäuerinnen, letztere mit Kränzen ꝛc., ziehen unter ländlicher Muſik herein. An der Spitze des ganzen Zuges der alte Maens; unter den Bäuerinnen zuhinterſt Käthe. Sobald der Zug ſich vor dem Könige, der ihn im Vorgrund erwartet, geordnet hat, ſchweigt die Muſik, und der alte Maens ſpricht:)

Maens.

Sie haben mich zum Sprecher auserſehn,
Mein hoher Herr: nicht weil der Weiſeſte,
Weil ich der Aeltſte bin, dem Grab zunächſt,
Und weil darum aus meinem alten Mund
Am Sicherſten der Wahrheit Stimme tönt.
Doch wäre ſie zu herb für dieſen Tag:
Auch kennſt Du ſie: Du haſt mit uns gelebt,
Wir ſahen oft, wie Deine Lippe ſchwoll,
Und wie vor Zorn Dein Aug' ſich feuchtete
Beim Jammeranblick unſers Misgeſchicks.
Nimm dieſe Blumen denn, nimm dieſe Kränze!
Es iſt das Einzige, das wir vermögen:
In böſer Zeit, auf unfruchtbarem Feld,
Das kaum uns ſelbſt die karge Nahrung beut,
Haben wir dennoch ſie für Dich gepflegt.
So nimm ſie hin: ein Zeichen, hoher Herr,
Daß Du auch unſer eingedenk ſollſt ſein

Und ſollſt in unſer armes Leben auch,
Gleichwie, o König, in Dein reiches wir,
Uns Blumen flechten — oder wenn nicht Blumen,
So Knoſpen doch und kleine Hoffnungen! —
Und alſo ſchütze Dich der höchſte Gott.

Erich
(ihm die Hand reichend).

Dank, alter Freund! O in der That, die Blumen
Solln lieber mir als Gold und Perlen ſein;
Sie ſollen Früchte tragen, auf mein Wort.
Ich dank' Euch — Euch — und Euch —
(die Reihe entlang gehend, bemerkt er die Käthe:)
Ha — meine Käthe!!
(ihre Hand faſſend, ſie in den Vordergrund führend, gegen die Edelleute gewandt:)
Ja ſeht mich an: dies iſt ein Weib, Ihr Herrn,
Die liebte mich, da Niemand mich geliebt —
Du meine Käthe!

Katharina
(ſchüchtern).

O mein gnäd'ger Herr —

Erich.

Du kommſt zur böſen Stunde, armes Kind;
Die erſten Früchte ernt' ich heute meiner
Fürſtlichen Herrſchaft; es ſind Dornen dran. —
Wie geht's daheim?

Sture

(dazwiſchentretend, meldend:)

Gnädigſter Herr, die Boten

Aus Engelland —

Erich.

Fürwahr, zur böſen Stunde!

Du mußt auch das ertragen lernen, Kind. —

(laut.)

Führ' ſie herein.

Sture.

In dieſen Saal, mein Fürſt?

Erich.

Ja wohl, in dieſen Saal: damit die Herren

Aus Engelland gleich merken, wo ſie ſind,

Und daß der Bauern braunes Angeſicht

Der beſte Feſtſchmuck meiner Hofburg iſt.

(Sept ſich auf den Thron. Die Gruppe arrangirt ſich ſo, daß die Mitte frei wird: ganz im Hintergrunde die Bauern, im Vorgrunde, dem Throne zunächſt, vereinzelt, wie Erich ſie hat ſtehen laſſen, Katharina. Hörner die beiden engliſchen Geſandten, von Sture geführt, treten ein.)

Erſter Geſandter.

So ſpricht durch unſern Mund die Stimme

Der Königin, der jungfräulich erhabnen

Eliſabeth, der Zierde Engellands:

Sie fühlt ſich ſehr geſchmeichelt durch den Antrag,

Den Eure Majeſtät an ſie gerichtet,

Und glaubt Euch gern, daß Ihr Verlangen tragt
Nach ihrer königlichen Hand. Allein
So sei es ihres Lebens Stolz und Zier,
Daß sie zu den zwei Kronen von Britannien
Die Krone stets der Jungfrau sich bewahrt,
Und denke sie auch fernerhin zu tragen.
Auch möchten Eure Majestät nicht übersehn,
Daß Größre schon und Mächtigre als Ihr:
Das stolze Spanien, das schöne Frankreich,
Um ihre Hand vergeblich sich bemüht;
Sie läßt für Schwedens gute Meinung danken.

(Bewegung unter den schwedischen Edelleuten.)

Erich

(vom Thron aufspringend).

Sehr wohl, Ihr Herrn, Ihr seid entlassen! Banner,
Begleitet sie und sorgt, daß sie ein fürstlich
Geschenk aus meinem Schatz erhalten. Geht.

(Die Gesandten und Banner ab. Erich im Vorgrunde für sich.)

Jungfräulich? Pah! die Ueberreste wohl
Von Essex' Schmaus und Lester's Schwelgerei?!
Wer ist sie denn, die rothhaarige Hexe,
Daß sie so theuer thut mit ihrem Händchen? — —

(rasch auf Katharina zutretend.)

Kathrina Maens, sag' ehrlich, liebst Du mich?

Katharina
(ausweichend).

Mein hoher Herr —

Erich
(zu Sture.)

Was ſchreiben die Geſetze
Von Schweden vor, wie eine Königin
Des Reiches ſei?

Sture.

Jungfräulich, gnäd'ger Herr,
Von wackerm Blut und ehrlicher Geburt.

Erich
(mit ſteigender Herzlichkeit, die Arme ausbreitend).

Kathrina Maens, noch einmal: liebſt Du mich?

Katharina
(in Thränen).

Mein theurer Fürſt —

Erich
(die Katharina in den Armen haltend).

Ja ſeht nur her, Ihr Herrn:
Dies iſt ein Weib, ich ſagt' es Euch bereits:
Die liebte mich, da Niemand mich geliebt!
Da ich verarmt war, hilflos, ohne Freunde,
Der Spott des Hofs, gehaßt von meinem Vater,
Da ließ ſie mich, den Allvertriebenen,
An ihrem Buſen ruhn; ſie wuſch die Wunden,

Die mir der Giftzahn meiner Brüder ſchlug;
Sie hielt mich feſt mit ſtarken Liebesbanden,
Daß ich nicht ſank zum Abgrund der Verzweiflung!
Nun denn, Kathrina Maens: jungfräulich Du,
Von wackerm Blut und ehrlicher Geburt,
Kathrina Maens, ich reich' Dir meine Hand
Und ſetz' die Krone Schwedens auf Dein Haupt —

Die Edelleute
(murrend.)

Wie, gnäd'ger Herr?!

Erich
(ohne auf ſie zu achten).

Laßt ein Symbol
Euch dieſe Ehe ſein von einer andern
Und größeren, die Euer König alſo
Mit ſeinem Volke ſchließen will! Ja, wie ich heut
Dies Kind des Volks, die Tochter der Elenden
Und Ausgeſtoßenen in meinem Reich,
Aus ihrer angeſtammten Niedrigkeit
Zu meines Thrones Mitgenuß erhöhe:
So ſoll mein Volk, mein ganzes, theures Volk,
Gleich einem ehlich angetrauten Weib,
Zur Seite mir und in dem Herzen wohnen.
Und was nur immerhin ein frommes Weib

Erwarten mag vom Manne ſeiner Wahl:
Beiſtand und Schutz, Anſehen, Ehre, Recht
Und eine Treue, die der Tod nicht löſt,
Das, o mein Volk, gelob' ich Dir und ſchwöre
Auf ewig Dir mit dieſem goldnen Reif!

(einen Ring an Katharina's Hand ſteckend.)

Das Volk.

Hoch! hoch dem Könige!

Die Edelleute

(durcheinander).

Doch unſre Rechte
Und Privilegien — wir proteſtiren —

(Tumultuariſche Bewegung: das Volk drängt ſich um den Thron, die Edelleute ihm gegenüber, unſchlüſſig, murrend. Erich, die Katharina umſchlingend, die Stufen des Throns emporſpringend, mit erhobener Stimme:)

Erich.

Rebellen, auf die Knie! Wer unterfängt ſich,
Einſpruch zu thun in dieſen Ehebund,
Welchen ein König ſchließt mit ſeinem Volk?!

Das Volk.

Hoch, hoch dem König! hoch der Königin!

(In dieſer Gruppe, unter dem jauchzenden Zudrängen des Volks, während die Edelleute beſchämt zurücktreten, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Stockholm: Zimmer im Schloſſe der Herzogin von Finnland.

Erſter Auftritt.

Katharina Jagellonica; Perſon.

Katharina Jagellonica.

Aber wie nun weiter, Perſon? wie nun weiter? Unſere Anſchläge entdeckt, der König in Zorn, mein Gemahl im Kerker —

Perſon.

Ja: und das Volk in Unruhe, die Großen in Aufſtand, der Thron erſchüttert. Ich glaube, die Partie ſteht gleich.

Katharina Jagellonica.

Aber der Reichsrath hätte nur nicht das Todesurtheil über meinen Gemahl ausſprechen ſollen.

Perſſon.

Nun? dauert er Euch? Verzeiht: ich wußte nicht, daß Ihr Euren Gemahl mit einem Mal ſo zärtlich liebt.

Katharina Jagellonica.

Böſer Perſſon! Als ob Du nicht wüßteſt — — Allein wir brauchen einen Mann, in deſſen Namen wir handeln, wir brauchen einen Kopf, für den wir die Krone in Anſpruch nehmen. Wenn das Urtheil vollzogen würde —

Perſſon.

Es kann nicht; denn wir kommen ihm zuvor. Ich habe Briefe vom Herzog Karl; er iſt bereit zum Losſchlagen und wartet nur, daß wir durch die Befreiung Johanns das Zeichen geben.

Katharina Jagellonica.

Und die Edelleute?

Perſſon.

Sie ſind alle auf unſrer Seite; die thörichten Verſuche des Königs, dem Bauer zu helfen auf Koſten des Edelmanns, und dieſe wahnwitzige Erhebung einer — Bauerdirne auf den Thron von Schweden haben die Herzen des Adels von ihm abgewendet.

Katharina Jagellonica.

Einer Bauerndirne — es iſt ſeltſam genug! Eine ſchwediſche Bauerndirne auf einem Throne, welchen — — (abbrechend.) Haſt Du ſie geſehen, Perſſon? Iſt ſie hübſch? Und glaubſt Du wirklich, daß ſie eine Zauberin iſt, wie man ſagt?

Perſſon.

Ihr ſeid alle Zauberinnen. Doch was kümmert Dich dieſe Dirne?

Katharina Jagellonica.

Du haſt Recht, Perſſon. Es war auch nur ein Einfall ſo, ich dachte — — Von etwas Anderem. Haſt Du die Sture's geſprochen?

Perſſon.

Den alten, ja. Er iſt ein Tropf, das Alter hat ihn kindiſch gemacht; er ſtellte ſich taub, als ob er meine Andeutungen nicht verſtände.

Katharina Jagellonica.

Und ſprachſt Du auch — ſprachſt Du mit Herrn Niels? Er hat die Wache bei meinem Gemahl.

Perſſon.

Nein: aber ich denke noch mit ihm zu ſprechen.

Katharina Jagellonica.

Wann?

Perſſon.

Wenn wir den Kerker des Herzogs ſtürmen, und ich ſeinen Kerkermeiſter mit dieſem Degen durchbohren werde!

Katharina Jagellonica.

Perſſon?! — Du erſchreckſt mich.

Perſſon.

Wirklich? Und warum, gnädige Frau? Ihr fallt doch ſonſt nicht in Ohnmacht, wenn man von Blut ſpricht — warum erſchreckt der Gedanke Dich jetzt? warum willſt Du den jungen Niels nicht ſehen, wenn er zu meinen Füßen liegt, zerſchmettert und die krauſen Locken überſtrömt von ſeinem Blute? Wie? Wenn es wahr wäre, was die Leute flüſtern — wahr?! Niels liebt Dich, er buhlt um einen Wink Deiner Augen, um ein Lächeln Deines Mundes — und Du? und Du, Katharina?! Warum ſchweigſt Du? warum wendeſt Du Dich ab?

Katharina Jagellonica.

Weil Du mich langweilſt, Perſſon; Du biſt eiferſüchtig.

Perſſon.

Eiferſüchtig, ja, ich bin es! Eiferſüchtig, ſanft, wild, fromm und verrucht — ich bin Alles, wozu Du

mich machſt! Von Dir entfernt — es iſt, als ob meine Natur aufathmete, ich bin wieder der nüchterne, überlegte, kalte Mann, als welchen die Welt mich kennt; Deine Augen treffen mich — und ich bin ein ſchmelzendes Wachs, das Du formſt nach Deinen Launen.

Katharina Jagellonica.

Guter Perſſon! —

Perſſon.

Du mußt mich nicht eiferſüchtig machen, Katharina. Daß Du Deinen Gemahl verachteſt, weiß ich, und darum ertrag' ich ihn! — Ich bin Dein Knecht, ich diene Dir: mein Herz brauſt, mein Geiſt bäumt ſich vor Stolz — und doch dien' ich Dir. Deine Stirn iſt königlich, Du biſt beſtimmt, eine Krone zu tragen — befiehl mir, winke mir — und ich reiße ſie von Erichs Haupt, ich ganz allein! — Nur mache nicht, daß ich vor einem Nebenbuhler zittere; es wäre mein Ende — und Deines.

Katharina Jagellonica.

Du biſt gut und tapfer, mein Perſſon: ich kenne Dich — und mein Herz. Aber warum dem unſichern Ausgang einer Gewaltthat abzwingen wollen, was Liſt und Klugheit uns freiwillig in die Hände ſpie-

len? — Nein: dieſer Kerker muß ſich auf eine ſanftere und gefahrloſere Weiſe öffnen. Ich habe dem Herrn Niels einen Brief geſchrieben —

Perſſon.

Haſt Du? und was willſt Du von ihm?

Katharina Jagellonica.

Ihn brauchen, Perſſon, und dann wegwerfen. Es iſt ein Liebesbrief —

Perſſon.

Ein Liebesbrief?!

Katharina Jagellonica.

Aber was kann man einem jungen Manne anders ſchreiben, als Liebesbriefe? (ihm ein Blatt reichend.) Es iſt eine Abſchrift von dieſem — lies. (Während Perſſon das Blatt haſtig lieſt.) Die Falle iſt künſtlich, aber ich hoffe, ſie ſieht natürlich aus. Niels liebt mich — glühend, kopflos, wie man liebt mit zwanzig Jahren. Noch vor wenigen Tagen — er hätte ſein Leben geopfert für eine Zuſammenkunft mit mir. — Jetzt biete ich ſie ihm an, ich lade ihn auf mein Luſtſchloß, heute Abend — was kann natürlicher ſein? Ich bin eine betrübte Wittwe — oder fürchte, es zu werden; er iſt der Wächter meines Gemahls, der Freund und Günſtling des Königs — ich werde ſeine Fürſprache

nachſuchen, ſeine Hilfe in Anſpruch nehmen wollen — Nun? iſt es gut ſo, Perſſon?

Perſſon

(der das Blatt geleſen).

Und wenn er nun kommt?

Katharina Jagellonica.

So findet er das Luſtſchloß leer, und wir den Zugang zum Gefängniß offen. Die Wachen, ohne Anführer, ohne Beiſtand, werden überredet, überraſcht, beſtochen — Johann iſt in Freiheit, wir zeigen ihn dem Volke, das Volk jauchzt uns entgegen — Erich iſt geſchlagen, eh' er weiß, daß man ihn angegriffen.

Perſſon

(nach einer Pauſe, ihr das Blatt zurückgebend).

Du biſt meine Meiſterin, Katharina. Aber Eines erlaube mir: laß mich um die Stunde, da Du den Niels hinausbeſtellt haſt, einen ſichern Mann auf Dein Luſtſchloß ſenden — einen ſichern — Du verſtehſt mich?

Katharina Jagellonica.

Wenn es Dich beruhigt, lieber Perſſon — Worüber lachſt Du ſo?

Perſſon.

Wie ſollte ich nicht lachen?! Ich dachte an Erich — Seien wir aufrichtig, Katharina: er iſt ein großer

Mann, zu groß für uns — voll kühner, weltbewegender Gedanken. Und der fällt nun, und alle ſeine Pläne werden Staub durch eines Weibes Liſt, eines Narren Thorheit — und den Zauber, den Du ausübſt auf mein Herz. Es verlohnt ſich nicht, ein großer Mann zu ſein — laß uns leben, Katharina, leben — und den Augenblick haſchen! —

(ſie ſtürmiſch an ſich preſſend, raſch ab.)

Zweiter Auftritt.

Katharina Jagellonica allein.

(ihm nachſehend, nach einer Pauſe.)

Geh hin, Du Thor! Er denkt, ich liebe ihn: und fürchtet, ich könne aufhören, es zu thun. Was iſt er mir?! Ein Schemel meiner Füße, nichts mehr: bin ich am Ziel, ſchleudr' ich ihn rückwärts in die Tiefe. — Ich liebe weder ihn, noch Niels, noch irgend Einen, als Dich allein, goldene, glänzende Krone! — Einen hätte ich lieben können, Einen gab es, der hätte vermocht, dies brauſende Herz zu bändigen — Er hat es nicht gewollt, er hat mich verſchmäht, mich aufgeopfert einer Bauerndirne, preis gegeben einem Manne, der

meine Seele leer läßt, gleich einer Wüſte, und den ich nur gewählt, um ein Werkzeug zu haben meiner Rache. — Zürne nicht mir, Erich, nicht mir, wenn dieſe Wellen Dich verſchlingen. Ich bin nicht Schuld an Deinem Untergange: Du ſelbſt, indem Du mich verſchmähteſt, haſt ihn gewollt! — — (Nachdem ſie einigemale auf- und abgegangen, ſtillſtehend:) Wie ſagte Perſſon?! „Deine Stirn iſt königlich, Du biſt beſtimmt, eine Krone zu tragen.“ — Ich werd' es, ich bin eine Jagellonica: und ſollt' ich den Erdkreis darum erſchüttern! — Waren dieſe drei Reiche des Nordens nicht ſchon einmal in der Hand eines Weibes vereinigt? Iſt Margaretha ſchon vergeſſen? Ja herrſcht nicht in dieſem Augenblick Eliſabeth von England mächtig und glücklich, wie ein Mann? — Gieb Acht, Eliſabeth: es regt ſich etwas von mir in Deinem Geiſte: bald ſoll der Thron von England nicht der einzige ſein, welchen ein Weib beſitzt! —

(ab mit ſtarken Schritten.)

Verwandlung.

Saal im königlichen Schloſſe zu Stockholm; wie im vorigen Akt.

Dritter Auftritt.

Niels, von der rechten Seite eintretend: in ſchwärmeriſcher Aufregung, ein offenes Briefchen in der Hand; hinter ihm ein Page. Später Perſon, Brahe, Banner, Steenbock und andere Edelleute.

Page.

Ich warte auf Antwort, gnädiger Herr.

Niels.

Antwort! Antwort! — O daß Du Flügel hätteſt, ihr meine Antwort zu bringen! Daß Du die Zeit beeilen könnteſt in ihrem trägen Gange! Ich ſoll ſie ſehen — ſprechen —!! Aber wie iſt mir?! Ich darf ja nicht von meinem Poſten — Verwünſchter Schergendienſt, der mich von meinem höchſten Glücke entfernen will! Ich habe gegeizt um einen einzigen Blick aus ihren Augen — Und doch, was iſt es denn weiter?! Dieſe ganze Gefangenſchaft iſt ja doch nur eine Poſſe: es iſt ja ſein Bruder! Und überdies ſo zählt ſie auf mich, ſie iſt unglücklich, ſie wird mich um meine Fürſprache bitten wollen — ſie, eine Bittende,

vor mir! Denn es ist bekannt, daß ich der Günstling des Königs bin: wozu wär' ich es — und wagte nicht einmal dies?! — Genug: (zu dem Pagen.) sag' ihr — sag' ihr — ich käme!! und sollte es mein Tod sein. (Page ab.) Ich will den König selbst um Erlaubniß bitten. Wiewohl er ist so finster seit einiger Zeit ...

(Inzwischen sind Persson und die Uebrigen eingetreten. Sie haben die Gruppe heimlich beobachtet:)

Persson.

Also — um sechs?

Die Edelleute

(bis auf Banner).

Um sechs.

Banner

(zurücktretend).

Ich höre nichts, ich sehe nichts; ich sage nicht ja, ich sage nicht nein: mein Gott heißt der Erfolg.

Stenbock

(laut).

Stille, der König!

(Niels, die Anwesenheit der Edelleute bemerkend, zusammenfahrend, küßt das Billet heimlich, verbirgt es: sein ganzes Wesen ist exaltirt, wie eines Trunkenen. Die Edelleute ordnen sich; Niels im Vorgrund.)

Vierter Auftritt.

Vorige; Erich aus der Seitenthür links, in tiefen Gedanken, ein Zettelchen in der Hand.

Erich.

Der da muß fort — und der — und dieſer auch:
Ich habe zu viel groſſe Edelleute
In meinem Reich — Kopf ab, Kopf ab!! —
(auffahrend.)
Wer iſt da?
Ah ſo, mein Niels, komm her, mein blonder Niels —
Wie geht es Dir? Die Zeit iſt ſchlecht, mein Niels;
Ich fühl' mich krank. Es war doch beſſer ſonſt,
Nicht wahr, mein Kind? da wir noch draußen waren
Und fröhlich jagten durch den grünen Wald?
Sag' mir, mein Niels, doch ſag' mir recht genau:
Biſt Du mir treu? ſo treu wie ſonſt, mein Niels?

Niels.

Mein gnäd'ger Fürſt —

Erich.

Ja, ja, ich weiß, Du biſt's;
Ich habe Dir ja nichts gethan als Gutes.
Siehſt Du, mein Freund: es ſind ſo Viele mir
Untreu geworden und verrathen mich,
Der Boden zittert unter meinem Fuß —

Ich kenne das. Es iſt iſt nicht recht von ihnen,
Sie thun nicht gut, nicht an ſich ſelbſt, noch mir —
Und wahrlich, nicht an unſerm Vaterland! —
Nun, bleib mir treu, mein Niels. Ich rechne ſehr
Auf Dich, Du haſt ein wichtig Amt: gieb Acht!
Mit Deinem Kopf für meinen Bruder ſtehſt Du!
Mit Deinem Kopf!! — Was wolln die Herren?

Niels.

Ihre
Aufwartung machen, gnäd'ger Herr —

Erich.

Aufwartung? ſo?
Ich hab' ſie nicht verlangt — Aufwarten, ja,
Und Diener machen, ſchöne Redensarten:
Doch wo es gilt um meines Volkes Wohl,
Doch wo ich will den Fortſchritt meiner Zeit,
Da ſtellen ſie ſich trotzig mir entgegen,
Und thürmen Berge auf von Hinderniſſen
Und trüben mit jahrhundertaltem Staub,
Mit Privilegien und Formalitäten
Meiner Begeiſtrung ſilberreinen Strom.
Das darf nicht ſein, Ihr Herrn, ich hab' es ſatt;
Es muß hier was geändert werden — und
Was ſich nicht biegen läßt, Ihr Herrn, das bricht. —

Ihr könnt jetzt gehn; doch nehmt dies auf den Weg:
Es steht kein Kopf so fest im Reiche Schweden,
Daß er nicht fallen kann.

(zu Niels.)

Schick Deinen Vater.

(Da Niels einige Augenblicke zögert, wie wenn er ihm noch etwas zu sagen hätte, heftig auffahrend, mit Donnerstimme:)

Geht!

(Alle ab, bis auf den König.)

Fünfter Auftritt.

Erich allein, nach einer Pause, aus tiefen Gedanken:

So weit sind sie, das haben sie erreicht,
Daß ich bin irr geworden an mir selbst
Und mich entsetz' vor meinem eignen Schatten.
Doch muß es sein, es gibt kein andres Mittel,
Ich bin es meinem Volke schuldig — und
Mir selbst zugleich. Denn wozu bin ich König?
Wozu empfing auf meinem jungen Thron
Frohlockend mich die Hoffnung meines Volks
Und opferte, noch eh' ich sie verdient,
Die vollen Kränze seiner Liebe mir?!
Pfui, pfui mir selbst! Ich hab' noch nichts gethan
Und hab' noch nichts geleistet, was ich wollte,

Weil ich aus unzeitigem Mitgefühl
Noch meiner Feinde Bosheit hab' geschont.
Steig' denn herab, blutdürstiger Zorn, und wappne
Dies weiche Herz, damit es ohne Schauder
Die Wege wandelt, die es muß! Lerne
Das Richtbeil tragen, allzumilde Hand!
Gewöhnet Euch, Ihr allzufrommen Augen,
An Ströme Bluts, die Ihr müßt fließen sehn! —
Ich wollt' ein König sein: sie aber brauchen
Des Zwingherrn ehrne Hand — sie sollu sie fühlen.

(bleibt in Gedanken versunken stehen.)

Sechster Auftritt.

Voriger; Katharina, Maens' Tochter, als Königinn, ist, dem Könige unbemerkt, aus der Seitenthüre links getreten, sich ihm leise nähernd.

Katharina.

Mein theurer Fürst!

Erich

(auffahrend.)

Wer ist da?! — Katharina!
Ich habe heute keine Zeit für Dich,
Mein gutes Kind —

Katharina.

Dies eben treibt mich her!
Ich ſah es längſt, Du biſt nicht mehr derſelbe,
Wie ehemals: Dein Aug' iſt trüb, Du wandelſt
Als wie im Traum, auf Deiner Stirne brüten
Gedanken, die das Licht des Tages fliehn.
Sprich, mein Gemahl, was haſt Du?

Erich.

Nichts, mein Kind,
Geſchäfte, Sorgen —

Katharina.

Theile ſie mit mir,
Schließ auf Dein Herz, enthüll' mir Deinen Gram!
O ſieh, mein Freund: als Du aus meinem Staube,
Aus meines Dorfes ſtiller Niedrigkeit,
Auf dieſen Thron von Schweden mich erhöhteſt:
Was war es da, das meine arme Seele
Ermuthigte, dies ungeheure Loos,
Das Du für mich beſtimmt haſt, zu ertragen?
Was lockte mich, daß ich erzitterte
Und roth vor Freude ward, als Deine Hand
In dieſes Haar die Königskrone drückte?
War's der Gedanke dieſer Herrlichkeit,
War es der Vorſchmack dieſer Pracht, die heute,

Auf Dein Geheiß, Unwürd'ge mich, umgiebt?
Nein, mein Gemahl: viel Hunderttauſende
Hättſt Du gefunden, dies mit Dir zu theilen,
Du brauchteſt dazu Deine Räthe nicht.
Ich aber dachte mir, daß in den Becher
Der Herrlichkeit auch Wermuth ſtrömen würde,
Ich dachte mir, daß Stunden würden kommen
Der Kümmerniß: Stunden, wo Du Dich ſehnſt
Nach einer Bruſt, dran Du Dich lehnen kannſt,
Nach einer Hand, die von den lieben Schläfen
Die bangen Schatten Deiner Sorge ſtreicht.
Da, mein Gemahl, da wollt' ich bei Dir ſein,
An meine Bruſt da ſollteſt Du Dich flüchten,
Wenn Deine Welt, die falſche, Dich verließ;
Mit dieſen Armen wollt' ich Dich umſchließen,
Mit dieſen Händen ebnen Deinen Weg,
Wenn ihn des Lebens Dornen überwuchern!
Mein Auge ſollt' der Himmel ſein, aus welchem
Du Friede trinkſt in friedeloſer Zeit —
Hab' ich zuviel gedacht, mein Freund? zu viel?!

Erich.

Mein wackres Weib, ich danke Dir. Allein
Es iſt umſonſt; ich folge meinem Stern.

Katharina

Die Sterne, ja! Ich hab' es wohl gemerkt,
Wie Du Dich Nachts von meiner Seite ſtiehlſt
Und in die Nacht hinausſtarrſt zu den Sternen.
Was iſt's, mein Freund? Was ſuchſt Du dort?

Erich.

Ich ſuche
Nach einem Stern, der niemals untergeht,
Nach Sternen ſuch' ich, deren goldne Bahnen
Die Zukunft mir enthüllen und mir ſagen,
Ob ich auf rechtem Wege bin.

Katharina

(fortfahrend.)

Und wieder dann
Auf Deinen Knieen hab' ich Dich geſehn,
Wie Du die Hände rangſt mit heißen Thränen;
Und glühende Gebete ſandteſt Du
Zum Ewigen — was haſt Du, theurer Mann?
Was iſt es, das der Himmel Dir verſagte,
Daß Du mit Thränen ihn beſtürmen mußt?

Erich.

Den Sinn, mein Kind, den dieſe Zeit gebraucht!
Ich bete, daß er Ströme Feuers 'mir
Statt milden Blutes in die Adern gießt,

Daß ich nicht zittre vor dem Fürchterlichen,
Das ich beginnen muß! Ich bete, daß er
Mich härter macht: und weicher Jene, welche
Mit hartem Trotz mir meine Wege kreuzen. —
Nun geh, mein Weib: Du kannſt mir doch nicht helfen —
Ja, wären ſie wie Du — wie Du, mein Weib:
Reiß' auf, reiß' auf die Schachte Deiner Bruſt,
Ström' aus auf ſie, ein neuer Pelikan,
Statt Ströme Bluts die Ströme Deiner Liebe
Und nähre ſie mit Deiner Frömmigkeit!
In Liebe wandle ihren Haß, in Demuth
Die Ehrbegier, die in den Zügel beißt,
Tauſch' ihre Seelen aus, mach' ſie bereit
Zum Guten, wie zum Böſen jetzt, mitleidig,
Wie jetzt erbarmungslos, einfach und fromm,
Wie jetzt verſenkt in einem Meer der Lüſte —
Und kannſt Du das nicht thun,
So kannſt nicht Du, ſo kann nicht Gott mir helfen,
Und folgen muß ich, wie mein Stern mich treibt! —

(indem er die Katharina ſanft zur Seitenthür drängt: ſtumme, innige Umarmung: Katharina ab.)

Siebenter Auftritt.

Voriger; der alte Sture, mit Schriften.

Erich.

Du bringſt die Antworten des Reichstags auf die Anträge, die ich zur Verbeſſerung
Des Reichs geſtellt? — Laß hören, raſch. Mein Vorſchlag
Zur Aufhebung der Frohnden —?

Sture.

Abgewieſen.

Erich.

Mein Auftrag auf gleichmäßige Vertheilung
Der Steuern —?

Sture.

Abgewieſen.

Erich.

Die Befreiung
Der Bauerhöfe von den —

Sture.

Abgewieſen,
Gnädigſter Herr, mit Stimmeneinigkeit;
Hier ſind die Protokolle der Verhandlung.

Erich

(hat ihm die Schriften abgenommen, darin blätternd).

So, ſo, die Protokolle — Und nicht wahr,
Mit Stimmeneinigkeit? Nun denn, Ihr Herrn:

(die Papiere zerreißend.)

Stimm' gegen Stimme — und ſo ſind wir quitt!

Sture.

Was thut Ihr, Herr?!

Erich.

Setzt Euch und ſchreibt,
Herr Sture.

Sture.

Und was, mein Fürſt?

Erich.

Daß ich aus eigner Macht-
Vollkommenheit, kraft königlichen Willens,
Und weil der Vortheil meines Volks es heiſcht,
Für aufgelöſt erkläre von Stund' an
Jedweden Zwang und jede Hörigkeit,
Woher ſie ſtamme, und wie alt ſie ſei,
Die Schwedens Bauernſtand bedrückt —

Sture.

Ich darf dies
Nicht ſchreiben, gnäd'ger Herr.

Erich.

Und warum nicht?

Sture.

Weil Ihr das Recht nicht habt, dies zu befehlen.

Erich.

So ſchreib' ich's ſelbſt.

Sture.

Dies ſteht Euch frei, mein Fürſt.
Doch warn' ich Euch: verlaßt den Boden nicht,
Den unverletzbar heil'gen, des Geſetzes!
Glaubt nicht, o Fürſt, Ihr könntet Freiheit ernten,
Wo Ihr Gewalt und Unrecht habt geſät! —

Erich

(der inzwiſchen geſchrieben hat).

Seid Ihr zu Ende, Herr? Ich hab' nicht Zeit,
Mit leeren Formen mich herum zu ſchlagen,
Wo es die Wohlfahrt meines Volkes gilt.

Sture.

Allein in dieſen Formen wohnt das Recht —

Erich.

Das Recht der Edelleute, ja; das Recht
Des Volks, mein Herr, iſt minder ſcrupulös. —
Laßt dieſe Schrift durch Heroldsmund ſogleich

Verkündigen in jedem Ort des Reichs,
Und ſagt dabei, daß ich's befohlen hab'. —
Was habt Ihr ſonſt?

Sture.

Ein Knecht des Grafen Perſon —

Erich.

Lernt Eure Worte wählen, mein Herr Kanzler:
Es giebt ſolch Ding in meinem Reich nicht mehr.

Sture.

Sehr wohl: ein weiland Knecht des Grafen Perſon
Verfiel durch Majeſtätsbeleidigung
Mit Gut und Blut dem fürſtlichen Gericht;
Er ward geſtäupt: und fragen nun die Richter
In Unterthänigkeit, ob Ihr's zufrieden,
Daß er in Eiſen kommt auf Lebenszeit.

Erich.

Wie heißt der Mann?

Sture.

Jeſper.

Erich.

Und ſein Vergehn?

Sture.

Er führte

Schmähreden wider Eure Majeſtät
Im Augenblick, da Ihr den Thron beſtiegt.

Erich

Und weiter nichts? Und alſo wenn ein Burſch,
Dem juſt ein Witzwort auf der Zunge jückt,
Den Zügel läßt dem flücht'gen Einfall ſchießen,
Da, meint Ihr, ſei die Majeſtät gekränkt,
Da wird geſtäupt, in Eiſen da geſchickt:
Doch für die Kränkung, für die größere,
Die meines Namens Anſehn widerfährt,
Wenn Ihr den Abgrund Eurer eignen Bruſt
Mit meines Namens heil'gem Schilde deckt
Und macht den Thron, den Sitz der Majeſtät,
Zum ſchnöden Popanz Eurer Herrſchbegier,
Für dieſe Kränkung aber ſeid Ihr blind?! —
Der Burſch wird frei gelaſſen
Im Augenblick: und der ihn ſtäupen ließ,
Ohne mein Wiſſen, wird vom Amt entſetzt. —
Ihr ſeid entlaſſen.

Sture
(zögernd).

Hier iſt noch ein Urtheil,
Gnädigſter König —

Erich.

Leg' es hin, 's iſt gut,
Ich werd' es prüfen, bei Gelegenheit.

Sture.

Es iſt ein Todesurtheil, gnäd'ger Herr,
Das Todesurtheil — Eures Bruders!! Nein,
Seht nicht ſo finſter aus, mein theurer Herr,
Kehrt Euch nicht ab! Es wäre ja entſetzlich,
Wenn Guſtav's Söhne — Nein, gewiß, Ihr werdet
Das Urtheil nicht vollziehen laſſen — —

Erich.

Ich werde thun,
Was mir beliebt! — Du biſt entlaſſen, geh:
Und ſchicke mir den Magnus her. Er hat
Sein Herzogthum mir abverlangt; der Reichsrath,
Bereit, wie immer, wo es gilt, mein fürſtlich
Anſehn zu kränken, hat für gut befunden,
Volljährig ihn zu machen vor der Zeit
Und ſeinen Anſpruch zu beſtätigen.
Ich will ihn ſprechen: ſchick' ihn her zu mir!
Und dann ſogleich verſammle das Gericht:
Ich habe eine Klage einzureichen
Auf Hochverrath und böſliches Complot

Gegen die Großen meiner Krone, Perſſon,
Abraham Stenbock, Brahe — und noch Andre;
Mein Schreiber wird Dir das Verzeichniß geben.
Kein Widerſpruch! Du biſt entlaſſen — fort!

(Sture ab.)

Achter Auftritt.

Erich allein.

Ich will das Urtheil nicht vollziehen laſſen,
Nicht dieſes, und nicht jetzt! — Nur eine Feſſel
Soll es mir ſein, mit der ich bändige
Die unbändigen Pläne ſeiner Freunde,
Sein Leben kettend an mein Ja und Nein. —
Horch, Magnus kommt! — O aus dem Meer der Liebe,
Das ausgegoſſen iſt um Deinen Thron,
Allmächtiger, nur einen leiſen Strahl,
Ein Tröpfchen nur in dieſes Kindes Seele!
Nur hier ein Echo meiner armen Bruſt,
Nur hier ein wenig Bruderliebe, nur
Ein Weniges —! Ich bitte ja nicht viel:
Nur daß nicht dieſe junge Seele auch
Ein Raub ſchon ward des Haſſes und des Neids,

Daß ſie nicht auch ſich zugeſchloſſen hat
Für eines Bruders Bitten! — Sonſt beim Ewigen —!!
Es wär' nicht gut, wenn ich es anders fände. —
(geht ihm entgegen.)

Neunter Auftritt.

Voriger; Magnus.

Erich.

Guten Tag, mein Kind. Komm, ſetz' Dich.

Magnus.

Kind? Ich meine,
Der Reichsrath hätte mündig mich erklärt.

Erich;

Biſt Du ſo ſatt, ein Kind zu ſein? Thu's nicht,
Thu's nicht, mein Magnus: Jahre werden kommen,
Wo Du mit Thränen Deine Kindheit Dir
Zurückerflehſt: und Niemand giebt ſie Dir. —
Du haſt mit etwas ungeſtümen Worten
Dein Herzogthum verlangt. Sag' mir, mein Magnus:
Aus Deinem Kinderherzen kommt das nicht:
Wo haſt Du dieſe Sprache her? Wer rieth Dir das
Und lehrte Dich unbrüderlich zu ſein
Gegen den Bruder?

Magnus.

Wer mich das gelehrt?
Ihr wollt wohl gegen meine Freunde mich
Verhetzen, wie? O ich bin alt genug,
Ich hab' das aus mir selbst —

Erich.

Es wär' nicht gut,
Nicht gut, fürwahr, wenn eine Kinderseele,
Hervorgegangen kaum aus Gottes Hand,
Schon so verfälscht von diesem Stempel wäre
Der Endlichkeit und so beschmutzt von ihm. —
Du hast Dein Herzogthum begehrt: weißt Du,
Mein Kind, was Du damit begehrt?

Magnus.

Ich dächte:
Mein Erbtheil, Ingermannland; bringt
Dreihunderttausend Gulden alle Jahr'.

Erich.

Und was noch mehr? Dreihunderttausend Sorgen,
Drei Millionen Kümmerniß und Angst.
Sieh her, mein Kind, die Locke hier war braun,
Sie fängt zu bleichen an — weißt Du, wovon?

Magnus.

Ich weiß es nicht; vielleicht daß Eure Frau

Euch Sorge macht — ja, ja, es iſt nicht gut,
Wenn ſich ein Prinz 'ne Bauerndirne nimmt,
Ich hört' es wohl.

Erich.

Ziſchſt Du ſo zeitig, Schlange?! —
Ich will Dir's ſagen: ſieh, von dieſer Krone,
Die Deine Augen Dir zu blenden ſcheint,
Von dieſer ſchnöden Laſt des Regimentes,
Nach welcher Du ſo lüſtern biſt. O Kind,
Kind, glaube mir: es ſchläft ein Dämon in
Dem Herrſcherthum, beſchwör' ihn nicht herauf,
Vertauſche nicht die Unſchuld Deiner Jugend
Gegen den Jammer Deiner Herrſchaft Dir!
Jetzt biſt Du frei, die Menſchen lieben Dich
Und grüßen Dich, von Herzen, wie ſie's meinen: —
Betritt Dein Herzogthum — Du wirſt ein Sklav,
Nur Schmeichler dienen Dir, Verräther lauern
Auf Deines Herzens weichen Fleck — O Magnus,
Ich mein' es gut: entſag' der falſchen Ehre — —

Magnus.

Iſt ſie ſo falſch? Und doch, wohin ich ſehe,
Nach Herrſchaft ringen ſeh' ich alle Welt —
Euch auch, mein Bruder: ja vor Allen Euch,
Weil Ihr ſogar das Erbtheil uns mißgönnt

Aus Herrſchbegier, das uns zu Recht gehört.
Nun denn wohlan, ich will es auch verſuchen!
Denkt Ihr, ich fühle kleiner mich als Ihr?
Was Ihr vermögt, vermag auch ich, mein Bruder,
Ich bin ein Prinz, ſo gut als Ihr —

Erich.

Du biſt
Ehrgeizig, Knabe —!

Magnus.

Immerhin: ich will
Ehrgeizig lieber als blos geizig ſein. —
Allein ich merke ſchon, wohin Ihr zielt:
Ihr wollt mein Herzogthum mir vorenthalten.
Sehr wohl, ſehr wohl: ſo geh' ich an den Reichsrath,
Der Reichsrath wird Euch nöthigen, mein Herr —

Erich.

So jung — und ſo verderbt?! — Du mißverſtehſt mich,
Ich thu' es nicht um meinetwilln, um Deinet:
Dein Vortheil iſt es, Deiner Seele Heil,
Was ich im Auge habe —

Magnus.

Schönſten Dank,
Ich brauche keinen Vormund mehr; gebt mir mein Land.

Erich.

Ich will Dir's geben; aber heute nicht,
Gedulde Dich ein Jahr noch oder zwei —

Magnus.

Nicht wahr? Damit Ihr Zeit gewinnt, mich auch
Beiſeit zu ſchaffen, wie den armen Finnland?
Nun, wartet nur: iſt Finnland nur erſt frei,
Ihr ſollt noch an uns denken, auf mein Wort!

Erich.

Ein Kinderwort, unkindlich zwar —

Magnus.

Nun macht,
Entſcheidet Euch! Ihr ſollt nicht denken, daß
Ein Kind ich bin, dem man mit einem Fähnrichs-
Patent ſein Erbtheil abkauft — ja, mit einem
Fähnrichspatent! — Ich frag' zum letztenmal:
Wollt Ihr mein Land mir geben oder nicht?
Und wollt Ihr's nicht —

Erich

(nach einer Pauſe).

Wohlan, ich geb' es Dir:
Herzog von Ingermannland,
Empfangt das Erbe, welches Euch gebührt.

(ihm ein Document reichend.)

Magnus
(mit komiſcher Grandezza).

Mein gnäd'ger Herr —

Erich.

Herzog von Ingermannland,
Ich habe ein Geſchäft für Euch: es giebt
Ein Todesurtheil hier zu unterſchreiben.

Magnus.

Wie meinen Euer Gnaden?

Erich.

Hört Ihr nicht?
Es giebt ein Todesurtheil hier, zu welchem
Ich Eure Unterſchrift bedarf.

Magnus.

Die meine?

Erich.

Die Eure, ja: nach Eurem Prinzenrecht
Habt Ihr verlangt, ſo thut nun Prinzenpflicht.
Es hat ein Mitglied unſers Hauſes ſich
Gegen die Würde unſrer Majeſtät
Und gegen Schwedens Sicherheit vergangen;
Er iſt zum Tod verurtheilt: unterſchreibt!

Magnus.
(ängſtlich).

Ein Todesurtheil, was iſt das für ein Ding?

Erich.

Ihr wollt ein Prinz ſein und Ihr wißt nicht das? —
Das iſt ein Ding, im Angeſichte deſſen
Der Kopf wird vor die Füße dem gelegt,
Deß Name ſteht in dieſem Blatte. Schreibt!

Magnus.

Aber weſſen Namen iſt das? Ihr macht mich ängſtlich, Bruder —

Erich.

Der Name Finnlands — unterſchreibt das Blatt!

Magnus.

Mein Bruder Finnland? zum Tode? — Ach lieber Bruder, das iſt ja doch gewiß nur Dein Spaß.

Erich.

Ich ſcherze nicht — hier iſt die Feder — ſchreib!!

Magnus.

Lieber Bruder — ich weiß recht gut, daß das Dein Spaß iſt — ich kann ja gar nicht ſchreiben.

Erich.

Nicht ſchreiben kannſt Du? und willſt Herzog ſein?
Und ſchmiedeſt Klageſchriften wider mich? —
So lern' es — und ſogleich.

Magnus.

Lieber Bruder, es wird mir ſchlimm — ich kann das Blatt nicht unterſchreiben.

Erich.

Du unterſchreibſt es.

(an die Thür gehend, ſchließt ſie zu; führt Magnus an's Fenſter.)

Siehſt Du dort die Uhr?
Eh' dieſer Zeiger ſeinen Lauf vollbracht,
Stehet Dein Name unter dieſem Blatt:
Oder —

(er legt den Degen auf den Tiſch.)

Magnus.

Ach Herrgott, lieber Bruder, Du wirſt doch nicht?!
O, o, mein Kopf — ich ängſtige mich gar zu ſehr!

Erich.

Dich ängſtigen? und willſt ein Herzog ſein?
Und Land und Leute wollteſt Du regieren?
Die Zeit verrinnt — mach' raſch.

Magnus.

Aber — meine Unterſchrift — wozu brauchſt Du ſie denn, lieber Bruder? Ich bin ja doch nur ein Kind — es giebt ja kein Menſch was auf meine Unterſchrift —

Erich.

Biſt Du es nun? und warſt doch jüngſt ein Prinz
Und ſpotteteſt der Kindheit ſel'gem Glück?! —
Ich brauche Deine Unterſchrift: es iſt
Geſetz und Recht in Schweden, daß von Prinzen
Beſtätigt werde jeder Richterſpruch,
Der über Prinzen wird gefällt. Mein Bruder
Karl ſitzt daheim und weigert ſich zu kommen;
Du biſt der Einzige, Du mußt mein Recht
Beſtätigen und mußt mit eigner Hand
'nen Wall aufwerfen, der auf ewig Dich
Von Finnlands Plänen trennt! Es darf nicht heißen,
Ich hätte meinen Bruder ſtrafen laſſen
Und wäre nicht dem ſtrengſten Recht gefolgt.

Magnus.

Lieber Bruder, ich verſtehe das Alles gar nicht, was Du ſagſt — meine Gedanken — ach Gott, ach Gott! halte meine Gedanken feſt!!

Erich.

Noch zehn Minuten — unterſchreib! Du kommſt
Lebendig nicht aus dieſes Zimmers Raum —

Magnus.

Bruder, Bruder, Du wirſt doch nicht?! O, o, was das ſcharf iſt — Herrgott, ich ſterbe!! — Erich,

lieber Erich, da, da haſt Du mein Herzogthum! Ich will Dein Fähnrich werden, Dein Page, Dein Pferdejunge will ich werden, lieber Bruder — Alles, Alles, was Du willſt, lieber Bruder — aber nur nicht unterſchreiben, nicht unterſchreiben, ich beſchwöre Dich!!

Erich.

Beſchwöre mich, reich' Deine Hand, verzweifle!
Ich hab' Dich auch beſchworen, habe mich
Gerungen auch vor Dir gleich einem Wurm:
Nun bin ich Erz — Und wenn ein Engel käme
Und bäte mich: Ihr habt genug geſpielt
Mit mir — wohlan, ſo fühlt nun meinen Ernſt!

Magnus.

Neulich — ja, ja, es war neulich — ich kam zufällig des Wegs — o was da für Menſchen waren! Mein Pferd konnte nicht weiter, ich mußte halten — ein blutrothes Gerüſt und ein Block darauf — Es war ein armer Teufel, ich kannte ihn nicht, hatte ihn nie geſehn — er hatte ſeinen Nachbar todtgeſchlagen: es iſt häßlich, ſeinen Nachbar todtzuſchlagen — aber — aber ich mußte aufſchrein vor Schmerz, wie ich ihn den Hals auf den Block legen ſah! Sag' mir, lieber Bruder, iſt das immer ſo? und werden alle Todesurtheile ſo vollzogen?

Erich.

Alle, ja.

Magnus.

Alle — alle — und mein Bruder Finnland auch?! Nein, nein, das kann ich nicht aushalten, da muß ich toll werden, toll, toll!! Ausziehen — die Haare abſchneiden — hinknieen — den Hals auf den Block legen —

Erich
(beiſeit).

Zurück, ihr Thränen, halte feſt, o Herz:
Du mußt, Du mußt!! Zertritt das Schlangenneſt! —
(laut)
Die Uhr, ſieh nach der Uhr!

Magnus.

Ja, ja, ja — ich ſchreibe, ich ſchreibe — wenn das nur nicht ſo ſchwarz wäre ... Ich kann nicht, lieber Bruder, ich habe gar keine Gedanken mehr, ſiehſt Du, gar keine —

Erich.

Die Uhr hebt aus —
(nach dem Schwert faſſend, abgewandt.)

Magnus.
(hat das Blatt ge'ahr, will unterſchreiben: wie die Uhr ſchlägt, aufſpringend, roſend).

Da iſt ſie, da — huſch, huſch, da — die ſchwarze

Schlange, da hat ſie mich gebiſſen, da! O, o, ich habe meinen Bruder todt geſchlagen — meinen armen Bruder Finnland! O!

Erich.

Ha, was iſt das?! —

Magnus.

Da, da, herunter den Kragen, herunter — die Locken abſchneiden, ſo — ſo! —

Erich.

Verrückt? Verrückt?! Zerſtört des Geiſtes Bau?
Zerbrochen
Vor Angſt die feinen Federn des Gehirns?!

Magnus

(nach einer augenblicklichen Pauſe, die Hände vor den Kerf preſſend, ſich ſchüttelnd).

Nein — nein — ich will nicht verrückt werden! Halte feſt, feiger Kopf — Was? bin ich nicht ein Mann? ein Prinz? (ſich dem Tiſche nähernd) und iſt dieſes nicht ein Schwert?! (hat das Schwert ergriffen, auf den Erich eindringend:) Gieb meinen Bruder Finnland frei, Tyrann! oder ich morde Dich!

Erich

(ihm ausweichend).

Wahnwitziger Thor!

(will ihm das Schwert entwinden; bei dieſem Ringen wird Magnus verwundet, niederſinkend, ſchmerzlich.)

Magnus.

Ah — Bruder Erich!! (ſtirbt.)

(Erich läßt das Schwert fallen, ſtürzt über der Leiche nieder. Das Arrangement muß ſo ſein, daß Erich mit ſeinem Körper den Eintretenden den Anblick der Leiche verdeckt; erſt am Schluß des Aktes, wenn er ſich erhebt, wird ſie den Andern ſichtbar.)

Zehnter Auftritt.

Vorige; Peder Welamsſon; ſpäter der alte Sture, dann Hofleute, Bewaffnete.

Peder

(von außen).

Aufruhr, Aufruhr, mein Fürſt! Ihr ſeid verrathen — (die Thür aufbrechend, hereinſtürzend.) Niels hat ſeinen Poſten verlaſſen, Johann iſt in Freiheit, der Aufruhr tobt durch die Gaſſen —

(die Gruppe bemerkend, ſtutzend.)

Sture

(kommt).

Was iſt geſchehen? was bedeutet dieſes Lärmen? (den König bemerkend.) Was iſt Euch, mein König? Was ſoll dies?

(der Hintergrund hat ſich indeſſen mit Bewaffneten ꝛc. gefüllt.)

(Erich, aufſpringend, auf den Leichnam deutend, in ſtummer Verzweiflung in den Vordergrund ſtürzend.)

Sture

(den Leichnam erblickend, abwehrend).

Kain, Kain — was thateſt Du Deinem Bruder?!

(Grunze. Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Gegend in der Nähe von Stockholm.

Erſter Auftritt.

Sten Banner, Hans Wedel, im Geſpräch.

Banner.

Ihr ſeid in Dienſten des Herzogs Karl?

Wedel.

Ja, gnädiger Herr: Hans Wedel, ſein Kämmerer.

Banner.

Und wißt Ihr auch, daß dieſe Zuſammenkunft, die ich Euch verſtatte, mich meinen Kopf koſten kann? Euer Herr hat gemeinſchaftliche Sache mit dem Herzog von Finnland gemacht; er iſt in Aufruhr gegen den König.

Wedel.

Sagt vielmehr, er ſchwankt noch, ob er ſich Finnland anſchließen ſoll, ob nicht. Der Aufſtand in Stockholm ſcheint nicht ganz ſo geglückt, wie wir es hofften; wir dachten mit dieſem Einen Schlage die ganze Macht des Königs zu brechen —

Banner.

So habt Ihr Euch ſehr verrechnet. Finnland iſt frei, ja — er iſt an der Spitze eines Heers: aber iſt es der König nicht auch? Liegen ſie nicht gegen einander zu Felde, und kann es nicht täglich zur Entſcheidung kommen?

Wedel.

Mein Herzog wünſcht Euren Rath zu vernehmen —

Banner.

Ich rathe Niemand, nicht einmal mir ſelbſt; ich laſſe mich von den Ereigniſſen tragen. Sagt Eurem Herrn, er ſoll es eben ſo machen — oder nein, ſagt ihm nichts, gar nichts! Wenn der König erführe, daß ich mit Euch geſprochen —

Wedel.

Iſt der König ſo ſchlimm?

Banner.

Ein Tiger, mein Herr Kämmerer, ein Tiger. Seit

dem unglücklichen Tode des Prinzen Magnus und dem Ausbruche dieſes Bürgerkrieges iſt ſein Herz wie umgewandelt; ſein zweites Wort iſt ein Todesurtheil.

Wedel.

Ich hörte, er hat in Stockholm zweihundert Edelleuten den Prozeß machen laſſen —

Banner

(mit der Geberde des Köpfens).

Ja, einen ſehr unangenehmen Prozeß; das Blut ſteht handhoch in den Gaſſen von Stockholm; die Nachrichter ſchwitzen. Und darum werdet Ihr begreifen, Herr Wedel — es gilt nicht Eurer Perſon noch Eurem Herzog — aber ich wünſchte dieſe Unterredung abzubrechen.

Wedel.

Doch warum habt Ihr ſelbſt Euch dem Aufſtande nicht angeſchloſſen? Alle Eure Freunde, Perſſon, Brahe, Stenbock, haben ſich glücklich zu Finnland gerettet —

Banner.

Herr Wedel, ich bin kein Freund von derlei Unterhaltungen —

Wedel.

Und darf mein Herr nicht wenigſtens hoffen, daß Ihr ihn insgeheim —

Banner.

Er darf Alles hoffen, Alles, was ihm gefällig iſt — Herr Gott, ich wollte nur, ich hätte keine Augen noch Ohren jetzt — oder tauſend, tauſend Augen: damit ich Alles ſähe und Alles zum Voraus wüßte. Lebt wohl, Herr Wedel; der König nimmt ſeinen Marſch in dieſe Gegend — er darf uns nicht treffen — lebt wohl!

(Beide nach verſchiedenen Seiten raſch ab.)

Zweiter Auftritt.

Fanfaren: Erich, in Begleitung von Soldaten und Offizieren, darunter Peder Welamsſon.

Erich

(zu den Offizieren).

Die Reiter ſolln im Sattel bleiben, Jeder
Bei ſeinem Corps; wer plündert, wird gehängt.

(zu einem andern)

Du gehſt ſogleich, die Königin zu ſuchen,
Die bei dem Nachtrab iſt; wo Du ſie findeſt,

Erſuche ſie, mich zu erwarten. Fort! (die Offiziere ab.)

(zu Peder.)

Du warſt in Stockholm; ſind die Hinrichtungen
Vollzogen, welche ich befahl?

Peder.

Ja, gnäd'ger Herr.

Erich.

Wie nahm das Volk ſie auf?

Peder.

Es frei zu ſagen:
Das Volk war ſtumm, nur Seufzer hörte man,
Wehklagen nur und unterdrücktes Weinen.
Drauf, als der letzte Kopf gefallen war,
Da rief der Henker, wie es Sitte iſt: Lang' lebe
Der König, unſer Herr! und daß ein Jeder
Von ſeinen Feinden alſo endige! — Doch Niemand
Erwiederte den Ruf.

Erich.

— — 's ſind ihre Feinde,
Dieſelben ſind es, die wie Schwämme ſonſt
An ihrem Mark ſich ſatt und voll geſogen,
Die ihre Ernte fraßen, ihre Hütten
Zerſtörten, ihre Töchter ſchändeten:
Wohl Millionenmale haben ſie

Den Tod herabgefleht auf ihre Zwingherrn:
Und nun, da ich
Geſtalt verleih' dem unvernommnen Wunſch,
Da ich die Häupter ſchlage und zerſchmettre,
Auf welche ſie ohnmächt'ge Flüche nur
Zuſammenhäuften — nun, nun weinen ſie!
Nun küſſen ſie, das ich zerbrechen will,
Das ſchnöde Joch der Sklaverei! Nun jammern
Sie um die Hand, die ſie gezüchtigt hat.
Und trotzen dieſer, welche ſie befreit?! — —
Was Neues ſonſt?

Peder.

Magiſter David, der Erzieher
Weiland des Prinzen Magnus, ward gefangen,
Als er nach Polen —

Erich.

Aufgehängt, gleich einem Hund!
Ja, gäb' es Martern, welche tauſendfach
Den Tod erhöhn bis in den kleinſten Nerv,
Sie wären doch noch zu gering für ihn!
Er iſt die Krankheit, dran mein Bruder ſtarb,
Er iſt das Gift, das meine reinen Hände
Mit Brudermord beſudelt hat. Berufen,
In meines Bruders jugendliche Seele

Die fromme Saat der Tugend auszuſtreun,
Vergiftet' er durch Schmeichelei ſein Herz,
War ſeiner Laune Diener, blendete
Sein junges Aug' mit Bildern künſt'ger Größe,
Nahm jeden Zaum von ſeiner Leidenſchaft
Und ſpornte ſeinen Uebermuth. — Darum
Hinweg mit ihm! Kein Wort!! Und aufgehängt
Gleich einem Hund! —

(Einige Bewaffnete ab.)

Es ſoll ein Beiſpiel ſein
Für alle Prinzenlehrer künſt'ger Zeit,
Damit ſie denken an die Rechenſchaft,
Die von den jungen Seelen ihrer Schüler
Sie einſt dem Vaterlande ſchuldig ſind. —
Was haſt Du mehr?

Peder.

Der junge Niels hat ſich
Freiwillig zum Gefangenen geſtellt —

Erich.

Was, Niels? Mein Niels?! — Ich kann ihn
nicht erretten,
Er hat es ſelbſt gewollt, ich hätt' ihn nicht
Verfolgen laſſen. — Führ' ihn her! —

(Peder ab.)

Dritter Auftritt.

Erich allein.

Ich hatte
Den Jungen lieb, ſehr lieb! Er war mein Freund;
Ich glaubt' an ihn und hielt ihn werth vor Vielen —
Doch muß es ſein:
Auf Leichen muß ich meinen Thron erhöhn!
Welch Recht hab' ich, vor einer That zu beben,
Blos weil ſie blutig und entſetzlich iſt?
Das Ungeheuerſte hab' ich vollbracht,
Da ich nicht wußte, daß ich's that:
Was hat ein Brudermörder noch zu ſcheun?! —
Das iſt die That, mit der mich Gott geweiht,
Die Geißel ſeines Grimms zu ſein. Da ich
Noch zauderte, von Mitleid halb und halb
Von Zorn bewegt, ja da mit leiſem Hauch
Die Liebe ſchon in meine Seele drang,
Da ich ſchon fühlte, wie mein Grimm zerſchmolz,
Und wie das Wort, das ſüße, der Verzeihung
Auf meine zorngeſchwellte Lippe trat:
Da ließ er ſelbſt — der Himmel ſelbſt, nicht ich!
Mein zauderud Schwert ſich einen Eingang finden
In meines Bruders frühbefleckte Bruſt.

Er ſank — er fiel — und ſtammelte — und ſtarb! — —
Da war's geſchehn: da fühlt' ich hinter mir,
Wie jede Rückkehr in die Menſchlichkeit
Und jede Feſſel der Natur zerbrach! —
Nie wieder rein kann werden dieſe Hand,
Die eines Bruders Blut getrunken hat:
So ſei ſie denn zum Richterdienſt der Zeit,
Sie ſei geweiht der Sühnung meines Volks! —
Nicht mit dem Oelzweig geht die Freiheit blos,
Auch mit dem Schwert: und dies verlieh ſie mir!
Mit ehrner Sichel ſchickt ſie mich voran,
Gericht zu halten über jedes Unrecht
Und zu beſtrafen jede böſe That,
Ja jeden Wunſch und jeden leiſeſten
Gedanken, welcher mit der Sünde buhlt.
So nehmt mich hin, ihr unterird'ſchen Mächte!
Ich gebe meine Seele Preis: verbannt
Aus meiner Bruſt ſei Mitleid und Erbarmen,
Weil dies die Welt nicht des Erbarmens iſt!
Gebrandmarkt ſoll mein Name ſein auf ewig
Und ſoll im Buche der Geſchichte ſtehn,
Wo Attila und Nero ſteht! So nur,
Um dieſen Preis, den Preis der eignen Seele,
Errett' ich Dich, o Zukunft meines Volks!

Einer muß ſein, der bis zur Hefe trinkt
Das Elend dieſer Zeit. Ich will es trinken:
Und in den reinen Becher gieße dann
Den Wein der Freiheit eine künft'ge Zeit!

Vierter Auftritt.

Voriger; Niels, Peder, Wachen, die im Hintergrunde zurückbleiben.

Niels

(ſo wie er den König anſichtig wird, ihm zu Füßen ſtürzend).

Mein Fürſt! mein Herr!

Erich.

Was haſt Du mir zu ſagen?

Niels.

Nur das Geſtändniß meiner Schuld, mein Fürſt,
Und dann — ade!

Erich.

Du weißt, was Dich erwartet?

Niels.

Den ich verdient, der Tod. Verlaſſen hab' ich
Das Amt, das Du mir anbefahlſt —

Erich

Weswegen

Thatest Du es?

Niels.

In Raserei, mein König.

Ein Weib — laß seinen Namen mich verschweigen,
Sie hat an mir nicht liebevoll gehandelt,
Und dennoch, dennoch lieb' ich sie und kann
Vom Herzen nicht die schöne Schlange reißen,
Die meines Blutes Quell vergiftet hat! —
Ich ward zu einem Stelldichein verlockt;
Als ich den Ort erreichte, fand ich Mörder,
Die man bestellt, mit blanken Dolchen mich
Statt liebewarmer Lippen zu empfangen.
Ich hieb mich durch — verwundet — unterdessen
Geschah in Stockholm, was Du weißt, mein Fürst.

Erich.

Und wo warst Du bis jetzt?

Niels.

Bei meinem Vater.

Er pflegte mich und wollte heimlich mich
Nach Deutschland schaffen: ich entwischte ihm,
Und bin nun hier, mein Urtheil zu empfangen.

Univ. Bibl. München

Fünfter Auftritt.

Vorige; der alte Sture (eilig).

Sture.

O Niels, mein Sohn! Das war nicht recht von Dir,
Daß Du den alten Vater ſo getäuſcht —
Hört ihn nicht an, mein Fürſt! Mein Kind iſt toll —

Erich

(nach einer Pauſe).

Du thuſt mir leid, unſel'ger alter Mann!
Doch darf ich nicht, auch nicht um Deinetwilln,
Den keuſchen Nacken des Geſetzes beugen:
Er hat das Amt verrathen —

Niels.

Haltet ein!
Leichtſinnig war ich, aber kein Verräther,
Beim ew'gen Gott, Verräther war ich nicht!

Erich.

Er hat das Amt verlaſſen, das ich ihm
Bei Lebensſtrafe anbefahl; er iſt
Ein Deſerteur — Du kennſt das Kriegsgeſetz.

Sture.

Ich kenn' es, ja — ich weiß, es fordert Blut:
So nimm denn meins, nimm meines, hoher Herr!

Nur ſchone dieſen meinen einzigen
Und letzten Sohn! den letzten — fühlſt Du das?!

Erich.

Es darf nicht ſein — wie? dieſer ſollte leben,
Durch deſſen Thorheit in dies arme Land
Die Lava ſich des Bürgerkriegs ergoſſen:
Und Magnus ſtarb, der halb ſo Schlimmes nicht
Gethan als er?! Nein, das verhüte Gott, daß ſolche
Umkehrung der Natur ſoll Sitte werden,
So lang das Scepter ruht in dieſer Fauſt! —

Niels.

Ich danke Dir, mein Fürſt — nein, weine nicht,
Du theurer Greis: beſſer iſt's, ohne Sohn
Zur Grube fahren, mit zerbrochnem Schild,
Als einen Sohn, der, ſeiner Ehre baar
Wie ſeines Glücks, Dein weißes Haupt beſchimpft!

Erich

(die Hand auf Niels Haupt legend, ihn lange, innig anſehend.

Wärſt Du gefallen lieber in der Schlacht!
Ich hätt' Dir einen beſſern Tod gegönnt.

Niels.

Wohl denn, mein Fürſt, dies Eine gönne mir,
Es iſt die einz'ge Bitte, die ich thu':
Nicht dieſes Haupt, das Du ſo oft berührt,

Nicht dieſen Nacken, der Dich oft geſtützt,
Wenn Du ermüdet und in Sorgen warſt,
O laß ſie nicht vom Henker mir berühren!
Bei Feldmuſik, bei muntrer Hörner Klang,
Laß einen friſchen Reitertod mich ſterben,
Mit ſieben luſt'gen Kugeln in der Bruſt!

Erich
(abgewandt).

Es iſt gewährt.

Sture
(ſich gewaltſam zuſammenraffend, mit äußerſtem Nachdruck).

Im Namen des Geſetzes,
Deß heilig Anſehn Du mißbrauchſt, o Fürſt:
Ich thue Einſpruch wider dies Verfahren!
Nicht ſtreitig machen will ich Dir ſein Blut,
Wenn des Geſetzes ehrner Mund es heiſcht:
Allein wer hat zum Richter Dich beſtellt
In dieſem Streit, wo Du der Kläger biſt?!
Iſt dies ein Kriegsgericht? Wo ſind die Schöffen?
Wo die Verhandlungen? und wo die Zeugen?
Dem Spruch des Richters unterwerf' ich ihn,
Doch nicht der Mordluſt eines Wütherichs —

Erich
(ohne auf ihn zu achten, zu den Bewaffneten).

Führt ihn hinweg!

Niels.

Mein Vater! —

Erich

(in heftigem, innerm Kampf zwiſchen die Gruppe des Niels und Sture tretend, Niels umarmend, lange, innig: dann heftig zurücktretend, mit unterdrückter Stimme).

Lebe wohl! —

(verhüllt ſein Haupt.)

(Niels in heftiger Bewegung ab; ihm nach Peder, Wachen. Pauſe.).

Sture

Du biſt mein Fürſt, Du thuſt, was Du vermagſt;
Erlaube denn, daß' ich die Aemter niederlege,
Die ich bis jetzt in Deinem Namen trug.
Mein ſchwaches Herz erſchrickt vor dem Gedanken,
Daß ich demſelben Manne dienen ſoll,
An deſſen Hand das Blut klebt meines Sohns.
Leb' wohl — und richte Gott Dich einſt, wie Du
Gerichtet haſt an ſeiner Statt! (ab.)

(Man hört hinter der Scene ein kurzes, plötzliches Gewehrfeuer; dann tiefe Stille. Peder iſt zurückgekommen. Der König auffahrend, ſtürmiſch:)

Erich.

Auf, auf, ihr Herrn! — Was ſtehn wir hier und preſſen
Ohnmächt'ge Thränen in das Herz zurück,
Indeſſen drüben, wo die Feinde ſtehn,
Die Sünde ſchwelgend offne Tafel hält?! —

Dies iſt die Zeit des Müßiggangs nicht mehr:
Die Saat iſt reif, der Schnitter kommt gegangen —
Die Schwerter los! und vorwärts, in die Schlacht!!

(Unter rauſchender Muſik Alle ab.)

Verwandlung.

Der Hof des alten Maens, wie im erſten Akt; im Hintergrunde eine Feuersbrunſt.

Sechſter Auftritt.

Lars, Klaas, Heinz, Jeſper und andere Bauern, wehklagend: ſpäter der alte Maens.

Lars.

Unſre armen Häuſer! unſre blühenden Felder!
Alles verwüſtet und zerſtört von Finnlands Truppen!

Jeſper.

Siehſt Du wohl, Lars? was haſt Du nun davon, daß der König Dich loskaufte, als Du vom Hofe herunter ſollteſt? Nun biſt Du ſo weit, wie damals.

Klaas.

Schweig ſtille, Du Knecht!

Heinz.

Er iſt geſtäupt worden auf öffentlichem Markte und will noch mitſprechen mit ehrlichen Leuten?

Jeſper.

Knecht?! Ei ja: es giebt keine Knechte mehr, die Knechtſchaft iſt aufgehoben, ich bin ſo frei wie Ihr. Wer mir aber einen Thaler für meine Freiheit geben will, der ſoll ſie kriegen. Auch was das Stäupen anbelangt, ſo iſt es richtig: man hat mich geſtäupt, im Namen des Königs; hinterher hieß es zwar, es wäre ein Irrthum geweſen: allein meine Prügel hatte ich weg. Indeſſen verſichre ich Euch, daß ich das Alles nur als ein Darlehn in Empfang genommen, welches ich zurückzahlen werde bei erſter Gelegenheit, und zwar mit Zinſen. — Aber geht doch einmal Etliche in das Haus hinein, zum alten Maens; ich ſah da einige wilde Kerle herauskommen, ich zweifle, ob ſie ihm werden die Hand geküßt haben von wegen ſeiner Tochter, der Here.

(Klaos, Heinz und einige Andre ins Haus.)

Lars.

Du mußt nicht ſo gottlos ſprechen, Jeſper; ich mag es nicht hören.

Jeſper.

So geh beiſeit; das iſt auch eine Freiheit, die Du haſt.

(Die Bauern kommen aus dem Hauſe zurück, den alten Maens tragend; er iſt auf den Tod verwundet.)

Klaas.

O Greuel! o Schandthat! So an dem alten Manne zu handeln!

Heinz.

Wir wollen ihn in die friſche Luft legen; vielleicht erholt er ſich.

Jeſper.

Hab' ich es Euch nicht geſagt? Das iſt für die Verwandtſchaft — ja, ich danke meinem Vater jeden Tag für meine niedrige Geburt, ich fühle mich am Wohlſten dabei.

(Die Bauern um den alten Maens beſchäftigt, der allmälig zu ſich kommt.)

Siebenter Auftritt.

Vorige; Katharina mit Gefolge, darunter der Offizier aus der zweiten Scene.

Katharina

(zu dem Offizier).

Sagt meinem Herrn, daß ich ihn hier erwarte,

Er kennt den Ort —

(Offizier ab. Indem ſie vorſchreitet, die Gruppe bemerkend, herzuſtürzend.)

O ewiger Himmel, was iſt dies?!

Die Bauern

(zurücktretend).

Die Königin?!

(Katharina an dem alten Maens niederſinkend: indeſſen die Bauern, während des Folgenden, ſich geräuſchlos entfernen.)

Maens

(die Augen aufſchlagend).

Wer iſt da?! Meine Tochter —

O das iſt hübſch von Dir, mein Kind, daß Du
Gegangen kommſt, die Augen mir zu ſchließen,
Ich hofft' es nicht — O ſieh, mein armer Kopf!
Das iſt ein ſchlechtes Diadem, mein Kind,
Das ſie mir aufgeſetzt um Deinetwilln.

Katharina

(verzweifelnd).

Um meinetwillen!

Maens.

Ja: weil ich Dein Vater
Und Du das Weib biſt jenes Wütherichs,
Der, wie in Wein, in Strömen Blutes ſchwelgt.
Was ſagt' ich Dir? Daß es nicht löblich wäre,
Vom Boden ſeiner Heimath abgelöſt,
Sich einzudrängen in ein fürſtlich Haus.

Da hörteſt Du mich nicht; da hingſt Du blind
An Deines Erichs finſterem Geſicht,
Ja ſchalteſt mich — liebreich, mein Kind, und ſanft —
Daß ich Dir nicht wollt' folgen an den Hof.
Nun büßen wir's! nun traf um Deinetwillen
Die Hand des Mörders mein unſchuldig Haupt!

Katharina.

Barmherzigkeit, mein Vater! fluch' mir nicht!!

Maens.

Ich fluch' Dir nicht! Du biſt elend genug,
Du brauchſt nicht eines Vaters Flüche mehr.
So, richt' mein Haupt, daß ich zum letztenmal
Die Hütte ſeh', drin ich geboren ward
Und Du, mein Kind. — Ade,
Du Schwelle meines Hauſes! heil'ger Heerd,
Der mich erzogen hat und meinen Vater
Und meine Kinder! — — Eine neue Zeit
Aufdämmern ſeh' ich aus der Zukunft Schooß,
Da wird der Sohn ſich von dem Vater reißen,
Die Tochter von der Mutter, von dem Erbe
Der Erbende: Niemandes Grab wird ſtehn,
Wo ſeine Wiege ſtand, und Alles wird
In unerträglicher Verwirrung enden . . .

(ſtirbt. Katharina, ſchmerzverſunken, über dem Leichnam.)

Achter Auftritt.

Vorige: Erich mit Soldaten.

Erich

(im Hereinkommen).

Die Feinde weigern ſich zu ſtehn, wir müſſen
Sie weſtwärts drängen an des Meeres Rand,
Damit ſie wählen zwiſchen uns und ihm.

(vorſchreitend:)

Willkommen, Käthe —

(Katharina ſtumm auf die Leiche deutend; der König, nachdem er ſie einen Augenblick mit Innigkeit betrachtet:)

Das iſt der Krieg, mein Kind;
Du dauerſt mich, es war ein wackrer Mann —

Katharina

(ſich gewaltſam von der Leiche erhebend, zurücktretend).

Nein! rühre mich nicht an — Du riechſt nach Blut! — —

(Auf einen Wink des Königs wird die Leiche von den Soldaten geräuſchlos hinweggetragen.)

Weh, daß ich jemals dieſen Ort verließ!
Ja ſchau Dich um: es iſt derſelbe Fleck,
Wo ich vordem geſeſſen neben Dir!
Horch auf, ob nicht durch dieſe Zweige noch
Ein linder Nachhall jener Bitten weht,
Mit denen ich zurück Dich halten wollte

Von dem verhängnißvollen Diadem!
Und dann, dann ſieh hieher: dann ſieh die Aſche
Des Heerds, der Dich gepflegt, dann ſieh dies Blut,
Das man vergoß, weil es mein Vater war
Und ich Dein Weib!! — —

Erich.

Es war mein Stern —

Katharina.

So war's ein böſer Stern.
Was? war Dein Purpur Dir nicht roth genug,
Daß Du mit Menſchenblut ihn haſt gefärbt?
O Erich, Erich, beim Allmächtigen,
Du haſt nicht gut gehandelt! Es verklagen Dich
Viel hundert Leichen, die gen Himmel ſchrein,
Von Dir geſchlachtet; es verklagen Dich
Die lauten Weherufe Deiner Bürger,
Die Du mit Geißeln nicht, mit Skorpionen
Gezüchtigt haſt:
Ja, es verklagt in meiner eignen Bruſt
Ein Abſcheu Dich, der mit der Liebe ringt
Und los mich reißt aus den Umarmungen
Deſſelben Manns, der einſt mein Alles war!
Als hielt' ein Traum die Sinne mir gefangen,
Als hätt' ein Dämon nächtlich Dich vertauſcht,

Steh' ich vor Dir und ſpäh' umſonſt in dieſen
Entmenſchten Zügen jenem Antlitz nach,
Bei deſſen Lächeln meine Seele ſchmolz!
Du — einſt ſo mild, ſo weich, ſo mitleidvoll,
Es war kein Kind ſanftmüthiger als Du —?!

Erich.

Fluch auf die Sanftmuth, die ich je gezeigt!
Fluch auf das Mitleid, das unwürdige,
Das in den Augen jemals mir geperlt!
Im ſchwülen Schatten dieſer Zärtlichkeit
Wuchs auf und wuchert' ihrer Sünde Kraut;
An meiner Liebe ſchärften ſie den Haß,
An meiner Sanftmuth ihren Groll. Hätten
Sie mich gekannt, wie ich jetzt bin: gewaffnet
In dreifach Erz, fühllos und gnadelos,
Taub, wie ein Fels, und härter noch als er:
Glaub' mir, mein Weib: ſie hätten nicht gewagt,
Was ſie gewagt! Ich ſtände jetzt nicht hier,
Und brauchte nicht zu ſchaudern vor mir ſelbſt,
Beim eignen Anblick deſſen, was ich bin!
In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihn;
Das iſt das Räthſel meines dunkeln Seins:
Ich bin ein Zwingherr — in der Freiheit Namen!
Ich bin Tyrann — im Namen meines Volks!

Katharina.

Es mag ſo ſein, ich glaube Dir — und dennoch
Beklag' ich Dich: es iſt ein traurig Loos,
Nur des Geſetzes ehrner Mund zu ſein,
Nur ſtets zu ſtrafen, niemals zu verzeihen —

Erich.

Meinſt Du, ich fühl' das nicht? Meinſt Du, ich habe
Nicht meine Stunden auch, wo die Natur
Aufwacht in mir, wie ein vergeßnes Kind,
Und ruft mit lautem, ungeſtümem Schrei
Die alte mütterliche Liebe wach?
Des Nachts, mein Kind, Du kennſt das nicht — des
Nachts,
Wenn Alles ſchläft — da kommen ſie gegangen
Und ſehn mich an — und nicken, ohne Kopf —
Und drängen ſich — und zeigen ihre Wunden —
Unzählige! Da — ſiehſt Du ſie?! hinweg —
Hinweg von mir — laßt los, Ihr blut'gen Schatten,
Ich that ja doch nur, was ich mußte thun —!!

Katharina.

O unglückſel'ger Mann!

Erich.

Fort — fort — hinab!
Du auch — Du auch — Du mit dem blonden Haar —

Was kehrſt Du Dich noch einmal um und ſiehſt
Mich zärtlich an? Hinunter — Alle — ſo!
Ich will Euch ja das Todtenopfer nicht,
Das letzte nicht und köſtlichſte, entziehn,
Ich will ja nicht der Einz'ge bleiben, welcher
Geſündigt hat und wurde nicht geſtraft!
Einſt, wenn das letzte Unrecht ward getilgt,
Wenn himmelwärts, mit fruchtbeladnen Zweigen,
Aus den verſöhnten Herzen meines Volks
Der Baum der Freiheit blühend ſich erhebt:
Dann biet' auch ich mich ſelbſt der Strafe dar!
Dann auf dem letzten Blutgerüſte ſei
Mein eignes Haupt das letzte, welches fällt! —
Nun weißt Du es, nun hab' ich Dir gebeichtet,
So wahr und fromm, als ſtünde ich vor Gott,
Nun, wenn Du willſt, verlaß mich —

Katharina
(ihm in die Arme ſtürzend).

Nein —
Ich kann nicht, nein! Verzeih', du blut'ge Leiche
Des unſchuldig Erſchlagnen, meines Vaters:
Ich bin Dein Weib — hier meine Hand! ich bin es,
Und ob Du ſchwärzer als die Hölle wärſt!
Nicht Deines Lebens Schutzgeiſt durft' ich ſein,

Ich konnte nicht vor Irrthum Dich bewahren:
So laß denn jetzt, in liebevoller Treue,
Laß mich der Schatten Deines Unglücks ſein!
Und wie einſt David vor dem König Saul
Die Harfe ſchlug in ſeinen böſen Stunden,
So will ich bei Dir ſein, mein Fürſt und Herr,
Und will mit heißem, brünſtigem Gebet
Die Geiſter bannen, die Dich peinigen!
Laß jene Leiche mich beſtatten — dann,
Wohin es ſei: ich folg' Dir — in den Tod!

(Umarmung.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Peder; dann Bauern, unter ihnen Jeſper, Laars, Heinz, Klaas.

Peder
(tritt eilig ein).

Schlimme Neuigkeiten, mein Fürſt! Herzog Karl hat ſich mit Finnland vereinigt, die Bürgerſchaft von Stockholm öffnet ihnen die Thore, in dieſem Augenblick wird Finnland zum König ausgerufen.

Erich

(nach einer kurzen Pauſe, ruhig).

Was haſt Du noch? Du biſt noch nicht zu Ende —

Peder.

Herr Banner hat Euch heimlich verlaſſen, er hat die Kriegskaſſe mit ſich genommen.

Erich.

Verlaſſen, wirklich? Nun ſo muß es ſchlimm
Mit unſrer Sache ſtehn, wenn dieſer ſelbſt
Den Muth bekommen hat, uns zu verlaſſen.

Peder.

Auch hieß es, die Reſte des Reichsrathes wären zuſammengetreten und hätten einen Preis auf Euer Haupt geſetzt.

Erich.

Begehrſt Du ihn?! — Ruhig, mein Weib: die Haare
Auf unſerm Haupte ſind gezählt.

Peder.

Was denkt Ihr, gnädiger Herr?! — Aber die Truppen weigern ſich, Euch weiter zu folgen, ſie ſtrömen ſchaarenweiſe der Hauptſtadt zu: Ihr habt ein Heer gehabt.

(Während deſſen hat ſich der Hintergrund mit Bauern gefüllt, die ſich

die Nachricht gegenſeitig mitzutheilen ſcheinen. Erich, nach einer augenblicklichen Pauſe innern Kampfes, mit Würde und ſteigender Lebendigkeit:)

Erich.

Wohl denn, auch dies! — Ich hab' gekämpft mit Geiſtern
Und habe Stand gehalten vor mir ſelbſt:
Und ſollte zittern, da die allgemeine
Metze der Welt, das Glück, ſich von mir kehrt?! —
Sind meine Edlen denn mein Volk? Iſt meine
Hauptſtadt mein Reich? Und bleibſt nicht Du mir noch,
Kern meines Volks, Ihr Tapfern, meine Bauern? —
Man hieß in Spott den Bauernkönig mich:
Jetzt will ich's ſein! Hinweg, du falſch Geſchmeide,
(die königlichen Inſignien von ſich werfend)
Du ſinnbethörend lügneriſche Pracht!
Ich will ein Bauer ſein, wie Ihr! Eur Herz iſt rein,
Ihr kennt die Sünde nicht: einfach und fromm,
Wie die Natur, mit welcher Ihr verkehrt,
Seid Ihr der Freiheit allerletzter Port,
Der letzte Schutzwall des zertretnen Rechts!
Auf, ſteht mir bei! In Eure ſtarken Hände
Leg' ich das Schickſal der zukünft'gen Zeit —
Ergreift die Senſe! macht den Karſt zum Schwert:
Es iſt ein letzter, allerhöchſter Kampf —
Die Geißel Gottes führt Euch in die Schlacht!!

Die Bauern

(tumultuarisch, jauchzend).

Auf, auf! wir folgen Dir!

Die Geißel Gottes
Der Bauernkönig
} führt uns in die Schlacht!

(Unter allgemeiner enthusiastischer Bewegung, während im Hintergrunde die Flammen der Feuersbrunst hell aufschlagen, fällt der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Zelt im Lager Johanns von Finnland, mit Mittel- und Seitenthüre.

Erſter Auftritt.

Graf Brahe, Jeſper.

Brahe.

Zwei Stunden von hier, ſagſt Du, hat Erich ſein Lager?

Jeſper.

Ja, Herr, auf einem Kirchhofe; die Bauern ſind unzufrieden mit ihm, es geht zu Ende.

Brahe.

Und Du getrauſt Dich, ihn in unſere Hände zu liefern?

Jeſper.

Darum bin ich hier, Herr.

Brahe.

Aber dürfen wir uns auf Deine Ehrlichkeit verlaſſen?

Jeſper.

Wenn Ihr ſie gut bezahlt: ja, Herr.

Brahe.

So fordere; der Dienſt, der durch dieſe ſchleunige Beendigung des Krieges dem geſammten Staate erwieſen würde, iſt groß genug, Dir einigen Anſpruch auf die Dankbarkeit Seiner Majeſtät zu ſichern. — Du zauderſt? Biſt Du nicht ein Bauer, einer von denen, welche durch Erich freigelaſſen wurden? Wohlan: ich will Sorge tragen, daß Deine Freiheit beſtätigt werde; ja vielleicht, wenn Du Dich unſerer Sache auch fernerhin nützlich erweiſt, kann ich Dir noch andere und wichtige Beförderungen verſchaffen. Du ſchweigſt? Du lachſt? Aber was verlangſt Du mehr?

Jeſper.

Geld, gnädiger Herr, Geld: das iſt die einzige wahre Freiheit, die es auf Erden giebt.

Brahe.

Gut denn: tauſend Gulden —

Jeſper.

Tauſend Gulden — es iſt ein ſchönes Stück Geld.

Allein es iſt auch ein ſchönes Stück Arbeit, das ich Euch erſpare — Legt noch tauſend zu, gnädiger Herr —

Brahe.

Es ſei: tauſend Gulden, wenn Du ihn als Leiche, zweitauſend, wenn Du ihn lebendig in unſere Hände lieferſt. Biſt Du's zufrieden?

Jeſper.

Ja, Herr — bis auf Eines. Nämlich nichts für ungut: aber wer ſichert mich, daß Ihr mir hinterdrein haltet, was Ihr verſprochen? Ich habe keine Luſt, die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen —

Brahe.

Du biſt vorſichtig, Bauer —

Jeſper.

Es iſt ein Geſchäft, Herr, und da kann man nie vorſichtig genug ſein. Wenn Ihr mir etwas Schriftliches verſchaffen könntet vom Könige, ich meine, von dem Herrn Johann —

Brahe.

Das kann ich nicht! Ja im Gegentheil, ich verbiete Dir, Bauer, nur das Geringſte von unſerem Vorhaben an den König gelangen zu laſſen, weder jetzt noch künftig! Seine fürſtliche Stellung, die Rückſich-

ten des Blutes — Du verſtehſt das nicht. Indeſſen wie dies auch ſei: ich gebe Dir mein Wort —

Jeſper.

Euer Wort, gnädiger Herr? Ich bin nicht unverſchämt genug, Euer Wort anzunehmen — Ihr, ein Ritter, ein Edelmann: und wolltet einem Bauer Euer Wort geben! Nein, Herr, das wäre der Gnade zu viel — ich bin mit etwas Schriftlichem zufrieden —

Brahe.

Gut, Du ſollſt es haben, warte hier, einen Augenblick. (Ab. in die Seitenthüre.)

Jeſper

(allein).

Wie nun, König Erich? Gelt? Sie haben mich geſtäupt in Deinem Namen, ich war ſo ſchlecht und ſo verachtet, daß kein Hund ein Stück Brod von mir nehmen mochte, geſetzt, ich hätte eines gehabt: ei und nun — nun verkaufe ich Dich — in meinem Namen! verkaufe Dich, wie man dem Fleiſcher ein Schaf verkauft, das noch auf der Weide geht — Ah, ſchöner König Erich, wir werden auf eine glänzende Weiſe quitt!

Brahe

(zurückkommend, ein Zettelchen in der Hand).

Hier eine Schrift der Königin Katharina; ſie iſt

ſo gefaßt, daß ſie uns nicht verräth, für den Fall nämlich, daß Du Luſt bekommen möchteſt, dies zu verſuchen — (da Jeſper, der den Zettel geleſen und eingeſteckt hat, Betheuerungen machen will) Laß gut ſein, Bauer, Du weißt: es iſt ein Geſchäft, und da kann man nie vorſichtig genug ſein. — Aber worauf warteſt Du noch?

Jeſper.

Ich wollte nur fragen, gnädiger Herr — da wir nun doch in der Hauptſache einig ſind: wenn Euch nun auch die Königin überliefert würde, die Käthe, gnädiger Herr —

Brahe.

Die Käthe? Wer iſt das? Ah ſo, Du meinſt das Bauermädchen, das ſich der König hat antraven laſſen? Sie hat keinen Werth für uns; wir würden ihr die Kleinodien abnehmen und ſie laufen laſſen —

Jeſper.

Nein, Herr, bei Leibe nicht! Ihr müßt ſie verbrennen, Herr: ſie iſt eine Zauberin, ganz gewiß, Herr, ich will Euch die Beweiſe liefern —

Brahe.

Wirklich? Nun, wenn Du die Beweiſe lieferſt, daß man ſie überführen kann —

Jeſper.

Ich werde ſie liefern; ſie iſt ganz gewiß eine Zauberin — o, welche Zauberin! — — Sie muß verbrannt werden, verſprecht es mir, gnädiger Herr —

Brahe.

Es iſt gut jetzt, Du kannſt gehen, Bauer, und ſei geſcheidt —

Jeſper.

Ich gehe, gnädiger Herr: tauſend Gulden todt, zweitauſend lebendig — und die Käthe verbrannt als Zauberin — es iſt ein ehrliches Abkommen.

(Ab, durch die Mittelthüre.)

Zweiter Auftritt.

Graf Brahe allein; gleich darauf Perſon.

Brahe

(allein).

Dank, Glück! daß du dieſen Burſchen mir zuführteſt! Es vollendet das künſtliche Gebäude, durch welches ich Perſon's Einfluß geſtürzt habe, und webt ein neues Band, die Jagellonica an mich zu feſſeln. — Aber dumm war der Bauer doch nur: die Schrift der

Königin iſt ſo abgefaßt, daß ſie nur uns ſichert, nicht ihn; Johann, wenn er die That erfährt, wird ein Haupt haben wollen, den Anſtand und die brüderliche Liebe zu verſöhnen — und ich fürchte, ich fürchte, guter Bauer, es wird das Deine ſein. — Dort kommt Perſſon ſelbſt. Wie er bleich ſieht! und wie er den Nacken hängt, den er ſonſt ſo fröhlich trug! — Ja, ja, guter Perſſon: wir haben Schach geſpielt mit einander — und ich habe Dir die Königin abgewonnen.

(Perſſon, in tiefen Gedanken, tritt ein, geht, ohne auf Brahe zu achten, geradewegs auf die Seitenthüre zu. Brahe, der ihn ſcharf beobachtet hat, dazwiſchentretend, kalt, mit beleidigender Höflichkeit:)

Brahe.

Es iſt hier kein Eintritt, Herr Graf.

Perſſon.

Wer iſt da? Pah — Ihr verkennt mich, wie es ſcheint.

Brahe.

Wie ſollte ich, Herr Graf? So alte Freunde wie wir, dächt' ich, ſind ſicher, ſich zu kennen. Aber Ihre Majeſtät die Königin will allein ſein; es findet kein Zutritt ſtatt.

Perſſon.

Für Euch und Euresgleichen, es mag ſein: aber

Graf Perſſon iſt gewohnt, Thüren offen zu finden, die ſich Anderen verſchließen.

Brahe.

Gewohnheiten, Herr Graf, ändern ſich; ich habe die Ehre, Euch zu wiederholen, daß dieſe Thür verſchloſſen iſt — zwar nicht mir, zwar nicht Jedem: aber Euch, gnädiger Herr, dürfte ſie es ſein.

Perſſon.

Hat die Königin ſelbſt Euch dieſen Auftrag gegeben?

Brahe.

Sie ſelbſt, gnädiger Herr.

Perſſon

(indem er hineingehen will).

So werde ich ſie bitten, ihn vor meinem Ohr zu wiederholen.

Brahe

(abwehrend).

Verzeiht, Herr Graf —

Perſſon.

Ihr ſeid ein Unverſchämter —!

Brahe

(fährt auf, ſogleich wieder ruhig).

Graf Perſſon hat ſeit einigen Wochen zu deutliche

Anzeichen eines gefährlichen Tiefſinnes gegeben, als daß ich ihm dieſe Aeußerung in Ernſt zurechnen dürfte.

Perſſon.

Und Ihr, Herr Graf, ſeit die Erde Euch trägt, habt zu viele Beweiſe von Feigheit gegeben, als daß dieſe Eure Wendung mich überraſchen könnte — (den Degen ziehend) Gebt die Thüre frei! oder ſeid bereit, ſie mit dem Degen zu vertheidigen!

Brahe

(den Degen halb entblößend).

Wenn Ihr es ſo wollt —

Dritter Auftritt.

Vorige. Katharina Jagellonica, in königlichem Schmuck, aus der Seitenthüre tretend.

Katharina Jagellonica.

Was iſt hier? was ſoll dies? Wer iſt der Unverſchämte, der es wagt, mit entblößtem Degen den Zutritt in unſre königlichen Gemächer zu erzwingen?

Perſſon

(hat den Degen eingeſteckt, leidenſchaftlich, glühend).

Ah, Katharina —! (auf ſie zutretend, vertraulich) Man

hat Deinen Namen ſchändlich mißbraucht, Katharina, Du mußt vorſichtiger ſein in der Wahl Deiner Diener. Sieh hier, dieſer Thor — er wollte mir den Zutritt wehren zu Dir — Sprich es aus, ſag' ihm, daß er ein Thor iſt, ein Wahnwitziger —!

Katharina Jagellonica
(ohne Perſſon zu beachten).

Habt Dank, Graf Brahe, für dieſen Eifer, mit welchem Ihr meinen Willen vollzieht (reicht ihm die Hand zum Kuſſe); wir ſind dieſe Aufmerkſamkeit von Euch gewohnt.

Perſſon
(die Gruppe anſtarrend).

Alſo doch! doch!! Es iſt richtig — (hohnlachend) Ich gratulire Euch, Herr Graf.

Katharina Jagellonica.

Was heißt dies? Welche unwürdige Komödie ſpielt Ihr, Herr Perſſon?

Perſſon.

Ja wohl, gnädigſte Frau, eine Komödie! o, eine charmante Komödie!! — Aber noch einmal, ein letztes Mal erzeigt mir die Gnade, daß ich Euch ſehen darf — allein, Katharina, allein! ohne Zeugen —!!

(will ihre Hand faſſen.)

Katharina Jagellonica
(zurücktretend, gebieteriſch).

Ihr bleibt, Herr Brahe! — Was Ihr mir zu ſagen habt, Herr Perſſon, kann nicht wichtig genug ſein, dieſen Ausbruch Eures Uebermuthes zu entſchuldigen. Auch werdet Ihr bald Gelegenheit finden, uns zu ſprechen: bei der Abſchiedsaudienz, die wir Euch ertheilen werden, ſobald Eure Beſtallung unterzeichnet iſt: wir haben Euch zum Botſchafter nach Polen beſtimmt; Euren Dienſt als Kammerherr wird Graf Brahe übernehmen. — Im Uebrigen, Herr Perſſon, und ſo wenig Ihr auch durch Euren Uebermuth dieſen Beweis unſerer Fürſorge verdient habt, ſo wollen wir Euch doch in Gnaden erinnern, daß ein jedes Ding ſeine Zeit hat, und daß die veränderte Stellung unſerer fürſtlichen Perſon auch in den Aeußerungen unſrer königlichen Huld einige Aenderung hervorbringen muß. Für die Dienſte, die Ihr ehemals ſo glücklich waret, uns zu leiſten, haben wir uns dankbar erwieſen; wir werden uns freuen, Eure glückliche Ankunft in Polen zu vernehmen. — Was Neues von meinem Gemahl, lieber Brahe?

Brahe.

Hier kommt er ſelbſt.

Vierter Auftritt.

Vorige; Johann, in Begleitung zahlreicher Edelleute, unter ihnen, ihm zunächst, Banner und Stenbock.

Johann.

Es iſt nicht klug von Erich, daß er die Bedingungen ausſchlägt, die wir ihm geboten. Seine Lage iſt verzweifelt: auf welche beſſeren wartet er?

Katharina Jagellonica.

Ich ſagte es Euch voraus, mein Gemahl. So lange noch ein Stück übrig iſt von dieſem Erich, ſo lange wird er nicht aufhören, Euch zu bedrohen; Ihr müßt ihn vernichten, mein Gemahl.

Banner.

So eben iſt Peter, ſein Leibtrabant, zu Eurer Gnaden Fahnen übergegangen; Erich hat Niemand mehr, auf den er ſich verlaſſen kann. Sein Heer iſt in Auflöſung; die erſte Trommel, welche gerührt wird, ſprengt es auseinander.

Brahe.

Auch wollen Ew. Majeſtät bemerken, daß die jüngſten Briefe, die Ihr von Eurem Bruder, dem Herzog Karl, empfingt, höchſt beunruhigenden Inhaltes ſind; der Herzog macht Forderungen, die Euer Gnaden ihm nicht bewilligen können Es ſcheint daher rathſam,

den Krieg mit Erich zu beendigen, ehe ein neuer mit Herzog Karl zum Ausbruch kommt.

Johann.

Du haſt Recht, Brahe; ach, wie dieſe ganze Laſt von Geſchäften mir zuwider iſt! Geht, ordnet das Heer und heißt es bereit ſein auf morgen früh. Zugleich aber laßt meinen ernſtlichen Willen verkündigen, daß Niemand — hört Ihr? Niemand! ſich an Erich's Leben vergreifen ſoll, bei Verluſt des eigenen; man ſoll ihn gefangen nehmen, aber nicht tödten. — Denn es iſt ja doch endlich mein Bruder und ich möchte nicht, daß dieſe Fluth mich noch weiter riſſe, als ſie gethan. — Und nun kommt zur Tafel, Ihr Herrn, und laßt uns mit Strömen Weines die Noth dieſer Zeiten hinwegſchwemmen! — Euren Arm, ſchöne Königin —

(Fanfare; Alle ab, bis auf Perſſon, der während der ganzen Scene in tiefſten Gedanken geſtanden hat, auffahrend, nacheilend:)

Perſſon.

Ein Wort, Herr Stenbock! — (kehrt einige Schritte zurück.) Wie ſagte er? Mit Strömen Weines? O nein — Blut! Blut wollen wir trinken, Blut!! (Ab.)

Verwandlung.

Gegend in der Nähe von Stockholm; ein Kirchhof mit eingefallenen und zerſchlagenen Grabkreuzen ꝛc., zwiſchen denen Wachtfeuer brennen. Es iſt Nacht.

Fünfter Auftritt.

Erich, in einfachem Mantel; bewaffnete Bauern, in tumultuariſchem Gedränge, an ihrer Spitze Heinz und Klaas.

Erich.

Ihr habt die Gelegenheit ſchlecht gewählt, es iſt nicht Zeit jetzt zu Anträgen und Beſchwerden, wir liegen vor dem Feinde —

Klaas.

Eben darum, Herr, wir wollen mit dem Feinde nichts zu thun haben —

Heinz.

Ihr ſollt Frieden ſchließen, Herr —

Klaas.

Ja: und die Bedingungen annehmen, die Herzog Johann Euch geboten hat —

Heinz.

Ja: und wir ſind den Kriegsdienſt ſatt, Herr, und wollen nach Hauſe gehen, Herr —

Erich.

Ich kann jetzt keinen Frieden ſchließen, Ihr ſelbſt würdet das Opfer ſein —

Klaas.

Das Opfer? Was heißt das? Sind wir nicht ſchon Opfer genug? Ich wollte, Ihr hättet uns gelaſſen, wie wir waren; wir haben von Euren Verbeſſerungen wenig Nutzen gehabt.

Heinz.

Ihr müßt uns entſchädigen, Herr, Ihr ſeid uns eine Entſchädigung ſchuldig für den Schaden, den wir von Euch gehabt haben —

Klaas.

Ihr ſollt den Kronſchatz unter uns theilen, Herr, ehe er den Feinden in die Hände fällt —

Erich.

Ich darf das nicht, dieſes Geld gehört dem Vaterlande, nicht uns, es wäre wider das Geſetz —

Heinz.

Wider das Geſetz, ſo? Aber wie Ihr Euren Bruder ins Gefängniß werfen ließt, und den kleinen Magnus ſtacht Ihr todt, und die Edelleute ließt Ihr hinrichten zu Dutzenden, das war nicht wider das Geſetz, nicht wahr?

Klaas.

Geht doch, Ihr ſeid wie die Andern, der Jeſper hat es uns wohl vorausgeſagt, er hatte ganz Recht und wir waren Thoren, daß wir ihm nicht glaubten —

Heinz.

Und kurz und gut, Herr, wir haben das Ding ſatt, und Ihr ſollt Frieden ſchließen —

Klaas.

Und ſollt uns eine Entſchädigung geben aus dem Kronſchatz —

Heinz.

Und die Käthe ſollt Ihr wegjagen —

Erich

(auffahrend).

Elender?! (ſich bezwingend, in anſcheinender Ruhe) Warum die Käthe?

Klaas.

Weil es uns ſo gefällt, Herr —

Heinz.

Weil ſie eine Zauberin iſt —

Klaas.

Ja: und weil ſie uns Unglück bringt, und weil es wider alle Natur iſt, daß eine Bauerndirne —

Erich

(in gezwungener Faſſung).

Es iſt gut, Landsleute, ich werde die Sache überlegen, legt Euch ſchlafen für heute, Ihr ſollt Antwort haben, morgen — (da die Bauern zaudern, aufbrauſend, zornig) morgen, ſag' ich!!

(Die Bauern entfernen ſich; Erich allein; wie die Bauern ſich entfernt haben, ausbrechend, in gewaltigem Schmerz:)

Erich.

Alſo darum! darum!! Für dieſe hab' ich
Dahin gegeben meiner Seele Reinheit
Und hab' verſcherzt mein unſterbliches Theil! —
Wohin ich ſchau', Verderben überall.
Kein Herz iſt rein, ſie ſind verfallen alle
Dem blutigen, dem Beile des Gerichts. —
Das lebende Geſchlecht
Begreift mich nicht: o, kommt denn Ihr herauf
Aus Eures Grabes unſtörbarem Schlaf,
Und ſteht mir bei, Ihr Todten aus der Gruft!
Wacht auf, wacht auf! ich poch' an Eure Kammer,
Ich preſſ' die Stirn an Euren kalten Stein,
Und meine Nägel wühl' ich in die Erde —
Wacht auf! Ich brauche Kämpfer, brauche Männer,
Die unberührbar von dem Gift der Welt
Und unverwundbar ſind von ihrer Tücke —

Schaart Euch um mich! Wacht auf! treiet hervor
Im nackten Anblick Eurer Sterblichkeit!
Haucht in die weiche Seele meiner Feinde
Eurer Verweſung Peſtgeruch! —
Ich will Euch Schwerter in die Hände geben:
Schwerter, wie Flammen aus dem Höllenpfuhl!
Wie das Gebet eines Verzweifelnden!!

(Er ſinkt in Betäubung nieder.)

Sechſter Auftritt.

Voriger; Perſſon, Stenbock, in Mänteln, treten von der entgegengeſetzten Seite ein, langſam gegen den Vorgrund gehend.

Stenbock.

Ich kann Euren Vorſatz nicht tadeln, Herr Perſſon; man hat Euch ſchlecht behandelt, ſo zu ſagen, ſehr ſchlecht, Herr Perſſon.

Perſſon.

Was weißt Du davon? Dieſe Mißachtung, welche die Herzöge mir erweiſen, der Uebermuth des ſtolzen Brahe, der ſich zum Rathgeber Finnlands emporgeſchwungen, die Zurückſetzung und Kränkungen, welche ich erfahre — es iſt Alles nur die Oberfläche, was Du ſiehſt; der Grund liegt tiefer.

Stenbock.

Mit Eurer Erlaubniß, Herr Perſſon: nicht ſo tief, wie Ihr meint. Ihr habt Euch mit der Jagellonica überworfen —

Perſſon.

Ueberworfen! Ein ſüßes Wort für eine bittere Sache. Aber hier ſind wir im Lager — (er ſtößt an den ſchlummernden Erich) Heda, Mann, führ' uns zum Könige! Wo iſt der König?

Erich

(auffahrend).

Hier.

Perſſon.

Wo?

Erich

(hat ſich ermuntert, aufrecht).

Was willſt Du? Du biſt Perſſon —
Wie wagſt Du es, Verräther
An Land und Thron, vor's Antlitz mir zu treten?

Perſſon.

Ich komme als Friedensbote, geſchützt durch das heilige Recht der Völker. Nein, laßt mich reden! die Stunde drängt. Was ich gegen Euch verbrochen habe, laſſen wir's auf eine ſpätere Zeit; es geht in Eine

große Rechnung, dies und Anderes. Ich bin mit Finnland und seinen Freunden zerfallen — fragt nicht nach dem Grund: wüßtet Ihr ihn, Ihr würdet Wehe schreien über die Welt — oder lachen über meine Thorheit! In dem Heer Eurer Brüder schlummern unter der vergoldeten Decke der Eintracht Mißgunst und Uneinigkeit; man fängt an, Euch zurück zu wünschen, vorausgesetzt, daß Ihr uns Erstattung des Schadens gewährt, den wir durch Euch erlitten, und Euch für die volle Wiederherstellung unserer Rechte eidlich verbürgt. — Ihr schweigt? Ihr schüttelt mit dem Haupte? Zweifelt Ihr an der Ehrlichkeit meiner Aussage? Ich habe Herrn Stenbock zum Zeugniß mitgebracht. Unterschreibt diese Schrift — und die Schwerter, die jetzt gegen Euch gerichtet sind, kehren sich wider Eure Feinde. Oder — dächtet Ihr zu siegen? Schaut um Euch — es ist kein Entrinnen möglich: nur dieses (auf die Schrift deutend), sonst nichts, kann Euch erretten. Bedenkt, mein König, für *wen* Ihr Euch opfert! —

Erich

(nach einer kurzen Pause, mit voller Klarheit).

Ich habe einen schweren Kampf gerungen,

Den ſchwerſten, mein' ich, den ein Menſch beſtand!
Ich ſah den ſchmachgewöhnten Sinn des Volks,
Sah ihrer Herzen Härtigkeit, die Seelen
Verderbt, beſchmutzt von Habſucht und Begier:
Und vor mir ſelbſt entſetzte ſich mein Geiſt
Und fragen mußt' ich mich, von Angſt beklommen,
Ob dies das Schickſal nicht der Menſchen ſei,
Und ob die Freiheit und die Tugend nicht
Traumbilder bloß, an welche ich umſonſt
Die ſtolze Blüthe meines Glücks verlor.
Es iſt die Antwort mir im Traum gekommen!
Erwartet nicht, daß ich unkeuſchem Ohr
Holdſeligſtes Geheimniß offenbare;
Nur dieſes ſag' ich Euch: und bötet Ihr
Mir alle Seligkeiten dieſer Welt
Und alle Kronen aller Könige,
Ja, bötet Ihr mir meine Unſchuld wieder
Und meinen friedlich unbefleckten Sinn:
Ich thäte dennoch keinen Schritt zurück
Von allen, die ich that! Ich werde ſterben,
Ich weiß es, ja! Doch über meinem Grab,
Aus dieſem Staub, den ich mit Blut gedüngt,
Ein neu Geſchlecht wird in die Höhe wachſen,
Der Freiheit werth, um welche ich gekämpft:

Aus offnen Wunden werden Palmen keimen
Und Roſen blühen, wo ich Blut geſät! —

Perſon
(erſchüttert, das Knie beugend).

Mein hoher Herr! — Doch wenn Du auch verſchmähſt,
In unſre Hand die Deinige zu legen:
Lockt der Gedanke Dich der Rache nicht?
Raubthieren gleich, von Einem Fraß gelockt,
Laß unſern Feind gemeinſam uns erwürgen,
Und über ſeinem rauchenden Gebein
Dann zwiſchen uns erneure ſich der Kampf!

Erich.

Die Rache iſt des Herren: weh dem Staub,
Der ſich vermißt, den Ewigen zu ſpielen!

Perſon
(ihn tief anſtarrend).

Ich
Kann dies bewundern, doch nachahmen nicht!
Dem Feind verzeihn, es iſt was Großes, ja:
Doch ſüßer iſt der Rache Zaubertrank —
Und dieſen leer' ich! — Lebe wohl! Wir gehen
Verſchiednen Gang: doch wenn Du Rache brauchſt
An einem Weibe, welches Dich gehaßt —

Gehaßt ſo glühend, wie man ſonſt nur liebt —
Verlaß Dich drauf: heut wirſt Du mit gerächt!

(Ab mit Gefolge.)

Siebenter Auftritt.

Voriger; Katharina, Maens' Tochter. Es iſt inzwiſchen Tag geworden.

Erich
(aufſpringend).

Der Tag bricht an — Gott grüß Dich, meine Räthe;
Aus voller Bruſt, gleichwie in alter Zeit,
Gott grüße Dich!

Katharina
(erſchöpft).

Ich habe Brod vertheilt
Und habe die Verwundeten gepflegt. —
Es ſteht nicht gut in Deinem Heer, mein Fürſt:
Ich hörte Drohungen und finſtre Worte,
Wie ich vorüberging —

Erich.

Laß ſie, mein Kind:
Mein Herz iſt friſch und kennet keine Furcht;

Es hat ein Traum mich wunderbar erquickt.
Die Qual des Todes und des Irrthums Qual,
Die bittrer iſt als hundertfacher Tod,
Gingen an mir vorüber, herzzermalmend,
Daß ich verzweifelte an meinem Gott:
Und auf der Gruft hier, weinend, ſtürzt' ich nieder.
Und ich entſchlief: und plötzlich war es mir,
Als öffnete ſich unter mir der Grund
Und zu den Todten, welche ich beneidet,
Sank ich hinab und ſchlief, bleiſchweren Schlaf.
Da plötzlich ging, gleichwie Poſaunenton,
Ein Ruf
Vom Himmel her, daß alle Gräber krachten
Und alle Todten wachten auf: auch ich. Gekommen,
So ſchien es, war die Stunde des Gerichts,
Und die entſetzliche, die Wage klang,
Auf welcher Gott der Menſchheit Thaten wägt.
Und wieder ſcholl die Stimme und ich hörte,
Wie ſie zum Richtſtuhl die Tyrannen rief,
Die je gelebt, vom Anbeginn der Zeit. — Sie kamen
In endlos langem Zug, angſtbleiche Männer,
Und ſtückweis fiel von den verfaulten Gliedern
Der eitle Reſt der königlichen Pracht:
Nero, Elagabal und Dſchengiskhan,

Unzähl'ge Namen, alle eingeſchrieben
Mit blut'ger Schrift ins Fleiſch des eignen Volks,
Beſprützt mit Blut, im eignen Herzen wühlend
Mit Gift und Dolch. Auch die Tyrannen ſah ich
Zukünft'ger Zeit: ſie hatten weiße Kleider,
Ganz rein und klar; ſie hoben ihre Hände,
Und zeigten, daß ſie rein von Blut: allein ſie hatten,
Den Geiſt gemordet, den unſterblichen:
Und darum
Waren ſie auch verdammt! — Namen auf Namen
Erſcholl, und Alle bebend ſanken nieder,
Und in die Flamme ſtieß der Richter ſie.
Da hört' ich meinen Namen: und ich rief
Und ſprang empor und rief: Herr, nicht zu dieſen!
Zu dieſen nicht! Ich habe keinen Theil!!
Und eines Klägers Stimme klang und ſprach:
„Er iſt ein Brudermörder! hat gewatet
In Blut und Tod! Sein Namen iſt verflucht
Und wer ihn nennt, bekreuzet ſich vor ihm —
Stoß ihn hinab, o Richter, in die Flammen!“ —
Ich aber lag, von Todſchweiß übergoſſen,
Und weinete und rief: Herr, nicht zu dieſen,
Zu dieſen nicht, ich habe keinen Theil!!“ —
Und plötzlich, ſieh! als göſſe lindernd Oel

Sich auf des Meeres aufgeregte Fluth,
So ward es ſtill: durch alle Himmel ging
Ein Wimmern, unausſprechbar: gleich als läge
Ein ganzes Volk,
Ein tapfres, freies, tugendhaftes Volk,
Vor Gottes Thron: und breitete die Hände
Und bat für mich. — Was weiter iſt geſchehn,
Ich weiß es nicht; doch kann es wohl nichts Böſes
Geweſen ſein: ich wachte auf, ſo friedlich
Und ſo beglückt, als hätt' ein Engel mich
Im Schlaf berührt und hätte von der Stirn
Das Brandmal meiner Schuld mir fortgewiſcht. —
Ich weiß gewißlich, daß ich ſterben muß;
Doch weiß ich auch, daß mir mein Volk verziehn,
Und daß ich nicht vergebens hab' gelebt.

Achter Auftritt.

Vorige; der alte Sture, verkleidet.

Sture
(tritt eilig auf Erich zu, mit verſtellter Stimme, dringend).

Du biſt der König — folge mir! Du biſt

Umſtellt ringsum, ich kenne einen Weg
Durch das Gebirg —

Erich.

Wer biſt Du?

Sture.

Frage nicht,
Die Zeit verrinnt: reich' mir die Hand! Es liegt
Ein Schiff bereit —

Erich.

Weh mir! Ich kenn' Dich, Du
biſt Sture,
Du biſt der Vater, deſſen Sohn ich ſchlug —
Was willſt Du jetzt? wer ſendet Dich hieher?!

Sture
(den Mantel zurückſchlagend).

Der Schatten meines Sohns. Er trat mich an,
Er ſprach zu mir: Auf, rette meinen Herrn!
Er iſt allein, verlaſſen, ohne Freund —
Auf, ſteh' ihm bei! Dies ſoll die Rache ſein,
Die Du am Mörder Deines Sohnes nimmſt! —
Es liegt ein Schiff in jener Felſen Schutz,
Zur Rettung war es meines Niels beſtimmt —
Reich mir die Hand: die Segel ſind geſchwellt,

Friſch wogt die Fluth: in wenig Stunden taucht
Die Küſte Deutſchlands rettend vor Dir auf —

Katharina
(in freudigem Entzücken, zu Sture).

O theurer Greis!
(zu Erich.)
Komm, komm, mein Erich! Stoße
Den Rettungsengel nicht zurück, den Dir
Der Himmel ſchickt — Um meinetwillen: komm!

Erich.

Nein, nein — ich darf es nicht! Seht Ihr die Geiſter,
Die blutigen, die lauernd mich umſtehn,
Geheimnißvoll, den Finger auf dem Mund,
Und halten mich mit unſichtbarem Band?!
Zur Ruh', zur Ruh', ich will Euch nicht entfliehn! —
Hier, rette dieſe,
(auf Katharina deutend)
wenn Du retten kannſt:
Ich bleibe hier und ſtehe dem Geſchick.

Katharina
(an Erichs Halſe).

Nicht ohne Dich!!
(Hinter der Scene eine plötzliche, ſchmetternde Fanfare.)

Sture.

Zu ſpät! Der Feind rückt an...

Neunter Auftritt.

Vorige; Laars, gleich darauf Jeſper, Heinz, Klaas; Bauern.

Laars

(eilig, entſetzt).

Eilt, eilt, mein Fürſt! rettet Euch, die Bauern ſind in Aufſtand —

Erich.

Wer biſt Du, Dein Geſicht iſt mir bekannt —

Laars.

Einer, dem Ihr einſt Wohlſtand und Ehre gerettet, und der nun kommt, Euch dankbar zu ſein —

Erich

(voll hoher, ſtolzer Freude).

Siehſt Du, meine Räthe? Wir ſind noch nicht ganz ſo arm, wie wir dachten: zwei Herzen (auf Sture und Laars deutend), wie dieſe — die Zukunft Schwedens iſt noch nicht verloren!

Laars, Sture.

Eilt, eilt, mein König —

(Die Bauern, bewaffnet, unter ihnen Jeſper, Klaas, Heinz, ſtürmen unter wilden Drehungen herein.)

Die Bauern.

Hilf uns! Rette uns! Die Feinde ſiegen!

Jeſper.

Nehmt ihn gefangen! er iſt Schuld an Eurem Elend!

Erich

(das Schwert faſſend).

Wer rührt mich an?!

(Die Bauern dringen auf ihn ein; Käthe, ſich dazwiſchenwerfend.)

Katharina.

Nein, ſchonet ihn!

Klaas.

Hinweg,

Du Zauberin!

(Stößt die Katharina nieder, Erich gegen ihn ausfallend.)

Erich.

Ha Käthe —!!

(In dem Augenblick hat Jeſper den König von hinten durchbohrt: Erich ſinkt; Jeſper, den Dolch am Aermel abwiſchend, ruhig:)

Jeſper.

Das war ein theurer Dolchſtich: er verliert das Leben dabei — und ich tauſend Gulden. Ich will mir den Reſt holen. (Ab.)

Sture

(mit Laars bei den Leichen beſchäftigt).

Mein theurer Herr!

Zehnter Auftritt.

Trompeten. Johann, in glänzender Rüſtung, das Schwert in der Hand; gleich darauf Brahe. Soldaten, Officiere ꝛc.

Johann

(im Hintergrunde).

Laßt die Trompeten Stillſtand anbefehlen!
Das Lager iſt erſtürmt —

(zu Brahe, der von der andern Seite hereintritt.)

Was ſiehſt Du bleich?

Brahe.

Vor Schrecken, Herr: in ihrem Zelt ſo eben
Fand man Dein Weib, durchbohrt von Persſon's Schwert,
Er ſelbſt nahm Gift —

Johann

(abwehrend, grauſend).

Still, ſtill! — Allein was ward aus Erich?

Sture

(ſich erhebend, auf Erichs Leiche deutend).

Was Alles wird: Vergänglichkeit und Tod.

Johann

Ha! wirklich todt?!

Brahe.

Er athmet noch — er' ſchlägt
Die Augen auf —

Erich.

Wo bin ich? Alter Sture,
Ich danke Dir — nun iſt Dein Niels verſöhnt —
Richte mich auf —!

(ſich auf ſein Schwert ſtützend, mit ſteigernder Kraft, zuletzt in der Begeiſterung eines Sehers.)

Bruder Johann, die Stunde
Des Todes naht: daß ſie nicht bitterer einſt
Dir ſei als mir! — Ich bitte nicht für Schweden:
Was nützt' es ihm?! Auch Du, ſelbſt widerſtrebend,
Du mußt ein Werkzeug doch der Freiheit ſein.
Ich ſehe ſie — hochſchreitend geht ihr Gang
Ueber Millionen Häuptern weg — zerbrochne Ketten
Umklirren ſie — ſie naht auch Dir, auch Dir,
Mein Vaterland —!!

(bricht zuſammen, ſtirbt.)

Johann

(erſchüttert, raſch hinzutretend).

Mein Bruder! Nein — zu ſpät:
Sein Herz ſtand ſtill — Kennt man den Mörder? —

(auf Sture's ſtumme Bejahung)

So tragt Sorge,
Daß er ergriffen wird und hingerichtet
Ohne Verzug. — Ich glaube, meine Herrn,
Dies iſt kein guter Sieg, den wir erkämpft;

Der Todte hier beſchämt uns Lebende.
Auf! dieſen Leibern ihre Ruh' zu ſchenken
Und dann auf Beſſrung unſern Sinn zu lenken!

(Indem er ſich zum Abzug wendet, unter einfallender Trauermuſik, fällt der Vorhang.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Robert Prutz.

Robert Prutz'

Dramatiſche Werke.

Vierter Band.

Moritz von Sachſen.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1849.

Moritz von Sachſen.

Trauerſpiel in fünf Akten.

Von

Robert Prutz.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1849.

Univ. Bibl.
München

Einleitung.

Indem der Verfaſſer des vorliegenden Stückes daſſelbe dem Publikum hiermit in dritter Auflage übergiebt, hält er es für angemeſſen, einige Worte hinzuzufügen über die Zeit ſeiner erſten Veröffentlichung.

Seiner Veröffentlichung, ſage ich, nicht ſeiner Entſtehung. Denn wie ſchon bei einigen Stücken dieſer Sammlung, ſo auch bei dem Moritz von Sachſen hat zwiſchen Entſtehung und Veröffentlichung eine längere Reihe von Jahren gelegen. — Die erſte Ausarbeitung des Stückes war bereits im Jahre 1835 vollendet, und wie es öfters geſchieht, daß die erſten Einfälle die glücklichſten, und Veränderungen, namentlich bei poetiſchen Werken, nicht immer Verbeſſerungen ſind, ſo war es auch hiemit der Fall. Ich hatte in dieſem erſten Entwurf Karl den Fünften zum Mittelpunkt der Tragödie gemacht, ein Charakter, in welchem in der That die geſchichtlichen Conflicte ſeines Zeitalters ſich wiederſpiegeln, und der daher bei weitem größern Anſpruch

hat, Held eines Trama's zu ſein, als Moritz von Sachſen. — Das Stück war ohne Kenntniß der Bühne gearbeitet, mit jener Willkürlichkeit der äußern Anordnung, welche das erſte zu ſein pflegt, was unſre jungen Dichter aus ihrem Shakespeare lernen, und die gerade für den Anfänger ſo verführeriſch wie gefährlich iſt.

Zur Aufführung war es unter dieſen Umſtänden natürlich nicht geeignet. Ich beſitze noch, als meine Reliquie, einen Brief des alten Schmidt in Hamburg darüber, dem mein Stück durch gemeinſchaftliche Bekannte empfohlen war. Man kann denken, wie dieſer alte Exzpracticus damit umſprang. Doch ſprach ſich noch in den Ausſtellungen, die er an meinem Stücke machte und in den Gründen, mit denen er ſeine Aufführung ablehnte, ein Intereſſe für die Literatur aus und ein Beſtreben, junge Schriftſteller heranzuziehen und zu bilden, das man heutzutage in ähnlichen Schreiben ſehr vergeblich ſuchen würde.

So blieb mir das Stück liegen! und erſt im Jahre einundvierzig, als ich überhaupt anfing, mich ernſtlicher mit dem Theater zu beſchäftigen, nahm ich es wieder in die Hand. Ich hatte mir die Bühne damals bereits etwas näher angeſehen, und namentlich auch mit Schauſpielern Bekanntſchaft gemacht; darunter ſehr gebildeten und vorzüglichen, die ich noch jetzt zu meinen liebſten Freunden zähle. Durch ſie lernte ich das Theater kennen, nicht nur, wie es hinter den Couliſſen, ſondern auch wie es davor ausſah: ich meine das Theaterpublikum.

Und hier ſei eine Bemerkung geſtattet, welche, wenn auch zunächſt nur an Perſönliches anknüpfend, doch einer allgemeineren Giltigkeit nicht entbehren und bei manchen Erſcheinungen unſrer Theaterwelt, alten wie neuen, in Betracht kommen dürfte.
Und das iſt dieſe. Der Beifall unſers Theaterpublikums — oder habe ich Unrecht, zu ſagen unſer? und iſt es vielmehr die Eigenſchaft jedes Theaterpublikums, ja jedes Publikums überhaupt? . . .

Genug, der Beifall unſers Theaterpublikums iſt weſentlich pathologiſcher Natur; ein eigentliches Kunſtintereſſe ſucht man überall vergebens. Gelingt es Dir nicht, den Zuſchauer unmittelbar bei ſeiner perſönlichen Neigung, ſeiner augenblicklichen Stimmung zu packen, ſo iſt all Deine Anſtrengung umſonſt. Du wirſt vielleicht eine ſehr vortreffliche Dichtung liefern, aber niemals ein erfolgreiches Theaterſtück; man wird Dein Buch leſen, aber nicht Dein Stück ſehen. — Dieſes pathologiſche Intereſſe geht ſo weit, daß es in Deutſchland bedenklich iſt, zu Trägern eines Stückes jemand anders zu wählen, als diejenigen, die ſchon durch ihr bloßes Auftreten gewiß ſind, das Publikum in Bewegung zu ſetzen: das heißt alſo, Liebhaber und Liebhaberin. Daß dieſes Rollenfach als ſolches bei uns überhaupt noch exiſtirt, deutet ſchon auf eine große Verkehrtheit, weniger im Organismus unſerer Bühne, als im Geſchmack und in der Bildung unſeres Publikums.

Die Verkehrtheit wird um so auffälliger, je mehr wir uns doch allmälig eingestehen müssen, daß auch dieses beliebte, dieses bevorzugte Rollenfach, trotz seiner Bevorzugung, bei uns so gut wie ausgestorben ist. Vergebens bei unsern Liebhabern und Liebhaberinnen von heute suchen wir jenen Schwung des Gefühls, jene Flamme der Begeisterung, die das Publikum ehemals in diesen Fächern entzückte, und auf welche die Dichter früherer Zeit bei Anlage ihrer Stücke rechnen durften. Dieses Geschlecht ist zu kalt, zu nüchtern, zu überlegt geworden, vielleicht sogar zu wohlhäbig, zu solid. Die vielen Hofschauspieler haben uns die Schauspieler verdorben, und das wird nirgends bemerkbarer als in diesem Fache. Zwei oder drei Ausnahmen abgerechnet, die wir nicht zu nennen brauchen, weil sie, eben ihrer Seltenheit wegen, allbekannt sind, spielen die meisten unsrer heutigen Liebhaber und Liebhaberinnen nur auf ihr bischen Jugend und ihre zierliche Gestalt.

Und in den meisten Fällen wird man schon von Glück zu sagen haben, wenn die Jugend nicht Schminke, die schöne Gestalt nicht Watte ist.

Aber gleichviel: unser Publikum, wie gesagt, will zu Helden der Stücke Liebhaber sehen und Liebhaberinnen. Dies also war das Erste, worauf meine Freunde vom Fach bei Umarbeitung meines Stückes drangen. Welch ein Einfall, einen alten grauköpfigen Kaiser zum Mittelpunkt eines Stückes zu machen! Nein, jung muß der Held sein, und schön und liebenswürdig...

Weg alſo auch mit dem hiſtoriſchen Moritz! Oder wenigſtens hinweg mit den Schattenſeiten, die ſeinem geſchichtlichen Charakter eigenthümlich ſind und in denen (muß ich jetzt hinzuſetzen) ſeine eigentliche hiſtoriſche Stellung begründet liegt! Moritz war ehrgeizig, verſchlagen, hinterliſtig, er war ein Intriguant im großen Stil — aber um des himmelswillen, wie kann man einen Intriguant zum Helden eines Stückes machen, was beim Publikum gefallen ſoll? Nein, hier muß Alles ins Schöne gemalt werden, kaum andeuten darf der Dichter die Schwächen ſeines Helden, ſtatt der Intrigue, die alſo die Grundlage jenes Charktens bildete, muß ihm eine edlere Empfindung als weibendes Motiv untergeſchoben werden. Denn nur für liebenswürd'ge Helden intereſſirt ſich das Publikum, nur edlen Empfindungen applaudirt es. —

Hab' ich eine äſthetiſche Sünde begangen, indem ich dieſen Rathſchlägen folgte (und gewiß habe ich es), ſo möge dies offene Geſtändniß meine Buße dafür ſein. Ich ſchrieb mein Stück alſo um. Es geſchah im Herbſt zweiundvierzig: zu einer Zeit mitten, wo das politiſche Leben unſerer Nation eben im erſten grünen Knospen war. Es wäre überflüſſige Mühe, wollte ich die geſchichtliche Berechtigung, und damit alſo auch die Nothwendigkeit dieſer Epoche voll Sturm und Drang und hohler Abſtraction hier noch erſt zu erweiſen ſuchen; jeder, der ſich überhaupt auf den Zuſammenhang der Geſchichte verſteht, iſt über dieſen Punkt ohnehin im Klaren.

Von dieſem ſehr abſtracten, ſehr unzulänglichen und dennoch nothwendigen, dennoch geſchichtlichen Drange fühlte nun auch der Poet bei Umarbeitung ſeines Stückes ſich ergriffen. Unwillkürlich, wider Wiſſen und Willen, ging die Stimmung, die ihn unmittelbar umgab, von der er ſelbſt bis zum innerſten Blutstropfen ſich bewältigt fühlte, über in ſein Stück; die Helden des ſechszehnten Jahrhunderts verwandelten ſich ihm in Perſonen der Gegenwart.

Sehr undramatiſch, ohne Zweifel; vielleicht ſogar ſehr unpoetiſch: aber dennoch, glaube ich, ſehr verzeihlich.

Auch ſtand der Dichter mit ſeinem Irrthum nicht allein; die ganze Zeit theilte ihn. Das bewies der Erfolg des Stückes, das Niemand unerwarteter war, als dem Verfaſſer ſelbſt.

Aber auch Niemand peinlicher. Eine kurze Zeit hatte genügt, den Verfaſſer aus ſeinem Rauſche zu ernüchtern, und ihm die vielleicht ſchmerzliche, aber gewiſſe Ueberzeugung aufzudrängen, daß auch die Freiheit eines Volks ſich nicht im Flug erobern laſſe, und daß, trotz aller Lieder und Geſänge, Jahre würden vergehen müſſen, Jahre ernſter, mühſeliger Arbeit und gewaltſamer blutiger Erſchütterungen, bevor das Ziel, dem wir damals ſo ungeduldig, mit ſeeundlicher Selbſttäuſchung entgegeneilten, in der That erreicht ſein würde. — Als ich mein Stück zuerſt auf den Brettern ſah, als aus dem Munde eines Moritz und Johann Friedrich

meine eigene Begeiſterung vom Herbſt zweiundvierzig mir entgegentönte — möge das Geſtändniß alle Kritiker verſöhnen, die ſich damals die ſehr überflüſſige Mühe gaben, mir die äſthetiſchen Mängel meines Stückes ausführlich nachzuweiſen: denn wer war mehr davon durchdrungen als ich ſelbſt!? — und möge es mir auch die Nebenbuhler verſöhnen, denen meine Eintagslorbeern damals ſo unruhige Nächte machten; mein eigenes Stück machte mir unheimlich zu Muthe; ich erſchrak vor dieſer Verletzung der geſchichtlichen Wahrheit, ich fühlte mich zurückgeſtoßen von dieſem Pathos, das ſo weit entfernt war von der ſtrengen, ernſten Würde der Tragödie. — Seltſame Fata, die einem deutſchen Theaterdichter begegnen können! Ein einziger von meinen dramatiſchen Verſuchen hat beim Publikum einen einigermaßen erfreulichen Erfolg gehabt; und das iſt gerade dasjenige meiner Stücke, welches ich ſelbſt am Tiefſten ſetze.

Nehme man es denn hier als eine Jugendſünde, ſowohl des Dichters, wie der Zeit, in der es möglich war, daß ihm dieſer Beifall zu Theil werden konnte. — Ich habe es daher auch nicht für zweckmäßig erachtet, irgend weſentliche Aenderungen damit vorzunehmen, ſo fern das Stück auch meinen jetzigen Forderungen liegt, und ſo wenig ich ſelbſt damit einverſtanden bin. Nur die Rolle des Albrecht, ſo wie einige Scenen des dritten und vierten Aktes habe ich hier mit den Aenderungen abdrucken laſſen, die ich bei Gelegenheit der Wiederaufführung des Stückes in Berlin, im vorigen Sommer,

damit vorgenommen. Ich bemerke dies für die Directionen, welche den Abdruck bei den Aufführungen, die hie und da noch ſtatt finden, benutzen möchten.

Aus demſelben Grunde habe ich auch nichts an den Beilagen geändert, mit denen das Stück in der erſten Auflage erſchienen, und die ſich auch hier wieder abgedruckt finden. Auch ſie gehören (und ſogar ſehr weſentlich) zu dem Stück, das ich überhaupt weniger als Dichtung, denn als Beitrag zur Charakteriſtik unſerer letztverlebten politiſchen Flegeljahre betrachtet ſehen möchte, wenn auch freilich nur ein ſehr unerheblicher.

Berlin, im Januar 1849.

Robert Prutz.

Ueber

das deutſche Theater.

Das deutſche Theater, nachdem es mehr als ein Menſchenalter hindurch den Mittelpunkt unſers geſelligen wie literariſchen Lebens gebildet hatte, war, etwa ſeit dem zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Dieſelbe Bühne, der noch wenige Jahre zuvor die vorzüglichſten Geiſter der Nation ihr Talent und ihren Fleiß wetteifernd gewidmet hatten, wurde bald darauf, zwar nicht ohne Klage, ſogar nicht ohne Selbſtverhöhnung, wohl aber ohne thatſächlichen Widerſtand, der handwerksmäßigen Nachahmung der Fremden, den Trillern der Sänger, den Luftſprüngen der Tänzer, den Capriolen der Affen und Hunde überlaſſen.

Selbſt die ihm am Nächſten ſtanden und die, möchte man meinen, es am Wenigſten hätten verlaſſen ſollen, die Dichter ſelbſt hielten es für vornehm, ſich um das

Theater so wenig, wie möglich, zu bekümmern. Wo sie ja in ihren Dichtungen sich der dramatischen Form bedienten, da gingen sie geflissentlich über alle Bedingungen der wirklichen Bühne hinaus; ja es fehlte wenig, so wurde ein Stück um so geistreicher und vortrefflicher gehalten, je weniger es darstellbar und praktisch möglich war.

Die Wissenschaft inzwischen, statt das Bewußtsein der Dichter sowohl wie des Publikums über die eigentliche Sachlage aufzuklären und dadurch den Weg zu neuen Fortschritten anzubahnen, wandte sich in ekler Vornehmheit gleichfalls von der Bühne ab; sie vergaß, daß selbst ein Lessing es nicht unter seiner Würde gehalten hatte, Theaterrecensionen zu schreiben; sie widersprach nicht, sie gab es geduldig zu, daß die Kritik der Bühne in erkaufte und unreine Hände überging.

Was war natürlicher, als daß, unter diesen Umständen, auch die Schauspieler erlahmten und daß jenes Geschlecht großartiger Künstler, von denen unsere Väter mit Entzücken erzählten, in kurzer Zeit und unbeerbt dahinstarb? Der Schauspieler wurde für nichts in Anspruch genommen, als für Schöpfungen der Ohnmacht und der Lüge: was Wunder, daß Ohnmacht und Lüge auch die darstellende Kunst ergriffen, und daß auch hier

die Caprice mit dem Anſpruch der Originalität, die rohe Empirie mit dem Anſpruch des Genies auftrat?

Das Publikum endlich, deſſen Begriff und Recht es iſt, den Augenblick zu ergreifen, wie es kann, und, in naiver Genügſamkeit, das Schlechte, das es hat, unbedenklich höher zu ſchätzen, als das Beſſere, das es nicht hat — das Publikum gewöhnte ſich, wie an Alles, ſo auch an dies. Es gewöhnte ſich an die ſchlechten Stücke, es gewöhnte ſich an die mittelmäßigen Schauſpieler, es gewöhnte ſich (und das war von Allem das Schlimmſte), die Bühne zu verachten, indem es ſie beſuchte. — Mit Einem Wort: das deutſche Theater war vogelfrei, es war die anerkannte und zugeſtandene partie honteuse der deutſchen Literatur, und man ſprach davon nur, um es zu verſpotten.

In dieſem Zuſtande der Dinge ſcheint in neueſter Zeit eine Aenderung eintreten zu wollen. Einige jüngere Schriftſteller, das romantiſche Dogma von dem Vorzug der unaufführbaren Stücke von ſich ablehnend, haben ſich, wenn auch vorläufig erſt in vereinzelten Verſuchen, der praktiſchen Bühne zugewendet. Die Schauſpieler, in dem richtigen Gefühl, daß nur eine Erneuerung der dramatiſchen Poeſie auch der Kunſt der Darſtellung einen neuen Inhalt und neue Kraft verleihen kann, haben dieſe Stücke

zum Theil mit Vorliebe gegeben. Das Publikum, von der Idee einer nationalen Bühne entwöhnt und daher nicht recht wissend, was es mit Stücken anfangen soll, die sich nicht blos als Theaterstücke schlechthin, sondern zugleich als Anfänge eines modernen Dramas ankündigen, hat sie ohne Enthusiasmus, mit einer gemischten, wir möchten sagen, argwöhnischen Stimmung, dennoch aber nicht ohne Interesse und zum Theil sogar nicht ohne Beifall aufgenommen. —

Wie nun jedoch stellt die Wissenschaft, wir meinen die wissenschaftliche Kritik, das Urtheil des Aesthetikers und des Literarhistorikers, sich zu diesen Versuchen?

Seltsam genug! Dieselbe Wissenschaft, die es so lange Zeit für eine Erniedrigung gehalten, sich um das Theater der Gegenwart überhaupt nur zu bekümmern, hat unmittelbar, bei dem Erscheinen dieser Versuche, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihre völlige Unzulänglichkeit mit Gründen zu erweisen.

Dies möchte sein, so lange es sich nur um die einzelnen Versuche als solche handelt. Die Kritik hat das Recht, sogar die Pflicht, überall nur den höchsten Maßstab anzulegen: und wer von den jüngsten Dramatikern wäre kindisch genug, zu glauben, daß er diesem Maßstabe genug gethan?

Allein die Kritik geht weiter: ſie läßt den Anfang auch nicht als ſolchen gelten, ſie will uns verbieten, dieſe Verſuche überhaupt zu machen, ſie erklärt dies ganze Bemühen, die Entwicklung des deutſchen Dramas in erneuten Fluß zu bringen, für ein unüberlegtes, unzeitiges und unmögliches Unternehmen: nicht bedenkend, daß ſie eben durch die Ehre ihrer Oppoſition die Vermuthung hervorruft, als ob dies Bemühen doch nicht ganz ſo widerſinnig, nicht ganz ſo unerheblich ſein könne, wie ſie uns überreden will. Denn würde ſie wirklich gegen Windmühlen noch kämpfen? Im Gegentheil, gerade in dieſer Oppoſition, die ſich dagegen erhebt, in dieſem Kampf der Meinungen, zu welchem die neueſten dramatiſchen Verſuche die Veranlaſſung geben, erblicken wir nicht nur ein gewiſſes Unterpfand dafür, daß dieſe Verſuche in der That der Anfang, ſei es auch der ſehr dürftige, ſehr unſcheinbare, einer neuen Entwicklung ſind, ſondern zugleich das geeignetſte Mittel, die ganze Angelegenheit aus ihrer bisherigen literariſchen Iſolirtheit herauszuheben und zu einer Angelegenheit des Volkes und der öffentlichen Meinung zu erweitern.

Indem der Verfaſſer dieſer Zeilen nun im Begriffe ſteht, die verſchiedenen Anſichten, welche dabei bis dahin zu Tage gekommen ſind, im Nachſtehenden einer flüch-

tigen Prüfung zu unterwerfen, fühlt er sehr wohl, daß bei diesem Vorhaben gerade ihm persönlich ein Vorurtheil der Leser im Wege stehen wird. Denn wird man nicht aus dem zufälligen Umstande, daß der Verfasser dieses Aufsatzes selbst mit ein oder zwei Stücken an den in Rede stehenden Versuchen Antheil genommen, sich zu dem Argwohn berechtigt halten, als ob es sich hier nur um eine oratio pro domo handle? Wird man zwischen jenen poetischen Productionen und diesen kritischen Betrachtungen nicht noch andere Zusammenhänge wittern, als den sehr allgemeinen und sehr natürlichen, daß der Poet über sich selbst und sein eigenes Treiben ins Klare zu kommen und den Instinct des Talentes zu einer freien That des Bewußtseins zu erheben sucht?

Gegen diesen Argwohn mag denn gleich an der Spitze des Aufsatzes das Bekenntniß schützen, daß der Verfasser, wiewohl selbst einigermaßen ein Stück Poet, doch vollkommen die Meinung derjenigen theilt, welche die Poesie der Gegenwart nicht mehr unter die vorzugsweise berechtigten Mächte der Zeit zu zählen vermögen.

Mit anderen Worten: unsre Zeit kommt in der Poesie zu keiner völligen Befriedigung, jene glückliche Uebereinstimmung des allgemeinen Bewußtseins mit dem besonderen Ausdruck der Kunst, jene volle Sättigung des

Inhalts und der Form, welche es eben ist, was einer Literatur den Charakter des Klassischen verleiht, fehlt unsrer Dichtung; die Poesie ist in diesem Augenblick nur noch ein apanagirter Prinz, und es wird langer Kämpfe und großer Umwälzungen bedürfen, um sie auf den ehemals besessenen Thron wieder zurückzuführen.

Doch über dies und Aehnliches findet sich wohl im Folgenden die geeignetste Gelegenheit, sich ausführlicher auszusprechen; hier mag es einstweilen zur Probe dienen, ob dieser Aufsatz noch etwas Anderes sein soll, als nur eine Schutzschrift.

Es sind nun hauptsächlich drei verschiedene Ansichten, welche gegen den Versuch einer Wiederbelebung der deutschen Bühne geltend gemacht werden.

Die verbreitetste und doch bei Weitem unbedeutendste von ihnen ist diese, daß es seit Goethe und Schiller mit der deutschen Poesie überhaupt, und folgerecht also auch mit dem deutschen Drama, aus und vorüber sei. Mit diesen Beiden, sagt man, hat sich der deutsche Genius erschöpft; sie waren das Höchste und Aeußerste, was wir in der Poesie vermochten; alle Nachfolgenden sind nur Epigonen, die es mit aller Anstrengung doch zu keinem wirklichen Effect mehr bringen können.

Diese Ansicht war so recht eigentlich die Ansicht des

deutſchen Philiſters, bis neuerdings einige geiſtreiche, aber zu Paradoxen geneigte Männer ihr die Ehre angethan haben, ſie, durch einige Scheingründe aufgeſtutzt, für ſich zu adoptiren. Sie zu beweiſen durch etwas Anderes, als durch die Thatſache, daß ſeit Schiller und Goethe kein Dichter wieder eine ſo allgemeine und ungetheilte Anerkennung des Publikums gefunden, möchte leichtlich ſeine Schwierigkeiten haben. Indeß auch jene Thatſache beweiſt nicht mehr, als Thatſachen zu beweiſen pflegen. Man muß ſie zugeben, gewiß: aber wie nun, wenn ſeitdem die ganze Stellung der Poeſie zum Publikum eine andere geworden? wenn ein ſo allgemeiner und widerſpruchsloſer Beifall von einem einzelnen Dichter heut zu Tage überhaupt nicht mehr zu erreichen ſteht, nicht darum bloß, weil unſre Poeten ſpecifiſch unfähiger geworden, ſondern vielmehr, weil die Poeſie ſelber aufgehört hat, ſich einer ſo allgemeinen und widerſpruchsloſen Geltung zu erfreuen, wie ehemals?

Doch wir können dies einſtweilen dahingeſtellt ſein laſſen. Für jeden Fall haben die Bekenner dieſer Anſicht ſich ſelbſt das unglücklichſte Terrain gewählt, ſobald ſie ihre Behauptung auf dem Gebiete gerade des Dramas erhärten wollen. Nämlich nur zweierlei iſt möglich. Sind Schiller und Goethe ſchlechthin und ohne alle

Appellation an die Zukunft die vollkommenſten deutſchen Dichter und mithin auch ihre Dramen das Aeußerſte, wozu wir es in dieſer Sphäre zu bringen im Stande ſind: ſo müſſen entweder dieſe Dramen überhaupt den Gipfel der dramatiſchen Kunſt erreichen, ſie müſſen ſchlechthin vollkommene und abſolute Schöpfungen ſein: oder wenn dies nicht der Fall iſt, wenn die Goethe-Schiller'ſchen Dramen der Idee der dramatiſchen Kunſt keineswegs völlig genügen, nichts deſto weniger aber die beſten Dramen ſind, zu denen wir es bringen können, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß der Deutſche überhaupt unfähig iſt, in der dramatiſchen Poeſie jemals etwas Bedeutendes und Vollſtändiges zu leiſten.

Wer das Erſtere behaupten und alſo das Goethe-Schiller'ſche Drama als das abſolute und unbedingt vollkommene präconiſiren wollte, der würde (um uns auf die Frage, ob dergleichen abſolute Poeſien überhaupt denkbar und wirklich ſind, hier noch gar nicht einzulaſſen) mit ſeiner Behauptung ohne Weiteres an dem allgemeinen Bewußtſein der Zeit, dem naiven und vorurtheilsfreien Geſchmack unſers Publikums zu Schanden werden.

Denn ſo unbeſtreitbar groß, ſo innig und aufrichtig die Liebe auch iſt, welche dieſen beiden Dichtern durch-

gehends, in ganz Deutſchland, von allen Ständen, allen Altern und Geſchlechtern gezollt wird, ſo unfähig fühlt ſich das Publikum dennoch, gerade ihren Dramen, wenn ſie zur Aufführung gelangen, den unbedingten Geſchmack abzugewinnen und diejenige vollſtändige Befriedigung in ihnen zu finden, die eine frühere Generation darin gefunden hat und die jedes vollkommene Kunſtwerk in der That gewähren muß. Wohl ſchon jeder Einzelne von uns wird es an ſich ſelbſt erfahren haben, wie der jugendlich blinde Enthuſiasmus für dieſe Dramen allmälig unſerer reiferen Bildung, unſern erhöhten Anforderungen gewichen iſt: und die ſparſam gefüllten Bänke, vor denen dieſe Stücke geſpielt zu werden pflegen, liefern den Beweis, daß auch mit dem Publikum im Großen eine ähnliche Umwandlung oder Fortbildung, wie mit uns Einzelnen, vorgegangen iſt.

Aber auch der Aeſthetiker, falls etwa dieſer die höhere Inſtanz bilden ſoll, an welche man von dem naiven Geſchmack des Publikums zu appelliren hat, dürfte in Verlegenheit ſein, wie er z. B. die lyriſche Innerlichkeit der Goethe'ſchen, oder den ermüdenden Sentenzenreichthum der Schiller'ſchen Dramen mit den höchſten Geſetzen der Kunſt ausſöhnen, oder etwa die Compoſition des Götz und des Wallenſtein, die Roheit der Räuber, die drama-

tiſche Armuth des Taſſo, die ſchiefe Auffaſſung des Tell u. dergl. m. uns als klaſſiſch zurecht conſtruiren ſoll.

Es würde alſo, zur Vertheidigung der obigen Anſicht, da man ſo wenig die Mängel und Beſchränkungen dieſer Dichtungen läugnen kann, als es uns einfällt, ihre einzelnen unübertrefflichen und unvergänglichen Schönheiten zu läugnen, wohl nichts Anderes übrig bleiben, als dem Deutſchen die Befähigung, im Drama etwas Tüchtiges und einigermaßen Vollendetes zu leiſten, überhaupt und für alle Zeiten abzuſprechen.

Allein man gebe wohl Acht, was man damit thut. Die Poeſie eines Volkes iſt zugleich ſein Leben, es iſt der ideale Ausdruck ſeines Daſeins und daher nichts Geringeres, als die untrennbare Hälfte ſeiner eigenen Exiſtenz. Was ein Volk für die Wirklichkeit des politiſchen Daſeins erwirbt, das erwirbt es zugleich für ſeine Poeſie: und umgekehrt, was ihm in der Poeſie unerreichbar bleibt, das kann es auch in der Praxis ſeines Lebens nicht gewinnen.

Nun aber iſt die dramatiſche Dichtung überhaupt die Spitze und reifſte Blüthe aller Dichtung; ſie iſt die wahre Poeſie der That und des vollendeten Bewußtſeins. Einem Volk daher, dem man die Befähigung abſpricht, dieſe höchſte Aufgabe der Poeſie zu löſen, dem ſpricht man

eben dadurch auch die Fähigkeit ab, den höchſten Aufgaben des Lebens, den höchſten und wichtigſten Anforderungen der Geſchichte zu genügen. Um dieſen Preis aber wäre die Klaſſicität unſrer beiden Dichter doch wohl etwas zu theuer erkauft.

Nichts deſto weniger fehlt es nicht an einer gewiſſen zweiten Anſicht, welche dies Dogma von der dramatiſchen Impotenz der Deutſchen allerdings angenommen hat. Nicht zwar zu Gunſten Schiller's oder Goethe's: vielmehr hat das Goethe-Schiller'ſche Drama unter den Romantikern (denn mit dieſen haben wir es gegenwärtig zu thun) von alten Zeiten her ſeine unnachſichtigſten Beurtheiler, ſeine eifrigſten Widerſacher gezählt.

Nämlich ſie argumentiren folgendermaßen. Das deutſche Volk, ſagen ſie, wie es in der Politik nicht das Volk des Handelns ſei, ſo habe es auch in der Poeſie kein eigenes Drama jemals zu erwarten. Non omnia possumus omnes: und daher das Drama der Deutſchen ſei Shakſpeare, der Dichter eines verwandten, urſprünglich germaniſchen Stammes. Woher ſonſt auch dieſe außerordentliche und allgemeine Verehrung, welche Shakſpeare bei uns genießt? Woher der Enthuſiasmus, mit dem wir ihn aufgenommen, die Innigkeit, mit der wir uns in ihn hineinempfunden haben? Woher vor Allem

dieſes gründliche und vollkommene Verſtändniß des Dichters, durch welches die Deutſchen alle andern Nationen und ſogar die eigenen Landsleute des Dichters übertroffen haben? Beweiſt dies Alles nicht, daß Shakſpeare mehr für uns geſchrieben hat, als ſogar für die Engländer? Ja, wenn Fleiß, Liebe und Verſtändniß ein geiſtiges Eigenthumsrecht verleihen, warum ſollen wir Bedenken tragen, dieſes Recht auch an Shakſpeare geltend zu machen und uns in dem Mitbeſitz dieſes ureinzigen Poeten über alle ſonſtigen Lücken und Schwächen unſerer eigenen dramatiſchen Literatur bona fide zu beruhigen? —

Nun wäre Shakſpeare allerdings ein vortrefflicher Erſatzmann, mit dem wir uns ſchon begnügen könnten, wenn es nur überhaupt möglich wäre, daß jemals ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ja nur ein Menſch dem andern in Sachen des Geiſtes in der Art vorarbeiten könnte, daß der Spätergeborene die Errungenſchaft ſeiner Ahnen, wie ein ererbtes Kapital, ohne eigene Arbeit, ohne eigene That gemächlich antreten dürfte.

Aber im Dienſt des Geiſtes werden keine Erſatzmänner angenommen; nur die Früchte, die ich wirklich aus meinem Innern hervorgebracht, ſind wahrhaft mein, nur ſie vermögen meinen Hunger zu befriedigen und meinen Durſt zu löſchen.

Und doch iſt das nur der kleinere Irrthum, weil derjenige, der am Offenſten zu Tage liegt. Der Hauptirrthum beſteht auch hier darin, als ob jemals irgend ein Dichter, und alſo in dieſem Falle Shakſpeare, abſolut und ewig, mithin für jede Zeit und für alle Nationen gleichmäßig genießbar und lebendig ſein könnte. Dies iſt der gefährlichſte Irrthum von allen, indem er die nothwendige Vorausſetzung aller Geſchichte, den Begriff der Entwicklung und des geiſtigen Zuſammenhangs, vernichtet. Es iſt, ſo zu ſagen, eine katholiſche Aeſthetik, die ſich in dieſer Abſicht offenbart: eine Aeſthetik nämlich, die eine Infallibilität gewiſſer Poeten vorausſetzt und ſtatt der Freiheit des Begreifens, die der wahre Kern alles äſthetiſchen Genuſſes iſt, vielmehr den Geiſt in dumpfer Bewunderung, ſklaviſcher Anbetung gefangen nimmt.

Vielmehr auch Shakſpeare, wie Alles, was die Geſchichte kennt, iſt nur ein Moment der Entwicklung und nicht mehr. — Wie man aber in der Wirklichkeit des Lebens vernünftiger Weiſe von keinem Menſchen mehr erwarten noch verlangen kann, als daß er den Platz ausfüllet, auf den er ſich geſtellt ſieht, und ſich in Geſinnung und That als ein Kind ſeiner Zeit und ſeines Volkes ehrlich beweiſet: ſo giebt es auch für den Poeten keine höhere Auf-

gabe, als ein Organ und Bild der beſtimmten Zeit und der einzelnen Nation zu ſein, in der er lebt.

Auch wird die Poeſie dadurch ihres allgemeinen und (wie man zu verlangen pflegt) kosmopolitiſchen Charakters keineswegs beraubt. Dieſes Reich des Geiſtes, in welches der Dichter die Erſcheinungen ſeiner Wirklichkeit hinüberrettet, dieſe Sphäre der Kunſt und des Schönen, zu welcher er ſie erhebt, iſt eben jene allgemeine und ewige Heimath, zu welcher alle Zeiten und alle Nationen gleichmäßig Zutritt haben. Der Stoff dagegen und die Elemente ſeiner Dichtung, die Vorausſetzungen und Grundlagen ſeiner Bildung, die Form ſeiner Darſtellung, das Alles iſt und bleibt poſitiv hiſtoriſch und dem Wechſel der Zeit ſowie dem Einfluß der verſchiedenen Nationalitäten unterworfen.

Von abſoluten Dichtern daher, das heißt von ſolchen zu reden, welche zu allen Zeiten volle Geltung haben und jederzeit, von allen verſchiedenſten Völkern, mit Haut und Haar ohne Weiteres genoſſen werden können, iſt nicht mehr und nicht weniger, als eine Thorheit. Es kann im Gegentheil jeder Dichter und jedes Kunſtwerk in einer ſpäteren Zeit und unter einer fremden Nation nur von denen wirklich genoſſen werden, die zu dem künſtleriſchen Genuß das hiſtoriſche Verſtändniß mit hinzubringen. Dies

gilt von Homer und Sophokles ſo gut, als von Dante und Calderon: und ebenſo von Shakſpeare.

Ja gerade an Shakſpeare, was iſt es denn eigentlich, was wir bewundern, und wodurch er allerdings der dramatiſche Lehrmeiſter aller Zeiten und Nationen geworden iſt? Iſt es nicht eben dies wahrhaft göttliche Talent, mit welchem er die Elemente ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung im Drama verarbeitet und, ohne Beimiſchung abſchwächender, abſtracter Allgemeinheiten, in voller, plaſtiſcher Rundung zur Darſtellung gebracht hat?

Eben darum jedoch kann auch der Genuß dieſes unvergleichlichen und göttlichen Dichters ſeiner Natur nach weder für die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts, noch gar für uns ein unvermittelter und allgemeiner ſein. Es kann daher in ihm auch kein lebendiges Bedürfniß unſrer Gegenwart ſeine vollſtändige Befriedigung, noch unſere Zeit, mit ihrem neuen und deutſchen Inhalt, in ihm ihren dramatiſchen Erſatz und Ausdruck finden. —

Indeß auch auf dieſen Einwand werden unſere Gegner ihre Antwort bei der Hand haben. Sie geben zu, ſogar ſie freuen ſich und rühmen es an Shakſpeare, als etwas Großes und eine neue Gewährleiſtung ſeines „unſagbaren" Genies, daß er unmöglich Allen verſtändlich und genießbar ſei. Das Vortrefflichſte, ſagen ſie

iſt ſtets nur für eine kleine Gemeinde bevorzugter Geiſter: und ſo bleibe auch Shakſpeare nur für die Crême der äſthetiſchen Bildung. Dagegen das Drama des Volks, überhaupt das ſpecielle deutſche Drama iſt gefunden in — Iffland, in Kotzebue, in der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit“ und im Allgemeinen in allen denen, die unſern deutſchen Familienjammer, unſre häusliche Beſchränktheit, unſre geſellige Miſere auf die Bretter bringen.

Denn dies, fahren ſie fort, iſt in Wahrheit der Inhalt des deutſchen Geiſtes. Wir haben keine Flotten, die die Welt für uns erobern und die Meere uns zinsbar machen, wir haben keine Heere und keine Feldherren, denen wir Triumphthore bauen könnten, wir haben keine großen hiſtoriſchen Erinnerungen, an deren Sonnenglanz wir uns weiden dürften, wir haben keine mächtigen Parteien im Lande, deren Streit und Widerſtreit jeden Geringſten im Volk mit dem Gefühl hiſtoriſchen Lebens durchzuckt, wir haben und wollen keine politiſchen Freiheit: wir ſind Deutſche, das Volk der Gemüthlichkeit, der Häuslichkeit, der Familienidylle; weder verſtehen wir Thaten zu thun, noch wollen wir Thaten und Handlungen und die großen Entſcheidungen der Geſchichte auf unſeren Bühnen ſehen.

Daher, sagen sie weiter, hat auch das große Publikum nicht blos neben Goethe und Schiller, welche, abweichend von der eigentlichen nationalen Bestimmung, den Versuch des historischen Dramas machten, immer noch seinen Iffland und Kotzebue treulich verehrt und in gefülltem Hause reichlich beklatscht: sondern auch jene Versuche sind völlig isolirt geblieben und haben keine nur einigermaßen würdige Nachfolger gefunden. Im Gegentheil Alles, was nach Schiller von den Brettern aus die Menge noch ergriffen und gefaßt, hat dies nur dadurch vermocht, daß es von dem Schiller'schen Ziel wieder abgelenkt hat und, zum Theil auf den wunderlichsten Umwegen, durch die gewaltsamen Effecte der Schicksalstragödie, ja zum Theil in der Schiller'schen Form selbst, nur ohne ihren Inhalt, immer wieder in die thränenreichen Spuren des häuslichen Jammers zurückgekehrt ist.

Darum, fahren sie fort, kann von einem Fortschritt, den das deutsche Drama gemacht hätte, in Wahrheit keine Rede sein. Selbst diejenigen, die in diesem Augenblick mit dem sogenannten socialen Drama eine neue Epoche unserer dramatischen Kunst herbeizuführen wähnen, sind in einem sehr großen Irrthum befangen, wenn sie die Wirkung, welche man diesen Stücken zum Theil

nicht abläugnen kann, ihrer vermeintlichen modernen Bildung und den hiſtoriſchen Tendenzen beilegen, die ſie in ihren Stücken zu verarbeiten ſuchen, und nicht vielmehr der melodramatiſchen Sentimentalität, dem Thränenjammer, den Eheſtandsſcenen, Kaſſendefecten und unglücklichen Liebſchaften, welche die eigentlichen Fäden dieſer modernen Gewebe bilden.

Und faſſen wir (ſchließen ſie endlich) nun wirklich einmal das Goethe-Schiller'ſche Drama ins Auge, wie gering in Wahrheit iſt auch hier das hiſtoriſche, das eigentlich dramatiſche Element! Schiller's Wallenſtein, ganz abgeſehen von dem Formloſen der Compoſition, iſt er nicht bei Weitem mehr Hausvater, als Feldherr? viel mehr ſentimentaler Träumer, als der nüchterne Mann der That, der die Armeen aus dem Boden ſtampft und vor deſſen übergreifendem Genius der Kaiſer ſelbſt ſich nicht anders zu retten weiß, als durch Meuchelmord? Die hiſtoriſchen Gegenſätze des dreißigjährigen Krieges, wie fern, wie leiſe, wie losgelöſt von dem übrigen Drama ſpielen ſie in das Stück hinein! und wie breit dagegen, in thränenreicher Ausführlichkeit, ſtellt ſich die ſentimentale Liebesſcene zwiſchen Max und Thekla in den Vordgrund! Selbſt im Tell, der für ein politiſches Stück par excellence gilt, liegen die eigentlichen Motive viel-

mehr in der Sphäre der Familie; sogar Don Carlos, den man als die Tragödie der Freiheit zu definiren pflegt, war von dem Dichter selbst ursprünglich auf ein „Familienstück am Hofe" angelegt.

Nicht günstiger läßt sich über den dramatischen Gehalt der Goethe'schen Stücke urtheilen. Götz verschwindet gegen Weißlingen und Adelheid; im Egmont ist es nur das einzelne Subject mit seinem individuellen Pathos, seinem lockern Blut und den sentimentalen Abenteuern seiner Liebe, was zur Darstellung gelangt, keineswegs die niederländische Freiheit selbst und die große That ihrer Vertheidigung, was doch der wahre historische Boden des Stücks gewesen wäre; Tasso ist viel weniger ein Drama, eine dialogisirte Novelle, ein Abschnitt des Goethe'schen Tagebuchs, in dramatische Form gekleidet u. s. w. Mit Einem Wort: man beweist uns, daß auch die Goethe-Schiller'schen Dramen keine wahren Dramen sind, daß die deutsche Dramatik überhaupt, vermöge innerer Naturbestimmung, über Iffland und Kotzebue nicht hinauskommen kann, und daß daher alle diejenigen, die an dieser Speise keinen Geschmack finden, sich in den Schooß des alleinseligmachenden Shakspeare zu flüchten haben.

In diesem dramaturgischen Katechismus der Romantik nun (und wir haben ihn so ausführlich geliefert,

weil die Romantik gerade in dieſem Augenblick wieder einen entſchiedenen praktiſchen Einfluß auf die Leitung unſrer bedeutendſten Bühnen zu gewinnen droht) miſcht ſich Wahres und Falſches auf die wunderſamſte Weiſe.

Richtig iſt es zunächſt, daß das Drama nur bei ſolchen Völkern und in ſolchen Zeiten zur Reife kommen kann, in denen das hiſtoriſche oder genauer zu ſagen: das politiſche Bewußtſein unangefochten und ſiegreich zu Herrſchaft und Anerkennung gelangt.

Denn wie oben bereits angedeutet wurde: die Poeſie eines Volkes iſt nichts Vereinzeltes und Willkürliches ſie iſt nicht ein zufälliger äußerlicher Schmuck, mit dem ſich eine Nation ihr Daſein nur beliebig aufputzen und verſchönern will: ſondern ſie iſt das Herz des Volkes ſelbſt, von dem Blut ſeines Geiſtes durchfloſſen, erſchüttert und belebt von dem Pulsſchlag ſeiner Hiſtorie, mit ihr blühend und mit ihr welkend.

Das Drama nun, wie wir gleichfalls ſchon ausgeſprochen haben, iſt die höchſte und vollendetſte unter den Gattungen, oder beſſer geſagt: unter den Entwicklungsſtufen der Poeſie, der Complex und Inbegriff der geſammten Dichtkunſt. Mithin wird ſich daſſelbe erſtlich nur da entwickeln können, wo ein geſchichtliches Leben und eine vollſtändige politiſche Entwicklung im Volke

selbst vorhanden ist; und zweitens auch hier nur dann und in den Zeiten, in denen ebenso, wie das Drama die reifste Frucht der Dichtung bildet, auch dieser historische Kern und Inhalt des Volkes zu einer reifen und greifbaren Frucht gediehen ist. Völker daher, die keine selbständige geschichtliche Entwickelung genommen, keinen eigenen Sitz im Areopag der europäischen Menschheit sich erworben haben, besitzen auch entweder gar kein Drama oder nur fragmentarische Anfänge, die im besten Falle den begünstigten, welthistorischen Nationen als ein formales Bildungsmittel dienen, auf eine selbständige und dauernde Geltung jedoch keinen Anspruch machen können. So die italienische Literatur, die niederländische, die dänische und die schwedische. — Aber auch in Griechenland war es erst der Tag der salaminischen Schlacht, wo Aeschylus kämpfte, Sophokles im festlichen Chor der Siegesfeier tanzte, und gleichzeitig Euripides geboren ward; auch die Wunderblume der Calderon'schen Dichtung entfaltete sich erst auf der Mittagshöhe der spanischen Monarchie; auch Shakspeare lebte erst unter dem glorreichen Regiment der Elisabeth, der gefeierten maidenqueen, unter deren blühendem Scepter die Grundlage der englischen Weltmacht gelegt ward und die spanische Armada in den Wellen versank.

Hieraus ergiebt sich nun auch, warum weder Goethe noch Schiller im Drama das wahre Ziel erreichen und den vollen Preis gewinnen konnten.

In Goethe's Zeitalter hatte in Deutschland, sowohl in der Praxis des Lebens als in der Literatur, sich das Subject erst loszuringen von der unwahren Tradition, der verknöcherten Convenienz der geselligen sowohl als der poetischen Formen. Die Grundlage der Goethe'schen Poesie ist der Egoismus des schönen Subjects; die Geschichte mit ihren unerbittlichen Forderungen ist ihr fremd, sogar unbequem und widerlich. Daher nicht die lebendige Bewegung des Drama, sondern die schöne Selbstsucht der Lyrik, die quietistische Breite des Epos sind die wahren Glanzpunkte der Goethe'schen Dichtung.

Schiller hatte diesen einseitigen Standpunkt allerdings schon überwunden: aber mehr erst an sich, als daß es ihm gelungen wäre, die abstracten Forderungen seines Bewußtseins durch concrete Schöpfungen seines Talentes wirklich zu befriedigen. Daher in seinen Tragödien das Princip allerdings jederzeit das großartigste und von ächtem dramatischen Leben ist; in der Ausführung bleibt jedoch er oft noch hinter sich selbst zurück und füllt den neuen Wein in alte Schläuche. Er ist größer durch die Sphäre, die er unsrer Poesie zuerst

erobert, als durch die Thaten, die er innerhalb dieſer Sphäre wirklich geleiſtet und vollbracht hat. Daß dieſe Keime, die er ausgeſtreut hat, reifen, das iſt unſere Sache, es iſt die Sache unſrer Zukunft, welche, nach vielen trüben, troſtloſen Tagen, in ihrem dunklen Schooße gewiß auch einen hellen Tag der Freiheit und des vollen hiſtoriſchen Daſeins für uns verbirgt. — Mit der Sonne dieſes Tages wird auch die Knospe unſres Dramas reifen und es wird Schiller'ſche Ausſaat ſein, was die Nachwelt alsdann einerntet!

Es iſt daher ganz richtig, daß, wie die Romantiker mit Schadenfreude behaupten, das Goethe-Schiller'ſche Drama das wahre Drama noch nicht iſt. Unrichtig dagegen iſt es und Verſündigung gegen den Genius dieſer Dichter, und insbeſondere gegen den Genius Schiller's, ja eine Verſündigung gegen den Geiſt des deutſchen Volkes und den Geiſt der deutſchen Geſchichte überhaupt, wenn ſie, die Gewährleiſtung künftiger Entwicklung verkennend, welche in dieſen Anfängen liegt, dem deutſchen Geiſt ſchlechthin die Fähigkeit der dramatiſchen Schöpfung abſprechen.

Es iſt ferner richtig, daß im deutſchen Drama bisher hauptſächlich nur die Sphäre des Familienlebens zur

Darſtellung gekommen iſt und daß in der That Iffland und Kotzebue zur Stunde der vollkommenſte dramatiſche Ausdruck unſeres Lebens ſind. Allein es iſt unrichtig und thöricht, daß die Romantiker in dieſe Bemerkung eine ſpöttiſche Geringſchätzung dieſer beiden Schriftſteller miſchen und auf ihre Leiſtungen, wie auf etwas Geringfügiges und Unebenbürtiges, vornehm herunterblicken.

Denn in der geſchichtlichen Betrachtung der Literatur (und ſie iſt die einzig berechtigte) iſt das ſpecifiſche Maß des Talentes, die beſondere Gabe poetiſchen Vermögens nur ein untergeordnetes Moment; die Hauptſache bleibt immer, wie weit ein Mann und ein Werk ſich zum Organ ſeiner Zeit zu machen verſtanden hat, und wie viel oder wenig der Geiſt ſeines Jahrhunderts ſich in ihnen offenbart. Und da können wir nicht umhin, Iffland und Kotzebue, trotz ihrer handgreiflichen äſthetiſchen Mängel, ſogar weit über die glorioſeſten Namen der Romantik zu ſetzen. Der Jäger, der Herbſttag, die deutſchen Kleinſtädter u. ſ. w. gehen doch wenigſtens auf Zuſtände des deutſchen Lebens ein, wie geringfügig, wie elend dieſelben auch ſeien: wogegen die genialen Faſtnachtsſpiele der Romantik vor aller Wirklichkeit ohne Weiteres die Flucht ergreifen, ſie verlieren ſich ins Blaue, zu Geſpenſtern und Traumgeſchichten, und haben von dem

Leben ihrer Gegenwart, den Interessen ihres Volkes nichts behalten, als die erbärmlichsten literarischen Klatschereien und die ruhmlosen Fehden einer selbstsüchtigen journalistischen Koterie.

Es ist endlich auch dies richtig, daß die neuesten dramatischen Versuche bei dem Familiendrama wieder angeknüpft haben, und daß alle diese Raritäten, die man uns als funkelnagelneue Tendenzstücke verkaufen will, im Grunde nichts weiter sind, als der alte Ifflandische Jammer, neu aufgekratzt und mit einigen modernen Redensarten verrieben. — Aber es ist sehr kurzsichtig, hierauf eine Anklage zu begründen. Wer weiter will, muß zuvörderst von dem Punkt ausgehen, wo er bis dahin gestanden hat. Die Wiederaufnahme der Ifflandischen Elemente daher ist den Herren Gutzkow und Halm (denn von diesen beiden kann eigentlich nur die Rede sein, da bisher ihre Stücke allein es zu einem ansehnlichen Theatereffect gebracht haben) vielmehr als ein Verdienst anzurechnen und macht, wie man über die Stücke selbst auch urtheilen möge, zum Wenigsten dem praktischen Blick, wir möchten beinahe sagen, dem industriellen Instinkt dieser Schriftsteller alle Ehre. —

Es bleibt uns nun endlich noch eine dritte Ansicht zu erwähnen, welche bei Weitem die bedeutendste von

allen iſt, und der wir uns vollſtändig anſchließen würden wenn ſie es nicht ſelbſt verſchmähte, ſich in denjenigen Einſchränkungen zu erhalten, in denen ſie allein wahr und richtig iſt. Dieſe Gegner unſeres modernen Dramas halten uns weder Schiller und Goethe, noch Shakſpeare als den Meduſenkopf hin, vor deſſen rieſigen Zügen unſre Ohnmacht erſtarren muß; ſie glauben weder, daß das deutſche Drama ſeine vollkommene Blüthe bereits gehabt hat, noch läugnen ſie, daß es eine ſolche Blüthe künftig einmal haben wird. Aber ſie läugnen, daß die Zeit dieſer Blüthe jetzt bereits gekommen; ſie läugnen, daß es den beſtgemeinten Anſtrengungen der Gegenwart gelingen werde, ſie des Baldigen herbeizuführen; ſie ſprechen unſrer Zeit überhaupt die Fähigkeit ab, in irgend einem Gebiete der Kunſt, und alſo auch im Gebiete des Drama, irgend welche klaſſiſche und wahrhaft vollendete Schöpfungen hervorzubringen.

Und das Alles mit völligem Recht.

Denn eine jede Zeit, wo ſie ihren Inhalt in der Kunſt fixiren will, muß vor Allem und zuvörderſt dieſes Inhaltes ſelber mächtig ſein. Das aber iſt die allgemeine Krankheit unſerer Zeit, daß wir unſern Inhalt wohl in abstracto haben und wiſſen, aber nicht zu ſeiner

praktiſchen Darſtellung, zu ſeinem unmittelbaren Beſitz gelangen können. Wir ſind umgekehrte Schlemihle, die ihren Leib verloren und nur den Schatten behalten haben. Wir wiſſen Alle, daß wir frei, einig, tapfer ſein ſollten — und ſind es nicht; wir können Alle den Grundriß unſers künftigen Staatsgebäudes, wie es ſein ſollte, im Schlaf aufzeichnen — und rühren keinen Stein dazu; wir wiſſen Alle, wie ein vortreffliches Drama zu machen wäre — und kein Menſch macht es. Kurz zu ſagen: wir ſind Alle in der Theorie unendlich viel weiter, als wir mit der Praxis nachkommen können. Es iſt ein Bruch zwiſchen den Forderungen unſers Bewußtſeins und der Fähigkeit unſerer Leiſtungen, und wir können die Brücke, welche dieſe Kluft ausfüllen wird, nicht finden.

Eine ſolche Zeit iſt nicht gemacht, in der Kunſt, deren Weſen die vollkommenſte Harmonie der Idee und der Erſcheinung, der Intention und der Ausführung iſt, etwas Erfreuliches und wirklich Werthvolles zu leiſten. Das ſehen wir völlig ein und ſtimmen daher dem abfälligen Urtheil jener Kritiker, vielleicht mit ſchwerem Herzen, dennoch von Herzen bei.

Darin jedoch irren dieſe und nöthigen uns zum Widerſpruch, daß ſie ſich nicht begnügen, die gegenwärtige

Zeit als ein poetiſches Interregnum anzuerkennen, ſondern daß ſie ein förmliches Inſtitutium verlangen und die Poeſie, da ſie die höchſten Ziele doch einmal nicht erreichen kann, förmlich ausrotten und vernichten wollen. Hört auf zu dichten! macht keine Verſe mehr! werdet praktiſch, ſchreibt politiſche Broſchüren: oder wenn Ihr das Verſemachen durchaus nicht laſſen könnt, ſo ſchreibt wenigſtens Satiren und laßt die tragiſche Muſe in Ruhe, die durch Eure Umarmungen doch niemals zu einer glücklichen Mutter werden wird!

Aber dieſe Forderungen ſind, geradezu geſagt, kindiſch. Es iſt eine ſchulmeiſterliche Anmaßung, eine bornirte Verkennung der Geſchichte und ihrer ewigen Geſetze, dem hiſtoriſchen Proceß eine beliebige Bahn vorſchreiben und der Welt willkürlich befehlen zu wollen, was ſie in dieſem Augenblick thun und im nächſten laſſen ſoll. Und nun gar auf die Poeſie kann kein Volk, das in ſeiner Entwicklung überhaupt ſo weit gelangt iſt, in der Kunſt einen Ausdruck ſeines Weſens zu ſuchen, verzichten, ſelbſt wenn es möglich wäre, daß es darauf verzichten wollte. Die Poeſie iſt der geiſtige Athemzug der Völker: man kann ſich ein wenig erkältet haben, daß Einem das Athemholen ſauer wird: aber enfin, man muß Athem holen, um zu leben.

Und darum hat auch all dies verdrießliche Gepolter über die schlechten Poesien und über den Verfall unsrer Dichtung im Grunde nichts zu sagen. Die Poesien machen sich nicht selbst, sondern sie werden gemacht von der allgemeinen Mutter aller Dinge, von der Zeit und der Geschichte. Darum wenn der Zeit ihre Dichter nicht gefallen, so greife sie in ihren eigenen Busen und bekenne, daß sie sich selbst auch nicht gefällt. Selbst diese Kritiker, die so weise zu Gericht sitzen, sind sie nicht auch Söhne dieser verderbten Zeit? Haben sie nicht Antheil an der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts? Ist ihre übersättigte, nörgelnde, aberweise Kritik selbst nicht ein ebenso widriges Product der verstimmten Zeit, als die blassen, aufgeipreizten, kraftlosen Erzeugnisse unsrer Poeten? Wir sind in der That alle in gleicher Schuld: und darum sollte sich Keiner über den Anderen erheben.

Und endlich ist auch dies ein Irrthum, daß man die Poeten der Gegenwart consequent immer nur auf die Vergangenheit bezieht und niemals auf die Zukunft. Man hat da ein bequemes Wort erfunden: Epigonen — es hört sich an, als wäre es etwas Rechtes, und doch ist es eine Redensart, die das bischen Sinn, welches sie einmal hatte, längst eingebüßt hat. Epigonen? Nein,

vielmehr Progonen ſind wir: Progonen einer künftigen reifen und freien Zeit, auf die wir das Auge ſehnſüchtig gerichtet haben, ja deren erſter herber Keim in eben dieſen unvollkommenen Liedern knospet, die Eurem verwöhnten Munde ſo häßlich ſchmecken!

Dies nun iſt auch die wahre Bedeutung der gegenwärtigen dramatiſchen Verſuche. Sie ſind an ſich nichts: aber ſie bereiten ein künftiges Drama vor, erſtlich negativ, indem ſie das bisherige erbärmliche Unweſen verdrängen helfen und das Feld aufräumen, auf dem eine ſpätere glücklichere Muſe ihren Siegeseinzug halten wird.

Und ſodann auch poſitiv: indem ſie nicht nur einen gewiſſen Apparat praktiſcher Erfahrungen und Vortheile ſammeln, der unſern künftigen Dramatikern trefflich zu Statten kommen und ſie, auf unſere Koſten, vor unzähligen Irrthümern und Mißgriffen behüten wird: ſondern auch, indem ſie das Publikum allmälig wieder an die Idee einer einheimiſchen dramatiſchen Literatur gewöhnen und das Theater, das ſo lange Zeit lediglich eine Veranſtaltung des höfiſchen Luxus, ein Nothbehelf der fürſtlichen Langeweile geweſen, allmälig wieder in den Kreis der nationalen Intereſſen hineinziehen.

Nur freilich, damit dies Ziel erreicht wird, werden dieſe Intereſſen ſelbſt wohl noch eine einigermaßen andere Geſtalt erlangen müſſen:

εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten.

Perſonen.

Karl der Fünfte, römiſcher Kaiſer, König von Deutſchland und Spanien.

Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen,
Philipp, Landgraf von Heſſen,
} die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes.

Sibylle von Cleve, Johann Friedrichs Gemahlin.
Moritz, Herzog von Sachſen.
Anna, ſeine Gemahlin, Tochter des Landgrafen Philipp.
Eliſabeth von Rochlitz, Herzogin von Sachſen (blind).
Albrecht, Markgraf von Kulmbach.
Kardinal Granvella.
Selden, Kanzler des Reichs, Kaiſer Karls vertrauter Rath.
Chriſtoph von Carlowitz, Moritz' Kanzler.
Lukas Kranach, der Maler, Bürgermeiſter von Wittenberg.
Kunz von Roſenberg, des Kaiſers Narr.
Oberſt von Heideck, Offizier des Moritz.
Ein kaiſerlicher Hauptmann.
Hofherren und Hofdamen. Ritter. Soldaten. Dienerſchaft.

Der erſte Akt ſpielt in Torgau; der zweite vor und in Wittenberg; der dritte in Augsburg; der vierte in Innsbruck in Tyrol; der fünfte in Nürnberg und auf einem Schloſſe des Albrecht.

Beginn der Handlung: 1547.

Erſter Akt.

Saal im Schloſſe zu Torgau.

Erſte Scene.

Johann Friedrich und Landgraf Philipp, im Geſpräch, treten ein. Gefolge von Edelleuten, das im Hintergrunde zurückbleibt.

Friedrich.

Er kommt nicht, ſag' ich Euch.

Philipp.

Er kommt gewiß!
Hat meine Tochter mir's denn nicht geſchrieben
Und zugeſagt?

Friedrich.

Hat Eure Tochter das?
Und warum Eure Tochter? warum nicht
Er ſelber? Wie?

Philipp.

Weil er an einem Fieber

Darniederlag.

Friedrich.

An einem Fieber? So?
Das wird wohl wieder solch ein Fieber sein,
Wie dazumal, als wir nach Weimar ihn
Entboten hatten, auf Jacobi Tag,
Um in verständig brüderlichem Rath
Den traur'gen Stand des Evangeliums
Und unsrer Freiheit dringende Gefahr
Gemeinsam zu erwägen. Wißt Ihr noch?
Da schrieb er auch, er sei am Fieber krank,
Er könne kaum die Feder mehr regieren;
Es thät' ihm leid, es brächt' ihm fast das Herz;
Doch sei es ihm unmöglich zu erscheinen.
Und an demselben Tage, wißt Ihr noch?
Zog er nach Augsburg, an des Kaisers Hof,
Die Schleppe dort der Majestät zu tragen.
Gebt Acht, gebt Acht, er macht's noch einmal so!

Philipp.

Ihr denkt zu bös von meinem Schwiegersohn.

Friedrich.

Bös, sagt Ihr? Bös? Nun, beim allmächt'gen Gott
So aus der Brust sollt Ihr das Herz mir reißen,
So nur ein einz'ger Tropfen, Einer nur,

Von böſem Blut darin enthalten iſt!
Doch das empört mich, einen Mann zu ſehn,
An uns gebunden durch jedwedes Band,
Das heilig iſt vor Menſchen und vor Gott,
Deſſelben Stamms, wie wir, deſſelben Glaubens,
Von Einer Luft, von Einem Blut genährt —
Und er verläßt uns! er verräth uns! er,
Der ein Pilot uns ſoll im Sturme ſein,
Er ſteht dabei und lächelt, wenn wir ſinken! —
Seht Ihr das anders?

Philipp.

Allerdings. Ich ſehe,
Was, ſeit die Welt ſteht, alle Welt geſehn.
Die Jugend iſt ehrgeizig; Ehre wächſt
Am Nächſten bei der Macht: und darum unter
Die Fittige begiebt ſie ſich der Macht,
Nicht fragend nach dem Recht. Verdammt daher
Den Moritz, meinen Eidam, nicht zu raſch!
Von kleinem Anfang zögernd ging er aus,
Und es iſt billig, daß das Kleine wächſt.
Nicht Ihr, noch ich, ſo ſehr ich ihn auch liebe,
Und ſo gerecht auch unſre Sache iſt,
Geſteht es ſelbſt! wir hätten dennoch nie
Zu jener Höhe ihn erheben können,
Auf welche jetzt, gleich wie mit Götterhänden
Die ſtolze Gunſt des Kaiſers ihn geſtellt. —
(Zum Gefolge.)
Seht Ihr noch nichts?

Erſter Edelmann.

Nichts, mein durchlaucht'ger Herr.

Friedrich.

Gut, rühmt ihn nur, bald wird ſich zeigen, wer
Das Rechte traf, Ihr oder ich. Indeſſen,
Damit das Warten Euch nicht müde macht,
Schaut um Euch! ſeht, in welche Lage wir
Gekommen ſind durch Euren Schwiegerſohn,
Und was man darf gewärtig ſein von ihm!
Längſt, wißt Ihr, war der Kaiſer unſers Glaubens
Wie unſrer Freiheit Feind; ſein ſpaniſch Herz,
Gewöhnt allein an ſchweigende Vaſallen
Und an der Heil'gen freudeloſen Dienſt,
Befreundete ſich mit dem unſern nie.
Wir wußten das; wir ſahen längſt voraus,
Daß wir ein Dorn in ſeinem Auge wären,
Und daß ſchon längſt das Schwert geſchliffen war,
Das zwiſchen uns entſcheiden ſoll. Damals,
Weil Einigkeit die Mutter iſt der Macht,
Verbanden wir zu einem Bündniß uns,
Wir alleſammt, die wir dem neuen Lichte
Des Evangeliums uns zugewendet,
Und die wir feſt entſchloſſen ſind, nicht Einen
Fußbreit zu weichen vor dem Kaiſer. Damals
War Moritz auch dabei. Er war noch nicht
Der große Herr, der er ſeitdem geworden:
Er war ein kleiner, unberühmter Fürſt,

Der sich ganz außerordentlich geehrt fand,
In unsern Bund zu treten. Ist's nicht so?

Philipp.

Nicht ganz; doch redet weiter.

Friedrich.

Unser Bündniß
Erschreckte Se. Majestät. Sie wurden
Mit Einemmal ganz überaus leutselig,
Und strichen uns mit Allerhöchster Hand
Den Honigseim gnädigster Redensarten
In unsern Mund. Wer war es damals, sprecht,
Der sich begierig in den falschen Schimmer
Der kaiserlichen Gnade stürzte? Wer verstand es,
Sein Glück zu schmieden in demselben Feuer,
Das seiner Freunde Wohlfahrt fraß? Wer sagte,
Das Bündniß sei nicht länger zeitgemäß,
Wir sollten lieber uns zum Kaiser halten
Und friedlich uns mit ihm verständigen?
So ward der Bund von Eurem Schwiegersohn
Langsam zernagt, so wuchs die Macht des Kaisers,
So brachen unsre Flügel — und so stehn
Heut Ihr und ich, im ganzen deutschen Land
Die Einz'gen wir, der allerletzte Damm,
An dem vielleicht, so Gott uns nicht verläßt!
Die Fluth sich bricht der kaiserlichen Macht. —
Wollt Ihr das auch entschuldigen?

Philipp.

Entſchuld'gen?
Es war niemals ſo völlig, wie Ihr ſagt:
Doch wär's geweſen, könnt' ich es begreifen.

Friedrich.

Ich nicht, bei Gott! Begreifen kann nicht ich,
Wie man dem Teufel ſich verkaufen kann,
Wenn alle Engel, alle Seligen
Die Hände uns entgegenſtrecken! Nein,
Ich weiß recht gut, man ſchilt mich einen Thoren,
Ich ſei ein Schwärmer, ſagt man, ein Phantaſt,
Dem ſtets das Herz davonrennt mit dem Kopf —
Nun, wenn das iſt, ſo dank' ich meinem Gott,
Daß es ſo iſt! Ich will ein Schwärmer lieber
Und will ein Thor um Gotteswillen ſein,
Als daß der Mehlthau Eurer Klugheit je
Des Herzens reine Blüthe mir verdirbt!

Philipp.

Ihr ſeid ein wackrer Herr, reicht mir die Hand.
Auch ſehn wir bald, woran wir ſind. Die Zeiten
Sind ernſter jetzt, als ſonſt; wir ſtehen auf der
Haarſcharfen Grenzmark der Entſcheidung jetzt,
Wo Schwarz von Weiß, der Morgen von der Nacht,
Vom Guten ſich der Böſe trennt. Ich hoffe,
Daß ernſter ihn die ernſte Zeit gemacht.
Und der in guten Tagen uns verließ.

Da wir ſein nicht bedurften, gebet Acht!
Jetzt in den ſchlimmen wird er bei uns ſtehn.

(Zum Gefolge:)

Seht Ihr noch nichts von meinem Schwiegerſohn?

Erſter Edelmann.

Nichts, gnäd'ger Herr.

Philipp.

Nun freilich, allerdings,
Der Weg iſt ſchlecht, die Tage ſind ſchon kurz,
Er reiſt mit ſeiner Frau, da geht's nicht raſch.

Friedrich.

Du armer Landgraf, was bemühſt Du Dich,
Mit linden Worten, die Du ſelbſt nicht glaubſt,
Dein eignes Herz zu täuſchen, das Dich warnt!?
Ja, geh hinaus! geh, ſtell' Dich an den Weg!
Sieh Dir die alten müden Augen aus:
Dein Moritz kommt nicht, ſag' ich Dir!

Erſter Edelmann.

Ich ſehe
Staubwolken auf der Straße —

(Man hört Hörnerklang, der ſich wachſend wiederholt und allmälig in einen luſtigen Marſch übergeht.)

Zweiter Edelmann.

Und das Horn
Des Thürmers ſchmettert —

Erſter Edelmann.

Herzog Moritz ſprengt
Dem Zug voran —

Zweiter Edelmann.

Sie reiten in den Hof —

Philipp.

Nun? ſagt' ich's nicht?

Erſter Edelmann.

Der Herzog ſpringt vom Roß —

Zweiter Edelmann.

Und aus der Sänfte hebt er ſein Gemahl —

Philipp.

Mein wackrer Moritz! O ich ſagt' es ja . . .

Erſter Edelmann.

Sie kommen —

Philipp.

Reißt auf die Thore! alle Thüren auf!
Mein guter Sohn!

(Zum Kurfürſten:)

Nun? und was ſagt Ihr nun?
Gelt? Schlaget ein: Ihr habt es gut gemeint —
Ich ſagt' es ja, er iſt mein wackrer Sohn,
Da, ſchlaget ein —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Moritz, ſeine Gemahlin Anna am Arme führend. Gefolge. Wie ſie eintreten, Tuſch; dann ſchweigt die Muſik. Allgemeine Begrüßungen; worauf ſich das Gefolge zurückzieht.

Philipp.

Mein Moritz! Theures Kind!

Anna.

Mein theurer Vater! — Endlich, endlich wieder
In Eurem Arm, an Eurer lieben Bruſt —

Moritz.

Ei grüß' Euch Gott, Herr Vater! Es ward ſpät,
Die Anna war heut früh nicht wach zu kriegen.
Nun grüß' Euch Gott, Herr Vater! — Werther Ohm,
Habt meinen Gruß! Wie geht's? Was macht die Frau,
Die treffliche Sibylle? Denn Ihr wißt,
Daß ich von alten Zeiten her ihr huld'ge
Mit ritterlichem Dienſt — und meiner Frauen
Großgünſtiger Erlaubniß. Aber, Oheim,
Ihr ſeid ein wenig alt geworden.

Friedrich.

Wehe dem,
Deß Locke braun bleibt in ſo böſer Zeit!

Moritz.

Nehmt Euch in Acht, daß unſre Frauen das

Nicht hören, Oheim! — Aber Ihr, Herr Vater,
Ihr ſeht ja zwanzig Jahre jünger aus,
Als da wir uns zum letztenmal geſehn?
Wie geht's am Hof zu Kaſſel? Seid Ihr noch
Derſelbe Jäger vor dem Herrn, wie ſonſt?

Philipp.

Derſelbe, freilich. Doch ein andres Wild
Zu jagen giebt es —

Moritz.

Wie verſteht Ihr das?
Ihr lacht? Ihr ſchweigt? Und Friedrich beißt die Lippe
Und zupft am Schwert? Laßt uns zur Sache kommen:
Es geht ein ſeltſames Gerücht im Land,
Das unerhörter Dinge Euch beſchuldigt:
Was iſt daran? Sprecht offen, werthe Herrn
Eur Name leidet unter dem Gerücht . . .

Friedrich.

Was das Gerücht Euch ſagte, weiß ich nicht:
Das aber weiß ich, daß wir Willens ſind,
Eur edler Schwiegervater und ich ſelbſt,
Auf offner Wahlſtatt, in gerechtem Krieg,
Das ſchnöde Joch des Kaiſers abzuwerfen —

Moritz.

Was für ein Joch? was wollt Ihr von dem Kaiſer?
Was that er Euch? Hat er das Vaterland

Nicht groß gemacht und ſeinen Ruhm erhöht,
Vom fernſten Norden bis gen Afrika,
Wie es nicht war ſeit Karls des Großen Zeit,
Ein andrer Er und noch ein größrer Karl?!
Die deutſche Krone, die verachtet war,
Ein ſchnöder Spielball fremder Raubbegier,
Glänzt ſie nicht wieder, ſeitdem er ſie trägt,
Als Mittelpunkt und Sonne dieſes All?
Ja dürfen wir, ſeit Karl, als deutſcher König,
Die goldenen, die Zügel lenkt der Welt,
Nicht unſers Namens wiederum uns freun,
Und dürfen ſtolz ſein, daß wir Deutſche ſind?!

Friedrich.

Allein an unſerm Glauben kränkt er uns
Und unterdrückt ihn —

Moriß.

O mein guter Ohm,
Das ſind die Stimmen Eurer Geiſtlichen,
Die Ihr zu viel im Kabinette hört.
Was kümmern uns die theologiſchen
Spitzfindigkeiten? Diene Jeder ſeinem Gott,
Wie er's vermag und wie ſein Herz ihn treibt.
Doch wär's ein Jammer, wollt' ein Fürſt und Herr,
Die wir auf Ruhm und Thaten ſind geſtellt,
Mit dieſen Dingen ſeine Zeit verlieren.
Nein, Größres giebt es, und nach Einem erſt
Bei Allem frag' ich, was ich unternehme:

Das ist mein Deutschland, ist mein Vaterland!
Beweist mir erst, Karl wäre Deutschlands Feind
Und gösse Schmach, wie Macht und Ehre jetzt,
Auf unsers Vaterlandes heil'ge Stirn —
Beim ew'gen Gott! der Erste will ich sein,
Der sich mit Euch zum Krieg verbünden wird;
Ja dieses Schwert, das er mir selbst verliehen,
Als ich in Welschland, im Franzosenkrieg,
Mit meinem Leibe blutend ihn gedeckt —
Ich rennt' es ihm mit Lächeln durch die Brust!
Doch ehe nicht. — Und darum warn' ich Euch
Und bitt' Euch drum, mein Vater: trauet nicht
Den ungestümen Worten meines Ohms
Und der entsetzlich folgeschweren That,
Der unermeßlichen, in die er Euch
Verstricken will!

Philipp

(der sich bisher meist mit seiner Tochter beschäftigt und erst gegen Ende des Gesprächs demselben zugewendet hat).

O nun halt ein, mein Sohn!
Das geht nicht an, daß Du mich lehren willst,
Was meine Pflicht ist und mein Recht zu thun,
Und meine besten Freunde mir verklagen.
Ich bin ein alter Mann, mein Sohn! Hab' ich
Gewählt, siehst Du, dann hab' ich es. Der Krieg
Ist unvermeidlich: und so frag' ich Dich,
Mit runden Worten, ob Du theilen willst
Gefahr und Vortheil dieses Kriegs, zu welchem

Dein Glaube Dich, das Beispiel Deines Hauses
Und minder nicht Dein eigner Nutzen treibt.
Doch willst Du's nicht, ja willst Du wirklich lieber
Hofjunker werden bei der Majestät
Von Spanien mit den geschlitzten Aermeln,
In die sie unsre edlen Freiheiten,
Die Privilegien und Provinzen steckt:
Wohlan, mein Sohn . . . Doch nein! es geht ja nicht!
Du kannst ja nicht zum Schelme werden wollen
An Deiner Freiheit, Deinem Vaterland! —
Doch wie Du willst, ich rede Dir nicht zu . . .

Anna.

Mein theurer Vater — mein geliebter Mann —
Reicht Euch die Hand! Dies ist kein gut Gespräch,
Mit dem man sich beim Wiedersehn begrüßt —
Von etwas Anderem!

Moritz.

Und wär' es so,
Und gäb's zu klagen über Dies und Jenes:
Habt Ihr den Born der Güte denn erschöpft?
Seid Ihr zu Rande? ganz hinausgestoßen
Auf diese letzte blutige Entscheidung?

Friedrich.

Wir sind es: ganz.

Moritz.

Ich glaub' es nicht, nein, nein!

Es kann nicht ſein! Verſucht es noch einmal,
Ich ſelber will für Euch zum Kaiſer gehn —

Philipp.

Ich danke Dir. Ich habe einen andern
Fürſprecher, welcher ſichrer iſt: mein Schwert.

Moritz.

Allein bedenkt das Beiſpiel, theure Herrn,
Bedenkt die höchſt gefährliche, die Lehre,
Die Ihr den Völkern gebt! Ihr wißt es ſelbſt:
Die Welt iſt nicht die alte, wie zuvor;
Es giebt viel Unzufriedne, Viele giebt es,
Die neue Dinge ſinnen, die gerüſtet
Zu Bette gehn, ja die um Mitternacht
Vom Lager fahren und mit gier'gem Ohr
Hinaus ſich lehnen in die ſtumme Nacht,
Daß ſie die Lärmkanone nicht verſchlafen:
Und einer Pulverkammer gleicht die Welt.
Werft nicht Ihr ſelber, ich beſchwör' Euch drum!
O nicht den Funken werft Ihr ſelbſt hinein,
Der Euch und uns und das ehrwürd'ge Reich
In Einem Aufruhr in die Lüfte ſprengt!
Denkt an die Bauernkriege! Wie ſolln ſie,
Die Hungernden, die Bettler, die Geplagten,
Sie, denen nichts in Gottes Welt gehört,
Zu nichts geboren, als allein zur Qual,
Auf nichts mehr hoffend, als allein den Tod,
Die Ausgeſtoßnen, die Elenden, welche

Der Zahn des Hungers, die Gewalt der Noth,
Das leiſe Wimmern ihrer Säuglinge
Mit unabweisbar zwingender Gewalt
Entgegenſtachelt wider das Geſetz —
Wie ſollen ſie das göttliche Gebot
Des Friedens halten, wenn Ihr ſelber es
Mit Füßen tretet! Ihr, zwei große Fürſten
Des Deutſchen Reichs, auf deren goldne Wiege
Der Ueberfluß ſein ſchwellend Horn geleert,
Die noch den Zwang der Armuth nie gefühlt,
Die nie der Sporn, der grauſame, der Nothdurft
Von des Geſetzes gradem Wege treibt?
Bedenkt es wohl, Ihr theuren Herrn! Bedenkt,
Wohin Euch dieſe Strömung reißt — und haltet,
Um Eurer Völker willen haltet ein!

Friedrich.

Nein, umgekehrt! Grad' um der Völker willen
Erheben wir das Banner dieſes Kriegs:
Weil ſie ſo arm ſind, weil ſie nichts beſitzen,
Als ihren Gott, den der Hispanier
So gut, als uns, auch ihnen nehmen will,
Und weil ſie ſelber ſich nicht helfen können!
Wir ſind's für ſie, wir einzig, ihre Fürſten,
In deren Hand das künftige Geſchick
Der Völker ruht; wir ſind dazu berufen,
Wir höchſten Ritter unſers Volks, für ſie
Hinauszutreten auf den offnen Plan.

Und der gerechten Forderung unſrer Zeit;
Den ſtummen Bitten des gedrückten Volks,
Der unvernommnen Sehnſucht des Jahrhunderts
Den fürſtlichen, den ſtarken Arm zu leihn.
Was ſollt' ein Volk beginnen, das nicht länger
Auf ſeine Fürſten ſich verlaſſen kann'
Für deſſen Leiden ſeine Könige
Kein Auge haben' deſſen Todesſchrei
Kein Echo trifft in ſeiner Fürſten Bruſt!
Dann muß ſie, ja! dann muß ſie wiederkehren,
Mit der Du jetzt vergeblich uns bedrohſt,
Die ehrne Zeit der Bauernkriege! dann
Noch einmal muß zum Menſchenmorde ſich
Die Senſe ſchärfen! dann noch einmal ſtehn
Armuth und Reichthum zähnefletſchend ſich
Gleich zween ergrimmten Hunden gegenüber,
Und ſtromweis fließt das Herzblut unſers Lands!

Moritz

(der Brucke Rede anfangs unwillig, mit abgewandtem Geſichte, all mälig aufmerkſamer, mit ſteigendem Intereſſe zugehört, ſich begeiſtert an ſeine Bruſt werfend)

Brav, guter Oheim! o beim Himmel, brav!
Ich kann Euch ſonſt nicht leiden, guter Ohm,
Doch das beiſeit: denn was Ihr da geſagt —
Gott lohn' es Euch! es traf mich in mein Herz
Und hallt mit tauſend Stimmen donnernd nach!
O ich will auch ein ſolcher Heiland werden
Des armen Volks und der bekränzten Zeit!

Doch kann ich's beſſer werden, als daß ich
Die Spuren deſſen gehe, der der Größte
Von Allen iſt, die das Jahrhundert kennt,
Und der zum Wollen das Vollbringen hat?!
Mit ihm vereint, o welche Luſt wär' das,
Ein einig Deutſchland, ein verbundenes,
Und all' die Fürſten, groß und kleine Herrn,
Die Mißverſtand und Neid jetzt von ihm trennen,
Mit ihm vereint — die ganze Welt, beim Himmel!
Erſtürmten wir und ganz Europa läge
Zu Deutſchlands Füßen, ein beſiegtes Weib!

Philipp.

Und unterdeſſen für uns ſelber ginge
Recht, Freiheit und Religion verloren.
Nein, guter Sohn: Dein Flug geht mir zu hoch.
Entſcheide Dich und ſprich es einfach aus:
Biſt Du Schmalkaldiſch oder Kaiſerlich?
Und dann in Gottes oder Teufels Namen,
Thu, was Du magſt.

Moritz.

Ich hab' es Euch geſagt:
Ich ſehe keinen Grund zu dieſem Kriege,
Den Ihr ſo keck, als wär' es goldne Frucht,
In unſers Landes heil'ge Fluren ſä't.
Ihr ſelber geht, ich ſag' es Euch voraus!
Daran zu Grunde und Deutſchland mit Euch.
Denn was iſt Schlimmres und Entſetzlichers,

Als Bürgerkrieg?! Und der iſt Euer Werk,
Das ich aus Herzens allertiefſtem Grund,
So wahr mir Gott im Tode gnädig ſei,
Nicht billigen, noch theilen kann.

Friedrich.

Nun denn,
So ſind wir quitt und wiſſen, wie es ſteht:
Und zwiſchen uns und Euch entſcheidet künftig
Das Schwert allein.

Anna.

Nein, Oheim, weiter nicht!
Ich bitt' Euch drum, mein Vater! Endet hier
Dies unglückſelig ängſtliche Geſpräch!
Nicht doch, Ihr Herrn, iſt das ein Wiederſehn?
Kommt, geht zur Tafel! Laßt die Becher erſt
Mit ſüßem Klang zur Einigkeit Euch laden,
Es thut nicht gut, daß Ihr ſo disputirt.
Mein theurer Moritz, ſieh mich freundlich an,
Ich küſſe Dir die liebe Stirn —

Philipp.

O fort,
Hinweg von ihm, Du arm unſchuldig Kind!
Ich kann's nicht ſehen, daß Deine reine Lippe
Auf dieſem Brandmal des Verräthers ruht —

Moritz.

Verräther? was?! Ich aber ſage Euch:

Wenn wo Verräther ſind, ſo ſind ſie dort,
Wo man dem Kaiſer Eid und Treue bricht
Und Thaten ausſät in den Schooß der Nacht,
Davor der Tag ſich ſchaudernd wird entſetzen! —
Verräther? Pah! es iſt ein Wort, nichts mehr:
Ich hab' ein Herz für Deutſchland, aber keines
Für Euren Zwiſt: heißt das bei Euch Verrath?!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Eliſabeth von Rochlitz, blind, von zwei Kindern geführt, welche, nachdem ſie in der Mitte Platz genommen, ſich zurückziehen.

Eliſabeth.

Wer ſpricht ſo laut?

Moritz.

Eliſabeth von Rochlitz?!

Eliſabeth.

Ich bin es, ja! Ich bin die alte, blinde,
Gebeugte Frau, die ſternenloſe Nacht,
Die dunkle Mutter Eures hellen Glücks —
War das nicht Moritz' Stimme?

Friedrich.

Theure Frau!

Philipp.

Gott ſegn' Euch, edle Frau! Wie geht es Euch?
Was führt Euch her?

Eliſabeth.

Ah, Philipp! Immer noch
Der alte volle freigeborne Ton,
Der warm und mild ſich an die Seele legt —
Reicht mir die Hand — und Ihr, Herr Kurfürſt, auch:
Ei ſegn' Euch Gott, Ihr auserwählten Streiter
Des Evangeliums! Geſegn' Euch Gott!

Anna.

O theure Ahnfrau! würd'ge Mutter!

Eliſabeth.

Horch,
Das war das Silberglöckchen meiner Anna!
O Deine Stimme thut unendlich wohl:
Recht wie ein Alphorn in der reinen Luft,
Wie einer Lerche fröhlicher Geſang,
Die trillernd ſich auf gleichen Flügeln wiegt,
Intereſſen hoch von wolkenloſem Himmel,
Aus ſel'gem Blau, die goldne Sonne ſcheint —
Wie iſt's, mein Kind: ſcheint ſie da draußen auch?

Anna.

Nein, gnäd'ge Frau, der Himmel iſt bewölkt.

Eliſabeth.

Das ſind die Wolken der zukünft'gen Zeit.

Die drohend niederhangen. Sprecht, Ihr Herrn!
Denn aus dem öden Wittwenzimmer trieb
Allmächtig mahnend diese Sorge mich:
Wie steht's, Ihr Herrn? Wann schlagt Ihr los? Wann schmettern
Schlachtmuthige Trompeten durch das Land,
Die Welt aufbietend wider Kaiser Karl?
Denn diesen haß' ich! Mit der äußersten
Kraft meiner Seele diesen! Daß ich diesen
Nicht sehen kann in seiner Todesqual,
Wenn sich sein blasses Angesicht verzerrt
Und er umsonst die hagern Arme breitet,
Das kümmert mich! Auslöschen will der Kaiser
Die heil'ge Leuchte unsers Glaubens! Blind
Will er die Menschen machen — denkt Euch, blind!
Blind! Faßt Ihr das? Ich weiß es, was das heißt!
O nur nicht blind, die Welt nicht blind gemacht!
Nicht ausgelöscht das segensreiche Licht,
Den heitern Quell des Lebens und der Lust!
In Flammen lieber, wenn es sein muß, stehe
Ringsum die Erde — nur nicht Nacht! nicht Nacht!! —
Verzeiht, Ihr Herrn, ich bin geschwätzig; redet:
Wie weit seid Ihr? Wo stehen Eure Truppen?
Wer ist im Bündniß? Und wann schlagt ihr los?

Friedrich.

Fragt Euren Enkel Moritz, gnäd'ge Frau:
Vielleicht kann er Euch sagen, wann es ihm

Gefällig ſein wird, gegen uns zu ziehn
Und Schwert und Schwert zu meſſen mit dem unſern:
Denn Euer Enkel weigert ſich des Bunds.

Eliſabeth.

Was hör' ich? Moritz, Moritz — was iſt das?!
Soll ich noch wünſchen taub zu ſein, wie blind?
Wo biſt Du, ſprich? O man verläumdet Dich . . .

Philipp.

Nein, werthe Frau: es iſt ſo wie Ihr hört —

Eliſabeth.

Was? Du bleibſt ſtumm? Du haſt
Kein leiſes Wort, kein allerkleinſtes Flüſtern
Für eine arme augenloſe Frau,
Die Dir ja nicht ins Angeſicht kann ſchauen,
Die nicht die Sprache Deines Auges, nicht
Das ſüße Lächeln Deines Munds kann leſen —
Ich bitte Dich: ſprich! ſage nein!

Philipp.

Wie nun?
Wo ſind ſie nun, die hochgeſchwollnen Wogen
Der Redekunſt, mit denen Du das biſchen
Ehr' und Gewiſſen aus der Bruſt Dir ſpülſt?
Du ſchweigſt, Du kämpfſt — o Moritz! o mein Sohn!
Noch iſt es Zeit: kehr um, noch iſt es Zeit!

Anna.

O geh zu ihr, mein Moritz, ſprich mit ihr!

Moritz.

Ihr thut nicht gut — was macht Ihr doch aus mir?

(Wird von Anna zur Eliſabeth geführt, mit halbem Widerſtreben.)

Eliſabeth.

Ja das biſt Du,
Das iſt iſt das Zucken Deiner lieben Hand —
Beug' Dich zu mir! knie neben mich, mein Kind!
Laß meine Hand mit ängſtlich leiſem Finger
In Deinem Antlitz forſchen, ob Du's biſt!
O ſieh, mein Kind: als Du geboren wardſt,
Des kranken Vaters ſpätgeborner Sohn,
Mit Deiner Mutter Tode Du erkauft:
Da hob ich jauchzend in den Armen Dich,
Mein Auge damals, das ſeitdem erloſch,
Das damals noch in Gottes ſchöner Schöpfung
Sich ſpiegelte — mein Auge war das erſte,
Das Dich mit Liebe angeblickt! O Gott,
Ich ſeh' ja noch, wie Du da zappelteſt
Und mit den großen braunen Augenſternen
Mich durch und durch bis in die Seele ſahſt!
Und ſiehſt Du wohl? da ſind' ich alle noch
Die ſüßen Spuren Deines Angeſichts!
Das iſt die liebe Stirne — nein, nein, nein!
Nichts Böſes birgt ſich unter ſolcher Stirn!
Du bleibſt uns treu, Du kannſt nicht von uns gehn,
Es iſt nicht wahr, ich zeuge gegen Dich,
Die Schrift, die ew'ge, die der Schöpfer ſchrieb

In die erlauchte Bildung Deiner Stirn,
Sie täuscht mich nicht! Ich habe nicht verlernt,
In ihr zu lesen — nein, Du bleibst uns treu —
Sprich aus das Wort: bleib bei uns! sprich es aus!!

Moritz.

Ich kann ja nicht! ich kann nicht! laßt mich los!
Was wollt Ihr denn? was lockt Ihr mich hieher
Und werft mir Gift in meinen klaren Wein?!
So seid doch menschlich! reißt so stürmisch nicht
An meinem Herzen! Es empfindet auch,
Es hat auch Blut —
(Aufschreiend.)
ich bin ja nicht von Stein!
Ich fühl' die Thränen dieser blinden Frau,
Ich fühl' den stummen Jammer meines Weibs . .!!

Anna.

Er ist der Unsre wieder — mein Gemahl!

Elisabeth.

Still! still! Ich höre Tritte —

Moritz.
(Aufspringend.)
Ha bei Gott,
Das ist mein Freund, mein Carlowitz!

Friedrich.

Ihn sandte
Dein böser Genius!

Vierter Scene.

Die Vorigen. Carlowitz.

Moritz.
(ihm entgegeneilend.)
Mein Carlowitz —

Carlowitz.
Gnädigster Herr —

Moritz.
Wo kommst Du her? was bringst Du? Rede!

Carlowitz.
Ich komme
Von Nürnberg, von des Kaisers Hof.

Friedrich.
Sieh da,
Vom Hof des Kaisers! Also immer noch
Den Botenläufer macht Ihr, der die Freiheit
Des Deutschen Reichs und meines Neffen Ehre
An Spanien verkuppelt? Nun, gebt Acht,
Daß Euch zuletzt der Kuppelpelz nicht fehlt!

Carlowitz.
Ich bin der Diener meines Herrn, nichts mehr,
Und meine Ehre ist die seinige.

Moritz.
Und wie verließst Du Seine Majestät?

Denkt er an mich mit der gewohnten Gnade
Und gönnt mir noch, wie ehemals, den Platz
An ſeinem Herzen?

Carlowitz.

Seine Majeſtät
Entbieten Euch in Gnaden Ihren Gruß:
Sie wüßten wohl, in dieſen böſen Zeiten,
Mit welchen Künſten Euch die Welt verſucht,
Und welches Gift des Argwohns und des Neides
Man auf die Blume kaiſerlicher Gunſt
Zu ſtreuen ſucht. Allein Sie wüßten auch,
Was Sie an Euch gethan, und welche Bande
Der Dankbarkeit, der Ehre und der Pflicht
Euch feſſelten an Sie. Sie wüßten ferner,
Welch reiches Kleinod ritterlicher Tugend
In Eures Herzens keuſcher Tiefe ruht,
Und daß vom Himmel eh' die Sonne weicht,
Als Ihr vom Pfad der Ehre. Demgemäß,
Gleich wie ein Vater ſchaut auf ſeinen Sohn,
So ſchauen Seine Majeſtät auf Euch:
Der Degen Ihr, der ſeine Schlachten kämpft,
Ihr ſollt der Schild ſein, der ſein Herz bedeckt.

Friedrich.

Und iſt das Alles? Habt Ihr weiter nichts?
Vollendet nur und ſcheut Euch nicht vor uns:
Packt aus das Gold, die Titel, die Provinzen,
Für welche Euer Herzog ſich dem Kaiſer

Verſchachert hat — packt aus! Wir wiſſen doch,
Wie es mit uns und mit dem Moritz ſteht!

Carlowitz.

Nein, mein durchlaucht'ger Herr: von anderm Inhalt
Iſt meiner Botſchaft trauervoller Reſt —
Höchſt trauervoll —

Philipp.

Ihr meint für uns? Ei Lieber,
Wir ſind gewöhnt an Schwerter und an Kugeln,
Und darum denk' ich, Eure Worte werden
Uns auch kein Loch in unſre Wämſer machen.

Carlowitz.

Ihr habt's gewollt —

Friedrich.

O bitt' Euch, ſprecht heraus!
Es wird mir ſchwül in Eurer Nachbarſchaft.
Macht kurz, ich bitt' Euch! und dann friſch zu Pferde;
Denn dieſe Wölbungen erſticken mich.

Carlowitz
(nach einer kleinen Pauſe).

Und doch glückſelig, über deſſen Haupt
Das ſichre Dach, das gaſtliche, des Freundes
Sich wölben darf! den von des Freundes Seite,
Von ſeines Weibes, ſeiner Kinder Bruſt,
Kein gellend Hifthorn der Verfolger ſchreckt!
Dem nicht der Athem in der Kehle ſtockt,

Wenn hinter ihm ein Fußtritt hallt! Nicht Jedem
Ward es so gut: auf obdachloser Haide,
Das Kainszeichen auf der bleichen Stirn,
Dem Dolch des Mörders wehrlos preis gegeben,
Irrt der Geächtete —

Moritz.

Ha! was wird das?!

Anna.

Mein Vater —!

Elisabeth.

Wehe, weh den Lebenden!

Carlowitz.

Ich sprech' es aus; doch Bote bin ich nur: —
Philipp von Hessen, Friederich von Sachsen,
Weil sie des Aufruhrs sich vermessen haben,
Sind in der Acht des Kaisers . . .

Anna.

Ew'ger Gott! — —

(Pause.)

Philipp.

Nun? weiter nichts? Seht mich doch an: ich bin
Noch so gesund, wie vorher. Dieser Schlag ist kalt,
Er trifft mich nicht.

Carlowitz
(zu Moritz).

So fährt der Kaiser fort,

Und spricht zu Euch durch mich: höchst ungern nur,
Mit zaudernd schmerzzerrißner Seele, hat er
Zu diesem letzten Schritte sich entschlossen.
Auch jetzt noch soll der ausgesprochne Fluch
Nicht mit der ganzen fürchterlichen Schwere
Auf die verfehmten Häupter fallen; offen
Soll auch noch jetzt das Thor der Gnade stehn,
Und selbst das Unvermeidliche soll noch
So sanft geschehen, als geschäh' es nicht.
Darum an Euch, mein Herzog, geht sein Ruf!
Wie durch Gesetz und Lehnspflicht Eurem Kaiser,
So durch des Blutes fromme Bande seid
Ihr den Geächteten verwandt; gleichmäßig
Theilt Euer Herz sich zwischen Beiden. Euch
Daher, mein Fürst, ernennt er zum Vollstrecker
Der traurigen, der kaiserlichen Acht —

Moritz.

Mich selber, was? In dies mein eigen Fleisch
Soll ich den Degen bohren?!

Anna
(sich zwischen Moritz und Philipp werfend).

Ueber mich!
Erst über mich der Weg zu meinem Vater!

Elisabeth.

Weh, weh dem Moritz! weh dem Tage, weh,
Da ich zuerst ihn in die Arme nahm!

Carlowitz.

Der Kaiser hofft zu Euch, daß Ihr mit Sanftmuth
Und eingedenk verwandtschaftlichen Blutes
Des herben Auftrags Euch entled'gen werdet,
Dem er die Hälfte seines Stachels nimmt,
Indem er ihn in Eure Hände legt.
Ihr sollt demnach sogleich ein Heer versammeln
Und ungesäumt, in kaiserlichem Namen,
Besitz ergreifen, bis auf Weiteres,
Von Land und Gütern der Geächteten,
Damit kein Andrer sich daran vergreift.

Friedrich.

Nun? zaudert Ihr? Hier ist des Aechters Haupt:
Werft Euer Schwert auf die verfehmten Scheitel —

Philipp.

Gemach, gemach! Es ist was an dem Ding:
Und wenn Dein Herz einmal entschlossen ist,
Den heil'gen Kampf der Freiheit nicht zu theilen,
So rath' ich selber, übernimm die Acht!
Denn Andre werden, und nicht Bessre! sonst
Zu diesem Werk die gier'gen Hände bieten.
Drum da Du doch nicht unser Freund willst sein,
Wohlan, mein Sohn, so sei uns solch ein Feind,
Der von der Feindschaft nur die Maske trägt,
Mehr ein Vermittler, als ein Feind.

Anna.

Nein, nein!
Zu Deinen Füßen lieg' ich — theurer Mann,
O ſieh nicht fort! blick her! es iſt dieſelbe,
Die Du mit liebeglüh'nden Armen einſt
An Deine ritterliche Bruſt gezogen —
Dein Weib, Dein All! — O Gott, Du kannſt ja nicht,
Kannſt nicht das Herz mir brechen wollen ...

Friedrich
(zu Moritz, der im heftigſten Kampfe ſchweigend daſteht).

Nun? ſeid Ihr ſtumm?

Anna.

Mein Moritz!

Moritz
(nach langem Kampfe, plötzlich gewaltſam ausbrechend).

Fort! hinweg!
Mein Pferd! mein Pferd —! Ich übernehm' die
Acht!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Im kaiſerlichen Lager vor Wittenberg.
Gefängniß.

Erſte Scene.

Johann Friedrich, Sibylle, ſeine Gemahlin in Trauerkleidern, und Lucas Kranach. Im Hintergrunde Wachen.

Friedrich.

Das iſt der Wechſel menſchlichen Geſchicks,
Der auch die Hochgebornen nicht verſchont:
Und gern und freudig will ich ihn ertragen,
Weil ihn mein Heiland über mich verhängt.
Um Dich, mein Weib, um Dich nur thut's mir leid:
Du, geſtern noch im weichen Schooß des Glücks,
Von tauſend ſüßen Hoffnungen umgaukelt,
Geſtützt auf Deines Mannes wackres Schwert
Und den gerechten Vortheil unſrer Sache,

Heut nur ein Gaſt, ein kaum geduldeter,
In des Beſiegten traurigem Gefängniß —
Und Wittwe morgen, eh' die Sonne ſinkt.

Sybille.

Nein, nein, das nicht! Er kann nicht ſo unmenſchlich,
Nicht ſo undenkbar unbarmherzig ſein,
Der ſtolze Kaiſer, der mit ehrnem Fuß
Den gramgebeugten Nacken uns zertritt!
Was fürchtet er? was kannſt Du ihm noch ſchaden?
Was droht dies arme Reſtchen Leben ihm,
Dies Einzige, das von dem Traum der Herrſchaft,
Vom kurzen Wahnbild unſrer Macht uns blieb?
Iſt nicht Dein Heer geſchlagen und zerſtreut?
Der Bund zerſtoben? Landgraf Philipp ſelbſt
In Unterhandlung? Ja die letzte Stadt,
Die unſer war, dies theure Wittenberg,
Der heil'ge Boden, welchen Luther einſt
Zu unſers Glaubens Aufgang weihete,
Und der jetzt fühllos unſere Thränen trinkt —
Hab' ich ſie nicht dem Kaiſer auch ergeben?
Gefangner biſt Du in der eignen Stadt,
Ich ein ohnmächtig unverſtändig Weib,
Und von den Freunden, die in guten Tagen
In unſrer Hofburg ſich verſammelten,
Blieb Niemand uns,

(Kranach die Hand reichend)

als dieſer letzte Freund.

Friedrich.

Mein wackrer Freund!

Kranach.

Ich kann es noch nicht faſſen,
Wie es ſo kam, und wie ein ſolches Heer,
So wohl verſehn, von ſolchem Mann geführt,
Zertrümmert ward in einer einz'gen Schlacht;
Ein Märchen dünkt mich's, doch ein trauriges.

Friedrich.

Wohl, hört mich an: es iſt ein Troſt des Elends,
Ein leidiger, daß es geſchwätzig macht,
Und daß wir gern in trauervoller Klage
Den Urſprung unſers Jammers wiederholen.
Der Kaiſer zog, verſtärkt durch unſern Vetter,
Von Böhmen her mit großer Uebermacht
Auf mich heran. Ich zählte nicht die Köpfe,
Die Lanzen nicht, noch Roß und Reiſige:
Ich maß die Inbrunſt meines Herzens nur
Und meiner Seele flammende Begier,
Für Gott zu ſtreiten. Darum hielt ich Stand,
Wiewohl der Landgraf fern von dannen war,
Das eigne Land zu decken, und mit ihm
Des Heeres beſte Hälfte. Ja mir war
Es lieb beinah, daß ich der Einz'ge wäre,
Zu ſiegen hier und, ſollt es ſein, zu ſterben: —
Denn Philipp liebt Gott doch nicht ſo, wie ich.
Bei Mühlberg, weißt Du, wo in trägem Lauf

Die Elbe zögernd unſre Fluren netzt,
Ward ich vom übermächt'gen Feind ereilt.
Den Sonntag war's — vielleicht der letzte, welchen
Beim Klang der Glocken ich begrüßen werde!
Ich aber nahm es als ein gutes Zeichen,
Und in der Kirche weiht' ich mich zum Kampf,
An Gott und Dich, mein Weib, gedenkend. Plötzlich,
Gleich wie auf des bewegten Waſſers Rücken
Mit tauſend Funken ſich die Sonne wiegt,
So plötzlich ſah von Harniſchen und Helmen
Man das geduld'ge Waſſer überdeckt,
Und ſtolze Roſſe, erzne Männer ſtiegen
Durch die verräthriſch preisgegebne Furth,
Gleich Meeresungeheuern, an den Strand.
Was weiter folgte und geſchah: zuerſt
Die todesſchwangern Grüße der Kanonen,
Das heiſre Echo der Commandorufe
Und der Trompeten ſchmetterndes Signal —
Staubwolken dann, Geſchrei der Fechtenden —
Dann dumpfe Stille, Roſſe, deren Reiter
Mit bleichem Mund die blut'ge Erde küſſen,
Zerbrochne Schwerter, ſinkende Standarten —
Und dann zuletzt, gleichwie mit wildem Toſen
Ein zürnend Weltmeer ſeine Dämme bricht,
So dann zuletzt in dichtgedrängten Fluthen
Die unaufhaltſam allgemeine Flucht . . . .
Du haſt es oft im Scheingefecht geſehn
Und halb in Angſt und halb in Neubegier

An dem gewalt'gen Schauſpiel Dich gefreut:
Doch ernſte Wahrheit war es jetzt geworden,
So ernſt, ſo wahr — daß ich in Feſſeln bin.

Sibylle.

Und unſer Vetter, nahm er Theil am Kampf?

Friedrich.

Nein, keinen Theil: jenſeit des Stromes hielt er,
Des Kaiſers Rücken deckend. — Aber horch,
Die Riegel klirren —

Sibylle.

Ha! es iſt
Der Cardinal!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Cardinal Granvella mit Gefolge.

Granvella

(ernſt, wortkarg, auf die Kurfürſtin deutend, zur Wache vortretend):

Weiß Seine Majeſtät
Von dem Beſuch?

Wache.

Ein Brief vom Kanzler Selden
Befahl den Zutritt —

Granvella.

Geht. Es wäre beſſer,
Durchlaucht'ge Frau, Ihr miedet dieſen Ort;
Er ziemt nicht Euch, noch Euren Ohren das,
Was ich zu melden habe.

Sibylle

(in gewaltiger, zitternder Spannung, ſich gewaltſam verſtellend)

Sprecht es aus —
Sprecht, werther Herr — ich bin ja ſtark — ganz ſtark —

Granvella

Führt ſie beiſeit. —

(Während Kranach um Sybille beſchäftigt iſt, die mit athemloſer Spannung an dem Munde des Cardinals hängt, wendet ſich dieſer vorwärts zum Kurfürſten.)

Friedrich zu Sachſen, ehmals
Kurfürſt des heil'gen röm'ſchen Reiches, jetzt
Gefangner Seiner Majeſtät des Kaiſers,
Auf Leib und Leben peinlich angeklagt
Um Hochverrath und offne Rebellion,
In welcher man, die Waffen in der Hand,
Auf freiem Feld Euch aufgegriffen hat:
Zur Strafe deſſen, von gerechten Richtern,
Seid Ihr verurtheilt worden, mit dem Schwert
Geköpft zu werden, morgen Mittag um
Die zwölfte Stunde.

Sibylle.

(aufſchreiend, zuſammenſinkend):

Ah! allmächt'ger Gott!

(Pauſe, die Umſtehenden verhüllen ihr Antlitz.)

Friedrich.

Der Kaiſer iſt mein Herr; er kann mich ſtrafen,
Es iſt ſein Recht. Allein erinnert ihn,
Daß er den Leib nur tödtet, nicht den Geiſt:
So tödt' er mich — wenn das noch Tödten heißt!

Granvella.

Empfehlt Euch Gott und haltet Euch bereit
Auf morgen früh um zwölf.

(Ab mit Gefolge.)

Sibylle

(nach einer kurzen Pauſe die Augen aufſchlagend, ihre Umgebung anſtarrend):

Nicht wahr? ich ſchlief
Und träumte bloß — o ſicher, träumte bloß,
Daß mein Gemahl im Kerker wäre — und —
Und ich bei ihm — und da — o toller Traum!
Da kam ein Mann, — ein bleicher, blut'ger Mann —
Und kam — und ſagte —

(Beide lange anſtarrend, dann gewaltſam in höchſter Verzweiflung ausbrechend:)

o allmächt'ger Gott,
Es iſt ja Wahrheit! Wahrheit!! und kein Traum!

Friedrich.

Nein, faſſe Dich, es war gewiß ein Traum —

(halb ſeitwärts.)

Ganz ſolch' ein Traum, wie alles unſer Leben,
Und das Erwachen iſt im Tod allein.

Sibylle.

Nein, täuſch' mich nicht, es war ja doch kein Traum:
Da ſind ſie ja, die nackten Kerkerwände,
In die man Dich, den Fürſtlichen, verſtieß —
Das iſt der Wachen dumpfer Schritt — und hier,
(Kranach anſtarrend.)
Wie kämen Thränen in die Augen hier?!
So träumt man nicht . .

Kranach.

Faßt Euch, durchlaucht'ge Frau:
Die Kerkerluft, die beißt mich in die Augen —

Sibylle
(ins Anſchauen ihres Gemahls verſunken).

O ſeine Augen, ſieh nur hin, wie klar,
Wie fromm ſie ſehn! Gott grüß' Dich, theurer Mann!
Du holdes Haupt, Ihr Augen, meine Sterne —
Ah! morgen früh!
(aufſchreiend:)
und dieſes Haupt fällt hin,
Kalt blutend in den aufgeworfnen Sand,
Und die geliebten Augen ſtarrn mich an,
Zum letztenmal, weit aufgeriſſen, weit . . .
(ſie hält erſchöpft inne.)

Friedrich
(Kranach's Hand preſſend.)

O welch ein Schmerz!

Sibylle
(auffahrend).

Was? kommt der Morgen schon,
Und heulen schon die Glocken von dem Thurm,
Und wirbeln schon die Trommeln durch die Stadt?!
Nein, nein, o nein, ich lasse Dich nicht los,
Um Deinen Nacken ewig schling' ich mich —
Hau zu, hau zu! Denn erst, erst triffst Du mich!! —

Friedrich
(sie sanft loslösend, mit mildem Ernst).

Genug, mein Weib! Nun faß und sammle Dich!
Das Unvermeidliche muß Jeder tragen,
Gezwungen selbst der Widerstrebende;
Doch wer es willig trägt, der macht sich frei
Und unterjocht sein feindliches Geschick.
Drum geh Du heim und ruh' Dich, kurze Stunden:
Bleib bei ihr, Kranach — und dann sendet mir
Etwelche Diener des erhabnen Worts,
Daß ich mich läutre in Gebet und Beichte.

Sibylle.

Nein, laßt mich los! Der Sand verrinnt, hinweg!
Zum Kaiser will ich — will die Hände ihm,
Die Sohlen küssen und den Staub vom Fuß —

Kranach.

Bleibt, theure Frau. Schon heute morgen war
Die Bürgerschaft in kläglichem Gewand

Bei Seiner kaiſerlichen Majeſtät,
Die Freiheit unſers Herren zu erflehn:
Allein ſie ward nicht vorgelaſſen.

Sibylle.

Ah,
Das wart nur Ihr, nur Fremde, raube Männer,
Die nicht die Qualen eines Weibs verſtehn
Und keinen Laut in ihrem Munde haben
Für den gewalt'gen Jammer meiner Bruſt!
Ich aber, ſiehſt Du, ich — ich bin ſein Weib!
Ich geh zu ihm: der Kaiſer muß mich hören!
Und wär' aus Marmor die gewalt'ge Bruſt,
Und wär' ein Stein darinnen ſtatt des Herzens —
Er kann ja doch ein Weib nicht bitten laſſen,
Ein Weib! ein Weib!! um ihres Gatten Haupt!

Friedrich.

Bleib, ſag' ich Dir! Ich bin an meinem Ziel
Und habe dieſen Tod verdient: zwar anders,
Als ihn die Macht der Menſchen mir erkennt;
Und doch verdient gewißlich hab' ich ihn.
Denn ich vermaß in meinem Herzen mich,
Als wäre ich der Lieblingsſtreiter Gottes,
Sein Held und Rüſtzeug — und das büß' ich nun.
Drum gehe nicht! Du aber,
(zu Kranach.)
Freund: willſt Du
Mir einen Dienſt, den letzten, thun von vielen,

Die Du gethan —
(Ihn beiſeite führend, auf Sibyllen deutend.)
Geh, führe ſie nach Haus,
Betrüge ſie, bered' ſie, wie Du kannſt —
Denn ich — nicht wahr? Du haſt verſtanden — ich —
Ich will mein Weib nicht wiederſehn. —
Nun geh,
Mein holdes Weib! Wir ſehn uns wieder, geh!
Und bleiben eine ew'ge Zeit beiſammen —

Sibylle
(erſchöpft, träumeriſch).

Mein theurer Herr, und iſt's auch ganz gewiß?

Friedrich
(ſie umſchlingend).

Was wäre Scheiden ohne Wiederſehn?
Nacht ohne Morgen, Winter ohne Lenz,
Ein endloſer, fürchterlicher Tod —
Es giebt kein Scheiden ohne Wiederſehn!

Sibylle
(an ſeinem Halſe hängend).

Kein Scheiden giebt es ohne Wiederſehn!
Der goldne Morgen ſcheucht die dunkle Nacht,
Dem Winter folgt des Frühlings Blüthenpracht,
Ein Cherub ſchmettert Auferſtehungslieder —
Leb wohl, mein Herr, leb wohl: wir ſehn uns wieder!
(Lange, innige Umarmung.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Moritz, in zerſtörter Tracht, verwildert, außer ſich, die Wache gewaltſam beiſeite ſchiebend, hereinſtürzend, auf die Gruppe zueilend.

Moritz.

Fort! fort da! Platz! Ah wohl — da iſt er noch —
Er lebt! er lebt!! für diesmal, Cardinal,
Hätt' ich Dir noch die Beute abgejagt!
(Friedrichs Hände faſſend, ſie in krampfhafter Freude ſchüttelnd, ebenſo zu Sibylle.)

Friedrich.

Nein, Moritz, nein! Dich wollt' ich nicht mehr ſehn,
Nicht Dein unheilig Antlitz ſollte ſich
Im Nachtmahlkelche dieſes Abſchieds ſpiegeln!
Geh, heb' Dich fort! Du biſt der böſe Geiſt,
Der ſchadenfroh mich in dies Netz verſtrickt,
Verräther Du an Freunden und an Gott —

Moritz
(mit einem leiſen Anflug von Gereiztheit).

O haltet ein, ich bitt' Euch, guter Ohm:
Dies iſt ein Punkt, der läßt ſich nicht ſo raſch
Und nicht in dieſem Augenblick erörtern,
Wo Wichtigers und — Beſſeres uns drängt.
Denn eben ich, den Ihr Verräther ſcheltet,
Ich mit dem ſündhaft böſen Angeſicht —

Nun Gott ſei Lob!

(in reiner, ſtolzer Freude.)

ich bring' Euch —

(eine Schrift emporhaltend.)

Eure Rettung!

Sibylle

(die Schrift an ſich reißend, ans Herz druckend, will dem Moritz zu Füßen fallen, mit jauchzendem, krampfhaftem Lachen).

Ich küſſe Deine Knie —

Friedrich

(ſie gewaltſam aufrichtend).

Weib, heb' Dich auf:

Es iſt der Feind des Evangeliums,

Vor dem Du knieſt!

Moritz

(mit herzlicher Rührung, ohne Vorwurf, in reiner Freude).

Und doch — ſo kniet' ich auch,

Und tiefer noch, und neigte mein Geſicht —

Ja, für mich ſelbſt, da hätt' ichs nicht gethan!

Allein es galt das Leben meines Ohms

Und meines Schwiegervaters ganzes Glück:

Und darum willig kniet' ich in den Staub.

Sibylle.

O habe Dank! mehr Dank! als dieſer Mund,

Der ſtammelnde, Dir jemals ſagen kann —

(in Thränen ausbrechend.)

Ich danke Dir!!

Kranach.

Und welchen anderen
Beſchluß hat Seine Majeſtät erlaſſen?

Moritz
(nach einer kleinen Pauſe, begütigend).

Das Leben iſt des Lebens höchſtes Gut,
Zu athmen nur, zu wandeln iſt ein Glück;
Es giebt kein andres Unglück als den Tod,
Weil er allein unwiderruflich iſt,
Ein allerletzter, äußerſter Beſchluß.
Drum Alles, mein' ich, was vom Tode uns
Loskauft, iſt köſtlich, ſei es bitter auch
Und bös an ſich, weil es das Leben uns,
Die holde Luſt des Daſeins uns erhält.

Friedrich.

Ein weiſer Anfang, welchen Ihr vermuthlich
Bei einem heidniſchen Poeten laſt.
Doch denkt nicht Jeder ſo: und darum bitt' ich,
Sagt mir den Fortgang — und dann bleibe mir
Die freie Wahl.

Moritz.

Ihr ſollt Gefangner bleiben,
Von Land und Leuten abgeſetzt, ſo lange,
Wie Seine Majeſtät es nöthig halten
Dem allgemeinen Frieden dieſes Reichs.
Mein Schwiegervater hat ſich auf dieſelben
Bedingungen geliefert und geſtellt.

Friedrich.

Gefangenſchaft — o ſie iſt mehr als Tod!
Tod löſt des Leibes ſüße Bande nur,
Löſcht unſern Blick, macht kalt das warme Blut:
Doch ach, das Elend der Gefangenſchaft,
Der öde Jammer unſrer Einſamkeit
Löſt uns lebendig doch vom Leben ab,
Löſcht das Gedächtniß unſers Namens aus
Und macht der Freunde warme Herzen kalt! —
Welch Unterpfand habt Ihr mir ausgewirkt,
Daß mich der Kaiſer wirklich ledig läßt
Nach einer leidlichen und kurzen Haft?

Moritz
(raſch).

Sein Kaiſerwort — und obendrein, ſo ſetz' ich
Die eigne Ehre Euch zum Pfande, daß ich
Nicht ruhen will noch raſten, bis ich Euch
Und meinen Schwiegervater ausgelöſt!

Friedrich.

Und wer wird zur Geſellſchaft mir verſtattet,
Daß er die Leiden meines Kerkers theilt?

Moritz.

Von Euren Leuten Einer oder zwei,
Wer Euch gefällt —

Friedrich
(zu Kranach, der mit stummer Bitte an ihm gehangen, ihm die Hand reichend).

Du hast's errathen: Du,
Kein Anderer, sollst mit mir sein!

Sibylle.

O wie
Beneid' ich Dir das traurig süße Amt!

Kranach.

Mein theurer Herr — o gebt nur Acht, ich kann
Ein übermüth'ger, lust'ger Bursche sein,
Ein alter Fasler, voller Schwänk' und Märchen:
Und wenn Ihr winkt, dann komm' ich, wie ein Staar,
Und flöt' Euch lächelnd meine Weisen ab.
Und Bilder malen wolln wir, groß und klein,
Holdsel'ge Fraun mit süßen Angesichtern,
Und Eure dunkle Einsamkeit beleben
Mit heitern Bildern, bunten Schöpfungen . . .

Moritz.

So kommt denn nun, ein besseres Gefängniß,
Ein würdigers für solchen hohen Gast,
Das ich für Euch verlangte, zu beziehn.
Geht es nach mir, bleibt Ihr nicht lang darin.

Sibylle.

O Vetter Moritz, als Ihr jünger wart,
Ein Jüngling kaum, ja halb ein Knabe noch,
Da nanntet Ihr im Scherz Euch meinen Ritter,
Mich Eure Dame: o so seid mir's nun

Und nehmt Euch freundlich der Verlaßnen an
Und meines Gatten, welcher keines beſſern
Fürſprechers ſich verſehen darf, als Euch.

Moritz
(ihre Hand kuſſend).

Gott ſchütz' Euch, theure Frau! und Euer Ritter,
In Ernſt und Scherz, will ich wahrhaftig ſein.
Auch ſetzt' ich meine Ehre ſchon zum Pfand
Und wiederhol's noch einmal, wenn Ihr wollt,
Daß ich die Freiheit der Gefangenen
Zu theuer nie, ja — müßt' es ſein, ſogar
Mit meinem Blut erkaufen will! — Auch Manches
Seh' ich jetzt anders, als ich früher that;
Die Welt iſt böſer, als ich mir gedacht.
Doch bleibt das Herz nur auf den rechten Pfaden,
Dann, wie ſie ſei — was will die Welt uns ſchaden?!

(Alle ab.)

Verwandlung.

Großer Saal im Schloſſe zu Wittenberg, ſeitwärts im Vorgrund der kaiſerliche Thron.

Vierte Scene.

Trompeten. Der Kaiſer, in Begleitung zahlreichen Gefolges, darunter, in der nächſten Umgebung des Kaiſers, Granvella, Kanzler Selden und Markgraf Albrecht. Später Moritz.

Kaiſer
(zu Selden, der ihm zunächſt geht).

Ich hatt' es anders mir gedacht, dies Wittenberg:

Mit ſtolzen Domen, prächtigen Paläſten,
Gleichſam wie Rom, das ew'ge Haupt der Welt,
Mit welchem dieſe arme, kleine Stadt
Des unerhörten Kampfs ſich unterfangen.
Liegt Luther nicht in dieſer Stadt begraben?

Selden.

Ja, gnäd'ger Herr.

Albrecht

(ſich in das Geſpräch miſchend, übermüthig, mit aufdringlicher Schmeichelei).

Und recht ein Labſal würd' es
Für alle gut kathol'ſchen Seelen ſein,
Wenn Ihro kaiſerliche Majeſtät
Ein glänzendes Exempel ſtatuirte
Und die Gebeine des verruchten Ketzers
Aus ihrer Gruft ließ' auf den Anger werfen.

Kaiſer

(ihn langſam meſſend, nach einer Pauſe).

Wer ſprach da? Ihr? Wart Ihr nicht einmal auch
Von dieſer Ketzerkrankheit angeſteckt?
Und ſeid erſt kürzlich in den Schooß der Kirche
Zurückgekehrt? — Nein, das verhüte Gott,
Daß wir die Ruhe ſtören dieſes Manns!
Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten — Friede ſeiner Gruft!

(Er beſteigt den Thron. Die Verſammlung ordnet ſich, die Herolde gebieten Stille. Der Kaiſer, vom Thron aus, die Verſammlung begrüßend.)

Die Verſammelten
(unter Trompetenſchall).

Hoch, hoch dem Kaiſer! hoch dem Sieger! hoch!

Kaiſer.

Habt Dank, Ihr Herrn. — So iſt nunmehr der Friede
Zurückgekehrt in die bedrängte Welt,
Und frei aufathmet das erſchöpfte Land.
Die trotz'gen Uebertreter des Geſetzes
Sind überwunden: und ſo dürfen wir,
Wie wir es längſt aus Herzensgrund gewünſcht,
Das Eiſen legen aus der ſtrengen Hand,
Die zaudernd nur, bewältigt durch die Noth,
Es aufgehoben zum verhaßten Kampf.
Jetzt endlich wird es uns geſtattet ſein,
Was uns zunächſt am Herzen liegt zu fördern:
Die Einigkeit und Wohlfahrt dieſes Reichs.
Ich läugn' es nicht, es iſt was krank im Reich,
Ein neuer Geiſt, gleich einem irren Schatten,
Wankt durch die Welt und ſtört mit leiſem Pochen
Die holde Ruhe der Lebendigen.
Helft mir ihn bannen; laßt es nicht geſchehn,
Daß der verwegne Muth der Leidenſchaft
Die heil'gen Schanzen des Geſetzes ſtürmt! —
Ich will das Gute, doch ich bin ein Menſch:

So ſteht mir bei, daß es geſchehen kann.
Was dieſe Spaltung der Religion
Betrifft, aus deren aufgedecktem Grunde
Die böſe Schlange dieſes Krieges kroch,
So ſeh' ich ein, es iſt nicht Alles ſo,
Wie es ſein ſollte, und ich rechne drauf,
Daß ein gemeinſam chriſtliches Concil,
Wie ich es längſt, doch ſtets umſonſt verſucht,
Den alten Schaden heilen wird. Bis dahin,
Ihr werthen Herren, laßt den Hader ruhn!
Zaum und Gebiß legt Euren Herzen an,
So will ich Euch ein gnäd'ger Kaiſer bleiben. — —
Wo iſt der Herzog Moritz?

Selden.

Eben tritt

Er in den Saal —

(Moritz, in feſtlichen Kleidern, tritt ein, vor dem Thron ſich verneigend.)

Moritz.

Der Dank, mein hoher Kaiſer,
Der jauchzende, des Hochbegnadeten
Und meiner Muhme ſtammelndes Gebet
Schwebt auf den Lippen mir als treuem Boten:
Doch allzureich beladen, kann ich nicht
Des holden Auftrags mich entledigen,
Und mein Verſtummen ſei Beredſamkeit.

Kaiſer.

Es braucht das nicht; ich that es nicht um Dank,
Noch Weiberthränen. Doch damit die Welt
Erkennen mag, mit welchem Maß die Gnade
Des Kaiſers mißt, und daß die Dankbarkeit,
Und wär' ſie ſonſt auch aus der Welt verbannt,
Doch noch am Throne Eures Kaiſers wohnt:
Moritz! ſo geb' ich Euch für treue Dienſte
Um Reich und Thron daſſelbe Land zum Lehn,
Das Euer Oheim durch die Acht verwirkt,
Noch größern Dank der Zukunft vorbehaltend.

Moritz.

Nein, gnäd'ger Herr, ich darf nicht! Nimmermehr!
Nehmt Euer gnädiges Geſchenk zurück!
Ich darf mich Eurer Huld nicht freun, ſo lange
Die fürchterliche Wolke Eures Zorns
Auf den Gefangenen laſtet. Denket ſelbſt,
Durchlaucht'ger Herr: die Stimme meines Blutes müßte
Mich bei mir ſelbſt verklagen, daß ich lebe
Und bin im Glück und freue mich der Gaben,
Mit denen Ihr mich ſegnend überſchüttet,
Indeſſen ſie, die Nächſten meines Bluts,
Die hochgebornen Fürſten meines Stamms,
Im Kerker liegen! Nur dies Eine ſei,
Wenn anders ich ein wenig Dank verdient,
Die holde Blüthe Eures Dankes, daß
Ihr die Gefangenen befreit!

Kaiſer.

Gewiß,
Es ſoll geſchehen; aber noch iſt es
Nicht Zeit dazu. Vertrau' Du Deinem Kaiſer!
Laß nicht den wüſten Taumel dieſer Zeit
Auch unſrer klaren Seelen ſich bemächt'gen!

Moritz.

O gnäd'ger Herr, die Welt denkt bös von mir —

Kaiſer.

Laß ſie, mein Freund! Das iſt nun unſer Loos,
Die wir die Saat zukünft'ger Thaten ſtreun,
Daß uns das ungeduld'ge Volk verkennt.
Man muß auch dies ertragen lernen. Lächelnd,
Dein Ziel im Aug', des eignen Gottes voll,
Von Haß und Liebe unbeſtochen, wandle
Hoch über ihren Häuptern Deinen Weg!
Du biſt noch jung; ſo halte feſt an mir,
Und bleib' mir treu! Laß nie die böſe Saat
Des Mißtrauns wachſen zwiſchen Dir und mir!
Vergiß es nie, daß Deine Jugendblüthe
An meinem Stamme ſich emporgerankt,
Daß meine Huld die Sonne, die ſie nährt,
Und daß ſie nicht gedeihn kann ohne mich! — —
Und alſo laden wir nach Augsburg Euch,
Wohin der Reichstag ausgeſchrieben iſt,
Euch feierlich, vor allem Volke, dort

Mit dem Kurhut von Sachſen zu belehnen. —
Ade, Ihr Herrn, auf fröhlich Wiederſehn!
Und daß mir Niemand meinen Frieden ſtört!

(Während der Kaiſer vom Thron ſteigt und der Rückzug ſich ordnet, unter feſtlicher Muſik, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

In Augsburg.

Prächtiger Saal mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren.

Erste Scene.

Beim Aufgehen des Vorhangs hört man von außen Trompetentusch und Jubelgeschrei. Carlowitz, aus der Nebenthüre rechts, bleibt einen Augenblick, wie horchend, seitwärts stehen; dann vortretend, spricht er:

Carlowitz.

Es ist erreicht! Beim Klange dieser Hörner
Wird ihm der Kurhut auf sein Haupt gesetzt.
Der größte nun von allen deutschen Fürsten,
Der Nächste nach dem Kaiser, — 's ist erreicht! —
Nun wehe weiter, Wind des Glücks, und führe
Mit vollen Segeln uns dem Hafen zu!
Die Welt zwar denkt, wir wären schon am Ziel:
Mir aber scheint, als wär's der Anfang erst.

(Von außen wiederholtes Jubelgeſchrei und Muſik. Gleich darauf, in feſtlichem Schmuck, den rothen Kurhut auf dem Haupte, tritt Moritz ein. So wie er den Carlowitz erblickt, eilt er in freudigſter Aufregung auf ihn zu.)

Moritz.

Mein Carlowitz, mein Theurer!

Carlowitz
(das Knie beugend).

Gnäd'ger Herr!

Moritz
(ihn aufrichtend, in die Arme ſchließend).

Nein, Carlowitz! das iſt die Stätte nicht,
Die Dir gebührt! An dieſe Bruſt, o komm,
Komm an dies fröhlich glückgeſchwellte Herz
Und theil', mitfühlend, ſeinen ſtolzen Schlag! —
Ja, Carlowitz, mit dieſem rothen Hut,
Der jetzt die jugendliche Stirn mir ſchmückt,
Grüßt mich die Röthe eines neuen Tags.
Nicht mehr derſelbe bin ich, der ich war,
Ein kleiner Herzog, kleine Gaben bettelnd
Vom Augenblick: jetzt aufgenommen unter
Die Mächtigen, die Wähler dieſes Reichs,
Die gleich den erdbeherrſchenden Planeten
Sich um des Weltalls heil'ge Mitte drehn,
Den Höchſten jetzt, den Beſten zugeſellt,
Fühl' ich von tauſend ahnungsvollen Träumen
Mein Herz geſchwellt! Schon wie mit Liebesflammen
Weht mich der Athem der Geſchichte an,

Der Kuß der Zukunft brennt auf meiner Stirn.
Und ſehnſuchtvoll, gleichwie ein Bräutigam
Sich in die Arme der Geliebten ſehnt,
So lechzt mein Herz nach einer großen That.
Ja, Carlowitz: wir wollen Thaten thun!
Rechtfertigen durch eigenes Verdienſt
Wolln wir den ſchönen Irrthum unſers Glücks:
Und ſelbſt der Neid, der mit ohnmächt'gem Zahn
An unſers Mantels goldner Schleppe nagt,
Von Scham entwaffnet, ſoll er eingeſtehn,
Daß unſer Glück, wie groß es ſei, doch nicht
Zu groß für uns! Sieh, als ich niederkniete
In dieſem Centrum ird'ſcher Herrlichkeit,
Von allen Fürſten, allen, allen ich
Der Einzige, auf welchen alle Blicke
Gerichtet waren; als der Kaiſer ſich,
Der Herr der Welt, von ſeinem Stuhl erhob,
Mit eigner Hand mir dieſen Purpurhut
Aufs Haupt zu ſetzen; als ein leiſer Schauer
Der Majeſtät ſogar den Unterſten
Im Volk durchlief und es ſo ſtille ward,
Daß ich das Schlagen meines Bluts vernahm —
Und dann auf Eins das Schmettern der Trompeten,
Der Donner des Geſchützes und der Ruf,
Der hunderttauſendſtimmige, des Volks:
Da, Carlowitz, da that ich einen Schwur . . . .
Allein Du hörſt ja nicht, Du kehrſt Dich ab?
Was haſt Du, ſprich?

Carlowitz.

O nichts, mein theurer Fürst,
Ich dachte nur — Verzeiht, wenn es Euch kränkt —

Moritz.

Ich will es, sprich!

Carlowitz.

Ein Nichts, mein gnäd'ger Herr,
Ein bloßer Traum, ein flüchtiges Erinnern,
Das wie ein Dieb, inmitten meiner Freude,
Mich überlief. Versunken, gnäd'ger Herr,
In diesen Anblick Eures Glücks, verloren
In Eurer Zukunft blüthereichen Traum,
War mir's, als ständen zwischen ihm und Euch,
Gleich zween vermummten, warnenden Gestalten,
Die dunkeln Schatten —

(nachdrücklich)

Eures Schwiegervaters,
Und Eures Oheims, die in Fesseln sind.

Moritz

(die Hände schmerzlich vor die Augen pressend, nach einer Pause, tonlos, allmälig heftiger).

Weh mir, 's ist wahr! Ich hätt' es gern vergessen
Nur Einen Tag, nur eine einz'ge Stunde
Den Nektar meines Glücks in vollem Zug
Rein zu genießen! Doch es darf nicht sein,
Gedenken muß ich der Gefangenen,
Bei Tag, bei Nacht, ich muß ihr Elend schleppen,

Dicht hinter mir, gleich wie ein armer Sklav,
Den man zu Leichen angeſchmiedet hat:
Denn meine Ehre ſteht für ſie zum Pfand!

(Einige Schritte auf- und abgehend, dann ſtill ſtehend.)

Ich weiß es wohl, die Menſchen tadeln mich
Und halten mich für einen Fürſtendiener.
Denn ſie verſtehn nicht die geheimnißvolle
Bewunderung, die meine Seele kettet
An die erlauchten Spuren dieſes Kaiſers,
Des einz'gen Mannes in ſo kleiner Zeit!
Nur Eines gäb's,

(mit fallender Stimme.)

das löſte die Bezaubrung . . .
Doch dieſes Eine

(lang hinſtarrend)

wird er ja nicht thun. — —
Auch Niemand ahnt, wie mich das Schickſal meiner
Verwandten kränkt, mit welchen Bitten, welchem
Gebeugten Knie ich Seine Majeſtät
Um ihre Freilaſſung gebeten. Immer,
Von Tag zu Tag, ward ſie mir zugeſagt
Und immer wieder ſacht hinausgeſchoben.
Jetzt drängt die Zeit; der letzte Kriegesfunken
Iſt ausgelöſcht, und keinen Grund mehr giebt es
Zu längerer Gefangenſchaft. Ich habe
Ein letztes dringendes Geſuch um die
Freilaſſung meiner fürſtlichen Verwandten
Beim Kaiſer eingereicht. Es iſt vielleicht

Nicht ganz in dem gewohnten Stil, nicht ganz
Verbrämt mit den beliebten Förmlichkeiten
Der franiſchen Kanzlei: allein es iſt
Die Sprache meines Herzens. Seine Majeſtät
Kann ſie unmöglich mißverſtehn; er weiß,
Wie ich ihn liebe: doch er weiß wohl auch,
Daß auch die Liebe ihre Grenzen hat,
Wo ſie mit Thränen, aber dennoch, dennoch!
Den Degen bohrt in das geliebte Herz.

(Nach kurzem Auf- und Abwandeln, ſich dicht vor Carlowitz ſtellend, ihn fixirend.)

Haſt Du die Schriften wieder durchgeleſen,
Die Frankreich uns geſendet?

Carlowitz.

Ja, mein Fürſt:
Ich habe ſie geleſen und geprüft.

Moritz.

Und Deine Meinung?

Carlowitz.

Daß ſie wahrer ſind,
Als für den Ruhm des Kaiſers, wie zum Glück
Des Vaterlands ich wünſchen darf und muß.

Moritz.

So ſollte wirklich —?

Carlowitz.

Außer Zweifel iſt es
Und wird durch gilt'ge Schriften dargethan,

Daß Seine Majestät im Willen haben,
Die Ordnung dieses Reichs, im Guten oder
Gewaltsam, anzutasten und die Krone,
Entgegen dem einstimmigen Beschluß
Der wahlberufnen Fürsten, seinem Sohn,
Dem spanischen Don Philipp, zu vererben.

Moritz.

Das wolle Gott nicht, daß Don Philipp je
Auf seiner finstern, frühgefurchten Stirn
Die freie Krone dieses Reiches trägt!
Zu einer spanischen Provinz würd' er
Das holde Deutschland machen.

Carlowitz.

Es könnte sein.

Moritz

(näher tretend, vertraulich).

Ich will Dir sagen, aber insgeheim:
Ich sprach zum Kaiser neulich, so im Scherz,
Als wär's zum Zeitvertreib, von diesen Dingen,
Und neckte ihn. Er aber sah mich lange
Durchbohrend an, mit eisernem Gesicht;
Dann, mit den Fingern trommelnd, sprach er ruhig
Von etwas Anderem. — Sag', wenn es wäre,
Welch Recht dagegen haben wir, die Fürsten
Des deutschen Reichs?

Carlowitz
(mit einer tiefen Verbeugung).

Sie dürfen proteſtiren
Und den Proteſt zu Protokolle geben.

Moritz
(zurücktretend, heftig).

Nein, nein, bei Gott! nicht dazu bin ich Fürſt! —
Geh, ſchreib' an Frankreich, ſag' ihm meinen Dank,
Ich bäte ſehr, mir Fernres mitzutheilen;
Doch möchte man zu keinem Schluß mich drängen,
Eh nicht die eigne Ueberzeugung reif.
Inzwiſchen wollt' ich offne Augen haben.
Geh', ſchreibe das —
(zaudernd, da Carlowitz ſich entfernen will)
und — höre Du — noch Eins:
Du könnteſt auch an Oberſt Heideck ſchreiben,
Daß er mein Heer der Grenze näher führt;
's iſt bloß, 's iſt bloß —
(mit bitterm Lachen)
nun ja, zum Protokoll. —
Und auch an Albrecht ſchreib! Das iſt ein Menſch,
Geſchaffen ganz für eine Zeit, wie dieſe,
Die kühnen Griffs die Hefe rührt im Becher
Und ſie als Schaum läßt tanzen hoch am Rand:
Veränderungsſüchtig, trotzig, ſtets bereit
Zum Unerhörteſten, ein Stegreifritter
Der alten Zeit: doch tapfer und gewandt.
Schreib ihm, wovon wir ehemals beim Wein

Uns unterhalten halb im Ernſt, halb Scherz,
Das könne jetzt — vielleicht — es wäre möglich —
Nur ſchreib ihm ganz, wie Du es gut befindeſt!
Und frag auch nach beim Cardinal Granvella,
Ob noch vom Kaiſer kein Beſcheid erlaſſen
Auf mein bewußtes, dringendes Geſuch.
Ade, mein Freund — —

(ihm die Hand mit Nachdruck preſſend, ihn lang anſehend; dann Karlowitz ab.)

Zweite Scene.

Moritz allein.

Moritz.

(den Hut ablegend, erſchöpft).

Da liege dort! Du haſt
Mich doch getäuſcht, du ſitzſt nicht ganz ſo weich,
Als ich gedacht: erſt für die Morgenröthe
Des Glückes hielt ich dich — und nun, o Gott,
Als Dornenkrone drückſt du meine Stirn!

(Er geht einige Male auf und ab, dann ſtill ſtehend.)

Die Zeit iſt krank, ich ſelber kranke mit —
O meine Anna, wäreſt du bei mir!
Dein keuſches Herz, gleich einer Seherin,
Die in der Zukunft dunklem Grunde lieſt,
Hat nicht umſonſt gezittert, nicht umſonſt
Vor dieſen finſtern Wegen mich gewarnt —

Ich will zu ihr! An ihre reine Bruſt
Will ich mein Herz, mein unruhvolles, legen,
Will in den Frieden ihres Auges ſchaun,
Daß es auch mich mit Frieden überthaut —
Ich will zu ihr! Und wie aus Kindermund
Die Wahrheit ſich, die ew'ge, offenbart,
So ſoll auch ſie . . .

Dritte Scene.

Moritz. Anna, in Trauerkleidern, aus der Seitenthür links.

Moritz
(ſie erblickend)

Ha! was iſt das?! Sie ſelbſt!
Anna, mein Weib! mein Weib!!
(Eilt auf ſie zu, ſie zu umarmen.)

Anna
(abwehrend, mit tonloſer Stimme).

Zurück von mir! Berühre nicht die Hand,
Die ewig heut ſich von der Deinen löſt —

Moritz
(ihre beiden Hände haltend, in ihren Anblick verſunken).

O meine Anna, o, iſt dies ein Traum,
So laß mich ſterben in dem ſüßen Traum!
Du biſt es, ja, das iſt Dein holder Mund,

Das iſt das Herz, nach dem ich mich geſehnt —
Ja, meine Anna, ganz gewiß! es muß
Noch Engel geben, gute Genien,
Hilfreiche Geiſter, die mit holdem Flug
In unſrer ſchwärzſten Stunde uns umwehn,
Und jeder Wunſch und jedes leiſeſte
Gebet der Seele wird durch ſie erhört!
Glaub' mir, mein Weib: ich habe mich unendlich
Nach Dir geſehnt — und o, nun biſt Du da!
Ich halte Dich, ich küſſe Deinen Mund,
Ich ſchaue in den Himmel Deines Blicks...

Anna.

Zurück! zurück! Dies iſt die Stunde nicht
Zu ſüßem Liebesgeſpräch —

Moritz
(verwundert).

Du kehrſt dich ab?

Anna
(tonlos, mit reſignirtem Schmerz).

Ich komme aus dem Kerker meines Vaters...
Siehſt Du? Nun fährſt Du auf,
Nun weißt Du ſchon, was mein zerſchmettert Herz
Im ſtummen Abgrund ſeiner Qual verbirgt:
Denn Dein Gewiſſen hat es Dir geſagt.

Moritz.

Nicht mein Gewiſſen! Mein iſt es, wie Deins;

Doch bohrt Dein Schmerz auch mir in meine Bruſt:
Und darum klag' ich — und um Andres noch,
Das höchſt entſetzlich wäre, höchſt entſetzlich ....
(Verſinkt in Nachdenken.)

Anna.

So hör' mich an! Nur eine kurze Friſt
Iſt uns verſtattet —

Moritz
(aufhorchend).

Ich verſteh' Dich nicht?

Anna
(mit ſchmerzlicher Bitterkeit).

Verſtehſt mich nicht? Und biſt doch ſonſt ſo klug,
Und kannſt nicht faſſen, daß ein Weib aus ihrem
Herzen die Liebe reißt, wenn ihr Gemahl
Aus ſeiner Bruſt die Ehre riß? —

Moritz
(auffahrend, ſogleich wieder beſänftigt).

Ha..! Du biſt
Ein Weib, mein Weib — es iſt vergeſſen, ſchweig!

Anna.

Nein, ſchweige Du! und denk' an jene Zeit,
Da ich umſonſt vor Dir die Hände rang,
Umſonſt vor Dir in Thränenbächen ſchmolz,
Von Deinem Bündniß mit dem Kaiſer Dich

Zurückzuhalten! Du vernahmst mich nicht.
Du zogst hinweg — die Rosse wieherten,
Die Speere funkelten im Sonnenlicht —
Ich sah Dir nach, ich wußte, wem es galt!
O Moritz, Moritz, was empfand ich da! —
Da saß ich nun im einsamen Gemach,
Von wüsten Bildern meiner Angst umgaukelt:
Da saß ich nun allein mit meiner Qual
Und sah im schmerzzerrütteten Gehirn
Den Vater kämpfen mit dem Gatten...

Moritz
(abwehrend).

Still

Anna.

Ich war unsäglich einsam und verwaist.
Die Menschen mieden mich — trat ich ans Fenster,
So traf ein Spottlied mein erschrocknes Ohr:
Sie nannten Dich den Fürstenknecht und spieen
Bei Deinem Namen aus.... Ich floh zurück,
Ich schämte mich, Dein Weib zu sein —

Moritz.

Still! Still!!

Anna.

Und endlich kam die Nachricht von der Schlacht
Bei Mühlberg, wo der Kaiser seinen Sieg
Durch Deines Beistands Uebermacht errungen.

Zum Tod verurtheilt war Dein edler Ohm —
O Moritz, Moritz, hätte damals lieber
Das Beil des Henkers über Dir geſchwebt!
Er war beglückt, der doch im Elend war,
Ihn prieſen ſie und bauten ihm Altäre
In ihrer Herzen andachtvollem Grund:
Du warſt im Glück, Du triumphirteſt — Dich
Verfluchten ſie! — Wie oft um Mitternacht
Vom öden Bett bin ich emporgeſtiegen
Und habe meine Hände aufgehoben
Und habe zum Allmächtigen gefleht,
Daß eine Kugel Dich zerſchmetterte — —

Moritz
(mit bitterm Lachen).

Ja eine Kugel, Du haſt Recht! Es wäre
Das Beſte mir, und alle Zweifel endeten! —

Anna
(fortfahrend).

Und wieder
Ein Bote kam, und ſchluchzend ſagt' er mir,
Daß auch mein Vater, überredt durch Dich,
Bethört von Deinem hinterliſt'gen Rath,
In die Gefangenſchaft des Kaiſers ſich
Ergeben hätte —

Moritz.

Nein, das nicht! das nicht!
Bei meiner Seelen Seligkeit: ich bin
Unſchuldig an dem Schickſal deines Vaters!

Ich wußte wahrlich keinen andern Rath,
Man täuschte mich, ich sah das nicht voraus...

Anna.

Ich mußte fort, es ließ mir keine Ruh;
Zu meinem Vater zog mich's, nicht zu Dir!
Ich kam zu ihm, ich kaufte mir mit Gold
Den Weg in sein Gefängniß — seine Tochter:
Und kaufte mir mit Gold denselben Weg
Den Dir Dein Eisen hätte frei gemacht!
Ich kam zu ihm, ich sah ihn —
(Abbrechend, die Hände vor die Augen pressend.)
Still! ganz still!

Moritz
(in athemloser Spannung).

Nein! rede weiter —

Anna.

Hinter Eisenstäben,
In einem engen, traurigen Gemach,
So nackt, so kahl, kein Bauer wohnt so schlecht,
Auf einer armen, kleinen Schütte Stroh,
An einen Stein das theure Haupt gelehnt —
Da lag der Mann, der mir das Leben gab!
Ein halbzerbrochner Krug stand neben ihm,
Ein Stückchen Brod, so hart, so winzig klein,
Nie seinem Jagdhund gab er es so schlecht!
Lag halb verzehrt in seiner müden Hand.
Er sah mich nicht — ich bog mich über ihn —

(zusammenschaudernd).

Moritz — mein Vater ist recht alt geworden!
Alt! ach so alt!! Sein braunes Haar ist weiß,
Welk hängt das Haupt, das er so stattlich sonst
Auf ungebeugtem Nacken trug, sein Auge
Ist strahlenlos, wie ein erloschner Stern,
Und seine volle Stimme wurde hohl.
Ich sage Dir — er geht dem Grabe zu —
Er stirbt —

(aufschreiend).

er stirbt!!

Moritz.

Nun, bei dem Gott da droben,
Der meines Herzens tiefste Falten kennt:
Dies ist zu viel! halt ein! dies ist zu viel!
Was? solch Gefängniß einem solchen Mann?
Und so getäuscht bin ich und hintergangen?!

Anna.

Weil er auf Flucht gesonnen hatte, darum
In einen solchen Kerker warf man ihn.

Moritz.

's ist gut, 's ist gut — ich rede mit dem Kaiser,
Dein Vater wird befreit — gleich — diese Stunde —
Ich sag' Dir, diese Stunde — oder — oder —

(mit dem Fuße stampfend.)

Es wär' entsetzlich —

(abbrechend.)

doch dann muß es sein.

Anna.

Gelobe nichts: ich weiß, wie du es hältſt'
Dies iſt vorbei. Und wär' es auch, und löſte
Der Riegel ſich, der ihn gefangen hält:
Er iſt doch nicht der Alte, der er war,
Er iſt ein ſchwacher, ein gebrochner Greis,
Dem Du die Wurzel ſeiner Kraft geknickt.
Ade, leb' wohl! Von meinem Vater haben
Sie mich verbannt, man warf die Thüren zu:
Und jetzt von Dir verbanne ich mich ſelbſt!

Moritz
(in gewaltigſter Aufregung mit fliegendem Athem).

Bleib', Anna, bleib'! noch Eine Stunde, Eine!
Der Sand verrinnt — die Körner ſind gezählt,
Bleib, ſag' ich Dir —

Anna.

Umſonſt! Du rufſt umſonſt!
Mein Herz hat ſich von Deinem Ruf entwöhnt —

Moritz
(ſie umſchlingend).

Ich halte Dich — ich laſſe Dich nicht los —

Anna
(ſich ſeinen Armen ſanft entwindend).

Du laßt mich los! Du haſt es ſchon gethan,
Längſt ſchon von mir hat ſich Dein Herz verirrt —
So lebe wohl! Zum letzten Mal, leb' wohl!

Als wärſt Du ein Geſtorbener und über
Dir ſchlöſſe ſich der Deckel Deines Sargs —
Noch dieſen Kuß —

(von Liebe überwältigt, ihm in die Arme ſtürzend)

O Moritz, Moritz,
Wie hab' ich Dich geliebt! Mein armes Herz,
Gleichwie mit hunderttauſend kleinen Wurzeln
Ein grünes Hälmchen an der Erde hängt,
So hing mein Herz an Deinem! Niemand hätte
Mich Dir geraubt —

(ſich aufrichtend)

Du ſelber haſt's gethan.

Moritz.

Nein, fliehe nicht! Mit ungeheuren Dingen
Gehn die Minuten ſchwanger — fliehe nicht! —
Entziehe nicht in meines Zweifels Nächten
Die holde Sonne Deines Auges mir!

Anna

(an ſeiner Bruſt ruhend).

Es geht nicht, nein! und wenn ich ſelbſt es wollte,
Ich darf ja nicht! O wohl, es ruht ſich ſanft,
Unendlich ſanft an Deiner lieben Bruſt —

(ſich losreißend.)

Leb' wohl! Leb' wohl: Denn zwiſchen Dich und mich,
Gleich einem nächtlich irrenden Geſpenſt,
Stellt ſich das Elend meines Vaters! Will ich
Die Lippe Dir, die ſchwellende, berühren,

Muß ich gedenken an den Scheidekuß
Den meines Vaters bleicher Mund mir gab.
Das scheidet uns — Leb' wohl! und möge Gott
Dir gnädig sein!

Moritz
(mit leiser Entschlossenheit).

Wohlan denn! lebe wohl!
Doch nicht für ewig! Eine Stunde kommt,
Da wir uns wiedersehen — lebe wohl!
Geh' zur Elisabeth von Rochlitz, sag' ihr —
Nein, sag' ihr nichts! Denn Dinge seh' ich kommen,
Die schrein von selber so entsetzlich laut,
Daß Todte selbst aus ihren Gräbern steigen
Und alle Welt ein einzig Schlachtfeld wird!
Leb wohl! Leb wohl! Das Schlachthorn hör' ich tönen:
Dich soll mein Schwert, Dich soll mein Tod versöhnen!
(Er begleitet die Anna bis zur Seitenthüre. Anna ab. Dann zurückkehrend.)

Vierte Scene.

Moritz allein: später Carlowitz und Granvella.

Moritz.

Nun Ihr
Allmächtigen, die Ihr in dunklem Schooß
Die erznen Würfel unsers Schicksals mischt,
Nun steht mir bei! Nun etwas muß geschehn —

Vielleicht, vielleicht — es könnte ſein — ein Etwas,
Vor dem mein Herz, gleich einem ſcheuen Roß,
Sich ſchaudernd bäumt. — He, Carlowitz!

(Carlowitz tritt ein.)

Begieb Dich
Sogleich zu Seiner Majeſtät! Begehre
Antwort auf meine Schrift —

Carlowitz.

Der Cardinal
Granvella bittet um Gehör; vermuthlich
Bringt er die Antwort, welche Ihr begehrt.

Moritz.

Der Cardinal?! O nun, nun faß Dich, Herz!
Nun fällt der Wurf!

(Carlowitz ab. Gleich darauf Granvella, bei deſſen Eintritt Moritz ſogleich auf ihn zueilt, mit großer Heftigkeit.)

Wie ſteht's, Herr Cardinal?
Was haben Seine Majeſtät beſchloſſen?

Granvella.

Es thut mir leid, mein gnäd'ger Herr, daß ich
Nichts Beſſres bringe —

Moritz.

Beſſeres? Wie das?

Granvella.

Es iſt ein Nachhall Eurer eignen Worte,

Womit der Kaiſer mich belud; es wird Euch
Begreiflich ſein, wenn er nicht freundlich klingt . . .

Moritz.

Es gilt mir gleich, ob freundlich oder nicht!
Wenn Ihr nur die Gefangenen befreit.

Granvella.

Das iſt der Punkt, Durchlauchtigſter! Der Kaiſer
Iſt ganz erſtaunlich überraſcht, daß Ihr
Euch eines ſolchen Briefes unterfangen;
Er hätte Beßres ſich von Euch verſehn,
Als daß Ihr ihm mit Dienſten ſolcher Art
Die Huld erwiedert, die er Euch geſchenkt:
Das ſei die Art nicht, wie man dankbar iſt —

Moritz.

Doch meine Ehre — !

Granvella
(mit einem Lächeln).

Eure Ehre, Herr? —
Dies iſt der Kern des Auftrags: Seine Majeſtät
Wird die Gefangenen, nach ſeinem Will'n,
Befreien oder nicht, heut oder morgen,
In einem Jahre oder auch in zehn,
Ganz, wie es ihm gefällt, mein gnäd'ger Kurfürſt,
Und unbeſchadet Eures Briefs —

Moritz.

Sind dies
Die eignen Worte Seiner Majeſtät? Unmöglich
Hat er Euch dies geſagt —

Granvella.

Doch, gnäd'ger Herr,
Dies und noch mehr. Er ſagte, wenn Ihr mir
Geſtatten wollt, es Euch zu wiederholen:
Ihr wärt noch viel zu jung, mein theurer Fürſt,
Noch viel zu raſch, noch viel zu unerfahren,
Als daß Ihr ſchon die tiefdurchdachten Pläne
Der kaiſerlichen Majeſtät begreift.
Er räth Euch drum, als Kaiſer und als Freund,
Daß Ihr noch erſt ein wenig warten wollt;
Vielleicht — vorausgeſetzt, daß es dem Himmel
Gefällig iſt — kann er ein andres Mal,
Falls er Euch fragt, ſich Eures Raths bedienen.

Moritz.

Ha, dies iſt Hohn! Beim Himmel, dies iſt Hohn!
Führt mich zum Kaiſer —

Granvella.

Seine Majeſtät
Haben die Stadt bereits verlaſſen
Und die Gefangnen mit ſich fortgeführt.

Moritz.

Was? ohne Abſchied? ohne Audienz? Bin ich
Nicht Fürſt des Reichs? Was? Kennt Ihr dieſen Hut?

Granvella.

Wie ſollt' ich nicht? Ihr ſeid ja auch wohl nicht

Mit ihm geboren, mein durchlaucht'ger Herr . . .
Und überdies, ſo werden Zeiten kommen,
Wo ſolche Hüte etwas billig werden
Und Euer Hut nicht mehr als andre gilt.

Moritz
(höhniſch).

So? werden ſie? Vermuthlich wohl, wenn Philipp
Die deutſche Krone trägt?

Granvella.

Es könnte ſein:
Doch bin ich nicht in Alles eingeweiht,
Und nur der Himmel kennt das Künftige.

Moritz.

Ja wohl, der Himmel — und das Künftige,
Das Künftige!! — 's iſt gut, Ihr könnt jetzt gehn —

Granvella.

Gott ſegne Euch und alle Heiligen —
An die ihr zwar nicht glaubt, mein gnäd'ger Herr . . .
(Ab.)

Fünfte Scene.

Moritz allein. Gleich darauf Carlowitz, der während des vorigen Geſpräches ab und zu im Hintergrunde erſchienen iſt.

Moritz.

Gott ſegne Euch! Gott oder Satanas!

(Zu Carlowitz, der sich aus dem Hintergrunde nähert.)

O Carlowitz, man treibt sein Spiel mit mir!
Was? weiter nichts? Und Alles war umsonst,
Was aus den tiefsten Quellen meiner Seele
Ich ausgeströmt gleich einer Thränenfluth?
Hast Du's gehört? — O in der That, man treibt
Sein Spiel mit mir! —

Carlowitz.

Mein theurer Fürst —

Moritz.

Allein

Sie irren sich — ich sage Dir, sie irren!
Ich bin der Mann nicht, welcher dies erträgt
Und nur allein mit Tinte protestirt —
Blut' Blut, wie Oel! Das sänftige mein Herz!

Carlowitz.

Faßt Euch, mein Fürst —

Moritz.

's ist gut, ich bin gefaßt.
Laß satteln, augenblicks. Ein Abgrund muß
Ausklaffen jetzt sich zwischen Karl und mir —
Und Leichen nur, nichts Andres füllt ihn aus!

Carlowitz.

So wollt Ihr wirklich —?

Moritz.

Was ich muß.

Carlowitz.

Ihr wollt —?

Moriz.

Was meine Ehre, was mein Vaterland,
Das man zur ſpaniſchen Provinz will machen,
Und die gekränkten Rechte meines Bluts
Gebietriſch, unvermeidbar mir befehlen.
Er hat mich lang genug getäuſcht, wohlan.
So täuſch' ich ihn. Ich reiſe jetzt. Du ſelber
Mußt nach Paris — o pfui, dies Eine nur.
Dies thut mir leid, daß ich zur deutſchen Sache,
Zur köſtlichen, der Rettung meines Landes
Und meines Rechts, den Fremdling brauchen muß'
Was iſt der Preis?

Carlowitz.

Drei Perlen deutſchen Reichs,
Die alten Städte Toul, Verdun und Metz,
Sollt Ihr abtreten —

Moriz.

Aber doch wohl nur
Auf dem Papier? Verſteh' mich recht, ich meine,
Nur als ein Pfand, ein Einſatz, eingezahlt
Auf unſres Vaterlandes künft'ge Freiheit:
Wer ſie gewinnt, nimmt auch ſein Pfand zurück.
Wer Deutſchland frei macht, macht es ſtark zugleich:
Befreit vom Joch der eignen Tyrannei,
Wie würden wir das fremde je ertragen?

Und ſterb' ich eh' und hindert mich der Tod,
Nun denn, ſo laß ich künftigen Geſchlechtern
Die heil'ge Pflicht, die unauflösbare,
In beſſern Zeiten wieder einzubringen,
Was ich von Deutſchland, Deutſchland zu erretten,
Jetzt in die Schanze blindlings ſchlagen muß:
Und mehr iſt Freiheit, als ein Fetzen Land!

Carlowitz.

Ich bin bereit —

Moritz

(im Abgehen, ſich plötzlich umwendend, langſam bis in den Vordergrund gehend, mit innigem Schmerz).

O Karl! O Karl! Mein Kaiſer!
Held meiner Jugend, Sonne meines Glücks —

(Sein Herz niederreißend.)

Nein, zucke nicht! Du mußt ihn laſſen, fort!
Ich reiß ihn aus — ich werf auch ihn, auch ihn
Auf unſrer Zukunft flammenden Altar!

Carlowitz.

Eilt, eilt, mein Fürſt. Die Stunden ſind gezählt,
Ein Werk, wie Eures, braucht der Schnelligkeit.

Moritz.

Es war das Letzte, ja! — Nun iſt es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,
Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des beſten Freundes durch mich ſelbſt beraubt:

So nimm mich hin! Die alten Sterne ſinken,
Ein neuer ſteigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blut'ger Erde keimt die junge Saat:
(Das Schwert ziehend.)
Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

Vierter Akt.

Innsbruck in Tyrol.

Ein enges alterthümliches Gemach, mit einer gewölbten Mittelthür; rechts eine kleine Seitenthür, links ein Fenster.

Erste Scene.

Der Kaiser, mit dem Narren Schach spielend, im Vordergrund.

Narr.

Euer Spiel steht schlecht, Gevatter. Was meint Ihr? Nicht wahr? Es spielt sich leichter mit Menschen, als mit Schachfiguren. Die Menschen — die werft Ihr um, rennt sie über den Haufen, schlagt sie todt, piff, paff, von oben, von unten, wie Ihr könnt und mögt; der Gewinn ist für Euch, und der Todtengräber für Alle. Aber die Schachsteine, das ist hartnäckiges Volk, die halten auf Regeln und Gesetz und Recht — o Gevatter,

wenn ich ein Kaiſer wäre, ich ſchaffte das Schachſpiel ab. Schach!

Kaiſer.

Noch halt' ich es: ich geb' den Bauern preis.

Narr.

Den Bauern? Straf mich Gott, Gevatter: es iſt doch das Dümmſte, was man ſein kann, ein Bauer zu ſein. Ein Narr iſt wenig — wißt Ihr warum? Weil wir unſer gar zu Viele ſind. Die Familie iſt zu groß: das ſchöne Capital der Narrheit muß in gar zu kleine Portionen getheilt werden, damit nur ein Jeder etwas kriegt — Ihr auch, Gevatter, Ihr auch! und es ſollte mich nicht wundern, wenn Ihr ſogar den Löwentheil bekommen; es wäre nur ſo in Verhältniß zu dem Uebrigen. Aber dennoch lieber ein Narr, als ein Bauer! Als Narr bin ich Eines Menſchen Narr und weiß es: aber der Bauer iſt der Narr für Alle und weiß es nicht. Aber nun gebt Acht, Gevatter! Dieſer Bauer hatte ein zartes Fell, Ihr tragt die Stiefeln, die Ihr Euch aus ſeiner Haut geſchnitten habt, nicht weit: Schach! wieder Schach! und — matt!

Kaiſer.

Ich ſah den Läufer nicht, der hat die Schuld.

Narr.

Ja wohl, Gevatter, und zwei mal zwei iſt vier. Aber ſoll ich Euch einen guten Rath geben? Ich ſoll:

denn wozu wäre ich ein Narr, als zum Rath geben? Und also dies ist mein guter Rath: Nehmt Euch in Acht, Gevatter, vor den Läufern! Versteht Ihr mich? Vor den Ueberläufern, den Vor- und Nachläufern, die den Mantel nach dem Winde drehn, hungrige Bursche, die so lange neben Eurem Pferde laufen, bis sie Euch ein Almosen abgebettelt haben — und dann recken sie die Zunge und werfen mit Steinen hinterdrein. Ihr versteht mich doch, Gevatter?

Kaiser.

Nein, guter Narr.

Narr.

Nun, Gott segne Eure Weisheit, gnädiger Herr. Es ist eine kaiserliche Weisheit, nicht zu wissen, was alle Welt weiß. Ihr habt zu lange Hände und zu kurze Ohren, da liegt's. — Schaut her: wenn dies Schachbrett das deutsche Reich wäre, und Euer König wär' ein Kaiser —

Kaiser.

O guter Narr, nur nichts von Politik!

Narr.

Ha, Politik! —
Es ist nun 'mal die Lieblingskost der Welt
Und auch der Narr will seinen Theil daran!
Die Welt hat sich ein wenig übergessen
Am Kinderbrei der Häuslichkeit; sie hungert

Univ. Bibl. München

Nach den Fleiſchtöpfen der Hiſtorie.
Hörſt Du die Magen knurren? Sieh Dich vor!
Das Volk hat einen grimm'gen Appetit
Und eine ſchamlos bäuriſche Verdauung.
Paſſ' auf, Gevatter! Sieh, es geht nicht gut,
Ich darf's Dir ſagen! Denn ich bin ein Narr:
Das Volk braucht Viel — gieb ihm ein Weniges,
Zwei Biſſen nur, nur ein paar dürre Krumen
Vom Abhub Deines Mahles — gib ſie ihm!
Und ſatt und ſtumm, ſchweifwedelnd, kriecht der Hund
In ſeine kalte Hütte und ſchläft ein.

Kaiſer.

Narr, ſieh Dich vor, daß Du nicht ſelbſt zuerſt
Empfindeſt, wie die Hundehütte thut.

Narr.

Es wäre nicht das erſte Mal, würde nicht das letzte bleiben. Narren und Patrioten müſſen auf Schlimmeres gefaßt ſein: und jetzt bin ich ein Narr und ein Patriot dazu, alſo ein zwiefacher Narr. Stroh oder Seide — ich ſah eine Leiche, die hatte ſeidene Hoſen an — und puh, was ſtank ſie! Im Stroh niſten Flöhe, die beißen, in der Seide niſten falſche Freunde, die beißen noch ärger. Und darum ſag' ich Euch: nehmt Euch in Acht vor den Ueberläufern! Nehmt Euch in Acht vor Eurem Freunde Moritz...

Kaiſer
(lachend).

Auch Du, mein Narr? Die Lonart iſt nicht neu,
Ich habe ſie von Andern ſchon gehört
Und bis zum Ueberdruß gehört. O Narr,
Du wirſt zu fett, Dein Witz wird mager, geh,
Leg' Dich in's Bett und nimm zu ſchwitzen ein.

Narr.

Noch nicht, gnädiger Herr. Ich warte, bis Ihr vor Angſt ſchwitzt, dann ſetzen wir uns Beide zuſammen- Ach Gevatter, Gevatter! es wird doch hübſch ſein, wenn Alles ſo kommt, wie ich Euch ſage — und dann ſetz' ich mich vor Euch und ſeh' Euch an und ziehe die Augenbrauen über die Stirn hinauf und räuspre mich und ſtemme die beiden Ellenbogen breit auf und ſage: Nun? Nun, ſag' ich? hab' ich es Euch nicht vorhergeſagt? Ach Gevatter, das wird hübſch ſein — ſo hübſch, daß es mir ſchon jetzt in die Augen ſteigt.

Kaiſer.

Pfui, guter Narr, Du wirſt ſentimental?

Narr.

Sentimental? Nein, Gevatter, das hab' ich abgelegt, ſeit ich mir zum erſten Mal meine Hoſen allein zuknöpfte — und dazwiſchen iſt mehr Zuſammenhang, als Ihr denkt. Sentimental? Mein Herz iſt ein Igel, der ſeine Stacheln nach außen kehrt. Gebt Acht, Ge-

vatter: wenn Ihr weint, ſoll mein Herz Euer Kopfkiſſen ſein — und dann ſagt noch, daß ich ſentimental bin. Aber im Uebrigen bleibt's dabei: es gehen böſe Gerüchte über Moritz; man ſpricht von verborgenen Bündniſſen, geheimen Plänen, heimlichen Rüſtungen — nehmt Euch in Acht!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Cardinal Granvella.

Kaiſer.

Ah, Cardinal, Du kommſt zur guten Stunde,
Der Narr fällt Dir ins Handwerk: vor dem Moritz,
So wohl bereit, mit ſolch allmächtigem
Stirnrunzeln warnt er mich, daß mich bedäuchte,
Als hört' ich Dich.

Granvella.

So wird das Sprichwort wahr,
Daß Narrenmund die Wahrheit redet.

Kaiſer.

Wie meinſt Du das?

Granvella.

Uns habt Ihr nie geglaubt,
Wenn wir Euch baten, auf der Hut zu ſein
Vor Eurem Moritz: wohl! ſo glaubt denn jetzt

Der allgemeinen Stimme des Gerüchts!
So glaubt dem ängſtlich zögernden Verdacht,
Der nächtlich ſchon das bange Land durchzieht
Und Moriz' Namen an die Pforten ſchreibt —

Narr.

Soll ich Licht anmachen, Gevatter? Es iſt bloß, damit Ihr beſſer leſen könnt.

Kaiſer.

Ich glaub' an kein Gerücht. Ich hab' erfahren,
Aus welchem Nichts die ſchnöde Lüge ſich
Zuſammenballt; ich weiß, wie gern die Schlange
Des Neides ſich auf unſre Lorbeern legt
Und unſre liebſten Blüthen uns begeifert.
Der hat ſich ſelbſt verloren, der dem Urtheil
Der blöden Welt Gewalt giebt über ſich
Und an des Pöbels Hirngeſpinnſte glaubt.
Ich ſage Dir, ich glaub' an kein Gerücht.

Narr.

Und ich an jedes, da glauben wir beide gleich viel.

Granvella.

Nun denn, mein Fürſt, ſo glaubt der Wirklichkeit,
So glaubt den Thaten, die er ſelbſt gethan!
Denkt an den Brief, den Ihr in Augsburg jüngſt
Von ihm bekamt! Denkt an den Ungeſtüm,
(Obwohl es Schlimmres war, als Ungeſtüm)

Mit dem er mich, den Boten ſeines Kaiſers,
Entlaſſen hat!

Kaiſer.

Das iſt es, ſiehſt Du wohl?
Du biſt ihm böſe, weil er Dich etwas heftig
Entlaſſen hat! Und doch im Grunde war es
So unrecht nicht. Er hatt' es gut gemeint,
Er wird gedrängt von Freunden und Verwandten;
Ich hätt' ihm wohl ein wenig gnädiger
Antworten ſollen, und es thut mir leid,
Daß ich zu willig Deinem Rath gefolgt.
Auch kenn' ich Deine Art, Du haſt vermuthlich
Noch einen ſchlimmeren Beſcheid gegeben,
Als Du ihn ſelbſt aus meinem Mund empfingſt:
Du mußt nach Spanien, zur Inquiſition.

Granvella.

Ich lieb' ihn nicht —

Kaiſer.

Ich aber thu' es, ich!
Dein Herr und Kaiſer! und ich will, daß man
Nichts Böſes mehr von ihm mir hinterbringt!
(Aufſtehend, einige Schritte auf- und abwandelnd, dann ſtillſtehend.)
Es iſt was Seltnes, daß man Menſchen findet,
Urſprünglich, kraftvoll, wie die ewige
Natur ſie ſchuf. Die Meiſten ſind verhunzt,
Nicht erſt durchs Schickſal, meiſt ſchon durch ſich ſelbſt,
Weil ſie den Muth nicht haben, das zu ſein,

Was sie zu sein gelüstet: arme Nullen,
Die man halbwegs mit nassem Finger löscht.
Er aber ist als Liebling ausgezeichnet
Des ew'gen Schicksals, daß er offnen Auges,
Mit sichrem Tritt und aufgehobnem Haupt,
Auf Pfaden geht, wo Andern schwindlig wird:
Er, von dem Gift der Menschen unberührt,
Noch ohne Runzeln auf der Stirn und ohne
Falten im Herzen, unbekannt mit den
Verhängnisvollen Windungen des Lebens,
Und mir mit freier Liebe zugethan.
Als sich die Fürsten Deutschlands wider mich
Empörten, wem verdank' ich es als ihm,
Daß dieser wüste Sturm der Leidenschaft
Doch meines Thrones heil'ge Vesten nicht
Erschüttert hat? Und darum glaub' ich ihm,
Und biete Trotz dem Zischeln der Verläumdung!

Granvella.

Doch wißt Ihr auch, daß er ein Heer versammelt?

Kaiser.

Ich weiß es; denn ich selbst befahl es ihm.
Zu meinem eignen Beistand soll es sein,
Um mit Gewalt, wenn's nicht in Güte geht,
Die Aenderung des Reiches durchzusetzen,
Die ich bezwecke. Wenig Tage noch
Und meines Strebens Gipfel ist erreicht.
Was Wahlgeier! Was Capitulation!

Auf eigne Pfeiler bau' ich meinen Thron,
Den Thron der Welt! Gott hat ihn mir beſchieden:
Die Welt für mich! dann für die Welt der Frieden!

Granvella.

So iſt Euch auch vermuthlich dies bekannt,
Daß dieſe Truppen, welche Moritz führt,
Sich ſchon der Grenze nähern von Tyrol?

Kaiſer.

Der Grenze von Tyrol? Du ſprichſt im Traum.

Granvella.

Es giebt bedeutungsvolle Träume, mein
Durchlaucht'ger Fürſt; denkt, dieſer ſei davon!
Ihr ſeid allein, in einem fremden Land,
Nichts ahnend, ungerüſtet —

Kaiſer.

Hola, Narr,
Sing' mir ein Lied! Mir thun die Ohren weh.

Narr.

Gleich, Gevatter. Was für ein Lied wollt Ihr haben? Ich kann viele ſchöne Lieder: aber für Ohren, die weh thun, kann ich keins, da müßt Ihr Kaſtraten ſingen laſſen, oder Hofleute. Aber hört zu, Gevatter: das iſt ein Lied, ſo weich wie Oel, aber Euch wird es doch kratzen.

(Singt.)

Wenn die Sonne ſcheint,
Wenn die Sonne ſcheint,
Schmilzt der Schnee;
Wenn mein Mädel weint,
Wenn mein Mädel weint,
Sag' ich Ade!
Rothe Roſen, rothe Roſen,
Warum welkt ihr doch ſo bald?
Warme Herzen, warme Herzen,
Warum werdet ihr ſo kalt?

Dritte Scene.

Die Vorigen. Selden, in großer Eile eintretend.

Selden

(auf den Kaiſer zueilend).

Mein gnäd'ger Fürſt —

Kaiſer.

Was haſt Du? Du biſt bleich?

Narr.

Gebt Acht, Gevatter: das iſt der zweite Vers von meinem Liede, der nun kommt —

Selden.

Wie, gnäd'ger Fürſt? Führt hier der Narr das Wort,

Indessen schon der Donner der Entscheidung
Mit dumpfer Stimme aus den Wolken spricht?
Moritz von Sachsen —

Kaiser.

O ich bitt' Dich, schweig'
Du hast wohl auch wo zwei Gevatterinnen
Oder 'nen armen Lanzenknecht behorcht,
Der, aufgeregt von seinem Stübchen Wein,
Ein Schelmenlied auf meinen Moritz sang?
Ich kenn' die Quellen Eurer Politik.

Selden.

Nein, theurer Herr: entschieden hat die That!
Zerissen ist von Moritz' eigner Hand
Das unglückselig künstliche Gewölk,
Das unsre Sinne trügerisch umwob!
Der Blinde selbst wird sehend, frei zu Tage
Liegt die entsetzliche Geburt der Nacht:
Moritz hat Euch verrathen!!

Kaiser.

Nein! nein! nein!
Es kann nicht sein: und wenn es könnte, dennoch —
Es soll nicht sein! es soll nicht, sage ich!!

Narr.

Du sollst aber nicht, sagte die Maus zur Katze. Ei freilich sollt' ich nicht, antwortete die Katze — aber es schmeckt mir.

Selden.

Es iſt, mein Kaiſer! Dieſes Haupt zum Pfand,
Daß ich die Wahrheit melde! Wie von Flügeln
Der Nacht verhüllt, hat Moriz ſeine Truppen
Bis an den Eingang von Tyrol geführt;
Schon iſt von Waffen jeder Paß geſperrt,
Schon in den ſtillen Thälern dieſes Landes
Entfaltet ſich das Banner der Empörung . . .
(Der Kaiſer verhüllt ſchweigend ſein Haupt.)

Granvella.

Doch welchen Grund zum Aufruhr giebt er an?

Selden.

Die Haft der Blutsverwandten, die gedrohte
Veränderung des Reichs, vor Allem aber,
Weil er die Freiheit, ſagt er, retten muß.

Kaiſer
(nach einer Pauſe, langſam).

O Freiheit, Freiheit, lockende Sirene,
Die Du die Herzen meines Volks verführſt:
Wer biſt Du denn, die Du mit Schmeichelworten
Den liebſten Freund von meiner Bruſt mir ſtiehlſt?
Was ich gebaut, Du ſtürzeſt es in Trümmer,
Was ich geſät, Dein Feuer frißt es auf —
Komm, zeige Dich! Ich fühle ein Gelüſte,
Dein vielbeſungnes Angeſicht zu ſehn!

Iſt ſolch ein Ding, wie Du — komm! tritt herein!
Ich bin ein Greis, mein Haupt wird kahl, ich wanke
Dem Grabe zu — tritt her! ich wage dennoch
Mit Dir den letzten, ungeheuren Kampf
Um den alleinigen Beſitz der Welt!

Granvella.

Denkt nicht an Kampf, denkt erſt an Sicherheit —
(Sturmglocken.)

Selden.

Horch da, ſie läuten —

Granvella.

Es iſt Sturm —
Der Himmel ſteht in Glut —

Kaiſer.

Es iſt der Abend,
Die Sonne ſank, mein holder Tag erloſch:
Ich denke wohl, es wird der Abend ſein!

Selden.

Nein, dies ſind Flammen einer Feuersbrunſt —
O gnäd'ger Herr —
(Kanonen.)

Granvella.

Die Lärmkanone kracht —

Narr.

Wer nun eine Pelzkappe hätte, Gevatter. Aber es iſt doch nicht ſo leicht, ein Narr zu ſein, als ich dachte.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein kaiſerlicher Hauptmann.

Hauptmann.

Der Feind! der Feind! Auf, rettet Euch, mein Fürſt!
Die Ehrenberger Schanzen ſind geſtürmt —
Befehlt, wohin der Rückzug gehen ſoll:
Denn allzuſchwach ſind wir zum Widerſtand.

Selden.

Nichts da von Rückzug! Hier iſt Euer Platz —
Schwach oder ſtark: wer hält ſein Blut zu theuer,
Es hinzugeben für die Sicherheit
Des Kaiſers, unſers Herrn?

Hauptmann.

Wie Ihr befehlt.
Die Straße nach Italien iſt frei; die Loſung
Für uns iſt Tod! Gott ſegne Eure Flucht!

(ab.)

Narr.

(ihm nachrufend.)

He, Du, beſtell' mir einen Platz im Himmel, ich glaube, Du wirſt Dir heute zwei verdienen.

(Hörner hinter der Scene.)

Selden.

Das ſind die Hörner unſrer Feinde! fort!

Granvella.

Ihr müßt entfliehen, mein Durchlaucht'ger Herr —

Kaiſer.

Ich fliehe nicht! Ich will nicht überleben
Dies klägliche, dies Ende meines Glücks!

Selden.

Es giebt noch Schlimmres, als den Tod allein,
Mein Kaiſer: wollt Ihr als Gefangner leben?

Granvella.

Friſch, faſſet Muth! Entflieht! Gönnt dem Verräther
Nicht dieſe volle Freude des Triumphs —

Selden.

Ihr müßt, mein Kaiſer: Fackeln! Fackeln her!
Die Riegel vor!

(Durch die Mittelthur treten Bewaffnete mit Fackeln.)

Granvella.

Doch wohin lenken wir
Des Trauerzuges unglückſel'ge Spur?

Selden.

Nach Villach zu, dort iſt der Weg noch frei.

(Der Hauptmann in die Mittelthür tretend mit gezogenem Schwert.)

Hauptmann.

Sie ſtürmen ſchon die Brücke — rettet Euch!
Bald iſt der letzte Mann von uns gefallen!
Fort, rettet Euch! (ab.)

Granvella.

Die Kugeln pfeifen an
Die Mauern, fort!

Kaiſer.

Was macht Ihr? Laßt mich hier!
Hier ſank mein Stern — ich ſinke mit — o Moritz,
Moritz, mein Sohn! Du haſt mir weh gethan!!

Selden
(zu den Bewaffneten).

Kommt! tretet dicht an Euren Herrn heran!
Zieht Eure Schwerter! Mann für Mann! Wir ſchirmen
Das allerhöchſte Haupt der Chriſtenheit!

Granvella.

Kommt, theurer Kaiſer!

Kaiſer.

Kaiſer?! Still — ein Traum!

(Alle, in tumultuariſchem Gedränge, mit wehenden Fackeln, vorgehaltenen Schwertern, durch die Seitenthür ab: bis auf den Narren, der allein zurückbleibt.)

Fünfte Scene.

Der Narr allein. Später Moritz, Albrecht, Carlowitz und Soldaten. Hinter der Scene abwechſelnd Schießen und Hörnerklang, der ſich immer mehr nähert.

Narr.

Ich will nicht mitgehn, ich will hier bleiben; ich mag es nicht ſehen, wie ſie einen Kaiſer lebendig zu Grabe tragen. O großer, großer Kaiſer! — Und ich bin ja nur ein Narr; ſie würden fragen, was der Narr will, wo ſie für ihren Kaiſer ſterben. Denn es giebt auch eine Ariſtokratie des Todes. Pah,

(Sich in den Lehnſtuhl werfend.)

dieſer Stuhl iſt weich: der Kaiſer geht zu Grabe, und der Narr wird des Kaiſers Erbe. Nun kommt her zu mir, Ihr Thorheiten der Erde! Der Narr iſt Kaiſer, und Euer luſtiges Regiment beginnt. Nun komm, fuchsſchwänzelnde Schmeichelei — Du wedelſt? Gut, Du ſollſt Miniſter werden. Und Du mit der nackten Bruſt, Lüſternheit, Verbuhlte! ah, Du ſollſt mein Bettmeiſter ſein, und wenn wir alt werden, warte nur, dann bauen wir Kirchen mit einander. Mummenſchanz, Würfelſpiel: Ihr ſollt Volkslehrer werden! Ihr erzieht gehorſame Unterthanen, friſch zu! und die Weichlichkeit und das Gliederdehnen — ah, ich werde ein glückſeliger Kaiſer ſein!

(Hinter der Scene.

Moritz.

Ergebt Euch!

Albrecht.

Schlagt ſie todt!

Eine andre Stimme.

Zurück!

Eine vierte.

Marſch! Marſch!

(Degen klirren dicht vor der Thür.)

Albrecht.

Schlagt ſie in Stücke! brecht die Thüren ein!

(Die Mittelthüre bricht ein. Albrecht, nach ihm Moritz, mit Soldaten, dringen fechtend ein.)

Albrecht

(im Hereinſtürmen).

Halloh!

Das Neſt iſt leer!

(Den Narren erblickend.)

Was, noch ein Purpurträger?

Ich habe dieſe Farbe nie geliebt:

Laß mich das Schwert eintauchen, ob ſie ächt...

(Erſticht ihn.)

Narr

(zuſammenſinkend).

Ah, mein Kaiſer! Gute Nacht, Narr! Der Kaiſer iſt entfloben. Ich bin der Narr — und Du biſt

(mit gellendem Lachen.)

angeführt —

(ſtirbt.)

Albrecht.

Ein Narr! Ein bloßer Narr!

Moritz
(hinzutretend).

Wozu dies Blut? Pfui, ſteck den Degen ein,
Das war kein ritterlicher Streich von Dir. —
Todt, armer Narr? Ich hab' ihn wohl gekannt:
Er war was Beßres werth — und dennoch, dennoch,
Was will er mehr? Er ſtarb 'nen guten Tod. — —
Tragt dieſen armen Schelm hinaus: und ſorgt,
Daß ihm ein ehrliches Begräbniß wird.
(Carlowitz tritt ein.)
Wie ſteht's, mein Freund?

Carlowitz.

Sieg, mein Durchlaucht'ger Herr!
Der letzte Mann des Kaiſers deckt den Sand,
Wir haben keinen Feind mehr zu bekämpfen;
Er ſelber hat gen Villach ſich geflüchtet.

Moritz.

Schnell! laß die Kerker öffnen! führe die
Gefangenen, die Freunde meines Bluts,
Die langvermißten, an mein Herz zurück!
Mit dieſem Auftrag lohn' ich Dein Verdienſt.

Carlowitz.

Ich eile, gnäd'ger Herr.

(Ab.)

Moritz.

O Albrecht, Albrecht,
Komm an mein Herz! Das ſind ſie, ja! da kränzen
Sie duftig uns die kampferglühte Stirn,
Die Lorbeern dieſes märchenhaften Zugs!
Die Macht des Kaiſers iſt geſprengt; ich habe
Die Augen eingedrückt, damit ich nur
Die theuren Banner nicht erblickte, denen
Ich ſonſt gefolgt und die ich heut bekämpft.
Es iſt vorbei! Ich habe Blut gekoſtet,
Mein ſchwellend Herz, gleich einem jungen Leu'n,
Hat ſich in Freiheit, wie in Blut berauſcht —

Albrecht.

Ihr ſtürmt zu hoch für mich, mein theurer Fürſt!
Die nackten Flügel meines armen Glücks,
Die nicht, wie Eure, ſich von Federn blähn,
Vermögen Eurem Fluge nicht zu folgen.
Freiheit? O ja: es iſt gewiß ein ganz
Vorzüglich Ding, abſonderlich für Einen,
Der einer Kaiſerkrone ganz ſo nah,
Wie Ihr jetzt ſeid — —

(Da Moritz ihn unterbrechen will.)

Nein in der That, ich bitte,
Thut keinen Zwang Euch an, noch ſeid beſorgt,
Um Einſpruch meinerſeits — Was bin denn ich?
Fürſt ohne Land, nur meines Sattels Herr,
Ein zweiter Sohn aus einem zweiten Haus —

Geſtattet denn, indeſſen Ihr, mein Fürſt,
Mit ſtolzer Hand das Schickſal wägt der Welt
Und Euch in Freiheit, wie Ihr ſagt, berauſcht,
Daß ich indeſſen nüchtern, wie ich bin,
Ja weil ich's bin, ein wenig plündern geh!

(Zu den Soldaten laut:)

Kommt, wackre Jungens! Steckt das Neſt in Brand!
Man ſoll nicht ſagen, daß wir einen Kaiſer
Bei Nacht vom warmen Bett verjagt — und hätten
Nicht kaiſerliche Beute auch gemacht!

(ab.)

Moritz.

Und dieſer ſoll mein Bundsgenoſſe ſein?!
Man ſteht doch nirgend beſſer, als allein.

Carlowitz
(zurückkehrend).

Ich habe die Gefangenen befreit,
Wie Ihr befahlt: allein ſie weigern ſich,
Vor Eurem Angeſichte zu erſcheinen.

Moritz.

Und was der Grund?

Carlowitz.

Erlaubt, daß ich's verſchweige.
Nur dieſes ſag' ich: rechnet nicht auf ſie
Und ihren Beiſtand.

Moritz.

Ich verſtehe Dich.

Der Kerker hat nur ihren Muth gebrochen,
Nicht ihren Haß? Sie zürnen mir, nicht wahr?
Daß ich ſie eher nicht, als jetzt, befreit,
Und ſehn in mir den Feind nur, nicht den Retter?

Carlowitz.

Ihr habt's geſagt. Ihr Herz iſt hart geworden:
Sie haben nichts behalten, als nur einzig
Den alten Groll.

Moritz.

— — Es thut mir leid, gewiß:
Doch nicht um meinetwillen! Mögen ſie,
Wenn ſie es können, den Befreier haſſen,
Der aus der Schmach der Ketten ſie erlöſt:
Ich hab' es nicht um ihren Dank gethan!
So deutlich jetzt, ſo himmliſch ſonnenklar,
Als hätt' ein Finger Gottes ihn geſchrieben,
Fühl' ich den Weg jetzt, den ich wandeln muß,
Daß mich kein Haß, kein Unverſtand, kein Neid,
Kein falſches Urtheil falſch berathner Freunde
Ablenken ſoll von dem gewählten Pfad.
Die bange Zeit des Schwankens iſt vorbei:
Ich hab' entſagt auf alles andre Glück,
Als dieſes nur, dem Vaterland zu dienen.
Drum ob die Welt ſich wider mich empört:
Ich weiß es jetzt, wem dieſes Herz gehört!

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Heideck. Gleich darauf Selden. Albrecht.

Heideck.

Ein Abgeſandter Seiner Majeſtät
Erſucht Euch um Gehör.

Moritz.

Führt ihn herein.

(Selden tritt ein.)

Ihr kommt vom Kaiſer?

Selden.

Ja, mein gnäd'ger Herr:
Es jammert ihn des allgemeinen Elends,
Mit dem der Krieg aufs Neu' die Welt bedroht.
Drum trägt er Euch, wiewohl im tiefſten Herzen
Von Euch gekränkt, dennoch Verſöhnung an
Und will Euch gern, was billig iſt, gewähren.
Zuerſt Freilaſſung der Gefangenen —

Moritz.

Freilaſſung? jetzt? Ich — habe ſie befreit.

Selden.

Dann für Euch ſelbſt Vergeſſen des Geſchehnen,
Sogar Vergrößrung Eurer jungen Macht,

Zuwachs an Ehre, Reichthum und Gebiet,
Ja jeden Wunſch, den Eure Ehrbegier
Erträumen kann in ihrem kühnſten Flug.
Nur legt die Waffen nieder, welche Ihr
Ergriffen habt! Nur kreuzt die Pläne nicht,
Die Seine Majeſtät entworfen haben
Zum Wohl des Reiches, wenn abweichend auch
In Einigem von dem gewohnten Gleis!

Moritz
(nach einer kurzen Pauſe).

Mein werther Herr! Der Kaiſer meint es gut,
Ich weiß ihm Dank, daß er den Frieden will.
Doch ſteh' ich hier in meinem Namen nicht
Und nicht um meines Vortheils willen hab' ich
Das Schwert entblößt: ich ſtehe hier im Namen
Und in Gewalt der deutſchen Nation!
Was gilt das Unrecht, das er mir gethan?
Es war verziehn, noch eh' er es gethan.
Doch an der Freiheit hat er ſich vergangen
Und an den Rechten meines theuren Volks.
Verſöhne denn der Kaiſer ſich mit ihm!
Ihm biet' er dieſen Ueberfluß der Gnade,
Mit dem er mich umſonſt verlocken will!
Ja Gnade nicht — iſt Gnade, was man muß?!
Er geb' dem Reich, was er ihm ſchuldig iſt.
Sein gutes Recht und ſeine Freiheit wieder! —
Dies iſt die einz'ge Forderung, die ich ſtelle,

Ich kenne keinen Frieden, als allein
Der dieſe Eine Forderung mir gewährt:
Nichts, nichts für mich! doch Alles für mein Volk!

Selden.

Eur Gnaden ſtelln bedenkliche Artikel.
Ich geb' es zu, Ihr habt uns überraſcht,
Es war ein Aufſtand — und er iſt geglückt.
Doch warn' ich Euch! Vertrauet nicht zu ſehr
Dem wechſelvollen Einfluß Eures Sterns!
Das Glück des Kriegs iſt wandelbar, Ihr ſteht
Allein, mein Fürſt...

Moritz.

Warum verſtummet Ihr?
Meint Ihr, ich läugnet' es? Mein Schwiegervater
Sammt meinem Oheim weigern ſich des Bunds;
Ich bin allein — und dennoch nicht allein!
Denn mit mir kämpfen Millionen Seufzer,
Die Ihr dem Buſen meines Volks entpreßt!
Denn mit mir kämpfen Millionen Herzen,
Die an die Zukunft glauben, hoffnungsreich,
Und deren Glauben Ihr nicht brechen könnt! —
Ihr nennt dies einen Aufſtand? Nimmermehr:
Es iſt ein heil'ger, ein gerechter Krieg,
Es iſt die Nothwehr meines Vaterlandes,
Das ich befreien oder ſterben will! —

Selden.

So ſchicket denn, ſo Euch gefällig, einen
Getreuen Mann, der Euren Willen kennt,
Nach Paſſau hin, zum Tag der Himmelfahrt,
Damit Ihr über die Bedürfniſſe
Des deutſchen Reichs und die Erneuerung
Der alten Rechte gütlich Euch vergleicht.

Moritz.

Nach Paſſau ſchick' ich; bis zur Himmelfahrt
Sei Waffenſtillſtand. Grüßet Euren Herrn
Und lebet wohl.

(Selden ab.)

Geh, Carlowitz, beſorge
Die ſichre Heimkehr meines Schwiegervaters
Und meines Ohms. Hier iſt kein Platz für ſie:
Die reife Frucht des Siegs ſolln ſie genießen,
Die bittre Schale ſei allein für mich.

(Indem Carlowitz abgehen will, kommt Albrecht.)

Albrecht.

Ihr unterhandeltet?
Ganz ohne mich zu fragen? ohne daß
Ich darum weiß?

Moritz

(kalt).

Doch aber wißt Ihr jetzt.

Albrecht

Zum Teufel, ja: aus der Soldaten Mund!
Gehört ſich dies, daß Euer Bundsgenoſſe
Aus Söldnermund von Euren Plänen hört?

Moritz

Ihr hattet ſelbſt, bedünkt mich recht, ausdrücklich
Verzicht geleiſtet auf Diplomatie —

Albrecht.

O ſchnöde Falſchheit! Hinterliſtig Netz,
Mit dem Ihr einen Ritter wollt beſtricken!
Ich that es, ja: und thue mehr noch jetzt
Und ſag' mich los von Euch und Eurem Bund —

Moritz.

So ſeid Ihr gütiger, als ich gedacht:
Denn meinem eignen Wunſch kommt Ihr zuvor.
Soldaten braucht' ich: aber Räuber nicht.
So ſind wir quitt — und ich entlaſſe Euch'

Albrecht.

Sagſt Du das mir? Entlaſſen? abgedankt?
Wie man 'nen Landsknecht aus dem Dienſt entläßt?
Weil nicht, wie Du, durch Schmeichelei, Verrath
Und alle Künſte einer glatten Zunge,
Ich mich emporgewedelt aus dem Staub?
Weil nicht, wie Dir, blödſinnige Gewohnheit
Die Stirne mir mit Diademen ſchmückt?
Und bin ich auch ein Stegreifritter nur:

(das Schwert ſchlagend).

Das iſt die Feder, die die Welt regiert,
Mit dieſer wird mein Friedensſchluß dictirt —
Ins Feld, ins Feld! Laß ſehen, wen es trifft:
Deins oder meins — Blut ſei die Unterſchrift! —

(ab.)

Carlowitz.

Ihr wart zu raſch, mein Fürſt; der Markgraf nimmt
Die Hälfte unſers Heeres mit ſich fort.

Moritz.

So bin ich dennoch ſtärker, als zuvor.
Rein ſei die Hand, die für die Freiheit ficht:
Mich ſchreckt das Drohen meiner Feinde nicht! —

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Kaiſerliches Zimmer in Nürnberg.

Erſte Scene.

Der Kaiſer. Selden, am Arbeitstiſch. Es brennt Licht.

Kaiſer.

Iſt der Vertrag mit Moritz aufgeſetzt?

Selden.

Ja, Majeſtät. Ihr ſichert Seiner Gnaden
Vergeſſenheit des Vorgefallnen zu,
Beſtätigt die Freilaſſung der Gefangnen
Und nehmt die ausgeſprochne Acht zurück.
Die traur'ge Spaltung der Religion
Wird anerkannt, als ein berechtigt Ding,
Und gleich in Zukunft wiegen die Partein,
Bis daß ein einig chriſtliches Concil,
(Vorausgeſetzt, daß je dergleichen ſich

Verſammeln wird) den alten Zwiſt verſöhnt.
Die Ordnung dieſes Reichs wird nicht verändert;
Die Krone erbt Eur Bruder Ferdinand,
Dazu berufen durch der Fürſten Wahl,
Und Spanien bleibt ohne Theil am Reich.
Dies iſt die kurze Summe des Vertrags;
Nichts fehlt daran, als Eure Unterſchrift.

Kaiſer.

Reich' her das Blatt: wie weit iſt's in der Nacht?

Selden.

's iſt Mitternacht.

Kaiſer.

Da trennt ſich Tag von Tag:
Und ſo mit dieſem Einen Federzuge
Trennt ein Geſchlecht ſich von dem andern heut,
Daß weit hinaus, bis in die fernſten Zeiten,
Der finſtre Abgrund dieſer Stunden klafft.
O dieſe Lettern werden mir ſo ſchwer!

Selden.

Ihr ſchenkt der Welt den Frieden, gnäd'ger Herr.

Kaiſer.

Den Frieden, ja: auf künft'gen Krieg gebaut.
Ich höre ſchon, wie künftig alles Elend,
Das aus der Zwietracht der Parteien keimt,
Auf dieſe Stunde ſich berufen wird,
Wo ſie der Kaiſer ſelber anerkennt;

Ich höre ſchon, wie Schwert an Schwert ſich wetzt,
Und blut'ge Bilder künftiger Gefechte
Seh' ich auf dieſem kleinen Blatte ſtehn!
Mein ganzes Leben hab' ich dran geſetzt,
Daß eine Stunde nicht, wie dieſe, käme:
Nun iſt ſie da, nun fordert ſie ihr Recht!
Wohlan, es ſei — da ſteht mein Name, ſo:
Das war das Letzte, das ich unterſchrieben.

Selden.

Das Letzte? Wie, mein Fürſt? Verſteh' ich recht?
So ſeid Ihr ganz entſchloſſen, ganz bereit,
Den letzten Schritt, den äußerſten, zu thun?
Entſagen wollt Ihr der gewohnten Macht,
Hinuntersteigen von dem goldnen Thron,
Dem köſtlichſten der ganzen Chriſtenheit —?

Kaiſer.

Ich muß, mein Selden. Meine Zeit iſt um:
Ein neuer Geiſt erfüllt die alte Welt,
Ein anderer Thron erhebt ſich über mir,
Ein andrer Gott zieht in den Himmel ein:
Und keinen Raum mehr hat die Welt für mich.

Selden.

Ihr ſeht zu trüb. Den Doppelſinn des Glücks
Habt Ihr erfahren; faſſet Muth.

Kaiſer.

Ich klage
Das Glück nicht an: mein Schickſal war ich ſelbſt.

Ich kämpfte mit dem Willen des Jahrhunderts
Und wollt' es zwingen, meine Bahn zu gehn.
Ein Gott im Himmel, Eine Kirche, Ein
Kaiſer auf Erden, Ein allwaltender —
Das war die ſtolze Wurzel meiner Kraft! —
Und ſie zerbrach! 's iſt Phaetons Geſchick:
Die Sonnenpferde der Geſchichte ſchleudern
Aus meiner Höhe bäumend mich herab;
Zerſchmettert lieg' ich; brauſend über mir
Geht der Triumphzug einer neuen Zeit . . .

Selden.

Verſucht's noch einmal, theurer Herr. Die Welt
Gehorcht am Liebſten der gewohnten Hand;
Springt auf noch einmal! Greift noch einmal wieder
In die gewalt'gen Speichen des Geſchicks —

Kaiſer.

Umſonſt! umſonſt! Es wälzt ſich über mich:
Ich bin beſiegt. So ſcheid' ich, ohne Schmerz.
Denn freudlos war das Leben, das ich führte:
Auf meinem Thron, wie ſtand ich ſo allein!
In meinem Glück, wie war ich ſelbſt ſo arm!
Glaub mir, mein Freund: kein allerärmſter Sklav
Hat es ſo ſchlecht gehabt, wie ich. Frohlockend
Jetzt von mir werf' ich dieſe goldnen Laſten
Der Majeſtät: ich bin ein Leben ſatt,
Deß beſter Inhalt doch ein Irrthum war.

Selden.

Es iſt das Loos des Menſchen, daß er irrt. . . .

Kaiſer.

Ja: und an ſeinem Irrthum untergeht.
Drum laß mich ſcheiden. Mögen Andre beſſer
Den Athemzug der jungen Zeit verſtehn!
O ich beſchwör' Euch, künftige Regenten,
Die Ihr in Eurer zugeſchloßnen Hand
Das Schickſal künft'ger Millionen tragt:
Verſäumt es nicht, mit liebevollem Neigen
Das Ohr zu legen an die Bruſt des Volks!
Verkennet nicht das ungeduld'ge Hüpfen
Der ungebornen Freiheit! Ueberhört
Das leiſe Flüſtern in den Zweigen nicht,
Wenn ſie der Athem der Geſchichte rührt!
Ich hab's gethan, ich büße meine Schuld. —
So lebe wohl! Es iſt zum letzten Mal:
Reich' mir die Hand — leb' wohl und denk' an mich!
Viel trübe Nächte haben wir durchwacht,
Viel heiße Tage mühſam überwunden
Und manche Noth und manchen Schmerz getheilt:
Ich danke Dir! Du warſt ein treuer Freund . . .

Selden.

Mein theurer Herr —

Kaiſer.

Nun gute Nacht, mein Selden.

Iſt Niemand hier? Sieh her, der Page ſchläft:
So leucht' ich ſelber Dir hinab.

Selden.

Mein Fürſt —

Kaiſer.

Laß ein Gedächtniß dieſe Nacht Dir ſein
Von unſers Glückes flücht'gem Unbeſtand:
Ich, jüngſt noch Kaiſer, Herr der halben Welt,
In deſſen Reich die Sonne niemals ſank,
Hab' Keinen jetzt, der mir die Kerze trägt.
Vergiß es nicht: Dein Kaiſer hat's gethan!
Und ſiehſt Du Menſchen in des Lebens Pracht,
Vom Volk vergöttert, angeſtaunt vom Neid:
Denk' an den Kaiſer, der die Kerze trägt!

(Der Kaiſer begleitet Selden an die Thür: ſtummer Abſchied. Dann zurückkehrend, ans Fenſter tretend.)

Welch milde Nacht! Leis wallend durch die Luft,
Gleich den Gedanken eines Betenden,
Die goldnen Sterne wandeln ihre Bahn
Und ſchaun mich hell mit Friedensaugen an,
Als ſagten ſie: Wie nun, Du armer Menſch?
Was grämſt Du Dich? Du häufteſt Land auf Land
Und bauteſt Thorheit über Thorheit auf —
Was grämſt Du Dich? Hier oben wandeln wir
Und wiſſen nichts von Deinem kleinen Schmerz: —
Glückſel'ge Sterne! ewig ungetrübt,
Neidlos ausgießend das geliebte Licht,

Fühllos ſogar, nicht wiſſend, daß ſie ſind . . .
Ich muß vergeſſen, daß ich Kaiſer war! — —

(Vom Fenſter zurücktretend.)

Ich weiß ein Kloſter in Hiſpanien:
Aus nacktem Fels, aus ſtarrendem Gebirg,
Ein Felſen ſelber, thürmt es ſich empor,
Schmucklos und kahl, mit dunklen Wölbungen,
Gleich einen rieſenhaften Sarg. Das ſei
Mein künftig Reich! in dieſen Mauern ende
Sich ernſt und ſchweigend meines Lebens Reſt!
Lebendig dort, doch ein Geſtorbener,
Todt für die Welt, nur lebend meinem Schmerz —
O Friede Gottes! Friede meiner Bruſt!

Zweite Scene.

Der Kaiſer, in Nachdenken verſunken. Moriz iſt, ihm unbemerkt, eingetreten; nach einer kleinen Pauſe, in der er ihn voll Innigkeit betrachtet hat, hervortretend, das Knie beugend.

Moriz.

Mein Fürſt! mein Herr!!

Kaiſer

(ihn lang anſtarrend)

Was willſt Du? Heb' Dich fort,
Ich habe Dich nicht rufen laſſen — geh!

Moritz.

Nein, ſieh mich an! Du biſt mein Herr und Fürſt,
Frei ſteh' ich Dir und friedlich gegenüber
Und ſcheu' den Blitzſtrahl Deines Auges nicht:
So neig' Dich zu mir, höre mich!

Kaiſer
(immer abgewandt).

Was willſt Du?
Ich habe Dir das Feld geräumt; der Krone
Hab' ich entſagt; der Herrſchaft goldnen Stab,
Den ich geführt, da Du ein Kind noch warſt,
Mit Kreiſeln Du, wie ich mit Kronen ſpielend,
Um Deinetwillu hab' ich ihn abgelegt:
Ich bin ein Mönch, ein Bettler, weiter nichts,
Der nichts beſitzt, als einzig ſeine Gruft —
Was willſt Du noch?

Moritz.

Abſchied zu nehmen komm' ich.
Es iſt mir nicht genug, daß unſre Schreiber
Frieden geſchloſſen auf dem Pergament:
Laß auch die Herzen wieder ſich verſöhnen!
Wir haben jeder unſre Schuld gebüßt,
Es iſt kein Grund mehr, daß wir zürnen ſolln.
Du gehſt ins Kloſter, in die Schlacht geh ich,
Wohin mich Albrecht ruft, der Feind des Reichs,
Feind des Geſetzes und des heil'gen Rechts,
Das ich vertheid'gen muß vor ſeinem Grimm!
Denn räuberiſch, ein losgelaßner Wolf,

Durchzieht er plündernd das geliebte Land,
Brandſchatzt die Städte, ſchändet den Altar,
Ja ſelbſt mein Weib hat er als Geißel mir,
Ja meines Oheims Weib und die Urahne,
Die blinde Mutter meines Stamms, entführt —

Kaiſer.

Was ſchiltſt Du ihn? Er war Dein Bundsgenoß,
Von Dir hat er gelernt, wie man verräth:
So duld' es nun, trifft ſein Verrath Dich ſelbſt.

Moritz.

Nein, nicht von mir!
Wo iſt das kleinſte Stückchen Land, o ſprich!
Der Baum, der Strauch, das Stäubchen in der Luft,
Das ich für mich in dieſem Krieg gewonnen?
Nicht für mich ſelber: für die neue Zeit,
Für die bedrohte Freiheit meines Volks
Hab' ich gekämpft — gekämpft, ſelbſt gegen Dich!
O glaube mir: es wurde mir nicht leicht!
Hätt' ich's vermocht, fürwahr! ich hätte lieber
Mein ſiedend Blut in Deines ausgeſtrömt,
Mit Jugenddrang Dein altes Herz zu wärmen!
Du haſt es nicht gewollt; Du ſelber haſt
Gewaltſam mich, den Zögernden, gezwungen
Und haſt das Schwert mir in die Hand gepreßt —

Kaiſer.

Wohl, es mag ſein: und hätt' ich dies verdient,
Doch nicht um Dich! Dies Eine thut mir weh:

Ich liebte Dich, den Einz'gen Dich von Allen,
Und baut' auf Dich — und Du, Du wirſt mein Feind!

Moritz.

Niemals Dein Feind war ich! Du warſt mein Kaiſer,
Ich diente Dir und folgte Deinem Wink,
Die Spuren küßt' ich, welche Du gegangen:
Doch biſt Du nicht der Erde höchſter Herr,
Biſt nicht der Geiſt, der ew'ge, der Geſchichte!
So zürne nicht und ſchilt mich nicht Verräther,
Weil ich ihm williger gedient als Dir.

Kaiſer.

Doch glaubſt Du wirklich an die neue Zeit
Und an den Sieg, den endlichen, der Sache,
Für die Du kämpfſt?

Moritz.

So wahr aus jenen Sternen
Das holde Licht zu uns herniederfließt,
So wahr mein Herz hat aufgeſchrien vor Qual,
Da mich das Schlachthorn mahnte wider Dich:
Ich glaube dran!

Kaiſer
(gütig).

Ich zürne nicht: leb wohl.

Moritz.

Nein, reich die Hand, daß ich ſie küſſen darf!
Mir fällt die Welt anheim, die Du verläßt.

Ich bin Dein Erbe — Fürchte nichts! Ich meine
Die Krone nicht: trage Dein Bruder ſie:
Und ſicher ſoll ſie, wie die Sonne ſein
Am Firmament! Mein ſei die Laſt allein
Des kaiſerlichen Amtes, mein die Pflicht,
Der holde Genius meines Vaterlandes,
Der Bannerträger meiner Zeit zu ſein!
Aufbaun will ich, was Du in Trümmer warfſt,
Will freie Luft der jungen Pflanze ſpenden,
Die Du im Keim erſticken wollteſt! Wieder-
Geboren ſollſt du ſein, o Fürſt, durch mich:
Als kämſt Du wieder aus der Mutter Schooß,
Ein Jüngling dann, wie jetzt ein müder Greis,
Und hättſt den Athem dieſer neuen Zeit
In Dich getrunken mit der Muttermilch! —
Ich ſeh's voraus, mein Pfad wird blutig ſein;
Viel hunderttauſend Herzen müſſen brechen,
Ehe der Morgen der Befreiung tagt:
Das meine auch. So reich' mir Deine Hand:
Es iſt ein großes Werk, das ich begonnen,
Ich brauch' den Segen eines Manns, wie Du!

Kaiſer.

Ich zürne nicht, in Frieden ſcheide, geh.

Moritz.

Nein, reich die Hand mir, ich beſchwöre Dich:
Bei jenem Tage, welcher kommen ſoll

Und welchen Du nicht ſehen wirſt, noch ich,
Und den wir dennoch Beide ausgeſät,
Du widerſtehend, aber kämpfend ich;
Beim künft'gen Heil der kommenden Geſchlechter,
Bei Deines Namens Unvergeßlichkeit:
Reich mir die Hand! vergieb mir! ſegne mich!!

Kaiſer
(nach einer Pauſe, ihm die Hand hinreichend).

Der Du die Seele mir zerbrochen haſt
Und haſt das Schwert mir auf die Bruſt geſetzt:
Doch in der Qual der fürchterlichſten Stunde,
Da ich von Dir mich hintergangen ſah,
Da ging der Stern mir der Erkenntniß auf,
Und ich empfand es, daß die Krone nicht
Und nicht die Macht, die goldne, ſondern einzig
Die Freiheit iſt der wahre Herr der Welt! —
Ihr beug' ich mich: mit meinem Blute zwar,
Doch haſt Du mich gelehrt und unterwieſen,
Und freudig ſteig' ich ins lebend'ge Grab:
Ich weiß ja doch, daß Einer bleiben wird,
Unſterblich Einer, der die Welt regiert,
Wenn Du und ich in Aſche längſt zerfielen:
Es bleibt der Geiſt, der heute mich entthront! —
Und alſo ſegn' ich Dich —

Moritz
(auf die Kniee ſtürzend).

Mein Fürſt! mein Vater!

Kaiſer.

Ich ſegne Dich — auf ewig: lebe wohl!

(Beide raſch ab nach verſchiedenen Seiten.)

Verwandlung.

Thurmgemach. Seitwärts ein Fenſter.

Dritte Scene.

Sibylle führt die Eliſabeth von Rochlitz herein. Später Anna, mit Kammerfrauen.

Eliſabeth.

Man ſchließt uns ein und legt die Riegel vor —

Sibylle.

Es iſt ein Heer im Anzug, glaube mir,
Uns zu befrein! Die ganze Nacht ringsum
Von Feuern war der Horizont erhellt,
Albrecht iſt fort, die Wälle ſind beſetzt —

Eliſabeth.

Wer ſoll ſich kümmern um gefangne Frau'n?
Machtlos iſt Dein Gemahl, Philipp geſtorben,
Da er das heimathliche Schloß betrat:
Wer denkt an uns?!

Sibylle.

So wird es Moritz thun!

Eliſabeth.

Ich wünſch' es nicht; ich habe abgeſchloſſen
Mit ihm und mir. — Sein armes Weib iſt krank,
Weil ſie ſich ſtärker glaubte, als ſie iſt;
Sie ſtirbt vor Nacht, wir wollen ſie begraben,
Er ſoll ihr heilig Antlitz nicht mehr ſehn . . .

(Hinter der Bühne eine ſchmetternde Fanfare, darauf, in Zwiſchenräumen, der wachſende Lärm der Schlacht.)

Sibylle.

Ha! ein Signal! noch eines! das iſt Schlacht!
Laß mich ans Fenſter — ſieh! die Ebne dampft —
Ja das ſind Moritz' Farben —!

Eliſabeth.

Wär' ich tot!
Ich mag nicht frei ſein, werd' ich es durch ihn,
Der meine Freund' ins Elend hat geſtürzt!

Sibylle
(noch am Fenſter).

Das iſt der Markgraf! Dort, ihm gegenüber,
Auf ſchwarzem Roß — o das iſt Moritz ſelbſt!
Er faßt die Fahne, ſtürzt ſich in die Schlacht —

(Anna, in Fieberhitze, mit aufgelöſten Haaren, ſtürzt herein, von einigen Frauen gefolgt.)

Anna.

Hört Ihr die Kugeln dröhnen durch die Luft?
Er ſchickt den Tod als Liebesboten mir,
Mein ſüßer Freund! mein Moritz! mein Gemahl!

Sibylle
(Sie umſchlingend).

Ach, armes Kind! Sie ſpricht in Fieberhitze —
(Zu den Frauen.)
Wie durftet Ihr vom Lager ſie entlaſſen?

Eliſabeth.

Geh, geh, mein Kind! Wir haben ihn verflucht —

Anna.

Das iſt ſie, ja! das iſt die ehrne Frau,
Das iſt die Frau, die keine Augen hat
Und keine Thränen in den leeren Höhlen —
Ihm fluchen? Ihm? Ach bitte, fluch' ihm nicht,
Er war verreiſt und iſt zurückgekommen —
Du lehrteſt mich, wie ich ihn haſſen ſoll —
Ich weiß nicht mehr — mir thut mein Kopf ſo weh —

Eliſabeth.

Denk' an die Leiche Deines Vaters!

Anna.

Ach,
Es iſt ja wahr — das theure, graue Haupt!
So ſanft, ſo grau — es war ein alter Mann,
Er ſtarb in Freiheit, ſagt mir, ſtarb er nicht?
Und alte Leute, hört' ich, müſſen ſterben —
O einen Kranz auf meines Vaters Gruft!

Doch er ist jung — er ist mein Bräutigam,
Er hat 'nen Ring von meinem Finger, ja,
Ihr wißt's nur nicht — ich freu' mich, daß er kommt!

Sibylle.

Führt sie zurück, besänftigt diesen Sturm —

(Zur Elisabeth.)

Du hast nicht gut gethan, ehrwürd'ge Frau!
Was wolltest Du in diese weiche Brust
Die starre Wurzel Deines Hasses senken?
Zur Liebe war sie, nicht zum Haß gemacht:
Hinaus sie drängend aus dem stillen Gleis
Ihrer Natur, hast Du sie selbst zerstört.

Anna.

Nein, laßt mich los, ich hab' noch viel zu thun,
Ich muß noch Blumen streun auf seinen Weg —
Sein Weg ist weit!

Sibylle.

Er kommt schon: habe Muth!

Anna.

(Sich ans Fenster drängend.)

Das ist ein Fenster, ja! und blaue Luft
Und lang entbehrter goldner Sonnenschein —
Dort ist die Schlacht — ich seh' ihn: Moritz! Moritz!

Eliſabeth.

Wie ſteht die Schlacht?

Sibylle.

Getümmel — Pulverdampf —

Anna.

Das iſt nicht recht, daß er nicht hören will,
Ich nick' ihm zu — und er, er ſieht mich nicht!

Sibylle.

Die Brücke ſinkt — die Feinde weichen —

Anna
(aufſtehend, im Totenſchein).

Ah!

Sibylle.

Er ſinkt — er fällt! Weh! Moritz iſt gefallen!
Er rafft ſich auf — die Thore ſtürzen ein —
Der Schloßthurm brennt —
(Sich zu Anna wendend.)
O armes, theures Kind!
Sie ſtirbt! ſie ſtirbt!! Weh, welch ein Wiederſehn!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Moritz, verwundet, die Schärpe vor der Bruſt zuſammenraffend, mit gezogenem Degen, ſtürzt herein: ihm nach Carlewitz, Heideck, Soldaten.

Moritz.

Anna! mein Weib! wo biſt Du? Meine Anna!!

Sibylle.

Sie war es —

Moritz
(neben ihr hinkurzend).

Todt?! Was? meine Anna? Todt?!!

Sibylle.

Ihr brach das Herz, da ſie Dich ſinken ſah.

Moritz.

So darf nicht ſein: nein, lebe, ſprich!!

Anna
(ſich langſam aufrichtend, mit brechender Stimme).

O Moritz —

Moritz.

Nein, ſtirb noch nicht! noch bricht nicht, theures Herz!
Noch ſinket nicht, ihr himmelſüßen Augen!
Anna, mein Weib — ich bitt' Dich, ſieh' mich an:
Du lächelſt, ja! ich weiß, Du biſt verſöhnt!

Anna

(ſich aufrichtend).

Ich bin verſöhnt, hier meine kalte Hand:
An Deiner Bruſt — Dein Weib — bis in den Tod.

(ſtirbt.)

Sibylle.

Es iſt vorbei —!

Moritz

(ſich neben der Leiche erhebend, die Schärpe, die ſeine Wunde bedeckt, abreißend, mit Entſchloſſenheit und geſteigerter Kraft.)

Nun denn, ſo ſtrömet hin,
Ihr warmen Bäche meines Bluts! — Der Tod
Löſcht alle Schuld: reicht mir die Hand, Ihr Alle,
Die Ihr dies ernſte Leichenbett umſteht:
Ich habe nicht vollendet, was ich wollte,
Und mitten nun im Laufe ſterb' ich ſelbſt.
Und doch, ich weiß, daß ich die deutſche Freiheit
Gerettet habe und das Vaterland,
Auf neue Stützen neuer Macht geſtellt!
Was ich gefehlt, vergebt mir: laſſet nicht
Den Unverſtand an meinem Namen nagen!
Denn wie ich war, ich war doch Deutſchlands Sohn.
Du aber wachſ' empor aus meinem Blute,
O wachſ' empor und rage durch die Welt,
Baum unſrer Freiheit, theures Vaterland . . .

(Ueber ihrer Leiche zuſammenbrechend.)

Eliſabeth.

(nach einer augenblicklichen Pauſe ſich erhebend, zu den Leichen hintaumelnd, ihre Stirnen berührend, horchend).

Still! Alles ſtill! kein Athem — ſie ſind todt.

(Gruppe: Die alte Blinde über den beiden Leichen, hinter ihr Othylie zu den Seiten Karlewitz und Heideck, die Augen bedeckend, im Hintergrunde die Soldaten, ihre Häupter entblößend, die Fahnen neigend. Die Sturmglocke läutet, während der Vorhang langſam fällt.)

Anhang.

Einige Aktenstücke, betreffend das Verbot des Moritz von Sachsen in Preußen.

(Geschrieben Herbst 1841.)

Das vorſtehende Stück hat durch das Verbot, welches in Preußen gegen daſſelbe ausgeſprochen worden, eine Celebrität erhalten, auf welche, ſo vorübergehend ſie ſei, es dennoch an ſich weder durch ſeinen künſtleriſchen, noch ſeinen theatraliſchen Werth den geringſten Anſpruch hatte. — Inſofern alſo hat der Verfaſſer keinen Grund, ſich über das preußiſche Verbot zu beklagen. Im Gegentheil, er würde, wenn anders befriedigte Eitelkeit der Zielpunkt ſeines literariſchen Strebens wäre, den preußiſchen Behörden für die nachſichtige Aufnahme, welche ſie ſeinem Stücke dadurch beim Publikum bereitet haben, ſogar ſeinen Dank nicht verſagen dürfen.

Allein es giebt bei Betrachtung dieſer Angelegenheit noch einen andern Standtpunkt, welcher ſowohl der Sache, wie den Perſonen angemeſſener erſcheint: der rechtliche, ja um es mit einem durchaus unverfänglichen Worte zu bezeichnen, der juriſtiſche Standpunkt.

Dieſen Standpunkt ſcheinen die Behörden, von denen das Verbot des Moritz von Sachſen verhängt und be-

ſtätigt worden, nicht überall mit völliger Genauigkeit inne gehaltten zu haben. Oder auch: ſie haben ihn nicht ganz richtig aufgefunden. — Den Behörden hieraus einen Vorwurf zu machen und ſie einer gefliſſentlichen Beugung des Rechtes zu beſchuldigen, wäre, mit dem gelindeſten Ausdruck, ſehr leichtſinnig: und iſt der Verfaſſer, als geborner Preuße, und noch in dieſem Augenblick unter dem Schutz der preußiſchen Geſetze lebend, von einer derartigen Vermeſſenheit ſehr entfernt. Vielmehr, wenn überhaupt ein Vorwurf zu erheben iſt, ſo darf derſelbe ausſchließlich die vorhandenen Geſetze treffen, welche rückſichtlich der dramatiſchen Dichter, ihrer Rechte und Pflichten, ſowie des geſetzlichen Schutzes, den ſie für ihr Eigenthum in Anſpruch nehmen dürfen, durchaus lückenhaft und unzulänglich ſind.

Aber auch dieſe Mängel der Geſetzgebung wollen wir lieber beklagen, als anklagen; wenigſtens ſcheint die Billigkeit es zu fordern. Oder wer möchte im Ernſt an die Geſetzgebung das Verlangen ſtellen, Verhältniſſe geſetzlich zu ordnen, ſo lange dieſe Verhältniſſe ſelbſt nicht exiſtiren? Streitfragen juriſtiſch feſtzuſtellen die noch gar nicht erhoben ſind? Rechte zu ſchützen, die von Niemand in Anſpruch genommen werden?

Und das war bisher in Betreff der Bühne der Fall. Die frühe Blüthe unſrer dramatiſchen Literatur, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es ſich etwa noch verlohnt hätte, Dichterantheile in Anſpruch zu nehmen und die

Verhältniſſe der Theaterdichter auch rechtlich zu ordnen, fielen in eine Zeit, wo das literariſche Eigenthum noch nicht anerkannt war, die Rechte der Schriftſteller in den Augen der Geſetzgebung überhaupt noch keine Rechte waren. Als ſpäterhin, im Laufe der letzten Decennien, dieſer Standpunkt ſich änderte und ſchließlich, nach langer Ueberlegung, längerem Ausweichen, eine allgemeine Vereinbarung zu Stande kam, welche die rechtlichen Verhältniſſe der Literatur geſetzlich ordnete: da war das deutſche Theater dermaßen in Verfall gerathen, das Intereſſe des Publicums, die Theilnahme der vorzüglichſten Schriftſteller hatte ſich ſo gänzlich von ihm abgewendet, es lag ſo völlig außer aller Erwartung, daß die Bühne jemals wieder ein Gegenſtand literariſchen ſowohl wie induſtriellen Wetteifers werden könnte: daß man den Geſetzgebern in der That nicht gram ſein darf, wenn ſie bei der juriſtiſchen (wenn wir ſo ſagen dürfen) Pacification der übrigen Literatur die dramatiſche völlig außer Augen ließen oder doch ſie mit einigen wenigen Beſtimmungen abſpeiſten, die wohl geſetzlich, aber ſchwerlich rechtlich ſind *).

*) Wie z. B., daß das Recht des Autors über die Aufführung ſeines Stückes in demſelben Augenblick aufhört, da er es dem Buchhandel übergiebt; oder daß anonyme Autoren völlig rechtlos ſein ſollen. Bei der erſteren Beſtimmung ſcheint man den Satz befolgt zu haben, der wohl ehemals hie und da zur Vertheidigung des Nachdrucks in Anwendung gebracht wurde: Ich habe das Buch für mein Geld gekauft, und darf alſo damit machen, was ich will, alſo auch unter Anderm es nachdrucken.

Ebenſo einige Jahre ſpäter, als man die Verhältniſſe der Literatur zur Cenſur neu zu ordnen und dieſem an ſich ſchwankenden Zuſtande eine neue geſetzliche Grundlage zu geben ſuchte. Was die Staatsbehörde dem Verleger, dem Verfaſſer, dem Drucker zu erſetzen hätte, falls es ihr belieben ſollte, Bücher, die in Uebereinſtimmung mit den beſtehenden Vorſchriften, unter dem Schutz der Geſetze, erſchienen, dennoch nachträglich zu unterdrücken, wurde geſetzlich ausgeſprochen und feſtgeſtellt. Dagegen was die Staatsbehörde dem Verfaſſer, dem Theaterunternehmer, dem Darſteller zu leiſten hat, falls es ihr belieben ſollte, ein den beſtehenden Vorſchriften conformes, unter dem Schutz der Geſetze erſchienenes Stück nachträglich dennoch zu unterdrücken, daran dachte Niemand, weil Niemand daran dachte, daß dergleichen Fälle jemals in Wirklichkeit eintreten könnten.

Erſt in allerneueſter Zeit (der Verfaſſer des vorſtehenden Stückes würde dies nicht auszuſprechen wagen, wenn er nicht durch die ausführliche Erläuterung, die er ſeinem Satze in der Einleitung gegeben hat, ſich gegen

Ebenſo hier: Ich habe das Stück für mein Geld gekauft, ich darf alſo damit machen, was ich will, und mithin es auch zur Aufführung bringen, wie ich will. Aber wenn dieſer Satz richtig iſt, ſo mußte man auch den Nachdruck rechtlich anerkennen. — Worauf der zweite Punkt ſich ſtützt, die rechtliche Achtung der Anonymität der Bühnendichter, vermögen wir gar nicht einzuſehen; ja wenn es noch Zeitungscorreſpondenten wären! —

alle einfältigen Beſchuldigungen, die man daraus ableiten möchte, und ſogar gegen alle abſichtloſen Mißverſtändniſſe, hinlänglich geſichert zu haben glaubte) haben einige Stücke jüngerer Schriftſteller endlich wieder eine gewiſſe Wirkung erzielt und dem deutſchen Theater das langentwöhnte Intereſſe des Publicums, oder doch wenigſtens ſeine Neugier, wieder zugeführt. Ob dieſe Stücke dieſen Effect ihren Verdienſten, ob ſie ihn dem Zufall, ja vielleicht ob ſie ihn ihren Fehlern verdanken, und wie lange daher dieſer Effect dauern wird, das ſind Fragen, die übrigens vollkommen berechtigt ſind, allein die uns hier nicht kümmern. Wir halten einfach an der Thatſache feſt, daß das deutſche Theater für den Augenblick wiederum, ſowohl für die Autoren, als für das Publikum, ja zum Theil ſogar für die Theatervorſtände, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, ein Gegenſtand mannigfacher, ſich mannigfach durchkreuzender Intereſſen geworden iſt.

Und alſo auch ein Gegenſtand geſetzlicher Fürſorge. Neue Verhältniſſe bringen neue Rechte hervor, neue Rechte wollen neuen Schutz, das heißt neue Geſetze. Schon haben die beiden größten Theater Deutſchlands, die Hoftheater von Wien und Berlin, ingleichen mehre der angeſehenſten Stadttheater, einige annähernde Schritte zur Herbeiführung eines neuen Rechtszuſtandes für die Verhältniſſe der Bühne, und namentlich der Bühnendichter gethan: dieſelben wenn ſie auch zum Theil durch die höchſten Behörden beſtätigt ſind, ſtimme

nichtsdeſtoweniger mit der übrigen Geſetzgebung keineswegs überein, ja zum Theil ſtehen ſie mit ihr in directem Widerſpruche. Unter allen Umſtänden aber tragen ſie lediglich den Charakter von Privatabkommen, welche, ſo höchſt ehrenwerth und wohlgemeint ſie auch ſein mögen, doch immer des eigentlichen geſetzlichen Anſehns entbehren und mithin, für den möglichen Fall, jeder Willkür offen ſtehen. Sogar, was bei einer derartigen partiellen und nur privaten Abhilfe nicht wohl ausbleiben konnte: dieſe iſolirten Zugeſtändniſſe drohen den geſammten Rechtsſtand nur noch mehr zu erſchüttern und in Verwirrung zu bringen, indem durch ſie Verhältniſſe begründet, Anſprüche zugeſtanden, Conflicte ermöglicht werden, die man bis dahin gar nicht kannte, und für deren letzte definitive Erledigung in der bisherigen Geſetzgebung keine Inſtanz vorhanden iſt.

Unter dieſen Umſtänden möchte es denn wohl an r Zeit ſein, daß auch der Staat, als ſolcher, die rechtlichen Verhältniſſe der Bühne ein wenig näher ins Auge faßte und den mannigfachen Anſprüchen, Verwicklungen und Rechtsfragen durch ein allgemeines Geſetz zu Hilfe kame.

Doch wollen wir auch hierin unſere Forderungen gern beſcheiden. Unſere Zeit (man hat es uns oftmals geſagt und noch öfter — bewieſen) hat zur Geſetzgebung keinen Beruf: es iſt überhaupt nichts mit den Geſetzen, die ſo abſtract, von einem ideellen Stand-

punkte aus, gegeben werden: nur das hiſtoriſch gewordene Recht iſt wirklich Recht.

Wohlan denn, ſo bilde auch für die Zuſtände unſrer Bühne, für die Anſprüche der Bühnendichter, die Conflicte des Theaters mit der Cenſur, mit Einem Worte, für unſer ganzes deutſches Bühnenweſen ſich ein ſolches hiſtoriſches Recht! Als einen Beitrag dazu biete ich hier die Geſchichte meines Moritz von Sachſen. Ich glaube dies um ſo unbedenklicher thun zu dürfen, als ja der äſthetiſche Werth oder Unwerth meines Stückes und das juriſtiſche Intereſſe dieſes Falles augenſcheinlich zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, und ich mithin kein Geſetz des Anſtandes oder der Beſcheidenheit verletze, indem ich die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſen Fall hinlenke, ja ſie ausdrücklich und dringend für ihn in Anſpruch nehme. Mein Stück könnte noch mangelhafter ſein, als es iſt, es könnte von einer gewiſſen Richtung unſrer journaliſtiſchen Kritik mit noch größerer Strenge, vom Publikum mit noch geringerer Nachſicht empfangen ſein, als es geſchehen: und das juriſtiſche Intereſſe ſeines Verbotes, die Wichtigkeit der rechtlichen Fragen, die ſich daran knüpfen, blieben dennoch dieſelben.

Nicht alſo (um dies noch einmal ausdrücklich auszuſprechen) aus irgend einem perſönlichen Motive: meine Perſon iſt bei der ganzen Angelegenheit ſchon mehr ins Spiel gezogen worden, als mir lieb war — auch nicht etwa um mich vor dem Publikum zu rechtfer-

tigen: das Publikum ſelber hat mir dieſe Mühe, in einer mich beſchämenden Weiſe, abgenommen — noch weniger, um die preußiſchen Behörden wegen der Unterdrückung meines Stückes vor der öffentlichen Meinung anzuklagen: ich bin ihnen ja im Gegentheile Dank ſchuldig — ſondern lediglich als einen Beitrag zur Kenntniß des gegenwärtigen Rechtszuſtandes der deutſchen Bühne, als ein Problem, an welchem der Witz unſrer Rechtsgelehrten, der Scharfſinn unſrer Geſetzgeber ſich üben möge, ja wenn es ſein kann, als ein Samenkorn zum organiſchen Wachsthum einer künftigen, hiſtoriſch gewordenen Bühnengeſetzgebung, habe ich meinem Stücke dieſen Anhang beigefügt, und theile ich namentlich im Nachfolgenden die hauptſächlichſten Actenſtücke mit, welche in dieſer Angelegenheit gewechſelt worden ſind. Ich enthalte mich dabei aller Zwiſchenreden und eigenen Zuſätze, um das freie Urtheil, das ſich ein Jeder aus Leſung dieſer Actenſtücke bilden wird, in nichts zu beſchränken, noch auch die eigenthümliche Beweiskraft derſelben zu ſchwächen.

Insbeſondere erlaube ich mir, Rechtsgelehrte, Theatervorſtände, Bühnendichter und überhaupt alle diejenigen, welche ſich für derartige Angelegenheiten intereſſiren, auf folgende Punkte aufmerkſam zu machen, deren Beantwortung für den geſammten Rechtszuſtand der Bühne, ja vielleicht für den Rechtszuſtand im Allgemeinen, von einer gewiſſen Erheblichkeit ſein dürften.

Zuerſt wünſchte ich von Juriſten belehrt zu ſein, ob, preußiſchem Recht zufolge, „Beſtimmungen", die nicht in der Geſetzſammlung publicirt ſind, nichts deſtoweniger allgemeine Giltigkeit und geſetzlich bindende Kraft haben; vgl. das Schreiben eines Hohen Königlichen Miniſteriums des Hauſes, vom 6. October dieſes Jahres, in welchem es ſich auf eine „Beſtimmung" beruft, die, ſo viel bekannt, nirgend in geſetzlicher Weiſe veröffentlicht worden iſt*).

Zweitens, wenn dergleichen Cabinetsordres exiſtiren, und wenn ſie allgemein bindende, geſetzliche Kraft haben, ſind alsdann die von der Regierung beſtellten Cenſoren verpflichtet, Kenntniß von denſelben zu nehmen und ſie vorkommenden Falles in Anwendung zu bringen? Darf namentlich, wenn Theaterſtücke des und des beſtimmten Inhaltes zur Aufführung geſetzlich nicht zugelaſſen werden dürfen, nichts deſtoweniger der Cenſor den Druck derartiger Theaterſtücke, Behufs der Aufführung und mit der ausgeſprochenen Abſicht, dieſe Abdrücke nur und allein zur Aufführung zu benutzen, zugeben? Oder iſt er nicht mindeſtens verbunden,

*) Leute, die mit den Verhältniſſen des Berliner Theaters genauer bekannt ſind, wollen uns verſichern, daß mit dieſer „Beſtimmung" eine Allerhöchſte Cabinetsordre bezeichnet ſei, welche vor etwa zwei Jahren, bei Gelegenheit des Gutzkow'ſchen Zopf und Schwert, erlaſſen worden, deren Veröffentlichung dann aber auf dem geſetzmäßigen Wege bisher jedenfalls nicht erfolgt iſt.

den Verfaſſer auf das Beſtehen jenes Geſetzes und mithin auf das Riſico, in welches er ſich begiebt, aufmerkſam zu machen? Und wenn er dies Alles unterläßt, und der Verfaſſer dadurch nachträglich in Schaden geräth, iſt alsdann der Cenſor, und wie weit iſt er, dem Verfaſſer gegenüber, zum Schadenerſatz verpflichtet?

Ferner bei Bühnen, mit denen der Verfaſſer in Betreff des Honorars ein Tantiemenverhältniß eingegangen, wie ſtellt ſich dieſes Verhältniß in dem Falle, daß die Cenſur nachträglich die weitere Aufführung der auf Tantieme eingereichten und angenommenen Stücke verbietet? Iſt die Cenſur dem Theaterunternehmer, der Theaterunternehmer dem Dichter (oder ſonſtigem rechtlichen Eigenthümer des Stückes) zum Schadenerſatz verpflichtet? Und in welcher Art iſt hier der eventuelle Verluſt (das lucrum cessans) zu beſtimmen?

Wie namentlich ſtellt ſich dies Verhältniß bei ſolchen Bühnen, welche, wie die königliche Hofbühne zu Berlin, durch geſetzliche Beſtimmung cenſurfrei, d. h. ihr eigener Cenſor ſind? Und wer wird in dieſem Falle dem Eigenthümer des Stückes rechtlich reſponſabel: die Behörde, die ihre eigene Cenſur nicht aufrecht zu erhalten vermag? oder die andere, welche die Cenſur übercenſirt? — u. ſ. w.

Schließlich die Verſicherung, daß, falls in dieſer juriſtiſch intereſſanten Angelegenheit noch etwas Wei-

teres von Bedeutung ſich ereignen ſollte, der Verfaſſer nicht verfehlen wird, es dem Publikum, als einen weiteren Beitrag zur hiſtoriſchen Geneſis eines allgemeinen Bühnenrechtes, gleichfalls vorzulegen.

Actenſtücke.

I.

Immediatbeſchwerde des Dr. ph. R. E. Prutz in Halle über das von Einem Hohen Königl. Miniſterium des Innern erlaſſene Verbot des Trauerſpiels Moritz von Sachſen.

Allerdurchlauchtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Königl. Majeſtät wollen allergnädigſt verzeihen, daß der unterthänigſt Unterzeichnete es wagt, Ew. Königl. Majeſtät mit einer Angelegenheit zu behelligen, die an ſich allerdings viel zu unerheblich iſt, um vor die Stufen des Königlichen Thrones gebracht zu werden. Allein das bedrohte Recht, die gefährdete Freiheit der Kunſt ſind Dinge, welche jederzeit, auch in der geringſten Erſcheinung, eines Königlichen Schutzes würdig ſind: und darum wag' ich auch, Ew. Königl. Majeſtät nachſtehendes ergebenſtes Geſuch vorzulegen.

Das von mir verfaßte hiſtoriſche Trauerſpiel Moritz von Sachſen, das am 19. d. M. auf Ew. Majeſtät Hof-

theater zu Berlin zum erſten Male aufgeführt worden, iſt ſeitdem durch Erlaß Eines Hohen Königl. Miniſteriums des Innern*) verboten, und die angeſetzte zweite, ſowie jede fernere Wiederholung deſſelben unterſagt worden. Welche Gründe Ein Hohes Königl. Miniſterium zu dieſer gewaltſamen Maßregel veranlaßt haben, weiß ich nicht; denn noch hat Ein Hohes Miniſterium nicht für gut befunden, mir, als dem genannten und öffentlich bekannten Verfaſſer des Stücks, über das ergangene Verbot (das mir daher auch nur durch gefällige mündliche Mittheilung des Generalintendanten Herrn von Küſtner bekannt geworden iſt) irgend eine Anzeige zu machen, noch mir die Stellen, auf welche daſſelbe gegründet werden möchte, mitzutheilen und mich zur Rechtfertigung derſelben zuzulaſſen. Vergebens frage ich ſelbſt den Inhalt meines Stückes (von dem ich ein mit dem Theaterexemplar der Königlichen Hofbühne wörtlich übereinſtimmendes Exemplar hier beifüge) nach den Gründen dieſer gewaltſamen Maßregel. Mein Stück iſt, als Manuſcript, hier in Halle unter Ew. Majeſtät verordneter Cenſur gedruckt worden; es iſt ferner auf einer Reihe

*) Dieſe Angabe war irrthümlich. Nicht vom Miniſterium des Innern, ſondern, wie ich erſt ſpäter erfahren, vom Miniſterium des Königl. Hauſes, als demjenigen Miniſterium, welches der Königl. Hofbühne vorgeordnet iſt, war das Verbot des Moritz ausgegangen; das Miniſterium des Innern hat es nur durch Circularſchreiben an die Oberpräſidien für den ganzen Umfang der Monarchie zur Ausführung gebracht.

deutſcher Bühnen, insbeſondere Hofbühnen, wie Stuttgart, Darmſtadt, Oldenburg, München, zur Darſtellung gekommen; ja es wird in dieſem Augenblick auf dem K. K. Hofburgtheater zu Wien zur Aufführung vorbereitet. Schon dies möchte für die Unverfänglichkeit ſowie für die vollkommene Zuläſſigkeit meines Stückes in Preußen ſprechen. Oder ſeit wann wäre in Berlin, unter Ew. Majeſtät glorreichem Scepter, verboten, was in Wien und München frei zugelaſſen wird? Zumal es in meinem Stücke an jeder beſondern Beziehung auf preußiſche oder berliner Zuſtände ganz und völlig mangelt.

Ew. Königl. Majeſtät haben ſeit Dero Regierungsantritt vielfältig ausgeſprochen und durch ruhmvolle Handlungen zu erkennen gegeben, daß Sie nicht blos die ſtrenge Wiſſenſchaft, daß Sie auch die verſchönernde Kunſt beſchützen und in Ehren halten wollen; Sie haben Orden und Penſionen an Dichter ausgetheilt und den ſchönen Ruhm eines Kunſtbeſchützers zu Dero Königl. Namen gefügt. Aber mehr als dieſes Alles, bedarf die Kunſt der Freiheit: derſelben Freiheit, welche überhaupt jeder menſchlichen Beſtrebung im Staate und durch den Staat geſichert iſt: nämlich innerhalb des Geſetzes, auf dem heiligen Boden des Rechtes, ſich ſelbſtſtändig, in freiem Wachsthum, entfalten und die ganze Fülle des Innern frei zu Tage legen zu dürfen. — Dieſe Freiheit, die ſchon nicht mehr eine Königliche Gnade, eine Vergünſtigung der Königlichen Macht, nein! die ein Recht der Kunſt iſt, nehm' auch ich, als ein Recht meines Kunſtwerks, für

daſſelbe in Anſpruch. Ich lege mein Stück an den Stufen des Königlichen Thrones nieder, ich unterwerfe es dem Spruche eines jeglichen Gerichtes, das Ew. Majeſtät gefällig ſein wird, darüber einzuſetzen, ich rufe Jedermann auf, wer es auch ſei, mir die kleinſte Stelle, die leiſeſte Silbe in meinem Stücke nachzuweiſen, welche, ſei es durch Inhalt oder Form, gegen das Geſetz, ja nur gegen die prüdeſten Rückſichten der Convenienz, die ängſtlichſten Vorſchriften der Sitte verſtößt. Ich weiß, daß ich den Boden des Rechts ſtreng inne gehalten habe; ſo gönne man auch mir, auf dieſem Boden, die rechtliche freie Bewegung!

Aber daß ich Ew. Königl. Majeſtät nichts verheimliche: mein Stück wurde bei ſeiner Aufführung am 19. d. von der Nachſicht des Publikums mit lebhaftem Beifall, ich ſelbſt mit wiederholtem Hervorruf beehrt. Bei dieſer Gelegenheit habe ich einige Worte des Dankes an das Publicum gerichtet: und jetzt will man mich von höchſt achtbarer Seite verſichern, daß dies der eigentliche Grund, welcher das Verbot Seitens Eines Hohen Miniſteriums des Innern hervorgerufen. Zwar frag' ich mich auch hier vergebens, was dabei das Geſetzwidrige, das Strafbare geweſen. War es dies, daß ich überhaupt an dieſer Stelle geſprochen? Aber ich habe Schauſpieler, Sänger, Tänzer von dieſer Stelle aus dem Publikum danken hören: ich konnte nicht argwöhnen, daß dem Dichter verboten ſei, was Sängern und Tänzern verſtattet wird. Oder wäre es der Inhalt meiner Dankſagung, wären es

die Worte gewesen, welche ich gesprochen? Hier leg' ich auch sie zu Ew. Majestät Füßen nieder: wortgetreu, soweit es möglich ist, den Erguß des Augenblicks wortgetreu zu behalten: aber jedenfalls ohne die geringste Aenderung des Sinnes. — Ich sagte: wie ich sehr wohl fühle, daß ich die mir erwiesene Ehre nicht meinem Stücke selbst, sondern theils der Nachsicht des Publikums, theils dem künstlerischen Eifer der Darsteller zu danken habe. Vielleicht, fuhr ich fort, komme noch ein Drittes hinzu, vielleicht, daß die Gesinnung, welche sich in meinem Stücke auszusprechen suche, mit sympathetischem Klang die Herzen der Zuschauer berührt und sie nachsichtig gemacht habe gegen die Schwächen meines Kunstwerks. Ich glaube daher, setzte ich hinzu, meinen Dank nicht besser aussprechen zu können, als durch den Wunsch, daß diese Gesinnung immer allgemeiner, immer kräftiger sich entfalte und in fröhlichem Wachsthum hervorbringe, beides, Werke des Lebens, Werke der Kunst — und unter Anderm auch beßre Theaterstücke, als heut das meinige.

Dies meine Worte. Ich unterwerfe auch sie Ew. Königl. Majestät strengstem Richterspruche. Ja, ich habe mich auf meine Gesinnung berufen: und ich thue es hier noch einmal. Es ist die Gesinnung, in welcher nothwendig ein Jeder erglühen muß, der es wagt, den Glanzpunkt unsrer vaterländischen Geschichte, die Geschichte der Reformation, zum Inhalt eines Kunstwerks zu machen; es ist der Gedanke eines einigen, freien, durch Gesetze

ſtarken, durch ſeine Stärke glücklichen Deutſchlands; es iſt der begeiſterte Wunſch, daß aller reichſter Segen des Glücks, alle höchſte Blüthe des Ruhms über mein Vaterland komme! — Ich war zugegen, als Ew. Majeſtät zu Köln am Rhein den Grundſtein des neuen Dombaues legten und mit lauter Stimme, vernommen von dem Zujauchzen Ihrer Völker, die Königlichen Worte ſprachen: „daß Sie den Grundſtein legten zu einer neuen freien Zeit!“ — Dieſer Gedanke einer künftigen neuen freien Zeit, dieſer Wunſch, daß alle Keime der Gegenwart ſich zu reifer Frucht glücklich entfalten mögen, belebt auch mein Stück; er war es zugleich, auf den auch ich in meiner Dankſagung hindeutete. Und darum noch einmal: ich kann nicht glauben, daß ich das Verbot meines Stückes rechtlich verſchuldet habe, weder durch mein Stück ſelbſt, noch durch die Worte, welche ich dabei zum Publikum geſprochen.

Ew. Königl. Majeſtät haben den erhabenen Willen ernſtlich kundgegeben, die Literatur durch Entfernung aller unnöthigen Hemmniſſe zu erleichtern und zu unterſtützen. Mildere Cenſurvorſchriften und die preiswerthe Einrichtung des Obercenſurgerichtes haben dieſe Königliche Abſicht für alle gedruckten Bücher verwirklicht. Die Bühne allein iſt ſchutzlos; ſie entbehrt eines Geſetzes, das über die politiſche oder moraliſche Zuläſſigkeit der Bühnenſtücke rechtlich entſcheidet und mit ſtarker Hand die Uebergriffe der Willkür abwehrt. Dergeſtalt muß ſie ſich unmittelbar unter Ew. Majeſtät erhabene Obhut ſtellen. Und

darum wag' ich es, geſtützt auf den Inhalt meines Stückes und mein gutes Recht, Ew. Majeſtät allunterthänigſt zu erſuchen:

Ein Hohes Königl. Miniſterium des Innern allergnädigſt anzuweiſen, mir die Gründe zu dem Verbote meines mehrgenannten Stückes anzugeben, ſowie mich zur desfallſigen Verantwortung zuzulaſſen;

eventualiter das Verbot meines Stückes ſelbſt zurückzunehmen.

Auf einen Erſatz des pecuniären Verluſtes, welcher mir, da ich mit der Königl. Hofbühne Betreffs des Moritz von Sachſen in ein Tantiemenverhältniß getreten, aus den behinderten Wiederholungen meines Stücks erwachſen iſt, verzichte ich.

Der ich in tiefſter Ehrfurcht verharre

Ew. Königlichen Majeſtät

Halle, Auguſt 30, 1844.

treugehorſamer Unterthan

R. E. Prutz, Dr. ph.

II.

Antwortſchreiben Eines Hohen Miniſteriums des Königlichen Hauſes an den Dr. ph. R. E. Prutz in Halle auf deſſen Immediatbeſchwerde vom 30. Auguſt l. J.

Miniſterium des Königl. Hauſes. Nr. 2426.

Des Königs Majeſtät haben uns zu beauftragen geruht, Ew. Wohlgeboren auf die Eingabe vom 30. Auguſt c. zu eröffnen, daß beſtimmungsmäßig Dramen, in welchen Perſonen dargeſtellt werden, die dem Königlichen Hauſe anverwandt ſind, auf den inländiſchen Theatern in der Regel nicht zur Aufführung kommen ſollen, und daß Allerhöchſt dieſelben ſich nicht bewogen gefunden hätten, zu Gunſten des Trauerſpiels „Moritz von Sachſen" eine Ausnahme zu geſtatten. Daß dieſes Stück bereits einmal auf der Bühne zu Berlin zugelaſſen worden, beruhe auf einer irrigen Auffaſſung

jener allgemeinen Beſtimmung, welche bereits ihre Berichtigung gefunden habe.

Berlin, den 7. October 1844.

(gez.) Wittgenſtein. Stolberg.

An

den Herrn Dr. Prutz

Wohlgeboren

zu

Halle a. d. S.

III.

Eingabe des Dr. ph. R. E. Prutz zu Halle an Ein Hohes Miniſterium des Königlichen Hauſes, in Erwiederung des von gedachten Hohen Miniſterium ihm zugegangenen Schreibens vom 7. October l. J.)

Eines Hohen Miniſteriums des Königl. Hauſes

Schreiben vom 7. d. M., betreffend das Verbot meines Trauerſpiels „Moritz von Sachſen" habe ich geſtern erhalten und daraus erſehen, daß gedachtes Verbot durch die Einführung einer dem Königlichen Hauſe verwandten Perſon (ohne Zweifel des Markgrafen Albrecht) veranlaßt worden iſt. Ich habe die Ehre hierauf zu erwiedern, daß ich dieſen Markgrafen Albrecht durch eine neue Umarbeitung aus meinem Stücke gänzlich entfernen werde, dergeſtalt, daß er weder in Perſon auf der Bühne erſcheint, noch überhaupt in meinem Stücke irgend wie vorkommt; einen Entwurf dieſer Aenderung habe ich die Ehre, dieſem Schreiben beizufügen *).

*) Derſelbe iſt hier fortgelaſſen, weil er für die rechtliche Beurtheilung des vorliegenden Falles ohne alle Bedeutung iſt.

Da nun solchergestalt durch die Entfernung dieses anstößigen Königlichen Anverwandten auch der angegebene rechtliche Grund des Verbotes entfernt sein wird, so darf ich mich wohl mit Gewißheit der Hoffnung überlassen, daß auch dieses Verbot selbst aufgehoben und mein Stück, in dieser veränderten Gestalt, auf den preußischen Bühnen ins Künftige freien Zutritt finden wird: worüber ich der ausdrücklichen Erklärung, resp. Verfügung Eines Hohen Ministeriums wohl um so eher entgegensehen darf, als die Gefährdung, welche das bisherige Verbot meinen literarischen, wie pecuniären Interessen gebracht hat, mir eine schleunige Erledigung dieser Angelegenheit in der That höchst wünschenswerth macht.

Der ich bin

Eines Hohen Königlichen Ministeriums

ergebenster

R. E. Prutz, Dr. ph.

Halle, October 12. 1844.

IV.

Antwortſchreiben Eines Hohen Miniſteriums des Königl. Hauſes an den Dr. ph. R. E. Prutz in Halle auf deſſen Eingabe vom 12. October 1844.

Miniſterium des Königlichen Hauſes, Nr. 2667.

Ew. Wohlgeboren eröffnen wir auf die Eingabe vom 12. v. M., daß des Königs Majeſtät Allerhöchſt Sich nicht bewogen gefunden haben, die Aufführung des Trauerſpiels Moritz von Sachſen mit den vorgeſchlagenen Aenderungen nunmehr zu geſtatten.

Berlin, den 6. November 1844.

(gez.) Wittgenſtein. Stolberg.

An
den Herrn Dr. Prutz
Wohlgeboren
zu
Halle a. d. S.

V.

Immediateingabe des Dr. R. E. Prutz in Halle über das fortbestehende Verbot seines Trauerspiels Moritz von Sachsen.

Allerdurchlauchtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königlichen Majestät Hohes Ministerium des Königlichen Hauses hatte auf meine allerunterthänigste Immediatbeschwerde vom 30. August d. J., betreffend das Verbot meines Trauerspiels **Moritz von Sachsen**, in Allerhöchstdero Auftrage mich dahin beschieden,

„daß bestimmungsmäßig Dramen, in welchen Personen dargestellt werden, welche dem Königlichen Hause anverwandt sind, auf den inländischen Theatern in der Regel nicht zur Aufführung kommen sollen, so wie daß Ew. Majestät Sich nicht bewogen gefunden, zu Gunsten meines Stückes eine Ausnahme zu gestatten."

Wiewohl ich nun in dieser Eröffnung eines Hohen Ministeriums den näheren Nachweis, in welcher Bezie-

hung dieſe vorſchriftsmäßige Beſtimmung zu meinem Stücke ſtehe, und welche namentlich von den Perſonen deſſelben es ſei, deren Verwandtſchaft mit Allerhöchſt Dero Hauſe das Verbot meines Stückes begründet, zu vermiſſen hatte: ſo glaubte ich mich doch nach Lage der Dinge zu der Annahme berechtigt, daß Ein Hohes Miniſterium hiebei ſpeciell die in meinem Stück vorkommende Perſon des Markgrafen Albrecht von Culmbach, auch Markgraf von Brandenburg-Culmbach genannt, im Auge gehabt habe, und daß mithin dieſe Perſon es ſei, deren Erſcheinen auf der Bühne den rechtlichen Grund zu dem Verbote meines Stückes dargegeben. Es ſchien hienach für mich nichts näher zu liegen, als die weitere Folgerung, daß mit Entfernung dieſer anſtößigen Perſon auch der rechtliche Grund des Verbotes entfernt und folglich auch dieſes ſelber aufgehoben werde. In dieſem Sinne erlaubte ich mir unterm 12. October d. J. eine neue Eingabe an Ein Hohes Miniſterium einzureichen, des Inhalts, daß ich bereit und Willens ſei, die geſetzwidrige Perſon des Markgrafen Albrecht aus meinem Stücke, in der, in der Beilage näher angegebenen Weiſe, völlig zu entfernen: und ſchloß mit der Erwartung, hienach nun für mein verändertes, den Geſetzen nunmehr völlig conformes Stück auch ein Verbot zurückgenommen zu ſehen, für welches eben durch dieſe Aenderung der bisherige geſetzliche Grund hinweggefallen.

Dieſer Erwartung indeſſen iſt nicht entſprochen worden. Vielmehr iſt mir unterm 6. d. M. ein zweites

Schreiben Eines hohen Miniſteriums des Königl. Hauſes zugegangen, mit dem wörtlichen Inhalt:

„Daß des Königs Majeſtät Allerhöchſt Sich nicht bewogen gefunden haben, die Aufführung des Trauerſpiels Moritz von Sachſen mit den von mir vorgeſchlagenen Aenderungen zu geſtatten.“

Dies der ganze Inhalt des gedachten Schreibens. Ich habe aufrichtig zu bedauern, daß es Einem Hohen Miniſterium nicht gefallen hat, mir zugleich den rechtlichen Grund dieſes erneuerten Verbotes anzugeben. Anzunehmen, daß das Verbot meines (veränderten) Stückes lediglich ein Act der Königlichen Souveränetät ſei, mit anderen Worten, daß Ew. Majeſtät Allerhöchſte Entſcheidung über mein Stück eines rechtlichen, mit den allgemeinen Geſetzen des Landes in Einklang ſtehenden Grundes ermangele: dies auch nur einen Augenblick anzunehmen, ſcheint mir gegen die Ehrfurcht zu ſtreiten, welche ich der Majeſtät des Thrones ſchuldig bin. Da mir nun von Ew. Königlichen Majeſtät Miniſter des Hauſes, des Herrn Fürſten Wittgenſtein Durchlaucht, mündlich die Verſicherung gegeben worden, daß Ew. Majeſtät Miniſter in dieſer Sache durchaus nichts weiter thun könnten, indem ſie, ihrer amtlichen Beſtimmung gemäß, lediglich Ew. Majeſtät Königlichen Willen zur Ausführung zu bringen hätten: ſo kann ich nicht umhin, Ew. Königliche Majeſtät in dieſer Angelegenheit noch einmal mit einem unterthänigſten Immediatgeſuche zu behelligen und zwar dieſem:

daß Ew. Königliche Majeſtät Allerhöchſt geruhen wollen, mir die geſetzlichen Gründe mittheilen zu laſſen, auf welchen das fortdauernde Verbot des (umgearbeiteten) Moritz von Sachſen beruht.

Ich ſelbſt vermag dieſe geſetzlichen Gründe nicht aufzufinden; im Gegentheil will es mir ſcheinen, als ob mein Stück (um dies noch einmal zu wiederholen) durch Entfernung des Albrecht von Culmbach den Geſetzen völlig entſprechend geworden iſt, und glaube ich daher, daß auch der freie, geſetzmäßige Vertrieb dieſes geſetzmäßigen Stückes und mithin auch die unbehinderte Aufführung deſſelben auf den preußiſchen Theatern mir in keiner Weiſe entzogen, beſchränkt oder irgendwie verkümmert werden darf, es ſei denn, daß man mir neue Gründe nachweiſe, welche das Verbot auch des geänderten Stücks geſetzlich rechtfertigen.

Möglich, daß ich hierin irre, möglich, daß die von Einem Hohen Miniſterium erwähnte (wenn auch nicht näher bezeichnete) Beſtimmung in Betreff der Königlichen Anverwandten nicht bloß den Albrecht von Culmbach, ſondern auch die übrigen in meinem Stücke vorkommenden fürſtlichen Perſonen, den Landgrafen Philipp von Heſſen, die Sächſiſchen Fürſten und Fürſtinnen, ja, den Kaiſer Karl V. ſelber in ſich ſchließt: da bei der ſeit Jahrhunderten ſtattgefundenen allgemeinen Verſchwägerung ſämmtlicher chriſtlicher Regentenhäuſer ohne Zweifel auch dieſe Perſonen, in einem gewiſſen Sinne, Anverwandte des Königlichen Hauſes genannt werden

dürfen und mithin gleichfalls von den preußischen Bühnen rechtlich auszuschließen sind. In diesem Falle würde es äußerst wünschenswerth sein und erlaube ich mir, in meinem eigenen, wie dem Interesse der gesammten vaterländischen Literatur, die allerunterthänigste Bitte:

daß es Ew. Königlichen Majestät, zur Vermeidung ähnlicher Collisionsfälle, Allerhöchst gefallen möge, eine authentische Interpretation der in Frage stehenden Bestimmung zu veranlassen und namentlich eine genaue Angabe, im wievielten Grade historische Personen mit Ew. Majestät Königlichen Hause verwandt sein dürfen, um auf den Bühnen Allerhöchst Dero Länder noch ohne Anstand zugelassen zu werden.

Indem ich Ew. Majestät schließlich allerunterthänigst versichere, daß zu dieser erneuerten Immediateingabe mich lediglich die so natürliche wie gesetzmäßige Sorge um mein gutes Recht, keineswegs aber irgend welche Renitenz gegen Allerhöchst Dero Königliche Willensmeinung veranlaßt hat, verharre ich, die schließliche Lösung dieser Angelegenheit Ew. Königlichen Majestät Weisheit wie Gerechtigkeit vertrauend, in schuldiger Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majestät

Halle, Nov. 18. 1844.

treugehorsamer Unterthan

R. E. Prutz, Dr. ph.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Zehn Jahre.

1840 — 1850.

911.

Zehn Jahre.

Geſchichte der neueſten Zeit.

1840—1850.

Von

Robert Prutz.

Erſter Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1850.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorwort.

Ueber Plan und Abſicht des vorliegenden Werkes hat der Verfaſſer ſich theils in dem Programm, durch welches die Verlagshandlung daſſelbe zuerſt ankündigte, theils auch in der Einleitung des Werkes ſelbſt ſo ausführlich ausgeſprochen, daß es ihm überflüſſig erſcheint, wollte er hier noch einmal darauf zurückkommen. Wie er denn überhaupt der Meinung iſt, daß ein Buch, von dieſer Anlage und dieſem Umfang, und daſſelbe wüßte ſeine Exiſtenz nicht durch ſich ſelbſt zu rechtfertigen, überhaupt nicht werth wäre zu exiſtiren. Und alſo auch nicht der Mühe werth, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. —

Nur über die äußern Umſtände, unter denen ſein Buch entſtanden iſt, ſowie über die Fortſetzung, welche er demſelben zu geben beabſichtigt, und der gemäß jetzt auch der Titel des Buchs hat geändert werden müſſen, ſcheint es dem Verfaſſer angemeſſen Einiges zu bemerken. — Der erſte Plan dazu, das heißt alſo zu einem Buche, welches die Geſchichte der jüngſten Zeit, ſeit dem Jahre vierzig, vornämlich die deutſche, und wiederum hauptſächlich und ganz beſonders die preußiſche Geſchichte, in überſichtlicher und allgemein verſtändlicher, allgemein anſprechender Weiſe darzuſtellen ſucht, wurde von dem Verfaſſer bereits vor ſechs Jahren, im Sommer vierundvierzig, gefaßt. Denn ſchon damals, wer irgend ein Auge hatte für den Gang der Zeit, konnte es nicht verborgen bleiben, daß das geſammte europäiſche Staatsleben einer allgemeinen Kriſis entgegeneilte, und daß

namentlich für Deutſchland und Preußen mit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten die Morgendämmerung (aber auch nur erſt die Dämmerung) eines ganz neuen Lebens angebrochen war. Auch welchem Ziele dieſe Entwicklung zuſchritt und welche Frucht endlich reifen mußte, mit verhängnißvoller Nothwendigkeit, aus dieſer Saat geſtachelter Hoffnungen, getäuſchter Erwartungen, ungehaltener Zuſagen, ohnmächtig verkrüppelter Verſuche, die man dazumal ſo freigebig ausſtreute, als ob es zur Kurzweil wäre — auch darüber, im Ganzen und Großen, konnte Niemand in Zweifel ſein. Wohl aber für den Hiſtoriker, der mehr als ein bloßer Chroniſt ſein, der die Geſchichte zugleich künſtleriſch durchdringen und verarbeiten wollte, fehlte es noch an einem Ereigniß, welches dieſe Uebergangsepoche, wenn auch nur vorläufig, abſchloß — oder wenn nicht abſchloß, doch wenigſtens einen Mark- und Meilenſtein darin ſetzte. Und ſo mußte der Verfaſſer, unter dieſen Umſtänden, ſich begnügen, einſtweilen nur den Gedanken ſeines Werkes bei ſich ſelbſt weiter auszubilden und das weitſchichtige Material allmälig, nach Zeit und Gelegenheit, zuſammenzutragen.

Als aber darauf im Februar ſiebenundvierzig das bekannte Patent wegen Bildung des vereinigten Landtags erſchien, ſo war auch jenes Ereigniß gefunden. Denn wiederum mußte es ſchon damals für Jedermann, der die Entwicklung der letzten Jahre mit nur einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hatte, außer Zweifel ſein, daß damit nun dieſe lange, froſtige Dämmerung der preußiſchen Zuſtände ihr Ende erreicht hatte und daß der Sonnenball der Freiheit nun bald, bald und unwiderſtehlich, heraufſteigen mußte an dem gereinigten Horizont. — Der Verfaſſer, dem es von Wichtigkeit ſchien und eine wahrhaft patriotiſche Pflicht, durch ein Werk, wie das in Rede ſtehende, der ringenden Zeit gleichſam den Spiegel vorzuhalten und ſich und ſeine Mitbürger, durch geläuterte Selbſterkenntniß, vorzubereiten für die großen Entſcheidungen, denen wir

nun ſtündlich entgegenſahen, glaubte die karggemeſſene Zeit noch benützen zu müſſen. Er machte ſich daher ſofort an die Ausarbeitung; noch in den letzten Wochen des Jahres wurde das Programm ſeines Werkes geſchrieben.

Als danach aber, wenige Monate ſpäter, das erſte Heft aus der Preſſe kam, da ſchrieben wir gerade die Zwanziger des März. Ein Umſchwung der Verhältniſſe war eingetreten, ſo allgemein, ſo ungeheuer, wie ſelbſt die verwegenſte Phantaſie ihn niemals geträumt hatte; ein Tag der Freiheit, ſo glaubten wir armen Tröpfe, umſpielte uns, ſo hell, ſo wolkenlos, ſo fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht geweſen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene unheimlichen, blaſſen Nebel, die nun, ſo hofften wir, begraben wären auf ewig.

Der Verfaſſer, trotz der vielen mühvollen und oft recht trüben Stunden, die er über ſeinem Werke zugebracht, denkt noch jetzt mit Vergnügen daran zurück und iſt einigermaßen ſtolz darauf, mitten unter den außerordentlichen Begebenheiten jener Tage, bei der ſcheinbar ſo ganz veränderten Lage unſerer Literatur, die begonnene Arbeit dennoch nicht fallen gelaſſen zu haben. Vielmehr im Gegentheil, wenn jemals, ſo hielt er es gerade damals für ein Bedürfniß, eine Pflicht ſogar, ſich über den Gang, welchen unſere Entwicklung genommen, aufzuklären und die allmälig vorbereitenden Momente dieſer plötzlichen, anſcheinend ſo glorreichen Erhebung zu durchforſchen. Groſſes errungen wird nur in Leidenſchaft und Begeiſterung; aber nur Einſicht und Beſonnenheit (darüber vermochte er ſich auch ſchon damals nicht zu täuſchen) ſind im Stande, das Errungene zu ſichern und zu dauernd fruchtbarem Beſitze zu erwerben. Er ſetzte ſein Unternehmen daher nicht nur fort, ſondern (und auch dies bekennt er ſich einigermaßen zum Verdienſt zu rechnen, ſo ſehr er darauf gefaßt iſt, daß Andere gerade dies ihm werden zum Vorwurf machen) auch, ſo viel ihm irgend möglich, ganz nach der erſten Anlage und unver-

ändert in derſelben Haltung, demſelben Ton, den er, unter ſo ganz verſchiedenen Verhältniſſen, zuerſt angeſchlagen. Brochüren und Pamphlete, erfüllt mit der unmittelbaren brennenden Leidenſchaft des Tages, ſind nicht nur höchſt unentbehrliche und nützliche, ſondern nach Umſtänden auch höchſt ſchätzenswerthe und erfreuliche Dinge: und der Verfaſſer dieſes Werkes am Wenigſten, bei dem er ſich, was die erſtere Hälfte betrifft, oft nur einen größern Reichthum an dergleichen gewünſcht hat, will gering denken von dieſer Gattung der Literatur. Aber darum braucht noch nicht Alles Pamphlet und Brochüre zu ſein, darum iſt die unmittelbare Sprache der Leidenſchaft noch nicht die einzige, welche gehört zu werden verdient: ſondern auch der ernſte, unſcheinbare Fleiß des Hiſtorikers und ſein Bemühen, die reizloſe, aber beſonnene, nüchterne, aber aufrichtige Sprache der Gerechtigkeit zu ſprechen, werden, ſelbſt wo ſie nicht vom Erfolg gekrönt ſein ſollten, doch wenigſtens auf einige Nachſicht rechnen dürfen.

Denſelben Standpunkt gedenkt der Verfaſſer auch für die Fortſetzung ſeines Werkes, die Geſchichte der Jahre ſiebenundvierzig bis funfzig, feſtzuhalten. Wobei es ihm freilich nicht entgeht, daß die Schwierigkeit gerade für dieſen Zeitabſchnitt noch ungleich größer, die ganze Aufgabe, die Geſchichte (Geſchichte ſage ich, nicht Parteidarſtellung) einer Zeit zu ſchreiben, die uns, in Haß und Liebe, Bewunderung und Abſcheu, noch von allen Seiten ſo nah umgiebt, ja in deren vollſter Strömung wir ſelbſt in dieſem Augenblick noch ſtehen, eine höchſt gefährliche iſt. Aber doch durfte der Verfaſſer ſich dieſer Aufgabe nicht entziehen, nicht nur um der Wünſche willen, die ihm in dieſer Hinſicht von Seiten ſeiner Leſer mehrfach geäußert worden ſind, ſondern hauptſächlich, weil die Sache ſelbſt dieſe Fortſetzung fordert und nöthig macht. Alle Ereigniſſe ſeit dem Jahre vierzig, in ſtetiger, ſich immer ſteigernder Folge, deuten auf die Revolution von achtundvierzig hin; ſie erſt iſt das eigentliche große Drama, zu dem die vorangehenden Jahre gleichſam nur den Prolog,

nur die Einleitung bilden. Es wäre etwas Wunderliches um ein Buch, welches eine Geſchichte ſein will der neueſten Zeit und vor dem einzigen wirklichen Ereigniß, dem wahren allgemeinen Ziel und Mittelpunkt dieſer Zeit bliebe es ſtehen; die Geſchichte ſelbſt, auf die vielen ungewiſſen, zaudernden Fragen, die ſeit dem Jahre vierzig erhoben wurden, hat die ungeheure Antwort die Revolution gegeben — und das Buch wollte dieſe Antwort ignoriren? Nein: wie groß immer die Schwierigkeit des Unternehmens, und wie wenig der Verfaſſer hoffen darf, mit dieſer unparteiiſchen, dieſer wahrhaft geſchichtlichen Darſtellung, die er auch von den Ereigniſſen unſerer Revolutionsepoche zu geben beabſichtigt, Anklang zu finden bei der Menge: ſo iſt er dieſe Fortſetzung dennoch nicht nur der materiellen Vollſtändigkeit und ſomit dem praktiſchen Intereſſe ſeiner Leſer, ſondern namentlich auch jenem künſtleriſchen Standpunkte iſt er ſie ſchuldig, den er bei dem ganzen Werke einzunehmen geſucht hat, und dem er auch fernerhin, nach dem Maß ſeiner Kräfte, treu zu bleiben gedenkt.

Schließlich noch ein Wort in Betreff der mehrfachen Unterbrechungen, welche die Erſcheinung dieſes erſten Bandes erlitten. Daß ein Werk, wie das vorliegende, in einer Zeit, wie wir ſie ſeit den letzten zwei Jahren haben, auch bei der innigſten Hingabe, der redlichſten Anſtrengung des Verfaſſers dennoch nicht ganz in einem Guſſe gearbeitet werden konnte, daß die gewaltige Gegenwart mehr als einmal den Blick nothgedrungen ablenkte von der Vergangenheit, mehr als einmal der Schmerz des Patrioten die Feder des Schriftſtellers lähmte, das verſteht ſich ſo ſehr von ſelbſt und auch abgeſehen von den äußern Ereigniſſen, dem mehrfachen Ortswechſel, der Kränklichkeit und anderer Ungunſt des Schickſals, die inzwiſchen den Verfaſſer perſönlich betroffen, daß er dieſes Umſtandes hier gar nicht erſt erwähnen würde, wenn er es nicht der Verlagshandlung ſchuldig zu ſein glaubte. Er erklärt daher, daß die Verlagshandlung keinen Theil hat an den Unter-

brechungen und Verzögerungen, welche in der Ablieferung der einzelnen Hefte entſtanden ſind, ſondern daß die Schuld davon ihm ganz allein gehört. — Aber er glaubt auch, daß kein Verſtändiger unter ſeinen Leſern ihm dieſe Schuld im Ernſt anrechnen wird.

Auch für die Fortſetzung wird er die Nachſicht der Abnehmer zum Theil noch in Anſpruch nehmen müſſen; die Quellen für unſere Revolutionsgeſchichte fangen eben jetzt ſo reichlich an zu fließen, faſt jede Woche bringt, von den verſchiedenſten Seiten her, ſo neue und wichtige Aufſchlüſſe, daß man ſich im Gegentheil in Acht nehmen muß, die Arbeit zu ſehr zu beſchleunigen. — Doch wird der zweite Band, die Ereigniſſe bis zum Februar ſiebenundvierzig darſtellend, jedenfalls noch bis zum Herbſt dieſes Jahres vollſtändig in den Händen der Leſer ſein. Dieſem zweiten Bande werden dann auch die Documente und Actenſtücke beigefügt werden, auf welche im erſten bereits Bezug genommen iſt; ebenſo die Berichtigung der Irrthümer oder Verſehen, welche der wiederholten und ſorgſamen Reviſion etwa dennoch entgangen ſein möchten.

Und ſo möge das Buch denn der Theilnahme aller derjenigen empfohlen ſein, die mit dem Verfaſſer den Glauben theilen an den endlichen und unausbleiblichen Sieg der Freiheit, die aber zugleich auch glauben, daß auch den Völkern die Freiheit weder im Schlaf geſchenkt wird, noch wird ſie ihnen zugeſchleudert im Rauſch: ſondern auch hier dem tapfern Willen, der beſonnenen Einſicht, dem ehrlichen Fleiß, dem Ernſt, dem Muth und der Sittlichkeit iſt der Kranz beſtimmt.

Und hoffentlich iſt die Zahl derer, die dies glauben, noch nicht ganz ſo klein, als es mitunter den Anſchein hat.

Halle, März 1850.

R. P.

Inhaltsverzeichniß

des erſten Bandes.

Seite

Vorwort V

Einleitung.

Beſtimmung des Gegenſtandes; Schwierigkeit ſeiner Behandlung. Abſicht und Standpunkt des vorliegenden Werkes. — Allgemeiner Charakter der modernen Zeit. Reformation und Revolution. Die Coalition. Der Rheinbund. Die Freiheitskriege. Die heilige Allianz. Die Julirevolution. Deutſchland und Preußen zu Ende der dreißiger Jahre: das Göttinger Greigniß; die Kölner Wirren; orientaliſche Frage. — Allgemeine Ueberſicht über die Lage der Welt im Jahre 1839 . . . . . 3—94

Erſtes Buch.

Von der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm IV. (Juni 7.) 1840, bis zum Zuſammentritt der preußiſchen Provinziallandtage im Februar 1841.

Erſtes Kapitel. Das Jahr achtzehnhundert und vierzig: Ausſichten und Erwartungen. — Jubiläen und Erinnerungsfeſte: das Buchdruckerjubiläum; das Jubiläum Friedrichs des Großen. — Preußen während der erſten Monate des Jahres achtzehnhundert und vierzig. Die Hegel'ſche Philoſophie. Der erzbiſchöfliche Streit. Anfang des Sintenisſchen Streites in Magdeburg. Die Altlutheraner. Erhöhte Feierlichkeit der Eidesabnahme. Miſtreß Fry. Gerücht wegen der Weihe der Biſchöfe. Verbot des Buchdruckerfeſtes. — Rußland: Untergang der Expedition nach Khiwa. — Frankreich: Das Miniſterium vom 1. März: Herr Thiers. — Miniſterjubiläen in

Preußen: Herr von Rauch; Herr von Kamptz. — Tod des Miniſters von Altenſtein: Mai 14. — Krankheit des Königs. Jubiläum Friedrichs des Großen. Comment cela va-t-il? Cela va mal. Tod des Königs; Juni 7. . . . . Seite 95—132

Zweites Kapitel. Die Gegenſätze in der preußiſchen Geſchichte. — Rückblick auf die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten: Verhältniß zu Friedrich Wilhelm dem Zweiten und ſeiner Zeit. — Die Königin Louiſe. — Die Kataſtrophe von Jena. — Stein, Hardenberg. — Die Siege von 1813. — Der König und die Armee. — Die Verfaſſungsfrage. — Die Demagogenunterſuchungen. — Schluß . . . . . 133—162

Drittes Kapitel. Perſönlichkeit des neuen Königs; Erziehung, Vorgeſchichte. — Erwartungen des Publikums; nächſte Aufgaben. — Umgebungen des Königs: die Königin; die Prinzen. — Das Miniſterium im Augenblick des Thronwechſels; Herr von Rochow. — Herr von Humboldt; Herr Bunſen; Herr von Radowitz . 163—193

Viertes Kapitel. Erſte Aeußerungen und Schritte des neuen Königs. Deputationen und Audienzen. Anekdoten und Gerüchte. Das Teſtament des Königs. — Feierliche Beiſetzung der Leiche Friedrich Wilhelms III. — Seitenblick auf Frankreich: Herr Thiers; Beſchluß der Kammern wegen Abholung der Leiche Napoleons. — Erſte Ernennungen in Berlin. — Veröffentlichung des „letzten Willens". — Gerüchte von einer bevorſtehenden Amneſtie; von Beyen und Arndt wieder angeſtellt. Die Brüder Grimm und Ludwig Tieck. Conſecration eines Buches. — Stimmung im übrigen Deutſchland. Guttenbergfeier in Leipzig. — Verhalten der katholiſchen Geiſtlichkeit. Verhandlung mit den Erzbiſchöfen. Herr von Dreſte in Münſter. Erlaß wegen Ausſöhnung mit Herrn von Dunin; Rückkehr deſſelben nach Poſen. — Allgemeine Amneſtie für alle politiſchen Vergehen. — Quadrupelallianz vom 15. Juli; Beitritt Preußens. — Stimmung in Frankreich; kriegeriſche Ausſichten. — Reiſe des Königs von Preußen nach Dresden; nach Königsberg . . . . . 194—221

Fünftes Kapitel. Der Huldigungslandtag in Königsberg, ſeine Entſtehung und Bedeutung. — Einzug des Königs; Feſtlichkeiten. — Zuſammentritt des Huldigungslandtages: September 5. Rede des Kaufmann Heinrich; Antrag auf reichsſtändiſche Verfaſſung. — Beſchwerden der Polen. Hirtenbrief des Erzbiſchof von Dunin vom 31. Auguſt. Rede des Grafen Raczynsky. — Veröffentlichung des Landtagsabſchiedes. — Feierliche Erbhuldigung der Stände des Königreichs Preußen und des Großherzogthums Poſen in Königsberg. — Thronrede des Königs. — Adelsverleihungen; Ernennungen. — Rückkehr des Königs nach Berlin. Feierlicher Einzug daſelbſt. — Berliner Buchdruckerfeſt: Septbr. 25. . . . 222—255

Sechſtes Kapitel. Rückblick auf die preußiſche Verfaſſungsfrage; ihr Urſprung und ihre geſchichtliche Entwicklung. — Die Reformen von 1808; das Stein'ſche Teſtament. — Der Staatskanzler von Hardenberg. Geſetzliche Verordnungen und Erlaſſe. Verordnung vom 22. Mai 1815; Staatsſchuldengeſetz. — Die Coblenzer Adreſſe; Cabinetsſchreiben vom 21. März 1818. — Die Provinziallandtage. — Die Streckfuß'ſche Schrift über die Garantien der preußiſchen Zuſtände. Literariſche Polemik dagegen; die Halliſchen Jahrbücher und die Hegel'ſche Philoſophie. — Aufnahme der Königsberger Ereigniſſe im Publikum. Adreſſen in Königsberg und Cöln. — Cabinetsordre vom 4. Oktober 1840; ihre Wirkung . Seite 256—272

Siebentes Kapitel. Die Huldigung in Berlin am 15. Oktober 1840; Zurüſtungen und Erwartungen. — Vorverſammlungen der Stände; Zwiſtigkeiten. Herr von Rochow als Vermittler. — Ernennung Eichhorns zum Cultusminiſter: Oktober 10. — Der Huldigungstag. Huldigung der Biſchöfe; der Standesherrn. Erwiederungen des Königs. — Huldigung der Ritterſchaft. Anſprache des Herrn von Rochow. Der König an die Ritter. — Verſammlung im Luſtgarten. Rede des Königs an die Stände und das verſammelte Volk. — Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen. Feſtlichkeiten. — Kritiſche Stimmung des Publikums; Nachwehen . . . . . 273—287

Achtes Kapitel. Weitere Entwickelung der orientaliſchen Frage: Abſetzung Mehemed Ali's, Eröffnung des Krieges in Syrien. — Eroberung von Beirut und Saida. Uebertritt des Emir Beſchir; Aufſtand der Druſen im Libanon. — Schlacht bei Beirut: Oktober 12. Niederlage Ibrahim Paſcha's; Eroberung von St. Jean d'Acre. — Memorandum des Herrn Thiers vom 3. October, ſein Ultimatum vom 8. — Stimmung in Frankreich; Gelüſte nach dem Rheinufer. — Rüſtungen in Preußen. Verbot der Pferdeausfuhr. General von Grolmann in Berlin; Conferenzen mit Herrn v. Boyen. — Rundreiſe der Herren v. Grolmann und v. Radowitz nach Wien und an die größern deutſchen Höfe. — Vertraute Miſſion des Herrn von Radowitz: Pläne Friedrich Wilhelm IV. zur Reorganiſation des deutſchen Bundes. Antwort des Herrn von Metternich. — Die Kriegsverfaſſung des Bundes wird reformirt. — Reiſe des Königs von Preußen nach dem Rhein verſchoben. — Abneigung des Publikums gegen den Krieg mit Frankreich; angebliche Reiſe des Herrn von Humboldt nach Paris. — Das Becker'ſche Rheinlied. Enthuſiasmus des Publikums; Gnadenbezeigungen der Fürſten. Der Königsſtuhl zu Renſe; der Dombauverein zu Köln. — Widerſpruch: der Rhein von Prutz. — Louis Philippe und Herr Thiers. Darmès' Attentat auf den König: Oktober 15. — Rücktritt des Herrn Thiers: Oktober 21; Miniſterium Soult-

Guizot. — Beiſetzung der Aſche Napoleons: December 15. — Der Vicekönig von Aegypten unterhandelt: November 24.; ſeine Unterwerfung. Schluß der orientaliſchen Wirren: Juni 1841 . Seite 288—316

Neuntes Kapitel. Wachſende Mißſtimmung in Preußen, beſonders in Berlin. — Die Cenſurfrage. Gerüchte von bevorſtehender theilweiſer Cenſurbefreiung; Herr v. Eichendorff. Plan des Profeſſor Graff zu politiſchen Disputatorien. — Angebliche Aeußerungen des Königs in Betreff der Patrimonialgerichtsbarkeit. Erlaß wegen ruſſiſcher und öſtreichiſcher Orden. Herr von Rochow erhält den rothen Adlerorden in Brillanten. — Ernennung des General von Thile zum Staats- und Cabinetsminiſter. Gerüchte von anderweitigen Ernennungen und Veränderungen. — Die Gebrüder Grimm nach Berlin berufen. Jahn reſtituirt. Erhöhte Dotation der Univerſität zu Berlin. Tell und Egmont zur Aufführung in Berlin erlaubt. Ernennungen zum Staatsrath: Humboldt, Boyen ꝛc. — Unzufriedenheit mit der Wirkſamkeit des neuen Cultusminiſters, Herrn Eichhorn; Stahl aus Erlangen an Gans' Stelle berufen; bevorſtehende Berufung Schellings. — Anſtellung des Herrn von Haſenpflug; übler Eindruck im Publikum; der „erſte ſchmerzliche Tag" des Königs. — Reſcript des Cultusminiſters an die Elementarſchullehrer. — Begünſtigung der Altlutheraner und Supranaturaliſten; Eingabe der nichtunirten Gemeinde zu Magdeburg. — Fortſetzung des Sintenisſchen Streites; die Studenten zu Halle petitioniren um Berufung des Dr. Strauß. — Die erzbiſchöfliche Angelegenheit. Rücktritt des Herrn von Sedlnitzky; Herr von Duesberg zum Direktor für die katholiſchen Angelegenheiten ernannt. — Gerüchte von einem bevorſtehenden Ehegeſetz; Herr Göſchel. Angebliche ſtrenge Sonntagsfeier. Das baldige Erſcheinen eines Religionsedictes behauptet; fruchtloſe Widerlegung der Staatszeitung. — Herr Eichhorn und der König. — Theaterſcandal bei Aufführung der Athalie: Januar 4. 1841 . . 317—341

Zweites Buch.

Von dem Zuſammentritt der preußiſchen Provinziallandtage im Februar 1841 bis zum Ausſcheiden der Herren von Schön und von Rochow und dem Erlaß wegen Bildung der ſtändiſchen Ausſchüſſe: Juni 1842.

Erſtes Kapitel. Ernennung des Grafen Stolberg zum Miniſter. Verſetzung Flottwells nach Magdeburg; Graf Arnim zum Oberpräſidenten von Poſen ernannt. Verordnungen wegen Beförderung der polniſchen Sprache. — Die bevorſtehenden Provinziallandtage. Geſpannte Erwartungen des Publikums; Petitionen wegen Wiederaufnahme des Königsberger Antrags vorbereitet. — Freiwilligenfeſt zu Berlin: Februar 3. 1841 — „Woher?

und Wohin?" von Herrn von Schön. — Demonſtrationen zu Gunſten des Herrn von Schön in Königsberg und Inſterburg. — Herr von Hacke und der Adelsverein zu Preußiſch-Holland; Oppoſition gegen Herrn von Schön. — Die „vier Fragen eines Oſtpreußen", von Johann Jacoby. — Vermehrte Anſtrengungen des Adelsvereins zu Preußiſch-Holland. Herr von Hacke und der König. — Eröffnung der Provinziallandtage: Febr. 28. 1841 . 345—372

Zweites Kapitel. Rückblick auf die preußiſchen Provinzial-Landtage, ihre Entſtehung, Zuſammenſetzung und Befugniß. — Erwartungen im Publikum. — Die Landtagswahlen; Stimmung der verſchiedenen Provinzen. — Petitionen und Anträge. — Königl. Erlaß wegen Veröffentlichung der Verhandlungen. — Eröffnung der Landtage: Februar 28. Die königlichen Patente und Propoſitionen: Bildung von Ausſchüſſen, Steuererlaß — . . . . 373—387

Drittes Kapitel. Eröffnung der Provinziallandtage: Febr. 28. Veröffentlichung der Verhandlungen angekündigt. — Eröffnungsdekret; Anſprache an die preußiſchen und poſenſchen Stände. — Propoſition wegen Errichtung ſtändiſcher Ausſchüſſe. — Ueberſicht über die Finanzlage des preußiſchen Staates: Steuererlaß. — Aufnahme dieſer Propoſitionen im Publikum. — Sonſtige Anträge und Vorlagen der Regierung . . . . . 388—402

Viertes Kapitel. Berathungen der brandenburgiſchen Stände. Eröffnungsrede des Herrn von Rochow: „ſie wiſſen, was ſie wollen." Praktiſcher Standpunkt; Haß gegen den Idealismus der Oſtpreußen. — Empfang beim König: „die Spitze der Geſinnten." — Bedenklichkeiten wegen Veröffentlichung der Protokolle; ebenſo wegen der Ausſchüſſe. Die Steuerermäßigung. Anträge auf Erleichterung der Wahlbedingungen verworfen. — Der pommerſche Landtag. Stellung zum märkiſchen. — Berathungen über die Oeffentlichkeit, die Ausſchüſſe, den Steuererlaß. Petitionen in Betreff des Sundzolls, der Actiengeſellſchaften u. ſ. w. — Die Erleichterung der Wahlbedingungen auch hier verworfen. — Der ſächſiſche Landtag. Berathung wegen des Steuererlaſſes; die Stände verlangen eine Vorausſumme zu Gunſten ihrer Provinz. — Petitionen von Magdeburg und Halle. — Die weſtphäliſchen Stände. Freiſinnigere Haltung derſelben. — Sie beantragen die unverkürzte Veröffentlichung der Protokolle, mit Nennung der Namen. — Verſchiedene Anſichten wegen der Steuerermäßigung: Steuererlaß oder Steuerausgleichung? Ermäßigung der Salzſteuer verworfen. — Die erzbiſchöfliche Angelegenheit. Einleitungsrede des Landtagsmarſchalls, Grafen von Landsberg. Deren Wirkung. Antrag des Grafen Weſtphalen. Graf Weſtphalen reiſt nach Berlin; Audienz beim König. Cabinetsſchreiben des Königs:

Graf Westphalen aus Berlin verwiesen; ſeine Auswanderung nach Baiern . . . . . Seite 404—416

Fünftes Kapitel. Fortſetzung: die Poſener Stände. Heftigkeit der nationalen Oppoſition bei den Polen. — Eröffnungsrede des Herrn von Poninski. Adreſſe an den König; Adreßdebatten. Eindruck derſelben im Publikum, am Hofe. — Debatte über die ſtändiſchen Ausſchüſſe; Schutzrede eines ritterlichen Deputirten zu Gunſten der Landgemeinden. Die Befugniſſe der Ausſchüſſe ſollen erweitert werden. — Antrag der Stadt Poſen wegen Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung. Heftige Debatten; Eiferſucht des polniſchen und deutſchen Elementes. Die Polen verwerfen den Antrag „als Polen.“ — Verhandlungen wegen des Steuererlaſſes. Der Geſetzentwurf wegen Beſchränkung der Ablösbarkeit u. ſ. w. verworfen. — Petitionen wegen der ruſſiſchen Grenzſchwierigkeiten. — Eine Petition wegen Preßfreiheit abgelehnt . . . . . 417—432

Sechſtes Kapitel. Fortſetzung: der ſchleſiſche Landtag; ſein Verhältniß zur öffentlichen Meinung. — Die Ausſchüſſe, der Steuererlaß, die Ablöſungen, die Provinzialrechte. — Politiſche Bankets in Breslau; Toaſte und Tiſchreden. — Petition der Breslauer Stadtbehörden um Erfüllung des Verſprechens vom 24. Juni 1815; vom Landtage mit großer Mehrheit verworfen. Streit des Breslauer Magiſtrats mit dem Landtagsmarſchall. — Der oſtpreußiſche Landtag. — Eröffnungsrede. Adreſſe an den König. Beſchluß eines Denkmals für Friedrich Wilhelm III. — Debatte über die Ausſchüſſe, das Ablöſungsgeſetz, die Provinzialrechte. — Die Petitionen um reichsſtändiſche Verfaſſung abgelehnt. Die Mohrunger Gegenpetition. — Eindruck im Publikum. — Antrag und Debatte wegen Preßfreiheit — . . . . . 433—444

Siebentes Kapitel. Fortſetzung: der rheiniſche Landtag. — Stimmung der Rheinprovinz; Stellung des rheiniſchen Landtags. Die ultramontane Partei und die erzbiſchöfliche Frage. — Eröffnung des Landtags: Mai 23. Das königliche Eröffnungsdecret. Propoſitionen. — Feſteſſen: Toaſt des Freiherrn von Loë; angeblicher Gegentoaſt eines bäuerlichen Deputirten. — Adreſſe des Landtags; deren Aufnahme beim König. Die erzbiſchöfliche Angelegenheit; Antrag des Dr. Monheim von Aachen, Juni 4. Derſelbe wird nach ſtürmiſcher Debatte an einen Ausſchuß verwieſen. — Kölner Petition zu Gunſten des Erzbiſchofs. — Bericht des Ausſchuſſes über den Monheim'ſchen Antrag: Juni 23. Lebhafte und langwierige Debatte: der Antrag des Ausſchuſſes auf Verwerfung des Monheim'ſchen Antrages angenommen. Eindruck dieſer ganzen Angelegenheit im Publikum; glänzender Empfang der Herren Monheim und Diez bei ihrer Rückkehr nach Aachen und Coblenz. — Weitere Verhandlungen des Landtages: die Ausſchüſſe, der Steuer-

erlaß u. ſ. w. — Debatte über die von der Regierung beantragte Beſchränkung der Parcellirungen. — Petitionen wegen Handelsgerichte, Verbeſſerungen der Rechtspflege, Preßfreiheit u. ſ. w. — Schluß des Landtags: Juli 25. . . . . Seite 445—479

Achtes Kapitel. Die Landtagsabſchiede: Commiſſion zur Berathung derſelben unter dem Vorſitze des Prinzen von Preußen. Späte und vereinzelte Bekanntmachung der Abſchiede. — Allgemeine Beſcheide: Ausſchüſſe, Steuererlaß, Petitionen wegen Erweiterung der Wahlberechtigung; Lotterieangelegenheit. — Die einzelnen Abſchiede: an die Brandenburgiſchen Stände (Belobung des ausſchließlich provinzialen Standpunktes; Patrimonialgerichte, Handelskammer); — ferner an die Pommerſchen (Sundzoll, Handelsminiſterium); — die Weſtphäliſchen; — die Poſener (ſtrenge Zurechtweiſungen; das Ablöſungsgeſetz; Landrathswahlen; die ehemaligen Warſchauiſchen Officiere; die Kartelconvention mit Rußland); — die Schleſiſchen (Belobung, ruſſiſche Grenzſperre); die Preußiſchen (Schreiben des Herrn von Brünneck: Zuſicherungen wegen der Preſſe; ausdrückliche Belobung, Provinzialrechte, Handelsminiſterium); — endlich an die Rheiniſchen Stände (erzbiſchöfliche Angelegenheit; verheißener Aufenthalt des Königs in der Rheinprovinz; Geſetz wegen Beſchränkung der Parcellirungen zurückgezogen; Miniſterialreſcript wegen der nicht unterſtützten Petitionen modificirt; Handelsminiſterium, Vertrag mit England, Schutz der Induſtrie; Cenſurangelegenheit; Erleichterung der Winzer; Kölner Dom) . . . . . 480—493

Neuntes Kapitel. Die Landtage und die öffentliche Meinung; zunehmende Entmuthigung des Landes. — Conflict des Königs mit der Stadt Breslau. Der König läßt durch Herrn von Rochow jede feierliche Einholung zum Voraus ablehnen, Mai 1841. — Immediatvorſtellung der ſtädtiſchen Behörden von Breslau, 2. Juni. Antwort des Königs. — Stimmung in Breslau: zuſtimmende Adreſſe; Wiederwahl der Stadtverordneten. — Ausgleichungsverſuche des Herrn von Merkel; neue Einladung an den König (26. Juli) und Annahme derſelben. — Zurüſtungen und Scandale. Die beabſichtigten Feſtlichkeiten der Ritterſchaft; Fürſt Pückler an den Grafen Brandenburg. — Die Breslauer Kaufleute wollen die Judenſchaft von der Feſtlichkeit ausgeſchloſſen wiſſen. — Einzug des königl. Paares in Breslau, 13. Sept. Reden des Königs. — Uebler Eindruck der ganzen Begebenheit, beſonders in Schleſien. — Der Jacoby'ſche Proceß . . . . . 494—521

Zehntes Kapitel. Reiſe des Königs nach Warſchau zum Kaiſer von Rußland, Mitte September; das Monument zu Kaliſch. — Reiſe nach München, Novbr. 15. — Die Erzbiſchöfliche Angelegenheit. Unterhandlungen des Herrn von Reiſach; Herr von Geiſſel;

zuvorkommendes Benehmen der preußiſchen Regierung. Badereiſe des Erzbiſchofs; feſtlicher Empfang in Paderborn und andern Orten. Die Ausſchließung der Jeſuitenſchüler in Preußen aufgehoben; Verordnung, die ſuspendirten Geiſtlichen und die ſogen. ſtillen Meſſen betreffend. Wiederanſtellung des Herrn von Beckedorf. Katholiſche Geiſtliche in Schleſien mit Orden decorirt. — — Demonſtrationen der ultramontanen Partei. Ehrengeſchenk holländiſcher Katholiken an Herrn von Droſte. — Sein Triumphzug durch Weſtphalen; feierliches Ständchen bei der Rückkehr nach Münſter. Wallfahrt der Cölner nach Kevelaar. — Das Cölner Domcapitel; Biſchof Arnoldi zu Trier; der Domherr Ritter als Verweſer des Bisthums zu Breslau. Bedenkliche Schritte des Herrn von Dunin; Verordnung wegen der Lehrbücher, eigenmächtiges Verfahren in der Brodzigewski'ſchen Angelegenheit. — Glücklicher Ausgang der Münchner Verhandlungen. — Herr von Geiſſel in Berlin. Die Staatszeitung vom 10. Januar 1842 zeigt die Beilegung der Cölner Wirren an; Brief des Königs an Clemens Auguſt vom 15. Oktober. — Gemiſchter Eindruck dieſer Verſöhnung; Jubel auf der katholiſchen, Beſorgniß auf der proteſtantiſchen Seite. — Ankunft des Herrn von Geiſſel in Cöln: Anfang März. Abſchiedsbrief des Herrn von Droſte, März 9. — Derſelbe ſtirbt: Oktbr. 1845 . . . . . Seite 322—333

Elftes Kapitel. Zuſtand der Preſſe in Preußen. Gehäufte Confiscationen und Verbote. Die Halliſchen Jahrbücher wandern nach Sachſen aus. — Beamte ſollen nicht über öffentliche Angelegenheiten ſchreiben. — Berichtigungsbureau. Präſident Abegg wird von der Cenſur der Königsberger Zeitung abgeſetzt. — Hoffmanns unpolitiſche Lieder. Der Verfaſſer wird zur Unterſuchung gezogen. Verbot des geſammten Verlags von Hoffmann und Campe in Hamburg. — Cenſurverordnung vom 24. December. Eindruck und Wirkung derſelben; die Königsberger Zeitung, der Elbinger Anzeiger, die Rheiniſche Zeitung in Cöln. — Reiſe des Königs nach England. — Gerüchte wegen Uebertragung angliſaniſcher Kirchengebräuche. Herr Bunſen zum Geſandten in London ernannt. Berliner Geiſtliche reiſen im Auftrage des Königs nach England. Das evangeliſche Bisthum in Jeruſalem. — Gerücht wegen Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens; Reiſe des Herrn von Savigny nach England. — Anweſenheit des Königs in England, Taufe des Prinzen von Wales: Januar 1842. — Veränderungen im preußiſchen Miniſterium. Herr von Bülow, Herr von Savigny, Herr von Bodelſchwingh. — Entlaſſung des Herrn von Schön und des Herrn von Rochow, Graf Arnim, Miniſter der Innern: Juni 16. . . . . 334—347

Sieben Jahre.

1840—1847.

Einleitung.

Beſtimmung des Gegenſtandes; Schwierigkeit ſeiner Behandlung. Abſicht und Standpunkt des vorliegenden Werkes. — Allgemeiner Charakter der neueren Zeit. Reformation und Revolution. Die Coalitionen. Der Abſolutismus. Die Freiheitskriege. Die heilige Allianz. Die Julirevolution. Deutſchland und Preußen zu Ende der dreißiger Jahre: das Göttinger Ereigniß, die Kölner Wirren; orientaliſche Frage. Allgemeine Ueberſicht über die Lage der Welt im Jahre 1839.

Das vorliegende Werk hat ſich zur Aufgabe geſtellt, die Ereigniſſe zu ſchildern, welche in den letztverfloſſenen ſieben Jahren, von Anfang des laufenden Jahrzehents bis in die erſten Monate des Jahres achtzehnhundertſiebenundvierzig, ſich zugetragen haben, vornämlich in Deutſchland.

Und wiederum in der Darſtellung unſerer deutſchen Zuſtände ſoll die erſte Stelle der Geſchichte Preußens eingeräumt werden, als desjenigen Staates, deſſen Entwicklung nicht nur für das Geſammtſchickſal unſeres Vaterlandes überhaupt am Wichtigſten iſt, ſondern der auch in dieſen letzten ſieben Jahren von allen deutſchen Staaten, ja vielleicht von allen Staaten Europa's, ſich in der That am Lebhafteſten entwickelt hat. — Welches der Inhalt dieſer Entwicklung iſt, was ſie veranlaßt, befördert, aufgehalten hat, in welchem Zuſammenhange ſie ſteht mit der Entwicklung des deutſchen Geiſtes, ſowie weiterhin des Geiſtes im Allgemeinen, endlich welchen Einfluß ſie auf die Geſchicke der Welt zu üben verſpricht und welches das Ziel iſt, dem ſie ſelbſt mit Nothwendigkeit entgegenarbeitet — dies im Einzelnen nachzuweiſen, und zwar nachzuweiſen an den Thatſachen der Geſchichte, wird den Inhalt des vorliegenden Buches bilden.

Es iſt alſo, im nächſten Sinne, eine Geſchichte ſeiner Zeit, was der Verfaſſer hier zu geben beabſichtigt: ein Unternehmen, das zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden zu den ſchwierigſten, den undankbarſten gehört, an welche der Geſchichtſchreiber ſich wagen kann. Gleich als ob der Blick des Geiſtes ähnlichen Geſetzen unterworfen wäre, wie das leibliche Auge, ſcheint es auch für die hiſtoriſche Betrachtung einer gewiſſen Entfernung, eines gewiſſen Zwiſchenraumes zu bedürfen, um die wahre Geſtalt der Dinge zu erkennen. Selbſt ein Kind ſeiner Zeit, abhängig von ihren Bedürfniſſen, von ihren Leidenſchaften bewegt, befangen in ihren Neigungen und Abneigungen, Freundſchaften und Feindſchaften, Verirrungen und Fehlern — wie darf der Geſchichtſchreiber hoffen, wie wird es ihm nur möglich ſein, ſich überall jene Unparteilichkeit der Anſchauung, jene Gerechtigkeit des Urtheils, jene Mäßigung des Ausdruckes zu bewahren, die doch allein der Würde der Geſchichte und ihren erhabenen Zwecken geziemt? Die Gegenwart iſt ein Strom, der eben uns Alle treibt: von ihren Wellen fortgeriſſen, die Augen geblendet von ihrem Gliſt, betäubt die Ohren von dem Lärmen ihrer Brandung — wer will ſich getrauen, weſſen Blick ſo klar, weſſen Hand ſicher genug, in Mitten dieſer gewaltſamen, dieſer niemals endenden Bewegung die Bouſſole des hiſtoriſchen Urtheils aufzuſtellen und, unbeirrten Sinnes, das Facit einer Rechnung zu ziehen, deren einzelne Poſten noch einer unaufhörlichen Schwankung unterworfen ſind?

Oder nehmen wir für einen Augenblick den entgegengeſetzten Fall an; denken wir uns einen Mann, dem, ſei es durch eine wunderſame Verknüpfung der Umſtände, ſei es durch eine eigenthümliche Miſchung ſeiner Natur, es in der That gelungen wäre, ſich außerhalb ſeiner Zeit zu halten; einen Mann, der (um an unſerm vorigen Bilde wieder anzuknüpfen), ſtatt ſich vom Strome mit forttreiben zu laſſen, in einſiedleriſcher Ruhe ſich angebaut hat an ſeinen Ufern; dem Alles, was die Herzen ſeiner Mitmenſchen leidenſchaftlich, in Schmerz und Freude, durchzittert, nur ein Gegenſtand der Erfahrung, der Betrachtung iſt; der mit ſeiner Zeit weder haßt noch liebt, weder hofft noch fürchtet, der in ihr nur eine Reihe äußerlicher Begebenheiten, nur ein Schauſpiel erblickt, ein ſehr ſpannendes, ſehr unterhaltendes vielleicht, aber immer nur ein Schauſpiel, bei dem er

ſelbſt niemals Acteur, ſtets nur Zuſchauer iſt und das ihm daher auch keine anderen Empfindungen erweckt, als das Gefühl befriedigter oder getäuſchter Neugier — die Hand aufs Herz: wird es dieſer nun ſein, in deſſen Händen wir den Griffel der Geſchichte ſehen wollen? wird ſeine Gleichgiltigkeit der Gerechtigkeit des Geſchichtſchreibers weniger im Wege ſtehen, als den Andern ihre Leidenſchaft? ſeine Nüchternheit ihm weniger ſchaden, als den Andern ihre Trunkenheit?

Wiewohl die Frage iſt müßig. Denn zunächſt, meine ich, wird ein Solcher die Geſchichte ſeiner Zeit, die ja gar die ſeine nicht iſt, überhaupt niemals ſchreiben wollen; ſollte er es aber dennoch unternehmen, nun wohlan, ſo wird er wohl ein Regiſter, eine Chronik ſeiner Zeit zu Stande bringen, aber niemals ihre Geſchichte!

Aber zu dieſer allgemeinen Schwierigkeit treten für denjenigen, der ſich vorzugsweiſe die Geſchichte der deutſchen Gegenwart zur Aufgabe macht, noch einige ganz beſondere Schwierigkeiten hinzu.

Die allererſte, allertrivialſte Forderung, die man überhaupt an jeden Schriftſteller zu richten hat, gleichviel worüber er ſchreibt, dieſe nämlich, eine vollſtändige und erſchöpfende Kenntniß ſeines Gegenſtandes zu ſeinem Buche mitzubringen — auch dieſe allergemeinſte, dieſe alltäglichſte Forderung, für den Geſchichtſchreiber der deutſchen Gegenwart iſt ſie dennoch in vielem Betracht eine unerfüllbare, unmögliche! Der Staat, dieſes ſeiner Natur nach Allgemeinſte, iſt bekanntlich bei uns in Deutſchland, wenige dürftige Ausnahmen abgerechnet, noch immer ein Geheimdienſt, zu dem nur den Prieſtern ſelbſt der Zutritt geſtattet iſt, und auch dieſen nur in einer unendlichen Reihe von Abſtufungen und Uebergängen. Der ungeheuren Mehrzahl des Volkes iſt der Staat etwas Fremdes, Verborgenes, deſſen Exiſtenz ſie nur merken in den Opfern, die er von ihnen fordert, den Beſchränkungen, welche er ihnen auferlegt. Daß ſie ſelbſt es eigentlich ſind, die ihn bilden, ſogar daß es in Wahrheit gar keinen Staat giebt, als nur ſoweit er im Volke und ſeinem Bewußtſein, ſeiner Bildung, ſeiner Theilnahme lebendig wird und daß alſo alles Uebrige, was ſonſt noch dafür gilt, wohl Länder- und Menſchenmaſſen, fürſtliche Domainen, Rittergüter im Großen ſein mögen, aber nur Staaten ſind es nicht — dieſe an ſich ſo einfache, ſo natürliche Wahrheit iſt der Mehrzahl des deutſchen Volkes kaum noch

jemals durch den Kopf gegangen. — In anderen, glücklicheren Ländern, wo der Staat nicht, wie bei uns, eingeschachtelt liegt in den Portefeuilles der Minister, den Archiven der Behörden, bis hinunter zu den Aktenmappen der Kanzleiboten, nein: wo er in heiterm, freiem Lichte des Tages, in der unmittelbaren Gemeinschaft der Bürger, sich entfaltet als ein lebendiger, wahrhafter Organismus — da, in den Verhandlungen der verschiedenen politischen Körperschaften, den Beratungen der Kammern, den öffentlichen Rechenschaftsablagen der Minister, in auch dem Geschichtschreiber ein so reiches wie unverlässiges Material geboten. Bei uns dagegen, Dank den tausendfachen Schleiern, hinter denen unsere Regierungsmaschinen sich bewegen, wird er, bei der größten Aufmerksamkeit, den sorgsamsten Forschungen, dennoch vielfach im Dunkeln tappen: er wird oftmals in Sachen, die durch ein einziges Aktenstück, einen einzigen jener officiellen Berichte, dergleichen z. B. dem britischen Parlamente tagtäglich vorgelegt werden, sofort zur vollsten Evidenz gebracht wären, seine Zuflucht nehmen müssen zu Gerüchten, Vermuthungen, halben Andeutungen.

Und glaube man ja nicht, daß dies nur immer in Dingen von untergeordnetem Interesse der Fall sein wird, in jenen kleinen nebensächlichen Specialitäten, jenen Arabesken gleichsam der Geschichte, welche es zwar wohl recht angenehm ist zu wissen, die jedoch auf die Auffassung und den Zusammenhang der Begebenheiten keinen Einfluß üben, oder auch nur in denjenigen Verhältnissen, die man in speciellem Sinne als diplomatische zu bezeichnen pflegt, den Verhältnissen zu auswärtigen Mächten, wo denn allerdings, bei der unaussprechlichen Verkehrtheit, um nicht zu sagen, Verderbtheit dessen, was die Welt heutzutage Politik nennt, List, Täuschung und in ihrem Gefolge Geheimnißtuerei gesetzlich sind ... Kein Dieb wird verurtheilt, ohne daß er darum weiß: aber daß der öffentlich garantirte Rechtszustand durch geheime Vereinbarungen in Frage gestellt wird, daß Verfassungen bedroht, Umwälzungen vorbereitet werden, daß eine ganze große Nation auf Generationen hinaus für unmündig erklärt wird — das allerdings (man erinnere sich an die geheimen Verhandlungen des Bundestages von 1832, sowie an die Wiener Ministerconferenz von 1834) kann in Deutschland geschehen, ohne daß die Nation nur eine Ahnung davon hat, geschweige denn ihre Historiker.

Und nun die Zeitungen, dieſe ſo reichhaltigen, ſo wichtigen Quellen der Zeitgeſchichte! wichtig hauptſächlich deshalb, weil ſie neben der poſitiven Kunde der Ereigniſſe zugleich jenen feinen geiſtigen Hauch, jenen Duft gleichſam der Zeitſtimmung feſthalten, unter welcher dieſelben ſich zugetragen und den auch die gelehrteſten, die geiſtreichſten Bücher niemals erſetzen können. Denn Bücher geben bloß Reſultate, Zeitungen aber, dieſe leichten, luſtigen und doch ſo treuen, ſo dienſtbaren Begleiter der Stunde, laſſen uns erkennen, wie dieſelben zu Stande gekommen; Bücher geben Gewordenes, Zeitungen das Werden ſelbſt.

Allein man weiß auch, wie weit die deutſchen Zeitungen, eingeengt und der Möglichkeit einer freien, würdigen Haltung beraubt durch die armſelige Beſchaffenheit unſerer Preßverhältniſſe, hinter dieſer ihrer großartigen Beſtimmung zurückgeblieben ſind. Die Mehrzahl unſerer Zeitungen iſt wichtiger durch das, was ſie verſchweigt, als was ſie ausſpricht; man kann leichter aus ihnen lernen, was der Zeit gefehlt hat, als was ſie beſitzen.

Auch dieſe Quelle daher, die bei anderen Völkern — Völkern, welche zwar nicht die Druckerpreſſe erfunden haben, wie wir, aber die einen beſſern Gebrauch davon zu machen wiſſen, als die Erfinder! die ſich nicht rühmen können, die erſte Zeitung hervorgebracht zu haben, gleich uns, aber die beſſer wiſſen, was Zeitungen ſind und können, als wir —! Auch dieſe Quelle, ſage ich, die bei anderen Völkern, welche ſich der Segnungen einer freien Preſſe erfreuen, nöthigenfalls den Mangel aller übrigen erſetzen könnte, iſt für den Geſchichtſchreiber der deutſchen Gegenwart nur in ſehr geringem, ſehr dürftigem Maße vorhanden.

Und ſo bleibt ihm denn nichts Anderes übrig, als die Lücken ſeines Gedächtniſſes mit wenig einzelnen Notizen, hier und dort, wie er ſie eben aufraffen kann, ſpärlich auszufüllen, als umherzuhorchen und zu lauſchen, bei Dieſem und Jenem, und ſein Buch, gleich den Machwerken der Antiquitätenkrämer, aus abgeriſſenen Bruchſtücken, aus Vermuthungen und Hypotheſen mühſam zuſammenzuſetzen — und, bei alledem noch immer ſich niedergedrückt zu fühlen durch das Bewußtſein, daß ſein Stoff lückenhaft, ſeine Kenntniß unzureichend, ſeine Anordnung mangelhaft. Es begreift ſich, daß dieſe mühſelige, kümmerliche Entſtehungsweiſe auf die geſammte Haltung ſei-

nes Werkes nicht ohne Einfluß bleiben kann; es begreift sich, daß ein Buch, von diesem Ursprung, ein Buch, so gleichsam im Winkel, hinter der Thür gezeugt, niemals jene frische Lebendigkeit haben wird, jene Einheit der Auffassung, jenen hinreißenden Schwung der Darstellung, wie etwa die gleichartigen Werke unserer Nachbarn, der Franzosen.

Und endlich begreift es sich hienach auch, daß Irrthümer, Auslassungen und Entstellungen die unvermeidliche Mitgift dieser Bücher sein werden und daß selbst jene gemeinste, jene nothdürftigste Wahrheit, die Wahrheit der Thatsachen, nicht völlig gesichert ist: um wie viel weniger denn jene höhere, die Wahrheit der geistigen Auffassung.

Aber die Schwierigkeit geht noch viel weiter. Nehmen wir auch hier für den Augenblick einen Fall an, der freilich in Wirklichkeit niemals eintreten wird. Nehmen wir an, der Geschichtschreiber hätte, durch irgend eine besondere Gunst des Zufalls, durch Studium, Bekanntschaften, persönliche Stellung, ich weiß nicht wodurch, sich wirklich eine vollständige, erschöpfende Kenntniß unserer neuesten Geschichte tief hinein in ihre geheimsten Motive, ihre verborgensten Wirkungen, erworben; nehmen wir meinetwegen an, ein Engel (um etwas Geringeres würde es allerdings nicht thun) wäre herabgestiegen vom Himmel und hätte ihm die sieben Siegel deutscher Staatskunst gelöst; nehmen wir ferner an, daß zu dieser erschöpfenden Kenntniß bei dem Schriftsteller selbst sich auch der entschiedene Wille, der Muth, die Fähigkeit gesellte, Alles, was er wüßte, nun auch völlig unverkümmert und ungeschminkt, vollständig herauszusagen — was gilt die Wette?! so würde, vorausgesetzt, daß der Autor sein Buch wollte in dem Lande erscheinen lassen, für das es geschrieben ist, in Deutschland, nichts desto weniger der Engel sich sehr vergeblich bemüht haben! so würde diese erschöpfende Kenntniß, dieser brennende Wahrheitstrieb, dieser männliche Muth, diese glückliche Fähigkeit, es würde Alles doch nur ein todtes Kapital bleiben!

Und das aus dem ganz einfachen, ganz prosaischen Grunde, weil die Censur . . . .

Allein der Leser erräth uns gewiß, diesen Satz zu vollenden, geschweige denn, daß er hier noch einen detaillirten Nachweis der Schwierigkeiten erwartet, welche einer vollständigen und wahrhaften Geschichte unserer Gegenwart von Seiten der Censur entgegenstehen.

Schande genug für uns, daß unſere Preßverhältniſſe ſind, wie ſie ſind; es hieße dieſe Schande vermehren, wollten wir noch erſt zu beweiſen ſuchen, daß es eine iſt.

Kehren wir zu unſerm Gegenſtande zurück. Ich habe eben angedeutet, wie ſchwierig, wenn nicht gar unmöglich es für den Geſchichtſchreiber der Gegenwart fällt, ſeinen Standpunkt, wenn nicht außerhalb der Parteien, doch ſo zu nehmen, daß er allen Parteien gerecht wird und ſich überall eine gleichmäßige Unbefangenheit, gleichmäßige Treue der Auffaſſung bewahrt. — Auch in dieſer Hinſicht iſt der Schriftſteller einer politiſch gebildeten, politiſch lebendigen Nation, der franzöſiſche, der engliſche, der amerikaniſche Schriftſteller, ungleich beſſer geſtellt als der deutſche. Nicht als ob es in England oder Frankreich oder gar in Nordamerika leichter für ihn wäre, keine Partei zu nehmen. Im Gegentheil, es nimmt dort Alles Partei; gleich den ſchaffenden Kräften der Natur, in ewigem Widerſtreit, verkörpert, in ſichtbaren Maſſen, ſteht dort Anſicht der Anſicht, Ueberzeugung der Ueberzeugung, Leidenſchaft der Leidenſchaft gegenüber und hilft eben dadurch den Staat, dieſen köſtlichen Leib der Freiheit, zu Stande bringen.

Aber wo Alles Partei nimmt, darf es auch der Schriftſteller; wo Niemand neutral iſt, wird Neutralität auch dem Hiſtoriker nicht zugemuthet. Es iſt eine Waare, die Niemand verlangt und die daher auch Niemand führt. Oder wo Jemand ſie führen wollte, würde ſie keinen Preis haben.

Alſo nicht zwar leichter iſt es in jenen Ländern, unparteiiſch zu ſchreiben: aber der Schade iſt bei Weitem geringer, ja es giebt Fälle, in denen der Autor nur ſein Recht, ja ſeine Pflicht übt, wenn er parteiiſch ſchreibt. Die Parteien ſind dort eben wirkliche concrete Größen, die ſich gegenſeitig anerkennen und wäre es auch nur darin, daß ſie einander zu vernichten ſuchen. Auch der einſeitigſte Schriftſteller hat noch immer eine Partei hinter ſich, eine wirkliche, im Volk exiſtirende, die ſeine Anſichten theilt, ſeine Urtheile billigt; auch die ſchroffſte Auffaſſung, die gewagteſte Behauptung findet noch immer ihr Publikum, das ſie theilt und anerkennt. Selbſt die Irrthümer eines Schriftſtellers, ſoweit dieſelben aus der Einſeitigkeit ſeiner politiſchen Ueberzeugung hervorgehen, ſind nicht bloß ſeine perſönlichen, nicht bloß die Irrthümer eines einzelnen, beſchränkten oder

böswilligen Menschen: es sind zugleich Factoren des öffentlichen Lebens, es sind die Irrthümer einer Partei, die in diesem Irrthum ihre Wahrheit findet.

Das hört sich nun, so nackt hingestellt, ganz erschrecklich an, zumal für das loyale, friedlich gewöhnte Ohr eines Deutschen. Allein die Sache verliert ihr Abschreckendes, sobald wir bedenken, daß in einem gesunden und wohlgeordneten Staate (wenn auch nicht wohlgeordnet nach den Begriffen unserer Polizei) allen Parteien das gleiche Recht zusteht, daß immer einer Richtung eine andere gegenübersteht und daß jede, eine gegen die andere, dieselbe Taktik übt. Dadurch, indem (daß wir es so ausdrücken) dieselbe Einseitigkeit von allen Seiten geübt wird, gleicht die Sache sich nicht nur vollkommen aus: sondern die Nation hat auch den ungeheuren Vortheil, den ganzen Reichthum ihrer Kraft, die ganze Fülle ihrer Richtungen gleichmäßig entfaltet, sich, so zu sagen, nach allen Seiten hin gleichmäßig ausgearbeitet und dadurch ein volles Bewußtsein ihrer selbst gewonnen zu haben.

Der Schriftsteller speciell aber hat den Vortheil, den Standpunkt, den er nun einmal einnimmt, vollständig einnehmen, die Richtung, der er nun einmal angehört, mit gutem Gewissen vollständig, bis zu ihren äußersten Zielen, durchlaufen zu können. Welf oder Ghibellin, gleichviel, er darf, was er ist, ganz sein: er braucht nicht, in falscher Sentimentalität, den Pelz zu waschen, ohne daß er ihn naß macht; er braucht nicht, wenn ihm ein Ding schwarz erscheint, erst Reih' herum seine ergebensten Complimente zu machen und um Entschuldigung zu bitten bei allen denen, die es vielleicht für roth oder blau oder grau ansehen . . . Wir sehen es schwarz an? Nun gut, so ist es schwarz! Sind Andere anderer Meinung, so mögen sie sich melden und ihre Behauptung vertheidigen: so wird aus dem Satz und Gegensatz der Meinungen schließlich die Wahrheit hervorgehen, wie aus dem Widerspruch des sich kreuzenden Lichtes die Herrlichkeit der Farben, wie die Harmonie des Orchesters hervorgeht aus dem Wettstreit der Instrumente: so wird, wenn diese Fluth verrauscht, dieser Sturm verflogen ist, endlich, in beruhigtern Zeiten, auch der Richter nicht fehlen, der die Acten zum Spruche sammelt und die Entscheidung fällt!

Man verſtehe uns recht: es iſt nicht der Zweck des Menſchen, immer Sauerſtoff ein- und Stickſtoff auszuathmen: aber es iſt das Mittel, wodurch er lebt, es iſt die Art und Weiſe, wie der Prozeß ſeines Daſeins ſich vollzieht. Es iſt auch nicht der Zweck und die letzte Aufgabe des Staates, Partei gegen Partei zu ſtellen: aber es iſt die Art und Weiſe, wie der Staat ſich entwickelt, es iſt der Weg, auf dem er ſich ſeinen höchſten Aufgaben nähert, es iſt das Mittel, durch das er ſich lebendig erhält.

Und ebenſo ſind wir keineswegs geſonnen, dem Parteiſchriftſteller die Krone des Geſchichtſchreibers zuzuſprechen oder überhaupt nur Parteiſchriften für wahre Geſchichtswerke zu halten. Aber daß ſie ſehr werthvolle, ſehr unentbehrliche Bauſteine bilden für künftige Geſchichtswerke, daß ein Volk und eine Zeit, die ſich keinen unmittelbaren Ausdruck zu verſchaffen weiß in Parteiſchriften, auch niemals hoffen darf, in einem wahren Geſchichtswerk verklärt zu werden; endlich daß der Schriftſteller glücklich zu preiſen iſt, der, in dem Bewußtſein, einer in ſeinem Volk lebendigen Partei anzugehören, dieſer Partei zu vollem, energiſchem Ausdruck ihrer Ueberzeugungen verhelfen darf — dieſer Meinung ſind wir allerdings.

Das Alles nun iſt bei uns in Deutſchland völlig anders. Wir haben keine Parteien — nicht, wie man hie und da wohl klagen hört, weil die Polizei uns nicht erlaubt, Parteien zu bilden oder weil der Deutſche von Haus aus zu rückſtändig oder zu gekiegen oder zu weltbürgerlich oder was ſonſt iſt, um an dem „wüſten Treiben der Parteien" ſeine Freude zu finden: wäre unſer öffentliches Leben auf dem Punkt der Entwicklung angelangt, wo es ſich in Parteien ſpalten muß, mit derſelben Nothwendigkeit, wie die Knoſpe ſich ſpaltet, um zur Frucht zu reifen, mit Einem Worte, wären wir ſo weit, daß wir Parteien bilden könnten, bilden müßten, ſo würde keine obrigkeitliche Vorſchrift uns daran hindern — und ebenſo wenig die vermeintliche Neutralität der deutſchen Natur, die überdies, wenn wir einige frühere Epochen unſerer Geſchichte anſehen, noch gar nicht ſo außer allem Zweifel iſt, wie man zu glauben, vielleicht auch zu wünſchen ſcheint.

Aber wir haben keine Parteien, weil diejenigen Sphären, in denen das nationale Bewußtſein ſich ehemals bewegte und in denen es denn allerdings auch recht namhafte Parteien gegeben hat, zuerſt

die theologische, dann die literarische Sphäre, aufgeben haben, unser Interesse auszufüllen und weil zweitens die neue Sphäre, zu der wir allmälig übergehen, die Sphäre des politischen Bewußtseins, der Mehrzahl der Nation noch zu neu, zu fremd, zu ungewohnt ist, um ihr Interesse bereits zu fesseln. Für die alten Interessen, Theologie und Literatur, sind wir bereits zu abgestorben, für das neue, das Interesse des Staates, noch nicht entflammt genug: in jenen sind wir schon zu sehr Greise, in diesem noch zu sehr Kinder, um die Gluth männlicher Leidenschaft, männlicher Kampfmuth zu empfinden: die alten Parteien, theologische und literarische, haben sich überlebt, und zu neuen, politischen, haben wir es noch nicht gebracht. Gleich Kindern, die vom Breiessprechen entwöhnt worden und denen doch Brod und Fleisch noch nicht schmecken will, befinden wir uns in einer gewissen Uebergangsperiode, einer Art geistiger Mauserung: und es ist eine naturhistorische Thatsache, daß Vögel, die sich mausern, allemal sehr isolirt und traurig dasitzen.

In solcher Isolirtheit befinden denn auch wir uns. Gleichwie das Erz, viel tausend kleine eckige, zusammenhangslose Kiesel, in die Gluth des Ofens geworfen wird, schmilzt das Verwandte zusammen, scheidet sich Feindseliges, tritt die Mischung des Erzes selbst zu Tage. Diesem Feuerbade, und ob es ein Feuer gemeinsamer Noth, gemeinsamer Gefahren wäre, sehnen wir uns bis jetzt noch vergeblich entgegen: wir liegen noch hart und eckig, vereinzelt, mit ungeschickenen Elementen, neben einander und wo zwei aneinanderstoßen, da, im besten Falle, giebt es Funken, die doch nirgend etwas zu zünden finden. Als ob die staatliche Zersplitterung, in der wir seit Jahrhunderten gelebt haben, sich repräsentiren müßte, durch alle Abstufungen hindurch, bis in jedes einzelne Individuum: so kennt der Deutsche auch in politischen Dingen vermalen noch kein größeres Vergnügen, als, mit Respect zu sagen, „ein Narr zu sein auf eigene Hand!" so kann auch der querköpfigste Brite, voll Grillen und Launen, doch niemals halb so ungesellig, so eigensinnig, so unduldsam, noch auch der absonderlichste Hidalgo von ganz Spanien so umständlich, so reizbar, so dünkelhaft sein, als der lammfromme, der gutmüthige, der bescheidene Deutsche wird, überall da, wo es sich um die Auffassung öffentlicher Verhältnisse, um politische Ansichten, Zwecke, Mittel, Urtheile, Personen handelt! — Kein eigensinnigeres

Geschlecht bekanntlich als das Geschlecht der Autodidakten, Personen, welche ihr Erlernte auf ihre Weise, ausserhalb des gewöhnlichen Bildungsweges, erwerben haben und kennen nun darum auch jedes Geringste, das sie kennen, jedes Kleinste, das sie wissen, so werthvoll, so unschätzbar ist, dass sie kein Pünktchen überm J haben vermissen möchten, ja dass sie es für unmöglich halten, es könne irgend Jemand dasselbe wissen, wie sie, oder wenn dasselbe, doch gewiss nicht so gut und am Allerwenigsten so gründlich. Von dieser Art Autodidakten scheinen, was unsere politische Bildung betrifft, auch wir Deutsche zu sein. Und allerdings, wir haben, dem Himmel sei es geklagt, das Recht dazu, da wir offenbar politische Autodidakten sind. Wenigstens wüsste ich nicht, dass man uns viel Unterweisung und Aufmunterung gegeben hätte: und in der einzigen Schule, die uns bisher offen gestanden, die Schule des Unglücks und der Irrthümer, haben wir, wie es die kärrige Sinn des Menschen zu sein pflegt, nichts gelernt. — Dass zuletzt viele Tropfen auch einen Stein aushöhlen, dass vereinte Kräfte stark machen, dass man einander in Nebensachen etwas nachsehen muss, um in den Hauptsachen desto fester zusammenzuhalten — das sind Wahrheiten, die vielleicht in jeder Kinderfibel stehen: aber in dem politischen Katechismus der Deutschen scheinen sie bisher noch nicht zu stehen. Oder wenn sie darin stehen, so sind sie doch nur sehr Wenigen bekannt und werden von noch Wenigeren gehalten.

Wie also das Parteitreiben anderer, politisch gebildeterer und selbständigerer Völker gar nicht so gefährlich ist, als es uns erscheint, so dürfte auch die deutsche Unparteilichkeit, bei Lichte besehen, lange das Gut nicht sein, für das wir sie halten. Ja wenn es nur wirklich Unparteilichkeit wäre! Wir haben keine Parteien, es ist wahr: aber nicht aus übergrosser Einigkeit, sondern im Gegentheil, aus übergrosser Zersplitterung. Wäre der alte Sophist im Rechte und wäre es wahr, was er durch seinen bekannten Trugschluss erweisen wollte, dass „Eins eine Menge macht", gebt Acht, was wir für Parteien hätten! Nämlich gerade so viel als Köpfe. Der Deutsche ist, der grossen Mehrzahl nach, nur unparteiisch in Bezug auf seine eigene Meinung — was denn allerdings ein sehr kleines Verdienst ist: gegen alle anderen Meinungen ist er von vorn herein argwöhnisch, kritisch, unduldsam. Er bekämpft sie nicht, aber er bezweifelt sie: er stellt

sich ihnen nicht entgegen, aber er stellt sich auch nicht zu ihnen. Er verlangt von seinen öffentlichen Charakteren, daß sie Consequenz, Energie, Tapferkeit haben sollen; aber wo Einer sie nun wirklich hat, da schreit er Zeter und nennt die Consequenz Eigensinn, die Energie Trotz, die Tapferkeit Tollheit. Er spielt den Großsinnigen und muntert seine Schriftsteller auf, sie sollten Männer sein und „den Muth einer Meinung" haben; aber die Geduld, eine Meinung anzuhören, die Ruhe, sie zu prüfen, die Entsagung, sich ihr unterzuordnen, wo sie die richtige ist — er selbst besitzt sie nicht.

So kommt es, daß Deutschland, unter allen Ländern der civilisirten Welt, in diesem Augenblick dasjenige ist, wo die wenigste politische Bildung, das wenigste öffentliche Interesse, die wenigste historische Einsicht herrscht — und doch die meiste politische Hohlheit, die meiste Poltronnerie, die meiste Aberweisheit; es kommt auf diese Weise, daß keinem Volke mehr Hingebung, mehr Einigkeit, mehr compacter Zusammenhalt nöthig wäre — und daß im Gegentheil keines unzugänglicher, spröder, separatistischer ist, als wiederum das deutsche.

Es ist klar, daß unter diesen Umständen der Schriftsteller, der es unternimmt, ein Gemälde unserer Gegenwart zu entwerfen, sich in einer höchst schwierigen Lage befindet: ja was sag' ich in einer schwierigen, vielmehr in einer unmöglichen! Da mag seine Absicht noch so rein, seine Auffassung noch so wahr sein: man wird mit dem Schreckensrufe: Partei! Partei! die Reinheit der einen in Zweifel ziehen und die Wahrheit der anderen verdächtigen.

Und das nicht mit Gründen und Beweisen, sondern schlechthin, weil er die ungeheure Frechheit gehabt hat, überhaupt eine Ansicht und eine Auffassung zu haben. Die Einen werden hier zu viel Licht, die Anderen dort zu wenig Schatten, Niemand aber wird sich getroffen finden. Man wird ihm Vorwürfe machen und es ihm anrechnen als einen Beweis ungeheurer Parteilichkeit, daß er die Sache von diesem und nicht zugleich auch von jenem Standpunkt betrachtet, das Grade grad und nicht auch krumm, das Schwarze nicht zugleich weiß genannt hat. Man wird ihm nachweisen, daß er hier eine Jahreszahl verwechselt, dort einen Namen ausgelassen hat, und wird sich der angenehmen Ueberzeugung getrösten, mit diesem Nachweis zugleich die Ansichten des Schriftstellers umgestoßen, seine Urtheile widerlegt, seine Grundsätze vernichtet zu haben. Man wird

endlich in diesem Allen nur einen neuen Beweis von der Vortrefflichkeit und unumstößlichen Wahrheit seiner eigenen Ansicht finden — einer Ansicht, natürlicher Weise, die viel zu wahr, viel zu vortrefflich ist, als daß sie noch erst nöthig hätte, überhaupt nur ausgesprochen zu werden. —

Und wenn es nur dieser Mangel des äußeren Erfolges wäre! Er wäre niederschlagend, gewiß, aber er ließe sich verschmerzen, schon darum, weil man noch immer hoffen dürfte, ihn doch wenigstens von Anderen erreicht zu sehen.

Allein bei dieser wunderlichen Richtung von Theilnahmlosigkeit und Ueberklugheit, Apathie und Fanatismus, Pedanterei und Frivolität, welche dem dermaligen Stande unserer politischen Bildung eigenthümlich ist, kann es gar nicht ausbleiben, daß nicht bloß die Wirkung der Bücher, nein, auch die Kraft des Schriftstellers selbst darunter litte. Eine Krankheit, die so allgemein ist, wie sollte sie dazu kommen, nur den einzelnen Schriftsteller zu verschonen? An alle Thüren pocht, alle Kräfte lähmt, alle Herzen erkältet sie — und nur an der Zelle des Gelehrten, an dem einsamen Pult des Geschichtsforschers sollte sie vorübergehen? Schwerter macht sie stumpf und verkehrt Blut in Gift — und nur die Federn des Schriftstellers sollte sie nicht abstumpfen, nur die Schwärze seiner Tinte nicht zersetzen?!

Nein, wir leiden alle unter demselben Fluche, stehen alle in derselben Verschuldung! Auch der Schriftsteller selbst, indem er sich verlassen weiß von Allem, was ihn tragen sollte, gleich Schwingen: von der Theilnahme eines politisch lebendigen Volkes, von der Energie der Parteien, der Begeisterung der Massen; indem er einzig umher nur kritisch gezogene Brauen, gerümpfte Nasen, zuckende Achseln sieht; indem er zum Voraus weiß, daß sein Buch nur immer ein Buch bleiben wird, eine Zerstreuung müßiger Leute, ohne jemals aufzulodern in der erhabenen, der Flamme einer That — auch der Schriftsteller, wie wäre es anders möglich?! wird sich in seinem Muth, seiner Sicherheit, seiner Begeisterung erschüttert fühlen; er wird anfangen, zweifelhaft, ängstlich, ungewiß zu werden; er wird sich umschauen nach rechts und links und oben und unten, um rechts und links und oben und unten genug zu thun, selbstredend, ohne seinen Zweck auch nur im Allergeringsten zu erreichen; kurz gesagt, er wird so werden, wie er sein muß, um unserm Publikum zu gefal-

len, vorausgesetzt nämlich, das daſſelbe ſchon ſo weit wäre, um in politiſchen Lagen jemals an irgend etwas ein entſchiedenes Gefallen zu finden.

Oder auch er wird das Beiſpiel, das ihm überall in Deutſchland vor Augen ſteht, befolgen und wird, ſtatt ſich auf die Thatſachen einzulaſſen und, in gegenſeitiger Auseinanderſetzung, eine Verſtändigung der Anſichten zu erſtreben, das deutſche Vorrecht, in allen Lagen „ſeinen Kopf für ſich zu haben“ (das heißt natürlich, nur theoretiſcher Weiſe!) auch für ſich in Anſpruch nehmen; er wird populäres Verſtändniß, praktiſche Wirkung als einen Geſichtspunkt literariſcher Pfuſcher und Pöbelhaſen mit gebührender Verachtung bei Seite ſetzen, um deſto ungehinderter das Steckenpferd ſeiner Privatgrille zu tummeln; er wird, mit Einem Worte, in der geſammten Geſchichte der Gegenwart nichts ſehen, als einen Schüler, den er ins Examen, das Examen ſeines Syſtems, ſeiner Doctrin zu nehmen hat: will der Schüler fleißig in verba magistri ſchwören, wohl ihm, ſo ſoll er gepriefen werden. Aber folgt er andern Göttern nach und die Rechnung ſtimmt nicht, hinweg mit ihm! ſo iſt es ein verwilderter Bube, für den die Äcker ſich ſofort zur Ruthe verwandeln muß.

Und ſo geht, was begonnen ward in Begeiſterung und friſchem Muthe, in gelehrtem Dünkel, kleinlicher Eitelkeit kläglich zu Ende und nichts iſt gewonnen als eine neue Beſtätigung für die alte Lehre, die uns ſeit Langem von allen Gaſſen, allen Plätzen entgegentönt, nämlich daß wir Deutſche zur Geſchichte keinen Beruf haben, weder praktiſch noch theoretiſch, und daß unſere Schriftſteller ſo wenig ſchreiben können, wie unſere Bürger handeln. —

Und endlich was das Bedenklichſte iſt von Allem! Wir haben im Obigen ſelbſt von einer Entwicklung Deutſchlands ſeit dem Jahre vierzig geſprochen, ſogar wir haben die Entwicklung, welche insbeſondere Preußen in dem gedachten Zeitraume genommen, eine bedeutende genannt, die bedeutendſte vielleicht unter allen Staaten Europa's. Wir gedenken auch hier nichts von dieſen Ausdrücken zurückzunehmen. Aber ſo weiß ja ein Jeder, daß groß und klein, bedeutend und unbedeutend relative Bezeichnungen ſind, bei denen es allemal erſt auf den Maßſtab ankommt, welchen man anlegt. Faſſen wir denn die deutſchen Begebenheiten während dieſer letzten ſieben Jahre genauer

ins Auge: eine lebendige Entwicklung, o ja — aber vielleicht nur deshalb, weil die zunächst vorhergehende Periode überhaupt eine Periode des Zerfalls, des Stillstands, der Gestorbenheit war? die bedeutendste Entwicklung in Europa — aber vielleicht nur deshalb, weil die europäische Menschheit sich in diesen letzten sieben Jahren überhaupt nur sehr wenig entwickelt hat? weil der große Pan schläft? weil die Geschichte im Ganzen sich in einer jener Epochen der Abspannung, der Erschlaffung befindet, welche so wenig im Leben der Völker fehlen, wie in dem der Einzelnen?!

Und das ist denn in der That das Verhältnis. Man muß die ganze Verkommenheit unserer politischen Zustände in Anschlag bringen, man muß in Anschlag bringen, daß namentlich Preußen seit mehr denn zwanzig Jahren aller Bewegung, aller Entwicklung abgestorben war, um in diesen leisen Regungen, dieser allmäligen Gährung der vierziger Jahre überhaupt eine Entwicklung, eine Bewegung zu erkennen; man muß bedenken, daß wir, genau genommen, noch niemals eine rechte Geschichte gehabt, uns noch niemals so recht als Volk gefühlt haben, um die kleinen, jugendlichen Ansätze geschichtlichen Lebens, die zerstreuten, dürftigen Anfänge volksthümlichen Bewußtseins, die in den letzten Jahren in uns aufgedämmert sind, überhaupt für etwas zu halten. Unter den Blinden, das versteht sich, ist der Einäugige König; für ein Kind, das seine Gliedmaßen überhaupt noch nicht zu brauchen weiß, ist es schon ein recht erklecklicher Fortschritt, wenn es nur erst anfängt, auf allen Vieren zu kriechen. Aber ist darum der Einäugige ohne Gebrechen? ist Kriechen darum Gehen? So ist die beste Welt bekanntlich, in der wir leben, darum, weil es keine andere für uns giebt; aber daß sie deshalb auch wirklich schon eine vollkommene wäre, ja daß sie überhaupt nur viel taugte, wer möchte es behaupten?!

So auch mit unseren letzten sieben Jahren. Wer an dieselben heranträte in der Meinung, hier nun wirklich dasjenige zu finden, was man gemeinhin Geschichte nennt, und was in der That den Zauber derselben bildet: gewaltige Ereignisse, großartige Charaktere, die Welt in Umschwung, ein Drama voll Leidenschaft und That — bekennen wir offen, er würde sich gründlich getäuscht sehen! Auch die Geschichte dieser letzten sieben Jahre vermag die politische Unreife, in der die deutsche Nation sich dermalen noch befindet, nicht zu ver-

leugnen. Auch hier müssen noch in den meisten Fällen Meinungen die Thaten, Hoffnungen die Erfüllungen, Träume die Wirklichkeit ersetzen. Auch hier ist das Aeußerste, wozu wir es bringen, daß wir unsere Bedürfnisse allmälig einsehen lernen, weit davon, daß wir ihnen deshalb auch schon Abhilfe brächten. Auch hier begegnet es uns, daß wir als äußerstes, verwegenstes Ziel unserer Bestrebungen Dinge setzen, von denen andere, politisch reifere Völker, als von etwas sich von selbst Verstehendem, vielmehr ihren Ausgang nehmen: wir legen die Waffen nieder, wo Andere sie erst aufheben; wir stehen auf vom Tische und schieben unseren Teller bescheiden zurück, wo andere, minder knapp gewöhnte Nationen erst rechten Appetit bekommen.

Und diese Geschichte, die im Grunde noch gar keine ist, soll nun noch obendrein ihren Geschichtschreiber bekommen? Und an diesem Pygmäenkriege, dieser Ilias ohne Hektor und Achill, dieser Odyssee, in der nicht Odysseus, sondern die Freier das Feld behaupten, wollen wir noch zum Homere werden? Schlimm genug, daß wir nichts Größeres vollbracht haben: so wollen wir wenigstens nicht unserer Kleinheit noch ein Denkmal bauen! so wollen wir am liebsten den Schleier der Vergessenheit ziehen über eine Zeit, die so wenig gethan hat, uns im Gedächtnisse zu bleiben! —

Es ist dies eine Ansicht, allerdings: und wer sich wohl fühlt in ihr, der mag sehen, wie weit er damit kommt. Was inzwischen den Verfasser des vorliegenden Werkes anbetrifft, so bekennt er offen, einer schnurstracks entgegengesetzten zu sein. Er vermag nicht einzusehen, wie eine Wunde davon heilen soll, daß man sie unaufgedeckt läßt; er glaubt nicht, daß man seine Schulden bezahlt, indem man unterläßt, sie anzuschreiben. Es ist eine sehr unvollkommene Welt, in der wir leben, die Sache ist richtig: aber wohlan, so rühren wir die Hände, so machen wir Anstalten, daß sie vollkommener wird! aber so thun wir dazu, wir, die wir unter ihren Mängeln leiden, sie besser zu machen! Si mala nunc, non olim sic erit. Ist unsere politische Einsicht noch gering — ganz wohl, sie wird wachsen, sobald wir ihr die gehörige Pflege geben! unser Nationalgefühl noch schwach und klein — es wird stärker werden, sobald wir selbst unsere Kräfte üben! Kurzum, sind wir noch weit entfernt von dem Ziele eines freien, lebendigen, volksthümlichen Daseins, so werden wir uns ihm

nähern, indem — was? Ei nun ganz einfach: indem wir darauf losgehen.

Wer aber auf etwas losgehen will, der muß zuvörderst den Punkt kennen, auf dem er selbst augenblicklich steht. Selbsterkenntniß, Selbstbewußtsein — siehe da die Voraussetzung, die unvermeidliche, jeder freien, selbständigen Entwicklung, die Grundlage jeder wahrhaften That! Und das Beides, für einzelne Personen sowohl, wie für ganze Nationen. — Die Geschichte, in diesem Sinne aufgefaßt, ist nicht bloß Zeugin der Vergangenheit, sondern ebenso sehr auch Dolmetsch der Gegenwart, Prophetin der Zukunft. Es ist auch nichts in ihr, was zu klein, zu unbedeutend wäre, um unsere Begriffe zu erweitern, unser Bewußtsein aufzuklären: sie ist ein Lehrbuch der Völker, dem an Unerschöpflichkeit des Inhaltes, an Mannichfaltigkeit der Beispiele kein zweites zur Seite steht. Eine Zeit, die sich selbst begreift, ist eben dadurch auch ihrer weiteren Entwicklung gewiß; ein Volk, das seine Vergangenheit in lebendigem Bewußtsein trägt, versteht auch seine Gegenwart: und allemal, wer die Gegenwart versteht, beherrscht die Zukunft. —

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, war es, daß der Verfasser den Plan zu dem vorliegenden Werke faßte; in ihr hat er den Muth gefunden, mit den ungemeinen Schwierigkeiten, von denen ein derartiges Unternehmen bei uns umgeben ist, und von denen ich die vornehmsten so eben des Näheren besprochen habe, in Kampf zu treten, auf die Gefahr hin, von ihnen erdrückt zu werden. In diesem Sinne wünscht er sein Buch auch vom Publikum aufgenommen. Es soll ein Spiegel sein, nichts weiter, unserer letzten Jahre, so vollständig, so treu, wie das nach den Umständen nun eben möglich ist. Ein Buch für Diplomaten und sonstige Männer vom Fach ist es nicht. Dem Verfasser haben, die Unmittelbarkeit des Selbsterlebten abgerechnet, keine anderen Hilfsquellen dabei zu Gebote gestanden, als die allgemein zugänglichen in Zeitungen, Broschüren und ähnlichen Schriften. Er darf sich selbst das Zeugniß geben, diese wenigstens mit einer Sorgfalt benutzt und ein Studium aus ihnen gemacht zu haben, so mühsam, so fleißig, als wäre es nicht die Geschichte der letzten sieben Jahre, nein, als wären sieben Jahrhunderte seitdem verflossen und es gälte, eine ganze versunkene Welt aus dem Staube der Bücher ans Licht zu ziehen.

Allein er kennt auch zu wohl die Unvollſtändigkeit, um nicht zu ſagen Unzuverläſſigkeit aller derartigen Quellen, ingleichen die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, um nicht völlig gefaßt darauf zu ſein, daß bei alledem ſich mancherlei Irrthümer und Unrichtigkeiten in ſein Werk werden eingeſchlichen haben. Es tröſtet ihn dabei, erſtlich, daß unter dieſen Irrthümern doch nirgend ein abſichtlicher iſt, daß er vielmehr nach beſten Kräften die Dinge ſo dargeſtellt hat — nicht, wie ſie ſind, das iſt möglich: aber doch ſo, wie er im Stande geweſen iſt ſie zu ſehen.

Und zweitens tröſtet ihn, daß dergleichen unwillkürliche Irrthümer, Auslaſſungen, Verwechslungen ꝛc. gerade in einer Geſchichte der Gegenwart noch am Leichteſten wiegen, inſofern nämlich die Berichtigung hier leichter iſt, als irgend anderwärts. Der Leſer hat das ja Alles ſelbſt miterlebt, er hat ja für Alles dieſelben Quellen, kennt es ja ebenſo genau, wie der Verfaſſer, ja vielleicht ſtellenweiſe noch genauer: er ſoll ja nirgend an eine Autorität glauben, im Gegentheil, der vornehmſte Zweck des Buches beſteht ja eben darin, ihn zu eigener Prüfung, eigenem Urtheil aufzumuntern.

Was ferner den politiſchen Standpunkt des Verfaſſers angeht, ſo iſt er allerdings ein viel zu guter Deutſcher, um darin nicht auch eine Art Querkopf zu ſein und darin gleichfalls gewiſſen Syſtemen anzuhängen, gewiſſe Anſichten zu bekennen, die er allerdings ebenfalls den Eigenſinn hat, für die allein richtigen zu halten. Er vermag in der Geſchichte allerdings nichts Anderes zu erkennen, als den ewigen „Fortſchritt in der Freiheit.“ Er glaubt allerdings auch, daß die geſammte Entwicklung der Welt kein anderes Ziel hat, als alle Völker, und in ihnen alle Menſchen, frei und gleich und glücklich zu machen. Er glaubt allerdings, daß alle Macht und alles Recht im Staate allein im Volke liegt und nur von ihm übertragen wird. Er glaubt, daß eine Regierungsform um ſo beſſer iſt, je gleichmäßiger, je vollſtändiger, je allſeitiger der Antheil iſt, welchen ſie der Geſammtheit der Bürger an der Verwaltung des Staates zugeſteht, und daß alle wirklich geſchichtlichen Völker auch den Beruf haben, ſich zu ſolchen Formen zu entwickeln. Er zweifelt endlich auch nicht, daß dieſe Wahrheiten, die vielleicht jetzt noch in manchen Ohren erſtaunlich ketzeriſch klingen, dereinſt den ganzen Erdball be-

herrſchen und ſich verwirklichen werden in einer Reihe großer, glänzender Schöpfungen.

Allein ebenſo weiß er auch, daß Rom nicht an Einem Tage erbaut ward; auch die ſchlechteſte Frucht auf dem Felde, das gemeinſte Unkraut am Wege will ſeine Zeit haben, in der es reift — um wie vielmehr erſt die Blüthe des Völkerlebens, die goldene, die Frucht der Freiheit! Er weiß auch, daß, wie das Licht die Nacht, ebenſo die Freiheit die Unfreiheit in ſich trägt, als ihren nothwendigen Gegenſatz, an dem und durch den ſie ſelbſt erſt zur Erſcheinung kommt. Er weiß, daß Aergerniß kommen muß, und kann daher auch nicht einmal in den Weheruf einſtimmen über diejenigen, durch welche es kommt. Vielmehr er zuerkennt auch denjenigen, welche dieſe Anſichten, oder mit andern Worten, welche den Fortſchritt der Zeit bekämpfen zu müſſen glauben, auch dazu ihre volle geſchichtliche Berechtigung: er ſchiebt ihnen ihren entgegengeſetzten Standpunkt nicht als Verbrechen ins Gewiſſen, ſo wenig ihm einfällt, ſich den ſeinen als Verdienſt oder Tugend anzurechnen. Ja ſo felſenfeſt iſt er überzeugt von dem ſchließlichen Siege der Freiheit und ihrer Allmacht, daß er ſchon jetzt auch in denen, welche dieſelbe zu unterdrücken meinen, nichts Anderes zu erblicken vermag, als Werkzeuge ihrer ſelbſt, als Diener, die ihren Willen thun müſſen, ohne es zu wiſſen, und daß ſchon jetzt dieſe widerſpruchsvolle, geknechtete, irrende Welt ſich ihm verklärt zu einem einzigen, einem Feſtgedicht der Freiheit! —

Aber er weiß auch, daß nur diejenige Freiheit Werth hat, welche von den Völkern ſelbſt errungen wird, und daß eine Nation, welche ihre Befreiung von etwas Anderem erwartet als ihrer eignen Arbeit, nicht werth iſt, jemals frei zu werden.

Er glaubt ferner nicht, daß die Stimme der Wahrheit unverträglich iſt mit derjenigen Ehrfurcht, welche die Sitte der Völker der jedesmaligen beſtehenden Gewalt einräumt, noch dieſe mit jener. Er glaubt auch nicht, daß man, um für Tugend und Wahrheit und Recht zu glühen, nothwendig in Lumpen geboren ſein muß, noch glaubt er, daß ein Herz, das vom Purpur überkleidet iſt, ſchon deshalb allein für die Bedürfniſſe der Zeit, für die Sehnſucht der Völker, den Ruf der Freiheit verſchloſſen iſt. Er weiß auch, daß unter der Fahne des Fortſchrittes ſich nicht ausſchließlich lauter reine, große, edelgeſinnte

Charaktere verſammeln, oder daß unter der entgegengeſetzten nur Böſewichter und ſchlechte Menſchen zuſammenſtehen. Es will ihm auch nicht in den Kopf, daß das bloße Bekenntniß der Freiheit in leeren Worten, bloß mit den Lippen, mehr Werth haben und den Menſchen höher adeln ſoll, als ein tugendhaftes, thätiges Leben, ein Leben voll Gehorſam, Enthaltſamkeit, Aufopferung, zugebracht in uneigennützigem Dienſte der Gewalt. Er glaubt, daß geſündigt wird in Ilion und außerhalb; was aber allzeit Recht behält und unter allen Umſtänden, auch da ſogar, wo es äußerlich beſiegt wird, das iſt das eigene Herz, das ſeine Götter in ſich trägt und aus dieſem ſtolzen, glorreichen Bewußtſein die Kraft entnimmt, allen Wechſelfällen des Irdiſchen zu trotzen. —

Will man nun dies einen Parteiſtandpunkt nennen, ganz wohl, ſo muß der Verfaſſer es ſich gefallen laſſen. Und er kann es in der That um ſo ehe, als er ſich dabei rein weiß von jeder Art perſönlicher Leidenſchaft, ſogar von jeder perſönlichen Verſtimmung, geſchweige denn von Neid, Argwohn, Eigenſucht: ſo daß alſo, wo die Beſonderheit ſeiner Anſicht, die Beſchränktheit ſeiner Einſicht ihm ja die Freiheit der Auffaſſung verkümmern ſollten, ſeine Parteinahme doch wenigſtens nie aus unlauteren Motiven hervorgehen wird. —

Zuletzt noch ein Wort über den Titel des Buches. Derſelbe erinnert, ſehr zum Nachtheil des Unternehmens, an ein berühmtes und ausgezeichnetes Werk von verwandter Beſchaffenheit, das vor einigen Jahren in Frankreich erſchien und das in vielem Betracht allerdings als Muſter, wie man die Gegenwart ſchreiben ſoll, darf betrachtet werden. Wie geſagt, es iſt eine Aehnlichkeit, die nur zum Nachtheil des deutſchen Buches ausſchlägt: und eben darum erwähn' ich ſie, weil ich um Alles in der Welt nicht möchte für ſo närriſch gehalten werden, als hätt' ich können auf den Einfall kommen, mit dem berühmten Franzoſen zu wetteifern oder auch nur ihn nachzuahmen. Guter Himmel, die zehn Jahre von 1830 bis 1840 in Frankreich, Leidensjahre, Jahre des Irrthums, der Niederlage, es iſt wahr — aber auch dies Leiden noch wie erhaben, dieſer Irrthum noch wie glänzend, auch in dieſer Niederlage noch wie viel Größe, wie viel Adel, wie viel Hoffnung, daß man ja wahrlich blind ſein müßte, wollte man die kleine, glanzloſe Miſere unſerer letzten ſieben Jahre damit in irgend eine

Parallele bringen: nicht zu erwähnen den überſtrömenden Reichthum der Quellen, die Schärfe des politiſchen Blicks, die hinreißende Gewalt der Darſtellung, in welchem Allen der franzöſiſche Autor ſchlechthin jedem Deutſchen unerreichbar bleibt, wie nun gar erſt dem Verfaſſer dieſes Werkes?!

Nein, die Veranlaſſung, gerade dieſen Titel zu wählen, war viel einfacher. Erſt eine ſehr proſaiſche: weil es der am Nächſten liegende war, zugleich der kürzeſte, der am Sicherſten ins Ohr fiel.

Und dann zweitens eine, wenn man es ſo nennen will, myſtiſche. — Ich gedachte nämlich an den Traum des Pharao, von dem in der Bibel erzählt wird, den Joſeph ihm auslegen mußte, von den ſieben fetten Kühen und den ſieben magern, welche dieſen folgten. Die Reihenfolge ſcheint diesmal umgekehrt: die ſieben Jahre, Jahre der Hoffnung, der Verheißung, der Redensarten, haben wir hinter uns; werden die ſieben fetten, die Jahre des Siegs, der That, der Erfüllung folgen?!

Aber unſere Pharaone träumen nicht — und wenn ſie träumten, fänden ſie keinen Joſeph — und wenn ſie einen fänden, würden ſie ihm nicht glauben. — —

So viel über Plan und Abſicht des vorliegenden Werkes, ſo wie über dasjenige, was wir ſeine perſönlichen Beziehungen nennen möchten. Wir laſſen nun, zum Schluß dieſer Einleitung, eine kurze Darlegung folgen der wichtigſten Veranlaſſungen und Motive, aus denen die von uns darzuſtellende Zeit ſich entwickelte. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß wir das Genauere der Thatſachen als bekannt vorausſetzen und uns lediglich auf den geiſtigen Zuſammenhang der Dinge, auf das Princip der Entwickelung ſelbſt beſchränken.

Und da iſt es denn vor Allem nöthig, an dasjenige Ereigniß zu erinnern, welches in der That den Ausgangspunkt unſerer ganzen gegenwärtigen Epoche bildet, ja von dem unſere ganze Gegenwart bis auf dieſe Stunde nur Ausführung und Folge iſt: die franzöſiſche Revolution.

Die franzöſiſche Revolution bildet, vereint mit der Reformation, deren praktiſche Parallele ſie iſt, die Grundpfeiler der modernen Zeit, deren Charakter hinwiederum darin beſteht, daß durch ſie die Einzel

tigkeit der mittelalterlichen Weltanſchauung aufgehoben und ein neues, verklärtes Alterthum, ein neues Reich der Natur und der Menſchheit, aber hindurchgegangen durch den Geiſt und wiedergeboren aus ihm, hervorgerufen werden ſoll.

Den erſten Schritt hiezu hatte die Reformation gethan: worunter wir hier nicht bloß das einzelne Auftreten Luthers oder überhaupt nur die eine theologiſche Seite verſtehen wollen, ſondern wir denken uns dabei die Geſammtheit jener Bewegungen, welche ſich, polemiſirend, kritiſirend, vom dreizehnten Jahrhundert her, durch Italien, Frankreich, England, Deutſchland erſtreckten, und unter denen die Wiedererweckung der antiken Literatur, ſo wie ihre allmälige Einführung in das Volksbewußtſein, eine der erſten Stellen einnimmt. — Die Reformation ſtellte die Rechte des natürlichen Menſchen gegen die Abſtractionen des mittelalterlichen Chriſtenthums wieder her: ſie zerſtörte die Autorität des Kirchenglaubens, ſie führte, indem ſie den Unterſchied aufhob zwiſchen Laien und Prieſter und Gott zurückverlegte in die Innerlichkeit des Menſchen, den Himmel zurück auf die Erde und heiligte aufs Neue die entgöttlichte Welt.

Es iſt richtig, daß die Reformation ſich mit dieſer Aufhebung des Abſtracten, Jenſeitigen, ſelbſt nur in einer abſtracten, jenſeitigen Sphäre gehalten, und daß auch ihr Himmel nur noch ein ziemlich ideeller iſt. Aber ebenſo richtig iſt es auch, daß ſie es an Verſuchen, ihre Wahrheiten zugleich praktiſch zu verwirklichen und mit der mittelalterlichen Kirche zugleich auch den mittelalterlichen Staat, den Staat der Autorität, der Entſagung, der blinden Unterwerfung, in Trümmer zu legen, nicht hat fehlen laſſen. Wer das bezweifeln möchte, der gehe hin und ſehe ſich noch heut die gebrochenen Burgen, die zerſtörten Schlöſſer an in Franken, Schwaben, am Oberrhein, der leſe jene Artikel und Manifeſte, welche der Bundſchuh, die ſchwarzwälder Bauern, die Wiedertäufer ꝛc. erließen: und mit Ueberraſchung wird er eingeſtehen müſſen, daß die wichtigſten, die verwegenſten Fragen unſerer gegenwärtigen Geſellſchaft auch ſchon, auf der Grenzſcheide des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, den Zeitgenoſſen der Reformation nicht fremde waren.

Allein es iſt ein ewiges Geſetz der Natur wie der Geſchichte, daß jede Entwicklung ſchrittweiſe vor ſich geht, und daß nie die höhere Stufe erſtiegen werden kann, ehe nicht die vorhergehende vollſtändig

erreicht und überwunden iſt: erhabene Lehre für jeden Einzelnen von uns, gleichfalls mit voller Seele uns dem hinzugeben, was wir als unſer nächſtes Ziel erkannt haben, und auf dieſe Art in die Beſchränkung unſere Freiheit, in das Maß unſere Kraft zuſetzen.

So auch die praktiſch politiſchen Verſuche des Reformationszeitalters blieben ohne Erfolg. Sogar ſie dienten den Regierungen, die überdies mit Auflöſung des bisherigen kirchlichen Hintergrundes jede ideelle Baſis verloren hatten und zu reinen polizeilichen Veranſtaltungen herabgeſunken waren, zu erwünſchter Veranlaſſung, die Zügel der Herrſchaft nur um ſo feſter anzuziehen und die neu erworbene Souverainetät mit um ſo größerer Strenge auszuüben. Der politiſche Abſolutismus, die Gewaltherrſchaft als Princip, ſtammt weſentlich aus der Zeit der Reformation. Der Staat fing jetzt an dieſelben Entwicklungen durchzumachen, welche die Kirche ſo eben zurückgelegt hatte. Die Kirche war katholiſch geweſen, der Staat wurde es; die Unfehlbarkeit des päpſtlichen Anſehens war zerſtört, aber an ihre Stelle jetzt trat eine zum Mindeſten ebenſo ſtrenge, ebenſo drückende, die Unfehlbarkeit der Fürſten. Die Geſchichte der Völker, im Mittelalter voll Kraft, Leidenſchaft und abenteuerlicher Bewegung, wird mit Einführung der Reformation einförmig, nüchtern, polizeilich zugeſtutzt: ſie hört auf, überhaupt eine Geſchichte der Völker zu ſein, und wird ſtatt deſſen eine Geſchichte der Könige und ihrer Dynaſtieen.

Dagegen nun deſto reichlicher, in mannichfaltigſter Fülle entwickelten ſich die Anregungen der Reformation innerhalb des geiſtigen Gebietes ſelbſt, in Wiſſenſchaft und Kunſt. Alle Blüthe moderner Literatur geht auf die Reformation, als ihren mütterlichen Boden, zurück. Sie iſt um ſo kräftiger, um ſo nachhaltiger, je tiefer die Reformation ein Volk ergriffen, je innerlicher, je ſelbſtthätiger es dieſelbe durchgemacht hat: Frankreich, deſſen Hugenottenkriege mit Unrecht in Vergeſſenheit gerathen ſind, vor Allem aber Deutſchland, bei welchem letzteren wir uns nur die Erlaubniß ausbedingen, unſere Literatur nicht als eine vollendete, fertige, im Gegentheil als eine werdende zu betrachten. Sie iſt fragmentariſch, ungleich, ſcheinbar launenhaft, wo ein Volk die Reformation nur äußerlich, bruchſtückweiſe durchgemacht hat: wie in England. Sie bleibt endlich ganz aus bei denjenigen Nationen, welche der Reformation überhaupt keinen Zutritt geſtattet haben: Italien, Spanien.

Aber auch mit Eintritt der Reformation ſehen wir einen völligen Umſchwung in der geiſtigen Verfaſſung Europa's vor ſich gehen. Der geiſtige Schwerpunkt, der bisher im Süden, zumeiſt in Italien lag, wird verlegt nach dem Norden, nach England, Frankreich, Deutſchland; Rom, der Sitz der Kirche, der Mittelpunkt der Kunſt, der Sammelplatz aller geiſtigen Cultur, wird ſeiner Weltherrſchaft noch einmal, wie in alten Zeiten, von nordiſchen Eroberern beraubt: aber ſtatt des Schwertes, das Brennus in die Wagſchale warf, entſcheidet jetzt das edlere, das Schwert des Geiſtes und der freien Forſchung.

Aber es ſteht nicht blos geſchrieben, daß im Anfange das Wort geweſen: der Evangeliſt ſetzt auch ſogleich hinzu, daß das Wort Fleiſch geworden. Dieſer Vorgang aus der chriſtlichen Mythologie wiederholt ſich im Leben der Völker alle Tage. Auch hier noch immer, mit derſelben Nothwendigkeit, wie ſich die Blüthe zur Frucht entfaltet, reift der Gedanke zur That, die Literatur zum Leben: jede neue Weltanſchauung gebiert auch eine neue Welt. — Indem die Reformation, wenn auch zunächſt nur theoretiſcher Weiſe, im Reich des Geiſtes ſelbſt, jede Autorität vernichtet hatte, indem ſie den Gedanken auf den Thron der Welt erhob und Alles, was Daſein hatte, ſeiner prüfenden Schärfe unterwarf: ſo konnte es unmöglich ausbleiben, daß nicht allmälig auch die Welt der politiſchen Verhältniſſe, die Bedingungen des bürgerlichen Zuſammenlebens, mit Einem Worte, der Staat dieſer Kritik unterworfen ward. Und weiter indem ſie die erhabenen Ideen des Alterthums, die Ideen der Freiheit, der Menſchlichkeit, in gereinigter Geſtalt, in erneuten und erweiterten Umlauf brachte, ſo konnte es nicht fehlen, daß man nicht allmälig das Bedürfniß empfunden hätte, dieſe Ideen zu verwirklichen und ſeinem erweiterten, gereinigten Bewußtſein auch eine geläuterte, verſchönerte Wirklichkeit gegenüber zu ſetzen.

Der erſte namhafte Schritt hiezu iſt in der franzöſiſchen Revolution geſchehen. Es iſt noch gar nicht lange her, daß man der Philoſophie (und zwar verſtand man dabei unter Philoſophie nicht ſowohl die beſondere Wiſſenſchaft des ſyſtematiſchen Denkens, als überhaupt die Geſammtheit geiſtiger Cultur, wie dieſelbe ſich im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hat) . . . es iſt, ſage ich, noch gar nicht lange her, daß man der Philoſophie allen Ern-

ſtes den Vorwurf machte, daß ſie es geweſen, welche die franzöſiſche Revolution hervorgerufen. Ja die Philoſophen ſelbſt, war es Mangel an Muth, war es mangelnde Einſicht in ihre eigene Stellung, waren Rindsköpfe genug, dieſe Anklage wirklich als ſolche aufzunehmen und mit Hand und Fuß ſich aufs Eifrigſte dagegen zu vertheidigen. — Heut zu Tage iſt man über dieſe Beſchränktheit nun wohl hoffentlich hinaus; man weiß jetzt, daß die Philoſophie allerdings die Revolution gemacht hat: nicht zwar ſo, als hätten die Philoſophen conſpirirt und hätten die Guillotine aufgeſchlagen und hätten dem Volke das Schwert in die Hand gedrückt — Anſichten, die, trotz ihrer unzweifelhaften Abſurdität, in den Köpfen mancher deutſchen Miniſter und Solcher, die es zu werden gedenken, doch noch keineswegs völlig erſtorben ſind! Aber ſie hat Anſichten hervorgerufen, ſie hat Ideen verbreitet, welche mit Nothwendigkeit auf die Revolution hinführten; aber ſie hat einen Brand der Geiſter entzündet, an deſſen erhabenen Gluthen auch das Gerüſt des alten Staates nothwendig zu Aſche brennen mußte.

Dieſe Univerſalität ihres Urſprungs — denn was iſt univerſaler als der Gedanke? was allgemeiner, als die Nothwendigkeit des Geiſtes? — iſt es denn auch, was der franzöſiſchen Revolution ihren weltgeſchichtlichen Charakter verleiht und ſie zum Ausgangspunkt einer neuen Epoche im Leben der Menſchheit macht: einer Epoche, die wir nicht kürzer und zugleich erſchöpfender glauben bezeichnen zu können, als indem wir ſie das politiſche Seitenſtück der Reformation nennen, die Reformation übertragen auf das Gebiet des bürgerlichen Lebens. — Es liegt darin auch der Vorzug, der höhere Rang gleichſam in der weltgeſchichtlichen Ordnung, welcher der franzöſiſchen Revolution gebührt, verglichen mit der Losreißung der Niederländer von der ſpaniſchen Herrſchaft und ihrer Conſtituirung als Republik, ſowie mit der engliſchen Revolution unter Carl I., als den beiden namhafteſten Ereigniſſen, welche ihr aus früheren Zeiten etwa verglichen werden könnten. Beide dieſe gingen hauptſächlich aus localen Urſachen hervor; beide waren mehr Töchter äußerer Noth, als geiſtiger Freiheit; beiden fehlte jene Grundlage allgemeiner Principien, jener bewußte Zuſammenhang mit der geſammten geiſtigen Entwicklung des Jahrhunderts, aus welchem die franzöſiſche Revolution ſich bildete. Beide darum, wie wichtig auch für die Ge-

ſchichte der betreffenden Völker, dürfen doch keinen Anſpruch machen, als Wendepunkte der Weltgeſchichte ſelbſt betrachtet zu werden. Die eine war die Revolution Hollands, die andere die Revolution Englands: die franzöſiſche Revolution iſt die Revolution der Welt. Jene überſchreitet die Grenzen Hollands nicht, dieſe bleibt auf ihrem Inſelreich: die franzöſiſche Revolution, die glorreiche Deviſe der Freiheit und Gleichheit im Banner, macht ihren Rundgang um die Erde.

Aber freilich dürfen wir dabei auch nicht außer Acht laſſen, daß Frankreich damals bereits an der Spitze der literariſchen Bildung ſtand. Die franzöſiſche Literatur beherrſchte nicht nur Europa, ſie hatte nicht nur die geiſtreichſten Schriftſteller, die verwegenſten Bücher hervorgebracht, ſondern auch in Frankreich ſelbſt, von allen Ländern der damaligen Welt, war literariſche Bildung, literariſches Intereſſe bei Weitem am Gleichmäßigſten verbreitet. Die franzöſiſche Literatur war am Meiſten Eigenthum der Nation; treuer, vollſtändiger, als anderwärts, ſpiegelte ſie den Charakter der Zeit, ihre Tugenden und Fehler, Bedürfniſſe und Wünſche. Erhabenes Zeugniß von der ewigen Schöpferkraft des Geiſtes, daß gerade unter demjenigen Volke, welches die Blüthe der Kunſt, den Flor der Wiſſenſchaft am Längſten gepflegt hatte, auch die köſtliche, die Knospe politiſchen Lebens ſich zuerſt entfaltete! Denkwürdige Huldigung, dargebracht der Göttlichkeit der Ideen, daß gerade diejenige Nation, welche bisher den Vorzug geführt hatte im Reich der Bildung, nun auch berufen ward, die Fahne der Freiheit durch die Welt zu tragen!

Das erſte Land, welches die franzöſiſche Revolution auf dieſem Eroberungszuge berührte, war Deutſchland. — Wie fand ſie es? und wie nahm Deutſchland ſie auf?

Wir haben oben Deutſchland als dasjenige Land bezeichnet, welches die Reformation am Gründlichſten durchgemacht; faſt, im Hinblick auf die nächſten Reſultate, möchte man ſagen, zu gründlich. Lange Zeit ausſchließlich mit der theologiſchen Seite der Reformation beſchäftigt, war es erſt gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dahin gekommen, auch nur jene allgemeinen geiſtigen Conſequenzen derſelben zu ziehen, jene künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Anregungen zu ſpüren, welche in Frankreich bereits ſeit Langem in voller Entwicklung ſtanden, ja die hier bereits, wie wir ſo eben geſehen

haben, den Uebergang zur Praxis des politiſchen Lebens gefunden hatten. Während die franzöſiſche Literatur die Welt beherrſchte, hatte Deutſchland ſeit Kurzem erſt angefangen, ſich überhaupt eine zu bilden; während Aufklärung und Bildung in Frankreich bereits alle Klaſſen der Geſellſchaft gleichmäßig durchſtrömten, war in Deutſchland, begünſtigt durch die Eigenthümlichkeit ſeiner politiſchen Zuſtände, auch die Literatur, auch die Bildung nur das Eigenthum einzelner, bevorzugter Klaſſen. — So iſt wahr, der deutſche Geiſt, gleich als wollt' er ſeine jahrhundertlange Verſäumniß wieder einholen, ging mit Rieſenſchritten vorwärts. So giebt in der Geſchichte der Dichtung kaum einen zweiten Frühling, ſo reich, ſo üppig, wie jener Geiſterfrühling, jene Ausſaat großer und fruchtbarer Talente, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſich in Deutſchland entwickelte. — Aber nur Schade, daß man dabei nicht für gut fand, die Maſſe des Volkes mit ſich zu nehmen! Nur Schade, daß jene Talente ſich zumeiſt einſeitig, in abſtracter Größe entwickelten und den literariſchen Ruhm über die nationale Wirkſamkeit ſetzten! — Man hat wohl neuerdings behauptet, ja es iſt ſo ziemlich eine ſtehende Redensart geſchichtlicher Handbücher geworden, daß das deutſche Volk das gebildetſte der Welt und daß kein anderes mit ihm wetteifern könne an Tiefe der Poeſie, an Gründlichkeit der Wiſſenſchaft, an Reichthum und Fülle der geiſtigen Entwicklung. Will man ſich dabei auf Einzelnheiten beſchränken, ſoll es nur heißen, daß wir die gründlichſten Gelehrten, die ſchärfſten Denker, die reichſten poetiſchen Talente haben, ſo mag das zum Theil wahr ſein. Aber man vergeſſe dabei nicht hinzuzuſetzen, daß neben dieſem helliſten Lichte auch der tiefſte Schatten iſt, und daß, wenn Deutſchland in einiger Hinſicht den Gipfel der Bildung erreicht hat, auch nirgend eine ſo tiefe Kluft, ein ſo jäher Unterſchied der Bildung im Volke ſelber iſt. Der geiſtige Zuſtand Deutſchlands gleicht dem geſellſchaftlichen Zuſtande Englands: ungeheure Schätze neben ungeheurer Armuth, eine Handvoll reicher Leute auf eine Million Bettler.

Dieſe Ungleichheit, wie ſie noch heutigen Tages das weſentlichſte Hinderniß unſerer ſtaatlichen Entwicklung iſt, beſtimmte nun auch die Aufnahme, welche die Revolution in Deutſchland fand. In Frankreich war die Bildung Volksſache geworden; die Ideen der Aufklärung und der Humanität, welche die franzöſiſchen Schriftſteller ſeit

hundert Jahren nicht müde wurden, der Nation verständlich zu machen, waren, vielleicht nicht in völliger Reinheit, vielleicht nicht ganz ungetrübt — aber genug, sie waren übergegangen in die Masse und erfüllten sie mit Zorn, Haß, Liebe, Begeisterung. In Deutschland gab es nur erst eine geistige Aristokratie; auch die Vermittelung Deutschlands mit der Revolution konnte nur durch sie vor sich gehen, weil sie allein im Stande war, die Ideen derselben zu begreifen.

Und wirklich hat sie es an Versuchen dazu nicht fehlen lassen. Es gab, so unglaublich es heute klingt, eine Zeit in Deutschland, wo nicht bloß die geistige, die Aristokratie der Schriftsteller und Dichter, nein, wo auch die politische, auch Könige und Fürsten im Geist der Aufklärung handelten, ihr wenigstens mit Zugeständnissen entgegen kamen. Wie der endlichen Reformation durch Luther selbst eine Reihe von Päpsten vorherging, welche, sei es aus eigener Einsicht, sei es gedrungen durch die Noth, das Werk der Kirchenverbesserung in ihre Hände zu nehmen suchten, so auch dem Ausbruch der französischen Revolution geht, theils unmittelbar in Deutschland, theils doch von deutschem Stamme und unter dem Einfluß deutscher Bildung, eine Reihe von Fürsten, Ministern, Staatsmännern voran, welche die Ideen der Aufklärung, der Freiheit, des öffentlichen Wohles zur Grundlage ihrer Regierungen machten, oder doch wenigstens sie als Grundlage derselben bezeichneten: ein theoretisches Zugeständniß jedenfalls, aus dem doch immer so viel hervorgeht, daß die Fürsten diese Ideen, wenn auch nicht als eigentlich richtige, doch als existirende anerkannt und eine gütliche Vermittelung mit ihnen wünschenswerth gefunden haben. Solche Regenten waren nicht nur, die einem Jeden zuerst dabei einfallen, Friedrich der Große, Joseph II., Katharina von Rußland: sondern auch kleinere Staaten, wie Dänemark, Toscana, Portugal, und kleinere Menschen, wie Struensee, Pombal, Blanina (der einflußreichste Minister Leopolds des Zweiten, während dessen toscanischer Zeit), versuchten sich in ähnlichen Reformen. Ja dieser Zug der Neuerung erstreckte sich sogar bis in die kleineren deutschen Staaten, deren in diesem Zeitabschnitt fast jeder seinen aufgeklärten Minister, seinen wohlwollenden Fürsten aufzuweisen hat.

Freilich wohl ohne damit in der Hauptsache viel weiter zu kommen. Derselbe Landgraf von Hessen-Kassel, der einen Schlieffen zum Minister, einen Johannes von Müller zum Historiographen

hatte, verkaufte ſehr ungenirt die Jugend ſeines Landes nach Amerika, ſich dort im Dienſt der Engländer todtſchlagen zu laſſen; derſelbe Landgraf von Darmſtadt, der ſich nichts Kleines wußte mit ſeiner literariſchen Hofhaltung und hochgeprieſen war bei allen deutſchen Dichtern und Gelehrten wegen ſeiner humanen Bildung, ſeiner edlen und wohlmeinenden Grundſätze, ließ ſich dadurch nicht im Geringſten abhalten, das Land aufs Gräulichſte zu verſchulden und die ſchwergeplagten Unterthanen durch immer neue Steuern, Auflagen, Forderungen bis aufs Blut zu ſchinden.

Damit war denn auch zum Voraus die Partie beſtimmt, welche dieſe aufgeklärten, reformirenden Fürſten ergreifen mußten, als eben jene Grundſätze, mit denen ſie bis dahin gelegentlich experimentirt hatten, nun wirklich vollſtändig, mit ſelbſtändiger Energie, in die Welt traten, das heißt, als die franzöſiſche Revolution zum Ausbruch kam. Die Berſen und Aeneas Sylvius hatten auch reformiren wollen, man hatte auch Concile geladen nach Coſtnitz und nach Worms, um die Schäden der Kirche zu heilen. Aber Huß wurde doch verbrannt, und Luther konnte ſich doch nur durch die Flucht vor dem gleichen Schickſal retten.

Auch die deutſchen Fürſten, ſobald in Frankreich die Aufklärung Miene machte, aus Regierungspatenten und allergnädigſten fürſtlichen Erlaſſen überzugehen in eine wahre, volksthümliche Wirklichkeit, waren Augenblicks einig, daß Ordnung und Geſetz keinen größern Widerſacher hätten, als die Aufklärung, und daß, ſollten ihre armen Unterthanen nicht ſammt und ſonders zur Hölle fahren, ſie ſich wohl entſchließen müßten, den großen Belial in Paris mit Feuer und Schwert zu bändigen.

Und wie hätten die Fürſten der Sache der Aufklärung treuer bleiben ſollen, ſie, für die dabei allerdings einige weſentliche perſönliche Rechte in Frage kamen, da ſelbſt die deutſchen Dichter und Schriftſteller es nicht anders machten? da ſelbſt Bildung und Wiſſenſchaft zu Verräthern wurden an ſich ſelbſt und ihre Anerkennung einer Verwandtſchaft weigerten, in der ſie umgekehrt hätten ihre höchſte Ehre erblicken ſollen? — Es iſt aus der Literaturgeſchichte bekannt, wie die Mehrzahl der deutſchen Dichter, und unter ihnen einige der angeſehenſten und einflußreichſten den Anbruch der Revolution allerdings mit größter Theilnahme, ſogar mit lauter Begeiſterung

begrüßten; wie ſie aber bald darauf, erſchreckt durch den gewaltigen Gang der Begebenheiten, ihre frühere Beiſtimmung widerriefen und ſich, wie zuvor in Lob und Bewunderung, ſo jetzt in Tadel und Abſcheu ergoſſen. . Oder wo eine ſolche jähe Umkehr der Anſichten dem angeborenen Edelmuth einer freien und männlichen Natur widerſtand, da wenigſtens verhielten ſie ſich neutral, um nicht zu ſagen gleichgiltig; ſie zogen ſich von der Geſchichte überhaupt zurück und ſuchten, fern von dem, was ſie das Gewühl des Tages, das Treiben des Pöbels nannten, einen phantaſtiſchen Freiſtaat der Kunſt und der Schönheit zu errichten. Es wäre unrecht und zeigt, wo es geſchieht, entweder von einer außerordentlichen Beſchränktheit der geſchichtlichen Einſicht oder aber von einer bedauernswerthen Kleinheit der eigenen Geſinnung, wollte man dieſe Flucht vor der Geſchichte, welche, mit ſehr wenigen Ausnahmen, die Mehrzahl unſerer Dichter zu Anfang des Jahrhunderts charakteriſirt, dieſen, den Dichtern ſelbſt, als perſönliche Schuld, als Mangel an Muth, an Patriotismus und Freiheitsſinn anrechnen. Vielmehr es war die natürliche Folge von der Art und Weiſe, wie die deutſche Literatur bis dahin aufgewachſen war, nämlich in der Studirſtube, dem Leben des Volkes entrückt, ohne Kenntniß der wirklichen Zuſtände und darum auch ohne Sinn dafür. Was Wunder, daß die Poeten, als plötzlich dieſe kalte Zugluft der Geſchichte über ſie hergeweht kam, ſich erſchreckt davor zurückzogen und Thür und Fenſter ſorgſam, wie vor einem Feinde, verriegelten?

Aber auch was Wunder, daß, des Vortritts ſeiner Fürſten, ſeiner Dichter beraubt, das deutſche Volk ſich nicht nur für unfähig, ſondern, der ungeheuren Mehrzahl nach, auch ohne den Wunſch, ohne den Willen zeigte, jenen Geiſt der Freiheit, der jenſeit des Rheines herniedergeſtiegen war, nun auch bei ſich aufzunehmen und der großen kirchlichen Reformation, die es drei Jahrhunderte zuvor vollbracht hatte, auch die zweite größere, die Reformation des Staats und der Geſellſchaft, anzureihen? Das Volk hatte ſich ja ſeines eigenen Stimmrechtes längſt begeben, vielmehr es hatte es noch nie beſeſſen: es hatte von jeher in praktiſchen Dingen ſeine Fürſten, in theoretiſchen ſeine Schriftſteller für ſich ſtimmen laſſen. Hatten dieſe jetzt geſtimmt und war ihr Spruch gegen die Revolution ausgefallen, nun ſo war die Sache ja entſchieden, und es war völlig in der Ordnung, daß Deutſchland, daſſelbe Deutſchland, dem man bis dahin

in dem Rath der Nationen kaum noch eine Stelle eingeräumt hatte, plötzlich vor ganz Europa mit der zweideutigen Ehre belehnt ward, den allgemeinen Vorfechter der Legitimität, den berufenen Paladin aller Obscuranten von Europa zu machen.

Die Seele all dieser Coalitionen gegen das revolutionaire Frankreich war Oesterreich. Wie gerade Oesterreich, eben dieses Oesterreich, das dem deutschen Reiche Italien, Elsaß, Burgund geruhig verloren gehen lassen, ja das noch wenige Jahre zuvor in Gefahr gewesen war, den alten Erbfeind, die Türken, aufs Neue in seinen Grenzen zu sehen — wie dieses Oesterreich jetzt dazu kam, die Welt in Waffen aufzubieten und sich zum Anführer eines der langwierigsten, der verwegensten Kriege zu machen, welche die Geschichte kennt? Nicht bloß, wie man meinen möchte, aus absolutistischem Princip oder wenigstens nicht aus ihm zuerst. Das absolutistische Princip, so parador dies klingt, ist überhaupt gar nicht der letzte Grund der österreichischen Politik: ihr letzter Grund ist und war zu allen Zeiten die Hausmacht. Es ist wichtig, dies hervorzuhen, da die spätere, so verhängnißvolle Lehre von der Legitimität, diese wahre Pandorabüchse, mit der Talleyrand auf dem Wiener Congreß die versammelten Fürsten Europa's täuschte, wesentlich auf demselben Princip beruht: dem Princip nämlich, den ganzen Staat, mit Allem, was darin ist, lediglich als ein persönliches Besitzthum der fürstlichen Dynastie, ein unmittelbares Eigenthum der regierenden Familie zu betrachten und von diesem Gesichtspunkt aus zu behandeln.

Zu einer höheren Auffassung des Staatsverhältnisses hatte nun auch Oesterreich sich nicht erheben können. Es hatte niemals vergessen können, daß der Ahnherr seines Hauses ein länderloser Graf gewesen; es hatte, unter dem Glanz der römischen Kaiserkrone, auf dem mächtigsten Throne der Christenheit, im Vollberuf die Größe des deutschen Reichs zu wahren, niemals ein anderes Interesse an den Tag gelegt, als wie es seine Hausmacht vergrößern, seinen Privatreichthum vermehren sollte. Was deutsches Reich und römische Kaiserkrone, wenn nur für Oesterreich eine neue Provinz, eine neue Anwartschaft, ein neues Recht erworben werden konnte! Man hat wohl Preußen den Vorwurf gemacht, durch seine Auflehnung gegen das kaiserliche Ansehen (unter Friedrich dem Großen) den deutschen

Reichsverband gelockert und ſeine Auflöſung vorbereitet zu haben. Allein man läßt dabei außer Acht, daß die Auflehnung Friedrichs des Großen zu einer Zeit geſchah, wo ſchon Niemand mehr an das deutſche Reich glaubte, und wo die römiſche Kaiſerkrone nur noch ein ſehr äußerliches, ſehr unweſentliches Beiwerk des mächtigen öſterreichiſchen Fürſtenhauſes war. — Vielmehr der ſchlimmſte Feind des deutſchen Reiches iſt zu allen Zeiten Oeſterreich ſelbſt geweſen, darum, weil Oeſterreich die Intereſſen des Reiches allemal zurückſetzte gegen ſeine dynaſtiſchen Intereſſen, weil es in Gottes Namen ertrug, daß der Ehrentitel „Allzeit Mehrer des Reichs“ an ihm zum Gespötte ward, vorausgeſetzt, daß nur ſeine Hausmacht ſich vermehrte!

Dies Familienintereſſe kam denn nun auch bei der franzöſiſchen Revolution aufs Aeußerſte ins Spiel. Man erinnere ſich, daß es der Triumph der Kaunitz'ſchen Politik geweſen war, eine Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu Stande gebracht zu haben; man erinnere ſich, daß Marie Antoinette eine öſterreichiſche Erzherzogin war, und daß dieſer ganze mühſam errungene Einfluß Oeſterreichs auf Frankreich, der ihm dazu dienen ſollte, ſein eigenes Beſitzthum gegen möglichen Angriff zu ſichern, wohl auch bei Gelegenheit Verlorenes wieder einzubringen, durch die Umwälzung in Frankreich mit Stumpf und Stiel vernichtet ward.

Kommen wir noch einmal auf die Parallele mit der Reformation zurück. Man hat, wie müßig es immerhin ſein mag, der Geſchichte mit Wenns und Abers zu kommen und durch nachträgliche Hypotheſen die Thatſachen korrigiren zu wollen — genug, man hat nicht ſelten die Frage aufgeworfen, welchen Gang die Geſchichte genommen und welche ganz andere Geſtalt die Welt genommen haben würde, wenn Leo X., ſtatt die Reformation von ſich abzulehnen und Luther in den Bann zu thun, ſich vielmehr an die Spitze derſelben geſtellt hätte. Wie geſagt, alle Fragen dieſer Art ſind müßig; aber will man ſich einmal dergleichen geſtatten, ſo mag auch wohl dieſe aufgeworfen werden, wie der Gang der Welt geworden wäre, geſetzt daß Preußen, ſtatt die dynaſtiſche Politik Oeſterreichs in Betreff der franzöſiſchen Revolution zu unterſtützen, ſich vielmehr der letzteren angeſchloſſen und die Sache der Aufklärung und der Freiheit zu der ſeinen gemacht hätte.

Und einige Veranlaſſung dazu hätte es ſchon gehabt, jedenfalls mehr als der Papſt zum Reformiren. Oder dieſes ganze Preußen, dieſe ganze Schöpfung des großen Kurfürſten, gepflegt und zu ſchwindelnder Höhe geſteigert von ſeinem größeren Urenkel, Friedrich dem Zweiten, was war es denn anders, als eine Schöpfung der Freiheit, ein Kind der Aufklärung, die mit vorurtheilsfreiem, raſchem Blicke ſich aller jener Vortheile zu bemeiſtern gewußt hatte, auf welche altersſchwaches Herkommen in thörichter Selbſttäuſchung verzichtete?

Aber tilii heroum noxae. Wie erhaben dieſe Herkunft, wie glorreich dieſer Stammbaum, Preußen hatte ſeiner vergeſſen. Friedrich der Große ſelbſt, wie bewundernswerth, wie unerreichbar als Regent, hatte doch darin die Beſchränktheit ſeiner Zeit, wie ſeines königlichen Standpunktes getheilt, daß er es verſäumt, ſeinem großen Werke in ſeinem Volke ſelbſt Gehilfen und Mitarbeiter zu erziehen. Er hatte einen Gebrauch gemacht von ſeiner königlichen Gewalt, ſo großartig, ſo volksthümlich, mit ſo viel perſönlicher Aufopferung, wie nie ein König vor ihm: aber dieſe Gewalt zu vergrößern dadurch, daß er ſie mit dem Volke theilte, dieſer Gedanke einer neuen und vorgeſchritteneren Zeit war ihm dennoch niemals in den Sinn gekommen. Er hatte ſich ſelbſt den erſten Beamten ſeiner Unterthanen genannt: und wahrlich, in ſeiner erhabenen Einſamkeit, Tag und Nacht dem Wohle ſeines Volkes widmend, ruhlos, genußlos, auf jedes perſönliche Lebensglück verzichtend, iſt er dieſer ſeiner Beamtenpflicht mit erſchütternder Strenge nachgekommen. Allein dieſes Beamtenthum iſt auch ebenſo mürriſch wie arbeitſam: es trägt die ganze Rechtſchaffenheit in ſich, den ganzen Fleiß, die ganze Treue der ſpäteren preußiſchen Bureaukratie, deren eigentliche Mutter es iſt, aber auch ihre ganze Herbigkeit, ihre ganze Ausſchließlichkeit, ihre ganze Verachtung des Volks. Es kann, mit Einem Worte, den Krückſtock nicht verleugnen: jenen berühmten Krückſtock, mit welchem Friedrich der Große nach Gelegenheit darein zu ſchlagen pflegte, wo Worte ihm nicht nachdrücklich genug erſchienen.

Daß damit der Gipfel ſtaatlicher Vollendung noch nicht erreicht ſei, daß es über dieſes königliche Beamtenthum hinaus noch andere, edlere Formen des Staatslebens gebe, dies, wie feſt er ſelbſt in ſeinem perſönlichen Verfahren dem alten Syſteme anhing, iſt dem Adlerblicke Friedrichs des Einzigen nicht verborgen geblieben. Man

kennt die Aeußerung, welche er am Ende ſeines Lebens, unter den erſten leiſen Zuckungen der franzöſiſchen Revolution, gethan: daß er es müde ſei, über Sklaven zu herrſchen. — Sein Nachfolger empfand von dieſer Müdigkeit nichts. Halb Frömmler, halb Schwelger, ſah er in der Revolution einen doppelten Angriff ſowohl auf die Heiligkeit der Religion, als auf die Sicherheit der Throne, eine Sicherheit, der er perſönlich ſo viel angenehme und unterhaltende Genüſſe ververdankte, und die er daher um keinen Preis erſchüttert wiſſen wollte.

So ward es Oeſterreich leicht, eine Allianz zu Stande zu bringen, welche man, ſelbſt nach den allergewöhnlichſten Berechnungen der Diplomatie, hätte für unmöglich erachten ſollen: der Nachfolger Friedrichs des Großen, der Erbe Schleſiens, Bundsgenoſſe Oeſterreichs zu einem Unternehmen, welches, wenn es gelang, Oeſterreich auf lange hinaus das Uebergewicht in Europa verſchaffen mußte! Und was hieß das anders, als alle jene Eroberungen, welche Friedrich den Oeſtreichern abgerungen, aufs Spiel ſetzen, damit Oeſterreich ſie zurückfordern könnte, wann es ihm belieben würde?

Es iſt wahr, daß dieſe Allianz keinen langen Beſtand hatte, ja daß ſie innerlich auseinanderging in demſelben Augenblick, da die Truppen zuerſt ins Feld rückten, und daß aus dieſem inneren Zerwürfniß auch die äußere Auflöſung mit überraſchender Schnelligkeit folgte. Nur inzwiſchen für die politiſche Stellung Preußens, für das Verhältniß Deutſchlands zu Frankreich war damit nichts gewonnen. Wenn Preußen in dem Friedensſchluß von Baſel von der Coalition mit Oeſterreich allerdings zurücktrat, wenn es ſogar durch Verweigerung des Reichscontingentes, zu welchem es durch die Kurwürde von Brandenburg verpflichtet war, ſo wie durch ſeine (indirecte) Aufforderung an die deutſchen Reichsfürſten, ſich dieſem Frieden anzuſchließen, ſehr deutlich zu erkennen gab, was von der dermaligen Verfaſſung des deutſchen Reiches überhaupt noch zu halten, und daß es keineswegs geſonnen, die Hausmacht Oeſterreichs auf die Dauer auf ſeine Koſten zu unterſtützen: ſo ging dieſe veränderte Politik doch keineswegs aus einer veränderten, und am Allerwenigſten aus einer großartigeren, aus einer freien, einer volksthümlichen Auffaſſung der öffentlichen Verhältniſſe hervor. Man befreundete ſich noch nicht mit der Revolution, weil man aufhörte ſie zu bekriegen. Im Gegentheil, die ganze damalige Veränderung der preußiſchen Politik beſtand

darin, daß man die öſterreichiſche Politik erſt recht annahm, aber nun als eine eigene: die Politik des Egoismus. Man entzog der öſterreichiſchen Hausmacht ſeine Unterſtützung, weil man anfing, auf eine preußiſche Hausmacht zu denken; man hatte den Krieg preußiſcher Seits begonnen aus Tendenzen, wenn auch immerhin aus irrigen: man ſchloß Frieden, bloß weil der Vortheil es verlangte. — Dieſe Rückſicht des abſtracten Vortheils, des Vortheils um jeden Preis, bleibt nun ein volles Jahrzehent hindurch die Baſis der preußiſchen Politik, insbeſondere was ſein Verhältniß zu Frankreich angeht; es verfolgte dieſelbe mit einer Begier, zu welcher der Muth, den es dabei an den Tag legte, meiſt in umgekehrtem Verhältniß ſtand. Oeſterreich, mit ſeinem ſtolzen Egoismus, wirkte für Deutſchland zerſtörend; Preußen, mit ſeinem kleinen, entſittlichend. Oeſterreichs Niederlagen waren nicht ohne Hoheit, wie der Fall der Größe, auch wo ſie auf falſcher Grundlage beruht, allemal von einem tragiſchen Nimbus umgeben iſt; Preußen, kleine Vortheile haſchend, von der Hand in den Mund lebend, mit jedem Winde wechſelnd, exiſtirte: aber ſeine Exiſtenz war ruhmlos.

Kehren wir von dieſer Abſchweifung zu dem, was uns hier urſprünglich beſchäftigt, der Lage des deutſchen Volkes, gegenüber der franzöſiſchen Revolution, zurück. Das deutſche Volk war alſo, wohl oder übel, auserſehen, den jungen Herkules der Revolution in der Wiege zu erwürgen. Seine Dichter hatten ihm bewieſen, daß es unſchön ſei, ſich für die Sache der Freiheit zu intereſſiren: und wer dieſe poetiſche Rückſicht nicht hatte anerkennen wollen, für den hatten die deutſchen Regierungen eine erkleckliche Maſſe höchſt proſaiſcher Strafen in Vorrath, bis hinunter zu den Geld- und Gefängnißſtrafen, mit denen z. B. in Heſſen-Kaſſel das Tragen von Pantalons, runden Hüten, Backenbärten ꝛc. bedroht ward.

Aber es iſt etwas Großes um den Namen der Freiheit, und ſelbſt von denjenigen, welche ihr Weſen nicht ergreifen wollen oder können oder dürfen, werden doch immer nur ſehr Wenige den Muth haben, ſich offenkundig zur Unfreiheit zu bekennen. Auch das deutſche Volk, wiewohl auf alle Art und Weiſe gegen die Revolution, oder was jetzt daſſelbe war, gegen Frankreich aufgeregt, war darum doch ſehr weit entfernt, die Revolution zu haſſen. Es ließ ſich, mit ächt ſoldatiſchem Gehorſam, von Niederlage zu Niederlage führen:

aber dabei weder gegen ſeine Beſieger empfand es den Abſcheu, den man ihm von oben herab einzuflößen ſuchte, noch für ſeine entthronten Fürſten das Mitleid, mit dem man ſich officieller Weiſe ſchmeichelte. Selbſt der endliche Zuſammenſturz des alten Reiches ging ohne Schmerz, ohne Theilnahme, faſt ohne Nachdenken vorüber. Man hatte einen Todten begraben, deſſen Anweſenheit den Lebenden längſt ſchon zur Laſt geweſen, man hatte einen Namen ausgelöſcht, der ſeit Langem aufgehört hatte, eine Bedeutung zu haben: was ließ ſich darüber ſagen? und wo war hier ein Grund zur Trauer? — So war die deutſche Nation in kurzer Friſt in die beklagenswertheſte, die erniedrigendſte Lage gekommen, in welche jemals ein Volk gerathen kann: in Widerſtreit zu gerathen mit ſeinem Handeln und ſeinem Denken und dabei nicht mehr die Kraft zu beſitzen, dieſen Widerſtreit durch eine That, und ſei es eine That der Verzweiflung, aufzulöſen! ſich ſelbſt gegenſtändlich zu werden, ohne Pathos, ohne Leidenſchaft, ein bloßes vile corpus, das an ſich herumſchneiden läßt, wer Luſt hat! — Es ſind bald funfzig Jahre vergangen ſeitdem, und Vieles in Deutſchland hat ſich anders, Manches beſſer geſtaltet. Aber wenn es uns auch heute noch ſo außerordentlich ſchwer wird, uns als Nation, als ganzes, lebendiges Volk zu fühlen, wenn auch heute noch alle nationalen Tugenden, Gemeinſinn, Unabhängigkeitsgefühl, Selbſtändigkeit im Wollen und Handeln, ſich bei uns ſo außerordentlich langſam entwickeln, wenn ſtatt des Haarzopfs, den wir bei Jena verloren, noch allzu oft ein moraliſcher Zopf, der Zopf der Trägheit, der Halbheit, des Philiſterthums, uns immer und immer wieder in den Nacken ſchlägt — wer nach ſolchen Vorgängen möchte es nicht erklärlich finden? Es wird daher auch gar nicht ſchaden können, wenn wir von Zeit zu Zeit zu Warnung und Abſchreckung uns an dieſe Epoche tiefſter Erniedrigung zurück erinnern: zumal die Gefahr, in ähnliche Zuſtände zurück zu verfallen, uns vielleicht gar noch nicht ſo ferne liegt, als wir denken und wünſchen.

Ich habe vorhin der Auflöſung des Reiches gedacht. Dieſelbe erfolgte bekanntlich durch freiwillige Verzichtleiſtung des Kaiſers (1806, Auguſt 6.), nachdem wenige Wochen zuvor (Juli 12.) die Stiftung des Rheinbundes ſtattgefunden: dieſe letztere denn allerdings eine faktiſche Auflöſung des Reiches, nach welcher die formelle ſo unerläßlich wie — unerheblich geworden war. Wie kurz nun

auch die Exiſtenz dieſes Rheinbundes geweſen und ſo wenig ruhmvoll die Motive, welche ſeiner Entſtehung bei den Betheiligten ſelbſt zu Grunde lagen, eine ſo wichtige Entwicklungsſtufe bildet er dennoch in den Verhältniſſen Deutſchlands zur Revolution: weshalb wir denn auch hier einige Augenblicke bei ihm verweilen mögen.

Während nämlich, wie wir ſo eben geſehen haben, Deutſchland bis dahin unter dem Vortritt Oeſterreichs, direct und indirect, zur Bekämpfung der Revolution war verwendet worden, ſo tritt jetzt im Rheinbund die überwiegende Mehrzahl der deutſchen Fürſten zu einem Bündniß mit derſelben zuſammen. Oeſterreich ſetzte ſeine Exiſtenz an die Bekämpfung der Revolution; Preußen, je nach Gelegenheit, und wie ſein Vortheil es zu erfordern ſchien, kam entgegen und zog ſich zurück: die Fürſten des Rheinbundes zuerſt traten rückhaltlos auf ihre Seite und machten, in einem anerkannten, offenkundigen Bündniß, die Politik der Revolution zu der ihrigen.

Der große Uebelſtand dabei war leider nur dieſer: erſtens, daß die Revolution ſelbſt ihr wahres Weſen damals bereits eingebüßt hatte, und zweitens, daß dies Bündniß von Seiten der deutſchen Fürſten nur ein Bündniß der Schwäche mit der Gewalt, der Furcht mit der Stärke, der Habſucht mit der Fülle, alſo überhaupt mehr eine Unterwerfung als ein Bündniß war. Nicht die franzöſiſche Republik, das franzöſiſche Kaiſerreich war es, mit dem die Fürſten des Rheinbundes ſich verbündeten: und wo Einer ſich des Bündniſſes geweigert hätte, da war er gewiß, von dem Protector des Bundes ſeine Abſetzung decretirt zu ſehen.

Denn dies war der Gang, welchen inzwiſchen die Dinge in Frankreich ſelbſt genommen: der ungeheuren Aufregung der Revolution war eine ebenſo gewaltige Abſpannung gefolgt; die Nation ſehnte ſich nach Ruhe, vorausgeſetzt, daß es eine ehrenvolle, eine glänzende Ruhe war.

Dieſe verſchaffte ihr Napoleon — Napoleon: ohne Frage einer der größten Feldherrn, der größten Regenten, welche jemals die Erde getragen, und doch, bei aller unausſprechbaren Größe ſeines Genies, nur ein ſehr kleiner Menſch, deshalb, weil er nichts Größeres kannte, als ſich. Napoleon iſt der wahre Falſchmünzer der Revolution, der muttermörderiſche Sohn der Freiheit. Indem er Allem, was von revolutionären Elementen in Frankreich noch gährte, in ſeinen

unaufhörlichen Kriegen einen Abzugskanal nach außen verſchaffte und dabei zugleich durch beiſpielloſe Siege, unerhörte Eroberungen dem Ehrgeiz der Maſſe, der Habſucht ſeiner Umgebungen ſchmeichelte, hatte er auf eine geſchickte Weiſe ſich ſelbſt und ſeine eigenen, perſönlichen Intereſſen, ſeinen Stolz, ſeine Herrſchſucht, ja will man das Beſte von ihm ſagen, was ſich ſagen läßt, ſein Genie an die Stelle der Revolution zu ſetzen gewußt. Mit den Lorbeeren, die er den Völkern Europa's abgewann, verdeckte er die Niederlage, die er der Freiheit ſeines eigenen beigebracht. In ſeiner märchenhaften Erhebung aus niederem, unſcheinbarem Stande zu den äußerſten Höhen menſchlicher Macht, in ſeinem (wie es ſchien) unwandelbaren Glücke, ſeiner unüberwindlichen Größe glaubte das Volk ſich ſelbſt und ſeine eigene Entwicklung von einem geknechteten, rechtloſen, zum mächtigſten — es durfte ſchon nicht mehr ſagen, freieſten Volk der Erde wieder zu finden; es machte Napoleon zu ſeiner Puppe, es bekleidete ihn mit aller Macht und Herrlichkeit und vergaß darüber, daß es ſelbſt nackt ging.

Gleichwohl: es iſt ſchmerzlich zu ſagen, auch dieſe beſchränkte, dieſe verkümmerte Freiheit des kaiſerlichen Frankreich war gegen den Zuſtand, in welchem die Völker des Rheinbundes bis dahin, der Mehrzahl nach, gelebt hatten, noch immerhin ein Fortſchritt. Auch der militairiſche Despotismus, die nivellirende Centraliſationswuth der Napoleoniſchen Herrſchaft, wie hart, wie grauſam an ſich, verdiente noch immer den Vorzug vor der armſeligen Gumuchenwirthſchaft, unter welcher die Mehrzahl dieſer Länder bis dahin geſtanden hatte. Auch die eroberungsſüchtige Politik Napoleons war ein Elend, ohne Frage: aber ſo war ſie doch wenigſtens ein glänzendes Elend, ſo erweiterte ſie doch den Horizont dieſer kleinen Staaten und warf ſie, wenn auch mit eiſerner Fauſt, in die Strudel der Weltgeſchicke. — Faſt alle Staaten des Rheinbundes, mit einziger Ausnahme vielleicht von Sachſen, welches wenig oder nichts in ſeinem alten Schlendrian veränderte, nahmen, indem ſie der äußeren Politik Frankreichs beitraten, zugleich auch eine Menge ſeiner inneren Einrichtungen an. Und wer irgend mit dem Zuſtande der kleineren deutſchen Staaten zu Anfang des Jahrhunderts bekannt iſt, der wird auch zugeben, daß dieſe franzöſiſchen Einrichtungen (ich erinnere beiſpielsweiſe an die Säculariſation der Klöſter, die Beſeitigung

der alten Adelsariſtokratie, die Gleichſtellung der Juden, die Organiſation des Militairweſens, die neue und gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben, die Reform des Geſetzweſens nach Anleitung des Code Napoléon ꝛc.), verglichen mit den alten einheimiſchen, durchgängig die ungeheuerſten Fortſchritte waren. Von Baiern, Baden, Würtemberg iſt dies außer Zweifel; dieſe Staaten haben in der Epoche des Rheinbundes nicht nur den Grund zu ihrer gegenwärtigen räumlichen Ausdehnung gelegt, ſondern auch zu ihrem innern politiſchen Leben wurden damals, mit Beſeitigung der alten patriarchaliſchen Thorheit, die erſten kühnen Linien gezogen. Aber auch die Großherzogthümer Berg und Frankfurt haben in ihrer kurzen Dauer eine Erleichterung der alten Laſten, eine Reform der Verwaltung, mit Einem Worte eine politiſche Aufklärung erfahren, dergleichen ſie, zerſplittert, wie ehemals, und vertheilt unter bigotte Biſchöfe, brutale Dynaſten, ſpießbürgerliche Reichsſtädte, noch in Jahrhunderten nicht erlangt hätten! Aber auch das Königreich Weſtphalen, dieſes verrufenſte Geſchöpf der Rheinbundspolitik — wir geben es zu, der factiſche Zuſtand deſſelben mag in vielen Dingen unerträglich geweſen ſein: allein die Grundlage ſeiner Verfaſſung, allein das Syſtem ſeiner Verwaltung athmete, auf dem Papiere wenigſtens, eine Freiſinnigkeit, zu der man ſich noch heute lange nicht überall in Deutſchland bekennt — nicht einmal auf dem Papiere!

Und alſo war der Rheinbund für Deutſchland ein Gewinn? — Für die betreffenden Regierungen ganz gewiß, ſchon weil ſie dadurch einen Anſtoß erhielten, freiwillig eine Maſſe von Mißbräuchen und veralteten Einrichtungen wegzuſchaffen, die in der Folge ihnen ſelbſt hätten ſehr verderblich werden können, und dann auch, weil ſie in dieſer hohen Schule Napoleoniſchen Despotismus' die beſte Gelegenheit hatten, einen Curſus der Regierungskunſt im Allgemeinen durchzumachen.

Dagegen für die Völker war kein Gewinn dabei. Fortgetragen, vielleicht gar fortgeſtoßen werden, heißt noch nicht fortſchreiten. Die Frommen haben einen Spruch, daß der Himmel nicht verdient wird, ſondern nur verſchenkt. Mit dem Himmel der Völker, der Freiheit, iſt es gerade umgekehrt: nur diejenige Freiheit hat Werth, die ein Volk aus eigener Kraft ſich ſelbſt erwirbt; nur diejenigen Fortſchritte ſind wirklich Fortſchritte, die eine Nation ſelbſtändig, aus der Fülle

ihres eigenen Lebens, aus eigenem Willen, eigener Einſicht thut. Man kann den Völkern durch Ordonnanzen die Freiheit nehmen wollen, aber ſie ihnen geben kann man nicht; die Knechtſchaft läßt ſich decretiren, aber nicht die Freiheit.

Darum auch für die Volksſtimmung blieben die politiſchen Reformen der Rheinbundſtaaten ohne weſentliche Wirkung. Man klärte jetzt auf, wie man ehemals verfinſtert hatte; man zog die Leute an den Haaren vorwärts, wie man ſie ehemals bei den Beinen zurückgehalten hatte — was ſollte das Volk ſich groß darüber freuen?

Sogar jener Bruch des Bewußtſeins, jener verhängnißvolle Zwieſpalt des ſittlichen Gefühls, von dem wir oben geſprochen haben, konnte ſich unter dieſen Umſtänden nur vergrößern. Hier waren nun Reform, Fortſchritt, Verbeſſerung: aber auf dieſem gewaltſamen, brutalen Wege, ohne Mitwirkung des Volkes, aufgedrungen durch fremden Einfluß, zweifelhafter Kaufpreis für nationale Ehre und Unabhängigkeit — wer hätte ſich ihrer im Ernſt erfreuen mögen? wer hätte ein Herz im Buſen gehabt und die Harpyien der Scham, des Zweifels, der Reue hätten ihm nicht auch dieſe Leckerbiſſen der Freiheit beſudelt?

Oder wieder bei Anderen bildete ſich die Meinung, als ob es mit der Freiheit überhaupt gar nicht ſo viel auf ſich hätte, und als ob das alte Sprichwort: viel Geſchrei und wenig Wolle, auch von dem ſogenannten politiſchen Fortſchritt anzuwenden. Da reformirte man nun im Lande herum, daß es eine Art hatte; da ſtand nun der Freiſinn an allen Ecken, da hörte man nun von nichts als Verbeſſerung — ei zum Kuckuck, und die Steuern wurden immer höher, und Handel und Gewerbe lagen immer mehr darnieder, und es wurden immer mehr junge Leute ausgehoben für die Armee des franzöſiſchen Kaiſers, des großen Freiheitsbeſchützers?! Wir werden ſpäterhin noch einmal Aehnliches hören, wo wir auf die Stimmung zu ſprechen kommen, mit der man in den Jahren zwanzig und dreißig in Preußen die conſtitutionellen Staaten Süddeutſchlands betrachtete. Es iſt das eine Auffaſſung der Dinge, die ſich überall mit Nothwendigkeit entwickelt, wo man das Weſen der Freiheit nicht begreift oder aus perſönlicher Verſtimmung nicht begreifen will. Und Eines wie

das Andere, wo es bei einem ganzen Volke der Fall iſt, iſt das größte Unglück, das ihm begegnen kann.

Während auf dieſe Weiſe der Rheinbund, wie er nach außen hin die Auflöſung des Reiches herbeigeführt hatte, ſo auch moraliſcher Seits durch die halbe, ſchiefe Stellung, welche er einem großen Theile der Nation aufnöthigte, die Zerſetzung des Volksgeiſtes beförderte: ſo war mittlerweile auch Preußen von der Nemeſis ereilt worden. Die Politik des Zuwartens und Ablauerns mag unter Umſtänden und für Staaten des alten Syſtems, Staaten, deren hauptſächlichſte Baſis der Egoismus iſt, ganz annehmbar ſein: nur da ſie natürlicherweiſe nicht ewig dauern kann, und da über kurz oder lang eine Aenderung derſelben eintreten muß, ſo iſt es das erſte Geſetz ſtaatsmänniſcher Klugheit, auf dieſe Aenderung im Geheimen fortdauernd vorbereitet zu ſein und den Moment, wo ſie eintreten ſoll, ſelbſt zu beſtimmen.

Dieſe Klugheit hatte Preußen, bei aller mühſeliger Schlauigkeit ſeines damaligen Syſtems, vernachläſſigt, dieſen Moment verſäumt. Eine einzige Schlacht war genügend, dieſe alte, vielbewunderte Monarchie Friedrichs des Großen über den Haufen zu werfen — das heißt, was von ihr noch übrig war: und das war ſchon längſt nur ihr Name. Was nützte nun all der gute Wille, welchen die Regierung unzweifelhaft gehabt? was nützte die Ordnung, die Sparſamkeit, die Sittenſtrenge, mit der man ſich ſo viel gerühmt? was nützte dieſer endloſe Schematismus von Behörden und Inſtanzen, was nützten dieſe vortrefflich dreſſirten Corporale, dieſe wohlgeflochtenen Zöpfe, dieſer untadelhafte Sitz der Uniformen? Man hatte Körper geſchaffen, aber man hatte vergeſſen ihnen eine Seele zu geben; man hatte gemeint, einen Staat erhalten zu können, und hatte zu dem Staat kein Volk gehabt.

Aber hier nun entfaltet ſich ein Schauſpiel, das zu den größten, den erhabenſten gehört, welche die Weltgeſchichte kennt: ein König, vertrieben bis in den entlegenſten Winkel ſeines Landes und bald auch in ihm nicht mehr ſicher, ſich in die Arme werfend ſeines Volks! ein Staat, aus den äußerſten Tiefen des Untergangs, aus dem Abgrund der Schande ſich emporrichtend an dem gewaltigen, dem Arm der Freiheit! — Es iſt ſpäterhin in Preußen Vieles geſchehen, den Eindruck jener Jahre zu ſchwächen und ihre Schöpfungen zum Theil

ſogar zu vernichten. Das aber darf uns gegen die Größe deſſen, was in den ewig denkwürdigen Jahren von 1807 bis 1813 in Preußen und mittelbar für ganz Deutſchland geſchah, nicht blind machen. Hier war auch ein Bündniß mit der Revolution: aber nicht mit der Scheingeſtalt, zu welcher Napoleon dieſelbe ſchon damals erniedrigt hatte, nicht ein erzwungenes, unwahres, aus Selbſtſucht und Schwäche geborenes, wie im Rheinbund, ſondern ein freiwilliges, wahrhaftes, ein Bündniß mit ihren erhabenſten, ihren reinſten Ideen, den Ideen eines ſelbſtthätigen, lebendigen Volkes!

Denn dies iſt die bewundernswerthe Eigenthümlichkeit dieſer preußiſchen Reformen, verglichen mit den Verbeſſerungen und Fortſchritten, welche gleichzeitig in den Rheinbundſtaaten vorgenommen wurden, daß man in Preußen überall an die Volkskraft appellirte, daß man ſich nicht damit beruhigte, Fortſchritt und Freiheit auf dem Papiere zu haben, ſondern daß man ſich bemühte, dieſelben in Wahrheit lebendig aus dem Volke zu entwickeln. Der Anfang mußte natürlich auch hier mit Ordonnanzen und Regierungsdecreten gemacht werden, da thatſächlich keine andere Form des Ausgangs exiſtirte. Allein Einrichtungen und Verfügungen, wie die preußiſche Städteordnung, die Umwandlung der Militairverfaſſung, die außerordentliche Pflege, welche alle Anſtalten für Bildung und Unterricht erfuhren, und das zu einer Zeit, wo alle Kaſſen des Staates leer ſtanden, und wo die königliche Familie ſelbſt ihr Silberzeug verpfänden mußte, endlich und vor Allem die wiederholte und mit unzweideutigſten Worten in Ausſicht geſtellte ſtändiſche Mitwirkung, welche man dem Volke einzuräumen gedachte — das Alles beweiſt aufs Unwiderleglichſte, daß man damals in Preußen allerdings zu der nicht genug zu ſchätzenden Erkenntniß gekommen war, daß die wahre Macht, die wahre Größe, das wahre Heil eines Staates allein im Volke ruht, und daß es nicht genug iſt, wenn (beliebte Deviſe eines aufgeklärten Deſpotismus) Alles für das Volk geſchieht, nein, es muß auch durch das Volk geſchehen.

Man hat neuerdings in Preußen und außerhalb deſſelben die Bedeutung dieſer Revolution (denn eine ſolche in der That war es, was Preußen damals unter dem Vortritt ſeines Fürſten durchgemacht), herabzuſetzen geſucht, indem man behauptet hat, Preußen habe damals kein anderes Mittel mehr zu ſeiner Rettung gehabt, es

ſei eine Nothwendigkeit, eine That der Verzweiflung geweſen. Wir geben den erſten Theil dieſer Behauptung vollkommen zu; aber ſo liegt darin nach unſerm Dafürhalten weit mehr ein Lob, als ein Tadel, und das für Beides, ſowohl für das Mittel, welches ergriffen ward, als für diejenigen, welche den Muth hatten, daſſelbe zu ergreifen. Es iſt immer gewiß etwas Großes, der letzte Rettungsanker eines Volkes zu ſein: und wer daher zugiebt, daß Preußen damals keinen andern Weg der Rettung gehabt, als nur den Weg der Freiheit, der ſpricht dieſer in der That das größte Lob zu, das es giebt. Und ferner: wir bewundern den Soldaten, der, weil er ſich nicht anders vor dem Feinde zu retten weiß, ſich ſelbſt in die Luft ſprengt: warum unſere Bewunderung einer Regierung verſagen, welche, die Unhaltbarkeit des alten Syſtmes einmal erkannt, gleichfalls kein Bedenken trägt, ſich ſelbſt zu opfern und durch dieſe Selbſtvernichtung die Möglichkeit einer neuen, glücklicheren Zeit zu retten?

Und hatten denn die übrigen deutſchen Regierungen ſich anders retten können? Hatten ſie nicht auch mit der Revolution verhandeln müſſen, mit dem Unterſchiede nur, daß Preußen in Wahrheit that, was die Andern zu thun ſchienen? Das ſtolze Oeſterreich ſelbſt — man braucht nur die Proclamationen und Erlaſſe aus dem Kriege von 1809 nachzuleſen, um ſich zu überzeugen, daß das „Gift der Umwälzung", wenn auch nur in ſehr verdünnter Auflöſung, nur in einer ſehr leiſen, oberflächlichen Teinture, nur in der bewundernswerthen Styliſtik der Herren von Gentz und Schlegel, auch dieſem alten Sitz der Legitimität ſich allerdings genähert hatte.

Preußen dagegen hat den unermeßlichen Vorzug, mit Bewußtſein und unter Herbeiziehung der Volkskraft freiwillig gethan zu haben, was nun einmal gethan werden mußte. Darum, während die Reformen der Rheinbundſtaaten auf die Volksſtimmung ohne nachhaltige, geſchweige denn ſegensreiche Wirkung blieben, erwuchs umgekehrt unter den ſtaatlichen Veränderungen in Preußen der Volksgeiſt zu einer Kraft, einer Höhe, einer Begeiſterung, an deren gewaltigen Flammen bald ganz Deutſchland ſich entzünden ſollte. Die ihn zuerſt emporgetragen, an der er ſich argliſtig verſündigt hatte, durch eben dieſelbe mußte Napoleon fallen: die Kraft des Volkes, die unwiderſtehliche Gewalt der Freiheit. Dem preußiſchen Volke dabei bleibt für alle Zeiten der Ruhm, den erſten Anſtoß zu dieſer

Erhebung gegeben, ſich am Gründlichſten, am Würdigſten auf ſie vorbereitet zu haben: ein Ruhm, der dadurch nicht kleiner wird, daß die Nation ihn mit der Regierung theilt, als von welcher ſie zuerſt auf dieſen Weg gewieſen worden. Denn auch die Männer, welche dem preußiſchen Throne damals zunächſt ſtanden, waren der Mehrzahl nach aus dem Volke hervorgegangen, es war Ahnung, Inſtinkt, Bedürfniß der Maſſe, es war die Blüthe der nationalen Bildung, was ſich in jenen Regierungsmaßregeln verwirklichte: ſo daß hier alſo eine jener glücklichen Wechſelwirkungen zwiſchen Behörde und Volk, Regierenden und Regierten eintrat, die überall die Grundlage jedes wahren Staatslebens bilden ſollten, und die doch überall zu den Seltenheiten der Geſchichte gehören.

Ich gehe über die Freiheitkriege raſch hinweg. Nicht als ob ich den beiſpielloſen Umſchwung dieſer Epoche verkennte, als ob ich kein Auge hätte für die Größe der Opfer, welche damals gebracht wurden, kein Herz für jene Erhabenheit der Gefühle, jene Gluth der Begeiſterung, mit welcher damals, wie von einem Zauberſtabe berührt, dem Zauberſtab der Freiheit! die geſammte Nation entbrannte. Im Gegentheil, ich achte dieſe Opfer zu ſehr, ich bewundere, beneide die Größe dieſer Zeit zu lebhaft, um lange bei ihrem Andenken zu verweilen. Es iſt ſchwer, unter gewiſſen Umſtänden Satiren nicht zu ſchreiben: es iſt ebenſo ſchwer, die Freiheitkriege zu erwähnen — Kriege, deren bloßer Name ſchon zur Satire geworden iſt, und dabei jene Mäßigung des Ausdrucks zu bewahren, welche die Umſtände, und mehr noch als die Umſtände, die Pietät, die Ehrfurcht, gebieten, die wir dem ſchönen Irrthum eines ganzen Volkes ſchuldig ſind. Jedenfalls, und ſo ſchwer das Wort auch fällt im Hinblick auf jene Schlachtfelder, gedüngt mit dem edelſten Blute, in Erinnerung an jene Weiber, die ihre Männer, jene Mütter, die ihre Söhne in den Krieg ſandten — es muß dennoch ausgeſprochen werden, daß die Freiheitkriege in der Entwickelung unſers Volkes nur eine Epiſode bilden. Die politiſche Lage Deutſchlands war nicht verbeſſert, die Rechte des Volks auf Selbſtbeſtimmung, Selbſtregierung waren nicht anerkannt, der alte Kampf zwiſchen Freiheit und Unfreiheit nicht entſchieden worden — oder wenn entſchieden, um ſo ſchlimmer, ſo war es zum Nachtheil der Freiheit und des Volks.

Ja wenn es nicht wie grauſamer Hohn klänge, und wenn es

nicht ein Frevel wäre, die Schmach der Fremdherrschaft, wenn auch nur in Gedanken, nur um Minuten zu verlängern, so möchte man sogar behaupten, die Unterdrückung habe noch nicht lange genug gedauert gehabt, und jener verhängnißvolle Winter von 1812, der Napoleons Heeresmacht zerstörte, sei zu früh gekommen. Das Bewußtsein dessen, was der Nation noth that, war lange noch nicht tief genug gedrungen. Die Mehrzahl des deutschen Volkes ging in den Krieg, ohne ein deutliches Bewußtsein dessen, um was es sich dabei eigentlich handelte, getrieben von einem Enthusiasmus, der allemal bewundernswerth bleibt, und dem auch wir unsre lebhafteste, ehrfurchtvollste Huldigung nicht versagen wollen. Aber politischer Enthusiasmus und politische Einsicht sind noch zwei sehr verschiedene Dinge: und diese letztere war, eben wie unten, nur in sehr mäßigem Grade vorhanden. Selbst in Preußen, das damals doch in politischer Entwicklung den übrigen Stämmen bei Weitem vorausgeschritten war, sah man das Ziel der Fahrt, der man sich mit so erhabenem Muthe, auf Tod und Leben, überließ, keineswegs voraus; selbst Preußen, das sich auf diesen Krieg so gründlich, so sorgsam vorbereitet hatte, ließ sich mehr von den Ereignissen hinreißen, als daß es sie beherrschte. Man weiß, mit welchen Worten der König von Preußen die erste Mittheilung von dem Uebertritte Yorks empfing: und wenn wir auch zugeben, daß zu jener Zeit der König von Preußen keineswegs der bestunterrichtete Mann am preußischen Hofe gewesen, und daß die Fäden zu dem großartigen Gewebe jener Tage ganz wo anders gelegen haben, als in seinen Händen, so haben wir doch keinen Grund, bei der Masse des Volkes eine größere politische Einsicht vorauszusetzen, als derjenige sie hatte, der an der Spitze der Geschäfte stand. Daß es sich um etwas mehr handelte, als blos die Franzosen aus dem Lande zu treiben, daß mit Vernichtung der Fremdherrschaft, mit Wiederherstellung des deutschen Namens die große Aufgabe der Zeit noch nicht gelöst sei, davon hatte man allerdings eine ziemlich allgemeine Empfindung, sowohl in Preußen, wo ja diese ganze Erhebung gegen die Franzosen nur ein Theil, eine Folge des politischen Umschwungs war, in welchem der gesammte Staat sich seit sechs Jahren befand, als auch in Süddeutschland, wo man den Druck der Fremdherrschaft niemals so bitter empfunden — und auch keine Schlacht von Jena gut zu machen hatte. Man trug sich auch schon während des Krie-

ges ſowohl in den Reihen der Kämpfer ſelbſt wie außerhalb mit allerhand weitgreifenden und prächtigen Träumen für die Zukunft; man ſah den Thron der deutſchen Kaiſer ſchon wieder hergeſtellt und vertheilte bereits die Erzämter des neuen Reiches. In der Politik jedoch haben Empfindungen, Ahnungen, Träume nur ſehr wenig zu bedeuten: ſondern immer derjenige behält am Gewiſſeſten Recht, der am Deutlichſten weiß, was er will.

Und darum war es auch ganz in der Ordnung, daß von den Freiheitkriegen diejenige Macht den meiſten Vortheil zog, die ſich ihnen verhältnißmäßig am Späteſten angeſchloſſen: Oeſterreich, welches den Freiheitkriegen die Herſtellung einer Hegemonie verdankte, die es für die verlorene Kaiſerkrone mehr als genügend entſchädigte.

Oeſterreich hatte ſich von dem „Taumel der Zeit“ am Reinſten erhalten. Es hatte weder, wie die Rheinbundſtaaten, mit der Revolution unterhandelt, noch ſich ihr, wie Preußen, in die Arme geworfen: ſondern immer an ſeinem Principe feſt gehalten, dem Princip der Hausmacht, der Herrſchaft von Gottes Gnaden, oder wie es nun halt heißt, der Legitimität. Eine einzige verlorne Schlacht, ein einziger unglücklicher Friedensſchluß war für Preußen hinlänglich geweſen, das ganze Syſtem zu wechſeln. Oeſterreich, mit einer Hartnäckigkeit, der man vielleicht ſeinen Beifall, aber gewiß nicht ſein Erſtaunen verſagen kann, hatte Schlacht auf Schlacht, Feldzug auf Feldzug, Provinzen auf Provinzen verloren, die Hälfte ſeiner Staaten hatte es eingebüßt, ſeine Hülfsquellen waren vernichtet, ſeine Finanzen zerrüttet — aber es wich der Revolution noch keinen Finger breit! es reformirte doch nicht! es ſprach das Zauberwort des Herkommens und der Freiheit doch nicht aus! —

Auch in dem Kriege von 1813 war Oeſterreichs Abſicht einzig und allein auf Wiederherſtellung ſeiner Hausmacht gerichtet. Wohl ſah auch jetzt, wie beim Ausbruch der Revolution, eine öſterreichiſche Erzherzogin auf dem Throne Frankreichs: aber dieſem Throne ſelbſt hatten Oeſterreichs Verluſte zu ſehr als Stufe gedient, ſeine Höhe war zu eng verknüpft mit Oeſterreichs Erniedrigung, als daß man den Gedanken friedlicher Ausgleichung jemals in Ernſt hätte faſſen können. Auch das Opfer einer öſterreichiſchen Kaiſertochter hatte nur einen Waffenſtillſtand erkaufen ſollen, es war kein Friede, nur ein Aufſchub geweſen: die Entſcheidung blieb nach wie vor beim

Schwerte. — Es iſt intereſſant, die preußiſchen und die öſterreichiſchen Staatsſchriften, die Proclamationen, Aufrufe und Armeebefehle aus dieſer Epoche zu vergleichen. Daß auch die öſterreichiſchen der Stimmung der Zeit, in der Form wenigſtens, einige Zugeſtändniſſe hatten machen müſſen, haben wir ſchon einmal erwähnt. War es doch überhaupt ſchon etwas Revolutionäres, im alten Syſtem Unerhörtes, das Volk zum Kriege überhaupt erſt aufzurufen, ihm die Gründe deſſelben auseinanderzuſetzen, ſeine Theilnahme mit beredtem Ausdruck in Anſpruch zu nehmen, nicht einfach die Soldaten dazu zu kommandiren! Aber bei alledem zwiſchen der Sprache Oeſterreichs und Preußens welche Verſchiedenheit! zwiſchen dem „An mein Volk", ja nur dem Manifeſt von Kalisch (März 25.), und der Erklärung Oeſterreichs vom 12. Auguſt, dieſem „Meiſterſtück aus Metternich's Kanzlei", welch eine Kluft! Dort Sprache der Begeiſterung in kurzen, kräftigen Sätzen, voll eines faſt religiöſen Schwunges — hier ein begrenztes Memoire, eine politiſche Deduction voll ſtaatsmänniſcher Weisheit, mit Daten und Argumenten! Dort die glorreichen Namen der „Freiheit und Ehre" zur Loſung gemacht, die „Kraft der öffentlichen Meinung" angerufen, ein Kampf verkündigt auf Tod und Leben und als Preis deſſelben die „Wiedergeburt Deutſchlands" verheißen — hier „Gerechtigkeit und Ordnung" als Princip Oeſterreichs aufgeſtellt, die patriotiſche Seite des Kampfes kaum mit halben Worten berührt, als Ziel des Sieges aber „Ordnung und Frieden" angeprieſen!

Wie geſagt: hierin war Gemeinen; und wo Gemeinen; iſt, iſt auch der Sieg. Als der nächſte (aber auch nur der nächſte) Zweck des Kampfes erreicht war, als ungeheure, unglaubliche Siege die Verbündeten in die Hauptſtadt des überwundenen Frankreich geführt hatten, als es ſich darum handelte, den Sieg zu benutzen und aus dem Chaos dieſes ungeheuren Umſchwunges neue, entſprechende Schöpfungen hervorgehen zu laſſen, da wußte Niemand ſo eigentlich, was anfangen.

Niemand, ſage ich: weder die Fürſten noch die Völker. Oeſterreich wußte es. Die dämoniſchen Kräfte, welche namentlich Preußen, gleich dem Zauberlehrling des Märchens, entfeſſelt hatte, mußten gebändigt, der Strom der öffentlichen Meinung in die vorgeſchriebenen polizeilichen Schranken zurückgeführt werden; das ganze Gerede

von Freiheit und Volksrechten, dieser ganze „Wahnsinn des Zeitalters", wie Kaiser Franz es später einmal bei Eröffnung eines ungarischen Reichstages bezeichnete, mußte ein Ende nehmen. Man hatte sich mögen gefallen lassen, daß die Revolution die Revolution bekämpfte — der Kampf war beendet: nun überhaupt nichts mehr von Revolution, nun nur noch Restauration!

Herr von Metternich und Talleyrand verständigten sich. Man machte Wien, den Herd der österreichischen Politik, zum Mittelpunkt jener künstlichen Berathungen, aus denen die neue Gestalt Europa's, zunächst und vor Allem die neue Verfassung Deutschlands hervorgehen sollte. Herr von Metternich präsidirte, Herr von Gentz führte die Protokolle. Was unter solchen Auspicien zu Stande kam, wissen wir Alle; wir wissen Alle, und werden es nach mehr denn dreißig Jahren vielleicht auch aussprechen dürfen, daß die Resultate des Wiener Congresses den Erwartungen der Völker sehr wenig entsprachen, und daß namentlich die Art und Weise, wie man sich dabei der deutschen Verhältnisse entledigte, bei der Nation selbst nur sehr geringen Beifall fand.

Ich sage, dies wird jetzt zu sagen erlaubt sein: denn jetzt jedenfalls ist es wahr geworden. Wer in den nächsten Jahren nach dem Wiener Congreß von einer Mißstimmung des deutschen Volkes hätte reden wollen (und es wurde in der That viel und heftig davon geredet, aber auch nur geredet), der hätte nur zur Hälfte Recht gehabt. Mißstimmung war vorhanden, o ja: aber doch wohl nur bei denen, die sich getäuscht fühlten? und getäuscht konnten sich doch wohl nur diejenigen fühlen, die überhaupt bestimmte Erwartungen, bestimmte Hoffnungen gehegt hatten? Dies aber, wir wir wissen, war nur bei außerordentlich Wenigen der Fall gewesen; es konnte daher auch nur bei außerordentlich Wenigen, nur bei einzelnen Staatsmännern, Generalen, Schriftstellern, von einer eigentlichen Mißstimmung die Rede sein. Zugestanden das, wie der Ausbruch des Krieges auch bei der großen Menge, wenngleich nicht von bestimmten Hoffnungen und Erwartungen, doch von einer gewissen erwartungsvollen Aufregung begleitet gewesen war, gleicherweise auch der darauf folgende Friede sogar auch bei der Menge eine gewisse Unbehaglichkeit, ein gewisses Gefühl von Leere und Unbefriedigtheit zurückließ: so war dieses Unbehagen doch viel zu abstract, viel zu bewußtlos, um irgend-

wie auf Ehre, Recht und Macht einer politischen Ansicht Anspruch zu haben.

Und überdies, wie es nach derlei Ereignissen immer zu gehen pflegt: man war müde geworden, man sehnte sich nach Ruhe. War eine zehnjährige Revolution genügend gewesen, ein von Natur so heftiges, so leidenschaftliches Geschlecht, wie die Franzosen, in Abspannung zu setzen, so war es ja nur ganz im Verhältniß, daß Michel, der sichblütige, phlegmatische Michel, sich bereits von der Anstrengung eines einjährigen Krieges aufs Aeußerste ermüdet fühlte. Dazu kam, daß die Mehrzahl der deutschen Staaten (und zwar durch seltsame Fügung waren es fast dieselben, welche ehemals den Rheinbund gebildet hatten) auf Grundlage des Wiener Congresses wirklich Verfassungen erhielten, welche, wenn sie auch den wahren Bedürfnissen derselben keineswegs überall entsprachen, ihnen doch einen gewissen Mittelpunkt für politische Bewegungen boten und dadurch ihre Aufmerksamkeit von den Interessen des Gesammtvaterlandes ablenkten.

Auch ging die Reaction keineswegs so rasch, so unvermittelt vor sich, wie wir es jetzt meistens im Gedächtniß haben. Zwei und zwanzig Jahre hatte Oesterreich die französische Revolution ertragen müssen, die Siege der Republik, des Consulats, des Kaiserreichs, durch Geduld und Zähigkeit hatte es sie alle überdauert — warum aber die abenteuerlichen, die utopischen Schwärmereien des gutmüthigen deutschen Volkes ungeduldig werden? warum der sinkenden Hitze unserer Freiheitskämpfer nicht einige Monate schenken, sich allmälig, in Ruhe, abzukühlen? Nur wer seines Zieles ungewiß ist, übereilt sich; wer seiner gewiß ist, kann auch warten.

Diesen allmäligen Uebergang, den Prolog gleichsam und ersten Akt der beginnenden Reaction, bildet die heilige Allianz. Die heilige Allianz theilt einigermaßen das Schicksal der Freiheitskriege: sie hat mehr Ruf gehabt, als Erfolg, sie nimmt sich besser aus auf dem Papiere, als in der Wirklichkeit. Zugleich kann sie als Beispiel dienen, nicht nur wie weit die Autorität in jenen denkwürdigen Kriegsjahren gegangen, sondern auch wie abstract sie gewesen war. Die Idee, welche der heiligen Allianz, oder wenn nicht der Allianz selbst, doch dem von ihr veröffentlichten Statut zu Grunde lag, die Idee, die Politik zurück zu führen auf die erhabenen Gesetze der

Humanität und Sittlichkeit, und Weisheit, Mäßigung, Bruderliebe zu Trägern einer neuen Weltordnung zu machen — wer möchte dieser Idee als solcher ihre Größe, ihre Erhabenheit abstreiten? wer die genauen und innigen Beziehungen verkennen, in denen dieselbe zu der religiös-politischen Begeisterung der Freiheitkriege steht? Davon freilich, wie diese Idee praktisch verwirklicht ward, brauchen wir nicht erst zu sprechen. Die Beschlüsse von Karlsbad und Frankfurt, die Congresse von Troppau, Laibach, Verona, die Schreckensscenen in Italien und Spanien, die Abweisung der unglücklichen Griechen haben es zur Genüge dargethan. Die heilige Allianz gleicht unsern Freiheitkriegen auch darin, daß beide ihren eigenen Namen verläugnen: die Freiheitkriege haben alles Andere für Deutschland zu Wege gebracht, nur nicht die Freiheit — und die Politik der heiligen Allianz ist oft eine sehr unheilige gewesen.

Aber die Freiheit ist der wahre Jungbrunn der Fabel: wer einmal von ihrer Süßigkeit getrunken, kann nicht aufhören sich zurück zu sehnen nach ihr. Wie ein Körper in Verjüngung sollte, zieht sich das Leben aus den äußern Gliedern in das Herz zurück, das Herz einer Zeit aber, das ewig warme, ewig lebende, ist die Jugend. In die deutsche Jugend rettete sich die Begeisterung, der Muth, die Hoffnung, die welche die Alten zu bedächtig, zu nüchtern, zu müde waren. Eine Verjüngung ist es ohne Frage, wenn Studenten sich berufen glauben, den Staat zu retten: die Schwäche dieser Verjüngung jedoch trifft nicht die warmen, überschwänglichen Herzen der Jünglinge, sie trifft die Männer, welche das Werk der Rettung in Jünglingshände überlassen. Es ist auch eine Verjüngung, ohne Zweifel, wenn man glaubt, die köstliche Blume der Freiheit im Dunkeln erziehen und durch Verschwörungen, Geheimbünde, ja wohl gar durch Dolchstöße die politische Mündigkeit eines Volkes herstellen zu können. Allein auch von dieser Verjüngung fällt der größere Theil demjenigen anheim, welche jede ehrliche und naturgemäße Entwicklung des politischen Geistes unmöglich gemacht und die Freiheit, das ich so sage, in das Dunkel der Verschwörungen hineingetrieben hatten.

Preußen, wie es verhältnißmäßig noch das meiste politische Bewußtsein, wenigstens den meisten politischen Eifer in die Freiheitkriege mitgebracht hatte, wurde auch von diesen Nachwehen derselben,

dieſen letzten gewaltſamen Zuckungen, mit denen das Fieber der Begeiſterung ſeinen Abzug nahm, am Schweren beimgeſucht. Gleich als wäre es noch nicht genug an jenen Tauſenden preußiſcher Jünglinge, welche auf dem Felde der Ehre verblutet waren, als ob der Tod des Schlachtfeldes die Reihen ſeiner Jugend noch nicht hinlänglich gelichtet hätte, ſo mußte in jenen Demagogenuntersuchungen der zwanziger Jahre, welche hauptſächlich auf Oeſterreichs Betrieb, durch die Kunſt ſeiner Schilderungen, die Dringlichkeit ſeiner Warnungen, waren veranſtaltet worden, andere Tauſende in den Kerker, die Verbannung, das Elend wandern. Hier war Rache für den ſiebenjährigen Krieg, hier Krieg für Schleſien: die eine Hälfte der preußiſchen Jugend moderte auf dem Schlachtfelde, die andere im Kerker.

So wurde auch in Preußen Ruhe, die Ruhe eines Kirchhofs. Ja wie der Menſch niemals in Verlegenheit iſt, ſein Elend noch mit Flittern zu behängen und ſeine eigene Schwäche vor ſich ſelber zu bemänteln, ſo fand man auch jetzt in Preußen noch Mittel, ſich über die offenbaren Rückſchritte, welche man ſeit 1819 gethan, zu tröſten, wohl gar noch den retrograden Gang der preußiſchen Politik für die einzig angemeſſene, einzig richtige Staatsweisheit zu erklären. Nirgend, wir geben es zu mit Stolz und Scham, war die Begeiſterung der Juriſtenkaſte ſo groß, der Anlaß zu einer geſunden politiſchen Entwicklung ſo hoffnungsreich geweſen, als in Preußen: aber dafür auch nirgend hat die Unfreiheit ſo viel Verwüſteres gefunden, nirgend hat es ſo viel Doctrinairs des Abſolutismus gegeben, als eben hier. Der Fluch ſuchte die Frauen, die er nicht erreichen kann, ſauer. Solche Flüche damals gab es in Preußen zu Tauſenden. Da alle Mühe, die man angewendet, alle Opfer, die man gebracht, nicht im Stande geweſen waren, Preußen eine volksthümliche Verfaſſung zu verſchaffen, ſo räumte man die Nase und gab ſich den Anſchein, als ob Verfaſſung und volksthümliches Leben überhaupt nur untergeordnete Dinge, Dinge von zweifelhafter Beſchaffenheit wären.

Namentlich das conſtitutionelle Leben der ſüddeutſchen Staaten ſing man damals (nach Mitte der zwanziger) in Preußen an mit einer eigenthümlichen Miſchung von Neid und Geringſchätzung zu betrachten. Man verglich insgeheim die ungeheuren Opfer, welche Preußen nicht blos ſich allein, ſondern der geſammten deutſchen Sache gebracht, mit den verhältnißmäßig geringen, welche die ſüd-

deutſchen Staaten beigeſteuert hatten. Man fand es unbillig, daß diejenigen die beſte Ernte haben ſollten, welche die geringſte, die mühſeligſte Ausſaat gehabt. Man verhöhnlächelte die untergeordnete Wirkſamkeit der deutſchen Kammern. Man fragte, wo denn die gerühmten Erfolge des ſtändiſchen Lebens wären. Man gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß, wenn Preußen einmal eine Conſtitution haben werde, das ein ganz anderes Ding werden würde und daß, wenn es keine hätte, dies ſeinen Grund nur darin habe, daß es, Dank ſeiner ſpecifiſchen Vortrefflichkeit, keine brauche.

Die Süddeutſchen dagegen konnten ſich einer gewiſſen Schadenfreude nicht erwehren, daß Preußen, im Kriege unbeſtritten der Fahnenträger der deutſchen Nation, nun im Frieden ſo kläglich hinterdrein hinken mußte. Begierig, gleich als ob man dadurch des Dankes quitt würde, den man ihm unſtreitig ſchuldete, lauerte man allen Fehlern, allen Rückſchritten der preußiſchen Politik auf. Man freute ſich, wenn preußiſcher Seits über die Unerheblichkeit des ſüddeutſchen conſtitutionellen Treibens die Nase gerümpft ward, den Trumpf ausſpielen und auf den Bundestag verweiſen zu können, welcher, unter preußiſch-öſterreichiſchem Vorſitz, allerdings dafür ſorgte, daß die ſüddeutſchen Kammern nicht zu üppig wurden.

So hatten wenig Jahre, Jahre banger Erwartung, getäuſchter Hoffnungen, genügt, die glorreiche Begeiſterung der Freiheitkriege bis auf den letzten Funken auszulöſchen, und ſtatt des ſtarken, freien, einigen Deutſchlands, auf das damals ſelbſt die officiellen Proclamationen hingedeutet hatten, war das Volk aufs Neue, wie zu Anfang des Jahrhunderts, apathiſch, mißmuthig, in ſich ſelbſt zerriſſen.

Auch die Julirevolution, eine ſo gewaltige Erſcheinung dieſelbe Anfangs auch für Deutſchland zu werden verſprach, vermochte darin nichts zu ändern. Sogar ſie machte die Sache nur noch ſchlimmer. Wir müſſen, um dies zu begreifen, uns erinnern, wie die Julirevolution bei ihrem erſten Erſcheinen in Europa aufgefaßt ward. Jetzt freilich wiſſen wir, daß der alte Volksſpruch Recht hat und daß in der That, je purpurner der Morgen, je trüber der Tag zu ſein pflegt. Auch die Sonne des Juli, die ſo prächtig über Frankreich, ja über Europa emporgeſtiegen war und eine neue Epoche im Leben der Völker, einen neuen heitern Tag der Freiheit verheißen hatte — wie lange währt' es und die Welt ſah ein, mit Beſchämung die eine, mit

Genugthuung die andere Hälfte, daß es gar die Sonne nicht gewesen, ſondern bloß ein Meteor, eine Nebenſonne, ſich widerſpiegelnd auf den faulen Dünſten einer in Selbſtſucht und Eigennutz verſunkenen Oligarchie?!

Freilich hinderte das nicht, daß ſie nicht im erſten Augenblick die Menſchen geblendet hätte, mit Furcht die Einen, die Anderen, die Völker, mit Hoffnung. Belgien und Polen ſtanden in Flammen, Italien griff in ſeine Ketten: auch Deutſchland zuckte.

Ich denke dabei weit weniger an jene tumultuariſchen Scenen, welche in den erſten Monaten nach der Julirevolution hie und da in Deutſchland in einzelnen Städten, beſonders Hauptſtädten, wie Braunſchweig, Kaſſel, Dresden ꝛc. ſtattgefunden. Dieſe Tumulte waren meiſt von ſo untergeordneter Bedeutung und verriethen, in der gänzlichen Abweſenheit alles Zuſammenhanges und aller höheren leitenden Geſichtspunkte, einen ſo durchgängigen Mangel politiſchen Verſtandes, politiſchen Bewußtſeins bei den Tumultuanten ſelbſt, daß auch die unbedingteſten Bewunderer der Julirevolution (und damals hatte ſie deren allerdings noch) an dieſen verunglückten Abklatſchen derſelben unmöglich Behagen finden konnten. Faſt überall von den trivialſten localen Urſachen ausgegangen, war es nur eine natürliche Conſequenz, daß dieſe Bewegungen auch durch ebenſo triviale locale Zugeſtändniſſe beruhigt werden konnten; nirgend in einem lebendigen Gefühle von den Bedürfniſſen des Volkes wurzelnd, noch auch von ſeinen Sympathieen getragen, im Gegentheil beinahe durchgängig der Brutalität und ſtellenweiſe ſogar der Frivolität, der leeren, inhaltloſen Händelſucht eines in geſtiſſentlicher Rohheit erhaltenen, daher nothwendig neben Pöbels anheim gegeben, war es eine vollkommen gerechte Neuweiſe, daß das Reſultat auch für die wahren Bedürfniſſe des Volkes beinahe durchgängig ohne Frucht blieb, ja daß man nur neue Gelegenheit davon entnahm, dieſe Bedürfniſſe ſelbſt noch liſtiger zu umgehen, noch kecker abzuläugnen. Selbſt in Sachſen, Hannover und Kurheſſen, wo die Reſultate verhältnißmäßig noch am Bedeutendſten waren, wiewohl auch dies aus keinem andern Grunde, als weil die Regierungen hier, in augenblicklichen Anwandlungen von Großmuth oder Schwäche, der Bewegung auf mehr als halbem Wege entgegengekommen waren, fehlte außerordentlich viel, daß man ſich dieſe Reſultate, ſelbſt da man ſie hatte, nun auch hätte

wirklich zu Nutze zu machen gewußt. Von der hannöverschen Verfassung (von 1833) werden wir sogleich das Nähere zu sprechen haben; sie hat durch die Leichtigkeit, mit welcher sie sich vernichten ließ, gegen sich selbst den Beweis geführt, daß sie nicht zu leben verdiene. — Aber auch das sächsische Ständewesen, trotz der glücklichen Eintracht zwischen Regierung und Volk, die so vielfach versichert, trotz der vortrefflichen Reden, die gehalten worden, hat sich nichts desto weniger in allen wichtigsten Angelegenheiten des Volkslebens, in der Preßfrage, der Frage wegen Schwurgerichte ꝛc., als völlig illusorisch erwiesen. Ebenso gehört die kurhessische Verfassung, wie sie auf dem Papiere geschrieben steht, zu den freisinnigsten, den volksthümlichsten, die jemals auf deutscher Erde verkündigt sind. Aber selbst diese vortreffliche Waffe in den Händen, haben die hessischen Stände nicht zu verhindern gewußt, daß nicht aus Hessen geworden — was es in diesem Augenblicke ist.

Vielmehr was ich dabei im Sinne habe, sind die revolutionairen Bewegungen aus dem Anfang der dreißiger Jahre in Süddeutschland, die sich um das sogenannte Hambacher Fest (1832 Juli 16.) gruppiren, um endlich in dem Frankfurter Attentat (1833 April 11.) ihren kläglichen Ausgang zu finden. Eine vollständige Würdigung dieser Bewegungen, ihres Umfangs, ihrer Mittel, sogar nur ihrer genaueren Zwecke, liegt für den Augenblick noch außer der Macht des Geschichtschreibers, da die betreffenden Aktenstücke bisher nur erst von einer Seite, und auch von dieser nichts weniger als vollständig, veröffentlicht worden sind. Soviel inzwischen scheint auch jetzt schon außer Zweifel, daß diesen Bewegungen, im Gegensatz zu den eben besprochenen Localtumulten, allerdings ein allgemeiner patriotischer Zweck, eine großartigere und selbstbewußte Anschauung der öffentlichen Verhältnisse zu Grunde gelegen. Das hinderte jedoch nicht, daß der Mangel an politischem Takt, an geschichtlichem Verständniß, an welchem unsere Nation dermalen noch leidet, nicht auch hiebei aufs Kläglichste zu Tage gekommen wäre. Und das nicht bloß, wo man es allenfalls entschuldigen möchte, bei der Masse, nein, auch bei den Leitern der Bewegung selbst, sogar bei ihnen am Meisten.

Dieselben bezweckten, so weit sich irgend darüber urtheilen läßt, ein unzweifelhaft erhabenes, ruhmwerthes Ziel: die Einheit Deutsch-

lands und die möglichſt große, möglichſt allgemeine Freiheit ſeiner Bewohner. Allein ſie ließen dabei außer Acht, erſtlich daß eine Nation weder dadurch einig wird, daß man die Schlagbäume im Innern niederreißt und ſtatt ſechsunddreißig verſchiedener Wappen ein allgemeines einführt, noch wird ſie frei dadurch, daß man die Unfreiheit für aufgehoben erklärt und die Leute ſtatt Unterthanen Republikaner anredet: ſondern Einheit und Freiheit müſſen ſich in lebendiger Geſtalt, in einträchtigen und freien Thaten, aus dem Volke ſelbſt erzeugen — nicht Kinder der Noth bloß, ſondern viel mehr noch der Nothwendigkeit: und die wahre Nothwendigkeit iſt allemal zugleich die wahre Freiheit. Es war dies alſo ein ganz ähnlicher Irrthum, wie man zu derſelben Zeit in Sachſen, Heſſen, Hannover beging. Dort glaubte man auch, es ſei ſchon genug, Verfaſſungen gegeben und darin eine gewiſſe Betheiligung des Volkes an der Regierung principialiter ausgeſprochen zu haben: die Einſicht, die Kraft, der Wille, dieſes Princip nun auch zur Wahrheit zu machen, werde ſich beim Volke ſchon von ſelber finden — und findet er ſich nicht, nun um ſo beſſer, ſo haben wir das Unſere gethan und waſchen im Uebrigen die Hände in Unſchuld. — Ganz ebenſo glaubten auch die Leiter der ſüddeutſchen Bewegung, wenn nur erſt die deutſche Republik proclamirt ſei, ſo ſei die Hauptſache geſchehen: woher einem Volke, das kaum noch wußte, was Republik überhaupt für ein Ding, ja das ſelbſt in die Interimskleidung conſtitutioneller Regierungsformen noch lange nicht hineingewachſen war, woher einem ſolchen Volke republikaniſcher Geiſt, republikaniſche Tugend kommen, wie dieſe durch Jahrhunderte lange Eiferſucht getrennten, in ihren Bedürfniſſen, ihrer Bildung, ihren Sitten, ihrem Glauben ſo verſchiedenen, ſo feindſeligen Volksſtämme die zu proclamirende Einheit Deutſchlands ertragen, mit einem Worte: woher zu dem Staat, den man da gleichfalls auf dem Papier verzeichnet hatte, die Menſchen ſich finden ſollten — dies, nach allen Anzeichen, war zum Theil ganz unerörtert geblieben, zum Theil war mit einem Leichtſinn darüber hinweggegangen worden, der ſich nirgend weniger ziemt, als wo die Schickſale eines Volkes in Frage gezogen werden.

Zweitens aber ſcheint auch die Einheit und Freiheit ſelbſt, die man zu verkündigen gedachte, noch ziemlich terroriſtiſcher Natur geweſen zu ſein. Zu unendlichem Elend, das die vielfache Zerſplitterung

unſeres Vaterlandes über uns gebracht hat, liegt in dieſer Selbſtändigkeit der Landſchaften, in dieſer Mannigfaltigkeit, dieſem Reichthum des Provinzialcharakters, durch welchen das deutſche Leben ſich von dem Leben faſt aller übrigen Nationen unterſcheidet, doch auch etwas Gutes.

Oder wenn nicht unmittelbar etwas Gutes, doch zum Wenigſten ein Unterpfand, eine Möglichkeit zu künftigem Guten: inſofern nämlich wir dadurch vor jener abſtracten Gleichmacherei, vor jener Alles verſchlingenden Centraliſation geſichert ſind, an welcher die modernen Staatsſchöpfungen bisher noch leiden und die namentlich in Frankreich (wo ſie allerdings auch ihren Gipfel erreicht hat), bei aller zeitweiligen Freiheit der politiſchen Verfaſſung, doch die Entwicklung eines eigentlichen fruchtbaren Volkslebens bisher immer noch gehindert hat. Es wäre eine ſehr rohe, ſehr unvernünftige Freiheit der Geſellſchaft, die ſich auf der Unterdrückung der Individuen begründen, nicht vielmehr umgekehrt die Freiheit Aller aus der möglichſten Freiheit der Einzelnen, ſowie dieſe aus jener entwickeln wollte. Ganz daſſelbe findet ſeine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Landſchaften zum Geſammtſtaat. Auch hier iſt es die wahre Aufgabe des Staates — nicht, die Eigenthümlichkeit des provinzialen Lebens zu vernichten und an die Stelle einer ſchönen, fruchtbaren Mannigfaltigkeit das troſtloſe Grau in Grau eines abſtracten Staatsſchematismus zu verbreiten: ſondern auch hier ſollen Beide, Theil und Ganzes, Landſchaft und Staat, ſich wechſelsweis ergänzen und, in fruchtbarem Umtauſch, ſich ewig neu, Einer aus dem Anderen, erzeugen. Zu dieſer höchſten Stufe demokratiſcher Entwicklung (einer Stufe, um dies beiläufig zu bemerken, zu welcher auch Frankreich, wenn es einmal von ſeiner gegenwärtigen Scheinfreiheit zur wirklichen wird zurückgekehrt ſein, ſich auch aus ſeiner dermaligen naturwidrigen Centraliſation zweifelsohne wieder hindurch arbeiten wird) beſitzen wir, wie geſagt, in Deutſchland eine höchſt ſchätzenswerthe Vorarbeit — eine Vorarbeit, von der ich zugebe, daß ſie für den Augenblick allerdings nicht viel mehr iſt, als jenes „Meſſer ohne Stiel, an welchem die Klinge fehlt", die aber in Zukunft, wenn auch einmal bei uns der Genius der Freiheit die lang gebundenen Flügel entfalten wird, uns bei der definitiven Herſtellung unſeres Volkslebens aufs Glücklichſte wird zu Statten kommen.

Jene Bewegung in Süddeutschland, von welcher hier die Rede ist, scheint dies völlig verkannt zu haben; sie hätte sonst in ihren Entwürfen unmöglich so abstract, so gewaltsam verfahren können, wie sie that. Bisher hatte die Tyrannei uns bevormundet: jetzt, wenn die Pläne jener wohlwollenden, aber kurzsichtigen Männer glückten, hätte die Freiheit es gethan. Der Weg, den Deutschland zu gehen hätte, war uns bisher von unseren Fürsten vorgezeichnet worden: jetzt wollten unsere Freiheitmänner diese Mühe auf sich nehmen. Wir waren bisher zur Knechtschaft gezwungen worden: jetzt, gutmüthige Phantasten! wollten sie uns zur Freiheit zwingen.

Allein die Sache ist, daß man sich überhaupt nicht zwingen läßt, zum Guten so wenig wie zum Schlimmen. Auch heißt das nicht frei sein, daß man den Herren wechselt: sondern selbst Herr sein und aus der Fülle des eigenen Lebens, der eigenen Kraft sich seinen Weg bestimmen, darauf kommt es an. —

Und endlich und am Allerschreiendsten verkannten die Leiter jener Bewegung ihre Aufgabe darin, daß sie es nicht verschmähten, zur Befreiung des Vaterlandes den Beistand, — ja was sag' ich den Beistand? das Patronat, die Oberherrschaft der Fremden anzurufen! daß sie es unbedenklich und sogar einen guten Tausch fanden, als Kaufpreis der Freiheit die nationale Unabhängigkeit — oder was dasselbe ist, die nationale Ehre zu bieten! daß sie keine Scham ergriff, daß sie die Schmach, die Selbstschändung, ja sagen wir es frei heraus: die Dummheit nicht fühlten, die in dem Gedanken liegt, das Vaterland verrathen zu wollen für die Freiheit!

Ich weiß wohl, daß diese Ansicht bei Weitem nicht von allen Fractionen der damaligen Bewegung getheilt worden ist und daß namentlich die Siebenpfeiferische Partei den Gedanken einer französischen Einmischung jederzeit mit Standhaftigkeit zurückgewiesen hat. Ich weiß auch, daß man bei dem Hambacher Feste sowohl als sonst einen gewaltigen Luxus getrieben mit schwarz roth goldenen Fahnen, ja daß einzelne Nuancen der Bewegung sogar der franzosenfresserischen Deutschthümelei der Jahre achtzehn und neunzehn näher gestanden, als dem Gedanken einer französischen Invasion. Ich lege auch nur geringen oder selbst gar keinen Werth auf die angebliche Propaganda, die Missionen und Allianzen, die man officieller seits meint nachgewiesen zu haben. Ich fühle auch sehr wohl,

daß dieser Conflict zwischen Vaterland und Freiheit, wie unnatürlich an sich, eine wahre Blutschande des Geistes! nichts destoweniger ein ächt deutscher, eine so nahe liegende wie unvermeidliche Frucht ist jener unseligen Verschrobenheit, in welcher unsere deutschen Zustände sich überhaupt befinden, und daß wir daher von dem Unwillen, welchen Verirrungen dieser Art in uns erregen, die größere Hälfte von den Personen abwärts auf diese Zustände selbst und diejenigen zu lenken haben, deren Werk dieselben sind.

Gleichwohl bei alledem und so gern wir auch annehmen wollen, daß selbst diejenigen, welche in der Annäherung an die Fremden am Weitesten gegangen, dies nicht ohne den stillen Vorbehalt gethan, dieselben lediglich als Mittel zum Zwecke zu benutzen und bei der ersten günstigen Gelegenheit sich ihrer wiederum zu entledigen: so liegt doch auch in dieser Annahme noch, noch in diesem Doppelspiele etwas, das unser Gefühl aufs Tiefste verletzt, ja das wir für schlechthin unvereinbar halten mit der Würde, der Ehre eines Volkes. Almosen zu betteln und sich seinen Unterhalt zu bereiten von dem Mitleid Anderer, ist allemal etwas Klägliches und nur Krüppeln und abgelebten Greisen gestehen wir es ohne sittliche Entrüstung zu. Wie denn?! und einem Volke soll es an seiner Ehre nicht schaden und von einem Nation sollen wir es ohne Entrüstung sehen, daß sie das Höchste, das es giebt, den edelsten, den köstlichsten Schatz nationalen Lebens, die Freiheit, sich erbettelt von den Fremden?! Nein wahrlich: wer so weit erst wäre, daß er in seinem Vaterlande nichts mehr erblickte, als einen hoffnungslosen Krüppel, einen lebensmüden, lebensunfähigen Greis, wer so ganz verzweifelte an der Zukunft seines Volkes — der besäße ja längst nichts mehr weder von seinem Vaterlande noch seinem Volke! was hätte der noch für Grund, die Freiheit zu wünschen für ein Land, das er innerlich so tief verachtet, was der für Grund, den letzten, den äußersten Schritt zu scheuen und durch ein freiwilliges Exil, das kein Exil mehr wäre, nein, eine Rettung, auch das letzte äußerliche Band zu lösen?!

Es liegt dabei auf der Hand, und nur gefliſſentliches Mißverstehen könnte es anders auslegen, daß hier von den Fällen, wo ein Volk bereits in offenem Freiheitkampfe begriffen ist und nun zu diesem Ende die Hilfe anderer, verbündeter Nationen in Anspruch nimmt, z. B. also von Fällen, wie die Freiheitkämpfe der Neu-

griechen oder wie der erſchütternde Hilferuf des untergehenden Polen, überall nicht die Rede ſein könne. In allen dieſen Fällen war der Muth, die Selbſtändigkeit, die Würde der Nation bereits durch eine unabhängige, eigene That bewieſen: Polen und Griechen, daß ich ſo ſage, hatten ſich bereits eingekauft mit ihrem Blute in die Gemeinſchaft freier Völker. Und am Allerwenigſten, weder den Einen noch den Andern, iſt es jemals in den Sinn gekommen, als Preis des Beiſtandes ihre nationale Unabhängigkeit oder auch nur den geringſten Theil derſelben zu opfern; ſelbſt das kleine Belgien, ſo außerordentlich viel Verlockendes der Anſchluß an Frankreich hatte, ja ſo viel unläugbare reelle Vortheile derſelbe für den Augenblick auch bot, hat eine mühſelige, aber ehrenvolle Selbſtändigkeit allen Bequemlichkeiten, allen Vortheilen einer ruhmloſen Abhängigkeit vorgezogen.

Um die Summe von dieſem Allem zu ziehen: die Bewegung, welche zu Anfang der dreißiger Jahre in Süddeutſchland Statt fand, iſt das Seitenſtück zu jenem Rheinbund von 1806, wie wir ihn oben des Näheren charakteriſirt haben: ein Rheinbund der Völker (oder doch ein Project dazu), wie jenes ein Rheinbund der Fürſten: abſtract, terroriſtiſch, wie jener; der wahren Grundlage des Volkslebens entbehrend und darum ohne Frucht für daſſelbe, wie er; vielmehr, gleich ihm, die Nation in eine ſchiefe, unwürdige Stellung bringend und dadurch die Zerrüttung der Geiſter, die Spaltung der Gemüther befördernd, wie er. —

Daß wir deſſen ungeachtet mit der rohen und gewaltſamen Weiſe, mit welcher dieſe, ja jede andere nur irgend mögliche Bewegung zu Ende gebracht ward, nicht einverſtanden ſind, brauchen wir natürlich nicht erſt zu verſichern. Kein Zweifel, daß, wäre dem deutſchen Leben überhaupt ſeine natürliche und rechtmäßige Entwicklung verſtattet geweſen, Bewegungen dieſer Art entweder überhaupt nicht entſtanden wären; oder wenn entſtanden, ſo hätten ſie ſich gewiß ſehr bald von ſelbſt in das richtige Gleis zurückgefunden. Der deutſche Bund, getreu ſeiner Aufgabe, eine oberſte Polizeibehörde des deutſchen Reichs zu ſein und die innere Sicherheit und Ruhe mit einer Sorgfalt zu bewachen, welche um ſo größer zu werden ſchien, je mehr er ſich außer Stande ſah, dieſe Vertretung auch nach außen hin gleichmäßig durchzuführen — der deutſche Bund glaubte dieſe ruhige, ſelbſtthätige Löſung nicht abwarten zu dürfen. Nachdem die deut-

ſchen Völker, nicht unähnlich jenen Fröſchen der Fabel, welche den Zeus um einen König baten, ſich lange genug über die Unthätigkeit des Bundes beſchwert hatten, gab derſelbe plötzlich im Juli 1832 eine Reihe von Lebenszeichen, ſo energiſch, ſo kräftig, daß der Terrorismus der Freiheit, mit dem die ſüddeutſchen Patrioten gedroht hatten, völlig zum Schatten ward, ja in nichts verſchwand vor dieſem Terrorismus der Ordnung, welchen der Bundestag übte. Die Bundestagsgeſetze von 1832, in Verein mit den geheimen Beſchlüſſen der Wiener Miniſterialconferenz von 1834, indem ſie den letzten Traum einer freien Preſſe vernichteten, indem ſie das Vereinsrecht, dieſe natürlichſte, dieſe nothwendigſte Grundlage einer jeden volksthümlichen Entwicklung, dem deutſchen Volke abſprachen, indem ſie die Geſchwornengerichte, dieſen heiligſten Altar der Sitte, dieſes Palladium der Volksfreiheit, dieſen unentbehrlichen, untrennbaren Begleiter einer freien Preſſe, in Frage ſtellten, indem ſie endlich ſogar gegen die anerkannten, die garantirten ſtändiſchen Verfaſſungen einen offenen und förmlichen Unterdrückungskrieg eröffneten, ſo daß nichts bald von ihnen übrig ſein ſollte als nur der Name — veränderten nicht nur auf eine Weiſe, die unmöglich gewaltſamer ſein konnte, den geſammten Rechtszuſtand unſerer öffentlichen Verhältniſſe, ſondern ſchlugen auch die Volkskraft ſelbſt, wie es ſchien, auf lange, wenn nicht gar auf immer, in die allerhärteſten Feſſeln. Wahrlich, es hätte dieſer gewaltigen, dieſer grauſamen Probe nicht erſt bedurft, um den Beweis zu führen, wie ſehr richtig alle diejenigen geurtheilt hatten, die behaupteten, das deutſche Volk habe ſogar noch immer zu viel Rechte und die Flügel müßten ihm, zu ſeinem eigenen Heil, noch weiter beſchnitten werden. Zu viel Rechte?! Ei verſteht ſich: wer nicht zu ſchätzen weiß, was er beſitzt, beſitzt der nicht offenbar zu viel? Und daß das deutſche Volk nicht zu ſchätzen wußte, was es beſaß, daß es nicht wußte, welche letzten Anker der Rettung ihm ſelbſt dieſe kümmerlichen Anfänge von Preßfreiheit, dieſe dürftigen Spuren öffentlichen Lebens noch waren, die es jetzt ſo bereitwillig, ſo dankbar dahin gab — nun ich dächte, das wäre mit einer zerſchmetternden Deutlichkeit bewieſen worden eben in der Bereitwilligkeit, mit welcher es auf dieſe und andere Rechte verzichtete.

Auch allen denjenigen, die ſo eben noch, in Schimpf und Ernſt, von einer deutſchen Republik geſchrieben und geſprochen hatten, den

Feſtrednern von Hambach, den gefährlichen Leuten, welche die ſchwarzrothgoldene Fahne zum Thurmfenſter hinausgeſteckt und dem Siebenpfeiffer ein Schwert, man denke ſich, ein leibhaftiges blankes Schwert!! geſchenkt hatten, war durch die Bundestagsbeſchlüſſe, und mehr noch durch die Art ihrer Aufnahme, ein Dementi gegeben, ſo vollſtändig, ſo vernichtend, daß ſich eben nichts mehr darüber ſagen ließ. Deutſche Republikaner?! O in der That, dieſe Nation wohnte viel näher an Sibirien, als an Griechenland und Rom; ſie zeigte viel mehr Verwandtſchaft mit jenen wilden Völkerſchaften, die ſich ſelbſt den Bauch aufſchlitzen, aus purer Ergebenheit, ihren geſtorbenen Häuptlingen zu Ehren, als mit den Freiheitheldn der alten Welt! —

Inzwiſchen wie das nun war und wie groß immerhin bei Einzelnen die Entrüſtung, die Scham, der Schmerz ſein mochte über dieſe Dinge, mit denen die Mehrzahl ſich meinte abgefunden zu haben, indem ſie erklärte, das ſei nun einmal ſo und geſchehene Dinge wären nicht zu ändern: die Thatſache ſtand feſt und ließ ſich ſo wenig läugnen wie beſchönigen, daß die Bundesgeſetze überall, und faſt überall ohne Widerſtand, in Wirkſamkeit traten, ja daß die einzelnen Regierungen mit der Zeit ſogar über dieſe Bundesgeſetze noch weit hinausgingen — und daß bei alledem, hätte Einer im Jahre fünf, ſechs oder achtunddreißig das deutſche Volk fragen können, wie es ſich befände, er von der ungeheuren Mehrzahl die Verſicherung erhalten haben würde, daß es ein ganz gutes Leben ſei in Deutſchland, es ſei Alles in Ordnung und Ruhe, die Schreier eingeſperrt, an Krieg nicht zu denken, Handel und Gewerbe blühten, der Wohlſtand ſteige — dormi, che vuoi di più?

Und war dieſe Wendung nicht auch in genauer Uebereinſtimmung mit derjenigen, welche die Julirevolution in Frankreich ſelbſt genommen? Hatte nicht auch hier jener goldene Schimmer, den man ſo begierig als den Morgenglanz der Freiheit begrüßt hatte, ſich ſchon längſt als ein bloßer Widerſchein erwieſen von den Geldſäcken des Bürgerkönigs und ſeiner bürgerköniglichen Bourgeoiſie? Die verſprochene Herrſchaft des Geſetzes, des Rechtes, der Wahrheit, war nicht auch ſtatt ihrer von Anfang an eine Herrſchaft der materiellen Intereſſen eingetreten, eine Herrſchaft des Eigennutzes, der Habgier, der Beſtechung, ſo ſchamlos, ſo offenkundig, ſo jede

Maske des Anstands und der guten Sitte verschmähend, wie kaum die entartetsten Zeiten der alten Kaiser oder auch der römischen Päpste sie gesehen hatten? Ja hatte nicht auch Frankreich, das stolze, das glorreiche Frankreich, diese Mutter der Freiheit, die ihr Kind mit so viel Schmerzen geboren — hatte Frankreich nicht gleichfalls seine Bundestagsbeschlüsse erhalten, ich meine, seine Septembergesetze? Und dieser König, der in dem großen Wagspiel zwischen Volk und Thron so schlau, so glücklich speculirt hatte, dieser größte Börsenmann der Welt, ward er nicht gepriesen, nah und fern, als der Napoleon des Friedens, der durch seine weise Mäßigung, seine großartige Regentenklugheit die Ruhe Europa's gerettet hatte? Seine Kammern, wedeln sie nicht auch ihm entgegen und darf er sich nicht insgeheim (und bald vielleicht sogar öffentlich) gleichfalls gratuliren, den öffentlichen Rechtszustand Frankreichs ebenfalls umgewandelt und Strohmänner gemacht zu haben, Lumpen und Plunder, aus jenen Institutionen, mit welchen die Nation geglaubt hatte, ihre Freiheit und Selbständigkeit aufs Unangreifbarste zu sichern?!

Ja, Oesterreich hatte wiederum und zum dritten Male gesiegt, die Allianz Kaunitz' war noch einmal und in viel großartigerer Weise, weil freiwillig und ohne Unterhandlung, zu Stande gekommen: Metternich selbst, ins Französische übertragen und mit der ganzen Gewandtheit, dem ganzen Esprit des französischen Nationalcharakters ausgestattet, saß als Louis Philipp auf dem Throne Frankreichs, der gewaltige Dämon der Geschichte war noch einmal eingeschläfert, die Welt noch einmal dem Stillstand überliefert! —

Und doch würde man der Julirevolution aufs Aeußerste Unrecht thun, wollte man behaupten, daß sie für das Leben der Völker, mit andern Worten, für die Entwicklung der Freiheit ohne alle Frucht geblieben. Welches diese Frucht für Frankreich selbst gewesen, das, über kurz oder lang, wird sich zeigen, sobald einmal ein Sturm des Schicksals das Unkraut, das auf diesem Boden wuchert, aus einander getrieben haben wird. Aber auch für Deutschland hat sie ihre höchst wichtigen, höchst bedeutenden Folgen gehabt. Praktische freilich nicht: doch um so folgenreicher für die Theorie. Es fand etwas Aehnliches Statt, wie zur Zeit der ersten Revolution. Auch damals, aus der Wirklichkeit des Staatslebens, flüchteten die Deutschen sich in das theoretische Gebiet der Wissenschaft und der

Künſte. Daſſelbe geſchah auch jetzt: mit dem ſehr weſentlichen Unterſchiede freilich, daß diesmal nicht die Einzelnen vor der Bewegung, nein: die Bewegung ſelbſt, aus der Dumpfheit unſerer öffentlichen Zuſtände, rettete ſich gleichſam und ging über in das Gebiet der Theorie, namentlich in Dichtkunſt und Philoſophie. — Es iſt ein eigenthümlicher Zug der menſchlichen, ganz vornämlich jedoch unſerer deutſchen Natur, daß wir fortwährend Klage führen über Illuſionen und doch nicht leben können noch mögen ohne ſie; ein guter Theil unſerer edelſten Empfindungen, unſerer größten und beſten Thaten hat ihnen ſeine Entſtehung zu verdanken. — Auch die Illuſion von Freiheit und volksthümlichem Leben, welche durch die Julirevolution hervorgebracht worden war und die in Deutſchland, bei dem außerordentlichen Mangel an politiſcher Einſicht, der hier gäng und gebe, ſich allerdings länger und vollſtändiger erhalten konnte, als irgend anderwärts, diente unſerer Literatur zur Veranlaſſung, einen neuen kräftigen Anlauf auf die Wirklichkeit der Dinge, dieſes noch immer uneroberte Ilion unſerer Wiſſenſchaft wie unſerer Kunſt, zu nehmen. War vielleicht die Dunkelheit ſo groß bei uns, daß ſelbſt dieſes Irrlicht in unſeren Augen ſchon als Sonne ſtrahlte? Oder ward unſerer praktiſchen Trägheit durch eine um ſo größere, um ſo leidenſchaftlichere Beweglichkeit in theoretiſchen Dingen, in Dingen der Literatur und Kunſt, entſprochen? — Vermuthlich Beides; vermuthlich ſogar noch ein Drittes: es giebt Menſchen (Kranke natürlich), bei denen, durch eine wunderbare Verſtimmung des Organismus, Alles, was ſie genießen, ſtatt in Fleiſch und Blut, ſich in Zucker verwandelt. Möglich, daß auch wir an einer derartigen diabetes mellitus leiden; möglich, daß auch bei uns, was anderen Völkern zu politiſchem Saft und Blut gereicht, ſich bei uns in eitel literariſchen Zucker verwandelt, Thaten in Bücher, Begebenheiten in Gedichte. . . .

Genug, dieſelbe Julirevolution, die es bei uns praktiſch höchſtens zu einigen erbärmlichen Straßentumulten bringen konnte, brachte in unſerer Literatur in der That eine völlige Revolution zu Stande; derſelbe Umſchwung der Dinge, der unſer politiſches Leben nur mit einer neuen Gewaltherrſchaft, der Herrſchaft der Bundestagsbeſchlüſſe, bereichert hatte, diente umgekehrt in unſerer Literatur dazu, die Gewaltherrſchaft der Romantik zu zertrümmern und einem neuen, jugendlich ungeſtümen Geſchlechte Raum zu ſchaffen. — Das

Beiſpiel der jüngſten franzöſiſchen Ereigniſſe hatte aufs Neue bewieſen, welch eine ungeheure praktiſche Macht, richtig gelenkt, die Literatur beſitzt und wie viel von jener Ueberlegenheit der Bildung, jener Schnelligkeit des Urtheils, jener Sicherheit des Blicks, welche die franzöſiſche Nation vor allen übrigen auszeichnet, ſie der außerordentlichen und gleichmäßigen Verbreitung ihrer Literatur, ſowie den genauen und unmittelbaren Beziehungen verdankt, welche bei ihr zwiſchen Publikum und Schriftſteller ſtatt haben. — Auch waren durch die Julirevolution eine Maſſe intereſſanter Probleme, geſelliger ſowohl wie politiſcher, in den Vordgrund gerückt worden. Der Staat, die Geſellſchaft waren überhaupt wieder Gegenſtände des Nachdenkens, der Betrachtung, der Darſtellung und damit auch Gegenſtände der Polemik, des Streites, der Parteiung geworden; die Literatur, der es bei uns in Deutſchland ſchon längſt an Nahrung gefehlt, ſo weit ſogar, daß ſie, in blindem Zutappen, ſich nicht geſcheut hatte, die allerentlegenſten, die allerabſchreckendſten Gegenſtände aufzuſuchen, hatte einen neuen Stoff — und mit dem neuen Stoff neues Intereſſe, neue Kraft gewonnen. — Endlich dürfen wir nicht vergeſſen, daß die Julirevolution, wie wenig ſie jetzt auch vor der Kritik beſtehen kann, doch immerhin bei ihrem erſten Auftreten eine That der Freiheit, daß ſie doch wenigſtens ſchlechthin eine That, die erſte That, das erſte weltbewegende Ereigniß war nach einer funfzehnjährigen Stille! Hier war doch wieder einmal, was die Geſchichte ſo lange entbehrt hatte, dramatiſche Bewegung, hier Charaktere, hier Kämpfe, hier Leidenſchaften, die mit ſympathetiſcher Gewalt ſelbſt die Zuſchauer, ja ſelbſt die fernen Hörer entzündeten!

Aus dem Zuſammenwirken dieſer verſchiedentlichen Urſachen und Beziehungen entſtand denn nun bei uns in Deutſchland jene literariſche Gährung der dreißiger Jahre, welche des Näheren zu charakteriſiren hier um ſo weniger der Ort ſein dürfte, je öfter wir im Verfolg unſeres Werkes noch genöthigt ſein werden, auf einzelne Richtungen derſelben zurückzukommen; die indeſſen auch keiner ausführlicheren Charakteriſtik an dieſer Stelle bedarf, da ſchon einzelne Namen, wie die Ausbreitung der Hegel'ſchen Philoſophie, insbeſondere in der Art und Weiſe, wie Gans in Berlin dieſelbe betrieb, ferner das oft genannte junge Deutſchland, die Strauß'ſche Kritik der Theologie, endlich die Halliſchen Jahrbücher, vollkommen genügend

ſein werden, in der Erinnerung unſerer Leſer ein umfaſſendes Bild dieſer Gährung hervorzurufen. Es iſt für unſeren Zweck hinlänglich, nur an die Exiſtenz, an die Thatſache dieſer Gährung erinnert und auf die Bedeutung, welche dieſelbe allmälig auch für die praktiſche Fortentwicklung unſeres Lebens gewinnen mußte, zum Voraus hingedeutet zu haben.

Dieſe Gährung, die jedoch einſtweilen, wohlgemerkt, ſich immer nur auf theoretiſchem Gebiete hielt, wurde noch um ein Großes ſowohl vermehrt, wie namentlich ausgebreitet durch eine Reihe von Ereigniſſen, welche, unter ſich zuſammenhanglos, die tiefe Stille des deutſchen Lebens in der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre unterbrachen und, jedes in ſeiner Weiſe, Fäden anknüpften, die noch weit hineinreichen in diejenige Periode, welcher dies Werk eigentlich gewidmet iſt: weshalb es denn auch nöthig ſein wird, noch einige Augenblicke bei ihnen zu verweilen.

Es ſind ſolcher Ereigniſſe namentlich drei: der hannöverſche Verfaſſungsſtreit, die ſogenannte Kölner und drittens die orientaliſche Frage.

Zuerſt alſo die hannöverſche Verfaſſungsfrage. Ich habe bereits im Vorhergehenden Hannover unter denjenigen deutſchen Ländern genannt, in welchem die Julirevolution en miniature, als Straßentumult (der allerdings hier, in der wunderbaren achttägigen Revolutionsfarce zu Göttingen — 1831, Januar 8. bis 15. — ſchon einen etwas ſtattlicheren, nur aber um nichts vernünftigeren Charakter angenommen hatte) widerhallte und welches dafür mit einem Male ſich in die Reihe der conſtitutionellen Staaten verſetzt ſahen. Dieſe hannöverſche Conſtitution, oder wie es in Hannover genannt ward, das Staatsgrundgeſetz, war am 26. September 1833 von König Wilhelm dem Vierten beſtätigt und ſeitdem in vorſchriftsmäßige Ausübung gebracht worden. Daſſelbe hier noch erſt des Breiteren zu beſprechen, namentlich noch erſt den Nachweis zu führen, daß dieſe neue Schöpfung für Hannover nicht viel mehr als ein Gegenſtand des Luxus war, eine Art Paradepferd, das einige gelehrte Staatskünſtler ſich zu eigener Freude zugeritten hatten, während ſie der erſten und nothwendigſten Bedingungen, um jemals ein wirklicher Beſtandtheil, ein wirklicher Factor des hannöverſchen Volkslebens zu werden, der Garantie nämlich der freien Preſſe, ja ſogar der

Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen ermangelte, sowie daß sie überhaupt dem eigentlichen Volk nur sehr geringe oder gar keine Rechte und Sicherheiten bot — dies noch erst des Breiteren nachzuweisen, scheint mir ein vollkommen überflüssiges Unternehmen, da, wie gleichfalls schon erwähnt, dieser Nachweis bereits aufs Eclatanteste geführt worden ist durch die Leichtigkeit, mit welcher das Volk sich seine Verfassung wieder hat nehmen lassen — vorausgesetzt nämlich, daß es möglich wäre, sich nehmen zu lassen, was man niemals in Wahrheit besessen hat.

Diesen letzteren Umstand, daß das Staatsgrundgesetz der Masse des Volkes völlig fremd, völlig gleichgiltig gewesen, haben selbst die enragirtesten Verehrer desselben auch späterhin nicht in Abrede zu stellen vermocht. Aber sie pflegen die Schuld davon auf die Kürze der Zeit zu schieben, während deren es bestanden; wäre es nur (meinen sie) von längerem Bestand gewesen, würde es ohne Zweifel im Volk, das Volk in ihm sich eingelebt haben.

Auch dies scheint mir ziemlich ungewiß: im Gegentheil, ich glaube, wenn das hannöversche Volk jemals wirklich constitutionelle Bedürfnisse empfunden hätte, sein erster Schritt würde gewesen sein, sich loszusagen von einer Verfassung, die ihm kein einziges reelles Verfassungsrecht gewährte, ja die, bei aller staatsmännischen Gelahrtheit, die an ihre Ausarbeitung verwendet worden war, den Ständen doch nicht einmal das alte ständische Recht der Steuerverweigerung, wenigstens nicht in seinem ursprünglichen Umfang und in seiner eigentlichen politischen Bedeutung, zu erhalten gewußt hatte.

Aber es gehörte eben ein so ganz abstractes, in sich leeres Verhältniß dazu, wie das Verhältniß des hannöverschen Volkes zu seiner sogenannten Verfassung war, um diejenigen Erfolge ans Licht zu stellen, auf die es hier, im Interesse unserer Gesammtentwicklung, zunächst ankam. Unsere politische Erziehung sollte, je langsamer, je gründlicher werden: es war demnach auch völlig in der Ordnung, daß wir mit der Fibel anfingen.

Nämlich als nun, wenige Jahre darauf, nach dem Tode Wilhelms des Vierten (1837. Juni 20.), in Folge der verschiedenen Successionsordnung, Hannover von Großbritanien abgetrennt wurde und der Herzog von Cumberland, Ernst August, den Thron von Hannover bestieg, so glaubte derselbe, indem er theils als bisheriges Haupt

der extremſten Torypartei in England, theils auch aus einer gewiſſen perſönlichen Neigung zu ſelbſtherrlicher Ungebundenheit, überhaupt kein Freund ſtändiſcher Verfaſſungen war, daß es nicht das Geringſte auf ſich haben würde, eine Verfaſſung zu annulliren, die ihm perſönlich unbequem fiel, dem Volke ſelbſt aber bisher vollkommen gleichgiltig geweſen war.

Dieſe Berechnung an ſich war auch in der That ganz richtig: und zweifeln wir keinen Augenblick, daß, hätte es dem Könige von Hannover gefallen, den gewöhnlichen Weg gütlicher Verhandlung, allmäliger Ueberredung, ja nöthigenfalls den Weg der Beſtechung und der Intrigue einzuſchlagen, er in kurzer Friſt und ohne das aller geringſte Aufheben ganz ebenſo weit und vermuthlich ſogar noch viel weiter gekommen wäre, als jetzt.

Allein dieſer Fürſt, ſeinem Volke durch Sitte und Sprache entfremdet, dabei perſönlich von einer gewiſſen rauhen Biederkeit, welche ihn verhinderte, die Schlangenwege diplomatiſcher Kunſt zu gehen oder auch nur die Geſetze des gewöhnlichen guten Herkommens zu beachten, war vom Schickſal auserſehen, der deutſchen Nation durch die Verachtung, welche er offenkundig gegen ſie an den Tag legte, mehr zu nützen und ſie weiter zu fördern, als es der wohlmeinendſten Abſicht, dem edelſten Willen manches Regenten vor und neben ihm möglich geweſen war. — Unterm 1. November 1837, ohne die Stände ſelbſt irgend zu Rathe gezogen zu haben, ohne in irgend einer Art, ſelbſt nur durch irgend eine leiſeſte Formel an die Einwilligung des Volkes zu appelliren, ſchlecht und recht, durch ein ſimples königliches Patent, hob der König die Verfaſſung vom Jahre dreiunddreißig auf, entband, aus höchſteigener Machtvollkommenheit, ſämmtliche Staatsdiener des auf dieſelbe geleiſteten Eides und wies zugleich, Angeſichts dieſes gewaltſam zertrümmerten Eides, ſämmtliche Beamte, in allerweiteſtem Umfang, an, ſofort durch unbedingte Dienſt- und Huldigungsreverſe ſich der königlichen Entſcheidung ausdrücklich zu unterwerfen.

Damit aber war die Sache in dasjenige Fahrwaſſer gebracht, das ſie haben mußte, wenn ſie für Deutſchlands politiſche Entwicklung einigen Gewinn bringen ſollte. Indem (wie einer der Nächſtbetheiligten, der Profeſſor Gervinus, es bald darauf treffend bezeichnete) „die Brutalität ſich auf den Thron ſetzte und ſelbſt nur die Maske

des Rechtes vorzunehmen verſchmähte", ging die Angelegenheit aus der Politik, wohin ihr das Intereſſe der Nation ſchwerlich gefolgt wäre, über in die allgemein verſtändliche, die Sphäre der Sittlichkeit. Eid — Meineid, Treue — Treubruch, Ehrlichkeit — Verrath ... ja das waren keine politiſchen Spitzfindigkeiten mehr, keine unfruchtbaren Wortgefechte der Kammerredner: das waren moraliſche Kategorieen, die man verſtand, das waren ſittliche Conflicte, deren erſchütternde Bedeutung man erkannte! Was Verfaſſung von Anno drei und dreißig oder Anno neunzehn?! Zugegeben, daß eine ſo gut war wie die andere — oder beſſer geſagt: daß eine ſo wenig taugte, eine dem wirklichen Bedürfniß des Volkes ſo wenig entſprach, ihm ſo wenig reelle Rechte und Freiheiten gab, wie die andere: ſo war von dieſen Gegenſätzen ſchon gar nicht mehr die Rede, ſo war die ganze Angelegenheit mit einem einzigen Schlage aus dem für die Mehrzahl unverſtändlichen, unintereſſanten Gebiete der Politik hinübergeſpielt in das Gebiet der Moral, der allerbürgerlichſten, allereinfachſten Moral! ſo handelte es ſich nicht mehr um dieſe oder jene Verfaſſung: es handelte ſich einfach darum, ob unter irgend einer Verfaſſung irgend ein königlicher Befehl Eide löſen und Schwüre brechen, ob jemals eine königliche Ordonnanz die ewigen Grundfeſten der Sittlichkeit und Wahrheit mit einem brutalen Quos ego erſchüttern dürfe! —

In dieſem Sinne ward das Ereigniß zunächſt von den bekannten ſieben Göttinger Profeſſoren aufgefaßt: Männern, die in politiſcher Hinſicht allerdings eine ziemlich gemiſchte Geſellſchaft bildeten, ja von denen (wie die Folgezeit bewieſen hat) ſogar die größere Hälfte überhaupt niemals eine eigentliche und ausgebildete politiſche Meinung beſeſſen hat, noch auch irgend welche Anſprüche darauf erhebt: die dagegen, was Glanz der Gelehrſamkeit, was Ehrenhaftigkeit des perſönlichen Charakters, moraliſche Würde, ſittlichen Adel anbetrifft, allerdings vollkommen ebenbürtig waren und in dieſer Beziehung überall in Deutſchland der verdienteſten Achtung genoſſen.

Und das, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und die Wirkung aufs Publikum zum Maßſtab gemacht, war mehr, als wenn ſie die ſcharfſinnigſten Staatsmänner, die gebildetſten Politiker geweſen wären. Die Politiker, allem Vermuthen nach, würde die Nation im Stiche gelaſſen haben, einfach deshalb, weil ſie dieſelben nicht

verſtanden, weil ſie nicht gewußt hätte, was ſie wollten; den ehrlichen Männern, in dem Conflict zwiſchen Eid und Meineid, waren die innigſten Sympathieen des Volkes gewiß — des Volkes, das, wie weit auch in den Glanzſchichten der Geſellſchaft die Laſter der Falſchheit, des Neides, der Selbſtſucht, wie weit Entſittlichung und Verderbtheit des Herzens um ſich freſſen, doch immer in keuſcher Tiefe den Kern einer einfachen, aufrichtigen Sittlichkeit nicht nur bewahrt, ſondern auch mit jedem Tage neu aus ſich ſelbſt heraus erzeugt. — Das Göttinger Ereigniß war der erſte augenfällige Beginn eines neuen Verhältniſſes, das ſich ſeitdem mit reißender Schnelligkeit von Jahr zu Jahr weiter entwickelt hat und das uns auf gewiſſe Weiſe den Mangel eigentlicher politiſcher Einſicht, politiſcher Bildung erſetzt: nämlich daß man gar nichts weiter zu ſein braucht, als nur ein ehrlicher Mann — ja die Sache läßt ſich noch viel weiter faſſen: man braucht nur nicht das Gegentheil eines ehrlichen Mannes zu ſein, um ſich unmittelbar, inſtinktmäßig, ſogar wider Willen, in den Reihen der Oppoſition zu finden. Verhängnißvolle Wahl, in welche die Brutalität der Regierenden das Volk blindlings, unwiderſtehlich hineinſtößt! Furchtbare Vereinſamung, in welcher die Gewaltherrſchaft ſich wohl fühlt — und doch wohlthätige, doch heilſame, weil ſie, wie jedes Aeußerſte, in ſich ſelbſt die Gewißheit eines nahen und glücklichen Umſchwungs trägt!

In dieſem Sinne ward das Ereigniß denn nun auch vom Publikum aufgefaßt, in dieſem machte es ſeine Runde durch Deutſchland: überall aufregend, überall erſchütternd, überall den ſittlichen Zorn der Maſſe in Flammen ſetzend. Kein anderes Ereigniß der inneren deutſchen Politik bisher hatte ein ſo allgemeines, ſo nachhaltiges Intereſſe erregt, als dieſes; keines anderen bemächtigten die wenigen Organe, welche der öffentlichen Meinung zu Gebote ſtanden, ſich ſo einſtimmig, ſo nachdrücklich; kein anderes jemals hatte in den verſchiedenen deutſchen Kammern ſolche Uebereinſtimmung der Anſichten, ſolche Energie der Aeußerungen hervorgerufen. Es war, nach langer öder Stille, das erſte Ereigniß wieder, das auf die Ehre eines nationalen, eines allgemein vaterländiſchen Anſpruch machen durfte, ja das, in lang nachhaltiger Bewegung, hindurchgriff durch alle Klaſſen der Geſellſchaft und zum erſten Male in Deutſchland wieder

etwas hinſtellte, das einer nationalen Ueberzeugung, einem deutſchen Volkswillen glich. —

Es ſchadete dabei für den Augenblick gar nichts weiter — oder wenigſtens es veränderte in der eigentlichen Bedeutung des Ereigniſſes nichts, daß die hannöverſche Verfaſſungsangelegenheit inzwiſchen in Hannover ſelbſt eine ſo mehr als klägliche, eine ſo geradezu lächerliche Entwicklung genommen. — Es haben wohl ſchon in der Geſchichte kleine und unwürdige Begebenheiten Veranlaſſung gegeben zu großen welthiſtoriſchen Entwicklungen; warum nicht auch hier? Der hannöverſche Verfaſſungsſtreit war allerdings nachgerade zum Mythus, ja ſprechen wir es offen aus: zur Farce geworden. Aber die Anregung, welche die öffentliche Meinung in Deutſchland dadurch erhalten, die Gährung, welche ſie in die Gemüther geworfen hatte, dieſe zum Wenigſten blieb und ſetzte ihre langſamen, aber ſegensreichen Wirkungen auch da noch fort, als die locale Veranlaſſung längſt wieder geſchwunden war: ähnlich, wie die Aſtronomen uns beweiſen, daß wir noch heute das Licht von Sternen empfangen, welche ſelbſt ſchon vor Jahrtauſenden erloſchen ſind.

Indem dieſes Ereigniß nun dargeſtellter Maßen ſeine Runde durch Deutſchland machte, ſo ſollte es für Preußen noch eine ganz eigenthümliche Bedeutung gewinnen: eine anekdotenhafte, eine ſpaßhafte für den Augenblick; nur daß aus dieſem Scherz und Spaß ein ſehr bitterer Ernſt hervorleuchtete.

Nämlich wie in faſt allen deutſchen Städten zu Gunſten der vertriebenen Göttinger Profeſſoren Adreſſen, Sammlungen, Petitionen ꝛc. veranſtaltet wurden, ſo hatte eine Demonſtration dieſer Art auch in Elbing ſtattgefunden: Elbing, das ſich nicht nur bereits bei einigen früheren Gelegenheiten durch den politiſchen Sinn, die Energie und Tüchtigkeit ſeiner Bewohner ausgezeichnet hatte, ſondern das auch ſeit Jahren in einem verwickelten finanziellen Prozeß mit dem königlichen Fiscus ſchwebte, welcher auf beiden Seiten, namentlich aber bei den Bürgern, eine lebhafte Mißſtimmung hervorgerufen hatte. Vielleicht gab dieſer letzte Umſtand dazu Veranlaſſung, daß die Elbinger für ihre Adreſſe zu Gunſten der ſieben Göttinger Profeſſoren von Seiten des preußiſchen Gouvernements härter und nachdrücklicher zurechtgewieſen wurden, als es ohnedies geſchehen wäre. Herr von Rochow (wir werden in der Folge Gelegenheit haben, die-

ſen Staatsmann des Genaueren zu charakteriſiren), von welchem dieſe Zurechtweiſung ausging, bediente ſich dabei jener klaſſiſchen und darum ſeitdem auch mit Recht ſprichwörtlich gewordenen Wendung von dem „beſchränkten Unterthanenverſtande," der von den tief durchdachten Maßregeln erleuchteter Behörden nichts verſtehe und ſich daher auch nicht dürfe beikommen laſſen, dieſelben irgendwie zu meiſtern oder auch nur zu bekritteln. —

Wie geſagt, das war nun für den Augenblick eine bloße Anekdote, ein Gegenſtand unfreiwilliger Komik: und der Empfänger dieſes ungnädigen Beſcheides, der Landtagsabgeordnete von Rieſen, ein Mann von großer Popularität und einem ſehr glücklichen politiſchen Inſtinkte, that ganz Recht, das Miniſterialreſcript in ſeinem Vorzimmer unter Glas und Rahmen aufzuhängen, zum Ergötzen aller Beſuchenden.

Allein die Sache hatte auch ihre ſehr ernſte, ihre wahrhaft beklagenswerthe Seite. Oder wer, der mit aufmerkſamem und unverblendetem Auge den Gang der preußiſchen Regierung während der letzten zwei Decennien verfolgt hatte, wer namentlich, der die lebhaften und vertraulichen Beziehungen kannte, in denen Herr von Rochow ſchon damals zu denjenigen Perſonen ſtand, welche ſich dem Thron am Nächſten befanden — wer hätte ſich nicht eingeſtehen müſſen, daß mit dieſem brutalen Ausdruck, wie unwillkürlich, wie unüberlegt er vielleicht auch war, nicht nur das geheime Schlag- und Stichwort der bisherigen Regierung enthüllt — nein, daß damit zugleich auch auf eine mehr als naive Weiſe das Programm der nächſten Zukunft zum Voraus aufgeſtellt war?! —

So geſchah es denn, daß dieſe hingeworfene, dieſe burleske Wendung für Preußen eine wahrhaft hiſtoriſche Bedeutung gewann; ſie war, gerade in ihrer Unwillkürlichkeit, die letzte Spitze, die letzte, plauſte Verdolmetſchung jenes altpreußiſchen: Alles für, nichts durch das Volk: es war die modernſte — und jedenfalls die wahrſte, die ehrlichſte Auslegung all jener halben, ſchwankenden Zuſagen, jener ungewiſſen Verwiſerungen, ungewiſſen Hoffnungen, mit denen man die Nation ſeit bald einem Menſchenalter hingehalten hatte. — Davon hatte man auch damals ſchon in Preußen ſelbſt ein ziemlich deutliches Gefühl. Man lachte, man ſcherzte über den „beſchränkten Unterthanenverſtand:" aber in dieſes Lachen miſchte ſich ſchon etwas von

Scham, es ging in dieſe Scherze ſchon etwas über von jener Erbitterung, jenem Unwillen auf ſich ſelbſt, der, wie die Zerknirſchung vor der Buße, ſo auch im Leben der Völker jeder neuen, thatkräftigen Erhebung vorangehen muß.

Doch ſollte Preußen nicht nur ſo beiläufig, ſo gleichſam nur in einem komiſchen Nachſpiel, ſondern auch ſelbſtändig, in unmittelbarer Veranlaſſung, ſollte es in die beginnende Bewegung der Zeit hineingezogen werden. Derſelbe November des Jahres 1837, in welchen das hannöverſche Ereigniß gefallen war, brachte für Preußen die ſogenannte Kölner Frage zum Ausbruch —: wie denn dies ein eigenthümlicher Zug der Zeit iſt und als ſolcher eine wenigſtens beiläufige Erwähnung verdient, daß alle geſchichtlichen Ereigniſſe dieſer letzten Jahre vom Publikum regelmäßig als Fragen aufgefaßt werden. Man ſpricht von einer hannöverſchen, einer Kölner, einer orientaliſchen bis hinunter in die jüngſte Zeit zu einer ſchleswig-holſteiniſchen, einer preußiſchen Verfaſſungsfrage ꝛc.: gleichſam als fühlte man, daß all dieſe Angelegenheiten noch weit mehr bedeuten, weit mehr wollen, als nur ſich ſelbſt und ihre nächſten Zwecke, als hätte man eine Ahnung, ein Bewußtſein davon, daß hinter all dieſen einzelnen Erſcheinungen ein großes, ein noch ungelöſtes Räthſel der Weltgeſchichte ruht und daß ſie ſelbſt nur eben Fragen ſind, ungeduldig pochende, ob die Völker noch immer ſchlummern, ob ſie noch immer nicht zum Bewußtſein, zur Erhebung, zum Handeln kommen, ob noch immer nicht die Zeit erſchienen iſt, wo in einem gemeinſamen Aufſchrei der Nationen, in einem Welthymnus der Freiheit die Antwort gegeben wird, die ewig entſcheidende, auf alle dieſe Fragen und Zweifel, welche uns jetzt noch beängſtigen! —

Eine derartige Frage entſtand nun alſo auch für Preußen: und in der That eine Lebensfrage. — In dem allgemeinen Reſtaurationseifer, welche ſich nach Beendigung der Freiheitkriege der Welt bemächtigt, hatte man denn auch nichts Eiligeres zu thun gehabt, als auch die päpſtliche Herrſchaft, weltliche wie geiſtliche, möglichſt vollſtändig wieder herzuſtellen. Nicht zufrieden, ihm ſein ehemaliges Gebiet in Italien, ſogar noch erweitert, zurückzugeben, hatte man auch die alte Herrſchaft über die Geiſter, ſo viel nur irgend möglich und ſo viel die veränderte Lage der Welt nur irgend geſtattete, neu zu befeſtigen geſucht.

Und zwar war das keineswegs ausſchließlich von Seiten katholiſcher Regierungen geſchehen: ſondern auch proteſtantiſche Regierungen, auch Preußen ſelbſt, unbeſchadet ſeiner alten traditionellen Beſtimmung, der Schutzherr des proteſtantiſchen Deutſchland zu ſein, glaubte dem Einfluß des päpſtlichen Anſehens einen möglichſt weiten Spielraum eröffnen zu müſſen. — Wir jetzt, denen der Gang der preußiſchen Regierung ſeit der großen Reaction im Jahre achtzehn deutlich vor Augen liegt, begreifen die innere Nothwendigkeit dieſes Verfahrens allerdings: wir ſehen ein, daß das preußiſche Gouvernement dabei nur einer ſehr richtigen Erkenntniß ſeiner ſelbſt und ſeinen eigenſten, innerſten Principien gefolgt iſt, darum nämlich, weil der Kern des preußiſchen Regierungsſyſtems ſelbſt ein katholiſcher war und alſo auch an der päpſtlichen Hierarchie einen ſo natürlichen wie unentbehrlichen Verbündeten beſaß.

Natürlich indeß konnte das nicht hindern, daß das Concordat, welches Preußen im Jahre 1821 mit dem päpſtlichen Stuhle abſchloß und in welchem dieſem letzteren Zugeſtändniſſe gemacht und Befugniſſe eingeräumt worden, die, in Preußen wenigſtens, vollkommen unerhört waren — es konnte, ſage ich, dieſe unſere jetzige nachträgliche Erwähnung natürlich nicht hindern, daß dieſes Concordat vom Jahre 1821, welches Preußen in Hinſicht ſeiner katholiſchen Bevölkerung vom päpſtlichen Stuhle vollkommen abhängig machte, in dem Augenblicke, da es bekannt ward, nicht die lebhafteſte Beſorgniß erregt, bei allen, die es gut meinten mit Preußen und weiterhin mit Deutſchland, deſſen Größe damals mehr als jetzt, ſchon von der Größe Preußens untrennbar ſchien.

Zwar fehlte es auch damals eben nicht an jenen Politikern, welche den höchſten Aufgaben der Staatsweisheit genügt zu haben meinen, wenn ſie nur von Allem, das ſie unternahmen, ein kleines augenblickliches Vortheilchen, einen wenn auch noch ſo zweideutigen, noch ſo vorübergehenden Gewinn nachweiſen können: Politiker, welche die Welt nur gerade für ſo groß halten, als ihr blödes Auge ſie erblickt, ja die ſchlimmſten Fälle mit einem leichtfertigen Après nous le déluge ſich über alle ſchließlichen Folgen ihres unheilvollen Syſtemes tröſten. —

Dergleichen Politiker witterten denn nun auch damals in dem berüchtigten Concordat mit dem päpſtlichen Stuhle umgekehrt einen

höchſt politiſchen, höchſt ſtaatsklugen Act der preußiſchen Regierung. Hatte Preußen nicht in der Rheinprovinz ſowie in Poſen einen Zuwachs erhalten von höchſt unſicherer, höchſt zweideutiger Beſchaffenheit? War die Bevölkerung dieſer neuen Landestheile der preußiſchen Regierung nicht ziemlich abgeneigt — oder wenn nicht geradezu abgeneigt, war es nicht unter allen Umſtänden eine ſehr mißtrauiſche, ſehr ſchwierige Bevölkerung, deren Behandlung die alleräußerſte Vorſicht, deren allmälige, friedliche Verſchmelzung mit der übrigen Staatsmaſſe die bereitwilligſten, die reichlichſten Zugeſtändniſſe erheiſchte?

Und dieſe Bevölkerung nun, ſo antipreußiſch, ſo ledig und los jener ſpecifiſchen Nationalbegeiſterung, welche die alten angeſtammten Provinzen für alle Unbequemlichkeiten auch ihrer Lage unempfindlich machten — war ſie nicht ebenein, in überwiegendem Maße, dem katholiſchen Bekenntniß zugethan? Und wenn es, wie eben erörtert, beſonderer Zugeſtändniſſe für ſie bedurfte, welches war beſſer am Orte, von welchem durfte man ſich gewiſſeren Erfolg verſprechen, als von dieſen außerordentlichen, dieſen beiſpielloſen Begünſtigungen, welche das Concordat dem römiſchen Stuhle und damit indirect der katholiſchen Bevölkerung zugeſtand?

Ganz gewiß waren Zugeſtändniſſe nöthig: die Staatsklugheit, die Billigkeit — und noch viel mehr als dieſe beide, die Gerechtigkeit erforderte ſie. Nur aber nicht ſolche, welche die geſammte Grundlage des preußiſchen Staates, als einer ſpecifiſch proteſtantiſchen Schöpfung, zu erſchüttern und die Wurzeln ſeiner geſchichtlichen Größe abzuſchneiden drohten! nur nicht Zugeſtändniſſe, welche, ſtatt an die Bildung, den Gemeinſinn, das Bürgergefühl der neuen Provinzen zu appelliren, vielmehr in ſchmähliche Unterhandlung traten mit der Unbildung, dem Sondergeiſt, dem bornirten Provinzial- und Confeſſionsbewußtſein! Man wollte etwas Gutes und Nützliches, zugeſtanden: ſo mußte man es auch zu erreichen ſuchen durch gute und nützliche Mittel. Ein Band der Vereinigung, ein Band der Anknüpfung an die preußiſche Krone mußte geſucht, Sympathieen mußten erweckt werden, ganz wohl: aber warum eine augenblickliche, eine ſcheinbare Frucht abſtreifen wollen von einer Saat, welche, vollſtändig aufgegangen, unumgänglicher Weiſe nur Unfrieden und Zerrüttung einbringen konnte? Rührte es nicht daher,

geſchah es nicht deshalb, weil die Regierung die einzig mögliche, die einzig wahre Vereinigung der verſchiedenen Provinzen, die Vereinigung in der Freiheit, nicht wollte? war es nicht deshalb, weil man das wahre Oberenshorn, das Augenblicks allen Widerſpruch beſänftigt, alle Abneigung verſöhnt haben würde, das Zauberhorn der Freiheit fürchtete, gleich einem Kriegsſignal? Faſt dreißig Jahre liegen dazwiſchen: aber man mache noch heut die Probe, man eröffne noch heut in Preußen — nicht mit Redensarten, nicht mit Verheißungen, ſondern nun endlich mit der That und mit der Wahrheit, man eröffne endlich heut in Preußen die Schranken eines freien, volksthümlichen Staatslebens — und den Kopf zum Pfande, es wird ſich keine Spur mehr zeigen von der alten antipreußiſchen Verſtimmung der Rheinlande, es wird keine katholiſche, keine rheiniſche, überhaupt keine Separatoppoſition mehr geben, ſondern nur noch die ſchöne, naturgemäße Lebensbewegung eines befreiten, ſelbſtändigen Volkes!

Das alſo war der erſte Fehler, daß man (figürlich zu ſprechen) ſtatt dem Engel die Pforte zu öffnen, an die er ſo ſehnſüchtig, ſo mahnend gepocht hatte, lieber mit dem Teufel unterhandelte.

Allein dieſer erſte und allerdings principielle Fehler blieb bei Weitem nicht der einzige. Im Gegentheil, das ganze Verfahren der preußiſchen Regierung in dieſer katholiſchen Angelegenheit iſt eine einzige und große Reihe von Irrthümern und Fehlgriffen: warnendes Exempel, wie unmöglich es iſt, irgend ein Gebäude der Wahrheit und Feſtigkeit zu bauen auf den Grund einer erſten Unwahrheit und wie unmöglich, wie überflüſſig es iſt, im Einzelnen und Kleinen durch guten Willen, wohlmeinende Abſicht zu erſetzen und zu beſchönigen, was man im Großen und Ganzen durch ein principielles Mißwollen verſchuldet hat! — Nachdem man zuerſt zu wenig Tapferkeit und Selbſtvertrauen beſeſſen hatte, das Concordat nicht einzugehen, ſo beſaß man nun auch zu wenig, das eingegangene zu halten. Das Concordat war eine Unklugheit geweſen; jetzt zur Unklugheit fügte man die Unredlichkeit hinzu. Dieſelbe halbe, zaghafte Politik, welche das Concordat geſchloſſen, wußte nun auch, durch kleine diplomatiſche Künſte, durch perſönliche Rückſichten und Conceſſionen, das abgeſchloſſene, wo es dem Geiſt des Geſammtſtaates allzuſehr widerſprach, in der Stille gütlich zu umgehen. Das hieß nun Po-

lich, das hieß Staatsklugheit und wurde als solche bewundert! Man hatte ein Gesetz gemacht — und gleich darauf, da man das Unhaltbare, das Widersinnige desselben fühlte, statt es nun wenigstens ebenso resolut wieder aufzuheben — nein, statt dessen suchte man es durch eine ganze Reihe von Ausnahmegesetzen und persönlichen Privilegien nichtig an sich selbst wieder zu machen. Ich behaupte gar nicht, daß man sich alles dessen selbst so völlig bewußt gewesen ist: vielmehr ich bin überzeugt, daß sowohl der König von Preußen selbst, wie auch der damalige Erzbischof von Köln, Spiegel zum Teinberg, ein aufgeklärter, weltgebildeter Mann, durch dessen Bereitwilligkeit diese lindernden Maßregeln hauptsächlich zu Stande gekommen waren, beide persönlich die beste und redlichste Absicht dabei gehabt. Aber nur, wie gesagt, das Princip selbst war ein verkehrtes und unheilvolles; darum konnte auch der beste Wille von der Welt nichts Dauerndes und Segensreiches daraus schaffen.

Aber die Kette der Irrthümer war auch damit noch nicht geschlossen; die unglückliche Halbheit und Schwankung, in die man sich in Preußen einmal verloren hatte, währten fort und erzeugten immer neue, immer gefährlichere Verwirrung. Ein unkluges Concordat hatte man geschlossen — und hielt es nicht, eine unlautere Praxis persönlicher Verwilligungen, außergesetzlicher Zugeständnisse hatte man begonnen — und war auch in ihr nicht consequent! und beobachtete auch in ihr nicht diese allergeringste, allerumweiste Vorsicht, sich zum Wenigsten der Individuen zu versichern, deren man zu dieser Praxis bedurfte. Die Zulassung des Freiherrn von Droste-Vischering, Clemens August, zum erzbischöflichen Stuhl, nach Spiegels Tode, (Mai 1836) setzte den bis dahin begangenen Irrthümern gleichsam die Krone auf. Herr von Droste hatte es niemals Hehl gehabt, welcher Fraction des Katholicismus er angehörte; seit jenem Antheil, den er, noch Ausgang des vorigen Jahrhunderts, an der Bekehrung der Grafen Stolberg, sameien Andenkens, genommen, bis zu den Zerwürfnissen im Jahre 1820 und der fortdauernden fanatischen Anfeindung der Hermes'schen Lehre, hatte er mit einer imponirenden Offenherzigkeit an den Tag gelegt, wessen man sich von ihm zu versehen und daß eine Auffassung der kirchlichen Gewalt, wie er sie im Sinne hatte, mit allem geordneten Staatsleben, ja mit allem Bestand der Bildung und des religiösen Friedens unvereinbar war.

Es iſt richtig, daß Herr von Droſte, unmittelbar vor Beſtätigung ſeiner Wahl und gleichſam als Preis derſelben, eine ausdrückliche Zuſicherung gegeben hatte, die mit ſeinem Vorgänger getroffene Uebereinkunft wegen der gemiſchten Ehen ꝛc. auch ſeinerſeits aufrecht zu erhalten. Aber ebenſo richtig iſt es auch, daß, wenn alle Welt ſich durch derlei Zuſicherungen durfte täuſchen laſſen — die preußiſche Regierung durfte es nicht! ſie durfte es nicht, aus keinem andern Grunde, als weil ſie ja ſelbſt, aus ihrem eigenen Gebahren, wußte, daß man keineswegs allemal geſonnen iſt, auch wirklich zu halten, was man verſpricht, und daß auch die feierlichſten Stipulationen, die offenkundigſten Concordate, gleichviel — ſie laſſen durch Diplomatie, Liſt, Schwäche ſich ſchließlich alleſammt umgehen! Was ſie ſelbſt zur Anwendung gebracht, hätte ſie eben deſſelben ſich nicht auch von Anderen verſehen müſſen? und welchen Werth konnten Reverſe und Zuſicherungen für ſie haben, die an ſich ſelbſt erprobt hatte, wie man Reverſe und perſönliche Zuſicherungen nachſucht und ertheilt?!

Allein das iſt der Fluch dieſer kleinen und unwürdigen Politik, daß bei der allerſchlauеſten Verſchmitztheit, den allerkünſtlichſten Berechnungen ihr die einfachſte, die natürlichſte Klugheit, die Klugheit des redlichen Mannes, fehlt und daß ſie daher regelmäßiger Weiſe ſelbſt in die Grube fällt, welche ſie für Andere gegraben.

Unter dieſen Umſtänden nahmen die Dinge denn die Entwicklung, die ſie nehmen mußten. Kaum auf den erzbiſchöflichen Thron gelangt, vergaß Herr von Droſte alle feierlichen Zuſagen, die er gemacht. Oder nein, er vergaß ſie nicht einmal, er war brutaler, aber auch ehrlicher: er entband ſich ihrer ſelbſt, er erklärte ſie für nichtig und unverbindlich, er geſtand die Thatſache zu — was mehr? Sie war ein Irrthum, ein Fehler, ein Vergehen geweſen, gegen den heiligen Geiſt ſeiner Kirche: und darum jetzt, zu beſſerer Einſicht gelangt, hob er ſie auf.

Es iſt bekannt, was hierauf in der Nacht des vierundzwanzigſten November 1837 Seitens der preußiſchen Regierung geſchah. Außer Stande, das bisherige halbe Syſtem noch weiter fortzuſetzen, zugleich jedoch ohne die Kraft — und noch mehr ohne den Muth, ohne den Willen, ein neues, ganzes zu ergreifen, rief ſie diejenige Gewalt zu Hilfe, welche von jeher, nach dem bittern, aber leider nur allzuwahren Sprichwort, „das letzte Mittel der Könige“ gebildet hat:

die Gewalt der Bajonette. Wie aus einer eroberten Stadt, durch besetzte Straßen, unter dem Drohen der Geschütze, bei nächtlicher Weile, ohne Untersuchung, ohne richterliche Verfügung, ein Gefangener der königlichen Willkür, ward der Erzbischof aus der Mitte einer ihm enthusiastisch ergebenen Bevölkerung heraus und auf die Festung geführt. — Möglich, daß, wie die Sachen nun bereits einmal lagen, dem preußischen Gouvernement kein anderer Ausweg blieb: aber warum die Sachen überhaupt in diese Lage gebracht haben? warum keine andere Wahl übrig gelassen, als entweder Unrecht zu leiden oder Unrecht zu thun?

Die Aufregung, die Erschütterung, welche die Nachricht von dieser Kölner Begebenheit in Deutschland verbreitete, war unbeschreiblich. Und das nicht blos bei denjenigen, welche in dem gefangenen Erzbischof einen Helden ihres Glaubens, einen Märtyrer ihrer Kirche verehren zu müssen glaubten: vielleicht noch größer — und jedenfalls noch bedeutungsreicher, noch verhängnißvoller für die Zukunft des preußischen Staates war sie bei denjenigen (und ohne Zweifel war ihrer durch ganz Deutschland die größere Zahl), welche umgekehrt, was die erste veranlassende Frage betraf, die Frage der religiösen Eintracht, sich vollständig auf Seiten des preußischen Gouvernements stellten. Allein auch diese vermochten nicht die Mittel zu billigen, welche die Regierung ergriff, ein von ihr selbst innerlich in Frage gestelltes, ja geradezu aufgegebenes Princip äußerlich, durch rohe Gewaltthat, aufrecht zu erhalten; sie konnten nicht billigen, daß, was die Federn der Diplomaten versehen hatten, wieder gut gemacht werden sollte durch die Seitengewehre der Gensd'armen.

Und nun gar erst diese Parteileidenschaft, mit welcher, von hüben und drüben, protestantischer und katholischer Seits, durch Organe der Geistlichkeit wie durch die Organe der Regierung, der unglückselige Conflict ausgebeutet, ja geflissentlich erweitert ward! Diese gegenseitigen Beschuldigungen, Anklagen, Drohungen! Diese fanatische Erbitterung, dieser neue Glaubenskrieg, der urplötzlich nicht blos Preußen — nein, ganz Deutschland in zwei Hälften zu spalten und die bejammernswerthen Zeiten unserer Religionskriege zu erneuen drohten! Mit Bestürzung mußten die Freunde, mit Schadenfreude die Feinde Preußens sich eingestehen und fragen, wo denn nun die so viel gerühmte Bildung der preußischen Nation, wo die Humani-

tät der Behörden, wo die ganze gepriesene geistige Höhe des Staates sei, und was alle diese Anstalten für Wissenschaft und Bildung des Volkes, mit denen man sich in Preußen so Großes gewußt hatte — was, fragte man, haben sie genützt, welchen Werth haben sie gehabt, wenn sie nicht einmal im Stande sind, Preußen, diesen „Staat der Intelligenz", in der Mitte des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts, vor der Gefahr des Glaubens-, des Bürgerkrieges zu schützen?! — Irgend etwas, das ließ sich nicht länger verkennen noch beschönigen, war faul im Staate Preußen; diese künstliche, diese erstaunenswerthe Maschine des preußischen Staatsbetriebes, irgendwo mußte sie ein Gebrechen haben, es mußte irgendwo ein Stiftchen zerbrochen, ein Rädchen eingerostet sein — und bekanntlich, je kunstvoller eine Maschine, je leichter, durch die kleinste Beschädigung, wird sie zum Stillstand gebracht, je schwieriger fällt es, sie auszubessern.

Oder lag es vielleicht am Baue selbst? war der Plan, trotz seiner gerühmten Vortrefflichkeit, vielleicht dennoch falsch? — Schon wurden auch Stimmen in diesem Sinne laut — einzeln, schüchtern. Denn man muß wohl im Gedächtniß haben, welche ehrfurchtsvolle Bewunderung damals noch, namentlich in Preußen selbst, vor dem preußischen Staatssystem gehegt ward, und daß es geradezu als ein politisches Sacrileg galt, an der Unfehlbarkeit der preußischen Bureaukratie zu zweifeln. — Aber gleichwohl, sie wurden laut. Sie wiesen hin auf die rasche Ausbreitung, die täglich wachsende Erbitterung dieses Zwistes. Schon hatte die Katastrophe von Köln sich in Posen wiederholt; Schlesien wurde schwierig; von auswärts her, namentlich von Baiern, das mit Begier diese Gelegenheit ergriff, sich für vermeintliche alte und neue Kränkungen zu rächen, wurde Oel ins Feuer gegossen — was endlich, um diesen unseligen Knäuel zu lösen, was blieb übrig, als an die Nation selbst zu appelliren? als zu appelliren an die Bildung, die Duldung, die Aufklärung, die man — auch die Gegner der preußischen Regierung vermochten es nicht zu läugnen! seit zwanzig Jahren mit so freigebigen Händen ausgesät hatte, und deren Frucht nun der preußischen Regierung ganz gewiß nicht entstehen würde, vorausgesetzt, daß sie dieselbe nur einholen wollte?! — Der gewöhnliche Rechtsboden langte hier nicht aus; Recht stand gegen Recht, Pflicht gegen Pflicht: es galt, einen neuen zu schaffen,

einen wahrhaft nationalen, auf welchem jene borniirten confessionellen Unterschiede, jene veralteten canonischen Rücksichten und Bedenken von selbst würden verschwunden sein. Auf Seiten der preußischen Regierung, in ihrer Forderung einer toleranten, humanen Praxis, war, ohne Zweifel, das geistige, das sittliche Recht. Aber welcher Gerichtshof im Lande war mächtig, war anerkannt genug, ihr dasselbe auch äußerlich zuzusprechen? Diese peinlichen Untersuchungen und Processe, diese Amtsentsetzungen und Einkerkerungen, mit denen man die verletzte Würde des Staats, die Würde der Humanität und Bildung zu rächen meinte, wandten sie ihre Spitze nicht vielmehr gegen diejenigen selbst, die sie vertheidigen sollten, und ließen eine schlechte und unedle Sache, unter dem Heiligenschimmer des Martyriums, als eine gerechte und edele erscheinen? — Nein! mit den Paragraphen des Landrechts, mit den Vorschriften der Polizeiordnung war hier nichts gethan; diese Verwirrung konnte nur der gesetzlich ausgesprochene, ausdrücklich eingeforderte Wille des Volkes selber lösen; nur eine Versammlung von Notabeln, ein Parlament....

Allein dieses Wort auszusprechen wagten sogar diejenigen nicht, welche allerdings die Sache selbst im Sinne hatten; die Ueberlegenheit des geschlossenen, compacten preußischen Beamtenstaates über den zerfahrenen, kraft- und saftlosen Constitutionalismus der süddeutschen Staaten, geschweige denn gar über die französische oder belgische Verfassung, schien zu unzweifelhaft, die „Garantien der preußischen Zustände" zu sicher, als daß diese Reminiscenzen der Stein-Hardenberg'schen Epoche, die hie und da aufzutauchen begannen, auf irgend welche ernstlichern Sympathien hätten im Volke rechnen dürfen. Die kölnische Frage, hervorgegangen aus kleinen persönlichen Intriguen, aus gegenseitiger Unwahrheit, Schwäche, Eigensinn, ohne den Hintergrund eines großartigen geschichtlichen Conflictes, sollte es auch zu keinem irgend wie bedeutenden, geschichtlichen Resultate bringen; Geschöpf des Irrthums und der Leidenschaften, sollte sie nur Irrthum und Leidenschaft verbreiten, um endlich klanglos, resultatlos, zu verhallen. — Vorgearbeitet bei alledem für eine künftige politische Erhebung hat auch sie, und wäre es nur dadurch gewesen, daß sie, für einige Jahre wenigstens, ein großes allgemeines öffentliches Interesse schuf und die Fackel der Parteileidenschaft schleuderte in die gleichgiltigen, kalten Herzen — ein

zweideutiger, ein hereditatischer Ruhm: aber immerhin ein Ruhm, wenn wir uns die gänzliche Theilnahmlosigkeit, die wahre Kirchhofsruhe vergegenwärtigen, welche während der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre in Deutschland, zumeist aber in Preußen herrschte. —

An der dritten Stelle haben wir die orientalische Frage genannt. — Es läßt sich, meinen wir, kaum etwas auffinden, das charakteristischer wäre für die gänzliche Verkehrtheit, die völlige moralische wie geistige Ohnmacht unserer sogenannten europäischen Politik, als die Stellung, welche, nun bereits ein Menschenalter, die Angelegenheiten des türkischen Reiches darin einnehmen. Bedenkliches System der Staatsweisheit, wo fortwährend der Friede von ganz Europa bedroht wird durch die geringste Schwankung, die Palastintrigue eines Verschnittenen, den Triumvirat eines namenlosen Pascha in einem entlegenen Winkel Asiens! Seltsames Gleichgewicht von Europa, wo der ruhige Anwohner der Elbe und des Rheins, des Neckars und der Spree fortwährend in der Gefahr eines allgemeinen Krieges schwebt, und nun seinen Wohlstand opfern und muß das Mark seines Landes, die Frucht seiner Arbeit vergeuden in einem jahrelangen „bewaffneten Frieden“ —

Warum? Um einem Staate das Dasein zu fristen, der niemals eigentlich ein Staat gewesen ist, sondern immer nur das Heerlager eines barbarischen Eroberers, ein vorangeschobener Posten morgenländischer roher Naturkraft, und jetzt längst von europäischer Gesittung — mehr noch: von europäischer Unsitte, europäischen Lastern überwunden und unterhöhlt! Wer hat Interesse an dem Bestande der Türkei? An ihrem Bestande Niemand: nur weil Keiner sie dem Andern gönnen, weil Jeder den Augenblick erlauern will, sie für sich selbst zu erhaschen, und weil man so entblößt ist von geschichtlichem Glauben und von Ehrfurcht vor dem selbstbestimmenden Recht der Völker und der unverwüstlichen Zeugungskraft der Geschichte, daß man ihr nicht getrauen will, sich selbst zu gestalten, ihrem Bedürfniß gemäß, in neuem bitterlichem Proceß, zu geschweigen von jener Ueberlegenheit des Genius, jenem weltgeschichtlichen Muth, der, kühnen Griffs, in die Urne des Schicksals faßt und mit tapferer Hand, freiwillig vollzieht, was der langsame Gang der Ereignisse dennoch einst bringen muß — darum allein, aus gegenseitigem Neid, Haß, Eifersucht, Schwäche, wird der Türkei das künstliche

Leben noch erhalten, darum unser lebendiges Blut zapft man uns ab, um, in vergeblichem Versuch, die Adern eines Sterbenden damit zu füllen.

Ja was Sterbenden?! Das türkische Reich ist bereits eine Leiche — eine Leiche, welche unverdigt bleibt, weil die Nachgelassenen sich wegen des Erbtheils in die Haare gerathen sind, und deren Verwesung nun mit pestartigem Hauch die Erbnehmer selbst vergiftet. Es ist klar, daß, so lange nicht eine principielle Aenderung in dem System der europäischen Politik eintritt, auch die Türkei nicht aufhören wird, schwach, ohnmächtig, ein bloßer Trümmerhaufe, wie sie ist, dennoch, von Jahr zu Jahr, die Ruhe Europa's zu erschüttern; erst ein allgemeiner Umschwung der Geschichte, der die Nationen Europa's zu einer großen „heiligen Allianz," der Völker vereinigen und, statt der bisherigen lauten Diplomatenweisheit, die erhabenen Grundsätze der Freiheit und Brüderlichkeit proclamiren wird, kann auch dieser orientalischen Frage ihre letzte und dauernde Antwort geben.

Eine derartige Erschütterung nun, und zwar eine der gefährlichsten, der tiefgreifendsten, fällt auch in den Ausgang der dreißiger Jahre. — Mehemet Ali, der gelehrige Zögling, der würdige Nachahmer alles dessen, was die europäische Cultur des neunzehnten Jahrhunderts zur Knechtung der Völker, zur Befestigung des Despotismus erfunden hat, ein großer Mann in den Augen derjenigen, welche die Nationen nur als ein willenloses Instrument betrachten in den Händen ihrer Fürsten, bestimmt, jeder Laune, jeder Leidenschaft, so jedem verbrecherischen Gelüst derselben zu dienen, in den Augen aller Uebrigen nur ein großer Tyrtet, ein Menschenschinder im großen Stil — war schon im Jahre 1832, nach dem Siege bei Konieh (Febr. 20.), im Begriffe gewesen, der Herrschaft des Sultans den Todesstreich zu versetzen und sich, aus einem gewaltthätigen, übermüthigen Vasallen, zum erklärten Herren der Pforte zu machen. Die Eifersucht der europäischen Großmächte, welche, wie erbittert gegen einander, doch darin durchaus einträchtig waren, daß die Beute auch keinem außer ihnen zufallen dürfe, hatte die Katastrophe damals noch zurückgehalten; dieselben russischen Truppen, welche wenige Jahre zuvor (Septbr. 1829), aus Besorgniß vor einem allgemeinen europäischen Kriege, ihrem Triumphzuge nach Konstan-

tinopel hatten Einhalt thun müssen, durften jetzt (April bis Juli 1833) an die Ufer des Bosporus herniedersteigen, um durch den Anblick ihrer Bajonette Ibrahim Pascha aus seinem Siegesrausche zu entnüchtern.

Es versteht sich von selbst, daß ein Friede, auf diese Art vermittelt, von keinem langen Bestand sein konnte. Schon 1839, nach einer Reihe größerer und kleinerer wechselseitiger Neckereien, Beschwerden, Zwistigkeiten, brach der Kriegs aufs Neue aus. Auch jetzt wieder war das Glück dem Aegypter günstig, günstiger sogar als jemals. Die Schlacht von Nisib (1839, Juni 21.) vernichtete die türkische Landmacht, während gleichzeitig (Juli 5.) die gesammte türkische Flotte, mit vollen Segeln, durch Verrath zum Feinde überging.

Mitten unter diesen Unglücksfällen (Juli 1.) starb Sultan Mahmud, und sein Nachfolger Abdul Medschid, ein sechzehnjähriger Jüngling und schon abgelebt, entnervt, zerrüttet durch die Ausschweifungen des Serails, schien, ein würdiger Schluß einer solchen Regentenreihe! den Thron nur zu besteigen, um sofort unter den Trümmern desselben begraben zu werden.

Allein dieser Ausgang paßte nun einmal in den Calcul europäischer Staatsweisheit nicht. Wie 1833, so suchten auch jetzt wieder die sogenannten Großmächte einen Frieden zu vermitteln, der die Existenz des türkischen Reiches rettete.

Nur daß diese Vermittelungsversuche bei Weitem nicht mit derselben Einigkeit — oder richtiger gesagt: demselben Schein der Einigkeit geschahen, wie nach der Schlacht von Konieh. Rußland, das sich seit fast einem Jahrhundert stillschweigend als den gewissen Erben der Pforte betrachtet, mußte es höchst unbequem sein in der wachsenden Macht Aegyptens einem neuen Rivalen, und in der That dem gefährlichsten von allen, zu begegnen. Es mußte ihm daher daran gelegen sein, dieser Macht nicht allein keinen Zuwachs zu gestatten, sondern sie, trotz des Sieges von Nisib und trotz der entführten türkischen Flotte, sogar noch zu beschneiden und in engere Schranken zurückzuführen, als zuvor.

Frankreich dagegen, in dessen Erinnerungen und Phantasien Aegypten seit der Bonaparte'schen Expedition bekanntlich eine große Rolle spielt, und das überdies gerade in diesen letzten Jahren bemüht war, für seinen mehr und mehr geschwundenen Einfluß in Europa

sich im Orient schadlos zu halten, ergriff die Partei des Pascha's. Nicht ohne einigen Grund allerdings: indem Mehemet Ali bei der ganzen aufgeregten und unverträglichen Politik, welche er seit dem Friedensschluß von Kutsch gegen den Sultan beobachtet und die endlich diesen neuen Krieg unvermeidlich gemacht hatte, hauptsächlich den geheimen Einflüsterungen und Anlagen Frankreichs gefolgt war: so hatte dieß denn in der That eine ziemlich nachdringende moralische Verpflichtung, sich seines alten Schützlings auch in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke anzunehmen.

Gerade dieser Einfluß Frankreichs aber, oder die Gefahr, die Furcht desselben, war wiederum für England und Oesterreich die Veranlassung, sich in dieser Frage zu Rußland zu halten; auch hatten sie ja dasselbe Interesse des Gleichgewichts, wie dieses. — Preußen endlich, ohne unmittelbaren Einfluß und Antheil an der Sache, übernahm auch jetzt wieder die Rolle, die ihm, wenn es überhaupt die Ehre als europäische Großmacht retten will, in diesen orientalischen Angelegenheiten ein für allemal und namentlich so lange gewiß ist, bis es im Stande ist, sich auf ein einiges, starkes, dann auch mehr gebietendes Deutschland zu stützen: es stimmte mit der Mehrheit, mit Oesterreich, mit Rußland, seinen alten Mitverbündeten.

Diese Spaltung ging nicht ganz so rasch vor sich und offenbarte sich lange nicht so deutlich, als sie hier in Kürze erzählt wird — was auch in der europäischen Diplomatie ging rasch und deutlich zu?! Es wurden noch eine Menge Noten gewechselt, Vorschläge gemacht, Conferenzen gehalten; im Ganzen und Großen aber war der Weg, welchen diese Angelegenheit nehmen würde, nach ihrem Ausgang neunundneunzig ziemlich deutlich bezeichnet, ja schon damals, ohne eben Prophet zu sein, konnte man mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, daß diese orientalische Frage für das Jahr vierzig die sehr dringende Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges herbeiführen müsse.

Dieß war denn auch der Standpunkt, von dem aus diese Angelegenheit in Deutschland und vom deutschen Publikum betrachtet ward: der Standpunkt des Philisters, der allerdings eine abstracte Furcht hat vor allem Krieg und Kriegsgeschrei, im Uebrigen aber, was er nicht ändern kann — oder vielmehr, was sich nicht von selbst ändert — mit Gleichmuth hinnimmt. Man ersetze sich auch nicht

wenig, man fand es auch ganz abscheulich abgeschmackt, daß man am Ende gar noch „der verdammten Türken wegen“ in Krieg gerathen solle. Aber daß es Deutschlands Sache gewesen wäre, diesen Krieg zu hindern, vorausgesetzt nämlich, daß Deutschland überhaupt eine Macht gewesen wäre, die irgend etwas in der Welt, und wäre es das Summen einer Mücke, hätte bewerkstelligen oder verhindern können; daß weit vor allen diesen Mächten, die, gefräßigen Hunden gleich, sich über dem Leichnam des türkischen Reichs die Zähne wiesen, Deutschland den ersten, den dringendsten Beruf, das eigentliche weltgeschichtliche Recht gehabt hätte, den Nachlaß derselben Türken, vor deren Andrang es in Jahrhundertlangem Kampf Europa, die Welt gerettet hatte, für sich einzuziehen und auf den Trümmern des Barbarenthums das Banner deutscher Sitte und deutscher Bildung aufzupflanzen — das fiel Niemand ein, das wagte Niemand auszusprechen, oder wer es wagte, galt (und gilt auch wohl noch heute) für einen Schwärmer und unruhigen Kopf.

Gleichwohl blieb auch diese Angelegenheit nicht ohne fördernden Einfluß auf unsere politische Entwickelung, indem sie auch dem deutschen Spießbürger Veranlassung gab, den Blick doch wenigstens über die nächsten Grenzpfähle hinwegzurichten und sich einigermaßen bekannt zu machen mit der Lage Europa's und den Verhältnissen der auswärtigen Politik, die bisher für Deutschland im Gegentheil eine sehr innerliche, nämlich eine ganz geheime, verborgene gewesen war. Es erschienen damals (wie es denn bekanntlich deutsche Natur ist, über Alles und Jedes sogleich sein Buch zu schreiben) in Deutschland eine Reihe von Schriften, welche die Verhältnisse der europäischen Politik beleuchteten und nicht wenig dazu beitrugen, diesen bisher nur von einzelnen exclusiven Kreisen beachteten Gegenstand zu einem allgemeinen Tagesinteresse des großen Publikums zu machen; unter ihnen besonders eine, welche in der deutschen publicistischen Literatur wahrhaft Epoche gemacht hat und deren Namen wir daher auch hier nicht übergehen dürfen: die europäische Pentarchie. Ursprung und eigentliche Absicht dieses merkwürdigen Buches, ob es für oder gegen das Interesse Rußlands veröffentlicht worden, ist bekanntlich noch jetzt den Meisten ein Räthsel. Doch ist die Wahrscheinlichkeit für das Letztere. Oder wenn auch nicht diese, so jedenfalls der Erfolg. Niemals noch waren die eroberungssüchtigen Pläne Rußlands mit solcher Offenheit, solcher

gemüthlichen Frechheit an den Tag gelegt worden; man hatte es noch niemals so bereitwillig eingestanden, wohin der russische Absolutismus eigentlich zielt, nämlich bis in das Herz Europa's seine gierigen Krallen auszustrecken und Deutschland, das Mutterland der Bildung, die Pflanzstätte der Wissenschaften, zum dienstbeflissenen Clienten der russischen Knute zu erniedrigen. — Die Sensation, welche diese Entdeckung hervorbrachte, war ungeheuer. Man sah jetzt mit einem Mal, an welchem Abgrund man stand; man wurde aufmerksam auf Alles, was nur von Weitem einer Verwirklichung dieser russischen Pläne ähnlich sah oder ihr zum Werkzeug dienen konnte; man erinnerte sich der langsamen, der versteckten, aber unveränderlichen, aber schrecklich sichern Schritte, mit denen Rußland seit Peters des Großen Zeit diesem Ziel entgegengearbeitet hatte. Wahrlich, war dies ein Freund Rußlands gewesen, der die „Pentarchie", diese scheinbare Lobschrift der russischen Herrschaft, veröffentlicht, so war es ein gefährlicher! Rußland hatte seit Jahren in Deutschland nur noch die Wahlverwandtschaft des Absolutismus, die Eitelkeit der kleinen Fürstenhäuser, die Bestechlichkeit der Minister, die Habgier käuflicher Journalisten für sich gehabt; die Sympathien des Volkes hatte es niemals besessen. Jetzt aber, in Veranlassung der Pentarchie, schlug diese Abneigung um in offenen Haß, dieser Haß in tödtliche Feindschaft. — Nicht bloß lieben, auch hassen müssen die Völker; auch der Gegensatz einer tiefen, fanatischen Abneigung ist nöthig zur Erziehung einer Nation: sie gewinnt eben an diesem Gegensatz das Bewußtsein ihrer Selbständigkeit und mit ihm die Kraft und den Willen, dieselbe zu bewahren, oder, wo sie verloren gegangen ist, sie aufs Neue zu erreichen. — Auch wir, wenn wir sehen, wie plötzlich, im Lauf der vierziger Jahre, ein bis dahin nicht gekanntes Einigkeits- und Selbständigkeitsgefühl der deutschen Nation zu Tage bricht, werden diesem Russenhaß, der ganz vorzüglich durch die Pentarchie zum Bewußtsein kam, Rechnung zu tragen haben, so daß also die orientalische Frage schon damals ihre, wenn auch sehr mittelbare, sehr weit entlegene, doch jedenfalls sehr wohlthätige Folge für Deutschland hatte. —

Wir fügen hieran, zum Schluß dieser Einleitung, einen kurzen Ueberblick über die vornehmsten europäischen Staaten und die Lage, in welcher dieselben sich zu Ende achtzehnhundertneunundreißig befanden;

wobei wir uns jedoch durchaus nur auf Dasjenige beschränken, was zur Auffrischung an das Bekannte unumgänglich nöthig scheint.

Der erste Blick damals, wenn man den Zustand Europa's betrachtete, fiel noch immer auf Frankreich. Wiewohl es nicht mehr die Nation selbst war, diese vulkanische, unermüdliche, unberechenbare Nation, was die Aufmerksamkeit der Welt gefesselt hielt — dieser Vulkan schien ausgebrannt, diese Spannkraft gebrochen; sondern wenn man an Frankreich dachte, so war es an den Gensdarmen der französischen Freiheit, Louis Philippe, den „Napoleon des Friedens", den Salomo unter den Fürsten Europa's. Wer kümmerte sich um Frankreich und das französische Volk? Louis Philippe, man wußte es ja, mit seinem ewig behaglichen Lächeln, mit seiner unverwüstlichen Schlauheit, hatte die Sphinx der Revolution nicht überwunden, nein, viel ärger noch: er hatte sie gezähmt, daß sie jetzt ruhig ihre Tatzen leckte und, statt Räthsel aufzugeben, verhängnißvolle, blutige Räthsel — ! wie ein Echo gemüthlich nachplapperte, was der große [illegible] der Freiheit ihr in die Ohren raunte. Man gestand sich wohl, daß das nicht immer so bleiben könne, man gab zu und seufzte bereits im Voraus darüber, daß der Löwe wiederum erwachen werde — nämlich wenn Louis Philippe, der wohl in Glanz und Ehren alt werden, aber doch leider nicht immer leben konnte, einmal die Augen würde geschlossen haben. Noch indessen lebte er ja, der Großmeister der Politik, der Angelpunkt der europäischen Diplomatie, der Polarstern der Börsenmänner; man konnte also noch getrost schlafen gehen und selbst wenn das Knäuel der orientalischen Frage sich enger und enger zusammenzog, und wenn Spanien in Bürgerkrieg stand — gleichviel, es hatte noch immer nichts zu sagen, so lange Louis Philippe lebte.

Ja selbst wenn Frankreich kein Ministerium mehr haben konnte, und wenn die Deputirtenkammer aufsässig ward, und wenn die Republikaner revoltirten — man achtete es nicht: Louis Philippe lebte ja noch! . .

Und das Alles war wirklich in Frankreich im Jahre neununddreißig passirt. Der König, unvergleichlich in der Gabe, die Menschen abzunutzen, hatte auch den Namen Molé's, eines wohlmeinenden, ehrenwerthen, aber unselbständigen und den dynastischen Interessen Louis Philippe's blindlings ergebenen Mannes, der ihm so oft schon

zum Lückenbüßer gedient hatte, endlich so gründlich verbraucht, daß das Ministerium Molé, nachdem es seit fast zwei Jahren den Unwillen aller Parteien auf sich geladen hatte, am 22. Januar 1839 seine Entlassung nehmen mußte. Es hielt schwer, selbst für den großen Menschenkenner Louis Philippe, ein so gutwilliges Ministerium wiederzufinden, wie ihm das Molésche gewesen war; das heißt, das dem König so bequem die Hand im Spiele ließ und ihm unter der Maske constitutioneller Einrichtungen eine so unbeschränkte Selbstregierung gestattete. Der erste Versuch, zu dem Louis Philippe sich nach langem Zögern entschloß, das sogenannte ministère des chargeurs vom 11. März, mißlang; die Republikaner benutzten die Krise, einen Aufstand zu erregen (Mai 12.), der zwar ebenfalls mißlang, aber doch dem König zur Warnung gereichte, seine Strohmänner nicht gar zu plump zu wählen und die Spannung einer ministeriellen Krisis nicht gar zu lange auszudehnen. Schon am folgenden Tage (Mai 13.) wurde Soult an die Spitze eines Ministeriums berufen, in welchem Duchatel als Minister des Innern, Passy Finanzminister, Villemain Cultusminister, Teste Justizminister u. s. w. fungirten: lauter mittelmäßige Leute also, wie der König sie eben brauchen konnte, denen Soult durch seinen militairischen Ruhm wohl einigen Glanz verlieh, ohne dem König übrigens durch große staatsmännische Talente und eigne politische Ansichten sehr beschwerlich zu fallen. Wirklich wurden mit diesem Ministerium die Kammern von neunundsechzig glücklich zu Ende gebracht — will sagen, das Budget wurde glücklich bewilligt, worauf die Sessionen (7. August) geschlossen ward.

Aber aufgeschoben ist bekanntlich nicht aufgehoben. Die Zwischenzeit bis zur Wiedereröffnung der Kammern trug nur zur Vermehrung der Schwierigkeiten bei, denen der König diesmal mehr ausgewichen, als daß er sie überwunden hätte. Von der Verwicklung im Orient ist schon eben ausführlich die Rede gewesen; jetzt kamen noch Niederlagen in Algier, wachsende Verlegenheiten in Spanien, sowie im Innern die sich täglich steigernde Erbitterung der Parteien hinzu, von denen keine gefährlicher war, als diejenige, welcher das Ministerium vom 13. Mai am Ruder in den Weg geworfen — die Partei der Ministercandidaten, die zwar jetzt in den französischen Kammern ziemlich stark gewesen und die jetzt den talentvollsten, aber

auch eitelsten Mann des damaligen Frankreich an ihrer Spitze sah: Thiers.

Mit diesem Ministerium und solchen Gegnern gegenüber war es, daß Louis Philippe am 23. Decbr. 1839 die neuen Kammern eröffnete; schwerlich rechnete er selbst darauf, sie mit demselben auch wieder zu schließen.

In einer ähnlichen abnormen Lage, wie Frankreich, nämlich kein Ministerium zu Stande bringen zu können, hatte auch England sich in demselben Jahre befunden. Das Ministerium Melbourne (seit dem 8. April 1835), wiewohl die größten Talente der dermaligen Whigpartei, unter ihnen die eigentliche Seele derselben, Lord John Russell, in sich schließend und überdies von der persönlichen Gunst der jungen Königin unterstützt, hatte dennoch dem vereinten Andringen der Tories und der Radicalen, welche Letztere sich immer entschiedener von den Whigs losgelöst hatten, nicht widerstehen können. Zartfühlend, wie englische Staatsmänner in diesem Punkte jederzeit gewesen sind, und unbekannt mit jenem ängstlichen Kleben an den Portefeuilles, dem man anderwärts nur zu häufig begegnet, hatte eine Majorität von nur fünf Stimmen, bei der Debatte wegen Suspension der Verfassung in Jamaica, dem Ministerium genügt, seine Entlassung einzureichen (Mai 7.). Wie sich bei der regelmäßigen Pendelbewegung des englischen Staatslebens von selbst verstand, war Sir Robert Peel, der große Nebenbuhler John Russells, sofort in die Lücke eingetreten. Bis dahin war Alles vollkommen in der Ordnung. Aber eine — es ist mißlich zu entscheiden, ob Laune der Königin oder ob Anmaßung der Tories brachte in dieses so einfache und regelrechte Verhältniß plötzlich eine unvorgesehene Störung.

Die Tories nämlich bestanden darauf, daß die Whigs, nachdem sie aus dem Ministerium geschieden, auch aus den Hofchargen in der unmittelbaren Umgebung der Königin entfernt würden; namentlich verlangten sie die Entlassung zweier Hofdamen der Königin, welche dieser Partei beigezählt wurden. Hierin aber meinte die Königin einen Eingriff in ihre königlichen Rechte, zu ihre persönliche Freiheit zu erblicken, weshalb sie die Entlassung verweigerte. In Folge dessen gab Sir Rob. Peel das kaum empfangene Staatssiegel zurück, und die Combination zerschlug sich.

Auch bis hieher war die Sache, wenn auch ungewöhnlich, doch noch immer in der Ordnung. Nun aber ließ Lord Melbourne durch die persönliche Anhänglichkeit der Königin, die von ihm in die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht worden war, sowie durch die Schwierigkeit, ein anderes Whigkabinet zu bilden, sich verleiten, mit dem ganzen Ministerium in die eben verlassene Stelle zurückzutreten — ein Entschluß, der, so patriotisch und wohlgemeint er auch war, dennoch Allem, was die englische Nation bisher für parlamentarische Sitte, für die Ehre eines Ministeriums gehalten, rücksichtslos ins Angesicht schlug, und der daher auch für die ganze Whigpartei von wahrhaft verhängnißvollen Folgen ward, indem er gerade dasjenige erschütterte, was überall die erste Basis des Staatsmannes sein muß: die unbedingteste, die fleckenloseste Achtung der Nation.

Zwar hielt sich das Ministerium Melbourne noch fast zwei Jahre: aber sein eigentliches Ansehen, sein Gewicht im Lande, seine ehrfurchtgebietende Stellung zwischen den Parteien hatte es unwiederbringlich verloren: so daß also auch das parlamentarische Leben Englands sich bei dem Uebergang in das Jahr vierzig in einem ähnlichen Interimisticum befand, wie es in Frankreich der Fall war.

Wenn nichts destoweniger die Folgen dieses immerhin gefährlichen Zustandes in England bei Weitem weniger sichtbar wurden, wie in Frankreich, wenn weder der unglückliche Krieg mit Afghanistan (seit 1838), noch der steigende Einfluß der Chartisten, noch endlich gar das himmelschreiende Elend Irlands die Blüthe Großbritanniens merklich erschütterten: da lag dies theils an den unermeßlichen Hilfsquellen dieses riesenhaften Reiches, theils und hauptsächlich an der wunderbaren Weisheit und Festigkeit der englischen Staatsverfassung überhaupt, welche, für jeden andern Staat und jedes andere Volk eine Thorheit, ja eine Unmöglichkeit, dennoch für England gerade die entsprechendste war — eine Eigenschaft, die sie bis zu dieser Stunde und unter dem Zusammensturz des gesammten alten Europa noch immer glänzend bewährt!

Von Rußland ist wenig zu berichten — Vorzug der Tyrannei, die eben so einförmig ist, eben so unbeweglich, wie der Tod! — Von seiner Stellung zur orientalischen Frage, sowie von seinen geheimen Absichten auf Deutschland und der unangenehmen Veröffentlichung, welche dieselben in Veranlassung der Pentarchie

erfuhren, iſt eben die Rede geweſen. — Im Innern des Reiches herrſchte Schweigen. Die Polen, oder was von der polniſchen Nation noch übrig geblieben war nach der unglücklichen Erhebung vom Jahre dreißig, ſchienen jeden Gedanken an einen neuen Aufſtand beſeitigt zu haben; Hunderte von Feuerſchlünden, auf Warſchau gerichtet, und die eherne Faust des Satrapen Paskewitſch ließen es ſich angelegen ſein, ſie bei dieſen friedfertigen Gedanken zu erhalten. Tſcherkeſſien, dieſes Algier Rußlands, fraß Jahr aus Jahr ein den Kern der ruſſiſchen Armeen und gab dadurch Jahr aus Jahr ein Stoff zu prahleriſchen Bülletins und Siegsberichten. In Aſien rückte der unvermeidliche Zuſammenſtoß mit England langſam näher und näher: die Expedition nach Chiwa, welche, nach ruſſiſcher Art pomphaft angekündigt, Ende Novembers 39. von Orenburg aufbrach, ſchien denſelben ſogar noch beſchleunigen zu ſollen. — Von dem Ausgang dieſer Expedition werden wir ſpäter ſprechen.

Oeſterreich befand ſich ebenfalls, dem Anſcheine nach, in vollkommener Ruhe. Was für Frankreich Louis Philippe, das war hier Metternich, nur freilich plumper: der Grundpfeiler der Legitimität quand même, die Seele des alten auf Knechtung der Völker und Erſtickung jeder volksthümlichen Regung berechneten Syſtems. — Doch war Metternichs perſönliches Anſehen ſchon damals im Niederſteigen; die plumpe Art, wie er bei jeder Gelegenheit entweder ſich von Rußland düpiren ließ, oder aber nicht einmal für gut fand, daß er von Rußland erkauft ſei, zu verheimlichen, hatte ſeinem Ruf Abbruch gethan. Auch verdarb Louis Philippe, der dieſelben Artikel lieferte, aber nur viel moderner, viel zierlicher, ihm den Markt. — In Oeſterreich ſelbſt jedoch herrſchte er nach wie vor unbeſchränkt; auch hatte er, durch eine reiche Zuzucht ähnlicher Creaturen, Sorge getragen, daß ſein Syſtem nach ſeinem Tode nicht zu Ende gehe. Es war das Syſtem Oeſterreichs, dachte er — und er hatte Recht . . .

Preußens haben wir an anderen Stellen dieſer Einleitung bereits ausführlich Erwähnung gethan. Die übrigen Staaten Teutſchlands zählten nicht.

Ebenſo wenig Italien, das von den Alpen bis zur Südſpitze Siciliens wenig mehr war, als ein Vaſall von Oeſterreich. — Der Conflict, in welchen Neapel wegen des Schwefelvertrags mit England gerieth (1838), war eine Epiſode, die allenfalls Neapel den

Besitz von Sicilien kosten konnte; größere weltgeschichtliche Bedeutung jedoch hatte sie nicht. — Auch die nordischen Staaten waren ohne Einfluß; die politische und nationale Agitation, welche in Dänemark mit dem Tode Friedrichs des Sechsten (1839, Decbr. 3.) begann, und die in ihrem Verlauf auch namentlich für Deutschland so verhängnißvoll werden sollte, war eben erst im Entstehen und machte sich erst im folgenden Jahre auch nach außen hin bemerkbar. —

In Spanien, diesem unseligsten Lande des neunzehnten Jahrhunderts, wo ein edler, großherziger Volksstamm die schmutzigste Hefe des Absolutismus am Unerbittlichsten leeren muß, war der langjährige Bürgerkrieg zwischen Christinos und Carlisten endlich im Sommer 1839 (August 31.) durch den Vertrag von Bergara beendet worden. Don Carlos selbst hatte auf französischen Boden flüchten müssen; seine Partei war zersprengt. — Aber dem armen Lande war damit nur erst wenig geholfen; es sollte noch erst erfahren, daß nicht diejenigen die gefährlichsten Feinde seiner Freiheit gewesen, welche sie mit den Waffen in der Hand bekämpft, und daß noch schlimmer, als Bürgerkrieg, die Palastintriguen einer habsüchtigen Publerin und die geheimen Verschwörungen ehr- wie gewissenloser Günstlinge. —

Dies, im allgemeinsten Umriß, die Lage Europa's zu Ende des Jahres achtzehnhundertneunundreißig. Wir wenden uns jetzt zu dem eigentlichen Gegenstande unsers Buches. —

Erſtes Buch.

Von der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840, Juni 7.)
bis zum Zuſammentritt der preußiſchen Provinziallandtage
im Februar 1841

Erstes Kapitel.

Das Jahr achtzehnhundert und vierzig: Aussichten und Erwartungen. — Jubiläen und Erinnerungsfeste: das Buchdruckerjubiläum; das Jubiläum Friedrichs des Großen. — Preußen während der ersten Monate des Jahres achtzehnhundert und vierzig. Die Hegel'sche Philosophie. Der erzbischöfliche Streit. Anfang des Sintenis'schen Streites in Magdeburg. Die Altlutheraner. Erhöhte Feierlichkeit der Eidesabnahme. Mistreß Fry. Gerücht wegen der Weihe der Bischöfe. Verbot des Buchdruckerfestes. — Rußland: Untergang der Expedition nach Khiwa. — Frankreich: Das Ministerium vom 1. März: Herr Thiers. — Ministerjubiläen in Preußen: Herr von Rauch; Herr von Kamptz. — Tod des Ministers von Altenstein: Mai 14. — Krankheit des Königs. Jubiläum Friedrichs des Großen. Comment cela va-t-il? Cela va mal. Tod des Königs: Juni 7.

Nicht leicht, mitten in einer langen Reihe von Friedensjahren und ohne daß auf der Bühne der Weltgeschichte eine jener Begebenheiten in Gange war, welche, wie ein Krieg, ein Friedensschluß, eine gewaltsame Thronveränderung, in den Augen der Menge allein das Vorrecht haben, als Begebenheiten zu gelten, ist dessen unerachtet in Deutschland dem Anbruch eines neuen Jahres mit größerer Spannung, größerer Erwartung entgegengesehen worden, als dies mit dem Jahre achtzehnhundert und vierzig der Fall war. — Völker wie Individuen, wo sie sich von der tragenden Macht des Geistes verlassen fühlen, verfallen dem Aberglauben. Auch die Nationen, wo sie sich von dem heitern Lichte der That und der historischen Bewegung abkehren, rückwärts, in den Dämmer einer fatalistischen Weltanschauung, haben ihre Ahnungen, ihre Träume, ihre Visionen.

Solch eine ungewisse ahnungsvolle Stimmung war es, mit welcher Deutschland dem Anbruch des neuen Jahres entgegenschaute. Man wußte nicht eigentlich, was noch woher etwas sich ereignen sollte: man hatte nur ein allgemeines instinctartiges Gefühl, es lag nur gleichsam in der Luft, es steckte Einer den Andern mit der Empfindung an, daß jetzt, jetzt endlich etwas sich ereignen müsse. Gleich den Sehern der Alten, hielt man die Augen erwartungsvoll gegen den Horizont gerichtet: noch war das Himmelsfeld rein: aber schon, in ängstlicher Spannung, nah und näher, glaubte man den Flug der Schicksalsvögel zu vernehmen.

Oder war es allein der Kalender, der diese eigenthümliche Aufregung hervorgebracht hatte? Die Jahreszahl war allerdings merkwürdig genug und forderte fast unwiderstehlich zu historischen Combinationen und Parallelen auf. Es war das große Jahr der Jubiläen. Auch dies ist ein charakteristischer Zug in dem Leben solcher Völker, deren eigentliche thätige Lebenskraft entweder überhaupt im Erlöschen oder wenigstens für den Augenblick zurückgetreten ist, daß sie mit einer gewissen sentimentalen Vorliebe allerhand große Erinnerungen und Gedenktage aus ihrer Vergangenheit hervorsuchen: alten Leuten ähnlich, welche, je näher dem Grabe, mit um so ängstlicherer Sorgfalt an alten Zeiten und Erinnerungen ihrer Jugendtage hängen.

In dieser Art hatte auch das deutsche Volk sich für das Jahr achtzehnhundert und vierzig eine ganze Menge von Gedenktagen und Jubiläen in seinem Festkalender angemerkt: darunter einige, die in der That verdienten, fort zu leben in dem Andenken der Nation und denen auch diejenigen, die sich im Uebrigen frei wußten von der Denkmalskrankheit der Zeit, ihre ehrfurchtvolle Theilnahme nicht versagen mochten.

So vor Allem die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst: einer Erfindung, die allerdings aufs Aeußerste verdiente, nicht nur in Deutschland, nein, auf dem ganzen Erdball gefeiert zu werden, den sie erobert, ja den sie neu geschaffen hatte, und das nicht blos alle hundert Jahre, sondern jede Stunde, jede Minute, mit jedem Buchstaben, welcher gedruckt wird. —

Für das deutsche Publikum, oder wenigstens für einen sehr bedeutenden, sehr einflußreichen Theil desselben, verband sich mit dieser Feier

noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Nämlich ſchon einige Jahre zuvor, im Sommer 1837, bei der Einweihung der Mainzer Gutenbergsſtatue, da eine Anzahl freiſinniger und unabhängiger Männer aus allen Gegenden Deutſchlands an den Ufern des Rheins ſich feſtlich verſammelt hatte, waren die politiſchen Beziehungen dieſes Jubiläums, die allerdings nahe genug lagen und am Wenigſten an einem ſolchen Tage überſehen werden konnten, wie überhaupt das Verhältniß der Preſſe zum Staat mehrfach zur Sprache gekommen.

Es war namentlich, in beredterem Ausdruck und mit mehr Kühnheit, als die übrigens ſo zahme Zeit noch öffentlich zu vernehmen gewohnt war, hingewieſen worden auf den Zuſtand der Unfreiheit und Erniedrigung, in welchem die deutſche Preſſe ſich befand. Man hatte, Angeſichts eben dieſes Denkmals, aufmerkſam gemacht auf das Schmachvolle dieſes Widerſpruches, daß, von allen Nationen des Erdballs, gerade die Enkel des Gründers diejenigen ſein ſollten, denen am Wenigſten zu Gute kam von der glorreichen Gründung ihres Ahnherren. Man hatte ſich berufen auf die Herrlichkeit und Größe des deutſchen Geiſtes, auf die Blüthe unſerer Kunſt, den Glanz unſerer Wiſſenſchaft, und daraus die Nothwendigkeit gefolgert, daß ein Volk von dieſer geiſtigen Reife, ſo groß, ſo frei im Gebiete der Ideen, unmöglich noch länger die ſchimpflichen Feſſeln der Cenſur ertragen könne, ertragen dürfe. Man hatte endlich Verabredungen geſchloſſen, Zurüſtungen getroffen, das Jubiläum im Jahr vierzig durch ganz Deutſchland hin im größeſten Stil, als ein allgemeines Nationalfeſt, eine Jubelfeier des geſammten deutſchen Volkes zu begehen.

Die dritthalb Jahre, die ſeit dieſer Vorfeier zu Mainz verfloſſen, mit ihren mancherlei aufregenden Ereigniſſen, ihren Mißgriffen und Verſtimmungen, wie dieſelben in der Einleitung des Genaueren geſchildert worden ſind, hatten begreiflicher Weiſe den Zündſtoff nur noch vermehrt. Es war vorauszuſehen, daß jene politiſchen Beziehungen, welche ſchon die Mainzer Verſammlung ſo energiſch herausgegriffen hatte, bei dieſer allgemeinen Feier aller Orten unzweideutig in den Vordergrund treten dürften, ja daß bald, ſich fortwälzend von Feſt zu Feſt, der Ruf nach Entfeſſelung der Preſſe und Aufhebung der alten Ausnahmegeſetze zur allgemeinen Loſung durch ganz Deutſchland werden würde.

Auch machte sich in der That eine Agitation in diesem Sinne schon zu Anfang des Jahres bemerkbar. Fast in allen bedeutendern Städten Deutschlands, unabhängig von den Behörden und zum Theil sogar in einem Widerspruch mit ihnen, der zwar noch nicht öffentlich ausgesprochen, darum aber nichts weniger auf beiden Seiten vorhanden war, traten Vereine zusammen, deren Zweck es war, in gemeinsamen Berathungen, durch Geldsammlungen und andere Zurüstungen für die möglichst glänzende Begehung des Jubelfestes bei Zeiten Sorge zu tragen. Nothwendig erwachte dabei etwas von jenem Selbständigkeitsgefühl, durch welches ehemals das deutsche Corporationswesen sich ausgezeichnet und das die neue Zeit, zum offenbaren Schaden des gesammten Staates das Kind mit dem Bade verschüttend, allzueiltertig mit seinen Mißbräuchen zugleich hinweggeräumt hatte. Es geschah dies um so mehr, als diese Angelegenheit zwei Körperschaften betraf, Buchdrucker und Buchhändler, die auf dem Uebergange stehen vom Handwerk zur Wissenschaft, und in denen demgemäß ein gewisser liberaler und selbständiger Sinn von jeher zu Hause gewesen war, ja die, schon von ihrer gewerblichen Seite her, der Zeit nahe genug standen, um an allen ihren Bewegungen lebhaften und selbständigen Antheil zu nehmen. Man fühlte und legte ein Gewicht darauf, daß es ein Volksfest, ein Bürgerfest war, das man zu feiern im Begriffe stand — ein seltenes Ding in Deutschland, wo Militärdespotismus und Beamtenherrschaft, diese beiden Pfeiler des damaligen Staatslebens, allen alten Bürgersinn und Bürgerstolz so gänzlich ausgerottet hatten, daß (so schien es wenigstens) das Volk selbst sich nicht wohl fühlte, wo es sich nicht unter Aufsicht seiner Zwingherren, betreßter und unbetreßter, wußte.

Auch in der Literatur fing diese Agitation ebenfalls an sich zu zeigen. Eine außerordentliche Menge von Schriften wurde angekündigt und verbreitet, alle bezüglich auf das bevorstehende Jubelfest, alle die Größe der Erfindung preisend, alle aber auch die Schmach unserer gegenwärtigen Preßzustände aufdeckend und auf ihre schleunigste Abstellung dringend. Zucke Niemand die Achseln über das Geringfügige, das Triviale dieser Agitation! Sie war trivial, ja: aber sie war auch populär. Diese Pracht- und Sammelwerke, diese Denkschriften und Albums, die damals in Veranlassung des Gutenbergfestes erschienen — blättern wir sie noch einmal durch! sehen wir

noch einmal, in wie mannigfachen, wie zahllosen Kanälen damals die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der freien Presse ins Volk geleitet ward! Es hat noch jetzt etwas Eigenthümliches und mußte zu seiner Zeit einen gewaltigen Eindruck machen, wie in diesen Gedenkschriften Alles, was Deutschland irgend an berühmten Namen, an Größen der Wissenschaft und Kunst besaß, seine Stimme erhob und in kurzen, schlagenden Sätzen sich aussprach über die Herrlichkeit der Gutenbergschen Erfindung, als einer Eroberung der Freiheit, und darum vor Allem selbst der vollsten Freiheit so würdig wie bedürftig; wie die Veteranen der deutschen Wissenschaft, Männer, die man sonst nur in Bücher vergraben wußte, plötzlich hervortraten aus ihren klösterlichen Zellen und lautes Zeugniß ablegten für die Entfesselung der deutschen Presse: eine allgemeine Abstimmung gleichsam unter den Pairs des deutschen Geistes, durch welche die Sache der Preßfreiheit in den Augen des großen Publikums für immer gewonnen und entschieden ward. — Es schadete dabei auch gar nichts, daß einzelne Querköpfe, aus romantischen und andern Grillen, sich im entgegengesetzten Sinne aussprachen, so weit wohl gar, daß sie die Erfindung Gutenbergs überhaupt verwünschten und sich zurücksehnten in den behaglichen Jammer der Vorzeit, wo noch nie ein Preßbengel geseufzt hatte. Im Gegentheil, der Contrast solcher Aeußerungen erhöhte die Wirkung nur und lehrte das Volk zugleich, noch einen andern Maßstab an seine berühmten Schriftsteller legen, als allein den literarischen. —

Den Regierungen natürlich waren diese verschiedentlichen Zurüstungen der Mehrzahl nach höchst unbequem. Zwar, wie bereits erwähnt, hielten sie mit ihrem Unwillen einstweilen noch zurück: doch brauchte man eben kein Prophet zu sein, um voraus zu wissen, daß diese Mäßigung nicht allzulange dauern und daß auch das Gutenbergsfest dem allgemeinen deutschen Schicksal, polizeilich gemaßregelt zu werden, wenn nicht gar ganz verboten, nicht entgehen würde.

Aber dies gerade wieder war ein Reiz mehr für das Interesse des großen Publikums. Es ist eine Eigenthümlichkeit unfreier Völker, sich zu freuen, wenn ihre Regierungen irgendwo in Verlegenheiten oder Conflicte gerathen: zu feigherzig, zu entsittlicht, einen offenen Kampf um ernste und wichtige Dinge zu wagen, lieben sie es und finden eine pikante Unterhaltung darin, sich in Kleinigkeiten

mit der Gewalt zu reiben und zu zanken: gleichwie der Hund es liebt ſich zu ſcheuern an der Kette, die ihn drückt, und die er dennoch nicht abzuſtreifen wagt. — Auch für das groſse Publikum im Jahre vierzig war es ein höchſt befriedigender Gedanke und diente nur dazu, die Spannung, mit welcher man dem Gutenbergsfeſt entgegenſah, zu vermehren, daß daſſelbe den Regierungen mißliebig, ja daß vielleicht ein Verbot, für jeden Fall inzwiſchen ein Scandal zu erwarten war. Das gab dem Feſt in der Meinung der frivolen Menge erſt ſeine rechte Würze: kam es zu Stande, ſo wurden die Regierungen geärgert; ward es verboten, ſo war der Scandal erſt recht fertig — alſo Gewinn auf beiden Seiten!

Es begreift ſich nach dieſem Allen, daß die bevorſtehende Feſtlichkeit das Publikum lebhafter und anhaltender beſchäftigte, als es ſonſt mit Begebenheiten dieſer Art der Fall zu ſein pflegt; ein nicht geringer Theil jener Unruhe und jener myſteriöſen Spannung, mit welcher man in das neue Jahr hinüberging, fand in ihr ſeine Erklärung.

Und doch war es keineswegs das einzige Jubelfeſt, welches ganz Teutſchland in dieſem Jahre zu begehen hatte: noch ein zweites ſtand ihm bevor, von viel jüngerm Datum freilich und von viel fraglicherm Charakter, ob Jubel-, ob Trauerfeſt — der fünfundzwanzigjährige Friede.

Zwar, wäre es der Friede allein geweſen — wer hätte ſo blind ſein wollen, die Segnungen eines fünfundzwanzigjährigen Friedens zu verkennen? wer ſo leichtſinnig, das Ende dieſes Friedens herbeizuwünſchen, und den Schreckniſſen eines europäiſchen Krieges (denn einen andern, davon war Jeder überzeugt, konnte es nicht mehr geben) die kaum entwickelten Anfänge des deutſchen Gewerbsfleiſſes, die junge Blüthe unſers Handels Preis zu geben? Und wer in dieſer Hinſicht daher hätte nicht auch an dieſem Jubiläum freudigen, dankbaren Antheil nehmen mögen?

Aber es war nicht der Friede allein, es war auch der Friedensſchluß, deſſen Gedächtniß ſich erneute: jener unſelige Friedensſchluß des Wiener Congreſſes, von welchem all dieſes Elend, dieſes Mißtrauen, dieſer Zwieſpalt, dieſe Ohnmächtigung herſtammte, die heimlich, aber nur um ſo tiefer, den heiligen Leib unſers Vaterlandes zerfraßen. Fünfundzwanzig Jahre des Friedens, ja: aber auch eben

ſo viele Jahre der Knechtſchaft, der Erniedrigung, der Schande! Wo waren ſie hin, jene Hoffnungen, welche fünfundzwanzig Jahre früher das ganze Volk begeiſtert hatten? wohin jene Träume deutſcher Größe, deutſcher Einheit, welche damals bartloſen Jünglingen das Schwert in die Hand gedrückt und ſie wetteifernd hineingejagt hatten in Schlacht und Sieg und Tod? wohin jene Verheißungen, welche die Wiederkehrenden empfangen hatten, ſogar auch von Königsmunde?!

Freilich wohl, es war eine alte Geſchichte: verwebt die einen, geächtet die andern, und die dritten widerrufen und abgeleugnet ....

Allein ſo war es immerhin natürlich, daß man zum Wenigſten kein großes Bedürfniß empfand, dieſes Jubiläum zu feiern; es war natürlich, daß die Segnungen eines ſo langen Friedens in Schatten traten und zum Theil vergeſſen wurden über die ſchmerzlichen, die beſchämenden Erinnerungen, welche nothwendig jeden Deutſchen beim Rückblick auf dieſe letzten fünfundzwanzig Jahre überkommen mußten: es war natürlich, daß ein Ereigniß, das von glücklichern, weil freieren Nationen, als ein glorreiches wäre gefeiert worden, bei uns umgekehrt nur Mißmuth und Erbitterung erzeugte.

Nämlich bei denen, die es überhaupt beachteten. Dies war aber nur bei außerordentlich Wenigen der Fall. Eigentliche Feierlichkeiten wurden nur von einzelnen Regierungen veranſtaltet: und auch dieſe fielen ziemlich froſtig aus. Was auf das große Publikum wirkte, war eigentlich nur eine gewiſſe Myſtik der Zahlen. Fünfundzwanzig Jahre hatte dieſer Friede bereits gedauert — ei ſo verſtand es ſich ja ganz von ſelbſt, daß er mit Nächſtem zu Ende gehen mußte! ſo war ja nichts wahrſcheinlicher, als daß er gerade dieſes ſein Jubel- und Stufenjahr nicht überleben würde! Schon zogen ſich die Wolken im Orient zuſammen, ſchon ſteckten die Wirthshauspolitiker die Köpfe aneinander und zählten die verſchiedenen [illegible] an den Fingern ab ....

So, bei der krankhaften Verſtimmung dieſes Geſchlechtes, mußte das Friedensfeſt ſelbſt dazu beitragen, kriegeriſche Gerüchte zu nähren und die eigenthümliche Unruhe der Gemüther zu vermehren. —

Am Verſchwenderiſchſten indeß in dieſer jubiläenreichen Zeit war derjenige Staat bedacht, welcher ohnedies ſchon, von allen

Staaten Deutschlands, in diesem Augenblick am Meisten aufgeregt und erschüttert war: **Preußen.**

Ja wenn, was wir so eben die Mystik der Zahlen genannt haben, in der Betrachtung der Geschichte überhaupt Platz greifen dürfte, so mußte allerdings das Jahr vierzig für Preußen nothwendig ein großes, verhängnißvolles werden. Daß das Jubelfest des fünfundzwanzigjährigen Friedens für Preußen zugleich ein Jubiläum seiner wichtigsten Vergrößerungen war; daß es hundert Jahre waren, seit Preußen Schlesien, fünfundzwanzig, seit es die Rheinlande und Posen besaß, drei Provinzen, auf deren Besitz die politische Größe Preußens wesentlich beruhte, und die, seltsames Verhängniß! sich in eben diesem Augenblicke alle drei in einer bedrohlichen Gährung befanden — es wäre für gewöhnliche Zeiten merkwürdig genug gewesen. Aber es ward fast übersehen, gegenüber den größeren, den wahrhaft weltgeschichtlichen Ereignissen, deren hundertjährige Wiederkehr Preußen in diesem Jahre zu feiern hatte.

Viermal bereits in früheren Jahrhunderten hatte das Jahr vierzig das Schicksal Preußens bestimmt, darunter zweimal zugleich mit ihm das Schicksal Europa's, der Welt; viermal, in stetiger Folge, stand es mit unvertilgbaren Zügen eingetragen in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte.

Zuerst das Jahr **1440**, als Todesjahr Friedrichs, des ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Es war ein gesegnetes Geld gewesen, die vierhunderttausend Goldgulden, die er, als Burggraf von Nürnberg, dem armen Kaiser Sigismund gegen Verpfändung der Mark Brandenburg vorgeschossen, und mit denen er bald darauf das Pfand selbst zum Eigenthum erworben hatte. Aber den wahren Segen hatte es doch erst durch den Gebrauch bekommen, den derselbe Friedrich zugleich von seinem Eisen zu machen gewußt: indem er, mit ehrner Strenge, den Trotz der märkischen Edelleute gebrochen, ihre Burgen zerstört und Ordnung und Gesetz in das verwilderte Land zurückgeführt hatte. — Freilich war sodann die kaum gegründete Macht von ihm selbst wieder aufs Spiel gesetzt worden, indem er die Länder seines Hauses unter seine vier Söhne vertheilt und dadurch das jungaufstrebende Brandenburg in dieselbe Gefahr der Zerstückelung und Zersplitterung gebracht hatte, die damals für so viele andere deutsche Dynastien so verhängnißvoll ward

Allein es war auch in demſelben Jahre 1440, daß jener Friedrich der Eiſerne zur Regierung kam, der, den Fehlgriff ſeines Vaters ausgleichend, durch geſchickte Benutzung der Umſtände, durch Kauf und Erbſchaft ſein Beſitzthum wieder vergrößerte und einen Kern, ein Centrum Brandenburgiſcher Hausmacht zuſammenhielt, aus dem die ſpätere geſchichtliche Größe des preußiſchen Staates ſich entwickeln konnte.

Hundert Jahre ſpäter (1540) hatte Kurfürſt Joachim der Zweite zuerſt das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten genommen: der erſte, vorbereitende Schritt zu jenem Principat des proteſtantiſchen Deutſchland, das für Preußen ſo lange Zeit gleichſam der Rechtstitel geweſen zu ſeiner weltgeſchichtlichen Entwicklung, ja das, in derſelben Umgeſtaltung und Vergeiſtigung natürlich, welche die Zeit gebietet, wir noch jetzt weder von ihm möchten niedergelegt noch ihm entrungen ſehen.

Wieder ein Jahrhundert ſpäter (1640) war der große Kurfürſt zur Regierung gekommen: der Erſte, der die eigentliche Sendung Preußens, Vorkämpfer zu ſein der deutſchen Freiheit, begriff und durch die Ueberlegenheit ſeiner politiſchen Einſicht ſeinem kleinen Lande den Zutritt erwarb zu dem damaligen hohen Rathe der europäiſchen Politik. —

Und abermals hundert Jahre ſpäter (1740): und es geht auf, beginnt ſeine wundergleiche Bahn, das glänzendſte Geſtirn am Horizonte, nicht bloß Preußens, nicht bloß Deutſchlands, nein, des geſammten achtzehnten Jahrhunderts: Friedrich der Einzige, dieſer größte König und zugleich dieſe populärſte Erſcheinung, dieſer eigentliche Volksheros der preußiſchen Geſchichte! —

Wieder jetzt waren hundert Jahre vergangen ſeitdem: aber noch leuchtete unverändert die Gloria ſeines Namens! noch, von jener klaſſiſchen Höhe von Sansſouci hernieder, ſchien der Blitzſtrahl ſeines Auges den Geringſten ſeines Volkes zu entflammen! noch Friedrichs Ruhm, Friedrichs Größe war das gemeinſame Beſitzthum, der gemeinſame Stolz jedes preußiſchen Herzens! — In trüben Zeiten, als das Erbe des großen Königs beſtimmt ſchien, durch ſeinen jähen Zuſammenſturz die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe die Eitelkeit aller menſchlichen Klugheit zu erweiſen, war ſein Name, ſein Andenken es geweſen, das die Feigen beſchämte, die Zweifelnden ermuthigte, die Zaghaften hob und ſtärkte.

Ebenſo auch während der letzten traurigen Decennien, ſeit dem Jahre achtzehn, da die Reaction in Preußen mit jedem Jahre ſchonungsloſer auftrat, ja da derſelbe Staat, den Friedrich zum Herd und Brennpunkt der europäiſchen Intelligenz erhoben hatte, ſich nicht ſcheute, den dienſtwilligen Handlanger zu machen in dem Verdummungsſyſtem der Metternich'ſchen Politik — auch während dieſer letzten, traurigen Jahre war die Erinnerung an Friedrich den Großen gewiſſermaßen der Schild geweſen, hinter den die bedrohte Freiheit der Geiſter ſich geflüchtet hatte. Gleichſam ins Feld geführt hatte man die glorreiche Erſcheinung des großen Königs gegen die armſelige Beſchränktheit, die kleine geiſtloſe Furcht der Gegenwart: man hatte ſeine Geſchichte zu einem Exempel gemacht, die verkehrte Richtung der unſeren daran nachzuweiſen; hinter ſein Lob verſteckte ſich der Tadel, der gegen die gegenwärtige Regierung nicht laut werden durfte; die Ehrfurcht, die Bewunderung, die Liebe, die man dem Ahnherrn zollte, dem längſt vermoderten, ſollte zum Vorwurf werden für die Lebendigen.

In ganz vorzüglichem Grade und ſogar nicht ohne einige Beeinträchtigung der geſchichtlichen Wahrheit war dies geſchehen, ſeitdem die jüngſte Richtung der Philoſophie es unternommen hatte, die „Aufklärung" von dem Geruch der Philiſterhaftigkeit, der ihr, beſonders von den Romantikern her, anklebte, wiederum zu Ehren zu bringen, indem man ihre unmittelbare Verwandtſchaft mit den Beſtrebungen der Gegenwart behauptete, und die Häupter der ſogenannten Encyclopädiſten, einen Voltaire, Diderot ꝛc., als directe Vorläufer dieſer modernen Philoſophie ſelbſt proclamirte. Conſequenter Weiſe mit den Philoſophen der Aufklärung fiel auch der König der Aufklärung, der „gekrönte Weiſe", „der Philoſoph auf dem Throne", dieſer Richtung anheim; wie Voltaire und Diderot, nahmen ſie auch Friedrich den Großen als den Ihrigen in Anſpruch, unbekümmert, ob die hiſtoriſche Rechnung überall ſtimmen wollte: ſtimmte ſie nicht, was mehr? ſo wurde ihr nachgeholfen. — Es war bei der Mehrzahl eine reine Parteiagitation, dieſer Cultus, den die moderne Philoſophie plötzlich für Friedrich den Großen eröffnete: aber es war eine glückliche und zeitgemäße, weil ſie die Sympathien des Volks, die traditionelle Verehrung des geſammten Landes für ſich hatte

Diese Richtung war es denn nun auch ganz besonders, welche das bevorstehende Jubiläum des großen Königs ausbeutete. Wie dort das Friedensfest dem Krieg, so hier die Jubelfeier der preußischen Größe mußte dazu dienen, diese Größe selbst in Frage zu ziehen. War Preußen den erhabenen Grundsätzen, auf welche Friedrich der Große es gegründet hatte, den Grundsätzen der Aufklärung, der Geistesfreiheit, nicht noch einmal untreu geworden? Schaut hin nach Rheinland, Posen, Schlesien — knackt der Staat nicht in seinen Fugen? gehen wir nicht, unmerkbar, aber ebenso unabwendbar, einer neuen Jena entgegen, einem geistigen zuvörderst, hinter dem aber das politische gewiß nicht lange ausbleiben wird? Ja, der Kern des Staates ist hohl geworden, er muß erneut werden, und nichts Geringeres als eines zweiten Friedrich bedarf es, die Schöpfung des ersten zu verjüngen und eben dadurch zu erhalten! Der das Vaterland schon zweimal gerettet hat, der Genius Friedrichs des Großen, dieser eigentliche Schutzgeist des preußischen Staates, er wird es auch zum dritten Male nicht verlassen; gleich dem Phönix, nach hundert Jahren, wird er sich selber neugebären, und noch einmal, die allein die Wunden der Zeit zu heilen im Stande ist, weil sie allein sie versteht, die Philosophie wird herrschen in Preußen! —

Freilich erschien die Philosophie dabei ein wenig abergläubisch; es machte sich wunderlich, aus dem Munde der „Aufklärer" das Jahr achtzehnhundert und vierzig zu einem Wendepunkt der preußischen Geschichte proclamiren zu hören, aus keinem andern Grunde, als weil es das Jahr achtzehnhundert und vierzig war.

Allein was schadete es, wenn damit nur die Sache selbst erreicht ward? Wie unpraktisch unsere jungen Philosophen im Uebrigen noch waren, so viel wußten sie doch, daß es unter Umständen kein tüchtigeres Mittel giebt, etwas ins Werk zu setzen, als nur mit größter Entschiedenheit, täglich, stündlich wiederholen, jetzt und ganz gewiß jetzt, auf alle Fälle müsse, werde es geschehen! — Auch für das Jahr vierzig, wenn es wirklich ein kritisches werden sollte in der Entwicklungsgeschichte des preußischen Staates, gab es keine bessere Unterstützung, als wenn man nicht müde ward, dies Jahr zum Voraus als ein außerordentliches, ein epochemachendes anzukündigen: auch der Reform, die man (und gewiß mit vollstem Rechte) zum Heil des

Staates für unumgänglich hielt, konnte nicht beſſer vorgearbeitet werden, als indem man ſie als unmittelbar bevorſtehend verkündigte.

So alſo, von den verſchiedenſten Seiten her und zu den verſchiedenſten Zwecken, vereinigte ſich Alles, um die Stimmung, die ſchon durch ganz Deutſchland eine ungewöhnliche, erwartungsvolle war, in Preußen namentlich in die außerordentlichſte Spannung zu verſetzen: das Jahr vierzig, überall mit Neugier, mit Beſorgniß empfangen — für Preußen ſtand es geradewegs feſt, es war beſtätigt durch das Beiſpiel von Jahrhunderten, die glorreichſten Erinnerungen der preußiſchen Geſchichte verbürgten, alle Parteien verkündeten, daß es ein großes, ein weltgeſchichtliches werden mußte!

Wiewohl, die Wahrheit zu ſagen, ſchienen die erſten Monate des neuen Jahres ordentlich darauf angelegt, alle dieſe kühnen, dieſe glänzenden Verſprechungen zu Schanden zu machen, ſo ganz hielten ſie ſich in dem gewöhnlichen, ausgetretenen Geleiſe, zumal in Preußen, das wir in dieſer ganzen Darſtellung jederzeit zunächſt im Auge haben. Nichts von Ereigniſſen, nichts von Thaten, geſchweige denn von welterſchütternden! Selbſt das Gerücht, dieſe Unterbildung des öffentlichen Bewußtſeins, die jedesmal um ſo üppiger wuchert, je weniger Raum man dieſem gönnt, litt Mangel und fand kaum Nahrung genug, ſeine paraſitiſchen Ranken auszubreiten.

Die Hegel'ſche Philoſophie, hieß es, ſei in offenkundige Ungnade bei der Regierung gefallen; die ſogenannten Berliner Jahrbücher, die bisher mit Unterſtützung des Miniſteriums erſchienen waren, ſollten eingehen. — Aber ſo war es ja ſeit Jahren kein Geheimniß mehr, ſo war es ja eine nothwendige Folge der gegenſeitigen Stellung, daß das preußiſche Gouvernement unzufrieden war mit der Wendung, welche die Hegel'ſche Philoſophie ſeit dem Tode ihres Gründers genommen! ſo waren die Jahrbücher ja ſeit Langem von der Wichtigkeit, welche ſie ehedem, als ein halbofficielles Organ, ein wiſſenſchaftliches Bülletin des preußiſchen Miniſteriums beſeſſen hatten, herabgeſunken, und wenn ſie jetzt aufhören ſollten, wen konnte es intereſſiren, da ſie ja ſchon ſeit Jahren Niemand mehr las?!

Man raunte ſich ferner in die Ohren (denn bekanntlich war dazumal Alles, was den Staat betraf, auch Staatsgeheimniß), die Angelegenheit der beiden Erzbiſchöfe ſei in ein neues Stadium der Verwicklungen eingetreten; die Geiſtlichkeit in Schleſien, behauptete

man, werde mit jedem Tage ſchwieriger: in Poſen, wo ſeit der Wegführung des Hrn. von Dunin ein förmlicher Kirchenbann ſtattfand, ſollte die Ruhe der Stadt während des Weihnachtfeſtes nur durch außerordentliche militairiſche Zurüſtungen aufrecht erhalten werden ſein. — Thatſache war, daß der Fürſtbiſchof von Breslau, Graf von Sedlnitzky, ein Mann von milden und gefälligen Formen, an perſönlicher Liebenswürdigkeit und humaner Anſchauung dem verſtorbenen Erzbiſchof von Spiegel vergleichbar, aber freilich nicht von derſelben geiſtigen Sicherheit wie dieſer, plötzlich nach Berlin berufen worden war, unter Umſtänden, welche das Gerücht, als ob es auch in Schleſien zu offenen Conflicten gekommen, ja als ob die perſönliche Stellung des Hrn. von Sedlnitzky ſelbſt, der erbitterten Geiſtlichkeit gegenüber, unhaltbar geworden ſei, allerdings zu beſtätigen ſchienen.

Andrerſeits war es deutlich genug, daß auch die Regierung von keiner Verſtändigung wiſſen wollte, es ſei denn auf der Grundlage ihrer Forderungen. Wiederholte Deputationen des Adels, der Bürgerſchaft, der Geiſtlichkeit aus dem Großherzogthum Poſen waren vom König (wie man verſicherte) herber zurückgewieſen, unfreundlicher entlaſſen worden, als es ſonſt in der Art des Monarchen lag, vielleicht gar als die Klugheit und die nothwendige Rückſicht auf die Stimmung des Großherzogthums zu gebieten und zu ertragen ſchien. Man wollte wiſſen, der König ſei entſchloſſen, die Sache aufs Aeußerſte zu treiben. Daß dieſe zahlreichen und allerdings oft ſehr ungeſchickten Vermittelungsverſuche ſeine Stimmung nur noch mehr gereizt hatten, das allerdings lag am Tage: es war, wie das königliche Kabinetsſchreiben vom 8. Februar auf die „ungebührliche" Immediateingabe des Poſener Clerus vom 20. Januar bewies, nicht mehr blos der Schutzherr der evangeliſchen Kirche, als welcher er die Streitigkeit begonnen, es war der in ſeinen Rechten verletzte König, der beleidigte Selbſtherrſcher, der die drohende Erklärung von ſich gab, daß er niemals „die Religion von der Geiſtlichkeit und ihren Obern mit Antaſtung der königlichen Souveränetätsrechte werde mißbrauchen laſſen."

Aber bei alledem reichte dieſe Angelegenheit nicht aus für die großen Erwartungen, die man nun einmal auf das neue Jahr geſetzt hatte. Es war zu ſehr die alte Leier: man kannte ſie ſchon zu gut.

dieſe gegenſeitigen Beſchuldigungen, dieſe Drohungen und Anklagen, offne wie heimliche; man wußte bereits, daß ohne den Zutritt neuer, noch ungeahnter Ereigniſſe es auf keiner Seite zu etwas Entſcheidendem, Durchgreifendem kommen würde.

Auch die evangeliſche Kirche bot einigen Stoff zu Neuigkeiten, nur daß auch ſie nicht von großem Intereſſe waren. — Der Prediger Sintenis in Magdeburg hatte an einem Bilde Anſtoß genommen, welches, das Gebet einer Bauernfamilie im Walde vor einem Crucifix vorſtellend, auf der dortigen Kunſtausſtellung großen Beifall gefunden und zu einem, den Gegenſtand weiter ausführenden Gedichte in der Magdeburger Zeitung Gelegenheit gegeben hatte. Beides, Bild und Gedicht, hatte Herr Sintenis für katholiſirendes Unweſen erklärt. Ja ſo weit war er in ſeinem puritaniſchen Eifer gegangen, daß er es überhaupt für Aberglauben, wenn nicht gar für Abgötterei erklärte, zu Chriſtus zu beten; nur zu Gott ſelbſt dürfe der evangeliſche Chriſt ſeine Gebete richten.

Man muß, um dieſe ſeltſame Uebertreibung bei einem übrigens aufgeklärten und gebildeten Manne zu begreifen, einigermaßen bekannt ſein mit den kirchlichen Zuſtänden, wie ſie damals in der Provinz Sachſen, hauptſächlich aber in Magdeburg ſelber waren. Rückwirkend gegen den „Rationalismus vulgaris", der ehedem von Halle aus, dem Sitz der Wegſcheider und Geſenius, ſich über die Provinz verbreitet hatte, war neuerdings eine gewiſſe ſentimentale Frömmigkeit, eine ſüßlich pietiſtiſche Richtung in Flor gekommen. Mittelpunkt und mächtigſter Beförderer derſelben war der berühmte Kanzelredner Träſecke, ſeit 1833 als Biſchof nach Magdeburg berufen. Amtliche Stellung, Talent, Ehrgeiz, Alles hatte ſich vereinigt, dieſem Manne eine hierarchiſche Gewalt zu verleihen, wie ſie in der evangeliſchen Kirche kaum mehr gebräuchlich und, nach der Meinung Einiger, nicht einmal ſtatthaft war.

Und dieſe ganze Fülle von Macht und Einfluß nun wandte Herr Träſecke an, jene ſüßlich frömmelnde Richtung in die Höhe zu bringen, deren wir ſo eben gedacht haben. Nicht bloß in der Stadt Magdeburg, ſondern im ganzen Umkreis ſeines Sprengels ſuchte der Biſchof die alten rationellen Elemente entweder umzuſchmelzen oder auszuſcheiden. Und da ihm, wie man behauptete, zu ſeiner ausgezeichneten Rednergabe und ſeinem perſönlichen Anſehen ein ebenſo großes

Talent der Intrigue zu Gebote ſtand, ſo begreift es ſich leicht, daß der kirchliche Charakter der Provinz in Kurzem vollſtändig umgewandelt ſein mußte. —

Aber ebenſo leicht begreift ſich nun auch jener Schritt des Herrn Sintenis. Bild und Gedicht waren nur der nächſte, der ſcheinbare Gegenſtand ſeiner Polemik geweſen; ihre eigentliche Schärfe galt ſeiner theologiſchen Umgebung, die auf ähnliche Weiſe mit dem „lieben Heiland", dem „Kreuz" und dem „aller Noth Erbarmer" tändelte und ſpielte und dabei an Aberglauben und Abgötterei allerdings ziemlich nahe ſtreifte.

Daß er damit nicht fehlgeſchoſſen, das bewies am Beſten der Erfolg. Wie auf ein gegebenes Zeichen, an einem und demſelben Sonntag (Febr. V.), wiederhallten plötzlich die Kanzeln der guten Stadt Magdeburg von Controverspredigten gegen den ungetreuen, den ketzeriſchen Chriſten, der der ihm anvertrauten Heerde mit ſo üblem Beiſpiel vorangegangen; wie das ein chriſtlicher Prediger ſein könne, der auf eine ſolche Weiſe die Göttlichkeit Chriſti in Zweifel ziehe — nein, nicht mehr in Zweifel ziehe, ſondern ſchon geradezu verleugne? Noch nicht zufrieden mit dieſer öffentlichen und feierlichen Erklärung, vereinigten ſich zwölf Geiſtliche, unter ihnen der Biſchof Dräſeke ſelbſt, zu einem förmlichen Proteſt. Ja, ſie ſeien ſo abergläubiſch, an die Göttlichkeit Chriſti zu glauben; ſie trieben dieſe Abgötterei, zu Chriſtus zu beten und das Gebet zu ihm den Gläubigen ihrer Gemeinden zu empfehlen. —

Begreiflicherweiſe blieb der Streit weder hiebei, noch überhaupt bei der Geiſtlichkeit ſtehen. Er ging in die Gemeinden ſelbſt über, und nicht blos in die Magdeburger; Gegenerklärungen, Rechtfertigungen, neue Angriffe und Vertheidigungen folgten; mit einem Worte: der ſchönſte theologiſche Scandal (und bekanntlich ſind Prediger- und Komödiantenſcandale die gefährlichſten von allen) war fertig. —

Zwar für den Augenblick war der Streit nur noch localer Natur. Bald indeß ſchmetterte die „Evangeliſche Kirchenzeitung", das bekannte Organ der Berliner Pietiſten, ihre Trompetenſtöße mit „Hie Schwert des Herrn und Gideon!" dazwiſchen; das Conſiſtorium, als geiſtliche Oberbehörde, fand ſich genöthigt, Notiz von der Sache zu nehmen; ein geiſtlicher, ein Glaubensproceß, und mit ihm

der Ausbruch jener religiösen Spaltung, die seitdem neben Jahre hindurch nicht bloß die Provinz Sachsen, als ihren heimathlichen Herd, sondern bald auch die gesammte Monarchie erschütterte und die (setzen wir hinzu) mehr zur endlichen Auflösung derselben beigetragen hat, als irgend welche politische Unzufriedenheit, stand in nächster, drohendster Aussicht.

Eine andere theologische Neuigkeit war friedlicherer Natur. Doctor Guerike, ein bekanntes Parteihaupt der sogenannten Altlutheraner und als solches, nach zahlreichen und heftigen Conflicten mit der Regierung, seit 1833 von seiner Professur in Halle enthoben, wurde unerwarteter Weise mit Anfang des Jahres in dieselbe wieder eingesetzt. — Auch dieser Schritt der Regierung erfuhr, in Gerüchten und Zeitungsartikeln, die verschiedenste Auslegung. Man erinnerte sich an die Härte, den Fanatismus sogar, den die Staatsbehörde bis vor Kurzem dem Fanatismus der Altlutheraner entgegengesetzt hatte. Diese Wiederherstellung jetzt, welche dem anerkannten, dem gewandtesten Führer dieser Secte gewährt ward — war sie ein Zugeständniß der Regierung? und wenn ein Zugeständniß, in welchem Sinne war es gemeint? Lag ihm die Absicht zu Grunde, in einem Augenblick, wo die katholische Bevölkerung in Gährung und fast schon in Aufstand war, zum Wenigsten in der evangelischen Einigkeit und Frieden wiederherzustellen? Fürchtete man, an der Opposition der katholischen Partei möchte auch der Muth der altlutherischen, die in einem ähnlichen Widerspruch zur Staatsbehörde stand, sich neu beleben und wollte man einer möglichen und dann ohne Zweifel höchst gefährlichen Coalition beider Parteien durch dieses Zugeständniß zuvorkommen? — Oder aber hatte jene strenge Kirchlichkeit, durch welche die Altlutheraner bisher den Zorn der Behörden auf sich geladen, inzwischen bei der Regierung selbst Wurzel geschlagen und war mithin dies äußerliche Entgegenkommen nur ein Merkmal tiefer gehender principieller Annäherung? —

Die öffentliche Meinung neigte sich der letztern Ansicht zu: und einige zufällige — theils Ereignisse, theils Gerüchte, die in dieselbe Zeit fielen, schienen sie zu bestätigen. Das Justizministerium hatte (Anfang Januar) ein Rescript erlassen, wegen erhöhter Feierlichkeit der Eidesabnahme; mit bedenklichem Augenzwinkern erzählte man sich im Publikum von dem Gruße, den schwarzen Verhängen,

ſchwarzen Thüren, welche die Gerichtsſäle ſchmücken, von dem ſchwarzbehangenen Tiſch und dem Geiſtlichen in Amtstracht, vor dem die Zeugen in Zukunft ihren Eid ablegen ſollten.

Und war nicht in eben dieſem Augenblicke (April) Miſtreß Ary die „Löwin“ der Berliner hohen Ariſtokratie? Miſtreß Ary, die ihre wohlthätigen und wahrhaft edlen Abſichten für beſſere Behandlung der Gefangenen mit einem ſo exceſſiven Pietismus, einer ſo barbariſchen Frömmigkeit umgab? Schon dieſer Pietismus ſelbſt, von den Lippen der engliſchen Matrone, machte er nicht ſo viel Glück in den höchſten, den einflußreichſten Zirkeln Berlins? Ihre überſchwänglichen Predigten, ihre myſtiſchen Gebete, verdolmetſcht von dem berühmten Tholuck, der dieſer irrenden Dame des Glaubens ritterlich zur Seite ſtand, hatten ſie nicht die erleſenſte Zuhörerſchaft der Hauptſtadt? Hatte nicht eine Prinzeſſin des königlichen Hauſes ſelbſt, die Schwägerin des Königs, die Prinzeſſin Wilhelm, ſich zu ihrer Beſchützerin erklärt? und wurde es nicht bereits Mode unter den Hoffräulein und Edeldamen, den Spandau zu pilgern und Bibeln und Geſangbücher an die Züchtlinge zu vertheilen?

Und nun gar erſt das Gerücht, das plötzlich von England her verlautete, und das denn allerdings einen neuen und ſchlagenden Beweis gab, daß keine Erfindung ſo craß, ſo abermitzig iſt, in einem müßigen, unfreien Volke findet ſich immer Jemand, der ſie glaubt. — Wir meinen das kindiſche Gerücht, das auch ſpäterhin in wenig veränderter Form zu verſchiedenen Malen wieder auftauchte, als ob der König von Preußen den Biſchof von London erſucht habe, nach Preußen herüberzukommen, um die preußiſchen evangeliſchen Biſchöfe zu weihen. In der That, es mußte weit gekommen ſein mit der Urtheilsloſigkeit eines Volkes, wenn ſolche Albernheiten den Gegenſtand ernſter Beſorgniſſe bilden konnten — aber noch weiter mit ſeinem Argwohn!

Inzwiſchen jedoch hatte dieſer Argwohn auch ſeine thatſächliche Beſtätigung gefunden. Das Gutenbergs-Jubiläum, dieſe große Angelegenheit des Jahres vierzig, war denn auch in Berlin ſchon ſeit längerem Gegenſtand eifriger Berathungen und Zurüſtungen geweſen; wie anderwärts, hatten auch hier die Buchdrucker, Beſitzer wie Gehilfen, ſeit Jahren geſammelt und collectirt und hatten Pläne und Entwürfe gemacht, das Feſt möglichſt glänzend auszuſtatten, zum Wenigſten ebenſo glänzend, wie in Leipzig, dieſem alten und

noch immer bevorzugten Nebenbuhler Berlins in der Hegemonie des deutschen Buchhandels. — Nun erinnere man sich dessen, was wir zu Eingang dieses Kapitels über die Wichtigkeit gesagt haben, welche die öffentliche Stimmung in Deutschland diesem Jubelfest überhaupt beilegte, um danach die Bestürzung zu ermessen, die Umtriebe, den Widerspruch, die sich erhoben, als auf einmal bekannt ward, officiell bekannt ward (Januar 18.), daß die Regierung nicht gewillt sei, die öffentliche Feier des Gutenbergfestes in Berlin zu gestatten.

Die Aufregung bei allen Betheiligten war außerordentlich; sie noch größer und verbreitete sich namentlich nach auswärts hin durch die Literatur, welche — wir lassen unentschieden, ob die Buchdrucker als Anhängsel der Literatur oder umgekehrt die Literatur als Anhängsel der Buchdrucker betrachtend — für das Fest lebhaft Partei ergriff. Die Sache wurde in einer Unzahl von Conferenzen, Deputationen, Vorschlägen, Protesten Monate lang hingeschleppt; es war die veritable Seeschlange der Berliner Straßenpolitik (nämlich so weit eine solche damals bestand) geworden: werden wir feiern oder nicht?

Dennoch, nach viermonatlichen Bemühungen, hatten die Freunde des Festes endlich doch kein besseres Resultat gewonnen, als daß (Cabinetsordre vom 22. April) „an den Orten, wo Solches gewünscht wird, die Erinnerungsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst festlich kürze begangen werden, in anständiger, würdiger, öffentlicher Feier, jedoch ohne Beimischung kirchlicher Solennitäten und ohne Festzüge durch die Straßen der Stadt." — Das hieß denn nun freilich dem Fest das Herz aus dem Leibe schneiden! Das hieß freilich, die Regungen bürgerlichen Corporationsgeistes, die in Veranlassung dieses Festes hie und da laut geworden, gründlich beseitigen und alle jene Sympathien für Aufklärung, für Preß- und Gewerbefreiheit, die sich an dasselbe knüpften, mit Einem Schlage vollständig desavouiren! — —

Mit solchen Nichtigkeiten also, eben wie unten, beschäftigte man sich in Preußen in den ersten Monaten des kritischen Jahres vierzig. Man sieht, die öffentliche Neugier war auf ziemlich schmale Kost gesetzt; ja die Langeweile wäre geradezu nicht auszuhalten gewesen, hätte das Ausland sich nicht erbarmt und uns zwei Neuigkeiten geliefert, ordentliche, handfeste Neuigkeiten, die denn doch mit Ehren einen Wirthshausabend füllten.

Die erſte aus Rußland: der Untergang der ſo großartig vorbereiteten, ſo pomphaft angekündigten Expedition nach Khiwa. Der Befehlshaber ſelbſt, General Perowsky, mußte ſie bereits Anfang Februar durch öffentlichen Armeebefehl als aufgegeben verkündigen. Die ſtrenge Kälte, die Steppenſtürme, vor Allem der unergründliche Schnee, hätten, trotz der vorzüglichen Veranſtaltungen, die man getroffen, die Vernichtung unräthlich gemacht; die Armee habe ſich einſtweilen an den Befeſtigungen der Emba concentrirt, um beim Eintritt der beſſeren Jahreszeit ihren Siegeszug aufs Neue zu beginnen. Aber was dieſer ruſſiſche Bülletinſtil beſagen wollte, darüber war man im Ausland längſt nicht mehr in Zweifel. Es währte auch nicht lange, ſo wurden die Vermuthungen durch Privatbriefe aus Petersburg beſtätigt, ſogar noch übertroffen. Ohne Zuthun von Menſchen, die kirgiſiſche Steppe hatte ſich fürchterlich vertheidigt! Zwanzigtauſend Mann, aus dem Kern der ruſſiſchen Armee, zehntauſend Kameele, ein koloſſaler Troß waren der Kälte erlegen, vom Sturm verweht, in Schneewüſten begraben; nur wenige dürftige Trümmer, den General an der Spitze, erreichten das feſte Orenburg; von einer Erneuerung des Zuges könne ſo bald wieder keine Rede ſein.

Und das war dem Publikum in Preußen eben recht. Wir haben ſchon in der Einleitung der Stimmung erwähnt, die in Deutſchland im Ganzen gegen Rußland gehegt ward. Auch in Preußen, trotz der fürſtlichen Verwandtſchaft, war ſie, den Hof natürlich und einen Theil der Armee ausgenommen, nicht freundlicher. Zwanzigtauſend Mann im Schnee umkommen, es iſt kläglich — aber Rußland gönnte man es: zumal da der unglückliche Ausgang dieſer Expedition den Zuſammenſtoß Rußlands mit England (in Aſien) wieder auf einige Jahre hinausgeſchoben und alſo mittelbar den köſtlichen, den Frieden von Europa neuerdings geſichert zu haben ſchien. —

Mit der zweiten Neuigkeit war das Gegentheil der Fall. Sie kam aus Frankreich: das Miniſterium vom erſten März, mit Herrn Thiers an der Spitze.

Unſere Leſer entſinnen ſich der myſtiſchen Couſellation, unter der Louis Philipp am 27. December die Kammern eröffnet hatte. Was ſchon damals kaum für irgend Jemand ein Geheimniß geweſen war, die Unhaltbarkeit des Soult'ſchen Miniſteriums, hatte ſich denn auch bald genug beſtätigt. Schon der erſte Stoß, der darauf gerichtet

ward, die Besprechung der orientalischen Frage bei Gelegenheit der Adreßdebatte (vom 10. bis 13. Januar) hatte seinen nahen Sturz — und auch wer sein Nachfolger sein würde — mit Gewißheit voraussehen lassen. Es war ein kläglicher Anblick gewesen, wie der alte Marschall, der bekanntlich zu keiner Zeit ein großer Parlamentsheld oder Diplomat, sich geweigert hatte, über die Verhandlungen im Orient Auskunft zu geben: und wie dann zwei Tage später, als die Triarier in die Schlachtreihe rückten, Herr Thiers in einer Rede, ausgestattet mit aller Würze, allem Pomp seines unvergleichlichen Talentes, ein Gemälde in seiner Manier entworfen hatte von der Lösung dieser orientalischen Wirren, so kühn, so sicher, von solchem Selbstgefühl dictirt, daß es von Stund' an den Ministern selbst klar werden mußte: hier steht der Mann, der eure Portefeuilles in Besitz nehmen soll!

Und so geschah es. Ein Antrag, von dem es unbegreiflich scheinen möchte, wie ein so schlauer, so überlegter Mann, wie Louis Philipp, ihn in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke überhaupt nur vor die Kammer bringen konnte, wenn man nicht schon sonst die Erfahrung gemacht hätte, daß eine Leidenschaft allerdings auch bei Louis Philipp die Klugheit und die schlaue Berechnung der Umstände zu Zeiten überwiegen konnte — die Geldgier . . . ein mißlicher, ein in diesem Augenblick unmöglicher Antrag, sagen wir, die Dotation des Herzogs von Nemours, welcher so eben im Begriffe stand, sich mit einer Prinzessin aus einer Nebenlinie des Koburger Hauses zu vermählen, erlitt (Februar 21.) in der Kammer eine so gründliche, so schmerzvolle Niederlage, daß dem Ministerium danach freilich nichts übrig blieb, als selbigen Tags seine Entlassung einzureichen. Der König sträubte sich lange; aber was half es? Die Combinationen waren erschöpft, die Geduld des Landes ermüdet — und nach achttägigem Zaudern hielt Herr Thiers, der Mann der Nothwendigkeit, seinen Wiedereinzug in jenes Hotel des Auswärtigen, das er vier Jahre früher (1836 August 25.), vom König in Stich gelassen, hatte mit den Rücken ansehn müssen, das ihm jetzt kann schon ein Jahr früher, beim Rücktritt Molé's im Januar 39. wieder gebührt hätte — und dessen Schlüssel er dem Könige nun endlich, endlich wieder abgerungen. — Es war eine große Niederlage, die Louis Philipp erlitten: und das allgemeine Fallen der Course an allen Börsen Europas, auch der Berliner, gab den

Beweis, mit welcher Besorgniß man von diesem Tage ab in die Zukunft schaute.

Aber woher nun diese Besorgniß? was war es, was Herrn Thiers so fürchterlich machte, ein wahrer Wauwau der Börsenmänner, absonderlich in Deutschland? —

Wir haben oben die Politik Louis Philipp's charakterisirt: wir haben gezeigt, wie die ganze Staatsweisheit dieses vielbewunderten Mannes darin lag, daß er unvermerkt alle Formen der Freiheit in sich selbst hohl und nichtig gemacht, und an die Stelle des Volks, seiner Wohlfahrt, seines Rechtes allein seine eigene königliche Person eingeschoben hatte — in dieser Beziehung allerdings ein Napoleon des Friedens zu nennen: nur daß Napoleon die Augen Frankreichs zum Wenigsten durch den Ruhm seiner Siege, den Glanz seiner Eroberungen, die ganze märchenhafte Größe seiner Entstehung blendete, während Louis Philipp nur ein ganz gewöhnlicher Taschenspieler war.

Auch das System der verantwortlichen Minister war unter ihm zu einer bloßen Illusion geworden. Hinter allen Ministerien, seit Casimir Perier's Tode (1832 Mai 16.), stand der König selbst; er regierte nicht bloß, er gouvernirte auch.

Und dies war der hauptsächlichste Punkt, worin Herr Thiers ihm widerstrebte. Hätte er es gethan aus Liebe zum Vaterland, wäre dieser Eifer, mit dem er den persönlichen Einfluß des Königs zu beseitigen suchte, hervorgegangen bei ihm aus einer aufrichtigen und wahrhaften Ehrfurcht vor den Bedingungen des constitutionellen Lebens und der unverletzbaren Souveränetät des Volkswillens — wer hätte ihm nicht seinen Beifall schenken wollen?!

Allein wer das politische Leben des Herrn Thiers irgend aufmerksam verfolgt hatte, für den war kein Zweifel: die Grundlage seiner Polemik war nicht Patriotismus, nicht Freiheitsliebe, sondern — Eitelkeit. Es war noch immer der bewegliche, reizbare, auf seinen Ruf eifersüchtige — und darum eitle, rechthaberische, eigensüchtige Journalist vom Jahre dreißig. Bei einer bewunderungswerthen Rednergabe, einer fast unerschütterlichen Geistesgegenwart und sogar in einigen Fächern der Staatswissenschaft von ausgedehnten und gründlichen Kenntnissen, stellte er all diese seltenen Talente durch Eines wieder in Schatten: ein zu lebhaftes Bewußtsein derselben. Bei

vielen ausgezeichneten Eigenschaften fehlte ihm eine, und zwar die Cardinaltugend des Staatsmannes: Besonnenheit und Mäßigung. Was speciell sein Verhältniß zum König anging, so spielte die schon erwähnte Katastrophe vom Jahre sechs und dreißig dabei eine große Rolle. Herr Thiers, sanguinisch, wie seine Natur es mit sich brachte, hatte sich damals für den sehr intimen, den durchaus unentbehrlichen Rathgeber des Königs — mehr noch: in seiner officiellen Eigenschaft als Präsident des Ministerrathes für den eigentlichen Beherrscher Frankreichs gehalten. Als er nun aber seine Macht erproben wollte, als diese famöse Quadrupelallianz, die sich auf dem Papier so prächtig ausnahm und auf die Herr Thiers, als ihr Schöpfer, so stolz war, wirklich zur Ausführung kommen, als nun endlich einmal eine französische Armee in Spanien einrücken und Herr Thiers den lang ersehnten Lorbeer der Feldschlacht um seine dünnen Schläfe winden sollte — siehe da, da mußte er die Erfahrung machen, daß er auch aus keinem andern Thone geknetet, als die übrigen Minister Louis Philipp's alle, seit des gewaltigen Perier's Tode, und daß auch er, mit all seinen weiterobernden Plänen, nur der Mannequin gewesen war des „unveränderlichen Willen". Louis Philipp hatte Herrn Thiers kujirt — und das verzeiht Niemand leicht, ein Franzose aber am Wenigsten.

Und ein Franzose, das stand fest, war Herr Thiers, in seinen Fehlern wie seinen Tugenden, ein voller ächter Abdruck des französischen Nationalcharakters: feurig, ungestüm, großmüthig, ehrgeizig, leichtfertig, prahlerisch, empfindlich, eitel, raufsüchtig . . . .

Und darin lag denn zum großen Theil auch die Furcht begründet, die man außerhalb Frankreich, vor Allem in Deutschland vor Herrn Thiers' Ministerium empfand. Louis Philipp's Politik, mit ihrem feigen Hinzögern, ihrem Frieden um jeden Preis, ihren Cautelen und Verklebungen, war weit mehr Politik der heiligen Allianz, als eigentlich eine französische Politik; die Politik des Herrn Thiers konnte leichtfertig, oberflächlich, tollkühn sein: aber eine nationale war sie gewiß, trotz ihrer Fehler und sogar wegen ihrer. Herr Thiers, in seinem Programm vom vierten März, in dem er sogleich außerordentlich energisch, mit einer Selbstgewißheit, einer Sicherheit auftrat, von der seine Vorgänger die Kammern völlig entwöhnt hatten, nannte sich selbst das „Kind der Revolution". Mit noch größerem

Rechte hätte er sich können das Kind Frankreichs nennen; aber auch nur sein Kind. —

Dazu endlich kamen die Reminiscenzen an seine Amtsführung im Jahre sechs und dreißig, deren wir so eben gedacht. Hatte er da nicht schon einmal den Frieden Europa's fast verspielt? Hatte es nicht der ganzen „Weisheit" seines königlichen Gebieters bedurft, um seine Uebereilung unschädlich zu machen? Und jetzt mit demselben Eifer, den er damals für die Intervention in Spanien gezeigt hatte, nahm er sich des Pascha von Aegypten, als eines Schützlings Frankreichs, an. Noch waren seine Reden nicht eigentlich kriegerisch: aber die Energie, mit der er die „Ehre Frankreichs" in seinen Schutz zu nehmen erklärte, wo und gegen wen es auch sei, der schadenfrohe Nachdruck, den er auf die Freundschaft Englands legte, sowie die Geringschätzung, mit der er schon in seiner Kammerrede vom dreizehnten Januar die bisher gepflogenen Unterhandlungen in Betreff des Orients behandelt hatte, ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihm auch hier das Schwert würde ziemlich locker in der Scheide sein. — Ueberdies beschuldigte man Herrn Thiers, der damals bereits sehr eifrige Studien zu seiner Geschichte Napoleons gemacht hatte, sich verliebt zu haben in die kriegerische Seite seines Gegenstandes; war Louis Philipp anerkannt als Napoleon des Friedens, nun gut, so sagte man Herrn Thiers nach, als neuer Napoleon des Kriegs debutiren und das Sagum mit der Toga vereinigen zu wollen.

Unter allen Umständen aber war der Ministerwechsel in Frankreich ein Gegenstand, der unsere Politiker, große wie kleine, lebhaft und nicht eben zum Angenehmsten beschäftigte; was durch den Untergang der Expedition nach Khiwa für den europäischen Frieden gewonnen schien, der Eintritt des Herrn Thiers ins Ministerium hatte es wett gemacht, und jeder nächste Morgen konnte die bedenklichsten Neuigkeiten bringen.

Während auf diese Weise ein Ministerwechsel in Frankreich zum Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Sorge ward für ganz Europa, ungefähr in denselben Wochen, da es nun einmal in Deutschland das Jahr der Jubiläen war, feierten zwei preußische Minister ihr funfzigjähriges Amtsjubiläum: ein Gegensatz, der allerdings nicht ironischer gedacht werden konnte, und in dem der ganze Unterschied

der beiden Länder, Frankreich und Preußen, sich gleichsam im Auszug charakterisirte. — Der Kriegsminister Herr von Rauch und Herr von Kamptz, einer der beiden Chefs im Justizministerium, waren die Glücklichen. Doch ließ sich nicht eben behaupten, daß das Publikum großes Interesse daran genommen hätte. Herr von Rauch, erst seit wenigen Jahren (1837) im Ministerium, war, zumal bei der eigenthümlichen Abgeschlossenheit seines Geschäftskreises, für die Oeffentlichkeit so gut wie nicht vorhanden gewesen. Und was Herrn von Kamptz betraf, so war der Ruf, welchen derselbe sich als ehemaliger Director im Polizei- (1817 bis 1825) und geistlichen Ministerium (1824 bis 1830), sowie ganz besonders in den berüchtigten Demagogenuntersuchungen erworben hatte, zwar ein sehr verbreiteter, aber keineswegs von der Art, daß der Name einer Jubelfeier, in Beziehung auf die öffentliche Meinung wenigstens, gerechtfertigt gewesen wäre. — Den Verfechtern des altpreußischen Systems bei alledem und ihrem Anhang waren auch diese Jubiläen Wasser auf ihre Mühle, besonders in Hinblick auf die gleichzeitige Lage Frankreichs. Wo Frankreich seine Ministerjubilare hätte? das arme Frankreich, dieser Spielball der Parteien, wo die Ministerien wechselten wie der Mond?! Nein, Gottlob, da sei Preußen doch ein anderes Land, da könne ein Beamter doch noch mit Ehren alt und grau werden, da kenne man keinen Einfluß der Persönlichkeiten und wisse nichts von Ministerkrisen . . .

Und doch sollte eben in diesen Tagen der Beweis geführt werden, daß es auch in Preußen Minister gab, deren Persönlichkeit für den Staat wichtiger, unentbehrlicher war, als die Theorie von der „vollendeten Staatsmaschine" zugeben wollte und daß auch hier Ministerkrisen nicht außer der Möglichkeit lagen.

Nur leider, daß es kein geringerer war, der diese Beweisführung übernahm, als der allzeit unwiderlegbare — der Tod. Es war wie im Spruch des Dichters: Thersites kehrte zurück, und Achilles mußte sterben. — Wir meinen den Tod des Cultusministers Herrn von Altenstein, der, nach jahrelanger Krankheit, welche dennoch seine geistige Kraft, seinen Fleiß, seine Liebenswürdigkeit nicht hatte lähmen können, am vierzehnten Mai erfolgte. Noch schulden diejenigen, welche das Glück genossen, Herrn von Altenstein im Leben nahe zu stehen, ja zum Theil Mitarbeiter seines großen Werkes zu sein, dem Andenken des ausgezeichneten Mannes das Denkmal, welches sein

Verdienst und (wir sind dessen gewiß) ihre eigene Liebe für ihn in Anspruch nimmt. Ihnen vorzugreifen, liegt nicht in unserer Absicht; auch würden uns Raum und Kraft dazu gleichmäßig mangeln. Eine Geschichte des Altenstein'schen Ministeriums wäre zugleich die Geschichte der Wissenschaft in Preußen; es wäre die Geschichte des preußischen Ruhms während einer Epoche, da diese Geschichte übrigens so ruhmlos war. — Wir begnügen uns daher, den Zwecken unserer Darstellung gemäß, in Kürze den Eindruck zu schildern, welchen der Tod des Herrn von Altenstein im Publikum machte.

Daß derselbe ein großer und allgemeiner war, das freilich verstand sich von selbst. Schon äußerlich genommen, wie hätte es anders sein können? Herr von Altenstein war der Letzte in der unmittelbaren Umgebung Friedrich Wilhelms des Dritten aus jenem Königsberger Kreise, in welchem, nach der Niederlage von Jena, die neue Schöpfung des Staates entworfen worden war; mit ihm schied aus dem preußischem Ministerium der letzte jener Namen, die, gleich einem Sternenkranze, die Zeit von achtzehnhundert acht bis fünfzehn, die Zeit der Stein und Hardenberg, umgeben, und deren bloßer Klang noch jetzt genügend ist, das Herz des Patrioten zu erwärmen. Während der gefährlichsten Krisis des preußischen Staates, nach Steins erzwungenem Rücktritt im Jahre neun, hatte er den schwierigsten Theil der Verwaltung, die Finanzen, mit einem Talent, einer Einsicht, einer Gewissenhaftigkeit geleitet, die über alles Lob erhaben war; die wichtigsten Partieen der damaligen Staatsreform sind der Mehrzahl nach unter Altensteins persönlicher Betheiligung durchgeführt worden.

Noch augenfälliger ward die Größe seiner staatsmännischen Eigenschaften sowie die Hoheit und Würde seines sittlichen Charakters, der Reichthum und die Tiefe seines Geistes, seitdem er (Decbr. 1817) an die Spitze des ausdrücklich für ihn gegründeten Cultusministeriums trat. Es hört sich bescheiden an, Cultusministerium oder gar wie der langgedehnte officielle preußische Titel lautet, ein wahrer Apothekerzettel: Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, und Mancher damals mochte die Achseln zucken über das überflüssige neue Ministerium. Herrn von Altenstein war es vorbehalten, dies überflüssige, untergeordnete Ministerium zum ersten zu machen im Staat; wenn die Mehrzahl der andern deut-

schen Staaten, wenn Rußland, Frankreich ꝛc. dem Beispiel Preußens folgten und ein eigenes Cultusministerium gründeten, so war auch dies, genau genommen, ein Tribut, den sie der ausgezeichneten Persönlichkeit des Herrn von Altenstein darbrachten.

Nur daß es überall schwer, wenn nicht unmöglich hielt, seines Gleichen zu finden. Oder wo war ein Minister, der in all den verschiedenen, den so völlig disparaten Kreisen seines großen Gebietes so zu Hause war, gleich ihm? der für jede neue Richtung, jedes neue Bedürfniß der Wissenschaft, ja für jedes neue Buch, jede neuauftauchende Persönlichkeit ein so aufmerksames, so gerechtes, so wohlwollendes Auge hatte? Der eiserne Fleiß, mit dem er sich den Obliegenheiten seines Amtes widmete, mit einer Genauigkeit, gleich dem untersten Diätarius, wurde nur erreicht durch die Liebenswürdigkeit und Anmuth seines persönlichen Verhaltens: Eigenschaften, durch die er sich gleichfalls als würdiger Genosse eines Hardenberg bewährte, und die den preußischen Beamten seitdem, mit anderen Eigenschaften der Hardenberg'sche Epoche, wie man behaupten will, ziemlich abhanden gekommen sein sollen. — Die Freiheit seines Geistes war unerschütterlich wie der Adel seiner sittlichen Natur; keine Intrigue, keine Parteileidenschaft reichte an die reine Höhe seines Standpunktes; nur dem Gemeinen und Unedlen war er ein unversöhnbarer Feind — oder richtiger: es fühlte sich selbst als sein Feind und verkroch sich vor ihm, um ihn unbemerkt in die Ferse zu stechen. — Altenstein war ein Hellene unter den Barbaren der alten Bureaukratie; von ihm ging jene vorzüglich freie, heitre Gesinnung, jene ächt liberale Bildung aus, welche den preußischen Gelehrtenstand so lange ausgezeichnet hat, und von der sogar jetzt, nach dem pietistischen Heuschreckenfraß, der über die edlen Altenstein'schen Saaten gekommen ist, noch hie und da einige Trümmer übrig sind.

Doch wozu einzelne Eigenschaften aufzählen? Geht umher in den Städten und Dörfern der Monarchie, fragt nach unter den Millionen des preußischen Staates — es wird schwer halten, nur eine gelehrte Anstalt, eine Einrichtung der Wissenschaft, eine Stiftung der Kunst, ja nur eine Dorfschule zu finden, an welche Altensteins Gedächtniß nicht mit Segen geknüpft wäre! schwer halten, unter den Tausenden unserer Geistlichen und Lehrer, von dem Professor der Hochschule bis herunter zum Dorfcantor, Einen zu entdecken, auf den nicht

irgend einmal der milde Strahl seines Geistes gefallen, der nicht irgend einmal durch eine Rede, ein Wort von ihm, und sei es ein nacherzähltes von Mund zu Mund, angeregt und zum Guten, Edeln, Schönen ermuntert worden wäre!

So wenigstens war es noch im Jahre vierzig. Der Schreiber dieser Zeilen weiß gar wohl, daß sich seitdem Manches und Vieles geändert hat, namentlich auch hierin. Aber eben deshalb hat gerade er, der Herrn von Altenstein niemals gesprochen noch gesehen, der niemals in der geringsten Beziehung zu ihm gestanden hat, ja der dreist Tausend gegen Eines wetten kann, daß Herr von Altenstein niemals auch nur von seinem Namen Notiz gehabt — gerade deshalb fühlt er sich gedrungen, dieses Zeugniß wenigstens in diesen Blättern niederzulegen, damit in den Herzen der Leser sich, wenn nichts weiter, so doch eine Erinnerung, ein Nachhall wiederhole von jener tiefen, aufrichtigen Trauer, jenem wahrhaft ehrerbietigen Schmerz, der bei der Nachricht von dem Tode des Herrn von Altenstein die ganze Nation ergriff.

Wiewohl die Wenigsten im Stande waren, die eigentliche Größe des Verlustes zu ermessen, darum, weil sie bestenfalls nur die eine Hälfte seiner Verdienste, nur was er geleistet hatte, kannten.

Und doch war dies, bei all ihrer Größe, in der That erst die kleinere Hälfte. — Die eigenthümliche Ordnung der altpreußischen Bureaukratie, bei manchen Uebergriffen, mancher ungebührlichen, mancher gefährlichen Bevorzugung, die sie den Beamten gewährte, legte ihnen doch in Einem Punkte eine Beschränkung auf, die der Mehrzahl unserer gegenwärtigen jungen Freiheitsmänner sehr schwer würde zu tragen sein: Resignation auf persönlichen Ruhm. Das Geheimniß, das ihre Mißbräuche schützte, beeinträchtigte auch die Anerkennung ihrer Verdienste; sie entbehrten des Trostes der Oeffentlichkeit, die für das Scheitern ihrer besten Pläne, ihrer edelsten Absichten sie zum Wenigsten durch die Zustimmung, den Beifall ihrer Zeitgenossen hatte entschädigen können.

In diesem Falle, vor unzähligen Andern, befand sich, besonders in der letzten Hälfte seiner Amtsführung, auch Herr von Altenstein. Auch von seinen Plänen, seinen Absichten ist nur der kleinere Theil ans Licht getreten, und auch dieser selten ganz unverkümmert; auch er hat dem Vaterlande, noch mehr als durch seine Thaten, durch

das gleicht, was er verhindert! was niemals hervorgetreten ist aus der Stille seiner Arbeitsstube, aus dem Schwall der Berichte, dem Staub der Akten! was gelegen hat, schwelgend, quälend, wie ein Alp auf der Brust des edlen Mannes, bis es ihm endlich das Herz gebrochen!

Aber um dies verständlich zu machen, ist es nöthig, von der Charakteristik Friedrich Wilhelm des Dritten, die wir in dem nächsten Kapitel zu geben gedenken, schon Einiges an dieser Stelle vorauszunehmen.

Friedrich Wilhelm der Dritte, trotz der ununterbrochenen und zum Theil wahrhaft königlichen Thaten, welche er, während der langen Dauer seiner Herrschaft, den Wissenschaften widmete, war doch nichts weniger als ein Mäcen. Mäßigen Geistes, von seltsamer Einfachheit und Strenge, unterstützte er Kunst und Wissenschaft, nicht weil er sie liebte oder weil er eine persönliche Befriedigung in ihnen fand: es war die Gerechtigkeit, diese wahrhaft königliche Tugend, die bei Friedrich Wilhelm dem Dritten den Mangel mancher andern glänzenderen Eigenschaft so reichlich ersetzte, was ihn bestimmte, sich auch der Künste und Wissenschaften anzunehmen. Als ein sparsamer Haushalter allen Bedürfnissen des Staates Rechnung tragend, sah er auch diesem sein gemessen Theil zukommen, ohne eben selbst große Sympathien dafür zu empfinden. Wissenschaft und Kunst standen einmal, in dem großen Wirthschaftsbuch des Staates, sie gehörten zu den Erfordernissen einer würdigen, königlichen Regierung: und also wurde dafür gesorgt. —

Wir sind weit davon entfernt, diese Verfahren zu bemängeln. Im Gegentheil, wir haben bereits anerkannt und wiederholen es, daß wir in dieser Selbstüberwindung, dieser Unterordnung der eignen Neigung oder Abneigung unter das, was dem Staate gut und zuträglich ist, eine wahrhaft königliche Eigenschaft erkennen. Aber daß bei alledem einem solchen Könige gegenüber ein Mann von Altensteins weitem, genialem, freiem Blick eine überaus schwierige, überaus mühevolle Stellung hatte, dies wenigstens leuchtet ein. — Friedrich Wilhelm der Dritte hatte die Genies nicht, wie Napoleon, aus Witterung, sondern aus seltsamer Accuratesse; er verstand sie nicht, sie verkauften ihm, so zu sagen, die Arbeit und störten die militairische Gleichförmigkeit seiner Weltanschauung. Er hasste überhaupt eher

behandelte wenigstens mit Mißtrauen Alles, was sich über einen gewissen mittlern Durchschnitt erhob, oder was überhaupt viel Aufsehen erregte und viel von sich reden machte in der Welt, ja endlich alles Neue überhaupt: sehr löbliche Eigenschaften für einen König, der nun einmal von sich selbst fühlte, daß er für das Außerordentliche kein Maß in sich trug, und dem daher keine Gefahr näher lag, als in die Abhängigkeit des Genies zu gerathen oder sich überrumpeln zu lassen von dem unverstandenen Neuen.

Aber sehr unbequem für einen Cultusminister, der, gleich Altenstein, die Hand hatte am Puls der Zeit und jeden neuen Keim der Bildung, jede neue Entwicklung der Wissenschaft in liebevolle Pflege nehmen wollte! der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, alle Fürsten des deutschen Geistes, alle ersten Sterne der Wissenschaft aus Preußens Hochschulen zu versammeln!

Man begreift, welche Noth der Minister mit diesem murrenden, knurrenden König, der, bei dem edelsten und reinsten Herzen, es sich nun einmal zur Gewohnheit gemacht hatte, auch seine besten Thaten mit Murren zu thun und nichts zur gewähren, nur Alles sich abnöthigen zu lassen — man begreift, sage ich, welche Noth der Minister mit diesem König schon unter gewöhnlichen Umständen haben und welche Arbeit es kosten mußte, die oft so künstlichen, so verwickelten Windungen geistiger Zustände diesem argwöhnischen Auge zurecht zu legen. Wie nun gar erst zur Zeit der Demagogenuntersuchungen, da die Universitäten geächtet und verfehmt wurden als Herde des Aufruhrs und der Empörung? da in Bonn, dieser Lieblingsschöpfung, diesem eigensten Kinde des Altensteinschen Ministeriums, die Arndt und Welcker suspendirt und die kaum gesäten Keime der Bildung mit gänzlicher Vernichtung bedrohet wurden? da die Freiheit der Wissenschaft, die Würde des Lehrerstandes, in denen Altenstein, weil selbst ein freier und würdiger Charakter, die eigentlichen Stützen des ihm anvertrauten Ministeriums erkannte, geknechtet wurden und verstümmelt und eingeschnürt in das Netz der Karlsbader Beschlüsse? Wie in den dreißiger Jahren, als Hegel, den Altenstein nach Berlin gebracht und mit nicht geringer Anstrengung in Gunst und Ansehn erhalten, nach seinem Tode plötzlich erkannt ward als das, was er, seinem innersten Wesen nach, allerdings jederzeit gewesen, ein unerbittlicher Zertrümmerer der alten Vorur-

theile, ein Mauerbrecher der Freiheit? da die Frommen im Herrn ein Geschrei anhuben durchs ganze Land und riefen Jeder über den freidenkerischen, den glaubenlosen Minister, der die Philosophen ins Land gerufen und hatte die Kirche des Herrn gegeben in die Hände der Aufklärer und hatte Weltweise und Schriftgelehrte erhöhet auf den Stuhl der Gläubigen? da die Geistesfaulheit, die rohe Empirie, unter dem Vorwand der praktischen Nutzbarkeit, sich erhob und wollte mit ihrem plumpen Realismus die großartige ideelle Anlage der preußischen Gesichtseinheit über den Haufen werfen? da endlich — das Gefährlichste von Allem! am Hofe selbst, in der Nähe des alternden Königs, ein neuer, mächtiger Einfluß sich geltend machte: der Einfluß einer sehr gebildeten, sehr geistreichen, ja großherzigen — aber bei alledem einer Persönlichkeit, die aus zu entgegengesetzten Elementen gemischt war, in zu anderm Boden wurzelte, als daß sie umhin gekonnt hätte, Altensteins Pläne zu kreuzen und zu hindern? als es auf die Ränke Lawen herbeikroch und kam hervorgeduckt aus allen Winkeln, das niedrige, schnappende Gewürm, das jedesmal der neuaufgehenden Sonne vorankriecht, wie die Spinne vor dem Regen, und ärgte und neckte den sechzigjährigen Mann? als es endlich dahin kam, daß Herr von Altenstein bei Hofe nur noch kalte, verlegene Gesichter sah, bemerken, daß er den Hof zu vermeiden anfing und nur allein noch die amtlichen Beziehungen aufrecht erhielt?

Den meisten Schmerz machte ihm die Kölner Angelegenheit. Von ihm war sie nicht verschuldet worden. Auf das Gemerkat vom Jahre 1821, das denn doch, genau betrachtet, die ganze Wurzel des späterhin so hochauf gewucherten Uebels war, hatte er wenig oder gar keinen Einfluß gehabt; in Herrn von Spiegel hatte er einen Geistesverwandten gefunden und daher jederzeit im besten Vernehmen mit ihm gestanden. Sein Nachfolger aber, Herr von Troß, war auf den erzbischöflichen Stuhl nicht allein (so seltsam es klingt) ohne Altensteins Zuthun, sondern sogar gegen seine Ansicht und gegen seinen Wunsch gelangt; ein Einfluß, denen wir vorhin bereits gedacht haben und den gewisse westphälische Coterien für den Herrn von Troß gewonnen, hatte die warnende Stimme des bewährten Dieners überhört. Auch an der endlichen Katastrophe soll Herr von Altenstein nur sehr bedingten Antheil gehabt haben; der eigentliche Anstoß soll (und wer Charaktere und Verhältnisse zu beurtheilen ver-

ſieht, wird die Erzählung nicht unwahrſcheinlich finden) vom König ſelbſt ausgegangen ſein, der ſeiner Stellung als Schutzherr der evangeliſchen Chriſtenheit, ſowie ſeinen ſtrengen Begriffen von Subordination keine geringere Genugthuung als dieſe ſchuldig zu ſein glaubte. — Herr von Altenſtein, mit ſeiner milden, humanen Perſönlichkeit, mit ſeiner verſöhnlichen, beruhigenden Natur, muß in dieſer Zeit Außerordentliches gelitten haben; es iſt wohl kein Zweifel, daß die Kölner Affaire ſeinen Tod zum Wenigſten beſchleunigt hat.

Ueberhaupt, wer die Paradoxen liebte, könnte ſagen, daß die letzten Jahre des Altenſteinſchen Miniſteriums eine fortdauernde Abdankung geweſen, und daß ſein Tod die Entlaſſungsurkunde, die ſchon längſt ausgefertigt für ihn im Kabinete lag, nur gleichſam vollzogen hat. Im Publikum war das Gerücht von ſeiner Entlaſſung ſchon mehrfach aufgetaucht; ſo namentlich mit großer Beſtimmtheit noch wenige Wochen vor ſeinem Tode. — Daß es nicht wirklich dazu kam, dazu that wiederum eine Eigenſchaft des Königs, die ebenfalls von Vielen verkannt und getadelt worden iſt, und in der wir unſers Theils doch wieder etwas ächt Königliches nicht ganz verkennen möchten: Pietät gegen ſeine alten Diener. — Nichts ſteht einem König ſchlechter, als ein leichtſinniger Wechſel von Perſönlichkeiten. Er ſoll nicht einſeitig am Alten hängen, weder in Principien noch in Perſonen: aber ebenſo wenig ſoll er Experimente treiben mit ſeiner Umgebung und die Citrone, nach dem bekannten Sprichwort, wegwerfen, nachdem er ſie ausgepreßt. — Nicht leicht hat ein König dieſen Grundſatz gewiſſenhafter beobachtet, als Friedrich Wilhelm der Dritte, vielleicht ſogar mitunter zu gewiſſenhaft. Wie er Ehrfurcht für ſich ſelbſt verlangte, ſo gewährte er ſie Andern; am Meiſten denen, die er in langjährigem Dienſte treu und zuverläſſig befunden hatte. Es that dabei nichts, wenn auch im Lauf der Zeit perſönliche Differenzen und abweichende Anſichten hervorgetreten waren. Die Nachſicht, die der König für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm, eigenſinnig und grillig zu ſein, geſtattete er, nach Gelegenheit, auch Andern. — Nur auf dieſe Weiſe war es möglich geworden, daß Herr von Altenſtein, trotz dem völlig veränderten Syſtem der preußiſchen Regierung und trotz der zahlreichen und mächtigen Gegner, welche, offen und geheim, auf ſeinen Sturz hinarbeiteten, ſich dennoch nicht nur fortdauernd in ſeinem Amte erhielt: ſondern daß auch der Tod erſt das

Bank des Vertrauens und der Hochachtung löſte, welches, beiden Theilen gleich ehr zu Ehre, mehr als ein Menſchenalter hindurch Miniſter und König verbunden hatte. —

Nun aber, mit dem vierzehnten Mai, war es gelöſt — wem war es vorbehalten, das neue anzuknüpfen? Dieſe Stelle im Rath des Königs, ſeinem Ohr ſo nahe, von ſo ungeheurem Einfluß auf das Wohl des Landes, wer war beſtimmt, ſie nach ihm einzunehmen? — Hätte es noch irgend eines Zeugniſſes bedurft für die außergewöhnliche Stellung des Herrn von Altenſtein — dieſer Eifer, mit dem man ſich um ſeine Erbſchaft ſtritt, dieſe Begier, den Verſtorbenen zu erſetzen, hätte es geliefert. — Der Tod eines Miniſters und die Wiederbeſetzung ſeines Poſtens war ſonſt in Preußen ein ziemlich unbemerktes Ding geweſen: der Miniſter iſt todt! es lebe der Miniſter! — Anders in dieſem Falle. Zum erſten Male nach langen Jahren ſollte die Beſetzung eines Miniſterpoſtens wieder zum Prüfſtein der Parteien werden: der Parteien, die ſich langſam, unmerklich, ja abſichtlich verleugnet, dennoch herangebildet hatten, und die nun plötzlich einander gegenüber ſtanden, ihre Stärke zu erproben. Wird ſich ein Erbe des Altenſtein'ſchen Geiſtes finden? — Man blickte umher und zweifelte! Und wenn er ſich fände, würde er zugelaſſen werden? Die Zweifel wuchſen! — Dieſe Partei der Frommen und Strenggläubigen, dieſe wahren Gegenfüßler des freien Altenſtein'ſchen Humanismus, die von Jahr zu Jahr kecker hervorgetreten waren, die ſich breiter und breiter gemacht hatten im Staat

laſſen ſie ſicher genug bereits, auch den letzten, höchſten Poſten an ſich zu reißen? Und wenn es ihnen gelang, welche Folgen wird es haben? Gerade beim Cultusminiſterium ſchwebten Fragen von außerordentlicher Wichtigkeit: die katholiſchen Wirren, die Stellung der Philoſophie, das chriſtliche Princip, die Reform der Gymnaſien, die beginnenden Zerwürfniſſe im Schooß der evangeliſchen Kirche ſelbſt — welche Aufgaben, welche Verwürfe für einen Staatsmann!

Kein Wunder demnach, daß die edle Leiche kaum noch erkaltet war, als auch bereits eine wahre Sündfluth von Gerüchten, Combinationen und Vermuthungen ſich ergoß. Mit jedem Tage tauchten neue Namen auf; nicht ein Miniſterium, eine ganze Regierung hätte man damit beſetzen können.

Kurz zu ſagen: der Tod des Herrn von Altenſtein war das erſte Ereigniß des Jahres achtzehnhundertvierzig in Preußen; nicht bloß die Nächſtbetheiligten, ſondern alle Kreiſe der Geſellſchaft wurden davon berührt und aufgeregt.

Denn noch eine Seite gab es an dieſem Ereigniß, die wir bisher noch nicht erwähnt haben, und die doch den großen Haufen vor allen andern packte; eine Seite, die in Zuſammenhang ſtand mit der ängſtlichen, erwartungsvollen Spannung des Publikums im Allgemeinen, von der wir zu Anfang dieſes Abſchnittes geſprochen haben: eine dämoniſche, geheimnißvolle Seite . . . .

Herr von Altenſtein (wir haben es bereits geſagt) war der letzte von den alten Dienern des Königs; er war in demſelben Jahre geboren wie er; ſeit dreiundzwanzig Jahren, bei all dem Unzähligen, was in Wiſſenſchaft und Kunſt geſchah, bei dieſen Muſeen, welche die königliche Freigebigkeit entſtehen ließ, dieſen Prachtbauten, die ſich auf Koſten des Königs, zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, in den Straßen Berlins wie in den Provinzen erhoben, überall, wohin die Augen fielen, war man gewohnt, Altenſtein und den König zuſammen zu nennen . . . .

Nun war der Eine dahin geſchieden — wie lange wird der Andere noch bleiben?! Die Zweige fielen ab — wie lange wird ſich der Stamm noch halten?!

Es fehlte nicht an Gerüchten, welche geeignet waren dieſe abergläubiſchen Combinationen zu unterſtützen. Schon ſeit Ende März, hieß es, kränkle der König: eine Unpäßlichkeit, die Anfangs nur als leichte Erkältung aufgetreten, ſei unvermerkt in eine allgemeine und gefährliche Schwäche umgeſchlagen. —

Die Gerüchte nahmen zu. Man erinnerte ſich jetzt, den König ſchon ſeit Längerm nicht mehr öffentlich geſehen zu haben; man blickte im Theater in die Loge, nach dem Vorhang, hinter dem ſo lange, allabendlich, das ernſt freundliche Geſicht des Monarchen hervorgelauſcht hatte — der Platz war leer. Eine große Unruhe fing an ſich der öffentlichen Stimmung zu bemeiſtern; man hatte ſo lange, in Ernſt und Scherz, gepocht auf den verhängnißvollen Charakter des Jahres vierzig — ſollte er ſich in der That jetzt beſtätigen?

Inzwiſchen ſollte die Neugier des Publikums noch einmal durch ein anderes Ereigniß abgezogen werden. Der ein und dreißigſte Mai,

der Tag, an welchem hundert Jahre zuvor Friedrich der Große den Thron Preußens beſtiegen, näherte ſich. Magiſtrat und Stadtverordnete Berlins trafen Anſtalten, den Tag in würdiger Weiſe, durch Stiftungen und öffentliche Feſtlichkeiten zu begehen; auch in andern Städten der Monarchie wurden ähnliche Vorbereitungen getroffen. — Die Regierung, wie abhold ſie öffentlichen Feierlichkeiten ſonſt auch war, blieb doch in dieſem Falle nicht zurück. Im Gegentheil, ſie beſtimmte dieſen Tag zur endlichen Abtragung einer Schuld, die ſchon ſeit mehr als funfzig Jahren auf ihr laſtete, und von deren Tilgung ſchon unzählige Male, zu den verſchiedenſten Zeiten, die Rede geweſen war: die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen.

Eine Kabinetsordre des Königs vom 26. Mai, ganz in dem nüchternen, wortkargen Stil, der die Erlaſſe Friedrich Wilhelms des Dritten charakteriſirt, und der nun bald auf immer verſchwinden ſollte, beſtimmte den erſten Juni zur feierlichen Grundſteinlegung. Der König ſelbſt konnte keinen Theil mehr daran nehmen: man erzählte ſich, daß er vom Fenſter ſeines Krankenzimmers aus die glänzende Scene einen Moment lang in Augenſchein genommen habe, ſogleich aber, von Krankheit bewältigt, in Ohnmacht geſunken ſei.

Und ſo wandte ſich auch die Aufmerkſamkeit des Publikums von der Pracht und dem Jubel des Feſtes ſogleich wieder dem Palais des Königs zu, vor deſſen ſonſt ſo ſtillen Thüren ſich jetzt die Wagen der Aerzte, die Equipagen der Miniſter und Prinzen in wilder Eile kreuzten. Man wußte, daß, mit Ausnahme des ruſſiſchen Kaiſerpaares, ſämmtliche Angehörige des hohen Kranken um ſein Lager verſammelt waren — Anzeichen genug, daß dies keine gewöhnliche Krankheit ſei, und daß etwas Außerordentliches, etwas Entſcheidendes ſich bereite!

Bald hieß es auch, daß die kaiſerliche Tochter gleichfalls angelangt; der Kaiſer ſelbſt wurde ſtündlich erwartet.

Die Aufregung des Volkes wuchs: und die Bülletins, welche endlich (ſeit dem dritten Juni) ausgegeben wurden, waren wenig geeignet, ſie zu beruhigen. Ein unheimliches Grauſen, ein inſtinktmäßiges Gefühl, an einem Wendepunkt in Preußens Geſchichte zu ſtehen, hatte ſich, ſchwül und dumpf, über alle Gemüther gelagert.

Dazu bei ſehr Vielen, namentlich bei dem älteren Theil des Bürgerſtandes kam eine wirkliche, aufrichtige Trauer. Zwei und vierzig Jahre hatte man mit dem königlichen Herrn Gutes und Böſes getheilt; man kannte ihn und wußte, wie man mit ihm daran war — was brachte die Zukunft?!

Eine Menge kleiner Anekdoten, unerhebliche Züge, werthlos an ſich, aber bedeutend als Zeichen einer aufrichtigen und tiefgehenden Verehrung, curſirten unter der Menge, welche in dichten Haufen das Palais umlagert hielt. Ob der König geſchlafen und wie lange, was er genoſſen, was geſprochen — es waren wichtige Neuigkeiten, die man ſich mit Begier vom Munde haſchte und mit ſchmerzlichem Stolze weiter trug. Dazwiſchen einzelne Aeußerungen des Königs, ſeine Standhaftigkeit und Milde auch in den Qualen des Todeskampfes charakteriſirend und dadurch die Wehmuth und die ſchmerzliche Erregung nur noch vermehrend.

Auch Anekdoten von finſterm, verhängnißvollem Charakter tauchten auf. Am Morgen des Siebenten endlich war der Kaiſer von Rußland gekommen. Der König, erzählte man ſich, habe ihn ſchon nicht mehr gekannt; endlich kommt er zu ſich — „Comment cela va-t-il?“ fragt ihn der Kaiſer — „Cela va mal“ — Worte, ſo einfach, ſo natürlich in dem Munde eines Sterbenden: und doch, die bewegte Menge flüſterte ſie ſich geheimnißvoll, wie eine Prophezeiung der Zukunft, von Ohr zu Ohr „Cela va mal“ . . . War es im Hinblick auf die gegenwärtige Lage des Staates? war es eine Ahnung deſſen, was kommen ſollte?!

Schon am Sechſten hatte man behauptet, der König ſei gar nicht mehr am Leben, ſein Tod werde nur verheimlicht — ſeltſame Phantaſien eines aufgeregten Volkes, welches, im Bewußtſein außerordentlicher Ereigniſſe, dieſelben gern noch mit Außerordentlicherm ausſchmücken möchte!

Es war Pfingſtfeſt. Doch an Pfingſtfreude, wie ſie ſonſt um dieſe Zeit die Straßen der Hauptſtadt erfüllte, dachte Niemand: Alle waren geſpannt auf den verhängnißvollen Augenblick, der immer noch zögerte, und deſſen Eintritt doch ſchon unſäglich gewiß war . . .

Endlich am Siebenten Nachmittags, fünfundzwanzig Minuten nach drei Uhr, erſcheint ein Adjudant in der Thür mit bloßem Haupt . . . er winkt, er ſpricht . . .

Eine Stunde ſpäter klebten an den Straßenecken Zettel, welche „den Hintritt des geliebteſten, väterlichſten Familienhauptes, dem Vaterlande den Verluſt ſeines verehrten, innigſt geliebten Herrſchers“ anzeigten.

Friedrich Wilhelm der Dritte war geſtorben; Friedrich Wilhelm der Vierte beſtieg den Thron . . .

Die Orakel hatten nicht gelogen, das Jahr vierzig hatte ſeine dämoniſche Kraft auch für das neunzehnte Jahrhundert bewährt . . .

Und eine neue Zeit begann.

Zweites Kapitel.

Die Gegenſätze in der preußiſchen Geſchichte. — Rückblick auf die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten: Verhältniß zu Friedrich Wilhelm dem Zweiten und ſeiner Zeit. — Die Königin Louiſe. — Die Kataſtrophe von Jena. — Stein, Hardenberg. — Die Siege von 1813. — Der König und die Armee. — Die Verfaſſungsfrage. — Die Demagogenunterſuchungen. — Schluß.

Man hört unter den Vorzügen der erblichen Monarchie nicht ſelten auch den anführen, daß ſie am Meiſten von allen Regierungsformen jene Einheit des politiſchen Syſtems, jene Conſequenz und Stetigkeit der Entwicklung verbürge, ohne welche ein Staat auf die Dauer weder groß nach außen, noch glücklich im Innern werden kann. Bei allen anderen Staatsformen, wo die höchſten Gewalten, näher oder ferner, von der Wahl des Volkes abhängig ſind, welch jäher Wechſel, ſagt man, der Principien, welche Erſchütterungen, welche Contraſte: während die ſtetige Folge der Erbmonarchie, mit dem Scepter zugleich Grundſätze und Anſichten vererbend, gleich dem gemäßigten Klima einer mittlern Zone, das Volkswohl in vielleicht langſamer, aber ſicherer, aber gleichmäßiger Entwicklung reift. —

Nun in der That, wenn das erbliche Königthum keine anderen Vorzüge hätte, als dieſen, ſo wäre es ſchlecht damit beſtellt. Denn die Geſchichte faſt aller Monarchien lehrt gerade das Gegentheil. Nirgend, in keinem Wahlreich, wechſeln die Principien ſo jählings, ſo unvorbereitet, nirgend kommt das natürliche Recht, die natürliche Beſtimmung jedes neuen Geſchlechtes, Opponent zu ſein des alten, zu ſo ſchroffer, ſo gewaltſamer Anwendung, nirgend ſehen wir die

Völker ſo willkürlich, ſo bewußtlos aus einem Extrem in das andere geſchleudert, als dies Alles, in Veranlaſſung des Thronwechſels, zu den verſchiedenſten Zeiten, in der Mehrzahl der Erbmonarchien der Fall geweſen iſt. — Der Grund dieſer Erſcheinung liegt auf der Hand. Je größer, je unbedingter der Einfluß einer einzelnen Perſönlichkeit iſt, je größer, je durchgreifender müſſen natürlicher Weiſe auch die Erſchütterungen ſein, welche den Wechſel dieſer Perſönlichkeit begleiten: wo, wie in der abſoluten Monarchie (und von ihr allein iſt bei jenen Lobrednern des erblichen Königthums die Rede), der ganze Staat ſich in der einen Perſon des Königs concentrirt, da muß jede Veränderung dieſer Perſon nothwendig auch vom ganzen Staat, als eine Veränderung ſeiner ſelbſt, eine Staatsumwälzung, empfunden werden.

Und ferner, während freiere Regierungsformen den neuen Regungen der Zeit die Gelegenheit offen erhalten, ſich allmälig, je nach dem Maß ihrer Kräfte und ihrer Uebereinſtimmung mit dem Volkswillen, zur Geltung zu bringen, ſehen dieſelben in der Monarchie im alten Sinne ſich von jeder Theilnahme am Staate ausgeſchloſſen, ſie ſehen ſich verdammt zu müßigem Lauern und Abwarten, zu heimlichem Projectiren und Intriguiren: bis dahin, wo endlich ein Thronwechſel ihnen die Möglichkeit bietet, in der Perſon des neuen Regenten ſich der Herrſchaft zu bemächtigen und dieſe Bühne der Geſchichte, vor der ſie ſo lange als eiferſüchtige Zuſchauer geſeſſen, ſelbſtthätig zu beſchreiten. — Daß ſie dieſe Gelegenheit alsdann in der Regel etwas gewaltſam benutzen, daß ſie den Staatswagen, ſtatt ihn vorſichtig hinüberzulenken in das neue Gleis, am Liebſten geradezu umkehren — das Alles iſt ohne Frage beklagenswerth und ward von den Völkern nur allzuoft aufs Traurigſte gebüßt: aber es erklärt ſich aus den Grundbedingungen der menſchlichen Natur. — Weit ſchlimmer dagegen und weit verderblicher noch erſcheint uns dies, daß in unzähligen Fällen die neuen Regungen der Zeit, wenn ſie auf dieſe Weiſe endlich einmal zur Herrſchaft gelangen, gar die neuen nicht mehr ſind, daß ſie ſelbſt ſich bereits überlebt haben, daß ſie überholt worden ſind von anderen, jüngeren, berechtigtern: ſo daß es meiſtentheils gar nicht mehr die Idee der Zeit, nein, nur noch ihre Caricatur, eine Caprice, eine Reminiscenz der Vergangenheit iſt,

die mit dem neuen Regenten den Thron besteigt und dem Volk ihre veralteten Reize als frische Jugend aufzudrängen sucht.

Aus diesem doppelten Umstand erklärt es sich nicht nur erstens, daß in den meisten Monarchien der Erbe der Krone regelmäßig das Haupt der Opposition (nämlich so weit eine existirt), der Mittelpunkt aller Coterien, das gemeinsame Augenmerk aller Parteien ist, welche, offen oder heimlich, gegen das herrschende System ankämpfen: sondern es erklärt sich daraus auch der nicht minder häufige Umstand, daß aus zu ihrer Zeit sehr gefeierten, sehr hoffnungsreichen Kronprinzen, wenn sie endlich die Regierung antreten, Könige werden, die es Niemand zu Dank machen, nicht einmal ihren eigenen Freunden, ja nicht einmal sich selbst. —

Wiewohl alle diese Fälle, von denen wir bisher gesprochen, noch die günstigeren sind. Sie gehen alle noch von der Voraussetzung aus, daß es, wenn auch ein irrthümliches, ein überwundenes, doch wenigstens überhaupt noch ein geistiges Princip, eine Regung der Zeit ist, was mit dem neuen Regenten zur Herrschaft gelangt.

Allein in Wahrheit diese Fälle sind die seltneren, verglichen mit den unzähligen, den ganz alltäglichen, wo überhaupt gar kein allgemeines Princip, nur der crasseste Egoismus, die allerpersönlichste Willkür den Thron besteigt! wo die Opposition des Thronfolgers gegen seine Vorgänger nicht aus der Nothwendigkeit geschichtlicher Gegensätze, sondern allein aus elendester persönlicher Eifersucht, aus Neid, Haß, Mißgunst, aus Eitelkeit und Uebermuth hervorgeht! wo der neue Regent den Staat, der so lange nach rechts geführt ward, urplötzlich nach links reißt, und auf einmal, was bisher Schwarz war, Weiß, was Weiß, Schwarz heißt: nicht, weil das Staatswohl es erfordert oder auch nur weil die persönliche Ueberzeugung des neuen Beherrschers es so mit sich bringt — nein, bloß weil es ihm so Spaß macht, weil er sich zeigen will als Herrscher: gleich wie ein roher und ungeschickter Reiter sein Roß im Zügel reißt, und spornt es in die Flanken, und sprengt es bald vorwärts, bald rückwärts, und treibt dem geängsteten Thiere Blut und Schaum in das Gebiß — warum? Je nun, um zu zeigen, daß er reitet!

Nur ein einziges Mittel giebt es, diese verderblichen Nebenwirkungen des erblichen Königthums zu beseitigen und den Völkern dabei doch diejenigen Segnungen zu erhalten, welche diese Regie-

rungsform, bei einer Weltlage, wie die gegenwärtige, und einem Geſchlecht gegenüber, wie das unſere, unleugbar, unerſetzbar mit ſich führt: und der beſteht ganz einfach darin, das Königthum ſelbſt von aller perſönlichen Macht, aller perſönlichen Willkür zu entkleiden und es, umgeben und geſtützt von ächt demokratiſchen Einrichtungen, zu einem reinen Symbol der Volksehre, Volksherrlichkeit zu machen. Schon jetzt ein Blick in die Geſchichte beweiſt uns, daß, je größer die Gewalt iſt, welche eine Verfaſſung, mit Beibehaltung der erblichen Monarchie, dem Volkswillen einräumt, je unſchädlicher, je wirkungsloſer für die Geſammtheit des Staates bleiben die perſönlichen Veränderungen, welche der Beſitz der Krone erleidet: während umgekehrt, je unbeſchränkter eine Monarchie, je unfreier ein Volk, je gewaltiger, je furchtbarer ſind auch die Erſchütterungen, welche jede neue Thronbeſteigung begleiten —: England, wo ſeit Jahrhunderten die entgegengeſetzteſten, ja feindſeligſten Perſönlichkeiten die Krone beſeſſen haben, ohne daß der Entwicklungsgang der engliſchen Nation dadurch irgend weſentlich wäre unterbrochen oder auch nur gehindert worden, verglichen mit Rußland, wo jeder Thronwechſel nicht nur von einer Revolution begleitet, nein, wo er auch ſelbſt von Revolutionen veranlaßt zu werden pflegt!

Ein einziger Staat (denn ſolche, die ſich überhaupt von aller geſchichtlichen Bewegung ausgeſchloſſen haben, wie z. B. China, wird man uns nicht in Ernſt entgegenhalten wollen) ſcheint eine Ausnahme von dem hier Geſagten zu bilden: Oeſterreich, das trotz ſeiner monarchiſchen Einrichtungen und trotz der unbegrenzten Machtvollkommenheit, welche hier bis vor Kurzem der Krone beiwohnte, dennoch auf volle drei Jahrhunderte nur einen einzigen Fall aufzuweiſen hat, wo ein Thronwechſel zugleich einen Wechſel des Syſtems und damit eine Umwälzung des Staates ſelbſt mit ſich geführt hat.

Allein dieſe Ausnahme erklärt ſich hinlänglich theils aus dem, was wir in der Einleitung über das bisherige Princip der öſterreichiſchen Monarchie überhaupt geſagt haben, theils aus der durch und durch katholiſchen Färbung dieſes Staates, in der alle perſönlichen Nüancirungen nothwendig untergehen mußten, theils endlich aus der dadurch herbeigeführten ſpecifiſchen Unfruchtbarkeit des Habsburger Regentenhauſes — eines Hauſes, das im Lauf dreier Jahrhunderte,

auf ſo viele Ferdinande und Leopolde und Franzerl, nur einen einzigen Joſeph zu erzeugen wußte! —

Deſto augenfälliger dagegen, eine Folge der ausgezeichneten Talente, der großen und energiſchen Charaktere, an denen das preußiſche Königshaus reicher iſt, als irgend eine Dynaſtie Europa's, ja der Geſchichte, machen dieſe perſönlichen Einwirkungen und die damit verbundenen Erſchütterungen ſich in der Geſchichte Preußens. — Es hieße aller hiſtoriſchen Wahrheit ins Antlitz ſchlagen, wollte man leugnen, daß der preußiſche Staat, wie er bisher beſtanden, hauptſächlich, wenn nicht ausſchließlich, ein Product ſeiner Könige geweſen iſt; es hieße zum Undank die Unkenntniß fügen, wollte man in Abrede ſtellen, daß die Größe des preußiſchen Staates hauptſächlich durch die Größe ſeines Regentenhauſes begründet, ja daß das preußiſche Volk ſelbſt zu dem, was es iſt, zu ſeiner hohen Intelligenz, ſeinem kriegeriſchen Muthe, ſeinem begeiſterten und vorurtheilsfreien Patriotismus, erſt durch ſeine Könige iſt erzogen worden.

Wir gehen noch weiter; wir erkennen mit derſelben Bereitwilligkeit, derſelben Dankbarkeit auch dies an, daß die Mehrzahl der preußiſchen Regenten zugleich wirklich die Träger ihrer Zeit und ihrer wichtigſten, ihrer heiligſten Ideen geweſen — wie wäre geſchichtliche Größe auch jemals anders erreicht worden?! — und daß daher die Erſchütterungen, welche die verſchiedenen Regierungsepochen der preußiſchen Monarchie bezeichnen, in der That hiſtoriſch nothwendige und berechtigte Stufen der Staatsentwicklung ſelbſt, keineswegs bloße Ausbrüche perſönlicher Willkür geweſen ſind.

Dies Alles, wie geſagt, geben wir willig zu; wir geben auch zu, daß Preußen gerade dieſem Wechſel der Syſteme, dieſer Veränderung der Perſönlichkeiten gleichfalls einen guten Theil ſeiner Größe und ſeiner raſchen, glücklichen Entwicklung verdankt. Aber die Thatſache, daß dieſe Entwicklungen ſtatt gefunden haben, und daß in der Geſchichte Preußens jede neue Thronbeſteigung auch die Veranlaſſung zu einer völligen Umkehr des Syſtems geweſen iſt — dieſe Thatſache, mag ſie immerhin für Preußen im Ganzen und Großen zum Guten ausgeſchlagen ſein, bleibt dennoch unverändert. Die ganze Reihe der preußiſchen Könige iſt eine einzige Reihe von Gegenſätzen; wie der Tag die Nacht, die Nacht den Tag, wechſelt hier ein

Syſtem das andre, eine Perſönlichkeit die entgegengeſetzte ab; jeder neue Regent, auch wenn er es nicht weiß, nicht will, ja ſogar mit der offenkundigen Abſicht, in dem bisherigen Gleiſe fortzuwandeln, iſt, nach Charakter, Talent und Neigung, der baare Widerſpruch ſeines Vorgängers. —

Es iſt nicht nöthig, dies erſt weitläufig aus der Geſchichte Preußens zu beweiſen: dieſe Widerſprüche ſind ſo deutlich, dieſe Gegenſätze ſo ausgeprägt, daß es ſchon hinreicht, nur die Namen der preußiſchen Könige zu nennen, um ſogleich in der Seele jedes Hörers ein vollſtändiges Gemälde jener Umwälzungen zu entrollen, den Aufriß gleichſam jener Klippen und Klüfte, zwiſchen denen das preußiſche Volk durch die prägnante Eigenthümlichkeit ſeiner Beherrſcher hin und hergeſchleudert worden iſt. — Gleich der Stifter der preußiſchen Königskrone, der prachtliebende, eitle und ehrgeizige Friedrich der Erſte, welch ein Gegenſatz ſowohl zu ſeinem Vorgänger, der wahrlich nicht durch dieſe Eigenſchaften ſich den Beinamen des Großen errungen hatte, als auch zu ſeinem Nachfolger, dem hausväterlich ehrbaren, ſparſamen, kleinbürgerlichen Vater Friedrichs des Einzigen!

Und wiederum Friedrichs ſpartaniſche Strenge, ſeine unverbittliche Conſequenz, ſeine eiſerne Verſtandesſchärfe, ſeine ſtolze Geiſtesfreiheit — und die weichliche, ſchwankende, gefühlsſelige, furchtſame Politik ſeines Großneffen; der Schüler Voltaire's — und der gläubige Anhänger eines Mesmer; der Begründer des deutſchen Fürſtenbundes — und der Unterzeichner der Pillnitzer Allianz, welche Contraſte!

Aber vielleicht der größeſte von Allen vollzog ſich in dem Augenblicke, da Friedrich Wilhelm der Vierte den Thron beſtieg.

Um dies Verhältniß gehörig würdigen zu können, iſt es nöthig, zuvörderſt noch einen Blick auf den Charakter Friedrich Wilhelms des Dritten und ſeine Regierungsepoche zurückzuwerfen.

Schon im vorigen Abſchnitt haben wir Gelegenheit genommen, das Weſen des verſtorbenen Königs in ſeinen Grundzügen anzudeuten. Als dieſen Grundzug nannten wir das Maß. Es war ein mäßiger Geiſt: pedantiſch, trocken, ohne hervorſtechende Talente, ohne glänzende Eigenſchaften, beſchränkten Verſtandes, aber innerhalb dieſer Schranken klarſehend, überlegſam, praktiſch: — ein mäßiger Charakter: von wahrhaft bürgerlichen Sitten, einfach, nüchtern,

ohne Leidenſchaft, Feind alles Prunks, Feind des Becher, ein ſparſamer Wirth, ein muſterhafter Ehemann, ein ſorgſamer Vater, ein treuer Freund: — mäßig in ſeinen Forderungen: friedfertig, allen Eroberungsgelüſten, aller Ruhmſucht fremd, ein guter Nachbar, ein ehrlicher und anhänglicher Bundesgenoß, ein milder und gerechter Herrſcher; — mäßig in dem, was er ſelber that: langſam, wohl auch unentſchloſſen in ſeinen Unternehmungen, beharrlich und feſt in der Ausführung, nie berauſcht vom Siege, vom Unglück nie ganz zerſchmettert, nie, weder in Freude noch in Schmerz, in Neigung oder Abneigung, Vertrauen oder Miſtrauen die zarte Grenze des Wohlanſtändigen überſchreitend, aber auch nie von irgend einer Begeiſterung entzündet, miſtrauiſch gegen alles Neue, das Außerordentliche mit Argwohn, ja mit Widerwillen betrachtend. — Wer irgend mit der Geſchichte Friedrich Wilhelms des Zweiten bekannt iſt, weiß auch, welchen Gegenſatz Friedrich Wilhelm der Dritte durch die eben angeführten Eigenſchaften ſeinerſeits zu dieſem ſeinem Vater und Vorgänger bildete. Sogar es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß die meiſten derſelben ſich erſt im Widerſpruch mit ihm, und zwar im bewußten, beabſichtigten Widerſpruch, herausgebildet und befeſtigt haben. — Die Jugend, welche Friedrich Wilhelm der Dritte als Prinz verlebte, war freudlos. Weder die überwältigende Größe Friedrichs des Einzigen, der einſam, von den Menſchen abgewandt, in ehrfurchtgebietender Stille, die Geſchicke der Welt mit eherner Fauſt zuſammhielt, noch die geniale Liederlichkeit ſeines Vaters, der im Umgang mit Maitreſſen, Günſtlingen und Gauklern ſich ſchadlos hielt für die politiſche Unthätigkeit, zu welcher der Eigenwille ſeines großen Oheims ihn verdammte — weder die eine noch die andere, ſage ich, waren geeignet oder im Stande, den von Natur ernſthaften, zurückhaltenden Jüngling an ſich zu ziehen und ihm Vertrauen und Zuneigung abzugewinnen. Die Lorbeern des Einen erdrückten, die Roſen des Andern beſchämten ihn; den Einen fürchtete er, den Andern, im Hinblick auf ſeine vernachläſſigte, gekränkte, zurückgeſetzte Mutter, mußte es ihm ſchwer fallen auch nur zu achten. —

Noch mißlicher ward ſeine Stellung, ſeitdem ſein Vater ſelbſt zur Regierung gelangt war. Friedrich Wilhelm der Zweite war ein ächter König im Sinne des franzöſiſchen Regenten und ſeiner Zeit; ihm mußte Alles reif in den Schoß fallen,

Alles für ihn fertig, Alles zu Dienſten ſein: der König der erſte Lebemann! das Leben ſelbſt eine einzige Gourmandiſe!

Daß an dieſem Hofe, inmitten dieſer Maitreſſen und Günſtlinge, unter dieſen Roués und Geiſterſehern, bei dieſen Feſten, wo Wolluſt und Myſtik ſich vereinigten, die höchſt mögliche Extaſe zu Wege zu bringen, in dieſer Politik endlich, die, nachdem das Strohfeuer der Ruhmſucht raſch niedergebrannt, die falſche Vergoldung der Ritterlichkeit ſchnell abgetragen war, nur noch den ganz gemeinen Vortheil im Auge hatte, in Gottes Namen Eide brach, Bündniſſe löſte, Freunde hinterging — thut Alles nichts: und der Friede von Baſel iſt doch ein gerechter, ein kluger, ein ehrenvoller Friede, wenn Preußen nur ſein Profitchen dabei macht . . .!

Daß an dieſem Hofe, ſage ich, und in dieſer Politik keine Stelle war für den ernſten, ſchweigſamen, ſittenſtrengen, einfach ehrlichen Kronprinzen, das leuchtet ein. Auch war er gewiß ſehr zufrieden damit, daß man ihm geſtattete, in puritaniſcher Zurückgezogenheit zu leben und, an der Seite einer ſchönen, geiſtreichen, von ihm aufrichtig geliebten Gemahlin, ſich eine eigne kleine, unbemerkte Welt zu ſchaffen: eine bürgerlich einfache, eine Schäferwelt, die mit den üppigen Myſterien des neuen Palais abſonderlich contraſtirte.

Am Meiſten, als der rieſenhafte Körper Friedrich Wilhelms des Zweiten dieſem Uebermaß der Genüſſe endlich erlegen war und ſein Sohn nun (1797) die ganze Einfachheit ſeines Weſens, die Strenge ſeiner Sitten, die Heiligkeit ſeiner Ehe, die beſcheidene Bürgerlichkeit ſeines Hausſtandes auf den väterlichen Thron verpflanzte. Man muß ältere Leute von dieſer Zeit erzählen hören, man muß hören, mit welcher Begeiſterung, welchem Entzücken ſie von dieſem erſten Auftreten des jungen Königspaares ſprechen: er ernſt, einfach, vom beſten Willen, ſie ſtrahlend in Schönheit, bezaubernd durch Leutſeligkeit und munre Laune; man muß ſich erzählen laſſen, wie damals — wenn nicht wirklich die Sitten, doch wenigſtens der äußere Anſtand ſich urplötzlich änderte, wie die Ehemänner anfingen, ihren Frauen den Hof zu machen und wie die vornehmen Damen nichts Eiligeres zu thun hatten, als mit einem Kind auf dem Arme auf der Promenade zu erſcheinen, nämlich weil die Königin ſich ſo gezeigt hatte —; man muß dieſe zum Theil geringfügigen, zum

Theil läppiſchen Thatſachen zuſammenhalten, um ſich bewußt zu werden, welche große und weſentliche Veränderung damals im Volke vor ſich ging. Es war das erſte Mal wieder, nach mehr denn einem halben Jahrhundert, daß die ſtillen Tugenden des Privatlebens, die beſcheidenen Reize der Häuslichkeit vom Throne aus zu Anerkennung und Geltung gelangten; es war das erſte Mal wieder, daß das Anſehn der Krone ſich nicht auf die Ueberlegenheit des Genius, auf die Pracht und Fülle einer brutal verſchwenderiſchen Hofhaltung — nein, ſie gründete ſich ganz einfach auf ſittliche Achtung und jene unwillkürliche, jene aufrichtige Ehrerbietung, welche der edle Wille und die unzweifelhaft guten Abſichten eines beſcheidnen, redlichen Mannes uns abnöthigen.

Freilich wohl, ſo löblich dieſe Eigenſchaften waren, und ſo heilſam, als Gegengift gegen den entnervenden, entſittlichenden Einfluß der vorhergehenden Regierung, ſie auch unzweifelhaft auf die Nation eingewirkt haben: für die gewaltigen Forderungen der Zeit reichten ſie nicht aus. Angeſichts der jungen, ſiegprangenden franzöſiſchen Republik, dem ungeheuren Genie eines Bonaparte gegenüber — ei ja, der König hätte immerhin etwas weniger guter Ehemann, etwas weniger ſparſamer Hausvater ſein mögen, es hätte ſogar nichts geſchadet, wenn er ein wenig Atheiſt geweſen wäre und die Menſchen verachtet hätte, wie ſein großer Ahn — wenn er nur ein beſſerer Staatsmann geweſen wäre! wenn er nur übrigens von dem Blute Friedrichs des Großen etwas mehr in ſeinen Adern getragen hätte!

Das fühlte die Nation auch ſehr wohl: und wo ſie es nicht gefühlt hätte, ſo trugen zahlreiche Schriftſteller, welche die Lage Preußens kritiſirten und für die damals die nachher ſo berühmten Maulkörbe noch nicht erfunden waren, Sorge, daß ſie es fühlte. Das Volk achtete und ehrte den König um ſeiner ſittlichen Eigenſchaften willen: aber es hatte nur geringes Zutrauen zu ſeiner Politik, es verſprach ſich wenig oder nichts von ſeiner Führung der öffentlichen Angelegenheiten. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die Flugſchriften und Zeitungen jener Jahre durchblättert: und findet dieſe eigenthümlich entſchuldigende Weiſe, dieſe faſt beleidigende Schonung, mit welcher da von dem „guten, aber ſchwachen“ König geſprochen wird! und begegnet dieſer erſchütternden Zuverſicht, mit welcher, ſchon weit vor der Kataſtrophe von Jena,

von den einſichtsvollſten Stimmen der nahe Untergang des Staates geweiſſagt wird!

Aber auch der König ſelber fühlte es: ſein Schwanken und Zaudern, ſein Wechſeln und Umſpringen — jetzt Frankreich, jetzt die Coalition, heut Haugwitz, morgen Hardenberg — man würde dem König ſehr unrecht thun, wollte man (wie zum Theil wirklich geſchehen iſt) darin eine abſichtliche Intrigue, eine bewußte Nachahmung der Politik des Basler Friedens erblicken. Es iſt vielmehr die reine Verlegenheit, die reine Rathloſigkeit, die ſich auf einem Terrain fühlt, dem ſie nicht gewachſen, und die, außer mit der Schwierigkeit der Umſtände, auch noch mit dem Mißtrauen gegen ſich ſelber kämpft.

Wenigſtens ſo weit der König dabei perſönlich betheiligt war. Weit freilich mochte das nicht ſein; halten ſonſt die Könige wohl eigene Correſpondenzen, von denen die Miniſter nicht wiſſen, ſo iſt es bekannt, daß hier umgekehrt der König ſelbſt gewöhnlich der ſchlechteſtunterrichtete Mann am Hofe war. Alles um ihn her raiſonnirte, correſpondirte, intriguirte; Napoleon drohte, Rußland drohte, England drohte; die Königin minaudirte, Kaiſer Alexander führte ſentimentale Scenen am Sarge Friedrichs des Großen auf, Prinz Louis Ferdinand, der geniale Wüſtling, in der überſprudelnden Fülle ſeiner reichen, aber verwahrloſten Natur der craſſeſte Gegenſatz des Königs und daher von ihm ſo abgelehnt, wie der Prinz ſelbſt ihn vernachläſſigte, fand ſchon nicht mehr für nöthig, ſeinem vernichtenden Witze Zaum und Zügel anzulegen und ſpottete, umlagert von ſiegestrunkenen Gardeoffizieren, ſchon laut und öffentlich über die Schwäche ſeines königlichen Anverwandten . . .

Und inmitten dieſes Wirrwarrs der arme junge König, ohne Freund, ohne Rathgeber (denn der alte brave Köckeritz, der ſo leidenſchaftlich Taback rauchte und ſich ſo heldenmäßig langweilen konnte, war gerade ſolch ein Politiker, wie der König ſelbſt; ſeinen Miniſtern aber traute er nicht, entweder, weil ſie es nicht redlich meinten, oder weil er ſich ſelbſt nicht zutraute, ſie richtig zu controlliren, mit dem Bewußtſein ſeines ehrlichen und braven Willens, erdrückt von dem Gefühl ſeiner Verantwortlichkeit, voll ſoldatiſcher Tapfer-

keit, die bekanntlich ein Erbtheil der Hohenzollern iſt, aber ohne Muth und Zutrauen zu ſich ſelbſt . . .

Nun fürwahr, daß das nicht der Mann war, die Kataſtrophe von Jena abzuwenden, das begreift ſich! Unbegreiflich dagegen erſcheint es für den erſten Anblick, wie es eben dieſem Manne vorbehalten ſein konnte, den ſo tief geſunkenen, den ſo ſchmachvoll zerbröckelten Staat wieder aufzurichten und die Scharte von Jena zu verdecken mit Lorbeern, wie ſie die Stirn eines Volkes niemals ſchöner, niemals köſtlicher geſchmückt haben.

Es kommen dabei beſonders zwei Eigenſchaften des Königs in Betracht, beide verwandten Urſprungs, beide mit jenem Maß, das wir oben als Grundzug ſeines Charakters bezeichneten, in genaueſtem Zuſammenhange ſtehend.

Erſtlich ſeine Wahrhaftigkeit. — Das Unglück von Jena hatte auf ein Mal die ungeheure Lüge des damaligen Staatslebens an den Tag gebracht. Wo war es hin, dieſes Erbe Friedrichs des Großen, mit dem man ſich ſo lange ſo viel gerühmt? wo war ſie hin, dieſe bewunderte Disciplin, dieſe berühmte Taktik der preußiſchen Armee? wohin dieſe Schüler des „größten Feldherrn der neuern Zeit", die ſo vornehm, ſo mitleidig herabgeblickt hatten auf den jungen franzöſiſchen Korporal, dieſen Bönhaſen der Kriegskunſt, der wohl gut ſiegen hatte, ſo lange nicht preußiſche Generale, Zöglinge des großen Friedrich, ihm gegenüber ſtanden? wohin die ſchlauen Staatsmänner Friedrich Wilhelms des Zweiten, dieſe Haugwitz und Lucheſini, die für jeden Schaden ein Pflaſterchen und für jede Verlegenheit einen Ausweg hatten? ja wohin ſelbſt die bürgerliche Tugend, die Ehrbarkeit, die gute Sitte, mit der das Beiſpiel Friedrich Wilhelms des Dritten die Laſter einer in ſich verfaulenden Geſellſchaft übergoldet hatte?!

Ach es war Alles dahin, aufgelöſt, verweht, verſchwunden, wie ein Traum! Vernichtet das Heer! übergeben die Feſtungen! Die Exiſtenz des Staates ſelbſt abhängig von der Willkür, ja noch ſchmählicher: von dem Mitleid des G.. berers!

Nur Wenige bei dieſem allgemeinen Umſturz waren, die das ungeheure Verhängniß wenigſtens mit Würde zu ertragen wußten: Wenige, die den Wermuthbecher des Unglücks nicht noch vergifteten

durch die Schande des Verraths, der Feigheit und der Selbſterniedrigung.

Unter dieſen Wenigen der König ſelbſt. Er war vorher kein Genie geweſen, noch war er im Volke dafür gehalten worden, und am Allerwenigſten hatte er ſelbſt dafür gehalten ſein wollen. Nur als einen ſchlichten Mann, brav, ehrlich, wohlmeinend, hatte man ihn gekannt — wenig, wenn man will, für einen König, und zu wenig jedenfalls für eine ſo außerordentliche, ſo beiſpielloſe Zeit, wie dieſe . . .

Aber gleichviel, dieſes Wenige zum Mindeſten hatte er redlich und treu bewährt. So viel geprieſene Talente hatten ſich unfähig erwieſen, ſo viel glänzende Namen ſich mit Koth bedeckt: der König allein, der er vorher geweſen, derſelbe ſchlichte, ernſte, ehrliche Mann war er auch noch jetzt. Er hatte den zuſammenbrechenden Staat nicht aufhalten, hatte nicht, mit der angeborenen Kraft des Genius, ſich dem Untergange ſeines Reichs entgegenſtemmen können: aber der Welt, derſelben Welt, die ſo eben, ſtaubleckend, ſich krümmte zu den Füßen eines glücklichen Soldaten! ein Beiſpiel geben von ernſter, männlicher Haltung mitten unter den grauſamſten Schlägen des Unglücks — aber ſeinem Volke voranleuchten durch Standhaftigkeit und edlen, männlichen Stolz — aber wenn nicht den Ruhm, doch wenigſtens die Ehre des preußiſchen Namens retten durch ein Heldenthum, wenn nicht des Handelns, ſo doch des Duldens — das konnte und das that er!

Und das erkannte auch dankbar, voll Ehrfurcht, ſein Volk. Unter den vielen ſchmählichen Enttäuſchungen, welche jene verhängnißvollen Octobertage mit ſich geführt hatten, neben dieſem wahrhaften Abgrund von Lüge, Feigheit und ſittlicher Verderbniß, der plötzlich vor den entſetzten Blicken der Nation ſich aufgethan, war der König einer der Wenigen, auf welche ſie noch mit Ehren blicken konnte; ſeine beſcheidenen Tugenden zum Mindeſten hatten nicht getäuſcht. — Mit mehr Gerechtigkeit, als der großen Menge ſonſt eigen zu ſein pflegt, unterſchied das Volk den König von ſeiner Umgebung: es brach den Stab über dieſe und wälzte auf ihr Gedächtniß alle Verachtung, die ſie der Mehrzahl nach ſo reichlich verdient hatte. Aber mitten in ſeinem Lauf, vor der Perſon des Königs hielt der Unwille des Volkes inne und verweigerte ihm die

Anerkennung nicht, die dem Ernst und der Wahrhaftigkeit seines Charakters gebührte. — Es will gewiß viel sagen und ist ein gewichtiges Zeugniß für die Stimmung der Zeit, daß unter der Fluth von Pamphleten und Brochüren, welche der Zusammensturz der preußischen Monarchie damals hervorrief, und die im Uebrigen von Pietät und Ehrfurcht vor dem Unglück nicht eben viel verspüren lassen, dennoch, so weit die Kenntniß des Verfassers reicht, kaum eine einzige den König direct anzugreifen und ihm persönlich das Unglück des Staates zuzuschreiben wagt — und das von Seiten einer Presse, die wenige Jahre zuvor (man vergleiche „das gepriesene Preußen" vom Jahre 1803) kein Bedenken getragen hatte, den jungen Monarchen mit den unwürdigsten Schmähungen zu überhäufen! und das zu einer Zeit und unter Umständen, wo Angriffe auf den König nicht allein keine Strafe, nein, wo sie, unter dem Schutz französischer Bayonnette, sogar Aufmunterung und Belohnung zu erwarten hatten! — Im Gegentheil, die mißgünstigsten und schadenfrohsten Beurtheiler selbst (und natürlich, bei den alten Eiterbeulen, die jetzt von allen Seiten auf einmal zu Tage brachen, konnten auch diese nicht ausbleiben) ließen doch dem redlichen Willen des Königs Gerechtigkeit widerfahren. Man empfand Mitleid mit einem Fürsten, dessen anspruchslose, ehrenhafte Persönlichkeit in gewöhnlichen Zeiten dem Thron zur Zierde gereicht haben würde — und der nun, in diesen Aufruhr des Jahrhunderts geschleudert, von denen gerade, die ihm am Nächsten gestanden, auf eine so schimpfliche, so unerhörte Weise war verlassen worden. Nein, wie wenig Friedrich Wilhelm der Dritte seiner großen Aufgabe gewachsen sein, wie viel er selbst durch Unentschlossenheit und Schwäche mochte verschuldet haben: diesen schmählichen Abfall, unter allen Umständen, hatte er nicht verdient! gegen diese unfähigen und verrätherischen Generale, diese ungeschickten und treulosen Minister, gegen diese ganze geschminkte Lüge, der jetzt auf einmal die Maske vom Antlitz gerissen war, stand er selbst, in seiner schlichten Wahrhaftigkeit, gereinigt, wie ein Heros da!

So, was der Mehrzahl der Regenten nur entweder in Folge besonders günstiger und augenfälliger Naturgaben oder aber durch die Gewöhnung einer langen und glücklichen Herrschaft zu Theil wird, das erblühte dem unscheinbaren, nüchternen, ja mürrischen

Friedrich Wilhelm dem Dritten aus der Saat ſeines Unglücks: Popularität.

Und zwar war es nicht die gewöhnliche lärmende Popularität des Tages, die jeder nächſte Windhauch nach Gelegenheit auch wieder verwehen, wenn nicht gar in ihr Gegentheil verwandeln kann: die Zuneigung, welche die Nation für Friedrich Wilhelm den Dritten hegte, trug einen tiefern Charakter, einen Charakter, möchten wir ſagen, in welchem das eigene ernſte, zurückhaltende Weſen des Königs ſelbſt ſich abſpiegelte. Es war der Heiligenſchein des Unglücks, der den ſchmuckloſen Scheitel dieſes Königs verklärte; es war ein Gefühl tiefgehender und aufrichtiger Ehrerbietung, durch die man nicht nur die ſittliche Tüchtigkeit ſeines Weſens anerkennen, ſondern durch die man ihn auch gleichſam entſchädigen wollte für die Unbilden des Schickſals und jene ſchmerzlichen Enttäuſchungen, die ihm beſtimmt geweſen. — Auf die politiſche Wiedergeburt des Staates, von der ſogleich die Rede ſein wird, iſt dies Verhältniß von außerordentlichſtem Einfluß geweſen; ja ſie wäre, dürfen wir behaupten, ohne daſſelbe gar nicht möglich geweſen. Oder mitten in der allgemeinen Auflöſung und Verwirrung, was hätte den Staat noch zuſammenhalten ſollen, wenn es nicht dieſe Ehrfurcht war, die man vor der Perſon des Königs empfand? Gegenüber der ungewiſſen, der ſtürmiſchen Zukunft, der man entgegenging, bei den ungeheuren Opfern, welche von Allen gefordert wurden, und deren Zweck doch bei Weitem nicht von Allen begriffen ward, was hätte das Vertrauen der Nation aufrecht erhalten ſollen, wenn nicht die Ueberzeugung, daß, wie es nun auch komme, man an der Spitze des Staats doch wenigſtens einen ehrlichen Mann hatte?!

Zugleich aber folgt daraus auch, daß dies Verhältniß ein durchaus eigenthümliches, durchaus perſönliches war: es folgt daraus, daß es unmöglich hielt, daſſelbe zu vererben, ſei es auf ein neues Geſchlecht, ſei es auf einen neuen König: ein Umſtand, der bei Vergleichung der beiden Regierungsepochen, Friedrich Wilhelms des Dritten und ſeines Nachfolgers, aufs Aeußerſte ins Gewicht fällt, und der daher wohl im Auge behalten ſein will. — —

Das Zweite ſodann war die Bereitwilligkeit, mit welcher Friedrich Wilhelm der Dritte ſeine perſönlichen Neigungen unterordnete unter die Erforderniſſe der Zeit und die Bedürfniſſe ſeines

Volkes, ſoweit nämlich er beide im Stande war zu verſtehen, oder ſoweit es ſeiner Umgebung gelang ſie ihm verſtändlich zu machen. — Auch dieſer Eigenſchaft iſt bereits im vorigen Kapitel gelegentliche Erwähnung geſchehen: und ſchon da haben wir ſie als eine wahrhaft königliche bezeichnet. — Die Reform, welcher Friedrich Wilhelm der Dritte nach der Kataſtrophe von Jena den Staat unterwarf — oder richtiger geſagt, unterwerfen ließ, iſt eines der außerordentlichſten und glorreichſten Beiſpiele königlicher Selbſtüberwindung, welche die Geſchichte (die an Beiſpielen dieſer Art überhaupt nicht eben reich iſt) kennt. Glorreich würde dieſe Reform ſein, ſelbſt wenn an der Spitze des Staats ein König geſtanden hätte, durchaus erfüllt vom Geiſte der neuen Zeit, thatkräftig, ſchöpferiſch, jener Gewaltigen Einer, die, ihres Gottes voll, ihre Bahn vollenden, und ob ſie über die Trümmer eines Jahrhunderts ginge. Um wie viel größer noch muß unſere Bewunderung, um wie viel aufrichtiger unſere Ehrfurcht werden, wenn wir, Angeſichts dieſer völligen Umwälzung, dieſer (ſei das Wort nur ausgeſprochen) Revolution, welche Preußen damals unter dem Vortritt und auf Veranlaſſung ſeiner Regierung ſelbſt durchmachte, uns die Perſönlichkeit des Königs vor die Seele rufen, wie wir dieſelbe bisher kennen gelernt haben: ſchüchtern, unentſchloſſen, voll pedantiſcher Regelmäßigkeit, mißtrauiſch gegen ſich und Andere, allem Neuen und Außergewöhnlichen grundſätzlich abgeneigt — welch ein Kampf mußte das geweſen ſein, wie mußte er gerungen haben mit ſich ſelbſt und den unmittelbarſten, den unbezwinglichſten Gewöhnungen ſeiner Natur, bevor er ſich entſchloß, ſeine Zuſtimmung zu geben zu einer Umwälzung, die das ganze Staatsgebäude erneuerte und, im eigentlichſten Sinne, nicht einen Stein auf dem andern ließ! Mann der Pietät und des Kamaſchendienſtes, was mußte er empfunden haben, als die ganze alte Ordnung aufgelöſt ward mit wenig kecken Federſtrichen, und all jene gefährliche Weisheit der Revolution, all jene bedenklichen Neuerungen moderner Staatskunſt legaliſirt wurden und unter königlichem Inſiegel eingeführt in dem wiedergebornen Preußen! Gewöhnt an den behaglichen Umgang ſeines Köckeritz, abhold in innerſter Seele Allem, was an Genialität nur anſtreifte, wie unheimlich mußte er ſich fühlen in der Umgebung ſo genialer, ſo außerordentlicher Naturen, wie Stein, Hardenberg, Scharnhorſt, Humboldt! wie unbequem mußten ſie ihm fallen mit

ihren ewigen Neuerungen und Verbeſſerungen und Vorſchlägen, dieſe jungen Brauſeköpfe, die jetzt, ſtatt der ehrwürdigen Perücken von ehemals, in den Collegien ſaßen, und die alle den Staat nicht anders betrachteten, als ein Brachfeld, beſtimmt, den Samen ihrer Ideen zur That zu reifen!

Aber dennoch fügte er ſich — nicht gern vielleicht: denn es gehörte in der That nichts Geringeres dazu, als ein völliges Herausgehen aus ſich ſelbſt, ein völliges Auf den Kopf ſtellen ſeiner eigenen Natur — und auch nicht ganz leicht: bei manchen Halbheiten der damaligen Reformen, manchen Widerſprüchen zwiſchen Anlage und Ausführung, Manchem, was wohl angekündigt und begonnen, aber niemals ins Werk geſetzt und vollendet ward, werden wir billiger Weiſe, mit Anderm, auch der Eigenthümlichkeit des Königs Rechnung zu tragen haben, der denn mitunter wohl ziemlich ſchwer zu überzeugen ſein mochte. Dahingegen war er einmal überzeugt und hatte er einmal eingeſehen, daß das Wohl des Staates dieſen oder jenen gewagten Schritt, dieſe oder jene Neuerung erforderte: dann trat auch die Wahrhaftigkeit ſeiner Natur wiederum glänzend zu Tage, dann fügte er ſich auch vollſtändig und ehrlich, ohne Rückhalt, ohne Winkelzug, und brachte der einmal erkannten Nothwendigkeit jede perſönliche Neigung zum Opfer. —

Und das Opfer belohnte ſich; die kühne Politik, welche Friedrich Wilhelm der Dritte mit Beiſeiteſetzung ſeiner perſönlichen Neigungen zugelaſſen hatte, trug ihre herrliche Frucht. Aus dem allertiefſten Abgrund des Elends und der Zerrüttung, hart an der Schwelle des Unterganges, wo es den Reſt ſeiner Exiſtenz ſelbſt nur noch der gnädigen Laune ſeines Eroberers, und auch dieſen Reſt nur auf ſo lange verdankte, als dem übermächtigen Gebieter nicht etwa das Gegentheil einfiel, erhob Preußen ſich auf einen Gipfel der Wohlfahrt und der Macht, dergleichen es ſelbſt unter dem großen Friedrich nicht eingenommen hatte; es erhob ſich dahin nicht bloß durch jene Reihe großer und glänzender Waffenthaten, welche den Ruhm preußiſcher Tapferkeit für ewige Zeiten mit Sternenſchrift an den Himmel der Geſchichte geheftet haben und die in der That die Niederlage von Jena mehr als wett gemacht: dieſe Siege ſelbſt wurden erſt möglich durch jene Revolution, deren wir ſo eben

gedachten; ihre Hand erſt, die ſtarke, die allmächtige Hand der Freiheit war es geweſen, die Preußen auf dieſe Höhe hob — eine Höhe, ſetzen wir hinzu, von der es niemals würde herabgeſunken ſein, hätte es ſich nicht, in unſeliger Verblendung, losgemacht von dieſer ſeiner Führerin!

Doch dieſes ans Licht zu bringen, war erſt einer ſpäteren Epoche vorbehalten. Die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten, ſo unheilvoll und ſtürmiſch in ihrer erſten Hälfte, ſo glücklich, dem äußeren Anſcheine nach, eine ununterbrochene Reihe von fünfundzwanzig Friedensjahren, war die zweite; ſelbſt die Julirevolution, die faſt alle übrigen Staaten Europas in Verwirrung ſetzte, ging an Preußen ohne merkliche Störung vorüber.

Dieſer Sonnenſchein des Glücks blieb nun aber auch auf die perſönliche Haltung des Königs nicht ohne Einfluß. Es iſt ein untrügliches Kennzeichen urſprünglich edler und wohlgearteter Naturen, daß Unglück ſie nicht zerknickt, Glück ſie nicht übermüthig macht. Friedrich Wilhelm dem Dritten wurden beide Proben auferlegt: und beide hat er auf eine Weiſe überſtanden, die ſeiner ſittlichen Tüchtigkeit zum Ruhme, ſeinem Lande aber zur Wohlfahrt gereichte. — Der König, ſeit dies gewaltige Wagſpiel des Glücks für ihn ſo günſtig eingeſchlagen war, gewann an Zutrauen zu ſich ſelbſt. Seine Herbigkeit verlor ſich; er glaubte nicht mehr, daß von allen Sterblichen gerade er auserſehen ſei, nur immer das Schlimmſte zu erfahren: — ein Glaube, der ſich in ſo erſchütternder Einfachheit in jenem Ausruf kund gab am Sterbebette der Königin: „Ja wenn es nicht *meine* Frau wäre“..! Er ſah jetzt und überzeugte ſich, daß ihm auch etwas glücken, auch etwas zum Guten ausſchlagen könne. Das gab ihm einen gewiſſen Humor, eine gewiſſe milde Freudigkeit, die nicht nur in vielen kleinen Zügen ſeines perſönlichen Verhaltens hervortrat und hier das Band zwiſchen ihm und ſeinem Volke immer enger knüpfte: ſondern dieſelbe wurde auch in ſeiner Politik ſichtbar, in der Tulkſamkeit und Mäßigung, mit der er namentlich die auswärtigen Verhältniſſe behandelte. Sowohl im Jahre dreißig, als auch ſpäterhin, bei den vielen und faſt unausgeſetzten Conflicten, in denen die innere Verderbniß der damaligen europäiſchen Politik hervorbrach, iſt es, nach dem einſtim-

migen Zeugniß aller Parteien, hauptſächlich die Mäßigung und Weisheit des Königs von Preußen geweſen, was den Frieden Europa's aufrecht erhielt und die Welt vor einem Kriege bewahrte, deſſen Erfolg, unter den damaligen Umſtänden, nur allein der rohen Gewalt hätte zu Gute kommen können. — Es iſt richtig, daß dieſe Mäßigung ihren Grund zum großen Theil auch in der Abneigung des Königs hatte, das wunderſam wiederhergeſtellte Glück ſeiner Herrſchaft nicht neuerdings aufs Spiel zu ſetzen; an wem die Laune des Waffenglücks ſich zweimal in ſo ſchroffem Gegenſatz bethätigt hatte, dem war es weiter nicht zu verdenken, wenn er keine dritte Probe wünſchte. — Daß es dem König inzwiſchen auch in ſeinem Alter nicht an Entſchloſſenheit fehlte zu einzelnen neuen und großartigen Unternehmungen, vorausgeſetzt, daß dieſelben friedfertiger Natur und dem Wohl ſeines Volkes zuträglich waren, das beweiſt die Gründung des deutſchen Zollvereins, welche von Preußen ausging, und die zu ihrer Zeit und in ihrer Art kaum für ein geringeres Wageſtück anzuſehen war, als wie ein Feldzug.

Damit es indeſſen nicht ſcheine, als wollten wir das Bild des Monarchen, das wir hier wenigſtens in ſeinen Hauptzügen zu entwerfen bemüht ſind, nur in einſeitig günſtigem Lichte betrachten und abſichtlich verhehlen, was etwa einen Schatten darauf zu werfen geeignet wäre: ſo ſei es, zum Abſchluß unſeres Gemäldes, verſtattet, noch einen Augenblick bei einigen Vorwürfen zu verweilen, die gegen Friedrich Wilhelm den Dritten erhoben zu werden pflegen.

Der erſte iſt ziemlich untergeordneter Natur; er betrifft die Soldatenliebhaberei des Königs — eine Liebhaberei, behauptet man, welche nicht nur den größten Theil der Staatseinnahmen verſchlungen, ſondern die auch jene Ueberhebung des Soldatenſtandes und mit ihr jene Spaltung hervorgerufen hat zwiſchen Militair und Bürger, welche, oft geleugnet, oft verheimlicht, endlich in dieſen unſern jetzigen Tagen auf eine ſo fürchterliche Weiſe zum Ausbruch gekommen iſt.

Allein dieſer Vorwurf iſt nur zur kleinen Hälfte wahr, und auch dieſe Hälfte trifft nicht eigentlich den König. — Daß das preußiſche Heerweſen die Finanzkräfte des Landes auf eine ganz unverhältnißmäßige Weiſe belaſtet hat, daß Millionen dem Landbau, dem Handel, dem bürgerlichen Verkehr entzogen worden ſind, um die Hun-

vierzigtausende der preußischen Armee zu unterhalten, freilich das weiß jedes Kind und kann durch keine noch so künstliche Beweisführung abgeleugnet werden.

Aber nur auf die persönliche Liebhaberei des Königs kam es dabei gar nicht erst an. Vielmehr diese unverhältnißmäßige Armee war für Preußen eine Nothwendigkeit, diese ungeheure Last des Militairetats hing zusammen mit der ganzen unnatürlichen und schiefen Stellung Preußens — und nicht bloß Preußens, nicht bloß Deutschlands, nein, der ganzen damaligen Welt überhaupt. Weil die natürliche und einzig mögliche Grundlage des Friedens, das gegenseitige Wohlbefinden, das Glück und die Freiheit der Nationen, mangelte, weil Europa innerlich durch und durch krank, morsch, ausgehöhlt, weil das ganze System der damaligen Politik ein System der Unwahrheit und Lüge war, darum allerdings hatte man zu diesem bewaffneten Frieden seine Zuflucht nehmen, darum der Schwerkraft der Bajonnette anvertrauen müssen, was in sich selbst keinen Halt und keine Dauer hatte. Man kann diesen Zustand bedauern, man kann ihn verabscheuen, ganz gewiß: nur Friedrich Wilhelm der Dritte, dessen Sache es niemals gewesen war, die Welt in andere, neue Bahnen zu reißen und dem Zeitalter einen neuen Stempel aufzuprägen, hatte sehr geringen Antheil daran — und seine Soldatenliebhaberei gar keinen. —

Auch ist das zwar richtig, daß der König an Allem, was das Militair betraf, seine ganz besondere Freude hatte und sich vorzugsweise damit beschäftigte. Nur, um ganz ehrlich zu sein, worin bestand diese Freude eigentlich? Ach, in etwas sehr Unschuldigem: er verglich die Farben der Aufschläge, er zählte die Knöpfe an den Uniformen; sein pedantischer, streng geschulter Sinn ergötzte sich an den Spielereien des kleinen Dienstes; es war sein Ideal von Schönheit, eine Compagnie Soldaten, gleichgewachsen, gleicher Haltung, in gleichem Schritt und Tritt, alle Augen links, jedes Käferchen am Rock, jedes Härchen im Bart genau beim Einen wie beim Andern — Reminiscenzen, mit Einem Worte, der Paradeplätze, auf denen er seine Jugend verlebt, Nachklänge aus jener Zeit der Zöpfe und der Korporalsstöcke, in der er aufgewachsen, Spiegelbilder endlich seines eignen strengen, militairisch exacten, peinlich genauen Wesens, das nicht selten das Große klein, und sehr regelmäßig das Kleine groß behandelte.

Die ganze Liebhaberei erſtreckte ſich ſomit ausſchließlich auf das Aeußere, auf die bunte blanke Schale des Soldatenweſens. Vorliebe für einen ſpecifiſch militairiſchen Geiſt, Beförderung eines excluſiven Soldatenbewußtſeins wird man Friedrich Wilhelm dem Dritten nirgend nachweiſen können, dazu mangelte ihm ſchon der poetiſche Schwung, die idealiſirend romantiſche Auffaſſung; wohl aber, von dem berühmten Reſcript an den Feldmarſchall von Möllendorf, aus den erſten Zeiten ſeiner Regierung an, eine Reihe von Zügen, welche das ausdrückliche Gegentheil beweiſen. —

Daß freilich bei alledem dieſe königliche Aufmerkſamkeit, welche das Heer einmal auf ſich gerichtet wußte, nicht bei dieſem ſelbſt allmälig ein gewiſſes Gefühl von Superiorität, einen gewiſſen Anſpruch hervorgerufen hätte, beſſer zu ſein und alſo auch mehr zu gelten als die Uebrigen, und daß mithin dieſe Liebhaberei des Königs, wie unverfänglich, wie abſichtslos an ſich, in ihren Conſequenzen dem Wohl des Vaterlandes nicht allerdings höchſt gefährlich geworden wäre — dies freilich wagen wir nicht in Abrede zu ſtellen.

Allein auch hier ließ das Schickſal dem naiven Charakter des Monarchen Gerechtigkeit widerfahren. Es konnte die endlichen Folgen nicht abwehren, aber es hielt ſie wenigſtens zurück, ſo lange der König lebte; es ließ ihn dahingehen, froh und ſtolz über ſeine prächtige Armee und ſein (wie er glaubte) einträchtiges, zufriedenes Volk, nicht ahnend, welchen Samen er zurückließ, und welche unheilvolle Frucht, mit entſetzlicher Schnelle, ſchon dem nächſten Geſchlechte daraus erwachſen ſollte. —

Bedenklicher, als der eben erörterte, hören ſich die beiden andern Vorwürfe an; ſie ziehen den ſittlichen Kern ſeines Weſens ſelbſt in Zweifel. — Friedrich Wilhelm der Dritte, ſagt man, in der äußerſten Bedrängniß, da der Reſt ſeines Reiches, die Krone ſelbſt auf dem Spiele ſtand, verſprach dem Volke, indem er es aufrief zu einem letzten verzweiflungsvollen Kampfe, eine freie volksthümliche Verfaſſung. Das Volk folgte ſeinem Aufruf; es ſchlug ſich mit einem Heldenmuthe, einer Begeiſterung, dergleichen die Geſchichte ſeit den erhabenſten Zeiten des Alterthums nicht wieder geſehen hatte; es ſtützte mit ſeinen Leibern ſelbſt den wankenden Thron und ließ, aus dem tiefſten Abgrund der Gefahr, den Staat in neuer, nie erreichter Herrlichkeit hervorgehen . . .

Aber nur das Verſprechen des Königs, fragt man, wo blieb es? aber nur der Preis, um den die Nation gekämpft, der Lohn, um deſſen willen dieſe Hunderttauſende ſich in den Tod geſtürzt, die köſtliche Verheißung der Freiheit, was wurde aus ihr?! Seht zu, fahren dieſe Ankläger fort, wie Ihr das auch in Einklang bringen wollt mit dieſer Wahrhaftigkeit, dieſer Gerechtigkeitsliebe des Königs, von der Ihr übrigens ſo viel Rühmens macht! ſeht zu, wie Ihr es rechtfertigen wollt, daß ein ſo unzweideutig, ſo wiederholt gegebenes Verſprechen hinterdrein ſo offenkundig umgangen und verläugnet ward — und das von einem Fürſten, für den Ihr ſelbſt, die Ihr ſeine Lobredner macht, ſtatt anderer glänzenderer Eigenſchaften, nur die eine Tugend in Anſpruch nehmt, ein ehrlicher Mann geweſen zu ſein!

Wir werden in einem der nächſten Abſchnitte, bei Erzählung jener Verfaſſungsconflicte, die ſofort mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Vierten ſich entſpinnen, Veranlaſſung haben, dieſen Vorwurf des Genaueren und mit Berückſichtigung der geſchichtlichen Documente zu prüfen; es dürfte ſich alsdann ergeben, daß das Verhältniß keineswegs ſo einfach, und daß namentlich der Umſtand mit dem „verheißenen Kampfpreis“ durchaus nicht ſo außer Zweifel iſt, wie es gemeiniglich dargeſtellt zu werden pflegt. — Hier, wo es uns allein darauf ankommt, die Charakteriſtik des Königs zu vervollſtändigen, begnügen wir uns mit Folgendem.

Und zwar erinnern wir zunächſt daran, daß billiger Weiſe von Niemand mehr gefordert werden darf, als er, nach Maßgabe ſeiner Kräfte, zu leiſten im Stande iſt.

Auch von keinem Könige. — Friedrich Wilhelm der Dritte, hätte er eine Verfaſſung fertig überkommen, würde dieſelbe ohne Zweifel mit all der Gewiſſenhaftigkeit und all der ehrfurchtvollen Strenge befolgt und aufrecht erhalten haben, welche ihm übrigens eigenthümlich war. Ja wenn der geſchichtlichen Betrachtung dergleichen Paradoxen verſtattet wären, möchte man ſogar behaupten, daß der König ſeine Beſtimmung eigentlich verfehlt, indem ſeine perſönliche Anſpruchloſigkeit, ſein ſtiller, ſchüchterner Sinn, ſeine ruhige, ſelbſt zögernde Ueberlegſamkeit, ſeine Bereitwilligkeit, fremde Einſicht zu reſpectiren, ihn weit geeigneter machte zum conſtitutionellen Fürſten, als zum Selbſtherrſcher.

Nämlich wie geſagt: wenn der Thron, den er ererbte, bereits ein conſtitutioneller geweſen, wenn ſeine Aufgabe nur dahin gegangen wäre, einen überlieferten Verfaſſungszuſtand unverſehrt zu erhalten. Dagegen dieſen Uebergang ſelbſt ins Werk zu ſetzen, für den noch unklaren, noch mit ſich ſelbſt ringenden Inhalt der Zeit ſelbſt Form und Geſetz aufzufinden, die neue, große Zukunft Preußens nicht bloß dienſtbar vorzubereiten, ſondern, mit kühner Hand, vorgreifend dem Bedürfniß des Augenblicks, dieſe neue Epoche ſelbſt heraufzuführen: dazu war Friedrich Wilhelm der Dritte nicht der Mann, dazu — mit aller Ehrfurcht ſei es geſagt, die wir den übrigen Verdienſten dieſes Monarchen ſchuldig ſind, und die ja auch dieſe Schilderung gewiß nicht verläugnet — dazu fehlte ihm nicht weniger als Alles: es fehlte ihm dazu die Entſchloſſenheit des Charakters, es fehlte ihm die Ausdauer und der Muth des Handelns, es fehlte ihm vor Allem der Geiſt, die Bildung und die Einſicht. — Aufgewachſen unter den Ueberlieferungen der abſoluten Monarchie, feſt wurzelnd in dem alten ariſtokratiſchen Grundſatz der preußiſchen Könige, zwar Alles für, aber nichts durch das Volk zu thun, ein guter Mann, aber gewiß ein herzlich ſchlechter Philoſoph, von ausreichendem praktiſchem Verſtande, aber für die inneren Zuſammenhänge der Geſchichte, für die Nothwendigkeit geiſtiger Entwicklungen ohne Organ und ohne Sinn — was, ich frage, bei dem beſten Willen und der redlichſten Abſicht, konnte Friedrich Wilhelm in den Conſtitutionsgelüſten der modernen Völker anders erblicken, als eben nur ein Gelüſt, ein thöricht unverſtändiges Verlangen, eine Modekrankheit der Zeit, die unſchädlich vorüber ging, wenn man, als kluger Arzt, nur den erſten Anfall zu beſchwichtigen verſtand? Eine conſtitutionelle Regierung, mit ihren Miniſterkriſen und Kammerdebatten, ihren Wahlumtrieben und Volksbewerbungen — aber das war ja die reine Confuſion! das war ja das offenbare Gegenſtück jeder geordneten, vernünftigen Regierung! das hieß ja, im beſten Fall, eine Komödie aufführen, welche bei Weitem das Geld nicht werth war, das ſie koſtete, und gegen die überdies ſeine derbe Ehrlichkeit ſich ſträubte!

Denn wenn er nun, praktiſch wie er war, ſich umſah unter den ſogenannten conſtitutionellen Staaten ſeiner Zeit, was erblickte er? England — nun ja, das hatte ſeit Jahrhunderten das Vor-

recht, der freieſte Staat der Welt zu ſein, das war nun einmal eine Ausnahme in der Geſchichte, da walteten ſo ganz abſonderliche Bedingungen ob, das hat ſeine ſo ganz eigenthümlichen Entwicklungen durchgemacht, daß es keinem verſtändigen Menſchen einfallen konnte, England als ein allgemein giltiges Muſter aufzuſtellen. Aber ſelbſt wenn es geſchehen wäre — gab es denn in dieſem Muſterſtaat England nicht auch Unzufriedenheit und Widerſpruch? Gab es nicht auch Elend, Noth und Unterdrückung? Ja von dieſem geprieſenen Eiland ſelbſt, tönten nicht Stimmen herüber, welche im Gegentheil die Vorzüglichkeit der preußiſchen Inſtitutionen rühmend hervorhoben? das ſtolze Parlament von Großbritannien, hatte es nicht mehr als einmal in ſeiner eignen Mitte das Lob Preußens vernehmen müſſen? war es nicht ausgeſprochen worden von engliſchen Staatsmännern ſelbſt, daß England, trotz ſeiner freien Verfaſſung, dennoch in dieſer und jener volksthümlichen Einrichtung von Preußen ſogar noch übertroffen ward?! —

Und nun gar erſt die andern Staaten, Frankreich, Spanien, Italien — was war ihnen erwachſen aus ihren conſtitutionellen Beſtrebungen, als Haß, Zwietracht, Bürgerkrieg? waren die Conſtitutionen nicht überall bloß Vorläufer geweſen und Deckmäntel der Revolutionen? hatten nicht, trotz Thron- und Kammerreden, überall die Budgets ſich vergrößert und die Schulden zugenommen? waren nicht, ehrlich geſtanden, unter den ſogenannten conſtitutionellen Staaten diejenigen noch die beſtregierten und befanden ſich noch am Leidlichſten, wo man es am Wenigſten ernſt nahm mit der Verfaſſung, wo ſie am Meiſten zu einem bloßen „Stück Papier“ herabgeſunken war, hinter dem die Krone nach Belieben Verſteckens ſpielte?

Von den kleinen ſüd- und mitteldeutſchen Staaten durfte natürlich gar keine Rede ſein: es wäre ſchon eine Beleidigung geweſen, Preußen, die europäiſche Großmacht, mit dieſen kleinen Anhängſeln der Politik überhaupt nur in Vergleich zu bringen. Und überdies ſo viel Politiker war Friedrich Wilhelm der Dritte zur Noth auch noch, um zu merken, wie es mit der Verfaſſungsmäßigkeit dieſer Regierungen ſtand; man konnte unmöglich, mit Oeſterreich zuſammen, das Präſidium führen im deutſchen Bunde — und dabei noch viel

Reſpekt haben vor dem Conſtitutionalismus der kleinen deutſchen Staaten.

Und gegen das mehr als zweideutige Glück dieſes Conſtitutionalismus nun, gegen dieſes windige, nichtige Flitterwerk politiſcher Theorien ſollte er das ſolide Gebäude des preußiſchen Staates aufs Spiel ſetzen? des preußiſchen Staates, deſſen Wohlfahrt (die Steuerliſten ergaben es ja) täglich im Steigen war, deſſen glückliche Lage anerkannt ward von Freund und Feind, der ſchon nichts mehr erkennen ließ von jenen Wunden, an denen er noch vor Kurzem unrettbar, auf den Tod, darniederzuliegen ſchien? Störung bringen ſollte er um dieſer müſſigen Marionette willen in den erprobten Mechanismus der preußiſchen Verwaltung, der ſeine Räder ſo exact, ſo regelmäßig drehte? Hingeben für den Lärm und Qualm, die Verwirrung und Noth einer ſogenannten parlamentariſchen Regierung, hingeben für den Hader der Parteien, die Intriguen der Ehrgeizigen, die Aufregungen der Maſſen dieſen ſo einfachen, ſo ſichern, ſo zuverläſſigen Dienſt der preußiſchen Büreaukratie?!

Der Büreaukratie — das war es, da lag es! das war der eigentliche Grund- und Schlußſtein dieſer Gedankenreihe! So unverſtändlich und widerwärtig Friedrich Wilhelm dem Dritten jene unentbehrlichen Formen modernen Staatslebens waren und, nach ſeinem ganzen Weſen, nothwendig ſein mußten, ſo befriedigt hingegen fühlte er ſich von dem aufgeklärten Deſpotismus der preußiſchen Büreaukratie, dieſem Erbtheil des großen Friedrich, das ſelbſt durch die Reformen der Stein und Hardenberg nicht hatte beſeitigt werden können, im Gegentheil, es hatte aus ihnen ſelbſt wieder neues Leben geſogen. —

Friedrich Wilhelm der Dritte und die preußiſche Büreaukratie gehören aufs Genaueſte zuſammen, nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich, durch eine wirkliche Wahlverwandtſchaft: beide gleich ehrlich, gleich beſchränkt, bei gleich guter Abſicht, gleich edlem Willen gleich bärbeißig und unzugänglich. Der König, ernſt, thätig, gewiſſenhaft, war das Ideal der Büreaukraten, die Büreaukratie ſein Ideal von Staatsform: die militairiſche Disciplin übertragen in die bürgerliche Verwaltung, der Staatsdienſt in Kamaſchen. Die Büreaukratie erſchüttern, das, in den Augen des Königs, hieß nichts

Geringeres als den Staat ſelbſt erſchüttern: und daß neben einer wahrhaften ſtändiſchen Verfaſſung für die Bureaukratie kein Raum mehr wäre, das lag denn doch ſo ſehr auf der Hand, daß es ſelbſt Friedrich Wilhelm dem Dritten nicht entgehen konnte.

Auch ſoll der Menſch nicht die Götter verſuchen, am Wenigſten zum zweiten Male, wenn er aus gefährlichſtem Wagſtück ſchon einmal, wider eigenes Erwarten, glücklich hervorgegangen.

Dies war des Königs Fall. Wir haben ſchon eben darauf hingewieſen, wie ſchwer es ihm werden mußte, und welch Opfer er nicht nur ſeiner eigenen Natur abrang, ſondern welchen Zwang er auch ſeiner perſönlichen Ueberzeugung anthat, indem er ſich zu den großen Reformen der Jahre acht bis elf entſchloß — Reformen, in deren Conſequenz allerdings auch eine reichsſtändiſche Verfaſſung lag und die wir uns daher mit dem Verſprechen vom Jahre funfzehn ſtets in engſtem Zuſammenhange denken müſſen. Die erſte Hälfte des Wagſtück war gelungen, die Stein-Hardenberg'ſchen Reformen waren eingeſchlagen, und zwar ſo glücklich, daß man ſich bis auf Weiteres ganz wohl dabei beruhigen konnte und es erneuter Wagniſſe fürs Erſte garnicht mehr bedurfte.

Ja im Gegentheil, der Staat, auch ohne Reichsſtände, gedieh und blühte — aber ſo wäre es doch ein reiner Uebermuth geweſen, ſo hätte es doch ein gewiſſenhafter Hausvater, als welchen Friedrich Wilhelm der Dritte ſich bekanntlich auch dem Staate gegenüber betrachtete, nicht vor ſich ſelbſt verantworten können, hätte er wollen ohne Noth daran rütteln und hätte den ſichern gegenwärtigen Beſtand opfern wollen einer höchſt unſicheren, höchſt problematiſchen Verbeſſerung . . .

Warum? wofür? Bloß einer politiſchen Theorie zu Liebe! einer Theorie, die ſich anderwärts bereits ſo bedenklich, ſo gefahrbringend erwieſen hatte! das jenem Verſprechen zu Ehren, das allerdings gegeben war, und das, weil es gegeben war, denn auch freilich nicht zurückgenommen werden ſollte . . !

Aber es in der Schwebe laſſen, aber einer aufgeklärtern, einer geſchickteren Nachkommenſchaft die Ausführung eines Dinges vererben, von dem der König ſelbſt, nach ſeiner beſten Einſicht, ſich

gar eigentlich keine rechte Vorstellung machen, von dem er keinen Nutzen abziehen, kein Heil ergründen konnte — das, nicht wahr? das durfte er doch?

Zumal da es im Augenblick gar Niemand mehr gab, der seine Erfüllung ernstlich gefordert oder auch nur erwartet hätte. Niemand — oder doch so gut wie Niemand. Die Stimmen aus den Rheinlanden, die in den ersten Jahren der preußischen Herrschaft so dringend, so triebkräftig an die königliche Zusage erinnert hatten, waren längst verhallt, hatten sich auch zum Theil hinterdrein als Stimmen böswilliger Menschen, absichtlicher Ruhestörer kundgegeben und hatten mithin die harte Abweisung, welche sie erfahren, vollständig verdient. Wo es aber später noch, ein oder zweimal, ein aufsässiger oder grillenfängerischer Provinziallandtag sich hatte beikommen lassen, an die Verheißungen vom Jahre fünfzehn zu erinnern, da war eine kurze, barsche, wohl gar drohende Ablehnung genügend gewesen, die Sache sofort wieder in Vergessenheit zu bringen.

Und das war denn die Hauptsache: das Versprechen des Königs stand allerdings abstracter Weise da, und der König ließ es so stehen, die Nation selbst aber begnügte sich auch mit diesem abstracten Versprechen vollständig, und ohne daß es ihr in den Sinn kam, die Verwirklichung desselben in irgend nachdrücklicherer Art in Antrag zu bringen oder sonst eine großes und aufrichtiges Verlangen darnach zu erkennen zu geben. Sie sah, mit einem Worte, ihrer ungeheuren Mehrzahl nach die Sache genau ebenso an, wie der König selbst — non liquet: und wenn das Bedürfniß nach einer Verfassung wirklich einmal kommt oder (denn möglicher Weise ist die ganze Geschichte nur eine Chimäre, eine Illusion, eine Laune des Augenblicks) kommen sollte, nun gut, dann wird auch schon Rath werden, und mögen die dafür sorgen, deren Geschäft es alsdann ist.

Zwar was Friedrich Wilhelm den Dritten selbst angeht, so war er, im Grunde seines Herzens, gewiß überzeugt, daß eine solche Zeit überhaupt nicht kommen würde; er war gewiß überzeugt, mit den Provinzialständen, die sein Staatsrath ihm ausgeheckt hatte und die seiner geliebten Büreaukratie allerdings keine Gefahr drohten, darum nämlich, weil sie selbst durch und durch von büreaukratischen Elementen durchdrungen waren ....

Der König, sage ich, war gewiß überzeugt, mit diesen Provinzialständen das Richtige getroffen zu haben; er war gewiß überzeugt und that das Seine, diese Ueberzeugung zu vererben, daß jeder Schritt weiter den Staat selbst nur ins Verderben reißen, nur eine höchst gefährliche Concession sein würde an die augenblickliche Unvernunft der Zeit. Denn was bei ihm zu Grunde lag, war, wenn auch in milderer und gebildeterer Form, dennoch, genau genommen, nichts Anderes, als was sein hoher Bundesgenosse, Kaiser Franz, auf dem ungarischen Reichstage in jenem classischen Dictum zusammengefaßt hatte: „Die ganze Welt ist jetzt verrückt und will Constitutionen haben ....“

Summa alio: wenn Friedrich Wilhelm der Dritte jene Reform des Staates, in die er sich nach der Katastrophe von Jena mit so viel Resignation gefügt hatte, schließlich unvollendet ließ, wenn ihm der Muth fehlte, ein Gebäude zu vollenden, dessen Grund so vorsichtig, so wahrhaft weise gelegt war, und das doch eben nur durch diese Vollendung selbst gerichtet werden konnte: so ist das, ohne Widerspruch, aufs Aeußerste zu beklagen und ist ein historisches Vergehen, das auf seinem Andenken laßet. Nur daß die Schuld keine sittliche ist; sondern wenn er irrte, so war es die Folge seiner mangelnden Einsicht, so war es Schuld seiner beschränkten Auffassung der Geschichte — Schuld einer Naturanlage, für die wir ihn selbst nicht weiter verantwortlich machen dürfen.

Damit ist denn auch der dritte Einwurf der Hauptsache nach erledigt: der dritte — und dieser in der That von allen derjenige, der den meisten Schein für sich hat und den es kaum möglich ist, ganz von ihm abzuwälzen. — Er betrifft das Verhalten des Königs gegen die sogenannten Demagogen. Wie war es möglich, sagt man, daß ein Monarch von übrigens so anerkannter Herzensgüte, von so mildem und würdigem Wesen, gegen diese unglücklichen Angeklagten eine so rachsüchtige Härte, eine so grausame Strenge zeigen konnte? Tapferkeit (es ist vorhin schon gesagt worden) ist ein Erbtheil der Hohenzollernschen Dynastie: so lange der Staat steht, hat kein Fürst auf dem Thron gefehlt, ja hat es kaum einen Prinzen des Hauses gegeben, der nicht sein Leben auf dem Schlachtfeld preisgegeben — wie konnte es denn geschehen, woher kam es, daß Friedrich Wilhelm der Dritte in Beziehung auf die revolutionaire Jugend der zwanziger und

dreißiger Jahre sich so zugänglich erwies für die Einflüsterungen der Furcht? daß sein übrigens so planer, so nüchterner Geist sich so leicht bewältigen und in Verwirrung setzen ließ von jenen Schreckbildern, welche Herr von Metternich und die ihm dienten, die Kamptz, die Ticheppe, die Rochow, mit so geflissentlicher Kunst aus den Untersuchungsacten von Mainz und Köpenick heraufbeschworen? Dieser Monarch, sonst so gerecht, so billig, so versöhnlich, warum nur hier so ungerecht, so unduldsam, so unversöhnlich? — Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Demagogenuntersuchungen nirgend mit so viel gehässiger Strenge, so viel kleinlicher Consequenz geführt worden sind, daß nirgend der Moloch der Demagogenriecherei so viel Opfer verschlungen hat, die Jugend nirgend durch so viele Verurtheilungen so decimirt worden, als es geschehen ist in Preußen unter dem väterlichen Regiment Friedrich Wilhelms des Dritten — wie ist es zugegangen, wie erklärt es sich, daß er, Vater des Landes, gerade gegen die Blüthe der Nation, gegen eine irrende, schwärmerische, aber edle, aber hochherzige Jugend so unväterlich gehandelt hat? Guter Haushalter sonst und aufmerksam wachend, daß von den Kräften des Landes nichts ungenützt verloren gehe, wie konnte er es über das Herz bringen, die feurigsten Köpfe, die edelsten Gemüther, die besten Talente so im Elend verkommen, im Gefängniß verderben, in der Verbannung dahinschmachten zu lassen?

Wie gesagt, wir halten es kaum für möglich, diese Anklagen von Friedrich Wilhelm dem Dritten ganz abzulenken. Es geht durch den Hohenzollernschen Stamm ein gewisser Zug der Härte, eine gewisse Ader von Gewaltsamkeit, um nicht zu sagen Grausamkeit, ein gewisser despotischer Grimm, der, vielfach zurückgehalten und überwunden, plötzlich einmal bei Gelegenheit zum Ausbruch kommt, gleich einer Lohe, die aus einem verborgenen Erdbrand, unversehens, noch einmal in die Höhe schlägt. Unter den Vorgängern Friedrich Wilhelms des Dritten sind seine beiden Namensvettern, der erste und zweite Friedrich Wilhelm, von dieser dämonischen Wildheit bekanntlich völlig beherrscht worden. Auch durch die philosophische Ruhe, die ironische Kälte Friedrichs des Großen bricht sie zuweilen noch, in einzelnen Zuckungen, hervor. Am Seltensten bei Friedrich Wilhelm dem Dritten; seine von Grund aus maßvolle Natur war dergleichen leidenschaftlichen Erschütterungen am Wenigsten ausgesetzt.

Ganz indessen fehlen sie auch bei ihm nicht; wir erinnern, statt alles Weiteren, an sein Benehmen gegen Massenbach, das sich auf eine andere Art kaum möchte erklären, geschweige denn entschuldigen lassen. Auch in dem Verfahren gegen die Demagogen wird etwas von dieser Hohenzollernschen Gewaltthätigkeit sichtbar; es ist eine gewisse grausame Verachtung darin, die, sehr entfernt von der Großmuth des Löwen, vielmehr im Gegentheil ein Vergnügen daran findet, das ganze Uebergewicht ihrer Macht, die ganze Schwere ihres Grimms empfinden zu lassen.

Dies also geben wir zu: aber auch dies nur als etwas Nebensächliches, Untergeordnetes. Die Hauptsache vielmehr und der eigentliche Schlüssel zu dem Benehmen des Königs liegt auch hier darin, daß er die leidenschaftlichen, enthusiastischen Bestrebungen der Jugend überhaupt gar nicht verstand. So wenig er die Zeit und ihre ewigen Ideen überhaupt begriff, auch nicht einmal da, wo er selbst ihnen Platz machte, so wenig auch diese phantastischen Streiflichter begriff er, welche die Sonne der Zeit in die Herzen der Jugend warf; weder den Makrokosmus der Geschichte selbst verstand er, noch diesen Mikrokosmus der Jünglingsbrust, in welchem alle Sehnsucht des Jahrhunderts, aller Schmerz und alle Hoffnung der Zeit sich wiederholte. Für ihn war da nichts als ein Haufe aufsätziger junger Leute, angeführt und aufgestachelt von pflichtvergessenen Lehrern und Vorgesetzten — exaltirte Köpfe, Schwärmer und Phantasten: und die, von Allem in der Welt, waren ihm am Meisten zuwider.

Keine Frage, daß dem Vaterlande auf diese Weise unzählige der vorzüglichsten Talente entzogen und verdorben worden sind, ungerechnet die moralische Verderbniß, die dadurch über die ganze nächste Generation kam — eine Generation, die ordentlich grundsätzlich zu hausbackener Nüchternheit erzogen, der, so zu sagen, der Sitz der Begeisterung, die schöne jugendliche Gabe des Hoffens und des Schwärmens bei der Geburt gleich ausgeschnitten worden ist: weshalb sie denn nun auch da steht, mitten in der ungeheuersten Zeit, altklug, theilnahmlos, und kann sie es ja noch zu einigem Anflug von Leidenschaftlichkeit bringen, so ist es höchstens der Fanatismus der Abstraction....

Aber auch hier hat Friedrich Wilhelm der Dritte seine Regentenpflicht nach bester Einsicht gewissenhaft zu erfüllen gemeint; auch hier,

was auf ihn fällt, iſt weit weniger ein ſittliches Vergehen, als wiederum die natürliche Beſchränktheit ſeiner geiſtigen Anlage.

Der Inſtinkt des Volkes, der ihn bei ſeinem erſten Auftreten ſo richtig würdigte, hat das auch in der Folge ſtets aus einander zu halten gewußt. Weder das unerfüllte Verſprechen vom Jahre funfzehn, noch die Strenge, die er in Verfolgung der Demagogen allerdings bewieſen, haben die Achtung, welche die Nation ſeinen ſittlichen Eigenſchaften zollte, herabſetzen können; — für ſeine geiſtigen war er ja nicht verbindlich, ſie waren, wie von ihm ſelbſt, ſo auch von der Nation, als ein Schickſal, eine Fügung hinzunehmen. Weder die Eine noch das Andere haben auch die Achtung mindern können, die ſeinem Sarge folgte und die ihm ſelbſt von denen nicht vorenthalten ward, die unter ſeinen Einſeitigkeiten am Härteſten gelitten — der Kern, gefunden auch ſie, war doch gut und ehrlich, treu und wahr geweſen — und das iſt denn am Ende ja doch immer, wenn nicht der glänzendſte, ſo wenigſtens der ſicherſte Ruhm, der dem Menſchen bleibt, auch wenn er Fürſt geweſen iſt.

Drittes Kapitel.

Perſönlichkeit des neuen Königs; Erziehung, Vorgeſchichte. — Erwartungen des Publikums; nächſte Aufgaben. — Umgebungen des Königs; die Königin; die Prinzen. — Das Miniſterium im Augenblick des Thronwechſels; Herr von Rochow. — Herr von Humboldt; Herr Bunſen; Herr von Radowitz.

Dies alſo, in ſeinen vornehmſten Zügen, das Bild desjenigen, der zweiundvierzig Jahre hindurch, an der Spitze des preußiſchen Staates, des Tages Laſt und Hitze redlich getragen und der nun, gleich einem müden Arbeiter, ſich niedergelegt hatte zum letzten Schlaf; dies jene Bande wechſelſeitiger Gewöhnung, Achtung und Anhänglichkeit, welche, eine lange, ereignißreiche Epoche hindurch, Volk und König in aufrichtiger Treue verbunden hatten und die nun auf einmal, in der Nachmittagsſtunde des ſiebenten Juni, gelöſt waren und zerriſſen für immer — und wird es nunmehr an der Zeit ſein, die Frage zu wiederholen, die wir ſchon einmal, im vorletzten Abſchnitt, aufgeworfen und die in jenem Augenblick, laut und leiſe, in Hoffnung und Furcht, das Nachdenken von Millionen beſchäftigte: die Frage, was nun die Zukunft bringen würde?!

Zwar der Hauptſache nach iſt auch dieſe Frage bereits von uns beantwortet worden, nämlich ſo weit dieſelbe damals überhaupt beantwortet werden konnte: an jener Stelle, mein' ich, wo wir von den Gegenſätzen ſprachen, in denen, ſeit Jahrhunderten, die Geſchichte Preußens ſich bewegt. Aber der gewaltigſte dieſer Contraſte, ſetzten wir hinzu, vollzog ſich in dem Augenblicke, als Friedrich Wilhelm

der Vierte den Thron ſeines Vaters beſtieg — ſeines Vaters, von dem er in Allem und Jedem, nach Anlage und Entwicklung, das vollſtändigſte Gegenſtück bildete!

Der Leſer begreift jetzt, warum wir ſo lange und ſcheinbar mit ſo vieler Vorliebe bei dem Bildniß Friedrich Wilhelms des Dritten verweilt haben: es geſchah vorzüglich deshalb, um uns die Schilderung ſeines Nachfolgers zu erleichtern. Kehrt die Zeichnung um! ſetzt einen glänzenden Geiſt ſtatt eines beſchränkten, ſtatt einer proſaiſch nüchternen Natur eine poetiſch phantaſtiſche, ſtatt mürriſcher Verſchloſſenheit eine allſeitige, faſt weibliche Empfänglichkeit, ſtatt ehrner Beharrlichkeit die proteiſchen Wandlungen eines unaufhörlich ringenden, in ſich unberechenbaren Charakters —; nehmt einen Künſtler ſtatt des Soldaten, einen Schöngeiſt ſtatt des Pedanten, einen Myſtiker ſtatt des Rationaliſten, für den kategoriſchen Imperativ der Kantiſchen Epoche die geniale Willkür der Romantik —; tauſcht, ich wiederhole es! das Gemälde um, Farbe für Farbe und Zug für Zug, und nur einen einzigen laßt ſtehen, aber dieſen auch in grellſter Färbung: das Erbtheil des Hauſes, den königlichen Eigenwillen des Hohenzollernſchen Stammes .... und der Nachfolger Friedrich Wilhelm des Dritten ſteht vor Euch! —

Abſolute Monarchien von der ſtrengen und conſequenten Durchführung, wie die Monarchie Friedrich Wilhelms des Dritten, bieten für perſönliche Auszeichnung überhaupt nur wenig Raum, außerhalb der Bureaukratie aber gar keinen. — Selbſt die Nachbarſchaft des Thrones, und ob es die allernächſte wäre, geſtattet davon keine Ausnahme. Das Geheimniß iſt das Weſen des Abſolutismus, wie die Oeffentlichkeit der Freiheit. Der Purpur ſchmückt nicht bloß, er verhüllt zugleich; es giebt Einige im abſoluten Staat, die ſo hoch geſtellt ſind über die Köpfe der Uebrigen, daß ſie überhaupt nicht mehr geſehen werden.

So darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, im Gegentheil, es iſt nur vollkommen in der Conſequenz der abſoluten Monarchie, daß ſelbſt eine ſo geniale, ſo merkwürdige Perſönlichkeit, wie diejenige des preußiſchen Thronerben dennoch, ſo lange der alte König lebte, der großen Maſſe des Volks in allen weſentlichen Beziehungen ſo gut wie unbekannt geblieben war. Anekdoten zwar und einzelne

charakteriſtiſche Aeußerungen curſirten in Menge und hatten dem Prinzen allerdings hie und da eine gewiſſe Popularität verſchafft. Aber theils betrafen ſie nur ſeine Privatanſichten in Sachen der Literatur, der Kunſt, der Geſelligkeit; theils auch, wo ſie einen größeren Anlauf nahmen und Gegenſtände der Politik, Gegenſtände ſeines künftigen Herrſcherberufs berührten, waren ſie, der größern Zahl nach, ſo mythiſchen Urſprungs und ſtanden unter einander in ſo mannigfachem Widerſpruch, daß es bedenklich, wenn nicht unmöglich war, praktiſche Folgerungen daran zu knüpfen und ſich die Perſönlichkeit des jungen Fürſten daraus zurecht zu ſtellen.

Aber wie wenig ſonſt, Eines wußte man im Publikum doch; wie geſpalten im Uebrigen, in einem Punkte dennoch, inſtinktartig, trafen alle Meinungen zuſammen: und das war eben dies, daß es ſelten oder niemals einen Sohn gegeben, der ſo ganz und völlig das Gegenſtück ſeines Vaters. — In der That war dieſe Verſchiedenheit ſo augenfällig, daß ſie nicht wohl überſehen werden konnte. Schon in dem äußern Auftreten Beider, welch ein Gegenſatz! Friedrich Wilhelm der Dritte, in ſeiner Jugend ein Muſterbild ernſter, männlicher Schönheit, noch im Alter hoch, ſchlank, ſoldatiſch in Gang und Tracht; klaren, aber ſtrengen Blicks; in Ausdruck und Bewegung knapp, langſam, abgemeſſen, von fürſtlicher Haltung; karg an Worten; eine durchweg imponirende Erſcheinung ....

Und dagegen der Sohn, im offnen, runden, faſt mädchenhaften Antlitz die weichen Züge der Mutter tragend; von behaglicher Fülle, mehr Fleiſch als Muskel; nachläſſig, beinem in Gang und Haltung; das Auge freundlich, aber blöd; in ſeinen Bewegungen haſtig, unſtet; geſellig, mittheilſam, von unverſiegbarem Reichthum des Wortes; eine durchweg intereſſante und anregende Erſcheinung ....

Und nun gar erſt die Verſchiedenheit der geiſtigen Anlage! der Gegenſatz in Erziehung und Entwicklung! — Wir haben oben der einſamen, freudloſen Jugend gedacht, welche, an dem üppigen Hofe ſeines Vaters, Friedrich Wilhelm der Dritte hatte verleben müſſen. — Wie ganz anders die Jugend ſeines Erſtgeborenen! Ein Familienleben von ſo idylliſcher Färbung, ſo rein, ſo aufrichtig, ſo innig und durch dies Alles ſo glücklich, wie es überall ſelten und auf Thronen vermuthlich niemals wieder gefunden wird, hielt die

königlichen Kinder von früh auf in liebevoller Pflege und entwickelte zeitig, mit Vorliebe, in ihnen die Keime jeder zarteren Empfindung. — Es war damals überhaupt in Deutſchland, ganz beſonders in Norddeutſchland, eine gewiſſe (wie wir ſie im Gegenſatz zu der genialen Sentimentalität der ſiebziger Jahre bezeichnen möchten) bürgerliche Empfindſamkeit im Schwange; auch zum preußiſchen Königsthron, mit andern bürgerlichen Gewohnheiten und Tugenden, hatte ſie Zutritt gefunden. Lafontaine, der Verfaſſer jener rührenden Familiengemälde, die noch für unſere Zeit ſprichwörtlich geblieben ſind, war der erklärte Lieblingsſchriftſteller der Königin. — Auch der Mann, dem die Erziehung des jungen Kronprinzen zunächſt anvertraut war, Joh. Friedr. Gottlieb Delbrück (geſtorben 1830 als Geh. Regierungsrath und Superintendent in Zeitz, Erzieher des Kronprinzen in den Jahren 1800 bis 1809), wird als ein Mann geſchildert von außerordentlicher Milde, ja Weichheit des Charakters und großer Innigkeit der Empfindungen; dabei ein klarer Geiſt, von reinſten Sitten, ein trefflicher Schulmann, den aus einer unſcheinbaren Stellung zu dieſem wichtigen Amte berufen zu haben, ebenſo ſehr der hausväterlichen Sorgfalt, wie dem praktiſchen Blick des Königs zum Ruhm gereichte. —

Der vierzehnte October des verhängnißvollen Jahres achtzehnhundertundſechs warf ſeine finſtern Schatten denn freilich auch in dieſe glückliche Umfriedung. Aber für einen aufgeweckten, talentvollen Knaben von raſcher und lebhafter Empfindung, wie der Kronprinz damals bereits war, führte dieſe Kataſtrophe nothwendig auch wieder ſo viel Anregendes mit ſich, eröffnete ſo viel neue Anſchauungen, ſchlug ſo viel neue, weithallende Saiten des Herzens wie des Geiſtes an, daß ſie ihm durch nichts Anderes, und am Wenigſten durch die ungeſtörte Fortdauer jenes idylliſchen Glückes, hätte erſetzt werden können. — Der jähe Wechſel der gewohnten Umgebungen; die Flucht der königlichen Familie bei Nacht und Nebel, quer durchs Land, bis an die äußerſte Grenze dieſer Monarchie, die einſt ſein Erbtheil hatte ſein ſollen und deren letzter Scholle er vielleicht morgen ſchon den Rücken wandte; der beſchränkte, bürgerliche, ja kaum noch bürgerliche Haushalt in Memel und Königsberg mit ſeinen tauſend kleinen, unſcheinbaren und doch nicht unbemerkten Entbehrungen; dies allmälige, traumgleiche Heruntergleiten von der

glänzenden Höhe fürſtlichen Daſeins auf das Niveau allgemeiner menſchlicher Exiſtenz und gemeinſamer menſchlicher Leiden . . . .

Und dann wieder dieſe Erzählungen und Gerüchte von verlornen Schlachten, überlieferten Feſtungen, verrätheriſchen Freunden, treuloſen Dienern, dieſer in ſich gekehrte, lautloſe Gram des Königs, ſeines Vaters, dieſe ſchmerzlich bittern Thränen und bald darauf dieſer verklärende Tod ſeiner königlichen Mutter . . . .

Welche Schule der Erfahrungen für einen heranwachſenden Prinzen! welche Eindrücke in die weiche Seele eines Kindes! welche Bilder für ſeine Phantaſie! welche Stoffe des Nachdenkens, welche Erinnerungen für ſeine einſamen Stunden! Und wie war es anders möglich, als daß unter dem Einfluß ſo widerſprechender und ungemeiner Erfahrungen auch eine ungemeine und widerſpruchsvolle Perſönlichkeit ſich bildete?!

Es exiſtirt aus dieſer Epoche ein höchſt merkwürdiges Document: eine Selbſtkritik des jungen Prinzen bei Antritt ſeines vierzehnten Lebensjahres (1808 October 17.) In den erſten Jahren nach der Thronbeſteigung des regierenden Königs zuerſt von der Schweiz aus veröffentlicht, dann auch in deutſchen Zeitungen mehrfach wiederholt, iſt ſeine Aechtheit, ſo viel wir wiſſen, niemals abgeleugnet oder auch nur in Zweifel gezogen worden; man wird es alſo wohl mit gutem Gewiſſen als geſchichtliche Quelle benutzen dürfen. Wir bringen es im Anhang, unter den Actenſtücken, die wir dieſer Geſchichte beifügen, ſeinem ganzen Inhalte nach zum Abdruck (ſ. Anhang zum erſten Bande Nr. I.), ſchon dadurch den Werth andeutend, den wir dieſem Document in der That beilegen. Denn wenn es ſchon unter allen Umſtänden für den Pſychologen von lebhaftem Intereſſe iſt, einen Blick zu werfen in das unbewachte Innere eines heranwachſenden Menſchengeiſtes und in der geheimen Werkſtatt der Gedanken aus Jugendhoffnungen, Knabenthorheiten das künftige Weſen des Mannes gleichſam vorauszuleſen — um wie viel mehr muß es der Fall ſein, wenn dieſer Geiſt ein ſo eigenthümlicher, dieſe Zukunft eine ſo großartige, weltgeſchichtliche iſt, wie hier! Wir verfolgen mit Aufmerkſamkeit die Spuren organiſcher Entwicklungen, wie ſie ſich aufbewahrt finden in Thon und Schiefer — und ſollten nicht dieſelbe Aufmerkſamkeit haben für die Spuren eines

Geiſtes, die Geneſis eines Charakters, von deſſen Entſchließungen dereinſt abhängen ſollte das Wohl und Wehe von Millionen?!

Und zwar das Erſte, was ſich dem Leſer dieſer Blätter entgegendrängt, iſt die Ueberzeugung, daß er es hier mit einem ungewöhnlich gezeitigten, frühreifen Geiſte zu thun hat: einem Geiſte, der, ſei es natürliche Anlage, ſei es Einfluß und vielleicht ſogar Anleitung ſeiner Umgebungen, ſich frühzeitig daran gewöhnt hat, über ſich ſelbſt nachzudenken und ſein eigenes Innere zur Selbſtbetrachtung, Selbſtbeſpiegelung zurechtzulegen. Es bedarf wohl nicht erſt der Hinweiſung, wie auch dieſer Trieb kein einzelner, bloß ſubjectiver, vielmehr ein allgemeiner und charakteriſtiſcher Zug des Jahrhunderts iſt — des Jahrhunderts der Romantik, die bekanntlich an Selbſtbeſchauungen, Selbſtprüfungen ſich recht eigentlich heranbildete.

Ferner aber erkennt man ſogleich, daß dieſer Geiſt, bei allem Reichthum und aller geſchmackvollen Bildung, doch ein ſich ſelbſt geſpaltener, uneiniger iſt. Wir wenigſtens meinen in dieſem Selbſtbekenntniß, ja wenn man es für weiter gar nichts gelten laſſen will: dieſer ſtyliſtiſchen Uebung des dreizehnjährigen Prinzen deutlich bereits jene beiden Elemente zu erkennen, die auch in der ganzen ſpäteren Entwicklung Friedrich Wilhelms des Vierten immer und immer wieder hervortreten und ſein wie ſeines Landes Schickſal ſo weſentlich beſtimmt haben: — nämlich neben dem eifrigen, faſt eigenſinnigen Beſtreben, die Dinge um ſich her ſyſtematiſch, verſtandesmäßig zu begreifen, eine unbezähmbare Lebhaftigkeit der unmittelbaren Empfindung, eine gewiſſe phantaſtiſch ſentimentale Ueberſchwänglichkeit, welche jene ſtrengen logiſchen Bemühungen fortwährend kreuzt und, mitten hinein in jene ſyſtematiſchen Schlüſſe und Folgerungen, unverſehens in einzelnen epigrammatiſchen oder ſententiöſen Wendungen explodirt — Wendungen, die zum Theil überaus prächtig ins Ohr fallen, im Munde eines dreizehnjährigen Kindes aber, wie gereift wir es uns denken mögen, immerhin etwas Fremdartiges haben.

Doch wie geſagt, dieſer Eindruck iſt möglicherweiſe nur ein perſönlicher und wird alsdann auf Andere anders ſein. Dagegen, was für Jedermann deutlich zu Tage liegt, ſo deutlich, daß eine Verſchiedenheit der Meinungen darüber gar nicht ſtatthaben kann,

das iſt die vorwiegend aeſthetiſche, die künſtleriſche Begabung des jungen Autors. — Es iſt dies, wie der unverkennbarſte, ſo auch der wichtigſte Zug in dieſem intereſſanten Charakterbilde: nämlich weil es der urſprünglichſte, der (wenn wir ſo ſagen dürfen) zuverläſſigſte, ſtichhaltigſte iſt. — Die Macht des Beiſpiels, der Einfluß der Erziehung iſt zu allen Zeiten außerordentlich geweſen, in einem Zeitalter aber, wie das unſere, das faſt nur noch ein Auszug der Vergangenheit iſt, und in einer Sphäre der Geſellſchaft, die überhaupt keine andere Grundlage hat als die Tradition, iſt er geradezu unberechenbar. — Alles, in unſern Tagen, wird gelehrt und gelernt: nicht bloß einzelne Grundſätze und Anſichten, nein, auch ganze Denk-, ganze Empfindungsweiſen werden überliefert und nachgeahmt: es iſt unmöglich zu ſagen, wo in einem modernen Charakter die Nachahmung aufhört und die Natur beginnt. — Auch jene prinzlichen Reflexionen und Sentenzen, die wir ſoeben beleuchtet — es kann ſein, daß ſie lange den pſychologiſchen Werth nicht haben, den wir ihnen beigelegt; es kann ſein, daß ſie, ſtatt charakteriſtiſche Kundgebungen einer eigenthümlichen geiſtigen Anlage, zum guten Theil nur nachgeſprochene Worte, ja vielleicht nur Wiederholungen der Lehrſtunde ſind. — Aber wohlan: dieſer poetiſche Hauch zum Wenigſten, der jene ganze Darſtellung durchdringt, dieſe reiche und leichtbewegliche Phantaſie, welche ſie belebt, vor Allem dieſe Meiſterſchaft des Ausdrucks, dieſe ſo gewandte, reine, wohltönende und doch ſo eigenthümliche, ſo individuelle Sprache — dieſes zum Wenigſten läßt ſich nicht nachahmen und erlernen, auch durch keine fürſtliche Erziehung! dieſes zum Wenigſten iſt unverfälſchte Mitgift der Natur, urſprüngliches, angeborenes Eigenthum — das Eigenthum einer Künſtlerſeele!

Einer Künſtlerſeele . . .! Es iſt etwas Köſtliches, ohne Zweifel, um dieſe Lieblinge der Schöpfung, dieſe weichen, zartgebauten Seelen, in deren melodiſchen Saiten alle Luſt und alles Leid des Lebens verdoppelt, dreifach wiedertönt! etwas Köſtliches um dieſe leidenſchaftlich ruheloſen Geiſter, die, mit ausgeſpannten Fittigen, ſchweben zwiſchen Erd' und Himmel, von keinem Maß gehalten, keinem Geſetz gehorſam, als allein ihrer eigenen dämoniſchen Natur! um dieſe Gemüther, ſo durchſichtig, ſo bildſam, ſo geſchmeidig und doch wieder ſo unergründlich, ſo ſtarr, ſo traumverſunken! etwas

Köſtliches um dieſe Ueberfülle des Lebens, dieſe ganze Welt von Widerſprüchen und Räthſeln, die zuſammengehäuft liegt in einer Künſtlerſeele . . . !

Nur daß Lieblingskinder allemal auch etwas verzogen ſind. Wo viel Licht, iſt auch viel Schatten; Niemand darf ungeſtraft unter Palmen wandeln: und die Kunſt iſt eine ſolche Palme, die mit heißem, ſchwelgeriſchem Duft die klaren Sinne überwältigt. — Geht die Geſchichte aller Künſtler durch, ſo viel ihrer gelebt: das größte, weſentlichſte Kunſtwerk, zu dem Alle gleichmäßig berufen ſind, das Leben ſelbſt, iſt zu allen Zeiten Niemand weniger gelungen als ihnen: nirgend findet Ihr ſo viel verfehlte Exiſtenzen, ſo viel verkümmerte Hoffnungen, ſo viel gebrochene Herzen, als unter dieſem hochbegabten, dieſem bevorzugten Geſchlecht der Künſtler. Anwohner des Olymps, Gaſtfreunde der Götter, ſind ſie Fremdlinge auf Erden; gewöhnt, ſich behaglich zu ſchaukeln in dem leichten, widerſtandloſen Aether der Idee, ſind ſie der Wirklichkeit gegenüber unduldſam, launiſch, eigenſinnig, unſtet, ungeſchickt . . . .

Und nun über dieſes gährende Chaos einer Künſtlerſeele gar erſt den Purpur des Königthums gebreitet! an den unbändigen Flug dieſer Phantaſie gar erſt das Schickſal eines Reiches geknüpft! zum Künſtler nun gar erſt ein Prinz, geſtellt auf die höchſte Höhe der Wirklichkeit, ein Fürſt, berufen zu der äußerſten Bethätigung menſchlicher Praxis, zum Herrſchen . . .

O in der That, es wird uns bange um dieſen fürſtlichen Knaben mit der weichen, dichteriſchen Seele! dieſer Reichthum künſtleriſchen Talentes, mit dem die Natur ihn ausgeſtattet, wir fürchten ſehr, es iſt der hungernde Reichthum des Midas und wird verhängnißvoll für ihn und ſein Volk! Zwiſchen Künſtler und König, Dichter und Staatsmann liegt eine Kluft — eine Kluft der Talente, der Neigungen, der Bedürfniſſe — welche nicht ausgefüllt werden kann; der ernſte, praktiſche, aufopfernde Beruf eines Regenten, mit ſeiner ſtrengen Pflichterfüllung, ſeinen unausgeſetzten Sorgen, ſeiner raſtloſen Thätigkeit, iſt unvereinbar mit dem ſchönen Müßiggang, den lieblichen Täuſchungen, der reizenden Selbſtſucht eines Künſtlerlebens. Wer in dieſem Falle wird ſiegen? Und angenommen daß Reflexion, Erziehung, Einſicht in das Nothwendige die angeborene Natur endlich wirklich überwältigen und daß der Künſtler

geopfert wird für den König — wird dieſes Opfer nicht immer ein höchſt gewaltſames, höchſt ſchmerzliches ſein? wird nicht eine Narbe davon zurückbleiben in der Seele, die ſelbſt durch die Falten des Purpurs hindurchbrennen wird?! — Das höchſte Glück, das einem Sterblichen zu Theil werden kann, iſt dasjenige, was die Natur in ihn gelegt, wozu ſie ihn beſtimmt hat, rein und frei, in ungehinderter Entfaltung, aus ſich herauszuleben; während umgekehrt das traurigſte Loos von allen darin beſteht, dem Willen der Natur zuwider, ſtets ein Anderer ſein zu müſſen, als man eigentlich iſt.

Und wie denn nun hier? Ein erſticktes Talent, wird es darum weniger zu beklagen ſein, weil es erſtickt iſt unter der glänzenden Wucht einer Krone? Eine verkümmerte Exiſtenz, wird ſie darum weniger ſchmerzlich ſein, weil ſie verkümmert iſt unter der brennenden Sonne der Majeſtät?

Ja und wird die Natur ſich überhaupt ſo ganz bewältigen laſſen? Werden, o werden nicht Augenblicke kommen, wo ſie gewaltſam wieder in ihre Rechte tritt und der Künſtler, in verwegenen Sprüngen, die gemeſſenen Bahnen des Königs kreuzt? Dieſe lebhafte Phantaſie, entartet und verwildert in der Oede eines fremdartigen Lebens, wird ſie nicht auf Augenblicke die Majeſtät des Königs überraſchen und ſich, zu gefährlichem Spiel, eines Scepters bemächtigen, das nur von dem beſonnenen Ernſt, der gewiſſenhaften Einſicht des Königs geführt werden darf? Ermüdet von der Arbeit des Herrſchens, erſchöpft, verſtimmt, gelangweilt von der ſpröden Wirklichkeit, wird er ſie nicht wieder in ſich aufſteigen fühlen, werden ſie ſich nicht zu ihm ſetzen auf das Polſter ſeines Thrones, ihn begleiten in den Rath ſeiner Miniſter, ſein Ohr gefangen nehmen, ſeine Blicke trüben, jene phantaſtiſchen Träume, jene Täuſchungen und Irrthümer, jene Grillen und Launen des Künſtlerlebens? Dieſe Herrſchaft der Sprache ſelbſt, dieſe leichtſtrömende, glanzvolle Beredſamkeit, die den fürſtlichen Scholaren auszeichnet — wird ſie nicht gefährlich werden in einer Stellung, deren Erhabenheit nur eine einzige Sprache verträgt, die Sprache der That?

Und wird endlich, bei ſo vielen Widerſprüchen und innern Kämpfen, nicht der ganze Charakter Schwankungen und Kriſen unterworfen ſein, die zuletzt, in nothwendiger Steigerung, auch die Grundfeſten des Reiches ſelbſt erſchüttern müſſen?!

Darum noch einmal: es iſt uns bange um dieſen Prinzen, wir fühlen Mitleid mit dieſem Kinde, ſo ſtrahlend von Talenten, ſo überſchüttet mit Knospen des Genius. Der Neid der Götter iſt unverſöhnlich; etwas weniger in dieſem Falle wäre mehr —: Eiſen ſtatt Gold, Proſa für Poeſie — es wäre beſſer für ihn und ſein Volk, ſein zukünftiges! —

Einſtweilen jedoch war es gerade dieſes künſtleriſche Element, was in der ferneren Erziehung des Prinzen am Meiſten gepflegt und ausgebildet ward. Das Schickſal ſelbſt ſchien es ſo beſchloſſen zu haben. Die Ereigniſſe von dreizehn und vierzehn — Ereigniſſe, welche auf das Gemüth des jungen Fürſten ohnedies ſchon den ungeheuerſten Eindruck gemacht haben mußten — führten ihn nach Paris. Man erinnert ſich, welche unvergleichliche Schule der Kunſt damals in Paris eröffnet war. Noch niemals auf einem Fleck der Erde, ſelbſt Athen und Rom nicht ausgenommen, waren ſo viel Schätze der Kunſt bei einander geweſen; alle Muſeen Europa's hatten ihre Kleinodien hergeben müſſen, das eine Muſeum des Louvre auszuſtatten. — Der Kronprinz, mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur, ſchwelgte in dieſen Schätzen: zu jung, um Antheil zu nehmen an den wichtigen, den weltgeſchichtlichen Entſcheidungen, welche damals in Paris getroffen wurden, zu geiſtreich, zu edelgeartet, um mitzuſchwimmen in dem breiten Strom geſelliger Zerſtreuungen, widmete er ſeine ganze Zeit dieſen Kunſtwerken — Kunſtwerken, die es werth ſind, daß man ihnen ein ganzes Leben widme, vorausgeſetzt, daß man nicht Erbe eines Reiches iſt. —

Neben der Kunſt beſchäftigte den Prinzen, ſeinem hohen Berufe gemäß, vornämlich das Studium der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaften. In der Geſchichte hatte er Niebuhr zum Lehrer; Politik und Jurisprudenz lehrten ihn Ancillon, derſelbe, der ſpäterhin, als Miniſter des Auswärtigen, in einer höchſt kritiſchen Epoche (1831—34) die Stellung Preußens entſcheiden half, und Herr von Savigny: drei Männer alſo, die unbeſtritten zu den Erſten ihrer Wiſſenſchaft gehörten, die aber ſeltſamer Weiſe, bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit des Talentes ſowohl wie der Geſinnung, in Einem Punkte zuſammentrafen: darin nämlich, daß ſie alle drei doctrinaire Naturen waren und alle drei nur geringen Glauben hatten an das gegenwärtige Geſchlecht, ja vielleicht an die Menſchen

überhaupt. — Auch Philoſophie wurde getrieben, ernſthafter, anhaltender als Prinzen ſie zu treiben pflegen, ebenfalls unter Ancillon's Leitung. Ancillon war bekanntlich, wie in der Politik, ſo auch in der Philoſophie, was man einen Eklektiker nennt: und ſo ſollte durch eine verhängnißvolle Schickſalsfügung dem jungen ſtrebſamen Fürſten gerade dasjenige verſagt bleiben, was ſeiner reichen, überſtrömenden Natur doch eben am Nöthigſten geweſen wäre und was möglicher Weiſe dem ganzen Charakter eine andere Wendung gegeben hätte: die ernſte Schule ſyſtematiſchen Denkens, die ſtrenge Zucht eines abgeſchloſſenen philoſophiſchen Syſtems. —

Unter dieſer ſorgſamen Pflege nun, bei ſo reicher und anregender Nahrung, entwickelten die vortrefflichen Anlagen des Prinzen ſich in wahrhaft überraſchender Fülle. Nie hatte es einen lernbegierigeren, nie einen unermüdlichern Schüler gegeben; der Lebhaftigkeit ſeiner Auffaſſung kam nur die Treue ſeines Gedächtniſſes gleich, das ihm eine Maſſe der verſchiedenartigſten Kenntniſſe, Erinnerungen, Notizen zu augenblicklicher Anwendung bereit hielt. Man merkte wohl: hier handelte es ſich um mehr, als nur um jenen Flitter der Bildung, mit dem große Herren ſich ſonſt zu begnügen pflegen, dies war keine jener noblen Paſſionen, welche, in Ermangelung anderer Gegenſtände, ſich, pour rarité du fait, wohl auch einmal auf die Wiſſenſchaften wirft: dies war der natürliche Drang eines in ſich ringenden, ungeſtümen Geiſtes, der in edlem Heißhunger alle Früchte der Erkenntniß brechen, an allen Quellen der Bildung trinken will. — Man muß, um ſich das Bild des Prinzen aus dieſer Epoche zu vergegenwärtigen, einige Stellen in den nachgelaſſenen Briefen Niebuhrs zu Hilfe nehmen: eines Mannes alſo, der, was man ſonſt an ihm ausſetzen möge, doch vor Einem wenigſtens auf Millionen Meilen geſichert iſt: vor dem Verdacht, ein Schmeichler geweſen zu ſein — und der dennoch kaum Worte finden kann, die geiſtige Regſamkeit des damaligen Kronprinzen, die Gediegenheit und Fülle ſeiner Bildung, den edlen, reinen Schwung ſeines Herzens genügend auszudrücken. — Und Niebuhr ſtand mit dieſem Urtheil nicht allein: kaum den Jünglingsjahren entwachſen, galt der Kronprinz allgemein ſchon als einer der intereſſanteſten und geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit; ſeine Unterhaltung war die glänzendſte, ſein Geſchmack der feinſte, ſeine Kenntniß die ausgebreitetſte.

Nur eine Wiſſenſchaft gab es, welche der Eigenthümlichkeit des Prinzen niemals hatte beſonders zuſagen wollen — und das gerade die eigentliche Erb- und Familienwiſſenſchaft des preußiſchen Königsſtammes: die militairiſchen Wiſſenſchaften. Sprößling des kriegeriſchſten Fürſtenhauſes in Europa, Mitglied eines Hofes, der ſeit Jahrhunderten keinen anderen Glanz kannte, als den Glanz der Waffen, fand der Kronprinz nur geringen Geſchmack an einer Beſchäftigung, die man gewohnt war, als den Lebensberuf preußiſcher Prinzen zu betrachten, und die in der That, ſeit Menſchenaltern, für die Mehrzahl von ihnen jede andere Bildung und jedes andere Studium erſetzt hatte. Selbſt ſo ausgezeichnete, ſo geiſtreiche Lehrer, wie Scharnhorſt und Kneſebeck, ſelbſt ſo gewaltige praktiſche Beiſpiele, wie die Feldzüge von dreizehn bis funfzehn, denen er perſönlich beigewohnt, hatten ihm kein beſonders lebhaftes Intereſſe dafür einflößen können.

Und was dieſen nicht gelungen, das natürlich vermochte der Paradeplatz zu Potsdam erſt recht nicht. Jene Freuden der Korporalſchaft, jene pedantiſchen Vergnügungen des kleinen Dienſtes, die nur dem Eingeweihten verſtändlich ſind und die in den Augen ſeines königlichen Vaters weit über jedem andern Vergnügen ſtanden .... dem Prinzen fehlte es nicht an Empfänglichkeit, gewiß nicht: aber für dieſe Genüſſe hatte er kein Organ; er entzog ſich ihnen, wo er konnte — und wo er es nicht konnte, nun gut, da an dem unwillkommenen Zwang rächte er ſich entweder durch gefliſſentliche Nachläſſigkeit oder durch ein raſches Witzwort, das die Lacher auf ſeine Seite brachte. —

Damit ſind wir bei einer Frage angelangt, welche gewiß die Mehrzahl unſerer Leſer ſchon bei ſich ſelber aufgeworfen, die Frage nämlich: wie ein junger Mann, ein Prinz, ſo geiſtreich, ſo phantaſtiſch, ſo ungewöhnlich in allen Dingen, ſich in Einklang ſetzen konnte mit einer Umgebung, ſo nüchtern, ſo gewöhnlich, ſo pedantiſch regelmäßig, wie der Hof Friedrich Wilhelms des Dritten? und wie Zerwürfniſſe und Mißverſtändniſſe der mannigfachſten Art ausbleiben konnten zwiſchen einem ſolchen Vater und einem ſolchen Sohne?

Nun allerdings, ſie blieben auch nicht aus. — — Daß ſie keine tiefere Wurzel faßten und niemals öffentlichen Anſtoß gaben,

dafür ſorgte theils die angeborne Gutmüthigkeit Beider, theils und hauptſächlich der alte aufrichtige Familienſinn, in welchem Friedrich Wilhelm der Dritte ſeine Kinder erzogen hatte und kraft deſſen ſie, in allen entſcheidenden Fällen, ſich der Autorität des Vaters, als etwas ſchlechthin Heiligem, Verehrungswürdigem, unweigerlich unterwarfen.

Und wenn bei alledem ja noch ein Bruch übrig blieb, wenn die Langeweile dieſes Hoflebens doch gar zu drückend, das ewige Einerlei dieſer Paraden doch gar zu ermüdend wurde, wenn dieſe Höflinge doch gar zu nichtig, dieſe Diplomaten allzu beſchränkt, dieſe alten Generale allzu ledern waren . . . aber wozu hatte die Natur ihm denn dieſen ſcharfen Blick verliehen für die kleinen Abgeſchmacktheiten des Lebens? wozu hatte ſie ihm dieſe ſcharfe Schneide des Wortes, dieſes glänzende Schwert des Witzes mitgegeben? — Der Witz iſt die wahre Waffe des Rückzugs; es iſt die Ueberlegenheit, die ſich reſignirt. — Nicht lange, und der Kronprinz von Preußen war der erklärte Witzbold des Hofes — ja, was ſag' ich des Hofes? des ganzen preußiſchen Volkes, dem überhaupt, ſeinem größeren Theile nach, eine gewiſſe nationale Vorliebe für den Witz beiwohnt und in deſſen patriotiſchen Traditionen daher auch die Anekdoten ſeiner Könige von jeher eine ſo bedeutende Rolle geſpielt haben. Das Volk fühlte ſich aufs Aeußerſte befriedigt, bei ſeinem künftigen Herrſcher einen ſo ächt nationalen Zug zu finden. Es vergrößerte ihn ſogar noch gefliſſentlich; es häufte in einer wunderlichen Art von Devotion auf den Namen ſeines Kronprinzen alle witzigen Einfälle, alle luſtigen Streiche, die irgend verlauteten, es machte ihn zum myſtiſchen Träger aller Anekdoten auf zehn Meilen in der Runde. Es fiel ihm nicht ein, dieſem ſo neugierigen, ſo leichtgläubigen, ſo eitlen Volke, daß, nach der Behauptung Einiger, Witz vielmehr ein Ausſatz des Geiſtes iſt; es kam ihm nicht in den Sinn, daß, wer viel Witze macht, nothwendig viel Zeit dazu haben muß, und daß ein Menſch, der ſich gewöhnt, alle Empfindungen ſeines Herzens, Haß, Zorn, Groll, Liebe, in einem bloßen Witzwort zu erſticken, daß der auf dem beſten Wege iſt, die Wahrheit dieſer Empfindungen ſelbſt zu verlernen . . . .

Allein wenn auf dieſe Weiſe auch die äußern Conflikte theils abgeleitet, theils wenigſtens gemildert wurden, ſo blieben dagegen

andere, gefährlichere, vor denen ihn weder die Pietät ſeiner Kindesliebe, noch auch die glänzende Schärfe ſeines Witzes zu ſichern vermochten: jene innern, meinen wir, jene Zerwürfniſſe mit ſich ſelbſt, jene Kämpfe und Kriſen, welche gleich Felsblöcken ausgeſtreut liegen auf dem Entwicklungsgange jeder höher gearteten Natur, um entweder ihre Kraft daran zu ſtärken oder ihre Schwäche zu enthüllen — In der Fülle jugendlicher Kraft, ausgezeichnet durch Talent und Kenntniſſe, mit einem gleich lebhaften Bewußtſein ſeiner hohen Stellung ſowohl, wie ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, ſah der Prinz ſich bei alledem verurtheilt zu jenem prahleriſchem Müſſiggange, jener prunkvollen Machtloſigkeit, welche das Schickſal allen Thronerben in die Wiege legt, als Buße gleichſam für den Vorzug ihrer Geburt und den Glanz der Zukunft, welche ſie erwartet. —

Nicht zwar, als wäre der Kronprinz von Preußen von den öffentlichen Geſchäften gefliſſentlich ausgeſchloſſen geweſen: wir werden ſogleich noch davon ſprechen. Aber was wir ſchon oben andeuteten: die bureaukratiſche Ordnung dieſes Staates, wo in vorgeſchriebener Reihe Rad in Rad und Stift in Stift eingriff, hatte für eine ſo ſelbſtändige, ſo eigenthümliche Natur, wie ſie ſich hier zu entwickeln ſtrebte, keinen Raum; der untergeordnete mechaniſche Dienſt, zu dem er hier allein angewandt werden konnte und der gerade ſeine glänzendſten, ſeine edelſten Eigenſchaften unbenutzt ließ, konnte den Prinzen wohl äußerlich beſchäftigen, aber niemals innerlich befriedigen.

Die Folge war, die ſie ſein mußte. Reichthum, dem die richtige Anwendung fehlt, macht zum Verſchwender; ein Baum, dem es verwehrt iſt, ſich frei nach oben zu entfalten und die Frucht zu tragen, welche die Natur in ihn gelegt hat, artet aus. — Der Kronprinz fing an, Experimente anzuſtellen mit ſich ſelbſt; in ſeltſamen Problemen und Verſuchen, in Uebertreibungen, Launen und Wunderlichkeiten vergeudete er eine Kraft, der die Gelegenheit verſagt war, ſich auf würdigere Weiſe zu bethätigen.

Ein ſolches Experiment, ohne Zweifel, war es, wenn der Prinz zu Zeiten ſeine Gewohnheiten und Neigungen völlig auszutauſchen ſchien, wenn der Zögling der Muſen, der ſinnige, feingebildete Kunſtfreund ſich plötzlich den profanſten, den alltäglichſten Vergnügungen in die Arme ſtürzte, ſo auswahllos, ſo ohne Rückhalt,

als hätte er nie etwas Höheres gekannt und es gäbe nichts in ihm, das hinausreichte über diese schäumenden Becher, diese rollenden Würfel, diese wüsten Scherze der Zechgenossen . . . .

Zu andern Zeiten hätte es wieder schwer halten sollen, einen fleißigern Arbeiter, einen regelmäßigern Geschäftsmann zu finden als ihn. Mit pedantischer Genauigkeit unterzog er sich den einförmigsten und trockensten Untersuchungen: ganze Tage konnte er über den Büchern sitzen, Stunden lang sich Bericht erstatten lassen über die minutiösesten Angelegenheiten der Verwaltung, mit einer Aufmerksamkeit, so peinlich, so vorsichtig, so unermüdlich in Einwürfen, Fragen, Bedenklichkeiten, daß es dem bestürzten Referenten nicht selten den Schweiß auf die Stirne trieb — wie? das soll ein Genie sein, ein Lebemann? Ei ja doch: ein Pedant, ein Actenmensch . . .

Mitunter auch, in völligem Widerspruch mit seiner sonstigen Gewohnheit, schien er von einer plötzlichen militairischen Leidenschaft erfaßt zu werden. Es gab Tage, wo er kaum vom Pferde kam; der Lärm des Revueplatzes, dieses Schmettern der Feldmusik, dieses Klirren der Waffen, dieser vielfache Hall der Commandorufe, diese ganze glänzende Nachbildung kriegerischen Lebens, schien ihn in eine Aufregung, eine Art Trunkenheit zu versetzen, ähnlich derjenigen, die das Geräusch der Jagd auf den Jäger zu üben pflegt; er commandirte, exercirte, manövrirte in solchen Stimmungen — sein Vater selbst hätte es sich nicht besser wünschen können! — Es war noch lange hinterdrein eine Hauptgeschichte der Berliner, wie eines Tages, bei einem jener großen Manöver, die Friedrich Wilhelm der Dritte so sehr liebte und bei denen er seine sonstige weise Sparsamkeit so gern vergaß, der Kronprinz, hingerissen von kriegerischem Enthusiasmus, das Scheingefecht bis mitten in die Straßen der Hauptstadt fortgesetzt hatte, unbekümmert um die Verwirrung, die er dadurch hervorbrachte, und die Hunderte von Fensterscheiben, die von diesen Kanonensalven, in Mitte der Straßen, zerplatzten. . . . .

Und dann wieder traten Epochen dazwischen, lange, friedliche Epochen! wo er die Verhältnisse seines äußern Lebens völlig vergessen zu haben schien; wo er im Umgang mit Bildhauern, Malern, Dichtern, allen Sorgen seines Standes den Rücken zugewendet hatte; wo er über den Entwurf einer Zeichnung, den Riß eines Gebäudes, die Schönheit eines Gedichtes verhandeln konnte mit einer

Behaglichkeit, einer Hingebung, einem Ernſt, als wäre dies, nur dies die Beſtimmung ſeines Lebens und es gäbe keine Krone, die ihm entgegenſchimmerte, verhängnißvoll, aus der Ferne . . .

Es unterlag keinem Zweifel: der Prinz wurde hin- und hergeworfen von etwas, er ſuchte ſich zu retten vor etwas — was war es?!

Und wenn nun ſeit einiger Zeit das Gerücht auftauchte, der Kronprinz ſei (wie die Leute es nannten) fromm geworden; wenn, wie verlautete, dieſes reiche Wiſſen, dieſer ſcharfe Verſtand, dieſer verwegene Witz ſeit einiger Zeit Miene machte, ſich in die Nebel der Myſtik zu verſenken; wenn dieſer geiſtreichſte aller Geſellſchafter, dieſer königliche Spötter, erlauchte Witzbold erblickt wurde ſeit einiger Zeit in der düſtern, herz- und geiſtbeklemmenden Umgebung chriſtlicher Kopfhänger und Frömmler — war auch das vielleicht nur ein Experiment?

Oder war es mehr?! war es ein letzter, inſtinktmäßiger Verſuch ſeiner Natur, den Schwerpunkt zu finden, der ihm fehlte? war es der Strohhalm, an den dieſe Seele, ſo unſtet, ſo hin- und hergeſchaukelt von ihrer eigenen Unruh, ſich klammerte als an ihren letzten Anker? — Solche Uebergänge ſind an ſich nichts Seltenes: am Wenigſten aber waren ſie es zu jener Zeit. War doch eben erſt ein ganzes Geſchlecht, eine ganze Generation vorzüglicher und ausgezeichneter Geiſter dieſen ſelben Weg gewandelt; hatte doch eben erſt eine ganze glänzende Epoche unſerer Bildung denſelben Schiffbruch gelitten: war doch in dieſem Augenblick erſt die Sonne der Romantik, ſo ſtrahlend, ſo glorreich in ihrem Aufgang, ſo leuchtend von edelſtem Feuer des Genius, untergegangen in denſelben trüben Dämmerungen. — War dieſe Epoche vielleicht noch nicht vorüber? ſollte ſie ſich, überlebt in Literatur und Kunſt, noch einmal wiederholen in einer andern, wichtigeren Sphäre, der Sphäre der Politik, des praktiſchen, des Völkerlebens? und nachdem ſie ſo viel literariſche Talente vernichtet, uns um ſo viel Hoffnungen der Wiſſenſchaft und Kunſt betrogen, ſollte ſie jetzt noch den Erben einer Krone, den geiſt-, den hoffnungsreichſten unter den Thronfolgern Europa's — und mit ihm die Zukunft eines großen, blühenden Reiches, eines edlen, großen Volkes zum Opfer haben?!

Sind wir recht unterrichtet, ſo war es um eben dieſe Zeit und in dieſer kritiſchen Gemüthsverfaſſung, daß der Kronprinz die Schriften des Herrn von Haller in die Hand bekam: jene „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft" meinen wir, in der alle Mittel der Gelehrſamkeit und der Bildung aufgeboten werden, Unwiſſenheit und Bildungsloſigkeit als die wahre Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechtes nachzuweiſen, ja in der die Religion der Liebe und der Freiheit ſelbſt gemißbraucht wird, eine Politik der Knechtſchaft und des Haſſes daraus herzuleiten. — Gleichwohl auf eine Perſönlichkeit, wie die eben geſchilderte, und in einer Stimmung des Gemüthes, wie diejenige, in welcher der Kronprinz von Preußen ſich damals befand, konnte das Werk des Herrn von Haller eines mächtigen Eindrucks nicht verfehlen. Seine Gelehrſamkeit imponirte ihm, der unläugbare Scharfſinn, mit welchem hier die Schwächen der vulgären Syſteme aufgedeckt wurden, ergötzte, ſeine Abſonderlichkeiten und Ausſchweifungen unterhielten ihn; hier war keine trockene Staatsweisheit, hier war zugleich Gemüth, Herz, Empfindung. Der Schein von Naturwüchſigkeit und urſprünglich organiſcher Entwickelung, mit welcher das Gebäude des Herrn von Haller ſich umgiebt, — das abſtrakteſte und unwahrſte in der That, welches ein menſchlicher Verſtand jemals erdacht: denn es abſtrahirt von Allem, was in der menſchlichen Natur gut, wahr, edel iſt und ſetzt an die Stelle des freien, gebildeten Menſchen ein armſelig bewußtloſes Geſchöpf der Scholle —! täuſchte den Prinzen: täuſchte ihn um ſo leichter, je verhaßter ihm dieſer bureaukratiſche Schematismus war, der ihn umgab, und je mehr ſeine Seele, in edlem Drang, ſich heraus ſehnte aus dem unerbittlich eintönigen Klappern dieſer Staatsmaſchine in die freie Luft, die grünen Wälder der Geſchichte. — Auch den künſtleriſchen Neigungen des Prinzen ſchmeichelte die Hallerſche Staatsweisheit. Dieſelben waren, eine nothwendige und natürliche Conſequenz ſeiner geſammten Richtung, hauptſächlich dem Mittelalter zugewandt. Schon im Jahre 1821 hatte der Kronprinz ein bedeutendes mittelalterliches Bauwerk, die Marienburg in Preußen, auf ſeine Koſten ausbauen und herſtellen laſſen: alle Künſtler, die ſich die Darſtellung, alle Vereine, die ſich die Sammlung und Erhaltung mittelalterlicher Kunſtwerke zur Aufgabe geſtellt hatten, fanden an dem Prinzen jederzeit einen theilnehmenden und freigebigen Be-

ſchützer. — Und dies geliebte Mittelalter nun, in ſeiner ehrwürdigen Pracht, ſeiner ahnungsreichen Erhabenheit, Herr von Haller zeigte den Weg, wie es auch politiſch wiederherzuſtellen war; nicht bloß der Schwärmerei des Poeten, des Künſtlers, nein, auch dem nüchternen Verſtande des Staatsmannes ſollte das Mittelalter ſich fortan als eine verſunkene Atlantis darſtellen, eine Zeit, nicht blos ſchöner, nicht blos poetiſcher, nein, auch gerechter, auch freier, als die armſelige, kleine Gegenwart! — Am Meiſten aber von Allem wirkte auf die erregte Seele des Prinzen jener theologiſch myſtiſche Nimbus, mit dem die Staatswiſſenſchaft des Herrn von Haller ſich umkleidete. Dies war nicht blos ein politiſches, es war zugleich ein religiöſes Syſtem. Dieſer Staat, gebaut nach dem Grundriß eines himmliſchen Jeruſalem, geſtützt — nicht auf die Tugenden des praktiſchen Lebens, Selbſtändigkeit, Thatkraft, Manneswürde, nein, auf jene ſanfteren, jene demüthigen Begleiter der Frömmigkeit, auf die Tugend des Gehorſams, der Hingebung, der Entſagung — dieſe Krone, die zugleich Prieſterbinde, dieſes Königthum, nicht auf Menſchenſatzungen begründet, nicht durch menſchliche Geſetze, um des menſchlichen Nutzens willen befeſtigt und eingerichtet, nein, ein Sacrament, ein Heiligthum, ein unmittelbarer Ausfluß des Göttlichen ſelbſt, hochragend in den Himmel, eine ewige, leibhaftige Statthalterſchaft Gottes — mit Einem Worte: die ganze Majeſtät und Pracht mittelalterlichen Papſtthums übertragen und ausgegoſſen über die Könige dieſer modernen, unruhigen, ungläubigen Welt — welche Stoffe für den grübelnden Verſtand, welche Bilder für die glühende Phantaſie dieſes Prinzen! — Kein Buch von den unzähligen, welche die Wißbegier des Prinzen zu verſchlingen pflegte und deren Inhalt aufgeſpeichert lag in ſeinem unerſchöpflichen Gedächtniß, beſchäftigte ihn ſo lange; zu keinem kehrte er ſo oft, ſo nachdenklich zurück. In der Fluth dieſes ruheloſen Herzens, Eines jetzt ſtand ſicher und feſt gleich einem Fels; Einen Mittelpunkt jetzt gab es, in dem die labyrinthiſchen Windungen dieſes unſteten Geiſtes zuſammenliefen; Eines, bei deſſen bloßem Klange ſchon alle Pulſe dieſes edlen und ſchwärmeriſchen Herzens höher, ſtolzer klopften: Eines, in dem Himmel und Erde, Dieſſeit und Jenſeit ſich verſöhnten und verwirklichten: das Königthum des Herrn von Haller, das geheimnißvolle, unausſprechliche, das Königthum von Gottes Gnaden! — —

Für das Verhältniß zur Nation inzwiſchen waren dieſe verſchiedenen Experimente und Uebergänge nicht eben die erſprießlichſten geweſen. Das Bild hatte ſich allzuhäufig verändert; wer vermochte dieſe ewig wechſelnden Umriſſe feſtzuhalten? Das Publikum wußte nicht recht, woran es war; es befand ſich über den Kronprinzen — nicht blos im Dunkeln: dies hätte ſich noch am Erſten tragen laſſen und wäre nur vollkommen in der Conſequenz der abſoluten Monarchie geweſen — aber nein, es befand ſich in Betreff ſeiner in Widerſprüchen, es lieſen über ihn Gerüchte, es curſirten Aeußerungen von ihm, ſo abweichender, ſo entgegengeſetzter Natur, daß es unmöglich war, ſich darin recht zu finden und eine Anſchauung von dem Charakter des Kronprinzen — oder was daſſelbe war, von der möglichen, der wahrſcheinlichen Zukunft des Landes zu gewinnen. — Der Kronprinz, behaupteten Einige, iſt ſtolz, er bevorzugt den Edelmann auf Koſten des Bürgers . . gebt Acht, wenn der zur Regierung kommt, da wird die Junkerwirthſchaft erſt recht angehn! — Gerade umgekehrt, riefen Andere, der Bürger hat keinen wärmeren Freund als den Kronprinzen, er haßt den Adel, wie er gehaßt wird von ihm, verſpottet ſeine Thorheit, geißelt ſeine Anmaßungen . . . gebt Acht, wenn der zur Regierung kommt, da ſollen die adligen Herren es empfinden! — Der Kronprinz iſt heftig, jähzornig, tyranniſch, murmelten Einige — der Kronprinz? lachten Andere: aber ſo ſieht doch nur in dies heitere, freundliche Antlitz, ſo hört doch nur dieſe harmloſen, luſtigen Geſpräche: es iſt ja im Gegentheil der mildeſte, gütigſte, ſanftmüthigſte Herr, den die Erde trägt! — Wieder Andere, die eine genaue Kenntniß des Hoflebens und ſeiner kleinen Geheimniſſe erheuchelten, behaupteten, der Kronprinz ſei eine unſelbſtändige, abhängige Natur; er werde von Günſtlingen beherrſcht; der Staat gehe einer bedenklichen Zukunft entgegen, einer Wiederholung deſſen, was er unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten erfahren. Aber dieſe Meinung zu widerlegen, ſchien Vielen nun gar erſt überflüſſig; ſie war ſchon, meinten ſie, widerlegt durch jene zahlreichen Anekdoten, jene geiſtreichen, witzigen, boshaften Pointen, die man dem Prinzen nacherzählte und die allerdings alle ein ſehr ſelbſtändiges Urtheil verriethen und eine ſehr geringe Neigung, ſich von Anderen beſtimmen zu laſſen. Selbſt das allgemein verbreitete Gerücht von der pietiſtiſchen Richtung des

Prinzen — ein Gerücht, das ſich zu einer gewiſſen Zeit ſogar zu der Behauptung verſtieg, der Kronprinz ſei katholiſch geworden — fand zum Mindeſten ebenſoviel Zweifler als Gläubige: Zweifler, die es nicht zuſammenreimen konnten, wie ein ſo joviales, friſches, ja übermüthiges Weltkind ſich in Kopfhängerei und Pietismus verlieren ſollte. Und auch dieſen fehlte es nicht an Anekdoten und Traditionen, ihre Meinung zu unterſtützen. —

So, in unzähligen Widerſprüchen, ſchwankte die öffentliche Stimmung hin und wieder und nur Eines, wie geſagt, blieb von allen Parteien unbeſtritten —: daß der Kronprinz ein Genie, ein außerordentliches, und in allen Stücken der offenkundige Gegenſatz ſeines Vaters ſei.

Es bleibt uns noch übrig, der öffentlichen, ſo zu ſagen, amtlichen Thätigkeit des Kronprinzen zu gedenken: mit wenigen Worten natürlich, denn der Leſer weiß bereits, daß ſich nicht viel davon ſagen läßt. Der Kronprinz war Chef eines Armeekorps und außerdem Statthalter von Pommern. In der letzteren Stellung hatte er ſich die Anhänglichkeit der Provinz in außerordentlichem Grade erworben: die heitre, zwangloſe, oft derbe Weiſe des Prinzen fand großen Beifall bei einer Bevölkerung, die ſich ſelbſt noch durch eine gewiſſe Urſprünglichkeit und Derbheit der Sitten auszeichnet: eine Urſprünglichkeit, die wiederum dem Prinzen ebenfalls zuſagte, ſo daß alſo das Wohlgefallen ein doppeltes, die Anhänglichkeit eine gegenſeitige war. — Er war ferner Mitglied des Staatsraths, und zwar, wie man verſicherte, eines der thätigſten. Bei einzelnen Beſchlüſſen deſſelben hatte, wenn man der öffentlichen Meinung glauben durfte, die Stimme des Kronprinzen den Ausſchlag gegeben; bei andern, minder populairen, liebte das Publikum ſich den Kronprinzen in Oppoſition zu denken und wußte viel zu erzählen von der Heftigkeit, die er in den betreffenden Debatten ſollte entwickelt haben. Auf die unmittelbaren Entſchließungen des Königs dagegen, ſeines Vaters, ſchrieb ihm die öffentliche Meinung keine Art von Einfluß zu. — Auch in der auswärtigen Politik wurde der Prinz verwendet, wo es angemeſſen und ſchicklich ſchien, hauptſächlich alſo zu würdiger Repräſentation bei glänzenden und feſtlichen Gelegenheiten. Der Prinz liebte Glanz, Pracht, Aufwand: jene Gabe der Repräſentation, welche die Natur ſeinem Vater verſagt hatte und die doch ſo wichtig

iſt in dieſer Welt des Scheines und der Eitelkeit, war ihm in ausgezeichnetem Grade zu Theil geworden. — Auch war es gewiß nur ein Zufall, nichts weiter, was den Namen des Prinzen dabei faſt ausſchließlich mit Ereigniſſen in Berührung brachte, die in der Erinnerung der Völker eben keine freundliche Rolle ſpielten: von jenem Congreß zu Troppau (1820), den der damals noch ſehr jugendliche Kronprinz in Stellvertretung ſeines Vaters eröffnete, bis zu jener Rundreiſe von achtzehnhundert drei und dreißig, auf welcher er den Auftrag hatte, den kleineren deutſchen Höfen die Reſultate der Zuſammenkunft von Münchengrätz zu eröffnen und ſie auf die Beſchlüſſe der Wiener Conferenz, jene berüchtigten geheimen Beſchlüſſe, vom zwölften Juni vierundbreißig, vorzubereiten, und auch dieſer Zufall wurde nur von den Wenigſten bemerkt. — Bei Weitem das bedeutendſte Ereigniß in dem öffentlichen Leben des Kronprinzen war ſeine Reiſe in die Rheinprovinz im Herbſt 1838. Dieſelbe wurde ausdrücklich unternommen, um die Mißſtimmung zu beſeitigen, welche ſich in Folge vielfacher drückender und verkehrter Maßregeln der Provinz bemächtigt hatte, und die endlich ſo groß geworden war, daß ſie ſelbſt am Hofe zu Berlin nicht länger unbemerkt bleiben konnte. Der König fühlte, daß es nöthig ſei, die erregte Stimmung auf gütlichem Wege zu beſchwichtigen und durch perſönliche Sympathien der Krone eine Provinz anzumähern, die bisher nur in ziemlich lockerm Verbande, ja zum Theil in offenbarem Gegenſatz mit der alten Monarchie geſtanden. Zugleich aber auch fühlte er, daß er ſelbſt, alt, ſchweigſam, mürriſch, nicht geeignet war, dieſe Sympathien zu erwecken, er ſchickte alſo ſeinen Sohn, den Erben ſeiner Krone.

Und der Erfolg bewies, wie weiſe dieſe Wahl geweſen. Der Kronprinz entledigte ſich ſeines ſchwierigen Auftrags in wahrhaft bewundernswerther Weiſe. Die Munterkeit ſeines Weſens, ſeine Leutſeligkeit, ſein Witz entzückte die Rheinländer; zum erſten Mal hier im öffentlichen Kreiſe vernahm man jene Beredſamkeit, die ſo einſchmeichelnd, ſo unwiderſtehlich von dieſen fürſtlichen Lippen floß und ihm die Herzen aller Hörer im Fluge zuführte. — Und nicht bloß für die Rheinlande unmittelbar, auch für die alten Provinzen, welche dies Nachbarland Frankreichs ſtets mit einer Art argwöhniſcher Beſorgniß betrachtet hatten, war der Erfolg dieſer Reiſe ein höchſt bedeutender. Es war ein Eroberungszug geweſen, ein friedlicher, welchen der Kronprinz

vollbracht; man freute ſich des Beifalls, mit dem die ſonſt ſo ſpröden Rheinländer ihn überſchüttet; man gewann ihn ſelbſt lieber um der Liebe willen, die er bei jener ſo edlen und doch ſo eigenſinnigen Bevölkerung gefunden. — Und endlich auch den Kronprinzen muſte der Erfolg der Reiſe im höchſten Grade befriedigen und ihm Muth einflößen für die ſchwierige Zukunft, die ihn erwartete. Er hatte ſich überzeugen können auf dieſem Zuge, daß jene Macht über die Gemüther, die er bisher in kleineren Kreiſen auf ſo glänzende Weiſe geübt, ihm auch da nicht den Dienſt verweigerte, wo es ſich darum handelte, größere Maſſen zu gewinnen; er hatte ein Vorſpiel ſeiner Herrſchaft gehalten, ſo glücklich, mit ſo günſtigem Erfolge, wie er ſelbſt ſich nur wünſchen konnte.

So, von welcher Seite ſie betrachtet werden mochte, war dieſe Reiſe des Kronprinzen Epoche machend; die öffentliche Meinung entſchied ſich ſeitdem völlig zu ſeinem Gunſten, die Hoffnung, die Erwartung des Volkes nahm den kühnſten Flug. —

Und jetzt nun endlich mit dem zweiten Pfingſttage des Jahres vierzig war der Moment gekommen, dieſe Hoffnungen zu erfüllen, dieſe Erwartungen zu befriedigen. Des Jahres vierzig! dieſes geheimnißvollen, dieſes weltgeſchichtlichen Jahres, auf welches die Sehnſucht der Völker ſchon ſo lange gelauert, das die Stimme der Weiſſagung ſchon zum Voraus bezeichnet hatte! Bedurfte es für den jungen Regenten noch eines glänzendern Zeugniſſes, als dieſes räthſelhaften, dieſes überraſchenden Zuſammentreffens? Jetzt erſt war die Verheißung eingetroffen, jetzt erſt hatte die dämoniſche Macht des Jahres vierzig ſich bewährt. Mit ſtolzer Freude zählte man die Reihe der Jahrhunderte zurück und überzeugte ſich, daß jedesmal mit dem Jahre vierzig ein großer, glorwürdiger Name in die Reihe der preußiſchen Regenten eingetreten war; mit Entzücken erinnerte man ſich, wie gerade hundert Jahre zuvor, beinahe an demſelben Tage, Friedrich der Große den Thron ſeiner Väter beſtiegen hatte. Ja es war kein Zweifel mehr: das tauſendjährige Reich war gekommen, alle Hoffnungen, alle Träume ſollten Wahrheit werden, eine neue, glänzende Zeit begann und ihr Held hieß Friedrich Wilhelm der Vierte!

Aber auch wer dieſer phantaſtiſchen Anſchauungsweiſe minder zugänglich war, konnte ſich, ſelbſt bei der nüchternſten Betrachtung aller Verhältniſſe, nicht verbergen, daß dieſer Thronwechſel in der

That in einen höchſt bedeutungsvollen Moment fiel und daß höchſt wichtige, höchſt intereſſante Aufgaben den jungen König erwarteten. Man erinnert ſich aus der Einleitung, in welcher kritiſchen Lage ſich damals die europäiſchen Verhältniſſe überhaupt befanden, und mit welchen Erſchütterungen die ſogenannte orientaliſche Frage den Frieden der Welt bedrohte. Auch der eigenthümlichen Aufregung, welche zu derſelben Zeit durch Deutſchland ging, haben wir Erwähnung gethan. Und ſelbſt um den Blick nicht über die Grenzen des eigenen Landes zu erheben, gab es nicht in Preußen ſelbſt eine Menge bedeutender, zum Theil gefährlicher Fragen, welche von dem neuen Regenten ihre Löſung erwarteten? die endliche Beilegung dieſer erzbiſchöflichen Fehde, die nun ſchon zwei volle Jahre die Hälfte des Reichs in Verwirrung ſetzte, war nicht ſchon ſie allein Aufgabe genug, die Kraft, die Weisheit des jungen Königs zu erproben?

So vereinigte ſich Alles, Dichtung und Wahrheit, Mythus und Geſchichte, die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten zu einem Ereigniß von entſcheidender Wichtigkeit zu ſtempeln. Selten hatte ein Fürſt von reichern Anlagen, mit edlern Vorſätzen die Schwelle des Thrones betreten: aber gewiß niemals war er von kühnern Hoffnungen, glänzendern Erwartungen des Volkes darauf empfangen worden. —

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Umgebung des Königs, ſehen wir namentlich, auf welche Unterſtützung bei den großen Arbeiten, die ihm bevorſtanden, er in ſeinem nächſten Kreiſe, bei den Räthen der Krone, den Miniſtern ſeines Vaters rechnen durfte.

Der erſte Rang hier gebührt natürlich der Gemahlin des Königs ſelbſt. Sie war eine bairiſche Prinzeſſin; die Verſchiedenheit der Confeſſionen hatte zur Zeit der Vermählung (1823) bei dem proteſtantiſchen Theil der Bevölkerung lebhaften Anſtoß erregt: und der Umſtand, daß die Ehe kinderlos geblieben, hatte nicht eben dazu beigetragen, dieſe eingenommene Stimmung zu verringern. Doch hatte die Anmuth der hohen Frau und ihre echte, edle Weiblichkeit dieſes Vorurtheil zum Mindeſten bei Allen denen überwunden, mit denen ſie in Berührung gekommen: auch war ſie wenige Jahre nach der Verheirathung ganz in der Stille zum evangeliſchen Bekenntniß übergetreten. Ein eigentliches Verhältniß zum Volke hatte

ſie bei alledem nicht. Auch ſchien ſie es niemals geſucht zu haben. Es war eine ſchwierige Aufgabe, als Königin eines Volkes aufzutreten, in deſſen Gedächtniß der Name Louiſe noch mit Flammeninſchrift geſchrieben ſtand: und die Königin, ſchien es, fühlte dieſe Schwierigkeit. — Auf den König, ihren Gemahl, ſchrieb die öffentliche Meinung ihr einen überwiegenden Einfluß zu, nicht ſowohl auf einzelne Handlungen und Entſchlüſſe, als auf ſein ganzes Weſen; über die Art dieſes Einfluſſes waren die Anſichten getheilt.

Unter den Brüdern des Königs war keiner, der ihm an geiſtiger Bedeutenheit auch nur von fern hätte an die Seite geſetzt werden können. Der älteſte, Prinz Wilhelm, galt im Publikum als das getreue Ebenbild ſeines Vaters: mäßig, ehrlich, tapfer, ein leidenſchaftlicher Soldat. Als eine deſto ausgezeichnetere Erſcheinung wurde ſeine Gemahlin gerühmt, eine Weimariſche Prinzeſſin, ausgeſtattet mit all jenen Schätzen der Bildung und jenen edlen äſthetiſchen Neigungen, die man ſich ſo gern an dem Hofe zu Weimar, dieſem Ferrara Deutſchlands, erblich dachte. Doch ſprach das Gerücht auch von Stolz und Herrſchſucht, welche dieſe glänzenden Eigenſchaften zum Theil in Schatten ſtellen ſollten. — Der zweite Bruder, Prinz Karl, lebhaften Geiſtes, harmlos, übermüthig, eine kräftige, ſinnliche Natur; der jüngſte endlich, Albrecht, ein Lebemann, der nur der chronique scandaleuse piquante Anekdoten lieferte. — Das Verhältniß unter dieſen vier Brüdern galt allgemein als ein durchaus herzliches und ungetrübtes, politiſcher Einfluß jedoch wurde von ihm nicht erwartet.

Unter den übrigen Prinzen des Hauſes waren nur zwei, auf welche das Publikum aufmerkſame, theilnehmende Blicke richtete: Prinz Auguſt, Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngſten Bruders Friedrichs des Großen, berühmt durch ſeine Kriegsthaten, ſeinen Reichthum und den Cynismus ſeiner Liebſchaften; Prinz Wilhelm, des verſtorbenen Königs Bruder, gleich ſeiner Gemahlin Marianne hochgeachtet wegen ſeiner edlen Anſpruchsloſigkeit und der Reinheit ſeiner Sitten. An Einfluß auf die Regierung indeß war auch bei dieſen Beiden nicht zu denken. —

Von den Miniſtern, welche Friedrich Wilhelm der Dritte ſeinem Nachfolger hinterließ, war nur ein einziger, den die Meinung des

Volkes als einen ſolchen bezeichnete, den auch unter dem neuen König eine bedeutende Zukunft erwartete: Herr von Rochow, der frühere Polizeiminiſter, ſeit dem Jahre 1838 mit dem wichtigen Miniſterium des Innern betraut. Nur wenige Jahre älter als der König, war Herr von Rochow (vorausgeſetzt, daß dasjenige richtig war, was im Munde des Volkes darüber umging) der vorzüglichſte Genoſſe und Theilnehmer jener Ausſchweifungen geweſen, denen Friedrich Wilhelm der Vierte ſich als Kronprinz auf Augenblicke hingegeben, und deren wir oben gedacht haben. Vielleicht rührte es daher, daß Herr von Rochow ſchon vor dem Thronwechſel als beſonderer Freund und Günſtling Friedrich Wilhelm des Vierten gelten durfte. Ein anderes inneres Band wenigſtens, ein Zuſammenhang gleichartiger Naturen war, ſoweit der Charakter des Herrn von Rochow uns bekannt geworden, nicht vorhanden; wir möchten im Gegentheil behaupten, daß niemals zwiſchen König und Günſtling eine größere Verſchiedenheit des Charakters ſtattgefunden. Friedrich Wilhelm der Vierte, wie wir ihn ſo eben geſchildert haben, eine durch und durch excentriſche, romantiſche Natur, die ſtarren Formen der Bureaukratie nach allen Seiten hin umwerfend, zerbrechend —; Herr von Rochow dagegen vom Wirbel bis zur Zehe nichts mehr und nichts weniger als ein vollendeter, eingefleiſchter Bureaukrat, Mann der todten Formen, der blinden, maſchinenmäßigen Unterwürfigkeit: Ein Mann, mit Einem Worte, der zu ſeiner erſchöpfenden Charakteriſtik nichts weiter bedarf, als jenes berühmten Diktums an die Bürgerſchaft von Elbing, deſſen wir in der Einleitung gedachten. — Es iſt wahr, dieſer rohe, bureaukratiſche Kern wurde in Herrn von Rochow, nämlich wo er es für gut fand, von einem Anflug moderner Bildung, einem gewiſſen weltmänniſchen Firniß umgeben, durch den er, wie unerheblich an ſich, doch den übrigen Miniſtern Friedrich Wilhelm des Dritten den Rang ablief. Er war der Einäugige unter den Blinden; die Uebrigen waren Bureaukraten ſchlechthin, Herr von Rochow war der Bureaukrat à quatre épingles. — Die Nation war darüber längſt im Klaren: und die Mühe, welche einige bezahlte Schreiber ſich gaben, ſie darüber zu täuſchen, (denn auch darin unterſchied Herr von Rochow ſich von ſeinen Collegen, daß er die Preſſe zwar verachtete, wie ſie, aber dennoch brauchte, was Jene im Gefühl miniſterieller Würde verſchmähten) war eine ſehr vergebliche. — Auch dem König

konnte dieſe eigentliche Beſchaffenheit ſeines Günſtlings auf die Dauer nicht verborgen bleiben: die Ereigniſſe mußten ſie aufdecken, früher oder ſpäter, und ſo brauchte man eben kein Prophet zu ſein, um voraus zu wiſſen, daß der unbedingte Einfluß, welchen das Publikum dem Herrn von Rochow zuſchrieb, nicht von allzulanger Dauer ſein würde.

Dies alſo der einzige Miniſter, der im Augenblick des Thronwechſels von Einfluß und Bedeutung ſchien. Die Uebrigen waren alt geworden mit dem alternden König: und der bedeutendſte, der geliebteſte von ihnen, Herr von Altenſtein, hatte, wie wir wiſſen, ſo eben ſeinen ſorgenvollen Platz mit der Ruhe des Grabes vertauſcht. — Als Oberkammerherr und Miniſter des königlichen Hauſes fungirte Fürſt Wittgenſtein. Seine miniſterielle Thätigkeit war, ſo weit ſie ſichtbar wurde, unerheblich. Aber die Meinung des Publikums, dieſe vornehmſte Quelle, zu der wir, in Ermangelung anderer, zuverläſſigerer, immer und immer wieder unſere Zuflucht nehmen müſſen, bezeichnete ihn als den intimen Freund des Herrn von Metternich und den geheimen, aber einflußreichen Vertreter ſeiner Politik am Hofe Friedrich Wilhelm des Dritten. — In das Miniſterium der Juſtiz hatten ſich Herr von Kamptz, berüchtigten Andenkens, und Herr Mühler, bekannt als tüchtiger Arbeiter, getheilt. Chef des Poſtweſens (denn auch dieſem war unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, der ſeine alten Diener gern auf jede Art auszeichnen mochte, die Ehre eines eigenen Miniſteriums zu Theil geworden) war Herr von Nagler, der Domainen und Forſten Herr von Ladenberg, der Seehandlung und des Bankweſens Herr Rother: alle Drei in ihrem Fach erfahrene und bewährte Männer, wennſchon an dem Namen des Erſtern, des Herrn von Nagler, von ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit her und namentlich aus der Zeit, da er als Bundestagsgeſandter in Frankfurt fungirte, mancherlei Flecken hafteten. Zum Finanzminiſter hatte ſich — man wollte wiſſen, mehr durch ſeinen alten Adel, ſeinen großen Reichthum und ſeine einflußreichen Verbindungen, als durch ſein ſtaatsmänniſches Talent — Herr von Alvensleben emporgeſchwungen, mit Herrn von Rochow der jüngſte unter den Miniſtern des alten Königs. Herr von Werther präſidirte den auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Rauch dem Krieg; das war Alles, was ſich von Beiden ſagen ließ.

General Lottum endlich wurde als Minister des Schatzes aufgeführt. — Man sieht, unter allen diesen Männern war kaum Einer von dem Stoff, aus dem die Minister eines neuen Königs, eines Königs wie Friedrich Wilhelm der Vierte, geschnitzt sein mußten: und war daher das Erste, dem man entgegensehn durfte, eine vollständige und weitgreifende Veränderung der Ministerien. —

Den nächsten Rang nach den Ministern nehmen in dem Schematismus des preußischen Staates die Oberpräsidenten der Provinzen ein. Wir würden ihrer an dieser Stelle nicht erwähnen, wären nicht unter ihnen damals zwei Männer gewesen, welche sowohl an staatsmännischem Talent wie an Popularität des Namens jene Minister um ein Unendliches hinter sich ließen: Herr von Vincke, Oberpräsident in Westphalen, und der Oberpräsident von Preußen, Herr von Schön. Beide genossen, weit über die Grenzen ihrer Provinz hinaus, einer so verdienten wie lebhaften Anerkennung; wo von der versunkenen Größe preußischer Staatskunst, der glorreichen Epoche der Stein und Hardenberg die Rede war, richtete sich jedes Aug' im Lande auf die Namen Vincke und Schön. Besonders in dem Letzteren, der als unmittelbarer Schüler des Herrn von Stein betrachtet ward, und sich dabei noch durch große körperliche und geistige Rührigkeit auszeichnete, glaubte man nicht bloß ein ehrwürdiges Erbe der Vergangenheit, sondern auch ein hoffnungsreiches Pfand der Zukunft zu besitzen. — An der Spitze Schlesiens stand Herr von Merkel, hoch bejahrt, fast stumpf vor Alter. Oberpräsident von Brandenburg war Herr von Bassewitz, von Posen Herr Flottwell, Beides echte Repräsentanten der preußischen Bureaukratie. Doch rühmte man Herrn Flottwell reiche Kenntnisse nach und eine größere Beweglichkeit des Geistes, als in dieser Sphäre meisthin zu finden war. In Sachsen präsidirte Graf Stollberg, in Pommern Herr von Bonin: jener berühmt durch seinen Reichthum und seine Frömmigkeit, dieser Vidam des Herrn von Kamptz. Die Rheinprovinz endlich hatte den jüngsten und, wenn man ihn mit den letztgenannten verglich, fähigsten Oberpräsidenten, den Herrn von Bodelschwingh; es gereichte ihm gewiß zu keiner geringen Empfehlung, daß er, trotz der mißlichen Stellung, in die gerade ihn die Kölner Zerwürfnisse notwendig hatten bringen müssen, sich dennoch nicht nur die allgemeine Achtung der Provinz erhalten,

ſondern hie und da auch eine Art perſönlicher Zuneigung ſich erworben hatte.

Auch unter den Geſandten, welche Preußen im Auslande unterhielt und die nach Gelegenheit Miniſtercandidaten hergeben konnten, waren nur wenige ausgezeichnete und beliebte Namen, ja faſt nur ein einziger: der Geſandte in London, Herr von Bülow, der Schwiegerſohn Wilhelms von Humboldt — und man überredete ſich gern, daß auch von dem Genie und der Geiſteshoheit ſeines berühmten Schwiegervaters Einiges auf ihn übergegangen. — Von Herrn Bunſen, deſſen diplomatiſche Talente in Rom in der Kölner Angelegenheit ein ſo verhängnißvolles Fiasco gemacht hatten und der jetzt dafür mit dem Geſandtſchaftspoſten in der Schweiz Buße that, wird ſogleich noch die Rede ſein; ebenſo von dem Geſandten in Karlsruhe, dem Herrn von Radowitz. — Unter den jüngeren Diplomaten wurden der Geſandte in Brüſſel, Baron von Arnim, und der Graf Dönhoff, Geſandter in München, als talentvolle und aufgeklärte Staatsmänner gerühmt; Eigenſchaften bekanntlich, die ſonſt bei der Beſetzung preußiſcher Geſandtſchaftspoſten nicht eben in Anſchlag zu kommen pflegten, wie der Geſandte in Wien, Graf Malzahn, der Geſandte in Petersburg, Herr von Liebermann und Andere hinlänglich bewieſen.

Außer dieſen endlich iſt hier noch dreier Männer zu erwähnen, welche, weniger durch die Wichtigkeit ihrer öffentlichen Stellung, als durch das perſönliche Vertrauen, ja wir dürfen ſagen die Zuneigung, die Friedrich Wilhelm der Vierte ihnen widmete, im Augenblick des Thronwechſels die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Der erſte ein Mann, deſſen Ruhm allein von ſeinem Verdienſte übertroffen wird — und auf beiden Hemiſphären unter allen Lebenden giebt es keinen berühmteren als ihn: Alexander von Humboldt. In der Nähe eines Mannes wie Humboldt, von ſo ausgezeichneter Größe des Geiſtes, ſo erhabener Reinheit der Sitten, kann nichts Kleines, nichts Unlauteres beſtehen. Es war ein tröſtender Gedanke für jedes preußiſche Herz, daß dieſer Unvergleichliche, der Freund, ja der Vertraute des neuen Königs war; mit Stolz und freudiger Hoffnung blickte ganz Deutſchland, ja Europa hin auf dieſe Freundſchaft, die zwar dem Ruhme des Herrn von Humboldt

kein Blättchen zufügen konnte, wohl aber für den neuen Herrscher ein günstiges Vorurtheil erweckte.

Ganz entgegengesetzter Art waren die beiden Anderen: und nur einer so merkwürdigen Natur, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, konnte es gelingen, die Freundschaft so entgegengesetzter Männer wie Alexander von Humboldt — und der Herren Bunsen und von Radowitz zu vereinen. — An Herrn Bunsen, bekanntermaßen einen gelehrten und geschmackvollen Archäologen, hatten den König zuerst ästhetische Interessen geknüpft. Aber die Kunst war bei Herrn Bunsen nur die Dienerin der Religion, der er durch einen veredelten und verschönerten Cultus neuen Zugang zu den verweltlichten Herzen zu eröffnen strebte. Der König hatte schon als Kronprinz mit Herrn Bunsen in einem überaus lebhaften Briefwechsel gestanden, nicht über ästhetische Gegenstände allein, auch nicht über diplomatische, sondern hauptsächlich, sagte man, über theologische. Auch versprach man Herrn Bunsen, trotz der diplomatischen Bêtisen, die er sich in Rom hatte zu Schulden kommen lassen, eine rasche Wiederherstellung und glänzende Beförderung.

Ein eigenthümlich geheimnißvoller Schleier lag über Herrn von Radowitz gebreitet, sowohl über seine persönlichen Schicksale, wie über den genauern Inhalt dieser Freundschaft, mit welcher der König ihn beehrte. Zwar an sich wäre wenig daran zu verwundern gewesen. Herr von Radowitz war anerkannt als einer der geist- und kenntnißreichsten Offiziere der preußischen Armee; auch hatte er am Hofe zu Kassel, welchem er bis zum Jahre 1823 angehört hatte, bei den Zerwürfnissen zwischen dem alten Kurfürsten und seiner Gemahlin, einer Schwester bekanntlich Friedrich Wilhelms des Dritten, Gelegenheit gefunden, sich die besondere Anerkennung der preußischen Königsfamilie zu erwerben. Aber Herr von Radowitz war Katholik, fanatischer Katholik, wie man behauptete — was hatte er zu thun an der Seite des preußischen Kronprinzen, des künftigen Schutzherrn der protestantischen Christenheit? diese stolze, eherne Gestalt, mit den starren Augen, den eingekniffenen Lippen, was wollte sie in der Nähe dieses Prinzen, der, in der raschen Wallung des Augenblicks, so ganz Hingebung, so ganz Vertrauen war? —

Werfen wir ſchließlich noch einen eiligen Blick auf die gekrönten Häupter, in deren Mitte Friedrich Wilhelm der Vierte in dieſem Augenblicke eintrat. — Von Louis Philippe iſt in der Einleitung die Rede geweſen. Dem neuen König von Preußen ſchrieb man nur geringe Sympathien für dieſen Großmeiſter der damaligen europäiſchen Staatsweisheit zu; man erinnerte ſich an das Bonmot, mit welchem der Kronprinz nach dem Jahre dreißig, als es ſich darum handelte die Julirevolution mit Waffengewalt zu unterdrücken, den Ausſchlag gegeben haben ſollte: „laſſen wir den Vulkan ſich ſelbſt verzehren.“ Auch wollte man im Jahre fünfunddreißig bei dem Beſuch, welchen die Söhne Louis Philippes am Hofe Friedrich Wilhelm des Dritten machten, und der ſpäterhin die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg, einer Nichte des Königs, zur Folge hatte, in dem Benehmen des Kronprinzen eine Zurückhaltung bemerkt haben, die mit ſeinen ſonſtigen jovialen Manieren nicht völlig übereinzuſtimmen ſchien.

Nächſt Louis Philippe war der bedeutendſte und einflußreichſte unter den damaligen Regenten ohne Frage der Kaiſer von Rußland. Ja man konnte in Zweifel ſein, ob die Miſchung von Brutalität und Geſchmeidigkeit, mit welcher der Kaiſer von Rußland auftrat, nicht noch größern Effekt machte, als die hausväterliche Behaglichkeit und jene bürgerliche Einfalt, welche Louis Philippe zu erheucheln pflegte. Kaiſer Nikolaus war der Schwager des Königs von Preußen, aber von beſonderer ſchwägerlicher Freundſchaft wollte man im Publikum nicht viel wiſſen: vielleicht nur, weil man ſie nicht wünſchte, und weil man von allen Schwächen des alten Königs keine härter empfunden, keine widerſtrebender ertragen hatte, als jene falſche Familienzärtlichkeit, welche den Gang der preußiſchen Politik an das Sporengeklirr des Kaiſers von Rußland knüpfte. —

Dagegen ſchrieb man dem König eine mehr als blos diplomatiſche, eine wahrhaft ritterliche Neigung für die junge Königin von England zu, die eben damals, im erſten Schimmer der Jugend und der Schönheit, an der Spitze des größten Reichs der Erde, als das Muſter einer weiſen und freiſinnigen Regentin geprieſen ward.

Unter den deutſchen Fürſten endlich war, mit Ausnahme etwa des Königs von Hannover, des alten Ernſt Auguſt, von dem man gern hörte, daß er in Denkungsart, Ausdruck und Sitte der leibhaftige Gegenfüßler des Königs von Preußen ſei, Niemand, der hier in Betracht hätte kommen können. — In dem erſten Auftreten Ludwigs von Baiern im Jahre 1825 lag allerdings etwas, das an den Jubel, mit welchem jetzt die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten empfangen ward, erinnern konnte. Aber dieſem erſten Auftreten war eine Entwicklung gefolgt, daß wohl Niemand in dieſem Augenblicke den Muth gehabt hätte, die Parallele fortzuſetzen.

Dies alſo die Bühne, dies die Acteurs: ſehen wir jetzt, wie das Drama ſich entfalten wird.

Viertes Kapitel.

Erste Aeußerungen und Schritte des neuen Königs. Deputationen und Audiengen. Anekdoten und Gerüchte. Das Testament des Königs. — Feierliche Beisetzung der Leiche Friedrich Wilhelms III. — Seitenblick auf Frankreich: Herr Thiers; Beschluß der Kammern wegen Abholung der Leiche Napoleons. — Erste Ernennungen in Berlin. — Veröffentlichung des „letzten Willens". — Gerüchte von einer bevorstehenden Amnestie; von Bonin und Arnim wieder angestellt. Die Brüder Grimm und Ludwig Tieck. Genesis eines Buches. — Stimmung im übrigen Deutschland. Guttenbergfeier in Leipzig. — Verhalten der katholischen Geistlichkeit. Verhandlung mit den Erzbischöfen. Herr von Droste in Münster. Erlaß wegen Aussöhnung mit dem Herrn v. Dunin; Rückkehr desselben nach Posen. — Allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen. — Quadrupelallianz vom 15. Juli; Beitritt Preußens. — Stimmung in Frankreich; kriegerische Aussichten. — Reise des Königs von Preußen nach Dresden; nach Königsberg.

Die ersten Tage einer neuen Regierung sind allemal Festtage für die Neugier des Publikums: um wie viel mehr erst unter Umständen wie die eben geschilderten, und bei der fieberhaften Spannung, welche in diesem Augenblick ganz Preußen ergriffen hatte.

Auch war Alles, was über das Auftreten und die ersten Aeußerungen des neuen Regenten im Publikum verlautete, von der Art, daß es die Erwartungen nur noch immer höher steigern mußte — nämlich wenn sie noch gesteigert werden konnten. — Die Liebenswürdigkeit des persönlichen Benehmens und jene Schlagfertigkeit der Rede, welche den Kronprinzen ausgezeichnet, hatte auch den König

mitten in der Aufregung des ersten heftigen Schmerzes und unter dem Zudrang so mannigfacher, zum Theil höchst peinlicher Geschäfte, nicht verlassen. Mit großem Behagen erzählte man sich von dem herzlichen Empfange, der den verschiedenen Deputationen und Körperschaften, welche, der Sitte gemäß, im Schloß erschienen waren, zu Theil geworden, sowie von den schicklichen und geistreichen Antworten, mit denen der König ihre Anreden erwidert hatte. Allen hatte er nicht nur etwas Verbindliches — sie sind ja so billig, so verbraucht, jene verbindlichen Gemeinplätze, in welchen Könige zu reden pflegen! nein, auch etwas zu sagen gewußt, was sich den jedesmaligen Verhältnissen ausdrücklich anpaßte, und durch die sinnreichen Beziehungen, welche der König hineinverflocht, auch eine ganz besondere persönliche Theilnahme bei ihm vorauszusetzen schien. — Der Deputation von Berlin, der ersten, welche er empfing, (Juni 9.), hatte er, von häufigen Thränen unterbrochen, seinen Dank gesagt für die allgemeine Theilnahme, welche die Hauptstadt in diesen Tagen zu erkennen gegeben. Er habe Berlin lieb, nicht blos als seine Vaterstadt, sondern auch, weil es immer dem ganzen Lande mit den besten Gesinnungen und in allem Guten vorangegangen. Nie werde er das Jahr achtzehnhundertzehn vergessen, nie das Jahr achtzehnhunderdreizehn. Besonders aber hätten die letzten Tage ihn tief ergriffen; sie hätten gezeigt, daß nur Ein Herz dem Könige geschlagen. Er hoffe, daß auch sie mit einander zufrieden sein würden. Er habe sie unvorbereitet empfangen: „möge es unter uns immer so sein!“ — Den Abgeordneten von Charlottenburg erwiderte er: wie er jemals den Ort vergessen könne, wo „seine zärtlich geliebte Mutter“ und „sein unvergeßlicher Vater“ ruhten, und ging hierauf mit überraschender Sachkenntniß in alle Details der dortigen städtischen Verwaltung ein. — Auch der Deputation von Breslau, welche, in Folge eines zufälligen Mißverständnisses, erst ziemlich spät zur Audienz gelangte, antwortete der König mit einer Erinnerung an das Jahr dreizehn: Erinnerung, deren Zauber kein preußisches Herz sich jemals entziehen konnte. Der Stadt Breslau gebühre der Ruhm, daß die Pläne seines Vaters in ihr zur Reife gelangt. Breslau sei daher, wenn auch dem Range nach die dritte, doch seiner Wichtigkeit nach die zweite Stadt der Monarchie: sie werde seinem Herzen immer theuer sein. Zum Schluß versprach er, bald selbst

nach Schlesien zu kommen und sich von dem Zustande der Provinz mit eigner, landesväterlicher Sorglichkeit zu unterrichten. —

Noch größere Theilnahme erregten einige andere Aeußerungen, in denen man, mit wie viel Grund, bleibe dahin gestellt, ein Programm der Zukunft zu erblicken meinte. Bei der feierlichen Eidesleistung der Minister, welche am 12. Juni zu Charlottenburg stattfand, dankte der König ihnen zuerst, daß sie auch ihm ihren Eifer, ihre Dienste zuwenden wollten. Er kenne und schätze sie längst, schätze sie schon deshalb, weil sie nie der aufgehenden Sonne gehuldigt hätten. Vielleicht seien sie, der König und die Minister, bisher nicht immer Einer Ansicht gewesen: doch habe er nie gezweifelt, daß sie ihre Meinungen nur im Interesse der Sachen, nicht der Personen ausgesprochen. Und dabei möchten sie auch für die Zukunft bleiben; es werde ihm lieb sein, überall die Wahrheit zu hören, auch da, wo sie Unangenehmes für ihn enthalten sollte. —

Auch gegen die Repräsentanten der Justiz hatte er ähnliche Andeutungen fallen lassen. Er hatte die hohe Integrität, die lobenswerthe Treue und den musterhaften Fleiß der preußischen Justizbehörden anerkannt; aber er hatte auch hinzugesetzt, wie man sich nicht verhehlen dürfe, daß, wie in allen menschlichen Dingen, so auch bei der preußischen Justiz noch viele Mängel zu beseitigen seien. Die Zeiten würden immer ernster und schwieriger, die Anforderungen an jeden Einzelnen immer größer, und darum dürfe man auch niemals aufhören, nach Fortschritt und Verbesserung zu streben. Er hoffe viel von der angeordneten Revision der Gesetze, die in nicht allzulanger, aber auch nicht allzukurzer Zeit vollendet sein werde: „denn alles Gute fordert seine Zeit.“ — Auch von einem Bonmot des Königs gegen Herrn von Humboldt wollte man wissen. Der König sollte ihn nämlich gefragt haben, was sein Volk wohl so eigentlich von ihm denke und erwarte. Das Volk, habe Herr von Humboldt geantwortet, liebe den König aufrichtig und erwarte von ihm das Ausgezeichnetste; nur das Eine fürchte man, daß er den Adel zu sehr bevorzugen würde. „Man irrt,“ habe der König gerufen, „als Kronprinz war ich der erste Adlige meines Landes und mußte es sein: jetzt aber, als König, bin ich nur noch der erste Bürger.“ —

Andere Gerüchte beschäftigten sich mit bevorstehenden Ernennungen und Amtsveränderungen. — Die Fürstin von Liegnitz, die

es, werde zum Rang einer königlichen Prinzessin, der älteste Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, zum Generalissimus der Armee ernannt werden, eine Charge, welche bis dahin in Preußen, wo der König allemal auch geborener Kriegsherr ist, nicht bestanden hatte. — Auch von großen Veränderungen in den Ministerien wollte man wissen. Der geheime Kabinetsvortrag, wie er unter dem verstorbenen König stattgefunden, solle aufhören, jeder Minister inskünftige werde unmittelbar zum Vortrag angelassen werden. Der Austritt des Fürsten Wittgenstein, so wie der Herren Rother und Kagler sollte beschlossen, ja bereits geschehen sein, für Herrn von Rochow die Stellung als Staatskanzler, wie sie ehemals Herr von Hardenberg eingenommen hatte, wiederhergestellt werden. Auch die Einrichtung öffentlicher Audienzen, behauptete man, werde vom König beabsichtigt.

Vor Allem aber war es ein Gerücht, welches die Aufmerksamkeit des Publikums beschäftigte: das Gerücht von einem Testament des verstorbenen Königs, welches am Tage nach seinem Hinscheiden eröffnet werden und dessen Inhalt von der Art sei, daß der König seine Veröffentlichung befohlen habe. Was man sich unter diesem Testament eigentlich dachte? Es wäre schwer zu sagen gewesen. Daß es sich darin um mehr als blos finanzielle Bestimmungen handle, darüber waren Alle einig. Aber wenn es nun darauf ankam, den Inhalt genauer zu bestimmen, so verliefen die Gerüchte sich ins Abenteuerliche. Einige meinten, es werde wohl die Verfassung sein, welche Friedrich Wilhelm der Dritte vor Zeiten einmal versprochen, und die späterhin wieder in Vergessenheit gerathen! Gleichviel indeß: je unbestimmter die Gerüchte von diesem Testament, je größer wurde der Werth, den man darauf legte, je größer die Ungeduld, mit der man es erwartete. Und das nicht in der Hauptstadt allein, sondern auch in den Provinzen. —

Für den Augenblick indeß, und bevor dies und Aehnliches zur Entscheidung kommen konnte, nahm noch etwas Anderes die Thätigkeit des Königs, die Schaulust, das Mitgefühl des Publikums in Anspruch. Noch stand die ehrwürdige Leiche seines Vorgängers über der Erde und verlangte die letzte Huldigung. Wen in der Mitternachtstunde vom achten auf den neunten Juni sein Weg zufällig über die Schloßbrücke führte, der konnte Zeuge sein eines merkwürdigen und erschütternden Schauspiels in der Stille der

Nacht, ohne Aufsehen und Gepränge, war die Leiche aus dem königlichen Palais ins Schloß hinübergeführt worden. Voran der greise Fürst Wittgenstein, hinter dem Sarge, im Soldatenmantel, der König mit dem Prinzen Wilhelm; nur wenige Diener schlossen den lautlosen Zug. — Der Sarg wurde im Thronzimmer niedergesetzt; er war noch ungeschlossen, und Unzählige drängten im Lauf des Tages sich herbei, die königliche Leiche, im einfachen grauen Mantel, das Haupt bedeckt mit der bekannten schlichten Feldmütze, noch Einmal, zum letzten Mal zu sehn.

Aber der Verstorbene hatte eine eigentliche Ausstellung der Leiche verboten; und so wurde dies Glück nur Wenigen zu Theil.

Desto prächtiger am folgenden Tage (Juni 10.) war die Ausstellung des Paradesarges. Die Fenster des Thronsaals waren verhängt, acht große silberne Candelaber mit vielen Kerzen und zahlreiche Arm- und Kronleuchter strahlten feierlich durch die künstliche Nacht. Unter dem Thronhimmel auf einer doppelten Estrade, auf einer Decke von violettem Sammet, mit Hermelin und goldenen Tressen prächtig besetzt, stand der Sarg. Um ihn acht Sessel, vier zu jeder Seite: darauf nach einander, rechts die königliche Krone, der Reichsapfel, das Reichssiegel, der Kurhut, links das Reichsscepter, das Reichsschwert, die Kette des schwarzen Adlerordens und das Kurschwert. Ueber dem Haupte des Sarges selbst erhob sich der Reichshelm; auch die Schärpe des Königs, das Band des schwarzen Adlerordens, der entblößte Degen kreuzweis mit der Scheide, der Commandostab und die goldenen Sporen waren daran befestigt. — Die Wache hielt am oberen Ende des Sarges rechts ein Generaladjutant, welcher das Reichsbanier hielt, links ein Flügeladjutant. Neben den acht Sesseln standen acht Stabsoffiziere; zu Füßen des Sarges der königliche Hofmarschall von Massow, abwechselnd mit den königlichen Hofchargen: sie Alle bedeckten Hauptes, die Hüte mit wehenden Federn geschmückt. — Zu den Seiten abwärts standen zwei königliche Pagen, den Hut in Händen haltend; an den Stufen der Estrade, in der Linie des Sarges, zwei königliche Kammerdiener in Staatskleidern, an den Stufen rechts und links ein Leibjäger und ein Leiblakai, ebenfalls in Staatskleidern, die Hüte in den Händen haltend. An den beiden Thüren des Trauerzimmers stand eine Ehrenwache von Gardeunteroffizieren und Garde

du Corps. Durch die Thüren ſelbſt drängte ſich von früh bis ſpät ein endloſer, unabſehbarer Zug. Alle in Trauerkleidern: und der Mehrzahl von ihnen merkte man es an, daß dieſe Trauer nicht blos äußerlich war, und daß noch etwas mehr als bloße Neugier ſie an dieſe Stätte geführt hatte.

Die Beſtattung ſelbſt fand am Morgen des Elften ſtatt. — Der Verſtorbene hatte in einem eigenhändigen Aufſatze alle Einzelnheiten des Trauerzuges aufs Genaueſte angegeben; jede Compagnie Soldaten, von welchem Regiment, in welcher Reihenfolge, war vorausbeſtimmt. Das Gefolge war glänzend und prächtig, die Zuſchauerſchaft unermeßlich. — Vom frühen Morgen an hatten enge, dunkle Volksmaſſen, die Mehrzahl in Trauerkleidern, die Umgebung des Schloſſes beſetzt: das Zeughaus, der Luſtgarten und jene prächtige Säulenhalle des Muſeums, redendes Zeugniß von der weiten Freigebigkeit des Verſtorbenen, wo es galt, etwas Großes und Dauerndes zu gründen! — waren dicht gedrängt von Köpfen. — Gegen zehn Uhr ſtellten ſich im Luſtgarten die Truppen auf: das Funkeln der Bayonette, der Glanz der Uniformen, eingefaßt von den ſchwarzen Volksmaſſen, dazwiſchen die grünen Bäume des Luſtgartens, hoch darüber der wolkenbedeckte Himmel, und zu dem Allen das andachtvolle Geläut der Glocken — in der That, eine denkwürdige, feierliche Scene!

Eine Stunde ſpäter ſetzte ſich der Zug vom Schloß aus in Bewegung. Voraus die Geiſtlichkeit von Berlin, Potsdam, Charlottenburg und der Umgegend; dann das Militair, die Dienerſchaft, die Aerzte; dann die Miniſter mit den Reichsinſignien; dann, unter einem prachtvollen ſchwarzen Baldachin, der Leichenwagen. In dem Augenblick, als der Leichenwagen aus dem Portal hervorkam, präſentirten die Truppen und gedämpfte Trommeln wirbelten, die Muſik blies den Choral: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan.“ — Unmittelbar hinter dem Sarge ſchritt der König mit der Königin, der Kaiſer von Rußland, der König von Hannover, der in der Nacht noch eingetroffen war; ſämmtliche Prinzen und Prinzeſſinnen; endlich eine lange Reihe von Beamten und Deputationen.

Die Domkirche war ſchwarz ausgeſchlagen; vor dem Altar, zwiſchen acht rieſigen Gandelabern, war ein Gerüſte erhöht. Der Sarg ward heraus gehoben; ihm gegenüber ſtellte ſich der König mit

ſeiner fürſtlichen Begleitung. Ein Sängerchor ſtimmte das Lied an, welches der verſtorbene König ſelbſt zu dieſem Zwecke ausgeſucht hatte: „Jeſus meine Zuverſicht". Eine kurze Rede, ein Gebet — und der Segen über den Sarg ward geſprochen. Von außen, in demſelben Augenblick, zu dem Geläut der Glocken, ertönte der Donner der Kanonen, das Knattern der Gewehre. Innen aber ereignete ſich eine Scene, ſo ungewöhnlich, ſo über alles Ceremoniel hinaus, und doch ſo menſchlich wahr, ſo tief erſchütternd, daß ſie gewiß allen Anweſenden unvergeßlich geblieben iſt. Der König, von Schmerz überwältigt, ſank lautweinend an den Stufen nieder, den Sammet des Sarges mit Küſſen bedeckend, alle Mitglieder der Familie folgten ſeinem Beiſpiel . . . .

Wer, in dieſem feierlichen Augenblick, im Angeſicht dieſer finſtern Pracht, unter den Ausbrüchen dieſes Schmerzes, der auf ſo furchtbare und doch ſo ſchöne Weiſe die Gleichheit aller Menſchen bezeugte, hätte nicht jener Feierlichkeit gedacht, welche kaum zwei Wochen zuvor ebenfalls Tauſende von Zeugen verſammelt hatte? jener Grundſteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen, wo eine ähnliche, und dennoch ach! ſo verſchiedene Pracht ſich entfaltet, wo dieſes Auge, das ſich nun auf ewig geſchloſſen, zum letzten Mal mit Wohlgefallen auf dem Glanz ſeiner Hauptſtadt, der ſtattlichen Haltung ſeiner Truppen geruht, zum letzten Mal das Auge des Volks die verehrten, ach, ſchon ſo entſtellten Züge des königlichen Antlitzes erhaſcht hatte?!

Und in einigen Gemüthern ſtieg wohl auch noch ein anderes Schauſpiel auf, noch ein anderer Trauerzug entfaltete ſich vor den Blicken Einiger: jener Trauerzug, welcher ſo eben, eine Herausforderung für alle Völker, ganz beſonders aber für Deutſchland, in Frankreich war beſchloſſen worden! — Unſere Leſer entſinnen ſich der kriegeriſchen Ausſichten, mit welchen die orientaliſche Frage drohte, und der leidenſchaftlichen Haltung, welche namentlich Frankreich darin angenommen hatte. Herr Thiers, um nichts zu verabſäumen, was den kriegeriſchen Sinn der Nation erwecken, und ihr ſowohl wie dem Auslande die Lorbeern des Kaiſerreiches in Erinnerung bringen konnte, hatte bei der engliſchen Regierung die Erlaubniß nachgeſucht, die Leiche Napoleons nach Frankreich zurückzuführen. England, nur allzugrauſam gegen den Lebenden, wollte es wenigſtens gegen den Todten nicht mehr ſein; es bewilligte das

Geſuch des Herrn Thiers. Nachdem ſchon früher die Deputirtenkammer unter enthuſiaſtiſchem Zuruf ihre Beiſtimmung ertheilt, war der Geſetzentwurf über die Beiſetzung Napoleons am ſechſten Juni auch von der Pairskammer genehmigt worden. Schon wurde das Schiff gerüſtet, welches, unter dem Befehl des Prinzen von Joinville, die edlen Reſte über den Ocean holen ſollte; wenige Monate noch — und durch Frankreich wälzte ſich ein Leichenzug, der, die Wahrheit zu ſagen, wenig anders war als ein maskirter Kriegszug ... wie lange wird es noch dauern bis zum wirklichen? und dieſe Kanonen, die jetzt über der Gruft deſſelben Königs donnern, deſſen Weisheit vornämlich man dieſen langen Frieden verdankt, werden ſie nicht bald ihr Echo finden in dem Donner der Feldſchlacht? —

In der folgenden Nacht, in der zwölften Stunde, wurde die Leiche nach Charlottenburg abgeführt, wo ſie, der Beſtimmung des Verewigten gemäß, im Mauſoleum neben der Königin Louiſe ihre Stätte finden ſollte. Auch zu dieſem Akt, dem letzten in dieſem ernſten Schauſpiel, hatte, der ſpäten Stunde unerachtet, eine zahlloſe Menſchenmenge ſich verſammelt. Bediente zu Pferde mit wehenden Fackeln eröffneten den Zug: dann im vierſpännigen Trauerwagen Fürſt Wittgenſtein, als Oberkammerherr, und der Hofmarſchall: dann der achtſpännige königliche Leichenwagen ſelbſt, von einfachem Schwarz umhüllt: dann wieder Reiter mit Fackeln, und wenige Hofequipagen. Die Luft war völlig windſtill, kein Gas erleuchtete die Straßen, ein leichtbewölkter Mond verbreitete ein elegiſches Dämmerlicht; die zahlloſen Volksmaſſen bewahrten eine rührende Stille ...

Der Zug ging durch die mittlere Promenade der Linden, die ſonſt jedem Wagen verſchloſſen iſt; Pferde und Wagen bewegten ſich auf dieſer ungepflaſterten Straße völlig lautlos und die wenigen Fackeln erhellten um ſo magiſcher die eng zuſammengeneigten Wipfel der Bäume. So durchſchritt das Trauergefolge die Mitte des Brandenburger Thores, um langſam und gemeſſen den dunkelbeſchatteten Weg nach Charlottenburg, der in ſeiner ganzen Ausdehnung von ruhigen Volksmaſſen erfüllt war, zurückzulegen ....

Damit endete die Feier: ſie war würdig und prachtvoll zugleich geweſen, und hatte überall im Volk die aufrichtigſte Theilnahme gefunden. — Nur die Anweſenheit des Königs von Hannover erregte bei Einigen eine leichte Unzufriedenheit. Auch die Art,

wie der Kaiſer von Rußland ſich benommen, wollte nicht allgemein gefallen. Unmittelbar nach dem Tode des Königs, am Abend des Sterbetages, war er, ſeinen Sohn, den Thronfolger, zur Seite, im offnen Wagen, unter den dichten, gedrängten Maſſen umhergefahren. Am Sarge des Königs, unter der Ehrenwache, welche ihn umgab, wollte man auch zwei Generaladjutanten des Kaiſers geſehen haben. Dies fand man die Anhänglichkeit des Schwiegerſohns etwas zu weit getrieben; die Eiferſucht, die Ehrliebe des Volkes ſah ungern ruſſiſche Offiziere am Sarge eines preußiſchen Königs.

Und ſo kehrte das Publikum aus der Sammlung dieſer feierlichen Momente bald zu ſeiner alten Beſchäftigung, zu Anekdoten, Gerüchten, Vermuthungen zurück. — Doch ſollte ſeiner Neugier jetzt auch durch einige öffentliche Schritte Genüge geſchehen. Schon unterm Zehnten war dem Bruder des Königs, dem Prinzen Wilhelm, der Titel eines Prinzen von Preußen beigelegt worden: der hergebrachte Titel bekanntlich, mit welchem in Preußen, bei Ermangelung direkter Nachfolge, der vermuthliche Thronerbe bezeichnet wird. Einige Tage ſpäter wurde ihm auch der Vorſitz im Staatsminiſterium übertragen. — Einige andere Ernennungen, theils den Hofſtaat, theils die unmittelbare Umgebung des Königs betreffend, folgten nach. Dem Oberhofmeiſter von Schilden war ſogleich nach dem Tode des Königs der ſchwarze Adlerorden verliehen worden: gerechte Auszeichnung eines Mannes, der zu der vertrauteſten Umgebung des verewigten Monarchen gehört, und ihm lange Jahre die treuſten Dienſte gewidmet hatte. Oberſt von Lindheim, Generallieutenant von Luck, der frühere Gouverneur des Königs, und General v. Neumann wurden zu Generaladjutanten ernannt: alle drei Ernennungen, welche den Beifall aller Sachverſtändigen fanden. Namentlich Herr v. Neumann ward als ein Muſterbild militairiſcher Offenheit und Einfachheit gerühmt. Held auf dem Schlachtfelde, ſei er niemals Held im Vorzimmer geweſen: jede Intrigue, jede Parteilichkeit liege ihm fern: es ſei ein bedeutungsvoller Umſtand und berechtige zu frohen Hoffnungen, daß ein ſolcher Mann in die nächſte Nähe des Königs berufen werde. Einzelne Stimmen zwar behaupteten, Herr von Neumann gehöre zu jener Gattung von Offizieren, welche, unbeſchadet ihrer Tapferkeit, doch im Grunde beſſer thäten, das Kreuz zu führen, ſtatt des Schwertes: eine Gattung, die in der letzten Zeit

in der preußiſchen Armee ſehr häufig geworden ſein ſollte, und als deren Haupt und Muſterbild der General von Thile in Coblenz bezeichnet wurde. Doch um auf dergleichen Stimmen zu hören, war die Zeit noch nicht gekommen. — Im Uebrigen hatten all dieſe Ernennungen noch einen eignen Reiz: ſie waren ſämmtlich von Sansſouci datirt, wo der König ſogleich nach der Leichenfeierlichkeit ſeinen Wohnſitz genommen hatte — jenem Sansſouci, das man nicht nennen konnte, ohne ſeines königlichen Erbauers zu gedenken, in deſſen Gemächern noch der Schatten Friedrichs des Großen zu ſchweben ſchien, und das bis dahin keiner ſeiner Nachfolger zu ſeinem dauernden Aufenthalt zu machen gewagt hatte!

Aber Friedrich Wilhelm der Vierte wagte es — bedurfte es mehr, um die Parallele mit Friedrich dem Großen vollkommen zu machen?! — —

Und endlich ſollte ſich denn auch die geheimnißvolle Geſchichte mit dem Teſtament aufklären. Es war etwas Wahres an der Erzählung des Volks geweſen; der letzte Wille des verſtorbenen Königs war wirklich den Tag nach ſeinem Tode vor der verſammelten königlichen Familie eröffnet worden: es war wirklich ein Schriftſtück dabei gefunden worden, deſſen Inhalt den König ſo lebhaft ergriffen, daß er ſchon am Zwölften, unmittelbar nach dem Leichenbegängniß, dem Staatsminiſterium die Veröffentlichung deſſelben aufgetragen.

Nur freilich, das eigentliche Teſtament, jene letztwilligen Verfügungen über Vermögen, Erbtheilung und dergleichen, worauf die Neugier des Publikums ſich gefreut hatte, war es nicht; noch weniger jene Verfaſſungsurkunde, von der einige überſichtige Politiker geträumt hatten. Es waren zwei eigenhändige Schreiben des verſtorbenen Königs, vom Jahre achtzehnhundertſiebenundzwanzig: beide zunächſt nur für ſeine Familie, ganz beſonders für ſeinen Nachfolger beſtimmt. Der König ſprach ſich darin aus, wie es einem Hausvater im Angeſicht des Todes wohl anſteht: gottergeben, fromm, liebevoll, die Erfahrungen eines vielbewegten Lebens in wenig herzliche Worte zuſammenfaſſend und ſeinen Kindern zu Lehre und Warnung noch einmal ans Herz legend. „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott" dieſer Wahlſpruch des frommen Königs eröffnete das erſte der beiden Dokumente, welches er als ſeinen letzten Willen bezeichnet hatte. Er empfahl darin ſeine

Seele der Barmherzigkeit Gottes, und ſein Gedächtniß der Liebe der Ueberlebenden. Schwere und harte Prüfungen habe er nach Gottes weiſem Rathſchluſſe zu beſtehen gehabt, ſowohl in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, durch den Tod der Königin Louiſe, als durch die Ereigniſſe, welche das Vaterland in der erſten Hälfte ſeiner Regierung betroffen. Aber auch Herrliches und Großes habe Gott ihm zu Theil werden laſſen: die Siege der Jahre dreizehn bis funfzehn, die Wiederherſtellung des Staates und die Liebe und das Gedeihen ſeiner Kinder. Mit zärtlichen Worten wurde dabei ſeiner zweiten Gemahlin, der Fürſtin von Liegnitz, gedacht, und ihre Anhänglichkeit und Treue gerühmt. Zum Schluß ſprach er ſeinen Dank aus gegen Alle, die dem Staat und ihm mit Einſicht und Treue gedient, ſowie Vergebung allen ſeinen Feinden: „auch denen, die durch hämiſche Reden, Schriften, oder durch abſichtlich verunſtaltete Darſtellungen das Vertrauen meines Volks, meines größten Schatzes (doch Gottlob, nur ſelten mit Erfolg), mir zu entziehen beſtrebt geweſen ſind.“

Das Zweite richtete ſich an „meinen lieben Fritz“. Es enthielt Warnungen und Rathſchläge für die künftige Herrſchaft ſeines Nachfolgers. Es warnte ihn namentlich, „vor der ſo allgemein um ſich greifenden Neuerungsſucht, vor den unpraktiſchen Theorien, deren ſo unzählige jetzt im Umſchwung ſind.“ Aber auch von der zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, die faſt eben ſo ſchädlich, wurde abgerathen. Als Hauptgrundlage des politiſchen Syſtems wurde die Aufrechterhaltung des Friedens empfohlen. Vor Allem aber möge Preußen, Rußland und Oeſterreich ſich nie von einander trennen; ihr Zuſammenhalten ſei als der Schlußſtein der großen europäiſchen Allianz zu betrachten.

Wie geſagt, von dem Standpunkte des Hausvaters, der Familie aus betrachtet, waren dieſe Aktenſtücke höchſt bedeutungsvoll und wichtig: der brave, ſchlichte Sinn des verſtorbenen Königs hatte ſich darin aufs Neue ein ehrendes Denkmal geſetzt, und konnte ſie in dieſer Beziehung gewiß Niemand ohne Rührung leſen. Auch das begriff ſich, daß ſie auf das Herz des Sohnes und Erben einen hinreißenden Eindruck gemacht hatten, einen Eindruck, welcher ſich aufs Unverkennbarſte ausſprach in den begeiſterten Worten der Cabinetsordre, durch welche die Veröffentlichung der beiden Dokumente verfügt ward,

und in Betreff deren kein Mensch in Zweifel sein konnte, daß sie unmittelbar aus der Feder des Königs geflossen.

Denn so schrieb kein Sekretair, diesen Stil wagte kein Minister, in diesen gewaltigen, schwungvollen Worten konnte nur der Schmerz eines Sohnes und das Bewußtsein eines Königs sich ergießen. Der Heldenkönig aus unsrer großen Zeit sei dahingeschieden; er, sein Sohn und Nachfolger, bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm der Dritte in den Tagen der Gefahr getragen, ihm sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt habe, auf ihn übergehen lasse, der mit Gott entschlossen sei, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Sein Volk solle mit ihm beten um Erhaltung des segenreichen Friedens; sollte derselbe jedoch, was Gott verhüte, gefährdet werden, so werde, das wisse er, sich sein Volk erheben, wie Ein Mann, auf seinen Ruf, wie es sich auf den Ruf seines Vaters erhoben. Solch ein Volk sei es werth und fähig, königliche Worte, wie die hier folgenden, zu vernehmen, und werde einsehen, daß er seine Regierung nicht besser eröffnen könne, als durch Veröffentlichung dieser Dokumente.

In der That war der Jubel, welcher darauf erfolgte, außerordentlich. Vor Allem waren es die einleitenden Worte des Königs, welche die allgemeinste Bewunderung erregten. Diesen Stil war man nicht gewohnt; mit solchen Kabinetsordres hatte noch nie ein König seine Regierung eröffnet; auf eine so edle, eine so großherzige Weise war die ererbte Schranke der Heimlichkeit noch nie durchbrochen, ein erster Schritt in die Oeffentlichkeit noch niemals würdiger gethan worden. Die preußischen Herzen schlugen stolzer; wo auf den Thronen des Auslandes ein König säße, hoffnungsreich gleich diesem? und welche Nation einer größern Zukunft sicherer entgegenginge? — Die Behörden der Hauptstadt ließen den „letzten Willen" nebst den begleitenden Worten des Königs auf städtische Kosten drucken und in allen Häusern, an alle Familien vertheilen. Andere Städte folgten dem Beispiel. Schönschreiber, Zeichner, Kupferstecher bemächtigten sich des Aktenstücks; in allen Formaten wurde es gedruckt, in allen Gestalten als Zimmerschmuck verwendet.

Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, so gab es auch in diesem Fall einige ketzerische Geister, welche den allgemeinen Jubel nicht

theilen konnten, wenigſtens nicht in demſelben Grade und nicht aus denſelben Motiven. War es, daß ſie, verführt von dem allgemeinen Gerücht, ihre Erwartungen zu hoch geſpannt hatten, oder was ſonſt, genug, ſie fanden den „letzten Willen" zwar ſehr charakteriſtiſch und ſehr erbaulich, ſie ehrten auch die Pietät des jungen Königs, bewunderten die Kraft ſeines Ausdruckes, lobten ſeine gute Abſicht: aber einiges Kopfſchütteln konnten ſie bei alledem nicht unterdrücken. Was das heiße, eine Nation, wie die preußiſche, ſei werth und fähig, derartige Dokumente zu vernehmen? Das Volk ſei ſogar noch viel mehr werth, zu noch viel Größerem habe es nicht nur die Fähigkeit, ſondern ſogar auch das Recht. Ueberhaupt ſei es ein mißlicher Standpunkt für einen König, über ſein Volk gleichſam zu Gericht zu ſitzen und ihm ſeine Fähigkeit und Würde zu atteſtiren.

Und dann und vor Allem dieſe Allianz mit Oeſterreich und Rußland! Ob ſie nicht Schmach genug gehäuft habe auf Preußen? und ob es im Gegentheil ein größeres Unglück für das Land gegeben habe, als dieſe Allianz? Daß Friedrich Wilhelm der Dritte in ihr das Fundament ſeiner Politik, die Gewährleiſtung der preußiſchen Wohlfahrt erblickt habe, das ſei aus den Geſchicken, die er erlebt, und ſeinen perſönlichen Beziehungen hinlänglich erklärt. Ob aber der Sohn auch dieſes Erbtheil antreten ſolle? antreten dürfe, zum Heil ſeines Volkes und im Intereſſe ſeines eignen Ruhmes?

Und überhaupt, was im Jahre vierzig ein politiſcher Rathſchlag zu bedeuten habe, der im Jahre ſiebenundzwanzig gegeben? Schon die eine Julirevolution habe eine ſo ungeheure und allgemeine Veränderung aller politiſchen Beziehungen hervorgebracht, (oder wo ſie dieſelbe nicht hervorgebracht, da ſei es eben ſchlimm genug) daß dergleichen Rathſchläge alle reelle Bedeutung verloren hätten. — Wenigſtens, ſagten ſie, wollten ſie das wünſchen.

Allein auch dieſe kritiſchen Geiſter ſollten bald mit dem König ausgeſöhnt werden: ein neues Gerücht tauchte auf, von dem, wenn es ſich beſtätigte, auch ſie ſich befriedigt erklären mußten: das Gerücht von einer allgemeinen Amneſtie für alle politiſchen Vergehen. Gleich in den allererſten Tagen, verſicherte man, habe der König, und zwar der König ſelbſt, ſie in Anregung gebracht. Daß ſie nicht ſchon zur Ausführung gelangt, das liege hauptſächlich

daran, daß von den Vorſchlägen, die man ihm eingereicht, der König bisher keinen umfaſſend genug gefunden; er habe ausdrücklich alle Kategorien abgelehnt und verlange eine allgemeine und vollſtändige Amneſtie. —

Einſtweilen, gleichſam als Unterpfand und Vorbote deſſen, was man zu erwarten hatte, wurde die Wiederanſtellung des General von Boyen, ſowie die Reactivirung des Profeſſor Arndt in Bonn bekannt. —

Herr von Boyen war nach dem Pariſer Frieden Chef des Kriegsminiſteriums geweſen. Nach der großen Wendung jedoch, welche die preußiſche Politik im Jahre achtzehn genommen, war er in Widerſpruch — die Angaben ſchwankten, ob nur mit dem Fürſten Hardenberg, oder mit dem König ſelbſt, gerathen: in Folge deſſen er gleichzeitig mit dem Miniſter Beyme und Wilhelm von Humboldt aus dem Staatsdienſt ausgeſchieden war (Decbr. 1819). Beyme und Humboldt hatten ſich der Regierung im Verlauf der Jahre wieder angenähert, und namentlich als Mitglieder des Staatsraths bis zu ihrem Tode in Thätigkeit geſtanden. Herr von Boyen dagegen war unverändert in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit geblieben, einer Zurückgezogenheit, welche doppelt ins Gewicht fiel, wenn man ſich der ausgezeichneten Dienſte erinnerte, welche der General, der Mitbegründer der Landwehr, der Geiſtesverwandte der Scharnhorſt und Gneiſenau, dem Staate im Cabinette ſowohl, wie im Felde geleiſtet, und je unerſetzlicher daher die Lücke, die ſein Austritt veranlaßt hatte. Herr von Boyen, ohne Amt, ohne Einfluß, war nichts deſtoweniger einer der geachtetſten Männer im preußiſchen Staat: wo er erſchien (und nur höchſt ſelten verließ er ſeine Einſamkeit) wurde er mit den aufrichtigſten Zeichen der Ehrerbietung empfangen. —

Ermeſſe man hienach die Freude, welche die Cabinetsordre des Königs vom ſechſten Juli hervorbrachte, durch die Herr von Boyen, unter ausdrücklicher Beziehung auf ſeine früheren ausgezeichneten Dienſte, in den Staatsdienſt, zunächſt als Mitglied des Staatsrathes, zurückberufen ward. Man ſah, dieſer König war wirklich bemüht, das Andenken ſeines Vaters und Vorgängers in Ehren zu halten. Denn welchen beſſeren Weg gab es dazu, und auf welche würdigere Weiſe konnte der Sohn ſeine Pietät zeigen, als wenn er die Ungerechtigkeiten des Vaters ausglich und ſeine Irrthümer

verbeſſerte?! — Auch war dies nur der Anfang in einer Reihe von Gunſtbezeigungen, welche Herrn von Boyen ſeitdem zu Theil wurden; ſchon im Oktober deſſelben Jahres, wurde er als General der Infanterie in den aktiven Dienſt wieder aufgenommen. Reiche Dotationen folgten: und nicht lange, ſo werden wir ihn in ſeiner alten Stelle als Chef des preußiſchen Kriegsminiſteriums erblicken.

Noch allgemeiner und größer war der Jubel, welchen die Wiedereinſetzung des Profeſſor Arndt erregte: um ſo viel größer, als bei uns in Deutſchland die Männer des Wortes, die Gelehrten, die Dichter populärer zu ſein pflegen, als die Männer des Schwertes und der That.

— Wiewohl Ernſt Moritz Arndt auch wohl ein Mann der That genannt werden durfte; es wird nicht möglich ſein, eine Geſchichte unſerer Befreiungskriege zu ſchreiben, ohne dabei, zu unvergänglichem Ruhme auch des Mannes zu gedenken, der durch ſeine Schriften, ſeine Lieder, ſeine Reden ſo Außerordentliches, ſo Unberechenbares zu dem patriotiſchen Aufſchwung jener Epoche beigetragen. — Aber alle dieſe Verdienſte hatten ihn nicht ſicherſtellen können gegen die Anfeindungen jenes Syſtems, das ſeit dem Jahre achtzehn die Oberhand in Preußen gewonnen. Auch Arndt, damals Profeſſor in Bonn, war dem Verfolgungsgeiſt der Metternich und Kamptz zum Opfer gefallen, und ſeine erwieſene Unſchuld ſelbſt konnte ihm nicht mehr, als nur eine Freiſprechung von der Inſtanz verſchaffen: man ließ ihm ſeinen Gehalt und ſeinen Titel, aber ſeine Thätigkeit als akademiſcher Lehrer gab man ihm nicht zurück. — Auch dieſes Unrecht jetzt, nach zwanzigjähriger Dauer, wurde von Friedrich Wilhelm dem Vierten vergütet: an demſelben Tage, der Herrn v. Boyen dem Staatsdienſt wiedergab, wurde Arndt in ſeine Profeſſur wiedereingeſetzt, und zwar (wie es in der Cabinetsordre hieß) „weil der König ihn kenne, ihm vertraue". —

Dieſer Schritt des Königs erregte, wie geſagt, überall den außerordentlichſten Jubel, nirgend jedoch mehr als in der Rheinprovinz, welche Arndt durch langjährigen Aufenthalt zur zweiten Heimath geworden war, und die ihn mit Stolz ihren Bürger nannte. Ein glänzendes Feſtmahl, welches die Univerſität Bonn ihrem berühmten und ſo lange von ihr ausgeſchloſſenen Collegen veranſtaltete (Juli 21.), ließ dieſen allgemeinen Enthuſiasmus zu vollem

Ausbruch kommen, ebenſo ein ſpäteres Seitens der Bürgerſchaft von Bonn (Auguſt 17.) Allein wie hoch man Arndt dabei ehrte, und mit wie viel friſchen Kränzen man ſein gealtertes Haupt umwand: der wahre Feſtkönig war doch nicht Er, der wahre Feſtkönig war ein Anderer, deſſen Name laut über dieſe klirrenden Becher, dieſe wehenden Fackeln hinaus ertönte, und den beſonders die akademiſche Jugend mit einer wahrhaft ſchwärmeriſchen Verehrung in die Lüfte rief — Friedrich Wilhelm der Vierte.

Andere ähnliche Nachrichten, wenn auch von minderer Wichtigkeit, erhielten dieſe günſtige Stimmung. Schon unterm ſechsundzwanzigſten Juni, wenige Tage alſo nach der Thronbeſteigung des Königs, war dem Pariſer Oppoſitionsjournal, le Temps, welches bis dahin in Preußen verboten geweſen, der Zutritt wieder frei gegeben worden. Einer Deputation der Berliner Judenſchaft, die ihm noch am 17. Juli eine Condolenz- und Gratulationsadreſſe überreicht, hatte der König in freiſinnigſtem Geiſte geantwortet: er ſei kein Anhänger veralteter Vorurtheile, „und es ſoll, verlaſſen Sie ſich darauf, weitergebaut werden.“ — Endlich wollten die Zeitungen auch von einer Einladung wiſſen, welche Alexander von Humboldt im Auftrag des Königs an die Gebrüder Grimm gerichtet habe, die ſeit der Göttinger Kataſtrophe, amt- und mittellos, in Kaſſel lebten: ſie möchten ihren Aufenthalt in Berlin nehmen, um hier theils ihre Studien fortzuſetzen, theils beſondere wiſſenſchaftliche Aufträge des Königs zur Ausführung zu bringen, wogegen ihnen ein namhafter Gehalt zugeſichert ſein ſollte. — Aehnliche Anerbietungen ſollten an Tieck ergangen ſein: und wennſchon die politiſchen Sympathien des Publikums dabei weniger in Betracht kamen, ſo freute man ſich doch, einen König auf dem Throne zu ſehn, entſchloſſen, wie es ſchien, ſeine Krone nicht bloß mit ſoldatiſcher Pracht, nein, auch mit dem Ruhm der Wiſſenſchaft und dem milderen Glanz der Künſte zu umgeben.

Daß zu derſelben Zeit in Berlin ein Buch confiſcirt ward, und zwar um ſeines politiſchen Inhaltes willen — wer unter dieſem allgemeinen Jubel merkte darauf? Das Buch war unerheblich, der Verfaſſer unbekannt — immerhin, es iſt noch eine Reminiscenz der alten Zeit, der König hat nichts davon erfahren . . . wie könnte ein König, der das Verbot franzöſiſcher Zeitungen aufhebt, das Buch eines deutſchen Autors confiſciren laſſen?!

Auch die Aufmerkſamkeit des übrigen Deutſchlands wurde durch die oben erzählten Vorgänge in hohem Grade erregt. Wir haben im erſten Kapitel von der Guttenbergsfeier und den außerordentlichen Zurüſtungen geſprochen, welche für dieſes Feſt getroffen wurden; auch des politiſchen Geiſtes, der ſich hie und da in dieſe Zurüſtungen miſchte, iſt gedacht worden. Dieſes Feſt nun fiel gerade in dieſe Tage (Ende Juni). In Preußen hatte es, ſchon der Landestrauer wegen, verſchoben werden müſſen; das heißt, ſo weit es hier überhaupt geſtattet war, worüber oben das Nähere erzählt iſt. Deſto mehr preußiſche Gäſte fanden ſich bei den auswärtigen Feierlichkeiten ein, vorzüglich in Leipzig, wo das Feſt mit beſonderer Pracht und Theilnahme, ein wahres Volksfeſt, gefeiert ward: und überall hin brachten ſie ihren Enthuſiasmus für ihren neuen König, ihren Jubel, ihre Hoffnungen mit. Theilnehmend horchte man ihren Erzählungen; ein Gefühl, eine Ahnung überkam die Herzen, als ſei hier nicht bloß ein Stern für Preußen, nein, für ganz Deutſchland aufgegangen. Ueberall, zwiſchen allen Toaſten, von Leuten, die ſich ſonſt kaum um Preußen gekümmert, hörte man die Geſundheit des neuen Königs von Preußen ausbringen; die preußiſche Hoffnung wurde als Hoffnung Deutſchlands, die Zukunft Preußens als deutſche Zukunft mitempfunden — Die vorzüglichſte Rolle ſpielte auch hierbei die Wiederanſtellung Arndts. Selbſt aus Baiern, wo man ſonſt bekanntlich von Alters her für Preußen wenig oder gar keine Sympathien gehabt hatte, konnte man nicht lebhaft genug den Eindruck beſchreiben, welchen dieſer Act königlicher Gerechtigkeit erregt, und mit welchem Intereſſe auch hier, in den gebildeten Kreiſen wenigſtens, jede Mittheilung über den neuen Beherrſcher Preußens aufgenommen ward.

Aber während der König von Preußen ſich dergeſtalt beſorgt zeigte, alte, faſt vergeſſene Wunden zu heilen, war doch ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf jene jüngſte, friſchblutende gerichtet, die Wunde der kirchlichen Parteiung. — Schon als Kronprinz ſollte er mit den gewaltſamen Maßregeln, welche gegen die beiden Erzbiſchöfe ergriffen worden, nicht überall einverſtanden geweſen ſein; jetzt als König beſchloß er, ſo weit irgend möglich, den Weg der Milde und der gütlichen Verſtändigung zu betreten. In eigenhändigen Schreiben hatte er ſämmtlichen Biſchöfen des Landes den Antritt ſeiner Regierung angezeigt; Alle, welche von dieſen Briefen entweder wirklich

Kenntniß hatten, oder (und auch der Letzteren war eine große Menge) sie zu kennen vorgaben, waren entzückt über die geistreiche Fassung und den edlen versöhnenden Ton dieser königlichen Schreiben.

Selbst einzelne Brutalitäten, zu denen die katholische Geistlichkeit sich auch jetzt noch in ihrem Fanatismus verleiten ließ, konnten den König in diesen Bemühungen nicht irre machen. Einige Geistliche im Großherzogthum Posen waren unverschämt genug, selbst das Trauergeläut für den verewigten König zu verweigern, zum Theil unter Vorwänden, welche noch beleidigender waren, als die Weigerung selbst. Allein auch dies übersah der König in fürstlicher Milde. Den Vorstehern der katholischen Kirche und den Repräsentanten der katholischen Gemeinde zu Inowraclaw, welche bei dem König über ihren eigenen Probst Beschwerde geführt, weil er, gegen den Willen der Gemeinde, das Trauergeläut verweigert, antwortete der König: die aus dieser Veranlassung ihm geäußerten Gesinnungen treuer Anhänglichkeit und Liebe hätten einen lauteren Klang in seinem Herzen ertönen lassen, als wie das, nur durch die Pflichtvergessenheit eines fanatischen Geistlichen unterlassene Trauergeläut hätte hervorbringen können. — Auch dieser Brief ward bekannt; über seine Wirkung bei beiden, Katholiken wie Protestanten, Laien und Geistlichen, brauchen wir nichts hinzuzusetzen. —

Inzwischen wurden die Verhandlungen mit den Erzbischöfen selbst eifrig fortgesetzt. Der Fürst-Bischof von Breslau, Herr von Sedlnitzky, der schon unter Friedrich Wilhelm dem Dritten sich viel Mühe um die endliche Aussöhnung gegeben hatte, war sofort wieder an das Hoflager zu Sanssouci berufen worden. Auch wurde es um so nöthiger, diese Angelegenheit auf die eine oder die andre Art zu Ende zu bringen, als neuerdings auch die Geistlichkeit Schlesiens immer schwieriger zu werden anfing und der begünstigende Einfluß des Herrn von Sedlnitzky in seinem eigenen Bisthum immer weniger verfangen wollte.

Und wirklich schien man zum Abschluß zu gelangen, rascher als es irgend Jemand erwartet hatte. Der westphälische Merkur vom vierzehnten Juli brachte die offizielle Anzeige, daß der König dem Gesuch des Erzbischofs von Cöln, in Berücksichtigung seiner Gesundheitsumstände gewillfahrt, und ihm die beliebige Wahl jedes Aufenthaltsortes gestattet habe, mit alleiniger Ausnahme der Diöcese Cöln. Damit war denn die bisherige Gefangenschaft des Prälaten faktisch

aufgehoben und ein erſter verſöhnender Schritt gelungen; Niemand zweifelte, daß die vollſtändige Ausſöhnung in Kürze nachfolgen werde, und ſelbſt die offizielle Erklärung der preußiſchen Staatszeitung in ihrer Nummer vom 25. deſſelben Monats, „daß zu einer Aenderung in den von dem hochſeligen König über die Perſon des Prälaten gefaßten Entſchlüſſen keine Ausſicht vorhanden ſei", vermochte dieſe Hoffnung zwar hinzuhalten, aber nicht zu vernichten.

Und in der That, daß es nicht am Willen des Königs gelegen, wenn die Ausſöhnung mit Herrn von Droſte nicht vollſtändiger geweſen, das bewies der überraſchend glückliche Erfolg, welchen die Verhandlungen mit dem Erzbiſchof von Poſen, Herrn von Dunin, erhielten. Die preußiſche Staatszeitung vom 29. Juli brachte ein ausführliches Publikandum, welches die gänzliche Beilegung dieſer Angelegenheit verkündigte. Schon bei dem Antritt ſeiner Regierung, erklärte der König, habe er durch die landesväterliche Fürſorge des hochſeligen Königs Majeſtät die Angelegenheiten, welche den kirchlichen Frieden im Großherzogthum Poſen getrübt und die katholiſchen Unterthanen dieſer Provinz von ihrem kirchlichen Oberhirten getrennt hätten, in einem Zuſtande gefunden, welcher eine baldige günſtige Wendung derſelben habe ahnen laſſen. Es ſei ihm höchſt erwünſcht geweſen, ohne von den bisherigen Maßregeln abweichen zu dürfen, welche ſein Vorgänger unter den obwaltenden Umſtänden für unerläßlich anerkannt, und mit denen auch er ſich durchaus einverſtanden hätte erklären müſſen, nur den Weg der näheren Verſtändigung zu verfolgen, welcher jetzt zu einem erfreulichen Reſultate geführt habe. Die Erklärungen nämlich, welche der Erzbiſchof von Dunin jetzt am Fuße des Thrones niedergelegt, gewährten dem Könige die Hoffnung, es werde das ſchöne Ziel einer Verſtändigung, durch welche die Rechte der Krone gewahrt, und das Anſehn der Landesgeſetze, wie nicht minder auch die Wiederkehr der kirchlichen Ordnung geſichert werden, glücklich erreicht ſein. Durch dieſe Entfernung der bisher obwaltenden Mißverſtändniſſe werde ihm die traurige Pflicht erſpart, das von dem Landesgericht gefällte Urtheil gegen den Prälaten (Herr von Dunin war bekanntlich unterm 25. April 1839 „wegen Ueberſchreitung ſeiner Amtsgewalt" zu ſechsmonatlicher Feſtungsſtrafe und Unfähigkeit zu irgend einem Amt im preußiſchen Staate verurtheilt worden, und, nach der eigenmächtigen Rückkehr nach Poſen,

im October deſſelben Jahres nach Kolberg abgeführt worden) vollſtrecken und die Maßregeln der Strenge fortdauern zu laſſen, welche das Verfahren deſſelben nothwendig hervorgerufen. Der König ſei daher gern geneigt geweſen, den an ihn gelangten Bitten in Gnaden willfahrend, in der von dem Biſchofe von Dunin bisher erlittenen Suspenſion von ſeinen kirchlichen Verrichtungen und in der durch ſeine eigenmächtige Entfernung aus Berlin herbeigeführten Haft diejenige Genugthuung anzuerkennen, welche der verletzten Autorität der Geſetze nothwendig habe verſchafft werden müſſen: und wolle er nunmehr die Rückkehr des kirchlichen Oberhirten auf ſeinen Biſchofsſitz in landesväterlicher Huld verſtatten. Nicht vergeſſen wurde dabei anzuführen, welchen Einfluß auf dieſe königliche Entſchließung die Treue und Anhänglichkeit gehabt, mit der die Einwohner des Großherzogthums allen böslichen Aufreizungen gegen die Regierung widerſtanden. Der König ſprach ſein Vertrauen aus, daß die Katholiken des Großherzogthums in dieſer huldvollſt gewährten Rückkehr ihres Oberhirten mit Dankbarkeit eine Bürgſchaft jenes Schutzes und jener Fürſorge erkennen würden, welche der König entſchloſſen ſei, der katholiſchen Kirche und deren Cultus in dem Großherzogthum Poſen zuzuwenden. Aber es ward auch hinzugeſetzt, daß mit derſelben Strenge und Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher der König dieſen ſeinen beſtimmten und unabänderlichen Willen in Anſehung der Freiheit und vollkommenen Gleichheit der chriſtlichen Bekenntniſſe aufrecht erhalten würde, ebenſo auch ohne Nachſicht und Schonung gegen Jeden ſolle verfahren werden, der ſich unterfangen möchte, den Geſetzen und dem ausdrücklich erklärten königlichen Willen zuwider, die glückliche Eintracht unter den Confeſſionen zu untergraben und den Frieden der Kirche in Gefahr zu bringen.

Außer dieſer offiziellen Erklärung hatte der König dem Vernehmen nach unter demſelben Datum noch ein Privatſchreiben an Herrn von Dunin erlaſſen. Er ſprach darin ſeine Freude darüber aus, daß der Prälat den Eid der Unterthänigkeit, der Treue und des Gehorſams, den er dem Vorgänger des Königs abgelegt, nunmehr auch ihm geleiſtet habe. Mit Freude habe der König die Verſicherungen entgegengenommen, welche er für den Fall ſeiner Rückkehr zur biſchöflichen Verwaltung in Betreff der friedfertigen und verſöhnenden Führung ſeines Amtes gegeben habe. Die desfalls gemachten

Vorſchläge entſprächen den Abſichten des Königs. Daher, und in feſtem Vertrauen in die pflichttreue und gewiſſenhafte Geſinnung des Kirchenfürſten, habe er keinen Anſtand genommen, ihm die Rückkehr in ſein Amt nunmehr zu geſtatten. Es werde ihn freuen, ihn, ſobald die Handlungen des Erzbiſchofs ſeine Verſprechungen beſtätigt hätten, am königlichen Hoflager zu empfangen.

Man ſieht, die eigentliche Frage, auf die es [illegible]n, die Frage nämlich, wie es künftig mit den gemiſchten [illegible]ſolle gehalten werden, war in der Cabinetsordre ſo wenig wie in dem Privatſchreiben (das übrigens erſt ſpäter bekannt ward) zur Erledigung gekommen; nur im Allgemeinen wurde von Verheißungen geſprochen, welche abgelegt, Zuſicherungen, welche ertheilt worden. Aber ob königliche Cabinetsordres und Handſchreiben denn überhaupt der Ort ſeien, derartige Dinge zu verhandeln? ja ob es dem päpſtlichen Stuhle gegenüber, nur in der Macht, ſei es der Regierung, ſei es des Erzbiſchofs, liege, dieſe Dinge definitiv zu reguliren, und ob, nachdem der König dem Herrn von Dunin die Rückkehr in die alten Verhältniſſe geſtattet, es ſich nicht von ſelbſt verſtehe, daß auch der Prälat zu der früheren milden Praxis zurückkehren werde?

So die öffentliche Meinung, ſo ohne Zweifel auch die Erwartung der Regierung. Wie ſehr Beide im Irrthum waren, ſollten ſchon die nächſten Wochen lehren.

Im Großherzogthum inzwiſchen erregte die Nachricht von der Freilaſſung des Prälaten eine wahrhaft fanatiſche Freude; religiöſe und nationale Sympathien fühlten ſich gleich ſehr davon befriedigt und erhoben. Am 5. Auguſt traf der Erzbiſchof von Kolberg aus in ſeinem Palais in Poſen ein. Sogleich am folgenden Morgen wurde in der katholiſchen Kirche mit allen Glocken geläutet. Der Zufall wollte, daß es gerade ein katholiſcher Feſttag war, Chriſti Verklärung, weshalb ein beſonders feierlicher Gottesdienſt im Dome ſtattfand. Herr von Dunin ſelbſt erſchien dabei und celebrirte zum erſten Mal wieder in erzbiſchöflichem Ornat vor den verſammelten Tauſenden. Abends war die Stadt erleuchtet; ein großes Feſtmahl wurde von der Bürgerſchaft vorbereitet. Bei ſeinem Beſuch in Gneſen am 13. wurde der Erzbiſchof vom Landvolk in die Stadt hineingezogen. Einige Tage ſpäter ſah man einen feierlichen Zug durch die Straßen Poſens wallen; es waren Pilger, im Begriff eine Wall-

fahrt zu der gnadenreichen Maria von Czenstochau in Polen anzutreten, wo großer Ablaß ertheilt wurde, und der Erzbischof segnete sie in der Martinskirche feierlich dazu ein — Schauspiele, die man in Posen lange nicht gesehen, und die selbst die zu überraschen schienen, welche sich daran betheiligten.

Doch war diese Amnestie des Herrn von Dunin nur der Vorläufer jener größeren gewesen, die das Gerücht seit Längerem angekündigt hatte, und die nun endlich unterm 10. August öffentlich verkündigt ward. Eingedenk (hieß es im Eingang) des königlichen Wortes der Verzeihung, welches sein Vater in dem „letzten Willen" ausgesprochen, wolle der König hiemit allen denen, welche durch Hochverrath, Landesverrath, Majestätsbeleidigung oder irgend andere politische Verbrechen sich gegen die Regierung seines Vorfahrs vergangen, die zuerkannten Strafen ganz und völlig erlassen, obschwebende Untersuchungen sollten niedergeschlagen, und die Anstellungsfähigkeit Allen, denen sie abgesprochen gewesen, zurückgegeben werden. Der König rechne dabei auf keinen persönlichen Dank; er sei hinlänglich beglückt in dem Gefühl, ein heiliges Vermächtniß seines Vaters erfüllt, und neuen Segen an das Andenken desselben geknüpft zu haben.

Da war sie denn also, die vielbesprochne Amnestie, in einem Umfang, welcher der Weisheit, einer Fassung, welche dem Herzen des Königs gleich viel Ehre machte. Man muß, um den vollen Werth der Maßregel zu empfinden, sich an die Härte erinnern und jene wahrhaft entsetzliche Großartigkeit, mit welcher unter Friedrich Wilhelm dem Dritten die sogenannten Demagogenverfolgungen waren betrieben worden, und deren auch wir an einer frühern Stelle bereits ausführlicher gedacht haben. Hunderte von Jünglingen schmachteten hinter Kerkergittern — warum? Ach, es war beschämend zu sagen: um eines gestreiften Bandes, einer bunten Mütze, eines verbotenen Liedes willen, und oft um noch Kleineres! — Noch weit größer war die Zahl derer, die zwar das Gefängniß schon hinter sich hatten, denen aber, in der über sie ausgesprochenen Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, eine Kette nachklirrte, die sie auf ewig an Armuth, Müßiggang und Elend zu fesseln drohte. Ein unberechenbares Kapital von Talent, Kraft, Fleiß war auf die unverantwortlichste Weise vergeudet, eine gefährliche Saat von Mißvergnügen, ja Verzweiflung mit frevelhafter Leichtfertigkeit ausgestreut worden. —

Dieſen unſeligen Zuſtänden war nun mit Einem Schlage ein Ende gemacht; die Gefängnißthore öffneten ſich, und eine ganze hochherzige Generation, hochherzig und achtungswerth ſogar in ihren Irrthümern, war dem Vaterlande zurückgegeben.

Wiewohl ganz ſo vollſtändig, wie man die Amneſtie erwartet hatte, war ſie in Wahrheit nicht. Es ſollten nämlich, der königlichen Beſtimmung gemäß, alle diejenigen davon ausgeſchloſſen ſein, welche ſich der Unterſuchung oder Strafvollſtreckung durch die Flucht ins Ausland entzogen hätten. Ein gewiſſer Hoffnungsſchimmer zwar blieb auch dieſen: inſofern über alle diejenigen, welche innerhalb der nächſten ſechs Monate in die Heimath zurückkehren und von dort aus die Gnade des Königs anrufen würden, die ſchließliche Beſtimmung vorbehalten blieb. Daß auch dieſe zuletzt eine verſöhnende ſein werde, wer zweifelte daran? Immerhin jedoch war es eine eigenthümliche Sache, ein ſicheres Exil zu vertauſchen gegen das langwierige Uebel einer erneuten gerichtlichen Unterſuchung; auch iſt es nicht Jedem gegeben, die Gnade eines Königs nachzuſuchen.

Doch dergleichen einzelne Bedenken verhallten in dem allgemeinen jauchzenden Zuruf, mit welchem das Amneſtiegeſetz aufgenommen ward. Auch war der Erlaß deſſelben von einer Menge kleiner Züge begleitet, welche die edle und großſinnige Abſicht des Königs ſo deutlich charakteriſirten, daß einzelne Mängel der Ausführung, wo dergleichen vorhanden waren, dagegen völlig verſchwanden. Daß der Gedanke der Amneſtie allgemein dem König ſelbſt zugeſchrieben ward, haben wir bereits erwähnt. Auch die Beſchleunigung derſelben (denn allgemein hatte man ſie erſt bei Gelegenheit der feierlichen Huldigung erwartet) wurde ſeinem ausdrücklichen Entſchluß zugeſchrieben. Aber auch hiemit ließ das Gerücht den König noch nicht zufriedengeſtellt ſein; man erzählte ſich außerdem noch von einem eigenhändigen Befehl deſſelben, durch welchen alle Feſtungskommandanten angewieſen wurden, ihre Gefangenen ſofort, und noch vor offizieller Bekanntmachung der Amneſtie, auf freien Fuß zu ſetzen: denn es ſei dem Herzen des Königs unerträglich, das Elend dieſer Gefangenen auch nur noch um Tage zu verlängern. — Thatſache war, daß ſchon in den erſten Tagen des Auguſt die Thore der Gefängniſſe ſich öffneten; alle Straßen wimmelten, alle Poſtkutſchen drängten ſich von Freigelaſſenen, welche ihrer Heimath

zueilten: bleiche, gramgefurchte Geſichter, aber jetzt das Roth der Freude auf den Wangen, das Auge verklärt von der Hoffnung beſſerer Tage, die ſo lang verſtummte Lippe überfließend von begeiſtertem Lob des neuen Herrſchers! Hier war mehr noch als das Frohlocken der Rheinländer bei der Wiedereinſetzung Arndts, oder jene Demonſtrationen, halb der Freude, halb des Trotzes, mit denen die Polen die Wiederkehr ihres Erzbiſchofs feierten: es war die Freude eines ganzen Volkes, das in jedem dieſer Zurückgekehrten ein wandelndes Zeugniß erblickte von der wahrhaft königlichen Geſinnung ſeines jungen Regenten, und der glorreichen Folge, die es ſich von ſolchem Anfange verſprechen durfte.

Gleichzeitig mit Gewährung der Amneſtie war auch die Miniſterialcommiſſion aufgelöſt worden, welche bis dahin gleichſam Buch zu führen gehabt hatte über die politiſche Geſinnung jedes Einzelnen. Alle Anſtellungsgeſuche bisher wurden zunächſt an dieſe Commiſſion überwieſen und wehe dem Armen, der in ihren Regiſtern ſchwarz angemerkt ſtand — ein modernes Vehmgericht alſo, deſſen geheimnißvolles Walten viele hoffnungsreiche Exiſtenzen mitleidlos vernichtet hatte, und deſſen Name allein hinlänglich war, die Phantaſie mit dunkeln Vorſtellungen von Unterſuchung, Abſetzung, Gefangenſchaft zu ängſtigen.

Die ſofortige und rückhaltloſe Auflöſung deſſelben lieferte den Beweis, daß man den bisherigen Weg nicht blos verlaſſen, ſondern auch niemals wieder betreten wollte, und daß niemals wieder das Schickſal Preußens in die Hände der Kamptz und Dambach, hoher und niederer Schergen, gelangen ſollte. — Es war dieſe Auflöſung, ſo zu ſagen, das Siegel unter dem Amneſtiedecret; jetzt erſt athmete man frei auf in ungeſtörter Sicherheit.

Und wirklich, hatte es jemals Momente gegeben, wo die äußere Lage des Staates ein ſolches erhöhtes Bewußtſein des Volkes und dieſe innige Uebereinſtimmung zwiſchen Thron und Volk wünſchenswerth, ja nothwendig machte, ſo war es der gegenwärtige. — Die Verwicklung des Orients, die lange drohende, ſchien endlich zum Ausbruch zu kommen. Der Leſer weiß, wie es ſich damit verhielt; er erinnert ſich, wie Mehemed Ali nach der Schlacht von Nisib, der Vernichtung der türkiſchen Flotte und dem Tode Sultan Mahmuds den Arm zu nichts Geringerem erhoben

hatte, als zum Umſturz des geſammten osmaniſchen Reiches; wie aber die Politik der Großmächte aus Eigennutz und Eiferſucht dieſen Umſturz um jeden Preis zu verhindern und den ſiegsberauſchten Paſcha in ſeine Schranken zurückzuführen ſtrebte; und wie die Politik Frankreichs allein eine Ausnahme davon machte, indem ſie umgekehrt die Anſprüche Aegyptens unterſtützte.

Ein volles Jahr hindurch hatten die diplomatiſchen Verhandlungen gedauert, ohne Frucht; Herrn Thiers, kriegslüſtern wie er war, ſchien viel weniger daran zu liegen, ſie zu friedlichem Abſchluß, als auf einen Punkt zu führen, wo er mit Anſtand zum Schwerte greifen konnte. Die Abneigung des Lord Palmerſton gegen Frankreich, die Intriguen Rußlands, und die bekannte Kurzſichtigkeit der öſterreichiſchen und preußiſchen Politik kamen ihm darin entgegen. Mit Umgehung Frankreichs ſchloſſen die genannten Mächte am 15. Juli eine Allianz, als deren Zweck die dauerhafte Pacificirung des Orients und die Aufrechterhaltung der Integrität und Unabhängigkeit des osmaniſchen Reiches bezeichnet ward. Nur Aegypten und ein Theil des ehemaligen Paläſtina ſollte dem Paſcha verbleiben: den ganzen Reſt ſeiner Eroberungen, ganz Syrien nebſt der türkiſchen Flotte ſollte er dem Sultan zurückliefern; auch das Oberhoheitsverhältniß der Türkei zu Aegypten ſollte unverändert bleiben — gerade alſo das Gegentheil von Allem, was der Paſcha verlangt und Frankreich für ihn beantragt hatte. Und damit die Ausführung dem Beſchluß ſogleich auf dem Fuße folge, wurde Admiral Stopford, der mit einem engliſchen Geſchwader auf der Rhede von Neapel lag, beſehligt, die aegyptiſche Flotte anzugreifen, wo er ſie fände.

Das hieß denn nun freilich nicht nur die Quadrupelallianz vom Jahre ſechsunddreißig zerreißen, und die berühmte entente cordiale zwiſchen England und Frankreich vernichten: das hieß auch Frankreich ausſchließen aus dem Rath der großen Mächte, das hieß ſeine Politik zum Geſpötte machen von ganz Europa, das hieß ſeine Freundſchaft für gefährlicher erklären als ſeine Feindſchaft, das hieß, mit Einem Worte, ihm keine andere Wahl laſſen, als zwiſchen Krieg oder Selbſtvernichtung.

Dem franzöſiſchen Geſandten in London ſelbſt hatte man (am 17.) zwar den Abſchluß des Traktates, aber nicht ſeinen Inhalt

eröffnet. Doch war das Gerücht davon ſchon am 20. in Paris bekannt.

Und das Gerücht ſchon war genügend, in Paris und weiterhin durch ganz Frankreich die ungeheuerſte Aufregung zu verbreiten. Was war ihm Hekuba? was der Paſcha von Aegypten? was der ganze Orient? Aber die beleidigte Nationalehre war ihm Alles! —

Eine kriegeriſche Empörung bemächtigte ſich aller Geiſter; die Nationalgarde von Paris erſchien bei den Juliſeierlichkeiten unaufgefordert in Maſſen, unter Ausrufungen, welche nach Rache und Krieg verlangten. Mit welcher Stirn man das Andenken der Julirevolution noch feiern könne, in einem Moment, da die Ehre Frankreichs mit Füßen getreten ſei, ſchlimmer als die Reſtauration es jemals zugelaſſen?!

Die Journale goſſen Oel ins Feuer; kein Ausdruck war ihnen ſtark genug, die Schmach zu bezeichnen, welche Frankreich widerfahren; nichts als ein Krieg ſei im Stande ſie abzuwaſchen. Die Börſe zitterte wie Espenlaub unter dieſem Sturm der öffentlichen Meinung; ſeit den Julitagen war ein ſolches Sinken der Fonds nicht erhört geweſen. Auch die Regierung (ſo ſchien es wenigſtens), traf ihre Maßregeln. Der Moniteur vom 1. Auguſt brachte zwei königl. Ordonnanzen, durch welche der Reſt der disponiblen Mannſchaften aus den Jahren ſechs- und neununddreißig zu den Fahnen einberufen ward; auch 10,000 Matroſen ſollten ausgehoben, 5 Linienſchiffe, 13 Fregatten und 9 Dampfboote ausgerüſtet werden.

Ein Ereigniß ſehr verſchiedenen Charakters, das zufällig in dieſe Tage fiel, trug noch dazu bei, die gereizte Stimmung gegen England zu ſteigern, und dem ererbten Haß der Franzoſen neue Nahrung zu geben. Louis Napoleon, der dritte Sohn des ehemaligen Königs von Holland, bekannt durch das — man wußte nicht, ob mehr tollkühne, ob mehr lächerliche Attentat von Straßburg, (1836, Oktober 30) und ſeit etwa Jahresfriſt in England anſäſſig, war plötzlich in der Morgendämmerung des ſechſten Auguſt am Strande von Boulogne erſchienen: in dem grauen Capot ſeines Oheims, den dreieckigen Hut auf dem Haupte, einen lebendigen Adler auf der Schulter, mit beiden Händen Proklamationen ausſtreuend. — Aber die Komödie, die in Straßburg wenigſtens einige Minuten das Publikum in Spannung erhalten, fiel bei der Wieder-

holung in Boulogne ohne Weiteres durch; der Held derſelben ward ergriffen und ins Gefängniß abgeführt, ohne daß eine Hand ſich für ihn erhoben. — Wennſchon alſo die Ruhe Frankreichs durch dies wahnſinnige Unternehmen völlig ungefährdet geblieben, und ſo außer allem Zweifel es war, daß der Gedanke dazu nur allein in dem verbrannten Gehirn des Prätendenten ſelbſt, dieſes traurigſten von Allen, die jemals aufgetreten, ſeinen Urſprung genommen hatte: ſo verfehlte der Nationalhaß der Franzoſen, geſteigert durch die Leidenſchaft des Augenblicks, dennoch nicht, die engliſche Regierung einer ſtrafbaren Achtloſigkeit, wenn nicht gar einer verbrecheriſchen Mitwiſſenſchaft anzuklagen. Man beſprach den Aufenthalt des Prinzen in London, man durchforſchte ſeine geſelligen Verbindungen, man fragte, ob es nicht England geweſen, das nach der erſten Revolution zwanzig Jahre lang den Zunder des Bürgerkriegs genährt — wahnwitzige Beſchuldigungen, ohne Zweifel: aber wo gäbe es einen Wahnwitz, zu dem der Haß der Nationen ſich nicht verſtiege?!

Auch auf Deutſchland war der Rückſchlag dieſer Stimmung höchſt erheblich: am Erheblichſten auf Preußen, welches den Julivertrag am 1. Auguſt ratificirt hatte und deſſen Rheingrenze, das wußte man zum Voraus, im Fall eines Krieges den erſten Anlauf würde auszuhalten haben. — Die Berliner Börſe bot ein Bild der Pariſer im Kleinen: ſchon ſprach man von Truppenrüſtungen; Jedermann machte ſich auf den Krieg gefaßt. Hatte das Jahr Vierzig doch ſchon ſo viele Prophezeiungen wahr gemacht; es ſchien nur ganz in der Ordnung, daß auch diejenigen Weiſſagungen, welche für dieſes Jahr den Ausbruch eines Krieges verkündet hatten, ſich ebenfalls beſtätigten.

Inmitten dieſer Aufregung reiſte der König nach Dresden. (Aug. 12.) Es war die erſte Reiſe, welche er nach ſeiner Thronbeſteigung unternahm, und die nahen verwandtſchaftlichen Beziehungen, in denen die beiden Höfe ſtanden, ſchienen ſie genügend zu erklären.

Doch war es keineswegs die einzige Veranlaſſung; die ſcheinbare Luſtreiſe verdeckte einen ernſten politiſchen Zweck: die erſte Zuſammenkunft des neuen Königs, des Vertreters, ſo hoffte man, einer neuen glücklichern Epoche, mit dem Repräſentanten des alten, unheilvollen Syſtems, dem Fürſten Metternich. Doch blieben Zweck

und Resultat der Unterredung im tiefsten Dunkel. Nur ganz im Allgemeinen hörte man, daß sie die Rüstungen Deutschlands gegen Frankreich betroffen; in einzelnen, besonders gut unterrichteten Kreisen setzte man hinzu, daß zugleich von einer Neugestaltung der deutschen Verhältnisse überhaupt und namentlich des deutschen Bundes die Rede gewesen.

Nur wenige Tage verweilte der König in Dresden; dann, nach einem längeren Aufenthalt im schlesischen Gebirge, trat er die Reise zur Huldigung nach Königsberg an.

Fünftes Kapitel.

Der Huldigungslandtag in Königsberg; seine Entstehung und Bedeutung. — Einzug des Königs; Festlichkeiten. — Zusammentritt des Huldigungslandtages: September 5. Rede des Kaufmann Heinrich; Antrag auf reichsständische Verfassung. — Beschwerden der Polen. Hirtenbrief des Erzbischof von Dunin vom 31. August. Rede des Grafen Raczynsky. — Veröffentlichung des Landtagsabschiedes. — Feierliche Erbhuldigung der Stände des Königreichs Preußen und des Großherzogthums Posen in Königsberg. — Ihronrede des Königs. — Adelsverleihungen; Ernennungen. — Rückkehr des Königs nach Berlin. Feierlicher Einzug daselbst. — Berliner Buchdruckerfest: Sept. 25.

Unter den mancherlei Erwerbungen, aus denen im Lauf der Jahrhunderte der preußische Staat sich allmälig auferbaut, war keine entscheidender gewesen und von wichtigeren Folgen, als die Erwerbung des Herzogthums Preußen; in dem Frieden von Oliva, (1660) der die Kurfürsten von Brandenburg zu souverainen Herzögen von Preußen erhob, wurde der eigentliche Grundstein gelegt zu der weltgeschichtlichen Größe der preußischen Monarchie.

Dieser politischen Wichtigkeit entsprachen denn auch die Privilegien und Vorrechte, deren die Provinz sich von Alters her vor andern zu erfreuen hatte. Namentlich der große Kurfürst hatte in der Assecuration vom 12. März 1663 eine Reihe der wichtigsten Zugeständnisse gemacht; sie beweisen, welchen hohen Werth er selbst auf die Erwerbung der preußischen Souverainetät legte, und wie sehr es ihm darum zu thun war, die Stände des Landes, die nur mit Eifer-

ſucht und Widerwillen dieſe Befeſtigung der oberherrlichen Macht betrachteten, mit ſich auszuſöhnen. — Alle älteren Privilegien wurden darin beſtätigt, die Augsburgiſche Confeſſion gegen die Uebergriffe, die man von einem reformirten Herrſcherhauſe befürchten mochte, ausdrücklich geſichert. Kein Krieg in Betreff Preußens ſollte geführt werden, ohne Einwilligung der Stände, es ſei denn im größten Nothfalle; keine Abgabe ohne ihre Zuſtimmung erhoben werden. Regelmäßig alle ſechs Jahre ſollte der Kurfürſt den Landtag zuſammenrufen; außerdem ſollte jeder ſeiner Nachfolger beim Regierungsantritt zur Haltung eines Landtages und erneuerter Anerkennung der ſtändiſchen Rechte und Privilegien verbunden ſein.

Natürlich hatte nur geringe Zeit dazu gehört — und von allen dieſen Privilegien und Vorrechten war nichts mehr übrig, als nur einige Stücke Pergament. Die Conſequenz und Energie, mit welcher gerade in Preußen die Idee der königlichen Souverainetät ſich entwickelte, hatte das ſtändiſche Leben nothwendig überall über den Haufen ſtürzen müſſen; ſchon der zweite Nachfolger des großen Kurfürſten, Friedrich Wilhelm der Erſte, hatte den preußiſchen Ständen in einem berühmten Dictum zu erkennen gegeben, was es mit der vermeintlichen Aufrechterhaltung ihrer Privilegien auf ſich habe, und daß es in Preußen fortan nur noch Einen Mittelpunkt und Eine Macht geben ſollte: die Souverainetät des Königs. — Der Landtag war zwar bei jedem Regierungsantritt regelmäßig gehalten, auch die „Aſſecurationsurkunde" der „wohlhergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten" jedesmal herkömmlich erneuert worden. Aber einen Sinn hatte dieſe Feierlichkeit ſchon längſt nicht mehr gehabt; man verſprach etwas, was nicht mehr exiſtirte, man ließ ſich etwas aſſecuriren, was längſt nicht mehr beſtand.

So noch zuletzt im Jahre 1798 bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms III. — Seitdem jedoch hatten die Verhältniſſe ſich völlig geändert. Durch die großen Reformen der Jahre acht bis zehn waren die Ueberreſte jener älteren Zeit bis auf den Namen vernichtet worden. Selbſt jene Stände, von denen die Aſſecurationsurkunde des großen Kurfürſten ſpricht, hatten ſeit Einführung der neuen provinziallandſtändiſchen Verfaſſung zu exiſtiren aufgehört; ſeit Langem factiſch vernichtet, waren ſie ſeitdem auch rechtlich aufgehoben. — Mit Einem Worte, der Huldigungslandtag, der bis

dahin eine leere Förmlichkeit geweſen, war ſeit dem Jahre dreiundzwanzig eine Unmöglichkeit geworden.

Es erregte daher bei denjenigen, welche mit dem Sachverhältniß bekannt waren, (wiewohl, die Wahrheit zu ſagen, die Zahl dieſer außerordentlich klein war) einige Verwunderung, als eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelms des Vierten vom 21. Juli den Zuſammentritt des preußiſchen Huldigungslandtages zu Königsberg befahl. Der König berief ſich darin auf das Beiſpiel der früheren Huldigungen; wie ehemals die Stände des Königreichs Preußen ſich bei dieſer Veranlaſſung zu einem außerordentlichen Landtag verſammelt hätten, ſo habe er beſchloſſen, daß auch bei Gelegenheit der jetzt bevorſtehenden Huldigung der preußiſche Provinziallandtag zuſammentrete; derſelbe werde, dem Herkommen gemäß, ſpäteſtens am Tage vor der Huldigung ſich wieder auflöſen.

Die Zweckmäßigkeit dieſes königlichen Beſchluſſes wollte nicht Allen vollkommen einleuchten. Es gab unzählige Gebräuche ehemals, welche die neue Zeit vernichtet hatte; warum einen erneuen, der aller tieferen Bedeutung ſo ganz entbehrt? an den nicht einmal große und glänzende geſchichtliche Erinnerungen ſich knüpfen? der einen Rangunterſchied zwiſchen den Provinzen aufſtellt, der in Wahrheit ſchon längſt nicht mehr exiſtirt, noch exiſtiren darf? ja, aus dem für die Provinz ſelbſt, die ohnedies die reichſte nicht iſt, nichts Anderes erwächſt als Aufwand und Koſten? — Man fragte ferner, mit welchem Recht und in welchem Zuſammenhange die jetzigen Provinzialſtände an die Stelle jener aufgehobenen, mittelalterlichen geſetzt würden; man fand es nicht ganz vereinbar mit der Würde des Provinziallandtages ſelbſt, daß er, der ausdrücklich beſtimmt ſei, das Wohl des Landes und die Intereſſen der Provinz zu berathen, zuſammenkommen müßte zu keinem größeren Zweck und in keiner wichtigern Veranlaſſung, als zur Erfüllung einer leeren, längſt veralteten Förmlichkeit.

Andere ſahen gerade umgekehrt in der Cabinetsordre vom 21. Juli ein neues Merkmal jener Weisheit und Liebenswürdigkeit, von welcher der König in den wenigen Wochen ſeiner Regierung bereits ſo viele Proben gegeben. Man pries die Pietät des jungen Königs, der ſich in nichts von dem Beiſpiel ſeiner Vorfahren entfernen wolle; man erfreute ſich der Anhänglichkeit, mit der er

alte Gebräuche zu erhalten und wieder einzuführen suchte, auch wo sie nichts anders wären, als nur vom Alter geheiligt; man bewunderte die Großherzigkeit, man lobte die Klugheit, mit welcher er unaufgefordert der Provinz Preußen eine Auszeichnung zugestand, auf welche sie allerdings vielleicht keinen ganz giltigen Anspruch mehr hatte, und deren Verweigerung doch so leicht böses Blut erzeugen konnte. —

Doch hielt sich diese ganze Discussion, wie gesagt, in außerordentlich engen Kreisen; kaum daß die Nächstbetroffenen daran Antheil nahmen. Das große Publikum hatte vom ostpreußischen Huldigungslandtag, seiner Bedeutung und geschichtlichen Herkunft überhaupt keinen Begriff; es ergötzte sich hinlänglich an den großartigen Zurüstungen, welche zur Feier der Huldigung in Königsberg getroffen wurden, und freute sich jeder Maßregel, welche den Glanz derselben noch zu erhöhen versprach.

Auch sah man diesen Festlichkeiten mit um so größerer Begier entgegen, als der König sie anfangs aus Rücksicht auf die noch nicht abgelaufene Trauerzeit, welche keine öffentliche Freudenbezeigung gestatte, verbeten hatte. Auf das dringende Ansuchen der Königsberger Bürgerschaft indessen hatte er sich geneigt erklärt, den beabsichtigten feierlichen Empfang anzunehmen, vorausgesetzt, daß dergleichen schon bei einer der früheren Huldigungen, welche ebenfalls in die Trauerzeit gefallen, stattgefunden. Nun hatte sich aus den Akten des geheimen Archivs ergeben, daß die Huldigung seines Großvaters, Friedrich Wilhelms des Zweiten, ebenfalls noch in die Trauerzeit gefallen, und daß derselbe nichtsdestoweniger mit großen Feierlichkeiten in Königsberg empfangen worden. Hiedurch hatte sich der König denn endlich veranlaßt gefunden, den zugedachten Empfang anzunehmen. . . . .

Gutmüthiger Kindersinn eines Volkes, aus dessen Herzen keine Noth und keine Zurücksetzung die angestammte Anhänglichkeit hatte verdrängen können! Weder die Provinz Preußen im Allgemeinen, noch die Stadt Königsberg im Besonderen, wenn sie nur an sich selbst denken wollten, hatten Grund, so dringend auf diesen Festlichkeiten zu bestehen. Im Gegentheil, beide waren seit Längerem der Gegenstand einer besonderen Vernachlässigung Seitens der Regierung; die Erinnerung, behauptete man, an die peinlichen Jahre,

welche Friedrich Wilhelm der Dritte in Königsberg verlebt, hätten ihm dieſelbe verleidet; über den reichen Zuwachs, den die Monarchie im Weſten erhalten, ſei ihm das entlegene, unfruchtbare Stammland in Vergeſſenheit gerathen.

Gewiß ein ſehr unbegründeter Vorwurf, in ſo weit er die Perſon Friedrich Wilhelms des Dritten betraf: aber nicht ganz abzuweiſen in Betreff ſeines politiſchen Syſtems. Nicht den neuen Erwerbungen im Weſten, der alten Freundſchaft im Oſten war das Wohl der Provinz Preußen nachgeſetzt worden; der König war ein zu guter Schwiegervater des Kaiſers von Rußland geweſen, um ein vollkommen gerechter, vollkommen vorſorglicher Landesvater der Provinz Preußen zu ſein.

Nichtsdeſtoweniger, war es Pietät, welche dem Auge des Sohnes den Anblick einer Wunde erſparen wollte, an welcher der Vater nicht völlig ſchuldlos geweſen; war es, um das Herz des neuen Herrſchers deſto ſicherer zu rühren, wie ja auch Bittende ſich in ihre Feſtkleider zu werfen pflegen; war es, um auf wenige Stunden, den König täuſchend, ſich ſelbſt zu täuſchen; oder endlich war es, weil ſie ſtolz darauf war, gleichſam die Honneurs des Landes zu machen und die Erſte zu ſein, die den neuen Herrſcher, den Spender der Amneſtie, an deſſen Auftreten ſo viel theure Hoffnungen ſich knüpften, in öffentlicher Huldigung feierlich willkommen heißen durfte: — genug, die Stadt traf die außerordentlichſten und für ihre Verhältniſſe verſchwenderiſchſten Vorbereitungen. In dieſen Tagen wenigſtens ſollte nichts zu ſehen ſein von der Noth und Armuth, welche die Straßen Königsbergs von Jahr zu Jahr entvölkert hatte; nicht was ſie war, die herabgekommene Hauptſtadt einer verarmten Provinz, nein, in ihrem alten Glanze, die ehrwürdige Wiege des preußiſchen Königthums, ſollte der junge König ſie erblicken. — Ein großer Feſtſaal wurde eigens hergerichtet; in allen Straßen erhoben ſich mächtige Triumphpforten; Mahlzeiten, Ausfahrten, Feuerwerke wurden zubereitet, und überhaupt nichts verabſäumt, was Gewohnheit und Luxus bei derlei Feſtlichkeiten eingeführt haben, mit dem charakteriſtiſchen Zuſatze noch, daß auch den Armen der Stadt Königsberg der Zutritt zu all dieſen Herrlichkeiten offen ſein ſollte.

Mitten unter dieſen Zurüſtungen, am Nachmittag des 29. Auguſt, erfolgte der Einzug des Königs und der Königin; Herr von Rochow (und zwar von ſämmtlichen Miniſtern nur Herr von Rochow) war in der Begleitung des königlichen Paares. Der Prinz von Preußen und eine Menge Generale und Würdenträger, ſowie ein glänzender Hofſtaat waren ſchon einige Tage früher eingetroffen. Alle Straßen, durch welche der Weg zum Schloſſe führte, waren feſtlich geſchmückt, die Häuſer bekränzt, große Flaggen flatterten von den Giebeln. Die Brücken, welche die verſchiedenen Stadttheile verbinden, waren mit Fahnen und Wimpeln überdeckt; die Schiffe lagen reihenweis daneben, mit Flaggen geſchmückt, bis zur höchſten Maſtſpitze ſtanden in Feſtkleidern die Matroſen in den Raaen. Schon eine halbe Stunde vor der Stadt hatte eine Deputation der Bürgerſchaft, den Oberbürgermeiſter von Auerswald an der Spitze, das königliche Paar begrüßt. Der König hatte ſie aufs Huldvollſte empfangen. Er habe in den Jahren des Unglücks den patriotiſchen Sinn der Stadt Königsberg kennen gelernt. Auch ſein königlicher Vater, ſetzte er hinzu, gleichſam um das Andenken deſſelben zu rechtfertigen und jeden Mißklang aus dieſer Stunde zu entfernen, ſei ihr jederzeit mit beſonderer Liebe zugethan geweſen. — Beim Einzuge ſelbſt ritt der König vor dem offenen ſechsſpännigen Wagen der Königin. Sobald der königliche Zug ſich in Bewegung ſetzte, donnerten die Kanonen der Feſtung; alle Glocken läuteten; von allen Seiten Muſik und Hurrahrufen . . .

Wahrlich, wer den Glanz dieſes Einzugs ſah, wer hätte es für möglich gehalten, daß nur wenige Jahre vergehen ſollten, und dieſe Freude verwandelte ſich in Unwillen, und dieſer Jubel in ſtillen Groll? wenige Jahre, und dieſer König und dieſe Bürgerſchaft, die ſich hier ſo herzlich willkommen heißen, ſtehen einander gegenüber in erklärtem Widerſpruch? und in der alten Krönungsſtadt, die ſich zu dieſem Empfange ſo feſtlich herausgeputzt hat, brechen noch ſchlimmere Wunden auf, als Elend und Verarmung? und derſelbe Königsmund, der jetzt überfließt von ſo viel gnädigen Verſicherungen, ergießt ſich in Anklagen und Vorwürfen gegen dieſelbe Stadt?!

Und doch zu dieſem verhängnißvollen Ausgang wurden ſchon in eben dieſem Augenblick die Looſe gemiſcht. Niemand hatte von

dieſer Königsberger Huldigung, ſich etwas Anderes verſprochen, als Luſtbarkeit und Jubel, Niemand in dieſem Huldigungslandtag etwas Anderes erblickt, als eine nichtige Förmlichkeit. Aber ſchon hinter dieſen Fahnen und Kränzen lauerte der ernſte Anblick der Sorge: und durch eine ſeltſame Verknüpfung der Umſtände ſollte es gerade dieſer unbedeutende, dieſer überflüſſige Landtag ſein, der ihr den Schleier vom Antlitz riß. Der Geſchichtſchreiber hat wohl Grund, einige Augenblicke bei den Feierlichkeiten dieſes Einzugs zu verweilen: es war das erſte, aber auch das letzte Mal, daß das Volk dem König ſo ohne allen Nebengedanken, ohne alle Einſchränkung, aus völlig ungetheilter Seele, entgegen jauchzte. Es ſind viel frohe, glänzende, erhabene Momente ſeitdem wiedergekommen, aber ein Moment ſo reiner, ſo naiver Freude nicht. Die Knospen der Zukunft hielten dieſe Stunde noch wie mit einem Blüthenkranz umſchloſſen: und erſt die Folge lehrte, daß an einigen dieſer Knospen Dornen geweſen.

Außer den preußiſchen Ständen waren auch die Stände des Großherzogthums Poſen zur Huldigung nach Königsberg entboten. Dieſelbe ſollte am 10. September ſtattfinden. Am 5. wurde der Huldigungslandtag eröffnet. Er beſtand geſetzlichermaßen aus 95 Mitgliedern, von denen 45 den Stand der Ritterſchaft, 28 den Stand der Städte, und 22 den Stand der Landgemeinden vertraten. Zum Landtagsmarſchall hatte der König den General-Lieutenant a. D. Grafen Lehndorff auf Steinort, zum Stellvertreter deſſelben den Herrn von Saucken auf Tarputſchen ernannt. Der Oberpräſident von Schön verlas das Eröffnungsdekret. In demſelben wurden die Stände aufgefordert darüber zu berathen, erſtlich, ob und welche Beſtätigung etwa noch beſtehender Privilegien in Antrag zu bringen, und zweitens, ob ſie geſonnen ſeien, ihrem alten Rechte gemäß, zwölf Mitglieder der oſtpreußiſchen Ritterſchaft zur Vertretung eines Herrenſtandes bei der Huldigung zu erwählen. Dies war Alles, was man im Publikum von dem Landtag erfuhr: aber auch dies Wenige war den Meiſten ſchon zu viel. Der Aufenthalt des königlichen Paares wurde durch eine Reihe ſo glänzender Feſtlichkeiten bezeichnet, eine ſolche Menge bedeutender und merkwürdiger Perſönlichkeiten drängte ſich durch einander, die Manöver waren ſo großartig, die Paraden ſo glänzend, die Straßen wogten von ſo viel brillanten

Toiletten, ſo viel prächtigen Equipagen, aller Orten war ſo viel zu ſehen und zu hören, zu bewundern und anzuſtaunen ... aber das hätte ja müſſen ein ganz wunderlicher Menſch ſein, der in Mitten dieſer Pracht und dieſes Jubels Zeit oder Luſt gehabt hätte, ſich um den einſam tagenden Landtag zu bekümmern!

Auch die Polen fanden ſich jetzt von Tag zu Tag zahlreicher ein. Die ritterliche Geſtalt der Männer, die Schönheit der Frauen, die Pracht ihres Aufzugs erregte die Aufmerkſamkeit des Publikums in beſonderm Grade. Doch wurden ſie öffentlich weniger geſehen, als Andere; man flüſterte im Publikum von geheimen Beſprechungen, die ſie untereinander und mit der Umgebung des Königs hielten.

Aber mitten hinein in dieſe feſtliche Aufregung verlautete plötzlich ein unerwartetes und ſeltſames Gerücht; im Schooße jenes unbeachteten Landtages ſollten Ereigniſſe ſtattgefunden haben, von ſo außerordentlicher, ſo folgereicher Beſchaffenheit, daß ſie die öffentliche Aufmerkſamkeit unwiderſtehlich gefangen nahmen. Der Umſchlag war vollſtändig. Vor zwei Tagen noch, wer hätte von dem Landtag geſprochen? Niemand: und jetzt ſprach man von nichts, als nur von ihm.

Wir werden zu Anfang des nächſten Kapitels, in dem wir über den Eindruck berichten, welchen dies Ereigniß auf die Stimmung der Nation überhaupt ausübte, Veranlaſſung haben, auch ſeine inneren Motive aufzudecken und wie es kam, daß ein ſo außerordentlicher, den Meiſten ſo unerwarteter Schritt, gerade in dieſer Stadt von dieſen Männern, bei dieſer Gelegenheit geſchah. Hier genüge es, nur den äußeren Verlauf zu erzählen, wie derſelbe zuerſt gerüchtweiſe in Königsberg bekannt ward, und wie ihn gleich darauf der Landtagsabſchied beſtätigte. —

Nachdem der Landtag am 5., wie oben erzählt, die königlichen Propoſitionen entgegengenommen, hatte er ſich bis zum folgenden Morgen vertagt. In der Sitzung vom 6. hatte zunächſt der Deputirte der Stadt Königsberg, Kaufmann Heinrich, einen Antrag eingereicht. In einem ausführlichen, dem Publikum erſt ſpäterhin vollſtändig bekannt gewordenen Vortrage, hatte er zuvörderſt, mit feinem Seitenblick, darauf aufmerkſam gemacht, wie die Zuſammenberufung der Stände

zum Huldigungslandtag bisher regelmäßig nur auf den vorausgegangenen eigenen Antrag der Stände geſchehen ſei. Des jetzt regierenden Königs Majeſtät dagegen habe dieſen Antrag gar nicht erſt abgewartet. — Sodann zu den königlichen Propoſitionen übergehend, wies er mit leiſem Spott die angetragene Wahl von zwölf Mitgliedern der oſtpreußiſchen Ritterſchaft zur Vertretung eines beſondern Herrenſtandes zurück; man erſehe aus dieſem Antrag, daß auch alte Gebräuche, wenn ſie wider Erwarten noch beliebt würden, nicht abgeſchafft werden ſollten. Ausführlicher, und mit jenem Aufwand von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, der gerade denjenigen am Meiſten zu imponiren pflegt, die ihn am Wenigſten zu beurtheilen vermögen, ging er auf die königliche Anfrage in Betreff etwa zu beſtätigender Privilegien ein. Von Privilegien, die ein perſönliches Recht enthielten, könne dabei nicht die Rede ſein; für deren Aufrechterhaltung ſei ſchon durch das Landrecht geſorgt und bedürften ſie einer Beſtätigung durch den jedesmaligen Landesherren nicht. Vielmehr könnten hier nur diejenigen Rechte und Privilegien in Betracht kommen, welche ſich auf das Allgemeine, auf die Verfaſſung des Landes ſelbſt beziehen. Auch dieſe hätten im Laufe der Zeit mancherlei Veränderung erlitten, man kenne ſie kaum noch dem Namen nach. Aber dennoch, wenn auch in veränderter Form, beſtänden ſie fort. — Indem der Redner darauf eine geſchichtliche Entwicklung der ſtändiſchen Verfaſſung in Preußen folgen ließ, gelangte er zu jenen berühmten Verordnungen, durch welche Friedrich Wilhelm der Dritte eine vollſtändige Repräſentation des Volkes theils in Ausſicht geſtellt, theils ausdrücklich verſprochen hatte. Herr Heinrich verlas den Wortlaut der königlichen Verordnung vom 22. Mai 1815; er bezeichnete dieſelbe als eine „Anerkennung unſerer ſtändiſchen Rechte," durch welche der König im Allgemeinen alles dasjenige beſtätigt habe, was ſein hoher Vorfahr, der große Kurfürſt, in ſeiner Aſſecurationsacte vom 12. März 1663 den Ständen bereits früher zugeſagt — und was alſo (dieſe Ergänzung lag den Hörern nahe) bereits ſeit Jahrhunderten das Recht der Stände bildete. — Leider ſei es dem verſtorbenen König nicht vorbehalten geweſen, das Werk zu vollenden; nur die erſte Grundlage ſei von ihm gelegt worden, jene Provinzialſtände, aus denen, nach dem unzweideutigen Wortlaut der Verordnung vom 22. Mai 1815, die Vertretung des

Landes ſich bilden ſollte. — Wenn die Stände nun, ſchloß der Redner, gefragt würden nach ihren Rechten und Privilegien, ſo möchten ſie nicht an die Einſchränkung der Geſammtheit zum Beſten Einzelner denken. Die Zeiten ſolcher engherziger Beſchränkungen ſeien vorüber. Ihre allgemeinen, ihre ſtändiſchen Rechte habe der verſtorbene König erhalten; er habe ihnen die Repräſentation des Volkes in einer ſchriftlichen Urkunde als Verfaſſung des preußiſchen Reiches, und dieſer Landesrepräſentation die Berathung zugeſichert über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, die das perſönliche und Eigenthumsrecht und die Beſteuerung betreffen. Dieſes ſeien ihre Rechte, dieſes ihre Privilegien; nur um die Beſtätigung dieſer hätten ſie zu bitten. Die Bitte werde keine vergebliche ſein. Der Redner erinnerte an das glänzende Auftreten des neuen Königs. Sein ausgezeichneter Geiſt, ſeine Vorliebe für Alterthümer und althergebrachte Gewohnheiten, ſeine genaue Kenntniß der Verfaſſung, ließen keinen Zweifel, daß ein mit ſo bevorzugten Gaben ausgerüſteter Regent die einmal betretene Bahn rüſtig verfolgen werde. — Er forderte ſeine Collegen daher auf, den König zu erſuchen, erſtlich, um Anerkennung und Beſtätigung der ſtändiſchen Verfaſſung, wie dieſelbe in der Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes vom 22. Mai 1815, und demnächſt insbeſondere für das Königreich Preußen in dem Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände für gedachte Provinz vom 1. Juli 1823 zugeſagt ſei; zweitens aber der Verordnung vom 22. Mai gemäß, der zu Berlin zu ernennenden Commiſſion, mit Zuziehung der Provinzialſtände, die Ausarbeitung einer ſchriftlichen Urkunde, als Verfaſſung des preußiſchen Reiches, nach den daſelbſt aufgeſtellten Grundſätzen, aufzutragen, und der preußiſchen Nation dieſe Verfaſſung zu verleihen.

Dieſem ſo gründlich motivirten Antrage war im Schooße des Landtags eine lebhafte, aber durchaus würdevolle Debatte gefolgt. Der Oberpräſident von Schön, der Oberſtburggraf von Brünneck, der Oberbürgermeiſter von Königsberg, Rudolf von Auerswald, ſein Bruder Alfred, Landſchaftsrath auf Plauthen, ferner der Landrath von Bardeleben, der Vicemarſchall des Landtags, Herr von Saucken-Tarputſchen und Andere wurden im Publikum als diejenigen genannt, welche den Heinrich'ſchen Antrag am Lebhafteſten unterſtützt und vertheidigt hatten. —

Das Reſultat war, daß der Landtag mit einer außerordentlichen Majorität (90 von 95 Stimmen) den Antrag des Herrn Heinrich zu dem ſeinen machte.

In Folge deſſen wurden dem König am folgenden Tage (Septbr. 7.) drei Denkſchriften überreicht. Wir laſſen dieſelben, mit Ausnahme der erſten, die ſich nur auf das übliche Huldigungsgeſchenk bezieht, nebſt den übrigen, den Königsberger Huldigungslandtag betreffenden Aktenſtücken im Anhang vollſtändig abdrucken (ſiehe Nr. III) und deuten hier nur den Gang an, welchen die Darſtellung der Stände nahm. —

Zuerſt beantworteten ſie die Anfrage des Eröffnungsdekretes, ob und welche Beſtätigung etwa noch beſtehender Privilegien ſie in Antrag bringen zu können glaubten. Die Stände meinten, dieſer Anfrage nicht würdiger entſprechen zu können, als wenn ſie heut nur derjenigen Privilegien und Rechte gedächten, welche, dem ganzen Lande angehörig, einen weſentlichen und lebendigen Beſtandtheil der Gegenwart und Zukunft des ganzen preußiſchen Volkes bildeten. Um die Beſtatigung des alten Rechtes, vor jeder neueintretenden Erbhuldigung in einem Landtage verfaſſungsmäßig zuſammentreten und dem Thron mit den Bitten und Wünſchen des Landes nahen zu dürfen, brauchten ſie nicht erſt nachzuſuchen, da des Königs Majeſtät ſchon gegenwärtig den diesfallſigen Wünſchen des Landes ſo gnädig entgegengekommen ſei; ſie ſetzten alſo ohne Weiteres voraus, daß dieſelbe auch in die neu zu vollziehende Verſicherungsurkunde werde aufgenommen werden. —

Zweitens aber wünſchten die Stände darin aufgenommen die Aufrechterhaltung und Vollendung der von ſeinem Vorgänger neugegründeten, verfaſſungsmäßigen Vertretung des Landes. In ihrer Mitte ſei es geweſen, wo Friedrich Wilhelm der Dritte, unvergänglichen Andenkens, jene erleuchtete und geſegnete Geſetzgebung erwogen, welche, weder das Alte mißachtend noch das Neue mißkennend, wahrem, menſchlichem, geiſtigem Fortſchritt huldige. Von dieſer Geſetzgebung hätten ſie, die Stände, ſelbſt gelernt, ausſchließlichen Vorrechten zum Wohle gemeinſamen Rechtes entſagen; aufgeklärt durch ſie, hätten ſie bereitwilligen Verzicht geleiſtet auf die, in hemmenden Schranken veralteter Formen ſich ſchwer bewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände, und mit Dank und

Freude dafür eine Vertretung des gesammten Landes und Volkes empfangen. Dem Geist eben dieser Gesetzgebung gehörten auch die wahrhaft königlichen Worte an, mit denen Friedrich Wilhelm der Dritte durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 dem preußischen Volke eine gemeinsame Vertretung des Landes nach Provinzialständen und Landesrepräsentanten zugesichert. Getreu, wie immer, seiner fürstlichen Verheißung, habe er das Werk durch Bildung der Provinzialstände begonnen, die Vollendung seinem königlichen Nachfolger, „in welchem die treuste Liebe und die innigsten Wünsche des Landes sich begegnen", überlassend. Von dem neuen Beherrscher seien die Stände überzeugt, daß derselbe nicht anstehen werde, das fortdauernde Bestehen der Provinzialstände, zugleich aber auch „in den Wegen des Vaters wandelnd", die verheißene Bildung einer allgemeinen Landesvertretung zuzusichern. Hiemit hätten sie „einfach und wahr, getreuen Herzens und fern von jeder Selbstsucht, wie es dem Preußen wohl ansteht und geziemt," dem Könige die Wünsche des Landes „dem allerhöchsten Befehle gemäß", vorgetragen; zu Gott, „der die Herzen der Könige lenke", richteten sie die einmüthige Bitte, daß der König ihr Gesuch gewähren und den allgemeinen Jubelruf des Landes mit dem schönsten Gruße königlicher Gnade und königlichen Vertrauens huldreich erwiedern wolle.

Die dritte Denkschrift endlich bezog sich auf die vorgeschlagene Wahl von zwölf Mitgliedern der ostpreußischen Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung. Die Stände wiesen darin den zweideutigen Ursprung und die noch zweideutigere Wirksamkeit des gedachten Herrenstandes nach; er sei nur eine Quelle gewesen von Zwiespalt und Streitigkeiten für die Regierung wie für die Stände selbst. Mit der Zeit habe er überhaupt jede Bedeutung verloren und meistens nur als ein althergebrachtes Attribut der Erbhuldigungen fungirt. Die Stände könnten zwar die huldreiche Absicht der betreffenden königlichen Proposition nicht anders als dankbar anerkennen; aber sie seien auch der Meinung, daß nach der zeitgemäßen Umgestaltung, welche die ständischen Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm dem Dritten erfahren, die Beibehaltung „einer ihrem Wesen nach dahingeschwundenen Institution", der Bedeutung und sogar den Rechten der gegenwärtigen Landesvertretung nur Eintrag thun könne. Die Elemente, welche durch eine Herrenstube repräsentirt

werden ſollten, hätten ſchon lange gefehlt; jetzt aber, nach den Reformen der Jahre 1810—23, ermangele dieſelbe auch jeder ſtaatsrechtlichen Grundlage. Auch könne Oſtpreußen nicht die Aufrechterhaltung eines Vorrechtes wollen, wie alt und wie ſcheinbar es auch ſein möge, durch das die ſpäter hinzugetretenen Landestheile ſich benachtheiligt halten könnten. — Da nun dieſem Bedenken keinerlei weſentliche Vortheile oder Rückſichten der Gerechtigkeit gegenüberſtünden, und da überdies eine weitere Entwicklung der ſtändiſchen Vertretung durch ausdrückliche geſetzliche Beſtimmung vorgeſehen ſei, ſo bäten die Stände, ihnen die hergebrachte Wahl von Repräſentanten eines Herrenſtandes für den Erbhuldigungsakt überhaupt zu erlaſſen. —

Wir haben bereits bemerkt, daß wir uns hier zunächſt nur auf die Erzählung der unmittelbaren Thatſachen und das kleine Terrain von Königsberg beſchränken wollen, die Schilderung des weiteren Eindrucks dem nächſten Abſchnitt vorbehaltend. Aber auch dieſe nächſte und unmittelbarſte Wirkung war ſehr gemiſchter Natur. Bei der Mehrzahl des Publikums, das ſich ſo eben in Königsberg feſtlich durcheinander drängte, hielt ein dumpfes Erſtaunen jede andere Empfindung nieder. Vielen war es ſogar unbequem, zu einer ſolchen Zeit, in einem ſolchen Augenblick, der allein der Freude beſtimmt ſein ſollte, einen ſo bedenklichen, ſo dornigten Gegenſtand berührt zu ſehen. Was die Stände angewandelt hätte, ihre Zuſammenkunft in dieſem Sinne zu benutzen? ob ſie denn nicht wüßten, daß ſie bloß Figuranten wären in dem großen Feſtaufzug dieſer Krönung, und wenn ſie dem Publikum ſich durchaus hätten bemerkbar machen wollen, ob es kein ſchicklicheres Mittel dazu gegeben, als dieſes? — So verlautbarten ſich vornämlich diejenigen, die von den bevorſtehenden Feſtlichkeiten ihren gewerblichen Vortheil, oder, wo dies nicht der Fall war, zum Wenigſten eine außergewöhnliche Unterhaltung erwarteten, und die nun ſchon, in vorzeitiger Angſt, ſich um das Eine und das Andere gebracht ſahen. Ob der König ſich ein derartiges Auftreten der Stände werde gefallen laſſen? ja, ob er es ſich gefallen laſſen könne? Die üble Lage der Provinz ſei weltbekannt, die Stadt ſelbſt verarme von Jahr zu Jahr: ob dies der Weg ſei, ſie der königlichen Gnade und Unterſtützung zu empfehlen? Unverhältnißmäßige Summen habe die Stadt bewilligt

zur Verherrlichung dieſer Tage; ſie habe ſie bewilligen können als ein wohlangelegtes Capital, von dem die Huld des neuen Herrſchers ihr reichliche Zinſen gewähren werde. Aber was dieſe Anſtrengungen ihr nach dieſem Vorfall noch nützen würden? und was anders die Folge dieſes Antrags ſein könne, als die Ungnade des Königs und mit ihr ein Abgrund von Elend für beide, die Provinz und ihre Hauptſtadt? —

Ganz andere Stimmen wurden in andern Kreiſen laut, hauptſächlich unter dem vornehmeren Bürgerſtande und in den zahlreich verſammelten Adelsfamilien des Landes. Hier fand der kühne Schritt der Stände die lauteſte Zuſtimmung; mit ſtolzer Freude nannte man die Namen der Landtagsredner, erinnerte an ihre ſonſtigen Verdienſte um das Land, an den Glanz ihrer Familien, an die vertrauten Beziehungen, in denen einige von ihnen zu der Perſon des Königs ſelber ſtanden. Ob es denkbar ſei, daß Männer, wie die Auerswald, die Schön, die Brünneck, dieſe langjährigen perſönlichen Freunde des Königs, Anträge unterſtützen würden, von denen ſie nicht zum Voraus wüßten, daß der König damit im Stillen einverſtanden? Einem ſo geiſtreichen, ſo großherzigen Monarchen, wie Friedrich Wilhelm der Vierte in dieſen wenigen Wochen ſich bereits gezeigt, habe die Unvollkommenheit unſrer dermaligen ſtändiſchen Verhältniſſe unmöglich entgehen können; er ſelbſt wünſche ihre Fortentwicklung: und der Antrag der Stände ſei nichts, als die erwünſchte, ja vielleicht insgeheim von ihm ſelbſt in Anregung gebrachte Veranlaſſung dazu. Statt alſo Verſtimmung und Zwietracht, werde umgekehrt nur Heil und Segen aus dieſem Ereigniß erwachſen: und das eben ſo ſehr für das Land im Ganzen, wie für die Provinz im Einzelnen.

Nur Eins war ſo entgegenſtehenden Anſichten gemeinſam: die Erwartung, mit welcher man der königlichen Antwort entgegen ſah. Da die Auflöſung des Huldigungslandtages und mit ihr auch der Landtagsabſchied noch vor dem Krönungstage erfolgen mußte, ſo ſtand dieſelbe jeden Augenblick zu erwarten.

Aber wenn ſonſt die Nähe der Entſcheidung die Ungeduld zu mindern pflegt, ſo war es hier gerade umgekehrt der Fall. Die Neugier wußte, daß ſie in wenig Stunden befriedigt ſein mußte: aber auch dieſe wenigen Stunden ſuchte ſie ſich durch die abenteuer-

lichſten und widerſprechendſten Gerüchte abzukürzen. — Man erzählte von heftigen Auftritten, welche ſich bei Ueberreichung der Denkſchriften im Innern des Schloſſes, in den königlichen Vorzimmern zugetragen; man wollte die Stimme des Königs gehört haben, heftig, von Leidenſchaft erhoben; man trug ſich mit Aeußerungen, welche Herr von Rochow gethan haben ſollte, und die, wenn ſie begründet waren, über die ungnädige Ablehnung des ſtändiſchen Antrags allerdings keinen Zweifel ließen.

In Wahrheit jedoch ſollten weder die Einen, die Alles gefürchtet, noch die Andern, die Alles gehofft hatten, Recht behalten. Der königliche Landtagsabſchied, welcher am 9. Sept. veröffentlicht ward, ſprach den Ständen zuerſt den Dank des Königs aus für das dargebotene Donativ von 100,000 Gulden. Die Stände hätten den Antrag deſſelben als ein Ehrenrecht bezeichnet; der König nehme das Geſchenk in dieſem Sinne gerne an und wolle, daß es zum Beſten der Provinz, und zwar zur Begründung einer milden Stiftung verwendet werde, über welche er ſich die nähere Beſtimmung vorbehalte.

Was die Wahl von Mitgliedern der Ritterſchaft zur Vertretung eines Herrenſtandes bei der Huldigung betreffe, ſo habe der König bei dieſer Propoſition keine andere Abſicht gehabt, als der oſtpreußiſchen Ritterſchaft ein alterthümliches Recht unverſchränkt zu laſſen, den Ständen anheimgebend, ob ſie Gebrauch davon machen wollten oder nicht. Die Stände hätten das Letztere beſchloſſen: und der König ſtimme ihren Gründen bei.

Sodann der dritte und wichtigſte Punkt. Die feſte und unverbrüchliche Aufrechterhaltung der beſtehenden ſtändiſchen Verfaſſung der Provinz, wie ſie durch die erlaſſenen Geſetze begründet ſei, ſolle den Ständen erbetenermaßen in einer, in hergebrachter Form auszufertigenden Aſſecurationsurkunde zugeſichert werden. Was dagegen die Bitte um künftige Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung, und namentlich die Bezugnahme auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 betreffe, ſo wolle der König, zur Hebung jedes künftigen Zweifels und Mißverſtändniſſes, ſich über dieſen Gegenſtand mit dem ganzen offenen Vertrauen ausſprechen, welches von Alters her zwiſchen deutſchen Fürſten und deutſchen Ständen üblich geweſen ſei. Die Ereigniſſe, welche bald nach Erlaß der angeführten Verordnung in andern Ländern eingetreten, hätten, wie er auf das Unzweifelhafteſte

wiſſe, ſeinen königlichen Vorfahr bewogen, die Deutung, welche die Worte jener Verordnung gefunden, in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Die heiligen Pflichten ſeines von Gott ihm verliehenen königlichen Berufes erwägend, habe derſelbe beſchloſſen, ſein Werk zu erfüllen, und zwar in der Art, daß er, um des Volkes ſelbſt willen abſehend von den herrſchenden Begriffen ſogenannter allgemeiner Volksvertretung, mit ganzem Ernſt und mit innerſter Ueberzeugung denjenigen Weg eingeſchlagen habe, welcher der Natur gemäß ſei, auf geſchichtlicher Entwicklung beruhe und der deutſchen Volksthümlichkeit entſpreche. Das Ergebniß dieſer weiſen Fürſorge ſei die allen Theilen der Monarchie verliehene Provinzial- und kreisſtändiſche Verfaſſung. Dieſelbe habe eine, auf deutſchem Boden wurzelnde, geſchichtliche Grundlage, die Grundlage nämlich ſtändiſcher Gliederung, innerhalb deren die freie organiſche Entwicklung des Volkes ſich ungehindert entfalten könne. Dem jetzt regierenden Könige ſei die Ehre zu Theil geworden, an dieſem Werke mitzuhelfen; von ſeiner Entſtehung an bis auf dieſen Augenblick habe es ſeinen lebendigſten Antheil in Anſpruch genommen. Entſchloſſen, auch in dieſer großen Angelegenheit den von ſeinem Vorgänger betretenen Weg zu verfolgen, betrachte er die treue Pflege und die immer erſprießlichere Entwicklung dieſes Werkes als eine der wichtigſten und theuerſten Pflichten des königlichen Berufes, den Gottes Fügung ihm aufgetragen habe; die getreuen Stände könnten „ſeinen Abſichten" über die Inſtitution der Landtage „in vollſten Maße vertrauen".

Der Landtagsabſchied ſchloß mit einer lebhaften und herzlichen Anerkennung der loyalen und patriotiſchen Haltung, welche die Stände bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt. Mit warmem Herzen (hieß es) und freudigem Stolze habe der König in den Denkſchriften der Stände von Neuem jene edle und reinſte Geſinnung und jene angeſtammte Treue erkannt, welche die Stände des Königreichs durch gute und ſchwere Zeit ſtets mit der That bewährt hätten. Solche Geſinnungen ſeien es und ſolche Erfahrungen, was ihm den Muth gäbe, die oft rauhe Bahn, welche Könige zu wandeln hätten, mit Freudigkeit zu beſchreiten: „denn ſie ſind ein Pfand des göttlichen Segens." (Vgl. die Dokumente im Anhang Nr. III).

Als dieſe königliche Botſchaft am Mittag des Neunten, durch den Landtagskommiſſar, den Oberpräſidenten von Schön, vor den

Ständen verleſen ward, erfüllte unbeſchreiblicher Jubel den Saal. So außerordentlich war die Spannung, ſo groß bei einem Theile der Verſammlung ſelbſt die Furcht vor einem ungnädigen Abſchied geweſen, daß die milden, ja anerkennenden Worte, welche ſie jetzt hier vernahmen, die Meiſten in einen wahren Rauſch der Begeiſterung verſetzten. Selbſt jene beſonnenen und nüchternen Männer, welche den Antrag unterſtützt und vertheidigt hatten, konnten ſich einer freudigen Rührung nicht erwehren. Sie wußten, welchen Anſtoß ihr Unternehmen in gewiſſen Regionen der königlichen Umgebung, und noch dazu den einflußreichſten, gegeben hatte; ſie waren darauf gerüſtet, daß ein Unwetter königlichen Zornes — und mit ihm, nach der gewöhnlichen Art der Menſchen, eine Fluth gemeinſter Schmähungen und Verdächtigungen ſich über ſie ergießen würde. — Aber die edlere Natur des Königs, jene hochherzige Begeiſterung, jene Empfänglichkeit für alles Edle und Würdige, die ſie in gemeinſam verlebten Jugendtagen an dem königlichen Beiſpielen kennen gelernt und auf die ſie gerechnet hatten bei ihrem Unternehmen, hatte den Sieg davon getragen. Allgemein erzählte man ſich, die betreffende Stelle des Landtagsabſchiedes ſei, nach wiederholten heftigen Auftritten zwiſchen Herrn von Rochow auf der einen und dem König und Herrn von Schön auf der andern Seite, erſt am Morgen des Neunten vom König ſelbſt eigenhändig niedergeſchrieben worden.

Und allerdings war der Stil des Königs auch in dieſem Documente unverkennbar; nur ihm war dieſer Glanz der Sprache, nur ihm dieſe Erhabenheit der Sentenzen eigenthümlich, die überdies keinem Andern verſtattet geweſen wäre.

Sei es nun dieſe edle und geiſtreiche Form, ſei es die Ueberraſchung, eine ſo gnädige Antwort zu erhalten, wo eine ungnädige mit ſo viel Beſtimmtheit geweiſſagt worden war, ſei es auch der Einfluß von Aeußerungen, von denen zwar in dem Landtagsabſchiede ſelber nichts zu leſen ſtand, die der König jedoch mündlich zu Herrn von Schön und anderen angeſehenen und talentvollen Mitgliedern des Landtags gethan haben ſollte und die allerdings geeignet waren, die erfreulichſten Hoffnungen für die allmälige Ausbildung des ſtändiſchen Lebens zu erwecken, oder endlich ſei es die Aufregung des Augenblicks im Allgemeinen: genug, die Stände nahmen die königliche Antwort mit einer Freude und einer Genugthuung auf, als ob

Alles, was ſie erbeten, ſchon vollſtändig gewährt ſei. — Heutzutage freilich, indem wir mit nüchterner Ueberlegung den Wortlaut des königlichen Schreibens prüfen, und uns dabei unwillkürlich an alles dasjenige erinnert fühlen, was demſelben gefolgt iſt, hält es ſchwer, zu begreifen, wie beſonnene Männer, und von politiſcher Bildung, politiſchen Anſichten, in dieſen Irrthum gerathen konnten. Aber die gleichzeitige Erinnerung an die unbeſchreibliche Naivetät unſrer damaligen politiſchen Zuſtände, ſowie an dieſen Glanz von Hoffnung und Erwartung, welcher die Geſtalt Friedrich Wilhelms des Vierten damals noch umgab, wird ſie genügend entſchuldigen.

Wie nun gar erſt mußte die Wirkung auf die große Menge ſein, die von dem ganzen Vorgang nichts begriffen und nichts verſtanden hatte! die ſchon in Sorge geweſen war, der vorwitzige Antrag des Landtags möchte, wie das unzeitig geſprochene Wort im Märchen, die ganze Pracht und Herrlichkeit dieſer Feſttage in Rauch aufgehen laſſen! — Daß unter dieſen Umſtänden das Lob des Königs in Jedermanns Munde war, und daß die Bewunderung ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften immer allgemeiner ward, begreift ſich. Aber der Kenner der menſchlichen Natur begreift auch eine anderweitige Entwicklung der öffentlichen Meinung, die in demſelben Augenblicke vor ſich ging, und die für die fernere Geſtaltung dieſer ganzen Frage nicht ohne weſentlichen Einfluß geblieben iſt. Dieſelben Stimmen nämlich, die noch ſo eben nicht Worte genug hatten finden können, die Verwegenheit des Landtags zu ſchelten und die ſchrecklichſten Folgen für Stadt und Land zu prophezeien, floſſen jetzt auf einmal über von Anerkennung des Muthes und des Patriotismus, den die Stände durch ihren Antrag an den Tag gelegt hätten; dieſelben Schichten der Geſellſchaft, in denen das Verfahren der Stände ſo eben noch der gehäſſigſten Kritik unterlegen hatte, lieferten auf einmal die eifrigſten Bewunderer conſtitutioneller Freiheit. — Und das Alles, wohlgemerkt, weil der König ſelbſt ſich für die Stände erklärt zu haben ſchien, oder weil ihrem Antrag zum Wenigſten nicht die ſchroffe Abweiſung, die harte Züchtigung zu Theil geworden war, welche die Mehrzahl erwartet hatte. So groß war damals noch die Autorität des königlichen Namens, ſo bereitwillig folgte dieſe Bevölkerung noch ſeinen leiſeſten Winken, oder dem, was ſie dafür hielt; ſelbſt zu Fortſchritt und Freiheit entſchloſſen dieſe Men-

ſchen ſich, nicht um des Fortſchritts und der Freiheit willen, nein, nur weil ſie glaubten, daß der König Fortſchritt und Freiheit wolle, und weil ſie ſich dadurch als loyale Unterthanen zu erweiſen meinten. —

Nach ſo aufregenden Momenten dämmerte endlich der Morgen des Huldigungstages ſelbſt (September 10.) Schon von früh an drängte eine zahlloſe Menſchenmenge ſich in den innern Schloßhof, deſſen geräumiges Viereck, zum Theil von alterthümlichen Giebeln eingefaßt, zu dieſem feierlichen Akt mit wahrhaft königlicher Pracht eingerichtet war. Der auf der Oſtſeite befindliche Huldigungsbalkon, auf welchen unmittelbar aus dem königlichen Zimmer eine breite Treppe herabführte, war zweckmäßig erweitert und von geräumigen Tribünen eingefaßt. Ueber denſelben erhob ſich auf hohen goldenen Säulen ein Baldachin von rothem Tuche, mit goldenen Borten und Franzen reich verziert. Auf der Mitte des Baldachins prangte, gleichfalls in Gold geſtickt, das große preußiſche Wappen; auf den beiden vorderen Säulen breiteten gekrönte ſchwarze Adler ihre Flügel. Unter dieſem Baldachin war der königliche Thron errichtet; der prachtvolle Thronſeſſel mit der Königskrone ſtand auf einer Erhöhung, zu welcher drei Stufen führten. Die ganze Wand des Schloſſes, ſo weit der Balkon und die beiden Seitentribünen reichten, war mit rothem Tuch bedeckt. Auch über dieſen letzteren erhoben ſich Baldachine von demſelben Stoff, ebenfalls von vergoldeten Säulen getragen. Eine breite, mit Tuch beſchlagene Freitreppe führte von dem Balkon auf den Schloßhof herab, wo durch Schranken die Plätze bezeichnet waren, welche die Deputirten einnehmen ſollten. Vier hohe Maſtbäume mit dem preußiſchen Adler waren vor der königlichen Tribüne aufgerichtet; ſechs kleinere mit den Panieren der betreffenden Provinzen ſchmückten die Schranken der Abgeordneten. Der übrige Raum war zu Tribünen für das Publikum verwendet. — Bald wogte Kopf an Kopf; man rechnete die Zahl der Anweſenden auf funfzehntauſend. Alle Fenſter waren dicht beſetzt; ſogar auf den Thurm der Schloßkirche, der ebenfalls mit Fahnen geſchmückt war, hatten ſich verwegene Kletterer hinaufgewagt. —

In der neunten Stunde gab das Geläut aller Glocken das Zeichen zum Beginn der Feſtlichkeit. Sofort begaben ſich ſämmtliche zur Huldigung verſammelte Stände und Abgeordnete, nebſt den

eingeladenen Gäſten, zum Gottesdienſt, je nach den Confeſſionen in die Schloßkirche und in die katholiſche. — Zur ſelben Zeit nahm das Offiziercorps, eine glänzende, kaum überſehbare Schaar, in dem Schloßhofe Platz; die Regimentsfahnen und Standarten wurden am Fuß der großen Treppe aufgeſtellt. — Gleich darauf erſchien der königliche Zug. Vorauf Ceremonienmeiſter und Kammerherren, dann die vier großen Hofämter; dann der König in Generalsuniform, mit den Prinzen; dann die Adjutanten und Cabinetsräthe; dann der Staatsminiſter von Rochow; dann die Oberpräſidenten von Preußen und von Poſen; endlich eine glänzende Suite von Generalen, Präſidenten und andern hohen Angeſtellten, Alle in ihren Gallauniformen. — Die Königin hatte ſich gleichzeitig, ebenfalls von einem zahlreichen und prächtigen Gefolge begleitet, durch die Zimmer des Schloſſes in die Kirche begeben.

Nach dem Gottesdienſt, zu deſſen Beendigung die evangeliſche Geiſtlichkeit von Preußen und Poſen dem Könige durch ihren Generalſuperintendenten gehuldigt hatte, begaben die katholiſchen Biſchöfe, ſo wie die Standesherren, die Vertreter der Univerſität, nebſt anderen ausgezeichneten Perſonen, ſich in das Thronzimmer, wo der König ſie empfing. Zuerſt huldigte der Biſchof von Ermeland im Namen der katholiſchen Geiſtlichkeit; dann die Standesherren von Preußen und Poſen, die Univerſität und die höchſten Collegien.

Während ſich dies im Innern des Schloſſes begab, war die Geſammtheit der Stände, nach Provinzen abgetheilt, in die offenen Schranken auf dem Schloßhof eingezogen. Die oſtpreußiſchen Deputirten, denen auch der Magiſtrat und die Stadtverordneten von Königsberg ſich angeſchloſſen, nahmen die Mitte ein, rechts die Weſtpreußen, links die Poſenſchen Stände. Die Geiſtlichkeit, die evangeliſche ſowohl wie die katholiſche, unter welcher letzteren namentlich der Erzbiſchof von Dunin die Aufmerkſamkeit des Publikums beſchäftigte, ingleichen die Generale, die Stabsoffiziere, die hohen Civilbeamten nahmen auf den Tribünen zu beiden Seiten des Thrones Platz.

Nachdem auf ſolche Weiſe Alles geordnet war, erſchien der König, von dem ſchon früher aufgezählten, glänzenden Gefolge umgeben, auf dem Balcon. Wie er heraustrat, ſcholl tauſendſtimmiger Jubelruf ihm entgegen. Der König verneigte ſich und ließ ſich auf

dem Throne nieder. Unter lautloſer Stille der ungeheuren Verſammlung betrat der Kanzler von Wegnern die unterſte Stufe des Thrones, und hielt die Anrede an die verſammelten Stände. Er ſprach von der Treue, welche der angeſtammte Ruhm des preußiſchen Volkes ſei, und die es jetzt auch ſeinem neuen Beherrſcher entgegen bringe. Wiewohl derſelben verſichert, habe der König, aus beſonderer Huld und Gnade, den Ausdruck dieſer Treue dennoch perſönlich entgegennehmen wollen. Ein jeder der hier Verſammelten fühle tief und ganz das große Gewicht dieſer Stunde, in der ſie mit heiligem Eidſchwur am Fuße des Thrones Alles gelobten, was die Pflicht des treuen Unterthans gebiete, bei Gott und bei der eignen Seele. — Die Rede war unerheblich, in hergebrachtem Stil; auch verhallte die Stimme des Redenden in dem weiten Raum. Beſſeren Eindruck machte der Redner, der im Namen der preußiſchen Stände antwortete, Herr von Brandt; ſeine Rede war kurz, kräftig und verſtändlich.

Noch größere Aufmerkſamkeit erregte der Redner für die Stände des Großherzogthums, Herr von Poninski. Auch die Unterthanen im Großherzogthum Poſen hätten die Weisheit und Gnade ihrer Könige erkannt; auch ihr Gelöbniß komme aus reinem und getreuem Herzen. Sie ſprächen keine Bitten an dieſer Stelle aus: nicht, weil ſie nichts zu wünſchen hätten, ſondern weil ſie wüßten, daß die Weisheit des Königs die eigenthümlichen Verhältniſſe ihrer Provinz erkannt habe, und weil die Hochherzigkeit ſeiner bisherigen Thaten ihnen Gewähr leiſte auch für ihre Hoffnungen. Des Königs polniſche Unterthanen zumal blickten vertrauensvoll zu ſeinem Throne. Auch für ſie bewahre die Geſchichte erhabene, väterliche, königliche Worte. Volksthümlichkeit und Sprache habe ſein Vorfahr ihnen in dem Patent vom 15. Mai 1815 zu wahren verſprochen. Von des Königs Gnade erbäten, von ſeiner Gerechtigkeit erwarteten ſie die Aufrechthaltung dieſer heiligen Verheißung. Der lauteſte, herzlichſte Jubel werde das Echo der königlichen Gewährung ſein, und Kinder und Kindeskinder bis in die ſpäteſte Zeit den König ſegnen für die Erhaltung eines Kleinodes, das jedem Volke gleich theuer ſei, zu jeder Zeit und unter jeder Zone.

Nach dieſen Beantwortungen wurde vom Huldigungsbalcon herab die Vorhaltung der Unterthänigkeitspflicht vorgelegt: worauf

die Huldigungsdeputirten, mit zum Schwur erhobenen Fingern, den vorgesprochenen Eid wörtlich wiederholten.

Kaum war das vielhundertstimmige Amen dieses Eidschwurs verhallt, als eine Allen unerwartete, ungeahnte Scene den Gang der Feierlichkeit, die sich bis dahin genau in dem vom Programm vorgeschriebenen Gleise bewegt hatte, auf so wunderbare wie erschütternde Weise unterbrach. Man sah plötzlich den König sich vom Thron erheben; sein Auge leuchtete, seine ganze Gestalt war sichtbar von einer großen und edlen Leidenschaft ergriffen. Er trat bis dicht an den Rand der Tribüne, und den rechten Arm wie zum Schwur erhebend, sprach er zu den Versammelten. Seine Stimme klang hell und deutlich über den weiten Raum; bei der Todtenstille, der athemlosen Versteinerung, welche urplötzlich diese Tausende ergriffen hatte, war jedes Wort im ganzen Umkreis des Platzes vernehmbar. Es war ein vollständiger und feierlicher Eidschwur, mit dem der König das Gelöbniß der Stände erwiederte. Er gelobe hier, sagte er, vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß er ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein wolle, wie sein unvergeßlicher Vater es gewesen. „Gesegnet, rief er, sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehn der Person, ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern. Alle Confessionen meiner Unterthanen sind mir gleich heilig, ich werde Allen ihre Rechte zu schützen wissen. Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschheit zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziel: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geist entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannichfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammen-

geſchmolzen, nur ein einziges, edles iſt — keinem andern Roſte unterworfen, als allein dem verſchönernden der Jahrhunderte!"

Schon hatte der König geendet, und noch dauerte die athemloſe Stille fort; ſo gewaltig war die Spannung der Gemüther, daß ſie Zeit bedurften, ſich davon zu erholen. Deſto gewaltiger aber, im nächſten Augenblick, einſtimmig, nicht endend, brach donnernder Jubelruf in die Lüfte. Niemand hatte von dem Vorhaben des Königs gewußt, ſelbſt nicht aus ſeiner vertrauteſten Umgebung; auch glaubte man allgemein, daß der Gedanke dazu im König ſelbſt erſt im Augenblick der Ausführung entſtanden. Deſto unbeſchreiblicher war der Eindruck. Die Königin, die der Feierlichkeit vom offenen Fenſter herab zuſchaute, war, überwältigt von der Erhabenheit des Momentes, in lautes Weinen ausgebrochen.

Auch waren ihre Thränen bei weitem nicht die einzigen, welche floſſen: wie die Rede des Königs ſelbſt über das Herkömmliche hinausgegangen, ſo auch unter den Zuhörern hatte ſie die ſtrengen Bande der Etikette für einige Augenblicke gelöſt. Alle Stände wogten durcheinander, Bekannte und Fremde lagen einander in den Armen, in Aller Augen perlten Thränen, überall Händedruck, Zunicken, Jubelruf....

Was war es denn, was die Menge in dieſe Trunkenheit verſetzte? Es war weniger der Inhalt der königlichen Worte ſelbſt; ihn deutlich aufzufaſſen fehlte den Meiſten die Beſonnenheit. Es war vielmehr das Ungemeine, das Außerordentliche des ganzen Auftritts; es war der unerhörte Anblick eines Königs, der in Perſon vor ſein Volk trat, und, unaufgefordert, unverpflichtet, den Eid der Treue, den er empfangen, mit einem gleichen Eide erwiederte; es war der eigenthümliche Zauber einer geiſtreichen und außerordentlichen Perſönlichkeit, was mit dämoniſcher Gewalt die Herzen der Verſammelten ergriff, und ſie mit ſich fortriß in phantaſtiſchen Schwingungen!

Dazu kam die Erinnerung an die Worte des Landtagsabſchieds. Nicht wenige von den Zuhörern geſtanden hinterdrein, ſie hätten, als der König zu reden anhub, nichts Geringeres erwartet, als es werde nun ſofort die Verfaſſung verkündigt werden. Und daß in dieſer Rede vom Thron, in dieſem öffentlichen und feierlichen Gelöbniß des Königs in der That eine gewiſſe Annäherung an conſtitutionelle Formen lag, oder, wenn man lieber will, an jene mittelalterlichen

Zeiten, wo der König nicht früher König war, als bis er die ständiſchen Urkunden beſchworen, dies freilich konnten auch minder naive und minder leichtgläubige Zuhörer nicht in Abrede ſtellen.

Jedenfalls war die königliche Rede das Ereigniß des Tages; Alles, was jetzt noch folgte, war in Schatten geſtellt durch ſie. Nur die perſönlichen Auszeichnungen und Gnadenbezeigungen, welche, der Sitte gemäß, ſofort verleſen wurden, erregten noch einige Aufmerkſamkeit, ſowohl der Perſonen wegen, denen ſie verliehen wurden, als um der Neuerung willen, die mit einem Theil derſelben verbunden war. Der Oberpräſident von Schön war, unter Beibehaltung ſeines bisherigen Amtes, zum Staatsminiſter, ingleichen zum Ritter des ſchwarzen Adlerordens ernannt worden: Auszeichnungen, die um ſo bedeutungsvoller ſchienen und mit um ſo größerer Freude vernommen wurden, nicht nur, weil ſie einen ſo durchaus Würdigen betrafen, ſondern hauptſächlich auch deshalb, weil die öffentliche Stimme den Herrn von Schön ziemlich unverholen als den geiſtigen Vater und eigentlichen Urheber des ſtändiſchen Antrags bezeichnete. Auch wurde dieſe Auszeichnung noch durch die Umſtände erhöht, welche ſie begleitet haben ſollten. Der König ſelbſt, erzählte man, habe Herrn von Schön, als er am Morgen des Huldigungstages in dem königlichen Vorzimmer erſchienen, heraustretend, das Band des ſchwarzen Adlerordens um die Bruſt geknüpft, und ihn mit zärtlicher Umarmung ſeiner innigſten Anhänglichkeit verſichert.

Außerdem erhielten der Oberpräſident von Poſen, Herr Flottwell, ſowie der Präſident des Oberappellationsgerichts zu Poſen, Herr von Frankenberg, den Charakter als wirkliche geheime Räthe. Der Prinz von Preußen wurde zum General der Infanterie, der Prinz Friedrich der Niederlande und Prinz Friedrich von Preußen zu Generalen der Cavalerie, der kommandirende General in Preußen, Generallieutenant von Ratzmer, ebenfalls zum General der Infanterie ernannt; alle Oberſten, welche eine Brigade kommandirten, ſechzehn an der Zahl, wurden zu Generalmajors, und faſt alle Oberſtlieutenants im Heere zu Oberſten ernannt. Ordensverleihungen fanden über funfzig ſtatt.

Es wurden ferner ſechs Grafen-, ein Freiherrn-, zehn Adelstitel verliehen. Sämmtliche Erhöhungen trafen ausſchließlich Grund-

beſitzer: und zwar mit einer Bedingung, von welcher man in Preußen bisher noch kein Beiſpiel gehabt, und die daher, je bekannter ſie allmälig wurde, um ſo allgemeineres Aufſehn erregte.

Dieſelben ſollten nämlich nur auf denjenigen unter den Deſcendenten übergehen, welcher in den alleinigen Beſitz des väterlichen Grundeigenthums gelangen würde; ferner nur alsdann, wenn dieſes ererbte Grundeigenthum entweder daſſelbe ſein würde, wie im Augenblick der Erhebung, oder demſelben an Umfang und Rechten mindeſtens gleich, und überdies in der Monarchie belegen; endlich ſollten ſie nur für die Dauer ſolches Grundbeſitzes gelten, und mit dem Verluſt deſſelben in der Perſon des letzten Beſitzers erlöſchen. — Es war alſo, wie man ſieht, eine Annäherung an das Prinzip der engliſchen Ariſtokratie: ein Adel, nicht der Perſon, ſondern des Grundbeſitzes; nicht der Mann eigentlich war der Graf, der Graf waren die Güter, die er beſaß. Auch ſetzte die Einrichtung, wenn ſie nicht für die nachgeborenen Kinder in offenbare Ungerechtigkeit ausarten und zur entſetzlichſten Zerrüttung im Innern der Familien Veranlaſſung geben ſollte, außer dem Grundbeſitz noch ein anſehnliches baares Vermögen voraus: eine Annahme, die nur bei einem ſehr kleinen Theil der Beförderten zutraf. —

Allein zu dergleichen Erwägungen ließ der Rauſch der Freude die Leute damals nicht gelangen; man wußte nur, daß auch dieſe Einrichtung eine perſönliche Schöpfung des Königs ſei und hieß ſie als ſolche ohne Weiteres willkommen.

Endlich wurde jetzt auch das Amneſtiedekret vom 10. Auguſt, deſſen bereits früher ausführlich gedacht worden iſt, feierlich publicirt. Eine weitere Cabinetsordre dehnte die Amneſtie auch auf eine Menge kleinerer Vergehen, Uebertretungen der Forſt-, Jagd-, Poſt-, Stempel-, Steuer-, Zollgeſetze, auf Duelle, kleinere Diebſtähle, Deſertionen ꝛc. aus; für ſchwere Verbrechen wurde Milderung zugeſagt, im Fall dieſelbe von den betreffenden Miniſterien beantragt würde.

Der Reſt des Tages, ſo wie der folgende, verlief unter rauſchenden Feſtlichkeiten. Der König gab den Huldigungsdeputirten in dem alterthümlichen, prachtvoll geſchmückten Moskowitersaal ein glänzendes Mahl. Abends war die Stadt erleuchtet; die Studirenden brachten dem König als ihrem Magnificus einen feierlichen

Fackelzug. Am 14. bewirthete die Stadt die königlichen Gäste; dann Ausfahrt, dann Ball auf dem Moskowitersaal.

Und doch hatten diese lärmenden Tage, diese Tage des Glanzes und der Zerstreuung auch ihre sehr ernste Stunde gehabt. Wir haben bereits früher der Besprechungen und Zusammenkünfte gedacht, welche unter den versammelten Polen stattfanden; auch aus der Huldigungsrede des Herrn von Poninski haben wir ein Bruchstück mitgetheilt. Der Leser weiß also bereits, was in den Herzen der Polen gährte. Dieser König, so wohlwollenden Herzens, so schöpferischen Geistes, so geneigt zu Fortschritt und Verbesserung, sollte auch ihnen ein Messias werden; auch für ihr unglückliches Vaterland sollte die Sonne, die jetzt über Preußen aufgegangen, einen neuen Frühling heraufführen.

Der König hatte überdies (so wenigstens schmeichelten sich die Polen) bereits als Kronprinz die lebhaftesten Sympathien für ihre Nation und deren tragisches Schicksal an den Tag gelegt. Als im Jahre einunddreißig, während des russisch-polnischen Krieges, die angebliche Neutralität des preußischen Cabinets, zum Verderben der Polen täglich und stündlich verletzt worden war, als preußische Magazine die russischen Truppen verpflegt, preußische Ingenieure ihnen die Brücken über die Weichsel geschlagen hatten, sollte der Kronprinz in energischer Weise protestirt haben gegen dieses so unpolitische wie unrechtliche Verfahren.

Mit um so größerem Grund glaubten sie von ihm Abhilfe ihrer Beschwerden erwarten zu dürfen. Dieselben betrafen vornämlich die Beeinträchtigungen ihrer Nationalität, denen sie besonders in den letzten Jahren seit der Verwaltung des Herrn Flottwell ausgesetzt zu sein behaupteten: eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen und unbezweifelter Rechtlichkeit, aber, wie seine polnischen Ankläger hinzusetzten, eines eingefleischten Bureaukraten, der für die eigenthümlichen Verhältnisse der ihm anvertrauten Provinz weder Sinn noch Verständniß hätte, und überdies den Polen persönlich abgeneigt wäre.

Die Polen, da sie nicht, wie die preußischen Stände, das Recht eines Landtags hatten, sondern nur zu Ableistung der Huldigung entboten waren, entbehrten der Möglichkeit, ihre Beschwerden und Wünsche in offizieller Weise vor den König zu bringen. Graf

Eduard Raczynski, berühmt bei Polen und Deutſchen durch ſeinen Reichthum, ſeine Bildung und ſeinen Patriotismus, übernahm es, den König mit der Stimmung ſeiner Landsleute bekannt zu machen. Er ſuchte eine Audienz nach, die ihm am Morgen des 11. bewilligt ward.

Der König empfing ihn in Gegenwart des Miniſters von Rochow und desjenigen, gegen den die Beſchwerde hauptſächlich gerichtet war, des Oberpräſidenten Flottwell.

Graf Raczynski hielt eine Anrede, deren Faſſung er vorher mit ſeinen Landsleuten berathen hatte und die eine vollſtändige und gründliche Ausführung desjenigen enthielt, was Herr von Poninski am Tage zuvor im feierlichen Moment der Huldigung nur hatte andeuten können. (Vergl. die Aktenſtücke im Anhang Nr. IV.) Er ſprach dem Könige zuerſt den Dank der Provinz aus für die Freilaſſung des Erzbiſchofs von Poſen, wie auch für die Amneſtirung der politiſchen Vergehen; auch des landwirthſchaftlichen Creditſyſtems, welches der Provinz vor Kurzem bewilligt worden war, gedachte er dankend. So viel Wohlthaten in ſo kurzer Zeit ermuthigten ihn, dem Könige ein kleines Bild der Uebel zu entwerfen, über welche ſeine Landsleute ſich zu beklagen hätten. Der Redner erinnerte an die geſchichtliche Stellung der polniſchen Nation. Sie gehörten, ſagte er, einem Volke an, das weder das Gedächtniß, noch das Gefühl ſeiner alten Würde verloren habe. Was es alſo Schmerzlicheres für ſie geben könne, als den Gedanken, daß die mächtigſten Regierungen Europas, denen die Vorſehung ihr Schickſal überantwortet habe, ſie der Vernichtung geweiht zu haben ſchienen? In des Königs Seele wohne die Liebe zu Allem, was edel und gut; auch in den ihm anvertrauten Völkern erkenne er den Beruf geiſtiger und ſittlicher Veredelung; er würde kaum herrſchen mögen über ein unwürdiges Geſchlecht. Darum wendeten ſie ſich an ihn um Abhilfe der Uebel, von denen ſie bisher gekränkt worden. Sein königlicher Vorfahr habe ihnen bei der Beſitzergreifung im Jahre funfzehn Vaterland, Nationalität, Religion und Sprache feierlich und wiederholentlich verbürgt. Dieſe Bürgſchaft ſei die Baſis geweſen ihrer Eide; ſie hätten ſie geſchworen in dem vollen Glauben, daß eines Königs Wort, an dem das Glück von Millionen hänge, klar ſei, wie das Licht der Sonne, und keiner Deutung unterliege. Dennoch ſei Alles anders gekommen.

Nicht das Geſetz, wohl aber die mißbrauchte Deutung deſſelben, habe ſie all jener Vorrechte beraubt, die ihnen bei der Beſitznahme zugeſichert worden; die erſte königliche Verheißung ſei aufgehoben worden durch eine Menge ſpäterer Erlaſſe, Verordnungen und Einrichtungen, die ihnen Schritt vor Schritt gerade dasjenige verkümmert, was ihnen die koſtbarſten Güter und Rechte ſeien, die einzigen, die ſie aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet hätten: Nationalität und Sprache. Es ſei ihnen unmöglich, in der gegenwärtigen Verfaſſung ihres Heimathlandes ein Vaterland anzuerkennen, das ihre höheren Bedürfniſſe befriedige und ihren beſſeren Wünſchen ein würdiges Ziel edler Thatkraft ſetze. Die polniſche Sprache ſei durch ein Regulativ vom Jahre zweiunddreißig aus allen öffentlichen gerichtlichen und außergerichtlichen Verhandlungen vollſtändig verdrängt. Die Behörden ſeien faſt ohne Ausnahme von Deutſchen beſetzt; kaum Einen oder Zwei in großen Collegien gäbe es, welche nothdürftig Polniſch verſtänden. Der gefeierte deutſche Fleiß weihe ſtolz der Vernichtung die Sprache eines dem Untergange geweihten Volks: und damit dieſes über das ihm zugedachte Schickſal aufhöre in Zweifel zu ſein, damit es ſich deſto mehr gewöhne an den Gedanken des Untergangs und die Erinnerung verliere an ſich ſelbſt, ſei aus den Schulen die Geſchichte des polniſchen Vaterlandes verbannt. Der Titel eines Großherzogthums, den Friedrich Wilhelm der Dritte ſelbſt verliehen, ſei in allen öffentlichen Erlaſſen in Vergeſſenheit gerathen, nur noch von einer Provinz Poſen würde geſprochen; der weiße Adler auf der Bruſt des ſchwarzen ſei überall verſchwunden; ſchon würden die Polen nur noch Einwohner polniſcher Abkunft genannt. Selbſt die Geiſtlichen erhielten ihre theologiſche wie überhaupt wiſſenſchaftliche Bildung ausſchließlich in deutſcher Sprache. Die Landräthe würden nur aus den deutſchen Gutsbeſitzern der Provinz genommen; die bei der Occupation vorgefundenen, welche ſämmtlich Eingeborene geweſen, ſeien ſammt und ſonders abgeſetzt worden. Dieſe Vernichtung der polniſchen Nationalität ſei eine Demüthigung, ja eine Schmach, für welche keine materiellen Vortheile ſie entſchädigen könnten. Noch, Gottlob, ſeien des Königs polniſche Unterthanen nicht in dem Grade in gemeinen Eigennutz verſunken, noch durch ihr politiſches Unglück nicht dergeſtalt demoraliſirt, daß materielle Entſchädigung ihre beſſern Gefühle zum Schweigen brächte. Auch ſei nicht einmal der materielle

Wohlſtand vor jedem Uebergriff geſichert; die Art, die an ihre Volksthümlichkeit und Sprache gelegt ſei, drohe auch ihrem Grundbeſitz, damit ihr Stamm deſto ſchneller von dem Boden ihrer Väter verſchwinde. Bei Parcellirung der Domainen und anderer dem Staate zugehöriger Güter, würden, in Folge einer beſondern Miniſterialinſtruction, lediglich fremde Leute berückſichtigt, die eingeborenen Polen ſeien von dieſen Erwerbungen ausdrücklich ausgeſchloſſen. Aber das ſei die Frucht des ſyſtematiſchen Verfahrens jener Männer, welche, in Verkennung ihres beſſeren Berufes, ſich zwiſchen den König und ſeine Unterthanen geſtellt hätten; dieſe ſuchten die Eingeborenen des Großherzogthums Poſen durch feindliche Berichte zu verdächtigen, aus keinem andern Grunde, als um ſich ſelbſt unentbehrlich zu machen. Sie wüßten wohl, aus welchen Federn die Aufſätze gegen ihre Provinz kämen, von denen die öffentlichen Blätter Deutſchlands wimmelten. Sogar die Staatszeitung, noch in ihren neuſten Nummern, enthalte Dinge, die nur aus der Feder eines Beamten gefloſſen ſein könnten, der ſelbſt zur Provinzialbehörde gehöre, und deſſen verkehrter Wille die Befriedigung einer blinden Leidenſchaft in der Verläumdung einer Nation gefunden. Der König, über derlei Umtriebe erhaben, werde die verdunkelte Wahrheit zu erkennen wiſſen und den Wahlſpruch ſeines königlichen Hauſes: suum cuique, auch an den Polen in Erfüllung gehen laſſen, indem er ihnen gewähre, was ihnen gebühre nach göttlichen und menſchlichen Rechten. —

Das war denn freilich ein greller Mißton in dem Freudenhymnus dieſer Tage. Doch nahm der König den Vortrag (von dem übrigens ſofort Graf Raczynski ſelbſt Abſchriften an die Herren von Rochow und Flottwell ſandte) mit Gelaſſenheit und Würde auf. Er ſei augenblicklich nicht im Stande, den Grund oder Ungrund dieſer Beſchwerden vollſtändig zu beurtheilen. Sein Wille ſei es allerdings, jeder Provinz ihre Eigenthümlichkeit zu laſſen: alſo auch den Polen die ihrige. Fürs Erſte möge der Graf für ſeine Behauptungen Beweiſe ſammeln; erſt wenn dieſe erfolgt, könne der König eine Entſcheidung treffen. — In den Zirkeln der Polen wollte man noch andere vertrauliche Aeußerungen des Königs kennen. Er habe der Freimüthigkeit des Grafen Raczynski ſeine lebhafteſte Anerkennung ausgeſprochen. Er kenne ſelbſt (habe er geſagt) die Bureaukratie und begreife vollkommen, was gerade die polniſche Bevölkerung unter ihr habe

leiden müſſen. Die Polen könnten ſeines kräftigſten Beiſtandes gewiß ſein; er liebe ſie und werde ihnen ſeine Liebe zu beweiſen wiſſen. Nur müßten ſie ihm ein wenig Zeit laſſen; es widerſtrebe ſeinem Herzen, ſo kurze Zeit nach dem Hingange ſeines Vaters Irrthümer aufzudecken, welche ſich bei deſſen Lebzeiten allerdings hie und da wohl eingeſchlichen, und Beamte zu entfernen, die unleugbar zu den treuſten Dienern ſeines Vaters gehört hätten, ja deren Mißgriffe ſelbſt nur aus verkehrtem Dienſteifer hervorgegangen wären.

Dieſe polniſchen Kreiſe alſo waren von dem Vorgefallenen durchaus befriedigt. Nicht ganz daſſelbe war mit dem Publikum im Allgemeinen der Fall. Die Stimmung war den Polen ohnedies in dieſem Augenblick nicht eben günſtig. Herr von Dunin, der von ſeinen Landsleuten ſo ſichtlich auf den Schild gehoben ward, hatte die Großmuth, mit welcher der König ihn behandelt, ſchlecht belohnt. Kaum nach Poſen zurückgekehrt, hatte er unterm 27. Auguſt ein Umlaufſchreiben an die Geiſtlichkeit ſeines Erzbisthums in Betreff der gemiſchten Ehen erlaſſen, das den Erwartungen, die man gehegt, ſowie den verſöhnlichen Geſinnungen, welche der Prälat ſelbſt bei ſeiner Freilaſſung kundgegeben, nur in ſehr geringem Grade entſprach. Er empfahl den Geiſtlichen darin, zur Vermeidung aller Conflicte, ſich zur Einſegnung einer gemiſchten Ehe überhaupt gar nicht mehr herbeizulaſſen. Die Forderung der bisher üblichen Reverſe ſei allerdings durch die Landesgeſetze verboten; ſie möchten alſo auch ſolche Ehen, wo die bisher üblichen Reverſe ausgeſtellt würden, nicht mehr einſegnen. Im Uebrigen werde er an den Papſt wegen weiterer Verhaltungsmaßregeln berichten.

Damit war der Knoten denn allerdings nicht gelöſt, ſondern zerhauen. Die Einſegnung gemiſchter Ehen, die bisher noch unter gewiſſen Bedingungen ſtattgefunden, war den Geiſtlichen damit überhaupt unterſagt; hatten bisher nur diejenigen Brautpaare, die ſich den Forderungen des Geiſtlichen nicht fügen wollten, unter dem Kirchenſtreit zu leiden gehabt, ſo mußten jetzt auch diejenigen, die gern jede Bedingung erfüllen wollten, der Einſegnung durch den katholiſchen Geiſtlichen entbehren, das heißt, ſie mußten entweder in einer Ehe leben, welche in den Augen der katholiſchen Kirche keine Ehe war, oder ſie mußten auf ihre Ehe überhaupt verzichten.

Die Entrüſtung, mit welcher das Publikum dieſen Schritt des

Herrn von Dunin aufnahm, war alſo in der That gerecht: und ſelbſt das Beiſpiel des Königs, der den Prälaten bei ſeiner Anweſenheit in Königsberg mit unerwarteter Zuvorkommenheit behandelte, vermochte keine Aenderung darin hervorzubringen. Ungerecht aber war es, daß man ſich dadurch ſtellenweiſe zu einer Verdächtigung der Polen überhaupt hinreißen ließ. Der Vorfall vom 11., der namentlich unter den höheren Beamten eine wahrhaft fanatiſche Indignation hervorbrachte, trug nur dazu bei, dieſe Stimmung zu vermehren. Ob die Polen nicht wüßten, daß ſie doch immer nur Fremdlinge im Hauſe wären? ob ſie etwa leugnen wollten, daß der Wohlſtand des Großherzogthums, Handel, Gewerbe, Ackerbau, ſich ſeit der preußiſchen Beſitzergreifung verdreifacht habe? und wie alſo gerade ſie dazu kämen, den Einklang dieſer feſtlichen Stunden durch Anklagen und Beſchwerden zu ſtören? —

Am nächſten Morgen trat der König ſeine Rückreiſe an. Eine Cabinetsordre an den Oberpräſidenten von Schön beauftragte denſelben, der Provinz den Dank des Monarchen auszuſprechen für die vielen Beweiſe treuer Anhänglichkeit, durch welche ſie ſeinen Aufenthalt verſchönert. Das Wohl der Provinz Preußen liege ihm ganz beſonders am Herzen; er werde, ſo viel die Kräfte des Staates es verſtatten würden, darauf bedacht ſein, das Wohl der Stadt Königsberg ſowie der Provinzen, deren Huldigung er ſo eben empfangen, zu befördern.

Die Reiſe des Königs ging über Danzig und Stettin. Ueberall wurde er mit den Zeichen aufrichtigſter Freude empfangen; überall, durch die Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens, den Schwung ſeiner Reden, den Witz ſeiner Antworten, wußte er die Herzen an ſich zu feſſeln.

Zum 21. wurde ſeine Rückkehr nach Berlin erwartet. Die Bewohner der Hauptſtadt, die hinter der armen Provinz Preußen nicht zurückbleiben wollten, hatten zu dieſem Tage die großartigſten Zurüſtungen gemacht. Ein feierlicher Einzug war vorbereitet; der König, nach einigen Weigerungen, hatte denſelben angenommen.

Das Feſt trug einen eigenthümlichen Charakter; man hatte es demjenigen anzunähern geſucht, was man, mit oder ohne Grund, für den Geſchmack und die Neigung des Monarchen hielt. Es war alſo, ſtatt jenes militairiſchen Pompes, welcher ſonſt bei derartigen

Gelegenheiten die Bewohner der Reſidenz geblendet hatte, vielmehr ein bürgerlich mittelalterliches Feſt, womit die Hauptſtadt den heimkehrenden König empfing. Namentlich die Gewerke und Innungen (ſo weit es deren noch gab) prangten in feierlichem Aufzug. Es waren ihrer zweiundfunfzig, alle mit prachtvollen Fahnen, getragen von reichgekleideten Fahnenſchwenkern; im Ganzen ein Corps von mehr als zehntauſend Mann, mit tauſend Muſikern. Alle führten auf ihren Marſchallsſtäben Embleme ihrer Beſchäftigung; darunter viel Sinnreiches und Hübſches. — Die Stadt als ſolche gab ihre Freude durch eine Ueberraſchung zu erkennen, die ſie dem König bereitete, und die beſſer als Alles den naiven Standpunkt jener Zeit charakteriſirt. An dem Berliner Rathhaus nämlich, einem alten, unſchönen Gebäude, befand ſich ein Vorſprung, der eben auch nicht zu ſeiner Verſchönerung beitrug, wohl aber die ohnedies ſchon enge Straße noch mehr beſchränkte, und dadurch bei der lebhaften Paſſage mancherlei kleine Unfälle veranlaßte. Noch vor Kurzem war der Wagen des damaligen Kronprinzen, an dieſen Vorbau anprallend, einer gefährlichen Beſchädigung nur mit Noth entgangen. Dieſen Vorbau alſo, deſſen Abbruch ſchon ſeit Jahren, aber immer vergeblich, beantragt worden war, ließ der Magiſtrat zur Feier des königlichen Einzugs wegräumen, und zwar ganz im Stillen; ſogar die Zeitungen waren erſucht worden, nichts davon zu erwähnen, damit die Ueberraſchung ja vollſtändig ſei. — Glückliche Zeit, wo Volk und König noch ſo eifrig waren, einander die Steine des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen! Nicht lange, und man begriff nicht, daß jemals eine ſolche Zeit geweſen. . . .

Dennoch, bei allem äußern Glanz, ſtand dieſe Berliner Feſtlichkeit der Königsberger um Vieles nach. Es fehlte ihr der tiefere Sinn, der dieſe geadelt hatte; wo jemand beim Anblick dieſer Triumphbogen gefragt hätte, welcher Sieg denn errungen ſei, und von welchem großen und glorreichen Unternehmen der König heimkehre — man hätte ihm müſſen die Antwort ſchuldig bleiben.

Dem König ſelbſt entging das Unverhältnißmäßige dieſes Empfanges nicht: und geiſtreich, wie er war, wußte er es durch eine geſchickte Wendung, die ſeiner Beſcheidenheit Ehre machte und gewiſſermaßen ein Gelübde für die Zukunft enthielt, auszugleichen. Es ſei ihm ſchwer, antwortete er den Deputirten der Stadt, die ihn beim Einzug begrüßten, die Gefühle in Worte zu bringen, welche

dieſer Empfang in ihm errege. Sie wüßten, wie abhold der hochſelige König allem lauten und äußern Gepränge geweſen, und wie gefliſſentlich er jede Veranlaſſung dazu abgelehnt. Auch er ſei kein Freund davon; er ſei lange Zeit mit ſich ſelber zu Rathe gegangen, wie er ſich in dieſem Falle zu verhalten hätte. Endlich ſei er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er ſich der Stadt und Bürgerſchaft nicht entziehen dürfe. Sein Vater, der viel, ſehr viel für die Stadt und das Land gethan, hätte das Recht gehabt, beſcheiden zu ſein; er habe es ſich errungen, ja erobert gehabt durch die Fülle ſeiner Thaten. Ihm, dem regierenden König, ſtehe ein ſolches Recht noch nicht zu: und darum habe er der Stadt einen Feſttag nicht verſagen mögen, den ſie ſich bereitet habe. Er habe noch nichts für ſie gethan. So wollten ſie denn ein Abkommen mit einander treffen; dieſes nämlich: „daß, wenn es mir einſt unter Gottes Beiſtand gelingen wird, recht viel für das Land gethan zu haben, und ich kehre dann wieder einmal zu Ihnen zurück, Sie mich alsdann ganz ſtill in dieſe Mauern einziehen laſſen.“ —

Was der Feſtlichkeit aber außerdem noch Schaden that, war der Hinblick auf die noch größere, die ſchon für die nächſte Zeit in Ausſicht ſtand. Zum 15. Oktober nämlich, dem Geburtstage des Königs, war die Huldigung der übrigen Provinzen angeſetzt; der Empfang des Königs, wie glänzend an ſich, durfte doch für nichts weiter gelten, als nur einen Vorläufer der Pracht, die alsdann ſich in Berlin entwickeln ſollte.

Von zwei ſo außerordentlichen Feſtlichkeiten gleichſam in die Mitte genommen, blieb das Berliner Guttenbergsfeſt, das in eben dieſen Tagen (September 25.) begangen ward, beinahe völlig unbeachtet. Das Merkwürdigſte daran war ohnedies, daß es überhaupt gefeiert ward. Die Leſer erinnern ſich aus dem erſten Abſchnitt dieſes Buches, daß es noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelm III. anfänglich überhaupt verboten, dann nur unter Beſchränkungen geſtattet worden war, die es den Betheiligten ſelbſt wünſchenswerth erſchienen laſſen, lieber völlig davon abzuſtehen. Späterhin hatte der Tod des alten Königs eine Verlegung des Feſtes nothwendig gemacht. Jetzt freilich waren alle Beſchränkungen aufgehoben worden. Doch war die Zeit für das Feſt überhaupt vorüber, die Gedanken hatten andere Richtungen genommen, man fing bereits an ſich für Größeres zu intereſſiren.

Die Feier war äußerlich armſelig, innerlich lau und kühl. Ein Fackelzug, der am Vorabend derſelben dem Herrn von Rochow gebracht wurde, erregte nach den bekannten Antecendentien dieſes Mannes im Publikum einiges Kopfſchütteln. — Die Leute bedachten nicht, daß ein Miniſter, der allgemein für den Günſtling des Königs gilt, allemal der Mann iſt, welchem ein Fackelzug gebührt. — — —

Sechstes Kapitel.

Rückblick auf die preußiſche Verfaſſungsfrage; ihr Urſprung und ihre geſchichtliche Entwicklung. — Die Reformen von 1808; das Stein'ſche Teſtament. — Der Staatskanzler von Hardenberg. Geſetzliche Verordnungen und Erlaſſe. Verordnung vom 22. Mai 1815; Staatsſchuldengeſetz. — Die Coblenzer Adreſſe; Cabinetsſchreiben vom 21. März 1818. — Die Provinziallandtage. — Die Streckfuß'ſche Schrift über die Garantien der preußiſchen Zuſtände. Literariſche Polemik dagegen; die Halliſchen Jahrbücher und die Hegelſche Philoſophie. — Aufnahme der Königsberger Ereigniſſe im Publikum. Adreſſen in Königsberg und Cöln. — Cabinetsordre vom 4. Oktober 1840; ihre Wirkung. —

Während auf dieſe Weiſe die Hauptſtadt von Feſt zu Feſten eilte, hatte die Kunde der Königsberger Ereigniſſe die geſammte Monarchie durchflogen, und überall die lebhafteſte Aufregung hervorgebracht. Um dieſelbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu begreifen, iſt es nöthig, einen Blick rückwärts zu werfen auf den Urſprung und die geſchichtliche Entwicklung dieſer (wie man ſie jetzt nannte) preußiſchen Verfaſſungsfrage: einer Frage, welche ſeitdem, eine Reihe verhängnißvoller Jahre hindurch, auf dem Lande laſten ſollte, gleich der Räthſelfrage der Sphinx. Und noch in dieſem Augenblick warten wir vergebens auf den Oedipus, der ſie völlig in den Abgrund ſtürzen und dem Lande ſeinen Frieden zurückgeben wird.

Wir haben bereits früher jener merkwürdigen Epoche der preußiſchen Geſchichte gedacht, in welcher der ganze Staat einem unvermeidlichen Untergange geweiht ſchien, und die nichtsdeſtoweniger

gerade der Frühling ſeiner erneuten Größe ward: jener merkwürdigen Jahre nach dem Tilſiter Frieden, wo die Hand der Freiheit das preußiſche Staatsſchiff lenkte, und es glücklich durch alle Stürme leitete.

Daß ſchon damals den Staatsmännern jener Epoche als Ziel und Abſchluß der damaligen Reformen nichts Geringeres vorſchwebte, als eine reichsſtändiſche Verfaſſung, und daß all jene vorzüglichen Einrichtungen, durch welche Preußen der Welt damals ein Muſter gab, wie man einen Staat wiederherſtellen müſſe, gleichſam nur der Unterbau, nur die Vorbereitung ſein ſollten für die künftige Verfaſſung, darüber zum Wenigſten kann kein Zweifel erhoben werden. Man kennt das Rundſchreiben des Staatsminiſters von Stein vom 24. November 1808, mit welchem derſelbe bei ſeinem erzwungenen Austritt aus dem preußiſchen Staatsdienſt von den Behörden Abſchied nahm, das ſogenannte Stein'ſche Teſtament. Schon in dieſem Schreiben wird „eine allgemeine Nationalrepräſentation" als das nächſte und wichtigſte Beförderungsmittel der öffentlichen Wohlfahrt angeführt. Von der Verwirklichung oder Beſeitigung dieſes Planes hänge das ganze Wohl und Wehe des Staates ab; auf dieſem Wege allein könne der Nationalgeiſt wahrhaft erweckt und belebt werden.

Auch Steins Nachfolger, der Staatskanzler von Hardenberg, hielt an dieſem Gedanken feſt, ſo feſt, daß er ihn ſelbſt ſchon in die öffentliche Geſetzgebung einführte. Das Edict über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben und Steuern, vom 27. Oktober 1810, nimmt ſchon ausdrückliche Beziehung auf die „zweckmäßig eingerichtete Repräſentation", welche der König „ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze" zu geben ſich vorbehalte. Auch fand wirklich ſchon im Februar 1811 eine „interimiſtiſche Repräſentativverſammlung" in Berlin ſtatt. Daß es ernſt damit gemeint war, das beweiſt beſſer als Alles der Rothſchrei, welchen ſchon damals ein Theil des Adels gegen die beabſichtigte „moderne Verfaſſung" erhob; in einer leidenſchaftlichen Eingabe vom 11. Februar 1811 verwahrten ſie ſich bereits aufs Nachdrücklichſte gegen die Beeinträchtigung ihrer Rechte, welche ſie von der neuen Verfaſſung befürchteten, und gegen dieſe „Capitulation",

welche der Staatskanzler im Begriffe ſei, mit den „Grundſätzen der Revolution" einzugehen.

Doch kam dieſe Furcht fürs Erſte noch zu früh. Der gewaltige Zudrang der Ereigniſſe von außen ließ keinen Raum zu dieſem wichtigen, dieſem letzten Abſchluß der inneren Entwicklung. — Aufgegeben indeß war der Gedanke keinen Augenblick; der Lärm des Krieges konnte ihn einige Zeit zurückdrängen, aber nicht erſticken. Im Gegentheil, er ſelbſt führte die preußiſchen Banner in die Schlacht. In der Verordnung wegen Bildung der Landwehr, vom 17. März 1813, fand der König für nöthig, ſich ausdrücklich deshalb zu entſchuldigen, daß er nicht „mit ſeinen getreuen Ständen darüber in Berathung getreten"; aber die Zeit erlaube es nicht. Daß bei dieſem Ausdruck nur an die beabſichtigten allgemeinen, nicht an die Provinzialſtände gedacht war, die hie und da als eine verſchollene Rarität noch exiſtirten, darüber kann, nach dem Zuſammenhang alles Bisherigen, kaum mehr gezweifelt werden; wer es doch noch thun möchte, der überzeuge ſich aus der ſogenannten Denkſchrift des Staatskanzlers von Hardenberg über den Sieg der Conſtitution in Preußen, welche zuerſt von Benjamin Conſtant herausgegeben ward, wie das preußiſche Miniſterium zu jener Zeit über dieſe alten Landſtände dachte, und daß es die Wiederherſtellung derſelben dazumal als eine „offenbare Unmöglichkeit" betrachtete.

Noch unzweideutiger (um von dem bekannten Artikel 13. der Bundesakte, durch welchen jedem der Bundesſtaaten eine „landesſtändiſche Verfaſſung" garantirt wurde, hier völlig abzuſehen) ſprach der König ſich in den Proclamationen aus, mit denen er im Frühjahr 1815 von den neuerworbenen Provinzen Beſitz ergriff. Die Reichsvertretung wurde darin ausdrücklich unter den Vortheilen angeführt, welche die neuerworbenen Provinzen in Zukunft mitgenießen ſollten. In dem Patent wegen Beſitzergreifung der Rheinlande (vom 5. April 1815) wurde ſogar das wichtigſte aller ſtändiſchen Rechte, die Feſtſtellung der Steuern, namentlich zugeſichert. Von beſonderem Intereſſe waren auch die Beſitzergreifungspatente an die Einwohner des Großherzogthums Poſen und die Bewohner der Stadt und des Gebietes von Danzig und Thorn, vom 15. Mai 1815, ſowie die ſpäteren Patente wegen Sachſen, Weſtphalen, Pommern ꝛc., vom Juni bis September deſſelben Jahres. In ihnen wird die „Conſti-

tution", die der König „allen ſeinen getreuen Unterthanen zu gewähren beabſichtige", von der „ſtändiſchen Verfaſſung", welche den einzelnen Provinzen je nach ihren Bedürfniſſen ertheilt werden ſollte, ausdrücklich unterſchieden, und eine wie die andere zugeſichert: ein wichtiger Umſtand, welchen diejenigen, die in der Folge behaupteten, die königliche Zuſicherung ſei durch die provinzialſtändiſche Verfaſſung vom Jahre dreiundzwanzig erfüllt und das Land habe auf nichts Weiteres mehr Anſpruch, nicht hätten überſehen ſollen.

Das entſcheidendſte und vollſtändigſte Aktenſtück in dieſer Hinſicht iſt die bekannte „Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes", vom 22. Mai 1815, dieſe eigentliche magna charta wenn auch nicht der Rechte, ſo doch wenigſtens der Wünſche und Hoffnungen der preußiſchen Nation. Die Geſchichte des preußiſchen Staates (hieß es im Eingang dieſes denkwürdigen Aktenſtückes) zeige zwar, daß der wohlthätige Zuſtand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung, in den Eigenſchaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit gefunden hätten, die ſich bei der Unvollkommenheit und dem Unbeſtande menſchlicher Einrichtungen erreichen laſſe. Um dieſelbe jedoch noch feſter zu begründen und der preußiſchen Nation ein Pfand ſeines Vertrauens zu geben, ſollten die Grundſätze, durch deren Befolgung der preußiſche Staat bisher ſo glücklich geweſen ſei, vermittelſt einer ſchriftlichen Urkunde, als Verfaſſung des preußiſchen Reichs, auf die Nachkommen überliefert werden. Der König habe zu dieſem Ende die Bildung einer Repräſentation des Volkes beſchloſſen. Dieſelbe ſolle aus den Provinzialſtänden, wie ſie theils noch beſtänden, theils neu eingerichtet werden ſollten, gewählt werden und in Berlin ihren Sitz haben. Auch die Wirkſamkeit dieſer künftigen Landesrepräſentanten wurde ſofort in Kürze angedeutet. Es ſei ohne Zeitverluſt eine Commiſſion in Berlin niederzuſetzen, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtehen, und ſich mit Organiſation der Provinzialſtände wie der Landesrepräſentanten, ingleichen mit Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den aufgeſtellten Grundſätzen, beſchäftigen ſolle; ſchon am nächſten 1. September ſolle dieſelbe unter Vorſitz des Staatskanzlers, der auch die Mitglieder zu ernennen habe, zuſammentreten.

Mit dieſer königlichen Verordnung waren in der That alle noch möglichen Zweifel beſeitigt: und die Geſetzgebung ſelbſt nahm von da ab auf die künftige Verfaſſung wie auf etwas bereits zu Recht Beſtehendes Bezug. In der „Verordnung wegen der angeblichen geheimen Geſellſchaften" vom 6. Juni 1816, durch welche der berühmten Fehde über den Tugendbund ein Ende gemacht werden ſollte, berief der König ſich wegen Aufhebung des gedachten Bundes unter Anderm auf „die ihm zur Beſtätigung vorgelegten Entwürfe einer Verfaſſungsurkunde". Allbekannt iſt auch die „Verordnung wegen der künftigen Behandlung des Staatsſchuldenweſens" vom 17. Januar 1820, in welcher der „Reichsſtände" nicht nur mehrfach Erwähnung geſchah, ſondern auch die Aufnahme jedes etwa erforderlichen neuen Darlehens an die Zuziehung und Garantie der „künftigen reichsſtändiſchen Verfaſſung" geknüpft ward. Auch ſollte die Verwaltung der Staatsſchulden verpflichtet ſein, „der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung alljährlich Rechenſchaft zu legen."

Dieſe letztere Verordnung iſt um ſo wichtiger, als ſie in eine Zeit fällt, wo der Umſchwung der preußiſchen Politik bereits vollendet und der Sieg des Metternich'ſchen Syſtems auch in Preußen bereits geſichert war. Gewiſſermaßen als Grenzmark dafür kann das Cabinetſchreiben gelten, mit welchem der König unterm 21. März 1818 die berühmte Coblenzer Adreſſe erwiederte. Alle bisherigen Erlaſſe, wie wir geſehen haben, hatten die Verfaſſung in allernächſte Ausſicht geſtellt, ja zum Theil ſie als ſchon beſtehend betrachtet. In dieſem Cabinetſchreiben zuerſt wurde ſich darauf berufen, daß eine Zeit, wann die landſtändiſche Verfaſſung eintreten ſolle, nirgend angegeben ſei. Nicht jede Zeit ſei die rechte, Veränderungen in der Staatsverfaſſung vorzunehmen. Der König habe ſeine Zuſicherungen aus ganz freier Entſchließung gegeben; wer ihn daran erinnere, gebe dadurch einen frevenlichen Zweifel zu erkennen an der Unverbrüchlichkeit ſeiner Zuſage und greife ſeinem Urtheil über die rechte Zeit der Einführung dieſer Verfaſſung vor, einem Urtheil, das eben ſo frei ſein müſſe, als der erſte königliche Entſchluß es geweſen. Der König allein werde beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſolle; durch keine unzeitigen Vorſtellungen werde er ſich im richtigen Fortſchreiten zu dieſem Ziele übereilen laſſen. Der Unterthanen Pflicht ſei es, im Vertrauen auf

die freie Entschließung des Königs, welche jene Zusicherung gegeben und auch den entsprechenden Artikel der Bundesakte veranlaßt habe, den Zeitpunkt abzuwarten, den er, von der Uebersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung würde geeignet finden.

Ein sehr veränderter Standpunkt das, ohne Zweifel: der Standpunkt des beschränkten Unterthanenverstandes, der in der Folge so glorreich ausgebildet ward. — Aber die Zusicherungen selbst, wie man sieht, wurden dadurch nicht alterirt. Im Gegentheil: ihre Verbindlichkeit wurde ausdrücklich anerkannt, in dem Grade sogar, daß schon der bloße Zweifel daran als eine offene Majestätsbeleidigung betrachtet ward. Nur die Zeit der Ausführung behielt der König sich vor; in allem Uebrigen erklärte er selbst sich gebunden.

Dasselbe wiederholte sich in dem Gesetz vom 5. Juni 1823, wegen Anordnung der Provinzialstände. Auch hier wurden neben den Provinzialständen „allgemeine ständische Versammlungen" ausdrücklich vorbehalten; der Zeitpunkt, wann die „Zusammenberufung der allgemeinen Landstände" erforderlich sein würde, und alsdann die Art ihrer Bildung sollte auch hienach den „weiteren Bestimmungen der landesväterlichen Fürsorge" überlassen bleiben.

Seitdem waren siebzehn Jahre vergangen: aber der richtige Zeitpunkt hatte sich noch immer nicht finden wollen. Daß er in der That, so lange Friedrich Wilhelm der Dritte lebte, sich nicht wohl finden konnte, haben wir bei der Charakteristik dieses Fürsten ausführlicher nachgewiesen. — Nur zweimal während dieses ganzen Zeitraumes war der König an die Erfüllung seiner Zusage erinnert worden, zuerst von dem westphälischen Landtag, das andere mal von den Vertretern der Stadt Elbing; beide Male waren die Antragsteller durch eine Antwort im Stil des königlichen Schreibens vom 21. März 1818 ab und zur Ruhe verwiesen worden.

Aber wenn der Stil dieser Antwort noch im Jahre achtzehn bei der politischen Erregtheit, welche damals noch in Deutschland herrschte, eine ziemlich allgemeine Entrüstung hervorgerufen, ja wenn derselbe namentlich in der Rheinprovinz eine Mißstimmung gegen den König erzeugt hatte, die im Grunde niemals wieder ganz ausgeglichen ward: so ging im Gegentheil diese Erneuerung desselben an der Nation fast spurlos vorüber. Das Volk selbst hatte das

Intereſſe für dieſe Angelegenheit verloren: vorausgeſetzt, daß die Theilnahme dafür überhaupt jemals im Volke, nicht blos in einigen excluſiven Kreiſen deſſelben exiſtirt hatte, oder höchſtens in einzelnen Gegenden der Monarchie. Gewöhnt, jeden Fortſchritt und jede Entwicklung des Staatslebens von oben herab zu empfangen, hatte die Maſſe des Volkes ſich bei der wiederholten Zuſage des Königs vollkommen beruhigt. Den Meiſten war die verſprochene Reichsvertretung ein ſo fremdes, ſo abenteuerliches, Vielen ſogar ein ſo zweideutiges Ding, daß ſie vollſtändig zufrieden waren, die Zuſicherung auf dem Papiere zu haben, und die Ausführung gern dem Gutdünken des Königs überließen.

Auch hatte die Nation in der That genug zu thun, ſich in jene neuen und wahrhaft freiſinnigen Inſtitutionen, jene Gewerbfreiheit, jene Landwehr, jene Städteordnung ꝛc. einzuleben, durch welche die Staatsmänner der Jahre acht und zehn die künftige Verfaſſung hatten vorbereiten wollen. Beſchränkt, ja freiheitfeindlich in ihren oberſten Prinzipien, athmete die Verfaſſung des Landes nichtsdeſtoweniger in einzelnen Einrichtungen eine Freimüthigkeit und eine demokratiſche Geſinnung, welche die Maſſe des Volks ſich erſt ſehr allmälig aneignen konnte. So hoch hatten jene reformatoriſchen Geiſter über dem Durchſchnittsniveau ihrer Zeit geſtanden, ſo reich war die Ausſaat geweſen, welche ſie geſtreut, daß Jahrzehente vergehen mußten, bevor dieſelbe völlig reifen und das Volk im Großen ſeinen Führern nachkommen konnte.

Dazu die materielle Noth, welche alle Kräfte in Anſpruch nahm; der induſtrielle Eifer lähmte den politiſchen. Dazu ferner der ſchlechte Erfolg, welchen die conſtitutionellen Anſtrengungen in andern deutſchen und außerdeutſchen Staaten hatten; dazu der bekannte preußiſche Hochmuth und die Eitelkeit, die keiner Verbeſſerungen bedürftig zu ſein glaubte, am Wenigſten ſolcher, mit denen Andere ihr vorangegangen.

Doch auch über dieſe Phaſe der öffentlichen Meinung in Preußen haben wir bereits des Näheren geſprochen, ſowohl in der Einleitung wie auch in dem Gemälde, das wir von der Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms des Dritten zu geben verſuchten: und genügt es daher, auf das dort Geäußerte zu verweiſen. —

Erſt ganz gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten tauchte die preußiſche Verfaſſungsfrage (nämlich wenn

man ſie damals ſchon ſo nennen durfte) wieder auf: wiewohl auf einem ganz anderen Gebiete. Es iſt ein altes Sprichwort, daß gewiſſe Freunde gefährlicher ſind, als gewiſſe Feinde. Aus der preußiſchen Büreaukratie ſelbſt, aus der Reihe der unbedingteſten und eifrigſten königlichen Diener, ſollte die Anregung hervorgehen zur Wiederaufnahme einer Frage, welche bereits faſt vergeſſen war und die nun gerade von denen wieder ins Leben gerufen ward, die ſo eben noch den Beweis hatten liefern wollen, daß ſie überall nicht mehr exiſtire. Der Geheimerath Streckfuß, ein wohlwollender und gebildeter Mann, auch als Dichter nicht unbekannt, ließ zu Ende des Jahres achtunddreißig in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Aufſatz drucken über die „Garantien der preußiſchen Zuſtände". Er bewies darin, oder ſuchte doch zu beweiſen, daß in Preußen Alles ſo vollkommen ſei, daß es einer ſogenannte Verfaſſung gar nicht erſt bedürfe. Jene Garantien der Freiheit und des öffentlichen Rechtes, welche andere Staaten ſich durch geſchriebene Verfaſſungen, durch Parlamente und Volksvertreter zu verſchaffen ſuchten, beſitze Preußen ſeit Langem in ſeiner Verwaltung, ſeiner Geſetzgebung, ſeiner ganzen Einrichtung; ſchon der Volksgeiſt an ſich, erzogen und gepflegt von der Weisheit der Regierung, ſei von der Art, daß er alle ſonſtigen Sicherheiten entbehrlich mache. Der Verfaſſer ging zu dem Ende die Einrichtungen des preußiſchen Staates durch. Er lobte die Unabhängigkeit der Verwaltung. Von Adelsvorrechten wiſſe man in Preußen längſt nichts mehr; die Selbſtändigkeit der Städte ſei ohne Beiſpiel; auch die ländliche Bevölkerung ſtände faſt überall unter ſelbſtgewählten Behörden. Kein anderer Beamtenſtand könne ſich an Bildung mit dem preußiſchen vergleichen; ſeine Unbeſtechlichkeit ſei ſprichwörtlich. Das ſtändiſche Leben in Kreis- und Provinzialſtänden ſei thätig und wohlgeordnet. Die Einrichtung des Heeres werde ſeit Langem auch vom Auslande bewundert. Was alſo einem ſolchen Staate noch zu wünſchen übrig bleibe? und was eine Conſtitution ihm noch geben könnte? Damit, ſetzte der Verfaſſer begütigend hinzu, ſolle der Stab nicht über die Conſtitutionen überhaupt gebrochen ſein: gewiß möge es Staaten geben, für die ſie recht vortheilhaft, recht nöthig wären; nur Preußen wäre ein ſolcher Staat nicht.

Der Aufſatz erregte, theils durch ſeinen Inhalt, theils auch

durch die amtliche Stellung des Verfaſſers, nicht geringes Aufſehn. Bei den Büreaukraten und den preußiſchen Patrioten, denen nämlich, die ſich ſelbſt dafür ausgaben, machte er großes Glück. Deſto ungünſtiger war die Aufnahme auswärts, beſonders in den conſtitutionellen Staaten Süddeutſchlands, wo die Schrift als ein Fehdehandſchuh betrachtet ward, der ganz ausdrücklich ihnen hingeworfen ſei. Man zuckte die Achſeln über die unſelige Selbſtzufriedenheit und die gefliſſentliche Beſchränktheit, die gegenwärtig in Preußen das große Wort allein zu haben ſcheine, und die ſich in der Schrift des Herrn Streckfuß ſo widerlich offenbare. Man geißelte die Trivialität ſeiner Anſichten, ſowie die Seichtigkeit ſeiner Gründe. Herr Streckfuß rühme den Wohlſtand Preußens, und wie ſicher, wie angenehm es ſich unter dem Schutz des preußiſchen Adlers lebe. Aber ob dieſer Wohlſtand, dieſe Sicherheit wirklich die letzte Aufgabe eines Staates ſei? und ob es nicht namentlich für Preußen noch eine unendlich viel höhere Beſtimmung gebe, dieſe nämlich, der Bannerträger Deutſchlands, der Schutz und Hort ſeiner Freiheit zu ſein? — Der preußiſche Staat, wie er jetzt beſtehe, ſei eine Hierarchie, die Beamten ſeien Prieſter; der Laie, das Volk, ſei vom Heiligthum ausgeſchloſſen, und erhalte und erfahre nur, was die politiſchen Pfaffen für gut befänden.

Mit einem Worte: Preußen als Staat ſei noch katholiſch; derſelbe Staat, welchen die Weltgeſchichte ſelbſt zum Schutzherrn des Proteſtantismus beſtellt, ſei als Staat von dem proteſtantiſchen Prinzip, dem Prinzip der Freiheit und der Selbſtbeſtimmung kaum noch berührt. Erſt wenn dieſes bei ihm durchgedrungen, erſt nach einer Wiedergeburt freier und wahrhaft reformatoriſcher Entwicklung, werde Preußen zu ſeiner eigenen Wahrheit, und damit zugleich zu derjenigen Stelle an der Spitze Deutſchlands gelangen, die ihm alsdann ohne Widerſpruch gebühre. Dieſe Entwicklung ſelbſt jedoch ſei nur möglich, indem es den conſtitutionellen Weg betrete; die preußiſche Conſtitution ſei nicht blos eine preußiſche, ſie ſei auch eine deutſche Angelegenheit, ſie ſei eine Nothwendigkeit der deutſchen Geſchichte überhaupt, und werde als ſolche eintreten, wie entbehrlich Herr Streckfuß und ſeine Freunde ſie auch halten möchten. —

Es waren beſonders die Halliſchen Jahrbücher, welche die Schrift des Herrn Streckfuß in dieſem Sinne beſprachen: ein Journal,

das vor Kurzem von einigen höchſt talentvollen Anhängern der Hegelſchen Philoſophie gegründet worden war, und ſich die Aufrechterhaltung und conſequente Durchführung dieſes Syſtems zur beſonderen Aufgabe geſtellt hatte. Faſt noch niemals in Deutſchland hatte ein Journal ſo viel friſche und glänzende Kräfte vereint; trotz ſeiner kurzen Dauer war es ſchon eine Autorität beim Publikum, wenigſtens beim wiſſenſchaftlichen, geworden. In dem erzbiſchöflichen Streit hatte es ſehr lebhaft für die preußiſche Regierung Partei genommen und ihre Sache, als die Sache der Freiheit und der Aufklärung, mit Geiſt und Glück vertheidigt. Es war in Folge deſſen dahin gekommen, überhaupt den Bewunderer Preußens zu machen; es hatte Preußen philoſophiſch conſtruirt als den proteſtantiſchen Staat, den Staat der Intelligenz ſchlechthin, und die Conſequenzen davon mit einer Beharrlichkeit gezogen, welche ſich ſelbſt durch den Vorwurf der Boruſſomanie, der dagegen erhoben ward, nicht erſchüttern ließ.

Mit der Kritik des Strecfuß'ſchen Buches nahmen die Jahrbücher, oder, was ſchon daſſelbe war, nahm die geſammte jüngere philoſophiſche Generation, die ſich unter dem Banner dieſes Journals vereinigt hatte, eine völlig veränderte Stellung ein; der Staat des Proteſtantismus und der Intelligenz wurde allmälig einer Kritik unterworfen, die, täglich gründlicher, täglich herber werdend, in ihrem weiteren Verlauf zu Conflicten führte, die ſogar geſchichtliche Bedeutung in Anſpruch nahmen, und von denen daher in dieſem Buche noch öfters die Rede ſein wird.

Als Verfaſſer der erwähnten Kritik wurde der Doctor Strauß bezeichnet, der Verfaſſer des „Lebens Jeſu", damals eben auf dem Höhenpunkte ſeiner Berühmtheit und ſeines wiſſenſchaftlichen Glanzes. Der Aufſatz war mit der ganzen Ueberlegenheit philoſophiſcher Bildung geſchrieben, und mit jener Schärfe der Dialektik, die dem berühmten Verfaſſer eigenthümlich; er fand beſonders unter dem jüngern Geſchlecht zahlreiche Bewunderer und faſt eben ſo viele Nachahmer. Die Kritik der preußiſchen Zuſtände wurde von da ab ein Lieblingsgegenſtand dieſer halb philoſophiſchen, halb publiciſtiſchen Journaliſtik; unzählige Kärrner verhandelten den Gedanken, den hier ein König des Geiſtes unter ſie geworfen. —

Schon in dem letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm des Dritten war dieſe Bewegung in vollem Gange. Zweierlei jedoch war

charakteriſtiſch an ihr. Erſtlich, daß ſie rein literariſcher Natur verblieb und nirgends Miene machte, aus der Theorie in die Praxis überzugehen: und zweitens, daß ſie von den Zuſicherungen früherer Jahre, jenen Verordnungen und Geſetzesſtellen, durch welche Preußen eine reichsſtändiſche Verfaſſung zugeſagt worden und die wir ſo eben einer genaueren Durchſicht unterworfen haben, nicht die geringſte Notiz nahm. — Der Standpunkt des Philoſophen, welchen dieſe Schriftſteller einnahmen, war ſtark genug, um der Beihilfe des Juriſten zu entbehren. Nicht weil ſie ihnen verſprochen und zugeſagt war, nein, weil die Idee des Staates ſelber ſie verlangte, ſollte Preußen eine Verfaſſung haben; gegen dieſen ewigen Freibrief der Idee und ihre abſolute Nothwendigkeit, was wollte die armſelige Garantie eines juriſtiſchen Contractes ſagen?! — Wir werden ſpäterhin ſehen, wie dieſe beiden Auffaſſungen, die philoſophiſche und die juriſtiſche, ſich in immer ſchrofferem Gegenſatz entwickelten, und in kurzer Zeit ſogar eine Spaltung im eigenen Lager hervorbrachten: bis endlich, nach völliger Verdrehung, Durchlöcherung, Zertrümmerung des ſogenannten Rechtsbodens, der Sieg dennoch der Idee verblieb, der ewig rettenden, und auch hier wieder die wahre Theorie ſich zugleich als die wahre Praxis erwies. —

Ganz das Entgegengeſetzte nun hatte der Königsberger Huldigungslandtag gethan. Sein Antrag war durchaus praktiſch, und die Gründe, auf welche er ſich ſtützte, waren lediglich juriſtiſcher Natur; man hatte ein Verſprechen in Händen, deſſen Rechtsgiltigkeit man bewies, und deſſen Erfüllung man forderte.

Für den augenblicklichen Effect, und namentlich für die Populariſirung der ganzen Angelegenheit war dieſer Standpunkt, trotz ſeiner handgreiflichen Beſchränktheit und trotz der inneren Widerſprüche, die er in ſich ſchloß, dennoch bei Weitem der glücklichſte. Schon dies war für die Aufnahme des ganzen Ereigniſſes von nicht geringer Bedeutung, daß der Antrag gerade von den Ständen der Provinz Preußen geſtellt worden war. — Die Provinz Preußen genoß in der ganzen Monarchie einer ungemeinen Achtung. Man hatte ihr nicht vergeſſen, welchen Antheil gerade ſie an der Wiederherſtellung des Staates hatte; man kannte auch die Opfer, zu welchen gerade dieſe Provinz durch das herrſchende Syſtem verurtheilt war, und daß ſie gewiſſermaßen den Märtyrer abgab für die Uebrigen.

Und auch Alles dieſes bei Seite geſetzt, ſo hätte ſchon der eine Umſtand, daß ſie die Nachbarn der Ruſſen waren, hingereicht, den Oſtpreußen die ganz beſondere Theilnahme der übrigen Nation, ja des übrigen Deutſchlands zu ſichern. —

Dazu kam der Glanz der Erinnerungen, wiſſenſchaftlicher wie politiſcher, welcher gerade den Namen Königsberg umgab. War es nicht hier geweſen, wo Kant, der Vater der modernen Philoſophie, gelebt hatte und gelehrt? nicht hier, wo die Stein, die Scharnhorſt, die Gneiſenau zu Rathe geſeſſen und das Vaterland errettet hatten? Noch, wußte man, lebte der Geiſt der kantiſchen Schule in Königsberg und überhaupt in der ganzen Provinz Preußen in zahlreichen Schülern fort; noch in den erſten Familien des Landes waren die Prinzipien der Jahre acht und zehn fortgeerbt; noch an der Spitze der Provinz ſtand in Jugendfriſche der alte Schön, der Genoſſe Steins. Die allgemeine Fäulniß, welche bald nach den Befreiungskriegen von Wien her auch das preußiſche Cabinet ergriffen, war nicht bis in die entlegene Provinz gedrungen. Die Nation wußte das; ſie hatte Reſpekt vor der Bildung, Reſpekt vor der ſittlichen Tüchtigkeit der Oſtpreußen, und war daher von vorn herein geneigt, jedem Schritt für das Allgemeine, der von hier ausging, ihre Beiſtimmung zu geben.

Am Sicherſten jedoch, wie geſagt, wirkte immer die rechtliche, die juriſtiſche Begründung, welche die oſtpreußiſchen Stände ihrem Antrag gegeben hatten. Es war ein Fall, wie mit dem hannöverſchen Verfaſſungsſtreit: mehr Moral als Politik, mehr geſunder Menſchenverſtand als ſtaatsmänniſche Weisheit. Die Gründe der Philoſophen würde der große Haufe mit Achſelzucken erwiedert, die Gründe des Patrioten ein anderer, bornirter und darum eben um ſo anſpruchsvollerer Patriotismus für Hochverrath erklärt haben: dieſes Rechenexempel dagegen ſtimmte. Ein Verſprechen lag vor, das konnte Niemand in Abrede ſtellen; zehn und zwanzig Geſetzesſtellen bewieſen es. Und obendrein hatte der König es freiwillig, aus eigenem Entſchluß gegeben; es mußte alſo gewiß ein recht vortheilhaftes und wohlthätiges Verſprechen ſein. Ein ſolches Verſprechen aber in Erinnerung bringen, was konnte es Unverfänglicheres geben? Zumal wenn es in der ehrerbietigen und beſcheidenen Weiſe geſchah, wie von den oſtpreußiſchen Ständen.

Rechnen wir dazu die Spannung, in welcher die Gemüther in dem verhängnißvollen Jahre vierzig ſich ohnedies ſchon befanden; rechnen wir dazu ferner den Enthuſiasmus, welchen die erſten Schritte des neuen Regenten im Volke ſelbſt erzeugt hatten, ſowie die patriotiſche Aufregung, welche durch die Möglichkeit eines nahen Krieges und die drohende Sprache des franzöſiſchen Miniſteriums hervorgebracht worden: ſo iſt es hinlänglich erklärt, wie es kommen konnte, daß ein Ereigniß, auf welches Niemand vorbereitet geweſen, das Niemand erwartet hatte, ja deſſen Bedeutung nur die Allerwenigſten begriffen, nichts deſtoweniger faſt im ganzen Lande die allgemeinſte Begeiſterung erregte.

Am Lebhafteſten äußerte dieſelbe ſich an den beiden Endpunkten der Monarchie, in der Rheinprovinz und in Preußen ſelbſt. — Die Minorität des Königsberger Landtages, die ſchon erwähnten fünf Stimmen gegen neunzig, hatte dem König eine Proteſtation gegen den von dem Landtag beſchloſſenen Antrag übergeben laſſen. Kaum daß dies in der Provinz bekannt ward, als eine Anzahl ſtändiſcher Wähler in Königsberg zuſammentrat, und in einer Addreſſe an den König ihrerſeits gegen dieſen Proteſt proteſtirte. Der Schritt jener Minorität habe ſie mit Betrübniß erfüllt; der Landtag, als das geſetzmäßige Organ für die Bitten und Wünſche des Landes, habe dieſelben in geſetzmäßiger, und alſo für die Geſammtheit ſchlechthin verbindlicher Weiſe ausgeſprochen. Es ſei nicht zu dulden, daß eine, der Zahl nach bedeutungsloſe und geringe Minorität darum, weil ſie ihre politiſche Anſicht in einem Landtagsbeſchluſſe nicht direkt ausgeſprochen ſähe, ſich ſofort berechtigt glaube, mit einer eiligen Proteſtation vor den Stufen des Thrones zu erſcheinen. Es läge darin ein Bild von Zerſplitterung und Uneinigkeit der Geſinnungen, ja ſelbſt vielleicht ein Mangel an Geſetzlichkeit und Ordnungsſinn, der dem wahren Zuſtand auf keine Weiſe entſpreche. Die Unterzeichner wollten ſich kein Urtheil erlauben über den nicht einmal zur völligen Oeffentlichkeit gekommenen Beſchluß des Landtags. Aber davon ſeien ſie überzeugt, daß der verſammelt geweſene Landtag ſeine Pflicht nach beſtem Gewiſſen erfüllt habe. Der königlichen Machtvollkommenheit und Weisheit bleibe es anheim geſtellt, wie viel und in welcher Art von den Bitten des Landtags in Erfüllung gehen ſolle; mit unbedingtem Vertrauen lege Jeder die Geſchicke des Landes in die Hände

ſeines Königs. Aber nur von des Königs eigener Liebe und Weisheit wollten ſie die Entſcheidung empfangen: und es ſei ihnen ein ſchmerzlicher Gedanke, wenn ſie ſich vorſtellten, daß der vorhandene reine Einklang wahrhaft treuer Geſinnungen und Gefühle durch vordringliche und anſcheinend unberufene Manifeſtationen Einzelner getrübt und geſtört werden könnte. Auch in Köln wurde eine Adreſſe vorbereitet, und zwar hier an die preußiſchen Stände ſelbſt, um ihnen die Sympathie und Anerkennung der Rheinprovinz auszuſprechen. Dieſelbe ging von jungen Leuten der gebildeten Stände aus, und fand, namentlich unter dem Kaufmanns- und höheren Bürgerſtande, lebhaften Anklang.

In den mittleren Provinzen war die Stimmung minder einträchtig. Beſonders in der Hauptſtadt ſelbſt machte der Beamtenſtand, der hier natürlich am zahlreichſten vertreten war, ſowie ein großer Theil der Gewerbtreibenden, heftige Oppoſition gegen die Stände. Die [illegible]e, die Büreaukratie, konnte in dem Antrag nichts als Hochverrath und Majeſtätsbeleidigung erblicken; denn ſie fühlte wohl, daß die eigentliche Spitze deſſelben gegen ſie ſelbſt, dieſe wahrhaften Grundherren des bisherigen preußiſchen Staates, gerichtet war. Ihr Unwille war um ſo größer, je größer ihre Furcht. Denn auch dies war den Büreaukraten nicht unbekannt, daß ſie ſelbſt ſich keiner beſonderen Sympathie bei dem neuen Beherrſcher erfreuten. Schon als Kronprinz, wußten ſie, hatte der König ſeine Abneigung gegen die preußiſche Beamtenherrſchaft vielfach zu erkennen gegeben, in Ernſt und Scherz; welchen Beiſtand durften ſie jetzt von ihm erwarten, wenn gar das Land ſelbſt, mit Anträgen wie dieſer Königsberger, ſich in die Reihe ihrer Gegner ſtellte?

Aber auch das Publikum der Hauptſtadt, dem der ganze Vorfall eigentlich nur eine Zeitungsneuigkeit war, hatte Manches daran auszuſetzen. Vor Allem dies, daß er ſich nicht bei ihnen, den Hauptſtädtern, zugetragen; was den Provinzbewohnern einfalle, eine derartige Unruhe ins Land zu bringen und eine Aenderung von Zuſtänden zu fordern, mit denen ſie, die Bewohner der Reſidenz, der Kern der Monarchie, doch ganz zufrieden wären?!

Auch der preußiſche Patriotismus warf ſich in die Bruſt. Was der franzöſiſche Firlefanz in Preußen ſolle? Ein ſolcher König, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, ſo wohlwollend, ſo einſichtig, ſo beredt,

ſei mehr als alle Verfaſſungen der Welt; die einzige Conſtitution, die dem Lande noth thue, ſei die dauerhafte Conſtitution der königlichen Geſundheit. Kammern ſeien käuflich, ſelbſtſüchtig, unzufrieden; wie man einem König, der in ſich ſelbſt ſo viel Schätze des Geiſtes trage, der aus eigenem Entſchluß ſo viel Gutes und Großes wolle, zumuthen könne, ſich die Hände binden zu laſſen von dem Eigenſinn der Kammern? Einen Tyrannen überdies würden ſie nicht dulden, da ſeien ſie ſelbſt ſchon gut dafür — wozu alſo Conſtitution?!

Ohne Zweifel würden dieſe Stimmen ſich noch lauter geäußert haben, hätte nicht die königliche Antwort ſelbſt ihnen einigen Zwang auferlegt. Denn wie im erſten Augenblick in Königsberg ſelbſt, ſo auch jetzt im übrigen Lande wurde der Landtagsabſchied als eine Zuſtimmung gedeutet, wenn auch nur eine vorſichtige, beſchränkte.

Namentlich deren wir vorhin gedacht haben, die philoſophiſche Richtung, die den Königsberger Antrag überhaupt mit großem Jubel aufgenommen hatte, war unermüdlich zu beweiſen, daß der Landtagsabſchied nur in dieſem und keinem anderen Sinne gemeint ſein könne. Es war das bei ihr vielleicht weniger Selbſttäuſchung, als Täuſchung: man überredete ſich ſelbſt, um deſto ſicherer die Anderen zu überreden, man behauptete gehört zu haben, was man zu hören wünſchte. Ob der König über ſeine Abſicht, den Bitten der Stände zu willfahren, ſich deutlicher habe erklären können, und wie es möglich ſei, dies mißzuverſtehen? Der Ausdruck: „die Stände können im vollſten Maß unſeren Abſichten vertrauen,“ ſei doch wohl im Munde eines Königs nichts, als eine einfache Umſchreibung des die Bitte gewährenden Ja? Auch ſei es in Königsberg ſelbſt Niemandem eingefallen, den Worten des Landtagsabſchiedes einen anderen Sinn unterzulegen. Ueberdies möchten die mündlichen Aeußerungen des Königs wohl noch beſtimmter geweſen ſein. Charakteriſtiſch ſei es ferner, daß die ungünſtigen Auslegungen, welche ſeitdem in einigen öffentlichen Blättern erſchienen, ſämmtlich von Berlin, dem vornehmſten Sitz der gefährdeten Büreaukratie, ausgegangen. Und endlich, was denn die dermalige Anweſenheit des Herrn von Schön in Berlin anders zu bedeuten habe? Es heiße freilich, derſelbe ſolle nur einer Conferenz über gewiſſe Handelsverträge präſidiren. Aber ſeit wann ſo große politiſche Unternehmungen an die große Glocke gehängt würden? und ob wirklich irgend wer naiv genug ſei, dieſen Vorwand zu glauben?

Nein, ſchon in dieſem Augenblick werde die Verfaſſung in Berlin ausgearbeitet; Herr von Schön ſei beſtimmt, ein anderer Hardenberg, an die Spitze des erneuten Staates zu treten. — —

Aber ſchon in wenigen Tagen ſollten dieſe und ähnliche Hoffnungen eine ſchmerzliche Enttäuſchung erfahren. Die preußiſche Staatszeitung vom 6. Oktober brachte an ihrer Spitze eine königliche Cabinetsordre vom 4., welche Herrn von Rochow die vollſtändige Veröffentlichung der Königsberger Aktenſtücke anbefahl. Und zwar ſollte dieſe Veröffentlichung erfolgen, „um jeder irrigen Anſicht entgegenzutreten, als ob der König durch den Landtagsabſchied, oder durch die Anerkennung, welche er in demſelben und mündlich den treuen Geſinnungen der Stände habe widerfahren laſſen, ſeine Zuſtimmung zu dem in der Denkſchrift enthaltenen Antrage auf Entwicklung der Landesverfaſſung, im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815, ausgeſprochen hätte.“

Die Senſation, welche dieſe Cabinetsordre hervorbrachte, war ungeheuer; ſie übertraf noch die Aufregung, welche die Königsberger Vorgänge ſelbſt erzeugt hatten. Die Büreaukratie triumphirte: noch alſo war ihr Polen nicht verloren! noch war es Herrn von Schön nicht gelungen, Herrn von Rochow zu verdrängen! — Die Philoſophen, welche ſo eben noch ſo herrliche Dinge prophezeit hatten, waren auf den Mund geſchlagen; es bedurfte einiger Zeit, bevor ſie ſich von ihrem Schreck erholten, und dann machten ſie dem gepreßten Herzen durch eine Bitterkeit der Angriffe Luft, von der bisher kaum noch eine Spur geweſen. — Auch unter der Rechtspartei, namentlich in Oſtpreußen ſelbſt, herrſchte große Niedergeſchlagenheit. So großes Gewicht man ſcheinbar auf die juriſtiſchen Deductionen gelegt hatte, ſo war der ſicherſte Anker der Hoffnung doch immer das Zutrauen geweſen, das man in die Perſon des Königs ſelber und in ſeine eigenen Abſichten ſetzte. Auch jetzt noch zweifelte Niemand, daß der König die Antwort in dem Augenblick, da er ſie gegeben, wirklich ſo gemeint habe, wie die Mehrzahl ſie verſtanden; nur daß ſeitdem und ſpeciell ſeit der Rückkehr nach Berlin andere Einflüſſe ſich ſeiner bemächtigt hätten. Zwei Parteien, dies wurde ſchon jetzt ſichtbar, buhlten um den königlichen Willen: welche wird die Oberhand behalten? und welche Schickſale ſtehen dem Lande überhaupt unter einem

Könige bevor, der in dem kurzen Zeitraum weniger Wochen zwei ſo entgegengeſetzte Entſchließungen faſſen kann?

Am Allerempfindlichſten aber berührte die königliche Cabinetsordre vom 4. Oktober gerade diejenigen, die dem ganzen Vorgang am Fernſten ſtanden: die große Maſſe der Halben und Neutralen, das eigentliche ſpießbürgerliche Publikum. Mit großer Anſtrengung und Mühe und nicht ohne einiges innere Widerſtreben, hatten dieſe ſich zu einer Art politiſcher Begeiſterung emporgerafft; Freiheit, Fortſchritt, Verfaſſung, lauter Dinge, die ihnen eigentlich unſäglich gleichgiltig waren — aber gut, ſie hatten ſie ſich gefallen laſſen, ſie hatten, ſo zu ſagen, ihr Gemüth darauf eingerichtet, ihren Frieden damit geſchloſſen, aus keinem andern Grunde, als weil ſie glaubten, das ſei nun einmal ſo an der Zeit, und der König ſelbſt wolle es ſo haben.

Und nun ſollte das Ganze wieder nicht wahr geweſen ſein! und nun aus dem Rauſch, den ſie ſich nicht einmal ganz gutwillig angetrunken, ſollten ſie auf einmal wieder erwachen! und nun für die Loyalität und den Eifer, mit dem ſie ſich auf die neuen Ideen eingelaſſen, ſollten ſie gar noch in die Oppoſition gerathen, ſie, ruhige Bürger, die ja von eigenen Stücken nie darauf gekommen wären! —

Dies war auch dem Philiſter zu viel: aufregen hatte ihn der König können; aber ihn nun auch ohne Weiteres wieder in Ruhe bringen, das ging nicht an. —

So folgte dem Rauſche denn ein Katzenjammer: und es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Leute im Katzenjammer allemal höchſt reizbar und verdrießlich ſind. — Reizbar und verdrießlich wurde von jetzt ab auch die öffentliche Stimmung in Preußen.

Siebentes Kapitel.

Die Huldigung in Berlin am 15. Oktober 1840; Zurüstungen und Erwartungen. — Vorversammlungen der Stände; Zwistigkeiten. Herr von Rochow als Vermittler. — Ernennung Eichhorns zum Cultusminister; Oktober 10. — Der Huldigungstag. Huldigung der Bischöfe; der Standesherren. Erwiederungen des Königs. — Huldigung der Ritterschaft. Ansprache des Herrn von Rochow. Der König an die Ritter. — Versammlung im Lustgarten. Rede des Königs an die Stände und das versammelte Volk. — Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen. Festlichkeiten. — Kritische Stimmung des Publikums; Nachwehen.

Mittlerweile waren die Vorbereitungen zur Berliner Huldigung beinahe vollendet. — Von allen Seiten bereits trafen die Deputirten der sechs Provinzen, welche hier die feierliche Huldigung leisten sollten, in der Hauptstadt ein. Es waren ihrer im Ganzen an funfzehnhundert; darunter sieben Fürsten, eine Reihe von Bischöfen, unter ihnen der Bischof von Münster, ein Bruder des Erzbischofs von Cöln, sowie eine Menge anderer angesehener und namhafter Männer.

Mit großem Eifer wurde im Publikum die Frage discutirt, ob von diesen Ständen eine Erneuerung des Königsberger Antrags zu gewärtigen sei. Den Einwand, daß für sie gar keine Möglichkeit dazu vorhanden, indem sie einfach zur Huldigung berufen wären, nicht zur Berathung, und mithin Anträge von ihnen gar nicht gestellt werden könnten, erklärte man für unzulänglich. Die Gelegenheit zu einem patriotischen und entscheidenden Schritte sei überall leicht gefunden, wenn man sie nur suche: und nach der Verwirrung, welche durch die

Cabinetsordre vom 4. Oktober in die Angelegenheit gekommen, ſei es ſogar Pflicht der Stände, einen ſolchen Schritt zu thun. Es würde ſich zeigen, daß auch die Vertreter der übrigen Provinzen den preußiſchen Deputirten an Muth und Einſicht nicht nachſtänden; auch unter ihnen gebe es patriotiſche und kühne Männer, welche den geeigneten Augenblick wohl würden zu finden wiſſen — und wenn er ſich nicht wolle finden laſſen, nun gut, ſo müßten ſie ſelbſt ihn ſchaffen!

Auch wurde wirklich bald allerhand von vorläufigen Berathungen der Stände gehört: nur allerdings nicht das Erwartete; heftige Debatten waren in der That geführt worden: aber nur freilich über ganz andere Gegenſtände.

Nämlich über das Recht des Vortritts, über ritterſchaftliche und ſtädtiſche Feſte, wer dabei als Gaſt, wer als Gaſtgeber auftreten ſollte, und ähnliche wichtige Angelegenheiten.

Namentlich die Beſtimmung des Programms, wonach nur die Huldigung der Ritterſchaft in den Sälen des Schloſſes, die der Städte dagegen und des Bauernſtandes vor dem Schloſſe, im Luſtgarten, vor ſich gehen ſolle, hatte unter den ſtädtiſchen Deputirten einen wahren Sturm der Empörung hervorgebracht. Beſonders von den Bürgermeiſtern einiger thüringiſchen und märkiſchen Städte ſollten bei dieſer Gelegenheit harte Worte gefallen ſein. Sie, die Bürgermeiſter größerer Städte, repräſentirten oft ſo viel tauſend Seelen, wie die Herren von der Ritterſchaft hunderte; ſie hätten nicht den Muth, nach Hauſe zurückzukommen, ohne gegen die Zurückſetzung, welche damit beabſichtigt ſcheine, feierliche Verwahrung eingelegt zu haben.

Vergebens hatte der Miniſter von Rochow, der den Verſammlungen der ſtädtiſchen Deputirten als Commiſſar beiwohnte, und gegen den dieſer Sturm ſich daher am Erſten richtete, denſelben durch die Verſicherung beizulegen geſucht, daß der König, ſein Herr, in der That alle Stände mit gleicher Liebe umfaſſe, und daß nur die räumlichen Verhältniſſe, ſowie gewiſſe uralte Privilegien der brandenburger Ritterſchaft die in Rede ſtehende Verordnung veranlaßt hätten; vergebens hatte er auf die Stelle des Programms hingewieſen, in welcher das Feſt ausdrücklich als ein bürgerliches bezeichnet ward. — Die Geſinnungen des Königs, war ihm darauf erwiedert worden, kenne man allerdings, und vertraue ihnen; die Geſinnungen Andrer aber kenne man weniger. Wenn jedoch Plan und Beſtimmung dieſer

getrennten Huldigung wirklich vom König ausgehe, ſo wolle man ſich allerdings dabei beruhigen, verſehe ſich jedoch zu der Ritterſchaft, daß ſie ſelbſt eine gemeinſchaftliche Huldigung unter Gottes freiem Himmel für ſchöner und erhebender halten werde, als das Feſthalten an veralteten, nichtsſagenden Privilegien. Wo die Tauſende des zweiten und dritten Standes ſtänden, würden die Hunderte des erſten Standes auch noch Platz finden. —

Auch ein Gerücht hatte ſich verbreitet, als wolle der König nur die Ritterſchaft zur Cour im Schloſſe empfangen: und es mußte in aller Schleunigkeit ein eigener Miniſterialerlaß herumgeſchickt werden, daſſelbe zu widerlegen, und alle Deputirte aller Stände zur Cour im Schloſſe einzuladen. —

Noch ſcandalöſere Auftritte ſollten zwiſchen dem Oberbürgermeiſter und den Stadtverordneten von Berlin ſtattgefunden haben; auch ſie waren nur mit Mühe, und nicht ohne wiederholtes Dazwiſchentreten des Miniſters, beigelegt worden.

Wie verſchieden dies Alles von der Feierlichkeit in Königsberg! Dieſes Vorſpiel von Förmlichkeiten, Zänkereien und Debatten, wie unerquicklich, wie unwürdig des feierlichen Momentes, zu dem man ſich verſammelt hatte! —

Doch ſollte die öffentliche Aufmerkſamkeit noch einmal von den Huldigungsfeierlichkeiten abgeleitet werden. Man erinnert ſich, daß wenige Tage vor dem Hintritt des Königs der Miniſter von Altenſtein geſtorben war. Noch immer war ſeine Stelle, eine der wichtigſten Stellen im preußiſchen Staate, ja damals vielleicht ſchlechthin die wichtigſte, unbeſetzt. Wir haben bereits der unzähligen Gerüchte, Combinationen und Vermuthungen gedacht, welche, kaum daß Herr von Altenſtein die Augen geſchloſſen, ſich mit Wiederbeſetzung dieſer Stelle beſchäftigt hatten.

Seit dem Thronwechſel hatten ſich dieſelben noch vermehrt; die Wahl des Cultusminiſters wurde als das eigentliche Programm der neuen Regierung betrachtet, und die Verzögerung derſelben hatte die Spannung nur noch vergrößert. Man fing an ſich der Gerüchte zu erinnern, welche, beſonders in den letzten Jahren, über die religiöſe Richtung des Kronprinzen in Umlauf geweſen, ſowie über die perſönliche Abneigung gegen die Hegel'ſche Philoſophie, die ihm zugeſchrieben ward. Jetzt mußte ſich entſcheiden, was an dieſen Gerüchten war.

In unzähligen Vermuthungen hatte die Ungeduld des Publikums ſich erſchöpft; keinen einzigen Namen, der irgend mit dem Cultusminiſterium in Verbindung geſetzt werden konnte, war ſie vorbeigegangen. — In den erſten Tagen nach der Thronbeſteigung des Königs hatte es für eine ausgemachte Sache gegolten, daß niemand Geringeres für dieſes Miniſterium beſtimmt ſei, als der Stolz der europäiſchen Wiſſenſchaft, Alexander von Humboldt. Gleich darauf wurde der Oberpräſident der Provinz Sachſen, Graf Stolberg, als ſicherer Candidat bezeichnet: ein Mann, von deſſen Bildung und Gelehrſamkeit man wenig, deſto mehr von ſeinem fanatiſchen Pietismus wußte. — Auch von dem Juſtizminiſter Mühler, von Bunſen, Savigny, ſelbſt von dem Miniſter von Rochow war die Rede. — Ebenſo, und nicht ohne einige Wahrſcheinlichkeit, von dem derzeitigen Verweſer des Miniſteriums, Herrn von Ladenberg, den bekanntlich Altenſteins perſönlicher Wunſch in dies Miniſterium berufen hatte. Auch der Oberpräſident der Rheinprovinz, Herr von Bodelſchwingh, ſowie der Präſident der Merſeburger Regierung, Graf Arnim-Boitzenburg, figurirten unter den Candidaten. — Andere Gerüchte ſetzten dieſer Ariſtokratie der Geburt und des Reichthums die Ariſtokratie des Talentes und der Wiſſenſchaft entgegen, indem ſie den Profeſſor Böckh als künftigen Cultusminiſter proclamirten.

All dieſen Vermuthungen wurde endlich wenige Tage vor der Berliner Huldigung, am 10. Oktober, durch die definitive Ernennung ein Ende gemacht: und ſiehe da, keiner der bisher Genannten, ſondern der bisherige Direktor im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Eichhorn, war der Glückliche. — Herr Eichhorn genoß den Ruf eines redlichen Mannes, ſowie eines geſchickten und tüchtigen Arbeiters; Freund von Arndt, Reimer, Perthes ꝛc. hatte er an der Erhebung der Befreiungskriege lebhaften Antheil genommen, und namentlich unter dem Freiherrn von Stein in der proviſoriſchen Centralregierung der von den Verbündeten eroberten Länder eine wichtige und einflußreiche Stelle mit Geſchick und gutem Erfolg bekleidet. In neuerer Zeit war ſein Name beſonders in der Cölner Streitigkeit genannt worden; einige der bedeutendſten Staatsſchriften, welche die preußiſche Regierung in dieſer Angelegenheit veröffentlicht hatte, ſollten, wie man im Publikum behauptete, aus ſeiner Feder ſtammen. — Seine Ernennung zum Cultusminiſter wurde im Ganzen mit Beifall

aufgenommen. Ja indem man ſich erinnerte, welche Candidaten ihm gegenüber geſtanden, und daß er Männern den Rang abgelaufen, wie Stolberg und Arnim, ſo wurde ſeine Ernennung von Vielen ſogar als ein Sieg der liberalen Partei betrachtet. Herr Eichhorn, wie immer es mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Qualificationen beſtellt ſein mochte, war doch zum Wenigſten kein Adliger und (ſo glaubte man wenigſtens) kein Pietiſt: — und dies Beides war der öffentlichen Meinung fürs Erſte genug. —

Endlich war denn nun auch der funfzehnte Oktober da. Das Wetter war unfreundlich, der Regen goß in Strömen. Dennoch waren vom frühſten Morgen an alle Umgebungen des Schloſſes von zahlloſen Menſchenmaſſen dicht gedrängt, beſonders die Seite nach dem Luſtgarten. Die Einrichtungen waren ganz ähnlich, wie in Königsberg. Die Throntribüne war an der Außenſeite des Schloſſes, dicht unter dem Balcon des erſten Stockwerkes, errichtet, alſo in bedeutender Höhe, Allen ſichtbar; eine prächtige Freitreppe führte auf den Platz herab. Die Polizei wurde hauptſächlich von den Innungen geübt, die ſich mit Fahnen und Abzeichen außerordentlich zahlreich verſammelt hatten.

Auch hier wurden die Feierlichkeiten durch einen Gottesdienſt im Dome eröffnet, dem das königliche Paar in glänzendem Feſtzug beiwohnte.

Nach dem Gottesdienſt begab der König ſich zunächſt in den Ritterſaal, wo er zuerſt die Abgeordneten der katholiſchen Geiſtlichkeit vor ſich ließ. Der Biſchof von Paderborn, Freiherr von Ledebur, hielt die Anrede; ſie athmete Ergebenheit und Treue und enthielt ſich jeder Anſpielung auf die obſchwebenden kirchlichen Zerwürfniſſe.

Anders die Antwort des Königs. Den edlen Ausdruck der Geſinnungen, der ihm ſo eben im Namen der katholiſchen Geiſtlichkeit dargebracht worden, nehme er mit Freude und Anerkennung an. Die katholiſche Geiſtlichkeit möge Vertrauen zu ihm haben; er würde ihrer Kirche die aufmerkſamſte Fürſorge widmen. Falls, was er nicht fürchte, Unbilden gegen ſie geſchehen würden, ſo erkläre er es hiemit für ſeine heiligſte Pflicht, dieſelben augenblicklich abzuſtellen. Sollten, (ſetzte der König hinzu) in der Kirche vielleicht Wunden vorhanden ſein, die ſie ſich ſelbſt geſchlagen habe, ſo werde er mit Entzücken dem ſchönen Schauſpiele zuſehen, wie ſie dieſelben ausheile durch ihre

Biſchöfe und Hirten. Er ſchloß mit einer perſönlichen Artigkeit gegen den Biſchof von Paderborn.

Nach den Biſchöfen war die Reihe der Huldigung an den Standesherren, den ehemals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen. Es war für dieſe Herren, deren Vorfahren ehmals auf derſelben Bank mit den Grafen von Hohenzollern geſeſſen hatten, und die noch immer den Verluſt ihrer ehemaligen Souverainetät nicht verſchmerzen konnten, ein peinlicher Moment, als ſie hier einem Nachkommen eben dieſer Hohenzollern den Eid der Treue ableiſten und ſich als ſeine Unterthanen bekennen ſollten. Der Sprecher der Standesherren ſuchte dieſe Klippe durch die Verſicherung zu umgehen, daß ihnen wohlbewußt ſei, wie ſie nunmehr in daſſelbe Verhältniß zum preußiſchen Throne getreten, in dem ſie früher zu Kaiſer und Reich geſtanden, daß ſie daher auch dieſelben Pflichten überkommen, und deren unverbrüchliche Erfüllung eidlich zu geloben bereit ſeien — eine Definition des ſtandesherrlichen Verhältniſſes, die hinter der Wahrheit ziemlich weit zurückblieb und die, bei Lichte betrachtet, mehr einer Rechtsverwahrung, als einer Huldigung ähnelte. Von jedem andern Könige würde dieſe Anmaßung, zumal in einem ſolchen Augenblicke, vermuthlich ziemlich ungnädig vermerkt worden ſein. Friedrich Wilhelm der Vierte dagegen hatte zu viel ritterliche, zu viel mittelalterliche Sympathieen, um ſich dadurch verletzt zu fühlen. Vielmehr mit geiſtreicher Wendung erklärte er in ſeiner Antwortrede, daß es unter Gleichgeborenen überhaupt keines Schwurs bedürfe; von ihren Geſinnungen ſei er überzeugt, und ein einfacher Handſchlag genüge ihm daher zur Bekräftigung treulicher Erfüllung der ihnen obliegenden Verbindlichkeiten. — So unterblieb der Eid diesmal und ein bloßer Handſchlag trat an ſeine Stelle. —

Als dieſer Vorfall außerhalb des Ritterſaales bekannt ward, erregte er manches Kopfſchütteln. In der That, wenn der König in dieſem Augenblick keine andere Aufgabe gehabt hatte, als ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit zu entfalten, und die widerſpänſtige Anmaßung der Standesherren durch einen geiſtreichen Einfall in dankbare Ergebenheit zu verkehren, ſo war ſein Benehmen ohne Zweifel das richtige geweſen. Lag es aber in ſeinen königlichen Pflichten, die Souverainetät der Krone nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten,

und die Eitelkeit der Standesherren zu brechen, ſtatt ſie zu ermuthigen, ſo durfte ſein Verfahren minder glücklich ſcheinen.

Nachdem ſodann noch die ſchleſiſchen Fürſten und Standesherren, ſowie die Standesherren der Niederlauſitz und alle diejenigen, welche, ohne zu den Standesherren zu gehören, eine Virilſtimme auf dem Landtage beſaßen, die Huldigung abgeleiſtet, begab ſich der König, unter Vortrag der Reichsinſignien, in den weißen Saal, wo ſich inzwiſchen die Vertreter der Ritterſchaft verſammelt und, nach einer ſehr künſtlichen Abſchätzung der verſchiedenen Rechte und Privilegien, verſchiedene Plätze eingenommen hatten. Der König ließ ſich auf dem Throne nieder, umgeben von den Prinzen, den Erbämtern, den ſämmtlichen königlichen Hofſtaaten, den ſämmtlichen Staatsminiſtern, den Oberpräſidenten, den Generalen der Infanterie und Cavalerie, den commandirenden Generalen, den General- und Flügeladjutanten und den Cabinetsräthen. Die Königin mit ihrem Gefolge hatte auf der Gallerie des weißen Saales Platz genommen. Der Staatsminiſter von Rochow hielt die Anrede an die Stände; ſie enthielt manches Eigenthümliche, in dieſer Art in Preußen früher nicht Vernommene. Eingewachſen mit den feſten Wurzeln des Beſitzes in den Boden des Vaterlandes, deſſen Geſchicke zu theilen ſie ſich nicht entziehen könnten, ſeien die Mitglieder der Ritterſchaft vorzugsweiſe und gleichſam von der Natur ſelbſt angewieſen auf feſten Sinn und beharrlichen Muth, auf Bewahrung von gutem, altem Recht, auf Sitte und Ehre, auf den Schutz und die Vertheidigung des Beſtehenden, auf anhängliche Liebe und Hingebung an das Vaterland und an den Landesherrn. Die Treue ſei ihr Beruf, die Freiwilligkeit eines edlen Gehorſams ihr Amt: und das Gelübde jener Treue und dieſes Gehorſams, das ſie in dieſem Augenblick ablegen wollten, bilde ihre Ehre und ihr Recht. —

Der Domdechant des alten Hochſtiftes Brandenburg, Herr von Erxleben, in geiſtlichem Ornat, antwortete im Namen der Ritterſchaft.

Darauf wurde zur Eidesleiſtung aufgefordert. Kaum aber, daß die übliche Vorhaltung verleſen war, ſo erhob ſich der König und richtete vom Throne herab eine Anrede an die Ritterſchaft.

Es ſei, ſagte er, früher Herkommen geweſen, daß die Stände der deutſchen Lande ihre Erbhuldigung nicht eher geleiſtet hätten, als bis die Huldigungsaſſecuranzen eingegangen wären. Er, der König,

wolle ſich gleichſam dieſer Sitte anſchließen. Er wiſſe zwar, und bekenne es, daß er ſeine Krone von Gott allein habe, und daß es ihm wohl anſtehe zu ſprechen: wehe dem, der ſie anrührt! „Aber ich weiß auch (fuhr der König fort) und bekenne es vor Ihnen Allen, daß ich meine Krone zu Lehen trage von dem allerhöchſten Herrn, und daß ich ihm Rechenſchaft ſchuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regierung. Wer Gewährleiſtung für die Zukunft verlangt, dem gebe ich dieſe Worte. Eine beſſere Gewährleiſtung kann weder ich, noch ſonſt ein Menſch auf Erden geben. Sie wiegt ſchwerer und bindet feſter als alle Krönungseide, als alle Verſicherungen, auf Erz und Pergament verzeichnet: denn ſie ſtrömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. Wem von Ihnen der Sinn nun nicht nach einer ſogenannten glorreichen Regierung ſteht, die mit Geſchützesdonner und Poſaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, ſondern wer ſich begnügen laſſen will mit einer einfachen, väterlichen, ächtdeutſchen und chriſtlichen Regierung, der faſſe Vertrauen zu mir und vertraue Gott mit mir, daß er die Gelübde, die ich täglich vor ihm ablege, ſegnen und für unſer theures Vaterland erſprießlich und ſegensreich machen möge.“ —

Auch dieſe Rede mit ihren mannichfachen und nahe liegenden Beziehungen machte auf das Gefühl der Hörer einen tiefen Eindruck. Zum Nachdenken darüber kam es in dieſem Augenblick bei den Wenigſten: ſonſt möchte der Eindruck vielleicht nicht ganz ſo glücklich geweſen ſein. Jubelnde Lebehochs erfüllten den Saal, und vermiſchten ſich mit dem Kanonendonner, der das Nachſprechen des Eides begleitete. —

Während dieſer Reden und Gegenreden, zwei volle Stunden hindurch, ſtanden die Deputirten der Städte und der Bauern, mit den übrigen Tauſenden, im Luſtgarten, unter freiem Himmel. Das Wetter war noch immer nicht beſſer geworden; der Wind brauſte, der Regen ſtrömte und die Ungeduld des verſammelten Volkes, das die unerwartete Zögerung nicht begreifen konnte und mit neidiſchen Augen die hohen Fenſter des Schloſſes anſtarrte, war kaum mehr zu beſchwichtigen. Der Anblick der Deputirten in ihrer Feſtkleidung, vom Wind zerzauſt, vom Regen durchwaſchen, erregte allgemeines Mißbehagen. Die Standesherren freilich und die Herren der Ritterſchaft ſäßen behaglich im Trocknen; nur Bürger und Bauer, wie es

ſcheine, ſeien gut genug, ſich allen Unbilden des Wetters preiszugeben. Was man doch drinnen ſo lange zu verhandeln habe? Hier ſtänden dreißigtauſend Menſchen, hier ſtänden die Berliner Bürger in Reihe und Glied, und erwarteten den Beginn einer Feſtlichkeit, auf welche ſie Alle gleiches Anrecht hätten, und die daher auch Allen gemeinſam ſein müſſe. — Von Zeit zu Zeit wurden königliche Kammerherren auf dem Balcon und in den Portalen ſichtbar, ſie ſuchten die Ungeduldigen zu beruhigen und verſprachen die baldige Ankunft des Königs. Jedesmal, wo ſolch eine Kammerherrnuniform geſehen ward, jauchzte die Menge außerhalb der Schranken (und ſie natürlich war bei Weitem die zahlreichſte) laut auf. Man klatſchte Bravo wie im Theater; die Knaben, die in den Bäumen ſaßen, ſchrieen; die Regenſchirme, die wie ein Zelt über den ganzen Platz ausgeſpannt waren, geriethen an einander; Tumult, Lärm, Widerſpruch auf allen Seiten. . . . . .

In der That, es ſchien ein eigener Unſtern über dieſer Berliner Huldigung zu walten!

Endlich mit dem Erſcheinen des Königs änderte ſich die Scene. Derſelbe hatte inzwiſchen noch im Ritterſaal die Huldigung der Abgeordneten der Univerſitäten ꝛc. angenommen. Zur ſelben Zeit waren die Stände der Ritterſchaft aus dem Schloß in die Schranken gezogen, die für ſie gleichfalls im Luſtgarten errichtet waren; auch die Standesherren, die Geiſtlichkeit ꝛc. hatten ihre Plätze in der Umgebung der königlichen Tribüne eingenommen. — Wiederum war es Herr von Rochow, der die Anrede an die Stände der Städte und Landgemeinden und die Berliner Bürgerſchaft hielt. Sie war blumenreich, oder, offner zu ſagen, ſchwülſtig; der Miniſter ſchien darin den Stil des Königs haben nachahmen zu wollen, ohne ihn doch erreichen zu können. — Der Oberbürgermeiſter von Berlin, Herr Krausnick, hielt die Erwiederungsrede; ſie lehnte ſich an die eigne Rede des Königs, welche er in Königsberg gehalten, und war zum Theil aus wörtlichen Wiederholungen derſelben zuſammengeſetzt.

Darnach ſollte die der Eidesleiſtung vorangehende Verhandlung geleiſtet werden: da erhob ſich der König auch hier und ſprach, unerachtet des heftigen Regens, der auch den Raum unter dem Ehrenhimmel durchnäßte, entblößten Hauptes, zu dem Volke. Wind und Regen, ſowie die unmäßige Größe des Platzes und das eigenthümliche

Geſchwirr, das von einer ſo ungeheuern Menſchenmenge allemal untrennbar iſt, machten das Verſtändniß unmöglich, ſelbſt den Naheſtehenden; man ſah nur die ausdrucksvolle Geberde und die heftige Bewegung, mit der der König ſprach. Die Rede war lang, länger als das Publikum wahrſcheinlich fand; viermal unterbrach es den König mit Jubelgeſchrei, in der Meinung, er ſei bereits zu Ende, viermal winkte der König mit der Hand, und fing von Neuem zu ſprechen an. . .

Wie geſagt, es wollte hier nichts glücken, wie in Königsberg, auch nicht das Beſtgemeinte.

Die Rede wurde in ihrem Zuſammenhange erſt einige Tage ſpäter durch die Staatszeitung bekannt. In dem feierlichſten Augenblick (hatte der König geſagt) der Erbhuldigung ſeiner deutſchen Lande, der edelſten Stämme des edelſten Volks, und eingedenk der unausſprechlichen Stunde zu Königsberg, die ſich jetzt wiederhole, rufe er zu Gott dem Herrn, daß derſelbe mit ſeinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen wolle, die eben erſchollen ſeien, die jetzt erſchallen würden, die Gelübde, die er zu Königsberg geſprochen und die er hier beſtätige. Er gelobe, ſein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menſchen zu führen, mit offnen Augen, wenn es die Bedürfniſſe ſeiner Völker und ſeiner Zeit, mit geſchloſſenen, wenn es Gerechtigkeit gelte. „Ich will (ſprach er weiter) ſo weit meine Macht und mein Wille reicht, Frieden halten zu meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften die hohen Mächte unterſtützen, die ſeit einem Vierteljahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europas ſind. Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterland die Stelle zu ſichern, auf welche es die göttliche Vorſehung durch eine Geſchichte ohne Beiſpiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden iſt für die Sicherheit und die Rechte Deutſchlands. In allen Stücken will ich ſo regieren, daß man in mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen ſoll, deren Andenken von Geſchlecht zu Geſchlecht in Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige ſind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geiſt ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeiſterung meiner Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, zu meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorſam geborenen Volke, richte ich an Sie, meine Herren,

in dieſer ernſten Stunde die ernſte Frage: können Sie, wie ich hoffe, ſo antworten Sie mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entſendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Geſchaarten Alle! die meine Stimme vernehmen können — ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geiſt, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutſchen, in der heiligeren Liebe der Chriſten mir helfen und beiſtehn, Preußen zu erhalten, wie es iſt, wie ich es ſo eben der Wahrheit entſprechend bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen ſoll? Wollen Sie mir helfen und beiſtehen, die Eigenſchaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit ſeinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigeſellt iſt? — nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsſchreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in dieſem Streben mich nicht laſſen und verſäumen, ſondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böſe Tage? — O dann antworten Sie mir mit dem ſchönſten, klarſten Laute der Mutterſprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!“

Der König machte hier eine Pauſe; wer die Aufforderung verſtanden hatte, erfüllte ſie. Doch waren es ihrer begreiflich nur Wenige; die Uebrigen, die wieder das Ende der Rede gekommen glaubten, ſchrien Vivat und Bravo. Der König winkte noch einmal Ruhe und fuhr fort: „Die Feier dieſes Tages iſt wichtig für den Staat und für die Welt. Ihr Ja aber war für mich — das iſt mein eigen — das laß ich nicht — das verbindet uns unaufhörlich in gegenſeitiger Liebe und Treue — das giebt Muth, Kraft, Troſt, das werde ich in meiner Sterbeſtunde nicht vergeſſen! — Ich will meine Gelübde, wie ich ſie hier und zu Königsberg ausgeſprochen habe, halten, ſo Gott mir hilft. Zum Zeugniß heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! — — Vollenden Sie nun die hohe Feier! und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieſer Stunde!“

Nach dieſer Rede war der Eid geleiſtet worden, im Ganzen in wenig feierlicher Haltung; die Meiſten, des böſen Wetters wegen, hatten die Hüte auf dem Kopf behalten.

Demnächſt hatten eigentlich die Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen verleſen werden ſollen. Aber das Wetter war gar zu arg, und ſomit wurde von dieſem Theile der Feierlichkeit Abſtand

genommen. Auch würde die Verleſung ein wenig lange gedauert haben. Ein Herzogs- (Herzogthum Ratibor, an den Prinzen Victor zu Hohenlohe-Schillingsfürſt-Waldenburg), ein Prinzen- (von Ratibor-Corvey, dem Prinzen Chlodwig aus dem ſchon genannten Hauſe), ein Fürſtentitel (Rheina-Wolbeck, dem Grafen Lannoy de Clervaux) waren verliehen, verſchiedene Standesherrſchaften und Grafſchaften mit Viril- und Collectivſtimmen geſtiftet worden; ingleichen zwölf Erbämter vertheilt. Zweiundzwanzig Rittergutsbeſitzer wurden in den Grafen-, acht in den Freiherrn-, ſechsundzwanzig, theils Rittergutsbeſitzer, theils Beamte, in den Adelsſtand erhoben. Doch waren die Bedingungen, unter denen dieſe Standeserhöhungen vererbt werden ſollten, in Vergleich mit den zu Königsberg verliehenen, erleichtert: und auch auf dieſe letzteren wurde die Erleichterung ausgedehnt. Die damals beliebten Einrichtungen mußten ſich doch alſo ſchon in dieſen wenigen Wochen als unangemeſſen, wenn nicht gar als unausführbar erwieſen haben. Doch wurde das Prinzip des Grundbeſitzes auch jetzt noch als weſentlich feſtgehalten.

Es wurden ferner ſechzehn Kammerherren ernannt, ſo wie vier wirkliche Geheimeräthe, darunter der Oberpräſident der Rheinprovinz, Herr von Bodelſchwingh. Drei hohen Beamten wurde der Titel Excellenz verliehen; acht andere wurden zu höheren Stellen befördert, unter ihnen der hochverdiente und allgemein verehrte Kammergerichtspräſident von Grolmann, zum Oberpräſidenten deſſelben Gerichtshofs. Dreißig Titel wurden ausgetheilt: und hier war die Reihe auch an die Wiſſenſchaft gekommen; der berühmte Theologe Neander, der Philoſoph Steffens und einige andere Gelehrte wurden zu Titular-Geheimräthen ernannt. Schwarze Adlerorden wurden vier vertheilt; im Ganzen faſt dritthalbhundert Orden. —

Nachdem ſo die eigentliche Huldigung vollendet, drängte ſich einige Tage hindurch Feſt auf Feſt; der König bewirthete die Stände, die Stände den König, die Stadt den König und die Stände. Bei all dieſen Gelegenheiten wurde ein außerordentlicher und bis dahin in Berlin noch nie geſehener Luxus entfaltet; die Einfachheit und Sparſamkeit Friedrich Wilhelm des Dritten ſchien, für dieſe Tage wenigſtens, beiſeit geſetzt.

Doch war auch hier wieder ein weſentlicher Unterſchied von dem Königsberger Feſt. Dort hatte faſt die ganze Bevölkerung an

der Feſtlichkeit Antheil genommen; es war weniger ein Hof- als ein Volksfeſt geweſen. Hier natürlich, bei der fünfmal größeren Bevölkerung Berlins, konnte davon keine Rede ſein. Ueber viertauſend Gäſte hatte die Stadt geladen; eine ſchöne Zahl, ohne Zweifel. Aber auf jeden Gaſt, der in den prächtigen Feſtſaal Eintritt fand, ſtanden doch Neunundneunzig draußen, die ihren Verdruß, ausgeſchloſſen zu ſein, durch boshafte Bemerkungen erleichterten. Bei der Königsberger Huldigungsfeier hatte die Freude vorgewaltet, bei der Berliner die Kritik.

Ja dieſe Kritik blieb nicht blos vor der Thür des Feſtſaals ſtehen: ſie trat in den Saal ſelbſt, ſie beſpöttelte das Gepränge, ſie geißelte die Eiferſucht, den Hochmuth, die Verſchwendung, die ſie dabei zum Theil bemerken wollte.

Selbſt die königlichen Reden und was von den Huldigungsſcenen im Innern des Schloſſes allmälig im Publikum bekannt ward, entging dieſer Kritik nicht ganz. Des üblen Eindrucks, welchen der Vorgang mit den Standesherren erregte, haben wir bereits gedacht. Auch in der Anrede des Königs an die katholiſchen Biſchöfe wollte man mehr Zuvorkommenheit und größeren Eifer finden, als für einen proteſtantiſchen König gerade nöthig geweſen wäre, beſonders unter den bekannten Umſtänden. Die Anſprache, welche Herr von Rochow an die Vertreter der Ritterſchaft gehalten, wurde nun gar ungünſtig beurtheilt. Die öffentliche Meinung war dieſem Staatsmann überhaupt ſeit Kurzem außerordentlich entgegen; wäre das Buchdruckerfeſt nach dem 4. Oktober geweſen, er hätte ſchwerlich mehr einen Fackelzug bekommen. Was damit gemeint ſei, fragte man, daß die Treue der beſondere Beruf der Ritterſchaft genannt würde? Daß die Adeligen das Beſtehende ſchützten, das ſei, leider Gottes, ohnedies ſchon wahr genug; ihr conſervativer Eifer brauche nicht im Augenblick der Huldigung, in Gegenwart des Königs, durch einen Miniſter der Krone, noch erſt angefeuert zu werden.

Auch an den Worten, welche der König zu den Rittern geſprochen, fand man Verſchiedenes auszuſetzen. Die Beziehung auf den Antrag der Königsberger Stände war unverkennbar; aber man hätte gewünſcht, daß ſie etwas freundlicher ausgefallen. Wozu die Erinnerung, daß der König ſeine Krone von Gott habe? wozu die Drohung, wer ſie anzutaſten wage? Niemand bezweifle Jenes,

Niemand beabſichtige Dieſes. Die Gewährleiſtung, welche die ausgezeichnete Perſönlichkeit und der edle Wille des Monarchen böte, erkannte man an. Aber man wünſchte doch über die etwa noch möglichen anderweitigen Gewährleiſtungen den Stab nicht ganz und gar und nicht bei dieſer Gelegenheit, ſo kurz nach den Königsberger Vorgängen, gebrochen; es gab doch noch Einige, welche dieſe Gewährleiſtung ſehr heilſam, ſehr wünſchenswerth fanden, und die in der königlichen Behauptung keine Widerlegung ihrer Anſicht erblicken konnten.

Bei dieſer kritiſchen Stimmung des Publikums war es denn kein Wunder, daß ſogar auch die große Rede des Königs, die er vom Schloßbalcon gehalten, nicht ganz den Enthuſiasmus erregte, den man ſich verſprochen und den, in ſo außerordentlichem Grade, die Königsberger Rede hervorgebracht hatte. Zweierlei beſonders verringerte die Wirkung. Erſtlich, daß ſie eigentlich nicht gehört worden war, ſondern überall nur geleſen wurde; Leſer aber ſind allemal anſpruchsvoller als Hörer.

Und dann zweitens, daß man ſie zum Voraus erwartet hatte. Die Rede in Königsberg war, oder jedenfalls ſchien, ein Werk des Momentes, eine Schöpfung augenblicklicher, unwillkürlicher Begeiſterung: und darum war Begeiſterung das Echo geweſen, das ihr aus allen Herzen wiederhallte. Daß der König in Berlin ebenfalls ſprechen würde, hatte man gar nicht anders erwartet; wie hätte die Eitelkeit der Berliner auch den Gedanken ertragen können, daß der König vor ihnen ſchweigen würde, während er vor den Königsbergern geſprochen!? Nun war ſie da, die vielerwartete Rede: und der kritiſche Geſchmack der Berliner, mit Kennermienen, knaupelte wähleriſch daran herum. Daß ſie eine Fülle geiſtreicher und großartiger Gedanken enthielt, daß eine hochherzige, edle Empfindung ſie belebte, ſowie die Pracht der Wendungen, den Glanz des Ausdrucks, dies Alles vermochten auch die Berliner nicht in Abrede zu ſtellen. Aber es war doch nicht ganz ſo, wie ſie erwartet hatten; ſie hatten doch noch auf etwas Anderes, Neues, Größeres gerechnet — was es war, wußten ſie ſelbſt nicht, aber nur etwas ganz Unerhörtes, ganz Unglaubliches hätte es müſſen ſein. — Das Publikum hat überall einen guten Magen und in Hauptſtädten ganz beſonders; es iſt gefräßig wie ein Wolf, und undankbar wie eine Katze. Auch dem königlichen Redner, ſchon bei

seinem zweiten öffentlichen Auftreten, sollte diese Erfahrung nicht erspart bleiben.

Und so ging diese so sehnlich erwartete, so großartig vorbereitete Festlichkeit zu Ende, wie sie begonnen hatte: mit Streit, Zank und kleinlichen Neckereien. . . . .

Ja wohl noch einmal: es war Alles anders in Berlin am fünfzehnten Oktober, als es am zehnten September in Königsberg gewesen. . . . . .

Achtes Kapitel.

Weitere Entwicklung der orientaliſchen Frage: Abſetzung Mehemed Ali's, Eröffnung des Krieges in Syrien. — Eroberung von Beirut und Saida. Uebertritt des Emir Beſchir; Aufſtand der Druſen im Libanon. — Schlacht bei Beirut: Oktober 12. Niederlage Ibrahim Paſcha's; Eroberung von St. Jean d'Acre. — Memorandum des Herrn Thiers vom 3. Oktbr.; ſein Ultimatum vom 8. — Stimmung in Frankreich; Gelüſte nach dem Rheinufer. — Rüſtungen in Preußen. Verbot der Pferdeausfuhr. General von Grolmann in Berlin; Conferenzen mit Herrn von Boyen. — Rundreiſe der Herren von Grolmann und von Radowitz nach Wien und an die größern deutſchen Höfe. — Vertraute Miſſion des Herrn von Radowitz: Pläne Friedrich Wilhelms IV. zur Reorganiſation des deutſchen Bundes. Antwort des Herrn von Metternich. — Die Kriegsverfaſſung des Bundes wird reformirt. — Reiſe des Königs von Preußen nach dem Rhein verſchoben. — Abneigung des Publikums gegen den Krieg mit Frankreich; angebliche Reiſe des Herrn von Humboldt nach Paris. — Das Becker'ſche Rheinlied. Enthuſiasmus des Publikums; Gnadenbezeigungen der Fürſten. Der Königsſtuhl zu Renſe; der Dombauverein zu Köln. — Widerſpruch: der Rhein von Pruß. — Louis Philippe und Herr Thiers. Darmès' Attentat auf den König: Oktober 15. — Rücktritt des Herrn Thiers: Oktober 21; Miniſterium Soult-Guizot. — Beiſetzung der Aſche Napoleons: December 15. — Der Vicekönig von Aegypten unterhandelt: Novbr. 24.; ſeine Unterwerfung. Schluß der orientaliſchen Wirren: Juni 1841.

Schon aber iſt es Zeit, den Blick wiederum nach außen zu wenden, auf jene Kriegsungewitter, welche den Horizont der europäiſchen Politik umwölkten und die ſich von Tage zu Tage drohender zuſammenzogen.

Im Orient war der Zuſammenſtoß ſogar bereits erfolgt. Wir haben zuletzt von dem Befehl erzählt, welchen das engliſche Ge-

schwader vor Neapel zum Auslaufen bekam. Zur selben Zeit waren Mehemed Ali die Londoner Beschlüsse zur definitiven Annahme vorgelegt worden. Aber wie es nicht anders zu erwarten stand, hatte er, gestützt auf die Zusicherungen Frankreichs und vielleicht noch mehr auf die Erinnerung seiner eignen Siege, dieselben schlechthin verworfen. Auf Betrieb des englischen Gesandten, Lord Ponsonby, war darauf sofort in Constantinopel in einer außerordentlichen Versammlung des Divan (Septbr. 14.) die Absetzung und Aechtung Mehemed Ali's ausgesprochen worden; Izzet Muhamed, vor wenigen Tagen erst zum Pascha von St. Jean d'Acre ernannt, wurde zu seinem Nachfolger erklärt.

In demselben Augenblick begannen auch die Feindseligkeiten. Die englische Flotte, die sich mittlerweile mit einem österreichischen und einem türkischen Geschwader vereinigt hatte, legte sich vor die Stadt Beirut, einen der wichtigsten und wohlbefestigtsten Punkte der syrischen Küste. Allein vor der Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst vermochten diese Befestigungen nicht Stand zu halten. Schon am 20. September war Beirut in den Händen der Verbündeten. Zehntausend Türken, verstärkt durch funfzehnhundert Mann englischer und östreichischer Truppen, wurden gelandet; acht Tage nach der Eroberung Beiruts mußte auch Saida, das alte Sidon, sich ergeben.

Während so die Verbündeten mit offnen Waffen unwiderstehlich vorwärts drangen, waren auch die gefährlichern, die Waffen der Diplomatie, nicht unthätig geblieben. Emir Beschir, der Häuptling der Drusen, war als Freund und Bundesgenosse Mehemed Ali's in den Bannspruch, welcher jenen getroffen, mit eingeschlossen worden; auch ihn hatte der Divan seiner sämmtlichen Würden entsetzt, und ihm einen Nachfolger in der Person des Emir Beschir El Kassim ernannt. Englischen Unterhändlern gelang es nun, den alten, fast achtzigjährigen Emir Beschir zu überreden, daß die Sache des Aegypters verloren sei, und daß er selbst nur durch schleunige Unterwerfung unter den Willen der Pforte sich erretten könne: wogegen man ihm die Zurücknahme des Absetzungsfermans zu erwirken versprach. Am 5. Oktober schloß Emir Beschir eine Uebereinkunft mit den Verbündeten, in Folge deren er, hauptsächlich wohl, um sich vor der möglichen Rache seines ehemaligen Bundesgenossen zu schützen, sich selbst

den Engländern überlieferte, von denen er ſodann nach Malta gebracht ward.

Die Druſen ſelbſt waren inzwiſchen durch engliſches Geld und engliſche Agenten bearbeitet worden; man ſtellte ihnen die Härte des ägyptiſchen Joches vor, man verſprach ihnen die Wiederherſtellung ihrer alten Freiheiten und Rechte, man verſprach ihnen tauſend Dinge, von denen man im Voraus feſt entſchloſſen war, nicht Eines zu halten, und die doch alle nur allzugeeignet waren, den kriegeriſchen Sinn dieſes tapfern und unabhängigen Stammes zu entzünden.

Bald ſtand der Aufruhr in hellen Flammen; der ganze Libanon griff zu den Waffen; überall wohin der Aegypter blickte, vor ſich, im Rücken, zu beiden Seiten, wuchſen die Feinde gleichſam aus der Erde. —

Ibrahim Paſcha, der noch immer, ſtatt ſeines Vaters, den Oberbefehl in Syrien führte, ſah ein, daß unter dieſen Umſtänden nur ein Hauptſchlag retten konnte. Am 12. Oktober nahm er die Schlacht gegen achttauſend Türken an, welche, unter dem Oberbefehl des Commodore Napier, bei Beirut ſtanden. Allein das Glück, welches ihm bei Niſib ſo freundlich zugelächelt und das er ſeitdem ſchon für immer an ſeine Fahnen gefeſſelt glaubte, wandte ihm den Rücken. Die Schlacht von Beirut endete mit der gänzlichen Auflöſung des ägyptiſchen Heeres. Fünf Tage darauf wurde Tripolis erobert: und am 4. November fiel auch St. Jean d'Acre, dieſes Bollwerk Syriens, vor dem einſt Bonaparte zwei Monate hindurch vergeblich gelegen, nach nur zweitägigem Bombardement in die Hände der Verbündeten.

Damit war die Eroberung Syriens ſo gut wie vollendet, und der Krieg, ſoweit er im Orient geführt werden konnte, zu Ende. Nur daß Jedermann wußte, daß dieſer Krieg im Orient nur das Vorſpiel zu dem allgemeinen europäiſchen Kriege, der ſich an dieſem erſten Funken entzünden mußte. An den Küſten Syriens war er entſtanden: an den Ufern des Rheines, daran zweifelte Niemand, wurde er fortgeſetzt.

Und dahin wollte ihn namentlich auch Herr Thiers verlegt wiſſen. Wir haben in einem frühern Kapitel die gewaltige Aufregung geſchildert, welche das Bekanntwerden der Londoner Beſchlüſſe überall in Frankreich hervorbrachte. Herr Thiers machte dieſer nationalen Empörung Luft in zwei diplomatiſchen Noten, welche auch dem Friedfertigſten keinen Zweifel mehr an dem nahen Ausbruch des

Krieges ließen. Unterm 5. Oktober überſandte er dem franzöſiſchen Geſandten in London, Herrn Guizot, ein ausführliches Memorandum, in welchem er den Urſprung der orientaliſchen Wirren beleuchtete, die Schmach, welche Frankreich widerfahren, energiſch hervorhob und zugleich mit unerbittlicher Conſequenz die Beſchränktheit derjenigen Politik aufdeckte, welcher England, Oeſtreich und Preußen in dieſer Angelegenheit gefolgt waren, und durch die ſie ſich ſelbſt zu blinden Werkzeugen des ruſſiſchen Cabinets erniedrigt hatten. Das Memorandum wurde bald durch die Zeitungen bekannt, und erregte, wie begreiflich, überall die größte Senſation. —

Herr Thiers bezog ſich darin zunächſt auf die Depeſche, welche Lord Palmerſton an Herrn Bulwer geſchrieben, um dadurch das Verfahren der britiſchen Regierung in Betreff des Vertrags vom 15. Juli zu erklären. Der Ton dieſer Depeſche wurde als vollkommen angemeſſen und gemäßigt anerkannt; im Uebrigen jedoch enthalte ſie Behauptungen und Raiſonnements, welche das franzöſiſche Miniſterium unmöglich könne gelten laſſen. Mit jener Miſchung von Geringſchätzung und Höflichkeit, zu welcher die franzöſiſche Sprache vor allen ſo wohl geeignet iſt, und die Niemand beſſer zu Gebote ſtand, als Herrn Thiers, dem gefürchteten Journaliſten von ehemals, fuhr derſelbe darauf fort, daß es zwar, um eine bereits ſo drohende Lage nicht noch mehr zu verſchlimmern, ohne Zweifel beſſer wäre, die Vergangenheit zu vergeſſen, und nicht wieder zurückzukommen auf Streitigkeiten, welche ſo oft ſchon, und ſtets vergeblich, erneuert worden. Allein ungerechnet, daß Lord Palmerſton das Recht haben würde, es übel zu vermerken, wenn ſeine Mittheilung unbeantwortet bliebe, ſo ſei es auch von Wichtigkeit, das reſpective Verfahren eines jeden Hofes während dieſer wichtigen Verhandlung in ſeiner Wahrheit darzuſtellen.

Dieſe Darſtellung „in der Wahrheit" (ein Ausdruck, nebenher bemerkt, bei dem man ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß alſo die Erklärungen der verbündeten Mächte nicht die Wahrheit, oder nicht vollſtändig enthalten) ſuchte nun Herr Thiers zu geben. Die Palmerſton'ſche Depeſche wurde Punkt für Punkt durchgegangen, und die darin ausgeſprochene Behauptung, als ob Frankreich es geweſen, welches „alle Opfer nutzlos gemacht" und ſich gefliſſentlich von den Grundſätzen der übrigen Mächte entfernt habe, nachdrücklich

zurückgewieſen. Als die „übelberathene" Pforte im Jahre achtunddreißig den Krieg mit Aegypten erneuert habe, als ſie zu gleicher Zeit ihr Landheer und ihre Flotte verloren, und als zu all dieſen Verluſten noch der Tod des Sultans Mahmud hinzugekommen, was es damals geweſen, was England und Frankreich, einig wie ſie damals waren, gemeinſchaftlich beſorgt? Daß Ibrahim den Taurus überſchreiten, Conſtantinopel bedrohen, und dadurch die Ruſſen in die Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches rufen würde: und „alle hellſehende Geiſter in Europa hätten damals dieſe Sorge getheilt". Nicht um Türken oder Aegypter hätte es ſich eigentlich gehandelt, ſondern darum, die Kriſis im Orient nicht zu einem Aeußerſten kommen zu laſſen, welches die unmittelbare Einmiſchung Rußlands gerechtfertigt haben würde. Rußland alſo, und wie man verhindern könne, daß die ruſſiſchen Waffen an den Bosporus getragen würden, ſei der eigentliche Kern der Frage geweſen. In dieſer Anſicht ſeien England und Frankreich, wie geſagt, damals einig geweſen: und auch Oeſtreich und Preußen hätten ſich ihr angeſchloſſen. Nur der ruſſiſche Hof ſei, wie natürlich, mit den deshalb gemachten Vorſchlägen nicht einverſtanden geweſen; an ſeinem Widerſpruch wäre die augenblickliche Pacificirung des Orients geſcheitert. Man könne daraus ſehen, ſetzte Herr Thiers mit bitterm Spott hinzu, daß die Einigkeit der vier Mächte, welche ſeitdem den Vertrag vom 15. Juli unterzeichnet, keineswegs von ſo altem Datum ſei, wie man jetzt glauben machen möchte, noch ſei es Frankreich geweſen, „das jede Vereinigung durch ſeine ewigen Widerſprüche verhindert hätte".

Im Gegentheil, durch Frankreichs Bemühen ſei damals die drohende Gefahr entfernt worden; ſeinem Einfluß bei Mehemed Ali und deſſen Sohn ſei es gelungen, den Siegeszug der ägyptiſchen Armee nach Conſtantinopel aufzuhalten. — Wie aber die vier andern Mächte dieſe Anſtrengungen erwiedert? wie ſie die Zeit der friedlichen Unterhandlung benutzt hätten, welche Frankreich ihnen verſchafft? — Mit großer Klarheit wies Herr Thiers die diplomatiſchen Intriguen, die abſichtlichen Verzögerungen und Weitläuftigkeiten nach, durch welche Rußland die Unterhandlungen hingehalten. England habe zu wählen gehabt zwiſchen Rußland und Frankreich: und, Dank den Bemühungen des Herrn von Brunnow, es habe ſich für das erſtere entſchieden; ſein Beiſpiel habe auch Oeſtreich und Preußen beſtimmt. — So ſei man zu den Beſchlüſſen vom 15. Juli gekommen: Beſchlüſſen,

welche nicht nur die billigſten, die beſcheidenſten Anſprüche Aegyptens unberückſichtigt ließen, ſondern auch ohne Wiſſen und Zuthun Frankreichs gefaßt worden; nicht ausgeſchloſſen habe Frankreich, wie man behaupte, ſich von den Verhandlungen, es ſei ausgeſchloſſen worden. — Ueber dieſen Punkt namentlich ſprach Herr Thiers ſich mit großem und würdigem Nachdruck aus. Frankreich habe einiges Recht gehabt zu glauben, daß eine ſo lange Verhandlung nicht ohne eine letzte Erklärung endigen, daß das „große und nützliche Bündniß", welches ſeit zehn Jahren England und Frankreich verbunden, nicht ohne einen letzten Verſuch der Wiederannäherung gelöſt, daß die franzöſiſche Freundſchaft nicht ſo ſchnell geopfert werden dürfte. — Herr Thiers gab darauf den vier verbündeten Mächten die Vorwürfe, welche ſie gegen Frankreich erhoben, der Reihe nach zurück; ſie, nicht Frankreich, ſeien inconſequent, gewaltthätig, unehrlich geweſen. Mit treffendem Spott geißelte er die Prinziploſigkeit, welche den Beſtimmungen des Londoner Tractates zum Grunde liege. Die Erblichkeit Aegyptens hätten die vier Mächte dem Vicekönig zugeſtanden, und auch das Paſchalik von Acre hätten ſie ihm nicht verweigert. Aber da noch drei andere Paſchaliks von Syrien für ihn verlangt würden, Damascus, Aleppo, Tripolis, da wären ihre Zugeſtändniſſe zu Ende, da griffen ſie zu den Waffen. „Und dies, ruft Herr Thiers, nennen ſie die Integrität des osmaniſchen Reiches retten! Die Integrität des osmaniſchen Reiches wird alſo gerettet, ſelbſt wenn man Aegypten und das Paſchalik von Acre davon abtrennt; zerſtört aber, wenn man noch Damascus, Aleppo und Tripolis hinwegnimmt. Wir ſprechen es offen aus, eine ſolche Theſis wird ſchwerlich im Ernſt vor Europa vertheidigt werden können."

Die Note führte dann weiter aus, wie offenbar nur „Gründe der Billigkeit und der Politik" darüber entſcheiden könnten, ob Mehemed Ali dieſe Paſchaliks würde herauszugeben oder zu behalten haben: und beide ſtimmten für das Letztere. Mit leicht verſtändlichen Worten wurde auf die Gefahr hingedeutet, mit welcher Rußland das osmaniſche Reich bedrohe, und wie nöthig es ſchon um dieſer Gefahr willen, den Paſcha, deſſen Genie und Glück mit warmer Anerkennung geprieſen ward, bei Kräften zu erhalten. Schon einmal, in dem Kriege gegen Griechenland, habe er dem Sultan beigeſtanden: „warum ſollte er ihm nicht beiſtehn in einem Kampfe gegen Rach-

dann, von einem Glauben, der dem ſeinen feindſelig iſt?" — Frankreich, und auf ſeinen Rath Mehmed Ali, habe nachgegeben und zugeſtanden, was zweckmäßig und möglich geweſen ſei. Aber dieſen „ſeltſamen Triumph der Integrität" zu ſichern, und dadurch über dieſe Integrität ſelbſt die einzige, ernſte Gefahr, die ſie bedrohe, die Gefahr Rußlands hervorzurufen, dies ſei eine „ſehr ſeltſame Art, für dieſe großen Intereſſen zu ſorgen": und Frankreich könne ſich nicht entſchließen, ſie zu der ſeinigen zu machen.

Ueberhaupt, ſetzte die Note mit einer Offenheit hinzu, die unter den obwaltenden Umſtänden faſt etwas Brüskes hatte, und in der das ganze moraliſche Uebergewicht ſich ausſprach, von welchem Frankreich ſich in dieſem Augenblick gehoben fühlte — nicht die Integrität des osmaniſchen Reiches ſei es, über was man ſich ſo ſehr beunruhige: die großen Gebietsumwälzungen in der Welt fürchte man, man fürchte den Krieg, der allein dieſe großen Umwälzungen möglich mache. Was den Krieg ſicherer verhindert hätte, als die Allianz Frankreichs mit England? dieſe Allianz, welche ſeit zehn Jahren „den Frieden und die Unabhängigkeit der Staaten erhalten habe, ohne (ein ſehr deutlicher Hinweis auf das, was die Welt von einem Bündniß zu erwarten hatte, dem der Czaar von Rußland präſidirte!) der Freiheit der Nationen zu ſchaden!?"

Und dieſes Bündniß habe man geopfert! geopfert für ein ſecundäres Reſultat ein Bündniß, das auch für die Unabhängigkeit und den Beſtand des osmaniſchen Reiches größere Garantien geboten hätte, als der Vertrag vom 15. Juli jemals bieten könne!

Denn darüber möge ſich Niemand täuſchen: gebrochen ſei das Bündniß. Man ſage freilich, es werde, nachdem der Zweck dieſes Vertrages erreicht ſei, ſich erneuen. Aber wie man glauben könne, nachdem man zu Vieren, ohne Frankreich und ihm zum Trotz, einen an ſich ſchlechten Zweck, oder der doch von Frankreich dafür erklärt ſei, verfolgt und eine Allianz gebildet habe, die nur allzu ähnlich ſehe jenen Coalitionen, welche ſeit funfzig Jahren Europa mit Blut überſchwemmten — wie man da glauben könne, man werde Frankreich ohne Mißtrauen, ohne Groll über eine ſolche Beleidigung wiederfinden?! „Das hieße ſich von dem Nationalſtolze Frankreichs eine Idee machen, wie ſie die Welt noch nie geſehen hat."

Dennoch sei Frankreich, obwohl gerüstet und in seinen Handlungen durch nichts gebunden, auch noch jetzt Willens, Alles aufzubieten, um der Welt Leiden und Katastrophen zu ersparen. Alle Opfer zur Erhaltung des Friedens sei es bereit zu bringen, diejenigen ausgenommen, welche seine Ehre treffen würden. —

Dies der Inhalt jener Note: und auch wer mit der Politik des Herrn Thiers im Uebrigen nicht einverstanden war, und wer nicht zu seinen persönlichen Bewunderern gehörte, konnte dennoch nicht umhin, dieser Erklärung seine Anerkennung zu zollen. Die Sprache dieser Note, wie klar, wie würdig, wie fern von jener künstlichen Dunkelheit, in welcher sonst diplomatische Aktenstücke ihren Vorzug suchen! Diese Politik, sie mochte gefährlich, sie mochte waghalsig sein: aber doch wie großartig, wie weitblickend, wie weltgeschichtlich! wie hoch erhaben dieser Standpunkt des ehemaligen Journalisten über jene Maulwurfsklugheit der eingebornen Diplomaten! —

Was aber den meisten Eindruck machte, und was der Note des Herrn Thiers namentlich auch in Deutschland viele Herzen gewann, das war die Unumwundenheit, mit welcher Rußland darin als der gefährlichste, der eigentliche Feind des europäischen Friedens dargestellt, und vor den drohenden Uebergriffen dieser Macht gewarnt ward; das war das Selbstgefühl, mit dem Herr Thiers an die Sympathieen der übrigen Völker, Sympathieen der Freiheit und der Bildung, erinnerte; das war die Ehrlichkeit, mit der er auf die Gefahr hindeutete, welche die Freiheit der Völker von dem Prinzipate Rußlands zu gewärtigen hatte.

Drei Tage nach der eben mitgetheilten Note, am 8. Oktober, erließ Herr Thiers eine zweite, die er selbst als sein Ultimatum bezeichnete. Frankreich habe erklärt, daß es alle in seiner Macht stehende Mittel anwenden werde, um den Frieden und das Gleichgewicht von Europa zu erhalten. Jetzt sei es an der Zeit, klar auszusprechen, was der Sinn dieser Erklärung sei. Indem Frankreich mit gewissenhafter Treue den Zustand von Europa gelten lassen, wie er durch die bestehenden Verträge festgestellt, sei es der Meinung gewesen, daß während des allgemeinen Friedens, der glücklicherweise seit 1815 vorgeherrscht habe, dieser Zustand nicht verändert werden dürfe, weder zum Vortheil noch zum Nachtheil irgend einer bestehenden Macht. In dieser Ansicht habe es sich auch stets für die Erhaltung

des osmaniſchen Reiches erklärt; die theuerſten Intereſſen Europas ſeien an dieſelbe geknüpft. Würde das osmaniſche Reich geſtürzt, ſo würde dies nur zur Vergrößerung der benachbarten Staaten, und damit zur Vernichtung des allgemeinen Gleichgewichtes von Europa führen können; eine ſolche Veränderung würde ſein Fall in den beſtehenden Verhältniſſen der Großmächte hervorbringen, daß „die Geſtaltung des geſammten Erdballs eine völlig andere Anſicht erhalten müßte". Auch Frankreich wolle dieſen allgemeinen Umſturz nicht, und darum habe es in Gemeinſchaft mit ſeinen Alliirten, fortwährend, auf loyale Weiſe, und mit Beiſeitſetzung ſeiner eignen Intereſſen ſich bemüht, das osmaniſche Reich zu erhalten.

Aber die Geſammtheit des osmaniſchen Reiches erſtrecke ſich von den Küſten des ſchwarzen bis zu denen des rothen Meeres. Es ſei ebenſo weſentlich die Unabhängigkeit Aegyptens und Syriens, als die Unabhängigkeit der Dardanellen und des Bosporus zu garantiren. Einem „gefürchteten Vaſallen", dem Paſcha von Aegypten, deſſen Talent und militairiſchem Geſchick hier wiederum reichlicher Weihrauch geſtreut ward, ſei es gelungen, in zwei Provinzen, welche die Sultane zu Conſtantinopel ſeit langer Zeit nicht mehr beherrſchen konnten, eine feſte Herrſchaft einzuführen. Dieſer gefürchtete Vaſall ſei, nach Frankreichs Anſicht, ein weſentlicher und nothwendiger Theil des osmaniſchen Reiches ſelbſt geworden. Werde er vernichtet, ſo würden die Sultane darum nicht mehr als früher im Stande ſein, Syrien und Aegypten zu beherrſchen; die Pforte werde nur einen Vaſallen verloren haben, der jetzt eines ihrer vornehmſten Bollwerke ſei.

In dieſer Ueberzeugung, und weil es die Exiſtenz des Vicekönigs von Aegypten in den von ihm beherrſchten Provinzen und in den Gewäſſern, in denen er ſeine Gewalt ausübe, als weſentlich erachte zur Sicherung der jetzt zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Erdballs beſtehenden Verhältniſſe, ſehe Frankreich ſich in die Nothwendigkeit verſetzt zu erklären, daß „die Abſetzung des Vicekönigs von Aegypten, falls ſie zur Ausführung käme, ſeines Dafürhaltens eine heftige Erſchütterung des allgemeinen Gleichgewichts ſein würde". — Was die Abgrenzung in Syrien betreffe, ſo ſei Frankreich auch noch jetzt geneigt, auf jedes annehmbare Arrangement, welches ſowohl die Exiſtenz des Sultans als des Vicekönigs verbürge, einzugehen und an demſelben Theil zu nehmen. Vorweg jedoch müſſe es erklären,

daß es „der Ausführung der in Conſtantinopel ausgeſprochenen Abſetzungserklärung ſeine Zuſtimmung nicht ertheilen könne". — Die Note ſchloß mit einigen allgemeinen Redensarten, welche aufs Neue die friedfertigen Abſichten Frankreichs verbürgen und ſeine Bereitwilligkeit zu jeder ehrenhaften Ausgleichung verſichern ſollten. Aber die bündige Erklärung, welche dazwiſchen geſchoben war, nämlich, daß Frankreich von der einmal von ihm angenommenen Art, die Aufrechterhaltung des europäiſchen Gleichgewichtes zu erhalten und zu garantiren, „in keiner Weiſe abgehen würde", war mehr als hinlänglich, die beruhigende Wirkung dieſer Phraſen wieder aufzuheben, vorausgeſetzt, daß ſie noch auf irgend Jemand dieſe Wirkung hätten haben können.

Es war alſo der Lage der Dinge vollkommen angemeſſen, daß, während Herr Thiers auf dieſe Art noch Noten wechſelte, Deutſchland ſich zum Kriege rüſtete. Denn wie wir ſchon geſagt haben: daß Deutſchland der erſte und vornehmſte Schauplatz des Kampfes ſein würde, und daß die Wellen des Rheins ſich würden röthen müſſen von einem Kriege, der an den Ufern des Nils ſeinen Urſprung genommen, das wußte Jedermann zum Voraus.

Und von wem anders war man es auch gewohnt, der Tummelplatz aller europäiſchen Kriege, der immer offene Entſchädigungsfond für alle Verluſte zu ſein, welche die Großmächte Europa's erlitten, als von Deutſchland?! In Frankreich herrſchte darüber nur Eine Stimme: ſollte (wie man es nannte) das Gleichgewicht von Europa einmal verletzt werden, ſollte es einmal zum Kriege kommen, nun gut, ſo ſollten auch die Verträge von 1815, jene ſchmachvollen, jene noch immer nicht verſchmerzten Verträge, welche Frankreich ſeine ſchönſten Erwerbungen entriſſen hatten, das Erſte ſein, was über den Haufen ſtürzte! ſo ſollte das linke Rheinufer, jenes Rheinufer, welches ehemals, unter der glänzenden Epoche des Kaiſerreichs, mit Frankreich vereinigt geweſen war, das ſeinen Ruhm, ſeine Siege, ſeine Größe getheilt hatte, wo noch bis auf den heutigen Tag ſo viel Sympathieen für Frankreich lebten — ſo ſollte dieſes Stück von Deutſchland die erſte Beute ſein, welche Frankreich in dem allgemeinen Tumulte, der nun erfolgen mußte, an ſich riß! Der Orient lag weit ab; kam es hier zur Theilung, ſo nahmen Rußland und England den Löwentheil vorweg: und das Wenige, was Frankreich etwa erſchnappen konnte,

brachte ihm nur geringen Nutzen. Aber dehnt ſich nicht hier dicht in der Nähe, an der Grenze Frankreichs, ein geſegneter Landſtrich aus? mit reichen Feldern, wohlhabenden Städten, blühenden Fabriken? ein Stück, recht aus dem Herzen Europa's? Nehmen wir ihn denn, dieſen Landſtrich: er liegt uns bequem — und iſt ja nur deutſcher Boden!

Solchen Anmaßungen gegenüber, die täglich lauter und lauter wurden, wäre es Thorheit und Feigheit zugleich geweſen, hätte Deutſchland ſich nicht für alle Fälle rüſten wollen. Der König von Preußen, durch den Beſitz eben jenes Rheinufers, ſowie durch die ruhmvolle Erinnerung des Jahres dreizehn, ja man darf ſagen, durch die ganze Geſchichte Preußens zum Wächter Deutſchlands beſtellt, verkannte die Pflichten dieſer ſeiner hohen Stellung keinen Augenblick; wie ſchwankend ſie in eben derſelben Minute ſich nach innen gezeigt hatte, nach außen war die Politik des neuen Königs vorſichtig, feſt und würdevoll. Es geſchah nichts, die Anmaßungen Frankreichs in demſelben Sinne zu erwiedern: aber es geſchah, was nöthig war, die Ehre Deutſchlands und die Sicherheit ſeiner Grenzen zu wahren. Selbſt die feſtliche Zerſtreuung der Berliner Krönungstage hatte die beſonnenen Anſtalten, welche Preußen für den Fall des Krieges traf, nicht aufhalten oder unterbrechen können. Wenige Tage vor der Huldigung (Oktober 8.) wurde eine Cabinetsordre erlaſſen, durch welche die Ausfuhr von Pferden über die äußere Zollgrenze, für den ganzen Umfang des Staates und nach jeder Richtung hin, bis auf Weiteres verboten ward; alſo gerade die Ausfuhr desjenigen Artikels, deſſen Frankreich zu ſeinen Kriegsrüſtungen, bei den anerkannt ſchlechten und ungenügenden Zuſtänden ſeiner inländiſchen Pferdezucht, am Dringendſten bedurfte. — Zur ſelben Zeit wurde Herr von Grolman, commandirender General in Poſen, nach Berlin berufen. Einige behaupteten zwar, dieſe Berufung ſei nur in Folge der Raczynski'ſchen Beſchwerden erfolgt, und Herr von Grolman ſolle nur, im Verein mit den gleichfalls anweſenden Präſidenten Flottwell und von Frankenberg, Bericht über die innere Lage des Großherzogthums erſtatten. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß Herr von Grolman auch über dieſen Gegenſtand befragt ward: ſo war doch das militairiſche Talent des Generals zu anerkannt, ſo hatte die öffentliche Stimme ihn doch zu lange als denjenigen bezeichnet, welchem für den Fall eines Krieges

die Ehre vorbehalten ſei, die preußiſche Armee dem Feind entgegenzuführen, als daß man ſeine Berufung nicht allgemein mit dem bevorſtehenden Krieg in Verbindung gebracht hätte. — Auch die Reactivirung des Herrn von Boyen, deren wir ſchon oben gedacht haben, und die in denſelben Tagen erfolgte, wurde in gleichem Sinne ausgelegt. Beide ausgezeichnete Generale, behauptete man, ſeien beauftragt, den Plan des bevorſtehenden Feldzugs zu entwerfen und die erforderlichen Rüſtungen einzuleiten. — Wenige Wochen ſpäter, gleichfalls noch im Oktober, wurden derſelbe General von Grolman und der bekannte Vertraute des Königs, Herr von Radowitz, nach Wien und an die größeren deutſchen Höfe entſendet, „um ſofort die Vertheidigung der Bundesgrenze zu ordnen, und über die Wechſelfälle des bevorſtehenden Krieges das Erforderliche feſtzuſtellen".

Doch war Herrn von Radowitz noch ein anderer wichtiger Auftrag mitgegeben. So wenig der König, nach den Erfahrungen der jüngſten Tage, geneigt war, ſeinem eignen Staate diejenige Concentration und diejenige organiſche Einheit zu geben, welche eine gemeinſame Verfaſſung, eine Vertretung durch Reichsſtände ihm allerdings gegeben haben würde: ſo dringend hielt er es für nöthig, dem allgemeinen deutſchen Vaterlande eine größere Einheit und einen organiſcheren Zuſammenhang zu verſchaffen, als der Bundestag ihm bisher hatte verſchaffen können. Seltſamer Widerſpruch dieſes königlichen Geiſtes, dem ſo oft das richtige Ziel inſtinktmäßig vorſchwebte, und der doch ſo ſelten den richtigen Weg dazu finden konnte oder betreten wollte! Für die ferner Stehenden ſuchte er eine Einigung zu gewinnen, die er den nächſt Stehenden verweigerte; dieſelben mittelalterlichen Sympathieen, die ihm den Gedanken eines reichsſtändiſchen Preußens unerträglich machten, trieben ihn an, den verpönten Gedanken eines einigen Deutſchlands ins Leben zu rufen. —

Herr von Radowitz wurde in geheimer Inſtruction beauftragt, die Ideen, welche der König von Preußen bereits zu Anfang Auguſt bei ſeiner Zuſammenkunft mit Herrn von Metternich in Dresden in Anregung gebracht hatte, dem Wiener Cabinet aufs Neue und mit Nachdruck vorzulegen. Die öſtreichiſche Regierung ſollte daran gemahnt werden, „daß eine tiefgehende Aufrichtung des deutſchen Bundes nothwendig ſei. Auf dem bisherigen rein negativen Wege könne ſchlechterdings nicht ferner beharrt werden; die Nation erwarte

und verlange mit Recht, daß ihre gemeinſamen Intereſſen, ihre unabwendbaren Bedürfniſſe volle Befriedigung fänden.“

In der That, es mag ein eigenthümliches Lächeln geweſen ſein, mit dem Herr von Metternich dieſe Miſſion empfing: ein unmerkbares vielleicht, aber gewiß ein recht innerliches, recht behagliches. Deutſche Einheit und Metternich! Intereſſen und Bedürfniſſe der deutſchen Nation und das Wiener Cabinet! — Dieſe Anträge, wenn ſie jemals zur Ausführung, ja wenn ſie nur zur öffentlichen Kenntniß kamen, mußten das Syſtem des Herrn von Metternich nothwendig über den Haufen ſtürzen. Aber der Umſtand, daß man ſich mit ihnen gerade an ihn zuerſt wandte, brach ihnen die Spitze ab. Viel guter Wille, viel edle Abſicht in dieſer preußiſchen Politik, aber wenig — Politik. — Herr von Metternich war von ſeiner ſtaatsmänniſchen Ueberlegenheit gewiß niemals inniger durchdrungen, als in dem Augenblick, da Herr von Radowitz ihm dieſe Projekte des Königs von Preußen eröffnete. Er „wies die Anregung nicht zurück; er ſtellte in Ausſicht, daß er nach vorübergegangener Kriegsgefahr, ſich mit der preußiſchen Regierung über den einzuſchlagenden Weg verſtändigen, und zu dieſem Behufe erforderlichen Falls (man denke!) ſelbſt nach Berlin kommen würde. Aber er wies darauf hin, daß im vorliegenden Augenblick, nach den eigenen preußiſchen Anſichten, der Kampf vor der Thüre ſtehe, und daß man ſich vor Allem in den Stand ſetzen müſſe, dieſen mit Ehren zu beſtehen.“

Von den Reformen des Bundesweſens, welche der König von Preußen beabſichtigte, wurde alſo zunächſt nur diejenige in Erwägung gezogen, die der Augenblick allerdings am Unerläßlichſten zu fordern ſchien: die Reform des Heerweſens. — Daſſelbe war übler beſtellt, als die Laien ahnten und als ſelbſt die Mehrzahl der Betheiligten wußte. Die Bundeskriegsverfaſſung, wie ſie im Jahre achtzehn mühſam und unter mancherlei Widerſpruch zu Stande gekommen war, hatte niemals viel getaugt. Aber ſelbſt ſie war meiſtens nur auf dem Papiere ſtehen geblieben. Bei den Sachverſtändigen (deren es freilich nicht viele gab) unterlag es keinem Zweifel und einer der Bedeutendſten von ihnen, Herr von Radowitz, ſprach es deutlich aus, daß ein Krieg mit Frankreich in dieſem Augenblicke hereinbrechend, „das deutſche Bundesheer in einem Zuſtand gefunden hätte, der deſſen ſchleunige Vereinigung in den anberaumten Friſten

unmöglich gemacht, und die Grenzländer während einer kostbaren Zeit dem feindlichen Angriff gänzlich preisgegeben haben würde."

Dieser Punkt also, ein unleugbar wichtiger, wenn auch nicht der einzige wichtige, wurde jetzt auf Anregung Preußens in Angriff genommen. Es fällt in eine etwas spätere Zeit, nämlich erst in das Frühjahr des folgenden Jahres, mag aber, um des Zusammenhangs willen, gleich an dieser Stelle erwähnt werden, daß in Folge dieser Anregung die Bundeskriegsverfassung in der That völlig neu organisirt ward. „Allgemeine Inspicirungen des Bundesheeres, an welchen sämmtliche Regierungen gegenseitig Theil nahmen, stellten durch den Augenschein fest, daß jedes Contingent die übernommenen Pflichten wirklich erfülle. Zum ersten Male unterwarfen sich die deutschen souverainen Regierungen einer wahrhaften Controle durch den Bund; östreichische Offiziere besichtigten die Waffenvorräthe und Festungen des preußischen Staats, sächsische prüften die Waffentüchtigkeit des östreichischen Heeres." — Mit Recht setzt Herr von Radowitz, dem wir diese Mittheilungen verdanken, hinzu, daß diese Einrichtung nicht blos für die materielle Sicherheit, sondern ebenso sehr für die moralische Gemeinschaft der Deutschen von hoher Bedeutung gewesen sei.

Doch kamen diese Dinge, wie gesagt, erst einige Monate später zur Ausführung. Das hohe Verdienst, welches Preußen sich darum erworben, und überhaupt die Reformpläne, mit denen Friedrich Wilhelm der Vierte schon damals in Betreff des deutschen Bundes umging, blieben dem Publikum sogar Jahre lang verborgen: wie es denn überhaupt das Schicksal dieses merkwürdigen und reichbegabten Fürsten zu sein scheint, daß überall in der Erinnerung der Zeitgenossen seine Fehler seine Vorzüge überwuchern, und daß man nur unerbittlich ist für jene, während diese von Niemand beachtet werden — warum? Ach, es ist eine bittere Wahrheit: weil sie trotz des besten Willens doch Niemand zum Heil gereichen. —

Das Publikum erblickte also in der Reise der Herren von Grolman und von Radowitz nur die Einleitung der allgemeinen, durch die Nothwendigkeit gebotenen militairischen Rüstungen. Auch der plötzliche Aufschub der Reise, welche der König selbst nach der Rheinprovinz hatte unternehmen wollen, zeigte, wie drohend die Umstände waren oder doch selbst in den höchsten Regionen gehalten

wurden. — Man kann bei alledem nicht eben ſagen, daß das Publikum dem Kriege mit großem Verlangen entgegen ſah. Zu feſt hatte man ſich in die Annehmlichkeiten des Friedens eingelebt, um bei dem Gedanken an die Lorbeeren, die möglicherweiſe im Felde zu erringen waren, ſich allzu lebhaft zu begeiſtern. Es war ein vortreffliches Ding, der Kriegsruhm, ohne Frage: aber nur theuer zu kaufen; es war auch etwas höchſt Vortreffliches und höchſt Unterhaltendes, dies Kriegsgeſchrei an allen Ecken: aber es mußte nur nichts daraus werden. . .

So unwahrſcheinlich daher unter den obwaltenden Umſtänden die Erhaltung des Friedens auch bereits geworden war, ſo wollte doch auch Niemand an den Krieg recht glauben. Mit Begier ergriff man jedes Zeichen, welches auf eine Annäherung der feindlichen Mächte hinzudeuten ſchien. Groß und allgemein, mit Ausnahme natürlich des Heeres, welches vor Begier brannte, ſeinen alten Ruhm in neuen Schlachten zu behaupten, war daher auch die Zufriedenheit im Lande, und ganz beſonders in der Hauptſtadt, als, wenige Tage vor der Berliner Huldigung, ſich das Gerücht verbreitete, Alexander von Humboldt ſei mit einer beſondern Miſſion des Königs nach Paris gereiſt. Man wußte, welche gewichtige Autorität der berühmte Naturforſcher auch auf politiſchem Gebiete war; man hatte es ihm nicht vergeſſen, daß, nach der Julirevolution, hauptſächlich er es geweſen, der die perſönlichen Beziehungen zwiſchen Friedrich Wilhelm dem Dritten und Louis Philippe angeknüpft, und ihnen die freundliche Geſtalt gegeben, welche ſie bis zum Tode des Erſtgenannten bewahrt, und die ſo entſcheidend geweſen war für die Ruhe von Europa. — Was nun gar erſt den Nachfolger Friedrich Wilhelm des Dritten betraf, ſo galt Herr von Humboldt allgemein als die „Thür zum König“: in einem ſolchen Grade, daß er dieſen Ruhm ſogar öffentlich durch die Zeitungen hatte von ſich ablehnen müſſen, um den Beſuchen und Anträgen, mit denen er in Folge deſſen überſchüttet ward und die ſelbſt — zwar nicht die Geduld (denn dies war unmöglich), aber doch die Kraft dieſes liebenswürdigſten und fleißigſten aller Gelehrten zu erſchöpfen drohte, einigermaßen von ſich abzuwehren. — Es begreift ſich darnach, mit welcher Genugthuung die Nachricht von der Abreiſe des Herrn von Humboldt vernommen ward, wie groß die Wichtigkeit, die man ihr beilegte, wie ungemeſſen

das Vertrauen, mit dem man ihrem Erfolg entgegenſah; mehre Tage hindurch, mitten unter den Zurüſtungen der Huldigung, war die Reiſe des Herrn von Humboldt das allgemeine Geſpräch.

Aber es begreift ſich darnach auch, wie groß der Verdruß war und wie lang die Geſichter wurden, als gleich darauf von anderer Seite her mit derſelben Entſchiedenheit behauptet ward, es ſei gar nicht wahr, und Herr von Humboldt wäre gar nicht nach Paris gereiſt. Neue Behauptung! neuer Widerſpruch! Die Einen wollten ihn bei der Huldigung in Berlin geſehen haben, die Andern wollten ihn längſt an den Ufern der Seine wiſſen. Mitten in der aufgeklärten Hauptſtadt bildete die Reiſe des Herrn von Humboldt ſich zu einem vollkommenen Mythus aus: ob er gereiſt ſei, reiſe oder reiſen werde, ob er in Berlin oder Paris, in St. Cloud oder Sansſouci, das gab einen wahren gordiſchen Knoten, den Niemand mehr entwirren konnte und den endlich die Regierung ſelbſt mit dem ehrwürdigen Schwert einer offiziellen Erklärung zerhauen mußte. Nämlich als die Anweſenheit des Herrn von Humboldt (der in der That Berlin und Potsdam gar nicht verlaſſen hatte) in keiner Weiſe mehr zu leugnen ſtand und als die verehrte Geſtalt mit allzu deutlicher Gewißheit öffentlich in den Straßen der Hauptſtadt geſehen ward: ſo hatte die Berliner Straßenpolitik, dieſes neue und einflußreiche Geſchöpf der letztverlebten Monate, das ſpäterhin noch zu einer ſo gefährlichen Bedeutung erwachſen ſollte, auch hiefür ihre Erklärung bei der Hand. Es hieß nämlich, Herr von Humboldt ſei allerdings abgereiſt geweſen, aber kaum auf dem Wege, ſei er, in Folge einer raſchen Sinnesänderung des Königs, durch den Telegraphen wieder zurückgerufen worden. Dieſen Gerüchten ein Ende zu machen, ſah das Miniſterium ſich denn endlich veranlaßt, durch die Staatszeitung zu erklären, daß Herr von Humboldt überhaupt nicht nach Paris geſchickt worden, und alſo auch nicht durch den Telegraphen zurückgerufen ſei. —

So ſchwer entſchloß das Publikum ſich, an einen Krieg zu glauben, von dem es doch ſchon überall ſo viel redete! ſo begierig griff es nach jedem Strohhalm, ſeine Friedenshoffnungen daran ſtatt zu halten!

Doch ſollte der kriegeriſche Enthuſiasmus, der ſich alſo bis jetzt noch ziemlich faul erwies, plötzlich von anderer Seite her auf die Beine gebracht werden. Ein junger Poet am Rhein, Niklas Becker,

hatte, gleich in den erſten Tagen, als die Anmaßungen der Franzoſen dieſſeit des Rheines bekannt wurden, ein Lied geſchrieben, welches kräftigen Proteſt gegen dieſe Anmaßungen einlegte, und die Verſicherung ausſprach, daß der Rhein jederzeit deutſch ſein und bleiben werde. Anmuthig und ſangbar, wie das anſpruchloſe Liedchen war, hatte es bald einen Componiſten gefunden; am 15. Oktober zuerſt im Theater zu Cöln öffentlich vorgetragen, war es mit großem Beifall aufgenommen worden. Bald flog es von Stadt zu Stadt; gerade was die Schwäche des Liedes war, ſein bloß negativer Inhalt, ſeine bloße triviale Verſicherung, daß man ſich nicht nehmen laſſen wolle, was man habe, machte ſein Glück: es war ſo ganz das Pathos des damaligen deutſchen Publikums! — Auch der Umſtand, daß es am Rhein ſelbſt entſtanden, und hier zuerſt zum Volkslied geworden war, kam ſeiner Verbreitung zu ſtatten; war es doch gewiſſermaßen ein Unterpfand für die Geſinnungen der Rheinländer, von denen man ſich (gewiß weniger aus Mißtrauen gegen die Rheinländer, als aus eigenem böſen Gewiſſen) ſo viel Deutſchheit kaum verſprochen hatte. Auch in Berlin wurde das Lied mit Enthuſiasmus aufgenommen; in allen Geſellſchaften, in allen Tavernen, auf allen Straßen, wo irgend eine Drehorgel ſpielte, überall hörte man das unentrinnbare „Sie ſollen ihn nicht haben".

Den deutſchen Regierungen kam dieſer unerwartete Succurs höchſt angenehm. Was nicht die gediegenſte Staatsſchrift mit den triftigſten Gründen, den ausführlichſten Beweiſen erreicht haben würde — aber dieſes kleine Lied erreichte es! Vergebens an das zugeknöpfte Herz des Philiſters würde man mit Gründen des Patriotismus, Gründen des politiſchen Nutzens, der geſchichtlichen Nothwendigkeit gepocht haben — aber vor den Tönen dieſes Liedes zerſchmolz es, dieſe Appellation an die Romantik des deutſchen Nationalcharakters, dieſe hohen Dome, die ſich wiederſpiegeln in der grünen Fluth, dieſe kühnen Knaben, ſchlanke Dirnen, dieſe Fiſchlein auf dem Grund waren ihm unwiderſtehlich! — Noch kurz zuvor, bei einer Opernaufführung im Hoftheater zu Berlin (und man muß ſich erinnern, was dergleichen Demonſtrationen damals noch zu bedeuten hatten, wie ungewöhnlich ſie waren und welches Gewicht ihnen daher noch beigelegt ward) war das Publikum bei dem Refrain einer Arie: „Was geht uns der

Sultan an", in lautes Beifallrufen ausgebrochen. Aber das war jetzt vorüber: die „deutsche Marseillaise" von Niklas Becker hatte die fromme Milch dieser Denkungsart urplötzlich in Gährung versetzt, Alles athmete Krieg, Alles floß über von Patriotismus und Tapferkeit . . .

Die Regierungen versäumten nicht, sich dankbar zu erweisen und eine Wirkung zu belohnen, die der anspruchslose und liebenswürdige junge Dichter gewiß selbst am Wenigsten beabsichtigt oder erwartet hatte. Schon die gewiß ungewohnte Nachsicht, mit welcher die Polizei die Augen zudrückte zu all den mannigfachen und oft sehr tumultuarischen Demonstrationen, zu denen das Beckersche Lied benutzt ward, lieferte den Beweis, wie gern dieselben höheren Ortes gesehen wurden: dieselbe deutsche Einheit, deren leiseste Erwähnung vor wenigen Monaten noch zur Festung, respective auch zum Zuchthaus reif gemacht hätte, wurde jetzt öffentlich auf allen Straßen, in allen Kneipen betoastet und besungen: und die Gendarmen selbst schlugen den Takt dazu.

Doch blieb man dabei nicht stehen. Schon im November, wenige Wochen nach dem ersten Bekanntwerden des Liedes, wurde der Dichter von der preußischen Regierung durch Zusicherung eines angenehmen und einträglichen Postens erfreut. Später, im Januar, wurde noch ein königliches Ehrengeschenk von tausend Thalern nebst anderen Vortheilen hinzugefügt. Der König von Baiern, als „Pfalzgraf bei Rhein", ließ, nach Schwanthalers kunstreicher Zeichnung, einen „silbernen, inwendig stark vergoldeten, von ihm selbst angegeben wordenen" Pokal verfertigen und übersandte ihn dem Dichter mit dem Wunsche, daß er „recht oft daraus trinken möge, dazu singend: Sie sollen ihn nicht haben ꝛc."

Solche königlichen Exempel waren gerade geeignet, die loyale Begeisterung der Unterthanen zu offenem Fanatismus zu steigern. Der junge Dichter selbst gerieth dabei ins übelste Gedränge. Nachdem zwei große deutsche Könige ihre Bewunderung auf so eclatante Weise an den Tag gelegt, nachdem ein junger, namenloser Poet für wenige Zeilen Auszeichnungen und Geschenke erhalten hatte, wie sie keinem Schiller, keinem Goethe jemals zu Theil geworden und wie sie überhaupt in der Geschichte der deutschen Literatur ohne Beispiel waren, so wollte nun auch Niemand dagegen zurückbleiben. Aus Mainz,

Leipzig und andern Städten wurden dem Dichter gleichfalls Geſchenke überſandt; ſeine Mitbürger, die Bewohner des wackern Städtchens Geilenkirchen, ehrten ihn durch Feſtmahlzeiten und Fackelzüge und ließen ihren ſo plötzlich ſo berühmt gewordenen Landsmann hoch leben als „das Organ deutſcher Geſinnung in ganz Deutſchland und für alle Zeiten, der unſterbliche Niklas Becker, er ſoll leben, ewig leben!“ —

Ach, ſie waren ihm zu gönnen, dieſe Ehrenbezeigungen, ſelbſt wo ſie vielleicht das Maß überſchritten, dem bleichen, jungen Dichter, in deſſen kranker Bruſt ſchon damals der Tod nagte und der bald darauf in einem frühen Grabe Vergeſſenheit lernen ſollte all dieſer Ehre und dieſer Herrlichkeit, mit der man ihn damals faſt erdrückte! doppelt zu gönnen in der ſicheren Vorausſicht des Hohnes und der Spötteleien, mit denen wenige Monate ſpäter das ernüchterte Publikum ſich wegen ſeiner eigenen Thorheit ſchadlos zu halten ſuchte an der Poeſie des Dichters und die ſelbſt den Todeskampf des Sterbenden nicht verſchonten! Diſteln ſtatt Lorbeeren, Pflaſterſteine ſtatt Roſen, je nach Gelegenheit — wer mit dem Publikum verkehren will, muß darauf gefaßt ſein.

Aber Epidemien ſind anſteckend: und auch dieſe Epidemie des forcirten Deutſchthums war es und der romantiſch mittelalterlichen Begeiſterung, die an dem Beckerſchen Rheinliede zum Ausbruch gekommen war. Sollte der Poeſie allein die Ehre bleiben, an der großen Bewegung dieſer Tage Antheil zu nehmen? ſie allein Nutzen ziehen aus der Begeiſterung des Publikums und der Freigebigkeit eines Fürſten, deſſen romantiſch mittelalterliche Sympathien längſt kein Geheimniß waren und der ſeine deutſche Geſinnung ſo eben noch ſo kräftig, ſo glänzend bethätigt hatte?! Nein, der Augenblick iſt günſtig: alſo friſch zugegriffen und herauf ans Tageslicht all die mittelalterlichen Projecte und Pläne, die Entwürfe der Künſtler, die Wünſche der Kunſtfreunde, die alle bisher, wegen Mangels an Zeit und Geld und wegen der ſchnöden modernen Stimmung des Publikums, nicht hatten zur Durchführung gelangen können: herauf jetzt mit euch und die Gelegenheit, die nicht wiederkehrende, beim Schopf gefaßt!

Es wurde alſo Wehklage in den Zeitungen erhoben und wurden Sammlungen im Lande umhergeſchickt: der Königsſtuhl zu Renſe

liege in Trümmern; vor mehr als vierzig Jahren von den Franzoſen zerſtört, zieme es ſich wohl, ihn in einem Augenblicke herzuſtellen, wo die Nation im Begriffe ſei, dieſelben Franzoſen mit blutigen Köpfen vom „freien deutſchen Rhein" zurückzuweiſen.

Das Publikum horchte — der Königsſtuhl zu Renſe? Aber es wußte eigentlich Niemand, was das für ein Ding war. Man erzählte ihm, es ſei die Stätte, wo ehedem, in den Blüthetagen deutſcher Macht und Herrlichkeit, die Kurfürſten des deutſchen Reichs getagt hätten. Aber auch dieſe antiquariſche Notiz ließ das Publikum ziemlich kühl. Man erzählte weiter von der ſchönen Gegend, in der die Trümmer liegen, hart an der Landſtraße, dicht am Rhein, und welch ein Schmuck es für die Landſchaft ſein würde, wenn die ehrwürdigen Pfeiler ihr Haupt noch einmal erhöben — das Publikum lächelte. Aber beim Himmel, ſagte man, der Königsſtuhl muß wieder hergeſtellt werden, um unſere Deutſchheit, unſern Patriotismus zu beweiſen, und man erzählte von dem Schreck, den die Franzoſen kriegen würden, wenn ſie hörten, der Königsſtuhl zu Renſe werde wieder aufgebaut — que le diable l'emporte, ſo iſt die bête allemande alſo wirklich aufgewacht?! Man erzählte, daß ſchon in Koblenz ein Comité gebildet ſei und daß der Oberpräſident der Rheinprovinz ſelbſt an der Spitze deſſelben ſtehe; man erzählte, daß die Regierung dem Verein bereits die Portofreiheit zugeſichert habe; man erzählte von den Concerten und Bällen, den Subſcriptionen und Sammlungen, die man zum Beſten des Königsſtuhls zu Renſe veranſtalten würde, und daß der König ſelbſt ſich zum oberſten Protector des Unternehmens erklärt habe . . .

Das Alles erzählte man: und ſiehe da, das Publikum griff in die Taſche und zahlte zum Wiederaufbau des Königsſtuhls zu Renſe, eines Dinges, von dem es nichts wußte, nichts wollte, das ihm ſo gleichgiltig war wie ein Pappenſtiel — aber dennoch es zahlte.

Noch viel größer war die Theilnahme, welche ein Aufruf zur Vollendung des Kölner Domes fand, der in derſelben Zeit veröffentlicht ward. Dies war denn allerdings ein Bauwerk von europäiſchem Ruf und claſſiſcher Bedeutung; man brauchte noch eben kein Kunſtſchwärmer, kein mittelalterlicher Romantikus zu ſein, und fühlte ſich doch das Blut zu Kopfe ſteigen bei dem Gedanken, daß die Thürme

dieſes erhabenſten aller mittelalterlichen Bauwerke jemals vollendet in die Lüfte ragen, die Wellen des Rheins die köſtlichen Wölbungen, das zierliche Laubwerk dieſes Chors jemals vollſtändig zurückſpiegeln ſollten!

Aber freilich, die Baumeiſter ſelbſt ſagten es und die glühendſten Kunſtfreunde konnten nicht widerſprechen, daß Millionen, viele Millionen blanker preußiſcher Thaler und eine lange, ungeſtörte Reihe von Jahren dazu gehören würden, dieſen bewundernswürdigen Torſo wirklich zu vollenden. Man zählte den Beginn des Krieges ſchon an den Fingern ab; war dies die Zeit, ein ſolches Unternehmen zu beginnen? Die wichtigſten Eiſenbahnen blieben ungebaut, die nöthigſte Unterſtützung für Handel, Gewerbe und Ackerbau fehlte, weil man kein Geld dazu hatte; durfte man in Ernſt daran denken, ein ungeheures, ſo unverhältnißmäßiges Kapital dem allgemeinen Verkehr zu entziehen, um es in Mauerwerk und Steinen feſtzulegen?

Aber die romantiſche Trunkenheit wußte für Alles Rath; ſelbſt ihren ärgſten, ihren verhaßteſten Feind, die induſtrielle Speculation des Zeitalters, ſcheute ſie ſich nicht, wo er zur Erreichung ihrer phantaſtiſchen Zwecke nützlich ſchien, in ihren Dienſt zu nehmen. Als die patriotiſchen Motive allein nicht völlig verfangen wollten, als das Publikum ſelbſt zu den confeſſionellen Vorſtellungen (nämlich, daß man in dem Kölner Dom ein Denkmal der Glaubenseinigkeit zwiſchen Proteſtanten und Katholiken ſtiften wollte, welche allgemein ſo lebhaft — gewünſcht würde), ungläubig die Achſeln zuckte: ſo wurde allen Ernſtes der Vorſchlag einer Lotterie gemacht, welche dem Publikum ſolche Vortheile bieten und dabei auch noch für den Dom ſelbſt ſelben Gewinn abwerfen ſollte, daß damit zwei Fliegen glücklich mit einer Klappe geſchlagen wären. — Vor Allem verſprach man ſich von den deutſchen Fürſten, die ja ſo eben erſt gezeigt hätten, wie ſehr ſie deutſchen Patriotismus zu ſchätzen wüßten, die kräftigſte Unterſtützung: und wiederum unter ihnen von Keinem mehr als von dem neuen König von Preußen, in dem ſich Alles zu vereinigen ſchien, Neigung des Kunſtfreundes, Begeiſterung des Patrioten, Theilnahme des Gläubigen, Recht und Pflicht des Landesherrn und zu alledem noch die Vortheile einer gefüllten Kaſſe, um ihn zum geborenen Schutzherrn des Kölner Doms zu machen. —

Gleichwohl weder das Beckersche Rheinlied, noch der Königsstuhl zu Rense, noch auch der beabsichtigte Ausbau des Kölner Doms hatte alle Gegner des bevorstehenden Krieges zum Schweigen gebracht. Der Philister, ja, er kniff die Augen ein, sang sein „Sie sollen ihn nicht haben", und getröstete sich im Stillen der Hoffnung, der bloße Klang dieses Liedes würde genügen, die leichtfertigen Rothhosen über den Rhein zurückzuschnellen oder schlimmsten Falls würde das Freicorps, welches die Düsseldorfer Maler für den Fall des Krieges bilden wollten, den verwitzigen Feind gehörig „bläuen ..."

Aber keineswegs war er der einzige Gegner des Kriegs gewesen: auch jene jüngere philosophische Generation, deren wir in einem früheren Abschnitte gedacht haben, sah einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich mit großer Abneigung entgegen. Sie that es — nicht, weil sie unempfindlich war gegen die Anmaßungen der Franzosen und die Schmach, welche darin für Deutschland enthalten war: aber den größeren Theil dieser Schmach schienen ihr nicht die Franzosen, schienen ihr die deutschen Fürsten, schien das deutsche Volk, schienen sie selbst sich verschuldet zu haben, die sie es Alle dahin kommen lassen, die sie es Alle mit angesehen und zugegeben, daß Deutschland so gesunken, so zum Spott und Wegwurf der Nationen geworden war! —

Sie that es ferner, weil sie den Krieg überhaupt als ein letztes, furchtbarstes Mittel betrachtete, zu dem nicht leichtsinnig gegriffen werden sollte und weil sie in der vorliegenden Verwicklung eine solche äußerste Nothwendigkeit noch nicht erkennen konnte; sie that es, weil sie der Gedanke mit Trauer erfüllte, daß zwei Nationen, bestimmt zum gleichen Priesterthum der Freiheit und der Bildung, in brudermörderischem Kampf ihr Blut vergießen sollten; sie that es, weil ihr unheimlich ward bei dem wüsten romantischen Taumel, dem bornirten Franzosenhaß, der überall schon die Gemüther zu verwirren anfing, und weil sie überhaupt nicht in Frankreich, sondern allein in Rußland konnte sie den Feind des deutschen Volks, den allgemeinen Feind der Freiheit und der Bildung sehen, gegen den alle Schwerter Europa's sich gleichmäßig erheben müßten ...!

Und endlich that sie es auch deshalb, weil sie in Besorgniß war um den wahrscheinlichen Ausgang dieses Krieges. Nicht, daß sie gering gedacht hätte von dem Muth und der Ausdauer der deutschen

Nation, ganz gewiß nicht. War ſie doch aufgewachſen, eben dieſe Generation, unter den Erinnerungen der Freiheitkriege, waren es doch die Namen von Leipzig und Waterloo geweſen, an denen ſie ſelbſt leſen gelernt! — Auch, ohne Zweifel, in demſelben Augenblick, wo der Krieg wirklich erklärt und damit das Schlagen eine Nothwendigkeit geworden wäre, würde ſie ſelbſt unter den Vorderſten geſtanden und würde mit Wolluſt ihr wärmſtes Blut vergoſſen haben für die Vertheidigung, die Rettung des gefährdeten Vaterlandes ....

Aber ſie war in Sorgen um den Ausgang des Krieges, weil ſie wußte, daß der letzte Sieg nicht immer da iſt, wo die meiſten Truppen, die beſten Anführer, ja nicht einmal da, wo die meiſte Tapferkeit: ſondern allemal da iſt der letzte Sieg, wo die größte Kraft des Volkswillens, die größte Einigkeit der nationalen Beſtrebungen, mit Einem Wort, wo das Bewußtſein des Volkes am Mächtigſten iſt.

Wie aber das Selbſtbewußtſein des einzelnen Menſchen nur da von Werth und nur da eine Tugend iſt, wo es auf dem Grunde der Bildung und der Sittlichkeit beruht: ſo auch das Bewußtſein eines Volkes darf nur dann wirklich auf dieſen Namen Anſpruch machen, wenn es das Bewußtſein ſeiner Rechte und ſeiner Freiheit iſt. Ja ein Volk ohne Recht und Freiheit hat überhaupt kein Bewußtſein; der barbariſche Inſtinkt der Scholle allein verdient dieſen edlen Namen nicht. Recht und Freiheit alſo ſind auch die letzte Inſtanz, in der auch die Kriege der Völker entſchieden werden; mögen Kanonen die ultima ratio der Könige heißen: die ultima ratio der Völker ſind ihr Recht und ihre Freiheit. —

Und wie nun ſah es in dieſer Beziehung mit Deutſchland aus? In all den gefüllten Arſenalen, all den wohlverſehenen Montirungshäuſern (wiewohl wir bereits wiſſen, daß auch dieſe nicht einmal überall vorhanden waren) — das Schwert des Rechtes, der Schild der Freiheit, wo in Deutſchland wurden ſie gefunden? Der Ausbruch des Krieges, darüber konnte ſich Niemand täuſchen, war für Frankreich auch das Signal zum Ausbruch einer neuen Revolution, welche die ſo ſchmählich verleugneten Grundſätze der Julitage aufs Neue und wahrhaft zur Herrſchaft bringen mußte — und wenn alsdann der Genius der Revolution die Kraft des franzöſiſchen Volkes bis zum

letzten Hauch entfeſſelt hatte, wenn vor den Adlern Frankreichs, mit weit offnen Flügeln, der Geiſt der Freiheit und der Brüderlichkeit einherſchwebte: was alsdann hatte das arme, rechtloſe, geknechtete Deutſchland dagegen einzuſetzen? und wie, in ſeiner armſeligen Zerſtückelung, ſeiner Gebundenheit des Volksgeiſtes, ſeiner Ohnmacht und Schwäche, wollte es dieſem Heranſturz des franzöſiſchen Koloſſes gegenübertreten?!

Alſo die Ihr jetzt ſo begierig nach Schlachten ſeid, die Ihr den Tag kaum erwarten könnt, wo die Trompete ſchmettern wird: greift lieber zuvor in den eignen Busen! Nicht einer Nation, die mit Euch dieſelben Aufgaben der Humanität und der Freiheit zu löſen hat und mit der Ihr Euch niemals feindlich treffen könnt, als nur durch eine Verirrung und Entſtellung aller wahren und natürlichen Verhältniſſe, ſondern Eurer eigenen Feigheit erklärt den Krieg, Eurem eigenen Kaſtengeiſt, Eurem eigenen Sklavenſinn! Macht die deutſche Nation erſt frei und einig im Innern, ſo werdet Ihr ſie auch groß und mächtig nach Außen gemacht haben! Sorgt erſt, durch weiſe und volksthümliche Einrichtungen, daß es ein Glück werde und eine Ehre, ein Deutſcher zu ſein — und Ihr werdet nicht mehr gezwungen ſein, um die Sicherheit Euer Grenzen zu zittern, und werdet nicht mehr nöthig haben, den Rhein mit Liedern zu vertheidigen: denn alsdann die Freiheit ſelbſt wird ihn an Euch feſſeln! —

Solche Gedanken etwa waren es, welche, wenige Wochen ſpäter, ein anderer junger Dichter in einer Beantwortung des Beckerſchen Rheinliedes ausſprach. Das Gedicht ging aus dem ſchon früher bezeichneten Kreiſe der Halliſchen Jahrbücher hervor und trug die Spuren dieſer philoſophiſchen Nachbarſchaft noch ziemlich deutlich an ſich. Sie war ein wenig unverhältnißmäßig, die ſtrotzende Rhetorik dieſes Gedichtes, mit ihren publiciſtiſchen Beziehungen, ihren politiſchen Apoſtrophen, gegen das einfach ſangbare, naive, unſchuldige Lied des Niklas Becker; auch roch er ein wenig nach der Lampe und war jedenfalls beſſer gemeint als poetiſch verarbeitet, dieſer terminus technicus des „freien Geiſtes", der hier ſo urplötzlich, mit Haut und Haar, aus der Philoſophie in die Poeſie hinüberverpflanzt und Volk und Fürſten als einziges Heilmittel der kranken Zeit empfohlen ward.

Aber bei der Aufregung des Publikums, wer hatte für dieſe äſthetiſchen Bedenklichkeiten Sinn? Das Gedicht machte kaum ge-

ringeres Aufſehen, als das berühmte Lied, gegen das es ſich richtete. Ein großer Theil des Volkes fand die Anſichten darin ausgeſprochen, die er ſelbſt im Stillen ſeit Langem genährt; man freute ſich über den Muth und die Ehrlichkeit des Dichters und ſpendete ſeiner politiſchen Ueberzeugung einen Beifall, den man ſeinem Gedicht, als ſolchem, vermuthlich hätte vorenthalten müſſen.

Zur ſelben Zeit hatte ein franzöſiſcher Dichter, Alfred de Muſſet, eine witzige, aber unverſchämte Entgegnung auf das Becker'ſche Rheinlied drucken laſſen: und auch Lamartine in ſeiner „Marseillaise de paix" ließ einige jener majeſtätiſchen Accorde vernehmen, die dem Dichter der Méditations ſo wohl anſtanden und deren eigenthümliche innere Unklarheit ſogar ihren poetiſchen Effect noch vergrößerte.

Der Dichterkrieg war alſo allerwärts im beſten Gange, die Herolde der Nationen hatten ſchon geblaſen: wie lange konnte es noch dauern und die Heere ſelbſt rückten ins Feld?! . . .

Aber in Wahrheit, ſie rückten gar nicht, die lange Vorbereitung löſte ſich auf in nichts, das „rothe und blaue Blut", das in den Verſen des Herrn von Lamartine gefloſſen, blieb das einzige für diesmal, das zwiſchen Deutſchland und Frankreich vergoſſen ward.

Nämlich Herr Thiers hatte gut reden und drohen gehabt und gut Ultimatums erlaſſen: er hatte vergeſſen oder wenn nicht vergeſſen (denn nach der Erfahrung, die er bereits einmal, im Jahre ſechsunddreißig, in der ſpaniſchen Angelegenheit in dieſer Hinſicht gemacht, wie wäre vergeſſen möglich geweſen?!) — nun gut, ſo hatte er ſich ſelbſt dagegen verblendet, daß über ihm und allen Miniſterien und allen Kammern Frankreichs und über der Charte und ihrer „Wahrheit" ſelbſt ein höherer Wille ſchwebte — der „unbewegliche Wille" des Bürgerkönigs!

Und dieſer unbewegliche Wille wollte keinen Krieg, weder jetzt noch jemals: noch durfte er ihn wollen, ſeiner Selbſterhaltung wegen. Was ſelbſt deutſchen Politikern kein Geheimniß war, daß nämlich unter den gegenwärtigen Umſtänden ein Krieg für Frankreich auch das Signal zu einer politiſchen Umwälzung ſein mußte: Louis Philippe, dieſer Schlauſte der Schlauen (denn das ohne Widerſpruch war er: nur daß die Schlauheit, welche bloß ſchlau iſt, allemal zuletzt an einen Punkt geräth, wo ſie erſtaunlich bornirt wird), wußte es längſt und hatte ſeine Operationen darnach eingerichtet. Er hatte ſich die

Noten und Proteſte und ſelbſt die Rüſtungen des Herrn Thiers ruhig gefallen laſſen; die kriegeriſche Sprache, welche die Journale ſeit Monaten führten, hatten ihm große Unterhaltung bereitet. Ob er geſchmunzelt hatte, der alte Fuchs, bei dieſem edlen Zorn, dieſer ſchönen Leidenſchaftlichkeit, welche bei dem bloßen Gedanken ſchon, daß eines Schattens Schatten auf ihre Ehre gefallen ſein könne, die ganze Nation ergriffen! Ob er gerechnet hatte und an den Fingern gezählt, wie lange dieſe Fluth der Empfindung noch dauern könne und wann, nach der allgemeinen Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, die Ebbe der Erſchlaffung, der Abſpannung eintreten würde?! Recht ſo, Ihr Franzoſen! recht ſo, Ihr Hitzköpfe! Strömt Euren Zorn nur aus in Zeitungsartikeln, verpufft nur Eure Courage in heftigen Reden und Verwünſchungen — wie ſagt doch das Sprichwort? Strenge Herren regieren nicht lange: und wenn der Krieg erſt bei Euch Mode wird, ſo iſt auch der Friede am Gewiſſeſten....

Der Zufall, der Louis Philippe, während ſeiner achtzehnjährigen Regierung ſo oft, ſo wunderbar unterſtützt hat, bis endlich wiederum ein einziger Zufall, ein einziges verhängnißvolles Miſsverſtändniß ihn auf einen Schlag um alle Früchte ſeiner ganzen Herrſchaft bringen ſollte — der Zufall, ſage ich, unterſtützte ihn auch diesmal. An demſelben funfzehnten Oktober, in derſelben Stunde, da in Berlin die Schwüre des preußiſchen Volkes, ja die Schwüre des Königs ſelbſt gen Himmel ſtiegen, feuerte ein Unſinniger, Darmès mit Namen, ein mit ſechs Kugeln geladenes Gewehr auf den königlichen Wagen ab. — Vergeblich, wie ſeine Vorgänger alle! Denn dieſer große königliche Betrüger ſollte nicht fallen durch die Rache der Nation oder den Fanatismus eines Einzelnen, ſondern an ſeiner eigenen Schlauheit ſollte er zu Grunde gehen: nachdem er Allen und Jeden getäuſcht, ſollte er zuletzt, im wichtigſten Moment, auch noch ſich ſelber täuſchen; kein Sturm ſollte ihn abreißen vom Baume Frankreichs: er ſollte abfallen, von ſelbſt, klanglos, wie eine verfaulte Frucht...

Für den Augenblick aber kam Louis Philippe der Streich dieſes Wahnſinnigen höchſt gelegen. Er geſchah, wie geſagt, am funfzehnten Oktober; zum achtundzwanzigſten deſſelben Monats ſtand die Eröffnung der Kammer bevor, deren Ausſpruch die Frage wegen Krieg oder Frieden entſcheiden mußte. Aber wo in dieſer Kammer wäre eine Majorität zu finden geweſen, die, Angeſichts dieſer Unruhen,

dieſer Verſchwörungen und Complotte, die noch immer im Innern Frankreichs gährten und von denen das Darmès'ſche Attentat ſo eben erſt ein ſo furchtbares Zeugniß abgelegt, für einen Krieg nach außen hätte zu ſtimmen gewagt? Wie nun, wenn die Coalition an den Grenzen Frankreichs geſtanden hätte und Darmès' Kugeln hätten einige Zoll tiefer eingeſchlagen, in die Bruſt des Königs — wie nun dann?!

Louis Philippe war einer der mehr glücklichen als großen Menſchen, die aus Allem ihren Vortheil zu ziehen verſtehen; auch aus dieſem Ereigniß zog er ihn. Auch hatte er auf eine Gelegenheit dieſer Art ſeit Längerm ſchon gelauert. Herr Thiers war ihm perſönlich unausſprechbar unbequem; ſeine Dienſte hatte er geleiſtet, mit großem Eclat und vielen prächtigen Redensarten hatte er die Politik Louis Philippe's über eine höchſt ſchmutzige Angelegenheit nicht gerade glücklich — aber immerhin, er hatte ſie hinweggebracht; er hatte dem Zorn der Franzoſen, den Louis Philippe's feigherzige Politik erregt, Worte gegeben und geſprochener Zorn bekanntlich iſt nur noch halber Zorn; kurzum, er hatte ſeinen Dienſt geleiſtet, die Citrone war wieder einmal ausgepreßt — eh bien, werfen wir die Schale weg! —

Schon zu Anfang Octobers hatte die entſchiedene Weigerung des Königs die von Herrn Thiers beabſichtigte Abſendung der franzöſiſchen Flotte nach Syrien hintertrieben. Jetzt, bei dem auf den 28. October bevorſtehenden Zuſammentritt der Kammern, legte Herr Thiers dem König den Entwurf einer Thronrede vor, in welcher eine entſchiedene Verwerfung des Vertrags vom funfzehnten Juli, ſowie die Forderung neuer und ausgedehnter Mittel zu ferneren Rüſtungen enthalten war.

Aber davon wollte Louis Philippe nichts wiſſen; ſo weit hatte der Faden gereicht, an dem er Herrn Thiers, ihm ſelbſt unbemerkbar, ſchwirren ließ — und nun auch kein Haarbreit weiter. —

Herr Thiers, in der Unmöglichkeit, den Willen des Königs umzuſtimmen, vielleicht auch ſeine eigene Unentbehrlichkeit, ſowie die Stimmung der Nation überſchätzend, verlangte mit dem ganzen Miniſterium ſeinen Abſchied: October 21.

Louis Philippe ertheilte ihn; die Kammern wurden bis zum fünften November vertagt und noch vor Ablauf dieſer Friſt, ſchon

am 29. October, wurde das neue Miniſterium verkündigt. Marſchall Soult, dieſer beliebte und ſtets bereite Strohmann ſo vieler Miniſterien, führte auch in dieſem den Vorſitz; ſeine eigentliche Seele aber war der bisherige franzöſiſche Geſandte in London, Herr Guizot, der berühmte ehemalige Freund, jetzige Nebenbuhler des Herrn Thiers.

Denn dieſe beiden Männer, deren Principien gar nicht ſo weit von einander lagen, nur daß der Eine dabei etwas ſchwerfälliger, etwas ernſter, etwas deutſcher, der Andere etwas gelenker, leichtfertiger und durch und durch Franzoſe war — dieſe beiden Männer, ſage ich, gegen einander abzunutzen und alle Kriſen Frankreichs in perſönliche Fragen der Herren Thiers und Guizot zu verwandeln, bildete ein Hauptkunſtſtück des gekrönten Puppenſpielers und eine Hauptſtütze für die Dauer ſeiner Herrſchaft.

Auch jetzt gelang es ihm. Die Journale der Oppoſition ſchrieen zwar Zeter, in der Kammer ließen ſich einige emphatiſche Redner hören, Herr Thiers ſchleuderte Pfeile, die groſe Farce der Beiſetzung Napoleons ging am 15. December bei ziemlicher Kälte ziemlich froſtig und eindrucklos, wennſchon nicht ohne eine Fülle vortrefflicher Reden, vorüber —: aber der Schluß von Allem war doch, daß der Paſcha von Aegypten geopfert, die Ehre Frankreichs beſchimpft, ſein Einfluß im Orient vernichtet, Rußland im Vortheil — aber dafür freilich auch der Frieden Europas ungefährdet und Louis Philippe der gute Freund und Gevatter der legitimen Mächte blieb!

Der Paſcha ſelbſt hatte dies wohl ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr anders erwartet. Schon Anfang Novembers, auf die Nachricht von der Eroberung St. Jean d'Acre's, zu der nun auch noch der Rücktritt des Herrn Thiers kam, hatte er mit dem Commodore Napier Unterhandlungen angeknüpft, des Inhalts, daß er, ſofern die Verbündeten ihm nur die Erblichkeit ſeiner Würde vom Sultan erwirken und verbürgen wollten, er ſofort bereit ſei, Syrien zu räumen und Kandia nebſt der türkiſchen Flotte zurückzugeben: und ſchon am 27. deſſelben Monats wurde ein vorläufiger Vertrag auf dieſer Grundlage abgeſchloſſen. Allerdings vergingen noch Monate, bevor es (Juni 10. 1841) zum ſchließlichen Frieden kam. Doch das waren nur die gewöhnlichen Irrgänge der Diplomatie; entſchieden war die Sache in dem Augenblick geweſen, als Herr Thiers Herrn Guizot hatte weichen müſſen. — Und wer Herrn Thiers genau kannte, durfte einigen

Zweifel hegen, ob ſelbſt ohne ſeinen Rücktritt das Reſultat nur wirklich ein ſehr verſchiedenes geweſen ſein würde.

Für diesmal alſo war es mit dem Kriege noch nichts geworden; das Becker'ſche Rheinlied, der Königsſtuhl zu Renſe und der Kölner Dom waren die einzigen Trophäen, welche Deutſchland für den Augenblick errungen ....

Und mit großer Selbſtzufriedenheit kehrte Europa zu dem Syſtem des bewaffneten Friedens zurück.

Neuntes Kapitel.

Wachsende Mißſtimmung in Preußen, beſonders in Berlin. — Die Cenſurfrage. Gerüchte von bevorſtehender theilweiſer Cenſurbefreiung; Herr von Eichendorff. Plan des Profeſſor Graff zu politiſchen Disputatorien. — Angebliche Aeußerungen des Königs in Betreff der Patrimonialgerichtsbarkeit. Erlaß wegen ruſſiſcher und öſtreichiſcher Orden. Herr von Rochow erhält den rothen Adlerorden in Brillanten. — Ernennung des General von Thile zum Staats- und Kabinetsminiſter. Gerüchte von anderweitigen Ernennungen und Veränderungen. — Die Gebrüder Grimm nach Berlin berufen. Jahn reſtituirt. Erhöhte Dotation der Univerſität zu Berlin. Tell und Egmont zur Aufführung in Berlin erlaubt. Ernennungen zum Staatsrath: Humboldt, Beyen ꝛc. — Unzufriedenheit mit der Wirkſamkeit des neuen Cultusminiſters, Herrn Eichhorn; Stahl aus Erlangen an Gans' Stelle berufen; bevorſtehende Berufung Schellings. — Anſtellung des Herrn von Haſſenpflug; übler Eindruck im Publikum; der „erſte ſchmerzliche Tag" des Königs. — Reſcript des Cultusminiſters an die Elementarſchullehrer. — Begünſtigung der Altlutheraner und Supranaturaliſten; Eingabe der nichtunirten Gemeinde zu Magdeburg. — Fortſetzung des Sintenis'ſchen Streites; die Studenten zu Halle petitioniren um Berufung des Dr. Strauß. — Die erzbiſchöfliche Angelegenheit. Rücktritt des Herrn von Sedlnitzky; Herr von Duesberg zum Director für die kathol. Angelegenheiten ernannt. — Gerüchte von einem bevorſtehenden Ehegeſetz; Herr Göſchel. Angebliche ſtrenge Sonntagsfeier. Das baldige Erſcheinen eines Religionsedictes behauptet; fruchtloſe Widerlegung der Staatszeitung. — Herr Eichhorn und der König. — Theaterſcandal bei Aufführung der Athalie: Januar 4. 1841. —

So alſo hatten auch für Preußen die Wolken, die ſo eben noch den Horizont ſeiner äußeren Politik umdüſtert hielten, ſich verzogen oder wurden doch mit jedem Tage lichter. Hätte ſich doch auch daſſelbe ſagen laſſen von den Nebeln, die im Innern des Landes, zwiſchen Volk und König, aufzuſteigen begannen!

Aber dieſe im Gegentheil wurden immer dichter. Das Mißbehagen, in das plötzlich, mitten unter dem Jubel der Huldigung, Niemand wußte noch recht warum und wie, die allgemeine Begeiſterung umgeſchlagen hatte, griff täglich weiter um ſich; kaum, daß es vor der Perſon des Königs ſelbſt noch in Ehrfurcht ſtille hielt. Es zeigte ſich nun, welch zweideutiger Vorzug es unter Umſtänden iſt, als ein ausgezeichneter Geiſt, ein Talent, ein Genie des erſten Ranges bekannt zu ſein; es wurde nun ſichtbar, wie ſchlimm es für einen Fürſten werden kann, gleich am erſten Tage ſeiner Regierung als „Stolz und Freude des menſchlichen Geſchlechts" geprieſen zu ſein, und wie viel bittre Dornen an dieſen Kränzen hängen, die das Volk ſeinen Lieblingen zum Voraus und bevor ſie dieſelben noch durch ihre Thaten erworben haben, in den Weg wirft!

Denn wenn man dieſer Mißſtimmung nun näher auf den Grund ging, woher rührte ſie eigentlich, als von der ungeheuren und ungemäßigten Erwartung, mit der Friedrich Wilhelm der Vierte auf dem Thron empfangen worden war und die zu befriedigen Alles, was bisher geſchehen, noch immer nicht hinreichen wollte? Ja das Publikum, in ſeiner üblen Laune, warf bereits die Frage auf, was denn überhaupt nur bisher geſchehen ſei. Einige Anſtellungen, durch welche altes Unrecht ſpät vergütet ward, eine Amneſtie, die in dieſem Umfange ſchon von der Klugheit geboten war und die doch noch immer um Einiges hätte vollſtändiger ſein können, einige überraſchende und wohlabgefaßte Reden — nun in der That, nicht darum hatte man ſich in dieſe Unkoſten von Enthuſiasmus und Bewunderung geſetzt! nicht darum Friedrich Wilhelm den Vierten zum Voraus als neuen Friedrich den Großen begrüßt!

Und daß nicht mehr geſchehen, das hätte das Publikum noch verſchmerzt: wenn es nur mehr erfahren hätte. Das vor Allem machte die Leute verdrießlich: die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm des Vierten hatte überall ein ganz neues Intereſſe, eine ganz neue Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hervorgebracht und die erſten Monate, mit ihrem trunknen Jubel, hatten redlich das Ihrige gethan, dieſelbe noch zu ſteigern; man hatte ſich nun ſchon gewöhnt, semper aliquid novi ex Africa, immer etwas Neues von dieſem geiſtreichen, dieſem unberechenbaren Könige zu erfahren. So lange die verſchiedenen Huldigungsfeierlichkeiten, die königlichen

Reiſen, Reden und Gegenreden das Publikum in Athem erhalten, ſo lange hatte das hingehn mögen. Jetzt aber waren dieſe Flitterwochen vorüber, eine bedenkliche Stille trat ein und die Neugier der Maſſen verlangte andere, derbere Koſt. Jetzt zuerſt wurde allgemein bemerkt, was bisher nur von einzelnen Schriftſtellern ſchüchtern zur Sprache gebracht, von dem großen Publikum dagegen theils mit ſchadenfrohem Achſelzucken, theils wohl auch mit blödſinniger Selbſtzufriedenheit war aufgenommen worden: der elende Zuſtand nämlich der preußiſchen Tagespreſſe und daß bei dem Cenſurdruck, der namentlich auf dieſem Zweige der Literatur laſte, es ganz unmöglich war, intereſſante, ja nur lesbare Zeitungen zu ſchreiben.

Beſonders in der Hauptſtadt wurde dieſer Druck am Härteſten empfunden: Theils weil er bei der unmittelbaren Gegenwart ſo vieler Behörden und den daraus hervorgehenden tauſend und aber tauſend Rückſichtnahmen hier wirklich am Härteſten geübt ward, theils auch weil hier (nach der allgemeinen Anſicht wenigſtens) die meiſte Intelligenz verſammelt war und alſo hier, wie man ſich ſchmeichelte, die intereſſanteſten und geiſtreichſten Zeitungen hätten geſchrieben werden können, wenn es nur erlaubt geweſen wäre.

Den eigentlichen Berliner Bürger ärgerte aber ſchon dies, daß er, der doch gewiſſermaßen an der Quelle ſaß, genöthigt ſein ſollte, die Neuigkeiten ſeiner eigenen Stadt in fremden Zeitungen zu ſuchen!

Es kam dazu, daß man gerade von einem König, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, namentlich in dieſer Hinſicht bedeutende Erleichterungen mit Sicherheit erwartet hatte. Wenn ſein Vorgänger von Entfeſſelung der Literatur und freier Preſſe nichts hatte wiſſen wollen, nun wohl, ſo hatte man das ſeinem Bildungsgrad zu gut gehalten. Wenn aber ein König, gleich dieſem, ſo hochgebildet, ſo einſichtsvoll, ſo befreundet mit Wiſſenſchaft und Kunſt, dennoch keine Anſtalten machte, die Preſſe zu erleichtern, wenn auch er, dieſer Freund der Dichter, dieſer erhabene Gönner der Gelehrten, ungerührt zuſah, wie das Meſſer der Cenſoren das Fleiſch unſerer Literatur zerwühlte und die geſundeſten, die lebensvollſten Stücke grauſam hinwegſchnitt: ſo ſchien das ein Widerſpruch, der nicht zu löſen ſtand, ſo erblickte das Mißtrauen des Publikums darin einen Act der Willkür, den der König gewiß vor Niemand weniger vertheidigen konnte,

als vor ſeinem eignen klaren Geiſte, ſeinem eignen warmen und gefühlvollen Herzen!

Denn an dieſe beiden, bei aller Mißſtimmung, glaubte das Publikum noch immer; es glaubte den König nur von Leuten umgeben, welche ihn hinderten, ſeinen eignen edlen Entſchließungen rückſichtlos zu folgen. Oder auch es hielt ihn ſelbſt für unſchlüſſig und ſchüchtern und glaubte, durch eine recht laute und allgemeine Oppoſition, ſo weit dieſelbe damals möglich war, ihn gleichſam vor ſich ſelbſt zu ermuthigen und ihm beizuſtehen, ſei es gegen die Intriguen ſeiner Miniſter, ſei es gegen ſeine eigene Unentſchloſſenheit. —

So wurde denn die Cenſurfrage das Erſte, was aus der allgemeinen und unbeſtimmten Erregtheit der Gemüther hervortauchte: der erſte Brennpunkt gleichſam, in dem die allgemeine Unzufriedenheit ſich anſammelte und nach Gelegenheit explodirte. Vergebens wurde von anderer Seite her verſichert, der König ſelbſt ſei mit dieſer Frage ebenfalls aufs Lebhafteſte beſchäftigt; große und heilſame Reformen der bisherigen Cenſurgeſetze dürften mit Gewißheit in kürzeſter Friſt erwartet werden. Ja des Königs Wille, ſetzte man hinzu, ſei es, die Cenſur ganz aufzuheben: zwar nicht eigentlich ganz und nicht für Alle, was ja auch kein ordentlicher Bürger, dem Geſetz und Zucht und Ehre am Herzen liege, jemals verlangen oder auch nur ertragen könne (und dazu nickten die ehrbaren Bürger ſehr bedachtſam): ſondern ein geiſtiges Elitencorps wolle der König bilden, eine Ariſtokratie, ſo zu ſagen, des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, der, als wichtigſtes Privilegium, nicht nur ſelbſt die Cenſurfreiheit zuſtehen ſollte, ſondern die auch, eine Bank gleichſam literariſcher Pairs, in allen ſchwierigen Fällen über Veröffentlichung oder Unterdrückung eines Manuſcriptes zu entſcheiden haben würde.

Wie geſagt, dem „ordentlichen Bürger" ging das ganz glatt ein; er kam ſich ſchon ganz vornehm vor bei dem Gedanken, daß in Zukunft lauter „Elite" für ihn ſchreiben würde. Deſto größeres Geſchrei erhoben dagegen die Nächſtbetheiligten, die Schriftſteller ſelbſt, zumal die jüngeren, die, wohl oder übel, ſich keine Rechnung machen durften, in die Elite aufgenommen zu werden. Ob es nicht genug ſei an dem neuen politiſchen Adel, den man in Berlin und Königsberg geſchaffen? ob man ihm nun auch noch einen literariſchen

an die Seite ſetzen wolle? zum Monopol des Grundbeſitzes noch ein Monopol der Wiſſenſchaft?!

Und wenn es nur noch Wiſſenſchaft wäre! Aber ob man den Gang der Dinge denn ſo wenig kenne, um nicht voraus zu ſehen, daß da gerade immer die antiquirteſten, die verrottetſten, die wiſſenſchaftlich unerheblichſten Principien zu Gerichte ſitzen würden? ſo wenig die Schwäche der menſchlichen Natur, um nicht voraus zu wiſſen, daß Ehrgeiz, Neid, Eiferſucht, literariſche Abneigung und Cliquengeiſt die Entſcheidungen leiten würden? Es verlaute da ſchon ein ſolcher Name, es ſei da ſchon von einem ſolchen Mitglied des „Comité's zur Erleichterung der Preſſe" die Rede: Joſeph von Eichendorff. Nun, aus dieſem Anfang laſſe ſich ſchließen, was man weiter zu erwarten habe. Herr von Eichendorff, ein Stern ehemals der romantiſchen Schule, ſei allerdings ein Lieblingsſchriftſteller und perſönlicher Günſtling des Königs. Aber man wiſſe auch, daß er ein confuſer, griesgrämiger Geſelle, ein enragirter Katholik, ein fanatiſcher Widerſacher der modernen Philoſophie, ſowie der modernen Bildung überhaupt — in der That, wenn den armen literariſchen Fröſchen ſolche Störche zu Regenten geſetzt werden ſollten, ſo möge es lieber ganz beim Alten bleiben!

Und ob man denn meine, fuhren dieſe Stimmen fort, daß ſelbſt dieſer Elite in Sachen der Politik würde freie Hand gelaſſen werden? Das Beiſpiel läge nahe: da ſei der Profeſſor Graff, berühmter Herausgeber eines altdeutſchen Sprachſchatzes, mächtig gelehrtes Haus, überdies dem König ebenfalls perſönlich bekannt und empfohlen, alſo doch ganz gewiß ein würdiges Mitglied der künftigen Elite. Der gehe, in richtiger Erkenntniß der Zeit und ihres Bedürfniſſes, mit dem Plane um, ein politiſches Diſputatorium, beſonders für jüngere Leute, zu gründen; es ſei ein ganz loyaler Mann und ein ganz loyales Unternehmen — aber ob er deßungeachtet die Erlaubniß der Behörden wohl bekommen könne? Nicht daran zu denken! Von einem Monat zum andern zöge man ihn hin, und zehn gegen eins könne man wetten, daß endlich doch nur ein Verbot dabei heraus kommen würde. —

Doch dies Alles betraf nur literariſche Dinge: und wenn daher allerdings auch der meiſte Lärm davon gemacht wurde, ſo berührte es doch das eigentliche Publikum nur wenig. Deſto mehr war dies mit einigen anderen Neuigkeiten der Fall, die ſich zur ſelben Zeit

verbreiteten und die alle, ſo verſchieden ſie waren, vom Publikum mit Mißfallen empfangen wurden, gleichwie ein kranker Magen alle und jede Speiſe, auch die unſchädlichſte, nur mit Mißbehagen aufnimmt.

Da hieß es zum Beiſpiel, der König habe ſich in einer Cabinetsordre an den Juſtizminiſter Mühler gegen die fernere Aufhebung der Patrimonialgerichte ausgeſprochen. Von Zwanzigen, welche dieſe Neuigkeit weiter erzählten, wußte kaum Einer, was es mit dieſen Gerichten eigentlich auf ſich hatte und warum die Entfernung dieſer „Staaten im Staat" allerdings aufs Aeußerſte zu wünſchen. Nur ganz im Allgemeinen ging eine dumpfe Erinnerung, daß liberale Männer ihre Abſchaffung gefordert hätten und daß umgekehrt der Adel ihre Erhaltung, ja ihre Wiederherſtellung und Ausdehnung verlange. Das aber war, verbunden mit dem Andenken an die bewußten Adelsernennungen, über deren Bedeutung man erſt jetzt mehr und mehr ins Klare zu kommen anfing, vollkommen hinreichend, das Publikum zu verſtimmen.

Ebenſo die Aufmerkſamkeit, welche der König den ruſſiſchen und öſtreichiſchen Orden erwies, indem er durch eine Cabinetsordre an die Generalordenscommiſſion beſtimmte, daß bei den von des Kaiſers von Rußland und des Kaiſers von Oeſtreich Majeſtäten verliehenen Orden und Decorationen nur der Act der Verleihung bekannt gemacht werden ſolle, nicht aber, daß der König auch die Erlaubniß zum Tragen ertheilt habe, indem dieſe Erlaubniß bei dieſen Orden ſich von ſelbſt verſtehe und niemals verweigert werde. — Auch dieſe Verfügung, von Friedrich Wilhelm dem Dritten erlaſſen, hätte man vollkommen in der Ordnung gefunden: ſeinen geiſtreichen Nachfolger aber wollte man überhaupt mit etwas Beſſerem, als dieſer Ordenſpielerei beſchäftigt ſehen — und am Allerwenigſten als Protector ruſſiſcher und öſtreichiſcher Orden!

Auch die Auszeichnung, mit welcher der König bald nach der Huldigung die mannigfachen und zum Theil höchſt mühſeligen Dienſte belohnte, welche Herr von Rochow bei dieſer Gelegenheit geleiſtet (er wurde unterm 25. October mit dem rothen Adlerorden erſter Klaſſe in Brillanten decorirt), erregte wenig freudige Sympathieen. Allgemein wurde Herr von Rochow bereits als der böſe Genius betrachtet, der ſich zwiſchen das Land und den König, ja zwiſchen den König ſelbſt und ſeine eignen, edlen Anſichten ſtelle. Ihm vorzüglich, wenn nicht ausſchließlich, ward die verhängnißvolle Cabinetsordre vom

vierten Oktober zugeschrieben; seine Einflüsterungen wollte man aus den herben, den drohenden Stellen herauserkennen, die in der königlichen Rede an die Ritterschaft so viel Aufsehen erregt hatten. — So war Herr von Rochow in kürzester Zeit beim Publikum in den äußersten Mißcredit gerathen. Zufrieden, gleichsam einen Abzugskanal für seinen Groll und seine Verstimmung gefunden zu haben, goß es seine ganze Abneigung über Herrn von Rochow aus. Jedes Schimpfwort gegen den Diener war ja zugleich eine Lobeserhebung, eine Ehrenerklärung für den königlichen Herrn; sollte der König geliebt bleiben, mußte Herr von Rochow gehaßt werden. — Und darum auch der ehrliche Bürger setzte sich in Harnisch und haßte Herrn von Rochow.

Keine dieser Tagesneuigkeiten aber erregte heftigeres Kopfschütteln, als die Ernennung des Generallieutenant und Generaladjutanten von Thile zum Staatsminister und vortragenden Cabinetsminister (Oktober 20.), in Stelle des vierundsiebzigjährigen Grafen Lottum, dem, als Ehrenfunction, nur die Verwaltung des Staatsschatzes und der Münzen verblieb; der bei Weitem wichtigere Theil seiner bisherigen Verrichtungen dagegen, insonderheit der „Vortrag in allgemeinen Landesangelegenheiten, die zur allerhöchst unmittelbaren Bestimmung und Entscheidung gelangen", ging auf Herrn von Thile über. Wir haben diesen Namen schon oben genannt; er galt im Publikum als der vorzüglichste Träger gerade derjenigen Richtung, die man dem König um Alles in der Welt gerade am Fernsten gehalten wissen wollte: der pietistischen. Wie groß war nicht die Freude gewesen, als diese Partei bei Besetzung des Cultusministeriums unterlegen! wie freundlich war nicht Herr Eichhorn begrüßt worden, blos weil man von ihm überzeugt war, daß er doch wenigstens kein Pietist!

Und nun war es ihr doch gelungen! Und nun hatte diese gefährliche, diese verderbliche Partei sich dennoch auf einem Platz, so wichtig für das Land, so nah dem Ohre des Königs, eingenistet!

Die Ernennung des Herrn von Thile war, die Ernennung Eichhorns abgerechnet, die erste, welche der König in diesen Regionen überhaupt, und ganz die erste, die er freiwillig, ohne äußere Nöthigung, vorgenommen. Dieser Umstand erhöhte noch ihre Wirkung. Denn das Publikum sah darin einen Vorläufer jener Veränderungen und Ministerwechsel, die es im Grunde seit Langem, schon gleich bei

der Thronbeſteigung des neuen Königs, erwartet hatte, und die endlich jetzt, wie es ſchien, ſich verwirklichen ſollten. Mit verdoppelter Wachſamkeit daher horchte es auf alle dahin einſchlagenden Gerüchte und prüfte ſie — nicht nach dem Maßſtab ihrer innern oder äußern Wahrſcheinlichkeit, nein, nach dem Maßſtab ſeiner Sympathien oder Antipathien.

Und in der That, wer alle Gerüchte verfolgen wollte, die damals über bevorſtehende Veränderungen der Miniſterien umliefen, der hatte Einiges zu thun. Auch in dieſem Punkt machte der veränderte Charakter der Zeit ſich bemerkbar: wer, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, hatte an Miniſterwechſel gedacht? wer ſich dafür intereſſirt? Und jetzt jeder neue Morgen brachte einen neuen Miniſtercandidaten! —

Der Miniſter des Hauſes, Fürſt Wittgenſtein, war kurz vor der Huldigung vom Schlage getroffen worden; man zweifelte an ſeiner Wiederherſtellung, und bezeichnete den ſchon früher genannten Grafen Stollberg, ebenfalls ein bekanntes Haupt der Pietiſten, als ſeinen vorausſichtlichen Nachfolger. Nach andern Gerüchten ſollte vielmehr Herr von Rochow, der ja ohnehin ſchon der vertrauteſte Freund des königlichen Hauſes ſei, an die Stelle des Fürſten Wittgenſtein treten; Graf Stollberg ſei zum Nachfolger Rochows, der bisherige Verweſer des Cultusminiſteriums, Herr von Ladenberg, zum Nachfolger Stollbergs, als Oberpräſident von Sachſen, beſtimmt, und endlich zum Nachfolger Ladenbergs der bisherige Präſident des Oberlandesgerichts zu Greifswald, Herr Goetze: womit denn wieder ein neues Haupt der Pietiſten in eine der oberſten Stellen eingeſchmuggelt ſein würde. Denn auch Herr Goetze ſtand in wohlverdientem Geruch der Frömmigkeit. — Große Umwälzungen in Beſetzung der Miniſterien und anderer einflußreicher Stellen ſollten, dem Gerücht zufolge, auch durch den kürzlich erfolgten Tod des preußiſchen Bundestagsgeſandten, General von Schöler (Oktober 28.) veranlaßt werden. Herr von Werther, deſſen Unzulänglichkeit für die ſchwierigen Aufgaben gerade ſeines Miniſteriums dem Scharfblick des Königs nicht länger hätte entgehen können, wurde von der öffentlichen Meinung zum Obermarſchall — es blieb dahingeſtellt, ob avancirt oder degradirt. An ſeine Stelle ſollte der Geſandte in Wien, Herr von Maltzan, treten. Ueber die diplomatiſche Befähigung deſſelben war das Publikum

in Zweifel, deſto einiger darüber, daß auch er einen (wie ſie es nannten) Stich von Frömmigkeit hätte; auch galt er für einen genauen Freund des Fürſten Metternich. — Den Grafen Maltzan ſollte Graf Dönhoff in München, deſſen Name ebenfalls von uns bereits genannt iſt, erſetzen; die Vertretung beim deutſchen Bunde theilte man abwechſelnd, je nachdem die Action des Pietismus ſanken oder ſtiegen, bald dem Geſandten in London, Herrn von Bülow, dem Schwiegerſohne Humboldts, bald ebenfalls einem Frommen, dem Herrn von Canitz, bisherigem Geſandten in Hannover, zu.

Wie eifrig das Publikum dieſen Neuigkeiten lauſchte! wie behaglich es dieſe Gerüchte in ſich ſog, ſelbſt wo ihr Inhalt ihm nicht gefiel! Daß es dergleichen Neuigkeiten jetzt überhaupt nur gab, daß ſolche Klatſchgeſpräche überhaupt geführt werden konnten, daß dieſe Geheimniſſe der oberſten Regionen jetzt hinabdrangen bis in ſeine niedern Schichten, ſchon dies war dem größeren Theil des Publikums ein Genuß, ſchon dies hielt es in Athem, ſchon darin ſah es einen Fortſchritt und eine Verbeſſerung gegen früher — wenn auch freilich nur einen ſolchen Fortſchritt, der nach einem weiteren immer begieriger machte. — Der Löwe Publikum, von dem Milchbrei der alten Zuſtände entwöhnt, leckte Blut: und er kam dahinter, daß es gut ſchmeckte.

Ja ſo eifrig erging man ſich in Gerüchten und in ſolchem Grade war eine gewiſſe ſpröde Verdroſſenheit bereits die Lieblingsſtimmung der Zeit geworden, daß man für das, was wirklich paſſirte, kaum mehr Augen hatte, ſelbſt nicht für Ereigniſſe, die kurz zuvor noch mit Jubel begrüßt worden wären und die in der That als erfreuliche Anzeichen der königlichen Geſinnung gelten durften. Die Gebrüder Grimm, dieſe allverehrten Dioskuren der Wiſſenſchaft, dieſe edlen und — ſchuldloſen Opfer des hannöverſchen Verfaſſungsſtreites, wurden durch Cabinetsordre vom 22. Oktober aufgefordert, als Mitglieder der Akademie, mit bedeutendem Gehalt, in freier und unabhängiger Stellung, nach Berlin zu kommen: und ſie nahmen die Aufforderung an. Wir haben früher des Gerüchtes erwähnt, das ſchon im Sommer darüber ging, und der Freude, die es damals erregte —: aber jetzt die Erfüllung ließ die Gemüther ziemlich kalt. — Eine andere Cabinetsordre (vom 23. Oktober) hatte auch den alten Turnvater Jahn der polizeilichen Aufſicht und der ſonſtigen Beſchränkungen, denen er noch von der Zeit der großen Demagogenverfolgungen

her unterworfen war, enthoben. Jahn lebte ſeit Jahren, von der Welt unbeachtet und vergeſſen, in einem kleinen thüringiſchen Städtchen; ſeine Rehabilitation erregte nur geringes Intereſſe. — Auch die Freigebigkeit, mit welcher der König, zum Schluß gleichſam der Gnadenbezeigungen, durch welche die Huldigung verherrlicht worden war, den Etat der Berliner Univerſität um zwanzigtauſend Thaler erhöht hatte, fand nicht ganz die Anerkennung, die ihr doch ohne Zweifel gebührte; man müßte, meinte das bedächtig gewordene Publikum, erſt abwarten, wem dieſe Summen zu Gute kommen und was für Leute dafür würden berufen werden: Aeußerungen, deren Sinn und Veranlaſſung uns ſogleich aus dem Folgenden klar werden wird. — Tell und Egmont, die unter dem Vorgänger des Königs Jahre lang verboten geweſen, wurden auf dem königlichen Hoftheater zur Aufführung vorbereitet; aber ſchon hatte das Publikum ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr auf die große, die Bühne der Geſchichte gerichtet, um von dieſem Zugeſtändniß, das der Bühne der Kunſt widerfuhr, allzu lebhaft ergriffen zu werden. — Selbſt die Ernennungen zum Staatsrath, die Anfang December (d. 13.) veröffentlicht wurden und unter denen einige, wie die Ernennung Alexander von Humboldts und bald darauf (December 31.) auch Grolmans, des Präſidenten, doch gewiß geeignet waren, die öffentliche Meinung zu befriedigen, fanden nur halbe Aufmerkſamkeit und kaum halbe Beiſtimmung. Man wies darauf hin, daß neben Humboldt und Grolman dieſelbe Ehre auch dem Vicepräſidenten von Kleiſt, dem Geheimrath Böttticher, dem Cabinetsrath Uhden, dem Geheimrath Streckfuß und etlichen Andern widerfahren ſei, die theils als bekannte Büreaukraten galten, theils auch im Ruf des Pietismus ſtanden. —

Und wenn das auch nicht der Fall geweſen wäre und wenn die Ernennungen zum Staatsrath auch lauter volksthümliche und freiſinnige Namen getroffen hätte, ſo hatte das Publikum doch allmälig ſchon gelernt, daß man auch in dieſer Hinſicht den Tag nicht vor dem Abend loben, ich meine, ſich über keine Ernennung freuen dürfe, bevor der Neuernannte durch die That bewieſen habe, weß Geiſtes Kind er auch in der neuen Stellung ſei. Wer das Publikum ſo klug gemacht? Niemand Geringeres, als der neue Cultusminiſter Herr Eichhorn ſelbſt. Es iſt ſchon mehrfach erwähnt worden, mit welcher Genugthuung das Publikum die erſte Nachricht von der Ernennung

deſſelben aufgenommen hatte. Aber nur wenige Wochen waren ins Land gelaufen — und das Publikum faßte ganz erſchrocken ſich ſelber an den Puls und fragte ſich, welcher Dämon es damals verblendet habe, ſich zu freuen über eine Ernennung, die es jetzt ſchon nicht übel Luſt hatte vielmehr als ein öffentliches Unglück, als eine Nationalcalamität zu betrachten!

Denn gleich die erſten Schritte des neuen Miniſters hatten den Wahn, als ob ſeine Ernennung ein Sieg über die Pietiſten geweſen ſei, gründlich zerſtört. Seit Jahresfriſt hatte der Lehrſtuhl Eduard Gans', dieſes geiſtreichſten und beliebteſten unter den Schülern Hegels in Berlin, verwaiſt geſtanden; je mehr man es beklagte, einen Mann von ſo reichem Geiſt, ſo bewährtem Freimuth in einer Zeit entbehren zu müſſen, die ſeiner vielgeprieſenen Wirkſamkeit erſt ihren wahren Boden, ſeinen politiſchen Tändeleien erſt ihren wahren Ernſt und ihr wahres Verſtändniß gegeben haben würde, je inniger, je gerechtfertigter war der Wunſch, wenigſtens einen Mann derſelben Richtung, einen Geiſtesverwandten in ſeiner Stelle zu ſehen.

Und was ſtatt deſſen geſchah? Der Profeſſor Stahl aus Erlangen ward berufen, der diametrale Gegenſatz des Verſtorbenen: ein erklärter Gegner Hegels, ein Rechtsphiloſoph der von Hallerſchen Schule, ein Anhänger der Offenbarungsgläubigkeit, ein Paladin des göttlichen Rechts der Fürſten, Schildknappe des Königthums von Gottes Gnaden!

Anfang Novembers ward die Berufung bekannt; es war die erſte, welche unter Eichhorns Miniſterium ſtattfand. Am 26. deſſelben Monats eröffnete Herr Stahl ſeine Vorleſungen; er that es in ſo herausfordernder Weiſe, ſo uneingedenk des Platzes, auf dem er ſtand, und des Mannes, den die Sehnſucht der trauernden Schüler noch auf dieſem Lehrſtuhl zu erblicken meinte, mit ſo plumpen Angriffen gegen Hegel und Gans, daß die unangenehmſte Gegenwirkung nicht ausbleiben konnte. Tumultuariſche Scenen entſtanden, die Zuhörer lärmten und pfiffen; auch die zweite Vorleſung verlief unter ähnlichen Unterbrechungen: und nur die einlenkende Ankündigung des Profeſſors, daß er ſich in den folgenden Vorträgen der „beurtheilenden Kritik" enthalten werde, vermochte ferneren Scandalen vorzubeugen.

Wie eine Bombe fiel in die ſo entzündeten Gemüther nun gar noch die Nachricht von der bevorſtehenden Berufung Schellings. Im Grunde zwar klang dieſelbe zu wunderbar, zu abenteuerlich, um ihr Glauben zu ſchenken. Ganz gewiß war Herrn von Schellings Name einer der glänzendſten, welche die deutſche Philoſophie, die deutſche Bildung aufzuweiſen hatte; er hatte um die Entwicklung des deutſchen Geiſtes die unleugbarſten und unvergeßlichſten Verdienſte. Aber das Alles war nun dreißig Jahre her; reichlich ein Menſchenalter hatte den Beweis geführt, daß auch dieſe Leuchte der Wiſſenſchaft herabgebrannt, auch dieſer Brunnen des Geiſtes erſchöpft, auch von dieſem berühmten Namen eben nur noch der Name übrig ſei. Herr von Schelling war ein Invalide, ein ſehr verdienter, ein ſehr berühmter immerhin; aber dennoch ein Invalide. Was alſo ſollte er in Berlin? auf dem Lehrſtuhl Hegels, ſeines geiſtigen Ueberwinders, was ſollte der Mann, der bei Lebzeiten die Ohnmacht ſeines erlauchten Nebenbuhlers verſtummend anerkannt — und erſt als Hegel im Grabe lag, hatte er den Muth bekommen, Steine auf die edle Leiche zu werfen?!

Und andertheils lebte der betagte Philoſoph nicht in München geehrt und glücklich? war er nicht geadelt worden, hatte Geld, Titel, Orden? hatte ſogar, was er nirgend anders erwarten durfte, in der cimmeriſchen Nacht, welche die Philoſophie in Baiern im Uebrigen umgab, noch eine Art wiſſenſchaftlichen Anſehns und gelehrter Geltung? Was alſo hätte ihn bewegen können, das ſichere und ehrenvolle Otium dieſer Stellung aufzugeben? Sogar nach Berlin berufen, was in aller Welt hätte ihn beſtimmen können, dem Ruf zu folgen?

Dagegen erinnerten Eingeweihte an die Anſtrengungen, welche ſchon im Jahre einunddreißig, unmittelbar nach Hegels Tode, von dem damaligen Kronprinzen gemacht worden, die Berufung Schellings zu erwirken und wie es ſchon damals der ganzen Abneigung ſeines königlichen Vaters und des ganzen männlichen Widerſtandes des Herrn von Altenſtein bedurft hatte, die Ausführung dieſes Planes zu hintertreiben. Was natürlicher ſei, als daß der König jetzt, da er die Macht in Händen habe, zu ſeinem alten Vorhaben zurückkehre? Auch ſolle Herr von Schelling in Berlin keineswegs blos mit ſeinem Ruhm Parade machen: man erwarte ſehr praktiſche, ſehr nützliche Leiſtungen von ihm — die Beſiegung nämlich, Unterdrückung, Entwurzelung

des Hegelthums, in Betreff deſſen ſchon Friedrich Wilhelm der Dritte in ſeinen letzten Jahren dahinter gekommen, was für eine Schlange er ſich daran erzogen, und das der neue Regent feſt entſchloſſen ſei, auszurotten mit Stumpf und Stiel.

Da war es denn freilich zu begreifen, warum die Hegelianer (und dazu gehörten dazumal noch faſt ohne Ausnahme alle wiſſenſchaftlich gebildeten Leute in Preußen, ganz beſonders aber in Berlin) ſchon bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit der Schellingſchen Berufung ein wahres Kampfgeſchrei erhoben. Nun ſei es freilich am Tage, was man mit ihnen vorhabe und welch Schickſal der Wiſſenſchaft in Preußen bereitet ſei. Dieſelbe Welle des Zorns ergoß ſich über den König, den Miniſter und Herrn von Schelling ſelbſt; man warf dem Einen ſeine Romantik, dem Andern ſeine Einſichtloſigkeit und Schwäche, Herrn von Schelling ſelbſt aber alle möglichen ſchlimmen Dinge vor, wie Zorn und Aerger ſie einzugeben pflegen. —

Dieſem wiſſenſchaftlichen Pathos war das große Publikum denn nun freilich unzugänglich. Aber es hatte einige andere Geſichtspunkte, von denen aus dieſe Ernennungen und Berufungen ihm ebenfalls verdrießlich waren. Erſtlich, meinte der Bürger, koſte das viel Geld; was ein Mann, wie Schelling, wiſſenſchaftlich werth ſei, darüber könne er nicht urtheilen: aber daß Herr von Schelling ſeine ſchöne Stellung in München nicht umſonſt aufgeben würde und daß, wenn er nach Berlin käme, dabei doch für ihn eine erkleckliche Verbeſſerung ſein müßte, das einzuſehen, meinte der Bürger, ſei er eben auch noch klug genug.

Und dann ärgerte es ihn, daß ſo viel Leute aus dem Ausland (denn jedem Einzelſtaat damals war Deutſchland ja das Ausland) nach Preußen gezogen würden. Stellt berühmte Männer an, es iſt uns recht und gehört ſich für Preußen, das überall das Beſte haben muß; gebt ihnen auch Auszeichnung, Ehre, Geld — wir haben es ja: aber ſucht die berühmten Männer bei uns ſelbſt, laßt nicht die einheimiſchen Talente darben, während Ihr den fremden nachlauft. . . .

Und am Allerwenigſten lauft ihnen nach in Baiern! in dem Lande des Pfaffenthums und der Verfinſterung! Was? die abgelegten Celebritäten Ludwigs von Baiern ſollen neu aufgekrämpelt werden, um der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten zum Schmuck zu dienen? um kluge Leute zu finden, müſſen die Preußen nach Baiern

ſchicken?! — Der Bürger ſchlug vor Zorn auf den Tiſch und verſchwor ſich feierlich, der alte König hätte das nicht gethan und wenn das ſo fortginge, ſo ſei es ein übles Ding. . .

Aber es ging ſo fort: und der Nächſte, der an die Reihe kam, war noch viel ſchlimmer und die nächſte Berufung, die im Publikum verlautete, erregte einen noch viel größeren, viel allgemeineren Sturm des Unwillens: die Berufung des Herrn von Haſſenpflug. — Herr von Haſſenpflug war freilich kein Baier: aber dafür in den Jahrbüchern der heſſiſchen Geſchichte, den Annalen der Freiheit und der volksthümlichen Entwicklung ſtand ſein Name mit ſo gehäſſigen Lettern eingeſchrieben, daß die öffentliche Meinung in Preußen es wahrhaft als eine Beleidigung empfand, daß an die Anſtellung dieſes Mannes in preußiſchem Dienſt überhaupt nur gedacht wurde. Zwar, wenn man den lauteſten Schreiern auf den Zahn fühlte, ſo wußten ſie von Herrn von Haſſenpflug im Grunde herzlich wenig: aber dies Wenige genügte, ihn in den Augen des Publikums zu einem wahren Oger, einem Ungeheuer zu machen, vor dem, wenn er einmal in Preußen angeſtellt ſei, kein Menſch mehr würde ruhig ſchlafen können.

Wiewohl auch ruhiger betrachtet, die Berufung des Herrn von Haſſenpflug immer ein höchſt mißliches und unpolitiſches Unternehmen blieb. Schon warum die üble Stimmung ohne Noth vermehren? Zugegeben, daß die Furcht vor Herrn von Haſſenpflug übertrieben und thöricht war; warum dieſe Thorheit nicht lieber ſchonen, da — ſeine Freunde ſelbſt mußten es zugeſtehen! Herr von Haſſenpflug für den preußiſchen Staat nichts weniger als unentbehrlich war?! Bei der Berufung Stahl's hatte man ſich mit der Seltenheit tüchtiger Rechtsphiloſophen entſchuldigen mögen; die Berufung Schellings, wenn ſie ja noch zu Stande kam, war durch den berühmten Namen mehr als gerechtfertigt — was ſollte uns Herr von Haſſenpflug? Die Berufung eines Mannes, der, mit oder ohne Schuld, nun einmal als der Typus büreaukratiſcher Gewaltthätigkeit, als Muſterbild eines Abſolutiſten und Frömmlers galt, war ſie klug, war ſie vernünftig in einem Augenblick, da man ſchon überall die Rückkehr des alten Rochow'ſchen Regimentes befürchtete, ſchon überall, in allen Ecken, hinter allen Thüren, Pietiſten und Frömmler witterte? Einen Mann ins Land ziehen, an deſſen Namen ſchwere Verletzung der beſchworenen Verfaſſung, freche Verläugnung conſtitutioneller Grundſätze ſich

unauslöschlich knüpfte — war es geschickt, war es erlaubt in einem Zeitpunkt, da die Verfassungsfrage auch in Preußen so mächtig angeregt war und da auch die Gemäßigtsten, die Einsichtigsten zweckmäßige Zugeständnisse oder allerwenigstens eine neutrale Stellung vom König erwarteten? Wenn man zur Entschuldigung sagte, Herr von Hassenpflug habe sich ehemals, zur Zeit seiner Beamtenschaft in Hessen, um die Tante des Königs, die Kurfürstin von Hessen, große persönliche Verdienste erworben und sei es für den König eine Pflicht der Pietät, für das Unterkommen dieses Mannes zu sorgen, hieß das nicht, persönlichen Rücksichten das Wohl des Landes nachsetzen und das gute Einverständniß zwischen Volk und König erschüttern um alter, verjährter Hofgeschichten willen?

Und Alles zusammengenommen, bei dieser Seichtigkeit der Gründe, dieser Heftigkeit des Widerstandes, dennoch auf die Berufung des Herrn von Hassenpflug bestehen, was hieß es anders, als der öffentlichen Meinung ins Gesicht schlagen und dem ausgesprochenen Willen des Volkes ein stolzes, königliches Paroli biegen?!

Und so nahm es die öffentliche Meinung selbst auch auf. Die Anstellung des Herrn von Hassenpflug, ob, wann und in welcher Art sie stattfinden würde, bildete Wochen lang hindurch den vornehmsten Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und brachte, als sie sich endlich (Herr von Hassenpflug wurde in der That unterm 30. November zum vortragenden Rath beim geheimen Obertribunal ernannt; doch fand seine wirkliche Einführung erst im August des folgenden Jahres statt) dennoch bestätigte, eine Erbitterung hervor, wie sie in Preußen seit Jahren unerhört war. Wer hätte nicht schon zwei Spieler gesehen, die, von der Lust des Spiels bethört, um einen unerheblichen, ja nichtigen Einsatz mit einer Leidenschaft spielen, als handelt' es sich um Millionen? Solch ein Spieler war in diesem Fall die öffentliche Meinung: und sie kochte vor Unwillen, als sie die Partie verloren hatte. Es war eben die Blüthezeit des Beckerschen Rheinliedes: und mit raschem Griff hatte der Berliner Witz das berühmte Lied auf diese Angelegenheit travestirt. Bald wurde die Travestie mehr gesungen, als das Original; nicht der „freie deutsche Rhein", sondern „der Herr von Haß und Fluch" hallte durch die Straßen Berlins. Die königliche Cabinetsordre, welche die Anstellung des Herrn von Hassenpflug verfügte, wurde einer bittern, ja

hämiſchen Kritik unterworfen. Auch war ſie wirklich nicht glücklich abgefaßt; die „bewährten Geſinnungen", die „ſtets bewieſene Anhänglichkeit" ſahen unter dieſen Umſtänden einer Gegendemonſtration ähnlicher als gut war —: und auch die außerordentliche perſönliche Zulage, die Herrn von Haſſenpflug, das jüngſte und — überflüſſigſte Mitglied des Obertribunals, im Gehalt gleich um die Hälfte beſſer ſtellte, als ſeine Collegen, erzeugte kein gutes Blut.

Dem König ſelbſt war die Verſtimmung, welche der Vorfall gegen ihn hervorgerufen, nicht unbekannt geblieben. Die Traveſtie des Rheinliedes war ihm zu Geſicht gekommen und er ſelbſt hatte den Tag, da dies geſchehen, als den „erſten ſchmerzlichen Tag ſeiner Regierung" bezeichnet. — Ach, es ſollten ihm viele und noch viel ſchmerzlichere folgen!

Doch über dieſe Erzählungen ſind wir von dem Gegenſtande, den wir urſprünglich beſprachen, abgekommen: der neue Cultusminiſter Eichhorn und die Mißſtimmung, die ſich in Betreff ſeiner des Publikums bemächtigte. — Zwar die Anſtellung Stahls, konnte man ſagen, wäre vor ſeinem Antritt beſchloſſen worden, hinſichtlich Schellings hätte er einem höhern Willen weichen müſſen, und die Haſſenpflug'ſche Hiſtorie ging ihn überhaupt nichts an.

Aber wohlan, hier iſt ein Reſcript des Cultusminiſters, ganz friſch, vom December, das leſt und daraus ſchließt, weſſen Ihr Euch von Herrn Eichhorn zu verſehen habt! Die kümmerliche Lage der Elementarſchullehrer, die entwürdigende Abhängigkeit, in der ſie von den Geiſtlichen gehalten werden, ſowie überhaupt der Nachtheil, welcher dem Volksunterricht aus dieſer Bevormundung durch die Kirche erwächſt — ſind das nicht ſeit Jahren vielbeſprochene, vielbeklagte Dinge? Dinge, deren Aenderung mit Recht ſeit Jahren von dem Cultusminiſterium erwartet und gefordert worden? und die ſelbſt Herr von Altenſtein, mit geheimem Schmerz, nur duldete, nie beförderte?

Nun und hier dagegen ſeht das Verfahren, das ſein Nachfolger in dieſem Punkt einſchlägt! Das Miniſterium „habe die in Zeitſchriften kund gegebene und durch dieſelben genährte Aufregung unter den Lehrern mißfällig bemerkt; mit Bedauern habe es erfahren, daß mehre Lehrer der oberflächlichen und in allen ihren Conſequenzen verderblichen Anſicht wären, als könne und dürfe die zwiſchen der

Kirche und den Elementarſchulen beſtehende Verbindung gelöſt werden, einen Einfluß auf ſich geſtattet und ſich dadurch veranlaßt gefühlt hätten, die Pflichten, welche beim Eintritt in ihr unter den gegebenen Bedingungen ihnen verliehenes Amt von ihnen übernommen worden und die ohne rückſichtloſe Hingebung und Liebe nicht erfüllt werden könnten, aus den Augen zu verlieren und die Beute einer Unzufriedenheit zu werden, die dem Segen ihrer Wirkſamkeit Gefahr drohe" — und ſo fort.

Die Wirkung dieſes Reſcripts war auf die meiſten Lehrer eine ſehr niederſchlagende. Und nicht auf die Lehrer allein, ſondern auf die Mehrzahl der niederen, namentlich der ländlichen Bevölkerung überhaupt. Es war ein neuer und gefährlicher Widerſacher, der dieſes Miniſterialreſcript der Regierung erweckte: von Stahl und Schelling wußte man hier nichts, Herr von Haſſenpflug war hier eine ſehr gleichgiltige Perſon: aber daß die Schule unter dem Joch der Kirche verbleiben ſollte, aber daß der geiſtige Aufſchwung dieſer armen, geknechteten, verhungernden Lehrer Widerſetzlichkeit und Vernachläſſigung übernommener Pflichten geſcholten ward; aber daß das Miniſterium, ſtatt die kritiſche Frage vorſichtig zu löſen, Partei ergriff und ſich auf die Seite der Pfaffen ſtellte, dieſer herrſchſüchtigen, wohlgenährten Pfaffen — das war auch dieſen ehrlichen Gemüthern zu viel! das erzeugte auch hier Unzufriedenheit und Gährung!

Und dazu nun die Nachſicht, ja Aufmunterung, welche die Altlutheraner und überhaupt alle pietiſtiſchen und ſeparatiſtiſchen Secten erfuhren und die mit der bisher geübten Praxis in ſo ſichtlichem Widerſpruche ſtand! — Schon Ende Juni hatten die nicht unirten Lutheraner in Magdeburg oder, wie ſie ſelbſt ſich nannten, Mitglieder der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde, ſich mit einer Immediateingabe an den neuen Landesherrn gewandt und ihn um Abſtellung der bisherigen harten Maßregeln angefleht. — Die Eingabe, wer ſie auch verfaßt hatte, war außerordentlich geſchickt abgefaßt, mit einer koketten Naivetät, einer anſpruchsvollen Unterwürfigkeit, und dabei auf das Gemüth des Königs ſo wohl berechnet, daß ſchon danach der günſtigſte Erfolg vorauszuſagen war, ganz abgeſehen von jenen Sympathien, welche derſelbe bereits als Kronprinz für die von ſeinem Vater ſo hart verfolgte Secte mehrfach zu erkennen gegeben. Als ſie gehört (hieß es im Eingang), ihr „Vater" ſei geſtorben, habe ſie eine

tiefere Betrübniß ergriffen als andere ſeiner Kinder: denn ſie hätten ihm ſeine Lieblingsplane über Union und Agende geſtört und ſeien ihm ungehorſam geweſen in dieſen Dingen. Allein es tröſte ſie, daß ſie ihm nur um Jeſu Chriſti willen widerſtanden und daß alle Anfechtungen Satans ihre wahrhaftige Treue und Liebe zum verſtorbenen König dennoch nicht hätten erſchüttern können. Auch ſeien ſie überzeugt, daß er ihnen nicht nur jederzeit mit väterlicher Liebe zugethan geblieben, ſondern ſie hofften auch, daß er jetzt, eingegangen zu ſeines Herrn Freude, im Licht der ewigen Klarheit, mit ungetrübterer Liebe auf ſie herabblicken werde. Darum voll Troſt und Zuverſicht träten ſie vor ſeinen königlichen Nachfolger. Derſelbe habe bisher ſeitwärts vom Throne geſtanden, habe alſo Vieles ſehen können, was man ſeinem Vorgänger künſtlich verdeckt. Nachdem ſie darauf ihre dogmatiſchen Unterſchiede auseinander geſetzt, ſowie die Punkte vorgetragen hatten, auf denen ihr Gewiſſen ſie zu beſtehen zwänge, nämlich Anerkennung von Seiten des Staats als nicht-unirte evangeliſch-lutheriſche Gemeinde, Belaſſung der altlutheriſchen Agende von 1539, Verpflichtung ihrer Geiſtlichen auf die ungeänderte Augsburgiſche Confeſſion, endlich Einſetzung eines eigenen nicht-unirten, altlutheriſchen Conſiſtoriums, — fuhren die Bittſteller fort, daß ſie „von ihrem untergeordneten Standpunkte" ſich allerdings nicht „unterfangen" könnten, ihre Bitten durch den Nachweis, daß dieſelben ſowohl dem Kirchenrecht als der Staatsweisheit gemäß ſeien, zu unterſtützen; dies zu beurtheilen ſei „lediglich Sache Sr. Königlichen Majeſtät". Aber was ſie zu thun hätten und nicht laſſen dürften, darüber entſcheide einzig ihr Gewiſſen, nach fleißigem Forſchen in der Schrift und eifrigem Gebet in der Gemeinſchaft: und das habe ſo entſchieden. Auch ſeien ſie bereit, jede Noth und jede Verfolgung um ihres Gottes willen zu ertragen, und könne es ihnen daher inſofern gleich ſein, ſie würden geduldet oder verfolgt. Aber „das ſei Satans Hauptſtücke in dieſer Zeit, Obrigkeit und Unterthanen zu entzweien: dieſer Zwieſpalt und dieſes Mißtrauen ſei das Feld, auf dem er ſeine reichen Saaten hölliſchen Unkrauts ziehe." Das wollten ſie gern vermeiden: und darum bäten ſie den König, um ihrer und ſeiner eigenen Seligkeit willen, nur einen gütlichen Verſuch mit ihnen zu machen: „ach lieber Herr, es geht gewiß!" —

Aehnliche Vorſtellungen wurden von andern Seiten, aus Preußen,

Pommern, Schleſien, Weſtphalen eingereicht: und der Erfolg blieb nicht aus. Noch vor Ablauf des Jahres trat überall in dem Benehmen der Behörden gegen die Altlutheraner und ſonſtige ſtrenggläubige Separatiſten eine merkliche Aenderung ein. Verfolgt bisher an den meiſten Orten und mit polizeilichen Strafen hart bedroht, wurden ſie jetzt förmlich beſchützt und zum Theil ſogar begünſtigt; ihre Verſammlungen, die bisher in die entlegenſten Orte, ins Dunkel der Nacht hatten flüchten müſſen und auch dort noch oft durch Bayonnette waren auseinander geſprengt worden, durften öffentlich und ungeſtört zuſammenkommen; ihre Prediger, bisher ein beliebtes Wild der Landreiter und Gensd'armen, hatten nicht mehr nöthig, ſich bei Nacht, unkenntlich, von Dorf zu Dorf zu ſchleichen. . . .

Nun wahrhaftig, wäre das Publikum nicht ſo ganz verblendet, wäre die Furcht vor Pietiſten und Frömmlern nicht überall ſo rieſengroß geweſen, es hätte ſich ja im Gegentheil freuen müſſen über dieſe ach, nur allzuſpäte Gerechtigkeit, welche gegen dieſe armen Gläubigen geübt ward! hätte froh ſein müſſen und zufrieden, daß dieſe proteſtantiſchen Dragonnaden, zu denen Friedrich Wilhelm der Dritte in ſeinem militairiſch-theologiſchen Eifer ſich hatte hinreißen laſſen und die einen bedauernswerthen Fleck auf dem Andenken dieſes Monarchen bildeten, endlich ein Ende nehmen, endlich die Behörden ſelbſt aufhören ſollten, durch die Unzweckmäßigkeit ihrer Maßregeln harmloſe Sectirer zu trotzigen Fanatikern umzuſchaffen und dadurch das Gift, das ſie erſticken wollten, ſelbſt noch zu verbreiten! Was die altlutheriſchen Gemeinden verlangten, nämlich daß die Entſcheidung über Glaubensſachen und überhaupt die Ordnung ihrer religiöſen Angelegenheiten nur bei der Gemeinde ſelbſt liege, war es nicht in Wahrheit das einzig richtige Prinzip des religiöſen Lebens überhaupt? und wenn dies richtige Prinzip hier wenigſtens einigermaßen und an einem Punkte wenigſtens zur Geltung kam, hätte das Publikum ſich darüber nicht mehr freuen ſollen als erzürnen?

Aber der alte Spruch, daß die meiſten Leute wohl frei ſein wollen, aber nicht verſtehen gerecht zu ſein, gilt noch heute wie vor ſechzig Jahren. Die öffentliche Meinung ergrimmte täglich mehr über dieſe Zugeſtändniſſe, welche den Altlutheranern gemacht, über die größeren, die ihnen in Ausſicht geſtellt wurden. Der Fortſchritt, der in dieſer duldſamen und milden Behandlung unleugbar lag,

ſchien nicht mehr Fortſchritt, ſobald er auf dieſe Bahn lenkte; Gerechtigkeit und Freiheit, dieſe edelſten Güter, nach denen Alle verlangten — den Altlutheranern geſpendet, hörten ſie auf Gerechtigkeit und Freiheit zu ſein und wurden Schwäche und Ungerechtigkeit geſcholten.

Nur in einem Punkte allerdings hielt es ſchwer die öffentliche Meinung zu widerlegen: nämlich wenn ſie behauptete, daß Freiheit und Gerechtigkeit nur dann auf dieſen Namen Anſpruch hätten, wenn ſie gegen Alle gleich geübt würden — und das ſei hier nicht der Fall; Wind und Sonne würden hier ſehr ungerecht getheilt und während altlutheriſche und pietiſtiſche Secten einen ungewohnten Schutz, ſogar eine befremdliche Begünſtigung genöſſen, würde den freiſinnigen und aufgeklärten Bewegungen, die hie und da auf kirchlichem Gebiete ſich äußerten, eine ſehr entgegengeſetzte Behandlung zu Theil. Man erinnerte, um dies zu beweiſen, an die Sintenisſche Fehde in Magdeburg, deren wir im erſten Abſchnitt dieſes Buches gedacht haben und die eben jetzt wieder, zu Ende des Jahres, in vollen Flammen ſtand. Der Scandal unter den Geiſtlichen, von dem wir ſchon an jener Stelle erzählten, war ſo groß, die gegenſeitigen Anklagen und Beſchuldigungen ſo heftig geworden, daß endlich das Conſiſtorium ſelbſt für nöthig gefunden hatte, ſich in die Angelegenheit einzumiſchen. Der Prediger Sintenis, als Urheber des Streites, war zur Verantwortung vorgefordert, der Druck ſeiner Predigten (nicht aber der Gegenpredigten!) unterſagt und überhaupt eine Strenge der Unterſuchung gegen ihn entwickelt worden, die Vielen höchſt unverhältnißmäßig erſchien, ſchon darum, weil ſie durchaus einſeitig war. Schon ſprach man von Sintenis' Abſetzung und ſchon ſollten ihm Anerbietungen gemacht worden ſein, ſeine Stelle gutwillig, unter Beibehaltung ſeines Einkommens, niederzulegen. Schließlich war ihm ein harter Verweis und eine drohende Verwarnung ertheilt worden: niemals wieder ſolle er die Verbindlichkeit der ſymboliſchen Bücher in Zweifel ziehen, noch auch der evangeliſchen Kirchenlehre, wie ſie in der Agende niedergelegt ſei, entgegentreten, noch endlich im Allgemeinen in ſeinen Predigten und ſonſt ſich Aeußerungen erlauben, die gläubigen Gemüthern zum Anſtoß gereichen könnten. Dieſer Verwarnung beſſer nachzukommen, wurde Herr Sintenis unter die ſpecielle Aufſicht eines anderen Geiſtlichen geſtellt; ſollte ſie dennoch fruchtlos bleiben, ſo werde das Conſiſtorium, um die Kirchenlehre

vor Anfeindungen und Verunglimpfungen zu ſchützen, ohne weitere Schonung die ſofortige Amtsſuspenſion und gerichtliche Unterſuchung wider ihn verfügen.

Dieſer Ausgang der Angelegenheit erregte überall große Unzufriedenheit, ſowohl in Magdeburg wie überhaupt in der Provinz Sachſen. Der Magiſtrat von Magdeburg machte die Sache des Herrn Sintenis zu ſeiner eigenen und remonſtrirte beim Miniſterium gegen die ungerechte Entſcheidung des Conſiſtoriums. Die öffentliche Meinung aber fragte ſpottend, wo denn hier das Prinzip der Freiheit und der Gerechtigkeit wäre und warum der leiſeſte Zweifel gegen die Allverbindlichkeit derſelben Agende, die von den Altlutheranern öffentlich, in Bauſch und Bogen, verworfen werde, Herrn Sintenis in die Gefahr der Amtsentſetzung bringen ſollte?!

Und dann, fragte man weiter, wenn die Gemeinden der Sectirer ſich ohne Anſtoß verdorbene Schneider, entlaufene Schulmeiſter, Vagabonden und Schwindler aller Art zu Geiſtlichen wählen dürfen, was haben denn die Studenten in Halle verbrochen, wo liegt das Strafbare ihres Schrittes, wenn ſie (Januar 41) um Berufung des Doctor Strauß, dieſes anerkannten Gelehrten, dieſes berühmteſten aller jetzt lebenden Theologen, demüthigſt, in ſubmiſſeſter Form, petitioniren? Und doch hört man von einer großen Unterſuchung, die deshalb im Gange? doch hört man von Relegationen und Carcerſtrafen, die deshalb verhängt werden ſollen?!

Man fragte ferner, wie es mit jener eiternden Wunde des preußiſchen Staates, jener Kölner Angelegenheit ſtehe, der wichtigſten von allen, für welche der Cultusminiſter in dieſem Augenblick zu ſorgen hätte. Die öffentliche Meinung, in den alten Provinzen wenigſtens, war mit dem Gange, welchen dieſe Angelegenheit unter Friedrich Wilhelm dem Vierten genommen, ſeit Längerem gar nicht mehr ſo recht zufrieden; er war ihr zu mild, zu nachgiebig, beinahe hätte man ſagen müſſen, zu ſchwächlich. Die perfide Art, mit welcher Herr von Dunin die königliche Großmuth belohnt, und dann bei der Huldigung die herablaſſenden, ja mehr als herablaſſenden Worte, welche der König an die katholiſche Geiſtlichkeit gerichtet, hatten in dem überwiegenden, dem proteſtantiſchen Theil des Publikums beide einen gleich unangenehmen Eindruck gemacht. Gerade von Herrn Eichhorn hatte man ſich, aus früher erwähnten Gründen, gerade in

dieſer Angelegenheit ein kräftiges und entſcheidendes Auftreten verſprochen — und nun vergingen Monate und es geſchah nichts! und nun lief das Jahr zu Ende und die Abdication des Fürſtbiſchofs von Breslau, Herrn von Sedlnitzky, und die Anſtellung eines eigenen Specialdirectors für die katholiſchen Angelegenheiten im Cultusminiſterium, in der Perſon eines Katholiken, des bisherigen Staatsſecretairs, Geheimrath von Ducsberg, waren das Einzige, was das Publikum in dieſer Hinſicht erfuhr!

Aber auch dies nur zu theilweiſer Befriedigung. Der Austritt des Fürſtbiſchofs von Breslau, dieſes unermüdlichen und erprobten Unterhändlers der preußiſchen Regierung, ſei kein ganz freiwilliger; er ſei ein Opfer, welches der ultrakatholiſchen Partei und dem wachſenden Mißvergnügen der eigenen ſchleſiſchen Geiſtlichkeit habe gebracht werden müſſen: die preußiſche Regierung habe mit ihm ihre letzte Stütze, ihren letzten talentvollen und einflußreichen Anhänger unter den Biſchöfen verloren und die Ernennung zum wirklichen Geheimerath und Mitglied des Staatsrathes, durch welche der König dies Opfer zu verdecken ſuche, könne vielleicht die Eitelkeit des Prälaten, nicht aber den Staat für den Verluſt, noch die Sache der Proteſtanten für die Niederlage entſchädigen, die ſie dadurch erlitten. — Und was die Anſtellung des Herrn von Ducsberg betreffe, ſo ſei das eine Neuerung, deren Folgen man erſt abwarten wolle; in dieſem Augenblick gewährt, ſehe ſie ſich mehr wie ein Zugeſtändniß, eine Schwäche an, welche die Anmaßung der Katholiken nur noch vermehren würde.

Aber auch dieſe ſelbſt waren mit dem Gange, welche die erzbiſchöfliche Angelegenheit nahm, ebenfalls nichts weniger als zufrieden. Auch ihnen war er zu langſam, wiewohl in umgekehrtem Sinne: that die preußiſche Regierung jenen zu viel, ſo that ſie dieſen nicht genug; und die tröſtenden Worte, welche der König den rheiniſchen Huldigungsdeputirten mitgegeben, waren doch auch zu unbeſtimmt, auf die Länge gegenzuhalten. —

Im Publikum inzwiſchen war durch all dieſe Dinge, die das Gerücht nicht verfehlte noch zu vergrößern und zu entſtellen, die feſte Ueberzeugung entſtanden, daß eine große und mächtige Reaction im Sinne des Pietismus bevorſtehe und daß jene Aufklärung und jene Glaubensfreiheit, welche in Preußen ſo zu ſagen, national geworden, von den ernſtlichſten Gefahren bedroht ſei. Schon ſprach man von

einem neuen unglaublich orthodoxen Ehegeſetz, deſſen Ausarbeitung dem geheimen Oberjuſtizrath Goeſchel übertragen ſei, einem bekannten Orthodoxen und Frömmler, der gegenwärtig mit ſpeciellen Aufträgen im Cultusminiſterium arbeitete und dem allgemein ein großer Einfluß auf die geſammte Haltung dieſes Miniſteriums zugeſchrieben ward. Auch von einer überaus ſtrengen Sonntagsfeier war die Rede; das Geſetz ſei ſchon in Arbeit, ſchon an den nächſtbevorſtehenden beiden Weihnachttagen dürfe diesmal kein Schauſpiel noch ſonſtige Luſtbarkeit ſtattfinden — Donnerſchlag für die vergnügungsluſtigen Berliner, die dieſes Verbot gewiß nicht überlebt hätten und die daher ſehr erfreut waren, da es ſich als eine jener Tageslügen erwies, von denen jetzt alle Blätter, alle Straßen, ich möchte ſagen, die Luft ſelber wimmelte. —

Bald verſtieg die Beſorgniß ſich noch weiter. Mit großer Beſtimmtheit wurde von einem Religionsedict geſprochen, das ſchon dem König zur Beſtätigung vorliege und deſſen Veröffentlichung mit Allernächſtem zu erwarten ſtehe. Religionsedict — welch ein Name in dem Ohr des Preußen! und welche Erinnerungen, trübe, ſchmachvolle Erinnerungen, dabei in jeder preußiſchen Bruſt aufſtiegen! Was war doch geſchehen, welcher Dämon hatte alle Sinne in Verwirrung geſetzt, daß man unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten, kaum ſechs Monate nach der Thronbeſteigung dieſes gebildetſten und geiſtreichſten aller Fürſten, eine Rückkehr Wöllneriſcher Zuſtände befürchten konnte?!

Und doch befürchtete man ſie! befürchtete ſie allen Ernſtes! Die Angaben, welche über das bevorſtehende Religionsedict gemacht wurden, waren zu genau, wurden bereits zu folgerichtig, zu wahrſcheinlich befunden, als daß man ſie noch länger hätte bezweifeln können. Wiedereinführung einer ſtrengen Kirchendisciplin, geſchärfte Sonntagsfeier, Anordnungen über den regelmäßigen Kirchenbeſuch der Staatsdiener und Beamten, Controlle derſelben in Betreff des Abendmahls — nun, es war arg genug: aber ſchon nicht mehr ſo arg, daß man nicht dies und noch Aergeres für möglich gehalten!

Ja ſo eingelebt hatte man ſich in dieſe Furcht bereits und ſo gering war ſchon das Zutrauen zur Regierung geworden, daß ſelbſt, als die Staatszeitung vom achten Januar dieſen Gerüchten ein öffentliches und unzweideutiges Dementi gab und ſie als „völlig leer

und alles und jedes Grundes entbehrend" bezeichnete, ſogar dieſe officielle Erklärung nicht im Stande war, alle Bedenken zu beſeitigen und das erſchütterte Zutrauen wiederherzuſtellen. Das ſei nur, meinte man, um die öffentliche Meinung ſicher zu machen; die Pietiſten hätten nur ſehen wollen, was ſie wohl wagen könnten, und nun ſie merkten, daß ſie ſich die Pfoten verbrannt, zögen ſie für diesmal vorſichtig zurück. Aber ob man ſie kenne, dieſe Jeſuiten unſerer Kirche?! Aufgeſchoben ſei nicht aufgehoben: und irgendwo werde der Teufel doch ſchon ein Loch finden, ſeinen Schwanz hindurchzuſtecken. —

Das Schlimmſte aber bei all dieſen mißlichen Dingen war die Stellung, welche Herr Eichhorn, dem ſie billiger Weiſe zunächſt hätten müſſen auf's Kerbholz kommen, zum König einnahm, wenn nirgend anders, ſo doch in der Anſicht des Publikums. Nämlich ſei es, daß das Publikum ſich wegen der guten Meinung, mit der es Herrn Eichhorn empfangen, auch jetzt noch gewiſſermaßen vor ſich ſelbſt entſchuldigen wollte, oder was Anderes: genug, auch jetzt noch und dieſen Thatſachen zum Trotz, wollte Niemand ſich überzeugen, daß dieſe obſcure und pietiſtiſche Richtung, der das Cultusminiſterium neuerdings öffentlich huldigte, von Herrn Eichhorn ſelbſt geheilt würde. Herr Eichhorn, behauptete man, iſt im Grunde ſeines Herzens ein aufgeklärter, freiſinniger Mann; ſo haben wir ihn ja gekannt, lange Jahre hindurch: wie käme er denn jetzt zu dieſer rigoroſen Gläubigkeit?! Nein, dahinter muß ein Anderer ſtecken, ein Höherer, ein ſo Hoher, daß Herr Eichhorn ſelbſt ſich ihm nicht entziehen kann...

Mit andern Worten alſo, der König ſelbſt. Es war das umgekehrte Verhältniß wie mit Herrn von Rochow. Herr von Rochow war der Sündenträger des Königs; auf ihn entlud ſich aller Groll und alle Unzufriedenheit, welche die Schritte des Königs in den ſtändiſchen und ähnlichen Angelegenheiten erregten und die man doch gegen ihn ſelbſt noch nicht zu äußern wagte. Umgekehrt die mißliebigen Verordnungen des Cultusminiſteriums wurden nicht ihm, oder ihm doch erſt im zweiten Grade angerechnet: ſondern als der eigentliche Urheber derſelben galt der König ſelbſt. Herr von Rochow deckte den König; der König — konnte zwar nicht Herrn Eichhorn decken: aber er fing den Unwillen auf und ließ dem ſchwachen, unſelbſtändigen, perfiden Miniſter, der (ſo behauptete das Publikum) Dinge zugab, die er

ſelbſt nicht wollte, der eine Frömmigkeit verlangte und verordnete, die er ſelbſt nicht theilte, nichts als die — Verachtung.

Dieſem öffentlichen Unwillen war denn auch jede Gelegenheit genehm, ſich tumultuariſch, ſtürmiſch an den Tag zu legen: und auch daß er dabei öfters ins Kindiſche oder Ungeſchickte fiel, kümmerte ihn nur wenig. — Der König hatte die Aufführung der Racine'ſchen Athalie gewünſcht, dieſes Meiſterwerks voll erhabenen Schwungs und ächter, unvergänglicher Poeſie; eine Wahl alſo, die ſeinem Geſchmack gewiß alle Ehre machte. Aber iſt der Stoff der Athalie nicht ein religiöſer? athmet das ganze Stück, geſchrieben urſprünglich für die Zöglinge eines Kloſters, nicht eine ernſte, geiſtliche, ja kirchliche Erhabenheit? — Das Publikum alſo witterte Pietismus: und als nun am vierten Januar die Aufführung der Athalie im Berliner Opernhauſe wirklich ſtattfand, pfiff das Publikum das Meiſterſtück der franzöſiſchen Dichtkunſt mit Glanz aus.

Das war denn freilich eine ſehr ungeſchickte Demonſtration, aber auch eine ſehr deutliche. Daß ſie die Athalie traf, war Zufall: ihr eigentliches Ziel war — der König.

Zweites Buch.

Von dem Zuſammentritt der preußiſchen Provinziallandtage im Februar 1841 bis zum Ausſcheiden der Herren von Schön und von Rochow und dem Erlaß wegen Bildung der ſtändiſchen Ausſchüſſe: Juni 1842.

Erſtes Kapitel.

Ernennung des Grafen Stolberg zum Miniſter. Verſetzung Flottwells nach Magdeburg; Graf Arnim zum Oberpräſidenten von Poſen ernannt. Verordnungen wegen Beförderung der polniſchen Sprache. — Die bevorſtehenden Provinziallandtage. Geſpannte Erwartungen des Publikums; Petitionen wegen Wiederaufnahme des Königsberger Antrags vorbereitet. — Freiwilligenfeſt zu Berlin: Febr. 3. 1841. — „Woher? und Wohin?“ von Herrn von Schön. — Demonſtrationen zu Gunſten des Herrn von Schön in Königsberg und Inſterburg. — Herr von Hacke und der Adelsverein zu Preußiſch-Holland; Oppoſition gegen Herrn von Schön. — Die „vier Fragen eines Oſtpreußen“, von Johann Jacoby. — Vermehrte Anſtrengungen des Adelsvereins zu Preußiſch-Holland. Herr von Hacke und der König. — Eröffnung des Provinziallandtags: Febr. 23. 1841.

Unter äußerlich ſo unſcheinbaren, innerlich ſo bewegten und kritiſchen Umſtänden war man in das neue Jahr übergetreten. Doch hatte noch der letzte Tag des alten eine unerwartete und wichtige Neuigkeit gebracht. — Man entſinnt ſich der Beſchwerden, welche die Poſenſchen Stände durch den Mund des Grafen Raczynski, bei Gelegenheit der Königsberger Huldigung erhoben, ſowie der Aufforderung, mit welcher der König ſie erwiedert, nämlich Beweiſe für ihre Klagen beizubringen und durch Thatſachen ihre Behauptungen zu unterſtützen. In Folge deſſen hatte ſich denn unter der polniſchen Bevölkerung des Großherzogthums eine große und leidenſchaftliche Thätigkeit entwickelt; von allen Seiten war Herr von Raczynski mit Beweisſtücken, vermeintlichen oder wirklichen, unterſtützt worden;

ſchon Anfang Novembers konnte eine umfangreiche und gründliche Beſchwerdeſchrift nach Berlin abgehen.

Freilich, wenn man die Büreaukraten fragte, ſo war das ganze Memoire des Herrn von Raczynski nichts als ein Gewebe von Uebertreibungen, Entſtellungen und offenbaren Lügen. Auch habe der Scharfblick des Königs, der, bei aller Sympathie für die polniſche Nationalität und allem Gerechtigkeitseifer, doch auch gewiß das nicht wollen könne, daß die Deutſchen den Polen zum Opfer gebracht würden, es ſogleich dafür erkannt. Wo etwa in den Beſchwerden der polniſchen Bevölkerung, oder beſſer geſagt, in ihren Wünſchen, ihren Bitten, hie und da ein Körnchen Wahrheit, ein Atom des Zweckmäßigen und Nützlichen ſich finden ſollte, ſo werde das allerdings die gebührende Rückſichtnahme finden. Zu einer eigentlichen Aenderung des Syſtems jedoch und einem damit verbundenen Wechſel der Perſonen, dergleichen die Polen verlangten, liege weder überall eine Veranlaſſung vor, noch habe der König ſo etwas in Abſicht.

Aber all dieſe zuverſichtlichen Behauptungen erlitten durch die Cabinetsordre vom 31. December eine bedenkliche Niederlage. Durch dieſelbe wurde erſtlich der bisherige Oberpräſident von Sachſen, der mehrfach erwähnte Graf zu Stolberg Wernigerode, unter Ernennung zum wirklichen Geheimenrath mit Sitz und Stimme im Staatsminiſterium, in das Miniſterium des königlichen Hauſes verſetzt; in die entſtandene Vacanz rückte der bisherige Oberpräſident von Poſen, Herr Flottwell, ein: und endlich deſſen Stelle wurde dem dermaligen Präſidenten der Regierung zu Merſeburg, Graf Arnim, übertragen.

Das war denn für die Regierung in der Meinung des Publikums mehr als eine Schlappe auf einmal. Erſtlich hatte die pietiſtiſche Partei in der Ernennung des Grafen Stolberg einen neuen und gefährlichen Zuwachs erhalten: und der Umſtand, daß man den Grafen Stolberg eingeſchoben, ohne daß eigentlich eine Lücke für ihn offen, ein Bedürfniß des Staatsdienſtes vorhanden war, ſchien den Beweis zu führen ſowohl von dem Eifer, mit welchem dieſe Partei ſich ihres Uebergewichtes zu bedienen dachte, als von den glänzenden Dienſten, die ſie ſelbſt ſich von der Perſönlichkeit des neuernannten Miniſters verſprach.

Ferner aber was war von der bisherigen Verwaltung des Großherzogthums, was von der Unparteilichkeit der dortigen Beamten, ja ſogar was von der anerkannten Tüchtigkeit des Herrn Flottwell zu halten, nachdem den Bitten der Polen in dem wichtigſten, dem augenfälligſten Punkt, der Veränderung des Oberpräſidenten, nachgegeben worden war? Die Verſetzung des Herrn Flottwell, was war ſie unter dieſen Umſtänden, als eine Desavouirung dieſes Beamten und der von ihm befolgten Verwaltungsgrundſätze durch die Regierung ſelbſt? —

Auch habe Herr Flottwell, behauptete man, ſeine Verſetzung ſelbſt in dieſem Sinne aufgenommen; es ſei noch ſehr fraglich, wurde hinzugeſetzt, ob er die neue Stellung in der Provinz Sachſen überhaupt annehmen werde, und ſein langes, ſcheinbar müßiges Verweilen in Berlin, ſtatt ſich auf ſeinen Poſten nach Magdeburg zu begeben, ſchien dieſes Gerücht nur zu beſtätigen. Ja ſchon ſprach man davon, Herr Flottwell ſtehe im Begriff aus dem Staatsdienſt überhaupt auszuſcheiden.

So weit kam es nun allerdings nicht. Herr Flottwell hatte die Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes benutzt, eine ausführliche Denkſchrift zur Vertheidigung ſeiner bisherigen Amtsführung einzureichen: worauf einige Monate ſpäter, im Mai, eine öffentliche Billigung und Belobung derſelben Seitens des Königs erfolgte. Damit war dieſer Conflict denn, ſoweit er die Perſon des Herrn Flottwell betroffen hatte, geſchlichtet: und der neue Oberpräſident von Sachſen trat ſein Amt ohne weiteren Widerſpruch an.

Daß gleichwohl im Großherzogthum nicht Alles ſo ganz geheuer und daß es hier Wunden gab, die man zwar gern verheimlichen wollte, aber ſchon nicht mehr ganz ableugnen konnte, darüber war im Publikum nachgerade Niemand mehr in Zweifel. Das bewies nicht nur die Wahl gerade des Grafen Arnim, der, ganz im Gegenſatz zu der bürgerlichen, kurz angebundenen, faſt herben Art des Herrn Flottwell, im Ruf einer ganz beſondern weltmänniſchen Bildung, einer ganz beſondern Feinheit und Verbindlichkeit des perſönlichen Benehmens ſtand und der überdies durch ſeinen außerordentlichen Reichthum geeignet ſchien, den vergnügungsſüchtigen und prunkliebenden Adel des Großherzogthums an ſich zu ziehen: das bewieſen vor Allem auch einige königliche Verordnungen, welche der Cabinets-

ordre vom 31. December auf dem Fuße folgten und die den Beschwerden der Polen, in einigen Punkten wenigstens, allerdings Recht gaben, sei es auch nur dadurch, daß sie ihnen Abhilfe verschafften.

Eine Cabinetsordre nämlich vom 15. Januar befahl, daß die Landräthe des Großherzogthums Posen allen ihren zur Bekanntmachung an die Eingesessenen bestimmten Verfügungen an die Districtscommissarien eine polnische Uebersetzung dieser Verfügungen beilegen sollten. Das mußte also doch bisher unterlassen, das heißt, eine der wichtigsten Zusicherungen, unter denen das Großherzogthum im Jahre funfzehn übernommen war, die zugesicherte Erhaltung und Berücksichtigung der polnischen Sprache in allen amtlichen Handlungen, mußte also doch in einem der wesentlichsten und praktisch unentbehrlichsten Punkte übergangen worden sein! —

Noch deutlicher ging der Wunsch des Königs, die polnische Bevölkerung zu versöhnen, und das veränderte Prinzip der neuen Verwaltung aus einer zweiten Cabinetsordre hervor, welche an demselben Tage erschien und in der, unter Erweiterung einer älteren Verordnung vom Jahre siebzehn, festgesetzt ward, daß bei Prozessen im Großherzogthum Posen die polnische Sprache auch in den Fällen zur Anwendung kommen solle, wo der Kläger beider Sprachen mächtig, der deutschen sowohl wie der polnischen, während dies bisher nur in den Fällen geschehen, wo der Kläger blos Polnisch verstanden.

Gleichzeitig fügte der König, „in Berücksichtigung des noch immer herrschenden Mangels an der polnischen Sprache vollkommen mächtigen Beamten", zu den bereits zu diesem Zweck bestehenden Fonds noch eine Summe von jährlich eintausend Thalern hinzu, welche, unter die betreffenden Gerichtsbezirke vertheilt, dazu angewendet werden sollten, Auscultatoren und Referendarien, aber nur solchen, die aus der Provinz Posen gebürtig und der polnischen Sprache vollkommen mächtig wären und die zugleich die Verpflichtung zu längerem Dienst im Großherzogthum übernähmen, mit jährlichen Stipendien zu unterstützen. — Eine im September desselben Jahres erscheinende Verfügung des Justizministeriums erweiterte diese Unterstützung noch, indem sie das Oberlandesgericht zu Posen ermächtigte, jungen Leuten, die sich dem unteren Justizdienst widmeten und übrigens mit guten Zeugnissen versehen wären, für den Fall, daß sie

zugleich Kenntniß der polniſchen Sprache beſäßen, außerordentliche und dauernde Unterſtützungen zu bewilligen. —

Gleichwohl brachte dieſer ganze Miniſterwechſel und was mit ihm verknüpft war, im Publikum, mit Ausnahme natürlich des Großherzogthums, bei Weitem nicht die Senſation hervor, die er unter gewöhnlichen Umſtänden erregt haben würde.

Denn ſchon, in dem Hintergrunde der nächſten Wochen, ſtand ein anderes, größeres Ereigniß, auf das bereits alle Blicke, alle Wünſche, alle Hoffnungen — und freilich auch einige Befürchtungen ſich richteten: die Provinziallandtage, deren regelmäßiger Zuſammentritt in den letzten Tagen des Februar ſtattfinden mußte. Wer hatte ſich ſonſt um dieſe Landtage gekümmert? Von Niemand beachtet, von Vielen verſpottet, von nicht Wenigen als eine unnütze Laſt, eine überflüſſige Zeitverſchwendung getadelt, hatten ſie, in idylliſcher Verborgenheit, ein ſo ruhm- wie fruchtloſes Daſein geführt: die „ſtändiſchen Bälle", die Mittagsfeſten und Reunionen, die bei dieſer Gelegenheit in den Hauptſtädten der betreffenden Provinzen gefeiert wurden, ſowie etwa noch die neuen Pferde und Livreen, welche einige begüterte Edelleute ſich für dieſe Veranlaſſung anzuſchaffen pflegten, waren ſeit Jahren ſo ziemlich das Einzige geweſen, was das größere Publikum davon gemerkt.

Wie anders aber jetzt! Mit großer Genauigkeit, wie in eine alte verſchollene Urkunde, die plötzlich wieder zu entſcheidender Wichtigkeit gelangt, ſtudirte das Publikum ſich in die Entſtehungsgeſchichte der Provinziallandtage, ihre Bedeutung, ihre Zuſammenſetzung, ihre möglichen Befugniſſe wieder ein; wie eine Schöne, die ſeit Langem unbeachtet geweſen und die nun, durch eine wunderbare Conſtellation der Umſtände, auf einmal wieder in Mode kommt, wurde der Landtag plötzlich ein Gegenſtand allgemeiner Erkundigungen, Nachfragen und Rückſichten. —

Denn daß die Cabinetsordre vom vierten Oktober den Antrag des Königsberger Huldigungstages wirklich und für immer beſeitigt haben ſollte, das wollte Niemand zu Sinn; darauf wagten ſelbſt diejenigen nicht zu rechnen, die übrigens mit dem Inhalt dieſer Ordre vollkommen einverſtanden waren und die nur mit Angſt und Schrecken an den Tag dachten, wo auch ſie wieder, gleich der Antwort vom neunten September, „authentiſch interpretirt" werden könnte!

Denn ganz ſicher hielten ſich auch dieſe nicht. Hatte der König nicht eine „Entwicklung unſeres ſtändiſchen Lebens" ausdrücklich zugeſagt? Und wenn es auch abgelehnt war, dieſelbe im „Sinne des Geſetzes vom 22. Mai 1815" vorzunehmen, gab es nicht, auch ohne direct in die Fußſtapfen dieſes Geſetzes zu treten, andere Entwicklungen, andere Erweiterungen, die den Büreaukraten und überhaupt all den Königlichen „von Gottes Gnaden", wozu namentlich auch die ganze große Pietiſtenclique gehörte, höchſt gefährlich, höchſt unwillkommen waren? Kaum Jemand zweifelte, daß den bevorſtehenden Provinziallandtagen nicht irgend welche Propoſitionen in dieſem Sinne gemacht werden würden: wenn auch über das Wie derſelben die verſchiedenſten Gerüchte gingen.

Aber ſelbſt den äußerſten Fall angenommen, daß dergleichen Vorlagen nicht gemacht würden und daß die Regierung den Provinzialſtänden gegenüber die Königsberger Vorgänge völlig ignoriren, völlig wieder in das alte Gleis einlenken ſollte: wohlan, ſo war Jedermann überzeugt, daß die Provinziallandtage ſelbſt die Sache zur Sprache bringen würden! ſo galt es als ein ausgemachtes Factum, daß der Königsberger Antrag von den Provinzialſtänden ſelbſt würde aufgenommen, daß die verheißene „Entwicklung der ſtändiſchen Verhältniſſe" von ihnen ſelbſt würde in Erinnerung gebracht werden — vielleicht nicht von allen, vielleicht nicht einmal von der Mehrzahl: aber jedenfalls von einigen! — Namentlich der oſtpreußiſchen, der ſchleſiſchen und der rheiniſchen Stände glaubte man in dieſer Hinſicht gewiß zu ſein. Schon ging das Gerücht von Petitionen an die Stände, welche in den bedeutendſten Städten der gedachten Provinzen in Umlauf wären und die alle die Erneuerung des Königsberger Antrags zum Inhalt haben ſollten; ſchon, Muſik den Ohren der Einen, Schreck und Beſtürzung den Andern, erzählte man ſich, daß ſelbſt der Deputirte Stettins, der Hauptſtadt Pommerns, dieſer Provinz, in der gewiſſe Leute gar zu gern ſchon damals die preußiſche Vendée geſehen hätten, von Magiſtrat und Stadtverordneten den Auftrag bekommen, auf Erleichterung der ſtändiſchen Wahlen und Oeffentlichkeit der Verhandlungen anzutragen!! — Wo das am grünen Holze geſchah, was ſollte es erſt mit dem dürren werden?!

Ja was Stettin und Pommern?! Berlin ſelbſt, das frivole, neugierige, überweiſe Berlin des Jahres einundvierzig, dieſer faule

Mittelpunkt eines faulen Organismus, wankte — zwar nicht in ſeiner Treue, nicht in ſeiner Loyalität: denn alle dieſe Kategorieen paßten auf Berlin nur in ſehr bedingtem Sinne — aber es wankte in ſeiner Apathie, es wurde irre in ſeiner politiſchen Geſinnungsloſigkeit, mit Einem Worte: Berlin ſelbſt, das ewig lächelnde, zog die Stirn in Falten und zeigte conſtitutionelle Gelüſte!

Allerdings war die Offenbarung derſelben ziemlich zahm. Bei dem ſogenannten Freiwilligenfeſte, Erinnerungsfeſt an die große Erhebung der Jahre dreizehn und funfzehn, das, altem Herkommen gemäß, am dritten Februar im Jagor'ſchen Saal gefeiert ward und das diesmal, als das erſte nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Dritten, eine ganz beſondere Bedeutung in Anſpruch nahm, waren an den Wänden des Saals, unter andern beziehungsreichen Decorationen, „alle bedeutenden Regierungsacte und Geſetze des Verewigten, mit der Jahreszahl und dem Datum des Erlaſſes auf Schildern zu leſen: und eine gedruckte Beſchreibung gab nähere Auskunft darüber.“ Da gab es denn nicht nur Stellen zu leſen, wie die aus dem Cenſuredict vom 4. Februar 1804, daß „eine ſchickliche Art der Oeffentlichkeit das ſicherſte Mittel für Regierung und Publikum gegen die Sorgloſigkeit und unlautere Abſicht der Behörden bilde und daher in Schutz genommen zu werden verdiene“: ſondern, o halsbrechende Verwegenheit! da ſtand auch der „22. Mai 1815“ mit goldenen Lettern an der Wand und in dem Commentar fand ſich gar die Einleitung und der erſte Paragraph („Es ſoll eine Repräſentation des Volkes gebildet werden“) dieſer „vielbeſprochenen“ Verordnung abgedruckt.

Eine ſehr unſchuldige Demonſtration, nicht wahr? dieſe Demonſtration durch einige Stücke Pappe und einige Streifen Goldpapier?! Eine ſehr zahme Erinnerung, meint Ihr nicht? dieſe Erinnerung durch die Blume, die Blume des Hoftapeziers?!

Aber doch erregte ſie großes Aufſehn in Berlin! doch wurde ſie von den ſogenannten Liberalen als ein großer Sieg, von der Gegenpartei als eine große, ſtrafbare Anmaßung, ein Attentat gegen den königlichen Willen ſelbſt und die ihm ſchuldige Ehrfurcht betrachtet! aber doch wurde der Hofrath Förſter, der dieſes Arrangement veranſtaltet, ſeitdem wieder als ein höchſt gefährlicher Menſch betrachtet, zu dem man ſich höchſt übler Dinge verſehen könne! aber doch bildete

es mehre Tage lang für halb Berlin einen Gegenstand ernsthaften Kopfzerbrechens, ob Herr von Boyen, der der Feier, als Ehrengast, zwar beigewohnt, den Saal jedoch bald nach Anfang des Mahles wieder verlassen hatte, aus Zufall so zeitig weggegangen wäre oder aber um seine Indignation über die tapezirte Keckheit an den Tag zu legen und weil seine amtliche Stellung (er stand eben im Begriffe, das Kriegsministerium zu übernehmen) ihm den längeren Aufenthalt unter diesen revolutionairen — Köpfen? nicht doch: Pappendeckeln nicht gestattete! aber doch entspann sich eine weitläufige Correspondenz zwischen dem Festcomité und dem Minister von Rochow „über den Sinn, den man mit dieser Ausschmückung verbunden"! aber doch schrieb man nur dem Beifall, welchen das Arrangement beim König selbst gefunden, die Niederschlagung einer förmlichen und ernsthaften Untersuchung zu! —

Doch kamen auch ernstere und würdigere Anzeichen der bevorstehenden Ereignisse zu Tage; auch in ernstern und würdigern Documenten sprach die öffentliche Meinung, die Meinung der Edelsten und Besten des Landes sich aus. Unter der außerordentlichen Menge von Brochüren, welche der nahe Zusammentritt der Stände, sowie überhaupt die innere Lage Preußens in dieser Zeit hervorrief, erregten besonders zwei durch die Gediegenheit ihres Inhalts, den Adel ihrer Sprache, die edle und unumwundene Freimüthigkeit ihrer Ansichten eine so verdiente wie allgemeine Aufmerksamkeit. Als Verfasser der einen war Herr von Schön bekannt; auch die andere schrieb die öffentliche Meinung, bis zur Entdeckung des wahren Verfassers, ihm zu: und auch dann noch behauptete man, daß Herr von Schön wenigstens Antheil daran genommen und daß wenigstens der erste, geistige Ursprung der „vier Fragen" bei ihm zu suchen sei.

Denn diese berühmte Brochüre, nebst dem Schön'schen „Woher? und Wohin?" ist es, was wir im Sinne haben. Beide gehören der Geschichte an: und nicht blos der preußischen allein. In den Actenstücken und Documenten daher, die wir diesem Buch zur Erläuterung beifügen, durften auch die wichtigsten Stellen dieser beiden Brochüren nicht fehlen (vgl. Anhang Nr. V.): und wird mithin an diesem Orte eine kurze Andeutung des Ganges, den sie nehmen, sowie der Wirkung, die sie hervorbrachten, genügen.

Die früheſte von beiden war die Schrift des Herrn von Schön. Von ihr verlautete ſchon Mitte Januars; der berühmte Verfaſſer, ſchon ſeit Längerem von Berlin nach Königsberg zurückgekehrt, ohne daß von den Hoffnungen, die man an ſeine Anweſenheit in der Hauptſtadt geknüpft, auch nur eine ſich verwirklicht hätte, ſollte ſie als Ultimatum gleichſam, wenn nicht gar als Abſchied zurückgelaſſen haben. Sie ſollte urſprünglich nur als Manuſcript gedruckt werden und nur zur Mittheilung an den König, die Prinzen und einige der höchſten Staatsbeamten beſtimmt geweſen ſein. Bald jedoch circulirte ſie in vielfachen Abſchriften: und nicht lange, ſo war ſie auch öffentlich, in verſchiedenen Brochüren und Zeitungen zu leſen.

Herr von Schön ging darin zuerſt die Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit Friedrich dem Großen durch. Woher der Ruf nach allgemeinen Ständen komme? Die Geſchichte gebe die Antwort darauf. Friedrich der Große habe ein ungebildetes, gedankenloſes, kaum denkfähiges Volk vorgefunden. An der Sonne ſeines Geiſtes wären zuerſt die Vollführer ſeines Willens, die Staatsdiener, herangewachſen. Auch in ihnen habe die Macht des Geiſtes ſich geltend gemacht: und darum auch, in den Augen des Volkes, von dem Glanz des Königs ſei etwas auf ſie übergegangen.

Allein die ſteigende Bildung des Volkes ſelbſt habe dieſen Vorzug und mit ihm das Anſehn der Büreaukratie vernichten müſſen. Es ſei vollkommen richtig, was Strauß in ſeiner Kritik der Streckfuß'ſchen Garantieen geſagt: die preußiſche Beamtenwelt handle in der That im Sinne der katholiſchen Kirche; nicht ſich glaube ſie für das Volk vorhanden, ſondern das Volk für ſich. Das ſei dem Volke mehr und mehr unerträglich geworden, ſowohl dem Mittelſtande als dem Adel, ganz beſonders dem Grundadel: und das immer zunehmende Selbſtgefühl und die wachſende Anmaßung der Beamten habe dies Mißverhältniß nur geſteigert. Das Gouvernement, ſtatt durch eine beſſere Ordnung der Nationalverhältniſſe dieſer Angelegenheit auf den einzig zweckdienlichen Weg, den Weg eigner Organiſation, zu verhelfen, habe die Aufgabe unmittelbar ſelbſt löſen wollen. Vergeblich; dieſe Bevormundung durch die Beamtenhierarchie habe das Gefühl der Selbſtändigkeit in dem unmündig gehaltenen Theil des Volkes immer ſchwerer verletzt. Mit um ſo höherem Enthuſiasmus dagegen habe man die Städteordnung aufgenommen, mit ſo größerer Sehnſucht der Commu-

nalordnung entgegengesehen und jener Volks- und Ständerepräsentation, die im Gefolge der übrigen Reformen, vom Jahre sieben bis dreizehn, verkündigt worden.

Nach dem Jahre dreizehn aber hätte die Beamtenwelt, Militair- und Civilbeamte, aus Furcht, vor der erwachenden Mündigkeit des Volks und der voraussichtlichen Wichtigkeit der Landstände, die bisherige Beamtenwichtigkeit schwinden zu sehen, das Gouvernement in seinem weisen und zeitgemäßen Fortschritt plötzlich gehemmt; Schritt auf Schritt, so viel man es, ohne den Schein der Barbarei und Inconsequenz auf sich zu laden, nur immer vermocht, sei die Staatsordnung allmälig zu einer bloßen Beamtenordnung umgeklügelt und verändert worden. Nun hätte man eine Communalordnung nicht mehr für zeitgemäß gehalten; die Landwehr selbst sei in ihrer Existenz bedroht gewesen, und wenn man ihre Aufhebung nicht geradezu auszusprechen gewagt, so habe man doch ihren Grundton mehr und mehr verstimmt und sie mehr und mehr an das Beamten-Militair wieder angenähert. Dieselbe Richtung der Gouvernementsmänner habe auch die Provinziallandtage, vom Volk mit Enthusiasmus aufgenommen, nicht aufkommen lassen; die unverfänglichsten, die gerechtesten Anträge seien von der Büreaukratie als ungehörige Einmischung, sträfliche Anmaßung verdächtigt worden.

So habe es im Jahre vierzig, bis zur Königsberger Huldigung gestanden. Mit energischen Worten, welche deutlich darthaten, welchen Antheil er selbst an dem berühmten Antrage des Huldigungslandtages genommen, rechtfertigte Herr von Schön das Benehmen der ostpreußischen Stände. Sie hätten damals nur gethan, was sie thun mußten; der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht würde sie getroffen haben, hätten sie damals vor ihres Königs Thron und vor Gottes Angesicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung erstickt. Nicht von eigenthum- und heimathlosen Menschen, nicht von gedankenleeren Jünglingen, nicht von momentan aufbrausenden, neuerungssüchtigen Geistern sei dieser Antrag gestellt worden: sondern von begüterten Männern, Männern von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männern in grauen Haaren, und zwar solchen, die bei einem etwaigen Ausbruch von Anarchie und Illoyalität mehr zu verlieren hätten, als das regierende Haus zu fürchten. Mit wahrhaftem Seherblick und einer Ironie,

deren feinen Stachel wir erſt jetzt merken, in den Tagen, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, hob der unvergleichliche Staatsmann den Vortheil hervor, der dem regierenden Hauſe ſelbſt im Fall einer offnen Revolution verbleibe: denn jenes könne „jederzeit und unter allen Umſtänden auf den Beiſtand — anderer Souveraine rechnen," während der Sturm der Revolution die Begüterten ſtets zuerſt und vor aller Hilfe zerſchmettern würde. — Auch ſei der Antrag keineswegs gegen den Souverain geſtellt: wohl aber gegen die „Werkzeuge des Gouvernements, welche die Kulturentwicklung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit feſthalten wollen und ſich allein nur, gleich den katholiſchen Prieſtern, als Vollmündige betrachten." —

Und wohin nun (dies war der zweite Theil der Brochüre) würde der Antrag führen? was würde die Folge ſein von Zuſammenberufung der Generalſtände?

Zunächſt und vor Allem würden die Generalſtände ſich allerdings die Verwaltung aller Angelegenheiten zueignen, welche nicht Gouvernements-, ſondern National- und Communalſachen wären, und dadurch nicht nur die Selbſtändigkeit und den Unternehmungsſinn des Volkes beleben, ſondern ihm auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten erſparen.

Sie würden ferner Auskunft über die Finanzen fordern, Sparſamkeit und Einfachheit der Verwaltung verlangen und auch auf dieſe Weiſe wieder die Zahl der Beamten vermindern.

Auch gewiſſe Theile der Juſtizverwaltung würden ſie in ihren Kreis ziehen, und dadurch nicht nur eine beſſere Rechtsverwaltung, ſondern auch abermals eine Verminderung der Beamten veranlaſſen.

Sie würden ferner die bewehrte Macht mit dem Volk in engere Verbindung zu ſetzen und ſomit das Volk ſelbſt wehrhaft zu machen ſuchen.

Durch dies Alles aber würden die Landſtände ſich ſelbſt in den Augen des Volks die gebührende Wichtigkeit geben, die Büreaukratie aber in die ihr zukommenden Grenzen zurückführen und „zwei unerträgliche Uebel, Uebermuth und Servilität", wenn nicht erdrücken, ſo doch beſchränken; wodurch der ganze Volkscharakter nothwendig würde gehoben und veredelt werden.

Aber auch für den Souverain ſelbſt würden ſolche Stände ein großer Gewinn ſein, indem ſie ihm den unfehlbar beſten, vielleicht

den einzig dauerhaften und wirksamen Prüfstein für die Tüchtigkeit seiner Beamten bieten und allen „Kabalen und Polizeikünsten" stets ein schnelles Ende machen würden.

Endlich würden die Generalstände auch auf den Geist der Gesetzgebung von heilsamstem Einfluß sein; sie würden das Mißtrauen beseitigen, das den Maßregeln der Regierung jetzt in der Regel entgegenträte, und ihnen die sicherste Stütze, die Meinung des Volkes, gewinnen.

„Nur durch Generalstände" (so schloß Herr von Schön seine Denkschrift, von der es schwer hält, einen Auszug zu geben, weil in der That jeder Buchstabe darin von Gewicht ist) „kann und wird in unserem Lande ein öffentliches Leben entstehen. Ist der Tag dazu angebrochen, so läßt die Sonne sich nicht in ihrem Lauf gebieten. Schon im Jahre 1813 sah man die erste Morgenröthe eines solchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußersten Spitzen gen Ost und West in unserem Lande sind noch davon erleuchtet! Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu seinen Fahnen, ja fürwahr in voller Treue kam man in Preußen des Königs Rufe zuvor. Tritt für uns erst das volle öffentliche Leben ein, so sind wir unüberwindlich und unser Thron steht dann auf einer Höhe da, auf der er, nach dem Kulturzustande des Volkes, zu stehen verdient. — Die Zeit der sogenannten väterlichen oder patriarchalischen Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie sie ist, das Gute daraus ergreift und es in seiner Entwicklung fördert, dann straft die Zeit." —

Welches die Wirkung dieser Denkschrift an derjenigen erhabenen Stelle sein würde, für welche sie zunächst und hauptsächlich bestimmt, darüber war die öffentliche Meinung noch im Dunkeln oder zum Wenigsten noch in Zweifel: wiewohl kaum Jemand, der überhaupt ein Auge und ein Herz hatte für die Geschicke des Vaterlandes, dem niederschlagenden Gedanken Raum geben mochte, es könnten auch diese Worte, Worte eines so erfahrenen, so bewährten Staatsmannes, Worte aus so verehrtem, so befreundetem Munde, so sichtbar gezeichnet mit dem Gepräge der Wahrheit und zugleich der Ehrerbietung gegen die Krone — Niemand, sage ich, mochte der traurigen Befürchtung Raum geben, als könnten auch diese Worte an dem Ohr, an dem

Herzen des Königs ohne einigen Eindruck, einigen Erfolg vorübergehen.

Doch darüber, wie geſagt, hatte erſt die Zukunft zu entſcheiden. Der Eindruck dagegen, den die Schrift des Herrn von Schön im Publikum hervorbrachte, war ein augenblicklicher und unzweideutiger: der lauteſte Beifall, die dankbarſte Bewunderung bei Allen, welche der conſtitutionellen Partei angehörten; die grimmigſte Feindſchaft, der wüthendſte Haß bei ihren Gegnern.

Von beiden erhielt Herr von Schön gleich deutliche Beweiſe; ſie gereichten ihm beide gleich ſehr zur Ehre. Am Geburtstage des Herrn von Schön, der eben in dieſe Tage fiel, hatte ſich in Königsberg eine Menge von Perſonen aus allen Ständen vereinigt, ihm einen öffentlichen Beweis ihrer Hochachtung darzubringen. Doch Herr von Schön entzog ſich der zugedachten Huldigung, indem er am Morgen ſeines Geburtstages, in aller Frühe, eine Reiſe nach Litthauen antrat. Kaum jedoch hatte ſich bei der Durchreiſe durch Inſterburg die Nachricht von der Anweſenheit des verehrten Mannes verbreitet, als die Bürger von Inſterburg das in Königsberg Vereitelte nachzuholen eilten. Eine feierliche Deputation des Magiſtrats und der Stadtverordneten begrüßte den „hochverehrten Bürgerfreund", während eine Abendmuſik vor ſeiner Behauſung ausgeführt ward und ein tauſendſtimmiges Hurrah die Luft erfüllte.

Lächle doch Niemand über uns, daß wir dergleichen Dinge in dieſen Blättern, beſtimmt, die Geſchichte eines denkwürdigen Zeitraums zu bewahren, aufzeichnen! Sie gehören in der That hinein: Deputationen und Anreden, Feſteſſen und Ständchen — es war die Art, wie man damals Politik in Preußen trieb!

Und auch in dieſem Falle blieb die gewohnte Gegenwirkung nicht aus. War Oſtpreußen der vornehmſte Sitz der ſtändiſchen Bewegung, ſo verſtand es ſich ganz von ſelbſt und war nur den Geſetzen der Natur gemäß, daß dieſe Bewegung eben dort auch ihre erbittertſten Feinde hatte; derſelbe oſtpreußiſche Adel, der einen Schön, einen Auerswald, einen Bardeleben, einen Saucken in die Reihen der Freiheitkämpfer ſchickte, mußte nothwendig auch einen Herrn von Hacke in ſeiner Mitte zählen.

Herr von Hacke war Landrath des Preußiſch-holländiſchen Kreiſes. Sein perſönlicher Ruf war nicht der beſte. Doch das findet ſich ja

bei politischen Berühmtheiten öfter. Wohlarrangirt oder verschuldet, unbezahlten oder nicht, gleichviel, Herr von Hacke hielt sich berufen, einen Wall zu bilden gegen die „frechen, heillosen" Bestrebungen der Liberalen und eine Fahne aufzustecken für alle diejenigen, welche, gleich ihm, festhalten wollten an dem „angestammten König". Schon bald nach Neujahr hörte man in der Provinz, und bald auch außerhalb derselben, von Vereinen, deren Mitglieder „sich ohne weitere Förmlichkeit die Hände gereicht hätten, um sich und Andere zu kräftigen in jeder Zeit und trotz allen Einflüsterungen die Treue für den angestammten, von Gott eingesetzten König und Herrn zu bewahren, zu stärken und so der selbstsüchtigen, frechen und heillosen Richtung mit Manneskraft entgegenzutreten und dieselbe, insofern sie sich thätig zeigen sollte, bis auf die Wurzel auszurotten". —

In der That fand eine Versammlung dieser Art am 15. Februar zu Preußisch-Holland, einem Städtchen in der Nähe von Elbing (oder wie die Betheiligten selbst es bezeichneten: „einer Kreisstadt im Herzen von Altpreußen"), unter dem Vorsitz des Herrn von Hacke statt. Im Publikum hieß sie nur die „Adelsversammlung": wiewohl sie selbst sich rühmte, aus Mitgliedern aller Stände, lauter „guten Bürgern", zusammengesetzt zu sein: „kein Adelsverein, sondern ein Verein der Edlen, die das Diplom des Seelenadels in ihrer Brust tragen".

Als Veranlassung dazu wurden die „politischen Aufregungen" bezeichnet, welche seit einem halben Jahre die ruhigen Bürger schmerzlich berührten. Nachäffung transrhenanischer Kniffe durch schlaue Benutzung von Flugschriften, durch Spottgedichte auf [illegible]enwerthe Staatsmänner, die sich durch Treue gegen ihre Fürsten auszeichnen, durch Verstandesspiele in politischen Räthseln und Fragen Woher und Wohin? und durch unzeitiges Vivatrufen auf den Gassen und bei Gelagen, für Leute, deren Wünsche nicht erfüllt wären — all diese Momente seien geeignet, bei den Schwachen und der Verhältnisse Unkundigen Mißtrauen zu erwecken zwischen Haupt und Gliedern." Jenes Festmahl nun zu Preußisch-Holland sollte „loyale Unterthanen, fern von derlei zu einer harmlosen Freude über ihren Landesherrn vereinigen." Von der Tafel (denn natürlich waren diese Herren viel zu loyal, um von der alten deutschen Sitte, welche Alles durch Essen und Trinken feiert, abzugehen) wendete die Unterhaltung sich „auf

das Bedürfniß, daß der gute Bürger aus der jetzigen Verworrenheit politiſcher Theorien heraustreten und ſich ſein politiſches Glaubensbekenntniß klar machen müſſe". Die Anweſenden vereinigten ſich demnach über ein Programm, welches als „politiſches Glaubensbekenntniß guter Preußen" bezeichnet ward und in dem ſie „den Eid, welchen ſie Sr. Majeſtät ihrem allergnädigſten König und Herrn in feierlicher Stunde geleiſtet, als feſte Männer unverbrüchlich halten zu wollen" erklärten. Sie wollten dieſen Eid „nicht deuteln oder drehen nach ſpitzfündigem Gelüſt ihres Verſtandes, ſondern ihn erfüllen mit chriſtlicher Einfachheit". Sie wollten Einheit; ihr König von Gottes Gnaden ſolle Herr ſein über ſein Volk, ſolle nur allein regieren und der Stände Gutachten nur Rath ſein, aber kein Geſetz. Von dem Willen Sr. Majeſtät wollten ſie die Inſtitutionen verhoffen, welche die nothwendige und fortſchreitende Entwicklung des Landes herbeiführen werde. Dieſer durch ihren König und Herrn geleiteten Entwicklung wollten ſie als treue Unterthanen förderlich ſein und Jeder in ſeinem Wirkungskreis und beſonders in ſeinem Innern pflegen, was den göttlichen und königlichen Prüfſtein nicht ſcheuen dürfe. Auf dem blutigen Felde der Gefahr, wie am Herde des Friedens ſei ihr Wahlſpruch: „fürchtet Gott, ehret den König."

Nicht wahr? das hörte ſich ſehr unſchuldig und unverfänglich an? Beſonders die zweite Hälfte, die der „fortſchreitenden Entwicklung des Landes" mit ausdrücklichen Worten Rechnung trug. Denn wer konnte auch für alle Fälle ſtehen? Noch traute die politiſche Orthodoxie dem König ſelbſt nicht ganz; noch in ihren Augen war er immer ein halber Ketzer, der irgendwo plötzlich die heilige Umfriedung des Herkommens, die geweihten Schranken der Beamtenherrſchaft durchbrechen konnte; nicht eigentlich den Liberalen fürchtete ſie im König, aber das Genie, der Künſtler, der Poet in ihm war ihr gefährlich; ſie hatte Sorge vor den plötzlichen Aufwallungen, den blitzgleichen Entſchlüſſen dieſes beweglichen, unſteten, ſchwärmeriſchen Gemüthes .... und darum ein kluger Mann deckt ſich den Rücken!

Auch, was dieſem Programm an tendenziöſer Beſtimmtheit etwa gebrach, das erſetzten die Tiſchreden, in denen die edlen Herren ſich ergingen, reichlich. Da wurde der „Zuſtand der conſtitutionellen Nationen" beleuchtet; da erſchien England „ſchmachtend unter der läſtigſten Adelsariſtokratie"; da ſah man Frankreich,

„erliegend unter der Geißel der Demokratie, verblutend in Bürgerzwiſt"; da erblickte man im „nördlichen Amerika als Triumph der Volksrepräſentation eine Geldariſtokratie auf dem höchſten Gipfel, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt ausgeſchloſſen von der mütterlichen Pflege des Staats"; da ſah man endlich in allen jenen Ländern „die finanzielle Verwaltung in die ausſchweifendſten Staatsſchulden und Abgaben verwickelt". — Mit deſto lebhafterem „Gefühl der Behaglichkeit und des Wohlſeins" blickte die Verſammlung alsdann zurück in ihre eigne Heimath, „in welcher, fern von allen jenen Auswüchſen, ein ſouverainer Fürſt die Krone zu Lehen trägt vom allerhöchſten Herrn, dieſem Rechenſchaft gebend von jedem Tag und jeder Stunde ſeines Regimentes: aber unumſchränkter Herr in der Förderung ſeines Volkes, die Jahrhunderte der Vorzeit nützend und in ſeiner eigenen Herrlichkeit findend, was dem Volke dient".

Sie iſt ſpaßhaft, meint Ihr, dieſe bornirte Ueberhebung des Altpreußenthums? Ihr findet ſie unterhaltend, dieſe Hallucinationen des „beſchränkten Unterthanenverſtandes", der ſich ſelig fühlt über ſich ſelbſt und ſeine eigene Richtigkeit ins Syſtem zu bringen ſucht? Ah gebt Acht, die Verſammlung weiß auch zu imponiren; ihre Angriffe ſind komiſch, ich geb' es zu: aber fürchterlich iſt ſie — in ihrer Schonung, zermalmend — in ihrem Mitleid! „Als man zur Tafel gegangen, war beſchloſſen worden, durch kein tadelndes Wort gegen die Perſönlichkeit Andersgeſinnter die Harmloſigkeit Anderer zu trüben". — Armer Schön! armer Königsberger Landtag! jetzt erſt ſeid Ihr vernichtet: die Adelsverſammlung zu Preußiſch-Holland bekämpft Euch nicht mehr, ſie ignorirt Euch: Herr von Hacke ſchimpft nicht mehr, er zermalmt Euch durch ſein Schweigen!

Es wurden demnach bei Tafel nur drei Toaſte auf die „Höchſten des Landes" ausgebracht: den König, die Königin und den Prinzen von Preußen, den „Fürſten des Ernſtes und der Wahrheit, der keinen Zweifel verſtattet über das, was er will". Dieſer letztere Toaſt iſt von Wichtigkeit: es war das erſte Mal, daß der Prinz von Preußen in dieſer Art öffentlich als Parteihaupt auf den Schild gehoben ward, zum erſten Mal, daß man mit ſchlecht verhehlter Abſichtlichkeit, den „ernſten und wahren Mann, der über ſeine Abſichten keinen Zweifel verſtattet", der ſchwankenden, plänereichen, incommenſurablen Natur des Königs gegenüberſtellt.

Denn das liegt dieſer Art von Loyalität im Blut: wie loyal immer, iſt ſie doch lange nicht loyal genug, andere, als ihre eigenen Principien auf dem Thron zu dulden. Dieſe treuſten Diener der Krone, dieſe Bayards der Legitimität — ſie werden allezeit in demſelben Augenblick in die gehäſſigſte Oppoſition gegen Thron und König ſelbſt übergehen, wo Thron und König ſich von ihren Grundſätzen zu entfernen, ihnen wohl gar ſchädlich zu werden ſcheinen; nicht den Thron lieben dieſe Leute, noch den König, es iſt nicht wahr: ſie lieben allein — ſich ſelbſt. Es iſt die Verehrung der Wilden, die ſich in den Staub werfen vor ihrem Götzen: aber wenn der Götze nicht thut, was ſie haben wollen, ſo prügeln ſie ihn. —

Im Uebrigen ſollte die Rachſucht, mit welcher die Adelsverſammlung zu Preußiſch-Holland „die Perſönlichkeit Andersgeſinnter" behandelt hatte, ſich nicht über die Wände des Feſtſaals hinauserſtrecken. Im Gegentheil, als ob ſchon dieſe kurze Zurückhaltung die Fülle des innern Grimms vermehrt hätte, ergoß er ſich ſeitdem mit verdoppelter Heftigkeit und einer Schamloſigkeit, die allerdings nicht mehr verdoppelt werden konnte: denn ſie war gleich Anfangs das Aeußerſte geweſen, was ſich in dieſem Punkte leiſten läßt. — Beſonders war Herr von Schön der Zielpunkt der giftigſten Angriffe. Das Ständchen zu Inſterburg, ſo unſchuldig an ſich, war in den Augen dieſer Partei ein Attentat, über das ſie ſich nicht zufrieden geben konnte, ja das ſie nicht übel Luſt hatte, Herrn von Schön ſelbſt, der ſich doch rein paſſiv dabei verhalten, in die Schuhe zu ſchieben. Vorſätzlich übertrieb ſie das Aufſehen, welches der Vorfall erregt. Aber freilich, wie das Aufſehen habe ausbleiben können, da man noch nicht gewohnt ſei, Beamten auf ihren Berufsreiſen und in Orten, die ſie häufiger beſuchten, mit ſolcher „Oſtentation" von Deputationen, Abendmuſik, Hurrahrufen und überhaupt mit Auszeichnungen empfangen zu ſehen, „die bisher nur unſerm König und Herrn dargebracht wurden." Das Verdienſt des ſeit ſiebzehn Jahren der Provinz vorgeſetzten hohen „Dieners des Königs" wolle man nicht beſtreiten: aber vergebens zu ſolchen außergewöhnlichen Auftritten ſähe man die entſprechende außergewöhnliche Veranlaſſung. Am Unangenehmſten aber klang dieſer Partei das Wort „Bürgerfreund" in die Ohren, deſſen ſich die öffentlichen Blätter in Bezug auf Herrn von Schön bedient: ſie fühlte dabei „unangenehme, gallicaniſche Reminiscenzen"

in ſich erwachen, „welche auf preußiſchem Grund und Boden nie gedeihen dürfen, werden und können.“ Auch die Verſicherung einiger Zeitungen, daß Herr von Schön ſich von ſeinen Bemühungen, die Entwicklung des Landes betreffend, durch nichts werde ablenken laſſen, erregte ihren ganzen Unwillen; ſie warf die ſpitzige Frage auf: „ob auch nicht durch den Willen ſeines Königs und Herrn?“ und fügte mit jener Altklugheit, die Geſichtern dieſer Art ſo köſtlich ſteht, die Bemerkung hinzu, daß jeder treue Unterthan in Preußen nur die fortſchreitende Entwicklung des Landes wünſche, welche ſein Herr und König lenke, und daß man im Lande „beinah allſeitig der Meinung ſei, daß der königliche Diener am Höchſten ſtehe und der allein Achtung verdiene, der treu bei ſeinem, der Perſon des Königs geleiſteten Eide beharre, das Vertrauen zur Regierung und zu den Räthen, welche der König gewählt habe, in ſeinem Wirkungskreiſe zu befeſtigen, Einigkeit und Einheit zu befördern ſtrebe und nicht nach phantaſtiſchen, einſeitigen und perſönlichen Anſichten, ſondern nach Maßgabe der ihm vom König gegebenen Richtſchnur ſeine Pflicht erfülle.“

Nun? ſoll es Euch noch deutlicher geſagt werden? wollt Ihr noch derber mit der Naſe darauf gedrückt ſein, daß Herr von Schön im Grunde ſeines ſchwarzen Herzens doch nur ein Rebell, Herr von Hacke aber, in ſeiner beſcheidenen Landrathsſtelle, mit ſeinen Schulden, ſeinen Kaſſendefecten, ja mit der Criminalunterſuchung, die ſchon über ſeinem Haupte ſchwebte und die ihn wenige Monate ſpäter, unter Gend'armenbegleitung, in dieſelbe Stadt zurückbrachte, wo er jetzt loyalen Banketen präſidirte und Programme „treuer Bürger“ redigirte — Herr von Hacke, bei alledem, iſt der wahre „gute Bürger“?!

Und doch waren dieſe Invectiven wider Herrn von Schön nur Honigſeim und Zucker gegen die Wuth, die einige Wochen ſpäter gegen den Verfaſſer der „vier Fragen“ losbrach.

Freilich war die Wirkung dieſer Schrift auch noch größer, noch allgemeiner und augenblicklicher, als die der Schön'ſchen Brochüre. Schon die myſteriöſe Art ihres Erſcheinens, die geheimnißvollen Umſtände ihrer Verbreitung wandten ihr die Aufmerkſamkeit des Publikums zu: und die Gediegenheit ihrer Darſtellung, die Schärfe ihrer Beweiſe, die Bündigkeit ihrer Schlüſſe hielt ſie gefeſſelt und ſchrieb den Inhalt mit Flammenzügen in das Herz des Leſers. — Es war

Ende Februar, dicht vor Eröffnung der Landtage, als ein Heft von wenigen Bogen, betitelt: „Vier Fragen, beantwortet von einem Oſtpreußen" und angeblich zu Mannheim verlegt, auftauchte. Die Anſtalten, welche man zur Verbreitung des Buchs getroffen, waren vortrefflich, das Geheimniß, hinter das dergleichen Schriften ſich damals noch nothgedrungen flüchten mußten, aufs Glücklichſte bewahrt. An einem und demſelben Tage, durch den ganzen preußiſchen Staat, war es in allen Provinzen, nur nach Berlin war es zuletzt gekommen: nothwendige Vorſicht damals, um eine vorzeitige Beſchlagnahme und Unterdrückung zu verhindern. Auch hieß es im Publikum, ſämmtliche Deputirte der Provinziallandtage hätten es, ſie wußten ſelbſt nicht woher, zugeſandt erhalten.

Was denn enthielt dies myſteriöſe Büchlein? was war der Inhalt dieſer vier Fragen, die ſo plötzlich, gleich dem Menetekel am Throne Belſazers, die Nation aus ihrer Unentſchiedenheit aufſcheuchten und überall, wohin ſie drangen, in ganz Preußen, ganz Deutſchland, den ungeheuerſten Widerhall erweckten?

Die Sprache der Ereigniſſe (ſagte der ungenannte Verfaſſer) gleich vernehmlich für Jeden, ſei nicht immer und Jedem verſtändlich. Aus derſelben eindringlich und ſinngetreu in die Sprache des Volkes zu überſetzen, ſei die Aufgabe des Publiciſten. In dieſer Weiſe werde er in dieſen Blättern die politiſche That des oſtpreußiſchen Huldigungslandtages zu übertragen ſuchen. Was wünſchten die Stände? Was berechtigte ſie? Welcher Beſcheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig?

Auf jede dieſer vier Fragen gab der Verfaſſer die Antwort. In Betreff der erſten, den Inhalt deſſen, was die Stände gewünſcht, wies er nach, daß jene „Theilnahme der Bürger am Staat," die ſo Vielen damals noch als ein Schreckbild galt, in der That in jedem Staat finde, ſelbſt dem despotiſchſten. Aber dieſe allgemeine, durch Naturnothwendigkeit bedingte Theilnahme müſſe durch das Geſetz geordnet und feſtgeſtellt werden. Ob der Staat allein in den Händen abhängiger, beſoldeter Beamten ſein oder ob auch den ſelbſtſtändigen Bürgern eine wahrhafte Einſicht und Theilnahme geſetzlich zuſtehen ſolle, und zwar ſpeciell in unſerm eignen preußiſchen Vaterlande, das ſei die Frage, um die es ſich handele.

Der Verfaſſer wies darauf nach, daß gerade in Preußen das Volk auf einer ungewöhnlich hohen Kulturſtufe, auf einer ſo hohen wenigſtens ſtehe, daß es darin keinem Volk Europa's zu weichen brauche; daß dagegen der Antheil, welchen das Geſetz dieſem hochgebildeten Volke an den öffentlichen Angelegenheiten gewähre, kaum der allergeringſte ſei; daß die wichtigſten Formen, in welcher eine Nation ihre Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bekunden könnte, die Preſſe nämlich und die Vertretung, in Preußen theils gar nicht vorhanden, theils durch Cenſur und Beamtenherrſchaft zu ſchmählichſter Ohnmacht verdammt ſeien; daß weder die Städteordnung, verkümmert und in ihrem eigentlichſten Kern verfälſcht durch die angebliche Reviſion vom Jahre ein und dreißig, noch die Provinzialſtände, noch Gerichtsweſen und Verwaltung, den wahren Bedürfniſſen des Volkes entſprächen; daß die Nation wohl Zutrauen zum König habe, den Miniſtern aber, deren Beamtenwillkür, deren Servilität und Pietismus ſie kenne, mißtraue ſie: und daß endlich nur „freie Publicität und Vertretung" die Beſorgniſſe des Landes beruhigen und ihm diejenige Stellung geben könnten, die ihm gebühre, „eine unbezwingliche Waffe gegen die hereindringende Barbarei des Nordens, ein Medusenſchild gegen die Uebergriffe des Weſtens."

Dies ſei es geweſen, was die oſtpreußiſchen Stände gewollt und was ſie in ihren Denkſchriften, „ſo deutlich es einem König gegenüber gezieme", auszuſprechen den Muth gehabt hätten.

Die Brochüre ging demnächſt zur zweiten Frage über: was die Stände zu ihrem Verlangen berechtigt habe. Die Antwort war kurz und ſchlagend: „Das Bewußtſein eigener Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 erfolgte Mündigſprechung." — Der Verfaſſer durchlief die Geſchichte der preußiſchen Geſetzgebung ſeit dem Jahre ſieben, „wo eine einzige Schlacht, nicht einmal ſo entſcheidend, wie die bei Kunersdorf," hingereicht habe, die Monarchie zu zertrümmern; er prüfte die dahin einſchlagenden Verordnungen und Geſetze und kam nach Allem zu dem Schluß, „daß der Huldigungslandtag zu ſeiner Mahnung an das Verſprechen vom 22. Mai 1815 nicht nur berechtigt geweſen ſei, ſondern eine Pflicht habe er dadurch erfüllt, gegen das Vaterland und gegen den König."

Ebenſo energiſch und leichtfaßlich war die Beantwortung der dritten Frage, welcher Beſcheid den Ständen geworden; alſo ge-

rade derjenigen Frage, über welche die Stimme des Publikums noch immer am Getheiltesten, die öffentliche Meinung noch immer am Ungewissesten war. Aber das blanke, das unerbittlich scharfe Schwert der Wahrheit, das dieſer unbekannte Schriftſteller führte, zerhieb den Knoten raſch und für immer: „Anerkennung ihrer treuen Geſinnung, Abweiſung der geſtellten Anträge und tröſtende Hindeutung auf einen künftigen, unbeſtimmten Erſatz.“ — Der Landtagsabſchied vom neunten September wurde einer ſcharf eindringenden Kritik unterworfen. Welche abſchreckenden Erfahrungen andere Länder denn bei der Repräſentativverfaſſung gemacht hätten?! Deutſche Kammern könne der König doch unmöglich meinen; ſie ſeien ja ſo zahm! Und was überhaupt dieſe Erfahrungen „anderer“ Länder Preußen, das gebildete, das vorgeſchrittene, das loyale Preußen kümmerten? — Noch ſchwieriger ſei es, die „Mißdeutung“ nachzuweiſen, welche, nach der Behauptung des Landtagsabſchiedes, „mit den königlichen Worten (dem Edict vom 22. Mai 1815) verbunden worden. Ob es möglich ſei, die Sache ſchärfer und beſtimmter anzugeben, als es im dritten und vierten Abſchnitt jenes Edictes geſchehen ſei? Und zum Ueberfluß werde derſelbe Sinn noch durch das Finanzgeſetz vom Jahre zwanzig und zahlreiche andere Geſetze wiederholt und beſtätigt. — Auf „geſchichtlicher Grundlage“ beruhe das Inſtitut der Provinzialſtände allerdings und „der deutſchen Volksthümlichkeit“ entſpreche es freilich auch. Aber das ſei mit dem Princip der „allgemeinen Volksvertretung“ ebenſo und noch viel mehr der Fall; noch ganz andere, viel ausgedehntere, viel wichtigere Rechte hätten die früheren deutſchen Stände beſeſſen, zumal die preußiſchen.

Und dieſer allgemeinen Vertretung nun, dieſes eigentlichen Kernes der ſtändiſchen Bitten, erwähne der Landtagsabſchied gar nicht; nur im Allgemeinen werde dafür „eine erſprießliche Entwicklung der Provinzialverfaſſung“ zugeſagt. Gewiß herrſche zu der Weisheit des neuen Regenten das unbedingteſte Vertrauen: aber nicht in der Macht eines Einzelnen liege es, Inſtitutionen, die ſich bereits überlebt haben, ihre zukünftige Entwicklung vorzuſchreiben. Freilich wohl, die jüngſten Standeserhöhungen legten die Vermuthung nahe, daß von oben herab an eine Pairieſchöpfung oder dem Aehnliches gedacht werde. Allein das ſei ein Unternehmen,

dem gerade in Preußen unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtänden und deſſen Verwirklichung ſelbſt dem kleinen, mehr mechaniſch als organiſch zuſammenhaltenden Staate, dem die Großmächte jetzt nur ſeiner Lage und ſeiner außerordentlichen Wehrhaftigkeit halber das „Compliment der Ebenmächtigkeit" machten, die ihm ſo wünſchenswerthe, ſo nöthige Einheit und innere Gliederung nicht geben würde. Die könn nur Eines geben: „die durch Königswort und Geſetz verbürgte Entwicklung zu Reichsſtänden." — Die erläuternde Cabinetsordre vom vierten October wurde beklagt, um des „traurigen Eindrucks" willen, den ſie an „vielen Orten" gemacht und durch den ſie „manche ſchöne bürgerliche Hoffnung" zerſtört. Gleichwohl ſei die „volle geſetzliche Haltung" des Edictes vom 22. Mai 1815 durch dieſe Cabinetsordre weder aufgehoben noch geſchwächt. Das vielerwähnte Edict ſtehe nicht einmal einzeln da und laſſe ſich nicht ſo ohne Weiteres aufheben. Da ſei, zum Beiſpiel, das Staatsſchuldengeſetz, welches die Staatsſchuld ſowie alle künftigen Anleihen unter die „Garantie der Reichsſtände" ſtelle. Wie der Staat es machen wolle, wenn er Geld gebrauchte, ohne Umgehung des Geſetzes? und welche Sicherheit die Staatsgläubiger, für den Fall eines unglücklichen Krieges an dieſem Paragraphen hätten, ſo lange ihm die Erfüllung mangle? Sie würden ja noch weniger davon haben, als in den Jahren ſechs und ſieben „an den in der Berliner Bank deponirten Wittwen- und Waiſengeldern!"

Ueberdies aber würde es zu einer derartigen Aufhebung auch an der „erforderlichen Rechtsform" gebrechen; auch Könige, führte der Verfaſſer mit Möſers Worten an, dürften das „Siegel der Form" nicht brechen, welches das Recht eben zum Rechte ſtemple. Sodann, mit dem allgemeinen preußiſchen Landrecht in der Hand, führte er den Nachweis, daß die zur Aufhebung eines Geſetzes erforderlichen Bedingungen ſowohl dem Landtagsabſchiede, wie der Cabinetsordre vom vierten October abgingen; daß der König mithin keineswegs gewillt geweſen ſei, das Edict vom 22. Mai 1815 zurückzunehmen; daß mithin daſſelbe nach wie vor in ſeiner vollen geſetzlichen Kraft beſtehe und daß damit alſo auch die Befugniß, ja die Pflicht der Stände, auf die Vollziehung deſſelben zu beharren, außer Zweifel ſei.

Dadurch habe die vierte und letzte Frage ſich von ſelbſt erledigt, die Frage nämlich, was den Ständen nun zu thun übrig bleibe. Nur zwei Zeilen hatte der Verfaſſer auf dieſe Frage und keine Ausführung, kein Zuſatz ſchwächte den Eindruck dieſer Zeilen:

„Das, was ſie bisher als Gunſt erbaten, nunmehr als erwieſenes Recht in Anſpruch zu nehmen.“ —

Wer war der Mann, der den Muth hatte, ſo zu ſprechen? Weſſen war die Hand, die aus dieſem Gewirre von Auslegungen, Bedenklichkeiten und Zweifeln den eigentlichen, entſcheidenden Kern ſo rund und nett herausſchälte? Wer war dieſer deutſche Publiziſt, der ſo verſtändlich und klar, ſo überzeugend und eindringlich, ſo ruhig und ſicher, keinen Buchſtaben zu viel und keinen zu wenig, zu ſchreiben wußte? Wer war dieſer Schriftſteller, der ſo gar nichts vom Schriftſteller und ſo Alles vom Staatsmann hatte?

Wir haben ſchon geſagt, daß die öffentliche Stimme im erſten Augenblicke allgemein den Herrn von Schön als Verfaſſer bezeichnete: ein Mißverſtändniß, gleich ehrend für Herrn von Schön, wie für den wirklichen Autor. Denn nur Herrn von Schön traute man dieſen Muth, dieſe Kenntniß, und zugleich dieſen Ernſt, dieſe Mäßigung zu.

Gleichwohl, wer beide Schriften, das Woher und Wohin? des Herrn von Schön und die vier Fragen eines Oſtpreußen genauer verglich, dem konnte kein Zweifel bleiben, daß er es hier mit zwei verſchiedenen Verfaſſern zu thun hatte. Die Brochüre des Herrn von Schön hielt an wenig einzelnen ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkten feſt, die „Vier Fragen“ gingen das ganze Detail der Sache mit unerbittlicher Genauigkeit durch; jene war das Produkt eines ſchaffenden, an weite Fernſicht gewöhnten, dieſes das eines kritiſchen, unmittelbar praktiſchen Geiſtes; jene führte Gründe ſtaatsmänniſcher Weisheit und Zweckmäßigkeit, dieſe Gründe des Rechts und der geſchichtlichen Nothwendigkeit ins Feld; Herr von Schön wollte einen König überzeugen, der Verfaſſer der „Vier Fragen“ einem Volke das Bewußtſein ſeines Rechtes geben; der Eine wollte königlichen Widerſtand ſchmelzen, der Andre ein Volk zum Widerſtande, dem geheiligten Widerſtand des Geſetzes, ermuthigen!

Auch wurde der Irrthum bald widerlegt, und zwar auf authentiſche Weiſe. Der Verfaſſer ſelbſt hatte dem König ſeine Schrift

überſchickt, und dabei ſeinen Namen genannt: es war ein Arzt in Königsberg, Doktor Johann Jacoby. — Die Antwort des Königs war der Befehl zur Eröffnung der Criminalunterſuchung gegen den Verfaſſer. —

Aber auch mit dieſem Namen war dem Publikum nur erſt wenig geholfen. Wer war dieſer Doktor Jacoby? wer war dieſer Arzt, der mit ſo ſicherer, ſo unbarmherziger Hand die Wunden des Staats aufdeckt, ſtatt des Meſſers eine Feder führend, die nicht weniger einſchnitt, als ein Meſſer?

Allein die Neugier fand wenig Nahrung. So plötzlich tauchte dieſer Mann auf dem politiſchen Kampfplatz auf, ſo ruhig bürgerlich, ſo unſcheinbar hatte er bis dahin gelebt, daß ſelbſt der Leumund, nicht einmal der böſe, viel von ihm zu ſagen wußte. Erſt allmälig erfuhr man, daß er nicht bloß Arzt, ſondern einer der beliebteſten, der tüchtigſten Aerzte von Königsberg ſei, überdies ein unabhängiger und wohlhabender Mann, von exemplariſchen Sitten. Oeffentlich aufgetreten als Schriftſteller vor einem andern als blos ärztlichen Publikum war er, ſoviel man wußte, erſt einmal, in einer Fehde gegen die Anmaßungen eines unwiſſenden und marktſchreieriſchen Warſchauer Arztes, welcher beim Wiederausbruch der Cholera im Jahre ſieben und dreißig mit großem Selbſtruhm ein längſtbekanntes und unerhebliches Mittel als Specificum gegen dieſe „ganz unbedeutende, immer heilbare Krankheit" in der Staatszeitung ausposaunt hatte. Gegen dieſe unziemliche und, den Umſtänden nach, gefährliche Charlatanerie war Herr Jacoby mit einem kurzen Aufſatz aufgetreten, der in der Königsberger Zeitung abgedruckt ward und in dem die üblichen Formen einer wiſſenſchaftlichen Kritik in nichts übertreten wurden; im Gegentheil, Herr Jacoby behandelte den Schächer noch ziemlich milde.

Aber gelehrte Eitelkeit bekanntlich iſt empfindlich: und nun gar erſt die ungelehrte, die doch gern gelehrt ſcheinen will?! Der Warſchauer Arzt ließ in den Berliner Zeitungen eine ungeſchlachte Duplik, voll perſönlicher Beleidigungen, erſcheinen. Doch damit war er an den unrechten Mann gekommen; er fand in Herrn Jacoby einen gerüſteten Gegner, dem in dieſer Sache das Recht des Mitſprechens um ſo mehr zuſtand, als er ſelbſt im Jahre einunddreißig, bei dem erſten und heftigſten Ausbruch der Seuche in Polen, zu den erſten preußiſchen Aerzten gehört hatte, welche die Krankheit an Ort und Stelle

ſtudirt. Auch dieſe Entgegnung war ruhig und gemeſſen, nur mit der Sache beſchäftigt und die perſönlichen Angriffe mit verdienter Geringſchätzung bei Seite laſſend.

Und dennoch — klingt es nicht wie ein Märchen? und läßt eine gräulichere Carrikatur der damaligen Zuſtände ſich denken, jener Zuſtände, denen wir kaum durch ein Wunder der Geſchichte entronnen ſind und in die man uns doch ſchon ſogar wieder zurückſchrauben möchte?! . . .

Und dennoch verweigerte der Berliner Cenſor dem Aufſatz das Imprimatur — und dennoch blieben alle Berufungen und Appellationen der Reihe nach, vom Cenſor an den Oberpräſidenten, vom Oberpräſidenten an das Obercenſurcollegium, vom Obercenſurcollegium an den Miniſter Rochow, vom Miniſter Rochow an den König Friedrich Wilhelm den Dritten!! ohne Frucht — und dennoch wieſen die Buchhandlungen in Hamburg, Leipzig, Grimma, ſogar in Baſel und Bern den Druck der Actenſtücke, Eingaben und Beſcheide, die ſich auf dieſe Weiſe geſammelt hatten, ſelbſt gegen Anzahlung der Koſten, zurück — und dennoch mußte das Manuſcript jährig werden und mußte eine Reiſe von eintauſend, ſage eintauſend ſiebenundvierzig deutſchen Meilen zurücklegen, bevor ſie im Sommer achtunddreißig zu Paris als „Beitrag zu einer künftigen Geſchichte der Cenſur in Preußen, von Jacoby Med. Dr., imprimerie de Bourgogne et Martinet, rue Jacob, Nr. 30.“ ans Licht treten konnte!!

Das Merkwürdigſte an dieſer Geſchichte, was damals Jedem auffallen mußte und weshalb wir ſie auch hier eingeſchaltet haben, war ohne Zweifel die Hartnäckigkeit, welche der Verfaſſer dabei an den Tag gelegt. Den ganzen Inſtanzenzug bis an den König hinauf durchmachen, ein ganzes Jahr lang ſchreiben und reden, halb Europa durchſchicken, und das Alles — die Einen ſagten, um einer lumpigen mediciniſchen Recenſion von anderthalb Seiten, um eines Quackſalbers willen, der verſchollen und gerichtet war — die Andern ſagten, um ſein Recht durchzuſetzen . . . nun, in der That, das war in beiden Fällen eine ſo ungewöhnliche, ſo außerordentliche Hartnäckigkeit, ſo ganz verſchieden von der gewöhnlichen deutſchen Trägheit und Weichherzigkeit, daß es jene mit Unwillen, dieſe mit Bewunderung, Alle aber mit Staunen erfüllte!

Endlich indeß trieb das Gerücht zwei Nachrichten auf, mit denen ließ sich schon eher etwas anfangen: Herr Jacoby war Jude und sollte Hausarzt des Ministers von Schön sein.... Jude? Aha! Hausarzt bei Schön?! Ich dacht' es! —

Mit ganz besonderem Behagen, wie das freilich von ihm nicht anders zu erwarten stand, schlug der Adelsverein zu Preußisch-Holland in diese beiden Punkte seine gierigen Krallen ein. Herr von Hacke ließ eine „Stimme treuer Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen" erscheinen, durch welche die vier Fragen sammt ihrem Verfasser vernichtet werden sollten. „Hochstehende Wortführer" in der Provinz Preußen, hieß es darin, suchten die Meinung zu verbreiten, als ob die ganze Provinz von „radikalem Geist" ergriffen wäre. Diesem öffentlich zu widersprechen, sei um so nöthiger, als der „gespenstige Irrgeist in den vier Fragen" sich erlaubt habe, als öffentliche Meinung aufzutreten. Das Gerede von Bildung des preußischen Volkes und daraus folgender Befähigung zu constitutionellem Leben, wie einzelne „gewissenlose Stimmführer" es demselben gern „vorbildern" möchten, sei alles nichtig. Aber angenommen auch, es wäre so, so wäre ja doch „der König der politisch Gebildetste": und scheine es also „vernunftgemäß, ihm auch die politischen Zügel anzuvertrauen." Ueberhaupt sei „das Verhältniß der Könige zu den Völkern nicht mit der blos klügelnden Begriffsspielerei zu betrachten, nicht mit der Schärfe des splitternden Verstandes zu erfassen und zu begreifen": dies Verhältniß „gehöre zu denen, nicht mit dem Auge zu schauenden göttlichen Dingen, nur der geläutertste, durch Religion über die Schranken der Sinnlichkeit erhabene Geist könne es fassen..." Wie ist uns doch? Schreibt dies Herr von Hacke? oder ist es ein Auszug des Herrn von Haller, den wir lesen? — Das Mißtrauen, welches der Verfasser der vier Fragen gegen die derzeitigen Minister des Königs geäußert, zog ihm von der „Stimme treuer Unterthanen" den Ehrentitel eines „leichtsinnigen Schwätzers" zu: denn „wer dem König vertraut, muß auch seinen Ministern vertrauen." Bei dem Schlußsatz der vier Fragen aber, daß die Stände, was sie bisher als Gunst erbeten, jetzt fordern müßten als Recht, bemächtigte sich der „Stimme" gar taumelndes Entsetzen; der Strom der Gemeinheit floß in vollen, freien Wellen, die Harlequinade wurde zur Capuzinade. „Nicht deutschen, nicht christlichen Lippen", versicherte Herr von Hacke, „könne

ſolch frevelndes Wort entſtrömt ſein. Eine Stimme ſei es, wie ſie vor fünfzig Jahren in den entmenſchten Jacobinerclubs ſich vernehmen laſſen. Es wäre eine Schmach für Oſtpreußen, wenn ſolch freches Wort von einem ſeiner Söhne geſprochen wäre. Eingeſchwärzt in unſer Vaterland, geduldet unter uns möge er ſein: aber entſproſſen aus deutſchem Blute ſei er nicht. Selbſt für politiſch Irregeleitete wäre es eine nie abzubittende Beleidigung, wenn man ſie dieſes Ausfluſſes wahnſinniger Vermeſſenheit theilhaftig halten wolle; irren könne der treue preußiſche Unterthan, aber nie ſo verworfen ſein. Der Same Jakobs habe nicht vernommen die Stimme des Herrn und nicht erkannt den eingeborenen Sohn Gottes und habe ihn geſchlagen; darum ſei er verworfen immerdar und zerſtreut unter allerlei Volk." — Hört Ihrs? Hey, hey! —

Und doch mochte dies Alles noch ſein und doch mochte es immer noch geſchehen, daß in dieſer und ähnlichen Brochüren, welche der Adelsverein ſeitdem mit großer Aemſigkeit verbreitete, die ſchmutzigſten Lippen die reinſten Namen beſudelten, die edelſten Abſichten von den traurigſten Burſchen nach den Einflüſterungen ihrer eignen Nichtsnutzigkeit gedeutet wurden: wir waren im Anfang, dem allererſten Anfang eines politiſchen Parteilebens und auch dieſe Draſtika konnten nicht ſchaden, im Gegentheil, ſie nützten . . .

Aber nur Eines hätte nicht ſein ſollen! Eines, das die Nation damals in dumpfes Erſtaunen verſetzte und an das der Patriot noch heute nicht denken kann, ohne daß Schamröthe ſeine Wangen übergießt . . . .

Herr von Hacke, ſolcher Thaten froh, vielleicht auch um gewiſſen unangenehmen Unterſuchungen in ſeinem Hauſe, die immer näher rückten und ſich immer weniger verſchieben ließen, zu entgehen — begab ſich nach Berlin, demſelben Berlin, das er einige Monate ſpäter (November 1841) in Begleitung von Gensd'armen, unter der Anklage des Kaſſendefects, verlaſſen ſollte.

Herr von Hacke überreichte die Schriften des Adelsvereins, ſein Programm ꝛc. durch Vermittlung des Herrn von Rochow dem Könige: und Herr von Rochow erließ nicht lange darauf an ein anderes Mitglied des genannten Vereins, (gegen Herrn von Hacke befand ſich die Unterſuchung damals ſchon in vollem Gange und nur wiederholte Krankheitsatteſte ſchützten ihn noch vor der bevor-

ſtehenden unfreiwilligen Rückkehr nach Preußiſch-Holland), einen Regierungsrath von Fesca in Königsberg, ein offizielles Schreiben, laut deſſen des Königs Majeſtät von dem vorgelegten Glaubensbekenntniß „beſonders wohlgefällige Kenntniß genommen, Ihr Vertrauen zu der bewährten Treue und dem geſunden Sinn Ihrer preußiſchen Unterthanen dadurch von Neuem beſtätigt geſehen und demgemäß den Miniſter ermächtigt hätten, dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes die allerhöchſte Billigung der darin enthaltenen loyalen Grundſätze auszudrücken.“ Herr von Rochow galt als ſolch ein kluger Mann — wo in dem Augenblick, da er dieſes Schreiben erließ, war ſeine Klugheit? als ſolch ein treuer Diener des Königs — wo ſeine Treue?! —

Doch dieſes Schreiben datirte erſt vom erſten Mai: und wir ſind hier noch im Februar, wenige Tage vor Eröffnung der Provinziallandtage.

Endlich, am achtundzwanzigſten Februar, fand dieſelbe ſtatt, gleichzeitig für Preußen, Pommern, Brandenburg, Sachſen, Schleſien, Poſen und Weſtphalen; nur der rheiniſche Landtag ſollte, einem Herkommen gemäß und auf eigenen Wunſch der Stände, einige Monate ſpäter, erſt gegen Ende Mai, eröffnet werden.

Zweites Kapitel.

Rückblick auf die preußischem Provinzial-Landtage, ihre Entſtehung, Zuſammenſetzung und Befugniß. — Erwartungen im Publikum. — Die Landtagswahlen; Stimmung der verſchiedenen Provinzen. — Petitionen und Anträge. — Königlicher Erlaß wegen Veröffentlichung der Verhandlungen. — Eröffnung der Landtage: Februar 28. Die königlichen Patente und Propoſitionen: Bildung von Ausſchüßen; Steuererlaß —

Die preußiſchen Provinziallandtage, wie dieſelben bis zu dem Patent vom dritten Februar 1847 beſtanden haben, ſind, trotz dieſer ihrer mehr als zwanzigjährigen Dauer, dennoch allem Vermuthen nach bei der Mehrzahl unſerer Leſer ſchon jetzt in eine ſo gründliche Vergeſſenheit gerathen, daß es ſchon um deshalb nöthig ſein dürfte, unſerer Darſtellung der ſtändiſchen Verhandlungen vom Jahre einundvierzig eine kurze hiſtoriſche Notiz über Einrichtung, Zuſammenſetzung und rechtliche Befugniß des geſammten Inſtitutes voranzuſchicken. — Ins Leben gerufen waren die Provinziallandtage überhaupt durch das ſchon früher erwähnte Geſetz vom 5. Juni 1823. Um ſeinen getreuen Unterthanen (hieß es darin) ein neues bleibendes Pfand ſeiner landesväterlichen Huld und Vertrauens zu geben, habe der König beſchloſſen, die ſtändiſchen Verhältniſſe zu „begründen“

und „deshalb" Provinzialſtände „im Geiſt der älteren deutſchen Verfaſſungen" eintreten zu laſſen, „wie die Eigenthümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern."—

Schon in dieſem Eingang alſo waren die Provinzialſtände nur als die „Begründung," die Grundlage, der Anfang der ſtändiſchen Verfaſſung Preußens bezeichnet worden; daſſelbe, wie wir bereits in jener früheren Stelle angeführt haben, geſchah am Schluß noch einmal, wo der Zeitpunkt, „wann eine Zuſammenberufung der allgemeinen Landſtände erforderlich ſein würde," ſowie die Art, wie dieſelben alsdann „aus den Provinzialſtänden hervorgehen ſollten," der landesväterlichen Fürſorge ausdrücklich vorbehalten blieb. — Ausgeſprochener Zweck der Provinzialſtände war hiernach alſo, die Grundlage, die Wurzel gleichſam einer künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung —, ihr unausgeſprochener, aber ziemlich nahe liegender und unzweideutiger, der einſtweilige Erſatz, die Vorbereitung einer ſolchen Verſammlung zu ſein. —

Daſſelbe Geſetz enthielt auch ſofort die hauptſächlichſten Grundzüge in Betreff der Zuſammenſetzung und künftigen Wirkſamkeit der Stände. Die letztere namentlich war mit einer Sorgſamkeit und einer Präciſion des Ausdrucks vorgeſchrieben, welche deutlich verrieth, wie wenig man im Sinne hatte, etwaige Uebergriffe zu dulden, und wie ſehr man ſelbſt die Luſt dazu von vornherein zu benehmen wünſchte. — Die „Bedingung der Standſchaft" war demnach „das Grundeigenthum." Die Provinzialſtände ſelbſt wurden bezeichnet als das „geſetzmäßige Organ" der „verſchiedenen Stände" der getreuen Unterthanen in jeder Provinz. Alſo nicht einmal der Provinz ſelbſt oder ihrer Bewohner als einer Totalität: auch dieſer Particularismus der Provinz war noch nicht particulariſtiſch genug — nicht die Provinz ſelbſt, nur die „verſchiedenen Stände," die in ihr lebten, ſollten vertreten werden! —

Dieſer Beſtimmung gemäß, ſollten die Geſetzentwürfe, welche allein die Provinz angehen würden, „zur Berathung" an ſie gelangen. Aber auch die „Entwürfe ſolcher allgemeinen Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenſtand haben," ſollten, „ſo lange keine allgemeinen ſtändiſchen Verſammlungen ſtattfinden," den Provinzialſtänden zur „Berathung" vorgelegt werden — aber wohlgemerkt: nur „ſoweit ſie die Provinz betreffen." —

Ferner ſollten die Provinzialſtände das Recht haben zu „Bitten und Beſchwerden," welche auf das „ſpecielle Wohl und Intereſſe der ganzen Provinz oder eines Theils derſelben" Beziehung haben; der König verſprach dieſelben „anzunehmen, zu prüfen und ſie darauf zu beſcheiden." — Endlich viertens die „Gommunalangelegenheiten der Provinz" ſollten den „Beſchlüſſen" der Provinzialſtände überlaſſen bleiben: das heißt, „unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung und Aufſicht."

Dieſes allgemeine Geſetz war demnächſt durch eine Reihe von Specialgeſetzen (vom 1. Juli 1823, vom 17. und 27. März 1824), betreffend die Einführung der Provinzialſtände in den einzelnen Provinzen der preußiſchen Monarchie, erläutert und vervollſtändigt worden. In den meiſten und wichtigſten Punkten ſtimmten dieſe Geſetze überein; in anderen wichen ſie, der Verſchiedenheit der localen Umſtände gemäß, von einander ab. Das Weſentlichſte mochte etwa in Folgendem beſtehen.

Die Geſammtheit der Stände einer Provinz zerfiel wiederum in ſich in drei, beziehungsweiſe vier verſchiedene Stände. In denjenigen Provinzen nämlich, wo vormals unmittelbare Reichsſtände ſich erhalten hatten, namentlich alſo in Schleſien, Weſtphalen, Rheinland, bildeten dieſe den erſten Stand; dieſe Provinzen mithin hatten einen „Stand" mehr als die übrigen. — Wo dergleichen nicht exiſtirten, wurde der erſte Stand (der nun für jene vielmehr der zweite war) durch die „Ritterſchaft" gebildet, das heißt durch alle diejenigen, welche ſich im Beſitz eines Rittergutes befanden, gleichviel ob ſie ſelbſt von adliger Geburt waren oder nicht; nicht der Beſitzer, ſondern das Beſitzthum, nicht der Menſch, ſondern die Hufe Landes war das eigentlich Vertretene.

Und hier war denn eine der hauptſächlichſten Abweichungen. Nämlich da man Rittergüter, im Sinne der öſtlichen Provinzen, in Rheinland und Weſtphalen ſeit Langem nicht mehr kannte, ſo wurde die Landtagsfähigkeit eines Gutes für dieſe beiden Provinzen an verſchiedene anderweitige Bedingungen geknüpft, unter denen ein vorgeſchriebenes Minimum des Steuerſatzes, alſo ein Genſus, die wichtigſte. — Den zweiten, reſpectiven dritten Stand bildeten überall die Städte; den dritten (oder vierten) die „übrigen Gutsbeſitzer, Erbpächter und Bauern."

Von diesen „Ständen" übte nur einer, der Stand der ehemals Reichsunmittelbaren oder, wie man ihn der Kürze wegen im Publicum zu nennen pflegte, der Stand der Fürsten, sein ständisches Recht persönlich; alle übrigen übten es nur durch Vertretung, das heißt durch Abgeordnete, welche von ihnen durch Wahl bestimmt wurden. Um zu einem derartigen Vertreter gewählt werden zu können, mußte man erstlich zehnjährigen Grundbesitz haben, sei es erworbenen oder ererbten: in welchem letztern Falle kann die Besitzzeit des Erblassers mit in Anrechnung gebracht wurde. In besondern Fällen indeß behielt der König sich das Recht vor, von der Bedingung zehnjähriger Grundbesitzes zu dispensiren. — Ferner gehörte zur Wählbarkeit die Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen, ein Alter von mindestens dreißig Jahren und Unbescholtenheit des Rufes. Von diesen letztern drei Bedingungen sollte auch der König selbst nicht dispensiren können. — Nur im Stande der Ritterschaft war jedes Mitglied des Standes, das heißt also jeder Rittergutsbesitzer, ohne Weiteres auch wählbar: wogegen als Abgeordnete der Städte nur solche städtische Grundbesitzer gewählt werden durften, welche entweder zeitige Magistratsmitglieder waren oder ein bürgerliches Gewerbe betrieben; in letzterem Falle trat außerdem noch ein, nach den localen Umständen verschiedener Census ein. Ebenso beim letzten oder Bauernstande: auch hier war nicht nur der Besitz eines als Hauptgewerbe selbst bewirthschafteten Landgutes erforderlich, sondern dasselbe mußte auch von einer vorgeschriebenen, im Uebrigen aber je nach den Provinzen verschiedenen Größe sein.

Eben dieselben Bedingungen, an welche die Wählbarkeit geknüpft war, gehörten auch dazu, um an der Wahl selbst Antheil zu nehmen (actives Wahlrecht): nur mit dem Unterschiede, daß hier schon das vier und zwanzigste Lebensjahr genügte, auch nicht zehnjähriger, sondern nur Grundbesitz schlechthin vorgeschrieben war. — In denjenigen Städten, wo die Städteordnung galt, wählten die Stadtverordneten; für die übrigen waren specielle, zum Theil sehr verwickelte Wahlordnungen vorgeschrieben: wie es denn überhaupt, bei der außerordentlichen Subtilität der desfallsigen Vorschriften, unmöglich ist, die ganze Einrichtung auf wenige übersichtliche Punkte zu bringen und dabei nicht eine Menge von Abweichungen und Besonderheiten zu übergehen. — Die Wahl der Abgeordneten geschah

auf ſechs Jahre, dergeſtalt, daß alle drei Jahre die Hälfte der Abgeordneten eines jeden Standes ausſchied und alle drei Jahre zu neuen Wahlen geſchritten ward. Doch waren die Ausgeſchiedenen ſämmtlich wieder wählbar. Nur die Reichsunmittelbaren, als deren Standſchaft perſönlich war, führten dieſelbe ununterbrochen. —

Die auf dieſe Art zuſammengebrachte Verſammlung ſtand unter der Leitung eines Landtagsmarſchalls, den der König ſich vorbehielt, für die Dauer eines jeden Landtags aus den Mitgliedern des erſten Standes (d. h. der Ritterſchaft und der Fürſten) zu ernennen. Außerdem, als „Mittelsperſon aller Verhandlungen," fungirte noch ein königlicher Commiſſarius; beiden, beſonders aber dem Commiſſarius, waren die weitgehendſten Befugniſſe beigelegt. —

Von den Berathungen ſelbſt war alle und jede Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen; nur das „Reſultat der Landtagsverhandlungen" ſollte durch den Druck bekannt gemacht werden. — Alle Anträge und Petitionen mußten ſchriftlich eingereicht werden; ſolche, welche einmal zurückgewieſen, durften nur bei „wirklich" neuer Veranlaſſung oder neuen Gründen, niemals aber bei demſelben Landtag wieder angebracht werden. — Zu einem giltigen Beſchluß über ſolche Gegenſtände, welche von der Regierung zur Berathung an die Stände gewieſen oder ihrem Beſchluſſe, unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung, überlaſſen, oder die ſonſt zur Kenntniß der Regierung gebracht werden ſollten, war eine Majorität von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich. War dieſe nicht vorhanden bei einer Sache, worüber von den Ständen ein Gutachten gefordert worden, ſo ſollte das nebſt Angabe der Verſchiedenheit der Meinungen ausdrücklich bemerkt werden. Traf es dagegen eine Petition oder einen Antrag der Stände ſelbſt, ſo war derſelbe damit ſchlechthin abgeworfen und durfte, mochte immerhin die einfache Majorität ſich für ihn ausgeſprochen haben, nicht einmal zur Kenntniß des Königs gebracht werden. —

Dieſe letztere Beſtimmung namentlich war für die Stellung der Stände entſcheidend geworden. Denn was wir bisher gefliſſentlich übergangen haben: die Zahl der Vertreter der verſchiedenen Stände war nicht nach der Kopfzahl oder der Steuerquote oder irgend einem anderen gleichmäßig durchgehenden Princip geregelt worden, ſondern mit Erlaß des ganzen Geſetzes hatte die Regierung

auch dieſe Anzahl willkürlich, aus eigenem Belieben, feſtgeſetzt. Und zwar in einem ſolchen Verhältniß, daß der erſte, der Stand der Fürſten und Ritter, an ſich faſt, ja in einigen Provinzen genau ebenſo ſtark war, als die beiden andern, die Vertreter der Städte und der Landgemeinden, zuſammengenommen, während wiederum der zweite Stand durchſchnittlich noch einmal ſo ſtark war, als der dritte.

Beſonders in den alten Provinzen war dieſe Scala, wonach alſo drei Bauern ſo viel werth waren wie ein Städter und erſt anderthalb ſolcher Städter einen Edelmann ausmachten, mit großer Genauigkeit innegehalten worden. In der Mark Brandenburg z. B. zählte der erſte Stand vierunddreißig, der zweite zweiundzwanzig, der dritte zwölf, dieſe beiden zuſammengenommen alſo ebenfalls nur vierunddreißig Mitglieder. Ebenſo in Pommern: wo vierundzwanzig ritterlichen ſechzehn ſtädtiſche und acht bäuerliche Abgeordnete gegenüberſtanden. — Daſſelbe Verhältniß fand auch in Poſen ſtatt: auf vierundzwanzig Fürſten und Ritter ſechzehn Vertreter der Städte, acht der Bauern. Von den fünfundneunzig preußiſchen Abgeordneten gehörten fünfundvierzig allein der Ritterſchaft an: zweiter und dritter Stand zuſammengenommen waren nur um fünf ſtärker, nämlich achtundzwanzig ſtädtiſche, zweiundzwanzig ländliche Deputirte.

Am Günſtigſten ſtellte ſich das Verhältniß noch in Weſtphalen, beſonders aber in der Rheinprovinz. In Weſtphalen zählte die Fürſtenbank elf, die Ritterſchaft zwanzig, beide alſo einunddreißig Mitglieder: während Städte und Landgemeinden durch je zwanzig Mitglieder vertreten waren. Endlich in der Rheinprovinz beſtand der erſte, der Stand der Fürſten, aus vier Mitgliedern, die drei anderen zählten je fünfundzwanzig: ſo daß alſo hier von zuſammen neunundſiebzig Abgeordneten nur neunundzwanzig den Fürſten und Rittern, dagegen funfzig den ſtädtiſchen und ländlichen Gemeinden angehörten.

Erinnert man ſich nun, daß zu jedem giltigen Beſchluß eine Mehrheit von mindeſtens zwei Dritteln der Stimmen gehören ſollte, ſo ſieht man leicht ein, daß die Vertretung, welche die Intereſſen der Stadt- und Landgemeinden in dieſen Provinzialſtänden fanden, diejenigen Intereſſen alſo, welche für den ganzen Staat bei Weitem die weſentlichſten und wichtigſten hätten ſein ſollen, vollkommen illuſoriſch war. Denn angenommen ſelbſt, daß ländliche und ſtädtiſche

Vertreter wie ein Mann zuſammenhielten, daß auch nicht ein Einziger von ihnen ſich weder durch das Anſehen, die Herablaſſung, die Einſchüchterung der Fürſten und Ritter, noch durch ſeine eigene Eiferſucht herüberziehen ließ zu dieſen, ſo hatten ſie auch dann in den meiſten Fällen nur erſt die Hälfte der Kammer für ſich, in keiner einzigen aber die erforderlichen zwei Drittheile. Denn ſelbſt in der Rheinprovinz, wo übrigens Ritter, Städte und Landgemeinden gleich viel Vertreter hatten, war durch die vier Stimmen der Fürſtenbank dafür geſorgt, daß niemals Bürger und Bauern das Heft in die Hand bekämen. — Umgekehrt dagegen brauchte die Ritterſchaft der Mark, Pommerns, Poſens ꝛc. nur einige wenige Stimmen des zweiten und dritten Standes zu ſich herüber zu locken, ſo war ihnen die Mehrheit jedesmal gewiß.

Der eigentliche Schwerpunkt der Verſammlung alſo lag unter allen Umſtänden in den großen Grundbeſitzern, in der Ariſtokratie der Fürſten und Ritter. Was dieſe durchſetzen wollten, dafür brauchten ſie nur einen geringen Theil der übrigen Stimmen zu gewinnen, um es durchzuſetzen: während andererſeits keine noch ſo feſte Coalition des zweiten und dritten Standes vermögend geweſen wäre, die ein für alle Mal feſtſtehenden Majorität der Fürſten und Ritter zu bewältigen. Der erſte Stand, ganz für ſich, konnte jeden Beſchluß ſcheitern machen, während der zweite und dritte zuſammen auch noch nicht einen einzigen durchſetzen konnten.

Die einzige Wirkſamkeit demnach, welche die Provinziallandtage überhaupt ausüben konnten, hätte nur eine ariſtokratiſche ſein können, eine Wirkſamkeit im Sinne jener großen Grundbeſitzer, jener Fürſten und Ritter, welche den Kern dieſer geſammten Vertretung bildeten; entweder gar nichts mußte aus dieſen Landtagen hervorgehen oder aber, wenn etwas, dann eine geſchloſſene und mächtige Adelsherrſchaft.

Eine derartige Adelsherrſchaft aber wäre unverträglich geweſen mit jenem büreaukratiſchen Syſtem, wie es ſich in Preußen geſchichtlich ausgebildet hatte und wie es namentlich unter Friedrich Wilhelm dem Dritten die Grundlage und der eigentliche Träger des geſammten Staatslebens, die Seele dieſes geſammten Organismus — nein, das Bild iſt falſch: die Feder dieſer ganzen Maſchine geworden war. Dieſe Büreaukratie konnte ſo wenig ein herrſchendes Adelthum neben

ſich vertragen, als ein freies Bürgerthum; Edelmann und Bürger, als ſolche, waren ihr gleich feindlich, weil ſie überhaupt weder Edelmann, noch Bürger, noch irgend etwas anerkannte und duldete, als blos Beamte. Nur die Beamten waren der Staat: und eine Ariſtokratie, welche auf anderem, als dem hergebrachten und vorgezeichneten Wege des Beamtenthums hätte am Staate Theil nehmen wollen, war in den Augen der Büreaukratie nicht minder revolutionair und mußte nicht weniger unterdrückt werden, als ſie die demokratiſchen Beſtrebungen des Bürgerthums unterdrückt hatte. Du biſt Baron, Graf, Standesherr? Sehr wohl: ſo werde Auscultator, werde Landrath, werde zum wenigſten Lieutenant! Der Beamte, der Militair, der nebenher großer Grundbeſitzer und von alter Familie iſt, ſoll uns doppelt willkommen ſein, wir wollen den Flittern der Ariſtokratie gern verſtatten, die prieſterliche Binde des Beamtenthums zu verſchönen, wir wollen gern ein Auge zudrücken und wollen gern die Hand reichen, wo der hochadlige Fuß über die ausgeſäeten Steine der Staatsprüfungen zu ſtolpern droht oder wo er ſtecken bleibt in den Sandwegen der Anciennität: im Uebrigen aber, Baron, Graf, Standesherr — ſo lange Du nicht Beamter biſt, biſt Du nicht und darfſt nicht mehr ſein, als die Andern Alle: das heißt — nichts.

Man beachte dieſen Zirkel wohl! Das Einzige, was aus den Provinziallandtagen überhaupt hervorgehen konnte, war von der Art, daß der Staat, wie er nun einmal beſtand, es nicht dulden durfte noch konnte; die einzige Frucht, welche dieſe von der Regierung ſelbſt geſtreute Saat hätte bringen können, wäre der Regierung ſelbſt verderblich geweſen. Was alſo blieb übrig? Es überhaupt zu gar nichts kommen zu laſſen! den Landtagen weder dieſe, noch irgend eine Wirkſamkeit zu geſtatten! den Staat unverändert, unbekümmert, in alter büreaukratiſcher Weiſe fortzuregieren, als ob gar keine Landtage in der Welt wären! Mit Einem Worte: die Provinzialvertretung zu einer Komödie zu machen und zwar zu einer Komödie, von der Jedermann wußte, daß ſie nichts ſei als das!

Der Weg, wie dies zu erreichen ſtand, war leicht gefunden, ja er war angebahnt und vorbereitet in der ganzen Zuſammenſetzung des Inſtitutes ſelbſt; es brauchte gar keiner künſtlichen Veranſtaltungen, keiner geheimen Fäden und Intriguen, man brauchte nur einfach die Melodie abſpielen zu laſſen, wie ſie auf die Walze gebracht war.

Nämlich der Refrain dieſer Melodie? Wir haben ihn ſchon oben hervorgehoben: die Provinzialſtände waren ja die „Vertreter der verſchiedenen Stände der verſchiedenen Provinzen", nichts mehr! Standesrückſicht alſo, Sonderintereſſe, Kaſtengeiſt — ſiehe da die Pfeiler dieſes neuen Staatsgebäudes! Egoismus, Neid, Eiferſucht — ſiehe da die treibenden Kräfte dieſes politiſchen Mikrokosmus! Wie hatten ſie doch gelautet jene wahrhaft ſtaatsmänniſchen Worte, mit denen Herr von Stein im Jahre 1808 von ſeinem Amt zurücktrat? „Darauf ſei es angekommen," ſagte er mit Rückſicht auf die wenige Tage zuvor erlaſſene Städteordnung, „die Disharmonie aufzuheben, welche im Volke ſtattfinde, den Kampf der Stände unter ſich, der uns unglücklich mache, zu vernichten." Und weiter in Beziehung auf die künftige Landesvertretung: „jeder active Staatsbürger", hatte Herr von Stein geſagt, „er beſitze hundert Hufen oder Eine, er treibe Landwirthſchaft, Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er ſei durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation."

Nun wahrhaftig, die Staatsmänner vom Jahre dreiundzwanzig hatten es verſtanden, das Teſtament des Staatsmannes vom Jahre acht zur Ausführung zu bringen! In dieſer unnatürlichen Sonderung der Intereſſen, in dieſer ungerechten, unweiſen Vertheilung der Vertreter, da war ſie ja glücklich wieder, jene Disharmonie der Stände, welche losgeworden zu ſein man uns funfzehn Jahre früher beglückwünſcht hatte! da war er ja glücklich wieder aufgetaucht, legaliſirt, eingereiht, aufgenommen als organiſcher Beſtandtheil in die Verfaſſung des Staates, jener Kampf der Stände, „der uns unglücklich macht" und den Stein alſo vergebens vernichtet zu haben hoffte! — Wüßten wir nicht, daß es Friedrich Wilhelms des Dritten Sache überhaupt nicht war, politiſche Fragen von größerem Umfang zu durchſchauen, und hätten wir daher nicht ein Recht, anzunehmen, daß auch die eigentliche Bedeutung und die letzte, nothwendige Folge dieſer von ihm ſanctionirten Landtage ihm ſelbſt niemals völlig klar geworden, ſo müßte es geradezu unbegreiflich ſcheinen, wie ein Regent von der Strenge der Sitten, dem Gerechtigkeitsſinne und der perſönlichen Ehrlichkeit, wie Friedrich Wilhelm der Dritte es war, ſeinen Namen unter eine Verordnung ſetzen konnte, welche den Staat, der überall keine feſtern Säulen hat, als ebenfalls Sittlichkeit, Ge-

rechtigkeit und Ehrlichkeit, vielmehr im Gegentheil auf Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit und Falschheit zu gründen drohte. Die Regierung brauchte gar weiter nichts zu thun, als die Eifersucht, den Neid, die Selbstsucht, welche sie durch Fixirung jener Unterschiede gleichsam sanctionirt hatte, gegen einander wirken zu lassen, so paralysirten sie sich gegenseitig und ersparten der Regierung jede Besorgniß, als würden oder könnten diese Stände jemals ihre Befugniß überschreiten, die Befugniß, ein Strohmann zu sein. Was der constitutionellen Staatsform von den Freunden und Anhängern des Absolutismus selbst so oft zum Vorwurf gemacht worden war, worauf sie, in den Pharisäermantel ihrer Loyalität gehüllt, ein so großes Gewicht zu legen pflegten, nämlich daß die constitutionelle Staatsform in dem sogenannten Gleichgewicht der politischen Gewalten ein Schaukelsystem erzeuge, in welchem die edelsten Kräfte der Nation sich fruchtlos verzehrten — eben dies, von den Dienern des Absolutismus selbst, war hier zur Ausführung gebracht worden, und zwar in großartigster Weise. Keiner dieser drei Stände war stark genug, durch sich etwas durchzusetzen. Es ließ sich überhaupt nichts durchsetzen, als in Gemeinschaft mit den großen Grundbesitzern; wer reüssiren wollte, der mußte die Fürsten und Ritter für sich haben; dies war deren Vorrang, so zu sagen, die Reverenz, welche die Büreaukratie der Aristokratie gemacht hatte. Aber selbständig war auch sie nicht; aber um positiv zu wirken, mußte auch sie Bürger oder Bauern auf ihre Seite ziehen — nun, und daß das nicht so leicht geschah, dafür war eben durch die Eifersucht der verschiedenen Stände, war durch diese Vorzüge selbst gesorgt, welche man der Ritterschaft eingeräumt hatte und die sie bei den beiden andern nothwendig nur um so verhaßter machen mußten.

Wundere der Leser sich nicht, daß wir so lange bei einem Gegenstande verweilen, welcher, allem Anscheine nach, so weit hinter uns liegt und abgethan ist für alle Zeiten. Die Provinziallandtage sind wir los, allerdings: aber auch das Princip, das ihnen zu Grunde lag, das Princip der Sonderung und des Eigennutzes? auch den büreaukratischen Uebermuth, der diesen Wechselbalg erst selbst in die Welt gesetzt hatte und ihn dann hinterdrein verhöhnte, daß er ein Wechselbalg?! — Es wäre gut, wenn man es überall mit Wahrheit behaupten könnte. Aber wenn wir sehen, wie die

kaum (und mit welchen Opfern!) errungene Vertretung des Volkes ſchon jetzt wieder, nach kaum zwölf Monaten, auf dem beſten Wege iſt, zu einer bloßen Scheinvertretung herabzuſinken: wenn wir hören, wie daſſelbe Syſtem der Selbſtſucht und des Kaſtengeiſtes, das ſich ſchon einmal ſo entſetzlich an uns gerächt hat, aufs Neue verkündigt wird als das wahre Syſtem politiſcher Weisheit, die eigentliche, dauernde Grundlage ſtaatlicher Wohlfahrt; wenn wir umherhorchen im Volk und werden faſt überall ſchon wieder dieſelbe Gleichgiltigkeit, denſelben Unglauben gewahr, welchem die Provinziallandtage verfallen waren: wahrlich, ſo will es uns ſcheinen, als ob der Unterſchied in der That gar ſo groß nicht ſei, und eine traurige Ahnung überkommt uns, als ob die Lehre der Vergangenheit, wie furchtbar immer, doch für uns noch nicht eindringlich genug geweſen ...

Erwägt man nun dies Alles recht, ſo muß man zugeſtehen, daß keine geringe Doſis von Muth — oder wenn dieſes Wort zu edel iſt: von Leichtſinn, Selbſttäuſchung und politiſcher Unkenntniß dazu gehörte, um von dieſen Provinziallandtagen, bei dieſer Zuſammenſetzung und nach dieſen Antecedentien, noch irgend eine politiſche Erwartung zu hegen, irgend eine patriotiſche Hoffnung in ſie zu ſetzen.

Und doch, wie geſagt, war dies zu Anfang des Jahres einundvierzig in Preußen allgemein der Fall! und doch, nach der allgemeinen Abſpannung, die ſich ſeit der Berliner Huldigung der Gemüther bemeiſtert hatte, war der bevorſtehende Zuſammentritt der Provinziallandtage das Einzige, woran das geſunkene Intereſſe ſich wiederum aufrichtete! Man verkannte das Gewagte dieſer Hoffnungen nicht, man gab zu, daß die Provinzialſtände bisher herzlich wenig gethan, dieſe Erwartungen zu begründen. Aber in den kurzen Monaten ſeit der Thronbeſteigung des Königs, waren wir nicht Alle anders geworden? hatte der Glanz dieſer neuen königlichen Erſcheinung nicht in uns Allen einen Widerſchein ganz neuer Anſichten, neuer Hoffnungen und Wünſche hervorgerufen? und wo ein ganzes Volk in der Umbildung begriffen war, wo durch alle Provinzen ein ganz neues, politiſches Intereſſe ſich entzündet hatte, welche Beleidigung wäre es geweſen, hätte man vorausſetzen wollen, daß nur die Reichſten, die Gebildetſten des Volkes, nur die Vertreter der Provinzen

von der allgemeinen Umwandlung nicht ergriffen, nur sie allein stehen geblieben wären auf dem alten Standpunkt?! — Mit selbstgefälligem Nachdruck, gleich als hätte man selbst Antheil daran, berief man sich auf das Beispiel des Königsberger Huldigungslandtages; war dieser im Stande gewesen, sich aus der vorgeschriebenen Unbedeutendheit emporzuraffen zu einer wahrhaft politischen, wahrhaft patriotischen That, warum nicht die übrigen auch? hatte dieser die Kraft gehabt, sich, in edler, patriotischer Begeisterung, über die aufgedrungene Schranke des Provinzialbewußtseins und der partikularen Interessen zu erheben, warum sollte sie den Andern mangeln? Ja selbst angenommen, daß sie den Andern mangelte: traten nicht wieder dieselben ostpreußischen Stände zusammen? Und wenn Niemand anders den Muth haben wird, ihrem Beispiel zu folgen: sind nicht wenigstens sie selbst durch ihre eigene Ehre gebunden, fortzuschreiten auf dem Wege, den sie betreten, und das einmal gesprochene Wort, wenn es sein muß, noch lauter, zu wiederholen?

Und dann ferner hatte man nicht die Zusagen des Königs? Sie waren nicht ganz deutlich, diese Zusagen, allerdings; sie schienen sogar in einigen Stücken unter sich selbst in Widerspruch zu stehen; die Cabinetsordre vom vierten October, sowie einzelne Aeußerungen, welche bei Gelegenheit der Berliner Huldigung gefallen und die wir oben des Näheren angeführt, hatten die gläubige Begeisterung, mit der man die Königsberger Antworten vernommen, bereits merklich abgekühlt. Aber daß der König selbst die Verfassungsfrage nicht als völlig geschlossen betrachtete, daß er selbst eine „Fortentwicklung" der ständischen Einrichtungen in Absicht hatte, das wenigstens kehrte in den verschiedenen Aeußerungen des Königs wieder und darauf durfte man sich verlassen.

Stand dies aber einmal fest, welcher Zeitpunkt war gelegener, welche Veranlassung dringender, mit dieser so vielfach angekündigten „Fortentwicklung" hervorzutreten, als eben jetzt, wo die Stände selbst sich versammelten? Wäre es also denkbar und sollten die Stände zu beschränkt sein oder zu feige, die Verfassungsfrage in Anregung zu bringen, nun gut, wir brauchen gar nicht erst auf die Stände zu warten: so wird in den Vorlagen, die er den Provinziallandtagen macht, der König selbst es thun.

Mit solchen Erwartungen, solchen, zum Theil höchst unklaren

und verworrenen Hoffnungen alſo ſah die Maſſe des Publikums dem achtundzwanzigſten Februar entgegen. Sie hatte vermuthlich irgendwo den alten Spruch gehört, daß man etwas nur recht oft zu ſagen brauche, damit es wirklich geſchehe. Alſo friſch drauf los! ſagen wir laut und wiederholen an allen Ecken, daß der bevorſtehende Landtag ein großer, ein Wendepunkt ſein wird in der Entwicklung Preußens! proclamiren wir ſie zum Voraus, die guten, obſcuren Stände zu weltgeſchichtlichen Größen — und wer weiß, ſie faſſen ſich ein Herz und werden es!

Doch blieb man nicht blos bei Worten ſtehen, man ging auch zu Thaten über oder was man ſo damals Thaten hieß; man räſonnirte nicht blos, ſondern man wählte auch und unterſchrieb Adreſſen und Petitionen. Kaum in etwas Anderm ſpricht der Umſchwung, welchen die Stimmung des Landes ſeit der Thronbeſteigung erfahren hatte, ſich deutlicher aus, als in dieſer Theilnahme, welche man auf einmal den Landtagswahlen zuzuwenden anfängt. Wer hatte ſich ſonſt um dieſe Wahlen bekümmert? Eine Laſt für diejenigen, welche ſie traf, hatten ſie den Andern in der Regel nur zur Beluſtigung gedient; es war eine Anweiſung geweſen auf einige gute Mahlzeiten und einen Ball beim Oberpräſidenten der Provinz. Jetzt dagegen, wo zufällig eine Ergänzungswahl zu vollziehen war (denn, wie oben erwähnt, trat nur die Hälfte der Abgeordneten alle drei Jahre aus, und auch von dieſen Wahlen hatte die Mehrzahl noch vor dem Regierungswechſel, zu einer Zeit alſo der vollkommenſten Gleichgiltigkeit, ſtattgefunden: ſo daß alſo für diesmal nur außerordentlich wenig Wahlen die neue, erhöhte Stimmung zu Gute kam), da wurde ſie ſofort ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Die Zeitungen (eine völlig unerhörte Erſcheinung in Preußen!) brachten Candidaten in Vorſchlag, empfahlen dieſen, warnten vor einem Andern; die große Maſſe, die von den damaligen Wahlen bekanntlich ausgeſchloſſen war, ſuchte, durch gelegentliche Kundgebung ihrer Sympathien und Antipathien, ſich wenigſtens einen mittelbaren Einfluß darauf zu verſchaffen; mit einem Worte, Parteiintereſſe und Leidenſchaft bemächtigten ſich eines Gegenſtandes, der bis dahin, ſo zu ſagen, gar nicht exiſtirt hatte. Beſonders an zwei Orten war dies der Fall: in Breslau, wo, zum großen Aerger der Büreaukratie, alle drei Wahlen, welche dieſe zweite Stadt der Monarchie vor-

zunehmen hatte, auf Männer von bekannter oppositioneller Gesinnung gefallen war — und zweitens in Posen, wo die Wahl des Regierungsraths Szumann, eines geborenen Deutschen, der sich gleichwohl in jüngster Zeit als enthusiastischer Polenfreund bekannt gemacht hatte, von der Regierung nur nach mehrfachen Weigerungen bestätigt worden sein sollte. — Auch vom Rhein hörte man, daß verschiedene Wahlen nicht bestätigt wären: und zwar, wie hinzugesetzt ward, aus politischen Motiven.

Mit noch lebhafterem Interesse hörte das Publikum von den Adressen und Petitionen, die fast überall im Lande, besonders aber in allen größern Städten, an die verschiedenen Provinziallandtage vorbereitet wurden. Daß der Antrag des Königsberger Huldigungslandtags bei den ostpreußischen Ständen aufs Neue wenigstens zur Sprache kommen würde, stand nun fest, da, wie mit Bestimmtheit versichert ward, Königsberg und Danzig sehr energische dahinzielende Petitionen einreichen würden. In Breslau waren nicht nur, wie eben erwähnt, drei Oppositionsmänner gewählt worden: sondern die Stadtverordneten (erzählte man) hätten ihnen bei der Wahl noch ausdrücklich den Auftrag gegeben, für Erweiterung der ständischen Vertretung „im Sinne der Kabinetsordre vom 25. Mai 1815" thätig zu sein. Der Magistrat aber, setzte man hinzu, dem die Erwählten vorschriftsmäßig präsentirt werden mußten, hätte sich diesem Auftrage angeschlossen, mit dem Bemerken, „daß die Stadtverordneten ihm selbst darin nur zuvorgekommen wären." Zum Schluß der Sitzung (so wenigstens behauptete das Gerücht) sollten dann die so eben erschienenen Jacoby'schen vier Fragen verlesen worden sein, und zwar unter lebhaftester Acclamation.

Aehnliches wurde aus Posen berichtet. Auch hier, hieß es, würde der Königsberger Antrag vom siebenten September wiederholt werden. Außerdem munkelte man auch von zahlreichen und weitgehenden Anträgen, mit denen die nationalpolnische Partei, ermuthigt durch die Erfolge, welche, in ihren Augen wenigstens, die Raczinsky'sche Beschwerde gehabt hatte, aufzutreten gedenke.

Von anderen, aber für die Regierung nicht minder bedenklichen Anträgen ging in Westphalen die Rede. Hier, versicherte man, würde die erzbischöfliche Angelegenheit zur Sprache gebracht werden; besonders der Adel sei fest entschlossen, als Vorkämpfer, und wenn

möglich, als Befreier des ſchwer gekränkten Kirchenfürſten, ja der in ſeiner Perſon gekränkten Kirche ſelbſt aufzutreten. Ganz ähnliche Schritte, hörte man ſagen, würden auch am Rhein vorbereitet.

Kurzum, wie beim Eintritt des Frühlings der Saft in den Bäumen gährt, ſo, je näher die Landtage kamen, ging durch das ganze Land ein ſtilles, aber nachhaltiges und allgemeines Gähren der Geiſter; überall in allen Köpfen Politik, überall Adreſſen und Petitionen, überall die bevorſtehenden Landtage der Mittelpunkt aller Geſpräche! Selbſt Provinzen und Gegenden zeigten ſich von dieſer Bewegung erfaßt, die bis dahin von aller politiſchen Theilnahme völlig entblößt geweſen waren. So namentlich in der Provinz Sachſen, in Magdeburg, Halle, Mühlhauſen, wo überall Adreſſen im Sinne des Königsberger Antrags in Umlauf geſetzt wurden.

Am Eigenthümlichſten war die Stimmung im Rheinland. Der rheiniſche Landtag bekanntlich ſollte erſt einige einige Monate ſpäter zuſammentreten; auch galt die Rheinprovinz, nicht ohne Grund, für die politiſch cultivirteſte und aufgeklärteſte der preußiſchen Provinzen überhaupt — und ſie gerade ſollte den Schluß machen. Mit einer Art ironiſchen Behagens alſo ſah ſie den Anſtrengungen der übrigen Provinzen zu, wohl wiſſend, daß das letzte Wort bei ihr ſein würde und daß es dann ganz auf die Lage der Dinge und auf die Erfahrungen ankommen würde, welche die andern inzwiſchen gemacht, in welchem Sinne ſie alsdann ihr Wort ſprechen ſollte.

Drittes Kapitel.

Eröffnung der Provinziallandtage: Febr. 28. Veröffentlichung der Verhandlungen angekündigt. — Eröffnungsdecret; Ansprache an die preußischen und posenschen Stände. — Propositionen wegen Errichtung ständischer Ausschüsse. — Uebersicht über die Finanzlage des preußischen Staates: Steuererlaß. — Aufnahme dieser Propositionen im Publikum. — Sonstige Anträge und Vorlagen der Regierung.

Unter solchen Erwartungen und Gerüchten kam denn endlich der ersehnte Tag heran. Seit Langem nicht hatten so viel Hände mit so viel Begier nach der preußischen Staatszeitung gegriffen, als es am Abend des achtundzwanzigsten Februar der Fall war. Man erwartete die Eröffnungsdecrete und die Anträge der Regierung darin zu finden — und siehe da, man hatte sich nicht getäuscht.

Zunächst, in die unterste Ecke des Blattes, in eine unscheinbare Anmerkung verwiesen, überraschte die Nachricht, „daß die Staatszeitung von den an Ort und Stelle zu veröffentlichenden Verhandlungen der Provinziallandtage seiner Zeit das allgemein Interessantere sofort nach dem Eingang der betreffenden Blätter publiciren werde." Darin lag ein für jene Zeit neues und wesentliches Zugeständniß: nämlich daß die Landtagsverhandlungen von jetzt ab überhaupt durch die Zeitungen veröffentlicht werden sollten. Bisher war dies keineswegs der Fall gewesen; nur die allertrockensten Thatsachen, Eröffnung und Schluß der Session, hatten die Zeitungen angezeigt; nur nach

Erſcheinen der Landtagsabſchiede, das heißt alſo beſten Falls Monate und mitunter ſelbſt Jahre lang, nachdem die Sitzungen wirklich ſtattgefunden, hatte der Landtagsmarſchall einen kurzen Auszug dieſer Abſchiede, ſowie der wichtigſten königlichen Propoſitionen bekannt zu machen gepflegt. Die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen war in dieſem Augenblick einer der vornehmſten Punkte, auf welchem die öffentliche Meinung mit ſeltener Einſtimmigkeit beſtand; in den meiſten Adreſſen, welche den verſchiedenen Landtagen übergeben werden ſollten, kehrte dieſe Forderung wieder. — Daß die Regierung derſelben halbwegs entgegenkam, indem ſie wenigſtens den unverkürzten und ſofortigen Abdruck der wichtigſten Verhandlungen verſtattete und ſomit dem Volke wenigſtens durch Vermittlung der Preſſe den Zutritt zu ſeinen Vertretern eröffnete, machte im Publikum einen ſehr angenehmen Eindruck. Freilich, wie man ſich ſpäter überzeugen mußte, war die Vergünſtigung keineswegs ſo umfaſſend, wie man im erſten Augenblick geglaubt hatte; weder die Namen der Redner durften angeführt werden, noch, wie wenige Tage darauf eine Inſtruction des Oberpräſidenten von Bodelſchwingh an die Cenſoren der Rheinprovinz (datirt Koblenz den 1. März) bewies, war damit eine ältere Verordnung, nach welcher die öffentlichen Blätter ſich jeder Kritik oder ſonſtigen Beſprechung der ſtändiſchen Verhandlungen zu enthalten hatten, aufgehoben: ſondern nur „jene officiellen Artikel und was etwa ſonſt die Staatszeitung darüber enthalten möchte", durfte in preußiſchen Zeitungen zum Abdruck gebracht werden. Aber auch dies, wie geſagt, war für die damaligen Verhältniſſe ſchon immerhin ein Fortſchritt und mit erhöhtem Intereſſe, gleichſam ermuthigt durch dieſen Anfang, ging man zur Lectüre der königlichen Propoſitionen über.

Da fand man denn zuerſt in den Eröffnungsdecreten jene eigenthümlich emphatiſche Sprache, jenen Schwung der Gedanken und des Ausdrucks wieder, welcher mit Friedrich Wilhelm dem Vierten den Thron beſtiegen hatte und der mit der herkömmlichen Nüchternheit officieller Ausdrucksweiſe in ſo pikantem Gegenſatze ſtand. Einzelne Wendungen namentlich frappirten durch die nahe und unzweideutige Beziehung, welche ſie auf die ſtreitigen Fragen des Tages nahmen. — Mit vollem Vertrauen (hieß es im Eingang, anſpie-

lend auf eine Stelle in dem ſogenannten Letzten Willen ſeines königlichen Vorgängers) halte der König ſich verſichert, daß, wie er ſeinen getreuen Ständen ein landesväterliches Herz entgegentrage, ebenſo auch ſie ihm die Treue der Geſinnung bewahren würden, welche „Unſer in Gott ruhender Herr Vater als ſeinen höchſten Schatz bezeichnet hat.“ — Am Tage der Berliner Huldigung habe der König ſeinen getreuen Ständen eröffnet, mit welchen vor Gott gefaßten Vorſätzen er den Thron ſeiner Väter beſtiegen habe; er habe es damals ausgeſprochen, daß dieſe „mündlichen Zuſicherungen ſchwerer wiegen, als die, welche die frühere Gewohnheit in Urkunden faßte“: wie er denn hierdurch ausdrücklich erkläre, daß dieſelben an die Stelle der Aſſecurationen treten ſollten, welche von ſeinen Vorfahren einzelnen Landestheilen, Ständen und Städten ertheilt worden ſeien. Der König werde die „Ehre“ und die „Rechte“ aller „Stände“ und „Klaſſen“ ſeiner Unterthanen mit gleicher unausgeſetzter Fürſorge beſchirmen und das Wohl jeder derſelben mit gleicher Liebe zu befördern ſuchen; darin möchten ihm Alle feſt vertrauen.

Sodann ſpeciell auf die ſtändiſche Frage übergehend, verſicherte der König, daß „die Förderung und Entwicklung der von Unſeres unvergeßlichen Herrn Vaters Majeſtät unter Unſerer Mitwirkung wiederhergeſtellten und überall auf geſchichtlichem Fundament neu begründeten ſtändiſchen Inſtitutionen“ ihm beſonders am Herzen liege. Unter den getreuen Ständen würden wohl nur Wenige ſein, die den unvergeßlichen Huldigungsact vom 15. October nicht mit vollzogen. Sie würden ihn verſtehen, wenn er der Wahrheit gemäß verſichere, daß der Ton, die Seele, mit welchem ſie ihm zugerufen, ihm treue Helfer auf ſeiner rauhen Bahn ſein zu wollen, daß der Accent, mit welchem ſie das Gelöbniß der Erbhuldigung geleiſtet, nicht blos unvertilgbar und ewig jung in ſeinem Herzen leben werde: ſondern daß dieſe Erinnerung ihm auch die Kraft gebe, mit wahrer Freudigkeit auch für die ſtändiſchen Verhältniſſe eine „lebendigere“ Zeit zu beginnen. Daß ſie zugleich eine gute und ſegensreiche Zeit ſei, das hänge ab von demjenigen „vertrauensvollen Eingehen“ in ſeine Abſichten, ſowie von demjenigen innigen Mitwirken und dem „Verſtändniß“, auf welches er bei den „getreuen Provinzialſtänden“ zuverſichtlich rechne. Als einen Beweis des Vertrauens, mit welchem „der König ſeine getreuen Stände ehre“, und des Werthes, den er

auf ihren „Beirath" lege, möchten dieſelben die nachfolgenden Propoſitionen aufnehmen.

Dies gleichſam der Text, das Grundthema der ſämmtlichen Eröffnungsdecrete; nur diejenigen an die Stände von Preußen und Poſen enthielten einige Variationen, zum Theil ſehr bemerkenswerther Natur. Die preußiſchen Stände wurden ebenfalls an die Erbhuldigung zu Königsberg und an die mündlichen Zuſicherungen erinnert, welche der König ihnen bei dieſer Gelegenheit ertheilt; auch hier hieß es, daß er ihnen dieſelben hiermit wiederhole, aber mit dem Zuſatz, daß er dies thue „im Gefühl Unſerer Verantwortlichkeit vor dem höchſten Herrn, von dem Wir das Reich empfangen haben"! Ebenſo, was die „gute und ſegensreiche Zeit" betrifft, rechnet er zwar ebenfalls auf das Eingehen, die Mitwirkung und das Verſtändniß der preußiſchen Stände: allein mit dem Hinzufügen, daß nur „dadurch allein die in der Zeit liegenden, nimmer wegzuläugnenden, daher ſcharf ins Auge zu faſſenden Beſtrebungen, Mißtrauen zwiſchen Haupt und Glieder zu ſäen, zu Schanden gemacht werden können." Auf die „loyale" Adreſſe des Huldigungslandtages, hieß es an die preußiſchen Stände weiter, habe er in „wohlerwogener" Antwort und mit wohlverdientem Vertrauen die Zuſage der Förderung und Entwicklung des ſtändiſchen Weſens „aus freiem Antriebe" ertheilt; wie ernſtlich er es damit gemeint, möchten die Stände aus nachfolgenden Vorlagen ſelbſt erſehen.

Noch weit ausführlicher und eingehender, aber auch noch weit herausfordernder war die Anſprache an die Stände des Großherzogthums Poſen. Wir theilen dieſelbe, als den eigentlichen officiellen Nachhall der Raczynski'ſchen Rede, die wir ebenfalls ausführlich gegeben haben, im Anhange vollſtändig mit (ſ. Documente zum I. Bd. Nr. VI.), uns hier nur auf die Hauptpunkte beſchränkend.

Auch hier wieder ſtand die vorjährige Huldigung, ſowie die Zuſage, welche der König bei dieſer Gelegenheit gegeben, an der Spitze. Dieſer Zuſage getreu, habe er auch die ihm neuerlich zugekommenen, auf Erhaltung der polniſchen Sprache und Nationalität abzweckenden Beſchwerden und Wünſche mit Ernſt geprüft. Es habe ſich dabei jedoch herausgeſtellt, daß die mit der Verwaltung des Großherzogthums beauftragten Oberbehörden lediglich ihre Pflicht erfüllt, indem ſie mit Gewiſſenhaftigkeit diejenigen Anordnun-

gen ausgeführt, welche des verewigten Königs Majestät in dieser Hinsicht getroffen und in denen etwas Wesentliches zu ändern auch zur Zeit hinlängliche Gründe nicht vorlägen. Wenn nichts desto weniger der eigene Wunsch der Regierung, die Unterthanen polnischer Abkunft in ihren nationalen Erinnerungen und Sitten möglichst ungestört zu lassen, nicht überall erreicht worden sei, so liege die Schuld davon hauptsächlich an den Polen selbst. Die Polen selbst hätten es bisher versäumt, sich dasjenige Maß von Bildung und Kenntnissen zu erwerben, welches die allgemeine Vorschrift des Staates bei Besetzung öffentlicher Aemter gleichmäßig von Jedem verlange und von dem daher auch den Polen, welche überdies mit natürlichen Fähigkeiten so reichlich ausgestattet seien, schon um ihrer eigenen Ehre willen, nichts nachgelassen werden dürfe.

Ausführlich wurde sodann aufgezählt, was Alles, im Gegensatz zu dieser Indolenz der Polen, die Regierung zu Gunsten der polnischen Bevölkerung gethan, besonders noch in neuester Zeit. Sie habe Schulen gegründet, Lehrstühle der slavischen Sprache und Literatur errichtet, die Kenntniß der polnischen Sprache bei Lehrern und Beamten befördert, Straßen gebaut — und so weiter. Indem der König aber auf diese Weise seine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt habe, alle mit dem Wohl der Gesammtmonarchie vereinbaren Wünsche der polnischen Bevölkerung zu erfüllen: so erwarte er dafür nun auch von dem eben zusammentretenden Landtage, daß derselbe weiter hinausgehende, dem Verhältniß des Großherzogthums zum Staat widersprechende Anträge, durch deren Aeußerung nur Aufregung und Verwirrung hervorgerufen und die ruhige Ausbildung der Verhältnisse gestört werden könne, nicht erneuern, sondern mit Vertrauen den weiteren Maßregeln des Königs entgegensehen werde. — Zum Schluß noch einmal auf die Königsberger Huldigung zurückkommend, sprach der König das Vertrauen aus, daß, in unbefangener und dankbarer Anerkennung dessen, was für die wahre Wohlfahrt des Großherzogthums schon seit dessen Vereinigung mit der Monarchie geschehen sei und noch geschehen solle, die Ritterschaft mit den Städten und Landgemeinden stets in gleichem Geist und gleichem Gefühl zusammentreffen und ihm auf diese Weise die beste Gewähr dafür geben werde, daß jene in Königsberg entgegengebrachte Huldigung nicht blos eine Folge augenblicklicher,

durch äußere Umstände hervorgerufener Aufregung gewesen, sondern aus tieferer Wurzel in Gemüth und Gesinnung entsprossen sei.

So weit die Anrede an den posener Landtag; sie brachte, in ihrer eigenthümlichen Mischung von Drohung und Schmeichelei, Vorwurf und Zugeständniß, keine geringe Sensation hervor: und das nicht blos als politisches, sondern vielleicht mehr noch als psychologisches Problem. —

Unter den Propositionen, welche den Ständen der sechs Provinzen demnächst vorgelegt wurden, waren besonders zwei geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade zu beschäftigen: die erste über Errichtung ständischer Ausschüsse und Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen und zweitens die Ankündigung eines Steuererlasses, der mit Anfang des nächsten Jahres eintreten sollte und über dessen zweckmäßigste Vertheilung die Regierung die Ansicht der Landtage einzuholen wünschte. Was den ersteren Punkt betraf, so wurde als Motiv dazu der Wunsch des Königs angeführt, die Geschäfte der versammelten Landtage zu vereinfachen und die gründliche Prüfung und Bearbeitung umfangreicherer Propositionen den Ständen zu erleichtern. Dieser Zweck sei am Besten durch Ausschüsse zu erreichen: und zwar werden Ausschüsse verordnet von dreierlei Art.

Erstlich ein vorbereitender Ausschuß. Derselbe sollte jedesmal einige Wochen vor Eröffnung der Landtage zusammentreten und sich mit vorbereitender Bearbeitung derjenigen Gegenstände beschäftigen, welche die Regierung den Landtagen selbst vorzulegen gedächte und die sie zu diesem Ende dem Landtagsmarschall jedesmal schon eine angemessene Zeit zuvor zukommen zu lassen versprach. Die Mitglieder dieses Ausschusses sollten von dem Landtagsmarschall ernannt werden.

Ein zweiter Ausschuß war bestimmt, diejenigen Angelegenheiten zu erledigen, welche auf dem Landtag etwa nicht völlig hätten zum Abschluß gebracht werden können; die Wahl dieses Ausschusses wurde dem Landtag selbst anheimgegeben.

Diese zwiefachen Ausschüsse würden es den Landtagen ins Künftige möglich machen, sich hauptsächlich nur mit Plenarberathungen zu beschäftigen und würde dadurch die Dauer der Versammlungen wesentlich abgekürzt werden. Dadurch würde denn die Ausführung einer Absicht erleichtert, welche der König den Ständen

hiermit allergnädigſt eröffne: nämlich ſie in Zukunft regelmäßig alle zwei Jahre zu berufen (was in dem Einführungsgeſetz vom 1. Juli 1823 nur für die erſten ſechs Jahre verſprochen worden war; ſpäterhin hatte die Regierung ſich in dieſer Hinſicht überhaupt an keine feſte Norm gebunden). Doch wolle der König hierüber erſt die Erklärung der Stände entgegennehmen, in wieweit dieſe zweijährige Periode ihren Wünſchen entſpreche. Da aber (hieß es in dem Decrete weiter) deſſenungeachtet Fälle eintreten könnten, die es dem Könige wünſchenswerth machten, auch in der Zeit, wo die Stände nicht verſammelt wären, Männer zu berufen, die ſowohl das landesherrliche als das Vertrauen ihrer Provinzen beſitzen, um ſich ihres Rathes zu bedienen und ihre Mitwirkung in wichtigen Landesangelegenheiten ſtattfinden zu laſſen, in ſolchen beſonders, wo es ſich um die Intereſſen mehrer (oder aller) Provinzen handle: ſo werde den Ständen hiermit der Entwurf einer Verordnung vorgelegt wegen eines dritten, aus ihrer Mitte zu bildenden Ausſchuſſes. Ohne dem verfaſſungsmäßigen Wirkungskreiſe der Provinziallandtage damit etwas zu entziehen, ſolle dieſer Ausſchuß die Beſtimmung haben, theils ſowohl in allgemeinen, als das Intereſſe der Provinz insbeſondere betreffenden Angelegenheiten diejenigen Gutachten abzugeben, die der König von ihm erfordern möchte, theils aber in Betreff der Gegenſtände, welche der ſtändiſchen Verwaltung überwieſen ſeien, die außer dem Landtage vorkommenden Geſchäfte wahrzunehmen. In letzterer Beziehung ſolle es jedoch den Ständen überlaſſen ſein, in wiefern ſie mit dieſen Geſchäften den geſammten Ausſchuß oder einen innerhalb deſſelben zu beſtellenden engern Ausſchuß oder endlich nur einzelne Mitglieder beauftragen wollten. Das Verhältniß der einzelnen Stände in dieſem Ausſchuß ſollte, dem Vorſchlage der Regierung zufolge, der Zahl ihrer Stimmen beim Landtage ſelbſt entſprechen. Doch ſollte es auch hier wieder den Ständen überlaſſen ſein, ob ſie hierbei ſtehen bleiben oder aber Vorſchläge machen wollten, wonach neben dem, in allen Fällen aufrecht zu erhaltenden Verhältniß der verſchiedenen Stände auch noch dasjenige der einzelnen Landestheile unter einander zu berückſichtigen ſein würde.

Zwiſchen dieſe Vorſchläge, die Bildung der Ausſchüſſe betreffend, fand ſich eine Erklärung eingeſchoben über die größere Ausdehnung, welche der König bei Veröffentlichung der Landtagsverhand-

lungen durch den Druck in Erweiterung der bisherigen Gesetzgebung wolle stattfinden lassen.

Es sollten zu diesem Zwecke namentlich mit dem Landtagsabschiede zugleich sowohl das königliche Propositionsdecret als sämmtliche an den König gerichtete ständische Eingaben veröffentlicht werden: wogegen die bisher von dem Landtagsmarschall entworfene Darstellung der Landtagsverhandlungen künftig wegfallen könne. Auch sollten die Protokolle gedruckt und am Schlusse des Landtags an die Mitglieder der Versammlung, zur Mittheilung an ihre Machtgeber, vertheilt werden dürfen. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns über den Eindruck zu verständigen, welchen diese Eröffnungen und Vorschläge beim Publikum hervorbrachten.

Derselbe war sehr gemischter Natur. Daß in den Propositionen der Regierung ein Fortschritt enthalten war, das freilich gestand man zu; auch daß einige davon wirklich einen fruchtbaren Keim der Entwicklung in sich trügen, daß namentlich die vollständigere Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen, sowie die zugesicherte regelmäßige zweijährige Berufung dem ganzen Institut eine wachsende Bedeutung eröffneten, konnte man nicht in Abrede stellen.

Andererseits aber, verglichen mit dem, was die öffentliche Meinung, aufgestachelt weniger durch die Forderungen einzelner Publicisten, als durch die wiederholten Versprechungen und Hindeutungen der Regierung selbst, erwartet hatte, wie geringfügig erschien dieser Fortschritt! wie klein diese Zugeständnisse! wie weit aussehend, wie ungewiß diese Verbesserungen! Die Befugnisse und Zwecke dieses Ausschusses, den der König sich in außerordentlichen Fällen zu berufen vorbehielt, wie unklar, wie geheimnißvoll! Vereinfachen wolle der König die Thätigkeit der Stände? Ei nicht doch, um die Vereinfachung habe es keine Noth, sondern im Gegentheil erhöht und verdoppelt wolle man die Wirksamkeit der Stände sehen, indem sie, aus der blos localen Sphäre heraus, fortentwickelt würden zu einem Gesammtorgan des ganzen Staates, ganzen Volkes. Auch sei gründliche Prüfung allerdings etwas ganz Vortreffliches; aber die allergründlichste selbst, was sie nütze, so lange den Ständen, wie jetzt, nur eine berathende, keine beschließende Stimme zustehe? Das heißt mit andern Worten, so lange die Regierung sich an ihre Abstimmun-

gen nicht im Mindeſten zu binden brauche? und ſo lange mithin auch die gründlichſte Prüfung nur das gründlichſte Poſſenſpiel ſei?

Aus denſelben Gründen, fuhr man fort, ſei auch auf die künftige zweijährige Berufung nur wenig Werth zu legen; eine Richtigkeit werde nicht dadurch bedeutender, daß man ſie öfter wiederhole, eine politiſch ohnmächtige Körperſchaft nicht dadurch mächtiger, daß ſie das Schauſpiel ihrer Schwäche ein Jahr ums andere aufführe. Selbſt an der zugeſtandenen Veröffentlichung fand das Publikum zu mäkeln: wo nichts Wichtiges verhandelt würde, was da die Veröffentlichung nütze? Es gäbe Maculatur genug: warum die Landtage es noch vermehren ſollten?

So das große Publikum, das ſich bereits in der Oppoſition zu gefallen anfing und das jetzt, entnüchtert und zurückgekommen von ſeinem Rauſch, kein größeres Behagen fand, als ſich und Anderen die Nichtigkeit dieſes Rauſches nachträglich zu demonſtriren. — Die Partei der Büreaukraten dagegen ſah in dieſer beabſichtigten und hier ſchon eingeleiteten Fortentwicklung der ſtändiſchen Einrichtungen ein höchſt gefährliches Wageſpiel. Preußen ſei ein Militairſtaat, nur die Energie einer einheitlichen, militairiſch-büreaukratiſchen Verwaltung habe ihn auf dieſe Höhe erhoben und vermöge ihn darauf zu erhalten; jede Annäherung an ſtändiſche Doctrinen, wie leiſe, wie wohlgemeint ſie ſei, könne dieſer Blüthe nur gefährlich werden, und wäre es auch nur deshalb, weil die Anhänger ſolcher Theorien ſich dadurch in ihren verderblichen Illuſionen geſchmeichelt und ermuthigt fühlten. — Noch Andere endlich ſagten rund heraus und beriefen ſich auf eine zwanzigjährige Erfahrung, daß die Provinzialſtände überhaupt eine Leiche ſeien; ſeit wann, fragten ſie achſelzuckend, Ausſchüſſe und Zeitungsreferate Todte erwecken könnten?! — Bei Licht beſehen alſo, fand ſich von den Zugeſtändniſſen der Regierung, um ihrer Halbheit willen, Niemand im Publikum befriedigt. Ja ſchon tauchten Stimmen auf, welche die Regierung geradezu beſchuldigten, dieſe Zugeſtändniſſe nur als Lockſpeiſe hingeworfen zu haben, um das Publikum dadurch zu täuſchen und ſich ſelbſt von größeren, wichtigeren gleichſam loszukaufen.

Und nicht blos beſchuldigt wurde die Regierung deshalb, ſondern von Einigen auch belobt. —

Um ſo größeren Enthuſiasmus, für den erſten Augenblick

wenigſtens und bei der großen Maſſe der Bevölkerung, erregte die Stelle, in welcher von Herabſetzung der Steuern die Rede war. Herabſetzung der Steuern — aber das war ja ein Wort, das man in Preußen — ja was Preußen?! in Europa ſeit Menſchenaltern nicht vernommen hatte! Erhöhung der Steuern, Verdoppelung der Abgaben, ei ja, das kannte man, daran war man gewöhnt — aber Herabſetzung?! Es hörte ſich wie ein Märchen aus Tauſend und eine Nacht an! — Der preußiſche Spießbürger ſah ſtolz um ſich, er fühlte ſich noch einmal ſo groß in ſeinem preußiſchen Bewußtſein — da ſeht ihr's, ihr andern Staaten Europas, da zeigt es ſich, was Preußen heißt, das macht nach, wenn ihr könnt! —

Aber nicht blos gehoben, auch einigermaßen beruhigt fühlte er ſich durch dieſe Bekanntmachung. Die glänzende und freigebige Lebensweiſe nämlich und die koſtſpieligen künſtleriſchen Neigungen, welchen der neue König nachhing und von denen er bereits im letztverwichenen Jahr ſo zahlreiche Proben gegeben, hatten in dem altväteriſchen Gemüthe des Spießbürgers bereits die Sorge erregt, ob die preußiſchen Finanzen das auch wohl aushalten könnten; mehr als einmal ſchon hatte er bedenklich den Kopf geſchüttelt und leiſe in den Bart gebrummt und geſeufzt für ſich, daß nun auch in dem wichtigſten, dem Geldpunkte, das alte nüchterne Regiment Friedrich Wilhelms des Dritten zu Ende gegangen ſei. — Alle dieſe Sorgen waren nun mit einem Mal beſeitigt, auf eine Art, die nicht gründlicher ſein konnte. Es würde (ſagte der König in dem Decret an die Stände) ſeinem Herzen eine große Freude geweſen ſein, hätte er die ſtets gehegte und oft ausgeſprochene landesväterliche Abſicht ſeines königlichen Vaters ſogleich beim Antritt ſeines Regimentes zur Ausführung bringen und den Unterthanen ſofort einen Erlaß an den ihnen aufliegenden Steuern bewilligen können. Aber die kriegeriſchen Ausſichten der letztverwichenen Monate hätten es ihm unmöglich gemacht. Die Würde ſeiner Krone aufrecht zu erhalten und die ſeinem Schutze anvertrauten Länder zu ſichern, habe des Königs erſte Sorge ſein müſſen: und noch jetzt würden die Stände mit ihm von der Nothwendigkeit durchdrungen ſein, daß bei der gegenwärtigen Lage Europa's das Zuſammenhalten aller vorhandenen Geldmittel gebietende Pflicht ſei, damit er, geſtützt auf ſeines Volkes treue Anhänglichkeit an ihn und das königliche Haus, ſowie auf ſeine bewährte helden-

müthige Vaterlandsliebe, den kommenden Ereigniſſen mit ruhiger Zuverſicht entgegenſehen könne. Doch gebe er ſich gern der Hoffnung hin, daß es ſeinen eifrigen Bemühungen gelingen ſolle, die Ausſicht auf einen dauernden Frieden wieder feſter zu begründen. — Dies vorausgeſetzt, wolle er von Anfang des nächſten Jahres an eine Ermäßigung in den Abgaben eintreten laſſen. Gern, wenn die Umſtände es geſtatteten, wolle er den Betrag derſelben in ſpäteren günſtigeren Perioden noch erhöhen. Aber ebenſo wiſſe er auch, daß, wenn die Noth es einmal erfordern ſollte, ſeine getreuen Unterthanen auch zu den alsdann erforderlichen Opfern bereit ſein würden.

Es folgte ſodann eine zwar nur ſehr oberflächliche, dennoch, bei dem tiefen Geheimniß, das dazumal noch über derlei Gegenſtänden in Preußen laſtete, höchſt intereſſante Auseinanderſetzung über die Vergangenheit der preußiſchen Finanzen. Man erfuhr daraus, daß die Rüſtungen im Jahre dreißig bis dreiunddreißig mehr als ſechsunddreißig Millionen gekoſtet hatten, ungerechnet die Einbuße, welche der Staat durch die damalige Stockung des Verkehrs in ſeinen Einnahmen erlitten: eine Stockung, der er zum Theil noch durch baare Zuſchüſſe und Unterſtützungen hatte abhelfen müſſen. Deſſenungeachtet ſeien in den nächſtfolgenden Jahren bis 1840 blos allein für Straßenbauten faſt funfzehn, für andere Bauten, wie Strafanſtalten, Gefängniſſe u. ſ. w., gegen zehn Millionen über den Etat hinaus verwendet worden; die ganze Summe dieſer außerordentlichen Ausgaben wurde auf mehr als einundſechzig Millionen angegeben.

Dieſe außerordentliche Summe hätte natürlich nicht aus den gewöhnlichen Einnahmen beſtritten, ſondern nur allmälig aus den jährlichen Ueberſchüſſen erſetzt werden können; es hätten außer den Beſtänden die Betriebsfonds der einzelnen ſelbſtändigen Verwaltungen, ſowie die Kräfte der Geldinſtitute in Anſpruch genommen und zu Vorſchüſſen verſchiedener Art gegriffen werden müſſen.

Bei alledem jedoch ſei es der weiſen Sparſamkeit des verſtorbenen Königs gelungen, die auf dieſen verſchiedenen Wegen entnommenen Summen ſoweit zu erſetzen, daß man ſich der Hoffnung hingeben dürfe, ſie, bei fortdauerndem Frieden, durch die Erſparniſſe des laufenden und des künftigen Jahres völlig gedeckt zu ſehen.

Unter dieſen Umſtänden und als Anerkenntniß der Dankbarkeit, zu welcher er ſich durch die weiſe Sparſamkeit ſeines Vaters verpflichtet fühle, kündige der König den Ständen hiermit den mehrerwähnten Steuererlaß im Betrage von etwa anderthalb Millionen an. Ueber die Art und Weiſe, wie dieſer Steuererlaß am Zweckmäßigſten zu benutzen, habe er, ohne die Wünſche ſeiner getreuen Stände zu vernehmen, nicht entſcheiden wollen. Dieſelben möchten daher ihre gutachtliche Anſicht über dieſen Gegenſtand und namentlich auch darüber ausſprechen, ob es dem Wohle des Landes nicht etwa zuträglicher ſei, wenn ſtatt des Steuererlaſſes den einzelnen Provinzen eine mindeſtens gleiche, auf dieſelben zu repartirende jährliche Summe überwieſen würde, über deren Verwendung zum Beſten der einzelnen Provinzen das Gutachten der Stände gleichfalls eingefordert wurde.

Endlich war dieſer königlichen Propoſition noch eine „vorläufige Darſtellung" von der Lage der preußiſchen Finanzen angeſchloſſen; auch ſie war, wie oberflächlich und ungenügend an ſich, doch immerhin vollſtändiger, als dergleichen bisher veröffentlicht worden war und wurde daher ebenfalls mit großem Beifall aufgenommen.

Wie geſagt, der Enthuſiasmus, welchen dies Alles im erſten Augenblick erregte, war groß: aber anhaltend war auch er nicht, wenigſtens nicht bei dem gebildetern Theil des Publikums, der, hingeriſſen von der allgemein ſkeptiſchen Stimmung des Tages, bald auch gegen dieſen Theil des königlichen Decretes ſeine Bedenken und Zweifel, ſeine Epigramme und Witzworte richtete. Man fand für das Aufheben, das davon gemacht, das Pathos, mit dem davon geſprochen ward, die Summe des Erlaſſes viel zu geringfügig; man berechnete, wie viel davon auf den einzelnen Kopf der preußiſchen Bevölkerung käme und erging ſich in ſpaßhaften Vorſchlägen, was jeder Einzelne von dieſer Erſparniß ſich in Zukunft zu gut thun ſolle oder könne. — Auch minder frivole Beurtheiler ſchüttelten nachdenklich den Kopf. Wie doch? ſagten ſie, ſeit Jahren haben die preußiſchen Finanzen als Ideal und Muſter eines geordneten Staatshaushaltes gegolten, ſeit Jahren ſtimmt der kümmerliche Rechnungsabſchluß, den man zu veröffentlichen für gut findet, jedesmal genau Groſchen um Groſchen und Pfennig um Pfennig, ſeit Jahren hat

die preußiſche Verwaltung damit renommirt und hat groß gethan, daß ſie, ſelbſt unter den ſchwierigſten Umſtänden, die Finanzen ſtets in beſter Ordnung erhalten und daß nie ein Bedürfniß ſo plötzlich, eine Ausgabe ſo unerwartet geweſen, ihre Ordnung, ihre Weisheit, vor Allem ihre Erſparniſſe reichten zu Allem aus — und nun auf einmal erfahren wir, daß dem bei Weitem nicht ſo geweſen? und nun auf einmal, ganz naiver Weiſe, erzählt man uns, daß die Einnahmen im Gegentheil nicht zugereicht hätten, alle jene außerordentlichen Ausgaben zu decken, und daß die preußiſche Finanzverwaltung ſchon ſeit Jahren nur durch allerhand künſtliche Operationen ein offenes Deficit vermieden? Zugegeben, daß, wie das königliche Decret beſage, dies Deficit jetzt gedeckt ſei oder doch in der ſichern Ausſicht ſtehe, mit Nächſtem gedeckt zu werden: wer den Staat gegen die Wiederkehr ſolcher außerordentlichen Zuſtände ſchütze? und ob es bei dieſer Lage der Dinge nicht verſtändiger ſei, ſtatt eines Steuererlaſſes, der kaum von Einem würde geſpürt werden, dieſe Summe lieber zurückzulegen und zu ſammeln für ähnliche Nothfälle? Denn jener wohlgefüllte preußiſche Staatsſchatz, dieſe angenehmſte Tradition der preußiſchen Geſchichte, dieſer eigentliche Glanzpunkt unſers patriotiſchen Bewußtſeins, bei dem jeder gute Bürger ſich noch einmal ſo ſicher und feſt gefühlt, mit ſeinen weiten Schloßkellern, Tonne an Tonne, alle gefüllt bis an den Rand mit blanken Gold- und Silberſtücken — ach, auf dieſen vortrefflichen, dieſen angebeteten Staatsſchatz müſſe man hiernach doch wohl reſigniren?!

Einzelne, von politiſcher Leidenſchaft ergriffen, führten dieſe Combinationen ſogar noch weiter. Unſere Leſer entſinnen ſich jener „Verordnung, betreffend die künftige Behandlung des Staatsſchuldenweſens" vom 17. Januar 1820, in welcher die preußiſche Regierung ſich ausdrücklich verpflichtet hatte, keine neue Staatsanleihe zu machen, es ſei denn unter Zuziehung und Garantie der „künftigen reichsſtändiſchen Verfaſſung." Auf dieſes Document, wie daſſelbe denn in der That eine der unzweifelhafteſten und rechtsverbindlichſten Garantien für ein künftiges conſtitutionelles Preußen bildete, pflegten alle diejenigen, welche dieſen Uebergang möglichſt beſchleunigt wünſchten, ſich mit beſonderer Vorliebe zu berufen: ſo weit ſogar, daß ſie ordentlich mit einer Art von Sehnſucht auf den Augenblick lauerten, wo die preußiſche Finanzverwaltung in Verlegenheit und

dadurch genöthigt sein würde, zu dem letzten Mittel einer Anleihe zu schreiten. Diesen natürlich war bisher nichts unwillkommener gewesen, als dieser außerordentliche Ruf der Solidität, dessen die preußischen Finanzen sich erfreuten. Und ebenso jetzt war ihnen nichts willkommener, als (wie sie meinten) aus den eigenen Zugeständnissen der Regierung den Beweis führen zu können, daß diese Ordnung und Sicherheit gar so übergroß nicht gewesen und daß auch für Preußen die Nothwendigkeit, zu außerordentlichen Finanzmaßregeln zu greifen, gar so aus der Welt nicht läge.

Ja nicht einmal dabei blieben sie stehen: sie behaupteten, diese Nothwendigkeit sei schon dicht vor der Thür; die jetzigen Eröffnungen der Regierung bildeten nur die Einleitung dazu; der Steuernachlaß sei nur das Schaumblättchen, mit dem man die bittere Pille, welche mit Nächstem doch gereicht werden müsse, zum Voraus zu vergolden suche. Die beabsichtigten Ausschüsse aber, die für den Fall der Noth auch außer der zweijährigen Periode berufen werden sollten, nun, über die waren diese Ausleger erst recht im Klaren: die wurden blos in Vorrath gehalten, um, sobald der letzte Heller im Beutel klänge, flugs zu Reichsständen metamorphosirt zu werden, alsdann die benöthigte Anleihe zu bewilligen ... und dann wieder „in die Ecke, Besen!" — —

Dies also diejenigen unter den königlichen Propositionen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit am Meisten beschäftigten: die Bildung von Ausschüssen und der Steuererlaß. Ein dritter Paragraph fesselte durch seine Ueberschrift das Interesse ebenfalls in nicht geringem Grade: „Ständisches Wahlreglement". Aber auch nur durch diese Ueberschrift! Denn die vorgeschlagenen Veränderungen beschäftigten sich lediglich mit den Formalitäten der eigentlichen Wahlhandlung; von jener Erleichterung der Wahlbedingungen, jener Verallgemeinerung der Wahlfähigkeit, welche die öffentliche Meinung in den verschiedensten Provinzen so einstimmig forderte, war darin überall keine Rede. —

Der Rest der königlichen Propositionen betraf nur materielle Interessen und auch diese zumeist nur ziemlich untergeordneter Natur; es wurde ein Holzdiebstahlsgesetz vorgelegt, ein Gesetz wegen Jagdvergehen, eine Forst- und Jagdpolizei-, eine Strom- und Deichord-

nung, eine Verordnung wegen Penſionirung des höheren Lehrerſtandes, wegen Legitimationsatteſte beim Pferdehandel u. ſ. w. Von um ſo größerer Wichtigkeit dagegen war ein Geſetzentwurf wegen Beſchränkung der Ablösbarkeit von Erbpachts-, Erbzins- und Zins-Gerechtſamen: eine Beſchränkung, welche ſchon früher von einem märkiſchen Landtag in Antrag gebracht worden war und durch die, wenn ſie jetzt wirklich zur Ausführung kam, einer der weſentlichſten und fruchtbarſten Grundſätze der bisherigen preußiſchen Geſetzgebung, ein wahrer Grundpfeiler jener großen Reformen aus den Jahren acht bis zehn, erſchüttert und umgeſtoßen ward.

Außerdem wurden einzelne Propoſitionen, als von blos localem Intereſſe, einzelnen Landtagen zu beſonderer Berathung vorgelegt; das Erheblichſte darunter war ein Geſetzentwurf, die bäuerliche Erbfolge in Weſtphalen betreffend. — Endlich ging den Landtagen, noch nach ihrer Eröffnung, Mitte März, eine königliche Propoſition zu, die Codification der Provinzialgeſetze und rechtlichen Gewohnheiten betreffend. Die Erhaltung dieſer Provinzialrechte, als eines naturwüchſigen, hiſtoriſch gewordenen, im Gegenſatz zu dem abſtracten, rationalen allgemeinen Landrecht, war bekannt als ein Lieblingsgedanke derjenigen Partei, die ſich, nach der Meinung des Publikums wenigſtens, täglich näher und näher an den Thron heranDrängte. Um ſo befremdender erſchien es und wurde auf ſo mannigfachere, nur aber keine günſtige Weiſe ausgelegt, daß ein ſo wichtiger, ſo tief eingreifender Geſetzentwurf den Ständen ſo verſpätet und gleichſam beiläufig vorgelegt ward.

Nach dieſen Vorbereitungen und Vorlagen gehen wir denn nun endlich zu den Verhandlungen der Landtage ſelbſt über. Es iſt eben nicht leicht, in dieſen Wuſt von Actenſtücken und Berichten, deren Wichtigkeit mit ihrem Umfang meiſt in umgekehrtem Verhältniß ſteht, eine leitliche Ordnung zu bringen und das hiſtoriſch Bedeutendſte davon zu bequemer Ueberſicht in Kürze zu vereinigen. Wir glauben unſern Zweck am Einfachſten und Sicherſten zu erreichen, indem wir die einzelnen Landtage der Reihe nach an dem Leſer vorüberführen. Das Princip dieſer Reihenfolge ſelbſt iſt leicht gefunden: es iſt der Maßſtab politiſcher Achtung, welchen die öffentliche Meinung an die verſchiedenen Landtage ſelbſt anlegte, die Stufenleiter gleichſam von Wünſchen, Erwartungen und Hoff-

nungen, auf der die Stände der einzelnen Provinzen beim Publikum ſtanden.

Sehr deutlich laſſen ſich in dieſer Hinſicht drei Gruppen unterſcheiden, welche wiederum ihrerſeits den politiſchen Bildungsgrad der verſchiedenen Provinzen repräſentiren. Auf der unterſten Stufe ſtanden die Landtage von Brandenburg, Pommern und Sachſen; gegen dieſe verhielt die öffentliche Meinung ſich am Gleichgiltigſten, weil ſie von ihnen für die Sache des Fortſchritts am Wenigſten erwartete. —

Eine Art von Uebergangsſtufe bildete Weſtphalen; auch zu der politiſchen Bildung dieſer Provinz und ihrer Freiſinnigkeit hatte das Publikum im Ganzen nur mäßiges Zutrauen. Aber man wußte, daß hier die katholiſche Frage zu lebhafter Oppoſition Veranlaſſung geben würde: und jede Art von Oppoſition war dem Publikum willkommen.

Auf eine ungleich höhere Stufe politiſcher Bildung ſtellte die öffentliche Meinung Poſen, Schleſien und vor Allem Preußen; von den Landtagen dieſer drei Provinzen, als den Vorkämpfern der Monarchie, erwartete man recht eigentlich den Anſtoß zu jener großen Bewegung, über deren eigentlichen Inhalt die Allerwenigſten ſich klar waren, die aber nichts deſtoweniger von Allen inſtinktmäßig geahnt und gefordert wurde. — Als erwünſchte Reſerve ſtand hinter dieſen beiden denn ſchließlich die Rheinprovinz. Doch ſollte deren Landtag, wie ſchon erwähnt, erſt einige Monate ſpäter zuſammentreten. —

Oder, wenn es erlaubt iſt, den parlamentariſchen Sprachgebrauch anzuwenden auf dieſe Landtage, die freilich ſonſt von Parlamenten ſo wenig an ſich hatten: die Mark, Pommern und Sachſen galten als rechte Seite, Weſtphalen als Centrum: während Poſen, Schleſien, Preußen und der Rhein die Linke bildeten.

Dieſe Reihenfolge denn alſo werden wir auch in der nachſtehenden Ueberſicht beobachten. —

Viertes Kapitel.

Berathungen der brandenburgiſchen Stände. Eröffnungsrede des Hrn. v. Rochow: „ſie wiſſen, was ſie wollen.“ Praktiſcher Standpunkt; Haß gegen den Idealismus der Oſtpreußen. — Empfang beim König: die „Spitze der Gutgeſinnten.“ — Bedenklichkeiten wegen Veröffentlichung der Protokolle; ebenſo wegen der Ausſchüſſe. Die Steuerermäßigung. Anträge auf Erleichterung der Wahlbedingungen verworfen. — Der pommerſche Landtag. Stellung zum märkiſchen. — Berathungen über die Oeffentlichkeit, die Ausſchüſſe, den Steuererlaß. Petitionen in Betreff des Sundzolls, der Actiengeſellſchaften u. ſ. w. — Die Erleichterung der Wahlbedingungen auch hier verworfen. — Der ſächſiſche Landtag. Berathung wegen des Steuererlaſſes; die Stände verlangen eine Vorausſumme zu Gunſten ihrer Provinz. — Petitionen von Magdeburg und Halle. — Die weſtphäliſchen Stände. Freiſinnigere Haltung derſelben. Sie beantragen die unverkürzte Veröffentlichung der Protokolle, mit Nennung der Namen. — Verſchiedene Anſichten wegen der Steuerermäßigung: Steuererlaß oder Steuerausgleichung? Ermäßigung der Salzſteuer verworfen. — Die erzbiſchöfliche Angelegenheit. Einleitungsrede des Landtagsmarſchalls, Grafen von Landsberg. Deren Wirkung. Antrag des Grafen Weſtphalen. Graf Weſtphalen reiſt nach Berlin; Audienz beim König. Kabinetsſchreiben des Königs: Graf Weſtphalen aus Berlin verweiſen; ſeine Auswanderung nach Baiern.

Mit dem brandenburgiſchen Landtag machen wir demnach den Anfang. Gleich die erſten Verhandlungen deſſelben zeigten, daß die öffentliche Meinung ihm wenigſtens kein Unrecht gethan, indem ſie ihm die Rolle (wie wir es ſo eben nannten) der äußerſten Rechten zuertheilt hatte. Denn er ſelbſt nahm ſie für ſich in Anſpruch.

Schon in der Anrede, mit welcher der Oberpräſident der Provinz, Herr von Baſſewitz, in ſeiner Eigenſchaft als Landtagscommiſſarius, die Sitzungen der Stände eröffnete, wurde der „praktiſche Sinn" der märkiſchen Stände und ihr Eifer für die „wahren" Bedürfniſſe des Landes ausdrücklich hervorgehoben.

Der Landtagsmarſchall, Herr von Rochow, ein Bruder des Miniſters, derſelbe, der ſpäterhin als Marſchall des vereinigten Landtags einen gewiſſen Ruf erlangte, antwortete in demſelben Sinne. Sich ihren Mitbürgern „nützlich" zu machen und die „Zufriedenheit ihres erhabenen Monarchen zu erwerben", bezeichnete er als Zweck und Vorſatz der Verſammlung. „Sie wüßten, was ſie wollten", hätte der König ſchon vor ſieben Jahren, als Kronprinz, ſeinen märkiſchen Ständen nachgerühmt. Dieſe „ſchönen Worte, die er es ſich vielleicht zum Vorwurf machen müſſe, ihnen ſo lange vorenthalten zu haben", ſollten auch diesmal als Motto an der Spitze ihrer Berathungen ſtehen. Nicht mit „weſenloſen Theorien und unpraktiſchen Hirngeſpinnſten" wollten ſie ſich beſchäftigen: ſondern, wie früher, ſo auch jetzt ſolle ihr Fleiß auf die „materielle Wohlfahrt" ihrer Provinz, auf „ausführbare und erreichbare Vortheile" gerichtet ſein. „Ganz ausfüllen" wollten ſie ihren Wirkungskreis, aber nicht „über ihn hinausgehen". Mit einem Worte: ſie wollten zeigen, daß ſie „wüßten, was ſie wollten!"

Nicht wahr? dieſe Anſpielung war verſtändlich, dieſe Verwahrung des märkiſchen Realismus gegen den oſtpreußiſchen Idealismus kräftig genug?

Auch blieb die Anerkennung dafür nicht aus. In der Audienz, welche eine Deputation des märkiſchen Landtags nachgeſucht hatte, um den Dank deſſelben für die königlichen Propoſitionen auszudrücken, erklärte der König ſelbſt (5. März), daß er zwar zu allen Ständeverſammlungen, ohne Ausnahme, das beſte Zutrauen habe: „aber ohne einer oder der andern zu nahe treten zu wollen, könnten Se. Majeſtät wohl ſagen, daß die Brandenburger ſo recht eigentlich an der Spitze ſtänden und vorangingen in guter Geſinnung."

Damit war die Stellung des märkiſchen Landtags denn nun völlig entſchieden. An der „Spitze der Gutgeſinnten", habt Ihr's gehört? Der König ſelbſt hat es geſagt: alſo nun marſch vorwärts, durch Dick und Dünn! und die Fahne der „guten Geſinnung"

hoch aufrecht getragen gegen alle idealiſtiſchen Neuerer und Uebelthäter! —

Geraume Zeit hindurch blieb dieſe Schilderung der Einleitungsfeierlichkeiten das Einzige, was man von dem märkiſchen Landtag öffentlich vernahm; von allen übrigen war in den Zeitungen zu leſen, nur über die Thätigkeit der märkiſchen Stände herrſchte, wie ehedem, tiefes Schweigen.

Woher das kam? Ei nun ſehr einfach: ſo gutgeſinnt waren dieſe Stände und ſo feſt entſchloſſen, allen Neuerungen die Stirn zu bieten, daß ſie ſogar Bedenken trugen und erſt nach einigem Zaudern ſich entſchloſſen, nur dasjenige Maß von Freiheit zu benutzen, das die Regierung ſelbſt ihnen eingeräumt. Direct gegen die von der Regierung vorgeſchlagene Veröffentlichung der Verhandlungen hatte der Ausſchuß, welchem die betreffende Propoſition zur Begutachtung übergeben war, ſich zwar nicht auszuſprechen gewagt. Aber er rieth wenigſtens, der Landtag ſelbſt möge ſich nicht damit befaſſen, indem ihm nur Streit und Verlegenheit daraus erwachſen könne, ſondern der Staatsbehörde, die ſie in Vorſchlag gebracht, möge nun auch die Ausführung überbleiben.

Dieſer Antrag des Ausſchuſſes wurde zwar ſchließlich nicht angenommen, vielmehr durch Stimmenmehrheit beſchloſſen, die Ergebniſſe der Berathungen noch während des Landtags durch ein Mitglied deſſelben zu veröffentlichen, welches der Landtagsmarſchall zu dieſem Ende beſtimmen ſollte. Doch fehlte es bei der desfallſigen Debatte nicht an einzelnen höchſt charakteriſtiſchen Aeußerungen. „Eine Stimme" verwarf mit großer Heftigkeit überhaupt jede Veröffentlichung. „Die Einmiſchung der Tagespreſſe in ſtändiſche Angelegenheiten müſſe als ein Keim betrachtet werden, welcher der gefährlichſten Entwicklung fähig ſei. Sie hätte bisher nicht ſtatt gehabt und man habe ſich wohl dabei befunden; auch trage die große Mehrheit des Volkes gar kein Verlangen danach. Warum daſſelbe denn alſo abſichtlich auf eine Bahn hinleiten, deren Ende man nicht abſehen könne, deren Gefahren aber die Beiſpiele anderer Staaten genügend darthäten?" — Wie geſagt, es war nur Eine Stimme, die ſich in dieſem Sinne ausſprach: aber wir müßten uns ſehr irren oder dieſe Stimme iſt noch in dieſem Augenblick nichts weniger als verſchollen ....

Auch in Betreff der Ausschüsse, derjenigen wenigstens, welche für etwa eintreffende außerordentliche Fälle bestimmt sein sollten, hatte dieser Landtag allerhand loyale Bedenklichkeiten. Es sprach sich die Besorgniß aus, „es möchte auf diese Weise die Wirksamkeit der Provinziallandtage auf eine nicht erwünschte Weise in den Hintergrund gedrängt und eine Institution hervorgerufen werden, welche in den bisherigen wohlgeordneten Zustand des Landes nur störend eingreifen könne". Ja in das officielle Gutachten der Stände selbst drängte sich die höchst charakteristische Stelle ein, der Gesetzentwurf enthalte zwar nur eigentlich Vorschriften, wie der Ausschuß zu bilden sei; was er wirken solle, darüber sei nichts Näheres angegeben: doch glaubten die Stände gerade darin der „Weisheit" Sr. Majestät vertrauen zu können und zu „müssen". Auch eigentliche Motive seien ihnen zu diesem Gesetzentwurf nicht vorgelegt: aber auch diese hätten sie „nicht wesentlich vermißt", da ihnen das eine Motiv, der königliche Wille, deutlich genug sei. — Uebersetzen wir das aus der diplomatischen Sprache, in welcher derartige Actenstücke abgefaßt zu sein pflegen, was heißt es anders, als: wir sehen freilich keinen rechten Nutzen von der Geschichte, es wäre besser sogar, sie unterbliebe; indessen, da der König es will ...?!

Selbst die vorgeschlagene regelmäßige Wiederkehr der Landtage je im zweiten Jahre wurde nicht ohne Widerspruch angenommen. Die Regierung dürfe sich durch keine zum Voraus festgesetzten Termine binden, die alsdann, ohne Aufsehen zu erregen, nicht verschoben werden könnten. Auch würde diese Häufung der Landtage dem Lande nur unnöthige Kosten, sowie den Abgeordneten nur Versäumniß der häuslichen Geschäfte veranlassen.

Leichter vereinigte sich der Landtag wegen des Steuererlasses; waren ja doch die „materiellen Interessen" auch das eigentliche Feld, auf dem er sich heimisch fühlte. — Nur einige wenige Stimmen waren der Meinung, daß, bevor man daran denke, Steuern abzuschaffen, welche von Gegenständen des Verbrauchs erhoben würden, man lieber erst diejenigen abschaffen solle, die man sich von der Befriedigung einer gefährlichen, ja unsittlichen Neigung bezahlen lasse: weshalb sie zunächst auf Abschaffung der öffentlichen Lotterien drangen.

Allein dies war auch das Aeußerste von oppositioneller Ver-

wegenheit, was auf diesem Landtag verlautete: und auch das schien keinen Anklang zu finden. Bei Weitem die Mehrzahl stimmte überein, eine Ermäßigung der Salzpreise zu beantragen. Daß dieselben noch weiter herabgesetzt werden könnten, als die Regierung selbst es in Aussicht gestellt, wurde zwar zugegeben, darum nachzusuchen aber dennoch abgelehnt, „weil es unangemessen erscheine, mit einem speciellen über die dargebotene königliche Gnade hinausgehenden Verlangen hervorzutreten". — Wegen der Provinzialgesetzbücher kam man, der vorgeschrittenen Zeit wegen, zu keinem Beschluß.

Die Petitionen, welche dem märkischen Landtage zugegangen waren, beschränkten sich fast ohne Ausnahme auf gewerbliche und locale Verhältnisse. Einigen davon, wie auf Herabsetzung des Briefporto, Errichtung von Handelskammern und Handelsgerichten ꝛc. trat er bei. Der Antrag mehrer städtischer Abgeordneten dagegen, die Herabsetzung des für städtische Abgeordnete vorgeschriebenen zehnjährigen Grundbesitzes auf fünfjährigen bei der Regierung zu befürworten, stieß auf sehr lebhaften Widerspruch. Der zehnjährige Grundbesitz wurde für das wahre Palladium der provinzialständischen Verfassung erklärt; hierin etwas abändern, hier von größerer oder geringerer Bedeutung des Grundbesitzes für die verschiedenen Stände sprechen wollen, heiße die Grundlagen der ganzen Verfassung in Frage stellen. Die theoretischen Gründe, mit denen man die beantragte Abänderung vertheidigen wolle, seien völlig unerheblich; nicht auf die Theorien komme es an, sondern auf die praktische Erfahrung, und die beweise, daß gerade die städtischen Deputirten, trotz (oder vielmehr wegen) dieser Bedingung zehnjährigen Grundbesitzes, sich allezeit durch ihre Intelligenz ausgezeichnet hätten. Auch in Zukunft also und mit Festhaltung dieser Bedingung werde an intelligenten Deputirten kein Mangel sein. Ein höchst gefährliches Unternehmen dagegen sei es, die Intelligenz als solche suchen, ihr den Eintritt in den Landtag öffnen zu wollen, und während man auf diese Weise einer Idee nachstrebe, den sicheren, thatsächlichen und historischen Boden, auf welchem der Gesetzgeber die provinzialständische Verfassung gegründet habe, nach und nach aufzuopfern.

Diese von „gewichtigen Stimmen" hervorgehobenen Gründe

verfehlten ihre Wirkung nicht: der Antrag ward mit großer Stimmenmehrheit verworfen. —

Die nächste Stelle nach dem märkiſchen Landtag nahm in der Rangordnung des Publikums der pommerſche ein. Der Erfolg zeigte, daß auch ihm damit kein Unrecht geſchehen war. Es war im Ganzen derſelbe Standpunkt, wie bei den märkiſchen Ständen, nur gemildert theils durch die angeborene pommerſche Gutmüthigkeit, theils durch die noch größere politiſche Indifferenz. Auch fehlte hier das ſpecifiſche Junkerthum, das ſich auf dem märkiſchen Landtag ſo breit machte: oder wo es nicht fehlte, ſo war es wenigſtens minder biſſig und ließ fünf gerade ſein.

Demgemäß waren denn auch die Begrüßungsreden, mit denen die Sitzungen des pommerſchen Landtags eröffnet wurden, ebenſo wie die Adreſſe, die er dem König überreichte, bloße Blumenleſen herkömmlicher, gleichwohl in dieſem Falle gewiß ſehr aufrichtig gemeinter Unterthänigkeitsverſicherungen, ohne den leiſeſten Anhauch politiſcher Färbung. Die angetragene Veröffentlichung der Verhandlungen wurde ohne weitere Debatte „mit dem allerunterthänigſten Danke" einſtimmig angenommen und ſofort, mit muſterhafter Kürze, ins Werk geſetzt. — Auch was die proponirten Ausſchüſſe anbetraf, erklärte der Landtag, ſich von jeder „Erörterung" über Stellung und Wirkſamkeit derſelben „fern halten" und die ganze Angelegenheit dem „weiſen Ermeſſen" des Königs „anheimſtellen" zu wollen, mit dem „zuverſichtlichen Vertrauen" freilich, daß dem verfaſſungsmäßigen Wirkungskreiſe des Provinziallandtages durch jene Ausſchüſſe nichts werde entzogen werden. — Hinſichtlich des Steuererlaſſes waren die Stimmen zwiſchen Ermäßigung der Salzpreiſe und Erlaß eines Theils der Klaſſen-, Mahl- und Schlachtſteuer faſt gleich getheilt: weshalb man beſchloß, beide Anſichten dem König zur Entſcheidung vorzulegen. — Die Petitionen, welche der Landtag zur Unterſtützung annahm, waren ebenfalls meiſt gewerblicher Natur, ganz beſonders kaufmänniſcher. Die wichtigſten darunter gingen auf Ablöſung oder wenigſtens Ermäßigung des Sundzolls, der, mit ſeinen Plackereien und Mißbräuchen, als der Ruin des preußiſchen Oſtſeehandels bezeichnet ward; ferner auf Bildung von Actienvereinen, welche von der bisherigen büreaukratiſchen Bevormundung möglichſt befreit und erleichtert werden ſollten u. dgl. m. —

Die in Anregung gebrachte Herabsetzung der Wahlbedingungen für die Provinziallandtage fand auch hier keine Unterstützung. —

Auch die sächsischen Stände zeigten sich von politischem Ehrgeiz ziemlich frei; auf die überschwängliche und darum fast komisch wirkende Sentimentalität ihrer Eröffnungsreden und Adressen ließen sie um so trocknere, einförmigere Verhandlungen folgen. Die vorgeschlagenen Ausschüsse nahmen sie an, doch unter ähnlichem Vorbehalt, wie der märkische und der pommersche Landtag. Namentlich wollten sie die Versicherung des Propositionsdecretes, daß der Wirksamkeit der Provinzialstände durch die Ausschüsse kein Abbruch geschehen solle, noch ausdrücklich in das betreffende Gesetz selbst aufgenommen wissen. Rücksichtlich des Steuererlasses stimmten sie ebenfalls für Ermäßigung der Salzsteuer, aber mit einem Zusatze, der sowohl für diese sächsischen, als überhaupt für das ganze Institut der Provinzialstände höchst charakteristisch war. Sie verlangten nämlich, daß bei Vertheilung des Steuererlasses auf die verschiedenen Provinzen das Verhältniß der Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer zu Grunde gelegt werde, sowie der Grundsteuer, welche jede Provinz aufbringe. Da nun das Herzogthum Sachsen erweislichermaßen mehr Grundsteuer zahle als andere Provinzen des preußischen Staates, so müsse ihm deshalb auch ein Voraus aus der Hauptsumme des ganzen Steuererlasses zugestanden werden; erst was danach übrig bleibe, dürfe zu gleichmäßiger Vertheilung kommen. — Unter den Petitionen zeichnete sich besonders eine Reihe von Anträgen der Stadt Magdeburg aus, sämmtlich auf Erleichterung der ständischen Wählbarkeit gerichtet. Die Stände jedoch ließen sie ohne Ausnahme, mit großer Majorität, durchfallen. Die Halleſche Petition um Verleihung von Reichsständen schien überhaupt nicht zur Sprache gekommen zu sein; wenigstens in den officiellen Berichten über die Verhandlungen des Landtags geschah ihrer keine Erwähnung. Vermuthlich also, um jeden Anstoß zu vermeiden, war sie schon in einem frühern Stadium auf gütliche Weise beseitigt worden. — Mit großer Emphase dagegen wurde eine Petition um baldmöglichste Aufhebung der Lotterie unterstützt. — Die Berathung über die Provinzialgesetzgebung wurde auch von den sächsischen Ständen vertagt. —

Diese drei Provinzen also, Brandenburg, Pommern, Sachsen,

ſtanden, wenigſtens ſo weit die Verhandlungen ihrer Stände dabei zum Maßſtab dienen durften, am Weiteſten zurück in politiſcher Bildung und Betheiligung.

Ein ganz anderes Intereſſe ſchon und eine viel größere Selbſtſtändigkeit legte der weſtphäliſche Landtag an den Tag. Die Erweiterungen und Aenderungen, welche jene ſich nur gefallen ließen, weil es der König ſelbſt war, der ſie proponirte, wurden von den weſtphäliſchen Ständen mit lebhafter Freude, als erſte Erfüllung der königlichen Zuſagen, zugleich als Vorläufer und Unterpfand weiterer Fortſchritte, gern und dankbar aufgenommen; ja ſie gingen zum Theil ſelbſt noch darüber hinaus.

So gleich in der Frage wegen Veröffentlichung der Verhandlungen.— Dem größeren Publikum mehr Kenntniß von der ſtändiſchen Wirkſamkeit und deren Ergebniſſen zu verſchaffen, entſpreche (ſagten ſie) einem langgehegten, von ihnen ſelbſt ſchon früher vorgetragenen Wunſch der Stände. Für eine höchſt nachtheilige Beſchränkung dagegen müßten ſie es halten, wenn (wie eine nachträgliche Beſtimmung feſtgeſetzt hatte) die Landtagsmitglieder in den Protokollen nicht namhaft gemacht, ſondern nur allgemein als „ein Mitglied" oder „ein Abgeordneter des ꝛc. Standes" bezeichnet werden ſollten. Die Protokolle liefen dadurch Gefahr, unverſtändlich, zuſammenhanglos, ja ſogar untreu zu werden: wogegen ſie den Nachtheil einer vollſtändigen und unveränderten Wiedergabe der Protokolle nicht abzuſehen vermöchten. Um dieſe daher wollten ſie Se. Majeſtät hiermit erſucht haben.

Aehnlich in Betreff der ſtändiſchen Ausſchüſſe. Mit „tiefgefühlteſtem Dank" und „innigſter Freude" erkannten ſie darin die Abſicht des Königs, das ſtändiſche Inſtitut einer höheren Entwicklung zuzuführen und diejenigen Verbeſſerungen eintreten zu laſſen, welche eine achtzehnjährige Erfahrung dabei als wünſchenswerth herausgeſtellt. Nur was denjenigen Ausſchuß betreffe, dem die etwa unerledigt gebliebenen Gegenſtände zur Vollendung überwieſen werden ſollten, ſo beſtanden ſie darauf, daß dieſe Ueberweiſung ſich immer nur auf minder wichtige Gegenſtände beſchränke, niemals aber auf königliche Propoſitionen, noch auf an Se. Majeſtät zu richtende Petitionen ausgedehnt werde.

Auch den Steuererlaß benutzten ſie, weiter gehende und allge-

meinere Anträge daran zu knüpfen. Der Ausschuß hatte ebenfalls die Ermäßigung der Salzsteuer vorgeschlagen. Dagegen aber wurde eingewandt, daß, bevor überall von einem Steuererlaß die Rede sein könne, zuerst und vor Allem eine Steuerausgleichung von der Provinz in Anspruch genommen werden müsse. Schon frühere Landtage, gestützt auf die eigenen amtlichen Berechnungen der Regierung, hätten die ungleichmäßige Besteuerung des Grundvermögens in der preußischen Monarchie dargethan; ja die Regierung selbst in dem Steuergesetz vom 30. Mai 1820 habe eine derartige Gleichstellung der gemeinsamen Lasten ausdrücklich und unzweideutig zugesagt. Erster Act der ausgleichenden Gerechtigkeit daher, bevor von Steuererlaß gesprochen werden könne, müsse die Zurückführung der Grundsteuer auf ein und dasselbe Verhältniß sein: und müsse deshalb auch der Principalantrag der Stände nicht auf die Art des Steuererlasses, sondern auf Steuerausgleichung müsse er gerichtet werden. Allein auch davon abgesehen, sei die Ermäßigung der Salzsteuer nur ein sehr unerheblicher, sehr illusorischer Vortheil. Was die dreißig Pfennige jährlich auf jeden Kopf, die dabei erspart würden, selbst nur dem Aermsten für Nutzen brächten? Nein: viel besser sei es dann noch und dem wirklichen Wohl der Provinz weit zuträglicher, sich die Summe des Erlasses baar auszahlen zu lassen und dieses immerhin bedeutende Capital zu gemeinnützigen Zwecken, insbesondere zur Verbesserung der Communicationsmittel, zur Beförderung der Landwirthschaft, der industriellen Gewerbe, sowie überhaupt zu Allem zu verwenden, was den Verkehr und somit den Wohlstand der Provinz zu heben im Stande sei. Die beste Armenpflege (fuhren diese Stimmen fort) sei diejenige, die sich nicht mit der Austheilung baarer und fast spurlos verschwindender Spenden begnüge, sondern die Beschaffung von Arbeitsverdienst nach den Kräften der Hilfsbedürftigen sich angelegen sein lasse. Etwas dem Aehnlichen, nämlich dem Verlust bedeutender Bestände in Form unbemerkbarer Almosen, statt der Befähigung, wesentliche Anlagen und segenbringende Einrichtungen eintreten zu lassen, setze die Provinz sich aus, wenn sie den Steuererlaß der baaren Auszahlung der Nachlaßsumme vorziehe.

Gegen diese weitsichtigere, staatsökonomische Auffassung der Frage wurde eingewandt, erstlich, wenn die Provinz die Steuer-

ermäßigung ablehne, ſo gebe ſie damit ſelbſt zu erkennen, daß die bisherigen Steuern ohne Beſchwer getragen werden könnten; auf ferneren Nachlaß dürfe dann nie mehr gerechnet werden und der ſei es doch eben, was der König ſelbſt beabſichtige und was der Provinz Noth thue. Auch habe der König ſelbſt als Zweck ſeiner Maßregel die Erleichterung der ärmeren Volksklaſſe durch Herabſetzung einer Steuer bezeichnet. Darüber alſo, ob eine Herabſetzung ſtattfinden ſolle oder ſtatt deſſen eine baare Auszahlung, darüber dürfe, ſtreng genommen, gar nicht mehr debattirt werden, dieſe Sache ſei entſchieden und nur noch über die Art der Herabſetzung und auf welche Steuer ſpeciell ſie gelegt werden ſolle, habe der Landtag ſein Gutachten abzugeben. Endlich wurde auch noch auf die „moraliſche Wirkung", die „allgemeine Anerkennung und Freude" hingewieſen, welche der unmittelbare Erlaß in den Herzen aller Staatsangehörigen hervorbringen würde: während die baare Auszahlung nicht allein vom Publikum unbemerkt vorübergehen, ſondern auch allerhand Zweifel und Streit wegen der zweckmäßigſten Verwendung veranlaſſen dürfte. — Schließlich wurde der Antrag auf Steuerermäßigung (aber nicht bei der Salzſteuer) zwar angenommen, die Hauptſache indeß bleibe eben die Steuerausgleichung: weshalb dieſe denn ebenfalls, und zwar in erſter Reihe, beantragt ward.

Die Berathung der vorgelegten Provinzialgeſetzgebung wurde ebenfalls vorbehalten: aber nicht, wie von Brandenburg und Sachſen geſchehen war, einem Ausſchuſſe, ſondern, wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache, dem nächſten Provinziallandtage ſelbſt. —

Hatte der weſtphäliſche Landtag auf dieſe Weiſe die öffentliche Meinung in einigen Punkten gewiſſermaßen übertroffen, ſo blieb er dagegen in demjenigen, von dem der Fanatismus der Einen, die frivole Neugier der Andern ſich gerade die meiſte Befriedigung verſprochen hatte, vielmehr hinter den Erwartungen zurück.

Das war die Angelegenheit des Erzbiſchofs von Köln. Schon in der Anrede, mit welcher der Landtagsmarſchall, Graf von Landsberg-Velen, die ſtändiſchen Sitzungen eröffnet hatte, war dieſelbe zur Sprache gebracht worden. Er enthalte ſich, hatte der Landtagsmarſchall geſagt, ein Ereigniß weiter auseinander zu ſetzen, von dem er zugeſtand, daß es mit „erſchütternder Bewegung" die Gemüther

aller Betheiligten und auch derer ergriffen habe, welche weniger daran betheiligt zu ſein ſchienen. Daſſelbe ſei ſeitdem ſo vielfach von allen Seiten beleuchtet worden, daß die Acten darüber wohl als geſchloſſen betrachtet werden dürften. Nur darauf wolle er aufmerkſam machen, daß ſchon der verſtorbene König eine Ordre erlaſſen habe, durch welche die anſcheinend bedrohte Gewiſſensfreiheit der Pfarrer bei Einſegnung gemiſchter Ehen, durch die verſtattete Berufung an ihre Biſchöfe, außer Zweifel geſetzt, auch den Biſchöfen ſelbſt die ſelbſtändige Entſcheidung ſolcher Fälle freigeſtellt worden ſei. Auf dieſem Pfade der Verſtändigung und Verſöhnung ſei des regierenden Königs Majeſtät von dem Augenblick ſeiner Thronbeſteigung an unverändert fortgeſchritten. Der Erzbiſchof von Poſen, nachdem er ſich „geziemend" an den König gewendet, habe ſofort in ſeine Diöceſe zurückkehren dürfen. Zur ſelben Zeit ſei Graf Brühl, „ſelbſt ein Katholik", zur Beſeitigung der Zerwürfniſſe nach Rom geſendet worden. Ganz neuerlich habe man auch in einem Reſcript des Cultusminiſters geleſen, daß den Biſchöfen die unmittelbare Correſpondenz mit dem heiligen Stuhl verſtattet worden: eine Maßregel, die den innern Verhältniſſen der römiſchen Kirche völlig entſpreche und die „nur aus dem hochherzigen Geiſt unſers verehrten Königs hervorgegangen ſei". Noch in dieſem Augenblick befinde ſich Graf Brühl in Rom: und man dürfe ſich „unbedingt" der frohen Hoffnung hingeben, daß die Miſſion des Grafen „alsbald" ein gewünſchtes Reſultat herbeiführen werde. —

Dieſe gewiß nicht unabſichtliche Zuſammenſtellung alles deſſen, was die Regierung in jüngſter Zeit zu Gunſten der Katholiken gethan, und vielleicht noch mehr die Hinweiſung auf den nahen Abſchluß der Sache, der hier zuerſt in officieller Weiſe verkündigt ward, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die Stände überzeugten ſich, daß es mehr als bedenklich, daß es geradezu unklug ſein würde, durch einſeitige und übereilte Beſchlußnahme neue Verwirrung in eine Angelegenheit zu bringen, deren ehrenvoller und glücklicher Ausgang hiernach ſo gut wie vor der Thüre ſtand.

Als daher eine kleine ultrakatholiſche Partei, an deren Spitze ſich der Graf Weſtphalen befand, nichts deſtoweniger, in den letzten Tagen des März, ihre Anträge ſtellte, als ſie namentlich, in beredten

und leidenſchaftlichen Deductionen, die ſofortige Wiedereinſetzung des Herrn von Droſte verlangte und auch von ſeiner freiwilligen Reſignation nichts wiſſen wollte, es ſei denn, daß er zuvor mit allem Glanz in ſein hohes Amt zurückgekehrt ſei: ſo erregte die Heftigkeit dieſes Angriffs zwar eine große Senſation bei den Ständen, aber ſie zu ähnlichen heftigen Beſchlüſſen mit fortzureißen, gelang trotz aller Anſtrengung dennoch nicht.

Graf Weſtphalen fühlte, daß er ſein Terrain verkannt: und durch einen verwegenen Coup ſuchte er den ſchon verlorenen Kampf an einer andern, entſcheidenden Stelle wieder herzuſtellen. Er reiſte ſtehenden Fußes nach Berlin, ſuchte eine Audienz beim König nach und überreichte demſelben den von ihm und ſeinen Parteigenoſſen geſtellten Antrag. Die Abſicht dabei war augenſcheinlich, den König zu überraſchen und ihm, aus Beſorgniß vor einem öffentlichen Conflict mit den Ständen, Zugeſtändniſſe abzunöthigen, zu denen er ſich ſonſt ſchwerlich würde entſchloſſen haben.

Allein auch dieſe kühne Berechnung ſchlug fehl. Kurze Zeit nach dem Grafen traf der Kurier mit dem Sitzungsprotokoll ein: die Stände hatten den Weſtphalen'ſchen Antrag nicht nur verworfen, ſondern noch ihre beſondere Mißbilligung deſſelben ausgeſprochen.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter erhielt Graf Weſtphalen ein königliches Cabinetsſchreiben, das die härteſte Mißbilligung ſeines „ſo ungehörigen wie ehrfurchtswidrigen" Antrages enthielt und ihm aufgab, „ungeſäumt wieder nach Münſter zurückzukehren, wohin ſeine Miſſion als Landſtand ihn berufe, da er in Berlin keine Geſchäfte weiter habe."

So wenigſtens ging das Gerücht im Publikum: und die bald darauf erfolgende Auswanderung des Grafen Weſtphalen nach Baiern ſchien daſſelbe allerdings zu beſtätigen. Jedenfalls war die Mine, welche die katholiſche Partei der Regierung hatte legen wollen und zu der ſie ſo große Zurüſtungen gemacht, unſchädlich geplatzt. Oder noch richtiger: ſie hatte ſich gegen dieſe Partei ſelbſt gekehrt, und der Brief des Königs, der, wahr oder falſch, in unzähligen Abſchriften curſirte und namentlich im Bürgerſtand mit großem Be-

hagen geleſen ward, brachte die Lacher vollends auf Seiten der Regierung.

Bemerken wollen wir übrigens noch, daß die officiellen Veröffentlichungen des Landtags von der ganzen Begebenheit, Antrag, Debatte und Reſultat, nicht die mindeſte Spur enthielten: wie denn überhaupt die Bekanntmachungen der weſtphäliſchen Stände, trotzdem ſie der Oeffentlichkeit ſo wacker das Wort geredet, ſich durch große Unvollſtändigkeit und Lückenhaftigkeit auszeichneten.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung: die Poſener Stände. Heftigkeit der nationalen Oppoſition bei den Polen. — Eröffnungsrede des Herrn von Puſinski. — Adreſſe an den König; Adreßdebatten. Eindruck derſelben im Publikum, am Hofe. — Debatte über die ſtändiſchen Ausſchüſſe; Schutzrede eines ritterlichen Deputirten zu Gunſten der Landgemeinden. Die Befugniſſe der Ausſchüſſe ſollen erweitert werden. — Antrag der Stadt Poſen wegen Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung. Heftige Debatten; Eiferſucht des polniſchen und deutſchen Elementes. Die Polen verwerfen den Antrag „als Polen.“ — Verhandlungen wegen des Steuererlaſſes. — Der Geſetzentwurf wegen Beſchränkung der Ablösbarkeit ꝛc. verworfen. — Petition wegen der ruſſiſchen Grenzſchwierigkeiten. — Eine Petition wegen Preßfreiheit abgelehnt. —

Wir gehen demnächſt zu denjenigen Provinziallandtagen über, welche, nach unſrer frühern Eintheilung, gleichſam die linke Seite derſelben bildeten. — Den Anfang mag hier der Poſener Landtag machen.

Daß die polniſchen Beſtandtheile deſſelben eine nationale Oppoſition gegen die preußiſche Regierung erheben würden, darauf war man gefaßt; daß dieſelbe nicht allzu gelind, nicht allzu maßvoll auftreten würde, ließ ſich theils von dem ſanguiniſchen Charakter der Nation im Allgemeinen, theils auch nach dem Angriff erwarten, welchen die preußiſche Regierung ſelbſt, in dem Eröffnungsdecret, gegen die Polen geſchleudert hatte. Aber dieſe Heftigkeit des An-

griffs, dieſe Bitterkeit der Leidenſchaft hatte dennoch Niemand erwartet; ſie überraſchte und erſchreckte ſelbſt einen großen Theil derjenigen, die ſonſt an jeder Verlegenheit ihre Freude hatten, welche ſie der Regierung verurſachen ſahen, ohne zu fragen, woher ſie kam, noch wohin ſie führen mochte.

„... Unſere früheren Berathungen waren frei. Auf dem gegenwärtigen Landtage ſind wir gleichmäßig, mit der dem polniſchen Volke angeborenen Freimuth und Offenheit, Wahrheit zu verkünden ſchuldig ... Geben wir uns der Hoffnung hin, daß der König die uns zugeſicherten Rechte aufrecht erhalten und deren genauer Befolgung ſeine landesväterliche Fürſorge zuwenden wird. Unſerer Pflichten als Repräſentanten des Großherzogthums Poſen ſtets eingedenk, laſſen Sie uns wirken nach unſerer eigenen Ueberzeugung allein ... Dann wird der Landtag vielleicht erzielen, daß dieſer unſerer heimathlichen Erde der Stern des Heils aufſtrahlt, unfehlbar aber wird er ſich alsdann das Recht erwerben, ſich das ächte Organ zu nennen eines ſchönen Zweiges an dem großen Stamme der Sarmaten" ...

Dieſe und ähnliche Wendungen in der polniſchen Anrede, mit welcher der Landtagsmarſchall, Herr von Poninski, die deutſche Eröffnungsrede des königlichen Commiſſarius, Herrn Flottwell, erwiderte (ein Sprachenverhältniß, nebenher bemerkt, das noch in einer ſpätern Sitzung eine ſehr gereizte Debatte zwiſchen den polniſchen und deutſchen Elementen der Verſammlung herbeiführte), ließen ſo ungefähr erkennen, welcher Geiſt die Mehrzahl dieſer Verſammlung belebte und wie feſt die Polen entſchloſſen waren, das Banner ihrer Nationalität frei und offen zu entfalten.

Unter dieſen Umſtänden gab ſelbſt ſchon die Abfaſſung der Adreſſe, dieſer ſonſt ſo bedeutungsloſe und gleichgiltige Act, der in allen andern provinzialſtändiſchen Verſammlungen ſtets ohne das mindeſte Geräuſch vorübergegangen war, zu Scenen Veranlaſſung, dergleichen vermuthlich dieſe Landtage überhaupt noch nie geſehen hatten; ſelbſt die farbloſe, nüchterne Darſtellung der officiellen Berichte konnte das wahrhaft Dramatiſche dieſer Scenen, durch die man ſich unwillkürlich an das alte Sprichwort vom „polniſchen Reichstag" erinnert fühlte, nicht völlig verwiſchen. — Herkömmlicher Weiſe pflegte die Adreſſe an den König gleich nach Eröffnung des Landtags, nach dem Entwurf des Landtagsmarſchalls, angenommen

und eingereicht zu werden. Diesmal jedoch wurde der Antrag gestellt, zuerst das königliche Eröffnungs- und Propositionsdecret zu verlesen und dann erst zur Discussion der Adresse überzugehen.

Denn die Adresse dürfe keine leere Form sein; sie müsse ein wahrhaftes Bild geben von den Gefühlen und Gesinnungen des Landtags, mithin auch von dem Eindruck, den das gedachte Decret hervorgerufen. Auch sei die Adresse ein viel zu wichtiges Document, um den Entwurf derselben dem Landtagsmarschall allein zu überlassen; es müsse eine eigne Commission von Landtagsmitgliedern dazu erwählt werden.

Von vielen Deputirten wurde dieser Antrag, dessen Absicht leicht zu durchschauen war, aufs Lebhafteste unterstützt.

Andere suchten ihn zu widerlegen. Eine Observanz, die so lange bestanden, müsse auch ferner beibehalten werden; es sei dem Landtage unverwehrt, seine Empfindungen in Form von Klagen oder Bitten an den Thron zu bringen, nur nicht diese Adresse sei der Ort dazu.

Allein die Opposition siegte; das königliche Decret, dieses Oel ins Feuer, mußte verlesen werden.

Sofort erneuern sich die Discussionen. Einige wiederholen den Antrag auf Ernennung einer eignen Adreßcommission, Andere verlangen, daß ohne Weiteres über den Entwurf des Marschalls abgestimmt werde. Als man schon anfängt, die Stimmen zu sammeln, einigt sich die Versammlung noch in aller Eile dahin, allerdings eine Commission zu ernennen. Dieselbe soll noch heut an ihre Arbeit gehen und schon in der morgenden Sitzung ihren Entwurf vorlegen.

Am nächsten Tage. also entbrennt die Schlacht aufs Neue. Auch der Entwurf der Commission genügt nicht; das sei ja, mit unerheblichem Zusatz, nur eine Wiederholung dessen, was gestern der Marschall vorgelegt.

Nun neue heftige Discussionen. Die gestrigen Anträge werden wiederholt. Drei Deputirte legen neue, von ihnen verfaßte Entwürfe vor; aber keiner erlangt die Majorität. Ein Mitglied aus dem ersten Stande warnt und ermahnt mit dringlicher Stimme in den Lärm hinein: Geduld, Geduld solle man haben und unbegrenztes Vertrauen! —

Umsonst! die Parteien gerathen immer heftiger aneinander; man beschließt endlich, eine neue Commission zu ernennen, die wiederum bis morgen einen neuen Adreßentwurf vorlegen soll.

In der Zwischenzeit kam, wie es scheint, eine Transaction der Parteien zu Stande. Wenigstens wurde die Adresse, wie sie am folgenden Tage verlesen ward, ohne Debatte einstimmig angenommen. Sie war bei Weitem gemäßigter, als man nach diesem heftigen Vorspiel hätte erwarten sollen. Die Versicherung, daß „Sr. Majestät polnische Unterthanen über die Erhaltung ihrer Muttersprache und Nationalität stets mit Eifer wachen würden", war ohne weitere Beziehung, gleichsam nur zur Notiznahme des Lesers, in die Mitte gestellt. Der Ausdruck der „tiefen Betrübniß", die sie darüber empfänden, daß der König ihnen selbst die Schuld beimesse an den Uebelständen, über welche sie sich beschwert, wurde nicht zurückgehalten. Doch begnügten sie sich mit der Versicherung, daß, ihrem Bewußtsein nach, dieser Vorwurf sie „nicht treffe" und daß sie noch den König selbst davon zu überzeugen hofften. Am Schluß versprachen sie, daß sie sich bemühen würden, den Werth zu rechtfertigen, welchen der König auf den Beirath seiner Stände zu legen geruhe und zugleich den Erwartungen zu entsprechen, „welche unsere Mitbürger auf ihre Vertreter gesetzt haben."

Aber bei all dieser überlegten Mäßigung, es ließ sich nicht läugnen, war diese Adresse doch eigentlich eine sehr fühlbare, sehr bedeutungsvolle Demonstration. War es eine Adresse des Großherzogthums Posen? des Großherzogthums, wo Polen und Deutsche neben einander wohnten? seines Landtags, auf dem beide Nationen gleichmäßig vertreten waren? Nein, im Gegentheil: in diesen Sätzen gaben nur Polen das Zeugniß ihrer Nationalität ab, nur Polen, so schien es nach dieser Adresse, bewohnten das Großherzogthum und bildeten seinen Landtag.

Darum war auch der Eindruck, welchen diese Debatten im Publikum hervorbrachten, fast ein beängstigender. Man lobte die Kühnheit dieser Opposition, man bewunderte die ungewohnte Lebendigkeit dieser Verhandlungen und diesen parlamentarischen Anstrich, durch welchen der Posener Landtag alle bisherigen weit hinter sich ließ. Aber mitten in dieser Freude und trotz dieser Bewunderung fühlte man sich von einer unheimlichen Bangigkeit ergriffen, als ob das

eigentliche Stichwort dieſer Bewegung noch nicht geſprochen ſei; man fing an zu fühlen, wie fremd bei alledem der Pole dem Deutſchen geblieben war und welcher Abgrund von Haß und Eiferſucht, von Zwietracht und Blut hinter dieſen intereſſanten Debatten lauerte.

Am Uebelſten, behauptete man im Publikum, ſei dieſer Eindruck in der Umgebung des Königs, ja bei dieſem ſelbſt; gerade dieſe parlamentariſche Färbung, an welcher die große Maſſe ſich ergötzte, werde, behauptete man, höchſten Orts ſehr unangenehm vermerkt. Man liebe (fuhr das Gerücht fort) dieſe Farbe daſelbſt nicht; man ſei ſehr ungehalten darüber, daß die Polen ſich unterfangen, Parlament zu ſpielen und die Adreßdebatten conſtitutioneller Verſammlungen zu imitiren; ſie möchten ſich wohl verſehen, daß nicht etwa ein wirklicher Blitz, ein Blitz Jupiters, des Herrſchenden, unter dieſe Theaterblitze fahre und ihre papierne Herrlichkeit zu Aſche brenne ...

Aber an die Ohren der Polen reichten dieſe Warnungen entweder nicht, oder vielleicht auch ſie wollten ſie nicht hören. Denn die Adreßdebatten waren nur die Einleitung geweſen zu den weit heftigern und weit anſtößigern, die ſich auf Anlaß der proponirten Ausſchüſſe entwickelten.

Die Wichtigkeit und Nützlichkeit derſelben, als eines „beſtändigen Organs zur Aeußerung der Meinungen, Wünſche und Bedürfniſſe des Großherzogthums", wurde einſtimmig und dankbar anerkannt. Eine lebhafte Meinungsverſchiedenheit dagegen erhob ſich über den Vorſchlag, den zur Erledigung nicht abgemachter Landesangelegenheiten zu ernennenden Ausſchuß auch gleich mit den Functionen jenes dritten Ausſchuſſes zu betrauen, der für eine etwaige Berufung in außerordentlichen Fällen gewählt werden ſollte.

Anſcheinend war das nur eine Formfrage, im Hintergrunde jedoch lag eine ernſte politiſche Conſequenz. Die Wahlen nämlich zu dem ergänzenden Ausſchuß waren ſelbſtändig in die Hand des Landtags gelegt, ohne einer Beſtätigung durch den König zu bedürfen. Wohl aber war eine ſolche für die Mitglieder jenes anderen Ausſchuſſes vorbehalten. Die Antragſteller hofften nun durch jenes Manöver, indem der außerordentliche Ausſchuß mit dem ergänzenden verſchmolzen ward, die Bedingung königlicher Beſtätigung überhaupt

zu umgehen. Vergebens wurde von der andern Seite eingewandt, daß das ein ganz neuer Antrag sei, der nur in Form einer besondern Petition vor den Thron gebracht werden könne. Der König, erwiederte man, habe ausdrücklich befohlen, den Entwurf wegen der Ausschüsse zuerst und vor allem Andern zu berathen, mithin auch vor allen etwa einzureichenden Petitionen, damit die königliche Entscheidung noch während des Landtags selbst erfolgen könne. Jenen Antrag unter die Petitionen verweisen, heiße daher nichts Anderes, als ihn überhaupt abweisen.

Diese Ansicht drang durch; man schritt zur Abstimmung und mit bedeutender Mehrheit (34 gegen 13 Stimmen) wurde die beantragte Combination der beiden Ausschüsse angenommen.

Auch die formalen Bestimmungen des Regierungsentwurfes wurden einer scharfen Kritik unterworfen und erlitten mancherlei Abänderungen. Dabei ereignete sich ein interessanter Zwischenfall. Bei der Discussion über den Modus der Ausschußwahlen und namentlich von wem die Wahlverhandlung in getrennten Ständen zu leiten sei, hatte ein Deputirter der Landgemeinden den Antrag gestellt, daß bei der Wahl dieses, des ländlichen Standes ein Deputirter des höheren Standes den Vorsitz führen möge. Aber siehe da, aus dem Ritterstande selbst erhob sich ein Redner, in lebhaften und schwungvollen Worten Protest einlegend gegen diesen Antrag. Die Zeit sei da, rief er, wo die Vormundschaft des einen über die andern Stände aufhören müsse; dergleichen Anträge, durch welche eine Verschiedenheit hervorgerufen werden solle unter an sich ganz gleichen Bürgern, dürften hier nicht mehr vernommen werden. Ja der Stand der Landgemeinden würde sich Abbruch thun an seiner eignen Ehre, falls er auf diesem Antrag beharren sollte.

Aeußerungen dieser Art aus dem Munde eines polnischen Edelmannes frappirten; es war neu und eröffnete eine bedenkliche Perspective, Vertheidiger der Gleichheit auftreten zu sehen inmitten einer Ritterschaft, die sich bis dahin gerade umgekehrt durch ihre aristokratische Ausschließlichkeit ausgezeichnet, Schutzreden der Bauern zu hören aus einem Stande, der bis dahin für nichts weniger als bauernfreundlich gegolten hatte ...

Das Wichtigste jedoch waren die erweiterten und ganz besondern Befugnisse, welche, mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Ver-

hältniſſe des Großherzogthums, für den ſtändiſchen Ausſchuß desſelben in Antrag gebracht wurden. Wir führen darunter namentlich zwei an. Erſtens die „Annahme von Beſchwerden gegen Behörden wegen erwieſener Verletzung der Geſetze und des Willens Sr. Majeſtät" und zweitens die „Mitaufſicht über alle Lehranſtalten im Großherzogthum." Das Großherzogthum (ſagte man) bedürfe eines „geſetzlichen Vermittlers" zwiſchen ſich und dem Könige und wer dazu berufener ſei, als der Ausſchuß, dieſer „Ausdruck des allgemeinen Willens des Landtags?" — Das wahre Sachverhältniß, wie es ſich praktiſch geſtalten mußte, nämlich daß dadurch ein Centralpunkt der nationalen Agitation geſchaffen ward, eine oberſte Aufſichtsbehörde, eine polniſche Controlle der deutſchen Verwaltung, welche die Thätigkeit der letztern bald völlig paralyſiren mußte, dies freilich, ſo handgreiflich es war, wagten ſelbſt die Gegner des Antrags nicht offen auszuſprechen. Nur ganz ſchüchterne Zweifel wagten ſie zu äußern, ob dem Ständeausſchuß damit nicht eine zu weit ausgedehnte Befugniß ertheilt werde, die „in den jetzigen aufgeregten Zeiten" leicht gemißbraucht werden und den Landtag ſelbſt am Ende wohl gar überflüſſig machen könne. Wozu ferner ein beſonderer Beſchwerdehof, da ja der Zutritt zum Throne ſchon jetzt einem Jeden offen ſtehe? Auch würde die Zahl der Beſchwerden in Folge dieſer Einrichtung ſich nur noch vermehren.

Allein dieſe Einwendungen konnten nicht verhindern, daß der Landtag dem Antrage mit einer an Stimmeneinigkeit grenzenden Mehrheit (vierzig Stimmen gegen ſieben) beitrat.

Zweitens aber ſollte dem Ausſchuß auch die „Mitaufſicht zuſtehen über alle Lehranſtalten im Großherzogthum." Auch über dieſen Punkt entſpann ſich ein lebhafter Kampf. Es ſei ein Abbruch in dieſem Vorſchlag, riefen „einige Virilſtimmenbeſitzer des Ritterſtandes", für die Regierungsbehörden, er ſei unbegründet, ja unberechtigt, indem der Landtag damit überzugreifen drohe in die Verwaltung ſelbſt.

Aber der Ruf nach „Vertrauen" und immer wieder „unbegrenztem Vertrauen", der auf dieſer Seite erhoben ward, fand bei der Mehrheit kein Ohr. Vertrauen? In die Abſichten des Königs, o ja. Aber eben damit dieſe Abſichten verwirklicht würden, ſei die beantragte Mitaufſicht der Stände unerläßlich. Der König habe,

in dem kürzlich vernommenen Eröffnungsdecret, die polnischen Einwohner des Großherzogthums ausdrücklich verantwortlich gemacht für die Folgen des Erziehungswesens und ihrer Theilnahmlosigkeit die Geringfügigkeit der bisherigen Resultate zugeschrieben. Wohlan denn, sollten sie verantwortlich sein, so müßten sie auch Antheil haben! so müßten sie auch im Stande sein, einzuwirken auf die Richtung, welche dem Erziehungswesen gegeben werde, zumal dieselbe, nach der Meinung der Stände, bisher keine zweckentsprechende gewesen sei! In den Vorwürfen des Königs selbst liege zugleich dessen „landesväterliche Absicht", den Ständen eine Mitaufsicht zu gewähren.

Eine eigenthümliche Interpretation, nicht wahr? Aber sie gefiel den Ständen, und zwar in einem solchen Grade, daß es überflüssig schien, über den Antrag nur überhaupt noch abstimmen zu lassen; nur vier Stimmen im Ganzen erklärten sich dagegen. Zuletzt „erweiterte" man die „Befugnisse" des Ausschusses auch noch dahin, sich alle halbe Jahre auch ohne Berufung aus freien Stücken zu versammeln zu Erledigung der ihm zuzuweisenden Geschäfte.

Aber auch damit sollten diese, ohnedies schon so dornigen Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sein; es sollte noch ein Nachspiel kommen, das an Heftigkeit alle vorhergehenden Scenen überbot. Der „zweite Deputirte der Stadt Posen" (es war der Oberbürgermeister der Stadt, Herr Naumann) nahm das Wort und bat in einem längern Vortrag um Erlaubniß, einen von der Stadt Posen ihm und seinem Collegen übergebenen Antrag „wegen Erweiterung der ständischen Verfassung", als Zusatz zu dem eben debattirten Gesetzentwurf, der Ständeversammlung vorlegen zu dürfen.

Die Erlaubniß wurde, wenn auch nicht ohne Widerspruch, ertheilt, worauf Herr Naumann der Hauptsache nach Folgendes verlas. Se. Majestät der König habe durch das Propositionsdecret vom 23. Februar die Erweiterung der ständischen Verhältnisse verheißen, und dem Provinziallandtage den Entwurf einer Verordnung vorgelegt wegen Einrichtung eines Ausschusses, welcher die Stände in der Zeit, wo die Landtage nicht zusammenberufen seien, vertreten solle, und dessen Rath Se. Majestät sich außerdem vorbehalten habe, in außerordentlichen Fällen, besonders wo es sich um die Interessen mehrer oder aller Provinzen handele, einzuholen. Die Väter der

Stadt Poſen erblickten hierin einen weiſen Fortſchritt: aber den wahren, wohlthätigen Erfolg, glaubten ſie, würde dieſe Einrichtung nur dann haben, wenn die ſtändiſchen Ausſchüſſe aller Landestheile in Eine Verſammlung vereinigt würden. — Die Eingabe führte weiter aus, wie wohlthätig bei dieſer Vereinigung der gegenſeitige Austauſch der Ideen wirken würde; ſie wies darauf hin, wie bei der gegenwärtigen Sondervertretung die Partikularintereſſen nicht ſelten den Vorrang behalten hätten vor dem allgemeinen Landesintereſſe. Die Folge davon ſei geweſen, daß allgemeine Geſetze, wie dringend gewünſcht, dennoch nicht an den Tag gekommen wären: während andrerſeits ſich eine Provinzialgeſetzgebung entwickelt habe, welche nicht zur Vereinigung der vielen Landestheile unter eine Rechtseinheit, ſondern im Gegentheil dazu diene, dieſe Landestheile noch mehr von einander abzuſchließen. Eine günſtige Aenderung dieſer beklagenswerthen Verhältniſſe vermöchten die Mandanten nur in der Einrichtung einer allgemeinen Landtagsverſammlung zu erblicken, zu der, wie die oben erwähnte Propoſition beweiſe, Se. Maj. ſelbſt die Elemente zu ſchaffen Willens ſei. Sie beauftragten daher ihre Deputirten, auf dem Provinziallandtage die Einbringung einer Petition um Erweiterung der landſtändiſchen Verfaſſung in dem angegebenen Sinne in Antrag zu bringen. —

Alſo, um es kurz zu ſagen, eine Erneuerung des Königsberger Huldigungsantrages, mit dem charakteriſtiſchen Unterſchiede nur, daß jede Hinweiſung auf das Verſprechen vom Jahre funfzehn, alſo jede rechtliche Deduction vermieden und ſtatt deſſen die „weiſe Abſicht" des Königs ſelbſt zum Ausgangspunkt genommen war.

Das witterten denn auch „einige Virilſtimmenbeſitzer des Ritterſtandes" ſofort richtig heraus; unbeirrt durch die loyale Färbung des Antrages, widerſprachen ſie ihm als unangemeſſen, unzeitig, dem Vertrauen widerſprechend, welches die Stände dem König ſchuldig.

Die Vertheidiger des Antrags wiederholten dagegen, daß ſie damit umgekehrt nur dem Willen des Königs entgegenkämen, und daß es ihnen wohl anſtehe, bei dem aufgeſtellten Antrage, als einem „Ausfluß des allgemeinen Fortſchritts", zu beharren. Aber dieſe Hartnäckigkeit erbitterte die Virilſtimmenbeſitzer immer mehr. Ob Jemand blind genug ſei, nicht zu ſehen, daß dies derſelbe Antrag, wie in

Königsberg? und nachdem der König sich ablehnend über diesen ausgesprochen, wer es wagen wolle, denselben zu wiederholen? Vertrauen müsse man dem König, ihm keine Concessionen abdringen. Ohne Antrag der Stände seien die größten Wohlthaten den Unterthanen zugeflossen; dem König, und dem König allein hätten die Landgemeinden ihren ganzen Wohlstand zu verdanken. Es sei unziemlich, dem König Vorschriften machen zu wollen: und dieser Antrag thue es.

Allein selbst diese Appellation an die Dankbarkeit der Landgemeinden blieb ohne den erwarteten Erfolg; nur ein einziger bäuerlicher Deputirter trat der eben geäußerten Ansicht bei. Unter der lebhaftesten Aufregung wurden nun die verschiedensten Ansichten für und gegen den Antrag geltend gemacht. Die polnische Nationalität werde durch eine unbedingte Verschmelzung mit den Elementen germanischer Einheit bedroht — unbedingtes Vertrauen zum Landesherrn, daß er auf dem betretenen Wege fortfahren, die gegebenen Zusagen erfüllen werde — man müsse fortschreiten mit dem Geiste der Zeit, freiere Institutionen seien unerläßlich, doch müßten sie gestützt sein auf nationale Grundlage — der Antrag auf eine allgemeine Ständeversammlung mache keinen Unterschied, stelle die besonderen Gerechtsame nicht sicher, lasse die Verhältnisse der Polen unberücksichtigt und bedrohe ihr besonderes Nationalinteresse mit dem Untergange ...

Um den Wirrwarr vollständig zu machen, verlor denn auch noch der Antragsteller den Kopf; statt seinen Antrag mit politischen Gründen freimüthig durchzufechten, flüchtete er sich hinter sentimentale Entschuldigungen und brach ihm dadurch selbst die Spitze ab. Zu oft, erklärte er mit ächt deutschem Pathos, habe er Beweise seines Billigkeitsgefühls gegeben, indem er stets nur für gerechte Anträge aufgetreten sei; hätte er je im Entferntesten ahnen können, daß Rechte der Art durch seinen Antrag bedroht seien, nie hätte er ihn übergeben. Und was es denn so groß Gefährliches sei mit diesem Antrag? Er enthalte ja blos den Wunsch, daß, zur Abfassung solcher Gesetze, welche die ganze Monarchie beträfen, die allgemeinen Stände zusammenberufen würden.

Bevor zur Abstimmung geschritten ward, legte ein Deputirter des Ritterstandes, ein Pole, der Versammlung in einer dringenden

Anſprache noch einmal folgende Rückſichten ans Herz. Erſtlich, daß die Gewährung des Antrags die heiligſten Intereſſen derjenigen Bewohner des Großherzogthums gefährden würde, die ſich auch unter preußiſcher Herrſchaft noch als Polen anſähen. In einer Verſammlung deutſcher Stände könnte dieſe Bedeutung untergehen, das Großherzogthum Poſen würde als zu Deutſchland gehörig betrachtet werden, und die Polen im Großherzogthum Poſen würden aufhören müſſen, Polen zu ſein. Auch möge man wohl erwägen, wohin es in andern Ländern geführt habe, wenn vom Herrſcher die Gewährung ſtändiſcher Rechte gefordert ſei. Anträge, wie der vorliegende, könnten den König, der die in Königsberg ertheilten hochherzigen Zuſicherungen gewiß auch erfüllen werde, nur unangenehm berühren und ihn ſtören in ſeiner, dem Wohle des Landes gewidmeten Wirkſamkeit. Endlich aber, wenn es ſich um Anträge handle, wie dieſer, ſo möge man auch die beſondere Lage des preußiſchen Staates in Erwägung ziehen. Ob man denn wirklich glaube, daß die Nachbarſtaaten im Oſten und Süden es ruhig mit anſehen würden, falls der König dergleichen Anträge gewähren ſollte? — Der Redner ſchloß damit aus der Annahme des Antrags die traurigſten Verwicklungen zu prophezeien; ſelbſt das Schreckbild des Krieges beſchwor er herauf, indem er die einzelnen Abgeordneten aufforderte, wohl zu erwägen, ob ſie es verantworten könnten, wenn in weiterer Folge ihres Verhaltens die Verheerungen eines Krieges mit Rußland oder Oeſterreich herbeigeführt werden ſollten.

Unter dem Eindruck dieſer Rede, der ein doppelter war dadurch, daß ſie, wie geſagt, aus polniſchem Munde kam, ſchritt man zur Abſtimmung: der Antrag des Poſener Deputirten wurde mit neununddreißig gegen ſechs Stimmen verworfen. Bei der Abſtimmung ſelbſt fügten mehre ſtädtiſche Deputirte die Worte hinzu: „unter dieſen Umſtänden", Andere aus dem Ritterſtande: „als Polen ſtimmen wir dagegen."

In der nächſten Sitzung wurde die Debatte noch einmal aufgenommen. Mehre Deputirte, und zwar polniſche, verwahrten ſich dagegen, als ob es die in der letzten Sitzung unmittelbar vor der Abſtimmung gehaltene Rede geweſen, was ſie zur Verwerfung jenes Antrages bewog. Als Polen ſeien ſie mit dem erſten Theil jener Rede allerdings einverſtanden; dagegen, was die Gefahren anbetreffe,

welche der Redner von der Entwicklung freier Volksinstitutionen geweissagt habe, so werde hiermit feierlich dagegen protestirt, daß dies mehr als die blos persönliche Ansicht des Redners, daß es die allgemeine Meinung der Polen sei. Nur aus nationalen Rücksichten, nicht aus Mangel an Freiheitssinn hätte die größere Mehrzahl der Polen gegen den Antrag gestimmt.

Aber statt zur Versöhnung zu dienen, warf diese Aeußerung nur neue Funken der Zwietracht in die Versammlung. Die Eifersucht der Nationalitäten, Polen gegen Deutsche, Deutsche gegen Polen, brach in hellen Flammen aus. Die Bewahrung der polnischen Nationalität, behauptete ein Redner, von der die Polen so viel Aufhebens machten, bezwecke nichts Anderes, als einen Staat zu bilden im Staate. Ja diese Absicht sei schon erreicht; der polnische Partikularismus, die fortwährenden und unaufhörlichen Uebergriffe der Polen trügen die Schuld an allem Unheil, das über das Großherzogthum gekommen; sie seien die Veranlassung, daß eine von den übrigen Provinzen ganz verschiedene Justizverfassung und Polizeiverwaltung eingeführt; sie die Veranlassung, daß Alles im Großherzogthum in die Hände der Beamten gegeben sei. Der Redner warnte die Stände, auch nur den Schein auf sich zu ziehen, als wollten sie irgend einen Eingriff in die unumschränkten königlichen Rechte machen. Mit mehr Pathos, als die Aesthetik verstattet hätte (um von dem politischen Standpunkt völlig zu geschweigen), citirte der Redner das Andenken der „heiligen Stunde" zu Königsberg. Seiner Seele ewige Seligkeit habe er damals verpfändet: so wolle er denn nun auch jetzt nicht die irdische, sondern die ewige Freiheit gewinnen und das ewige Vaterland. Er forderte endlich seine deutschen Brüder auf, den Polen nun auch in nichts weiter nachzugeben und allen weiteren Wünschen mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Diese Declamationen, die eben auch nichts dabei gewannen, daß sie von einem langen Concept abgelesen wurden, konnten natürlich polnischerseits nicht ohne Erwiederung bleiben. Einen Staat im Staate wollten die Polen bilden? o nicht doch, erwiederten die frühern Redner: das Verhältniß des Großherzogthums zur Gesammtmonarchie sei ein ganz anderes, als das der übrigen Provinzen: nämlich es beruhe auf Staatsverträgen. Daß sie diese

gehalten, daß ſie königliche Verheißungen bewahrt wiſſen wollten, wo darin der angeſchuldigte Treubruch liege? Den Schlußredner machte auch hier wieder der zweite Deputirte der Stadt Poſen, dieſe in Wahrheit ſchuldloſe Veranlaſſung des ganzen Kampfes. Sein Antrag, behauptete er, ſei gar nicht der Art geweſen, einen politiſchen Meinungskampf, einen Kampf zwiſchen der polniſchen und deutſchen Nationalität hervorzurufen, die Intereſſen des Großherzogthums zu gefährden, den König zu beleidigen, und endlich Preußen mit Unfrieden zu bedrohen. Zuletzt war der ehrenwerthe Deputirte ſo naiv zu erklären, von dem „eigentlichen" Geſichtspunkt aus ſei ſein Antrag gar nicht gewürdigt worden. — Wahr genug! aber nur wer trug die Schuld?

So ging dieſe langwierige und merkwürdige Debatte zu Ende. Die Rolle, welche die Polen dabei geſpielt, blieb hinter der Erwartung, welche die öffentliche Meinung von ihnen gehegt, weit zurück. Und doch, wenn es darauf ankam, die Regierung von der Nothwendigkeit einer allgemeinen reichsſtändiſchen Verfaſſung zu überzeugen und die Wünſche der Conſtitutionellen zu unterſtützen, welcher Beweis hätte kräftiger, welche Empfehlung glänzender ſein können, als jener unfreiwillige, unbewußte, welchen die Polen ſelbſt ausſtellten mit ihrem: „als Polen ſtimmen wir dagegen"?! — Aber die preußiſche Regierung war viel zu ſtolz, von ihren Unterthanen zu lernen; auch dieſe Lehre, die eine ächte, eine wahrhaft deutſche Staatskunſt ergriffen hätte mit beiden Händen, überſah ſie. Oder noch richtiger: ſie verſchmähte ſie zu ſehen. —

Auch die übrigen Debatten des Poſener Landtags zeichneten ſich durch dieſelbe Heftigkeit aus; wir heben nur wenige wichtige Punkte hervor. In der Steuerfrage traf er am Nächſten mit dem weſtphäliſchen Landtag zuſammen; wie dieſer, wollten auch die Poſener Stände von der Ermäßigung dieſer oder jener Steuer nichts wiſſen. Vielmehr beantragten auch ſie die Auszahlung einer beſtimmten baaren Summe, über deren Verwendung, ob für das Volksſchulweſen, ob für Chauſſeen oder wozu ſonſt, ein künftiger Landtag entſcheiden ſollte. —

Der Geſetzentwurf wegen Beſchränkung der Ablösbarkeit der Erbpacht-, Erbzins- und Zinsgerechtſame, den die Stände von Brandenburg und Sachſen mit ſo großem Beifall aufgenom-

men, ja zum Theil noch verschärft hatten, während die westphälischen Stände ihn nur bedingungsweise annehmen wollten, bot den ritterschaftlichen Deputirten des Posener Landtags Gelegenheit, noch einmal und noch glänzendere Proben ihrer demokratischen Gesinnung abzulegen, als wir schon oben mitgetheilt haben. In den Motiven des Regierungsentwurfs war die Abhängigkeit kleiner, zinspflichtiger Besitzungen von größeren Gütern als ein naturgemäßes Verhältniß bezeichnet worden. Die Stände erklärten, das Naturgemäße dieses Verhältnisses nicht absehen zu können. Geschichtlich hätte diese Abhängigkeit allerdings einmal bestanden, und selbst eine noch schlimmere. Aber die ewig denkwürdigen Erscheinungen der Zeit von 1806 bis auf die Gegenwart hätten diese Fesseln gelöst; die Freiheit der Person, die Befreiung des Eigenthums sei gesetzlich gesichert, und tausend Dankgebete seien seitdem emporgestiegen für des hochseligen Königs Majestät, dessen landesväterliche Huld diese Gesetzgebung und mit ihr die Wohlfahrt der ärmern Volksklasse gegründet habe. Nicht das Geld, welches auch der Ungebildete besitzen könne, dürfe den kleinern Grundbesitzer an den größern fesseln: sondern wenn der große Grundbesitzer wahrhaft gebildet sei, wenn er Weisheit, Einsicht und sittlichen Werth habe, so werde sich von selbst ein höheres Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß bilden, ohne des materiellen Bindemittels der Zinspflichtigkeit zu bedürfen; das Band der gegenseitigen Liebe werde vereinigen zu edlem Wirken für die Familie, die Gemeinde, den Staat! Es sei zwar richtig, daß die gegenwärtige Ablösungsordnung den Rittergutsbesitzer zu manchem Opfer genöthigt habe. Die Rittergutsbesitzer des Großherzogthums Posen aber hätten die Zeit gefaßt, und das Opfer aus dem Höhepunkte der Humanität gern und willig dargebracht; die Geschichte der Völker und Staaten werde ihrer ehrend gedenken. —

Die Einführung eines solchen Gesetzes, wurde hinzugesetzt, müsse als ein Rückschritt angesehen werden; es stehe im Widerspruch mit den heilsamen Grundsätzen der jetzigen Gesetzgebung, welche seit dem Jahre 1807 dahin strebe, Alle vor dem Gesetz gleich zu stellen, und würde dadurch traurige Folgen herbeiführen.

So groß war das Gewicht dieſer Gründe, und in ſo begeiſterter Sprache wurden ſie dargelegt, daß einige Deputirte, welche Anfangs, im Ausſchuß oder beim Beginn der Debatte, für das Geſetz geſtimmt oder geſprochen hatten, ihre eigene Meinung zurücknahmen und ſich vom Gegentheil überzeugt erklärten. Als zum Schluß ein Deputirter der Landgemeinden ſich an das Gerechtigkeitsgefühl der Verſammlung wandte, als er das Vertrauen ausſprach, daß ſie nicht einem Geſetzentwurf beitreten werde, der ſeine Standesgenoſſen in die alten Verhältniſſe der Sklaverei und Unterthänigkeit zurückbringen könnte, da war das Schickſal des Geſetzentwurfs entſchieden; von allen Seiten drang man auf Abſtimmung, und mit dreiundvierzig gegen vier Stimmen wurde die Geſetzesvorlage der Regierung verworfen.

Die Petitionen betrafen großentheils die Nationalitäts-, Sprach- und ähnliche Verhältniſſe der Polen; die meiſten davon wurden unterſtützt. Auch ein Antrag, die Plackereien betreffend, welchen diesſeitige Unterthanen, deren Beſitzthümer die Grenzlinie ſcheidet, von den ruſſiſchen Grenzbeamten ausgeſetzt ſeien, wurde von dem Landtag angenommen.

Abgelehnt dagegen wurde die Petition eines ritterſchaftlichen Deputirten um Preßfreiheit. Der Ausſchuß hatte ſich gegen die Petition erklärt, weil ſie zu allgemein gefaßt ſei; er ſchlug dagegen vor, eine Petition um Milderung der Cenſur beim König einzureichen, in der Art, daß alle die innern Verhältniſſe des Großherzogthums Poſen betreffenden Gegenſtände, ſowie alle Bemerkungen über Verordnungen, in denen der König auf die Anſichten der Miniſter und des Staatsrathes Bezug zu nehmen geruhe, ohne Cenſur, blos unter angemeſſener Verantwortlichkeit, zum Druck gegeben und angenommen werden könnten.

Allein auch dieſer gemilderte Antrag wurde von dem Landtage abgelehnt, weil er „das unbegrenzte Vertrauen zu dem Könige habe, daß derſelbe auf dem eingeſchlagenen Wege nicht ſtehen, ſondern in ſeiner hohen, während der kurzen Regierungszeit ſchon ſo vielfach dargelegten und bewährten Weisheit ſeinen Völkern aus

eignem Antriebe und zu rechter Zeit verleihen werde, was zu ihrem Glücke erforderlich sei."

Eine Petition endlich, welche die Besorgniß ausdrückte, daß die bei der Huldigung zu Königsberg ausgesprochenen Standeserhöhungen die Gleichheit vor dem Gesetz alteriren und einen neuen Stand im Staate erschaffen möchten, und diese Besorgniß zur Kenntniß Sr. Majestät gebracht wissen wollte, wurde ebenfalls einfach abgelehnt.

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung: der ſchleſiſche Landtag; ſein Verhältniß zur öffentlichen Meinung. — Die Ausſchüſſe, der Steuererlaß, die Ablöſungen, die Provinzialrechte. — Politiſche Bankets in Breslau; Toaſte und Tiſchreden. — Petition der Breslauer Stadtbehörden um Erfüllung des Verſprechens vom 21. Juni 1813; vom Landtag mit großer Mehrheit verworfen. Streit des Breslauer Magiſtrats mit dem Landtagsmarſchall. — Der oſtpreußiſche Landtag. — Eröffnungsrede. Adreſſe an den König. Beſchluß eines Denkmals für Friedrich Wilhelm III. — Debatte über die Ausſchüſſe, das Ablöſungsgeſetz, die Provinzialrechte. — Die Petitionen um reichsſtändiſche Verfaſſung abgelehnt. Die Mehrunger Gegenpetition. — Eindruck im Publikum. — Antrag und Debatte wegen Preßfreiheit. —

Welche Erwartungen an den ſchleſiſchen Landtag geknüpft wurden, haben wir bereits oben geſagt. Das Publikum hatte ſich dazu verleiten laſſen durch die Breslauer Wahlen, ſowie durch die Gerüchte, welche ſchon damals von einer Petition des Breslauer Magiſtrats in Umlauf gingen; es hatte die Stimmung einer einzelnen Stadt, ja vielleicht nur einer Stadtbehörde ohne Weiteres übertragen auf eine ganze Provinz und deren ſtändiſche Vertretung.

Aber das war ein Irrthum geweſen: und der ſchleſiſche Landtag that das Seine, ihn zu berichtigen. Wir können über die Verhandlungen der ſchleſiſchen Stände ſehr kurz hinweggehen, indem dieſelben in allen Punkten ohne Ausnahme nur das dienſtbefliſſene

Echo der Regierung waren, und, gleich den sächsischen, jeder eigenthümlichen Färbung entbehrten. Mit den vorgeschlagenen Ausschüssen erklärten die schlesischen Stände sich vollkommen einverstanden und zufrieden; hätten nicht die Standesherren eine größere Vertretung im Ausschuß beansprucht, als die Uebrigen ihnen zugestehen wollten, und hätte nicht ebenso die Oberlausitz besondere Deputirte verlangt, so wäre es gar nicht einmal zu einer Debatte deshalb gekommen. — Den Steuererlaß wollte der schlesische Landtag zunächst unter die Klassensteuerpflichtigen der vierten Hauptklasse vertheilt wissen: wobei den schlacht- und mahlsteuerpflichtigen Städten ein verhältnißmäßiger Antheil zur eigenen Verwendung, speciell zur Erleichterung der ärmern Volksklasse bei den Gemeindesteuern, überwiesen werden sollte. Mit dem Ablösungsgesetz, welches in Posen so energischen, ja einstimmigen Widerspruch gefunden hatte, erklärte er sich vollkommen einverstanden. Die Provinzial- und Partikularrechte zu prüfen, sei eine so weitläuftige Sache, daß der Landtag sich nicht damit befassen könne; er begnügte sich daher, eine ständische Commission zu diesem Behufe zu erwählen.

Während auf diese Weise die ständischen Verhandlungen in altgewohntem, einförmigstem Gleis dahinschlichen, war es halb rührend, halb komisch mit anzusehen, welche Anstrengungen die Breslauer Bürgerschaft oder doch der sehr zahlreiche liberale Theil derselben machte, den politischen Enthusiasmus, von dem sie selbst sich entzündet fühlte, auch in weitere Kreise zu verbreiten, und namentlich auch diese schlaffen, lauen Stände daran zu erwärmen. Man veranstaltete politische Abendessen, bei denen die Deputirten der Stadt- und Landgemeinden, die man als Ehrengäste dazu eingeladen hatte, mit Toasten und Tischreden förmlich bearbeitet wurden. Besonders ergötzlich hörte es sich an, wie immer ein Redner dem andern neben seiner außerordentlichen Freisinnigkeit zugleich auch seiner außerordentlichen Loyalität versicherte. Die Schlesier, rief man, anspielend auf die Aeußerung der märkischen Stände, wüßten ebenfalls, „was sie wollten“: nämlich „nicht demagogische Schwindeleien und kindische Vernichtung des Bestehenden, nicht Constitutionen anderer Völker, fremd unsrer Geschichte, fremd unserm Charakter“ .... Die Breslauer Deputirten versicherten darauf, daß sie allerdings ebenfalls „die Aufgabe unsrer Zeit begriffen und die starken

und kräftigen Schläge an den Pforten der Zukunft vernommen und gehört hätten.“ Aber mit demſelben Athem hatten auch ſie nichts Eifrigeres zu thun, als auch ihrerſeits ihre völlige politiſche Unſchuld zu verſichern: „nicht Utopien, welcher Art ſie auch ſeien, ſollten ſie verleiten, abzuweichen von jener freiſinnigen Erweiterung ſtändiſcher Befugniſſe und Geltungen, wie Se. Majeſtät, ihr Allergnädigſter König und Herr, ſie ihnen zugeſichert; feſt, ſicher, ruhig und überlegt ſollten ihre Schritte ſein, würdig des hohen Zieles, das ſie ſich vorgeſteckt, aber darum um ſo ſicherer dem Ziel entgegenſehend, das ſie Alle wünſchten, Alle fühlten“ — und das ſie, ſetzen wir hinzu, doch nicht einmal zu nennen den Muth hatten.

Die Petition der Breslauer Stadtbehörden hatte dieſen Muth denn freilich. In einer ausführlichen ſtaatsrechtlichen Deduction, ohne Phraſe, ohne Pathos, wies ſie nach, daß die Verheißungen des verſtorbenen Königs in Betreff einer reichsſtändiſchen Verfaſſung allerdings vollkommen rechtsverbindlich ſeien, und daß endlich wohl die Zeit gekommen wäre, ſie zu erfüllen; vgl. unſre Aktenſtücke Nr. VI.

Man ſieht leicht, in welcher Beziehung die eben erwähnten politiſchen Zweckeſſen zu dieſem Aktenſtücke ſtanden: die ſentimentale Halbheit jener Tiſchreden ſollte die juriſtiſche Schärfe dieſer Eingabe gleichſam bepflaſtern; was in dieſer etwa zu ſchroff auftrat, ſollten jene durch den Brei von Rührung, den ſie verbreiteten, ermäßigen und lindern. Vielleicht auch ſchmeichelte man ſich, das Herz des einen oder andern Deputirten dadurch, wenn auch nicht warm, doch weich zu ſtimmen und ihn dem Antrag geneigt zu machen.

Aber all dieſe Berechnungen und Hoffnungen waren auf Sand gebaut; die Geſetzesſtellen der Petition, die Eloquenz der Tiſchreden, der ſchleſiſche Landtag ließ ſie beide gleichmäßig von ſich abprallen. Vergebens, in der Sitzung vom 24. April, erſchöpften die Vertreter der Stadt Breslau ihre ganze Beredſamkeit, oder, wie es der Landtagsmarſchall ſpäterhin ſpöttiſch ausdrückte, „machten von dem Recht, Petitionen einzubringen und zu vertheidigen, den weiteſten Gebrauch“: der Landtag wies nicht nur mit ſiebenundſiebzig gegen acht Stimmen die Petition als „nicht angemeſſen und nicht zeitgemäß“ zurück, ſondern er fügte zu dieſem Schaden auch noch den Spott. Wiewohl dieſe Geſchichte erſt im Lauf der nächſten Monate

zu Tage kam, als Zwiſchenſpiel zu der großen Tragödie, die ſich in Folge des Breslauer Antrags zwiſchen ihm und dem König entwickelte und von der wir in einem nächſten Abſchnitt ausführlich handeln werden: ſo wollen wir dieſelbe doch, des bequemern Zuſammenhangs wegen, gleich hier einſchalten — und auch deshalb, um dem Leſer in der ermüdenden Reihenfolge dieſer Landtagsberichte auch einmal eine kleine Aufheiterung zu gewähren.

Nämlich in dem officiellen Bericht des Landtags wurde der Breslauer Petition in der Art gedacht, daß „ungeachtet der allgemein bekannten Vorgänge in neuerer Zeit und ungeachtet der, durch das Allerhöchſte Propoſitionsdecret vom 23. Februar d. J. auch dem gegenwärtigen Landtag bekundeten Fürſorge Sr. königl. Majeſtät für die Pflege und Ausbildung eines ächt vaterländiſchen Ständeweſens, dennoch von den geſetzlichen Organen einer Stadtcommune den Provinzialſtänden angeſonnen worden", die Einführung einer reichsſtändiſchen Verfaſſung zu beantragen. — Gegen dieſe Darſtellung legten die ſtädtiſchen Behörden von Breslau bei dem Landtagsmarſchall, dem Fürſten von Carolath-Beuthen, eine „Beſchwerde und Rechtsverwahrung" ein. Sie erklärten ſich nicht nur „tief verletzt" durch den „hervorſtechend geringſchätzigen Ton", in welchem dieſer Bericht abgefaßt ſei, ſondern auch in ihren „verfaſſungsmäßigen Befugniſſen, nach Pflicht und Gewiſſen motivirte Anträge auf den Landtagen mit Freimüthigkeit zur Berathung zu bringen", erklärten ſie ſich angegriffen und verunglimpft. Sie verlangten daher, daß der in Rede ſtehende Bericht für nicht officiell erklärt, auch ihre gegenwärtige Beſchwerde und Rechtsverwahrung den Protokollen des Landtages hinzugefügt werde.

Dieſe Beſchwerde war vom 22. Juni datirt. Sechs Wochen ſpäter, vom Bade Gaſtein aus, beantwortete ſie der Landtagsmarſchall. Und zwar mit einem Schreiben, deſſen nachläſſig ſpöttelnder Ton die ganze Geringſchätzung ausdrückte, welche ein loyaler Standesherr gegen dies liberale Bürgerthum empfand, zumal in einem Augenblicke, wo dieſe Bürgerſchaft bereits der königlichen Ungnade verfallen war, und wo alſo, nachdem der König ſelbſt den Anfang gemacht hatte, Niemand mehr ſich zu geniren brauchte. Die begehrte Erklärung, daß der Artikel nicht officiell, ſei er zu geben außer Stande. Er vermöchte aber auch nicht einzuſehen, wie dieſelbe dazu

gereichen ſollte, den ſehr natürlichen Unmuth der Herren Antragſteller zu heilen und ihr Zerwürfniß zu löſen. Könnte ſelbſt, wie doch nicht der Fall, der beregte Artikel als ein unberufener und außerordentlicher erklärt werden, ſo würde doch ſeine innere Wahrheit, ſeine thatſächliche und wortgetreue Uebereinſtimmung mit der Verhandlung des Landtages dadurch nicht in Abrede geſtellt. Und dieſe Wahrheit allein, wie den Marſchall bedünke, ſei es doch, welche jenen ſchmerzhaften Eindruck hervorgerufen, über den die Herren Antragſteller ſich zu beſchweren Anlaß genommen. Freilich wohl, daß der Landtag die von den Breslauer Deputirten ſo dringend befürwortete Petition mit ſo gewaltiger Mehrheit verworfen, ja daß er ſchon in dem bloßen Antrag allerdings eine verwerfliche Zumuthung erblickt habe, das freilich müſſe den Vertretern der Stadt um ſo verdrießlicher ſein, je gewiſſer dieſelben dabei auf Beifall gerechnet haben möchten. Dieſe Thatſache, nicht die dem Publikum gegebene Botſchaft, ſei der Grund ihres Mißvergnügens; die Thatſache aber bleibe, welchen Ausdruck man auch dabei gebrauchen möge. Der Schluß des Schreibens rückte den „ehrenwerthen Bewohnern Breslaus" die „herben Früchte" vor, welche ihnen aus dem „verhängnißvollen Schritt" ihrer Behörden erwachſen, indem er zugleich an die „freundſchaftlichen Abmahnungen" erinnerte, die er ſelbſt, der Marſchall, verſucht, die aber „ein zutrauliches Gehör zu guter Stunde" nicht gefunden hätten: weshalb man denn nun auch die Folgen für ſich ertragen möge.

Dies alſo der letzte Beſcheid auf dieſe ſo lebhaft betriebene, ſo ſtolz verkündigte, von ſo froher Hoffnung begleitete Petition: eine impertinente Zurechtweiſung aus ariſtokratiſchem Munde, bei der noch dies das Allerübelſte war, daß, juriſtiſch betrachtet, der Ariſtokrat allerdings im Recht, die liberale Bürgerſchaft aber im Unrecht war. —

Aber wohlan denn, verſchmerzen wir die Enttäuſchung! Die oſtpreußiſchen Stände, dieſe wahren Triarier unſrer Hoffnungen, werden Alles wieder gut machen.

Zwar die erſten Schritte entſprachen auch hier dem Ungeſtüm der öffentlichen Erwartung keineswegs. Der Landtag, hatte das Publikum in ſeiner Einfalt gedacht, würde den Antrag vom neunten September unmittelbar erneuern — und ſtatt deſſen, was that er?

Eine Adreſſe richtete auch er an den König: aber in einem Ton, ſo ſchwülſtig, ſo dankſtammelnd, daß man ſich im Publikum mit Verwunderung fragte, ob dies dieſelben Männer ſeien, die wenige Monate zuvor die Sprache der Ehrerbietung und der Sitte mit der Sprache der Wahrheit und des Rechtes in ſo würdigen Einklang zu bringen gewußt hatten. Schon der Ausdruck, deſſen der Herr von Schön ſich in der Eröffnungsrede bedient, das Vertrauen zum Monarchen werde den Landtag „als ein heiliger Geiſt umwehen", hatte bei dem frivolen Publikum einiges Spötteln erregt. Die Adreſſe enthielt dergleichen Wendungen noch mehr. Wenn ſie gleich, verſicherten die Stände, nie gezweifelt hätten, noch jemals zweifeln würden, daß Se. königl. Majeſtät ihre treue Geſinnung ſtets erkannt, wenn ſie gleich, wie von dem Pulsſchlag ihrer Herzen, davon überzeugt ſeien, daß dieſe ihre Treue, dieſe ihre unwandelbare und unerſchütterliche Hingebung ſich unter allen Umſtänden bewähren werde: ſo bleibe es doch ein tief befriedigendes, ein Gefühl, erhebend für jedes männlichfeſte Herz, dieſe Geſinnung durch ſolchen Ausdruck vollen Vertrauens von dem geliebteſten König erkannt und beſiegelt zu ſehen. Hänge es von der vertrauensvollen Hingabe der Stände ab, ob dieſe neue Zeit, welche der König den Ständen eröffne, eine gute und ſegensreiche werden ſolle: ſo wolle des Königs Majeſtät nicht zweifeln, daß die von Allerhöchſtdemſelben geſtreute Saat zur ſchönſten Frucht reifen und an Haupt und Gliedern, nach den Worten des hohen Apoſtels, die Einigkeit im Geiſt nicht fehlen werde durch das Band des Friedens. Se. königl. Majeſtät wollten feſt daran halten, daß ein anderes, als ein loyales Wort aus ihren Herzen, von ihren Lippen niemals kommen werde; daß ſtets und mit jedem Nerv ſie dahin ſtreben würden, Allerhöchſtdero Vertrauen immer zu verdienen, und daß, ſo Gott will! dieſe Geſinnung nicht verlöſchen könne, ſo lange das von Gott ſo hoch begnadigte, ſo reich geſegnete Haus Hohenzollern über Preußen herrſchen, ſo lange Preußens Land und Volk vertreten werde von preußiſchen Ständen! . . .

Auch daß einer der erſten Beſchlüſſe, welcher von den oſtpreußiſchen Ständen gefaßt ward, auf Errichtung eines Standbildes für des höchſtſeligen Königs Majeſtät, konnte zwar Niemand mißbilligen: im Gegentheil, man erkannte die Pietät des Beſchluſſes an —

aber war es die Pietät des Landtags geweſen, was das Publikum bewundern wollte? oder vielmehr der Muth der Oppoſition, ſeine Standhaftigkeit, ja wenn es ſein mußte, ſeine Hartnäckigkeit? — Gut denn, beſchwichtigten Andere, ſo bewundert zuerſt ſeine Diplomatie! Oder ſeht Ihr nicht, daß dieſe loyalen Beſchlüſſe des Landtags nur das Terrain bereiten ſollen für die oppoſitionellen Anträge, die er im Schilde führt? Thor, wer in dieſen gehäuften und allerdings nicht ſehr geſchmackvollen Ergebenheitsverſicherungen ein principielles Präjudiz erblicken wollte! Wartet nur die Debatten über die Ausſchüſſe, wartet nur erſt jene Petitionen ab, welche Königsberg, Elbing und andere Städte der Provinz zu Gunſten einer reichsſtändiſchen Verfaſſung eingereicht: und Ihr werdet Euch überzeugen, daß dies nur eine herkömmliche Courtoiſie geweſen, ein Neigen des Degens, in demſelben Augenblick, wo der Kampf beginnen ſoll!

Und wirklich ſchien an dieſer Auslegung etwas Wahres zu ſein. Bei der Debatte über die Ausſchüſſe, die im Ganzen in der vorgeſchlagenen Weiſe genehmigt wurden (nur der ergänzende Ausſchuß wurde abgelehnt, weil es von Wichtigkeit ſei, „daß jeder Landtag das ihm geſteckte Ziel ſelbſt erreiche"; auch ſollten die Mitglieder des außerordentlichen Ausſchuſſes nicht von den einzelnen Ständen, ſondern von der ganzen Ständeverſammlung gewählt werden), wurde zu der geſtatteten Veröffentlichung durch den Druck noch der weitere Antrag geſtellt, auch den perſönlichen Zutritt zu den Landtagsverſammlungen für eine geeignete Zahl von Zuhörern, und zwar vorzugsweiſe Committenten, zu geſtatten. Dieſe unmittelbare Oeffentlichkeit ſei nöthig, wenn die landesväterliche Abſicht des Königs, allen einſeitigen oder falſchen Urtheilen über die Landtagsverhandlungen vorzubeugen, wirklich erreicht werden ſollte: und beſchloß daher die „ganz überwiegende Mehrheit" der Verſammlung, einen ſchon früher vom Provinziallandtag geſtellten, damals aber abſchläglich beſchiedenen, gleichlautenden Antrag dieſes Inhalts jetzt zu wiederholen.

Eben ſo freimüthig, wenn auch eben ſo vorſichtig erklärte der Landtag ſich über die vorgeſchlagene Beſchränkung der Ablöſungen. Er begnügte ſich nämlich mit einem Zuſatzartikel, wonach die Ablöſungsbefugniß ſtehen bleiben und nur, im Widerſpruch gegen die geltende Geſetzgebung, dies verſtattet ſein ſollte, ſich dieſer Befugniß

contractlich zu begeben: ein Zuſatz, der natürlich den ganzen Charakter des Geſetzes weſentlich veränderte und ſeine verborgene und doch ſo ſichtbare Tendenz, nämlich die Erneuerung ariſtokratiſchen Uebergewichtes, ſo gut wie vernichtete.

Auch die Codification der Provinzialrechte, ein Hauptſteckenpferd bekanntlich derſelben ariſtokratiſchen Partei, die auch den kleinen Grundbeſitz wieder in Feſſeln zu ſchlagen wünſchte, fand an den preußiſchen Ständen mannhafte und entſchiedene Gegner. Das allgemeine Landrecht ſei beſtimmt geweſen, Ein Recht und Ein Geſetz im ganzen Lande herzuſtellen und dadurch dem geſammten Rechtsbewußtſein des Volkes Eine Grundlage zu geben, unbeſchadet einzelner Abweichungen, welche örtliche und andere Verhältniſſe hie und da bedingten. Dieſe Einheit des Rechtsbewußtſeins laufe Gefahr, aufgelöſt und zerſplittert zu werden, wenn, wie es die Abſicht des gegenwärtigen Juſtizminiſteriums zu ſein ſcheine, die Provinzialrechte als ein zweites Geſetzbuch zu gleichem Rang mit und neben dem allgemeinen Landrechte erhoben werden ſollten. Aus dieſen und andern Gründen, namentlich auch praktiſchen, beſchloß der Landtag, die durch den neuen Entwurf dargebotene Codification des Provinzialrechtes abzulehnen und darauf anzutragen, daſſelbe in der bisherigen Form, das heißt in Zuſätzen zum Landrecht, auch fernerhin beſtehen zu laſſen.

An dergleichen Abſtimmungen und Erklarungen ſtellte das Vertrauen des Publikums ſich denn wieder her: und mit wachſender Spannung ſah es dem Augenblick entgegen, wo die mehrerwähnten Petitionen der Königsberger ꝛc. zur Verhandlung kommen ſollten. Die Sache wurde noch piquanter dadurch, daß, wie man hörte, aus einigen andern Ortſchaften der Provinz, aus dem Mohrunger Kreiſe, eine Petition gerade entgegengeſetzten Inhaltes eingegangen war, nämlich um ungeſchmälerte Aufrechterhaltung der königlichen Machtvollkommenheit, welche die Bittſteller durch den Königsberger und die ihm ähnlichen Anträge für gefährdet erklärten. Zwiſchen dieſe beiden Extreme geſtellt, wie wird der Landtag ſich benehmen? und wie iſt eine entſcheidende, eine letzte Antwort hier zu verweigern möglich, ſelbſt wenn er ſie verweigern wollte?

Aber möglich oder nicht, der Landtag verweigerte ſie dennoch! Was Niemand erwartet, Niemand für denkbar gehalten hatte, in

dieſer Frage, welche den Königsberger Ständen ihren Urſprung verdankten, die von ihnen zuerſt in das Volk geſchleudert war, in derſelben Frage, dieſelben Königsberger Stände erklärten ſich neutral!

Er erkenne, erklärte der Landtag auf die Königsberger und die übrigen gleichlautenden Petitionen, das Vertrauen, mit welchem die Antragſteller ſich an das geſetzliche Organ der Provinz gewendet hätten, zwar an, müſſe jedoch, rückſichtlich des Inhalts der gedachten Petitionen, die Vorausſetzung ausſprechen, daß die Einſender die darin ausgedrückten Wünſche, ſowie ihre größtentheils aus der Deutung der Cabinetsordre vom vierten October hervorgegangenen Beſorgniſſe nicht würden geäußert haben, wenn denſelben die königliche Eröffnung vom 23. Februar bekannt geweſen wäre. Seinen bekannten Antrag habe der Huldigungslandtag nur in der pflichtgetreuen Abſicht gemacht, die verheißene Mitwirkung allgemeiner Stände für das gemeinſame Vaterland zu erbitten: eine Mitwirkung, welche des Königs Majeſtät die Möglichkeit darbieten ſolle, die Stimmen ſeines getreuen Volkes jederzeit und unmittelbar zu vernehmen, dadurch aber jeder Mißkennung ſowohl der Bedürfniſſe als der Geſinnungen deſſelben auf die unzweifelhafteſte Weiſe vorzubeugen. Daß und auf welchem Wege des Königs Majeſtät eine ſolche erſprießliche Entwicklung ſtändiſcher Wirkſamkeit für wünſchenswerth, ja für nothwendig halte, habe Allerhöchſt Derſelbe in dem Landtagsabſchied vom 9. September außer Zweifel geſtellt. Jetzt, nach Verlauf von noch nicht einem halben Jahre und nicht ohne Anhörung ſeiner Stände, beginne Derſelbe das edle Werk, welches er den Wünſchen ſeines getreuen Volks verheißen habe, und gebe dadurch, nach Höchſteigener Erklärung, einen Beweis davon, wie ernſtlich es ihm darum zu thun ſei, mit wohlverdientem Vertrauen in die Geſinnung ſeines Volkes, die Zuſage der Förderung und Entwicklung ſtändiſchen Weſens zu erfüllen. Es ſei keine Veranlaſſung vorhanden, Gegenſtände zur Sprache zu bringen, mit deren ernſtlicher und gewiſſenhafter Leitung man des Königs Majeſtät beſchäftigt ſehe. Der Landtag könne es daher nicht angemeſſen erachten, den eingereichten Petitionen Folge zu geben, und nehme er mit Gewißheit an, daß diejenigen der Antragſteller, welche die Ueberzeugung des zur Huldigung verſammelt geweſenen, ſowie des gegenwärtigen Landtags theilten, dieſer Beſtimmung gern und folgerecht beiſtimmen

würden. — Die Gegenpetenten aus dem Mohrunger Kreiſe beſchied der Landtag dahin, daß er zwar auch bei ihnen die redliche und wohlmeinende Geſinnung nicht verkenne; der Inhalt ihrer Bittſchrift jedoch beruhe auf unbegründeten Vorausſetzungen, indem ein auf Beſchränkung der königlichen Machtvollkommenheit gerichteter Antrag den Ständen niemals eingereicht ſei. Man müſſe es bedauern, daß wohlgeſinnte Landesgenoſſen durch unwahre Nachrichten und leere Gerüchte zwecklos beunruhigt worden wären. —

Die Niedergeſchlagenheit, welche dieſer Beſchluß der oſtpreußiſchen Stände im Publikum verbreitete, war außerordentlich, und machte ſich Luft in den bitterſten Sarkasmen. Beſcheidenheit und Mäßigung, o ja, es wären vortreffliche Tugenden: aber in der Politik käme man nicht weit damit. Wie Herr von Rochow ſich freuen würde, daß ſeine Ordre vom vierten October ſo raſch gewirkt — oder auch, wie er bedauern würde, ſie überhaupt erlaſſen zu haben! Denn freilich, hätte er ahnen können, wie leicht dieſe Stände zu befriedigen wären, und daß der kühne Strom der Huldigungsanträge ſich in dieſen Sand verlaufen ſollte, er hätte ſich dieſelbe ganz gewiß erſpart. Ihren Antrag nach ſechs Monaten zu erneuen, fänden die Stände unbeſcheiden: ob denn die Mahnung an ein königliches Verſprechen ein Jubiläum ſei, das nur höchſtens alle fünfundzwanzig Jahre wiederholt werden dürfe? Allein es ſei ganz gut ſo: halbe Freunde ſeien ſchlimmer als ganze Feinde — und ſo wiſſe man denn nun doch, was es mit dem oſtpreußiſchen Liberalismus auf ſich habe.

Ja ſo groß war der Umſchlag der öffentlichen Meinung und ſo tief auf einmal ließ ſie dieſe Männer fallen, die ſie eben noch, gleich Helden, auf den Schild gehoben hatte, daß ſelbſt die gründliche und energiſche Weiſe, mit welcher der oſtpreußiſche Landtag ſich der Preßfreiheit annahm, beim Publikum nur noch geringen Eindruck machte.

Wiewohl in Wahrheit dies der Glanzpunkt der oſtpreußiſchen Verhandlungen war. Aus der Mitte der Verſammlung ſelbſt war ein Antrag eingereicht worden, um Erlaß eines Geſetzes über Preßfreiheit „in den Grenzen der Wahrheit und des Anſtandes" nachzuſuchen, ſowie gleichzeitig und bis dahin, daß dieſes Geſetz erfolgen könne, um Milderung der Cenſurvorſchriften, betreffend die Erörterung innerer Angelegenheiten. Der bisherige Zuſtand der preußiſchen

Preſſe wurde dabei ſchonungslos beleuchtet. Freilich heiße es in der Verordnung vom Jahre neunzehn, daß die Cenſur keine ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit hindern ſolle. Allein wer mit der Cenſur, wie ſie dermalen in Preußen beſtehe, bekannt ſei, der wiſſe auch, daß jede irgend freimüthige, wenn auch noch ſo anſtändig gehaltene, noch ſo gründlich motivirte Erwähnung oder Beleuchtung der innern Staatsverhältniſſe durch ſie unmöglich gemacht werde. Dieſe Cenſur namentlich ſei Schuld daran, daß der preußiſche Beamtenſtand, wiewohl an Bildung und Charakter vielleicht der ausgezeichnetſte der Welt, dennoch wie durch eine Schranke vom Volke getrennt ſei, und in der Einſeitigkeit ſeiner Anſichten und Ideen gewiſſermaßen einen Staat im Staate bilde. Ob es ferner der Bildung des preußiſchen Volkes, dieſer ſo gründlichen, ſo hohen Bildung wohl entſpreche, jede Notiz über Preußen erſt aus ausländiſchen Büchern und Blättern und deren oft oberflächlichen Berichten kennen zu lernen? Das preußiſche Volk wiſſe ja mehr über fremde Länder, als über ſein eigenes: wie da jemals ein lebendiger Patriotismus, eine bewußte und männliche Vaterlandsliebe ſich entwickeln könne? Gerade die heiligſten, die werthvollſten Intereſſen der Nation dürften nicht beſprochen werden: wie man da eine allmälige, aber auch allgemeine Entſittlichung verhindern wolle?

Wie geſagt, wäre nicht die Ablehnung der Königsberger Petition vorhergegangen, das Publikum würde dieſe Debatten mit großem Beifall aufgenommen haben. So inzwiſchen zuckte es nur die Achſeln: daß man ſchön reden könne in Königsberg, das habe man ſchon ſeit vorigem September gewußt.

Und wirklich machte es ſich etwas ſonderbar, daß der Landtag, nachdem er die Preßfreiheit erſt ſo warm vertheidigt hatte, ſchließlich, da es zur Abſtimmung kam, ſich wiederum in dieſelbe Neutralität warf, wie in Betreff der Reichsſtände. Allerdings ſeien die angeregten Uebelſtände groß und eine Abhilfe derſelben dringend nöthig. Aber deshalb eine Denkſchrift an den König zu richten, halte der Landtag nicht für erforderlich, indem dieſer wichtige Gegenſtand gewiß ſchon von ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Königs erregt habe. Daß derſelbe jedem unnöthigen Geiſteszwange Feind ſei, wäre bekannt; daß er die Gelegenheit gern ergreife, die dem Worte angelegten Feſſeln zu löſen, und die geſetzliche Aeußerung über innere

Verhältniſſe des Staates nicht zu hemmen, habe ſich ſo eben erſt durch die erlaubte Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen gezeigt. Wie man annehmen könne, daß ein Fürſt, welcher eine ſo hohe geiſtige Bildung mit ſo hochherzig königlicher Geſinnung vereinige, dabei werde ſtehen bleiben! Auch in dieſem Punkt glaubte die Verſammlung, daß man dem König „vollkommen vertrauen dürfe", und lehnte es daher ab, einen beſondern Antrag in Betreff der Preſſe zu ſtellen. —

Das war denn neues Waſſer auf die Mühle des Publikums: Vertrauen! und immer wieder Vertrauen — ei ja doch, ſo vertraut denn zu! Wir aber, wenn wir noch vertrauen wollen, ſo ſeid Ihr zum Wenigſten die Männer unſeres Vertrauens nicht mehr!

Und damit wandte die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich weſtwärts an den Rhein, wo eben der rheiniſche Landtag im Begriff ſtand, ſeine Sitzungen zu eröffnen. —

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung: der rheiniſche Landtag. — Stimmung der Rheinprovinz; Stellung des rheiniſchen Landtags. Die ultramontane Partei und die erzbiſchöfliche Frage. — Eröffnung des Landtags: Mai 23. Das königliche Eröffnungsdecret. Propoſitionen. — Feſteſſen: Toaſt des Freiherrn von Loë; angeblicher Gegentoaſt eines bäuerlichen Deputirten. — Adreſſe des Landtags; deren Aufnahme beim König. — Die erzbiſchöfliche Angelegenheit; Antrag des Dr. Monheim von Aachen, Juni 4. Derſelbe wird nach ſtürmiſcher Debatte an einen Ausſchuß verwieſen. — Cölner Petitionen zu Gunſten des Erzbiſchofs. — Bericht des Ausſchuſſes über den Monheim'ſchen Antrag: Juni 23. Lebhafte und langwierige Debatte: der Antrag des Ausſchuſſes auf Verwerfung des Monheim'ſchen Antrages angenommen. — Eindruck dieſer ganzen Angelegenheit im Publikum; glänzender Empfang der Herren Monheim und Dietz bei ihrer Rückkehr nach Aachen und Coblenz. — Weitere Verhandlungen des Landtages: die Ausſchüſſe, der Steuererlaß u. ſ. w. — Debatte über die von der Regierung beantragte Beſchränkung der Parcellirungen. — Petitionen wegen Handelsgerichte, Verbeſſerungen der Rechtspflege, Preßfreiheit u. ſ. w. — Schluß des Landtags: Juli 25.

Schon an einer früheren Stelle, am Schluß unſeres zweiten Kapitels, haben wir aufmerkſam gemacht auf die bevorzugte Stellung, welche in der Reihenfolge dieſer ſtändiſchen Verſammlungen gerade dem rheiniſchen Landtage beſtimmt ſchien. Die Rheinprovinz, ſagten wir, galt für die politiſch gebildetſte, politiſch einſichtigſte, zugleich auch die freiſinnigſte unter den preußiſchen Provinzen: und die Stände dieſer Provinz gerade ſollten den Schluß dieſer Berathun-

gen machen, gerade an ihnen ſollte es ſein, das letzte Wort zu ſprechen, die letzte Entſcheidung in die Wagſchale zu werfen. —

Nun hatten in der That aber die ſtändiſchen Verhandlungen in den übrigen Provinzen einen ganz andern Verlauf genommen, als man von ihnen erwartet hatte. Jene großen politiſchen Fragen, welche die preußiſche Nation in dieſem Augenblick bewegten, und unter ihnen die wichtigſte von allen, die Verfaſſungsfrage, in Betreff deren man auf die Landtage ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, waren faſt nirgend zur Verhandlung gekommen: oder wenn zur Verhandlung, ſo war es nur geſchehen, um ſie ſo raſch wie möglich zu beſeitigen.

Damit aber war auch für den rheiniſchen Landtag der ganze Vortheil jener Stellung verloren gegangen. Jene Fragen, in denen er das letzte Wort hatte ſprechen ſollen, waren gar nicht aufgeworfen, jener Kampf, den er hatte entſcheiden ſollen, war gar nicht begonnen worden; den Ausſchlag hatte das Rheinland geben ſollen, und ſiehe da, es war nichts, was in der Schwebe war. —

Selbſtändig vorzugehen aber und auf eigene Hand ein Banner zu ergreifen, welches die übrigen Provinzen ſo kleinmüthig hatten fallen laſſen, lag in dem Charakter dieſer rheiniſchen Bevölkerung nicht. Dazu war dieſelbe durchgehend zu praktiſch, vielleicht auch, wie Einige behaupteten, zu egoiſtiſch. Die Rheinprovinz, mit den übrigen Provinzen des Staates verglichen, befand ſich noch immer am Wohlſten, hatte verhältnißmäßig noch immer die freiſinnigſten Inſtitutionen, und wäre es nur das eine Gerichtsverfahren geweſen, dieſes eigentliche Palladium und Kleinod der rheiniſchen Bevölkerung, das ſie deshalb auch mit ſo eiferſüchtigem Stolz bewachte. Hatte nun das übrige Preußen ſich mit ſeinem gegenwärtigen unfreien Zuſtande begnügen mögen, waren die Landtage der alten Provinzen, die lange noch nicht einmal die Vortheile des Rheinlandes genoſſen, feig oder gleichgiltig, kleinmüthig oder einſichtslos genug geweſen, die Verfaſſungsfrage fallen zu laſſen, nun gut: tu l'as voulu, Georges Dandin — ſo konnte die Rheinprovinz es am Erſten ertragen! —

Dieſes eigenthümliche Verhältniß der Rheinprovinz müſſen wir in Gedanken feſthalten, um uns die auffallende, allen Erwartungen ſo ganz widerſprechende Wendung zu erklären, welche auch die Verhandlungen des rheiniſchen Landtags nahmen. An parlamentariſcher

Haltung, an Geſchick und Lebhaftigkeit der Debatte übertrafen dieſelben die Verhandlungen der übrigen Landtage allerdings bei Weitem, und machten dem politiſchen Ruf der Provinz in ſo weit alle Ehre. Allein die Intereſſen, um welche dieſe Verhandlungen ſich drehten, waren vornämlich localer, ja faſt muß man ſagen particularer Natur. Nichts hier von jenen doctrinären Fragen, nichts von jenen principiellen Streitigkeiten, welche das übrige Preußen erfüllten! nichts von jenem politiſchen Idealismus der oſtpreußiſchen Stände! Die Verhandlungen des rheiniſchen Landtags werden erſt überall da bedeutend, wo ſie ſich auf durchaus unmittelbar praktiſchem Boden, dem Boden der eigenen Provinz und der localen Intereſſen bewegen. Die allgemeinen Fragen, wie namentlich wegen der ſtändiſchen Ausſchüſſe, dieſelbe Frage alſo, welche bei der Mehrzahl der übrigen Stände ſo lebhafte und langwierige Verhandlungen hervorgerufen, werden vom rheiniſchen Landtag in auffallender Kürze, gleichſam nur beiläufig, behandelt; die Verfaſſungsfrage, als ein verlorener Poſten, kommt gar nicht in Betracht. Es iſt ein Parlament im Kleinen, o ja: aber nicht das Parlament einer preußiſchen Provinz, ſondern lediglich der Rheinprovinz. —

Den meiſten Vortheil von dieſer Lage der Dinge zog die ultramontane Partei, als die eigentliche Partei des abſoluten Particularismus. Für ſie eröffnete ſich unter dieſen Umſtänden ein weiter Spielraum, den ſie, es ließ ſich nicht läugnen, ſtets mit Eifer, oft auch mit Geſchicklichkeit benutzte. Seltſamer Umſchwung der Dinge! Nicht, wie die Patrioten gehofft hatten, und wie ſie nach der Niederlage, welche ſie bei den übrigen Landtagen erlitten, noch in dieſem Augenblicke in verdoppeltem Maße hofften, die Verfaſſungsfrage, ſondern die erzbiſchöfliche, die ultramontane Frage bildet den Mittelpunkt der rheiniſchen Verhandlungen! Die Aufklärung und den Freiheitſinn der Rheinprovinz hatte die Regierung gefürchtet — und nun drohte die ultramontane Verfinſterung ihr Gefahr! Auf franzöſirende Revolutionairs hatte ſie ſich gefaßt gemacht — und nun ſtanden römiſche Dunkelmänner ihr gegenüber!

Weſſen man von dieſer Partei ſich verſehen konnte, und wie feſt dieſelbe darauf rechnete, die von den weſtphäliſchen Ständen verlorene Schlacht bei den rheiniſchen wieder herzuſtellen, zeigte ſich

gleich am Tage der Eröffnung. Diese selbst fand in der Frühe des 25. Mai in herkömmlicher Weise statt; die Reden, mit welchen der Präsident von Bogelschwingh als königlicher Commissarius und der Landtagsmarschall Fürst von Solms-Hohen-Solms-Lich sich dabei gegenseitig bekomplimentirten, konnten sich höchstens durch ihre Trivialität bemerklich machen. Tiefern Eindruck machte das königliche Eröffnungsdecret. Dasselbe knüpfte gleicherweise wie die an die übrigen Landtage, an die Berliner Huldigung an, indem es den herzlichen Ausdruck treuer und ergebener Gesinnung rühmte, womit auch die rheinischen Stände damals den Erguß des landesväterlichen Herzens erwiedert hätten. Doppelt habe der König sich dieser Erwiederung gefreut in dem Gefühle, daß er von der göttlichen Vorsehung dazu ausersehen, für einen Theil seiner rheinischen Lande, denen seit langen Jahrhunderten ein fortwährender Wechsel der Regenten beschieden gewesen, der erste in natürlicher Erbfolge angestammte Landesherr zu sein; durch ihn sollten ihnen jene Segnungen zugewendet werden, welche die weise Ordnung Gottes mit der unauflöslichen Verbindung eines väterlich gesinnten Fürstenhauses zu treuen und bewährten Ständen und Unterthanen habe verknüpfen wollen. — Mit geschickter Wendung sodann wurden die Ereignisse der letzten Monate benutzt, den Rheinländern auch ihrerseits etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen. Schon habe der König die schöne Genugthuung gehabt, in den hochherzigen Aeußerungen echter Vaterlandsliebe und deutscher Gesinnung, die sich bei dem drohenden Anschein der Zeit gerade in den Rheinprovinzen so vorzugsweise kundgegeben, die Wirkungen jenes glücklichen Verhältnisses zu erkennen. Mit um so freudigerer Zuversicht hoffe er, daß es seinem treuen Bestreben unter Gottes Beistand gelingen werde, den Einklang der Gemüther auch auf dem kirchlichen Gebiete wieder herzustellen, und durch gleichmäßige Liebe und Gerechtigkeit das Gefühl der Zuversicht, des Vertrauens und der unbefangenen Ehrfurcht vor den gegenseitigen, gleich heiligen Rechten des Staates wie der Kirche und den verschiedenen religiösen Bekenntnissen in jeder Brust neu zu befestigen und zu beleben. — Die Propositionen selbst waren im Wesentlichen dieselben, die auch den übrigen Landtagen vorgelegt worden. Eine für die speciellen Verhältnisse des Rheinlandes höchst wichtige Vorlage, wegen Beschränkung der Parcellirungen, wurde

erst im Lauf des Landtags eingebracht; wir werden derselben unten noch ausführlicher gedenken.

An diese Eröffnungsceremonien schloß sich am Nachmittag desselben Tages ein gemeinschaftliches Festmahl der Stände an. Und hier nun war es, wo ein Mitglied der rheinischen Ritterschaft in einem gelegentlichen Trinkspruch eine Probe gleichsam lieferte von der verwegenen Opposition, zu welcher die ultramontane Partei sich rüstete. Das Festmahl fand im Hause des königlichen Commissars statt, die Stände waren Gäste des königlichen Stellvertreters: und so erregte es einen doppelt peinlichen Eindruck, als an dieser gastlichen Stätte der Freiherr Max von Loë, in rheinischen Kreisen bereits vielfach bekannt als ein Hauptwerkzeug der gedachten Partei, das Glas ergriff, und in wunderlich krausen Redewendungen das Wohlsein ausbrachte, „aller derer, denen fremde Rechte heilig sind, wie die eignen; die erkennen, daß in einem Staate die Unterdrückung des Rechts der Selbständigkeit und der freien Entwicklung, von welcher Seite die Unterdrückung auch kommen, welche Richtung sie auch nehmen mag, nur zum Absolutismus oder zur Anarchie führt; die ferner erkennen, daß eine christliche Monarchie eine andere Basis haben muß, als philosophische Systeme, der Gesetze todte Buchstaben und Polizeimaßregeln; daß diese Basis die Religion ist ....“ und in diesem Stile weiter.

Der Eindruck war, wie gesagt, ein höchst peinlicher: und das nicht bloß bei den überraschten Zuhörern, sondern namentlich auch im Publikum. Das Publikum wollte Opposition, o ja, und freute sich darauf: aber diese Art derselben erregte den Meisten doch ein unheimliches Grauen. Selbst den Männern der eignen Partei war ein schlechter Dienst damit geschehen; denn allzukräftig zutappend, hatte Herr von Loë das Geheimniß derselben allzufrüh verrathen. — Der Eindruck verschlimmerte sich noch durch die mancherlei Zusätze und Entstellungen, mit welchen das Gerücht den Vorfall ausschmückte. Namentlich wollte man im Publikum von einem Gegentoast wissen, mit welchem ein Abgeordneter des Bauernstandes die barocke Beredsamkeit des ritterlichen Deputirten erwiedert habe, indem er in schlichten Worten, und hinweisend auf Bildung und Aufklärung, als die wahren Träger aller Wohlfahrt, das Wohlsein Friedrich Wilhelm des Vierten, dieses gebildeten und aufgeklärten Monarchen,

ausgebracht. In der That zwar, wie gleich darauf officiell in den Zeitungen erklärt ward, war an dieſer ganzen Geſchichte kein wahres Wort; es hatte überhaupt kein ländlicher Deputirter geſprochen, geſchweige denn in dieſem Sinne. Aber das half Alles nichts, das Publikum (höchſt charakteriſtiſch für ſeine Stimmung) glaubte dennoch daran; es war ein Mythus, dieſer Toaſt des Bauern auf Bildung und Aufklärung: und Mythen bekanntlich werden durch Zeitungsannoncen nicht widerlegt, auch durch die allerofficiellſten nicht.

Gegen alles Erwarten, nach ſo ſtürmiſchem Vorſpiel, waren die erſten Berathungen des Landtags ſelbſt höchſt friedfertiger Natur. Namentlich wurde auch hier eine Adreſſe angenommen voll ſo überſchwenglicher Loyalität, ſo bombaſtiſcher Rethorik, daß das Publikum ſich eines bedenklichen Kopfſchüttelns auch hier nicht enthalten konnte. Die Adreſſe begann mit einem Rückblick auf die bedeutende und inhaltſchwere Zeit, welche ſeit dem letzten Zuſammentritt der Stände vergangen. Während in ihrer nächſten Umgebung der „bedauerliche Conflict" zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht in „beunruhigender Weiſe" angeregt worden; während „das Recht die verwiſchte Grenze nicht wieder auffinden zu können, und der Maßſtab ſelbſt in der Hand des Kundigſten zu ſchwanken ſchien; während die Leidenſchaft bereits hier und dort Schranke und Wall zu durchbrechen drohte, und auch das Gemüth des Beſonnenſten vor dem Erwachen der Furie zu fürchten begann, welche die verheerende Fackel der Parteiwuth ſo oft und ſo ſchrecklich durch die deutſchen Gauen geſchwungen"; während zu dieſen inneren Wirren, die in ihren Folgen „nirgend mehr einen erfreulichen Ausweg zeigten", auch von außen „der alte Uebermuth neue Ränke zu ſchmieden verſucht habe gegen das Rheinland" — in eben dieſem verhängnißvollen Augenblick habe das Vaterland noch der ſo herbe, ungeahnte Schmerz getroffen: „der beſte König war von der Erde geſchieden, und eine große Trauer deckte mit bleiernem Zittig alle Provinzen der Monarchie." In dem erhabenen Thronerben jedoch habe der gemeinſame Schmerz ſeinen Troſt gefunden; die Verheißungen, mit denen des Königs Majeſtät die Huldigung der Provinzen entgegengenommen, habe alle Herzen mit dem unbedingteſten Vertrauen erfüllt, auch die Herzen des rheiniſchen Volks; mit Liebe und Ehrfurcht blicke daſſelbe zu dem Thron ſeines

Landesherrn hinan, deſſen milde Herrſchaft bereits des Segens ſo viel über ſeine Staaten verbreitet habe, und deſſen feſter, entſchiedener Wille ſelbſt die „am Tiefſten ſchmerzenden Wunden" auszuheilen und das Wohl ſeines Volkes ſelbſt da würde zu fördern wiſſen, wo ſich bisher ſeinen väterlichen Abſichten „etwa" noch größere Schwierigkeiten entgegenſtellt. In dieſer Hoffnung ſeien die Stände auch weit entfernt, auch nur durch den leiſeſten Zweifel an den unausgeſetzt dahin gerichteten Bemühungen Seiner Majeſtät „ſich an ihren und ihres Königs Schwüren zu verſündigen".

Der Aufnahme, welche dieſe Adreſſe im Publikum fand, haben wir ſo eben gedacht; eine um ſo glänzendere fand ſie bei Hofe. Der König ſei bei Durchleſung derſelben in Thränen der Rührung ausgebrochen: an dieſem feinen Takt, habe er laut gerühmt, erkenne er ſeine Rheinländer.

Aber nur ſchade, daß dieſe Friedfertigkeit der ſtändiſchen Verhandlungen nicht lange dauern ſollte; es war nur die Windſtille geweſen, nichts weiter, welche dem Sturm voranzugehen pflegt.

Am vierten Juni reichte der Deputirte der Stadt Achen, Dr. Monheim, ein wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften von allen Parteien hochgeachteter Mann, einen Antrag ein „wegen Verletzung der perſönlichen Freiheit". Ein ſehr unverfänglicher Antrag, nicht wahr? und eine durchaus würdige Aufgabe für dieſe Verſammlung, die verletzte Freiheit eines Einzelnen zu ſchützen? Aber hinter dieſem unverfänglichen Titel ſteckte nichts Geringeres, als die erzbiſchöfliche Angelegenheit ſelbſt. Mit außerordentlicher Klugheit hatte der Antragſteller Alles vermieden, was die eigentlich kirchliche, die religiöſe Seite der Angelegenheit betraf, und lediglich ihre rechtliche, ihre juriſtiſche Beziehung hervorgehoben; nicht an die religiöſen Sympathieen der Verſammlung appellirte er, ſondern allein an ihr Rechtsgefühl. Der Erzbiſchof von Cöln ſei ſeit Längerem von ſeinem Amte entfernt und ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt, Beides ohne richterlichen Spruch; die von der Regierung gegen ihn ausgeſprochenen Beſchuldigungen ſeien weder zurückgenommen, noch auch durch juriſtiſchen Beweis und richterliches Erkenntniß beſtätigt. Geſetz und Recht aber müſſe für Jeden gleich und frei ſein; Jeder, auch ſelbſt der geringſte Mitbürger, und gleichviel von welchem Glauben, habe, wo ihm ſein Recht verweigert ſcheine, denſelben

Anſpruch auf ſtändiſche Verwendung. Dieſe Verwendung des Landtags werde nun auch in dieſer Angelegenheit in Anſpruch genommen: und zwar dahin, daß entweder der Erzbiſchof ſeiner Freiheit und Amtsthätigkeit zurückgegeben, oder aber, zur Entſcheidung der gegen ihn beſtehenden Beſchuldigungen, vor die ordentlichen Gerichte geſtellt werde.

Da war denn mit ſichrer Hand der eigentliche wunde Punkt der ganzen erzbiſchöflichen Angelegenheit hervorgekehrt: der juriſtiſche. Daß das höhere, das geiſtige und ſittliche Recht auf Seiten der preußiſchen Regierung war, welcher Verſtändige, der zugleich ehrlich ſein wollte, konnte es in Abrede ſtellen? Aber wo auch gab es in dem damaligen Preußen ein Organ, dies höhere Recht zur Geltung zu bringen?

Der Monheim'ſche Antrag, in ſeiner juriſtiſchen Enthaltſamkeit, ohne Phraſe, ohne Leidenſchaft, war daher das Gefährlichſte, was der Regierung begegnen konnte. Das erkannten auch die Freunde derſelben unter den Ständen ſehr wohl, und gaben ſich daher die äußerſte Mühe, denſelben gleich im erſten Stadium zu beſeitigen. Ob der König nicht das Recht habe, auch in dieſer Angelegenheit das unbedingteſte Vertrauen zu verlangen? Es ſei bekannt, daß die lebhafteſten Verhandlungen mit Rom gepflogen würden: ob es klug ſei, dieſelben durch Anträge, wie der vorliegende, zu kreuzen, und dieſe ohnedies ſchon ſo ſchwierige Angelegenheit in noch größere Verwirrung zu bringen? Man erinnerte an die widerwärtigen Scenen, welche ganz kürzlich erſt, in Folge eines ähnlichen Antrags, auf dem weſtphäliſchen Landtag ſtatt gefunden; man erinnerte ferner an die Zuſicherungen des königlichen Propoſitionsdekretes; man erinnerte endlich an die von Vertrauen überfließende eigne Adreſſe, welche eben dieſer Landtag ſelbſt, vor wenig Tagen erſt, erlaſſen und fragte, halb unwillig, halb ſpottend, ob es einer politiſchen Körperſchaft anſtändig ſei, dergeſtalt in Widerſpruch zu treten mit ſich ſelbſt.

Gegen dieſe und ähnliche Angriffe verlangte der Antragſteller das Wort: und es war kein ganz glücklicher Gedanke des Landtagsmarſchalls, ihm daſſelbe, geſtützt auf einen Paragraphen der Geſchäftsordnung, zu verweigern; es ſah dies, nachdem einmal das Wort gegen den Antragſteller ertheilt worden, einer Parteilichkeit ähnlich, welche gerade unter dieſen Umſtänden am Meiſten vermieden werden

mußte. Der Rückſchlag ließ nicht auf ſich warten. Wie doch?! rief man von der andern Seite: bei einer ſolchen Anwendung der Geſchäftsordnung würde die Minorität ja ſtets außer Stande ſein, ſich Gehör zu verſchaffen; es wäre fürchterlich, wenn dem, der ſich verletzt und angegriffen fühle, auch nicht einmal das Wort dagegen frei ſtehn ſolle! Mit lauter Stimme rief der Antragſteller in den Tumult hinein; er betheuerte ſeine loyale Geſinnung, er erklärte ſich bereit, für ſeinen König zu leben und zu ſterben: nur müſſe der Landtag Wahrheit werden! nur Gehör zu verlangen, ſei ein Recht unterdrückter Bürger!

Als es hienach endlich zur Abſtimmung kam, erklärten ſich nur dreiunddreißig Stimmen für Abweiſung des Antrags, fünfundvierzig dagegen für Ueberweiſung deſſelben an einen Ausſchuß. Unter dieſer Majorität befanden ſich zwei Mitglieder aus dem Fürſtenſtande, zwölf Deputirte der Ritterſchaft, zwölf der Städte, zwanzig aus den Landgemeinden. Auch mehre Proteſtanten hatten ſich für Inbetrachtziehung des Monheim'ſchen Antrags erklärt: während andererſeits auch einige Katholiken, namentlich ſämmtliche Deputirte der Stadt Cöln, dagegen geſtimmt hatten.

Dieſe erſte Schlacht alſo war von der katholiſchen Partei gewonnen. Es folgte nun, während der Antrag im Ausſchuß berathen ward, für einige Wochen eine Art Waffenruhe. Das heißt, nur innerhalb des Landtags ſelbſt; außerhalb deſſelben, unter der Bevölkerung der Provinz, ſetzte die katholiſche Partei ihre Agitationen nur um ſo lebhafter fort. Namentlich war in Cöln eine Adreſſe an den Landtag in Umlauf geſetzt worden, welche ſich dem Monheim'ſchen Antrage faſt wörtlich anſchloß. Drei volle Jahre bereits ſei der Erzbiſchof von Cöln aus ſeiner Diöceſe entfernt, angeblich weil ſeine Handlungsweiſe, nach unverkennbaren Spuren, mit dem feindſeligen Einfluſſe zweier revolutionairer Parteien in Verbindung ſtehe. Nur die Erwartung, daß dem Erzbiſchof das Recht der Vertheidigung vor der competenten Behörde nicht werde entzogen werden, habe die Gemüther bisher noch beruhigen können. Aber noch zur Stunde ſei dieſe gerechte Erwartung unerfüllt: und ſo fühlten daher die Bewohner der Stadt Cöln, und zwar dieſe vorzugsweiſe, ſich verpflichtet, in dieſer, ihre heiligſten Intereſſen berührenden Angelegenheit das Wort zu ergreifen, indem ſie den Provinziallandtag

erſuchten, ſich bei des Königs Majeſtät dahin zu verwenden, daß derſelbe entweder die gegen den Erzbiſchof erhobenen Beſchuldigungen zur Aburtheilung vor die competente Gerichtſtelle verweiſen, oder aber, „falls etwa der Ungrund dieſer Beſchuldigungen ſich bereits ſollte herausgeſtellt haben", die alsbaldige Rückkehr des Erzbiſchofs verordnen wolle. — Die von faſt zweitauſend Cölner Bürgern unterzeichnete Bittſchrift (womit der obengedachten Abſtimmung gerade der Cölner Deputirten allerdings ein empfindliches Dementi gegeben war) wurde dem Landtag überreicht und von dieſem demſelben Ausſchuß, wie der Monheim'ſche Antrag, überwieſen.

Endlich, am 26. Juni, erſtattete dieſer Ausſchuß ſeinen Bericht über beide Anträge. Der Referent des Ausſchuſſes ſchickte die Verſicherung voran, daß, bevor er an die Löſung des ihm gewordenen „ehrenvollen, aber gewiß nicht beneidenswerthen" Auftrages gegangen, er ſeine verſchiedenen Pflichten „als Chriſt, als Mitglied der katholiſchen Kirche, als Mitbürger einer, verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſen zugethanen Provinz, endlich als Staatsbürger und Mitglied dieſer verehrten Verſammlung," ſehr wohl in Erwägung gezogen habe; keine einzige dieſer Pflichten zu verletzen, ſei der aufrichtige, „vor Gott und Menſchen" gefaßte Vorſatz, deſſen er ſich ſtets bewußt geblieben.

Nach dieſem mehr feierlichen als parlamentariſchen Exordium verlas er ſodann den Bericht des Ausſchuſſes ſelbſt. Derſelbe gedachte zuerſt des Ereigniſſes vom 20. November 1837: eines Ereigniſſes, das man leider nur allzu oft verſucht habe, als unerheblich und ohne dauernden Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung darzuſtellen: während es doch in der That auf die große Menge der katholiſchen Einwohnerſchaft „den traurigſten Eindruck gemacht und, was auch immer zur Aufklärung, Rechtfertigung und geſetzlichen Begründung deſſelben geſagt und geſchrieben werden mochte, als eine reine Thatſache, die Liebe, das Vertrauen, die Zuneigung des katholiſchen Volks zu dem Gouvernement, welche bis dahin in ſo erfreulicher Weiſe Wurzel gefaßt und Blüthen getrieben hatte, wie ein Rauchfroſt den Schmuck des Lenzes, für lange Zeit auf das Beklagenswertheſte verkümmert habe." — Was in dem Gemüth des verſtorbenen Monarchen, „des mildeſten, liebevollſten und menſchen-

freundlichſten," vorgegangen, bis er ſich entſchloſſen, gegen einen Prälaten der Kirche, einen „frommen und bewährten Greis", zu verfahren, wie er gethan, wer vermöge es zu ermeſſen?! Jedenfalls habe der König es für ſeine Pflicht gehalten, ſo und nicht anders zu handeln. Möglich, daß auch Mißverſtändniſſe und Verdächtigungen mit untergelaufen, welche ſich ſpäter nicht begründet gefunden; der Ausſchuß „erlaube ſich darüber kein Urtheil". Auch komme es darauf gar nicht mehr an: denn ſchon ſeit Längerem ſei die anfängliche ſchwere Haft des Erzbiſchofs auf bloße Entfernung von ſeiner Diöceſe beſchränkt, und ihm ein unbehinderter Aufenthalt im Schooße der Seinen, oder wo es ihm ſonſt gefällig ſei, geſtattet worden. Es ſei mithin ſchon die erſte Vorausſetzung des Antrags falſch: die perſönliche Freiheit des Prälaten ſei gar nicht mehr beſchränkt, vielmehr genieße er ihrer im vollſten Maße; die einzige Beſchränkung, welche noch ſtattfinde, betreffe die Wiederkehr in ſeinen Sprengel und zu ſeiner Amtsverwaltung. Ueber dieſen Punkt nun aber, den einzigen, um den es ſich bei der vorliegenden Frage überhaupt noch handeln könne, ſeien die Verhandlungen mit dem Erzbiſchof ſowohl, wie mit dem päpſtlichen Stuhl unausgeſetzt gepflogen worden, und dauerten, „wie der Ausſchuß gegen die irrig verbreitete Meinung ausdrücklich verſichern könne", auch zur Stunde noch ununterbrochen fort. Ja aus allen „öffentlichen und Privatnachrichten" gewinne es die „höchſte Wahrſcheinlichkeit", daß der römiſche Stuhl ſelbſt nicht mehr mit der erſten Strenge auf die Aufhebung dieſer einzigen noch vorhandenen Beſchränkung beſtehe, vielmehr ſchon in dieſem Augenblick darauf bedacht ſei, wie den billigen Wünſchen des Königs, ohne Verletzung der kanoniſchen Rechte, Genüge geleiſtet werden könne. Nur ſo wenigſtens vermöge der Ausſchuß ſich die Hoffnungen auf eine nahe Ausgleichung auszulegen, welche zu wiederholten Malen von Rom ſelbſt angedeutet worden. Dieſe Lage der Verhandlungen aber „angenommen", und die Nachgiebigkeit des Papſtes „vorausgeſetzt", welcher Katholik möchte es alsdann wohl mit ſeinem Gewiſſen vereinbaren können, gegen Wunſch und Abſicht des Papſtes ſelbſt, und ſeinem beſſeren Ermeſſen trotzend, unbedingt und unberufen auf volle Wiederherſtellung des Erzbiſchofs anzutragen? Möge doch Niemand, warnte der Ausſchuß, indem er die bürgerlichen und kirchlichen Rechte des Prä-

laten zu vertheidigen glaube, ſich der Gefahr bloszſtellen, den Abſichten des päpſtlichen Stuhles ſelbſt entgegenzutreten! möge Niemand „katholiſcher ſein wollen als der Papſt ſelbſt!“ — Das Aeußerſte, was ſich bei dieſer Lage der Dinge rechtfertigen laſſe, wäre allenfalls, den König um Mittheilung über den gegenwärtigen Standpunkt der diplomatiſchen Verhandlungen zu erſuchen. Allein wie ſehr auch ein ſolcher Antrag „gegen alle parlamentariſche Schicklichkeit“ verſtoßen würde, dafür bedürfe es wohl keines Beweiſes. — Nach dieſem Allen daher könne der Ausſchuß ſein Gutachten zuvörderſt nur dahin abgeben: „daß der Erzbiſchof von Cöln in ſeiner perſönlichen Freiheit gegenwärtig auf ungeſetzliche Art dergeſtallt nicht beraubt ſei, daß der Landtag ſich wegen abzuſtellender Bedrückung eines Individuums zu einer Verwendung bei dem Thron berufen oder verpflichtet finden könne.“ In den Befugniſſen des Landtags liege eine derartige Verwendung allerdings: aber ſchwerlich in dieſem Falle. Denn die betreffende Geſetzesſtelle wolle „wohl mehr nur von ſolchen Bedrückungen reden, die bis dahin ungekannt und ungehört erſt durch das Organ der Ständeverſammlung zur Kunde des Monarchen gebracht werden ſollten.“ Die Verhältniſſe dagegen, unter welchen die Entfernung des Erzbiſchofs von ſeinem Sprengel fortbeſtehe, lägen aller Welt klar vor Augen, Niemand kenne ihren innern Zuſammenhang genauer, Niemand durchblicke ihn tiefer, als der König ſelbſt — wozu alſo hier noch erſt die Vermittelung des Landtags?!

Was aber den zweiten Punkt des Antrags betreffe, nämlich den Erzbiſchof vor die öffentlichen Gerichte zu ſtellen, ſo könne der Ausſchuß, bei aller Achtung, welche auch er für das Gefühl für geſetzliche Freiheit und für Abwehrung von Cabinetsjuſtiz und Despotismus hege, ſich dennoch der Ueberzeugung nicht erwehren, daß durch Bewilligung dieſes Geſuchs Niemandem eine ſchmerzlichere Verlegenheit würde bereitet werden, als eben dem, in deſſen Intereſſe daſſelbe geſtellt ſei: dem Erzbiſchof ſelbſt. „Im ruhigen Gefühle ihrer Grundloſigkeit“, habe der Erbiſchof die wider ihn erhobene, übrigens auch von dem Gouvernement ſelbſt ſeitdem zurückgenommene harte Anklage jederzeit „mit Indignation“ von ſich gewieſen; wie zwecklos, wie verletzend es ihm erſcheinen müßte, ſollte über dieſe, von ihm einfach abgewieſene Anklage jetzt noch eine gerichtliche Verhand-

lung angeſtellt werden! Außerdem aber wo das Gericht für dieſe Verhandlung denn ſei? wer der Richter ſei, vor deſſen Forum dieſer Proceß geführt werden ſolle? Ja angenommen, daß der „oberſte, ja der ſouverainſte der ganzen Monarchie" als der richtige dazu ermittelt würde, ob nach allem Vorliegenden ſich auch nur denken laſſe, daß der Erzbiſchof denſelben als competent anerkennen würde? und ob die Stände durch Herbeiführung dieſes unvermeidlichen Competenzſtreites die bereits vorhandenen beklagenswerthen Differenzen zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht nicht noch ins Unendliche vermehren würden, beiden zum Schaden?

Darum könne der Ausſchuß die Antragſteller nur bitten, nur beſchwören, von dieſem Antrage abzuſtehen! könne ſie nur warnend zurückrufen von dieſem Abgrund, in den ſie in „verblendender Aufregung" ſich und ihre „weiſeren Clienten" zu ſtürzen im Begriffe ſtänden! Der Antrag ſei gefahrbringend für die Rechte und Satzungen der katholiſchen Kirche ſelbſt; Jeder, der es mit ihr, ja mit der Würde und der amtlichen Stellung des Herrn von Droſte ſelbſt nur halbwegs redlich meine und dieſelbe aufrecht zu erhalten wünſche, müſſe ihn mit dem entſchiedenſten Unwillen verwerfen; nicht die ihn annähmen, ſondern umgekehrt, die ihn zurückwieſen, ſeien die wahren Freunde des Prälaten, ja der Kirche ſelbſt.

Wollten die Stände nun aber ſchließlich die wohlgemeinte und redliche Anſicht des Ausſchuſſes über dieſes ganze erzbiſchöfliche Zerwürfniß mit Ruhe und Unbefangenheit vernehmen: ſo vermöge er in demſelben überhaupt nur eine „wunderbare Fügung des Himmels" zu erkennen, im „unverkennbarſten Intereſſe der Kirche ſelbſt und zu ihrem Heil". Schon ſei „aus den Leiden, welche Einzelne auf dieſem Wege zu erdulden gewürdigt worden, der Herde Chriſti eine ganze Saat der blumenreichſten Weide aufgegangen"; wo die Noth am Größten, ſei Gott am Nächſten; wo „die endliche Vernunft und die Klugheit der Welt keinen Rath mehr wiſſe, beſitze die göttliche Weisheit ſtets noch Hilfe und Erbarmungen in Fülle". Nicht daher anmaßender Eingriff in den Gang der Ereigniſſe zieme den Ständen in dieſem Augenblick, ſondern — „Vertrauen und Gebet"!

Daher, und weil ſchon das Evangelium zu Ehrfurcht und Gehorſam gegen die rechtmäßige Obrigkeit anweiſe; weil ferner bisher auch nicht der leiſeſte Grund zu einem Mißtrauen in die Ver-

heißungen des Königs vorhanden ſei; weil endlich, was die vorliegende Angelegenheit betreffe, die Gefühle und Wünſche der Provinz in der einſtimmig angenommenen Adreſſe vom 26. v. M. bereits hinreichend zur Kunde des Königs gebracht worden ſeien: — daher und aus allen obigen Gründen würden die Stände ihre Pflicht „als Chriſten wie als Staatsbürger" nur alsdann unverletzt erhalten, wenn ſie, was der Ausſchuß hiemit in vollſter Form befürworte, in feſtem Vertrauen „auf Gott und den König", dem in Frage ſtehenden Antrage, in der vorliegenden Faſſung wenigſtens, keine Folge gäben. —

Es wäre überflüſſig, die Gehaltloſigkeit und Schwäche dieſer Deduction erſt nachzuweiſen; wenn die Regierung keine beſſern Vertheidiger fand, ſo hatte ſie wenig Ausſicht zum Siege. Der Monheimſche Antrag ſtellte eine einfache juriſtiſche Alternative; der Bericht des Ausſchuſſes, trotz ſeiner Weitſchweifigkeit, hatte ſie nicht erledigt. Freilich wohl, wenn man, wie der Berichterſtatter, ſich mit Annahmen und Vorausſetzungen begnügen wollte, ſo war es überflüſſig geweſen, dieſe ganze Debatte auch nur anzuregen. Auch ſind Vertrauen und Gebet ohne Zweifel wohl treffliche Dinge: aber nur in einer Rechtsfrage, wie dieſe, ſie einer politiſchen Körperſchaft anempfehlen wollen, hatte doch faſt etwas Ridicules. Wie denn überhaupt dieſe Capucinade am Schluß des Berichtes ziemlich unangenehm auf die Zuhörer wirkte: und das gerade am Meiſten auf diejenigen, auf die ſie recht eigentlich gemünzt war — ſie merkten die Abſicht . . .!

Auch zeigte ſich ſogleich, daß der Beſchluß des Ausſchuſſes ſehr weit entfernt war, mit Stimmeneinigkeit gefaßt zu ſein; die Minorität verſäumte nicht, die von ihr abgegebenen Separatvoten ebenfalls zur Kenntniß des Landtags zu bringen. Ein Deputirter aus dem Stande der Ritterſchaft hielt es endlich an der Zeit, daß der König die „wahre Stimme" der Provinz in Betreff der biſchöflichen Angelegenheit erfahre; darum drang er auf Annahme des Monheim'ſchen Antrags. Den Widerſpruch mit der früher beſchloſſenen Adreſſe, den man dieſem Antrag vorgeworfen, vermöge er noch nicht abzuſehen. Eine Adreſſe ſei kein Antrag und auch in jener werde ja „der bedrängten Zeit" gedacht; nun gut, der Monheim'ſche Antrag ſei der Commentar, worin dieſe Bedrängniß der Zeit beſtehe. Wäre

der Landtag schon früher zusammenberufen worden, so würde er sich ohne Zweifel auch schon früher über das unglückselige Ereigniß des 20. Novembers ausgesprochen haben. Nicht aus Gleichgiltigkeit habe die Rheinprovinz sich so lange schweigend verhalten, sondern weil sie Vertrauen gesetzt habe in die oftmals wiederholten Versicherungen der Regierung. Aber das Vertrauen sei erschöpft, nicht Worte mehr, sondern nur noch Thaten könnten die gesunkene Stimmung wieder aufrichten. Die gegen den Erzbischof vorgebrachten Beschuldigungen hätten sich als grundlos erwiesen: so möge man das geschehene Unrecht denn endlich wieder gut machen, indem man den Herrn Erzbischof auf seinen bischöflichen Stuhl zurück und in die Wirksamkeit seiner kirchlichen Würde wieder einführe.

Minder heftig, aber mit nicht geringerem Nachdruck, sprach sich ein anderes Mitglied des Ausschusses, ein Deputirter des vierten Standes, aus. Ihre Pflicht gegen den König sowohl, wie ihre Pflicht und Stellung gegen die Provinz habe der Minorität des Ausschusses nicht gestattet, sich dem Berichte des Referenten anzuschließen: weil sie nämlich das Gefühl für Recht und persönliche Freiheit nicht unterdrücken könnte, auch da nicht, wo „hochgestellte Personen" und verwickelte politische oder religiöse Verhältnisse dabei in Betracht kämen. Die Freiheit dürfe durch keine Definitionen modificirt oder mißdeutet werden; in ihrem ganzen Umfange sei sie Eigenthum des Volkes, und bilde die Basis aller socialen Verhältnisse. Daß diese Freiheit durch die gewaltsame Wegführung des Erzbischofs verletzt worden, ja daß sie noch gegenwärtig ihm geraubt sei, darüber habe die Minorität sich niemals täuschen lassen, auch durch keine noch so große Verwicklung der Verhältnisse und Unterhandlungen. Auch jetzt, so ungern sie diese Verwicklung noch vermehre, könne sie sich dadurch doch nicht abhalten lassen, zu erfüllen, was sie als ihre Pflicht erkannt. Vor dem Gesetz seien alle gleich, keine kirchliche Würde sei hoch genug, demselben zu entziehen; wo immer ein Vergehen begangen, da müsse auch der Mund geschworener Richter das Schuldig sprechen.

Diesem energischen Redner ward von der entgegengesetzten Seite der Versammlung ein anderer desselben Standes gegenübergestellt: aber mit geringem Glück. Durch die einstimmig angenommene Adresse, suchte dieser Redner zu beweisen, sei die ganze Sache erledigt

und abgemacht; sie nach kaum drei Wochen noch einmal und in der Form eines eigenen Antrags vorbringen, würde eine Rücksichtslosigkeit sein und ein Zeichen von Mißtrauen gegen den König, das sich durch nichts rechtfertigen lasse. Mit großer Emphase erinnerte der Redner weiter an die persönlichen Beziehungen des Königs zu den Rheinlanden und wie derselbe schon bei seinem ersten Auftreten am Rhein, vor fast einem Menschenalter, die lebhaftesten Sympathieen für die Rheinprovinz und ihre Bewohner kund gegeben habe. Dieser selbe Fürst sei jetzt ihr König und besitze als solcher auch die Macht, „seinen Rheinländern" das zu geben und sie so zu behandeln, „wie ihr loyaler Charakter, unser Stolz! es verlangt und auch verdient". Die Versammlung solle daher consequent bleiben und sich nicht in Widerspruch setzen mit sich selbst, indem sie heute zweifle, wo sie gestern erst ein unbedingtes Vertrauen ausgesprochen; sie solle den gesunden Sinn des Volkes, das in seiner Masse ganz ebenso denke, wie der Redner, ehren und nicht „den Charakter der Rheinländer compromittiren, indem sie Stoff zur Aufregung gebe."

Also der Hauptsache nach dieselben Motive, die schon der Ausschußbericht hatte geltend zu machen gesucht: Loyalität, Vertrauen, höhere Rücksichten!

Allein wie wenig in der That mit diesen Motiven hier entschieden ward, das mußte auch dem Befangensten sichtbar werden, als nunmehr der ursprüngliche Antragsteller, Doctor Monheim, das Wort ergriff und in wohlberechneten Wendungen, Schritt vor Schritt, die völlige Hohlheit des Ausschußberichtes erwies. Das Referat über seinen Antrag habe sich hauptsächlich in kirchlichen Auseinandersetzungen ergangen; Kirchliches hier vorzubringen gezieme sich aber nach seiner Ueberzeugung nicht; er werde also auch dies Kirchliche ganz bei Seite lassen und sich nur an das Sachliche des Berichtes halten. Hier sei denn zuvörderst die vom Referenten versuchte Beweisführung, als ob der Erzbischof in seiner Freiheit gar nicht beschränkt sei, „eine wahre Subtilität": und möchte er die einzelnen Mitglieder der Versammlung wohl fragen, ob nicht sie selbst die Verwendung der Stände sehr dankbar annehmen würden, auch dann, wenn sie, gleich dem Erzbischof, sich zwar im Schooß ihrer Familien befänden, aber, wiederum gleich dem Erzbischof, sich nicht hindegeben dürften, wohin sie wollten?! Daß es aber in den Attributen des Landtags liege,

wegen Abſtellung einer derartigen Beſchränkung ſich beim König zu verwenden, darüber könne, nach der vom König ſelbſt feſtgeſetzten Stände-Inſtitution, kein Zweifel ſein. Der Redner verlas den Wortlaut des betreffenden Paragraphen: eines Paragraphen, „den die Stände aus den Händen des verewigten Königs erhalten hätten und der für ſie nicht nur ein Recht begründe, ſondern auch eine Pflicht.“ Das Alles ſei „ſonnenklar“ und die vom Referenten erhobenen Bedenklichkeiten wären bloße „willkürliche Annahmen“: — Der Redner zeigte weiter, daß es auch ihm weder an Loyalität fehlte, noch an der Gabe und der Neigung, dieſelbe kund zu geben; nur daß er den Begriff dieſer Loyalität ein wenig anders faßte. Freilich, ſagte er, hätten mit den übrigen Huldigungsdeputirten auch ſie dem König unverbrüchliche Treue geſchworen: aber neben dieſem Gelübde hätten ſie noch ein anderes geleiſtet und auch dieſes mit ganzer Seele: das Gelübde nämlich, nach Kräften alles Schädliche vom Staate abzuhalten. Was es nun aber Schädlicheres geben, was die Gemüther mehr beunruhigen könne, als Geſetzesverletzungen? Wer es daher „redlich meine mit ſeinem lieben König“, wie denn er, der Antragſteller, hier nochmals betheure, für ſeinen König leben und ſterben zu wollen, dem gebiete es die Pflicht, Wahrheit zu ſprechen! ſie zu ſprechen mit offner Stirn und reinem Gewiſſen, wie der König ſelbſt es wolle und wünſche! Die Stände würden ſomit „ihrem lieben König am Beſten und Redlichſten dienen, würden ihren großen Monarchen am Würdigſten ehren, wenn ſie, eingedenk dieſes ihres Huldigungseides, ohne Furcht und Zagen, mit der Anhänglichkeit wahrer Landeskinder, zu ihrem liebevollen Landesvater mit reinem kindlichem Gemüthe hinaufblicken und gerade dadurch das unbegrenzte Vertrauen bethätigen, das ſie in ihren guten Landesvater ſetzen, da gerade aus dem gemüthlichen Sprechen, aus dem gänzlichen Aufdecken aller Falten des Herzens, aus dem freimüthigen Ausſprechen aller Bitten und Wünſche, der Beweis des höchſten Vertrauens unbezweifelt hervorgehe, während dumpfes, hoffnungsloſes Dahinbrüten und feiges, unzeitiges Schweigen vorhandenes Mißtrauen verrathe.“ — Der Redner vertheidigte ſodann die Alternative ſeiner Forderung. Dieſelbe gehe als eine natürliche Conſequenz aus der Stellung ſeines Antrages hervor; folgerecht, ſtreng logiſch, ſei ſie auch arglos und mit reinem Gewiſſen geſchehen. Ebenſo ſei

er keineswegs gemeint, dies für die einzig mögliche, einzig wünschenswerthe Löſung der Angelegenheit zu halten: weit entfernt (wie der Ausſchußbericht ihm vorgeworfen) katholiſcher ſein zu wollen, als der Papſt ſelbſt, würden alle wahren Katholiken ſich dem Willen des Oberhaupts der Kirche unterwerfen, ſobald ſie nur erſt von einer Ausgleichung hörten, welche mit dem Papſt getroffen und von ihm beſtätigt wäre; das ſei ja eben, worauf Alle mit höchſter Sehnſucht fortwährend warteten. — Endlich gedachte der Redner der Aufforderung zum Gebet, zu Treue, Gehorſam und Vertrauen, mit welcher der Referent des Ausſchuſſes geſchloſſen; mit verdientem Spotte geißelte er die ſcheinheilige Inconſequenz, daß man zwar Gott ſeine Bitten vortragen ſolle, aber „den natürlichen Inſtanzenzug einhalten und vorher oder gleichzeitig auch eine Bitte an ſeinen lieben König richten, der doch ebenfalls von Gottes Gnaden und an ſeiner Statt regiere," ſolle nicht geſtattet ſein! Was aber die Aufforderung zu Gehorſam und Treue angehe, ſo ſei ſich hier ein Jeder ſeiner Pflichten auch wohl ohnedies bewußt und wäre mithin „die Anſpielung aufs Evangelium hier wohl ſchwerlich am rechten Ort geweſen".

Die Entgegnung des Referenten war matt und unbedeutend; auch ſeine wiederholte Verſicherung, „daß er in bedenklichen Lebenslagen in der That niemals zu einem anderen Mittel zu greifen gewußt habe, als zum Gebet," vermochte nicht das Ridicüle zu entfernen, welches gerade auf dieſer Stelle ſeines Berichtes lag und das der vorige Redner ſo geſchickt ausgebeutet hatte.

Inzwiſchen hatte an dieſen perſönlichen Scharmützeln zwiſchen Berichterſtatter und Antragſteller, alſo gewiſſermaaßen zwiſchen den Führern der Parteien, die Stimmung der Verſammluug ſelbſt ſich merklich geſteigert; von Rede zu Rede, Entgegnung zu Entgegnung wuchs die gegenſeitige Heftigkeit. Schon kam es zu einzelnen perſönlichen Beſchuldigungen, zu Anklagen und Verdächtigungen, vornämlich (wie das allemal zu ſein pflegt) von derjenigen Seite, die übrigens an Gründen die ſchwächſte war, das heißt alſo hier, von Seiten der Regierung und ihrer Freunde. Schon wurde der Antragſteller mit Heftigkeit aufgefordert, Angeſichts der Verſammlung die Worte zu wiederholen, welche der König ſelbſt bei Veranlaſſung des Huldigungsfeſtes über dieſe erzbiſchöfliche Angelegenheit zu ihm geſprochen, und in denen derſelbe, neben allgemein gehaltenen Hoff-

rungen und Zuſicherungen, beſonders den Wunſch geäußert hatte, es möchte bei Gelegenheit der Huldigung keine Petition zu Gunſten des Prälaten bei ihm eingereicht werden: eine Aufforderung, der offenbar keine andere Abſicht zu Grunde lag, als die ziemlich perfide, den Antragſteller ſelbſt, durch Wiederholung der königlichen Worte, kämpfen zu laſſen gegen ſich ſelbſt und ihn zu verdächtigen gleichſam durch ſeinen eignen Mund. — Am Eifrigſten in dieſer Art der Polemik zeigte ſich ein „Abgeordneter aus dem dritten Stande". Nach den beruhigenden Erklärungen, welche der Antragſteller ſelbſt ſo eben verſichert, aus dem Munde des Königs vernommen zu haben, ſei es ihm, erklärte dieſer Redner, um ſo unbegreiflicher, wie derſelbe deſſen unerachtet einen ſolchen Antrag habe ſtellen können. Der Antragſteller wiſſe ſich ſo viel mit ſeinem Vertrauen und ſeiner Loyalität: ſo ſei es denn nachgerade Zeit ihm zu ſagen, daß er ſich damit in einer Selbſttäuſchung befinde. Oder was das für eine Art ſei, Vertrauen und Liebe zum König zu beweiſen, eine Motion zu ſtellen, wie dieſe, welche die Gemüther aufrege und die loyalen Verſicherungen der Adreſſe entkräfte? Im engliſchen Parlament (und dieſes parlamentariſche Citat war nach der Meinung des Redners gewiß nicht der geringſte Trumpf, den er ausſpielte) würde ſchon die bloße Erklärung eines Miniſters, daß Verhandlungen obſchwebten, welche durch eine weitere Beſprechung der Sache gefährdet werden könnten, hinreichend ſein, die Zurücknahme des Antrags zu erwirken — und hier nun gar habe der Landesherr ſelbſt die allerberuhigendſten königlichen Zuſicherungen gegeben! Ob man ſich wohl ſelbſt klar ſei, was man eigentlich verlange? Nichts Geringeres, als daß der König öffentlich mißbillige und redreſſire, was auszuführen ſein königlicher Vater als eine ſchmerzliche Nothwendigkeit erachtet. Aber freilich, man ſcheine die Sache abſichtlich aus dem kirchlichen Gebiet in ein „geſetzliches Labyrinth" herüberziehen zu wollen. Der Redner dagegen ſei überzeugt und wiſſe, daß durch ſtarres Feſthalten am abſtrakten Recht das Glück der Provinz nicht gefördert werde. Sie hätten das Glück, einen König zu beſitzen, den in dieſen verhängnißvollen Zeiten Gott ſelbſt zum Schutz und Heil aller Deutſchen auf den Thron berufen; alle Deutſche hätten gewiſſe Rechte an dieſen König, ganz Deutſchland preiſe und bewundere ihn: es ſehe aber auch auf die rheiniſchen Stände, ob dieſe die ſchwere Verant-

wortlichkeit auf ſich laden würden, „einen ſolchen König zu betrüben“ und ihn zu entmuthigen in ſeinem edlen Streben. Die Geſchichte werde ihrer Aller Namen aufzeichnen, auch den des Antragsſtellers, der ſich vielleicht den falſchen Ruhm einer „ganz rückſichtsloſen“ Liberalität erwerben werde, aber eine Bürgerkrone ganz gewiß nicht. — Der Redner zählte weiter die Verdienſte auf, welche ſchon Friedrich Wilhelm der Dritte ſich um die Herſtellung des Kirchenſtaats erworben, ſowie die Wohlthaten, die er der katholiſchen Kirche des Rheinlandes zugewandt; er erinnerte an die Freiheiten, die er ihr zugeſtanden, an die Bisthümer, die er eingeſetzt, die Kirchen und Klöſter, die er ihr zurückgegeben, die wiederholten und anſehnlichen Summen, die er zur Verbeſſerung der Pfarrergehalte bewilligt. Und für Alles dies könne man ſich undankbar bezeigen? und das Grabgewölbe eines ſolchen Königs könne man „entweihen“ wollen durch Annahme einer ſo „heilloſen“ Motion? Nimmermehr: kein fremdartiger, ſondern der „alte biedere deutſche Geiſt“ werde die Stände beſeelen und ihre Abſtimmung leiten in ganzem Vertrauen zu dem Könige! —

Es war, ſollte nicht die ganze Debatte in gegenſeitige perſönliche Beſchuldigungen und Anklagen verlaufen, die höchſte Zeit, daß dieſem gehäſſig leidenſchaftlichen Gange derſelben ein Ziel geſetzt ward. Dieſes Verdienſt erwarb ſich der „Deputirte aus dem Stande der Ritterſchaft“, welcher zunächſt das Wort ergriff, und zwar, wie im Bericht ausdrücklich vermerkt ward, vom Platze des Referenten aus. Auch er unterſtützte den Monheim'ſchen Antrag. Gerechtigkeit, ſagte er unter Anderm, ſei die ſicherſte Stütze der Staaten; umzukehren auf der Bahn des Irrthums, könne ſo wenig einer ganzen Regierung wie einem Einzelnen zu Schaden oder Vorwurf gereichen. Daß aber die preußiſche Regierung mit den außerordentlichen Anklagen, welche ſie Anfangs gegen den Erzbiſchof erhoben und auf die hin ſeine Verhaftung erfolgt, ſich im Irrthum befunden habe, das ſei von ihr ſelbſt eingeſtanden durch das tiefe Stillſchweigen, in welchem ſie ſelbſt ſeitdem dieſe Anklagen begraben. Der verſtorbene König habe durch ſein Leben wie ſeinen Tod bewieſen, daß die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens und Gerechtigkeit ihm ſtets das Höchſte und Heiligſte geweſen. Wenn dieſem großen und chriſtlichen Könige die innern Verhältniſſe der katholiſchen Kirche bei alledem fremd geweſen, wenn er ſie nur von ſeinem confeſſionellen Stand-

punkte aus betrachtet und, von der Wahrheit seiner Lehre durchdrungen, auch Anderen dieselbe zugänglich zu machen gesucht habe, so gebe er der Geschichte das Urtheil anheim, in wie weit dies ein politischer Fehler gewesen; daß es aber kein Fehler des Herzens gewesen, darüber sei schon jetzt weder ihm, dem Redner, noch überhaupt den katholischen Unterthanen des Königs ein Zweifel. Das Buch der Bücher selbst sage, daß der Gerechte sieben Mal falle an einem Tage: wie sollten denn sie, die katholischen Unterthanen des frommen dahingeschiedenen Königs, eines Irrthums wegen, in den er obenein nur aus Liebe zu ihnen verfallen, Gefühle der Bitterkeit nähren in ihren Herzen? wie deshalb Anstand nehmen, ihm die schönste Krone zuzugestehen, die seine Stirn geziert, die Krone der Gerechtigkeit? Nein: fern sei es von ihnen, so lieblos zu denken; fern aber möge es auch von den Andersglaubenden sein, sie, uneingedenk der Vorschriften ihres gemeinsamen christlichen Glaubens, solcher lieblosen Gedanken fähig zu halten. — Jetzt hätten sie nun einen neuen König gewonnen, und zwar einen solchen, von dem ein Jeder die Ueberzeugung in sich trage, daß ein edleres Herz nie auf einem königlichen Thron geschlagen. Wenn sie nun mit diesen Gefühlen ihre Blicke auf die vorliegende Frage richteten; wenn sie sich erinnerten, welchen Ausgang derselbe Streit in einer andern Provinz genommen; wenn sie in Erwägung zögen, daß keine Thatsache, kein Actenstück auch hier einem gleich gerechten, gleich glücklichen Ausgang entgegenstände; wenn sie ferner bedächten, daß der Tod des Erzbischofs von Köln, der in der That jeden Augenblick möglich sei, in der Geschichte Preußens die Festung Minden in einen unverlöschlichen Widerspruch bringen würde „mit jener bei Weitem stärkeren Festung der Mühle von Sanssouci"; wenn sie dies und Anderes mehr ins Auge faßten, wer von den Ständen alsdann noch zweifeln könne, daß es hier Pflicht sei zu reden und nicht zu schweigen? daß es Pflicht sei, unerläßliche Pflicht, den König zu bitten, daß er auch dem Erzbischof von Köln dasjenige gewähre, was bisher in der Geschichte Preußens auch nicht dem geringsten Unterthan verweigert worden?! — Der Redner wandte sich darauf, mit wahrhaft würdigen und ergreifenden Worten, an die „Herren anderer Confession," als für die noch ein ganz besonderer Grund vorliege, den Monheimschen Antrag zu unterstützen. Seit der großen Religionsspaltung,

ſeit zuerſt der Name der Evangeliſchen in Deutſchland aufgetaucht, ſei die Einheit Deutſchlands grundſätzlich geſtört, ſeine Kraft gelähmt geweſen. Jahrhunderte ſeien vergangen ſeitdem in blutigem Hader, bis endlich dieſe Kämpfe aus dem Gebiet der Politik ſich zurückgezogen auf das Gebiet der Lehre, wohin ſie gehörten und wo ſie mit ehrlichen Waffen möchten ausgefochten werden. Die politiſche Einheit Deutſchlands ſei heutzutage das Ziel, nach welchem Alle ſtrebten; in ihre aber, die Hand der Evangeliſchen, ſei es in dieſem Augenblick gegeben, das, was auf dieſem Wege bereits erreicht worden, jetzt aufs Innigſte zu befeſtigen. „Wir verlangen", rief der Redner, „nichts von Ihrem Glauben, nichts von Ihrer Lehre: nur von Ihrem Rechtsgefühl verlangen wir, daß Sie mit uns den König bitten, dem Erzbiſchof von Köln daſſelbe zu Theil werden zu laſſen, was Sie für den Geringſten der Ihrigen ſtets zu fordern bereit ſein werden!"

Der Redner ging demnächſt die vom Ausſchuß aufgeſtellten Gegengründe noch einmal durch; er wies noch einmal und nicht ohne gelehrten Aufwand die trügeriſche Spitzfindigkeit der einen, die thatſächliche Unbegründetheit der andern nach. Der Ausſchußbericht, fuhr er fort, verweiſe drittens auf die zwiſchen dem Könige und dem Papſt über dieſen Gegenſtand ſchwebenden Verhandlungen, in welche die Petition der Stände nicht ſtörend eingreifen ſolle. Ganz gewiß ſähe auch er und mit ihm die Vielen in dieſer Verſammlung, welche die Anſichten des Antragſtellers theilten, mit gleicher Spannung, gleich heißen Wünſchen auf dieſe Verhandlungen hin. Gleichwohl, wenn ſie aufrichtig ſein wollten, ſo müßten die Stände ſich doch ſelbſt ſagen, daß über den eigentlichen Stand, Verlauf und Ausgang dieſer Verhandlungen Niemand von ihnen auch nur etwas Zuverläſſiges zu ſagen wiſſe. Jedenfalls könnten dieſelben, möglicher Weiſe, doch auch mißlingen: und ſie, die Stände, kämen erſt nach zwei Jahren wieder hier zuſammen! Was inzwiſchen werden ſolle, wenn die Verhandlungen ihren Zweck nun nicht erreichten und der Erzbiſchof auf ſeinem Recht beſtände? Es bliebe ja dann doch immer nur Ein Weg übrig, ein Weg, der allein vereinbar ſei mit der Ehre und Würde der Regierung ſowie mit der Pietät gegen den verſtorbenen König, derſelbe Weg, den der Antragſteller bezeichnet: daß dem Erzbiſchof ſein Recht werde. Auch gebe es ein leichtes Mittel, den eingebrachten

Antrag in Einklang zu ſetzen mit den Rückſichten, welche der Ausſchußbericht für die obſchwebenden Verhandlungen fordere. Nämlich man dürfe demſelben nur folgende veränderte Faſſung geben, wie er, der Redner, im Einverſtändniß mit dem urſprünglichen Antragſteller, es hiemit thue: „Se. Majeſtät zu bitten, für den Fall, daß die oft erwähnten Verhandlungen zu einer gegenſeitigen Verſtändigung nicht führen ſollten, alsdann zur Beruhigung der Provinz entweder dem Erzbiſchof Clemens Auguſt ſeine volle geſetzliche Freiheit und Amtswirkſamkeit wieder zu geben — oder aber allergnädigſt zu befehlen, daß über die gegen denſelben veröffentlichten Beſchuldigungen den beſtehenden Geſetzen gemäß verfahren und erkannt werde" — und wolle er dieſen modificirten Antrag hiemit als eventuelles Amendement eingebracht haben.

Zum Schluß wandte dieſer Redner (und bei der würdigen und überlegnen Haltung, welche er ſelbſt bewieſen, ſtand ihm dieſes Cenſoramt wohl zu) ſich noch gegen „einige im Lauf der Verhandlungen gebrauchte Ausdrücke", die, verſtanden oder mißverſtanden, jedenfalls Veranlaſſung geben könnten, als perſönliche Verdächtigungen betrachtet zu werden. Sie, welche den vorliegenden Antrag unterſtützten, verdächtigten Niemand, der ihre Anſichten nicht theile; ſie glaubten aber auch daſſelbe fordern zu dürfen für ſich. Namentlich in dem Vortrage des Berichterſtatters hätten ſich die unverkennbarſten Spuren ſolcher Verdächtigungen gefunden; ob dieſelben jedoch der Würde der Verſammlung entſprächen, ob ſie das Vertrauen kräftigten, den Frieden beförderten, das glaube er dreiſt dem Urtheil der Verſammlung ſelbſt überlaſſen zu dürfen. „Ich will", ſchloß der Redner, „mit offnen Waffen ſtreiten, ich will Ihnen in dieſem wichtigen Augenblick nichts von dem vorenthalten, was in meinem Herzen vorgeht. Ich bekenne es hiemit offen und frei, ich habe außer dem allgemeinen Intereſſe noch ein anderes, und zwar ein rein perſönliches, welches mich beſtimmt, dem Antrage das Wort zu reden. Hören Sie mich und richten Sie auch darüber. Der Himmel hat mich mit ſechs Söhnen geſegnet. Was ich denſelben an irdiſchen Gütern hinterlaſſen werde, ſteht in Gottes Hand. Doch in meine Hand iſt es gelegt, ihnen das Bewußtſein zu hinterlaſſen, daß ich nie geſchwiegen da, wo es galt, für Wahrheit und Recht meine Stimme zu erheben. Daß aber dies das einzige Motiv, das mich

leitet, das versichere ich Sie bei Allem, was mir heilig und theuer im Leben ist und jemals im Leben heilig und theuer war!" —

Ihr zuckt die Achseln, wie? und findet es unbegreiflich, wie ein Mann, der übrigens eine so edle, so sachgemäße Beredsamkeit an den Tag gelegt, sich schließlich in solche sentimentale Phraseologie verlaufen kann? Ganz wohl: aber — „Diese mit tiefem Gefühl gesprochenen Worte", setzt der officielle Bericht bei dieser Stelle hinzu, „erregten bei der Versammlung große Theilnahme". —

Wahrlich, die Regierung und ihre Freunde befanden sich in einer bedauernswerthen Lage, einer Lage, nicht unähnlich jener so überaus peinlichen, in der wir uns mitunter im Traum befinden, wo ein Wort, eine Bewegung uns von einer drohenden Gefahr erretten könnten — und wir sind gebunden, starr, todt, bezaubert, und wissen es und können das Wort nicht aussprechen, können die Hand nicht rühren! Eine solche Bezauberung fand auch hier statt: der Staat, wie er sich so gern nannte, der Bildung und der Intelligenz, in einer Angelegenheit, wo er ganz unzweifelhaft das Recht der Humanität und der Sittlichkeit auf seiner Seite hatte, gegenüber den Angriffen der Katholiken — welche Umkehrung aller Verhältnisse ist das?! Sie sprechen von Recht und Freiheit, sie rufen die erhabene Idee der Gerechtigkeit und Gleichheit an — und er, der Staat der Bildung, der Verfechter des Protestantismus, er hat nichts als ein ohnmächtiges Gestammle von „Vertrauen und Rücksichten" und noch einmal „Rücksichten und Vertrauen?!" — Wir haben bereits gesagt, was der eigentliche Grund dieser Verkehrung und welche tiefliegende, welche wahrhaft zerstörende Krankheit in dieser märchenhaften Erscheinung zu Tage kam: freilich hatte der preußische Staat in dieser Angelegenheit das Princip der Freiheit und des Rechts vertreten, aber er hatte es vertreten auf eine unfreie und unberechtigte Weise; er hatte die Freiheit der Idee und das höhere, das geistige Recht vertheidigt, indem er, willkürlich, tyrannisch, das geschriebene Recht und die gesetzliche Freiheit der Personen verletzt hatte — und so unglücklich organisirt war dieser Staat, oder vielmehr so desorganisirt, daß er kein Organ zur Ausgleichung dieses Widerspruchs in sich trug. Gendarmen und Bayonette, siehe da, die ganze Zuflucht dieser Staatsweisheit. Allein wir wiederholen es: Gendarmen und Bayonette reichen

nicht einmal aus, einen Tyrannen zu ſichern, geſchweige denn die Freiheit.

Die Debatte wurde noch geraume Zeit von beiden Seiten mit Eifer fortgeſetzt. Namentlich wurde von Seiten der katholiſchen Partei noch die vom Berichterſtatter und auch ſonſt mehrfach geäußerte Vorausſetzung, als ob der Monheimſche Antrag Niemand unangenehmer ſein würde, als dem Erzbiſchof ſelbſt, als völlig grundlos widerlegt; der Prälat erwarte und verlange im Gegentheil, wie mehre Mitglieder erſt kürzlich aus ſeinem eignen Munde gehört zu haben verſicherten, ganz daſſelbe für ſich, wie der Monheimſche Antrag, und auch die feſte Erwartung habe er geäußert, daß der rheiniſche Landtag ſich ſeiner Angelegenheit annehmen werde. — Von der andern Seite wurden noch verſchiedene Naivetäten zum Beſten gegeben: wie denn zum Beiſpiel ein „Mitglied der Ritterſchaft" allen Ernſtes glaubte die Frage ſtellen zu müſſen: „wenn ſoviel geklagt würde über die dem Erzbiſchof zugefügte Kränkung, ſo möge er doch einmal wiſſen, wo denn der König Recht zu nehmen habe gegen die drei heftigen Allocutionen und die nicht minder heftige Denkſchrift des Papſtes, die doch von Beleidigungen wimmelten!" — Doch wird es, glauben wir, an dem bisher Mitgetheilten genügen, Gang und Charakter der Debatte darzuſtellen.

Es wurde demnach endlich zur Abſtimmung geſchritten: zuerſt über den urſprünglichen Monheimſchen Antrag, der mit ſiebenundvierzig gegen einunddreißig Stimmen verworfen ward; ſodann über das eben mitgetheilte Amendement, das mit dreiundvierzig gegen fünfunddreißig Stimmen daſſelbe Schickſal theilte — ein Reſultat, das unbegreiflich erſcheint, wenn man nur das parlamentariſche Gefecht im Auge behält: denn in dieſem war die Kraft der Gründe, die Gewalt der Darſtellung, der Triumph der Beredſamkeit unzweifelhaft auf Seiten der katholiſchen Partei geweſen — und das ſich dennoch leicht erklärt: erſtlich, wenn wir die Zuſammenſetzung dieſer Landtage erwägen, welche der Regierung ein für allemal, und gerade in den ſchwierigſten Fragen am Gewiſſeſten, das Uebergewicht ſicherte. Zweitens aber, wie wir ſchon im Eingang dieſes Kapitels erinnert haben, war die erzbiſchöfliche Angelegenheit überhaupt nur der willkommene Ableiter geweſen, in dem Alles, was von Widerſpruchsgeiſt in der Verſammlung exiſtirte, ſich ergoß; es war

dieſer Partei weit weniger um den Sieg ſelbſt zu thun: dieſer möglicher Weiſe würde ihr ſelbſt höchſt unbequem gefallen ſein — als um die Oppoſition! als darum nur, die Schäden des Staates aufzudecken und in behaglicher Schadenfreude darin zu wühlen! Nicht ſie ſelbſt wollte ſiegen, ſondern nur der Regierung wollte ſie Verlegenheit bereiten; die moraliſche Niederlage genügte ihr vollkommen.

Und leider Gottes, ſie konnte es: denn ſie war vollſtändig; die katholiſche Partei hatte in der Debatte geſiegt — was da geſiegt? Ueberwältigt, erdrückt, zum Geſpött gemacht hatte ſie den ungeſchickten, verſtummenden, hilfloſen Gegner — was, nach dieſem geiſtigen Lorbeer, konnte es nun noch auf das Reſultat der Abſtimmung ankommen? einer Abſtimmung, welche, ehrlich zu ſagen, auch wenn ſie für den Antrag ausgefallen wäre, dennoch nichts in der Sachlage entſchieden hätte? Und das ganz einfach, weil dieſe Stände überhaupt nichts zu entſcheiden hatten und weil der Regierung ihr Nein noch weniger gegolten hätte als ihr Ja: dies ließ ſie ſich wenigſtens gefallen und das Anſehen der Stände blieb geſchont, an dem Nein wäre ihre ganze praktiſche Ohnmacht zum Vorſchein gekommen.

Als ein Sieg daher wurde dieſe ganze Verhandlung auch von der katholiſchen Partei ſelbſt betrachtet; die außerpreußiſchen Organe derſelben, beſonders der fränkiſche Merkur und die erſt kürzlich entſtandene Oberdeutſche Zeitung, ſchlugen ein lautes Triumphgeſchrei auf und theilten in einer Vollſtändigkeit, gegen welche die officiellen Quellen der preußiſchen Berichte ſich nur ſehr ärmlich ausnahmen, die einzelnen Reden und Debatten, ſogar die Namen der Abſtimmenden mit. — Die Bürgerſchaft von Achen aber, zu Ende des Landtags, empfing ihren heimkehrenden Deputirten mit den lebhafteſten Ehrenbezeugungen: koſtbare Geſchenke, Feſteſſen und Reden feierten den „hochherzigen Vertreter bürgerlicher Wohlfahrt, den muthigen Vertreter der katholiſchen Sache". — Aehnliches geſchah in Koblenz, beſonders dem Stadtrath Diez, der ſich ebenfalls in der erzbiſchöflichen Debatte mehrfach hervorgethan hatte. Unter den unzähligen Toaſten, welche, nach deutſcher Sitte, bei dieſer Gelegenheit ausgebracht wurden, befand ſich an beiden Orten, in Achen und Koblenz, auch einer „auf die ſtändiſche Wirkſamkeit" — und das war viel-

leicht das Bedeutendſte und Merkwürdigſte an dieſer ganzen Jubelhiſtorie. —

Mit Erledigung dieſer erzbiſchöflichen Angelegenheit war nun aber auch, wie ſchon oben geſagt, die eigentliche Bedeutung des rheiniſchen Landtags und dies dramatiſche Intereſſe, das er bisher gewährt hatte, vorüber. Wir beſchränken uns daher auch auf dieſer Stelle, aus der Fülle ſeiner übrigen Verhandlungen, Anträge und Petitionen, nur auf wenige bruchſtückweiſe Notizen. — Die Propoſitionen wegen der Ausſchüſſe ꝛc., ſchon von den übrigen Landtagen genügend erörtert, ja gewiſſermaßen ſchon zum Abſchluß gebracht, konnten zu keiner beſonders wichtigen Debatte mehr Stoff geben. Doch wurde eine beſondere Adreſſe beſchloſſen, in welcher die Bitte ausgeſprochen ward, um unverkürzten Abdruck der Landtagsprotokolle, in ihrer urſprünglichen Faſſung und mit Einführung der Namen der einzelnen Redner. — Auch die Erweiterung der Wählbarkeit zum Landtag im dritten, dem Stand der Städte, wurde in Antrag gebracht: in der Art namentlich, daß die Mitglieder des Stadtraths, der Handelskammern, der Schuldentilgungskommiſſionen und einiger ähnlicher Körperſchaften ſchon vermöge dieſer ihrer Aemter zur Wahl zugelaſſen werden ſollten. Die mit der Prüfung des Geſuchs beauftragte Commiſſion befürwortete daſſelbe nur, ſo weit es die Stadträthe betraf: und auch für dieſen Reſt des Antrags ergab die Abſtimmung nur neunundreißig gegen ſiebenundzwanzig Stimmen, alſo zwar eine Majorität, ſogar eine ſehr anſehnliche — aber noch immer nicht anſehnlich genug, um nach der Geſchäftsordnung dieſer Provinziallandtage, in der zwei mal zwei keineswegs immer vier machte, Majorität zu ſein. — Auch die Behandlung der bei dem Landtage eingehenden, zwar zur Berückſichtigung, nicht aber zur Annahme empfohlenen Petitionen wurde Gegenſtand einer beſonderen Adreſſe.

In Betreff des Steuererlaſſes gingen auch die rheiniſchen Stände mit ihren Anſichten und Rathſchlägen vielfach auseinander; unentgeltlicher Unterricht, Kranken- und Armenpflege, Erlaß der Brau- oder Salzſteuer, Aufhebung der Lotterie, Verminderung der Klaſſen-, Verminderung oder Aufhebung der Schlacht- und Mahlſteuer für die ärmeren Klaſſen und eine Menge ähnlicher Projecte wurden in Vorſchlag gebracht. Zuletzt vereinigte die Verſamm-

lung ſich dahin, die baare Ueberweiſung abzulehnen und den Erlaß auf eine Ermäßigung theils der Klaſſen-, theils der Schlacht- und Mahlſteuer, nach gewiſſen näher feſtgeſetzten Kategorieen, zu vertheilen.

Eine, für die beſondern Verhältniſſe der Rheinprovinz überaus wichtige Propoſition wurde dem Landtag erſt im Lauf ſeiner Verhandlungen mitgetheilt: diejenige nämlich wegen zu beſchränkender Parcellirung des Grundeigenthums. Die immer weiter gehende Parcellirung des Grundeigenthums, behauptete der Geſetzentwurf, wie dieſelbe namentlich in der Rheinprovinz geübt werde, ſei von den größten Nachtheilen für die Cultur ſelbſt begleitet. Dieſe zu verhindern, ſollte die Theilung der Parcellen in Zukunft auf ein Minimum, je nach den verſchiedenen Culturarten, eingeſchränkt werden; über das Maß dieſes Minimums ſollten die Kreisſtände, in letzter Inſtanz aber das Miniſterium des Innern beſchließen. — Dies in Kürze der Inhalt eines Geſetzes, das ſo tief in die örtlichen Verhältniſſe eingriff und das eben deshalb ein Gegenſtand der lebhafteſten Debatten ward. Wir heben aus derſelben folgende Stellen, als charakteriſtiſch und von allgemeinerer Bedeutung, hervor. — Schon der vorberathende Ausſchuß erklärte ſich für Verwerfung des Geſetzesvorſchlags. Derſelbe (ſagte einer der Referenten) ſei unſtreitig einer der wichtigſten des gegenwärtigen Landtags. Er greife tief ein in die Grundfeſten der bürgerlichen Geſellſchaft, in den Beſitz und in die Familie; er beſchränke die Freiheit des erſten und die Gleichheit in der zweiten: Güter, die der größere Theil der Bewohner der Rheinprovinz zu den theuerſten Beſitzthümern, zu den unveräußerlichen Rechten unſerer Zeit zähle. — Nachdem der Redner ſodann die Annahme, von welcher der Geſetzentwurf ausgegangen, nämlich als ob die Bodentheilung in der Rheinprovinz ſchon ſo weit getrieben oder nächſtens ſo weit gediehen werde, daß die Cultur ſelbſt darunter leide, im Einzelnen als irrthümlich widerlegt, ſuchte er die Verkehrtheit nachzuweiſen, welche überhaupt darin liege, Verhältniſſe dieſer Art durch die Geſetzgebung reguliren zu wollen, da ſie ihre Regel und Maß doch allein in ſich ſelbſt und ihrer eignen natürlichen Entwicklung trügen: wobei es denn nicht abging ohne einige Seitenhiebe auf die Alleregierungsſucht der preußiſchen Bureaukratie. Mit lebhaften Farben malte er die un-

glücklichen Wirkungen aus, welche bei dieſer Lage der Sache die Annahme des Geſetzentwurfs für die Rheinprovinz haben werde. Schränke (ſagte er) die Geſetzgebung die Theilbarkeit ein, ſo werde dadurch einem großen Theil der gegenwärtigen Beſitzer die Befugniß geraubt, ihr Eigenthum auf ihre Kinder gleichmäßig zu vererben; der zum ländlichen Gewerbe Erzogene werde deshalb, weil er an dem väterlichen Erbe nicht Theil habe, noch nicht gleich die Gemeinde verlaſſen; es werde eine beſitzloſe Klaſſe von Tagelöhnerfamilien entſtehen, neidiſch auf die glücklicheren Inhaber des väterlichen Erbes, unzufrieden mit dem Gouvernement, das ſie des Antheils beraubt, Bettlerfamilien, die bei jeder Aenderung des beſtehenden geſelligen Zuſtandes nur Beſſerung ihrer gezwungenen Lage hoffen könnten. Es unterliege keinem Zweifel, daß gerade die Möglichkeit, Grundbeſitz in jeder Größe nach den Vermögensverhältniſſen zu erwerben, auch für den Unbemittelten ein Sporn ſei für Fleiß und Mäßigkeit; Beiſpiele in Menge ließen ſich anführen, daß ſich derartige Familien faſt alle Genüſſe und Bequemlichkeiten verſagten, bloß um einen ihren dadurch erſtrebten erſten Erſparungen entſprechenden kleinen Antheil an der Heimath zu erlangen. Beſchränke dagegen ein Geſetz die Theilbarkeit der Parcellen, ſo erſcheine leicht die geſetzlich kleinſte ſo ſchwachen Kräften unerreichbar, das Ziel zu weit entfernt; Fleiß und Nüchternheit werde von dieſer Klaſſe der Landbewohner weichen, unter denen jetzt ſo viele Beiſpiele bewieſen, daß das inwohnende Streben nach unabhängigem Beſitz aus armen Tagelöhnern ſelbſtändige Familien gebildet habe. Fleiß, Intelligenz und Glück gäben freilich auch hier meiſtens den Ausſchlag; aber derjenige, der dermalen nicht zu Grundbeſitz gelange, werde es ſich ſelbſt und ſeinem Mißgeſchick zuſchreiben, aber nicht werde er den Staat anklagen können, daß er ihm die Möglichkeit dazu benommen habe. Freudig und ſtolz erfaſſe der Rheinländer ſeinen Beruf, treuer Wächter der bedrohten Gränze zu ſein, und mit Aufopferung werde er ihn erfüllen, da Einigkeit in der Ueberzeugung gleicher Fürſorge des Gouvernements für das Wohlergehen jedes Standes alle Klaſſen der Geſellſchaft verbinde. Wer aber dürfe ohne Beſorgniß hinüberblicken, wenn von dorther nicht Erfüllung chimäriſcher Ideen, ſondern der nächſten ſehnlichſten Wünſche geboten werden könne? Je tiefer hinab verzweigt und je

allgemeiner der Antheil am Grundbesitz, desto allgemeiner sei auch das Interesse an dem Bestehen des Staates. Daß gegenwärtig einzelne Uebelstände durch die unbeschränkte Theilbarkeit entstanden seien und noch ferner theilweise entstehen würden, könne sehr wohl zugegeben werden, ohne deshalb die weit größeren zu rechtfertigen, die aus der gezwungenen Beschränkung nothwendig hervorgehen müßten. Der Einzelne verstehe seine Interessen allemal selbst am Besten; so überlasse man es denn daher auch ihm, dasselbe selbst zu wahren!

England, äußerte ein anderer Redner, der selbst dem vierten Stande angehörte und dessen Stimme daher, verbunden mit seiner gründlichen Sachkenntniß, hier von doppeltem Gewichte war, England sei wahrlich nicht durch seine Bodencultur zu der schwindelnden Höhe gestiegen, auf welcher es jetzt sich befinde, sondern durch seinen Handel und seine Fabriken, nicht durch seine, die Vertheilung des Grundeigenthums hindernde Gesetzgebung, sondern trotz derselben. Bestände diese unheilvolle Gesetzgebung dort nicht, so würde man in der Hauptstadt Englands nicht jene vergänglichen Häuser finden, deren Dauer auf höchstens neunundneunzig Jahre berechnet werden dürfe, wenn nicht der Erbauer für einen Fremden sein Capital verwendet haben wolle; so würden längst die ausgedehnten Halden und Oeden verschwunden sein, welche einen großen Theil seiner Oberfläche einnehmen; so würde die zahlreiche Bevölkerung dieses Staates nicht mehr in Hinsicht ihres Bedarfs an Lebensmitteln vom Auslande abhängig sein; seine besitzlosen Proletarier würden dann in der belohnenden Bearbeitung eines Bodentheilchens diejenigen Subsistenzmittel in reichlicherem Maaße finden können, welche jetzt durch mehr als funfzig Millionen Thaler Armensteuer doch nur kärglich ihnen zufließen. Wenn ferner (fuhr dieser Redner fort) von den Vertheidigern des Gesetzes von einem älteren ländlichen Rechte geredet würde, welches durch ein späteres Recht verdrängt sein solle, so möchte jenes doch wohl auch namhaft gemacht werden müssen. Die ältesten Urkunden, die ältesten Stiftungsbriefe von kirchlichen und sonstigen Instituten widersprächen dem. Indessen könne es darauf wenig ankommen: die Nützlichkeit des durch die Entwicklung der Zeiten herbeigeführten Bestehenden sei es allein, was hier entscheide. Es sei eine merkwürdige

Erſcheinung, daß die Vertheidiger hiſtoriſcher Rechte und ſogenannter conſervativer Principien in ihren hiſtoriſchen Forſchungen häufig dabei ſtehen blieben, auf längſt verfloſſene Zeiträume, als Laudatores temporis acti, wohlgefällig zurück zu blicken, ohne den ferneren hiſtoriſchen Entwicklungen bis auf die Jetztzeit zu folgen. Das ächte erhaltende, das wahre conſervative Princip halte feſt an dem Beſtehenden, ohne jedoch deſſen fernere Ausbildung und Entwickelung auszuſchließen. Wer dagegen das Beſtehende erſetzt wiſſen wolle durch das Untergegangene, der huldige nicht mehr dem conſervativen Princip, ſondern dem reactionären.

Ein Mitglied des dritten Standes, der als Verfechter des Regierungsentwurfs aufgetreten, hatte ſich dabei des nicht ſehr glücklichen Gleichniſſes bedient: die Parcellen der Ländereien am obern Rhein hätten ſich dergeſtalt verkleinert, daß viele derſelben herrenlos „herumſchwebten". Hierin ſogleich ſchlug ein anderer Redner deſſelben Standes den Widerhaken ſeiner Polemik ein. Freilich wohl, höhnte er, in dieſem Falle, da die herrenloſen Parcellen nur ſo herumſchwebten, da ſei es freilich ein Leichtes, den Zweck des Geſetzes zu erreichen, dieſen nämlich, große Güter zu bilden, und zwar zu wohlfeilem Preiſe; und die Stände obenein wären auf höchſt befriedigende Weiſe der Berathung des vorliegenden Geſetzes enthoben. Die freie Verfügung über den Boden ſei vielmehr im Gegentheil die Urſache der großen Bevölkerung dieſer Provinz. Wollte man dieſe in Feſſeln legen, ſo würde ſich der Werth des Bodens auf eine beunruhigende Weiſe vermindern. Möchte der Oſten, deſſen nachtheiligere Verhältniſſe man den Rheinlanden aufdringen zu wollen ſcheine, vielmehr ſie zum Muſter nehmen! Es ſei gehohnlächelt worden von einigen Vorrednern über die Kleinheit der Grundſtücke in den meiſten Gegenden des Rheinlandes. Er, der Redner, habe vielmehr Lob deshalb erwartet, nicht Tadel. Denn wie lieb nicht müſſe der dortigen Bevölkerung der heimathliche Boden ſein, daß dieſelbe auch nicht das kleinſte Stück gern fahren laſſe! Der Beſitzſtand gäbe ein zuverſichtliches, erhebendes Gefühl; der Beſitzer von Grund und Boden, ſei dieſer auch noch ſo klein, habe ein Land, ein Vaterland — „möchte ein jeder unſerer Mitbürger wenigſtens eine Ruthe davon haben!" Man habe ge-

sprochen von alten Gesetzen und Rechten und wie es ehedem, vor Jahrhunderten gewesen. Nun, das könne man zum Theil noch sehen, in Münsterland und Westphalen, da sei Manches noch ebenso festgestellt, wie zu Zeiten Karls des Großen: aber es sei auch danach. Stillstehen (schloß dieser Redner) sei Rückschreiten. Die Bevormundungen von oben her hätten nachgerade allzuweit um sich gegriffen, sie hätten auch wohl noch Vorschriften zu gewärtigen, wie sie essen, trinken und schlafen sollten. Möge Jedem selbst es überlassen bleiben, in wie kleinen oder großen Theilen er die Muttererde bebauen wolle oder könne; das Bedürfniß allein werde auch hier die rechte Linie zu treffen wissen.

Nach solchen Reden war es denn freilich kein Wunder, daß die Regierungsvorlage verworfen ward, und zwar mit der außerordentlichen Majorität von neunundvierzig Stimmen gegen acht: ein wichtiger und denkwürdiger Protest rheinischen Unabhängigkeitssinnes und unmittelbarer praktischer Einsicht gegen die Uebergriffe und Zurechtmachereien altpreußischer Bureaukratie, zugleich aber auch ein Protest gegen die aristokratischen Gelüste, die, wie so oft, auch in diesem Falle sich hinter der Bureaukratie versteckt hatten und die der gesunde rheinische Sinn sofort herauswitterte! —

Von den Petitionen, die in außerordentlicher Anzahl eingebracht waren und auch in größerem Maße unterstützt wurden, als es bei irgend einem der anderen Landtage geschehen war, zeichneten sich besonders diejenigen aus, welche die Industrie betrafen, diese eigentliche Lebensader der Rheinprovinz und die nirgend im preußischen Staat kräftiger, fruchtbringender pulsirt, als hier. Ein eigenes Handelsministerium sollte gegründet, der Vertrag mit England, der in diesem Augenblicke noch unterhandelt ward, als der deutschen und namentlich der rheinischen Industrie verderblich, sollte aufgehoben, der Schutz der deutschen Industrie gegenüber dem Auslande überhaupt zum Gegenstande der eifrigsten Berathungen, der kräftigsten Maßregeln gemacht werden. — Auch die Verbesserung der Rechtspflege, namentlich in Appellationssachen, wurde lebhaft erörtert und ein desfalsiges Gesuch beinahe mit Stimmeneinigkeit angenommen.

Doch gehen wir über diese und einige verwandte Angelegenheiten rasch hinweg, um noch mit wenigen Worten der Debatte

über die Preſſe zu gedenken. Veranlaßt wurde dieſelbe zunächſt durch zahlreiche Petitionen, welche beim Landtag eingereicht waren und unter denen ſich beſonders die Petition der Stadt Saarbrücken durch ihre energiſche und vollſtändige Faſſung auszeichnete. Der Hauptantrag, wie er aus dieſen verſchiedenen Petitionen formulirt ward, bezweckte erſtlich die unverkürzte und tägliche Beſprechung der Landtagsverhandlungen; zweitens die „anſtändige freie" Beſprechung dieſer Verhandlungen ſowie aller innern Landesangelegenheiten in öffentlichen Blättern; endlich drittens die Erlangung eines Strafgeſetzes, das die Stelle der heutigen Präventivgeſetzgebung in Preßſachen einnehmen ſollte.

Der erſte dieſer Punkte war mittlerweile vom König, wenn auch nicht ohne weſentliche Beſchränkungen, bereits gewährt worden; deſto heftigere Debatten knüpften ſich an die beiden andern, die, wie der Antragſteller ſelbſt es ausdrückte, „mit dem rechten unverblümten Namen genannt, nichts mehr und nichts minder umfaſſen, als die für den Furchtſamen ſo ſchreckliche Preßfreiheit!" Worauf das Recht dieſer Freiheit ſich gründe und weshalb dieſelbe zu fordern, darüber erging ſich der Antragſteller ſelbſt in ſo eigenthümlichen, faſt möchten wir ſagen: ſo ächt rheinländiſchen Deductionen, daß es ſich ſchon der Mühe verlohnt, einige Sätze daraus hier auszuheben.

Nämlich er ging dabei von dem Begriff der — Gewerbefreiheit aus. Zunftzwang und Preßzwang ſeien unverkennbar aus derſelben Ideenrichtung entſproſſen: aus der Furcht vor dem möglichen Mißbrauch. Beiden liege daſſelbe Bevormundungsſyſtem zu Grunde und daraus wieder ſei das Präventionsprincip entſtanden, welches die freie Entwicklung hemme, während das Repreſſivmittel, wo hinterher geſtraft oder durch Schaden klug gemacht werde, dieſelbe erleichtere. Ueberhaupt müſſe das Bevormundungsſyſtem verlaſſen werden; überall, wo dies geſchehen und Freiheit, als Reſultat der Ordnung, in ſeine Stelle getreten ſei, da hätten die Zuſtände ſich auch allemal, in raſchem und großem Fortſchritt, verbeſſert. — Das verlange er nun alſo auch für die Preſſe. Nicht zwar ſo (corrigirte er ſogleich ſich ſelbſt) als ob er einen Zuſtand wirklicher, ganzer und baarer Preßfreiheit wolle, bei welchem Mißbrauch die Regel und guter Gebrauch die Aus-

nahme ſei und die uns daher mit Recht mit Ekel erfülle: ſondern nur das wolle er, daß das „Gewerbe der Preſſe" von der allgemeinen Freiheit der Gewerbe nicht ausgeſchloſſen ſei, wie es noch immer der Fall und wobei der innerliche Widerſpruch als eine „klaſſiſche Inconſequenz" erſcheine. „Die Arbeiten von Armen und Beinen", rief der Redner, „ſind frei, diejenigen des Kopfes werden bevormundet. Von größeren Köpfen ohne Zweifel? — Gott bewahre! darauf kommt es bei den Cenſoren nicht an: wem Gott ein Amt giebt — und ſo weiter". Dieſe gewerbloſe Preßfreiheit ſolle nun aber keineswegs all und Jedem zukommen, bei Leibe nicht: ſondern nur den „befugten" Autoren, die „unbefugten" ſollten unter Cenſur bleiben. Was nun befugte und unbefugte Autoren wären? Ei ganz einfach: wie die Ausübung eines verliehenen Rechtes immerhin, auch in der Gewerbfreiheit, an irgend eine Bedingung geknüpft werde, welche, nach Maßgabe des Fachs, leichter ſei oder ſchwerer zu erfüllen, wie beiſpielsweiſe namentlich die Maurer-, Zimmer- und Baumeiſter „recht verſtändige Bedingungen" zu erfüllen hätten, ſo müßten dergleichen „Merkmale der Befähigung" auch für die Schriftſteller aufgefunden und feſtgeſetzt werden; eine Hexerei werde das ja auch wohl nicht ſein, man könne das „den Räthen überlaſſen", welche das beantragte Geſetz würden auszuarbeiten haben.

Alſo allen Ernſtes jene literariſche Pairie, die ſchon einmal, zu Anfang des Jahres, Gerüchtweiſe das Publikum in Bewegung geſetzt hatte und von der früher die Rede geweſen iſt! Es iſt immerhin intereſſant, einmal zurückzublicken aus unſern heutigen Zuſtänden auf die Miſere, der wir kaum entronnen und die doch für das Bewußtſein der Meiſten ſchon hinter uns liegt, als hätte ſie nie exiſtirt, und ſich zu vergegenwärtigen, welche Unklarheit und welche winzige Beſchränktheit in den Köpfen dieſer Landtagsmänner herrſchte, ſelbſt noch in den redlichſten, den beſten; es erklärt ſich daraus gar Manches, nicht bloß für die Vergangenheit, ſondern auch für den gegenwärtigen, heutigen Tag. —

Dieſem Antragſteller war es denn auch gar nicht Recht, daß der vorberathende Ausſchuß ſogar noch über ſeinen Vorſchlag hinausgegangen war und nicht nur dieſen, ſondern überhaupt die Einführung einer Strafgeſetzgebung, unter Aufhebung der bisherigen

präventiven Cenſur, ſowie bis dahin, daß dies geſchehen ſein würde, möglichſte Milderung der Cenſurſtrenge, anempfohlen hatte: das war ihm ein Uebermaß, gegen das er ernſtlichen Proteſt einlegte!

Andere legten nur ſpaßhaften Proteſt ein: wir meinen jene Mitglieder des erſten und zweiten Standes, welche die Bedeutung der Preſſe überhaupt verdächtigten und die von der Regierung ſo gern gebrauchte Kategorie der „ſchlechten Geſinnung", unter frommem Augenverdrehen, auch in dieſe Debatte übertrugen. Ein „Mitglied des dritten Standes" erklärte mit großer Selbſtgenügſamkeit und in breiteſter Ausführung, daß „der wahre redliche Patriot nicht die Regung in ſich zu unterdrücken vermöge, Conſtitution und Preßfreiheit ſeien nicht da für das Wohl des Volkes, ſondern nur für die Befriedigung des Ehrgeizes Einzelner und die Herrſchaft der Parteien." — Ein Redner der Ritterbank wollte in jeder Provinz eine cenſurfreie Zeitung, — aber auch nur eine einzige — und was der närriſchen oder auch bloß thörichten Angriffe, Einwendungen und Vorſchläge mehr waren. Nach langem Hin- und Herreden, beſonders auch über die Fragſtellung, nachdem die Verſammlung ſich aus dem Munde eines bäuerlichen Deputirten, nicht ohne Grund, hatte müſſen ſagen laſſen, „ſie ſchleiche um dſe Sache herum, wie die Katze um den heißen Brei," wurde die Frage: ob die Verſammlung beſchließe, an Se. Majeſtät den König, die Bitte zu richten, die Angelegenheiten der Preſſe durch ein allen Willkürlichkeiten der einzelnen Cenſoren möglichſt vorbeugendes Cenſurgeſetz zu ordnen? mit neunundfunfzig gegen fünf Stimmen bejaht. — Freilich war die Frage, in dieſer Faſſung, gerade verwäſſert und vernüchtert genug, um auf ſolchem Landtage ſolche Majorität zu finden.

Im Uebrigen war dieſe Angelegenheit (Juli 19.) eine der letzten, welche der Landtag erörterte: ſechs Tage darauf, den 25. deſſelben Monats, wurde er feierlich geſchloſſen.

Achtes Kapitel.

Der Landtagsabſchied; Commiſſion zur Berathung derſelben unter dem Vorſitze des Prinzen von Preußen. Späte und vereinzelte Bekanntmachung der Abſchiede. — Allgemeine Beſcheide: Ausſchüſſe, Steuererlaß, Petitionen wegen Erweiterung der Wahlberechtigung; Lotterieangelegenheit. — Die einzelnen Abſchiede: an die Brandenburgiſchen Stände (Belobung des ausſchließlich provinzialen Standpunktes; Patrimonialgerichte, Handelskammer); — ferner an die Pommerſchen (Zunftzeit, Handelsminiſterium); — die Weſtphäliſchen; — die Poſener (ſtrenge Zurechtweiſungen; das Ablöſungsgeſetz; Landrathswahlen; die ehemaligen Warſchauiſchen Offiziere, die Kartelconventionen mit Rußland); die Schleſiſchen (Belobung, ruſſiſche Grenzſperre); — die preußiſchen (Schreiben des Herrn von Brünneck wegen Zuſicherungen der Preſſe ausdrückliche Belobung; Provinzialrechte, Handelsminiſterium); endlich an die rheiniſchen Stände (erzbiſchöfliche Angelegenheit; verheißener Aufenthalt des Königs in der Rheinprovinz; Geſetz wegen Beſchränkung der Parcellirungen zurückgezogen; Miniſterialreſcript wegen der nicht unterſtützten Petitionen motivirt; Handelsminiſterium, Vertrag mit England, Schutz der Induſtrie; Gemeindeangelegenheit; Erleichterung der Wege; Kölner Dom).

Um dieſe ganze ſtändiſche Angelegenheit an dieſer Stelle auf einmal und im Zuſammenhange zu erledigen, wollen wir hier ſogleich auch das Hauptſächlichſte aus den Landtagsabſchieden anſchließen: wennſchon die Zeitfolge der Ereigniſſe dadurch allerdings einigermaßen verletzt wird.

Allerdings nämlich war die Commiſſion zur Berathung derſelben, beſtehend aus den Oberpräſidenten der Provinzen und den

Landtagsmarſchällen, bereits in den letzten Tagen des Mai zuſammengetreten, in derſelben Woche, da der rheiniſche Landtag überhaupt erſt eröffnet ward. Der Vorſitz in dieſer Commiſſion war durch königliche Cabinetsordre an den Prinzen von Preußen übertragen worden: ein Umſtand, der im Publikum nicht eben zum Angenehmſten vermerkt ward. Denn mit Recht oder Unrecht, genug, der Prinz galt als ein entſchiedener, hartnäckiger Gegner aller politiſchen Reformen, ſogar auch derjenigen, die von ſeinem königlichen Bruder ſelbſt in Ausſicht geſtellt wurden: weshalb man denn in dieſer Ernennung von vorn herein ein ſchlechtes Prognoſtikon für die zu erlaſſenden Abſchiede, ſowie überhaupt für die verheißene Fortentwicklung der ſtändiſchen Einrichtungen erblicken wollte.

Allein trotz dieſes zeitigen Anfangs der Berathungen erfolgte die Veröffentlichung der Abſchiede doch erſt ziemlich ſpät und in ſehr ungleichen Terminen: die an Pommern, Sachſen, Schleſien, Poſen und Weſtphalen im Laufe des Auguſt, der preußiſche und rheiniſche im November, und der an die brandenburgiſchen Stände gar erſt in der letzten Hälfte des December. Wir faſſen, der bequemern Ueberſicht halber, die weſentlichſten derjenigen Punkte, welche ſämmtlichen Abſchieden gemeinſam ſind, zuſammen und laſſen dann, was etwa an den einzelnen bemerkenswerth erſcheint, in derſelben Ordnung folgen, in der wir über die Verhandlungen der Landtage ſelbſt berichtet haben.

In Betreff der Ausſchüſſe wurde die Dankbarkeit, mit welcher die Stände dies königliche Geſchenk entgegengenommen, gebilligt und belobt; einzelne formelle Punkte von untergeordneter Bedeutung, wie ſie hie und da in Antrag gebracht worden, wurden zugeſtanden. Dagegen, was den wichtigſten von allen, den außerordentlich zu berufenden Landtag und deſſen definitive Bildung anbetraf, ſo wurde einfach auf das Geſetz hingewieſen, welches demnächſt darüber erlaſſen und durch das alsdann auch die desfallſigen verſchiedentlichen Anträge und Vorſchläge der Stände ihre Erledigung finden würden. Die Ausſchußwahlen wurden durchgängig beſtätigt.

Auch die ſtändiſchen Gutachten wegen des Wahlreglements wurden durch Hinweiſung auf die „weitere Bearbeitung des Gegenſtandes“ erledigt, bei der ſie dann ebenfalls zu reiflicher Erwägung kommen ſollten.

Wörtlich ebenſo wegen des Steuererlaſſes: nur daß hier noch darauf hingewieſen ward, wie dies ein Gegenſtand ſei, über den nicht nach den Vorſchlägen einer einzelnen Provinz entſchieden werden könne, ſondern nur im Intereſſe des Ganzen, wobei allerdings das Gutachten jeder einzelnen Provinz zur Erwägung kommen würde. Dieſe Bemerkung fand ſich in verſchiedenen Wendungen wiederholt, am Eindringlichſten in den Abſchieden an die ſächſiſchen und die poſenſchen Stände, diejenigen alſo, welche, wie unſere Leſer ſich entſinnen werden, eben in dieſer Beziehung gerade die ausdrücklichſten und beſonderſten Anträge geſtellt hatten. Ohne Zweifel war dieſe Erinnerung auch ganz richtig: aber warum hatte man alsdann die Landtage einzeln darum befragt? —

Und ſo, der Reihe nach, wiederholte derſelbe Refrain ſich bei ſämmtlichen Propoſitionen, welche die Regierung den Ständen gemacht hatte: überall wurde den Ständen verſprochen, daß ihre Meinung bei der „weiteren Bearbeitung dieſer Gegenſtände" „reiflichſt erwogen und möglichſt berückſichtigt" werden ſollten: „reiflichſt" und „möglichſt" — was konnte der Menſch mehr verlangen?!

Auch unter den Petitionen hatten ſich einige befunden, welche von verſchiedenen Landtagen übereinſtimmend eingebracht worden; dieſelben wurden in den Landtagsabſchieden ebenfalls übereinſtimmend erledigt — das heißt abgewieſen. So namentlich die Erweiterung der ſtändiſchen Wählbarkeit für den dritten, den Stand der Städte, insbeſondere durch Aufhebung oder Ermäßigung des zehnjährigen Grundbeſitzes, welche, wie oben erwähnt, von mehren Landtagen, dem märkiſchen, ſächſiſchen, weſtphäliſchen, ſchleſiſchen, übereinſtimmend in Antrag gebracht worden. Dieſe Bedingung des zehnjährigen Grundbeſitzes, hieß es dagegen in den Landtagsabſchieden, ſei von des hochſeligen Königs Majeſtät als „dem Weſen der ſtändiſchen Verfaſſung durchaus entſprechend" feſtgeſetzt worden und könne daher auf eine Aenderung derſelben „nicht eingegangen werden." — In Betreff der Lotterie, deren Aufhebung ebenfalls von mehren Landtagen beantragt worden, ſelbſt ſolchen, die ſonſt mit Allem zufrieden waren, begnügte die Regierung ſich auf einige inzwiſchen vorgenommene unweſentliche Veränderungen zu verweiſen; die Aufhebung ſelbſt wurde als „unthunlich" bezeichnet. —

Treten wir ſodann näher zu den einzelnen Landtagsabſchieden

heran, ſo ſind es auch hier wieder vornämlich die Eingänge, welche, als charakteriſtiſch für den Standpunkt und die Auffaſſung der Regierung, ſowie wegen des Eindrucks, den ſie im Publikum machten, eine beſondere Erwähnung verdienen.

Die märkiſchen Stände (denn mit dieſen, verſprochener Maßen, beginnen wir) wurden nachdrücklich belobt wegen der Einſicht und der „vielerprobten Ergebenheit", welche ſie auch bei dieſer Gelegenheit wieder an den Tag gelegt und die der König von ihnen allerdings nicht anders erwartet. „Der Berathung der vorgelegten Geſetzentwürfe" hätten ſie die „ernſte, tief eingehende" Aufmerkſamkeit gewidmet, welche dieſem „wichtigen Theile ihres Berufs" gebühre — unverkennbare Anſpielung, nach der Auslegung des Publikums wenigſtens, auf gewiſſe andere Landtage, bei denen gewiſſe Petitionen und ſelbſtändige Anträge eine bei Weitem eingehendere Behandlung gefunden und ungleich lebhaftere Debatten hervorgerufen, als die Vorlagen der Regierung! — Auch daß ſie in der Denkſchrift wegen Organiſation und Verwaltung der kleinen Patrimonialgerichte ſich für die Erhaltung dieſer Gerichte ausgeſprochen, wurde lobend anerkannt, und der „richtigen Einſicht", die ſie in dieſem Punkte bezeigt, der königliche Beiſtand verheißen. — Die in Antrag gebrachte Errichtung von Handelskammern in den öſtlichen Provinzen wurde bewilligt und auf das ſeitdem erlaſſene Geſetz vom 13. Auguſt verwieſen, in welchem das Nöthige bereits vorgeſehen ſei.

Durch beſondere Wärme zeichnete ſich ferner die Anſprache an den pommerſchen Landtag aus. Wiewohl die Aſpecten ſeitdem wieder völlig friedlich geworden, wurde die getreue Provinz dennoch durch die Verſicherung erfreut, daß der König „unerſchütterlich feſt" überzeugt ſei von der Ergebenheit ſeiner „treuen Pommern" ihrer Beſtändigkeit, ihrer Bereitwilligkeit zu allen Opfern, mit der ſie „Gut und Blut" muthig daranſetzen und, „welche Prüfungen der unerforſchliche Rathſchluß Gottes auch vorbehalten haben möchte", niemals den „alten heimiſchen Sinn" verläugnen würden. — Alle dieſe Treue und Ergebenheit indeſſen hatte die guten Pommern doch nicht davor ſchützen können, bei Gelegenheit auch ſo etwas zu erhalten, was man, mit trivialem Ausdruck, gemeinhin eine Naſe nennt, und das eine gehörige: nämlich wegen des Handelsminiſteriums, um das ſie ſich erlaubt hatten zu

petitioniren. Bei Organisation der Centralbehörden, wurden die pommerschen Stände belehrt, müßten allgemeine Rücksichten maßgebend sein; bei ihrer Petition aber hätten die Stände schon selber darauf hingedeutet, daß sie nur die „beschränkten" Interessen ihrer Provinz dabei im Auge gehabt. „Beschränkt" — es war gar so ein fataler Accent, der seit Herrn von Rochow's berühmten Erklärungen auf diesem Worte lag und Niemand ließ es sich gern mehr sagen . . .

Gleichwohl in Pommern nahm man es geruhig hin, zumal gleich daneben versichert ward, daß die Verhandlungen wegen des Sundzolls (um dessen Abschaffung, respective Erleichterung die pommerschen Stände ebenfalls petitionirt hatten) „fortgesetzt" und „hoffentlich" zu einem „befriedigenden Resultate" führen würden. — Auch in Betreff der Actiengesellschaften wurde auf ein in Berathung begriffenes Gesetz vertröstet. —

In der Einleitung zu dem Landtagsabschied an die sächsischen Stände wurde, neben dem patriotischen und verständigen Sinn, hauptsächlich die „Bildung" dieser Provinz hervorgehoben, der denn auch die Verhandlungen ihrer Stände entsprechen hätten. Ganz ohne Zurechtweisung indessen ging es auch für sie nicht ab. Unter andern gleich erheblichen Petitionen hatten sie sich, wenngleich in aller Demuth und mit gebührenden Cautelen, unterwunden, ein Gesuch einer gewissen Gemeine wegen eines gewissen Gesangbuches zur Berücksichtigung zu empfehlen: und mußten sich dafür nun sagen lassen, daß „die Regierung den getreuen Ständen darin, daß die Beurtheilung der bei Einführung neuer Gesangbücher zu beobachtenden Grundsätze außer dem Bereich ständischer Wirksamkeit liege, allerdings vollkommen beistimme"!

Am Farbloseſten, nach dem Geschmack des Publikums, war die Verabschiedung des westphälischen Landtags; kaum daß, in Erinnerung an den abgeworfenen Antrag des Grafen Westphalen, der „wohlbekannte gute Geist" und die „richtige Beurtheilung ihrer Bestimmung", welche den westphälischen Ständen darin nachgerühmt ward, eine flüchtige Beachtung fand.

Desto größere Sensation dagegen erweckte der Landtagsabschied für die Provinz Posen. Und zwar mit vollstem Grunde. — Unsere Leser erinnern sich an die leidenschaftliche Opposition, welche der

polnische, das heißt also der überwiegende Theil der Abgeordneten gegen die preußische Regierung erhoben hatten und jenes inhaltschweren: „Als Polen stimmen wir dagegen!“ mit dem die Petition des Posener Magistrats um Verleihung einer reichsständischen Verfassung war beseitigt worden. — Diesen schroffen, leidenschaftlichen Angriffen setzte die Regierung nun in dem Landtagsabschied eine fast eben so schroffe Abwehr entgegen. Klage gegen Klage, Beschuldigung gegen Beschuldigung, gegen die versteckte, heimliche Drohung die offenkundige — dieser Ton, der in dem Propositionsdecret angeschlagen war und der schon in den Verhandlungen der Stände ein so unglückliches Echo gefunden hatte, wurde mit Beharrlichkeit fortgesetzt und ohne zu erwägen, ob nicht die ungemeinen Zusicherungen, mit denen der König selbst bei Gelegenheit der Königsberger Huldigung den Polen entgegengekommen war, diese ungemeinen Ansprüche derselben zum Theil selbst erst hervorgerufen hatten oder doch jedenfalls ermuthigt. — Mit Wohlgefallen (hieß es im Eingang) habe der König wahrgenommen, daß der Landtag durchdrungen gewesen sei von dem Gefühl seiner „Verpflichtungen.“ Noch ungetrübter indeß würde die königliche „Zufriedenheit“ sein, wenn nicht „ein bedeutender Theil der Versammlung sich hätte fortreißen lassen zu Aeußerungen und Anträgen, welche, mit Verkennung der allein richtigen Haltung der Provinz, aus der Vorstellung und Tendenz einer politisch nationalen Sonderung des Großherzogthums von dem deutschen Kern der Monarchie, dem König die Pflicht auferlegten, einer solchen, mit dem Wohl des Landes wie seiner polnischen Unterthanen selbst unvereinbaren Vorstellung und allen Täuschungen, welche sich daran knüpfen, mit landesväterlichem Ernst entgegenzutreten.“ Den Wiener Tractaten gemäß sei das Großherzogthum der Monarchie „einverleibt“ und damit der Charakter einer „vollständigen, untrennbaren, alle Verhältnisse durchdringenden“ Vereinigung ausgesprochen: „das Großherzogthum Posen ist eine Provinz Unseres Reichs, in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft, wie alle übrigen Provinzen Unserm Scepter unterworfen sind.“ —

Nicht ohne Verschuldung (fuhr der Landtagsabschied fort) dürfe diese Thatsache verkannt und der Unterschied der Nationalitäten erneut werden, in der Absicht, ihn zur Grundlage eines politischen Systems zu machen. Jeder Versuch, in unklarem Streben eine poli-

tliche Abienkerung des polnischen Elementes festzuhalten, hemme den König in dem Gange, den er in landesväterlicher Fürsorge für das Wohl seiner polnischen Unterthanen begonnen habe. Die Schuld dieser Hemmung aber würden vor ihren eigenenen Landsleuten diejenigen zu verantworten haben, welche, in leidenschaftlicher Verblendung, die Stellung des Großherzogthums, als Provinz der preußischen Monarchie, und seine vollständige und innerlichste Vereinigung mit derselben verkennen. Der König erwarte nicht nur von den Ständen, sondern überhaupt von allen polnischen Unterthanen der Provinz, daß sie diese landesväterliche Mahnung beherzigen würden; er erwarte und fordere von ihnen, daß sie niemals würden des Dankes vergessen, welches sie als preußische Brüder der übrigen deutsch, lithauisch, wallonisch redenden Unterthanen, als preußische Genossen eines und desselben Vaterlandes, als preußische Landeskinder unter einer Krone verbinde. Nur wenn diese preußische Gesinnung sich in den Herzen der Polen befestige und „bewähre", werde die Fürsorge von Erfolg sein, welche der König entschlossen sei, wie allen übrigen Provinzen, so auch dem Großherzogthum Posen angedeihen zu lassen. —

Derselbe heftige, aus Vorwürfen und Drohungen gemischte Ton trat auch im Verlauf des Abschiedes selbst mehrfach hervor. Unsere Leser entsinnen sich der lebhaften Debatte, welche der Gesetzentwurf wegen beschränkter Ablösung der Erbpachts-, Erbzins- und Zinsgerechtsame unter den posenschen Ständen veranlaßt und der außerordentlichen, an Stimmeneinheit grenzenden Mehrheit, mit welcher sie denselben verworfen hatten. Der Landtagsabschied nunmehr belehrte die Stände, in ächt bureaukratischer Vornehmheit, über ihre „unbegründete Besorgniß": eine Besorgniß, „die auch von keiner der übrigen Ständeversammlungen getheilt worden sei" — und die wüßten die Wohlthaten, welche dem Lande durch die bisherigen Landesagriculturgesetze zu Theil geworden, doch auch sehr wohl zu würdigen. — Das war denn freilich ein beliebtes argumentum ad hominem des damaligen Systems: was fällt Euch ein, zu raisonniren, da doch die Uebrigen still und zufrieden sind? die Uebrigen, die doch zum Mindesten ebenso klug sind wie Ihr?! —

Betreffend das Recht der Landrathswahlen, welches den Kreis-

ſtänden der Provinz ſeit der letzten polniſchen Revolution entzogen war und um deſſen Wiederverleihung der Landtag nachgeſucht hatte, erklärte die Regierung, daß ſie mit dieſer Wiederverleihung keinen Anſtand nehmen werde, ſobald ihr zuvor die „vollſtändige Ueberzeugung gewährt ſei, daß die Wahl überall Männer finden und berückſichtigen werde, welche durch Geſinnung und Geſchäftsbildung befähigt ſeien, ihr wichtiges Amt zum wahren Wohl des Kreiſes und in treuer Anhänglichkeit an die Monarchie zu verwalten". Wenn die Bewohner des Großherzogthums ſelbſt ſich „beeifern" wollten, dieſen Zeitpunkt „näher zu führen", namentlich wenn die „Söhne der Rittergutsbeſitzer durch ihren Eintritt in den Staatsdienſt ſich bemühen würden, die zur Verwaltung eines Landrathamtes erforderliche Befähigung zu erwerben", ſo würde das der Regierung ſelbſt „zur beſonderen Genugthuung" gereichen.

Ebenſo erklärte ſie ſich „geneigt", den ehemals Warſchauiſchen Officieren, für welche der Landtag ſich gleichfalls bittweiſe verwendet hatte, ihre durch den Uebertritt nach Polen verwirkten Penſionen „in Gnaden" wieder zu gewähren: aber wohlgemerkt, nur denjenigen von ihnen, „welche ſich einer ſolchen Vergünſtigung dadurch werth zeigen, daß ſie in Wort und That ihre Ergebenheit und Anhänglichkeit an Uns überzeugend an den Tag legen." Damit ſei allen Gründen der Billigkeit, welche die Stände für jene Officiere geltend gemacht, hinlänglich entſprochen.

Rückſichtlich der polniſchen Sprache und des Schulweſens, für welches die Stände mit einer ſo dringenden Petition aufgetreten waren, verſichert der König, daß es allerdings ſein ernſtlicher Wunſch und Wille ſei, den Einwohnern des Großherzogthums nicht nur dieſelben Quellen der Bildung zu eröffnen und damit zugleich dieſelben Zugänge zum Staatsdienſt, wie allen übrigen Unterthanen: ſondern auch der polniſchen Sprache, „als einem von den Unterthanen polniſcher Abkunft werthgehaltenen Gute", habe er in „allergnädigſter Abſicht", Achtung und Schutz zugeſichert. Allein auch die „Vorausſetzungen und Bedingungen", an welche dieſe Zuſage ſich knüpfe, „ſeien den Ständen bekannt . . . ."

In der That, wen die Regierung hier anredet, iſt es eine Verſammlung von Schulkindern, denen man abwechſelnd jetzt die Brezel

und jetzt die Ruthe zeigt? oder sind es die Vertreter einer Nationalität, berühmt über den ganzen Erdball durch ihre Ritterlichkeit, ihren Ehrgeiz, ja wenn man will, ihre Eitelkeit? einer Nationalität, deren eifersüchtigen Stolz Brandmark und Knutenhiebe nicht halb so empfindlich treffen konnten, als diese schulmeisterliche Herablassung: „Ihr sollt haben, aber erst müßt Ihr auch artig sein?!“ —

Auch der beliebte Vorwurf des „beschränkten Unterthanenverstandes“ wurde den posenschen Ständen ebenfalls nicht erspart. Sie hatten gebeten, die mit dem nächsten Jahr ablaufende Cartelconvention mit Rußland nicht wieder zu erneuen — und die ganze Antwort auf diesen, gerade für diese Provinz und ihre nationalen Sympathieen so wichtigen, in seinen Folgen möglicher Weise so fruchtbaren Antrag beschränkte sich auf die dictatorische Zurechtweisung, daß die „Erwägung und Beurtheilung derartiger Gegenstände außer dem Bereich ständischer Wirksamkeit läge.“ —

Nach so viel abschläglichen Bescheiden, so viel Angriffen und Beschuldigungen machte es sich fast komisch — und nicht bloß komisch, nein, wirkte es geradezu beleidigend, wenn zum Schluß des ganzen Abschiedes, im letzten Paragraph, die beantragte „Bezeichnung der Ortstafeln, Wegweiser und Warnungstafeln mit deutschen und polnischen Inschriften“ in Gnaden bewilligt ward. Zugestanden, daß der Pole von Natur zur Eitelkeit neigt und auf gewisse Außendinge größeren Werth legt, als sie verdienen und als ihm selbst zum Vortheil gereicht; zugestanden ferner, daß schon die Raczynskische Beschwerdeschrift neben den ernsten und wichtigen Zuständen, die sie zur Sprache gebracht, auch diese Wegweiser und Straßenpfähle mit aufzuführen nicht verschmäht hatte: so hieß es bei alledem, der nationalen Eitelkeit doch etwas zu viel zutrauen, so hieß es doch, in der leidenschaftlichen Auffassung der Polen wenigstens, zum Schaden noch den Spott zufügen, solches Pflaster legen zu wollen auf solche Wunden!

Auch dieses Zugeständniß daher, das einzige in der That, welches der Landtagsabschied enthielt, trug nur dazu bei, die Erbitterung zu erhöhen, welche derselbe, nach Inhalt und Fassung, bei den Polen nothwendig erregen mußte, ja die er recht selbst eigentlich herauszufordern schien. —

In dem Erlaß an den ſchleſiſchen Landtag dagegen machten ſich zum Höchſten zwei Stellen bemerkbar: die eine im Eingang, wo die „richtige Beurtheilung der Verhältniſſe und der wahren Intereſſen der Provinz“, ſowie das „Vertrauen in die landesväterlichen Abſichten“ gerühmt ward, welches die ſchleſiſchen Stände an den Tag gelegt. An und für ſich hätten dieſe Wendungen Niemand auffallen können: irgend etwas mußte den Ständen doch geſagt werden und dies hier waren ganz die herkömmlichen Phraſen. Allein das Publikum, nach ſeiner boshaften Art, gab auch dieſen Phraſen eine tiefere Bedeutung, indem es ſie in nächſte Beziehung ſetzte zu dem Breslauer Antrag und der geringſchätzigen Weiſe, mit welcher die außerordentliche Mehrheit der Verſammlung denſelben hatte durchfallen laſſen. Mit dieſer Abſtimmung vornämlich, behauptete das Publikum, ſeien dieſe Lobſprüche verdient; die „wahren Intereſſen“, welche die Stände geſchützt, ſeien den falſchen, für welche jene Antragſteller aufgetreten, die Einſicht und Treue der Einen der Kurzſichtigkeit und dem ſträflichen Mißtrauen der Anderen beziehungsvoll entgegengeſtellt. — Jedenfalls, daß für die verſchiedenen Stände ein verſchiedenes Maß vorhanden und daß die ſchleſiſchen ſich einen ganz beſonderen Anſpruch auf das königliche Wohlgefallen erworben haben mußten, das wollte man auch aus der Antwort erkennen, welche ihnen auf ihren Antrag wegen des ruſſiſchen Grenzverkehrs zu Theil ward. Wie rauh, wie demüthigend waren die Poſener Stände mit ihrem Geſuch wegen der Cartelconvention abgefertigt worden! wie kühl, wie ablehnend auf ihre Klage über die Bedrückungen des Grenzverkehrs, klang dieſe Verſicherung, daß „gegründeten Beſchwerden jederzeit durch die Behörden ſchleunige Abhilfe verſchafft werden würde“! Und dagegen nun auf die Klage der ſchleſiſchen Stände, wegen derſelben Grenzſperre, mit welcher Bereitwilligkeit erkannte die Regierung die Nachtheile an, welche dem Lande aus den gegenwärtigen Grenz- und Handelsverhältniſſen mit Rußland erwüchſen! mit welcher Wärme verſicherte ſie, jede Gelegenheit zur Beſeitigung oder Milderung derſelben herbeiführen zu wollen! — Man verſtehe uns recht: wir ſagen nicht, daß dieſe Beziehungen und dieſe Unterſchiede in der Abſicht der Regierung wirklich begründet waren: aber das Publikum fand ſie — und das war zum Wenigſten ebenſo ſchlimm.

Auch die preußiſchen Stände hatten ſich den Beifall des Königs in hohem Grade erworben — in ſo hohem, daß die öffentliche Belobung derſelben gar nicht erſt bis zur Bekanntmachung der Landtagsabſchiede verſchoben blieb: ſondern ſchon in den erſten Tagen des Juni, da die Commiſſion zur Berathung der Abſchiede kaum erſt zuſammengetreten war, curſirte in der Provinz ein Brief des Landtagsmarſchalls von Brünneck an den Oberbürgermeiſter von Königsberg, Herrn von Auerswald, in welchem der Briefſteller, in ausdrücklichem Auftrage des Königs, die vollſte Zufriedenheit deſſelben mit den Arbeiten des oſtpreußiſchen Landtags ausſprach. Nicht einen einzigen Gegenſtand habe der König dabei ausgenommen; im Gegentheil, die Debatten des Landtags über die zu wünſchende „freiere Preſſe" (diejenige Debatte, wie unſere Leſer ſich erinnern wollen, in welcher die oſtpreußiſchen Stände den Erwartungen des Publikums noch am Beſten entſprochen hatten, wiewohl zu einem wirklichen Beſchluß es auch dabei nicht gekommen war) ſei von Sr. Majeſtät ganz beſonders und mit der Verſicherung belobt worden, daß Allerhöchſtihre eigene Anſicht vollkommen damit übereinſtimme und daß „wenn in dieſer oder in anderer Beziehung eine andere Meinung geäußert oder verbreitet worden ſei, dieſe auf einem Irrthum beruhe und mit der Willensmeinung des Königs nicht übereinſtimme". Sr. Majeſtät, hieß es in dem Schreiben weiter, hätten dieſe „zweifelsfreie" Erklärung mit den Worten zu ſchließen geruht, daß Sie es von dem preußiſchen Landtag allerdings auch gar nicht anders erwartet: „denn Sie hätten gewußt, daß Sie es mit Ehrenmännern zu thun gehabt hätten." —

Welchen Eindruck dieſer Brief bei denen hervorgebracht, für die er zunächſt beſtimmt war, bei den Ständen ſelbſt, laſſen wir dahin geſtellt; im Publikum war der Eindruck ſehr getheilt. Während die Einen die hochherzige Geſinnung des Königs bewunderten und den Brief des Herrn von Brünneck unter die Unterpfänder ihrer patriotiſchen Hoffnungen einreihten, wurde derſelbe Brief andererſeits von Gloſſen begleitet, die für die Stände nicht eben ſchmeichelhaft waren und in denen noch einmal der ganze Verdruß getäuſchter Erwartungen ſich ausſprach. Dem fliehenden Feinde, hieß es, ſolle man bekanntlich goldene Brücken bauen, und darum thue die Regierung recht, den ſchmählichen Rückzug der oſtpreußiſchen Stände durch

dieſe Lobeserhebungen gleichſam zu vergolden: nur die Schmach der Stände werde dadurch nicht geringer. Im Gegentheil, jetzt erſt, aus dieſen Aeußerungen des Königs zeige es ſich klar, was die Stände, durch einmüthiges Beharren auf dem Wege des Huldigungslandtages, hätten erreichen können und was dagegen, durch ihre Kleinmüthigkeit, ſie verſäumt hätten. Um die Stände für ihre Nachgiebigkeit dermaßen mit Lobeserhebungen zu überſchütten, wie groß müßte die Furcht geweſen ſein vor ihrer Beharrlichkeit! Wahrlich, dieſer Beifall des Königs, unter dieſen Umſtänden, wie ehrlich, wie wohl gemeint — für die Stände ſei er der bitterſte Spott! es ſei damit ganz ausgeſprochen, was ſie dem Lande geweſen — nämlich nichts!

Natürlich verhinderten dieſe Stimmen der Mißvergnügten nicht im Allermindeſten, daß nicht auch in dem Landtagsabſchied, wie er um Mitte Novembers veröffentlicht ward, dieſelben Lobeserhebungen noch einmal und mit herkömmlicher Förmlichkeit ausgeſprochen wurden; dem „ernſten Sinn", der „erfolgreichen Thätigkeit", vor Allem aber dem „innigen Mitwirken" und „vertrauensvollen Eingehen" der Stände in die allerhöchſten Abſichten wurde die „vollſte und wärmſte" Anerkennung zugeſichert. — Der Antrag der Stände, von der Reviſion des oſtpreußiſchen Provinzialrechts abzuſtehen (man erinnert ſich, mit welcher Lebhaftigkeit der Landtag ſich in dieſer Frage ausgeſprochen), ward genehmigt; ebenſo die Rücknahme eines Geſetzentwurfs, „wegen der Erbfolge in Rittergüter," welcher ſchon dem Landtage von ſiebenunddreißig vorgelegen und deſſen weitere Berathung der diesjährige kurzweg für erledigt erklärt hatte. Die Verbeſſerungen des Elementarſchulweſens, welche die Stände befürwortet, wurden gleichfalls als nöthig anerkannt und der Eifer, mit welchem dieſelben ſich gerade dieſes Gegenſtandes angenommen, ganz beſonders belobt. — Im Uebrigen indeß war die Reihe der Anträge und Petitionen, auf welche einzugehen die Regierung „Bedenken trug", auch hier nicht eben klein. Doch waren dieſe Ablehnungen durchgängig in ſehr mildem und glimpflichem Ton gehalten und nur wegen des beantragten Handelsminiſteriums mußten ſie, gleich den getreuen Pommern, ebenfalls die väterliche Vermahnung entgegennehmen, daß bei dergleichen Dingen „nur allgemeine Rückſichten maßgebend ſein könnten". —

Endlich, als der letzte in unſerer Reihenfolge, der Abſchied an die rheiniſchen Stände. Da derſelbe ebenfalls erſt im November erfolgte, ſo konnte er mit der freudigen Nachricht von der inzwiſchen erfolgten Beilegung des erzbiſchöflichen Streites eröffnet werden; wir werden über dieſe Angelegenheit in der Folge noch ausführlicher berichten. Dem vaterländiſchen Geiſt, dem Vertrauen, der Anhänglichkeit und Liebe, welche die Rheinprovinz, trotz der unruhigen Spannung, in der jener Streit die Gemüther erhalten, auch in den ſtändiſchen Verhandlungen an den Tag gelegt, wurde die wärmſte Anerkennung gezollt.

Die Abſtimmungen des Landtags, ſowie ſeine ungemein zahlreichen Anträge und Petitionen wurden demnächſt einzeln durchgegangen; auch hier war der Refrain meiſt der allbekannte: „ſoll erwogen werden" — und „kann nicht ſtattfinden". Doch wurde das Geſetz wegen Beſchränkung der Parcellirungen, welches der Landtag mit ſo viel Energie und Geiſt bekämpft hatte, allerdings zurückgezogen: wennſchon, wie der Landtagsabſchied erklärte, nur einſtweilen und obgleich „die dagegen gemachten Ausſtellungen nach dem, was darüber in dem anliegenden Promemoria Unſeres Miniſters des Innern und der Polizei bemerkt iſt, größtentheils nicht begründet erſcheinen" — ein Zuſatz, in dem ſich die ganze Zähigkeit, der ganze unverbeſſerliche Hochmuth der alten Bureaukratie ausſpricht: die Bureaukratie ſtirbt, aber ſie ergiebt ſich nicht! wir wollen thun, was Ihr bittet: aber Recht zu haben bildet Euch darum doch nicht ein und unſer Polizeiminiſter iſt doch hundertmal geſcheidter als Ihr!

Höchſt charakteriſtiſch ferner war die Antwort, welche den Ständen ertheilt ward auf ihre Beſchwerde über die Art und Weiſe, wie in Folge eines Miniſterialreſcripts vom Jahre achtunddreißig, im Widerſpruch mit der Geſetzgebung von 1821, die beim Landtag zwar eingebrachten, aber nicht von ihm unterſtützten Petitionen völlig beſeitigt wurden, ohne auch nur im Protokoll erwähnt zu werden. „Eine authentiſche Declaration eines Geſetzes könne zwar allerdings nur allein vom König ſelbſt ausgehen:" indeſſen ſeien auch die Miniſter wohl befugt, dasjenige auszuſprechen und anzuordnen, was ſie nach ihrer gewiſſenhaften Auffaſſung und Auslegung eines Geſetzes zur Ausführung deſſelben innerhalb ihres Reſſorts für nöthig erachten möchten. Nur von dieſer Befugniß habe der Miniſter des

Innern in dem angegriffenen Reſcript Gebrauch gemacht: und der König müſſe ſeine Auslegung als richtig anerkennen. Wenn gleichwohl in dieſem Falle ſchließlich eine Art vermittelnden Auswegs im Sinne der Antragſteller getroffen ward, ſo, nach dem Vorausgegangen, mußte es Jedermann fühlbar ſein, daß das eben nur eine königliche Gnade, nichts weiter — oder vielmehr: nichts Geringeres war, als eine Gnade! —

Wegen des beantragten Handelsminiſteriums wurden die rheiniſchen Stände wörtlich ebenſo, wie ihre Kollegen in Pommern und Preußen beſchieden. Ueber den Handelsvertrag mit England würden die Anſichten des Landtags ſich hoffentlich mittlerweile „berichtigt“ haben, ihrem desfallſigen Antrage habe keine Folge gegeben werden können. Die in Antrag gebrachten Maßregeln zum Schutz der Induſtrie in ihrem Verhältniß zum Auslande könnten, nach Maßgabe der beſtehenden Verträge, nur im Einverſtändniß des geſammten Zollvereins ausgeführt werden; die gewünſchte Vernehmung der Handelskammern ſolle dabei in allen den Fällen erfolgen, „die ſich dazu eignen würden“. — Selbſt die ſo warme, ſo lebhafte Fürſprache wegen Erleichterung der Preßverhältniſſe mußte ſich abſpeiſen laſſen mit einer kühlen Hinweiſung auf die Cenſurgeſetzgebung vom Jahre neunzehn und dem weitausſehenden Verſprechen, daß die Wünſche der getreuen Stände bei den ferneren Berathungen über dieſen Gegenſtand „nach Möglichkeit“ berückſichtigt werden ſollten.

Bewilligt dagegen wurde das Geſuch der Stände um Befreiung des Haustrunks von der Steuer, zu Gunſten der armen Winzer; es wurde ferner eine zeitweilige Reſidenz des königlichen Hofes in Coblenz in Ausſicht geſtellt; es wurde dem Kölner Dombau des Königs „ganze Theilnahme und Aufmerkſamkeit“ zugeſichert und dieſelbe ſofort auch durch eine außerordentliche Unterſtützung von funfzigtauſend Thalern für das nächſte Jahr bethätigt — und noch einige kleine Zugeſtändniſſe, oder vielleicht beſſer geſagt, Almoſen derſelben Art.

Neuntes Kapitel.

Die Landtage und die öffentliche Meinung; zunehmende Entmuthigung des Landes. — Conflict des Königs mit der Stadt Breslau. Der König läßt durch Herrn von Rochow jede feierliche Einholung zum Voraus ablehnen, Mai 1841. — Immediatverſtellung der ſtädtiſchen Behörden von Breslau, 2. Juni Antwort des Königs. — Stimmung in Breslau: zuſtimmende Adreſſe; Wiederwahl der Stadtverordneten. — Ausgleichungsverſuche des Herrn von Merkel; neue Einladung an den König (26. Juli) und Annahme derſelben. — Zurüſtungen und Scandale. Die beabſichtigten Feſtlichkeiten der Ritterſchaft; Fürſt Pückler an den Grafen Brandenburg. Die Breslauer Kaufleute wollen die Judenſchaft von der Feſtlichkeit ausgeſchloſſen wiſſen. — Einzug des königl. Paares in Breslau, 13. Sept. Reden des Königs. — Uebler Eindruck der ganzen Begebenheit, beſonders in Schleſien. — Der Jacobyſche Proceß.

Dies alſo das Reſultat dieſer ſo ſehnlich erwarteten Landtage — oder richtiger, ſo reſultatlos waren ſie geblieben. Und zwar reſultatlos für beide Theile, das Volk ſowohl wie die Regierung. Das Volk war um eine ſchöne Hoffnung ärmer geworden; im Begriff ſo eben, ſich zu politiſcher Theilnahme zu erheben, gern geneigt, in den bisher unbeachteten, vergeſſenen Provinzialſtänden die Träger ſeiner politiſchen Entwicklung, die Vorkämpfer ſeiner Freiheit zu verehren, gefaßt ſchon, ja gefaßt auf außerordentliche Conflicte, welche aber dafür auch zweifelsohne zu außerordentlichen Reſultaten führen würden, fühlte es ſich durch das halbe und unentſchiedene Benehmen der Landtage gerade in Betreff der wichtigſten, der Verfaſſungsfrage, in ſeiner eigenen Anſicht der Sache erſchüttert und in Verwirrung geſetzt.

Was hatte man ihm nicht vorausverkündigt von der glänzenden, der fruchtbaren Wirksamkeit dieser Stände! Mit welchen Erwartungen hatte es ihnen entgegengesehen, welche Hoffnungen an ihr Zusammentreten geknüpft! Und nun war das Alles vorüber und Landtagsverhandlungen und Landtagsabschiede, beide waren gedruckt zu lesen: aber wie man daran las und suchte und deutete, es war nicht möglich, irgend eine gesunde Frucht, irgend einen wesentlichen und wirklichen Fortschritt darin aufzufinden. Das Volk fing an zu begreifen, daß es Thorheit gewesen, von den Provinziallandständen, in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, überhaupt jemals etwas Bedeutendes, wirklich Nützliches zu erwarten; es stiegen ihm Zweifel auf, ob jene Fortentwicklung der ständischen Institutionen, auf welche der König hingedeutet und bei denen die Landtage selbst sich einstweilen bescheidentlich beruhigt hatten, mit diesen Einrichtungen und diesen Leuten überhaupt nur würde möglich sein.

Vorausgesetzt nämlich, daß sie wirklich und in Ernst beabsichtigt wurde. Denn auch die Regierung hatte durch diesen Landtag in der öffentlichen Meinung nichts weniger als gewonnen, und nicht die geringste Einbuße, die sie erlitten, war das geschmälerte Vertrauen, die erschütterte Hoffnung der Nation. Hatten die Stände, sogar diejenigen, auf welche man die größten Stücke gebaut, von denen man sich das Glänzendste versprochen hatte, die ostpreußischen und die rheinischen Stände, sich in der Hauptsache doch nur halb und matt erwiesen: so war doch auch das Auftreten der Regierung nichts weniger als entscheidend und kraftvoll gewesen! so hatten doch Alle, welche noch immer den Glauben nicht mochten fahren lassen, Preußen, eingedenk seines hohen geschichtlichen Berufes, werde zu dem Panier der Freiheit, jenem Panier, unter dem es groß geworden, freiwillig, mit neuer Kraft zurückkehren, sich so schmerzlich enttäuscht gesehen! so waren doch auch diese königlichen Propositionen so weit hinter der Erwartung zurückgeblieben! so wimmelten doch auch diese Landtagsabschiede von so viel halben Worten, kühlen Zusicherungen, ungewissen Verheißungen! so gab in diesen Belobungen, ausgetheilt gerade an diejenigen Stände und für diejenigen Verhandlungen, die der öffentlichen Erwartung am Wenigsten entsprochen hatten, sich doch ein so bedenklicher Widerspruch mit den Wünschen des Volkes, ein mit der Stellung der Krone so schwer zu vereinigen-

der Parteizweck kund! so fehlte doch den Ablehnungen selbst jene freie, offene, männliche Sprache, welche sogar die ablehnende Antwort leichter ertragen läßt, weil sie zum wenigsten Consequenz und Zutrauen in die eignen, wohlerwogenen Gründe zu erkennen giebt! so fehlte endlich der Sprache des Unwillens sogar, wo sie in diesen Abschieden laut ward (wie in dem an die Posener Stände), jener Ausdruck der Majestät und Würde, der den Getroffenen aufrichtet, in demselben Augenblick, da er ihn niederschlägt! so war, mit Einem Worte, in diesem ganzen Verlauf doch so gar nichts, was den Blick erweitert und die Herzen mit frohem Muthe in die Zukunft erfüllt hätte: sondern überall, wohin das Auge irrte, nur gegenseitige Empfindlichkeit, Mißverstand und Argwohn! —

Die allgemeine Entmuthigung, die sich der Nation in Folge der Landtage von einundvierzig bemächtigte, würde noch größer, noch augenfälliger gewesen sein, hätten die Verhandlungen, die wir in den letzten Kapiteln, der bessern Uebersicht wegen, auf einen Fleck zusammengestellt, sich nicht in Wahrheit durch eine Reihe von Monaten hingezogen und wären namentlich nicht, wie oben erwähnt, die Landtagsabschiede in beträchtlichen Zwischenräumen und einzeln veröffentlicht worden; zwischen dem Anfang der ständischen Berathungen am 28. Februar und dem Erlaß des Landtagsabschieds für die Provinz Brandenburg (December 20.) lag fast ein volles Jahr. Das Publikum hatte also gewissermaßen Zeit gehabt, sich vorzubereiten auf das Kommende; es war, so zu sagen, nach und nach herabgestimmt, nach und nach von seiner Erwartung, seinem Glauben, seinem Irrthum zurückgebracht worden. Nicht auf einmal, gleich einem zündenden Blitzstrahl, war diese Enttäuschung in das Volk gekommen, sondern langsam, schrittweise hatte sie sich eingeschlichen, wie ein Gespenst. Aber wer weiß nicht, daß eben die schleichenden Krankheiten die gefährlichsten, die langsamen Gifte die verderblichsten sind?

Auch waren in diesen Zeitraum verschiedene andere, kleinere Ereignisse gefallen, welche zum Theil als Vorbereitung auf den endlichen Ausgang dieser ganzen Bewegung hatten dienen können und die mit Recht die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, dadurch besonders, daß sie nicht nur selbst mit der Verfassungsfrage in genauestem Zusammenhange standen, sondern auch auf die Auffassung, welche diese Frage beim König selber fand, ein — vielleicht nur allzuhelles

Licht fallen ließen. Solcher Ereigniſſe waren vornämlich zwei: der Conflict, in welchen die Stadt Breslau mit dem König perſönlich gerieth, und der Prozeß des Doctor Jacoby, als Verfaſſers der vier Fragen. —

Wir haben oben des Genaueren geſprochen von der Denkſchrift, mit welcher der Magiſtrat und die Stadtverordneten von Breslau den Erlaß einer provinzialſtändiſchen Petition um Anordnung allgemeiner Reichsſtände beim ſchleſiſchen Landtag beantragt hatten. Auch der „Beſchwerde und Rechtsverwahrung", welche dieſelben Behörden gegen die geringſchätzige Weiſe eingelegt hatten, mit der der Landtag dieſen Antrag zurückgewieſen, iſt Erwähnung geſchehen. Was wir jetzt zu erzählen haben, wird dieſen letzteren Schritt erſt ins rechte Licht ſetzen und die ganz beſondere Gereiztheit dieſer Beſchwerde erklärlich machen.

Allen unerwartet nämlich, hatte am 21. Mai der Oberpräſident von Schleſien, Herr von Merkel, dem Magiſtrat von Breslau ein Schreiben des Miniſters von Rochow vom 18. deſſelben Monats mitgetheilt, welches, an den Oberpräſidenten gerichtet, demſelben einen „allerhöchſten Specialbefehl" eröffnete, betreffend die „in dieſem Herbſt bevorſtehende Reiſe Sr. Majeſtät des Königs nach Schleſien, insbeſondere aber den von Allerhöchſtdemſelben der Hauptſtadt Breslau zugedachten Beſuch". Da Se. Maj. der König, hieß es in dieſem Schreiben „ſich entſchieden dahin auszuſprechen geruht hätten, weder eine feierliche Einholung, noch irgend ein Feſt von der Stadt Breslau annehmen zu wollen", erhalte der Oberpräſident hiermit in Allerhöchſtem Befehl den Auftrag, „dieſes den dortigen Behörden zu inſinuiren, damit Se. Majeſtät der Nothwendigkeit überhoben würden, eine derartige Bitte oder Einladung der Stadt officiell ablehnen zu müſſen. Des Königs Maj. hätten Sich — nach den dem Miniſterium hierüber zu Theil gewordenen Eröffnungen — zu ſolcher Entſchließung beſtimmt durch den bekannten Antrag, womit die Breslauer ſtädtiſchen Behörden ihre Landtagsabgeordneten beauftragt hätten und in welchem Se. Maj. nach den im Landtagsabſchiede, d. d. Königsberg vom 9. Sept. und der allerhöchſten Ordre vom 4. Oct. v. J. ertheilten Allerhöchſten Erklärungen, geradezu eine offene Oppoſition erblicken müßten, deren Allerhöchſtdieſelben von der Stadt Breslau um ſo weniger gewärtig

geweſen, als der in allen anderen Theilen der Provinz herrſchende geſundere Sinn und das ſchöne Vertrauen zum Landesherrn, dem Se. Majeſtät ſtets vertraut hätten, Sich auf dem Landtage und insbeſondere in der Plenarſitzung vom 24. v. M. bei der Abſtimmung über die Petition der Stadt Breslau wegen der Reichsſtände auf ſo erfreuliche Weiſe bethätigt hätten." — Schließlich ward der Oberpräſident ermächtigt, nicht nur die allerhöchſte Entſchließung ſelbſt, ſondern auch „deren Motive" den Vorſtänden der dortigen ſtädtiſchen Behörden „unumwunden zu eröffnen."

Das that Herr von Merkel denn, indem er den Erlaß des Miniſters dem Magiſtrat von Breslau, wie eben erzählt, abſchriftlich überſandte. Seinem Begleitſchreiben merkte man es an, wie ſchwer ihm dieſer Auftrag geworden und wie erſchüttert ſelbſt dieſes alte bureaukratiſche Herz, gewöhnt an Gewaltthat, aber auch daran gewöhnt, daß die Gewaltthat nicht ohne die Maske des Geſetzes auftrete, durch dieſen neueſten, dieſen auffälligſten Schritt des begünſtigten Miniſters ſich fühlte. Herr von Merkel, deſſen ſchwache Seite Sentimentalität ſonſt nicht war, ſprach von der „betrübenden Nothwendigkeit", in der er ſich befinde; er „zweifle keinen Augenblick", daß die Stadt Breslau dieſes „ſchmerzliche" Zeichen der Allerhöchſten Ungnade gewiß aufs Tiefſte empfinden und zur Abwendung des „tiefen Weh's" ſich beeilen werde, Sr. Maj. dem Könige „die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß die Loyalität der Geſinnung, die treueſte Anhänglichkeit und das unbegrenzteſte Vertrauen zu Allerhöchſtdero väterlichem Walten in den Herzen der hieſigen Einwohnerſchaft unverändert fortlebe" . . .

Aber wenn ſelbſt die neunfache Haut eines alten eingefleiſchten Bureaukraten vor dieſem neueſten Muſter Rochow'ſcher Erlaſſe zuſammenzuckte, was mußte erſt das Herz der Breslauer Bürgerſchaft, was mußte das Publikum überhaupt dabei empfinden! Nie war das Anſehen der Krone leichtfertiger aufs Spiel geſetzt, nie die Grundlage aller Staatsweisheit, Beſonnenheit und Mäßigung, bedachtloſer verleugnet worden: und das gerade an dem Orte und von der Stelle aus, die man ſich ſo gern als die eingeborene Stätte der Mäßigung und Weisheit dachte. Es war das Seitenſtück zu der von Hackeſchen Geſchichte; wie man dort den übelberathenen König verleitet hatte, zweideutigen Perſönlichkeiten eine Annäherung zu geſtatten,

die unter den obwaltenden Umſtänden jene nicht reinwaſchen, den Thron ſelbſt aber nur verdunkeln konnte: ſo umgekehrt hier drängte man ſich zwiſchen den König und eine in drangvoller Zeit erprobte, achtungswürdige und einflußreiche Bürgerſchaft und löſte gegenſeitig die Herzen von einander. Dort eine bedenkliche Freundſchaft, hier eine noch bedenklichere Feindſchaft: in beiden Fällen aber die geheiligte Perſon des Königs, auf eine durchaus unpolitiſche, unkönigliche Weiſe, in den Kampf der Parteien hineingezerrt und die loyalen, die naiven Herzen des Volks in die traurige Alternative verſetzt, entweder von ihrer politiſchen Ueberzeugung oder aber von der angeerbten, der gewohnten Liebe zu ihrem königlichen Gebieter abzulaſſen. —

Freilich wohl, man kannte die perſönliche Heftigkeit, den raſchen Jähzorn des Königs; kannte und — entſchuldigte ihn, weil man ihn ſich aufs Engſte verwachſen dachte mit ſo viel anderweitigen glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften dieſer reichbegabten Perſönlichkeit. Aber wohlan, wenn man dem Könige ſelbſt dieſe ſiegende Hitze nachſah, wenn man dieſem neukeimenden Abbilde Friedrichs des Großen wohl noch zu Gute gehalten hätte, daß er, in augenblicklicher Verkennung der Verhältniſſe, ſtatt anderer Attribute mitunter den Krückſtock ſeines großen Ahnherrn zu ſchwingen Miene machte — aber was waren das für Miniſter, die dieſem königlichen Jähzorn nicht entgegenzutreten wußten? was für Räthe der Krone, die nicht verſtanden, ihn abzulenken und zu beſchwichtigen? was endlich für Günſtlinge, was für Freunde des Königs, die ihren erhabenen Beſchützer nicht ihrerſeits vor den Folgen ſolcher Anwallungen zu ſchützen wußten?

Und ſei es, daß der Antrag der Breslauer den Zorn des Königs erregt hatte, ſei es, daß derſelbe zu heftig war, um ſich beſänftigen zu laſſen — konnte, mußte Herr von Rochow, wenn er wirklich Freund und Diener ſeines Monarchen war, nicht wenigſtens eine andere Form auffinden, in der der königliche Unwille ſich ergoß? eine Form, die das königliche Anſehen weniger preisgab? ja die nur wenigſtens die Schranke des Hergebrachten, das Geſetz der guten Sitte beſſer beobachtet hätte?! —

Oder, ſchon im gewöhnlichen Leben, im Umgange Gleichgeſtellter, was würde man ſagen, wie würde man es nennen, wenn Jemand, aus Unzufriedenheit mit dem Verfahren Anderer, in der Heftigkeit ſeines

Zornes zum Voraus eine Ehre oder eine Freundlichkeit ablehnen wollte, die der Andere ihm nämlich — noch gar nicht angeboten hat? „Du haſt dies und das gegen mich gethan, Du biſt ein ſchlechter Kerl; ſollteſt Du etwa im Sinne haben, mich zu Tiſche zu laden, ſo ſpare Deine Einladung, ich komme doch nicht“ ... Denken wir uns eine ſolche Scene im Luſtſpiel, wer würde ſie ohne Lachen ſehen können? Und hier mißbrauchte man die höchſte Autorität des Landes dazu! ließ den König ſelbſt dieſe Scene ſpielen mit einer der erſten Städte der Monarchie! Die Reiſe des Königs ſollte im Herbſt ſtattfinden und jetzt ſchrieb man Mitte Mai — in der That, war der König einmal entſchloſſen, die Stadt Breslau ſeinen Unwillen empfinden zu laſſen, indem er ihr die Ehre ſeiner Bewirthung entzog, hatte dieſe Sache denn ſolche Eile? wäre es nicht gerathener, nicht klüger geweſen, die Ablehnung bis dahin zu verſchieben, wo eine Einladung ergangen ſein würde? Ja, ein verſtändiger Miniſter, hätte er nicht lieber die ganze Reiſe abgerathen, wäre es nicht beſſer geweſen, den ganzen Beſuch zu verſchieben, als dieſe Erklärung?! —

Die Behörden von Breslau begriffen den Vortheil ihrer Stellung und benutzten ihn, wie Männer, bedachtſam und tapfer, ohne Uebereilung, aber auch ohne falſche Zurückhaltung. — Schon unterm 2. Juni reichten ſie, mit Umgehung des Herrn von Rochow, eine Immediatvorſtellung beim König ein. Dieſelbe war in überaus rückſichtsvoller und demüthiger Form abgefaßt; aber durch die bauſchigen Falten dieſer Loyalitätsverſicherungen und Complimente blickte die klare, freie Stirn der männlichen Ueberzeugung, die freudige Feſtigkeit guten Rechtes doch hervor. Die ungnädige, von des Königs Majeſtät aus bekannten Beweggründen gefaßte Entſchließung habe die Behörden ſowohl wie die Bürgerſchaft von Breslau mit tiefem Weh erfüllt. Die dritte Hauptſtadt Sr. Maj. habe bisher in dem lebendigen Gefühl der Liebe und des Vertrauens zu ihrem Landesherrn, ſowie in dem ungetrübten Bewußtſein, in dieſer Liebe Keinem nachzuſtehen, vielmehr ſeit einem Jahrhundert, in guten wie in böſen Tagen, ſie treu und aufopfernd gepflegt zu haben, ihren ſchönſten Ruhm, ihre größte Ehre gefunden. Und dieſer Ruhm und dieſe Ehre ſollten nun durch offene Oppoſition gegen den ausgeſprochenen Willen des Landesherrn verdunkelt worden ſein?! Eine ſchwere Anklage, unter der ſie erliegen würden, wenn nicht die Reinheit ihres

Bewußtſeins ſie aufrecht erhielte und ihnen den Muth gäbe, Verwahrung einzulegen gegen dieſe ſchmerzliche Verkennung ihrer eigenen wie ihrer Mitbürger Geſinnung. Schon nach dem allgemeinen Landrechte ſtehe es einem Jeden frei, ſeine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Geſetze und andere Anordnungen im Staate, ſowie überhaupt ſeine Bemerkungen und Vorſchläge über Mängel und Verbeſſerungen zur Kenntniß des Landesherrn zu bringen. Es ſei aber auch ferner ein weſentliches Recht der auf den Provinziallandtagen vertretenen einzelnen Stände, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ihre Abgeordneten mit Anbringung von Petitionen zur Abhilfe wahrgenommener Uebel oder zur Herbeiführung von Verbeſſerungen zu beauftragen. Nur von dieſem ihrem Rechte hätten ſie in dem bekannten, jetzt ſo ſchwer verdächtigten Antrage Gebrauch gemacht. Nicht in hohlen Theorieen, noch in verwerflicher Nachahmung fremdländiſchen Treibens hätten ſie ſich dabei ergangen, ſondern lediglich auf die ewig denkwürdigen, die unvergeßlichen Beſtimmungen des verſtorbenen Königs ſelbſt hätten ſie ihren Antrag begründet: Beſtimmungen, von deren tiefer Bedeutung ſie eben ſo feſt überzeugt wären, wie von der Zeitgemäßheit ihrer Erfüllung. Mit dieſem Schritt über die Grenze der Geſetzlichkeit hinauszugehen, habe ihnen um ſo weniger in den Sinn kommen können, als ſie ſich innigſt durchdrungen fühlten von dem Bewußtſein, nur dasjenige zu beabſichtigen und zu erſtreben, was allein die Fortdauer und die weitere Entwicklung des unter des Königs Regierung nahenden wohlthätigen Zuſtandes ſtaatsbürgerlicher Freiheit, eine gerechte, auf Ordnung gegründete Verwaltung, nach menſchlicher Einſicht, für immer feſt zu erlangen vermöge. Dies mit treuem Muthe darzulegen, ſei ihnen eine Gewiſſenspflicht geweſen, von deren Erfüllung auch die allerhöchſte Declaration vom 4. Oktober ſie nicht hätte abſchrecken dürfen, zumal da ſie Gründe anzuführen gehabt (die Berufung auf das deutſche Bundesrecht), welche die oſtpreußiſchen Stände, ihrer beſonderen provinziellen Lage wegen, nicht hätten geltend machen können. Außerdem aber hätten ſie auch mit der unbedingteſten Zuverſicht darauf vertraut, daß der König den loyalen Ausdruck deſſen, was ſeine Unterthanen wünſchten, und ſelbſt die Erneuerung von Bitten, zu deren Erfüllung er ſich früher nicht bewogen geſehen, niemals ungnädig aufnehmen könne. Dies allein ſeien die Beweg-

gründe ihres Antrages geweſen und könnten ſie, im guten Bewußtſein derſelben, ſich unmöglich von der Hoffnung trennen, daß das landesväterliche Herz des Königs ſich einer ungetrübten Ueberzeugung von ihrer Loyalität, Anhänglichkeit und Treue nicht länger verſchließen werde. —

Man ſieht, wie die Breslauer Behörden, trotz dieſer devoten Formen, dennoch nicht einen Fingerbreit zurückwichen von dem, was ſie als ihr Recht, ihre Pflicht behaupteten, und begreift demnach leicht, welchen Eindruck dieſes Schreiben, das bald in zahlloſen Abſchriften verbreitet war, überall, wohin es drang, hervorrufen mußte. Seltſamer, in Preußen unerhörter Anblick! Auf der einen Seite ein zürnender König, auf der andern eine der wichtigſten Städte der Monarchie, durch den Mund ihrer Vertreter in demüthiger, aber feſter Sprache den königlichen Zorn als „Verkennung" zurückweiſend, den König erſuchend, ſich einer „ungetrübten Ueberzeugung" nicht „länger zu verſchließen", und in demſelben Athemzuge dasjenige wiederholend und beſtätigend, was eben den Zorn des Königs in ſo außerordentlichem Maße erregt hatte! Und was das Empfindlichſte von Allem war: von dem eigentlichen Gegenſtande des miniſteriellen Schreibens kein Wort! kein Hauch, keine leiſeſte Miene, welche um Zurücknahme dieſer königlichen Verweigerung gebeten hätte!

Dieſer Umſtand namentlich machte großen Eindruck. Einige enragirte Königliche, welche beim erſten Bekanntwerden des Rochowſchen Reſcriptes triumphirt hatten: ſo ſei es in der Ordnung und das werde den Leuten wohl den Kitzel vertreiben, Dinge wieder anzuregen, welche der König ein für allemal entſchieden und beſeitigt habe, ließen jetzt beſtürzt die Ohren hängen und bedurften einiger Zeit, bevor ſie ſich nur ſo weit erholen konnten, Zeter zu ſchreien über dieſen beiſpielloſen, dieſen gotteslästerlichen Trotz der Breslauer Behörden. Mit unbeſchreiblicher Spannung ſah Alles der königlichen Antwort entgegen: iſt das Schreiben des Miniſters nur der Donner geweſen und wird jetzt ein Blitzſtrahl von der Höhe des Thrones ſelbſt die allzukecken Häupter zerſchmettern? oder umgekehrt, iſt das Maß des Herrn von Rochow, das Maß der Uebereilungen, der Taktloſigkeiten und Uebergriffe, erſchöpft und wird der König, ſein verletztes Anſehen wieder herzuſtellen, zu dem letzten, dem einzigen Mittel greifen, das ihm alsdann in dieſem Falle bleibt — zur Ent-

laſſung des Miniſters? Es wäre nicht das erſte Mal, daß die höchſte Höhe dem Sturz am Nächſten geſtanden und daß ein Günſtling gerade durch dasjenige, wodurch er ſeinem Herrn am Wohlgefälligſten zu werden dachte, ſich ſelbſt den Untergang bereitet hätte: — ſoll vielleicht, nach den übrigen Scenen einer Günſtlingsherrſchaft, auch dieſe letzte, tragiſche ſich in Preußen wiederholen?

Endlich, Ausgangs Juni, wurde die Antwort bekannt. Sie hatte das Verdienſt, von allen möglichen und denkbaren Standpunkten zur Beurtheilung dieſer Angelegenheit gerade denjenigen gewählt zu haben, auf den das Publikum am Wenigſten vorbereitet war: den rein privatrechtlichen, den perſönlichen Standpunkt. Weder der erzürnte Monarch, noch der beſänftigte Landesvater ſprachen aus dieſem Document, weder neuer Zorn noch Vergeſſen des Alten wurde darin ausgedrückt: ſondern wie eine Differenz zwiſchen zwei Privatleuten wurde der ganze Vorfall als ein rein perſönlicher, unmittelbar wechſelſeitiger, mit kalter Geringſchätzung behandelt. — Wenn (lautete das Schreiben) der Magiſtrat und die Stadtverordneten zu Breslau in ihrer Eingabe vom 2. d. M. ſich auf die geſetzliche Zuläſſigkeit der in Bezug genommenen, auf dem Provinziallandtage angebrachten Petition zu ihrer Rechtfertigung derſelben berufen, ſo hätten ſie dies nicht nöthig gehabt, da ihre Befugniß ihnen nicht beſtritten worden ſei; es ſtehe derſelben aber die Befugniß des Königs gegenüber, ſich gegen ſeine Unterthanen über Geiſt und Tendenz der von ihnen auf verfaſſungsmäßigem Wege ausgeſprochenen Bitte wohlgefällig oder mißfällig zu äußern, und zu Letzterem habe der Antrag der Breslauer Behörden dem König, nachdem er ſich über den Gegenſtand derſelben beſtimmt genug ausgeſprochen, Anlaß gegeben. Im Uebrigen wiſſe der König ſehr wohl den Mißgriff des ſtädtiſchen Vorſtandes von dem ihm wohlbekannten lautern, treuen, ihm ergebenen Sinne der Breslauer Einwohnerſchaft zu trennen, und habe er deshalb nur bedauert, daß wider ſeine Abſicht die Eröffnung, welche nur dem Magiſtrate und den Stadtverordneten mitgetheilt werden ſollte, eine für die ganze Bürgerſchaft ſchmerzliche Oeffentlichkeit erhalten habe. —

Das hieß denn nun freilich das perſönliche Königthum, das Königthum von Gottes Gnaden, die abſolute und unmangelhafte Unfehlbarkeit des Königs bis auf den Gipfel treiben! Nichts in die-

ſer Cabinetsordre, welche Herr von Rochow den König verleitete durch ſeine Namensunterſchrift zu heiligen — nichts hier von Gründen! nichts von Motiven! Der König hatte ſeine Meinung über einen gewiſſen Gegenſtand „beſtimmt genug ausgeſprochen" — wer wagt noch, ihn wieder zu berühren? Aber Ihr ſagt, es ſei ein Gegenſtand von der ungeheuerſten Wichtigkeit, Ihr nennt ihn den Gegenſtand Eurer Bitten, Eurer Sehnſucht, einen Gegenſtand, von deſſen Verwirklichung das Heil und die Zukunft des Reiches abhängt? — Hilft Alles nichts: Roma locuta, res judicata est — wie oft über dieſen Machtſpruch des römiſchen Pfaffenthums habt Ihr gelächelt? Und nun der Machtſpruch der Innocenze und Gregore wird auf den Thron von Preußen erhoben! nun mit einem einzigen Rex locutus est werden Eure heißeſten Wünſche, Eure treueſten Sorgen zurückgewieſen!

Aber wie es zu geſchehen pflegt: derſelbe Griff, mit welchem die königliche Autorität hier zu ſchwindelnder Höhe emporgewirbelt wird, ſetzt ſie andrerſeits auf eine bedrohliche Weiſe herab. Dieſer ſo unantaſtbare, ſo allmächtige König, von dem ein einziges Wort genügt, eine Lebensfrage des preußiſchen Staates, ja Deutſchlands, ja der Welt für alle Ewigkeit zu beſeitigen, läßt ſich zur ſelben Zeit herab zu ſeinen Unterthanen auf das Niveau des Privatrechtes, pocht, dem Rechte ſeiner Unterthanen gegenüber, auf das andere Recht, das, jenem unbeſchadet, ihm zuſtehe! Der Träger der Krone, die verkörperte Majeſtät des Staates ſcheut ſich nicht, einen perſönlichen Streit mit ſeinen widerſprechenden Unterthanen einzugehen und wie im Zankkampf Schlag auf Schlag auszutheilen und einzunehmen! Denn wenn Herr von Rochow den König hier ſagen läßt, die Breslauer Behörden hätten allerdings ein ihnen zuſtehendes Recht verfaſſungsmäßig geübt, der König aber habe das Recht, ihnen dieſe verfaſſungsmäßige Ausübung ihres Rechtes übel zu nehmen, was heißt das anders, als: Ihr habt Recht, aber ich habe auch Recht, und alſo haben wir beide Recht — uns zu zanken?!

Am Uebelſten indeß wirkte der Schluß des Briefes. Dieſer Verſuch, den Herr von Rochow hier unter dem Schutze des königlichen Namens machte, Unfrieden auszuſäen zwiſchen die Behörden und die Einwohnerſchaft von Breslau, dieſe Speculation, die er ſich erlaubte, auf die Feigheit und die Knechtsnatur des großen Haufens,

dieſe verſteckte und eben deshalb um ſo gefährlichere Aufforderung an die Bürger von Breslau, den Schritt ihrer Behörden zu desavouiren — wie unfürſtlich! wie ungeſchickt! Ungeſchickt ſchon deshalb, weil Jedermann die Intrigue ſofort durchſchaute und weil ihr ſelbſt jeder innere Halt und jeder Zuſammenhang fehlte. In dieſer Versicherung, wie leid es dem König thue, durch eine Eröffnung, welche allein für die Breslauer Behörden beſtimmt geweſen ſei, auch der Einwohnerſchaft der Stadt Breslau Veranlaſſung zum Schmerz gegeben zu haben, in dieſem ganzen Verſuch, die von der Bürgerſchaft gewählten officiellen Vertreter derſelben von ihr ſelbſt zu trennen — welche Logik war das! Dieſer Unterſchied, falls er richtig war, warum wurde er denn damals nicht gemacht, als Herr von Rochow ſein erſtes ungnädiges Schreiben erließ? Die zum Voraus verbetenen Feſtlichkeiten, von wem denn hätten ſie dem Könige dargebracht werden können, von der Stadt oder blos von den Behörden? Wen alſo traf die königliche Ungnade ſchon in ihrer erſten Aeußerung, die Behörden oder nicht vielmehr die Bürger ſelbſt? Wie auch in aller Welt wäre es möglich geweſen, die Bürger von einem beabſichtigten feſtlichen Empfange abzuhalten, ohne Veröffentlichung jener königlichen Entſchließung? und was ſollte der Bürgerſchaft jetzt dieſes allerhöchſte ſchmerzliche Bedauern, nachdem die Veranlaſſung dazu doch eben von Niemand anders, als vom Könige ſelber ausgegangen und nothwendig gemacht war? — Zwar einen Weg hätte es gegeben, o ja, wie die Bürger von Breslau von dem ungnädigen Reſcript vom 21. Mai nichts zu erfahren brauchten: nämlich wenn die Behörden in Folge deſſelben ohne Weiteres zu Kreuz gekrochen wären, wenn ſie in aller Eile die Hand geküßt hätten, die ſie gezüchtigt, und ein reuiges pater peccavi geſtammelt! War es alſo etwa dies, was man erwartet hatte? war die Berechnung fehlgeſchlagen? und verſteckt hinter der knappen, wortkargen Faſſung, durch welche das königliche Schreiben vom 22. Juni ſich ſo auffällig von demjenigen unterſchied, in welchem der König ſeine Erlaſſe ſonſt und zumal bei ſolchen Gelegenheiten zu erlaſſen liebte, verſteckte ſich hinter dieſer verdroſſenen Faſſung nur der Aerger des Herrn von Rochow über die Täuſchung, welche er erlitten?

Alſo auch hier wieder Unklarheit, Verwirrung, Mißverſtand an allen Ecken! —

Jedenfalls, hatte Herr von Rochow bei dem Schluß des königs-

lichen Schreibens ſeine geheimen Abſichten gehabt, weshalb er den ſelben ſo und nicht anders faßte, ſo ſollten auch dieſe Abſichten zu Schanden werden. Die Bürgerſchaft von Breslau war zu ſtolz, zu erbittert durch den ganzen Vorgang, um den Wink, der in dieſem Schluß des Briefes lag, zu verſtehen. Sogar er hatte gerade die entgegengeſetzte Wirkung: auf das bloße Gerücht hin von der bevorſtehenden Cabinetsordre ſetzte die Bürgerſchaft eine Adreſſe in Umlauf, in der ſie ihre Beſtürzung darüber ausſprach, wie es möglich ſei, daß aus einem geſetzlich ſo verkürzten Verfahren, wie dasjenige ihrer Behörden in Betreff der Landtagspetition geweſen, der Commune ſo herbe Folgen erwüchſen. Um jedoch den Magiſtrat und die Stadtverordneten vor allen Mißdeutungen des Geiſtes und der Geſinnung ſicher zu ſtellen, hielten die Unterzeichneten ſich für dringend verpflichtet, zu erklären, daß die Erlangung allgemeiner Landesſtände ihrer Aller heißeſter Wunſch ſei, daß ſie Alles und Jedes, was von den Vorſtehern und Vertretern ihrer Commune zur Erreichung dieſes großen und zeitgemäßen Zieles bisher auf eben ſo geſetzlichem als loyalem Wege gethan worden und auf dieſem Wege und in dieſem Sinne noch ferner gethan werden könnte, vollkommen billigten und daß ſie endlich in dem tiefſten Danke und in der einen und feſten Geſinnung für ſo edle und beſonnene Vertretung verharren wollten. — Zum Schluß ermächtigten ſie den Magiſtrat und die Stadtverordneten von ihrer vorſtehenden Erklärung jeden beliebigen Gebrauch zu machen, um zu beweiſen, daß ſie ihren Bedürfniſſen vollkommen entſprechend gehandelt; dieſes offen und wahrhaft, wie hiermit geſchehe, zu bekennen, gereiche den Unterzeichneten zur Ehre und zur Beruhigung.

Ach in der That, welch eine Lawine iſt das, die ſich hier zuſammenwälzt? Dieſer Geiſt des Widerſpruchs und der Selbſtändigkeit, der ſich hier zu offenbaren anfängt, wie weit wird er noch um ſich greifen? Nicht blos die Laſter necken an, auch die Tugenden haben ihre ſympathetiſche Gewalt — Tugend oder Laſter, gleichviel, wo wird dieſe Bewegung ihren Stillſtand finden?!

Die Adreſſe war fand den ihrigen ſehr bald: die Polizei ließ ſie am funfzehnten Juni, an frühem Morgen, auf offener Straße, confiſciren. Das war dazumal in der Ordnung und erregte alſo weiter keinen Widerſpruch; nur daß die Sache damit gebeſſert ſei, das glaubte ſchon damals Niemand.

Eine noch größere Genugthuung wurde den Vertretern der Stadt einige Tage ſpäter zu Theil (28. Juni), als die Ergänzungswahlen der Stadtverordneten ſtattfanden — und ſiehe da, ſämmtliche Stadtverordnete wurden wieder gewählt.

Unter ſolchen Umſtänden und auf dieſe Geſinnung ihrer Mitbürger geſtützt, konnten die Breslauer Behörden über die Schritte, welche ſie ferner einzuſchlagen hätten, nicht wohl in Zweifel ſein. Als das königliche Schreiben vom 22. Juni bei den Stadtverordneten verleſen ward, beſchloſſen ſie, daſſelbe einfach ad acta zu legen. Auch der Magiſtrat, wenngleich er dieſem Beſchluſſe nicht beitrat, ließ ſich doch übrigens in ſeiner feſten und beſonnenen Haltung nicht irre machen.

In dieſer Lage blieb die ganze wunderſame Begebenheit mehre Wochen und der Zeitpunkt für die Reiſe des Königs nach Schleſien näherte ſich mehr und mehr: bis endlich Herr von Merkel, der ohnedies der Landtagsabſchiede halber nach Berlin mußte, dieſe Gelegenheit benutzte, unmittelbar beim König auf eine Verſöhnung hinzuarbeiten. Seinen Vorſtellungen gelang es, vom Könige die Zuſicherung zu erhalten, daß, falls die Stadt Breslau jetzt noch eine Einladung an ihn ergehen laſſe, dieſelbe huldvollſt angenommen werden ſolle. Auf dieſes Verſprechen hin bearbeitete Herr von Merkel, dem, in ſeiner Stellung als Oberpräſident der Provinz, der bevorſtehende öffentliche Scandal allerdings unerträglich ſein mußte, Magiſtrat und Stadtverordnete von Breslau. Und wirklich erreichte er von ihnen, daß ſie unterm 26. Juli eine Einladung an den König ergehen ließen. Dieſelbe Beſonnenheit, welche bisher alle Schritte der obgenannten Behörden geleitet, hatte auch dieſe Einladung dictirt. Sie war ehrerbietig und freundlich und that des Vorgefallenen kaum mit einer Silbe Erwähnung. Je näher die Tage rückten, welche dem bevorſtehenden ſchönſten Jubelfeſte der Provinz, dem Feſte ihrer hundertjährigen Vereinigung mit der preußiſchen Krone, durch die Anweſenheit Sr. Majeſtät die herrlichſte Bedeutung verleihen würden, und je inniger die unterzeichneten Behörden jetzt (dieſes „jetzt" war die einzige Marke, die auf die Vergangenheit deutete; es bezog ſich ohne Zweifel auf die durch Herrn von Merkel gemachten versöhnlichen Eröffnungen) ſich der Ueberzeugung hingeben durften, daß der König ihrer Stadt, die in der unerſchütterlichen Liebe zu

König „und Vaterland" von jeher ihren Ruhm gefunden und ſtets finden werde, ſein landesväterliches Herz nicht entzogen habe: jemehr dränge es ſie, den König bei ſeiner „verheißenen" Anherkunft mit den ehrfurchtsvollſten Bezeigungen unwandelbarer Treue zu empfangen. ...

Die Antwort des Königs war zuſagend; nur die Entſagung nachzuahmen, von der die Breslauer Behörde ein ſo ehrenwerthes, ſo verſtändiges Beiſpiel gegeben, nämlich das Vorgefallene gar nicht oder doch nur mit zarteſter Zurückhaltung zu berühren, hatte Herr von Rochow ſich nicht entſchließen können. Der Magiſtrat und die Stadtverordneten ſeiner „treuen lieben Stadt Breslau" hätten in ihrem Einladungsſchreiben der wichtigen Säcularfeier der Vereinigung Schleſiens mit Preußen erwähnt, „welche in dieſes Jahr fällt." Es ſei dem Könige erfreulich und theuer, die herrliche Provinz und ihre Hauptſtadt, „eine der größten und blühendſten in der Monarchie," in dieſem Jahre zu beſuchen. Dieſe Erinnerung laſſe den König auch hinwegſehen über den „Mangel von Aeußerungen, die ſeinem Herzen wohlgethan hätten:" und indem er der edlen, ächt vaterländiſchen Geſinnung der „Einwohner von Breslau" gedenke, wolle er den zugedachten Empfang gern annehmen. —

Es gehörte eben kein Oedipus dazu, den Sinn dieſer Wendungen zu durchſchauen. Abſichtlich oder unabſichtlich, genug, die Breslauer Behörde hatte in ihrem Einladungsſchreiben das Jubiläum der Vereinigung Schleſiens mit Preußen als das eigentliche Feſt bezeichnet, welches zu feiern ſtände; die Anweſenheit des Königs, wie erfreulich immer, wurde nur als ein Schmuck dieſes Feſtes, wenn auch ein ſehr glänzender, ſehr bedeutungsvoller, doch immer nur als ein Schmuck, und erſt in zweiter Linie, genannt. Die königliche Antwort nimmt dieſen Handſchuh, wenn es einer hatte ſein ſollen, auf: nur die Erinnerung an dies Jubelfeſt beſtimmt ihn zu kommen; dieſelbe Erinnerung läßt ihn auch hinwegſehen darüber, daß die Bittſteller nicht zuvor um Verzeihung und Nachſicht gebeten für ihr früheres Benehmen; die Geſinnung der Breslauer „Einwohnerſchaft" wird gerühmt — natürlich, um die Verirrung ihrer Vertreter deſto fühlbarer zu machen.

Und das ſollte eine Verſöhnung ſein! und das waren Herzen,

die einander entgegen klopfen sollten! und in dieser Stimmung wollte man gegenseitig Freude bereiten und empfangen!

Ueberhaupt schwebte über diesen Breslauer Festlichkeiten ein eigner Unstern; die anstößigen Scenen, die Zerwürfnisse und Zänkereien, die schon die Berliner Huldigungsfeierlichkeiten auf so unerbauliche Weise eingeleitet hatten, wiederholten sich hier in vergrößertem Maßstab und in gehässigster Steigerung. Noch stand der Streit der Breslauer mit dem König in voller Blüthe: und schon unter der schlesischen Ritterschaft brach ein neuer, höchst ärgerlicher Zwiespalt aus (Ende Juni). Je weniger Aussicht nämlich damals noch auf eine gütliche Beilegung des erstgedachten Conflictes war und je leichter es noch passiren konnte, daß von der Stadt Breslau in der That keinerlei Festlichkeiten zum Empfang des Königs veranstaltet wurden, mit um so größerm Eifer hatte die Ritterschaft der Provinz sich die Verherrlichung dieses Empfanges angelegen sein lassen. Eine Reihe glänzendster Festlichkeiten wurde ihrerseits in Breslau vorbereitet; was der Trotz der Bürger versehen, die Treue der Ritter wenigstens sollte es ersetzen; der König sollte es merken, merken an diesen drapirten Wänden, diesen Kränzen, diesen Franzen, merken an diesen köstlichen Speisen, diesen edlen Weinen, dieser ganzen Ueberschwänglichkeit von Aufwand und Pracht, wo eigentlich die Stützen des Thrones zu suchen, wo Anhänglichkeit, Treue, Biedersinn zu Hause sind! — War es dieser Eifer, war es zufälliges Ungeschick einzelner Anordner, genug: die Vorbereitungen wurden von dem festordnenden Comité mit einer Willkürlichkeit getrieben, der Zuschnitt des Ganzen mit einem Luxus gemacht und in Folge dessen auch die Beiträge der einzelnen Mitglieder mit einer Ueberherrlichkeit und auf eine Höhe bestimmt, daß verschiedenen Rittern, trotz ihrer Ritterlichkeit, dies Verfahren denn doch zu Kopfe stieg. Namentlich glaubte die Ritterschaft der Lausitz sich von der übrigen schlesischen beeinträchtigt und zurückgesetzt. Ein berühmtes Mitglied der erstern, der Fürst Pückler-Muskau, vor Kurzem noch als „Verstorbener" gleichmäßig der Abscheu und das Entzücken, der Stolz und das Crève-Coeur seiner hochadligen Genossenschaft, die in ihm allerdings etwas besaß, woran sie sonst eben keinen Ueberfluß hatte, weder in Schlesien noch anderwärts, nämlich einen geistreichen Mann — Fürst Pückler gab seine berühmte und glänzende Feder zum Ausdruck dieser

Mißſtimmung her. In einem, gleich darauf von ihm ſelbſt veröffentlichten Schreiben an den Generallieutenant Grafen von Brandenburg in Breslau (einen natürlichen Oheim bekanntlich des Königs, welcher Umſtand die Sache nur noch pikanter machte) beſpöttelte er die ganze Angelegenheit mit all jener Grazie und all der kleinen Bosheit, durch welche der fürſtliche Autor ſich ſo berühmt gemacht hatte. Die Mitglieder der Oberlauſitzer Ritterſchaft ſeien von ihren ſchleſiſchen Genoſſen ja ſonſt immer nur ſo geringſchätzig, nur als „ein überall nachſtehender Appendix" behandelt worden; noch kürzlich, in der Frage wegen der permanenten ſtändiſchen Ausſchüſſe, hätten die Stände Schleſiens ihnen durch Stimmenmehrheit verſagt, auch ein oberlauſitziſches Mitglied in dieſe Ausſchüſſe zu ſenden — wie ſie jetzt dazu kämen, mit Aufforderungen und Einladungen zur Veranſtaltung von Feſtlichkeiten beehrt zu werden, die weitab von ihnen, in Breslau, gefeiert werden ſollten? wie ſie dazu kämen, zu dieſem Ende mit einem zum Voraus feſtgeſetzten Beitrag von vierzig bis herab zu zwei Friedrichsd'or beſteuert zu werden, ſie, die verhältnißmäßig leider nur arm zu nennen wären, viel ärmer wenigſtens als die ſchleſiſchen Ritter? Mit einer Schadenfreude, welche ſchon nicht mehr beachtet, daß ſie das Meſſer zugleich in ihr eigenes Fleiſch wühlt, erinnerte der erlauchte Briefſteller an ein „anderwärts ſtattgefundenes glänzendes Freudenfeſt dieſer Art," deſſen Ausgang eine vortreffliche Lehre gebe, nämlich die, daß es „in manchen Fällen beſſer ſei, nur bei dem Reden zu bleiben, was man zu thun ſchuldig, als mehr zu thun und dieſes nachher ſchuldig zu bleiben." Auch zweifle er nicht, daß der König ſelbſt viel Behagen finden könne an Feſten, „die vielleicht nicht immer äſthetiſch genug ausfallen, um Sr. Maj. Gelegenheit zu einem anderen Genuß zu geben, als während vieler langer Stunden einen Beweis mehr ſeiner Herzensgüte und Indulgenz zu geben" . . . .

O um des Himmelswillen, Ihr Ritter und Junker, hört auf, hört auf mit Eurem Gezänke! hört auf, Einer dem Andern die Schwären aufzudecken und Euch Gift zu bohren, wenn nicht um Euer ſelbſt, ſo wenigſtens um Eures Gaſtes, des Königs willen! Der niedrigſte Handwerksmann, wo er ſeinen Gevatter auf eine Schlachtſchüſſel oder eine Schüſſel polniſcher Karpfen ladet, hütet ſich wohl, ſich vorher mit ſeinen Hausleuten zu zanken und dem Gaſt, der vor

der Thür steht, die Kosten, die sein Besuch ihm verursacht, zum Voraus vorzurechnen — und Ihr, Junker und Ritter? und Ihr?!

Noch scandalösere Scenen ereigneten sich in Breslau, in Mitten der Bürgerschaft selbst. Kaum daß die Zusage des Königs angelangt war, als auch hier der Krieg in vollen Flammen stand, der Krieg der Eitelkeit, des Neides, der kleinlichsten Unverträglichkeit. Die Kaufmannschaft von Breslau weigerte sich, ihre jüdischen Mitglieder an den Deputationen und sonstigen Festlichkeiten theilnehmen zu lassen, welche sie für die Anwesenheit des Königs vorbereitete — warum? Ei nun, um Gründe war die Kaufmannschaft nicht verlegen, wenn man sie ihr nur hätte glauben wollen. Die Juden wären nicht rechte Mitglieder, es gäbe überhaupt in Breslau keine eigentliche allgemeine kaufmännische Corporation, sondern nur eine kaufmännische Ressource, an welcher die Juden keinen Antheil hätten — und was dieser Art christlicher Hochmuth und bornirter Fanatismus weiter faselte. Der eigentliche Grund aber war doch immer nur, daß es Juden waren!! Ja gewiß noch einmal: und mit diesen Herzen bereitete man Lustbarkeiten? und in dieser Stimmung wollte man Feste feiern?!

Endlich brach denn auch dieser große Tag heran: unter allgemeiner Spannung, es stand nicht zu läugnen: nur daß diese Spannung weit weniger den Festlichkeiten selbst galt, als den Zwischenfällen, den unvorhergesehenen, unberechenbaren, die man sich davon versprach. Nicht um ihrer selbst willen war es, daß man diese Rosen der Freude flocht: man wußte, daß eine Schlange darunter lauerte, und ob und wann diese daraus hervorzischen würde, das war der Grund dieser außerordentlichen, dieser allgemeinen Spannung, mit welcher in jenen Tagen ganz Preußen seine Aufmerksamkeit auf Breslau gerichtet hielt.

Natürlich entsagt der Geschichtschreiber der allemal beschwerlichen und ermüdenden Beschreibung der stattgehabten Festlichkeiten unter diesen Umständen doppelt gern. Diese Dinge haben nur dann Werth und nur dann dürfen sie einigen Anspruch erheben, eingetragen zu werden in die Blätter der Geschichte, wenn ein höherer, ein wahrhafter Sinn sie belebt. Und das, wie wir wissen, war hier längst nicht mehr der Fall.

Wir beschränken uns daher an dieser Stelle darauf, nur einige charakteristische und merkwürdige Aeußerungen anzuführen, welche

der König ſelbſt bei dieſer Gelegenheit that. — Bei dem Einzug des königlichen Paares am 13. Septbr. (bei dem übrigens diesmal Herr von Rochow nicht geſehen, aber auch nicht vermißt ward), hatte in der feierlichen Begrüßungsrede, mit der daſſelbe Namens der Stadt empfangen wurde, der Vorſteher der Bürgerſchaft ſorgfältig Alles vermieden, was an die Begebenheiten der letzten Monate hätte erinnern können. Auch der König ſelbſt hatte ſich eine ähnliche Mäßigung auferlegt, wenn auch nicht ganz dieſelbe. Nur im Allgemeinen verſicherte er ſeine Freude, ſich in Mitten ſeiner Breslauer Bürger zu befinden. Die hundert Jahre, welche verübergegangen, hätten keine Aenderung in das Verhältniß zu ſeinem Hauſe gebracht; vielmehr habe Alles, was ſich in dieſer langen Zeit zugetragen — „Stürme, die verübergegangen" — das Band immer feſter geknüpft. Und ſo werde es immer bleiben: denn es ſei ein Band der Herzen — „zur guten Stunde ſei dies geſagt!"

Anders dagegen bei der großen Cour, welche einige Stunden ſpäter im königlichen Palais ſtattfand. Als die ſtädtiſchen Behörden ihm hier vorgeſtellt wurden, unterhielt er ſich zuvor lange und freundlich mit ihnen. Aber auf einmal nahm die königliche Rede eine Wendung . . . .

Er bedaure, ſagte der König zu den Vertretern der Stadt, daß eine finſtere Wolke an ihrer beider Horizont heraufgezogen: aber er freue ſich auch, daß ſie wieder verſchwunden ſei. „Ich kann die politiſchen Inſtitutionen beſſer beurtheilen als Sie." Der Antrag, welchen die Behörden von Breslau geſtellt, ſei nach ſeinem, des Königs, ſorgfältigem Studium von fünfundzwanzig Jahren und nach ſeiner innigſten Ueberzeugung unausführbar. Irrthümer, die von Einzelnen begangen werden, ſeien leicht zu beſeitigen: aber von ganzen ehrenwerthen Communen begangen, hätten ſie ihn um ſo ſchmerzlicher berühren müſſen, da er beſonders darüber ſich ſo deutlich ausgedrückt zu haben wähne. Er habe jedoch Alles vergeſſen und vergeben und hoffe, daß es nicht wieder vorkommen werde. Seine Bürger dürften der Zeit nicht vorgreifen wollen: was kommen ſolle, werde nicht ausbleiben und was er verſprochen habe, werde er halten: „aber keine Macht der Erde wird Mich zwingen können, gegen Meine Ueberzeugung zu handeln."

Stumm, bedonnert, ſtanden die Väter der Stadt — war das

der König, der zu ihnen sprach? diese Stimme, die jetzt so grell, so herrisch klang, war das dieselbe Stimme, die vor einem Jahre (fast auf den Tag traf es zu) mit so klangvollen, so bezaubernden Tönen alle Herzen in Rührung und Freude geschmolzen hatte? diese Bürger, die jetzt zur Geduld verwiesen wurden, so kühl, so schadenfroh, wie Knecht Ruprecht zur Weihnachtszeit neugierige Kinder beschwichtigt — was kommen soll kommt doch, gebt Euch nur keine Mühe — wie doch? gehörten sie zu demselben Volk, welches der König damals sein herrliches, treues, edles Volk genannt, ja dem er freiwillig, ungenöthigt, in edlem Drange des Herzens, einen wahrhaft königlichen Eidschwur geleistet? dieser Fürst selbst, so fromm übrigens, so gottergeben, und der sich jetzt doch so übermüthig gegen alle Wechselfälle der Zukunft verschwört — ist es derselbe in Wahrheit, der in jener festlichen Stunde zu Königsberg von den „thränenreichen Wegen der Könige" sprach? und was zwei Reden bei ähnlicher Gelegenheit, in Königsberg und Berlin, aufgebaut in den Herzen der Unterthanen, das Fundament der Liebe, die Pfeiler des Vertrauens, das ganze stolze Gebäude patriotischer Hoffnungen — wie war es demselben Redner möglich, das Alles durch diese dritte Rede so mitleidlos in Trümmer zu reißen?! —

Stumm und bedonnert standen die Väter der Stadt: und auch der milder gefaßte Nachsatz, daß der König zu ihnen gesprochen, frei und offen, als ehrlicher Mann, und daß er es liebe, wenn man ihm eben so offen entgegenkomme, ging an den Ohren, den Herzen der Meisten unvernommen vorüber.

Stumm und bedonnert blieb auch der Charakter der ganzen Breslauer Festlichkeit. Es war da viel Glanz und viele Pracht, eine Menge ausgezeichneter und merkwürdiger Fremder, österreichische Erzherzöge, deutsche und fremde Fürsten, französische, italienische, englische, russische Generale, hochgestellte Prälaten — Alles, was Reichthum, Luxus, Verschwendung zu Wege bringen können, war da in Ueberfülle — aber nur Eines fehlte, Eines, was die Königsberger Tage so freundlich verklärt hatte und was seitdem immer mehr und mehr auszusterben schien in diesem prächtigen Kranz von Festen, mit dem die einzelnen Provinzen der Monarchie sich wetteifernd vor ihrem König schmückten: Freude fehlte dem prächtigen Fest!

Am Nachmittag des Dreizehnten hatte der König seinen Einzug

in Breslau gehalten; ſchon am Funfzehnten Mittags verließ er die Stadt. Die Königin folgte am nächſten Tage. — Das Königspaar verweilte ſpäterhin noch geraume Zeit (vom 19. Septbr. bis 5. October) in Schleſien: doch ohne Breslau wieder zu betreten. Auch in der dankenden Cabinetsordre, welche der König in Betreff der in Schleſien gefundenen herzlichen Aufnahme unterm 25. Septbr. von Erdmannsdorf aus an den Oberpräſidenten von Merkel zur Mittheilung an die Provinz erließ, wurde der Hauptſtadt Breslau mit keiner Silbe gedacht.

Und ſo waren, nach ſo viel Vorbereitungen, ſo viel Anſtrengungen, ſo viel Zänkereien, dieſe Feſttage auch wieder einmal vorübergegangen — und nichts war übrig, ſchon wenige Stunden ſpäter, als verwelkte Kränze, zerknitterte Fahnen, halbgeleerte Becher .....

Und dieſe ganze, ſo eifrig angeſtrebte Verſöhnung hatte nichts zu Wege gebracht, als nur eine neue, brennendere Wunde: eine Wunde, die ſchon nicht mehr die Breslauer allein traf, nein, das ganze Land, das in jener entſchiedenen, jener drohenden Weigerung, welche der König den Breslauer Behörden gegenüber ausgeſprochen, die Vernichtung ſeiner theuerſten Hoffnungen beklagte: eine Wunde fürwahr, die noch Jahre lang klaffen ſollte, ohne zu heilen ...

Ja und wird ſie es denn nur jemals thun?! — —

Die zweite Angelegenheit, welche, ebenfalls wegen ihrer nahen Verwandtſchaft mit der Verfaſſungsfrage, ſo wie um des Lichtes willen, das auch ſie auf die Stellung der Regierung zu dieſer Frage fallen ließ, gleichfalls noch an dieſem Orte beſprochen werden ſollte, war der Jacoby'ſche Prozeß. — Daß der Verfaſſer der „vier Fragen" ſeine Schrift, ſogleich beim Erſcheinen derſelben, dem König perſönlich überſandt hatte, iſt oben berichtet worden. Ebenſo auch die Antwort, welche ihm darauf zu Theil geworden: nämlich das Verbot der Schrift und der Befehl an die Juſtizbehörde, ſofort die Unterſuchung gegen den Verfaſſer einzuleiten.

Wenige Tage ſpäter (März 13.) wurde daſſelbe Verbot, ausgedehnt auf ſämmtliche deutſche Bundesſtaaten, auch vom Frankfurter Bundestage wiederholt: eine Pünktlichkeit und Schnelle, welche mit dem ſonſt üblichen Geſchäftsgange dieſes Collegiums in bemerkenswerthem Widerſpruche ſtand.

Auch die Unterſuchung ſelbſt, nach Allem, was im Publikum darüber verlautete, wurde mit ungewöhnlichem Eifer geführt. In der kurzen Friſt von drei oder vier Wochen hatte Herr Jacoby nicht weniger als zwanzig peinliche Verhöre zu beſtehen; ſogar ſeine Wohnung wurde polizeilich durchſucht (März 14.).

Aehnliche Proceduren fanden auch auswärts, in Breslau, Danzig, Marienwerder, ja ſogar außerhalb Preußen ſtatt, in Leipzig und Mannheim, auf Requiſition der preußiſchen Behörden. Die Zahl der vernommenen Zeugen ſtieg auf ſechsundneunzig, darunter Ladenmädchen, Köchinnen und Schulkinder; wenn es ſich um die haarſträubendſte Verſchwörung, das blutriefendſte Verbrechen gehandelt hätte, die Gerichte hätten keinen größeren Anlauf nehmen, keine gewaltigern Zurüſtungen treffen können.

Nun? und wer ſagt denn auch ſchon, daß es ſich nicht darum handelte?! Die Regierung wenigſtens faßte die Sache ſo auf: oder gab ſich ſelbſt den Schein, als ob ſie es thäte. Die „vier Fragen“ hatten eine zu bedenkliche Senſation im Publikum hervorgebracht; zu tief empfand die Bureaukratie, in deren Händen das Ruder des Staats bis dahin gelegen hatte, den Streich, der hier gegen ſie geführt worden war, und der ihr Anſehn bei der Menge gerade in dem Augenblicke zu vernichten drohte, wo ſie, zu ihrer eigenen Sicherſtellung, dieſes Anſehns am Nöthigſten bedurfte; zu verhaßt war der politiſchen Myſtik, die über der Zukunft Preußens brütete, ja die ſchon ſich ſelbſt berauſchte an den Traumbildern deſſen, was ſie ins Werk ſetzen wollte, zwar nicht heut, nicht morgen, aber vielleicht doch einmal, auch nicht weil es Noth that oder weil das Volk es begehrte, ſondern aus purer Gnade und weil es ihr ſo gefällig ſein wird — zu verhaßt ſage ich, waren dieſer politiſchen Myſtik die klaren, bündigen Forderungen dieſes praktiſchen, nüchternen Verſtandes, zu unangenehm fühlte der Schwung ihrer Phantaſie ſich zurückgeführt durch dieſe Schrift auf den kalten, kahlen und leider doch nicht hinwegzuräumenden Boden rechtlicher Verpflichtungen — als daß nicht beide, wie uneins ſonſt, doch jetzt in Einem zuſammengetroffen wären. . .

Und zwar darin, daß dieſer vorwitzge Frager beſeitigt werden mußte!

Nach der naiven Auffaſſung des Publikums konnte es ſich bei

der ganzen Unterſuchung zum Höchſten um ein einfaches Preßvergehen handeln, eine Umgehung der Cenſur, nichts weiter: und auch an dieſer, allem Anſchein nach, hatte der Verfaſſer der „vier Fragen“ ſelbſt keinen Antheil.

Aber hat nicht Richelieu vor zweihundert Jahren ſchon geſagt, daß zwei Zeilen von der Hand eines Mannes genug ſind, den Mann ſelbſt an den Galgen zu bringen? Zwei Zeilen, nicht mehr — und hier liegt eine ganze Broſchüre vor?!

Die Anklage bezeichnete die „vier Fragen“ als ein freches Libell, den Verfaſſer als einen Volksaufwiegler. Der erſte Abſchnitt, behauptete ſie, ſei nichts weiter als „Zeitungsweisheit“ und eine „aus unwürdiger Taktik entſprungene, böswillige Entſtellung der Landesverfaſſung“; der Verfaſſer habe ſich damit des „frechen und unehrerbietigen Tadels der Landesgeſetze“, ſo wie der „Aufregung zum Mißvergnügen“ ſchuldig gemacht: zwei Vergehen, welche das preußiſche Geſetz mit Feſtungsſtrafe bis zu zwei Jahren bedrohte. Im dritten Abſchnitt erblickte die Anklage ſogar „Majeſtätsbeleidigung“ —: und ein Majeſtätsbeleidiger, je nach den Umſtänden, konnte mit vierjähriger Zuchthausſtrafe belegt werden.

Zwei Jahre Feſtung, vier Jahre Zuchthaus — es iſt ſchon etwas, meint Ihr nicht?

Aber doch noch lange nicht genug für einen Miſſethäter wie dieſer! Nein: ſondern der allerverhängnißvollſte Paragraph des geſammten preußiſchen Landrechts mußte gegen ihn aufgeboten, des alleräußerſten Verbrechens mußte er angeklagt werden, das der preußiſche Criminalcodex kennt! eines Verbrechens, für welches der Geſetz, ohne Unterſchied, ohne Milderung, nur eine einzige Strafe kennt, und dieſe Strafe iſt — „Hinrichtung mit der härteſten und ſchreckhafteſten Leibes- und Lebensſtrafe“ . . . mit Einem Worte: des Hochverraths!

Zwar daſſelbe Geſetzbuch, in demſelben Titel, definirt auch den Hochverrath als ein „Unternehmen, welches auf gewaltſame Umwälzung der Verfaſſung des Staates oder gegen das Leben und die Freiheit ſeines Oberhauptes zielt“ — und da konnte denn nun doch auch der allerloyalſte Unterthanenverſtand ſich einiger Bedenklichkeit nicht erwehren, wie mit einigen Blättern bedruckten Papieres ein der-

artiges „gewaltſames“ Unternehmen, ja wohl gar ein Königsmord möchte zu bewerkſtelligen geweſen ſein!

Ueberhaupt machte der leidenſchaftlich gehäſſige Ton der Anklage und dieſe handgreiflichen Uebertreibungen, ja ſelbſt Verdrehungen, in denen dieſelbe ſich gefiel, überall im Publikum einen ſehr ungünſtigen Eindruck. Und dieſer Eindruck vermehrte ſich noch, wenn man die völlig leidenſchaftloſe, würdige Haltung der angeklagten Schrift damit in Vergleich brachte. Gern hätte man die ganze Anklage, oder doch wenigſtens dieſe Form derſelben, nur der ungeſchickten Uebertreibung irgend eines liebedieneriſchen Beamten, der überſchnappenden Loyalität irgend einer untergeordneten Behörde zugeſchoben. Allein auch dieſer Troſt (wenn es einer geweſen wäre) ſollte dem Publikum nicht gegönnt ſein. Denn nur allzubald und auf völlig zweifelloſe Weiſe ſtellte es ſich heraus, daß die Anklageſchrift im Gegentheil in Berlin, im Miniſterium des Innern, unter den Augen des Herrn von Rochow ſelbſt abgefaßt und erſt in dieſer Faſſung, fix und fertig, dem Königsberger Gericht zur Durchführung zugeſchickt worden war.

Alſo auch hier wieder Herr von Rochow! auch hier wieder derſelbe Mann, den man Anfangs mit ungewiſſem Erſtaunen betrachtet hatte als den Günſtling des Königs — und den man jetzt bereits an allen Enden der Monarchie verwünſchte als ſeinen böſen Genius! Herr von Rochow galt als der eigentliche und hartnäckigſte Gegner aller Verfaſſungsbeſtrebungen; aus ſeiner Feder, ſo hielt ſich das Publikum überzeugt, war das Reſcript vom vierten Oktober gefloſſen — es war nur conſequent, daß dieſelbe Feder jetzt auch die Anklage gegen Jacoby vorzeichnete; dieſelbe Hand, die, zur äußerſten Entrüſtung aller Patrioten, dem Landrath von Hacke den Zutritt zu den Stufen des Thrones gewehrt hatte, dieſelbe jetzt eröffnete dem Verfaſſer der „vier Fragen“ die Ausſicht auf Zuchthaus und Schaffot! — Auch hierin war Conſequenz: aber eine unſelige.

Und das Publikum zog dieſe Conſequenzen noch weiter. Zwar von ſeiner früheren Vermuthung über die eigentliche Autorſchaft der „vier Fragen“ hatte es längſt zurückkommen müſſen. Die perſönlichen Verhältniſſe des Herrn Jacoby waren ſeitdem bekannter geworden; man hatte jetzt nachträglich erfahren, daß er ſein publiciſtiſches Talent ſchon früher bei verſchiedenen öffentlichen Streitfragen,

der Judenfrage, dem Lorinſer'ſchen Schulſtreit ꝛc. durch geiſtreiche und eingreifende Flugſchriften bethätigt hatte; Niemand mehr fiel es ein, ihn nur für die vorgeſchobene Puppe des Herrn von Schön zu halten.

Allein dieſelben Nachrichten beſtätigten auch, daß Herr Jacoby allerdings zum vertrauteſten Umgang des Herrn von Schön gehörte; die „vier Fragen", dies ſtand feſt, waren das vollſtändige und alleinige Eigenthum des Herrn Jacoby: aber eben ſo feſt ſtand auch, daß die darin aufgeſtellten Anſichten und Grundſätze von Herrn von Schön getheilt und gebilligt wurden. Wie alſo der eigentliche Ankläger Herr von Rochow, ſo der eigentliche Angeklagte Herr von Schön. Oder wenigſtens war er der Mitangeklagte des Herrn Jacoby: dieſelbe Anklage, welche den Verfaſſer der „vier Fragen" auf die Bank der Verbrecher ſchleppte, ſchleuderte, in gerader Folge, ihre Pfeile auch gegen das Haupt des Staatsmannes, der es niemals der Mühe werth erachtet hatte, ſeinen Haß gegen das büreaukratiſche Regiment zu verſchleiern, ja der in dieſem Augenblicke noch in ſeinem „Woher und Wohin" einen Spiegel aufgeſtellt hatte, in dem die Schildträger des alten Syſtems zähnknirſchend ſich ſelbſt und ihren drohenden Untergang erkennen mußten!

Und dies nun war die eigentliche Bedeutung des Jacobyſchen Prozeſſes, dies war es, was ihn zu einem, für die innere Entwickelung Preußens ſo wichtigen, ſo folgereichen Ereigniß machte: es war nicht der Prozeß eines einzelnen Mannes, nein, es war, ſymboliſcher Weiſe, der Prozeß einer ganzen Partei, es war ein Kampf zwiſchen den beiden Staatsprincipien, zwiſchen denen Preußen in dieſem Augenblicke noch zu ſchwanken ſchien. Herr Jacoby, in dieſem Proceſſe, war der Repräſentant der conſtitutionellen Partei, einer Partei, von der bis dahin in Preußen kaum erſt vereinzelte Anfänge exiſtirt hatten, die aber jetzt, an dieſem Prozeſſe ſelbſt, ſich herausbildete. Nicht bloß Herr von Schön, nicht bloß die Stadt Königsberg, nicht bloß die Provinz Preußen und ihr Huldigungslandtag — nein, die ganze Hoffnung der Zukunft, die ganze Sehnſucht aller eifrigen und aufgeklärten Patrioten ſtand mit Herrn Jacoby vor Gericht: der Spruch, der ihn verdammte oder freiſprach, entſchied zugleich über die theuerſte, die wichtigſte, die eigentliche Lebensfrage Preußens.

Verſchiedene zufällige oder doch untergeordnete Umſtände mögen noch dazu bei, das Intereſſe, das der Prozeß auf dieſe Weiſe in Anſpruch nahm, zu erhöhen, und ihm mehr Leben, ja mehr dramatiſche Bewegung zu geben, als Prozeſſe dieſer Art, bei dem üblichen geheimen Gerichtsverfahren, ſonſt haben konnten. Die Anklage, wie oben erzählt, bezüchtigte Herrn Jacoby unter Anderm des Hochverraths. Für dieſes Verbrechen aber, ſowie überhaupt für alle Verbrechen und Vergehungen wider die Verfaſſung und die öffentliche Ruhe und Ordnung war, durch ein älteres Geſetz, das Kammergericht zu Berlin zum ausſchließlichen Gerichtsſtand für den ganzen Umfang des preußiſchen Staats beſtellt. Das Königsberger Gericht daher, nachdem es die Unterſuchungen einige Wochen hindurch mit großem Eifer geführt, erklärte ſich plötzlich für incompetent, und verlangte, daß die weitere Führung dem Kammergericht zu Berlin, als dem allein zuſtändigen Forum, übertragen werde. Allein das Kammergericht zu Berlin, einen Theil des Erkenntniſſes gewiſſermaßen vorausnehmend, hielt die Anſchuldigung des Hochverraths in dieſem Falle überhaupt nicht für gegründet, und erklärte ſich daher ebenfalls für incompetent. Man begreift leicht, welchen Eindruck dieſer Vorgang im Publikum machte, und was nachgerade von einer Anklage gehalten wurde, welche zwei Gerichtshöfe ſich wechſelsweiſe zuſchoben und die keiner dem andern abzunehmen Luſt hatte. Zwar verſuchte der König ſelbſt dieſen ſeltſamen Wetteifer zu ſchlichten, indem er, auf den Bericht des Juſtizminiſters und der Anſicht des Kammergerichts ſich anſchließend, durch Cabinetsordre vom 30. Auguſt, das Oberlandesgericht zu Königsberg mit Fortſetzung der Unterſuchung ſo wie Abfaſſung des Erkenntniſſes beauftragte. Aber auch damit war dieſer wunderlichen Verwirrung noch kein Ende gemacht. Denn nun wieder durch dieſe Entſcheidung glaubte der Angeklagte ſelbſt ſich beeinträchtigt. Mann des ſtrengen Rechts, wollte Herr Jacoby auch da von ſeinem Recht nicht laſſen, wo daſſelbe ihm gefährlich zu werden drohte; unerbittlicher Logiker, wollte er die logiſche Conſequenz erhalten wiſſen, ſelbſt da, wo ſie ſeine Lage zu verſchlimmern ſchien. War er einmal als Hochverräther angeklagt, gut, ſo wollte er auch als Hochverräther behandelt und beurtheilt werden. Indem er alſo freiwillig verzichtete auf den Vortheil, gerichtet zu werden in ſeiner Vaterſtadt, von Richtern, welche ſeine Mitbürger

waren und seinen Lebenswandel kannten, erbat er es sich in einer Immediateingabe an des Königs Majestät als Gnade, nicht vor seinen ordentlichen Richter zu Königsberg, sondern vor den außerordentlichen Gerichtshof zu Berlin gestellt zu werden, der in diesem außerordentlichen Falle gleichwohl der ordentliche und gesetzmäßige sei. Der König gab diesem Verlangen nach (Dec. 11.): und so kam dieser Prozeß, nachdem er, auf einen so überaus hitzigen Anfang, Monate lang still gestanden hatte, endlich, zu Ende des Jahres, wieder in Gang.

Mittlerweile aber hatte er selbst schon wieder zu neuen Prozessen Anlaß gegeben. Daß die Anklage wegen Hochverraths unhaltbar sei, das freilich sahen allmälig nicht nur die Juristen, sondern auch die Laien ein; eine Verurtheilung wegen dieses Punktes wurde daher auch von Niemand mehr befürchtet. — Die Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung und Erregung zu Mißvergnügen dagegen fürchtete man nicht bloß, sondern man hielt sie, mit alleiniger Ausnahme des Angeklagten selbst, geradezu für unvermeidlich, — ein trauriges Zeugniß, wenn auch nicht für die preußischen Richter, so doch jedenfalls für die preußische Gesetzgebung! Auch hiefür war, wie unsere Leser sich erinnern, die Strafe hart genug: Gefängniß und Verlust der Ehrenrechte.

Um nun für diesen, wie man glaubte, unvermeidlichen Fall seiner Verurtheilung den Angeklagten für die Schmach, welche das Gesetz ihm auferlegen würde, zu entschädigen durch die Ehre, welche seine Mitbürger ihm anthaten, traten zunächst in Königsberg, dann aber durch ganz Preußen, sogar durch ganz Deutschland hin, zahlreiche Vereine zusammen, mit der Absicht, zu einem Ehrengeschenk, einer Bürgerkrone für den verurtheilten Jacoby zu sammeln. Von allen Seiten strömten reichliche Beiträge herzu: Männer, die bis dahin um Politik sich gar noch nicht bekümmert, rechneten es sich zur Ehre, ihre Namen auf die Liste setzen zu dürfen: so tief war der Unwille, welchen die Form der Anklage, so groß der Enthusiasmus, welchen die reine, ruhige, maßvolle Persönlichkeit des Angeklagten erregte. — Los, wie es in den Zeitungen hieß, in der Provinz Preußen eine Summe von dreißigtausend Thalern, welche ursprünglich für das von den Ständen beschlossene Standbild des verewigten Königs bestimmt gewesen, jetzt, für den Fall seiner Verurtheilung, zu Gunsten

Jacoby's verwandt werden ſollte, mochte immerhin nur ein Gerücht ſein. Aber daß ſolche Gerüchte entſtehen, daß ſie geglaubt werden konnten, dies allein ſchon genügte, die Stimmung der Nation zu bezeichnen.

Die Regierung glaubte dieſen Ovationen Einhalt thun zu müſſen. Gerichte und Polizei wurden in Bewegung geſetzt. Ueberall, wo man ihrer habhaft werden konnte, wurden die Liſten mit Beſchlag belegt, die Unterzeichner gerichtlich vernommen, die Anſtifter zur Verantwortung gezogen; wie ein Schweif dem Kometen, ſo dem großen Jacobyſchen Prozeß folgte in den verſchiedenſten Städten, gegen die verſchiedenſten Perſonen gerichtet, eine Menge kleinerer Unterſuchungen, Verhöre, Prozeſſe, überall Mißvergnügen ſäend, überall die gereizte Stimmung noch mehr erbitternd.

Und ſo ſollte auch in dieſem Falle wieder die alte Wahrheit ſich beſtätigen, daß der erſte Schritt vom Pfade der Beſonnenheit und des Rechtes niemals auch der einzige bleibt: ſondern wer den Weg der Willkür einmal betritt, der hat ſich damit ſelbſt auch des Rechtes begeben, zu beſtimmen, wo er einhalten will.

Zehntes Kapitel.

Reise des Königs nach Warschau zum Kaiser von Rußland, Mitte September; das Monument zu Kalisch. — Reise nach München, Novbr. 15. — Die erzbischöfliche Angelegenheit. Unterhandlungen des Herrn von Reisach; Herr von Geißel. — Zuvorkommendes Benehmen der preußischen Regierung. Patenreise des Erzbischofs; festlicher Empfang in Paderborn und andern Orten. Die Ausschließung der Jesuitenschüler in Preußen aufgehoben; Verordnung, die suspendirten Geistlichen und die sogenannten stillen Messen betreffend. Wiederanstellung des Herrn von Beckedorf. Katholische Geistliche in Schlesien mit Orden decorirt. — Demonstrationen der ultramontanen Partei. Ehrengeschenk holländischer Katholiken an Herrn von Droste. Sein Triumphzug durch Westphalen; feierliches Ständchen bei der Rückkehr nach Münster. Wallfahrt der Kölner nach Kevelaar. — Das Kölner Domcapitel; Bischof Arnoldi zu Trier; der Domherr Ritter als Verweser des Bisthums zu Breslau. Bedenkliche Schritte des Herrn von Dunin: Verordnung wegen der Lehrbücher; eigenmächtiges Verfahren in der Berdyczewski'schen Angelegenheit. — Glücklicher Ausgang der Münchner Verhandlungen: Herr von Geißel in Berlin. Die Staatszeitung vom 10. Januar 1842 giebt die Beilegung der Kölner Wirren an; Brief des Königs an Clemens August vom 13. Oktober. — Gemischter Eindruck dieser Verfügung: Jubel auf der katholischen, Verdruß auf der protestantischen Seite. — Ankunft des Herrn von Geißel in Köln: Anfang März. Abschiedsbrief des Herrn von Droste, März 9. — Derselbe stirbt: Oktbr. 1845.

Noch von Breslau aus hatte der König einen Abstecher nach Warschau, zur Begrüßung des Kaisers von Rußland gemacht (September 16). Nicht eben zur Ergötzung des preußischen Publikums. Denn dieses, wie früher erzählt worden ist, gefiel sich darin, dem König, im Gegensatz zu seinem verstorbenen Vater, eine sehr geringe Zuneigung für die russische Verwandtschaft

beizulegen. Aus welchem Grunde wäre ſchwer zu ſagen geweſen, wenn nicht aus dem Einen Grunde, der ſo viele Hoffnungen erzeugt: nämlich weil man es ſo wünſchte. — Dieſe Politik der Hoffnungen und Wünſche nun fühlte ſich durch dieſe Reiſe des Königs höchſt unangenehm enttäuſcht. Eine Stadt, wie Breslau, die zweite Stadt der Monarchie, verlaſſen nach wenigen Stunden, um dem Kaiſer von Rußland ſeine Aufwartung zu machen, ſich den Huldigungen einer getreuen, vielerprobten Bürgerſchaft entziehen, bloß damit ein preußiſcher König einen ruſſiſchen Zaar becomplimentire — es wäre unter allen Umſtänden eine Zurückſetzung geweſen, welche der preußiſche Stolz, ja wir können ſagen, die preußiſche Loyalität nur ſchwer verwundet hätte. Um wie viel ſchwerer alſo unter den Verhältniſſen, die hier obwalteten, nach dem Zerwürfniß, welches zwiſchen Breslau und dem König ſtattgefunden und deſſen Gedächtniß eben in dieſen Feſtlichkeiten, denen der König ſich jetzt ſo raſch entzog, hatte erlöſchen ſollen!

Und wirklich, wenn man ſich der entſchiedenen Abneigung erinnerte, welche die Landtage von Preußen, Schleſien ꝛc. ſo eben erſt gegen Rußland kundgegeben, ſowie des Beifalls, mit dem dieſe Aeußerungen im Publikum aufgenommen worden, ſo konnte man nicht umhin, dieſer Reiſe des Königs eine größere Bedeutung beizulegen, als die einer bloßen Courtoiſie: nämlich die Bedeutung eines Paroli, welches der öffentlichen Meinung damit geboten werden ſollte. — Einzelnes, was man von der Reiſe ſelbſt hörte, ſchien dieſe Anſicht nur noch zu beſtätigen. Bei der Rückkehr von Warſchau (Sept. 18.) hatte der König zu Kaliſch unter Anderm auch das Denkmal beſichtigt, welches zur Erinnerung an die berühmte Zuſammenkunft im Jahre dreizehn, ſowie an das Luſtlager von fünfunddreißig daſelbſt errichtet iſt. Der Flügeladjutant des Kaiſers, General von Berg, der dem König zur Begleitung mitgegeben, hatte demſelben die Inſchriften verdeutſcht, die ſich in ruſſiſcher Sprache auf dem Denkmal befinden. Nach Vorleſung der vierten und letzten, welche dahin lautete, „daß der Allmächtige ſegnen wolle die Allianz und Freundſchaft zwiſchen Rußland und Preußen zum Frieden und Gedeihen beider Nationen und zum Schrecken ihrer gemeinſamen Feinde,“ war der König raſchen Schritts die Stufen zum Denkmal hinangeſtiegen und hatte mit dem Finger ein „Amen“ gemalt in den Staub, der

das Denkmal bedeckte. — Dieſe Geſchichte, welche die officiellen ruſſiſchen Zeitungen nicht verfehlten, mit großer Emphaſe mitzutheilen, machte von dort aus die Runde durch Preußen und Deutſchland; aber nicht zum Vortheil des Königs. —

Mehr Beifall bei der öffentlichen Meinung fand die Reiſe, welche der König einige Wochen ſpäter nach München antrat. Denn man wußte, daß es ſich bei derſelben um nichts Geringeres handelte, als um die endliche und gänzliche Beilegung des erzbiſchöflichen Streites. Ein bairiſcher Prälat, Herr von Reiſach, Biſchof von Eichſtädt, wußte man, hatte im Namen des Papſtes mit Herrn von Droſte unterhandelt, und denſelben, wie mit Beſtimmtheit verſichert ward, endlich zu freiwilligem Rücktritt bewogen; ein anderer bairiſcher Prälat, Herr von Geiſſel, bisher Biſchof zu Speier, ſollte zum Nachfolger des Herrn von Droſte beſtimmt ſein. Dieſe Arrangements zu beſtätigen und zu letztem Abſchluß zu bringen, reiſte der König jetzt nach München. Und ſo folgten ihm mit Recht die Segenswünſche der Nation.

In der That aber war es auch die höchſte Zeit, daß dieſe verhängnißvolle Angelegenheit endlich zum Schluſſe gebracht ward. Die Zuſicherungen, welche die Regierung den rheiniſchen Ständen in dieſer Hinſicht gemacht hatte, waren ſo directer, ſo dringender Natur geweſen, daß es nicht nur eine äußerſte Sache der Klugheit, nein, ſogar auch der Ehre war, ſie einzulöſen. Auch hatte die Regierung ſchon ſeit längerer Zeit alles Mögliche gethan, ihre verſöhnliche Stimmung an den Tag zu legen. Schon im April war der frühere Secretair des Erzbiſchofs, der Caplan Michelis, aus der Unterſuchungshaft zu Erfurt entlaſſen und ihm die Rückkehr zum Erzbiſchof nach Münſter geſtattet worden. Als der Erzbiſchof ſelbſt, Mitte Sommers, eine Badereiſe zu machen wünſchte, wurde dieſem Vorhaben Seitens der Regierung nicht allein nichts in den Weg gelegt, ſondern auch den ziemlich herausfordernden Huldigungen, welche dem Prälaten bei dieſer Gelegenheit in Paderborn, Lippſpringe und andern weſtphäliſchen Orten dargebracht wurden, trat ſie in keiner Weiſe entgegen.

Und wie hier im Kleinen, ſo auch im Großen. Der im April erfolgte Tod des bisherigen Generalvicars der Cölner Diöceſe, Dr. Hüsgen, hatte eine Wiederbeſetzung dieſer wichtigen Stelle

nöthig gemacht. Die Regierung zeigte bei den desfallsigen ziemlich verwickelten Unterhandlungen eine wahrhaft erstaunenswerthe Geduld und Nachgiebigkeit; selbst die offenbarste Widersetzlichkeit, die handgreiflichsten Intriguen der ultramontanen Partei vermochten sie nicht herauszubringen aus dieser wohlüberlegten Mäßigung. Ebenso bei den Bischofswahlen in Trier und Breslau.

Ueberhaupt nahm die Regierung sichtlich jede Gelegenheit wahr, sich die katholische Partei zu verbinden, selbst auf die Gefahr hin, ihre eignen Freunde dadurch zu verletzen. Bisher war denjenigen Preußen, welche ohne besondere Erlaubniß des Staates sich in das deutsche Collegium zu Rom hatten aufnehmen lassen, daselbst bei den Jesuiten studirt und die Priesterweihe zu Rom empfangen hatten, die Ausübung priesterlicher Functionen in Preußen gesetzlich untersagt gewesen. Dagegen wurde jetzt durch Cabinetsordre vom 28. April genehmigt, daß auch dergleichen Priester (auf gut Deutsch also Jesuitenzöglinge), nach erfolgter Rückkehr in die Heimath, auf namentlichen Vorschlag des bischöflichen Ordinariats und mit Zustimmung des Oberpräsidiums in rein katholischen Gegenden, unter Aufsicht bewährter Pfarrer, versuchsweise in der Seelsorge beschäftigt und, wenn sie diese Probe während einer Dauer von mindestens zwei Jahren untadelhaft bestanden haben würden, alsdann mit Genehmigung des Oberpräsidiums in die Geistlichkeit der Diöcese aufgenommen und zu kirchlichen Aemtern befördert werden dürften. — In Gemäßheit dieser Cabinetsordre wurden denn auch sofort vier ins Ausland gewanderte Priester, welche, in der Trier'schen Diöcese einheimisch, in Rom zu Priestern ordinirt worden waren, von dem Bisthumsverweser von Trier zurückgerufen, um in ihrer Heimath als Seelsorger angestellt zu werden.

Unter demselben Datum wurde eine Ministerialverfügung veröffentlicht, zu Folge welcher „ein katholischer Geistlicher, der durch rechtskräftiges Erkenntniß seines Amtes entsetzt worden und somit nicht mehr befugt sei, Amtshandlungen zu verrichten, dennoch wegen Lesens einer einfachen oder sogenannten stillen Messe nicht in Untersuchung gezogen werden könne, indem er die Befugniß hiezu nicht erst durch Uebertragung eines bestimmten priesterlichen Amtes, sondern bereits durch die Priesterweihe erhalten habe." Des Königs Majestät, setzte die Verfügung hinzu, hätten sich mittelst Allerhöchster

Ordre vom 16. Februar d. J. mit dieſer Anſicht einverſtanden erklärt, und ſei alſo das Verfahren in derartigen Fällen hienach ins Künftige abzuändern. —

Auch die Wiederanſtellung des Herrn von Beckedorf (Anfang Mai), der wegen ſeines Uebertritts zur katholiſchen Kirche unter Friedrich Wilhelm III. den preußiſchen Staatsdienſt hatte verlaſſen müſſen, konnte füglich hieher gerechnet werden. Ebenſo blieb es nicht unbemerkt, daß bei den Ordensverleihungen, mit denen der König ſeine Anweſenheit in Schleſien verherrlichte, insbeſondere auch katholiſche Geiſtliche decorirt werden waren: und darunter ſelbſt ſolche, welche als Anhänger des Herrn von Droſte bekannt waren. —

Was die Regierung mit all dieſer Nachgiebigkeit, ja ſelbſt Zuvorkommenheit erreichte? Nun, wer irgend Rom und die Römlinge kannte, der wußte es zum Voraus: nichts — oder noch ſchlimmer: etwas, was ihr ſelbſt zum Unheil war.

Denn die Angriffe und Demonſtrationen der katholiſchen Partei nahmen im Gegentheil in demſelben Maße zu, als die Regierung ſich freundlich und entgegenkommend bewies. Der Oſtentation, mit welcher Herr von Droſte auf ſeiner Badereiſe begrüßt ward, iſt bereits gedacht worden. Derartige Scenen häuften ſich, je mehr das Zerwürfniß ſelbſt ſich ſeiner Löſung näherte; die Ultramontanen begriffen den Vortheil wohl, einen Märtyrer ihrer Partei zu haben, ſie eilten, ihn ſich zu Nutze zu machen, ſo lange es ging. Eine Deputation holländiſcher Katholiken (nach anderer Auslegung belgiſcher Jeſuiten) erſchien Mitte Juli in Münſter, dem Erzbiſchof ein koſtbares Ehrengeſchenk zu überreichen: ein prachtvolles Crucifix, deſſen Werth von den Kunſtverſtändigen auf fünfzig bis ſechzigtauſend Gulden geſchätzt ward, und durch welches, der Inſchrift zu Folge, „dem unerſchrockenen Verfechter der Kirche und ihrer Rechte im neunzehnten Jahrhundert die Bewunderung der katholiſchen Niederlande“ bezeugt werden ſollte. — Die Reiſe des Erzbiſchofs ſelbſt war ein fortdauernder Triumphzug; wo er erſchien, ſtrömte von allen Seiten, nah und fern, die Geiſtlichkeit zuſammen, darunter alte und gebrechliche Männer, ſeinen Segen, wie den eines Heiligen, zu empfangen.

Als er ſodann Anfang September nach Münſter zurückkehrte, wurde er auch hier mit einem glänzenden Fackelzug begrüßt. An ſechshundert Fackelträger, nach Kirchſpielen geordnet, die Geiſtlichkeit

s Kirchſpiels in der Mitte, zogen vor ſeine Wohnung; aus
r als zehntauſend Kehlen wurde ein „Gott erhalte Clemens Au-
t, unſrer Kirche Ruhm und Stolz", eine Parodie der officiellen
rreichiſchen Volkshymne, abgeſungen. — Auch die berühmte
er wenn man ſo will, berüchtigte) Wallfahrt der Cölner nach dem
uttergottesbilde zu Kevelaar war diesmal beſuchter als ſeit
enſchengedenken: und mit ebenſo ungewöhnlichem Pomp wurden
Heimkehrenden eingeholt. —

Und wenn es nur bei derartigen Spielereien geblieben wäre!
ber die Bewegung griff weiter und zeigte ſich zum Theil auf ziem-
h ernſtliche Weiſe. Das Domcapitel zu Cöln wurde alle Tage
hwieriger; ebenſo der neugewählte Biſchof zu Trier, Herr Arnoldi.
uch der ſchleſiſchen Geiſtlichkeit war der Rücktritt des Herrn von
Sedlnitzki wohl anzumerken. Der Domherr Ritter, der das Bis-
zum interimiſtiſch verwaltete, war ſehr weit entfernt von dem mil-
en Geiſte ſeines Vorgängers. Er benutzte im Gegentheil ſein kurzes
Regiment, die ſtrengſten Formen kirchlicher Zucht zu erneuen und
beſonders unter den heranwachſenden Geiſtlichen eine wahrhaft ſana-
iſche Rechtgläubigkeit auszubreiten.

Am Unbequemſten und Aufſäßigſten aber zeigte ſich gerade der,
von dem es billiger Weiſe am Wenigſten wäre zu erwarten geweſen,
und auf demjenigen Terrain, wo dergleichen Widerſetzlichkeit am Ge-
fährlichſten war: Herr von Dunin in Poſen. In einem Rund-
ſchreiben an die Geiſtlichen ſeines Sprengels (Auguſt 5.) forderte er
ein Verzeichniß aller, in den Schulen ſeiner Diöceſe gebrauchten
Lehrbücher ein, um die ihm ungeeignet ſcheinenden abzuſchaffen, in-
dem er zugleich unterſagte, ohne ſeine Erlaubniß irgend ein Buch
einzuführen. Einige Wochen ſpäter (September 5.) ernannte er den
Official Brodzizewski, der als eine der Haupttriebfedern der kirch-
lichen Wirren im Großherzogthum bekannt war, ja welchen die Re-
gierung wegen Renitenz vom Amt ſuspendirt hatte, zum Weihbiſchof
von Gneſen. —

Alle dieſe Umſtände zuſammengerechnet, war es alſo, wie ge-
ſagt, die höchſte Zeit, daß dieſe unglückliche Angelegenheit zu Ende
gebracht wurde: und war daher die frohe Bewegung, mit welcher
das Publikum die Nachricht von dieſer Reiſe des Königs nach Mün-
chen aufnahm, vollkommen gerechtfertigt.

Doch vergingen aufs Neue einige Wochen, bevor das Resultat bekannt ward. Endlich, in den letzten Tagen des Jahres, erschien Herr von Geissel, der designirte Nachfolger des Herrn von Droste, persönlich in Berlin; wenige Tage später (Januar 10.), brachte die Staatszeitung die officielle Anzeige des geschlossenen Friedens.

Des Königs Majestät, sagte die Staatszeitung, von dem landesväterliche Wunsch erfüllt, daß die kirchlichen Zustände der Erzdiocese Cöln, welche die Gemüther der dortigen Bewohner in „Sorge und Spannung" erhalten, durch Herstellung einer regelmäßigen oberhirtlichen Verwaltung wieder geordnet würden, habe bereits vor längerer Zeit zur Erreichung dieses Zweckes Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl anknüpfen lassen. „Durch gegenseitiges Vertrauen befördert," hätten dieselben das gewünschte Ziel nicht verfehlt. In Folge einer „näheren Kenntnißnahme", daß der Herr Erzbischof Clemens August an dem „Ungemach einer kränklichen Gesundheit" zu leiden habe, und daß deswegen die Verwaltung der Erzdiöcese nicht wenig beschwerlich und mühevoll für ihn sein würde, habe seine Heiligkeit der Papst, „nach eingeholter Meinung und Zustimmung des Herrn Erzbischofs", es für eine angemessene Maßregel erachtet, daß demselben „unter Zustimmung Seiner Majestät des Königs", ein Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge gegeben werde, welcher den erzbischöflichen Sprengel, kraft apostolischer Vollmacht, zu verwalten habe. Zu solchem Coadjutor und Nachfolger sei durch päpstliches Breve vom 24. September v. J. der bisherige Bischof von Speier ernannt worden, Herr Johannes von Geissel: ein Prälat, der durch die einsichtsvolle Leitung seiner bisherigen Verwaltung sich das allgemeinste Vertrauen erworben habe, und der deshalb dem päpstlichen Stuhle Namens Seiner Majestät des Königs besonders dazu bezeichnet worden sei. In Ausführung dieses Breve nun, zu welchem Seine Majestät der König die Genehmigung ertheilt habe, unter Vorbehalt der Rechte des Metropolitancapitels zu Cöln, „welches stets eine treue Fürsorge für das Wohl der Diöcese bewiesen," für künftige Fälle, sowie nach vorher erlangter freundlicher Zustimmung Seiner Majestät des Königs von Baiern, sei der genannte Prälat, der an ihn ergangenen Einladung folgend, an dem königlichen Hoflager erschienen, und habe am heutigen Tage in der

ihm übertragenen Amtseigenſchaft den Eid der Treue und Unterthänigkeit in die Hände des Königs abgelegt.

Zugleich veröffentlichte der Staatsanzeiger jetzt ein Schreiben, welches der König bereits am letzten funfzehnten Oktober, ſeinem Geburtstage, an den Herrn von Droſte erlaſſen hatte. Der König ſprach dem Prälaten darin ſeinen Dank aus für die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher derſelbe das früher gegebene Wort, die ihm verſtattete „völlige Freiheit“ nicht zur Rückkehr nach Cöln benutzen zu wollen, gehalten habe. Da inzwiſchen durch die „weiſe Hilfe“ des römiſchen Hofes und des Erzbiſchofs eigene „Bereitwilligkeit“ die bisherigen „traurigen Conflicte“ zu „erwünſchtem Ende“ gekommen wären, ſo gebe der König ihm das gegebene Wort hiermit zurück, unter der Vorausſetzung allerdings, daß er nicht früher nach Cöln zurückkehren werde, als bis der genannte Coadjutor daſelbſt eingetroffen. Der Gedanke, daß der Erzbiſchof „an politiſch revolutionären Umtrieben“ Theil genommen, ſei vom Könige ſelbſt „nie getheilt worden“, und auch ſeine Behörden hätten ſchon früher Veranlaſſung genommen, denſelben zu widerlegen. Da der König jedoch wiſſe, daß der Erzbiſchof und ſeine „ſo ehrenwerthe Familie“ den dringenden Wunſch hege, dieſe Erklärung auch von ihm, dem Könige ſelbſt, ausgeſprochen zu ſehen, ſo benutze er dieſe Gelegenheit mit Vergnügen zu der Verſicherung, daß ſich „nirgend der geringſte gegründete Anlaß“ zu einem derartigen Verdachte gefunden habe. — Das Schreiben ſchloß mit dem „herzlichen Wunſche“, daß dieſe königliche Verſicherung dem Erzbiſchof eine „verdiente Beruhigung“ gewähren, und daß es ihm von der Vorſehung vergönnt werden möge, ſich, im Genuß eines ruhigen Alters, des wiederhergeſtellten kirchlichen Friedens noch lange zu erfreuen. —

Und ſo wäre denn alſo damit dieſe Angelegenheit zu Ende geweſen: eine Angelegenheit, welche ſeit Jahren halb Europa in Athem erhalten und überall die lebhafteſten Beſorgniſſe, die gehäſſigſten Leidenſchaften erweckt hatte! Ein diplomatiſches Arrangement, ein höflicher Brief — ſiehe da den Ausgang eines Zwiſtes, der Deutſchland mit dem Gedanken eines neuen Religionskrieges geängſtigt, die letzten Stunden des alten Königs verbittert, ja ſelbſt in den glänzenden Aufgang des neuen Regimentes ſeine trüben Schatten geworfen hatte!

Aber war er auch wirklich damit zu Ende? war es wirklich ein Ausgang, der einen dauernden Frieden verſprach? — Die Anhänger des Herrn von Droſte freilich erklärten ſich vollkommen befriedigt. Sie hatten auch Grund dazu. Denn hatte der König in dem Brief vom funfzehnten Oktober nicht wirklich den erſten Schritt gethan? hatte er nicht ſelbſt die Unſchuld des Erzbiſchofs anerkennen müſſen? nicht alſo ſelbſt beſtätigen, weſſen die katholiſche Partei ſich bis dahin mit ſo viel Selbſtgefälligkeit gerühmt: nämlich, daß Herr von Droſte ein Märtyrer ihrer Kirche?

Daß Herr von Droſte die Verwaltung des Erzbisthums ſelbſt wieder antreten würde, daran natürlich hatten auch ſeine eifrigſten Anhänger nicht gedacht, ja ſie durften es ſelbſt nicht einmal wünſchen. Ein Rücktritt war alſo unter allen Umſtänden nöthig — konnte es einen ehrenvollern geben? Eine Abdankung mußte erfolgen — konnte ſie mit größerm Glanz geſchehen? Welche Drohungen hatte man nicht gegen Herrn von Droſte ausgeſtoßen, wie hatte man geſcholten auf ſeinen Trotz, ſeinen Eigenſinn, ſeine Hartnäckigkeit — und jetzt mußte der König ſelbſt ihm öffentlichen Dank abſtatten für die Nachgiebigkeit und den guten Willen, den er bewieſen! einen widerſpänſtigen Erzbiſchof hatte man auf die Feſtung geſchleppt — und jetzt einen Heiligen entließ man!

Ganz anders war der Eindruck auf die proteſtantiſche Bevölkerung, oder wenigſtens auf einen Theil derſelben. Denn die Mehrzahl allerdings hatte das Intereſſe für dieſe Angelegenheit ziemlich verloren; es war ihr ganz gleichgiltig, wie dieſe Geſchichte zu Ende ging, wenn ſie überhaupt nur endete.

Nur einige ältere Diener des verſtorbenen Königs, aus Pietät theils gegen ihren dahingeſchiedenen Herrn, theils aus bureaukratiſcher Sympathie, und Einige wohl auch aus alter rationaliſtiſcher Aufklärung, intereſſirten ſich für die Cölner Angelegenheit noch lebhaft, wie für eine perſönliche.

Und dieſe waren mit dieſem Ausgang denn ſehr wenig zufrieden. Zugeſtanden, ſagten ſie, daß der Erzbiſchof kein Revolutionair geweſen im gewöhnlichen politiſchen Sinne — aber gegen die erhabenen Satzungen der Toleranz, gegen die Gebote der Bildung und Humanität, dieſe eigentlichſten Grundgeſetze des preußiſchen Staates, hat er gegen ſie nicht rebellirt? War es nicht ein Landfriedensbruch,

dieſe gehäſſige Art, wie er die Vorſchriften wegen der gemiſchten Ehen in Anwendung brachte? Nicht ein Treubruch, daß er die Zuſicherungen, auf welche hin er in ſein hohes Amt berufen worden, brach und vergaß, ſowie er ſich in dieſem Amt befand? Und wer darf noch für einen Feind des preußiſchen Staates, ja Deutſchlands, ja der ganzen gebildeten Erde gelten, wenn nicht dieſer Mann, der die Stirn gehabt hat, Angeſichts des neunzehnten Jahrhunderts, die Geſpenſter der Gregore und Innocenze heraufzubeſchwören?!

Und zugegeben ferner, daß es für dieſe Vergehen keinen anderen Gerichtshof giebt, als allein die Geſchichte; zugegeben, daß man alſo gegen die Perſon des Erzbiſchofs nicht anders verfahren konnte, als ſchließlich geſchehen iſt — aber ſo hätte man doch wenigſtens über der Perſon nicht die Sache opfern ſollen! So iſt, behaupteten dieſe Stimmen, mit dieſem Streit gegangen, wie mit ſo vielen: man hat über dem Streite das Object des Streits vergeſſen. Es iſt wohl ganz ſchön, daß Herr von Droſte reſignirt; es iſt auch ganz ſchön und wir wollen gern glauben, daß der neue Coadjutor ein wohlmeinender, gebildeter, freiſinniger Mann iſt — aber als die Regierung die Wahl des Herrn von Droſte unterſtützte, hielt ſie ihn nicht auch dafür? Sei es nun noch, daß Herr von Geiſſel beſſer Farbe hält — wird er darum ewig leben? Und was alſo bei alledem iſt geſchehen, die Wiederkehr ähnlicher Conflicte zu verhüten? Sind wir nicht wieder, im günſtigſten Falle angelangt, auf demſelben Boden, der ſich uns ſchon einmal ſo verrätheriſch erwieſen, dem Boden der perſönlichen Connivenzen, des Tranſigirens und Limitirens, ohne rechtlichen Halt, ohne geſetzliche Sicherheit? Und wenn wir nach dem Allen behaupten, die Sache ſei nicht beendet, ſondern nur vertagt, es ſei kein Friede, ſondern nur ein Waffenſtillſtand, kein Sieg, nur eine Capitulation, wer will uns Unrecht geben?!

Am Empfindlichſten fühlte dieſe Partei ſich berührt durch das oben mitgetheilte Schreiben vom funfzehnten Oktober, durch welches, wie ſie behauptete, die Pietät verletzt ſei gegen den verſtorbenen König. Oder wenn darin die völlige Unſchuld des Herrn von Droſte anerkannt wird, was iſt das anders, ſagte ſie, als ein indirecter Vorwurf gegen den, der an dieſe Schuld geglaubt und dieſem Glauben gemäß gegen den Erzbiſchof verfahren hatte? Friedrich Wilhelm der Vierte verſichert, den Gedanken, daß der Erzbiſchof ſich

in politiſch revolutionaire Umtriebe eingelaſſen, nie getheilt zu haben — ſehr wohl: aber Friedrich Wilhelm der Dritte hat dieſen Gedanken getheilt! hat ihn ſo ſehr getheilt, daß er den Erzbiſchof darüber auf die Feſtung bringen ließ! Wahrheit iſt ein ſchönes Ding: aber Pietät auch. Der Erzbiſchof bedurfte einer Ehrenerklärung, ſie mochte ihm werden — aber nur die Ehrenerklärung des Prälaten durfte nicht zu einer Anklage gegen den verſtorbenen Vater werden! einen Vater, deſſen Andenken der Sohn ſonſt ſo gern öffentlich hervorhob und der doch, wenn es den Geſchiedenen vergönnt wäre, Kenntniß zu nehmen von irdiſchen Dingen, dieſem Schreiben ſeine Billigung unmöglich ertheilen könnte!

Allein wir haben ſchon geſagt, daß die Zahl derer, die ſo dachten (dachten, nicht ſprachen) nur ſehr klein war. Bei Weitem der größere Theil der Nation hatte nur Frieden gewollt, Frieden um jeden Preis — und dieſen jetzt hatte man.

Anfang März betrat Herr von Geiſſel ſein neues Erzbisthum. Sein aus geiſtlicher Würde und weltlicher Artigkeit wohlgemiſchtes Weſen erwarb ihm bald zahlreiche Freunde, ſelbſt unter denjenigen, welche ſich Anfangs aus Ehrfurcht vor Clemens Auguſt in ihrem Gewiſſen verpflichtet gemeint hatten, ſeinen Nachfolger mit einiger Kälte zu empfangen. Auch der große Eifer, mit welchem Herr von Geiſſel ſich ſogleich des Cölner Dombaus annahm, gereichte ihm zu nicht geringer Empfehlung bei der rheiniſchen Bevölkerung, hauptſächlich bei den Cölnern ſelbſt.

Zur ſelben Zeit nahm Herr von Droſte in einem Hirtenbriefe an den Klerus und ſämmtliche Eingeſeſſene ſeines Sprengels Abſchied von ſeiner Heerde. Aus höchſt wichtigen, das Heil der Kirche betreffenden Gründen, habe das Oberhaupt der Kirche ihn, indem er das Erzbisthum allerdings behalte und Erzbiſchof von Cöln bleibe, einen Beiſtand und Nachfolger in der Perſon des Herrn von Geiſſel beſtellt. Ihm, indem er dieſer vom Oberhaupt der Kirche getroffenen Maßregel ſich unterwerfe, bleibe nun nichts übrig, als, ſo viel ſeine Schwachheit geſtatte, dem Moſes, dem Freunde Gottes, nachzuahmen, und ſeine Hände im Gebet für das Wohl ſeiner Pflegebefohlenen zum Himmel zu erheben. Seine geliebten Mitarbeiter aber im Weinberge des Herrn möchten ſeine Arme unterſtützen, damit ſie nicht ermüdeten, und der Kampf wider die Begierlichkeit

des Fleiſches, wider die Welt und wider den Teufel tapfer und bis zum vollſtändigen Siege durchgekämpft werde. Alle Eingeſeſſene ſeines Sprengels ermahnte er feſtzuhalten an dem Felſen Petrus in Rom; den Obrigkeiten ſollten ſie gehorſam ſein, in kirchlichen Dingen der geiſtlichen, in weltlichen der weltlichen. — Des Königs, ſowie überhaupt des ganzen vorausgegangenen Zerwürfniſſes wurde in dem ganzen Schreiben nicht gedacht. Auch fiel es auf, daß, während der Erlaß der Regierung von einer „kränklichen Geſundheit" des Erzbiſchofs geſprochen hatte, dieſer ſelbſt ſeinen Rücktritt lediglich durch den Befehl des Papſtes und die „höchſt wichtigen Gründe der Kirche" motivirte.

Dies war der letzte Act, mit welchem Herr von Droſte öffentlich auftrat. Er behielt ſeinen Aufenthalt ſeitdem in Münſter, wo er, geiſtlichen Uebungen hingegeben, ein einſames, unbeobachtetes, faſt klöſterliches Leben führte; das Einzige, wodurch ſein Name für einige Augenblicke aus der Vergeſſenheit wieder heraustrat, war die Nachricht von ſeinem Tode: Oktober 1845.

Elftes Kapitel.

Zuſtand der Preſſe in Preußen. Gehäufte Confiscationen und Verbote. Die Halliſchen Jahrbücher wandern nach Sachſen aus. Beamte ſollen nicht über öffentliche Angelegenheiten ſchreiben. — Berichtigungsbureau. Präſident Abegg wird von der Cenſur der Königsberger Zeitung abgeſetzt. — Hoffmanns unpolitiſche Lieder. Der Verfaſſer wird zur Unterſuchung gezogen. Verbot des geſammten Verlags von Hoffmann und Campe in Hamburg. Der Wiederabdruck des Geſetzes vom 22. Mai 1815 verboten. — Cenſurverordnung vom 24. December. Eindruck und Wirkung derſelben; die Königsberger Zeitung, der Elbinger Anzeiger, die Rheiniſche Zeitung in Cöln. — Reiſe des Königs nach England. — Gerüchte wegen Uebertragung anglikaniſcher Kirchengebräuche. Herr von Bunſen zum Geſandten in London ernannt. Berliner Geiſtliche reiſen im Auftrag des Königs nach England. Das evangeliſche Bisthum in Jeruſalem. — Gerücht wegen Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens; Reiſe des Herrn von Savigny nach England. — Anweſenheit des Königs in England, Taufe des Prinzen von Wales: Januar 1842. — Veränderungen im preußiſchen Miniſterium: Herr von Bülow, Herr von Savigny, Herr von Bethmann-Hollweg. — Entlaſſung des Herrn von Schön und des Herrn von Rochow; Graf Arnim, Miniſter des Innern: Juni 16. —

Doch ſollte die Cölner Angelegenheit keineswegs die einzige bleiben, welche die Regierung vor dem Schluß des Jahres noch zum Abſchluß bringen wollte: auch in einer andern noch machte ſie Anſtalt, der gereizten Welt zu trotzen, einer kaum minder verwickelten, und die nicht weniger, als die Cölner, Veranlaſſung gegeben hatte zu einer ſtets wachſenden Unzufriedenheit.

Das war die Preßangelegenheit. — Es iſt früher erzählt worden, mit welcher ſeltenen Einſtimmigkeit die öffentliche Meinung ſich

auflehnte gegen eine Beſchränkung der Preſſe, die man allerdings lange Zeit gleichmüthig ertragen hatte, die aber jetzt, mit der lebhafteren geiſtigen Bewegung, welche ſich zu verbreiten anfing, auch der großen Maſſe durchaus unwürdig und unerträglich erſchien. Auch der Debatten und Anträge iſt gedacht worden, welche in dieſer Hinſicht bei den Landtagen ſtattgefunden: und ebenſo auch der troſtreichen Zuſicherungen, ja der ausdrücklichen Belobungen, mit denen der König dieſe Anträge aufgenommen und erwiedert hatte.

Auch hier nun war es die höchſte Zeit, den Worten die That, den Verheißungen die Erfüllung nachfolgen zu laſſen. Denn gerade im Lauf dieſes letzten Jahres waren die Bedrückungen der Cenſur immer empfindlicher, der geſammte Zuſtand der preußiſchen Preſſe immer ſchmachvoller geworden. Wie doch? auf dem Throne Preußens ſaß ein Fürſt, ausgezeichnet durch geiſtige Bildung, berühmt durch ſeine literariſchen Neigungen, ein Fürſt, der ſeinen Stolz darin ſetzte, Schutzherr der Wiſſenſchaft, Pfleger der Künſte, Gönner der Literatur zu heißen — und bei alledem zu keiner andern Zeit waren ſo viel Zeitungen unterdrückt, ſo viel Bücher verboten worden, als unter dem Scepter eben dieſes hochgebildeten, dieſes kunſtſinnigen Monarchen?!

Und dieſe Verbote häuften ſich, man durfte ſagen mit jeder Woche; Zeitungen wurden unterdrückt, Schriftſteller verfolgt, die ſelbſt unter Friedrich Wilhelm dem Dritten unangefochten geblieben waren. Die Herausgeber der halliſchen Jahrbücher, nachdem ihnen in einer Cabinetsordre vom 12. Mai die Wahl geſtellt worden war, ihre Zeitſchrift hinfort entweder unter preußiſcher Cenſur erſcheinen zu laſſen, oder aber ſie würde verboten werden, ſahen ſich genöthigt, von Preußen nach Sachſen auszuwandern. — Durch ein energiſches Miniſterialreſcript (Ende September) wurde allen Beamten bei Strafe ſofortiger Amtsentlaſſung unterſagt, irgend etwas über Staatsangelegenheiten drucken zu laſſen, es ſei denn mit Wiſſen und Erlaubniß ihrer Vorgeſetzten. [illegible] allen in öffentlichen Blättern vorkommenden [illegible] Notiz zu nehmen und dieſelben, wo ſie [illegible] Unrichtigkeiten enthielten, zu rectificiren. [illegible]

tigungsbüreau (wie der Volkswitz es nannte), keineswegs bei dieſer Aufgabe ſtehen: ſondern es bildete ſich aus zu einem Inquiſitionsgericht der Preſſe überhaupt, einer Delatorenanſtalt in großem Stil, die mit unermüdlichem Eifer alle mißliebigen Aeußerungen der Preſſe überwachte, denuncirte, verfolgte und daher nach allen Seiten die größte Erbitterung erzeugte. —

Aber freilich, was blieb der Regierung übrig? Die gewöhnlichen Cenſurmittel, das zeigte ſich alle Tage, reichten nicht mehr aus. Sogar gegen ihre eigenen Cenſoren war die Regierung genöthigt, einzuſchreiten, weil auch ſie ſich angeſteckt zeigten von liberalem Gift. Die Königsberger Zeitung, den Geiſt wiederſpiegelnd, der vor Allem in dieſer Stadt lebendig war, hatte bei Gelegenheit der ſtändiſchen Verhandlungen, wie überhaupt über die jüngſten öffentlichen Ereigniſſe, eine Reihe von Artikeln gebracht, mit mehr Geiſt geſchrieben und von entſchiedenerer Färbung, als die preußiſche Preſſe ſie ſonſt zu bringen pflegte. Und die Folge davon? Daß die Cenſur der Königsberger Zeitung dem Polizeipräſidenten Abegg, einem als Beamten und Bürger gleich hochgeachteten und gleich verdienten Manne, abgenommen und anderen, dienſtwilligeren Händen übertragen ward.

Und gleichwohl verletzte dieſer Schritt nur die Sympathien einer Stadt, zum Höchſten einer Provinz: ein anderer dagegen, den die Regierung bald darauf in derſelben Richtung that, rief durch ganz Deutſchland ein allgemeines unwilliges Erſtaunen hervor. — Der Profeſſor Hoffmann in Breslau hatte im Verlag der Campe'ſchen Buchhandlung in Hamburg ſogenannte „Unpolitiſche Lieder" herausgegeben, in denen die Gebrechen unſeres öffentlichen Lebens auf ziemlich harmloſe Art beſpöttelt wurden. Die Lieder waren ſangbar, allverſtändlich; raſch von Munde zu Munde gehend, erreichten ſie in kürzeſter Zeit eine außerordentliche Verbreitung, beſonders bei dem niederen Bürgerſtande, mit deſſen Bildungsgrad und Anſchauungsweiſe ſie vornehmlich ſympathiſirten und der zum guten Theil durch dieſe Lieder überhaupt erſt für die Politik gewonnen ward. Die Regierung, die nicht haben wollte, daß ihre Polizeipräſidenten freiſinnige Zeitungsartikel paſſiren ließen, konnte natürlich noch weniger geſtatten, daß ihre Profeſſoren liberale Verſe machten. Herr Hoffmann wurde daher von ſeinem Amte ſuspendirt, und eine peinliche Unterſuchung wegen

Majeſtätsbeleidigung und Erregung zur Unzufriedenheit, gegen ihn eingeleitet (Anfang November).

Dies mochte ſein, und die Regierung war damit, äußerlich wenigſtens, in dem, was ſie ihr Recht nannte. Als ſie aber, hiemit nicht zufrieden, auch an dem Verleger der unpolitiſchen Lieder Rache zu nehmen beſchloß, und demgemäß durch ein Reſcript vom 13. December den geſammten Verlag, politiſchen und nichtpolitiſchen, gegenwärtigen und künftigen, von Hoffmann und Campe in Hamburg für den ganzen Umfang der preußiſchen Monarchie verbot, da allerdings fühlte man ſich zurückverſetzt in die finſterſten Zeiten der Kamptz und Tzſchoppe, und ſelbſt die enthuſiaſtiſchſten Bewunderer des Königs (deren er dazumal im übrigen Deutſchland noch ziemlich viele hatte und jedenfalls ſchon mehr als im eignen Lande), mußten dieſer Thatſache gegenüber kopfſchüttelnd verſtummen.

Doch wozu noch weitere Einzelheiten? Da in der That eine einzige genügt, den ganzen Gipfel des Blödſinns zu bezeichnen, zu welchem die preußiſche Cenſur ſich damals verſtieg: ſelbſt der Wiederabdruck des Geſetzes vom 22. Mai 1815 (wegen Einführung von Reichsſtänden) wurde als aufregend verboten (Auguſt 11.)! Das war denn freilich mehr, als man mit geſundem Sinne hätte für möglich gehalten: das eigene Geſetz des Landes auf den Inder der verbotenen Schriften geſetzt, Friedrich Wilhelm der Dritte ſelbſt und ſein ganzes Staatsminiſterium aufgenommen in die Reihe der gefährlichen Autoren — nein, ſo weit hatten es Kamptz und Tzſchoppe noch lange nicht gebracht!! —

Um ſo größere Ueberraſchung nach dieſen Vorgängen erregte das „Chriſtgeſchenk", welches der König der Nation am Weihnachtsabend machte. Gerade mit dieſem Datum nämlich wurde in den erſten Tagen des Januars eine Verfügung veröffentlicht „über den Beruf und die Grenzen der Cenſur in Preußen". Des Königs Majeſtät, hieß es im Eingange derſelben, erkenne den Werth und das Bedürfniß einer freimüthigen und anſtändigen Publicität ſehr wohl. Daher, um eine größeren Gleichförmigkeit bei Ausübung der Cenſur herbeizuführen, und um ſchon jetzt die Preſſe zu befreien von unſtatthaften, nicht in der Allerhöchſten Abſicht liegenden Beſchränkungen, habe er in einer neuerlichſt erlaſſenen Ordre das Staatsminiſterium beauftragt, jeden ungebührlichen Zwang der ſchriftſtelleriſchen Thätig-

keit ausdrücklich zu mißbilligen, und daſſelbe zugleich ermächtigt, die Cenſoren auf's Neue zu angemeſſener Beachtung des bekannten Cenſurgeſetzes vom Jahre neunzehn anzuweiſen. Nach dieſem Geſetz habe die Cenſur keineswegs den Zweck, eine ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit zu hindern, noch den Schriftſtellern ungebührlichen Zwang aufzuerlegen, noch auch den freien Verkehr des Buchhandels zu hemmen. Vielmehr nur demjenigen ſolle ſie ſteuern, nur das unterdrücken und verhüten, was die Moral beleidigen, religiöſe und politiſche Begriffsverwirrung befördern, die Würde und Sicherheit Preußens und der übrigen Bundesſtaaten verletzen könne. In dieſem und nur in dieſem Sinne ſolle die Cenſur gehandhabt werden, nicht aber in einem engherzigen, über das Geſetz ſelbſt noch hinausgehenden. Auch für die inneren Landesangelegenheiten könne die Cenſur eine freimüthige Beſprechung ſehr wohl geſtatten. Die Schwierigkeit, die richtigen Grenzen hiefür aufzufinden, ſei freilich unverkennbar: doch dürfe dieſelbe nicht abſchrecken von dem Streben, der wahren Abſicht des Geſetzes vollkommen zu genügen, noch dürfe ſie verleiten zu jener Aengſtlichkeit, wie ſie nur zu oft ſchon zu Mißdeutungen über die Abſichten des Gouvernements Veranlaſſung gegeben. Bleibe es gleich unmöglich, im Wege der Inſtruction Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen für alle Fälle, ſo werde es der Umſicht der Cenſoren dennoch unzweifelhaft gelingen, eine richtige Mitte aufzufinden zwiſchen den Extremen und dadurch ſowohl dem Bedürfniß freier wiſſenſchaftlicher Erörterung, als der Pflicht rechtlichen Schutzes zu genügen. Schriften hienach, in denen die Staatsverwaltung ganz oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, erlaſſene oder noch zu erlaſſende Geſetze geprüft, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbeſſerungen angedeutet oder in Vorſchlag gebracht würden, dürften noch keineswegs verworfen werden, blos weil ſie in einem andern Sinne geſchrieben, als dem der Regierung, vorausgeſetzt nur, daß die Faſſung anſtändig, die Tendenz wohlmeinend wäre. Daß dies allerdings möglich ſei und in welchem Umfang derartige Beurtheilungen des Gouvernements zur Oeffentlichkeit geſtattet werden könnten, darin berief die Verordnung ſich unter Anderm auf die Ausdehnung, in welcher die Verhandlungen der neueſten rheiniſchen Provinzialſtände in die öffentlichen Blätter übergegangen ſeien. Unerläßliche Vorausſetzung ſei es dabei allerdings, daß die Tendenz nicht

gehäſſig und böswillig ſei, ſondern wohlmeinend: und von dem Cenſor ſelbſt müſſe der gute Wille und die Einſicht verlangt werden, daß er zu unterſcheiden wiſſe, wo das Eine oder das Andere der Fall ſei. — Die Verordnung zählte demnächſt eine Reihe von Fällen auf, wo von gutmeinender Abſicht keine Rede ſein könne, und wo die Cenſoren alſo jetzt wie früher einzuſchreiten hätten. Aber auch ſo werde noch ein hinreichender Spielraum gewährt zu einer anſtändigen und freimüthigen Publicität: und ſtehe nun zu erwarten, daß dadurch auch eine größere Theilnahme an vaterländiſchen Intereſſen erweckt und das Nationalgefühl auf dieſe Weiſe werde erhöht werden. Auch die politiſche Literatur und die Tagespreſſe werde ihre Beſtimmung auf dieſem Wege hoffentlich beſſer erkennen, als bisher; ſie werde, mit dem Gewinn eines reicheren Stoffes, auch einen würdigeren Ton annehmen und es ins Künftige verſchmähen, durch Mittheilung gehaltloſer, aus fremden Zeitungen entlehnter, von übelwollenden oder ſchlecht unterrichteten Correſpondenten herrührenden Tagesneuigkeiten, durch Klatſchereien und Perſönlichkeiten auf die Neugier ihrer Leſer zu ſpeculiren: eine Richtung, gegen welche einzuſchreiten die Cenſur den unzweifelhaften Beruf habe. — Die Verordnung ſchloß mit Andeutung der Geſichtspunkte, welche hienach in Zukunft beſonders auch bei Genehmigung neuer Zeitſchriften und neuer Redacteure, ſowie auch bei Ernennung der Cenſoren ins Auge zu faſſen ſeien; zu jener, der Redaction von Zeitſchriften, ſeien nur völlig unbeſcholtene, wiſſenſchaftlich befähigte, loyale Männer von Stellung und Charakter, zu dieſem, dem Cenſoramt, nur ſolche zuzulaſſen, welche, wohldenkend und ſcharfſichtig zugleich, die Form von dem Weſen der Sache zu ſondern und ſich mit ſicherm Tact hinwegzuſetzen wüßten über Bedenken, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an ſich dieſe Bedenken nicht rechtfertigten. —

Hatte dies wirklich eine Weihnachtsüberraſchung ſein ſollen, ſo war ſie geglückt. Der Jubel des Publikums war groß, beſonders, da man ſich überzeugt hielt (und gewiß nicht ohne Grund), daß man es hier wieder mit einem unmittelbaren Erlaß des Königs ſelbſt zu thun hatte — oder wie die beliebte Phraſe lautete: einer unmittelbaren „Emanation des Allerhöchſten Willens". So naiv war dieſes Publikum noch, ſo eingewurzelt ſeine Loyalität, ſo groß ſeine Vorſtellung von der königlichen Allgewalt, daß es keinen Augenblick

zweifelte, dieſe bloße Kundgebung der königlichen Meinung werde vollkommen hinreichend ſein, die preußiſchen Cenſoren auf einmal aus lauter Drakonen in lauter Solone umzuwandeln, und in den dürren Sandſteppen unſrer Publiciſtik, wie mit einem Zauberſchlage, ein friſches, erquickliches Leben hervorzurufen.

Und wie hätte das Publikum es nicht ſollen, da die königliche Verordnung offenbar von derſelben Anſicht ausging? —

Eine ganz andere Aufnahme jedoch fand ſie bei denen, die ſie zunächſt anging, den Schriftſtellern und Journaliſten ſelbſt. Die wohlmeinende Abſicht zwar, welche der Verordnung zu Grunde lag, verkannten auch dieſe nicht; ſie fühlten ſich zum Theil ſogar geſchmeichelt durch die Anerkennung, die hier der König ſelbſt der hohen Bedeutung der Preſſe zollte. Aber ſie ſtellten in Abrede, daß dies der Weg ſei, jene Abſicht zu erreichen; aber ſie leugneten, daß eine gebundene Preſſe jemals im Stande ſei, die erhabene Bedeutung der Preſſe überhaupt zu zeigen. Ein freiſinniger Cenſor, behaupteten dieſe, ſei ein hölzernes Eiſen; Cenſur bleibe Cenſur. Nicht daß der Zaum gelegentlich etwas länger, der Maulkorb etwas lockerer ſei, ſondern darauf komme es an, daß Zaum und Maulkorb überhaupt beſeitigt würden; nicht von der perſönlichen Liebenswürdigkeit eines einzelnen Cenſors, ſondern allein von dem Recht ihrer Freiheit werde die Literatur geneſen und erſtarken. Wo das Princip der Freiheit einmal geleugnet werde, da könne auch der beſte Wille nichts nützen. Das Princip der königlichen Verordnung ſei und bleibe aber die alte, wohlbekannte Cenſur: wie ſie denn nicht einmal ein neues Cenſurgeſetz aufſtelle, ſondern nur die alten, ſchwer erprobten Verordnungen vom Jahre neunzehn einſchärfe. Solle dies die Antwort ſein auf die laut ausgeſprochenen Wünſche der Nation, dies die Einführung ſo oft, ſo feierlich gegebener Verheißungen, nun wahrhaftig, ſo habe der Berg wiederum einmal eine Maus geboren, und der zu ſeiner Zeit ſo hoch gefeierte Brief des Königs an die oſtpreußiſchen Stände wäre, mit dieſem Commentar, beſſer ungeſchrieben geblieben.

Und dann dieſe Vorwürfe, die der Preſſe gemacht, dieſe Beſchuldigungen der Unwiſſenheit, des böſen Willens, der gemeinen Berechnung, die ihr entgegen geſchleudert wurden! Und das an einer Stelle und unter einer Firma, wo eine derartige Polemik am

Wenigſten hätte Platz greifen ſollen. Wäre die preußiſche Zeitungspreſſe wirklich ſo roh, ſo ſchlecht, ſo nichtsnutzig, wie die königliche Verordnung ſie ſchilderte, weſſen Schuld es denn ſei? Wer Wind ſäe, dürfe ſich nicht wundern, wenn er Sturm ernte; auf dem Boden der Knechtſchaft erwüchſe keine beſſere Frucht — und auch dieſe Verordnung, principlos, zweideutig, nichtsſagend, wie ſie ſei, führe den erſehnten Frühling nicht herauf!

Es waren, wie geſagt, die Schriftſteller und Journaliſten, die ſo dachten. Und da nun bei einem Publikum, wie es dazumal in Preußen noch war, eine ſelbſtändige öffentliche Meinung nicht exiſtirte, ſondern der groſſe Hauſe, ohne eigene Einſicht, eigene Meinung, ſich regelmäßig, näher oder ferner, früher oder ſpäter, zu dem bekehrte, was ihm am Häufigſten ſchwarz auf weiß vor Augen kam, ſo war es auch ganz natürlich, daß der Enthuſiasmus, mit welchem das Publikum Anfangs die Verordnung vom 24. December aufgenommen hatte, ſich ſehr bald abkühlte, und daß bald Alle ſo ſkeptiſch darüber dachten, wie die Literaten. —

Gleichwohl verlangt die hiſtoriſche Gerechtigkeit, gleich hier zu erwähnen, daß die Verordnung vom 24. December ſich in der Praxis keineswegs ſo unfruchtbar erwies, als die Schriftſteller ſelbſt es vorausgeſagt hatten. Die Preſſe war gleichſam herausgefordert worden, es war eine Ehrenſache für ſie, zu zeigen, was ſie irgend vermochte, und die Umſtände zu benutzen, ſo weit es irgend möglich war. Auch die Cenſoren waren zum Theil — wir ſagen nicht, aufgeklärt worden: denn das wäre bei den meiſten wohl kaum möglich geweſen: aber ſie waren aus dem Concept gebracht und ließen, wenigſtens die erſten Monate hindurch, aus Ehrfurcht vor dem königlichen Befehl paſſiren, wovor ihr eigenes cenſorliches Gewiſſen ſich entſetzte. — Am Bedeutendſten trat dieſe Veränderung in der Provinzialpreſſe hervor. Namentlich die Königsberger Zeitung, deren wir ſchon früher mit Auszeichnung gedacht haben, lieferte in ihren „inländiſchen Zuſtänden“ eine Reihe höchſt einflußreicher und wichtiger Artikel; ähnlich der Elbinger Anzeiger. Mit noch kühneren Schritten ging die neugegründete Rheiniſche Zeitung, ein politiſches Filial gleichſam der halliſchen (oder wie ſie jetzt hießen, deutſchen) Jahrbücher, vor. —

Doch davon werden wir erſt an einer andern Stelle zu ſprechen

haben: da nämlich, wo dieſer glückliche Aufſchwung der Preſſe, nach kaum monatelanger Dauer, durch eine neue und noch viel gewaltthätigere Reaction wieder vernichtet wird. —

Auch waren für den Augenblick dieſe und alle ähnlichen Intereſſen gänzlich in den Hintergrund gedrängt durch die neueſte Neuigkeit des Tages, die Reiſe, meinen wir, welche der König um die Mitte Januars zur Taufe des Prinzen von Wales nach England antrat. — Sie waren nicht ohne allgemeine Bedeutung, dieſe häufigen Reiſen des Königs. Der König, auch hierin ein Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger, reiſte gern und viel; es war, als ob die innere Ruheloſigkeit ſeiner Natur, die Hitze dieſes raſchen Bluts, das Drängen und Treiben dieſer unſtäten Phantaſie ſich einen Ausdruck zu ſchaffen verſuchte in dieſem häufigen Wechſel des Orts und dieſem königlichen Pomp, den er dabei zu entfalten liebte.

Das Publikum ließ ſich das gefallen: wenn auch nicht ohne Kopfſchütteln. Denn vom Vater her an die hausbackenſte Regelmäßigkeit, den bürgerlichſten Fleiß, die nüchternſte Sparſamkeit gewöhnt, konnte es ſich in die einigermaßen entgegengeſetzte Lebensweiſe des neuen Herrſchers nicht gleich völlig finden. Und mancher ehrliche Spießbürger, wenn er von dieſen vielfachen und koſtbaren Reiſen hörte, konnte ſich dabei einer gewiſſen Furcht nicht erwehren, ob das den Staatsgeſchäften — und, was ihm vor Allem theuer war, den Erſparniſſen des hochſeligen Herrn auch wohl ganz zuträglich wäre. — Gleichwohl ſo gaben Einem dieſe Reiſen auch immer ſo viel zu hören und zu ſehen, der König, mit ſeiner ſtrömenden Beredſamkeit, ſeinem ſchlagfertigen Witz, ſpielte eine ſo intereſſante Rolle dabei, es war eine ſo angenehme Unterhaltung für müßige Stunden — und ſo nahm man das Uebrige mit in Kauf.

Auf dieſe Reiſe nach England aber legte das Publikum ein ganz beſonderes Gewicht. Aus verſchiedenen Gründen, guten und ſchlimmen. Was die letzteren betraf, ſo erinnern ſich unſere Leſer ohne Zweifel noch jener Gerüchte von der engliſchen Biſchofsweihe, ſowie im Allgemeinen von Uebertragung orthodoxer anglikaniſcher Kirchengebräuche in die proteſtantiſche Kirche Preußens, die ſchon in den letzten Tagen des alten Königs aufgetaucht waren und ſich ſeitdem, beſonders bei Gelegenheit der angeblichen Sonntagsfeier, wachſend wiederholt hatten.

Jetzt, in den letzten Monaten, war Verschiedenes dazugekommen, was diese Gerüchte völlig außer Zweifel zu setzen schien. Herr Bunsen, als Diplomat berüchtigt durch die Art und Weise, wie er sich von der römischen Curie hatte überlisten lassen, war plötzlich im Mai nach England geschickt worden. In besonderen Aufträgen des Königs, sagte man. Aber bei der bekannten Richtung des Herrn Bunsen, und da derselbe anerkanntermaßen ein weit besserer Theolog war, als Diplomat, weit geeigneter zum Referenten eines Consistoriums, als zum politischen Unterhändler, welcher Art hätten diese Aufträge sein können, als kirchliche?

Auch als dieser außerordentlichen Mission im December desselben Jahres, zu allgemeinster, unaussprechlicher Verwunderung, die Ernennung des Herrn Bunsen zum preußischen Gesandten in London folgte, so fühlte man sich auch dadurch in der früheren Annahme mehr bestätigt als widerlegt.

Und was kam es noch auf Vermuthungen an und Gerüchte, da es ja Thatsache war, und die Staatszeitung selbst hatte es gemeldet, daß einige Berliner Geistliche im Auftrag des Königs nach England geschickt worden waren (Ende October), in der Absicht, sich über die Einrichtungen der Hochkirche und wie weit dieselben bei uns Nachahmung finden möchten, zu unterrichten? —

Ein eben solcher Dorn im Auge war dem Publikum das evangelische Bisthum, das Preußen, in Gemeinschaft mit England, in Jerusalem zu gründen im Begriffe stand. Vergebens wurde ihm vorgehalten, wie sehr die evangelischen Christen in Jerusalem eines derartigen Sammelpunktes bedürften, und wie verdienstvoll, wie wahrhaft hochherzig daher das Unternehmen des Königs sei. Sollte der neue Bischof nicht, auch wenn es ein preußischer Geistlicher war, allemal erst vom englischen Prälaten geweiht werden und ordinirt? Dieser eine Umstand schon reichte hin, die Ansicht des Publikums festzustellen; es sah in der englischen Hochkirche nun ein für allemal nichts besseres, als nur ein andres Papstthum, und wollte daher von keiner Gemeinschaft mit ihr wissen.

In sofern also sah man die Reise des Königs nicht ganz gern; man fürchtete alles Ernstes, er möchte eine englische Hochkirche mit allen neun und dreißig Artikeln für und fertig über das Meer zurückbringen. — Doch war dies nur eine Einzelheit; im Uebrigen hatte

man von Alters her in Preußen ſo viel Sympathien für England, die freie engliſche Verfaſſung, das geſunde, kernhafte engliſche Volksleben war ſo ſehr das Ideal unſrer aufgeklärteſten Staatskünſtler, daß man ſich im Gegentheil freute über dieſe Reiſe des Königs, als über ein Ereigniß, welches möglicherweiſe für unſere eigene Entwicklung die glücklichſten Folgen haben konnte. Galt England nicht ſeit Jahrhunderten für die hohe Schule des öffentlichen Lebens? Wo war wahre Staatskunſt zu lernen, wenn nicht hier? Wo erſchien das Geſetz mit ſo viel Freiheit, die Freiheit mit ſo viel Geſetzlichkeit umkleidet? Alle die banalen Angriffe gegen parlamentariſches Leben und parlamentariſche Regierung, wo waren ſie ſo gründlich widerlegt, als in der glorreichen Geſchichte dieſes Landes? Und wie nun war es denkbar, daß ein ſo geiſtreicher Monarch, mit ſo hellen Sinnen, von ſo aufgewecktem Verſtande, dieſe hohe Schule nutzlos beſuchen könnte? Sein warmes Herz, ſeine lebhafte Phantaſie, mußten ſie nicht ergriffen werden von dieſem ſchönen, ſtolzen Organismus, dieſem wahrhaft lebendigen Leib, den die Freiheit ſich in England geſchaffen hatte? Die Reminiscenzen Hallerſcher Staatsweisheit, wo wollten ſie Stand halten bei dieſem Anblick? die Romantik des Königs, wie wollte ſie ſich retten gegen dieſe Wirklichkeit? ja die leicht beſtimmbare Seele dieſes Königs, in dem Augenblick, da ſie noch ſchwankte zwiſchen Herrn von Rochow und Herrn von Schön, zwiſchen Abſolutismus und Conſtitution, was konnte entſcheidender für ſie werden, als die Wirkung dieſer Reiſe? —

Auch wer ſeinen Flug nicht ſo hoch nahm, verſprach ſich doch in einigen untergeordneten und darunter doch für uns noch höchſt wichtigen Dingen gute Frucht davon. Das alte heimliche Gerichtsverfahren, behauptete man, wie es in Preußen üblich, ſei dem König aufs Aeußerſte verhaßt; ſeit Langem ſchon trage er ſich mit dem Wunſch, das öffentliche, mündliche Verfahren der Engländer bei uns eingeführt zu ſehen: und habe namentlich die Reiſe, welche Herr von Savigny, der berühmte Rechtslehrer, in dieſem Sommer nach England unternommen, in nächſtem Zuſammenhang mit dieſem Wunſch geſtanden. Wenn es alſo auch nichts weiter wäre, als nur dies, oder wenn er uns nichts zurückbrächte, als nur einige engliſche Preßfreiheit, ja wenn das ganze Reſultat der Reiſe ſich auch nur auf die perſönliche Annäherung der beiden Monarchen beſchränken

sollte, einer Annäherung, die uns jedenfalls von der russischen Schwägerschaft entfernte — o so sollte sie dennoch gesegnet, so sollte die Million, welche, nach der Berechnung des Publikums, dabei locker gemacht wurde, gern verwunden sein!

Endlich am 16. Januar wurde die vielbesprochene Reise angetreten. Ihre Einzelheiten können uns hier nicht interessiren. Sie war in jedem Betracht glücklich. Die Aufnahme des Königs in England war glänzend, bei Hofe sowohl, als bei der Nation; sein eigenes Auftreten vortrefflich, leutselig, würdevoll, im besten Sinne gentlemanlike. Beides schmeichelte dem preußischen Stolz, zumal das Erstere; der schon ziemlich verblaßte Enthusiasmus für die persönliche Liebenswürdigkeit des Königs, seine eminente Bildung, seine Beredsamkeit, seine witzigen Einfälle, belebte sich neu an diesem Beifall, den er in England fand. —

Nun seit Mitte Februar war er zurückgekehrt, und Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne daß von den sanguinischen Hoffnungen, den kindlichen Träumen, mit denen man ihn nach England begleitet, auch nur einer sich verwirklicht hätte. Allerdings fanden in Besetzung der obersten Staatsstellen verschiedene, zum Theil höchst wichtige Veränderungen statt. Herr von Kamptz, dessen Thätigkeit schon seit Längerem nur noch eine nominelle gewesen war, schied Anfangs März aus dem Staatsdienst aus; an seiner Statt wurde Herr von Savigny zum Justizminister ernannt, und zwar speciell zur Revision der Gesetzgebung. Ebenso trat Graf Matzlahn, durch seinen fortdauernden Krankheitszustand genöthigt, von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurück; ihn ersetzte der frühere Gesandte in England, der seitdem als Gesandter am deutschen Bundestag angestellt worden war, Herr von Bülow, der Schwiegersohn Wilhelm von Humboldts, einer (wie wir schon früher erwähnten) der wenigen preußischen Staatsmänner, denen die öffentliche Stimme geneigt war, diesen Namen wirklich zuzugestehen. Endlich, einige Tage später (März 24.), gab auch der Finanzminister, Graf Alvensleben, sein Portefeuille an Herrn von Bodelschwingh ab, den bisherigen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der seinerseits durch den Regierungspräsidenten zu Trier, Herrn von Schaper, ersetzt ward.

Aber all diese Veränderungen, wie bedeutend an sich (denn bis

auf wenige Ausnahmen war damit nun das gesammte Ministerium verändert, wie der König es von seinem Vater überkommen hatte) genügten der ungeduldigen Erwartung des Publikums noch immer nicht; sie waren größtentheils schon seit Monaten besprochen worden, die Zeitungen hatten sie mit unzähligen Variationen schon längst vorausverkündigt — und man wollte etwas Neues, etwas Kritisches, eine eigentliche Katastrophe!

Nun denn, die Katastrophe kam. Schon seit seiner Anwesenheit in Berlin, im Herbst einundvierzig, ging das Gerücht, daß Herr von Schön an seinen Rücktritt denke. Ja er müsse daran denken, behauptete man, um einer unfreiwilligen Entlassung zuvorzukommen; sein früher so intimes Verhältniß zum König, behauptete man, sei durch und durch erkältet, sein Abschied vom Hofe ein mehr als frostiger gewesen.

Jetzt, im Frühling des neuen Jahres, wurde er noch einmal nach Berlin berufen; wie es hieß, zu einer letzten, entscheidenden Verhandlung. Niemand wußte zu sagen, wie dieselbe zu Ende gegangen; aber seine plötzliche Rückkehr nach Königsberg war von übler Vorbedeutung.

Die Gerüchte von seiner Entlassung wiederholten sich lebhafter als je; Jedermann verbreitete sie — und dennoch Niemand mochte daran glauben. Herr von Schön war anerkannt, ja mehr noch, war verehrt und geliebt als das Haupt der preußischen Liberalen; auf ihn, als den Minister der Zukunft, den einzigen Ueberrest der Stein und Hardenberg, und berufen, das große Werk dieser Männer zu vollenden, hatten alle Patrioten ihre Hoffnungen gerichtet. Vor Allem aber galt Herr von Schön als Gegensatz des Herrn von Rochow. Dies beides waren gleichsam die Pole der preußischen Zukunft, zwischen diese beiden dachte die Phantasie des Volks sich den König gestellt, wie zwischen Ormuzd und Ahriman. Daß sie beide nicht bei einander bestehen konnten, wußte man längst — wer wird dem Andern weichen müssen? Herrn von Schön entlassen, hieß Herrn von Rochow behalten, und mit ihm behalten den mittelalterlichen Staat, den Staat der Willkür und der Gewalt; Herrn von Schön behalten, den Autor des „Woher und Wohin", den Verfasser und Bewahrer des Steinschen Testamentes, hieß Herrn von Rochow entlassen.

Noch einmal: wer wird weichen? —

Herr von Schön mußte weichen. Die Staatszeitung vom elften Juni brachte die officielle Anzeige, daß der König dem Oberpräſidenten der Provinz Preußen, Geheimen Staatsminiſter von Schön, auf ſein Anſuchen die Entlaſſung aus dem Dienſt bewilligt, und an ſeine Stelle Herrn Böttticher, bisherigen wirklichen Geheimen Juſtizrath, zum Oberpräſidenten der Provinz Preußen ernannt habe. Die Entlaſſung des Herrn von Schön war in den ſchmeichelhafteſten, ja freundſchaftlichſten Ausdrücken abgefaßt; Sitz und Stimme im Staatsrath wurden ihm gelaſſen, und außerdem auch noch die Würde eines Burggrafen von Marienburg für ihn geſchaffen. — Aber eine Entlaſſung war und blieb es bei alledem.

Und alſo hatte Herr von Rochow geſiegt?

Nein, auch das nicht. Dieſelbe Staatszeitung, fünf Tage ſpäter, am ſechszehnten Juni, zeigte an, daß der König den Staatsminiſter von Rochow auf ſein Anſuchen, wegen ſeines leidenden Geſundheitszuſtandes, unter Beibehaltung ſeiner Stellung als Mitglied des Staatsminiſteriums und des Staatsrathes, von der Verwaltung des Miniſteriums des Innern entbunden, und an ſeinerſtatt den bisherigen Oberpräſidenten der Provinz Poſen, Grafen Arnim, zum Miniſter des Innern ernannt habe.

Alſo weder Ormuzd noch Ahriman, ſondern ein Drittes, Neues — was kann, was wird es ſein?!

Ende des erſten Bandes.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Zehn Jahre.

1840—1850.

Zehn Jahre.

Geſchichte der neueſten Zeit.

1840—1850.

Von

Robert Prutz.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1856.

Vorwort.

Weit ſpäter, als ich bei Vollendung des erſten Bandes geglaubt hatte, bin ich endlich im Stande, den zweiten Band des vorliegenden Werkes nachfolgen zu laſſen. Ueber die Gründe dieſer langen Verzögerung mich hier des Nähern auszulaſſen, ſcheint mir nicht am Orte. Sie waren theils perſönlicher, theils allgemeiner Natur. Die erſtern können den Leſer nicht intereſſiren; was aber die letztern anbetrifft, ſo muß ja wol Jeder, der dem Schriftſteller überhaupt das Recht einräumt, ſeine Bücher noch mit etwas Anderem zu ſchreiben als blos mit der Feder, ſich ſelbſt ſagen, daß die öffentlichen Ereigniſſe und Zuſtände dieſer letztverlebten Jahre außerordentlich wenig geeignet waren, dem Verfaſſer diejenige Stimmung zu geben oder zu erhalten, deren er zur Vollendung ſeines Werkes bedurfte. Wenn er daſſelbe gleichwol nicht hat völlig aufgeben mögen, vielmehr trotz allen perſönlichen Unterbrechungen und Störungen, allen öffentlichen Enttäuſchungen und Niederlagen immer wieder zu demſelben zurückgekehrt iſt, ſo erklärt ſich dies aus der Abſicht, in welcher er ſein Buch überhaupt unternommen und über die er ſich theils in dem Programm, mit welchem die Verlagshandlung daſſelbe zuerſt ankündigte, theils auch in der Einleitung zum erſten Bande ſo ausführlich ausgeſprochen zu haben meint, daß er ſich die Wiederholung hier füglich erſparen kann.

Freilich wird es ihm nicht gelungen sein, alle Spuren dieser vielfachen Unterbrechungen und Zögerungen zu verwischen; ja er kann nicht einmal wünschen, daß es anders wäre. Der Plan des Werks wurde unter Umständen entworfen, welche den Vaterlandsfreund zu den fröhlichsten Hoffnungen zu berechtigen schienen und auch der größere Theil des ersten Bandes wurde noch unter ähnlichen Verhältnissen und darum auch in ähnlicher Stimmung ausgeführt. Seitdem ist eingetreten — was wir Alle wissen und empfinden; der Vaterlandsfreund gibt die Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwickelung des deutschen Volkes nicht auf, aber er bescheidet sich, daß von denen, deren Haar sich allmälig zu färben beginnt, keiner mehr den Sieg der Freiheit erleben wird und daß wir Alle nur noch „Unter'm Pulver" sind, eben gut genug, die lange trostlose Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft auszufüllen. Es widerstrebt der Ueberzeugung des Verfassers, und selbst wenn er es wollte, so liegt es nicht in seiner Natur, Stimmungen gewaltsam festzuhalten, die den Thatsachen nicht mehr entsprechen, und sich künstlich zu einer Begeisterung emporzuschrauben, zu der er weit und breit keine Veranlassung mehr sieht. Der vorliegende Band, fürchte ich, wird im Verhältniß zu seinem Vorgänger etwas nüchtern und herabgestimmt erscheinen; in diese Befürchtung begründet, so wolle der Leser sich erinnern, daß auch die Zeit verzweifelt herabgestimmt und frostig geworden und daß es nicht Jedermanns Geschmack ist, mitten unter unzähligen Nüchternen sich als der einzige Trunkene zu geberden. — Doch betrifft das, wie gesagt, nur die Stimmung, vielleicht nur die Darstellung meines Buches; auf die Beurtheilung von Personen und Zuständen habe ich der veränderten Weltlage keinen Einfluß verstattet und wird man dieselbe hoffentlich in dem vorliegenden Bande, auch da wo sie irrthümlich ist, doch ebenso unumwunden und ebenso aufrichtig finden wie im ersten.

Und ebenso wenig soll auch, wie ich hoffe, die Vollständigkeit meines Buches unter jenen Unterbrechungen gelitten haben; im

Gegentheil, ſie hat, wenn ich mich nicht ganz täuſche, darunter gewonnen. Zwar hat das Material zur Geſchichte der in dieſem Bande behandelten Epoche im Lauf der letzten Jahre nur wenig oder gar keine Erweiterungen erfahren; wol aber habe ich Zeit gehabt, die längſt geſammelten Materialien deſto ſorgfältiger und gründlicher durchzuarbeiten und meinem Werke eine möglichſt große Abrundung und Vollſtändigkeit zu geben. Daß es deſſen ungeachtet auch in Betreff der Vollſtändigkeit noch Vieles zu wünſchen übrig laſſen, daß es überhaupt nicht frei ſein wird von zahlreichen Irrthümern und Verſehen, darauf bin ich ſelbſt vollſtändig gefaßt. Es iſt dies ein Uebelſtand, der von der Wahl des Stoffs unzertrennlich iſt und über den ich mich um ſo leichter tröſten mag, als mein Buch ja ſelbſt gar nichts weiter ſein will als nur ein Beitrag zur Zeitgeſchichte, eine Skizze und Vorarbeit zu Gunſten künftiger Hiſtoriker. Auch bin ich mir bewußt, alle mir zugänglichen Quellen mit Sorgfalt aufgeſpürt und benutzt zu haben und auch für manche ſchätzenswerthe Privatmittheilung, mir zum Theil zugegangen von Männern, die in den von mir erzählten Begebenheiten ſelbſt eine Rolle geſpielt, habe ich hiermit meinen öffentlichen Dank abzuſtatten.

Was endlich die Fortſetzung meines Werkes anbetrifft, ſo beabſichtige ich, daſſelbe in einem dritten Bande, zu dem die Vorarbeiten längſt beendet ſind und den ich daher ſpäteſtens bis Ausgang künftigen Jahres zu liefern hoffe, bis zur Verkündigung der preußiſchen Verfaſſung vom 31. Januar 1850 fortzuführen; ob dann ſpäterhin noch eine weitere Fortſetzung folgen und wie weit dieſelbe ſich erſtrecken ſoll, wird von der Theilnahme abhängen, welche das Publikum meinem Werke ſchenken wird.

Halle, den 7. November 1856.

R. P.

Berichtigungen.

Seite	16	Zeile	11 v. u.	lese	Amtsentsetzung l. Amtsentsetzung.
„	29	„	6 v. o.	„	Gegenparteien l. Gegenpartei.
„	73	„	9 v. o.	„	20 Juni l. 28 Juni.
„	93	„	8 v. u.	„	zwischen Uhren l. gewichte Uhr.
„	108	„	11 v. o.	„	Schulz l. Scholz.
„	211	„	4 v. o.	„	1842 l. 1810.
„	279	„	9 v. u.	„	Philippus l. Philippus.
„	308	„	8 v. u.	„	aberheben l. enthoben.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite

Vorwort V

Drittes Buch.

Von der Uebernahme des Miniſteriums des Innern durch den Grafen Arnim (Juni 1842) bis zu dem vereinigten ſtändiſchen Ausſchuſſe (18. October 1842).

Erſtes Kapitel. Rückblick: Urſprung und Ausbreitung der politiſchen Bewegung in Preußen. Der Huldigungslandtag in Königsberg; Rede des Königs. — Erwartungen und Hoffnungen. — Cabinetsordre vom 4. October 1841. — Kampf zwiſchen Liberalismus und Reaction: Herr von Rochow und Herr von Schön; Weber und Rehm? und Jacoby's Vier Fragen. — Die Provinziallandtage. — Reiſe des Königs nach England; letzte Unterhandlungen mit Herrn von Schön. — Austritt der Herren von Rochow und von Schön, Ernennung des Grafen von Arnim zum Miniſter des Innern; Juni 1842. Perſönlichkeit des neuen Miniſters: ſeine Familienherkunft; geſellige und amtliche Eigenſchaften; angebliche Vorliebe für engliſche Einrichtungen und Sitten. — Aufnahme ſeiner Ernennung im Publikum; Erwartungen und Ausſichten. 3 – 15

Zweites Kapitel. Amtsantritt des Grafen Arnim, Schwierigkeiten der Situation: die Verfaſſungsfrage. — Prozeß gegen Dr. Jacoby in Königsberg. Verurtheilung des Angeklagten in erſter Inſtanz;

seine Appellation und Veröffentlichung seiner Vertheidigungsschrift. — Bülow-Cummerow über Preußen, seine Verfassung, Verwaltung ꝛc. Eindruck des Buchs; aristokratische Bestrebungen. Die Kühnesche Gegenschrift. — Thätigkeit der Zeitungspresse. — Stimmung in Süddeutschland. Die badische zweite Kammer. Der Urlaubsstreit; die Anträge von Welcker, Sander, Itzstein. Entlassung des Landtags; enthusiastische Aufnahme der heimkehrenden Oppositionsmitglieder. — Nachwirkungen auf das übrige Deutschland, insbesondere auf Preußen. Die verwandten Interessen; lebhafte Theilnahme für die badische zweite Kammer. — Gegenwirkungen der Regierung; das Welckerständchen. — Untersuchung gegen einen berliner Literaten und Verurtheilung desselben wegen unehrerbietiger Aeußerungen über die Person des Königs. — Prozeß gegen Hoffmann von Fallersleben; seine Absetzung vom König bestätigt: December 1842. — Bewegungen im Gemeindeleben der preußischen Städte; ihre Bedeutung für den Staat im Allgemeinen und Zusammenhang mit der Verfassungsfrage. — Stimmung in Ostpreußen, besonders in Königsberg. — Königsberg und Elbing in finanziellem Conflict mit der Regierung; Protest der Elbinger Stadtverordneten: August 1842. — Eindruck der Amtsentlassung des Herrn von Schön; Ehrenbezeugungen und Adressen. Sammlungen zum Ankauf eines Landguts. — Gegenbestrebungen der Reaction; die Pietisten, der Verein von Preußisch-Holland. — Die Königsberger Zeitung und ihre Leitartikel. Rudolf Gottschall. Die Walesrode'schen Vorlesungen. — Stadtverordnetenwahlen in Königsberg: Juli 1842; Antrag auf Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlung. — Gleichlautende Anträge in Breslau, Halle, Merseburg, Stettin ꝛc. — Die Breslauer Oberbürgermeister-Wahl. — Agitation in der Rheinprovinz zu Gunsten einer freien und selbständigen Gemeindeverfassung. — Petition der Stadt Aachen: Septbr. 1842. Gleichlautende Petitionen von Köln, Düsseldorf, Trier; Eingabe der städtischen Behörden von Köln an den König: October 1842. . . . 16–34

Drittes Kapitel. Fortsetzung: die Preßangelegenheit. — Rückblick auf die Entwickelung der Preßverhältnisse seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. Vorliebe des Königs für Wissenschaft und Kunst; allgemeine Erwartung einer Umänderung und Erleichterung der bestehenden Preßverhältnisse. — Anträge der Provinziallandtage um Erleichterung der Presse und günstiger Bescheid darauf. Censurverordnung vom 24. December 1841. Günstiger Eindruck derselben; baldige Enttäuschung sowol auf Seiten des Publikums wie der Regierung. — Geschärfte Beaufsichtigung der Presse. — Erlaß des Herrn von Rochow wegen Beaufsichtigung der Leihbibliotheken: 19. März 1842. Gemischter Eindruck desselben. — Erlaß vom 7. April wegen Beaufsichtigung der Provinzialpresse. Miß-

stimmung des Publikums. — Aufhebung der Bildercensur: 28. Mai. — Ihre Folgen. Rasche Ausbreitung der Caricaturenliteratur; Eichhorn, Bötticher, Lucas ꝛc. — Schwierigkeiten, welche dem Nachfolger des Herrn von Rochow daraus erwachsen. . . . . Seite 34—48

Viertes Kapitel. Mißstimmungen und Schwierigkeiten auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiet: Herr Eichhorn; seine Stellung zum König und zum Publikum. — Die religiöse Richtung des Königs, ihr Ursprung und ihre Bedeutung. — Ungeschicktes Verfahren des Herrn Eichhorn; wachsende Unzufriedenheit des Publikums. — Der „christliche" Staat. — Die Eichhorn'schen Berufungen und Ernennungen. Parteilichkeit der neuen Verwaltung; Verfolgung der Hegelianer; Schelling's geringer Erfolg in Berlin. — Rescript wegen Beschränkung der Privatdocenten: Februar 1842. Gerüchte wegen beabsichtigter Aufhebung des ganzen Instituts. — Die dialogische Lehrmethode soll auf den preußischen Universitäten eingeführt werden. — Das Verfahren gegen Bruno Bauer. Bruno Bauer's anfänglicher Standpunkt und erste Schriften. Sein Uebergang zum Radicalismus; seine „Kritik der evangelischen Synoptiker" (1840—41). — Großer Eindruck in der theologischen Welt; Anklagen und Verketzerungen. — Der Minister fordert die Gutachten der theologischen Facultäten ein. — Gutachten der Facultät zu Bonn; die übrigen Gutachten. — Separatvotum der Professoren Marheinicke und Middeldorpf. — Bruno Bauer's Absetzung ausgesprochen: März 1842. — Eindruck im Publikum. — Gerücht wegen beabsichtigten Einschreitens gegen Marheinicke; angebliches Bonmot Alexander von Humboldt's über das Marheinicke'sche Votum. — Verhandlungen des Ministers mit der theologischen Facultät zu Berlin; die Veröffentlichung der Facultätsgutachten wird befohlen. — Bruno Bauer's Gegenschrift. — Ungünstiger Eindruck derselben; Isolirtheit seines Standpunktes. — Project zu einer „freien Universität" in Dresden. — Nachwirkungen des Vorfalls im Publikum. . . 49—72

Fünftes Kapitel. Fortsetzung: Herr Eichhorn und die religiösen und kirchlichen Zustände. — Das angeblich Religion edict. — Vermeintliche Vorliebe des Königs für die englische Kirchenverfassung. — Das Bisthum von Jerusalem. Mißstimmung des Publikums gegen dasselbe; vergebliche Bemühung der Regierung, den Widerwillen des Publikums zu beseitigen. — Verordnung wegen einer zu Gunsten des Bisthums in Jerusalem abzuhaltenden Kirchencollecte; Weigerung der Berliner Synode: Februar 1842. — Antwort des Ministers Eichhorn. — Cabinetsordre des Königs vom 28. Juni 1842; Veröffentlichung der Vorschläge, welche der Primas von England in Betreff des Bisthums von Jerusalem gemacht hat. — Erneutes Gerücht wegen bevorstehender strenger Sonntagsfeier. — Ansprache einer Anzahl Berliner Geistlichen an das Publikum

Seite

wegen Einführung einer christlichen Sonntagsfeier. Berliner Hauptverein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier und seine Thätigkeit: Mai 1842. — Das neue Ehegesetz; Berathung desselben unter Vorsitz des Herrn von Savigny und im Staatsrath. — Gerüchte über den Inhalt des neuen Ehegesetzes. Erschwerte Ehescheidung; katholischer Standpunkt; öffentliche Bestrafung des Ehebruchs ꝛc. — Beabsichtigte Veränderungen in der bürgerlichen Verfassung der preußischen Juden. — Angebliche Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht der Juden. Immediateingabe der Magdeburger Judengemeinde an den König; Antwort desselben: März 1842. — Wachsende Beunruhigung und Ungewißheit. — Wahl des Dr. Rieß zum Mitglied der Berliner Akademie, von Herrn Eichhorn beanstandet, vom König bestätigt: April 1842. — Die preußische Staatszeitung über den geistlichen und sittlichen Zustand der Juden in der preußischen Monarchie. — Immediateingabe der Berliner Judenschaft nebst Antwort des Königs: Mai 1842. — Wahl eines Ober-Landes-Rabbiners anbefohlen: Juli 1842. — Verhältniß der christlichen Bevölkerung zur Judenfrage. Allgemeine Mißstimmung und Beschämung; vermehrter Groll gegen Herrn Eichhorn. — Brief Alexander von Humboldt's an den Grafen zu Stolberg-Wernigerode in Betreff des bevorstehenden Judengesetzes: „man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben." — Eindruck des Humboldt'schen Briefes auf den König wie auf das Publikum 73–83

Sechstes Kapitel. Fortsetzung: Begünstigung der Pietisten und der Katholiken. — Separatistische Verbindungen in Pommern und Schlesien. — Erstes Auftreten der Baptistengemeinden; Cabinetsordre des Königs in Betreff derselben vom 19. Oktober 1841. — Wachsende Verbreitung der Baptisten; Uebersiedelung derselben nach Berlin. — Scandalöse Auftritte in den Baptistengemeinden. Taufen im Rummelsburger See; ärgerlicher Vorfall am Himmelfahrtstag: 5. Mai 1842. — Der Brand von Hamburg. — Begünstigung der Altlutheraner. Gerüchte wegen bevorstehender Aufhebung der Union; Aufforderung an sämmtliche evangelische Superintendenten sich über die Art und Weise zu erklären, wie die Union in den Ortschaften ihres Sprengels eingeführt worden: September 1842. — Berliner Evangelische Pastoral-Hilfsgesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn von Voß; seit Mai 1842. — Der Studentenverein „zum historischen Christus" in Berlin. Erste Anträge vom Senat abgelehnt: Mai 1842. Wiederholter Verweis von Seiten des Ministers Eichhorn; vergebliche Gegenvorstellungen des Senats. Der Studentenverein „zum historischen Christus" wird in Berlin zugelassen: August 1842. — Die katholische Partei. — Ernennung des Herrn von Düesberg: Juni 1842. — Verbot der Verlagsartikel der Manz'schen Buchhandlung in Regensburg aufgehoben: Februar 1842. Auch das

Seite

gegen Hoffmann und Campe in Hamburg erlassene Verbot wird zurückgenommen: 8. Juni. — Thätigkeit der ultramontanen Partei am Rhein. Festlicher Umzug des Herrn von Geissel: März 1842. — Die Charfreitagsprozession in Köln. — Herr von Geissel in Bonn: Juni 1842. — Wallfahrten nach Kevelaar und Telgte. — In Köln, Münster, Trier werden öffentliche Gebete für die Noth der katholischen Kirche in Spanien angeordnet. — Erneuerte Verfolgungen des Hermesianismus. — Wahl des Herrn Arnoldi zum Bischof von Trier: 21. Juni. — Seine Weigerung bei der Eidesleistung; großmüthige Entscheidung des Königs: September 1842. — Uebergriffe der ultramontanen Partei in Posen, besonders bei Besetzung der Schulstellen. — Erlaß des Dr. Ritter in Breslau, die gemischten Ehen betreffend. . . . . 84—96

Siebentes Kapitel. Populäre Gegenbestrebungen gegen die überhandnehmende kirchliche Reaction. — Das Vereinswesen; seine Beziehungen zur Regierung und zum Volke. — Pietistische und antipietistische Vereine. — Die Berliner Freien. — Erste Nachricht von dem Zusammentritt derselben. Das Beispiel der Holsteinischen Philalethen. Beabsichtigter Austritt aus der Kirche. — Ungünstiger Eindruck im Publikum. Zweifel über die Existenz der Berliner Freien; ihr angebliches Glaubensbekenntniß. — Entstehung der protestantischen Freunde oder Lichtfreunde. — Der Sintenis'sche Streit in Magdeburg und die Opposition gegen den Bischof Drasele. — Die Pastoren Uhlich und König. — Erste Zusammenkunft in Gnadau: Juni 1841. — Wachsende Versammlungen in Halle, Magdeburg, Leipzig. — Das Fischer'sche Erbauungsblatt. — Gnadauer Gegenverein; der Name Lichtfreunde kommt auf. — Regelmäßige Versammlungen zu Cöthen. Wachsende Ausdehnung des Vereins; Hineinziehen der Laien. — Die verschiedenen Entwickelungsstufen des Vereins. Naive Anfänge; der alte Nationalismus und seine Popularisirung. Verhältniß zu den Berliner Freien. — Volksthümliche Wirkungen des Vereins; sein Hinüberspielen in die Politik. — Der Gustav-Adolph-Verein. Frühere Anfänge desselben durch Dr. Großmann in Leipzig 1832. — Aufruf des Dr. Zimmermann in Darmstadt 1841. — Vereinigung beider; Versammlungen zu Leipzig 1842 und Frankfurt a. M. 1843. — Rasche Ausbreitung über das ganze protestantische Deutschland. — Ablehnende Haltung der preußischen Regierung. Dem Hallischen Verein wird der beabsichtigte Anschluß an den deutschen Hauptverein untersagt: Januar 1844. — Cabinetsordre vom 14. Februar 1844: die Gustav-Adolphs-Vereine in Preußen zugelassen. — Verhältniß derselben zu den übrigen religiösen Elementen der Zeit. Innere Widersprüche und Unklarheiten; Nothwendigkeit eines feindlichen Zusammenstoßes innerhalb des Vereins selbst . . . . . 97—110

Achtes Kapitel. Amtsantritt des Grafen Arnim. Gleichzeitige Veränderungen in der höheren Beamtenwelt: Herr von Bassewitz durch Herrn von Meding ersetzt. Versetzung des Oberbürgermeisters von Auerswald in Königsberg nach Trier; Eindruck dieser Versetzung. — Ernennung des Herrn von Gerlach zum Mitglied der Gesetzgebungs-Commission; Reise desselben an den Rhein zur Prüfung des rheinischen Gesetzverfahrens: Juli 1842; seine Theilnahme an dem neuen Ehegesetzentwurf. — Herr von Küstner; Meyerbeer und Mendelssohn; Entlassung Spontini's. — Erste Schritte des neuen Ministers. Das bisherige Ministerium der Polizei wird aufgehoben; scharfe Verwarnung wegen verletzter Amtsverschwiegenheit. — Graf Arnim und die Presse. — Berathung eines neuen Preßgesetzes; Gerücht von Einrichtung eines Ober-Censurgerichts unter dem Vorsitz des Herrn von Gerlach. Personalveränderungen im Ministerium des Innern; die Herren Hesse und Bitter. — Der Erlaß wegen Bildung ständischer Ausschüsse vom König unterzeichnet: 21. Juni 1842. Widerstreben dagegen in der Umgebung des Königs. — Zinsherabsetzung der preußischen Staatsschuldscheine: April 1842. — Verhandlungen über den Zollverein. Errichtung eines Landes-Oekonomie-Collegiums: Januar 1842. — Die Eisenbahnen; angebliche Aeußerung des Königs. — Verbessertes Einkommen der Lieutenants, sowie der allzuschlecht dotirten Pfarrstellen: März 1842. — Der Etat der Universitäten Breslau und Bonn wird erhöht. — Das Verbot der Universitäten Zürich und Bern wird aufgehoben; Zurücknahme des gegen das „Junge Deutschland" erlassenen Verbots. — Stiftung der Friedensclasse des Ordens pour le mérite für die Wissenschaften und Künste: 31. Mai 1842. Ordensernennungen; gemischter Eindruck derselben im Publikum. . 111—123

Neuntes Kapitel. Beabsichtigte Reise des Königs nach St. Petersburg. Eindruck derselben beim Publikum. — Die angebliche Abneigung des Königs gegen Rußland. — Der Vorfall in Kalisch: September 1841. Jubelfeier in Brandenburg. Anrede des Königs: April 1842. — Ablauf der Cartellconvention mit Rußland: 29. März 1841. Einstweilige Verlängerung derselben bis Ende September. — Verhandlungen wegen definitiver Erneuerung der Convention; Wichtigkeit derselben für Rußland. — Widerwille gegen Erneuerung der Convention in Preußen, besonders in Ostpreußen. Der ostpreußische Handel und die russische Grenzsperre. — Gutachten der ostpreußischen Behörden. Immediateingabe der Königsberger Kaufmannschaft gegen Erneuerung der Convention, nebst Bescheid darauf: Juni 1842. — Die Festungsbauten in Ostpreußen. — Abreise des Königs: 23. Juni. — Aufenthalt in Posen; Einschiffung in Danzig. — Stürmische Ueberfahrt; das Publikum durch finstere Gerüchte beängstigt. — Grundlosigkeit derselben.

Seite

Prächtige Feste und zahlreiche Ordensverleihungen in St. Petersburg. — Begnadigung der wegen Zollvergehen zur Deportation nach Sibirien verurtheilten preußischen Unterthanen. Schlimmer Eindruck derselben im Publikum; Königsberger Verein zum Schutz preußischer Unterthanen in Rußland. — Der Ukas vom 9. Juli. Abweichende Beurtheilung desselben. — Der „Riß in den Zollverein". — Tod des Herzogs von Orleans zu Paris: 13. Juli 1842. Allgemeine Bestürzung; mögliche Folgen für Preußen; trübe Aussichten in die Zukunft. . . . . 124—137

Zehntes Kapitel. Rückkehr des Königs von St. Petersburg; Landung in Memel: 18. Juli 1842. — Aufenthalt in Königsberg. Empfang des Herrn von Schön; belobende Anrede an die Stände. — Die Deputation der Königsberger Universität; tadelnde Rede des Königs in Betreff der Beschwerde, welche die Universität Königsberg gegen den Minister Eichhorn beim König eingereicht. Herr Hävernik. — Große Bestürzung des Publikums; Folgen der Königsberger Rede. — Weiteres Auftreten des Herrn Eichhorn; seine Reise nach Schlesien: August 1842. — Besuch in Breslau; schmeichelhafter Empfang des katholischen Klerus. — Controverse des Ministers mit der evangelisch-theologischen Facultät der Breslauer Universität. David Schulz und seine Erwiderung. Unbefriedigender Ausgang der Controverse und unerfreuliche Nachwirkungen derselben im Publikum. — Ministerialverfügung wegen Uebertragung des Religionsunterrichts an fromme Candidaten; Anempfehlung des Berliner Prediger-Hilfsvereins: 17. August. — Professor Hengstenberg zum Consistorialrath befördert; Ausscheiden des Prediger Pischon in Berlin aus dem dortigen Consistorium; Gerücht wegen bevorstehenden Austritts noch anderer freisinniger und aufgeklärter Geistlichen. — Die Einführung von Repetitorien und Compendien auf den preußischen Universitäten beabsichtigt. — Bekanntmachung der königl. Erlasse, betreffend die ständischen Ausschüsse: Ende August 1842. Aufnahme derselben im Publikum . . . . . 138—148

Elftes Kapitel. Veröffentlichung des Erlasses wegen Bildung der ständischen Ausschüsse: 30. August 1842. — Zweck und Bestimmung der Ausschüsse. Zahl der Mitglieder; Vorschriften in Betreff ihrer Wahl. Besondere Bestimmungen wegen der Adelsdeputirten; die Standesherren und Reichsunmittelbaren in Schlesien, Westfalen und Rheinland. Der Landtagsmarschall. Dauer der Mitgliedschaft. Verhältniß zu den bisherigen Ausschüssen der Provinzial-Landtage. Der Kostenpunkt. — Einberufungsdecret vom 19. August 1842. — Aufzählung der zu behandelnden Gegenstände: der Steuererlaß, der Eisenbahnbau, das Gesetz wegen Benutzung der Privatflüsse. — Ungünstiger Eindruck im Publikum. Das veraltete und ungenügende Wahlgesetz; unklares Verhältniß zu den verheißenen

Reichsſtänden; Uebergewicht des Adels. Kritik der Vorlagen. — Oppoſition des Tagesvreſſe. Gerüchte von beabſichtigter Incompetenzerklärung der Ausſchüſſe; das künftige „preußiſche Parlament". Seite 150—169

Zwölftes Kapitel. Beabſichtigte Reiſe des Königs nach der Rheinprovinz; Erwartungen davon im Publikum. — Erinnerungen an die Reiſe des Kronprinzen im Jahre 1838. Stimmung der Rheinprovinz nach Beilegung der Kölner Wirren. — Der Kölner Dombau. Mittelalterlich künſtleriſche und nationale Sympathieen dafür. Lebhafte Theilnahme des Königs; Gründung des Kölner Central-Dombau-Vereins: December 1841. — Beabſichtigte Grundſteinlegung zum Weiterbau; großartige Zurüſtungen dazu. Einladung des Kölner Dombau-Vereins an den König: deſſen Antwort, Mitte Auguſt 1842. — Fürſtliche Gäſte, die am Rhein erwartet werden; Erzherzog Johann, Fürſt Metternich. — Angebliche Ausdehnung der königlichen Reiſe nach Paris. — Freiligrath's Domgericht. — Militäriſche Feſtlichkeiten in der Rheinprovinz. Das Lager von Grimmlinghauſen; bevorſtehende Veränderungen in der Uniformirung und Equipirung der preußiſchen Armee. Militäriſche und kirchliche Gäſte. . . . . 170—183

Dreizehntes Kapitel. Fortſetzung: Abreiſe des Königs und der Königin von Berlin: 29. Auguſt 1842. — Feſtlicher Empfang in Weſtfalen. Aufenthalt in Minden, Bielefeld und Münſter; das Münſter'ſche Bürger- und Adelsfeſt. — Fortſetzung der Reiſe nach Hamm, Dortmund, Barmen, Elberfeld und Ankunft in Düſſeldorf. Erſter Beſuch im Lager von Grimmlinghauſen, und Aufenthalt auf dem Schloſſe zu Benrath. Das Ständchen der Düſſeldorfer Bürgerſchaft. — Reden und Trinkſprüche zu Hamm, Barmen und auf Schloß Benrath. Angebliche Anrede an die weſtfäliſche Geiſtlichkeit bei der Durchreiſe zu Minden. — Kölner Domfeſt am 4. September 1842. Feierlicher Einzug des Königs und ſeiner fürſtlichen Gäſte. Feier der Dombau-Vereine. Der Grundſtein. Weihrede des Erzbiſchofs von Köln. Rede des Königs. Außerordentliche Wirkung der letzteren. — Schluß der Domfeier; Abreiſe des königlichen Paares nach dem Schloſſe Brühl. — Militäriſche Uebungen und Feſte. Ausflug nach Aachen und Zuſammenkunft daſelbſt mit dem König der Belgier. Trinkſpruch beim Feſtmahl zu Aachen; Antwortrede des Erzherzogs Johann. — Das Kölner Bürgerfeſt und das große militäriſche Feſtmahl zu Brühl: 12. September 1842. Reden, welche dabei gehalten werden; angeblicher Trinkſpruch des Erzherzogs Johann: „Kein Oeſterreich, kein Preußen, nur ein einiges Deutſchland!" — Enthuſiaſtiſche Aufnahme dieſes Trinkſpruchs im Publikum und ſeine ſpäteren Wirkungen. — Das Godesberger Adelsfeſt; übler Eindruck deſſelben. . . . . 184—201

Vierzehntes Kapitel. Abreiſe des Königs von Würtemberg; der

Seite

König von Preußen auf Stolzenfels. — Reise nach Trier und Saarbrücken; Tafelreden des Königs daselbst. — Abschied von der Rheinprovinz; Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit mit der Aufnahme, welche der König in Westfalen und der Rheinprovinz gefunden. Reise nach Neufchatel. — Rückkehr nach Berlin; Vermählung der Prinzessin Marie mit dem Kronprinzen von Baiern. — Schattenseiten der rheinischen Festtage. Unzufriedenheit des Publikums mit dem romantisch kirchlichen Charakter des Kölner Domfestes; Einfluß der Erlasse wegen der ständischen Ausschüsse auf die öffentliche Stimmung. Das Festgedicht der Rheinischen Zeitung — Die Nachfeier auf dem Drachenfels; Reden, welche dabei angeblich gehalten worden. — Die Gedenktafel im Grundstein des Kölner Dombau's und deren Irrthümer. Oeffentliche Versteigerung der bei dem Gedesberger Ritterfest gebrauchten Utensilien, wenige Tage nach dem Fest. Uebler Eindruck derselben; die zwei Prachtkessel, die nur einen Tag gebraucht worden sind. . . . . 202—210

Funfzehntes Kapitel. Zunehmende Unzufriedenheit in Ostpreußen, besonders in Königsberg. — Mißtrauische Haltung der Regierung. Erinnerungen an den Huldigungs-Landtag von 1840; Haltung der Universität, Einfluß des Herrn von Schön. Johann Jacoby und Ludwig Walesrode. Die „Inländischen Zustände" der Königsberger Zeitung; politische Flugschriften und Carricaturen — Die Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz. — Politische Vorträge und Bürgerversammlungen; die Bürgerressource, Böttchers Höfchen. — Einfluß auf die Provinz; Nacheiferung Elbings — Die religiösen Verhältnisse. Einfluß des Leben Jesu von Strauß; Interesse für die angeblichen Berliner „Freien". — Wachsender Unwille der Regierung; die Königsberger „Juden und Judengenossen". — Einschreiten gegen den angeblichen Verfaßer der „Inländischen Zustände," Oberlehrer Witt. — Beantragte Absetzung desselben; Weigerung des Magistrats. — Suspension des Oberlehrer Witt; 12. Sept. 1842. — Sammlungen für Herrn Witt; Verwendung der Königsberger Stadtverordneten zu seinem Gunsten. — Betheiligung des Directer Lucas; Herr Lucas sieht sich genöthigt, sein Amt niederzulegen. Zwist, in welchen er darüber mit Herrn Eichhorn geräth. — Unterdrückung des von A. Jung herausgegebenen „Königsberger Literaturblatt". — Königliche Cabinets Ordres, die Censurfreiheit der Bücher über 20 Bogen und die Nothwendigkeit einzelner Berichtigungen durch die Presse betreffend. — Rede des Herrn Eichhorn beim Jubelfeste des Prediger-Seminars zu Wittenberg: 29 Sept 1842. — Herrn Eichhorns Begriffe von Lehrfreiheit, Union und kirchlichem Leben; Spott und Unwille, den er dadurch beim Publikum erregt. — Tod des Herrn von Tschoppe: 16. Sept. 1842. . . . . 211—226

Viertes Buch.

Von der Eröffnung der ständischen Ausschüsse (18. October 1842) bis zum Zusammentritt der Provinziallandtage: März 1843.

Erstes Kapitel. Bevorstehender Zusammentritt der vereinigten ständischen Ausschüsse. — Geburtstag des Königs; kühle Stimmung. Die Böckh'sche Festrede; ihr Eindruck und ihre Verbreitung. — Fackelständchen an Böckh's Geburtstag. — Eröffnung der vereinigten Ausschüsse durch den Minister des Innern Grafen Arnim, am 18. October 1842. — Bedeutungsvolle Wahl dieses Tages; gesteigerte Erwartungen und Hoffnungen. Wichtigkeit der bevorstehenden finanziellen und industriellen Erörterungen. — Uebersicht der namhaftesten Ausschußmitglieder. — Ernennung des Fürsten zu Solms-Lich und Hohen-Solms zum Marschall der Versammlung, sowie des Grafen Dohna-Schlobitten zu dessen Stellvertreter. Eindruck dieser Ernennungen; Persönlichkeit der Ernannten. — Eröffnungsrede des Grafen Arnim; Beantwortung derselben durch den Marschall. — Ungünstiger Eindruck beider Reden. — Ernennung der Protokollführer durch den König. — Die Geschäftsordnung für die Berathung der Ausschüsse wird publicirt. Unmöglichkeit bei einer solchen Geschäftsordnung irgend etwas Gedeihliches und Ersprießliches zu leisten. Absolute Stellung der königlichen Commissarien in der Versammlung; untergeordnete Thätigkeit des Marschalls und der Versammlung überhaupt. Indirecte Verweigerung des Petitionsrechts; langsamer und schwerfälliger Gang der Berathungen sowie namentlich der Abstimmungen. Die Sitzungsprotokolle nur für den König bestimmt; unterlassene Rücksichtnahme auf Veröffentlichung derselben für das größere Publikum. Die vereinigten Ausschüsse sollen ohne königlichen Abschied entlassen werden. — Denkschriften, welche der Versammlung mitgetheilt werden. — Der Steuererlaß; die Regierung hat die Entscheidung, daß derselbe auf die Salzsteuer gelegt werden soll, verweigert genommen. — Der Eisenbahnbau. Bahnprojecte zur bessern Verbindung der verschiedenen Theile der Monarchie. Die Eisenbahnbauten sollen an Privatgesellschaften überlassen werden; Vorschlag einer Zinsgarantie dafür von Seiten des Staates und infolge dessen Vorbehalt einer künftigen theilweisen oder völligen Wiederaufhebung des Steuererlasses. — Promemoria, den allgemeinen Finanzzustand des Landes betreffend. Aufzählung der Ersparnisse und Ueberschüsse, welche in den letzten Jahren gemacht worden sind; auch für das Jahr 1843 wird ungeachtet des Steuererlasses ein Ueberschuß von fast einer Million in Aussicht gestellt. — Gesetz über die Benutzung der Privatflüsse. . . . . 227—253

Zweites Kapitel. Erste berathende Sitzung der vereinigten Ausschüsse am 21. October. Erwartung prinzipieller Schritte im Publi-

ſum. Die Erwartung wird getäuſcht; der „praktiſche“ Standpunkt der rheiniſchen Deputirten. Stellung der oſtpreußiſchen Deputirten. — Antrag auf Erlaß einer Dankadreſſe an den König. Geheime Nebenabſichten, welche dabei obwalten. — Herr von Botelſchwingh als präſidirender Miniſter weigert ſich unter Berufung auf die Geſchäftsordnung, den Antrag zur Debatte zuzulaſſen. — Vergeblicher Widerſtand dagegen von Seiten der Verſammlung; dieſelbe muß ſich mit einem bloßen Vermerk im Protokoll begnügen. — Fortgeſetzter Kampf gegen die Geſchäftsordnung. In der Sitzung vom 22. October gelingt es, die Senderung nach Ständen in den Sitzen der Verſammlung zu beſeitigen. Stillſchweigen der Staatszeitung darüber. — Beſchwerde und Verwahrung des Ausſchuß-Deputirten Rudolf von Auerswald (Adelnau) gegen die Geſchäftsordnung: 8. Novbr. Antwort des Miniſters. Unvollſtändiger und ungetreuer Bericht der Staatszeitung. — Würdigung der von der liberalen Fraction der Ausſchüſſe befolgten Politik, beſonders in Hinſicht auf die Provinziallandtage und die von Friedrich Wilhelm III. verheißenen Reichsſtände. . . . . Seite 253—263

Drittes Kapitel Die ſtändiſchen Ausſchüſſe und die praktiſchen Fragen. Nachtheilige Wirkung, welche die unentſchiedene Stellung der Ausſchüſſe auch in dieſer Hinſicht äußert; Mißmuth und Niedergeſchlagenheit der Verſammlung. Wachſendes Selbſtgefühl der Regierung und ihrer Vertreter; fortdauerndes Uebergewicht, das ſie über die Verſammlung behauptet. — Königliche Propoſition, den Steuererlaß und deſſen Verwendung auf Herabſetzung der Salzpreiſe betreffend. Die Regierung hat ihren Entſchluß bereits gefaßt; den Ausſchüſſen bleibt nichts übrig, als dem gefaßten Beſchluß beizuſtimmen. — Anträge und Vorſchläge, die Einzelheiten des Salzverkaufs betreffend; Rabatt oder neue Factoreien. Reſultatloſigkeit der ganzen Debatte. Uebler Eindruck derſelben im Publikum: Unerheblichkeit und Nutzloſigkeit der Herabſetzung des Salzpreiſes für das größere Publikum. — Beleuchtung der preußiſchen Salzſteuer überhaupt; das Salzmonopol. Wiederholte Anträge des oſtpreußiſchen Provinziallandtages auf Abſchaffung deſſelben; Vorſchläge einer ermäßigten Salzſteuer unter Freigebung des Salzhandels. — Das Publikum iſt ungehalten, daß die Ausſchüſſe keinen Verſuch gemacht haben, auf die Anträge des preußiſchen Provinziallandtages zurückzukommen. Grundloſigkeit dieſes Vorwurfs: Lückenhaftigkeit der offiziellen Berichte. Der Finanzminiſter verſpricht fernere Herabſetzung der Salzpreiſe und läßt ſogar die dereinſtige völlige Aufhebung des Salzmonopols hoffen. Verſuche der Ausſchüſſe, die ganze Art und Weiſe des Steuererlaſſes, ohne Rückſicht auf den gefaßten Beſchluß der Regierung, noch einmal zum Gegenſtand ihrer Berathung zu machen. Weigerung des Miniſters, dieſen Antrag

zuzulaſſen; Berufung auf die von den Provinziallandtagen abgegebenen Vota. — Von Alledem enthalten die offiziellen Berichte nichts; peinliche Senſation im Publikum, da dieſe Lückenhaftigkeit der offiziellen Berichte nachträglich bekannt wird. Verſuche, ſich dieſelbe zu erklären: die Regierung fürchtet die Conſequenzen des von dem Miniſter ertheilten Verſprechens; ſie ſucht die Ausſchüſſe abſichtlich in möglichſter Unbedeutendheit zu erhalten und nimmt ihnen jede Gelegenheit, eine noch ſo geringe Popularität zu erwerben. . . . 266—278

Viertes Kapitel Fortſetzung der Berathung: die Eiſenbahnfrage. — Die Eiſenbahnen und ihre Bedeutung für Deutſchland und Preußen. Friedrich Wilhelm der Dritte und die Eiſenbahnen; Prämie von 1 Million Thlr., die er in ſeinem Teſtament für diejenige Geſellſchaft ausſetzt, die zuerſt eine Eiſenbahnverbindung zwiſchen Berlin und dem Rhein zu Stande bringen würde. Die Eiſenbahnen in Preußen bleiben der Privatinduſtrie überlaſſen; zurückhaltende Stellung der Regierung. Raſche Entwickelung der preußiſchen Privateiſenbahnen; Nothwendigkeit, dieſelben zu einem vollſtändigen Eiſenbahnſyſtem zu ergänzen, das jedoch ohne Beihülfe des Staats nicht ausgeführt werden kann. Der Staat beabſichtigt die projectirten Linien nach dem Rhein, nach Oſtpreußen, nach Schleſien und Poſen zwar wiederum der Privatinduſtrie zu überlaſſen, dieſelbe jedoch durch Uebernahme einer Zinsgarantie zu unterſtützen. **Nothwendigkeit ſich für Uebernahme dieſer Garantie eine ſtändiſche Mitwirkung zu verſchaffen; das Geſetz vom 17. Januar 1820.** — Beginn der Eiſenbahndebatte: 22. October. Die Regierung fragt bei den Ausſchüſſen an, ob dieſelben die Ausführung eines Eiſenbahnnetzes, welches den Mittelpunkt der preußiſchen Monarchie mit den Provinzen und dieſe unter ſich verbinden, auch in der Hauptrichtung das Ausland berühren ſoll, für ein dringendes Bedürfniß erachten. Der Finanzminiſter ſpricht ſich mit Entſchiedenheit für die Nothwendigkeit des Eiſenbahnbaues aus und auch die große Mehrheit der Verſammlung erklärt ſich in demſelben Sinne. Einwendungen und Bedenken, den mangelhaften Zuſtand der vorhandenen Land- und Waſſerſtraßen betreffend; günſtige Zuſicherungen des Miniſters auch in dieſem Punkte. — Die Gegner der Eiſenbahnen. Heftige Philippica eines Deputirten aus dem Großherzogthum Poſen; die nationale Abgeſchloſſenheit der polniſchen Bevölkerung, gegenüber dem deutſchen Standpunkt, der von einem Theil der Verſammlung geltend gemacht wird. — Nach dreitägiger Debatte ſchreitet man am 24. Oct. zur Abſtimmung; Reſultat derſelben. — Zweite Frage der Regierung, ob es für nothwendig und zweckmäßig zu erachten ſei, daß der Staat die Ausführung des projectirten Eiſenbahnſyſtems durch Uebernahme einer Garantie für die Zinſen des Anlagecapitals herbeizuführen ſuche. — Leidenſchaftliche und tu-

multariſche Debatte. Vorſchläge zu eventueller Erhöhung des zu garantirenden Zinsſatzes. — Heftige Oppoſition gegen den Regierungsvorſchlag, theils von Solchen, die den Staat überhaupt mit keiner derartigen Garantie belaſten wollen, theils aber auch von Solchen, welche den Eiſenbahnbau unmittelbar in die Hände des Staats gelegt zu ſehen wünſchen. Der Miniſter erklärt auch in dieſer Angelegenheit den Entſchluß der Regierung für unwiderruflich gefaßt und auch eine abweichende Erklärung der Ausſchüſſe vermöge ihn nicht mehr zu ändern. — Aufregender Eindruck dieſer Erklärung; die Verwirrung ſteigert ſich. — Das Geſetz vom 17. Januar 1820 und ſeine Conſequenzen für den vorliegenden Fall. — Finanzielle Enthüllungen des Miniſters; überraſchende Unvollſtändigkeit und Unrichtigkeit der bisher veröffentlichten Budgets. — Der Gedanke an Incompetenzerklärung taucht in der Verſammlung auf; allein eine Rede des Miniſters genügt denſelben wieder zu beſeitigen. Zugeſtändniß des Miniſters in Betreff der Frageſtellung; die endliche Abſtimmung fällt ebenfalls zu Gunſten der Regierung aus. — Verſuch, eine Verwahrung, die Ausführung der Eiſenbahnbauten unmittelbar durch die Regierung betreffend, in dem Protokoll der Verſammlung niederzulegen. Der Verſuch ſcheitert. . . . . Seite 279—299

Fünftes Kapitel. Fortſetzung der Eiſenbahn-Debatte. Sitzung vom 28. October. Dritte und letzte Propoſition der Regierung, die Uebernahme einer Zinsgarantie auch für den Fall betreffend, daß die Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreiſes nothwendig werden könnte, nebſt dahin zielendem Vorbehalt. — Bereitwilligkeit des Miniſters, die Frage anders zu faſſen. Logiſche Verwirrung, die in der urſprünglichen Faſſung und Reihenfolge der von der Regierung propenirten Fragen liegt. Verhältniß des Vorbehalts zur Zinsgarantie und umgekehrt. — Lebhafte Abneigung der Verſammlung auf den für nothwendig erklärten Vorbehalt einzugehen. Finanzielle Auseinanderſetzungen von Seiten des Finanzminiſters; Widerſprüche mit den früher von ihm ſelbſt erregten Hoffnungen und Erwartungen. — Conſequenter Widerſtand der Verſammlung. Bedeutende Erſparniſſe der letzten zwölf Jahre; Mißtrauen, welches der Vorbehalt im Publikum nothwendig erregen müßte; die ſprüchwörtlich gewordene „Halbheit“ der preußiſchen Regierungsmaßregeln. — Sitzung vom 29. October. Verſuchte Rechtfertigung des Miniſters; Drohung, daß bei fortgeſetztem Widerſtand der Verſammlung die Ausführung des preußiſchen Eiſenbahnſyſtems überhaupt werde gefährdet werden. Die Verſammlung legt ihren Widerſtand in der That fort. Der Steuererlaß als vollendete Thatſache. Die Uebernahme einer Zinsgarantie als Anleihe; die Verſammlung incompetent, über die ihr vorgelegten Fragen zu entſcheiden. — Ausgleichungsvorſchläge des Miniſters; Widerſpruch derſelben mit ſeinem

eigenen früheren Auftreten. Die Verſammlung hat kein Petitionsrecht, wenn ſie aus eigenem Antrieb petitioniren will; ſie hat ein Petitionsrecht, wenn die Regierung wünſcht, daß ſie petitionire. — Beſorgniß der Verſammlung, durch fortgeſetzten Widerſtand den für das Land ſo wünſchenswerthen Eiſenbahnbau zu verzögern oder ganz zu hintertreiben. Getheilte Fragſtellung auf Vorſchlag des Miniſters; beide Fragen werden von der Mehrheit der Verſammlung bejaht. . Seite 300—307

Sechſtes Kapitel. Fortſetzung und Schluß der Berathungen der vereinigten Ausſchüſſe. Geſetzentwurf wegen Benutzung der Privatflüſſe. — Hauptzüge des Geſetzentwurfs. Seine volkswirthſchaftliche Bedeutung; Hoffnungen und Befürchtungen, die man beſonders unter der kleinen ländlichen Bevölkerung davon hegt. — Verlauf der Berathungen. Beſchränkung etwaiger bureaukratiſcher Elemente. — Sicherſtellung der kleinen Grundbeſitzer. Aeußerung des Grafen Arnim in Beziehung auf die einzelnen Provinziallandtage und deren Abſtimmungen. — Zunehmende Gleichgültigkeit des Publikums; die Zeitungen hören auf, die amtlichen Berichte über die Sitzungen der Ausſchüſſe abzudrucken. — Stimmen der franzöſiſchen und engliſchen Preſſe über die vereinigten Ausſchüſſe und ihre Bedeutung; der Spectator, die Times und das Journal des Débats. Wirkung dieſer Urtheile auf das preußiſche Publikum. — Anträge, eine zeitgemäße Communalordnung für die Rheinprovinz und die Zweckmäßigkeit einer Betheiligung der Provinzen an dem Kölner Dombau betreffend; der erſtere wird von der Regierung bewilligt, der letztere von der Verſammlung ſelbſt abgelehnt. — Schlußſitzung der Ausſchüſſe am 10. November. Entlaſſung durch den Grafen Arnim und Vorſtellung der Verſammlung beim König; Rede des Königs an die Ausſchüſſe. — Eindruck derſelben im Publikum. — Der König unterzeichnet unterm 22. Novbr. die Cabinetsordres, betreffend den Steuererlaß, den Eiſenbahnbau und die Herabſetzung des Salz-Verkaufspreiſes; Veröffentlichung derſelben durch die Staatszeitung: 1. Decbr. 1842 . . . . . 308—320

Siebentes Kapitel. Rückblick auf die Zeit während der Verhandlungen der ſtändiſchen Ausſchüſſe. — Ernennung Dahlmanns zum Profeſſor der Geſchichte in Bonn. Dahlmanns politiſche Vergangenheit; ſeine Geſchichte der engliſchen Revolution. Project, ihn an die Spitze eines großen preußiſchen Regierungsblattes zu ſtellen. Günſtiger Eindruck ſeiner Ernennung, beſonders in der Rheinprovinz. Dahlmanns erſte Vorleſung in Bonn. Feſtmahl der Bürgerſchaft und Univerſität zu Bonn, 27. November; Feſtmahl zu Köln am 18. December; die dabei gehaltenen Trinkſprüche und Reden. Die Gegner verfaſſungsmäßiger Entwickelung, ſowie die junge radikale Partei ſuchen dieſe Ovationen zu verdächtigen; Erfolgloſigkeit beider. — Berufung Maßmanns nach Berlin und Erlaß

der Cabinetsordre vom 6. October 1842, die Wiedereinführung der Turnübungen betreffend. Gemischter Eindruck davon im Publikum; Abneigung gegen die burschenschaftlichen Reminiscenzen, die man darin zu entdecken meint. — Definitive Anstellung Schellings und Tiecks. — Die Zwanzigbogenfreiheit und ihre nächsten Folgen. — Die Herausgabe von Kreisblättern, zugleich zur sittlichen Bildung des Publikums und Bekämpfung der schlechten Presse vom Ministerium empfohlen. Bevorstehende Gründung neuer Zeitschriften. — Die Cartellconventionen mit Rußland wird für aufgehoben erklärt; Bestimmungen, wie es mit den demnächst zu erwartenden russischen Ueberläufern, deren Zurücklieferung dann nicht mehr stattfindet, gehalten werden soll. Allgemeine Freude über die factisch eingetretene Aufhebung der Cartellconventionen. Der König feiert das Namensfest des Kaisers von Rußland: 19. Decbr. — Das Rundschreiben des Bisthumverwesers Dr. Ritter vom 18. October 1842. Freigebigkeit des Königs gegen den Bischof Arnoldi von Trier. — Energische Cabinetsordre gegen das Ritterische Rundschreiben: 21. Decbr. Günstige Aufnahme desselben beim Publikum. — Festessen in Coblenz zu Ehren des Erzbischofs Clemens August. — Tod des Erzbischofs Dunin: 26. Decbr. 1842. — . . . . . 321—335

Achtes Kapitel. Die Amtsentsetzung des Professors Hoffmann von Fallersleben vom König bestätigt: 20. Decbr. 1842. — Verfolgung der politischen Carricaturen. — Circularverfügung des Kriegsministers von Boyen, die Censur und Herausgabe militärischer Schriften betreffend. Nachtheilige Wirkung derselben im Publikum. Armee, Landwehr und Volk; die Standesehre der Offiziere. — Die nachgesuchte Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Sitzungen unter Berufung auf die Städteordnung abgeschlagen. — Die Auflösung gewerblicher Corporationen soll mit Rücksicht auf das zu erwartende neue Gewerbe-Polizeigesetz eingestellt werden. Beeinträchtigung des Publikums wegen Wiederherstellung der Zünfte; die Gewerbefreiheit in Gefahr. — Ausschließung der Juden vom preußischen Justizdienst. — Ein Verein preußischer Schulmänner unter Vorsitz des Herrn Diesterweg wird untersagt. — Versammlung der protestantischen Freunde zu Magdeburg. Der Gnadauer Verein. Tod des Consistorialrath Gelenius in Halle. Gelenius' Verdienste: Bekennung des Lutherthums für die Stellung der kirchlichen Parteien. Gelenius und Hävernik. — Erlaß des Finanzministers und des Ministers des Innern vom 16. Decbr., das Schuldenmachen der Beamten betreffend. Gleichlautender Erlaß des Justizministers vom 24. Januar 1843 an die Beamten seines Ressorts. — Die spartanische Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten und die neue Zeit; Einfluß der letzteren auf die ökonomischen Verhältnisse der preußischen Beamten. — Ausscheiden des Ministers von Rochow; der Minister des königlichen

Hauses Graf Stolberg-Wernigerode zu seinem Nachfolger ernannt; Eindruck dieser Ernennung im Publikum. Die religiöse Richtung des Grafen Stolberg . . . . . Seite 336—347

Neuntes Kapitel. Veröffentlichung des Ehescheidungsgesetzentwurfs durch die Rheinische Zeitung: October 1842. — Rückblick auf die bisherige Entwickelung der preußischen Ehegesetzgebung; das philosophische Zeitalter Friedrich des Großen; das frivole und genußsüchtige Berlin Friedrich Wilhelm's des Zweiten. Häufigkeit der Ehescheidungen in Preußen, namentlich in Berlin. — Das Allgemeine Landrecht und die Ehegesetzgebung. Leichtigkeit der Ehescheidung; Lockerheit der gerichtlichen Praxis. — Nachtheilige Einwirkung auf das Familienleben, sowie auf die Sittlichkeit im Allgemeinen; Nothwendigkeit einer Aenderung. — Verschiedene Ansichten über Art und Ausführung derselben; der „christliche" Standpunkt. — Beleuchtung des vorliegenden Entwurfs. Den Untergerichten werden die Scheidungsprozesse entzogen; beabsichtigte Centralisirung eigener Abtheilungen bei den Obergerichten. Die Parteien sollen persönlich erscheinen. Der Sühneversuch und die Geistlichkeit; nachtheiliges Uebergewicht der letzteren. Das Contumaz-Verfahren. Eine bedeutende Anzahl bisheriger Scheidungsgründe wird aufgehoben. Die Scheidung wegen Ehebruch; der darauf für schuldig befundene Theil wird von Seiten des Gerichts, auch ohne Antrag des betheiligten Gatten, sogar gegen dessen Willen mit Gefängnißstrafe bedroht. — Außerordentliche Sensation, welche dieser Entwurf erregt; allgemeine Opposition und Unzufriedenheit. — Untersuchung wegen des Urhebers der in der Rheinischen Zeitung erfolgten Veröffentlichung; Erfolglosigkeit derselben. — Die preußische Regierung und die Rheinische Zeitung. Offizielle Betrübung durch den Präsidenten von Gerlach in Köln; erzwungener Redactionswechsel; erzwungene Entfernung des Dr. Rutenberg. — Die Rheinische Zeitung und ihre Reservate; unveränderte Haltung des Blattes; das Feuilleton der Rheinischen Zeitung und die politischen Dichter. — Bedeutung der Rheinischen Zeitung sowol für die Rheinprovinz wie für die preußische und deutsche Presse überhaupt. — Der bisherige Censor der Rheinischen Zeitung, Polizeirath Dolleschall in Köln wird seiner Stellung als Censor enthoben; Herr Wirthaus als provisorischer Nachfolger. Zunehmende Schwierigkeit, gegenüber dem beginnenden Aufschwung der Presse die Censur aufrecht zu erhalten. — Wachsende Opposition der Rheinischen Zeitung; sie wird der literarische Sammelpunkt der radicalen Partei. — Reskript vom 21. Januar 1843, durch welches der Präsident von Gerlach mit einer provisorischen Nachcensur der Rheinischen Zeitung beauftragt wird. Herr Wirthaus legt seine Stelle als Censor der Rheinischen Zeitung nieder. — Der Entwurf des Ehescheidungsgesetzes außerhalb Preußen. Literarische und wissen-

ſchaftliche Kritiken. Der Entwurf wird allgemein verurtheilt. Berathungen des Staatsraths über den Entwurf und begütigende Erklärung der preußiſchen Staatszeitung: 18. Januar 1843 . . . Seite 318—362

Zehntes Kapitel. Berathung der ſtändiſchen Ausſchüſſe der Rheinprovinz über den von der Regierung vorgelegten Entwurf einer rheiniſchen Communalverfaſſung: 11. November 1842. Graf Arnim als Vorſitzender; Betheiligung des Herrn von Auerswald, Präſidenten der Regierung zu Trier. — Die Mitglieder des rheiniſchen Provinzialausſchuſſes erklären, dem Entwurf ihre Zuſtimmung nicht geben zu können. Ihre Gründe dafür; der Entwurf von 1833 und der „Rückſchritt", den man ſeitdem gemacht. — Vergeblicher Widerſtand der Miniſter; der Entwurf wird nach kurzer Berathung mit außerordentlicher Stimmenmehrheit verworfen. — Verdruß des Gouvernements über dieſe Niederlage. Klagen und Vorwürfe ihrer Anhänger; die Rheinprovinz als ein gefährliches und ſchädliches Element im Organismus des preußiſchen Staatslebens. — Die oſtpreußiſchen Zuſtände. — Das Verfahren gegen den Oberlehrer Witt in Königsberg. Herr Eichhorn läßt dem Oberlehrer Witt beim Oberlandesgericht zu Königsberg wegen hartnäckiger Widerſetzlichkeit ꝛc. den Prozeß machen; Gehäſſigkeit der Anklage. — Wahl eines neuen Oberbürgermeiſters von Königsberg. Politiſche Bedeutung derſelben. Rückblick auf die Breslauer Bürgermeiſterwahl. — Herr Walesrode; ſein Sendſchreiben an die „wahrhaft Liberalen." — Der Jacoby'ſche Prozeß wegen der „Vier Fragen" in zweiter Inſtanz. Vertheidigung des Angeklagten. Der Appellationsſenat des Königl. Kammergerichts zu Berlin verkündet ſeine völlige Freiſprechung: 19. Januar 1843. — Außerordentlicher Eindruck dieſer Freiſprechung. Johann Jacoby und ſein politiſches Auftreten; Bedeutung ſeiner Flug- und Vertheidigungsſchriften für die politiſche Bildung ſeiner Zeit. — Die Ausfertigung des freiſprechenden Erkenntniſſes wird ihm verweigert; vergebliche Schritte, dieſelbe dennoch zu erlangen; Ausſicht auf neue gerichtliche Verhandlungen. 363—375

Elftes Kapitel. Stimmung in der Hauptſtadt. Das Berliner Blücherfeſt: 16. December 1842. — Gerüchte von dem bevorſtehenden Rücktritt des Herrn von Rochow, ſowie vom Rücktritt des Herrn Eichhorn. — Die politiſche Lyrik; ihr Verhältniß zur Zeitſtimmung. — Georg Herwegh und die „Gedichte eines Lebendigen;" Ankündigung des „deutſchen Beten aus der Schweiz." — Herwegh's Reiſe nach Deutſchland im Spätſommer 1842. Enthuſiaſtiſche Aufnahme in Köln, Jena, Leipzig ꝛc. — Herwegh und die Berliner Freien. Herwegh's Audienz beim König von Preußen: 19. Nov. 1842. — Verſchiedene Wirkung davon aufs Publikum, angebliche Apoſtaſie des Dichters. — Herwegh's Reiſe nach Königsberg. Feſtmahl der dortigen Liberalen: „man muß die Freiheit bis zum Wahn-

Seite

sinn lieben." — Geschärftes Verbot des „deutschen Boten aus der Schweiz." Herwegh's Brief an den König von Preußen: Mitte December; Veröffentlichung desselben durch die Leipziger Allgemeine Zeitung: 24. December. — Der Dichter wird aus Preußen ausgewiesen: 27. December 1842. — Eindruck dieses Ereignisses. — Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung: Ende Decbr. 1842. — Unterdrückung der Deutschen Jahrbücher durch die Sächsische Regierung: 2 Januar 1843. — Unterdrückung der Rheinischen Zeitung: 25 Januar. — Petitionen gegen das Verbot der Rheinischen Zeitung in Köln, Trier, Düsseldorf, Aachen ꝛc.; Fackelständchen zu Ehren freisinniger Censoren in Köln und Aachen. — Rücktritt des Dr. Marx von der Redaction der Rheinischen Zeitung. Eine Kölner Deputation zu Gunsten derselben geht nach Berlin; ihre Bemühungen bleiben vergeblich. Aufhören der Rheinischen Zeitung: Ende März 1843. — Wiederaufhebung der Carricaturenfreiheit: 3. Februar. — Erlaß vom 4. Februar, betreffend die Censur der Zeitungen und Flugschriften nebst Genehmigung einer neuen Censurinstruction vom 11. Januar. Verfügung vom 11. Februar die neue Organisation der Censurbehörden betreffend. — Tiefe Niedergeschlagenheit der öffentlichen Meinung. Eröffnung sämmtlicher Provinziallandtage am 5. März, sowie des rheinischen am 14. Mai 1843 376–396

Anhang.

Dokumente und Aktenstücke zum ersten Bande.

I. Ein Selbstgespräch Friedrich Wilhelms IV. Königs von Preußen, niedergeschrieben als Kronprinz beim Antritt seines vierzehnten Lebensjahres. Herausgegeben nach einer Abschrift seines damaligen Lehrers Friedrich Delbrück (zu pag. 167) III

II. Cabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. vom 12. Juni 1840; der „letzte Wille" Friedrich Wilhelms III. (zu pag. 203) VI

III. Aktenstücke, den ostpreußischen Huldigungslandtag betreffend (zu pag. 229) VIII

a) Einberufungspatent vom 21. Juli 1840 . . . . . —

b) Rede des Antragsstellers in der Sitzung des preußischen Provinziallandtags vom 6. Oct. 1840 . . . . . —

c) Eingaben und Denkschriften der Provinzialstände des Königreichs Preußen in Erwiderung der Allerhöchsten Aufforderung d. d. Berlin, den 21. Juli 1840 XII

d) Königlicher Landtagsabschied für die Provinzialstände des Königreichs Preußen vom 9. Septbr. 1840 XV

c) Cabinetsordre vom 4. Octbr. 1840, die Veröffentlichung des Landtagsabschieds vom 19. Septbr. 1840 betreffend . . Seite XVII

IV. Rede des Grafen Stuard Raczinski bei Gelegenheit des Königsberger Huldigungstages, dem 11. Septbr. 1840 (zu pag. 248) . . —

V. a) Aus: Woher? und Wohin? Vom Staatsminister Oberpräsidenten von Schön (zu pag. 253) XX

b) Aus: Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen . . . XXIV

VI. Zu den Verhandlungen der Provinziallandtage von 1841 . . . XXXIV

a) Uebersicht der Königl. Propositionen (zu pag. 391) . . . —

b) Königl. Propositionsdecret, die ständ. Ausschüsse, ingleichen die Publikation der Landtagsverhandlungen betreffend (zu pag. 393) XXXVI

c) Königl. Propositionsdecret, einen beabsichtigten Steuererlaß betreffend (zu pag. 397) XXXVIII

d) Aus dem Eingange des Königl. Propositionsdecrets für den posenschen Landtag (zu pag. 391) XL

e) Antrag auf Einrichtung einer allgemeinen Landtagsversammlung auf dem posenschen Landtage (zu pag. 424) . . . XLII

Königlicher Bescheid darauf vom 12. März 1842 . . . XLV

f) Zwei Anträge des posenschen Landtags, die Beschwerden gegen Beamte, sowie die Beaufsichtigung des Schulwesens ꝛc. im Großherzogthum betreffend (zu pag. 423) LXVI

g) Denkschrift des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung der Haupt- und Residenzstadt Breslau für eine provinzialständische Petition der Allgemeinen Landstände (zu pag. 433) XLVII

h) Verhandlungen des preuß. Landtages ü. die Presse (z. p. 442) I.

i) Verhandlungen des posenschen Landtags über die Presse (zu pag. 431) LII

k) Aus dem Eröffnungsdecret d. rheinisch. Landtags (z. p. 448) —

l) Aus den Verhandlungen des rheinischen Landtags über die Presse (zu pag. 471) LIII

VII. Königl. Preuß. Ministerialverfügung, den Beruf und die Grenzen der Censur in Preußen betreffend (zu pag. 537) LIX

Zum zweiten Bande.

I. Königlicher Erlaß vom 28. Juni 1824, die Gründung des Bisthums in Jerusalem betreffend (zu pag. 76) LXI

II. a) Glaubensbekenntniß der s. g. Berliner Freien (zu pag. 102) . LXII

b) Ublichs Glaubensbekenntniß LXIII

III. a) Verordnung über die Bildung eines Ausschusses der Stände des Königreichs Preußen (zu pag. 119) LXIV

Seite

b) Decret wegen Einberufung der ständischen Ausschüsse vom 19. August 1842 LXVI

IV. Aktenstücke aus dem Grundstein des Kölner Doms (zu pag. 192) LXVII

V. a) Königliche Cabinetsordre, die Aufhebung der Censur für Bücher über 20 Druckbogen betreffend (zu pag. 220) LXIX

b) Königl. Cabinetsordre, die Nothwendigkeit eidlicher Berichtigung unwahrer oder böswillig entstellter Zeitungsnachrichten betreffend . . . . . —

VI. a) Geschäftsordnung für die Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse (zu pag. 247) LXX

b) Cabinetsordre, betreffend den verheißenen Steuererlaß sowie die Beförderung einer umfassenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der preußischen Monarchie . LXXIII

c) Königl. Verordnung, die Herabsetzung des Salzverkaufspreises auf den Salzniederlagen der Monarchie betreffend LXXIV

VII. a) Denkschrift über die näheren Bestimmungen über den von des Königs Maj. verheißenen Steuererlaß und über die Beförderung einer umfassenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe aus Staatsmitteln (zu pag. 249) LXXV

b) Promemoria über die neben Herabsetzung des Salzpreises in den Königl. Factoreien zu treffenden Einrichtungen behufs möglichster Gleichstellung der Salzpreise beim Detailabsatz LXXXI

c) Denkschrift, die Finanzlage des Staates betreffend LXXXIII

VIII. Entwurf einer Verordnung über Ehescheidung, vorgelegt von dem Ministerium für Revision der Gesetze im Juli 1842 (zu pag. 352) LXXXIV

IX. Aus: Meine weitere Vertheidigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze. Von Dr. Jacoby (zu pag. 373) LXXXIX

X. a) Cabinetsordre, betreffend die Censur der Zeitungen und Zeitschriften und die Genehmigung der vom Staatsministerium entworfenen Censurinstruction vom 31. Jan. 1843 (zu pag. 395) XCVI

b) Verordnung über die Organisation der Censurbehörden vom 23. Februar 1843 XCIX

Drittes Buch.

Von der Uebernahme des Miniſteriums des Innern durch den Grafen Arnim (Juli 1842) bis zur Eröffnung der vereinigten ſtändiſchen Ausſchüſſe: 18. October 1842.

Erſtes Kapitel.

Rückblick: Urſprung und Entſtehung der politiſchen Bewegung in Preußen. Der Huldigungslandtag in Königsberg: Rede des Königs. — Erwartungen und Hoffnungen. — Kabinetsordre vom 4. Oktober 1841. — Kampf zwiſchen Liberalismus und Reaction: Herr von Rochow und Herr von Schön; Weber und Wehm? und Jacoby's Vier Fragen. — Die Provinziallandtage. — Reiſe des Königs nach England; letzte Unterhandlungen mit Herrn von Schön. — Austritt des Herrn von Rochow und von Schön, Ernennung des Grafen von Arnim zum Miniſter des Innern; Juni 1842. — Perſönlichkeit des neuen Miniſters: ſeine Familienherkunft; geſellige und amtliche Eigenſchaften; angebliche Vorliebe für engliſche Einrichtungen und Sitten. — Aufnahme ſeiner Ernennung im Publikum; Erwartungen und Ausſichten.

„Alſo weder Ormuzd noch Ahriman, ſondern ein Drittes, Neues — was kann, was wird es ſein?!“ Mit dieſer Frage ſchloſſen wir den erſten Band unſeres Werkes; indem wir jetzt, nach längerer Unterbrechung, den Faden unſerer Erzählung wieder aufnehmen, ſcheint es zweckmäßig, dem Leſer zunächſt die Umſtände, unter denen wir ſie aufwarfen, ſowie die Ereigniſſe, auf welche wir ſie bezogen, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Zwei Parteien waren es bekanntlich, die ſich ſeit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. in Preußen gegenüber ſtanden. Oder richtiger geſagt, dieſer Thronwechſel ſelbſt hatte ſie erſt hervorgerufen oder doch wenigſtens der Nation, die ſeit Jahren in politiſchem Schlummer gelegen, ihr Daſein offenbart. Die hochgeſpannten Erwartungen, mit denen die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV.

begrüßt ward und die ſich durch die erſten Regierungshandlungen des neuen Königs faſt noch übertroffen ſahen, die einſtimmige Begeiſterung, die im Hinblick auf dies neue prächtige Geſtirn, das ſchon in ſeinem erſten Aufgang ſo verheißungsvoll, ſo glückverkündend ſchien, ſich ganz Preußens, ganz Deutſchlands bemächtigt hatte, verbunden mit der eigenthümlichen Unruhe der Zeit, hatten auf dem bis dahin ſo unfruchtbaren Gebiete der inneren Politik plötzlich ein allgemeines Drängen und Keimen erzeugt und eine Fülle von Wünſchen und Hoffnungen hervorgerufen, die man bis dahin theils ſelbſt nicht geahnt, theils ſeit Langem wieder vergeſſen hatte.

Der Königsberger Huldigungslandtag (September 1840) hatte dieſen Wünſchen einen beſtimmten Ausdruck, dieſen Hoffnungen ein gewiſſes Ziel gegeben: Beides, Wünſche wie Hoffnungen, fühlte ſich beſtärkt und angefeuert durch die berühmte Rede, welche der König ſelbſt bei Gelegenheit der Huldigung in Königsberg gehalten und die mit ihren Gelübden, ihren Verheißungen in der That den Beginn einer neuen, beſſeren und kräftigeren Zeit zu verkündigen ſchien. Allerdings hatte die bekannte Cabinetsordre vom 5. Oktbr. deſſelben Jahres, durch welche „der irrigen Anſicht entgegen getreten werden ſollte, als ob der König durch den Landtagsabſchied oder durch die Anerkennung, welche er in demſelben und mündlich den treuen Geſinnungen der Stände habe widerfahren laſſen, ſeine Zuſtimmung zu dem von den Ständen gemachten Antrage auf Entwickelung der Landesverfaſſung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgeſprochen hätte" — allerdings hatte dieſe zu ihrer Zeit vielbeſprochene Erklärung den Enthuſiasmus einigermaßen abgekühlt und auch übrigens hatte ſich, wie das in dem erſten Bande unſeres Werkes ausführlicher erzählt iſt, in den reichlich anderthalb Jahren, welche ſeitdem verfloſſen waren, manches Befremdliche, manches Störende zwiſchen den König und ſein Volk geſtellt. Der Glaube jedoch an die freiſinnigen und hochherzigen Abſichten des Königs hatte bei alledem noch nicht erſchüttert werden können: die unermeßliche Mehrzahl der Bevölkerung glaubte noch immer feſt daran, daß mit der Thronbeſteigung dieſes Königs auch für das preußiſche Verfaſſungsleben — ein Ding, das man bis dahin kaum dem Namen nach gekannt hatte — ein neuer Zeitabſchnitt begonnen und daß der König ſelbſt keinen höheren und edleren Ehrgeiz kenne, als ſeinem Volke auf dieſer Bahn des Fortſchritts und der

Freiheit voran zu gehen. Daß die edlen Abſichten des Königs ſich bei alledem nur ſehr langſam verwirklichten, ja daß ſie in der Ausführung nicht ſelten in ihr Gegentheil umſchlugen, das ſchrieb man theils der Schwierigkeit des Unternehmens, die ein gewiſſes Zaudern und Irregehen faſt unvermeidlich machte, theils und ganz beſonders der Umgebung des Königs zu, welche (ſo behauptete man), weit entfernt ſeine freiſinnigen Pläne zu theilen, dieſelben vielmehr auf alle Weiſe zu hintertreiben und durch die gehäuften Hinderniſſe, die ihrer Ausführung in den Weg geworfen wurden, den König ſelbſt zu ermüden und umzuſtimmen ſuchte.

An der Spitze dieſer Umgebung, als der einflußreichſte Mann bei Hofe, ſtand der öffentlichen Meinung zufolge Herr von Rochow. Herr von Rochow galt dem Publikum als die vollendete Incarnation der Büreaukratie, ausgeſtattet zugleich mit allem geſellſchaftlichen Hochmuth, aller ſittlichen Leichtfertigkeit des Junkerthums. Seine Antwort an die zu Gunſten der ſieben Göttinger Profeſſoren petitionirenden Bürger von Elbing (1838) hatte ſeinem Namen in der Meinung des Publikums ein unvertilgliches Brandmal aufgedrückt; Alles, was auf dem Gebiet der innern Politik und Verwaltung unter der neuen Regierung Unwillkommenes, den Volkswünſchen Widerſprechendes geſchah, wurde auf ſeine Rechnung geſchrieben, von der ſchon erwähnten Ordre vom 4. Oktober an bis zu den Erlaſſen, mit denen die Provinzialſtände vom Jahre Einundvierzig entlaſſen wurden (December 1841) und die wir ebenfalls bereits im Früheren ausführlich beſprochen haben, den Prozeſſen gegen den Verfaſſer der „Vier Fragen", den Dichter der „Unpolitiſchen Lieder" und dem unſeligen Zerwürfniß mit dem Breslauer Magiſtrat.

Wir nannten ſoeben die Provinziallandtage vom Jahre Einundvierzig. Daß dieſe, auf die man Anfangs ſo viel Hoffnungen gebaut hatte, in Wirklichkeit ſo erfolglos geblieben waren, hatte die öffentliche Stimmung im erſten Augenblick ebenfalls ſehr niedergeſchlagen. Doch wußte man ſich mit der Zeit auch darüber zu tröſten, indem man ſich theils die Unvollkommenheit ihrer gegenwärtigen Zuſammenſetzung vorhielt, theils glaubte man auch in gewiſſen Schritten der Regierung, namentlich in der Propoſition wegen Bildung ſtändiſcher Ausſchüſſe, ein gewiſſes Unterpfand zu erblicken, daß die wohlwollenden Abſichten des Königs zwar wohl für den Augenblick durch

ungünſtige Umſtände verzögert werden könnten, daß ſie aber darum noch keineswegs aufgegeben ſeien. Auch war man in Preußen, ſo weit die Erinnerung reichte, zu ſehr daran gewöhnt, der Regierung in allen Stücken den Vortritt zu laſſen, als daß man die verunglückte Initiative der Provinzialſtände bei abgekühlterem Blute nicht hätte verſchmerzen und ihre Erfolgloſigkeit zuletzt ganz in der Ordnung finden ſollen. Eins ſtand ja doch unter allen Umſtänden feſt: Friedrich Wilhelm IV. war zu geiſtvoll, zu hoch gebildet, ſein Herz ſchlug zu warm, zu feurig für das Wohl ſeines Volkes, um ſich von der Partei des Rückſchritts für die Dauer gefangen nehmen zu laſſen; hatte man auch im Laufe dieſer beiden Regierungsjahre erfahren oder glaubte man wenigſtens erfahren zu haben, daß dieſer reiche Geiſt zuweilen etwas Unſtetes, dieſes weiche hingebende Herz mitunter eine zu große Empfänglichkeit für fremde Einflüſſe hatte — immerhin, ſo kam es ja nur darauf an oder ſchien nur darauf anzukommen, daß dieſer Einfluß von dem richtigen Manne geübt würde, um den König und mit ihm den geſammten Staat zurückzuführen in jene Bahn des Fortſchritts und der Freiheit, die er in den erſten Monaten ſeiner Herrſchaft auf ſo glänzende Weiſe beſchritten — oder wenn nicht wirklich beſchritten, doch wenigſtens in Ausſicht geſtellt hatte.

Und dieſen richtigen Mann glaubte die öffentliche Meinung in Herrn von Schön, dem Verfaſſer der ſo berühmt gewordenen Broſchüre „Woher und Wohin?“ gefunden zu haben. Sein Alter und ſeine Erfahrungen, der Glanz ſeiner Verdienſte, der bis in die Epoche der Stein'ſchen Reformen hinauf reichte, an denen er perſönlich den wirkſamſten Antheil genommen hatte, ſeine amtliche Stellung an der Spitze derſelben Provinz, die dem Staate den Namen gegeben und von der auch die gegenwärtige Bewegung hauptſächlich ausgegangen war, ſeine weitverbreitete Popularität, endlich ſein anerkannter Freimuth, verbunden mit der Lauterkeit und Würde ſeines Charakters — Alles vereinigte ſich, Herrn von Schön zum wahren Manne der Situation, zum natürlichen Rathgeber und Mentor eines Königs zu machen, der ſich die politiſche Wiedergeburt des Staats, die Erziehung ſeines Volkes zu politiſcher Mündigkeit und Selbſtändigkeit zum glorreichen Ziele geſetzt zu haben ſchien. Herr von Schön, der gefeiertſte Mann der Provinz Preußen, war zugleich der Hoffnungsſtern des preußiſchen Volkes, ihm oder ſonſt Niemand mußte es gelingen,

Herrn von Rochow mit ſeinem reactionären Anhang aus dem Sattel zu heben.

Auch fehlte es ihm nicht an den dazu erforderlichen perſönlichen Beziehungen; war Herr von Rochow der Jugendgefährte des Königs, der Mitgenoſſe und Theilnehmer ſeiner Sturm- und Drangperiode geweſen, ſo mußte Herr von Schön ihm aus den früheſten Knabenjahren, aus den drangvollſten und unglücklichſten Zeiten der väterlichen Regierung her als ein vielerprobter Freund und Rathgeber, eine wahre Stütze des Staats im Gedächtniß ſein. Wie der König ſelbſt dies Gedächtniß ehrte, hatte er bei Gelegenheit der Königsberger Huldigung zur Genüge bewieſen: das Band des ſchwarzen Adlerordens, das er ihm damals mit eigenen Händen umhing, die Umarmungen und Küſſe, mit denen er ihn begrüßt hatte, wurden vom Publikum als ein ſicheres Unterpfand betrachtet, daß der neue Regent den Werth des alten Dieners zu ſchätzen wiſſe, und daß der Verfaſſer des Stein'ſchen Teſtaments auch bei dieſer zweiten, friedlichen Wiedergeburt des Staates, deren Stunde man gekommen glaubte, den Platz einnehmen würde, der ſeinem Ruhm, ſeinem Verdienſt und ſeiner ſtaatsmänniſchen Erfahrung gebührte.

Auch während der nachfolgenden kritiſchen Periode, der Periode des Schwankens und Zweifelns, die wie ein froſtiger Regenſchauer in die Blüthen und Knospen des Königsberger Huldigungstages gefallen, war Herr von Schön das Augenmerk aller einſichtigen und aufgeklärten Patrioten geblieben; die ſchon erwähnte Broſchüre, ſein intimes Verhältniß zu Herrn Jacoby, dem Verfaſſer der „Vier Fragen", und Anderes, was an ſeinem Orte erzählt worden iſt, hatte ſeine Popularität noch beträchtlich erhöht. Als Herr von Schön nun nach der Rückkehr des Königs von England (Januar 1841), die ja von einem Theil des Publikums ebenfalls mit den Verfaſſungsplänen des Königs in Verbindung geſetzt worden war, zu wiederholten Malen im Schloſſe zu Berlin geſehen ward, als man von Plänen und Entwürfen hörte, die er dem König vorgelegt haben ſollte, ſowie von Conferenzen und Verhandlungen, die darüber zwiſchen ihm und ſeinem königlichen Gebieter ſtattgefunden, ſo wurde die Spannung des Publikums aufs Aeußerſte geſteigert. Jedermann ahnte, daß jetzt der entſcheidende Augenblick gekommen: Herr von Schön und Herr von Rochow ſtanden ſich in der Meinung des Publikums gegenüber wie

zwei Kämpfer — man wußte nicht eigentlich um was und mit welchen Waffen ſie kämpften, aber das glaubte man mit Sicherheit zu wiſſen, daß es ein Kampf auf Tod und Leben und daß nur Einer von Beiden die Wahlſtatt verlaſſen würde.

Am Schluß des vorigen Bandes iſt bereits erzählt worden, welch unerwarteten Ausgang der Kampf nahm: Herr von Rochow ſowohl wie Herr von Schön — ſie blieben alle Beide auf dem Platz, dieſer wurde am 11., jener fünf Tage ſpäter, am 16. Juni, beide auf die ehrenvollſte Art und unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, ihrer Aemter entlaſſen, als Mann der Zukunft aber, als nächſter und eigentlicher Träger des königlichen Willens, ging ein neuer, dem größeren Publikum bis dahin faſt fremder Name aus der Urne hervor: dieſelbe Nummer der Staatszeitung, welche das Publikum von dem Rücktritt des Herrn von Rochow benachrichtigte, brachte auch die Anzeige, daß des Königs Majeſtät an ſeiner Statt den bisherigen Ober-Präſidenten der Provinz Poſen, Grafen Arnim, zum Miniſter des Innern ernannt habe.

Dies alſo der Sinn jener Frage, die wir am Eingang des vorliegenden Abſchnitts wiederholt haben; ſuchen wir dieſelbe jetzt zu beantworten, ſoweit ſie ſich nach der damaligen Lage der Dinge überhaupt beantworten ließ.

Zunächſt denn von der Perſönlichkeit des neuen Miniſters. Graf Arnim ſtammte aus einer der älteſten und reichſten Familien der Monarchie. Schon im 10. Jahrhundert waren die Arnims aus Holland nach Brandenburg eingewandert; eine ununterbrochene Stammtafel reichte bis ins 13. Jahrhundert hinauf. Zahlreiche Sproſſen des weitverzweigten Geſchlechts hatten ſich in dieſer langen Zeit ſowohl in der brandenburg-preußiſchen als in der deutſchen Geſchichte hervorgethan. Namentlich ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts hatte daſſelbe dem aufblühenden preußiſchen Staate eine beträchtliche Anzahl hochgeſtellter und einflußreicher Beamten geliefert, für Krieg und Frieden, von jenem Georg Abraham an, der, 1651 geboren, volle ſiebenundſechzig Jahre hindurch in preußiſchen Kriegsdienſten ſtand, fünfundzwanzig Schlachten und ſiebzehn Belagerungen beiwohnte und 1734 als preußiſcher General-Feldmarſchall endete, bis zum Grafen Friedrich Wilhelm Abraham, der unter Friedrich Wilhelm II. verſchiedene Geſandtſchaftsposten bekleidete und 1812 als königlicher

Kammerherr ſtarb. Deſſen Sohn, geboren 1803, war Graf Adolf Heinrich, der neu ernannte Miniſter. Er war ein zweitgeborner Sohn; der älteſte war Graf Friedrich Ludwig, der als Oberſchloßhauptmann zur nächſten Umgebung des königlichen Hofes gehörte und ſich in dieſer Stellung wegen ſeiner angenehmen geſelligen Manieren, ſowie wegen ſeines klaren, ruhigen Verſtandes eines nicht unbeträchtlichen Einfluſſes erfreute. Aber wiewohl ein zweitgeborner Sohn, genoß Graf Adolf Heinrich doch alle Vortheile eines Majoratsherrn. Die ſehr bedeutenden Familiengüter waren nämlich, einem Familienübereinkommen gemäß, in zwei ungleichen Partien zwiſchen ihm und ſeinem Bruder verloost worden; Graf Adolf Heinrich hatte das große Loos dabei gezogen und ſah ſich dadurch als Majoratsherr der Poitzenburger Güter im Beſitz eines Einkommens, das ſchon damals auf jährlich 80,000 Thaler geſchätzt ward und das ſich bei der Aufmerkſamkeit, die der Graf der Verwaltung ſeiner Güter widmete, noch von Jahr zu Jahr ſteigerte. Wenn er trotz dieſes Reichthums, der unter dem preußiſchen Adel nur ſehr wenige Nebenbuhler hatte, ſich gleichwohl von früh auf dem Staatsdienſt mit allen ſeinen Beſchränkungen und Laſten widmete, ſo folgte er dabei theils einer alten Familientradition, theils auch, wie man wiſſen wollte, einem Ehrgeiz, der, wie man hinzuſetzte, ſich in ſeinem ganzem Weſen ſehr laut und ſehr vernehmlich äußerte.

Auch hatte der Staatsdienſt dem durch Geburt und Reichthum Begünſtigten jederzeit nur das freundlichſte Antlitz gezeigt. Schon im Jahre 1833, alſo mit kaum dreißig Jahren, war er vom uckermärkiſchen Landrath zum Chef der Regierung in Stralſund befördert worden. Einige Jahre ſpäter, zur Zeit der Kölner Streitigkeiten, finden wir ihn in derſelben Eigenſchaft in Aachen wieder, wo er durch die Gewandtheit ſeines Benehmens und den feinen, vornehmen Takt, den er in allen amtlichen und geſelligen Beziehungen zu bewahren wußte, der Regierung die weſentlichſten Dienſte leiſtete. Zur Belohnung dafür war er gegen Ende der dreißiger Jahre zum Regierungspräſidenten in Merſeburg befördert worden: eine Stelle, von der man aus wiederholten Erfahrungen wiſſen wollte, daß ſie regelmäßig die nächſte und letzte Vorſtufe ſei zu den höchſten und einflußreichſten Aemtern des Staats. — Auch am Grafen Arnim ſollte die alte Erfahrung ſich beſtätigen; wir haben bereits im Laufe unſeres erſten Buches

erzählt, wie er kurz nach der Thronbesteigung des Königs zum Oberpräsidenten der Provinz Posen befördert ward. Auch bei dieser Ernennung hatten außer seinem erprobten Scharfsinn und seiner Beredtsamkeit in Verwaltungssachen hauptsächlich seine angenehmen weltmännischen Manieren den Ausschlag gegeben, was Herr Klottwell in seiner bürgerlich barschen, altpreußischen Manier gegen die polnischen Cavaliere versehen hatte, sollte die Courtoisie des Grafen Arnim wieder gut machen. Der Erfolg war Anfangs höchst günstig gewesen; der Reichthum des Grafen imponirte, der Glanz seiner Haushaltung, seine Gastfreiheit, die Gefälligkeit seiner Manieren schmeichelte ihnen; es war ein Cavalier, dieser Graf Arnim, mit dem polnische Cavaliere umgehen konnten. Da es indessen bei der Verwaltung einer Provinz doch hier und jene Dinge zu geben pflegt, die sich nicht blos so cavaliermäßig abmachen lassen, und da Graf Arnim in allen diesen Dingen ein sehr lebhaftes Bewußtsein seiner amtlichen Stellung kund gab, so hatte sich das Verhältniß bald einigermaßen abgekühlt; die Polen hatten einen grand seigneur erwartet, der sich um Geschäfte nicht viel kümmern würde und siehe da, sie fanden einen thätigen, nach allen Seiten aufmerksamen, auf seine Stellung eifersüchtigen Beamten, der sich nebenher vortrefflich darauf verstand, dem polnischen Adelstolz, wo er sich gar zu breit machen wollte, das Vollgefühl des märkischen Standesherrn, des Besitzers von 80,0000 Thalern Revenüen, entgegen zu stellen. Die bekannten Auftritte bei Gelegenheit des Posener Landtags hatten die gegenseitige Gereiztheit nur noch vermehrt; es war beiden Theilen ein willkommener Wechsel, als Graf Arnim durch die Ernennung vom 16. Juni 1842 von seinem Posten an der Spitze der Provinz Posen wieder abberufen und zum Nachfolger des Herrn von Rochow befördert ward.

Aber was hatte das Auge des Monarchen gerade auf diesen Mann gelenkt? Welche politischen Motive lagen seiner Ernennung zu Grunde? Und was durfte das Land sich für die Fragen, die ihm im Augenblick die wichtigsten und theuersten waren, von dem neuen Minister versprechen?

In der That war es damals leichter diese Frage aufzuwerfen als sie zu beantworten; der damalige Zustand der Presse, sowie überhaupt das geheimnißvolle Dunkel, in welches die Staatsmaschine

ſich verbarg, ließ beim Publikum keine rechte Kenntniß einzelner Perſönlichkeiten aufkommen, am wenigſten bei einem Manne, der im Staatsdienſt verhältnißmäßig noch ſo jung war wie Graf Arnim. Was man etwa von ihm wußte, beſchränkte ſich größtentheils auf Aeußerlichkeiten; wo das öffentliche Urtheil tiefer gehen, wo man ſich ein Bild von den politiſchen Anſichten des neu ernannten Miniſters entwerfen und darnach die Gewartungen abmeſſen wollte, mit denen ſie ihm entgegen treten durfte, ſah man ſich lediglich auf Vermuthungen und Gerüchte angewieſen. Die Zeit hat ſeitdem den Schleier ſehr gründlich gelüftet, wir wiſſen jetzt ſehr genau und haben es unzählige Male aus des Grafen eigenem Munde vernommen, wohin ſein politiſches Trachten geht und welche Stellung er in den Parteikämpfen der Gegenwart einzunehmen ſucht. Inzwiſchen nöthigt die Pflicht des Hiſtorikers uns, hier, wo es ſich um ſein erſtes politiſches Auftreten als Miniſter handelt, dieſe ſpäter erlangte Kenntniß bis auf Weiteres bei Seite zu ſetzen und den Eindruck, den ſeine Ernennung beim Publikum hervorbrachte, ganz ſo zu ſchildern, wie er in der That war.

Und das war denn ein ziemlich unbeſtimmter und nebelhafter Eindruck; man wußte von dem Grafen nicht viel mehr, als daß er von altem Hauſe, jung, reich und von liebenswürdigen Manieren. Aber auch in dieſem Wenigen, was man von ihm wußte, fand die öffentliche Meinung Einiges, wovon ſie ſich ſehr befriedigt fühlte. Zunächſt fand ſie es ganz in der Ordnung, daß ein neuer Regent, voll jugendlicher, fortſtrebender Pläne und Entwürfe, ſich auch einen neuen jugendlichen Miniſter nahm. Herr von Arnim hatte bei ſeiner Ernennung zum Miniſter des Innern noch nicht einmal das kritiſche vierzigſte Jahr erreicht: das war mehr als je vor ihm ein preußiſcher Miniſter ſich rühmen durfte, ſelbſt ſein nächſter Amtsvorgänger, Herr von Rochow, der Günſtling des damaligen Kronprinzen, hatte wenigſtens zweiundvierzig Jahre gezählt, als er das Miniſterium des Innern erhielt. Aber da es mit den alten hochbejahrten Miniſtern ſo wenig geglückt war, warum es nicht einmal mit der Jugend verſuchen? Die Jugend hat, als ſolche, Vorzüge, durch die ihre Fehler mehr als aufgewogen werden; es war ein Verſuch und wenn er nicht glücklich ausfiel, ſo verſprach er doch jedenfalls intereſſant zu werden.

Auch der Reichthum, ja selbst die adelige Herkunft des neuen Ministers schien dem Publikum ein ganz günstiges Prognostikon. So übertrieben war man damals der Bürokratie, und so verhaßt hatte sie sich durch ihr schroffes, hochfahrendes Wesen dem Publikum gemacht, daß der Uebermuth des Reichthums, der angeborene Hochmuth des Aristokraten dagegen eine wahre Erleichterung schien; sollte man ein Mal geknutet werden, gut, so wollte man sich doch lieber schurigeln lassen von einem reichen Grafen, der das Peitschen von Kindheit auf gewohnt war, als von einem armen Schlucker, der selbst ein Jahrelang am Hungertuch des Beamtenthums genagt hatte und der die Geißel nur um so unbarmherziger schwang, jemehr er selbst ehedem unter ihren Streichen gelitten hatte. Dieser hungrigen, pedantischen, engherzigen und dabei doch so anspruchsvollen, so vornehmthuerischen Bürokratie hoffte man den Grafen Arnim wie einen Pfahl ins Fleisch gesetzt zu sehen; selbst seine überraschende Beförderung in noch nicht zehn Jahren vom Assessor und Landrath zum Minister, die unter gewöhnlichen Umständen reichen Stoff zu Verdächtigungen und Anklagen gegeben haben würde, gereichte ihm von diesem Gesichtspunkt aus vielmehr zur Empfehlung. Je reicher und vornehmer, je unabhängiger; je kürzere Zeit in der Tretmühle des Beamtenthums, je unbekannter mit seinen Chikanen und Kleinlichkeiten. Sogar dem König gegenüber hatte diese äußerliche Unabhängigkeit durch Rang und Reichthum ihre Vortheile. Dies war kein Unterbeamter der Bürokratie, der selbst als Minister im König immer nur den obersten Vorgesetzten, niemals die ideale Staatseinheit, die Verkörperung der Volkswünsche, Volksbedürfnisse erblickte; kein Minister war dies, der an seinem Portefeuille klebte wie der Bauer an der Scholle, die ihm ihre tägliche Nahrung liefert; sondern ein Mann war es, dem seine äußern Verhältnisse wenigstens die Möglichkeit einer unabhängigen Ueberzeugung liessen, der daher auch nicht nöthig hatte, sich den wechselnden Launen seines königlichen Gebieters zu fügen und heute Schwarz zu nennen, was er gestern für Weiß erklärte — ein Mann, mit einem Wort, der, wenn er heute aufhörte preußischer Minister zu sein, noch immer Graf Arnim, Majoratsherr der Boitzenburger Güter, blieb.

Die Hauptsache freilich war mit alledem noch nicht erledigt: wie stand es mit den politischen Ansichten des Grafen? Welcher von den beiden Parteien, die in diesem Augenblick um die Zukunft des preußi-

ſchen Staates rangen, gehörte er an? Und welche Erwartungen durfte man in Betreff der Verfaſſungsfrage, der Preßangelegenheit ꝛc. von ihm hegen? — Auch über dieſen wichtigſten Punkt hatte man, wie geſagt, nur Gerüchte und Vermuthungen, zum Theil höchſt wunderlicher Art. Doch befand ſich eine Thatſache darunter, und dieſe war von ſchlagender Wirkung: Graf Arnim war kein Preuß, und ſoweit war es damals bereits in Preußen gekommen, daß dieſe negative Eigenſchaft das Publikum über den Mangel oder doch wenigſtens die Ungewißheit weiterer poſitiver Eigenſchaften vollkommen beruhigte. Im Uebrigen war er als ein gebildeter, leutſeliger und freigebiger Herr bekannt, von ſplendiden Gewohnheiten und Manieren; man überredete ſich gern, daß er dieſe angenehmen geſelligen Eigenſchaften auch in die Verwaltung des Staats übertragen und ihr ebenfalls einen gewiſſen ſplendiden, großartigen Zug geben würde, der ja überdies den perſönlichen Neigungen ſeines fürſtlichen Gebieters ſo ganz zu entſprechen ſchien. Außerdem aber wollte man wiſſen, daß der Graf eine große Vorliebe für alles Engliſche habe; er hatte in ſeinem Jünglingsalter längere Zeit in England zugebracht und von dem dortigen Aufenthalt eine ſichtbare Vorliebe für engliſche Sitten und Gewohnheiten mitgebracht; er liebte engliſchen Sport, ja ſelbſt in ſeiner perſönlichen Haltung, ſeiner Kleidung und ſeinen Umgangsformen wollte man eine gewiſſe Nachahmung engliſcher Manieren erkennen. Ob dieſe Vorliebe freilich weiter ging als für ſeine Vatermörder, engliſches Reitzeug und eine Steeple-chase im rothen Jagdfrack, das wußte ſo eigentlich Niemand zu ſagen. Indeſſen was das Publikum wünſcht, davon überredet es ſich leicht; liebte er engliſche Ruche und engliſche Trachten, warum ſollte er nicht auch engliſches Verfaſſungsleben und engliſche Freiheit lieben?

Noch dazu da ſich, gerade den Fall daß Preußen eine Verfaſſung nach Art der engliſchen erhielt, für ihn und ſeine Familie die glänzendſten Ausſichten eröffneten. Graf Arnim galt, wie ſchon erwähnt, für ehrgeizig; man fand es dieſem Ehrgeiz ganz angemeſſen, daß er ſich ſchmeichelte, dereinſt als Pair in einem preußiſchen Oberhauſe zu ſitzen und die Geſchicke des Staats entſcheiden zu helfen. Der kleine Adel, der ſich nur von der Schlippermilch des Beamtenthums nährte, mochte allerdings vor dem Tage zittern, da Preußen in die Reihe der conſtitutionellen Staaten eintreten würde; für den großen,

den wahrhaft denkenden, wahrhaft lebensfähigen Adel eröffnete sich damit im Gegentheil eine Wirksamkeit, die seinen Einfluß verdoppeln, ja verzehnfachen mußte. — Daß diese Lage der Dinge dem Adel selbst kein Geheimniß mehr, davon sollte ein Buch, das wenige Monate zuvor die Presse verlassen hatte und auf das wir später noch wieder zurückkommen werden, nämlich Bülow-Cummerow's berühmtes Werk über Preußen und Deutschland den Beweis liefern; es entsprach nur der guten Meinung, die man übrigens von der Gewandtheit und dem natürlichen Verstande des Grafen Arnim hegte, daß er seinen Standesgenossen auch in dieser Hinsicht einige Schritte voraus war und schon damals auf einen Widerstand verzichtet hatte, der doch in letzter Instanz nur gegen seine eigenen Interessen gerichtet war. — Erinnerte man sich dazu nun noch der königlichen Reise nach England und des Wohlgefallens, das der König bei dieser Gelegenheit an den englischen Institutionen geäußert, sowie des Beifalls, den er selbst beim englischen Publikum gefunden, so ließ sich gar keine passendere, keine hoffnungsvollere Wahl denken, als der König sie im Grafen Arnim gethan hatte. Zugegeben daß man das Staatsschiff lieber unter der erprobten Führung des Herrn von Schön gesehen hätte, zugegeben auch daß das aristokratische Element, das mit dem Grafen Arnim in die Verfassungsfrage zu kommen schien, den schärfer Blickenden nichts weniger als willkommen war: so war der Fortschritt von Herrn von Rochow zu Herrn von Arnim, von der eingefleischten Büreaukratie zum unabhängigen Edelmanne, vom Gründer des „beschränkten Unterthanenverstandes" zum Kenner englischer Sitten und Gebräuche doch immerhin so wesentlich und von so glückverheißender Beschaffenheit, daß seine Ernennung überall im Lande den besten Eindruck machte. Sollte oder konnte Herr von Schön einmal nicht an die Spitze der Verwaltung treten, so schien Graf Arnim noch immer der beste Staatsmann, der sich auftreiben ließ; sollte oder konnte es der erprobten Weisheit des berühmten Staatsmannes, des Gefährten von Stein und Hardenberg, nicht vergönnt sein, das Werk seiner Jugend zu vollenden und Preußen gerade Schrittes, ohne Umweg und Zeitverlust, in die Reihe der verfassungsmäßigen Staaten einzuführen — und in der That, wer die experimentirende, selbstschaffende Natur des Königs kannte, der mußte sich auch sagen, daß Herr von Schön zum ausführenden Minister dieses Königs nicht paßte — nun denn, so schien Graf

Arnim mit ſeinen engliſchen Sympathien, mit dieſem ſelbſtändigen und dabei doch ſo diplomatiſch abgeſchliffenen, ſo ſchmiegſamen Charakter, mit ſeiner Jugend und der natürlichen Empfänglichkeit der Jugend für das Neue, unter allen denkbaren Perſönlichkeiten bei Weitem die geeignetſte, die Pläne des Königs ausführen zu helfen und ſeinen noch gährenden Ideen Ausdruck und Feſtigkeit zu verleihen.

Zweites Kapitel.

Amtsantritt des Grafen Arnim. Schwierigkeiten der Situation; die Verfassungsfrage. — Prozeß gegen Dr. Jacoby in Königsberg. Verurtheilung des Angeklagten in erster Instanz; seine Appellation und Veröffentlichung seiner Vertheidigungsschrift. — Bülow-Cummerow über Preußen, seine Verfassung, Verwaltung ꝛc. Eindruck des Buchs; aristokratische Bestrebungen. Die Kühne'sche Gegenschrift. — Thätigkeit der Zeitungspresse. — Stimmung in Süddeutschland; die badische zweite Kammer. Der Urlaubsstreit; die Anträge von Welcker, Sander, Itzstein. Entlassung des Landtags; enthusiastische Aufnahme der heimkehrenden Oppositionsmitglieder. — Nachwirkungen auf das übrige Deutschland, insbesondere auf Preußen. Die verwandten Interessen; lebhafte Theilnahme für die badische zweite Kammer. — Gegenwirkungen der Regierung; das Welckerständchen. — Untersuchung gegen einen berliner Literaten und Verurtheilung desselben wegen unehrerbietiger Aeußerungen über die Person des Königs. — Prozeß gegen Hoffmann von Fallersleben; seine Absetzung vom König bestätigt. December 1842. — Bewegungen im Gemeindeleben der preußischen Städte; ihre Bedeutung für den Staat im Allgemeinen und Zusammenhang mit der Verfassungsfrage. — Stimmung in Ostpreußen, besonders in Königsberg. — Königsberg und Elbing in finanziellem Conflict mit der Regierung; Protest der Elbinger Stadtverordneten; August 1842. — Eindruck der Amtsentsetzung des Herrn von Schön; Ehrenbezeugungen und Adressen; Sammlungen zum Ankauf eines Landguts. — Gegenbestrebungen der Reaction; die Pietisten, der Verein von Preußisch-Holland. — Die Königsberger Zeitung und ihre Leitartikel. Rudolf Gottschall. Die Walesrode'schen Vorlesungen. — Stadtverordnetenwahlen in Königsberg; Juli 1842; Antrag auf Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlung. — Gleichlautende Anträge von Breslau, Halle, Merseburg, Stettin ꝛc. — Die Breslauer Oberbürgermeister-Wahl. — Agitation in der Rheinprovinz zu Gunsten einer freien und selbständigen Gemeindeverfassung. — Petition der Stadt Aachen; September 1842. Gleichlautende Petitionen von Köln, Düsseldorf, Trier; Eingabe der städtischen Behörden von Köln an den König; October 1842.

Dennoch und trotz der günſtigen Stimmung, die ihm auf dieſe Weiſe entgegenkam, war die Stellung des neuen Miniſters noch immer ſchwierig genug; ſein Vorgänger Herr von Rochow, ein Theil ſeiner Collegen, ja zum Theil der König ſelbſt hatten dafür geſorgt, daß er fürs Erſte keine Ausſicht hatte auf Roſen zu wandeln. — Zwar diejenige Frage, die bisher die Gemüther am Lebhafteſten beſchäftigt und den meiſten Widerſpruch, die meiſte Verwirrung hervorgerufen hatte, die Verfaſſungsfrage, ſchien für den Augenblick beſeitigt. Dem Dr. Jacoby in Königsberg, der, wie unſere Leſer ſich entſinnen, durch ſeine „Vier Fragen" der aufgeregten Stimmung die eigentliche Parole gegeben hatte, war der Prozeß gemacht worden. Derſelbe wurde, wie ebenfalls ſchon früher erzählt worden, auf des Angeklagten eigenes Verlangen beim Criminal-Senat des Königl. Kammergerichts in Berlin geführt. Nach mehr als anderthalbjähriger Verhandlung und nachdem der Angeklagte mehr als zwanzig peinliche Verhöre vor ſeinem Königsberger Inquirenten zu beſtehen gehabt, war endlich Ende April das Urtheil erſter Inſtanz gefällt worden. Von der ſchwerſten und gefährlichſten Anſchuldigung, von der Anſchuldigung des Hochverraths, ſprach daſſelbe den Inculpaten völlig frei; dagegen wurde er „wegen Majeſtätsbeleidigung ſowie wegen frechen unehrerbietigen Tadels und Verſpottung der Landesgeſetze und Erregung von Mißvergnügen" zu zwei und einem halben Jahre Feſtungsarreſt verurtheilt, auch des Rechtes die preußiſche Nationalkokarde zu tragen für verluſtig erklärt.

Doch war dies, wie geſagt, nur ein Urtheil erſter Inſtanz; der Verklagte hatte ſofort das Rechtsmittel der Appellation ergriffen und war demnach bei der üblichen Langſamkeit des preußiſchen Rechtsgangs ein definitives Urtheil vor Jahresfriſt und länger nicht zu erwarten. Mittlerweile, um ſeinen Freunden und Geſinnungsgenoſſen Rechenſchaft zu geben über das von ihm eingeſchlagene Verfahren, hatte Herr Jacoby ſeine Vertheidigungsſchrift oder, wie er ſie nannte, ſeine „Rechtfertigung" in Druck gegeben; ſie erſchien in Schweizer Verlag und wurde trotz dem Verbot, mit dem ſie ſogleich in Preußen belegt ward, von unzähligen Leſern verſchlungen. Der Eindruck, den die Schrift machte, war außerordentlich; der Verfaſſer entwickelte darin eine Schärfe des Urtheils, eine Würde des Charakters und eine Stärke und Lauterkeit des Patriotismus, welche die Achtung, die

ſein erſtes Auftreten ihm erworben hatte, nur noch vermehrte; ein Angeklagter, der ſich ſo zu vertheidigen und in ſeiner Vertheidigung ſo die Schwächen der Gegenpartei aufzudecken wußte, der konnte die richterliche Ungunſt der Entſcheidung allenfalls verſchmerzen.

Aber auch dieſe Entſcheidung ſelbſt ſchien noch äußerſt zweifelhaft. Die Anklage, die man gegen Herrn Jacoby erhoben, erſchien nach der vorliegenden Vertheidigung deſſelben in einem ſo eigenthümlichen Lichte und ſtand auf ſo ſeltſam ſchwachen Füßen, daß die Sachverſtändigen ſeine völlige Freiſprechung in zweiter Inſtanz für höchſt wahrſcheinlich erklärten. Angenommen dieſe Prophezeihung erfüllte ſich, wäre es da nicht unendlich beſſer geweſen für die Regierung, ſie hätte den Prozeß nie begonnen? Und hätte Herr von Rochow ſeinem Nachfolger ein verhängnißvolleres Erbtheil hinterlaſſen können als dieſen Rechtshandel?

Ein anderes, ſchon um einige Monate früher erſchienenes Buch, das ebenfalls mit der Verfaſſungsfrage im nächſten Zuſammenhange ſtand, wurde vielleicht weniger geleſen, aber deſto mehr beſprochen und in Zeitungsartikeln und Flugſchriften erörtert. Das war das ſchon erwähnte Werk von Bülow-Cummerow: „Preußen, ſeine Verfaſſung, Verwaltung ꝛc.“, das bereits im Laufe des Februar die Preſſe verlaſſen: ein thatſächlicher Beweis für die Erweiterung, welche der Preßfreiheit unter Friedrich Wilhelm IV. zu Theil geworden war, ſowie für die Zunahme, welche das Intereſſe an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes erfahren hatte. Der Verfaſſer hatte ſich ſchon ſeit Jahren durch zahlreiche publiciſtiſche Schriften bekannt gemacht, ebenſo durch allerhand ökonomiſche und finanzielle Vorſchläge und Projecte, die aber größtentheils ſchlecht ausgefallen waren, auch für ſein eigenes perſönliches Intereſſe. Bei den preußiſchen Beamten war er verrufen als ein Projectenmacher, ein Quärulant, der trotz den bald ſiebenzig Jahren, die er zählte, noch immer keine Ruhe geben wollte. Auch dies ſein neueſtes Werk war dem preußiſchen Beamtenthum höchſt unbequem. Der Verfaſſer war nichts weniger als ein Fortſchrittsmann, im Gegentheil, die modernen conſtitutionellen Ideen hatten an ihm einen eifrigen und erbitterten Gegner. Wenn er ſich denſelben gleichwohl in einzelnen Punkten zu nähern ſchien, ſo waren dies, genau beſehen, immer nur ſolche Punkte, in denen die Erweiterung der ſtändiſchen Rechte zugleich eine Erweiterung der Adels-

vorrechte und Kaſtenprivilegien in ſich ſchloß. Wir haben dieſe Seite des Buches ſchon vorhin angedeutet; wenn es nichts deſto weniger beim bürgerlichen Publikum mehr Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregte als bei den adligen Standesgenoſſen des Verfaſſers, ſo lag das theils an der Unklarheit und Begriffsverwirrung, die damals noch ziemlich allgemein in politiſchen Dingen bei uns herrſchte und der es denn freilich wohl paſſiren konnte, da einen Freund und Verbündeten zu ſehen, wo im Gegentheil ein Feind in voller Rüſtung wartete, theils aber lag es auch an dem Material, welches die Schrift zur Beurtheilung der preußiſchen Zuſtände darbot und das in der That höchſt bedeutend war, beſonders in einer Zeit, wo man über das Innere der Staatsmaſchine übrigens noch ſo völlig im Dunkeln lebte. Mit unerbittlicher Schärfe und einer Genauigkeit, wie nur eine vieljährige praktiſche Kenntniß ſie verleihen konnte, deckte der Verfaſſer die vielfachen Widerſprüche und Mißbräuche auf, die in der preußiſchen Verwaltung zu Hauſe waren; er zeigte wie dieſe ſo hochgeprieſene Büreaukratie, die man Jahrelang dem übrigen Deutſchland als Muſter vorgehalten, dem Staate vielmehr zu einer nutzloſen Laſt gereichte und die Entwickelung ſeiner Kräfte, beſonders auf finanziellem und nationalökonomiſchem Gebiete, zurückgehalten hatte.

Und in dieſer Richtung lag denn auch die praktiſche Bedeutung des Buches, ihr verdankte es ſeine Popularität: es ſtimmte mit ein in das allgemeine Geſchrei gegen die preußiſche Büreaukratie, es gab ihren Feinden Waffen in die Hände, es zog den Schleier fort, hinter dem ſie bisher gleich einem unnahbaren Heiligenbilde gethront hatte das war genug, das Publikum zu begeiſtern, um dieſes Verdienſtes willen wurde dem Verfaſſer ſelbſt ſein Junkerthum verziehen. Das Auge des Kenners freilich bemerkte auch an dieſen Partien des Buches einzelne Spuren jener Flüchtigkeit und Unzuverläſſigkeit, die, dem allgemeinen Gerücht zufolge, den Projecten und Plänen des Verfaſſers auch ſonſt anklebten ſollten; der Geheime Finanzrath Kühne ließ unter dem Titel: „Zahlen frappiren oder die preußiſche Finanzverwaltung“ eine Gegenſchrift drucken, die Herrn von Bülow zahlreiche Irrthümer und Entſtellungen nachwies und die um ſo mehr Beachtung verdiente, als Herr Kühne dem Verfaſſer des erwähnten Werks in Betreff ſeiner finanziellen Kenntniſſe reichlich die Spitze bieten konnte, während

er ihm an ſtaatsmänniſcher Bildung und Verſtändniß der Zeit und ihrer Forderungen bei Weitem überlegen war.

Doch konnte mit dem Allen der erſte Eindruck des Bülow'ſchen Werkes nicht verwiſcht werden; derſelbe wurde im Gegentheil durch die Gegenſchrift des Herrn Kühne noch geſteigert und zwar in demſelben Grade als das Material zur Beurtheilung der preußiſchen Finanzverhältniſſe ſowie überhaupt der Staatsverwaltung dadurch vermehrt und berichtigt wurde. Mit Eifer fielen die Zeitungen über dies Material her und verarbeiteten es, je nach ihren verſchiedenen Standpunkten und Zwecken. Insbeſondere lieferten die ſchon früher genannten Blätter, die wir überhaupt als die Blüthe der damaligen Journaliſtik in Preußen zu betrachten haben, die „Königsberger Zeitung", die „Elbinger Anzeigen", die „Rheiniſche Zeitung", die Stettiner „Oſtſeeblätter" ꝛc. zahlreiche Artikel, durch welche die inneren Zuſtände Preußens mit wachſender Schärfe beleuchtet und immer größere, immer breitere Schichten des Publikums für die politiſchen Intereſſen der Zeit gewonnen wurden.

Und auch außerhalb Preußen trugen ſich zu derſelben Zeit Ereigniſſe zu und wurden Einflüſſe wach, durch welche die politiſche Aufregung, allen Niederlagen, allen Verfolgungen und Prozeſſen zum Trotz, immer mehr geſteigert ward. Unter den ſüddeutſchen Staaten hatte bekanntlich Baden bisher in dem Ruf geſtanden, das ausgebildetſte Verfaſſungsleben zu benützen und die eifrigſte und kräftigſte politiſche Thätigkeit zu entwickeln; ſchon im Lauf der zwanziger und dreißiger Jahre, zu einer Zeit alſo, da in Norddeutſchland und namentlich in Preußen noch Niemand an Verfaſſung dachte, hatte Baden ſeine parlamentariſchen Kämpfe, ſeine Kammerredner und politiſchen Größen gehabt, neben England und der Julimonarchie.

Durch die neueſten Ereigniſſe in Preußen ſchien dieſer alte Ruhm der badiſchen Kammer, der Vorkämpfer zu ſein für deutſche Freiheit und Volksrechte, einigermaßen verdunkelt zu werden. Gleichſam als hätte ſie dieſe Gefahr abwenden wollen, entfaltete die am 23. Mai 1842 zuſammengetretene Zweite Kammer bei Behandlung gewiſſer allgemein intereſſanter Fragen eine Energie, die Führer entwickelten eine Beredtſamkeit, die Mehrheit der Kammer trat der Regierung mit einem Nachdruck und einer Entſchloſſenheit gegenüber, die durch ganz Deutſchland den allgemeinſten und lebhafteſten Beifall fand und überall den lauteſten

Wiederhall erweckte. — Schon bei Gelegenheit des vorjährigen Landtags war ein alter Streit wegen des vom Miniſterium behaupteten Rechtes der Urlaubsverweigerung für die in die Kammer gewählten Staatsdiener mit Heftigkeit erneuert worden; da eine Einigung unmöglich ſchien, hatte die Regierung die Kammer im Januar des genannten Jahres aufgelöſt. Der jetzt wieder zuſammentretende Landtag war ein außerordentlicher: die Regierung hatte ihn nur zuſammenberufen, um den Entwurf der badiſchen Staats-Eiſenbahnen prüfen und ſich beiläufig das Budget bewilligen zu laſſen; alles Andere und darunter auch die ſo häßlich gewordene Urlaubsfrage ſollte, nach der Abſicht der Regierung, deren Hauptvertreter damals Herr von Blittersdorf, dem nächſten ordentlichen Landtage vorbehalten bleiben.

Allein die Oppoſition, die in dieſem Augenblick die Mehrheit der Kammer bildete, beſchloß, in richtiger Erkenntniß der Situation, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es warm: nicht nur die Urlaubsfrage und der geſetzwidrige Einfluß, den die Regierung ſich durch ihre Auffaſſung derſelben auf die Wahlen verſchafft hatte, wurde aufs Neue und mit vermehrter Heftigkeit zur Sprache gebracht, ſondern es wurde damit auch eine Anzahl von Anträgen und Forderungen verknüpft, deren Tragweite weit über die Grenzen Baden's reichte und die daher auch überall in Deutſchland die lebhafteſte Senſation erregten. Welcker, ein berühmter Name in den badiſchen Parteikämpfen und jedem deutſchen Patrioten in dankbarer Erinnerung, ſtellte einen Antrag auf Erleichterung der materiellen Laſten unter gleichzeitiger Förderung der geiſtigen Intereſſen, namentlich durch volksthümlichere Geſtaltung der Wehrverhältniſſe: ein Thema, das ſo ziemlich durch ganz Deutſchland daſſelbe war. Noch wichtiger war ein zweiter Antrag, der ebenfalls von Welcker ausging: nämlich auf Aufhebung aller vom deutſchen Bunde erlaſſener Ausnahmemaßregeln ſowie auf Zurückführung des Bundes ſelbſt auf die urſprünglichen Grundlagen und Verheißungen der Bundesacte. Der Bundestag, der an ſeiner Popularität niemals beſonders ſchwer zu tragen gehabt, hatte ſich in jüngſter Zeit durch ſeine Incompetenzerklärung in der hannöver'ſchen Verfaſſungsangelegenheit beſonders verhaßt gemacht; die ſcharfe Kritik, welcher Welcker bei der gegenwärtigen Veranlaſſung die geſammte Thätigkeit des Bundestags unterwarf und die denn freilich nur zu dem Ergebniß führen konnte, daß er dem deutſchen Volke ſtets nur geſchadet, niemals

genützt, wurde in den entfernteſten Winkeln Deutſchlands mit Jubel geleſen und wieder geleſen. Nicht geringern Anklang fand ein Antrag des Abgeordneten Sander auf Entfeſſelung der Preſſe, wobei es denn ebenfalls an den ſchärfſten und wohlbegründetſten Angriffen gegen das herrſchende Syſtem nicht fehlen konnte. Auch von Itzſtein und anderen Koryphäen der Kammer gingen ähnliche Anträge aus. Sie wurden vom Volke ſämmtlich mit der größten Begeiſterung aufgenommen; mitten durch den ſchwülen Sommer von 1842 ging ein friſches frühlingsartiges Wehen, das die gedrückten Herzen wunderbar erquickte und den Hoffnungen der Vaterlandsfreunde neue Stärke gab. Zwar ließ die Rede, mit welcher der Großherzog den Landtag am 9. September 1842 ſchloß, keine Ausſicht auf die ſo dringend geforderte Aenderung des Syſtems, um ſo größer jedoch war der moraliſche Sieg, den die Kammer davon getragen; die heimkehrenden Mitglieder der Oppoſition wurden überall im Lande, in Städten und Dörfern, von Bürgern und Bauern, feſtlich empfangen, Volkslieder und Gedichte feierten den Ruhm von „Badens Zweiter Kammer", die Namen Itzſtein, Welcker, Sander waren in Aller Munde und bildeten gleichſam die Loſung, an der die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes ſich erkannten.

Auch in Preußen war die Theilnahme an dieſen badiſchen Vorgängen ſo lebhaft wie irgendwo in Deutſchland, ja vielleicht am lebhafteſten: an der leuchtenden Flamme, die vom Neckar herüber loderte, zündete die halb erloſchene Begeiſterung des preußiſchen Volkes ſich noch einmal an; man fühlte ſich geſtärkt zu neuen Kämpfen, neuen Hoffnungen, ſeitdem man ſich nicht mehr allein auf dem Kampfplatz ſah, ſondern Mitkämpfer und Verbündete hatte an den erprobten und berühmten Namen der badiſchen Kammer.

Und wirklich waren die Intereſſen gleichartiger und hatten mehr Verwandtes, als es auf den erſten Anblick ſchien. Bei der Preßfrage freilich verſtand ſich dieſe Gemeinſamkeit von ſelbſt; das Elend und die Schmach der Cenſur waren überall in Deutſchland dieſelben, auch kam, was der Eine hier erſtritt, mehr oder weniger Allen zu Gute. Aber auch die Urlaubsfrage, trotz ihres ſcheinbar ſo ganz localen Intereſſes, hatte ihre Saiten, die in den preußiſchen Herzen ebenfalls aufs lebhafteſte wiederklangen. Lag der Kern der Sache nicht darin, daß der büreaukratiſchen Willkür ein Damm geſetzt werden ſollte? Und wo war dieſe Willkür mehr zu Hauſe, ja recht eigentlich

zu Hause, als in Preußen? Baden wollte mit seinem Verfassungsleben endlich Ernst machen, der Scheinconstitutionalismus, der hier seit einer Reihe von Jahren geherrscht und alle Anstrengungen der Patrioten vereitelt hatte, sollte ein Ende haben. Preußen war für den Augenblick noch nicht einmal so weit, einen solchen Scheinconstitutionalismus zu haben, wohl aber wurden von gewichtiger Seite sehr merkliche Vorbereitungen getroffen, die bisherigen Provinzialstände zu einem derartigen Scheinconstitutionalismus umzugestalten und damit der ganzen preußischen Verfassungsfrage gewissermaßen das Herz aus dem Leibe zu brechen. Was aber die Welcker'sche Motion gegen die bisherige Thätigkeit des Bundestags anbetrifft, so galt es in Preußen als offenes Geheimniß, daß der König selbst mit dem Bundestage im höchsten Grade unzufrieden war und daß der Gedanke, den Bundestag umzugestalten und dadurch zu einem frischeren, volksthümlicheren Leben zu erwecken, ihn seit seiner Thronbesteigung nicht verlassen hatte: so daß man also in Preußen vollkommen loyal sein und doch dem Welcker'schen Antrage die lebhafteste Zustimmung schenken konnte.

Inzwischen zeigte die preußische Regierung nicht die mindeste Neigung, diese Art von Loyalität anzuerkennen; im Gegentheil, die wachsende Aufregung der Gemüther, die sich von Baden aus nach Preußen verbreitete, wurde von ihr ängstlich überwacht und überhaupt Alles gethan, was einen Zusammenhang oder auch nur ein Ineinanderwirken der preußischen Verfassungsbestrebungen mit einer allgemeinen deutschen Reformbewegung verhindern und erschweren konnte. Wie die preußische Regierung speciell das oppositionelle Auftreten der badischen zweiten Kammer betrachtete, davon hatte sie schon einige Monate zuvor, im Herbst des verwichenen Jahres, ein denkwürdiges Beispiel gegeben. Herr Welcker, derselbe, dessen Anträge jetzt durch ganz Deutschland so viel Aufsehen erregten, der berühmte Mitverfasser des Rotteck-Welcker'schen-Staatslexikons, hatte sich damals (September 1841) zufällig auf der Durchreise in Berlin befunden. Einige jugendliche Verehrer des berühmten Publicisten hatten die Gelegenheit benutzt, ihm ihre Verehrung durch eine Abendmusik auszudrücken. Dieser so ganz einfache und unverfängliche Vorgang hatte den Berliner Behörden Veranlassung zu einer langwierigen und weitschichtigen Untersuchung gegeben; man sprach von Verwarnungen

und Beſtrafungen, ja ſelbſt von Amtsentſetzungen, die in Folge dieſes Vorgangs ſtattgefunden haben ſollten: und wenn auch letzteres Gerücht ſich nicht beſtätigte, ſo war es doch thatſächlich, daß Herr von Rochow eine Königliche Cabinetsordre erwirkt hatte, welche die Theilnehmer an dieſem verhängnißvollen Ständchen aufs Nachdrücklichſte verwarnte und jede Wiederholung einer derartigen „Demonſtration" mit der ſchärfſten Ahndung bedrohte.

Man ermeſſe darnach, mit welcher Miene die Regierung den Enthuſiasmus betrachtete, den das jüngſte Auftreten der badiſchen Kammer in Preußen hervorrief; die Cenſur ſtrich unbarmherzig jeden Artikel, der den badiſchen Ständen die Zuſtimmung der preußiſchen Bevölkerung auszudrücken ſuchte, kein Gedicht, keine Broſchüre, in der die Helden der badiſchen Oppoſition gefeiert wurden, durfte über die preußiſche Grenze, und wo ſie dennoch hinübergeſchmuggelt wurden (wie es in der That mit vielen tauſenden geſchah), da wurden ſie ſofort ein Gegenſtand der eifrigſten polizeilichen Verfolgung.

Auch übrigens zeigte die Regierung den entſchiedenen Willen, jede politiſche Aufregung niederzuhalten; ſelbſt die Begeiſterung des Poeten, ja ſelbſt die Vertraulichkeit des Privatgeſprächs ſollte nicht mehr geſichert ſein vor den Späheraugen der Polizei. Ein junger Berliner Literat hatte ſich (Februar 1842) im Privatgeſpräch mit einem Zweiten, aber an einem öffentlichen Orte, eine unbeſonnene Aeußerung über die Perſon des Königs zu Schulden kommen laſſen; die Aeußerung wurde von einem Dritten, der ſie zufällig erhaſcht hatte, denuncirt, der junge Mann wurde eingezogen und eine peinliche Unterſuchung gegen ihn eröffnet. Das erſte Urtheil des Criminal-Senats lautete auf anderthalbjähriges Gefängniß und wenn die Strafe auch ſpäterhin weſentlich herabgeſetzt ward, ſo blieb ſie doch immerhin hart genug, wenigſtens in der Meinung des Publikums, das an dergleichen Vorfälle in Preußen nicht gewöhnt war und dieſe neue Art, das königliche Anſehen aufrecht zu erhalten, weder zweckmäßig noch würdig fand.

Noch weit größere Senſation erregte das Verfahren gegen den Profeſſor Hoffmann von Fallersleben in Breslau, den Verfaſſer der „Unpolitiſchen Lieder." Daß Herr Hoffmann wegen dieſer Lieder zur Unterſuchung gezogen worden, haben wir ſchon früher erzählt; ebenſo auch, daß die preußiſche Regierung von dieſen Gedichten Ver-

anlaſſung genommen, den geſammten Verlag von Hoffman und Campe in Hamburg, wo dieſelben erſchienen waren, den gegenwärtigen und zukünftigen, für den Umfang der preußiſchen Staaten zu verbieten. Zu der Gehäſſigkeit dieſer erſten Schritte ſtimmte das Ergebniß der gegen den Dichter eingeleiteten Unterſuchung nur allzu gut; nach einer langwierigen Verhandlung, bei welcher der Staatsrath ſich ſchließlich für incompetent erklärte, ſprach das Staatsminiſterium die Amtsentſetzung des Angeklagten aus, der König aber (December 1842) beſtätigte dieſelbe: beides auf Grund der Karlsbader Beſchlüſſe, jener Beſchlüſſe, die man ſich jetzt nur noch zu nennen ſchämte und die nun plötzlich wieder eine ſo verhängnißvolle Anwendung fanden. Die Wiedereinſetzung Arndt's, dieſe erſte unter den Regentenhandlungen des Königs, die mit ſo allgemeiner Begeiſterung aufgenommen worden war — was bedeutete ſie nun noch? Welche Logik, welche Gerechtigkeit war das, das Unrecht der Karlsbader Beſchlüſſe an dem Einen wieder gut machen und ſie zur ſelben Zeit an dem Andern zur Anwendung bringen? Mit welchen Hoffnungen hatte man die Thronbeſteigung dieſes hochgebildeten, dieſes kunſtſinnigen Fürſten begrüßt, welches Zeitalter der Mediceer hatte man ſich von ihm verſprochen — und nun, unter der Regierung dieſes Freundes der Künſtler und Dichter, geſchah es, daß ein Poet ſeiner Verſe wegen peinlich inquirirt und vom Amte gejagt ward? — Auch blos praktiſch betrachtet, im eigenen Intereſſe der Regierung, erſchien Hoffmann's Abſetzung als eine höchſt unglückliche und verkehrte Maßregel. Waren dieſe Gedichte wirklich gefährlich, ſo wurde ihre Gefährlichkeit durch das Martyrium, das man dem Verfaſſer aufnöthigte, zum wenigſten verdoppelt: denn waren die „Unpolitiſchen Lieder" früher geleſen worden, ſo wurden ſie jetzt verſchlungen, und auch die Einſchränkungen der Kritik verſtummten vor dem unglücklichen Schickſal des Dichters. Dieſer ſelbſt benutzte die unfreiwillige Muße, die ihm geworden war, zu vielfachen Wanderzügen durch Deutſchland; überall, wohin er kam, flog ihm die Kunde ſeines Schickſals voraus; der eifrigſte Colporteur hätte nicht beſſer für den Ruhm des Dichters und die Verbreitung ſeiner Lieder ſorgen können, als es durch die Nachricht von ſeinem Prozeß und ſeiner endlichen Amtsentſetzung geſchah. Aber mit dem Ruhm des Dichters wurde zugleich die Erbitterung gegen die preußiſche Regierung colportirt, und ſo wurden dieſe an ſich ſo

unſchuldigen und harmloſen Lieder in der That zu einer Drachenſaat, aus welcher der preußiſchen Regierung auf Jahre hinaus ein ſchwer zu berechnender Nachtheil erwuchs.

Und wie in dieſem einzelnen Falle, ſo verfehlte die Strenge, mit der die preußiſchen Behörden jede politiſche Regung niederzuhalten ſuchten, auch übrigens ihren Zweck. Die Verfaſſungsfrage, das hatte man erreicht, war in den Hintergrund gedrängt; die Erfolgloſigkeit der Provinziallandtage, verbunden mit der ſo energiſchen Erklärung des Königs gegen den Magiſtrat in Breslau, hatte endlich auch die gläubigſten Seelen enttäuſcht; man gab die Hoffnung, ein verfaſſungsmäßiges Staatsleben für Preußen zu erringen, nicht auf, aber man gewöhnte ſich an den Gedanken, daß große Umwege und wiederholte Fehlgriffe dazu gehören würden, das Ziel zu erreichen.

Allein damit war der politiſchen Regung nur eine andere Richtung gegeben, ſie ſelbſt war keineswegs ausgerottet und zur Ruhe gebracht. Im Gegentheil, die neue Richtung, welche dieſelbe von jetzt an einſchlug, war noch viel praktiſcher, auf ein viel näheres Ziel gerichtet als die bisherigen conſtitutionellen Wünſche und Anläufe, und alſo auch noch viel gefährlicher. Seit Mitte des Jahres **1842**, alſo ungefähr ſeit derſelben Zeit, da die Ausſichtsloſigkeit der bisherigen Bemühungen durch die Landtagsabſchiede, durch die wiederholten Erklärungen des Königs, endlich durch die Entlaſſung des Herrn von Schön auch dem Blindeſten zur Evidenz gebracht war, tritt, wie geſagt, die Verfaſſungsfrage zurück und ſtatt ihrer macht ſich ein raſch verbreitetes Beſtreben bemerkbar, jenen Geiſt der Oeffentlichkeit und Selbſtändigkeit, für den im großen Ganzen des preußiſchen Staats für den Augenblick noch kein Raum war, zunächſt in der einzelnen Gemeinde heimiſch zu machen. An die Stelle des Staats tritt die Gemeinde; die Reform des Erſteren wird aufgeſchoben, aber nur um die Reform der Letzteren deſto raſcher und deſto gründlicher durchzuſetzen. Statt der Anträge auf Einführung der Reichsſtände und Erweiterung ſtändiſcher Gerechtſame, welche gleichſam den erſten Act des wiedererwachten politiſchen Lebens in Preußen bezeichnet hatten, treffen wir im Lauf des Jahres **1842** in den verſchiedenſten Städten der Monarchie auf Anträge um Oeffentlichkeit der ſtädtiſchen Berathungen, insbeſondere der ſogenannten Stadtverordnetenverſammlungen. Lag dieſer Erſcheinung, die ſich mit großer Schnelligkeit

durch alle Provinzen des Staates verbreitete und ſelbſt die Rheinlande bei übrigens völlig verſchiedenen Verhältniſſen nicht ganz unberührt ließ — lag, ſagen wir, dieſer Erſcheinung ein Plan zu Grunde (was jedoch ohne Zweifel nicht der Fall war, vielmehr folgte die Maſſe hierin, wie ſo oft, nur den Eingebungen ihres Inſtinkts), ſo hätte derſelbe gar nicht beſſer ausgedacht ſein können. Erſt in der freien ſelbſtändigen Gemeinde findet der freie ſelbſtändige Staat ſeine wahre Wurzel; die Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit des Gemeindelebens iſt die beſte, ja die einzige Schule für die Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit des Staatslebens. — Außerdem aber hatte dieſe Agitation, deren Zweck ſich demnach in Kürze dahin zuſammenfaſſen ließ, daß dadurch eine größere Theilnahme an den ſtädtiſchen Angelegenheiten, ſowie ein intelligenteres und mannhafteres Geſchlecht ſtädtiſcher Vertreter erzeugt werden ſollte, ihren ſehr nahen und praktiſchen Zuſammenhang mit der Verfaſſungsfrage ſelbſt. Nämlich durch die Stadtverordneten wurden die ſtädtiſchen Deputirten zu den Provinziallandtagen gewählt; je unfähiger die letzteren ſich gezeigt hatten, den Erwartungen der Nation zu entſprechen, und je größer bei alledem die Aufgabe war, die ſie allem Vermuthen nach noch erwartete, je wichtiger war es, die ſtädtiſchen Collegien mit Männern zu beſetzen, die mit den Wünſchen des Volks ſympathiſirten und auf deren Wahl man ſich eintretenden Falls verlaſſen konnte.

Ihren Anfang nahm die Bewegung in Oſtpreußen; dieſer Provinz, die durch den oft erwähnten Königsberger Huldigungslandtag den erſten Anſtoß gegeben hatte zu der ganzen gegenwärtigen Bewegung, geziemte es, auch in dieſer Hinſicht Bahn brechend voranzugehen. Auch war die Stimmung hier am Gereizteſten, die Unzufriedenheit am Größten; alte und neue Beſchwerden vereinigten ſich, die Gemüther hier ganz beſonders aufzuregen und jeder politiſchen Neuerung zugänglich zu machen. Von alten Zeiten her lebten die bedeutendſten Städte der Provinz, Königsberg, Elbing u. ſ. w. in Streit mit der Regierung wegen gewiſſer Gelder und Leiſtungen, die ſie während der Kriegsjahre übernommen und für die ſie jetzt nachträglich vom Staate entſchädigt ſein wollten. Noch in den letzten Monaten ſeiner Amtsthätigkeit hatte Herr von Schön ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Anſprüche der Stadt Königsberg beim Staatsrath zur Geltung zu bringen, aber vergebens. Ebenſo unglücklich

war die Stadt Elbing mit gewiſſen Teritorialanſprüchen, welche ſie gegen den Fiscus erhob; auch ſie wurde vom Staatsrath abgewieſen, und den Vätern der Stadt, nach dem Austritt des Herrn von Schön, des „eifrigſten und kühnſten Verfechters ihrer Rechte", blieb nichts übrig als öffentliche Verwahrung einzulegen gegen den vom König beſtätigten Ausſpruch des Staatsraths und „durch eine feierliche Proteſtation ſpäteren Geſchlechtern einen Rechtsanſpruch zu bewahren, den künftige, wenn auch ferne Zeiten doch noch in ein thatſächliches und anerkanntes Recht umſchaffen können" (Auguſt 1842).

Schon aus dieſem einen Beiſpiele ſieht man, wie ſchwer die Provinz den Verluſt ihres bisherigen oberſten Beamten empfand; die Mißſtimmung darüber gab ſich noch auf andere, zum Theil ſehr demonſtrative Weiſe kund. Zahlreiche Adreſſen, in denen Herr von Schön als „die kräftigſte Stütze der einſtigen Wiedergeburt Preußens, der würdigſte Führer auf der Bahn des zeitgemäßen Fortſchritts", ſein Austritt aber „als ein Verluſt des Vaterlands" erklärt ward, wurden ihm überreicht: eine Subſcription, an der die geſammte Provinz, Alt und Jung, Vornehm und Gering, ſich betheiligte, machte trotz dem gehäſſigen Widerſpruch, den Neid und Mißgunſt, verbunden mit politiſchem Parteihaß, dagegen erhoben, den Ankauf eines Landguts möglich, das Herrn von Schön als Ehrengeſchenk übergeben ward: ein Denkmal der allgemeinen und innigen Verehrung, welche die Provinz ihm zollte, ſowie des aufrichtigen Schmerzes, mit der man ihn aus ſeiner Stellung ſcheiden ſah.

Auch hatte die Provinz allen Grund ſeinen Verluſt zu beklagen. Kaum war Herr von Schön zurückgetreten, als auch die Reaction ſofort ihr Haupt erhob, mit einer Keckheit, wie man ſie in dieſer Provinz bisher am wenigſten gekannt hatte. Die „Königsberger Zeitung", deren Leitartikel bisher ſo viel Beifall gefunden und ſo viel zur politiſchen Aufklärung des Volkes beigetragen, wurde von der Cenſur mit wahrhaft ſyſtematiſchem Eifer verfolgt und geplagt; die Pietiſten, uneingedenk der ſchmachvollen Niederlage, die ſie ſoeben erſt in dem berüchtigten Muckerprozeß erlitten, wagten ſich wieder frei ans Licht und ſchmiedeten Pläne, wie ſie die Freigeiſter bekehren oder ausrotten wollten; die Zeitgenoſſen von Preußiſch-Holland, in deren Mitte der Entwurf zu dem Prozeß gegen Dr. Jacoby, ſowie zur planmäßigen Verdächtigung des Herrn von Schön entſtanden war, der

armſelige Anhang des Herrn von Hake, vergaßen die Schande, die ihr ehemaliger Häuptling über ſie gebracht, und ſchleuderten ihre Giftpfeile aufs Neue gegen Herrn von Schön ſowie gegen Alle, die ſich gedrungen fühlten, dem hochverdienten Staatsmann ihre Verehrung und Liebe auszudrücken.

Aber auch die Erwiderungen der Gegenparteien blieben nicht aus. Die „Königsberger Zeitung" wurde trotz aller Cenſurbeſchränkungen nicht müde, die Sache des Fortſchritts zu der ihrigen zu machen; die „Elbinger Anzeigen" ſecundirten kräftig; zahlreiche Correſpondenten ſchrieben von Königsberg aus in die Mehrzahl der deutſchen Blätter und halfen durch die lebhaften Gemälde, die ſie von der politiſchen Aufregung des Königsberger Publikums entwarfen, das Publikum immer ſelbſt noch aufgeregter und mißvergnügter machen. — Auch die Poeſie gab der erregten Stimmung Form und Ausdruck; ein junger Dichter, Rudolf Gottſchall der damals noch als Student in Königsberg lebte, ließ eine Reihe von politiſchen Gedichten erſcheinen, die durch Kühnheit der Sprache, durch Schwung der Gedanken die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregten. Noch größeren Beifall fanden vier ſatyriſche Vorleſungen über politiſche und ſociale Zeitfragen, welche ein anderer Königsberger Literat, Ludwig Walesrode, im Lauf des Winters unter großem Zulauf gehalten hatte und die er jetzt nachträglich im Druck erſcheinen ließ. Die Satyre war zum Theil ſehr ſcharf, aber je ſchärfer, deſto mehr war ſie nach dem Geſchmack des Publikums; die Walesrode'ſchen „Vorleſungen" wurden faſt mit demſelben Heißhunger verſchlungen, wie die Hoffmann'ſchen „Unpolitiſchen Lieder", der Verfaſſer, vor kurzem noch ein völlig unbekannter Name, erhielt einen Ehrenplatz unter den beliebteſten Schriftſtellern des Tages.

In den ſo vorbereiteten Boden fielen nun (Anfang Juli) die ordnungsmäßigen Neuwahlen für die Königsberger Stadtverordnetenverſammlung. Sonſt von den Bürgern abſichtlich vernachläſſigt und gemieden, wurden ſie diesmal unter der allſeitigſten und lebendigſten Theilnahme vollzogen; es war eben ein neuer Geiſt in der Bürgerſchaft wach geworden und mit Ungeſtüm benutzte er die erſte Gelegenheit, ſein Daſein kund zu geben. Die Wahlen fielen faſt ohne Ausnahme auf Männer, deren bürgerliche Tüchtigkeit ebenſo anerkannt war, wie ihre Unabhängigkeit und Freiſinnigkeit, in politiſchen ſowohl

wie in religiöſen Dingen; kam dieſe Verſammlung jemals in die Lage, über Dinge von allgemeiner Wichtigkeit Beſchluß zu faſſen, ſo konnte man im Voraus verſichert ſein, daß dieſe Beſchlußnahme nur im Sinne des Fortſchritts und der Freiheit ausfallen würde.

Inzwiſchen blieb man dabei nicht ſtehen: in vierzehn Wahlbezirken der Stadt wurde von der verſammelten Bürgerſchaft einſtimmig der Antrag geſtellt, daß „die neugewählten Stadtverordneten auf geſetzlichem Wege für die Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenverſammlungen wirken ſollten.“ Wenige Tage ſpäter (15. Juli) kam der Antrag bei den Stadtverordneten ſelbſt zur Verhandlung; die Verſammlung zeigte ſich des Vertrauens, das ſie berufen, würdig, der Antrag, bei den Behörden um Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen nachzuſuchen, wurde zum Beſchluß erhoben.

Damit war nun ein Anſtoß gegeben, der wie ein Lauffeuer raſch durch alle Provinzen lief. Die bedeutendſten Städte des Landes nahmen den Antrag der Königsberger auf, indem ſie ebenfalls die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen beantragten; an ihrer Spitze Breslau, wo der königliche Beſuch, trotz den gegenſeitigen Freundſchaftsverſicherungen, noch keineswegs im Stande geweſen war, die oppoſitionelle Stimmung zu beſchwichtigen. Dieſelbe gab ſich bald darauf (Oktober 1842) bei einer noch wichtigeren Gelegenheit kund: nämlich bei der Wahl des Oberbürgermeiſters. Hierbei hatten die Stadtverordneten ordnungsmäßig drei Candidaten zu präſentiren, aus denen der König einen beſtätigte. An erſter Stelle präſentirten ſie diesmal den Regierungsrath Pinder in Königsberg, einen Mann von anerkannt freiſinniger Richtung, deſſen Candidatur überdies von Herrn von Schön durch die lebhafteſten Empfehlungen unterſtützt ward. Es war zweifelhaft, ob dieſe Wahl die allerhöchſte Beſtätigung erhalten würde; die Stadtverordneten erleichterten dem Könige die Bedenklichkeit, indem ſie neben Herrn Pinder zwei Breslauer Bürger, die Herrn Klocke und Milde vorſchlugen. Beide hatten ſich in den Breslauer Localkämpfen durch die Conſequenz und Heftigkeit ihrer Oppoſition bekannt gemacht, Beide galten als die eigentlichen Leiter und Anſtifter bei Allem, was von der Breslauer Bürgerſchaft gegen die Regierung geſchehen; es war voraus zu ſehen, daß der König, wenn er nicht das Unerhörte thun und alle drei Candidaten zurück-

weiſen wollte, von drei Uebeln das Kleinſte wählen, d. h. Herrn Pinder beſtätigen würde.

Und wie man es voraus geſehen, ſo kam es: die Beſtätigung des Herrn Pinder ließ lange auf ſich warten, aber endlich (Februar 1843) kam ſie doch, und ſo ſtand nun an der Spitze dieſer zweiten Stadt der Monarchie ein Mann von ausgeſprochenen freiſinnigen Tendenzen, ein warmer Anhänger der Verfaſſungsbeſtrebungen, ein Freund und Zögling des Herrn von Schön, bei dem die Bürgerſchaft gewiß ſein konnte, in allen kritiſchen Fällen einen ebenſo gewandten wie energiſchen Vertreter zu finden.

Inzwiſchen machte die Agitation ihre Runde durch das Land; ſelbſt Gegenden, in denen bis dahin von oppoſitionellen Elementen kaum noch eine Spur geweſen, wie die Provinz Sachſen und Pommern, ſelbſt Städte wie Halle, Merſeburg (beide in November 1842) Stettin u. ſ. w. folgten dem Königsberger Beiſpiel. Zwar in Berlin wurde der Antrag abgelehnt (Oktober 1842) und in Potsdam (ebenfalls im Oktober) begnügte man ſich, nur auf „beſchränkte Oeffentlichkeit" anzutragen: aber dafür war das Eine auch Berlin und das Andere Potsdam.

Selbſt in den Rheinlanden gab ſich eine einigermaßen ähnliche Bewegung kund. Auf Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenverſammlungen konnte hier freilich nicht angetragen werden, aus dem einfachen Grunde, weil man überhaupt keine Stadtverordneten hatte. Die Zeit des grand empire hatte hier die letzten dürftigen Reſte mittelalterlichen Gemeindelebens vernichtet und zur Bildung einer neuen zeitgemäßen Gemeindeverfaſſung hatte es trotz mancherlei Verſuchen und Vorſchlägen noch immer nicht kommen wollen. So herrſchte denn hier, in den übrigens auf ihre vorgeſchrittene politiſche Bildung ſo ſtolzen, auf ihre Rechte und Privilegien ſo eiferſüchtigen Rheinlanden, in Hinſicht der Gemeindeangelegenheit eine Beamtenwillkür, gegen die der Zuſtand der alten Provinzen, beſonders in denjenigen Städten, in denen noch die ältere unrevidirte Städteordnung herrſchte, ein wahrer Zuſtand der Freiheit und Unabhängigkeit war. Es mußte als ein weſentlicher Fortſchritt des bürgerlichen Selbſtgefühls betrachtet werden, als die rheiniſchen Städte anfingen, ſich dieſes Mangels bewußt zu werden: in demſelben Sommer 1842, da die Königsberger die Oeffentlichkeit ihrer ſtädtiſchen Berathungen beantragten,

während jener prächtigen und glanzvollen Rheinreiſe des Königs, von der wir ſpäter noch näher ſprechen werden, folgte am Rhein Antrag auf Antrag „um Verleihung einer ſelbſtändigen Gemeindeverfaſſung.“ Die Stadt Aachen, eine Stadt, die ſonſt vorzugsweiſe im Geruch franzöſiſcher Sympathien geſtanden hatte, eröffnete den Reigen; ſchon Mitte September des oft genannten Jahres überreichte eine Deputation derſelben dem Könige eine Adreſſe, in welcher die Aachner Bürgerſchaft bat, der Stadt Aachen „eine auf eigner Wahl ihres Vorſtandes und ihrer Vertreter, auf Befreiung von der Bevormundung der Regierung und“ (ein wichtiger Zuſatz, der den Zuſammenhang mit den oſtpreußiſchen Beſtrebungen deutlich kund gibt) „auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen gegründete Communalverfaſſung huldreichſt zu bewilligen.“

Die gnädige Aufnahme, welche der Antrag beim König fand (er erwiderte der Deputation: „das ſei ſchön, das freue ihn unendlich, es ſei längſt ſein Wunſch geweſen den rheiniſchen Gemeinden eine größere Selbſtändigkeit zu geben“) beſchleunigte die Nachfolge der übrigen bedeutendſten Städte des Rheinlandes. Köln folgte Aachen auf den Fuß; Düſſeldorf ſchloß ſich bereits in den erſten Tagen des Oktober an, während in Trier eine Petition gleichen Inhalts unter der Bürgerſchaft circulirte. Auch der Kölner Antrag war in der Form einer Bittſchrift, unterzeichnet von den angeſehenſten Bürgern der Stadt, übergeben worden. Bürgermeiſter und Rath der Stadt, um jedem Mißverſtändniß zu begegnen, als ob ſie durch Nichtunterzeichnung der Adreſſe ihren Widerſpruch gegen den Inhalt derſelben hätten wollen zu erkennen geben, beeilten ſich, den König in einer eigenen Eingabe (Ende Oktober) zu verſichern, daß ſie ſich der Unterzeichnung der Adreſſe lediglich aus formellen Gründen enthalten hätten, daß ſie jedoch mit dem Inhalte der Bittſchrift vollkommen einverſtanden ſeien, daß ſie eine freiere Stellung der Gemeinden ebenfalls für ſehr wünſchenswerth hielten, und daß namentlich die ſelbſtändige Wahl der Bürgermeiſter und Stadtverordneten, die „Befreiung der Gemeinden von der gegenwärtig herrſchenden Bevormundung“, endlich „eine anſtändige Oeffentlichkeit der Verwaltung“ auch ihrer Ueberzeugung nach für die Rheinprovinz ein ſehr dringendes Bedürfniß ſei. —

So gährte es und regte ſich aller Orten; die Bewegung hatte einen anderen minder glänzenden, minder herausfordernden Charakter

angenommen, aber zum Stillſtand gebracht war ſie darum noch lange nicht. Ahnte der neue Miniſter dieſen Umſchwung? Erkannte er die Schwierigkeiten, die ihm daraus erwachſen konnten? Und was gedachte er zu thun, um das Verlangen der Bürger nach einem kräftigeren und unabhängigeren Gemeindeleben zu befriedigen? Sah er die Conſequenzen, die ſich daraus mit Nothwendigkeit, früher oder ſpäter, auch für die Verfaſſungsfrage ergeben mußten? Und welche Mittel hatte er in Bereitſchaft, über welchen Heilplan hatte er ſich mit ſeinem königlichen Gebieter geeinigt, um auch dieſem Grundübel des Staats hilfreich beizuſpringen? Mit den Anträgen um Reichsſtände und Verfaſſung hatte Herr von Rochow fertig werden können; ſie waren meiſtentheils noch ſehr allgemeiner Natur geweſen und die Wenigſten unter dem großen Haufen hatten ſelbſt klar gewußt, was ſie forderten. Jetzt war die Bewegung in den Schoß der Gemeinden ſelbſt verlegt; nicht mehr mit Zeitungsartikeln und Broſchüren wurde geſtritten, ſondern was hier vorlag, waren die geſetzlich gefaßten Beſchlüſſe der geſetzlichen Vertreter der angeſehnſten und einflußreichſten Städte der Monarchie. Auch nicht mehr um politiſche Theorien und Ideale handelte es ſich, ſondern um praktiſche Intereſſen, Intereſſen des ſtädtiſchen Haushalts, des Geldbeutels, die Jedermann, auch wenn er keinen Funken Bürgerſinn in ſich trug, vollkommen verſtändlich und von unzweifelhafter Wichtigkeit ſein mußten. Wird Graf Arnim geneigt ſein, dieſen Unterſchied in dem Charakter der Bewegung anzuerkennen? Wird er ihr Raum geben? Oder wenn er entſchloſſen iſt, ſie ebenfalls zu bekämpfen, wird er darin ebenſo unglücklich-glücklich ſein wie Herr von Rochow in dem Verfaſſungskampf?

Drittes Kapitel.

Fortsetzung: die Preßangelegenheit. — Rückblick auf die Entwickelung der Preßverhältnisse seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Vorliebe des Königs für Wissenschaft und Kunst; allgemeine Erwartung einer Umänderung und Erleichterung der bestehenden Preßverhältnisse. — Anträge der Provinziallandtage um Erleichterung der Presse und günstiger Bescheid darauf. — Censurverordnung vom 24. December 1841. Günstiger Eindruck derselben; baldige Enttäuschung sowohl auf Seiten des Publikums wie der Regierung. — Geschärfte Beaufsichtigung der Presse. — Erlaß des Herrn von Rochow wegen Beaufsichtigung der Leihbibliotheken: 19. März 1842. Gemischter Eindruck desselben. — Erlaß vom 7. April wegen Beaufsichtigung der Provinzialpresse. Mißstimmung des Publikums. — Aufhebung der Bildercensur 28. Mai. — Ihre Folgen. Rasche Ausbreitung der Karikaturenliteratur: Eichhorn, Bötticher, Lucas u. s. w. — Schwierigkeiten, welche dem Nachfolger des Herrn von Rochow daraus erwachsen.

Neben der Verfassungsfrage war es besonders die Preßangelegenheit gewesen, welche die Gemüther in Aufregung erhalten hatte. Und nicht blos neben, sondern sogar noch vor der Verfassungsfrage. Die Unzufriedenheit mit den herrschenden Preßzuständen war die erste oppositionelle Regung gewesen, die sich unter dem neuen Regiment bekundet hatte. Auch sie war Anfangs in sehr loyaler Form aufgetreten; seit ein so hochgebildeter, so geistreicher Monarch auf dem Throne saß, mit einer so ausgesprochenen Liebe zu Kunst und Wissenschaft, schien es unmöglich, daß die Presse in ihren alten unwürdigen Fesseln verbleibe; die eigene Ehre der Literatur, ihr Wunsch sich eines solchen Königs würdig zu zeigen, forderte sie zu neuem Leben, neuer

Thätigkeit auf — und zu dieſer neuen Thätigkeit brauchte ſie auch neue Freiheit.

Auch ſchien die öffentliche Meinung in der That des Königs eigene Abſichten in keinem Punkte richtiger zu treffen, als in der Einſtimmigkeit, mit der ſie ſich für Entfeſſelung der Preſſe ausſprach. Gleich von ſeiner Thronbeſteigung an hatte der König jede Gelegenheit ergriffen, ſich als entſchiedenen Freund und Förderer einer größeren Freiheit der Preſſe zu erkennen zu geben; während er ſonſt das Drängen der öffentlichen Meinung nicht liebte, hatte er doch diejenigen Kundgebungen, die auf Erleichterung der Preſſe hinzielten, nicht allein nicht abgewieſen, ſondern ſogar durch ſeinen Beifall ermuthigt und beſtätigt. Von allen Anträgen und Geſuchen der Provinziallandtage war keines mit ſo gnädigem Wohlwollen aufgenommen, keinem waren ſo viel Ausſichten auf Gewährung gemacht worden, als denjenigen, in denen von dem Nothſtande der Cenſur und der Nothwendigkeit, der Preſſe einen größeren Spielraum zu verſtatten, geſprochen ward. Wenn von irgend einer, ſo durfte man von dieſer Preßangelegenheit behaupten, daß ſie dem König perſönlich am Herzen lag. Auch beſchäftigte er ſich mit keiner ſo eifrig, kehrte zu keiner ſo häufig zurück wie zu dieſer; unter den vielfachen Plänen und Projekten, welche die erſten Jahre der neuen Herrſchaft bezeichneten, waren die Projekte und Pläne für Umgeſtaltung der Preßverhältniſſe bei Weitem die zahlreichſten. Daß ſie meiſtentheils auf dem Papier blieben und daß, während alle Welt von der Aufhebung oder doch wenigſtens von der Milderung der Cenſur ſprach, die Cenſurunterdrückungen und Bücherconfiscationen in Preußen ſo munter ihren Fortgang nahmen wie noch nie, das war freilich ein Uebelſtand. Doch maß man die Schuld davon ſtets nur der Schwierigkeit der Sache oder dem ungeſchickten Verfahren der Beamten bei, niemals dem Könige ſelbſt, deſſen edle und großherzige Abſichten vielmehr gerade in dieſem Punkte den allgemeinſten Glauben fanden.

Auch ſollte dieſer Glaube ſich nicht getäuſcht haben: der Erlaß des Königs vom 21. December 1841, das bekannte „Chriſtgeſchenk" des Königs an die Nation, erfolgte und das Publikum jauchzte laut auf über „dieſe Emanation des Allerhöchſten Willens", die der preußiſchen Preſſe eine ſo glänzende, ſo glückliche Zukunft zu eröffnen ſchien.

Doch dauerte der Jubel, wie früher erzählt, nicht lange; man sah sich das gepriesene „Ehrenzeichen" näher an und kam, zur schmerzlichsten Ueberraschung, dahinter, daß bei aller Anerkennung des edlen königlichen Willens es doch in der That ein sehr zweideutiges, ein sehr unzulängliches Geschenk war. Die Verordnung vom 24. December 1841 hob die Censur nicht auf, beschränkte sie auch nicht, unterwarf sie nicht einmal neuen gesetzlichen Bestimmungen: sie bekräftigte vielmehr das bekannte Censurgesetz vom Jahre Neunzehn und schärfte es den Censoren als Richtschnur ihres Verfahrens ein, und zwar that sie das in demselben Augenblicke, während sie übrigens die Unvernunft und Zweckwidrigkeit des bisherigen Verfahrens constatirte. Sie stellte also durchaus kein neues Princip auf, sie verlangte nur die richtigere Anwendung des alten, das doch längst als verderblich erprobt war und in Bezug dessen daher auch von richtiger oder unrichtiger Anwendung gar keine Rede sein konnte; sie stellte ein Ideal von Schriftstellern wie von Censoren auf und wollte namentlich zu letzterem Amt nur solche Männer zulassen, welche „wohldenkend und scharfsichtig zugleich, die Form von dem Wesen der Sache zu senkern und sich mit sicherm Tact hinwegzusetzen wüßten über Bedenken, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an sich diese Bedenken nicht rechtfertigten." Und bei alledem sagte sie doch und konnte doch selbst nicht sagen, was wohl- und was übeldenkend sei und wo die Bedenklichkeiten anfangen und wo sie aufhören sollten! Der Erlaß vom 24. December war somit, trotz der edlen Absicht des Königs, doch ohne praktische Bedeutung; eine Blumenlese wohltönender, aber inhaltleer Allgemeinheiten, vermochte er in der Sache selbst nichts zu ändern, wohl aber steigerte er durch die unbestimmten Erwartungen, die erregte, die allgemeine Gährung und machte das Publikum in seinen Forderungen noch immer ungeduldiger und stürmischer.

Der größere Theil der Presse hatte sich gleich bei Erscheinen der Verordnung in diesem Sinne geäußert; wenige Monate genügten, ihre Preßberichtungen zu bestätigen und das Anfangs so enthusiastische Publikum zu derselben Ansicht zu bekehren. Die Verordnung war unter den Lichtern des Weihnachtbaums erlassen; als der Schnee schmolz, war der Freudenrausch längst verflogen, Jedermann wußte jetzt, Jedermann sagte auch, daß der edle königliche Wille wieder

einmal beim Ziel vorbeigeſchoſſen und daß durch die Verordnung vom 24. December nichts geändert, nichts gebeſſert, Niemand befriedigt oder erleichtert war.

Auch nicht einmal auf Seiten der Regierung ſelbſt. Das Verfahren der einzelnen Cenſoren war noch ebenſo ungleich, die Beſchwerden noch ebenſo häufig, die Ausſchreitungen und Fehlgriffe und in Folge deſſen auch die Beſchlagnahmen und Verfolgungen noch ebenſo zahlreich als früher, und vielleicht noch zahlreicher. Es war alſo auch die Lage der Regierung der Preſſe gegenüber noch ebenſo unbequem, ihr Gang noch ebenſo widerſpruchsvoll und unſicher wie bisher.

Einen deutlichen Beweis dieſer Unſicherheit gaben einige Erlaſſe, die Herr von Rochow noch in den letzten Monaten ſeiner Amtsverwaltung in Umlauf ſetzte und die viel von ſich reden machten, weil man darin ein, wenn auch vorläufig noch verſtecktes Bemühen der Regierung entdecken wollte, die Vergünſtigungen, welche durch die Verordnung vom 24. December 1841 hatten gewährt werden ſollen, unter der Hand wieder zurückzunehmen und den kaum nachgelaſſenen Zügel aufs neue anzuziehen, und zwar ſtraffer als zuvor. Der erſte dieſer Erlaſſe datirte vom 19. März und betraf die beſſere Beaufſichtigung der Leihbibliotheken. Im Eingang wurde anerkannt, daß „in Folge des durch den allgemeinen Volksunterricht erzeugten regen Strebens nach geiſtiger Fortentwicklung" Lectüre „unläugbar zum Volksbedürfniß" geworden ſei. Allein ſo „erfreulich" auch „dieſer lebhafte Bildungstrieb" in einem Staate ſein müſſe, „deſſen Kraft vor Allem auf geiſtigen Hebeln beruhe", ſo dringend nothwendig erſcheine es, dieſen Trieb durch „ſorgfältige Ueberwachung und Leitung" vor „Abwegen" zu bewahren, da derſelbe, „in der Wahl ſeiner Mittel der Befriedigung ſich ſelbſt überlaſſen", in demſelben Maße „zur Ausartung" führen könne, wie er, auf das „Gute und Nützliche" gelenkt, auf geiſtige Entwicklung und ſittliche Veredlung entſchieden einwirken müſſe. Das große Publikum ſei nicht in der Lage Bücher zu kaufen, vielmehr könne es ſeine Leſeluſt nur durch Leihbibliotheken befriedigen; der Einfluß dieſer Anſtalten auf den Volksgeiſt, in einem Lande, wo „ſelbſt der Landmann ſeine Mußeſtunden mit Leſen auszufüllen beginne", ſei mithin kaum zu berechnen und überſteige „am Umfang wie an nachhaltiger Wirkung den des

geſammten Buchhandels und der Tagespreſſe.“ Zur Motivirung dieſer gewichtigen Aeußerung (in denen Manche freilich nur eine groſse Uebertreibung erblickten und nicht mit Unrecht: denn die Leihbibliotheken können doch immer nur colportiren, was der Buchhandel producirt hat) wurde angeführt, daß Bücher nur ſehr ſelten von den unteren Ständen gekauft, Tagesblätter nur flüchtig geleſen würden, Bücher aus der Leihbibliothek aber ſchon wegen der Geringfügigkeit des Abonnements auch den Aermeren zugänglich ſeien. Dazu komme ferner, daß die entliehenen Bücher mit Muſse durchgeleſen werden könnten und deshalb um ſo entſchiedener auf Geſinnung und Meinung einwirkten, je weniger der Halbgebildete im Stande ſei, den Inhalt, „ſei er welcher er wolle“, zu beherrſchen.

Die bisher zur Ueberwachung jener Bücherleihanſtalten beſtandenen Maſsregeln (fuhr der Miniſter fort) wären „ſchwierig in ihrer Ausführung“ und bei alledem „nicht einmal ausreichend.“ Gleichwohl erheiſchten die in den Leihbibliotheken ausgegebenen Bücher eine ſtrengere Controlle als die im Buchhandel debitirten: weshalb auch alle Bücher, deren Inhalt dem Halbgebildeten ſchädlich werden könne, von den Leihanſtalten ausgeſchloſſen werden müſsten. Allerdings ſeien ſchon früher „Kategorien für Charakteriſirung der zu- und unzuläſſigen Bücher“ feſtgeſtellt: doch „genügten ſie nicht“, da die Anwendung auf den einzelnen Fall immer weſentlich dem „Ermeſſen der Polizei“ anheimfalle. Der Miniſter räumte ein, daß „ein competentes literariſches Urtheil“ von der Mehrzahl der Polizeibehörden, beſonders in kleineren Städten nicht zu erwarten ſtehe und gehöre dies, „wie ſo manche andere faſt unvermeidliche Uebelſtände“, zu den „weſentlichſten Unvollkommenheiten“ der bisherigen Anordnungen, beſonders da „auch der geſetzliche Bildungsgrad und die Urtheilsfähigkeit der zu conceſſionirenden Leihbibliothekare keine ſichere Gewähr für Sittlichkeit und Loyalität leiſten können.“

Zur Abhülfe dieſer Uebelſtände ſollten nun die Oberpräſidenten der Provinzen, an welche der vorliegende Erlaſs in Form eines Circularſchreibens gerichtet war, behülflich ſein. Daß mit einer bloſsen „Verſchärfung“ der bisherigen Anordnungen „nichts auszurichten“ ſei, geſtand der Miniſter ſelber zu. Deſto mehr verſprach er ſich von der „Bildung von Privatvereinen“, welche, „indem ſie zugleich den Gemeinſinn begünſtigten, die obrigkeitliche Controlle unterſtützen und

durch Errichtung von Vereinsbibliotheken, wie ſchon an mehren Orten geſchehen ſei, einen durchgreifenden Erfolg ſichern würden.“ Dies würde die „wahre poſitive Ergänzung“ ſein zu der Einwirkung der Polizei, die „ihrer Natur nach ſtets nur negativ ſein könne.“ Solle nämlich das vorhandene Leſebedürfniß zu einem „wahren Hebel des Fortſchritts der Sittlichkeit und Loyalität“ dienen, ſo dürfe der Nutzen einer wohlfeil gebotenen Volksliteratur zur Kräftigung eines geſunden Sinnes nicht verkannt werden. Die „Gegenwart“ zeige eine „unzweifelhafte Neigung“ ſich zum Beſten „gemeinnütziger Zwecke“ zu aſſociiren. Hoffentlich werde es nur dieſes Anſtoßes bedürfen, um dieſen Aſſociationstrieb der Zeit auf die Bildung derartiger Vereinsbibliotheken hinzulenken. Zum Schluß folgte dann noch ein heftiger Ausfall gegen die „ſchlechte Preſſe“; der Miniſter ſtellte es als einen Hauptvortheil der vorgeſchlagenen Vereine und der von ihnen gebotenen beſſeren Geiſtesnahrung dar, daß dadurch „namentlich die große Zahl leichter und geſinnungsloſer Schriftſteller discreditirt und zum Schweigen genöthigt werden, welche aus der Vielſchreiberei ein Gewerbe machen und eine Fülle verderblicher, mindeſtens zeitödtender Lectüre in die Welt ſenden, weil ſie eines Honorars für ihre Machwerke bei dem gegenwärtig durch die Leihbibliotheken geſicherten Abſatze derſelben gewiß ſein können.“

Der Eindruck, welchen dieſes Circular im Publikum, dem es wenige Wochen ſpäter durch die Zeitungen bekannt ward, hervorbrachte, war ſehr gemiſchter Natur. Eine gewiſſe Anerkennung der Literatur und ihres Einfluſſes lag offenbar darin, und namentlich die Schriftſteller ſelbſt würden ſich dadurch geſchmeichelt gefühlt haben, wäre dieſe Anerkennung nicht andererſeits wieder von ſo viel Aengſtlichkeit begleitet, mit ſo viel gehäſſigen, wenigſtens für dieſen Ort nicht paſſenden Ausfällen und Verdächtigungen verbrämt geweſen. Das Zugeſtändniß, daß die Polizei nur immer „negativ“ wirken könne, wurde beſtens acceptirt und auch was der Miniſter über den Aſſociationstrieb der Gegenwart äußerte, enthielt ein Anerkenntniß der Zeitrichtung, deſſen man ſich aus dieſem Munde am Wenigſten verſehen hatte. Aber leider hatte man auch ſchon erfahren und ſollte bald noch ſchlagendere Beiſpiele davon erleben, nach welcher Seite hin die Regierung dieſen Trieb der Zeit begünſtigte und nach welcher ſie ihn unterdrückte; hatten wir nicht der pietiſtiſchen Vereine ſchon genug? Und wer war blind genug,

um nicht vorauszuſehen, daß die „Leſevereine", die der Miniſter hier ſo dringend anempfahl, mit wenigen Ausnahmen ebenfalls in die Hände der Pietiſten gerathen würden und müßten, da man nämlich nur ihnen die Erlaubniß dazu ertheilen würde? Am Empfindlichſten aber fühlte das Publikum ſich von der Zumuthung berührt, die Polizei bei „Beaufſichtigung" der Leihbibliotheken zu „unterſtützen" und ſo gewiſſermaßen den Polizeiagenten zu machen. Koſtete die Polizeiverwaltung Staat und Gemeinden nicht jährlich ſo und ſo viel Millionen? Stand ihr nicht ein ganzes Heer von Beamten zu Gebote? Steckte ſie ihre Naſe nicht in Alles und über jeden zerbrochenen Topf und jede ausgetretene Straßengoſſe ſaß ſie zu Gerichte? Und nun wollte ſie nicht einmal im Stande ſein, die Hand voll Leihbibliotheken zu controlliren? Was für eine Polizei war das denn und wozu bezahlten wir ſie ſo theuer, wenn wir ſelbſt noch ſchließlich ihre Spione machen ſollten? — Auch ruhiger Urtheilende vermißten in dem Erlaß die Beſtimmtheit und Klarheit, welche obrigkeitlichen Verfügungen jederzeit beiwohnen ſoll; ſie beklagten die Unſicherheit und Vieldeutigkeit der von dem Miniſter aufgeſtellten Kategorien, ſie fragten auch hier wieder, was denn ſeicht und tiefſinnig, was gut und ſchlecht, nützlich und ſchädlich, geſinnungsvoll und geſinnungslos ſein ſolle und wer ſchließlich darüber zu Gerichte ſitze, wenn nicht Geſchmack und Bedürfniß des Publikums ſelbſt; ſie ſahen endlich in dem ganzen Schreiben des Miniſters nur einen Wiederausbruch jenes Bevormundungstriebes, jener kleinlichen Furcht und Aengſtlichkeit, die in der Verwaltung des Staats ſchon ſoviel Unheil angerichtet und namentlich die Pläne des neuen Königs ſchon ſo oft und auf ſo verderbliche Weiſe gekreuzt hatten.

Einen ganz ähnlichen Eindruck machte die zweite Verfügung, die wenige Wochen ſpäter (April 7.) erſchien, jedoch erſt in den letzten Tagen des Mai durch die Zeitungen bekannt wurde. Es war ebenfalls ein Circularſchreiben an die Oberpräſidenten; der Gegenſtand war die „Beaufſichtigung der periodiſchen Preſſe und Tagesliteratur in den Provinzen." In der Einleitung machte der Miniſter der Preſſe wiederum ſein Compliment; die literariſchen Neigungen des Königs blieben alſo doch nicht ganz ohne Einwirkung, ſelbſt ein Büreaukrat wie Herr von Rochow, der bis dahin nach Literatur und Literaten nicht das Mindeſte gefragt hatte, ſah ſich genöthigt, der Preſſe ein

gewiſſes Recht der Exiſtenz, ſowie einen gewiſſen Nutzen zuzugeſtehen. Die periodiſche Preſſe, ſagte der Miniſter, nehme unter den Mitteln, aus denen das geiſtige Bedürfniß des Volks ſeine Befriedigung ſuche, eine „vorzügliche“ Stelle ein, indem ſie jeglichem Intereſſe, dem politiſchen wie dem wiſſenſchaftlichen, dem äſthetiſchen und gewerblichen eine „regelmäßige und allgemein zugängliche Nahrung“ biete, die „durch den Reiz der Neuheit verſtärkt“ ſowohl Belehrung als Unterhaltung“ gewähren ſolle. Wenn ihre Bedeutung durch die „in allen Volksklaſſen hervorgetretene geiſtige Regſamkeit“ fortwährend geſteigert werde, ſo habe auch die neue Cenſurinſtruction (eben das „Chriſtgeſchenk“ vom December 1841) die „Wichtigkeit der Tagesliteratur“ erhöht: weshalb es denn auch erforderlich wäre, ihre „Bewegung näher ins Auge zu faſſen“ und über „Gehalt, Richtung und Einfluß“ derſelben ſich „zu orientiren.“ Das „reiche Material“, welches dieſelbe „für die Beurtheilung der politiſchen, ſittlichen und intellectuellen Bildung der Nation“ darbiete, ſei „bisher nicht genugſam gewürdigt worden“: aus dem Inhalte, dem Tone und „der Farbe“ der Blätter einer Provinz, aus „dem Umfange und der Bildungsſtufe ihrer Leſerkreiſe“ ließen ſich die gewichtigſten Folgerungen auf die geiſtigen Zuſtände der Einwohnerſchaft ziehen; ein Ueberblick der geſammten periodiſchen Literatur aller Provinzen aber würde zugleich ein treffendes Bild der geiſtigen Phyſiognomie der Nation gewähren. Ein ſolcher Einblick ſei jedoch nur zu gewinnen, wenn man dabei eine „umfaſſende Charakteriſtik der Tagesliteratur“ ſowie eine „vollſtändige Information über den Umfang ihrer Verbreitung und ihrer Benutzung“ zu Grunde legen könne.

Auch dieſer Einleitung wieder ließ ſich eine gewiſſe gute Abſicht, eine gewiſſe Willfährigkeit, die geiſtigen Intereſſen und Bedürfniſſe der verſchiedenen Provinzen kennen zu lernen, nicht abſprechen. Aber daſſelbe Verhängniß, das über dem Circular wegen der Leihbibliotheken waltete und das überhaupt die meiſten guten Abſichten der Regierung ſchon im Keime erſtickte, das Verhängniß, etwas zu wollen, was zwar an ſich recht gut und löblich, aber nur leider unausführbar war, haftete auch an dieſer Bekanntmachung. Zwar gab der Miniſter im weiteren Verlauf ſeines Schreibens eine ſehr genaue, faſt ängſtlich detaillirte Anweiſung, wie bei Ausführung ſeiner Vorſchrift zu verfahren. Die bisherigen Verzeichniſſe, welche

die Oberpräſidenten einzureichen pflegten, hätten nur den äußerlichen Beſtand der Preſſe berückſichtigt und dienten lediglich zur „polizeilichen Controlle“; jetzt aber handle es ſich darum die periodiſche Literatur „als Quelle zu benutzen für das Verſtändniß und die Fortbildung der Volkszuſtände“ und ſo bedürfe es denn auch fortan „eines näheren Eingehens auf das Weſen und Wirken der Tagespreſſe, einer aufmerkſamen Verfolgung ihrer Bewegung und einer gründlichen Kenntniß ihres Gehalts und ihrer Einwirkung.“ Es müſſe daher Bericht erſtattet werden über „Gehalt, Richtung, Leiſtung und Einfluß der geſammten Journaliſtik der Provinz“, um ſo die „nöthigen Daten“ zu erhalten für „Beurtheilung des Bildungszuſtandes und des Geiſtes der Provinz und der Phyſiognomie der dortigen Tagesliteratur.“ Dieſer Bericht habe ſich auf alle inländiſchen Zeitſchriften zu erſtrecken, „die der miniſteriellen Conceſſion bedürften“, der politiſchen ſowohl wie der wiſſenſchaftlichen oder welcher Kategorie ſie ſonſt angehörten. Im Uebrigen ſollten bei Abfaſſung des Berichts folgende „Rubriken“ ausgefüllt werden: erſtens „Qualification der Cenſoren“; dann „Charakter und Tendenz der Zeitſchriften“; „Werth und Zweckmäßigkeit derſelben“; „Größe ihrer Auflage, Zahl ihrer in der Provinz debitirten Exemplare“; „Umfang und Bildungsſtufe ihrer Leſerkreiſe.“ In den beiden erſten Rubriken ſei eine möglichſt prägnante „Charakteriſtik“ des „weſentlichen Gehalts, der Richtung und Farbe“ der Zeitſchrift nebſt einem „motivirten Urtheil über Leiſtung, Werth und relativen Nutzen derſelben“ zu geben. Die drei folgenden ſollten nächſt den Zahlenangaben zugleich den „Einfluß“ der einzelnen Blätter ins Licht ſtellen. Zur „Vervollſtändigung des die geiſtigen Zuſtände der Provinz alſo charakteriſirenden Bildes“ ſei es „weſentlich erforderlich“, auch über „die Benutzung der auswärtigen Zeitſchriften im Inlande“ eine Notiz beizugeben, die indeß „nur kurz“ zu ſein und ſich nur auf eine annähernde Zahl der in der Provinz curſirenden Exemplare, ſowie auf „Bezeichnung der Leſerklaſſen“ derſelben zu beſchränken brauche. Auch brauche ein ſolcher ausführlicher Bericht nur einmal eingereicht zu werden; ſpäter genüge eine im Februar . . . . .

Aber genug und ſchon zuviel der Auszüge: das Publikum ſah aus dieſem Actenſtücke, halb mit Schadenfreude, halb mit Entrüſtung, wie groß noch immer die Furcht der Bureaukratie vor der Preſſe, wie

ſchwerfällig ihr Mechanismus und wie ungeſchickt ſie war, trotz der Reichhaltigkeit ihrer Mittel, das zu erfahren, was ſie gern erfahren wollte. In der That ließ ſich nichts Ungeſchickteres, nichts Unmöglicheres denken als dieſe ſo genau detaillirte Vorſchrift; war es die Abſicht der Regierung, die wahre Beſchaffenheit der Preſſe niemals kennen zu lernen, ſich ewig mit einem Schattenbilde herumzuſchlagen, ewig Angſt zu haben vor einer Gefahr, die entweder gar nicht oder doch nicht da exiſtirte, wo man ſie ſuchte, dann allerdings war dies der richtige Weg. Die „Qualification der Cenſoren" wollte die Regierung aus dieſen Berichten kennen lernen: aber wäre es nicht beſſer, wäre es nicht das allein Vernünftige geweſen, ſie hätte ſie vorher gekannt und geprüft, bevor ſie zu Cenſoren gemacht wurden? Und nach welchen Eigenſchaften ſollte dieſe „Qualification" abgemeſſen werden? War das der beſte Cenſor, der am meiſten ſtrich? Nach einzelnen Erfahrungen, die man gemacht, z. B. mit Herrn Abegg in Königsberg, über deſſen plötzliche Entfernung vom Cenſoramt (December 1841) wir früher berichteten, ſchien es faſt ſo: und was mußte dann die nächſte und unvermeidliche Folge dieſer Berichte ſein, wenn nicht eine unnöthige und eigenſinnige Schärfung der Cenſur, eine Schärfung, nicht hervorgegangen aus dem Zwang des Geſetzes, ſondern lediglich aus der perſönlichen Furcht der Cenſoren, eine ſchlechte Nummer in dieſem Teſtimonium zu bekommen?

Ebenſo zweideutig und unausführbar war die Beſtimmung wegen „Werth und Zweckmäßigkeit" der Zeitſchriften; wer entſchied über dieſen Werth? Wer ſagte, worin die Zweckmäßigkeit beſtehen ſollte? Und wie wollte man es ferner anfangen, die „Bildungsſtufe" der verſchiedenen Leſerkreiſe zu erforſchen? Der Bericht verlangte ein „motivirtes" Urtheil: aber auch das beſtmotivirte Urtheil mußte in dieſem Falle immer noch eine ſehr individuelle Färbung tragen, die unter Umſtänden der Wahrheit höchſt gefährlich werden konnte. Ueberhaupt dieſe Begriffe von Werth, Einfluß, Zweckmäßigkeit, wie unbeſtimmt, wie relativ! Welcher Verdrehung der Thatſachen, welchen Angebereien und Verdächtigungen öffneten ſie Thor und Thür! Das Tollſte aber von Allem war, daß, wie der Miniſter mit größter Naivetät hinzuſetzte, „ohne Zweifel vorzugsweiſe die Cenſoren der betreffenden Tagesblätter in der Lage ſein würden, in allen dieſen Beziehungen, namentlich für die Charakteriſtik der

Zeitſchriften die zuverläſſigſten Daten an die Hand zu geben.“ Das hieß denn doch wirklich den Bock zum Gärtner ſetzen; das hieß den Cenſoren außer ihrer offiziellen Gewalt noch eine discretionäre in die Hand geben, durch die ſie ſchlechthin zu Herren der Preſſe gemacht wurden.

Und ſo machte denn auch dieſer Erlaß nur den Eindruck einer großartigen, obenein ſehr ſchlecht angelegten und ſchwer ausführbaren Spionage; die berüchtigten Conduitenliſten, die ſchon bei Militair und Beamten ſoviel Anſtoß erregten, ſollten — dies war, um mit Shakſpeare's Kapitain Rym zu ſprechen, das Kurze und das Lange des Miniſterialerlaſſes — nun auch auf die Journaliſtik ausgedehnt werden; gleich dem Soldaten in der Compagnie, ſollte jedes Blatt und jede Nummer jedes Blattes, ja wo möglich jeder Leſer in den Regiſtern der Behörden verzeichnet ſtehen und wehe dem, der ſich eine Abweichung von dem allgemeinen literariſchen Exercirreglement geſtatten würde! Der Groll, zu dem man ſich gegen Herrn von Rochow ſchon ſo lange und aus ſo vielen Gründen berechtigt fühlte, erreichte Angeſichts dieſes Erlaſſes ſeine äußerſte Höhe; jetzt hielt man es für ſonnenklar, daß er es jederzeit nur darauf abgeſehen, die wohlwollenden Abſichten ſeines königlichen Gebieters zu hintertreiben und Unfrieden zu ſäen zwiſchen das Volk und ihn. Dieſer Miniſter wollte die Wahrheit nicht; ſo lange er an der Seite des Thrones ſtand, hatte der König auf keinen Frieden, das Volk auf keine Freiheit zu rechnen.

Und wirklich ſchien Herr von Rochow wenigſtens in Betreff der Preſſe ein gewiſſes Doppelſpiel zu treiben. Denn während er in dieſem Erlaſſe der Preſſe ſcheinbar die größten Complimente machte und mit glatten Worten von ihrer nationalen Bedeutung und ihrem Einfluß auf das Volkswohl ſprach, that er gleichzeitig alles Mögliche, den Einfluß der Preſſe zu beſchränken und ihren Werth in den Augen des Publikums, ſowie namentlich der Behörden herabzuſetzen. Niemals waren in Preußen die Cenſurgeſetze mit größerer Strenge gehandhabt worden als während der letzten Monate des Rochow'ſchen Miniſteriums; niemals war die Cenſur ſo eifrig im Streichen, niemals die Polizei ſo thätig im Confiſciren geweſen. Das „Athenäum“, eine neu begründete Berliner Zeitſchrift, an der ſich namentlich die jüngere Schriftſtellerwelt der Hauptſtadt betheiligte, wurde

wegen ihrer liberalen Richtung unterdrückt (December 1841). Einer anderen Zeitschrift, die unter dem Titel „Die Grenzboten" vor kurzem von einem deutschen Literaten in Brüssel begründet worden, wurde trotz ihrem unanstößigen Inhalt der Zutritt in Preußen nicht gestattet. Nicht blos politische Broschüren und Schriften, selbst Romane und Gedichte wurden als aufregend verboten. Und das Alles zu derselben Zeit, da der König in dem oft genannten „Christgeschenk" seine entschiedene Absicht ausgesprochen hatte, die Fesseln der Presse zu erleichtern und ihr eine größere Freiheit der Bewegung zu gestatten!

In pikantem Gegensatz mit diesem Terrorismus stand ein drittes Circular, das Herr von Rochow unterm 28. Mai desselben Jahres an sämmtliche Oberpräsidien erließ, betreffend „die Aufhebung der Bildercensur." Es sei, erklärt der Minister darin, bisher „angenommen" worden, daß Bilder, welche durch Lithographie, Kupferstich oder sonst zur Vervielfältigung und zum Verkauf bestimmt wären, „der Polizeicensur" unterworfen seien. Der Minister habe sich jedoch „überzeugt", daß „aus allen bedenklichen Gründen, sogar die älteren nicht ausgenommen", sich keine solche „präventive Beschränkung des Verkehrs mit Bildern" herleiten lasse und daß mithin die Bildercensur der „gesetzlichen Grundlage" entbehre. Da aber gerade die Censur, „schon ihres singulären Charakters halber" überall der „strengsten Auslegung" bedürfe und „streng auf das durch positive Gesetze ihr angewiesene Gebiet beschränkt werden müsse, so dürften, unter Aufhebung des Reskripts vom 21. Januar 1823, die zur Vervielfältigung und zum Verkauf bestimmten Bilder inskünftige nicht mehr der Polizeicensur vorgelegt werden: wobei es sich jedoch nach den gesetzlichen Bestimmungen von selbst verstehe, daß „jede auf einem Bilde angebrachte Schrift der vorgängigen Erlaubniß des Censors unterliege."

Das Publikum brauchte einige Zeit um sich von der Ueberraschung zu erholen, welche diese unerwartete Begünstigung ihm bereitete. Mit dem bekannten Charakter des Herrn von Rochow vermochte es dieselbe nicht zu vereinigen. Auch hatte der Grund, den der Minister selbst anführte, in der That wenig Plausibles: es war schwer denkbar, daß die Behörden fast volle zwanzig Jahre hindurch ein Verfahren zur Anwendung gebracht haben sollten, das jeder ge-

ſetzlichen Grundlage entbehrte. Noch ſchwerer aber war zu ergründen, warum, wenn dies einmal geſchehen und wenn die Bildercenſur ſeit zwanzig Jahren ungeſetzlich, aber factiſch geübt worden — warum man es alsdann nicht auch ferner dabei belaſſen wollte. War das Gewiſſen des Miniſters doch ſonſt nicht ſo empfindlich, kam es ihm doch ſonſt auf eine Ungeſetzlichkeit mehr oder weniger nicht an; warum nahm er denn dieſe Angelegenheit auf einmal ſo delikat? Sollte es wirklich nichts weiter ſein, als gleichſam der Triumph büreaukratiſcher Gewiſſenhaftigkeit, die vor lauter Buchſtabenſchick lieber ihr eigenes Werk vernichtet, blos weil ſie kein geſchriebenes Document, kein Reſcript, keine Novelle findet, durch die ſie es unterſtützen könnte? Aber das Reſcript über die Bildercenſur vom 21. Januar 1823 exiſtirte ja; warum ſollte es nicht dieſelbe geſetzliche Geltung haben wie unzählige andere? Und wenn man einmal anfangen wollte, bei allen Reſcripten nach ihrem geſetzlichen Grunde zu fragen, wie viele würde man da noch finden, die aufgehoben werden müßten?'

Das Publikum ſuchte alſo nach anderen gültigeren Gründen, und es fand ſie in der bekannten humoriſtiſchen Laune des Königs und dem Wohlgefallen, das er an dem Draſtiſch-Komiſchen, dem Witzig-Satiriſchen hatte. Der König war bekannt als einer der witzigſten Männer ſeiner Zeit; ſchon als Kronprinz hatte er dem Tagesgeſpräch eine Menge von pikanten Anekdoten, von Bonmots und Schnurren geliefert, theils wahre, theils erfundene, und auch mit ſeiner Schlagfertigkeit war dieſe Quelle keineswegs verſiegt. Wer aber ſelbſt gern witzig iſt, pflegt auch Witz und Heiterkeit an Andern zu lieben und iſt es ein Menſch von echter Bildung, ſo wird er es nicht übel deuten, wenn der Witz ſich auch einmal gegen ihn ſelbſt wendet. — Der König war ferner ſchon in England geweſen; die engliſche Karikaturliteratur war weltberühmt, der Reichthum ihrer Einfälle, ihr ſcharfer Witz, ihr unverſiegbarer Humor waren ebenſo ſprüchwörtlich wie der Gleichmuth, mit dem ſelbſt die höchſtgeſtellten Perſonen in England die Angriffe des Karikaturenzeichners ertrugen. Wenn der König nun wünſchte oder wenigſtens den Verſuch machen wollte, bei ſich in Preußen etwas Aehnliches großzuziehen, ſo ſchien das ebenſo ſehr ſeinem freien humoriſtiſchen Sinne als ſeinen künſtleriſchen Neigungen zu entſprechen. —

Als dann bald darauf der Rücktritt des Herrn von Rochow

bekannt wurde, tauchte noch eine andere Erklärungsweise auf: sein nah bevorstehender Rücktritt, behauptete man, sei ihm selbst damals bereits bekannt gewesen und so habe er der Versuchung nicht widerstehen können, seinem Nachfolger mit der Aufhebung der Bildercensur noch ein richtiges Danaergeschenk zu hinterlassen.

Und eine neue Quelle großer und mannigfacher Schwierigkeiten, das ließ sich nicht läugnen, hatte er dem Grafen Arnim damit allerdings eröffnet. Sowie das Publikum sich nur von der ersten Ueberraschung erholt hatte, machte es sich alsobald mit frischen Kräften darüber her, die neugebotene Freiheit zu genießen. Die Zahl der Karikaturen, die von Woche zu Woche erschienen, war außerordentlich; die Einfälle fielen gleichsam aus der Luft, die Zeichner wuchsen aus dem Boden; so jung die Sache bei uns war, so hatten wir doch bald eine Karikaturenliteratur, die sich mit der englischen messen konnte. Der Charakter derselben war durchaus politisch; die Verfassungsfrage, die Presse, das Treiben der Pietisten u. s. w. bot einen unerschöpflichen Stoff. Dazu wollte es der Zufall, daß gerade einige der hervorragendsten Persönlichkeiten der damaligen Tagesgeschichte theils durch ihre Namen, theils durch andere zufällige Eigenschaften, der Symbolik des Karikaturenzeichnens aufs bequemste entgegen kamen. Auf unzähligen Bildern sah man Johann Jacoby's geistvolles, scharfgeschnittenes Gesicht, mit den vier Fragezeichen daneben, die lange spitze Feder vor sich hertragend gleich einer Lanze. Und welche glückliche Ironie des Schicksals war das, daß der Cultusminister Eichhorn, der neue Oberpräsident der Provinz Preußen, Schön's Nachfolger, Bötticher hieß? Dieser Schulrath Lucas in Königsberg, den wir noch späterhin bei dem Prozeß gegen den Oberlehrer Witt werden kennen lernen, zu welchen Anspielungen gab auch sein Name Veranlassung! Ueberall, wohin man sah, knusperten die „Eichhörnchen" an den Blättern, bemühten die „Bötticher" sich vergebens, mit plumpen Hammerschlägen den gährenden Most im Fasse zurückzuhalten, blökte der Stier des Evangelisten „Lucas" den Beschauer in edler Gemüthsruhe an.

Die Karikatur ging noch weiter, sie wagte sich an noch höhere und bedenklichere Gegenstände. Da der Buchstabe des Gesetzes dabei genau inne gehalten wurde, d. h. da sich auf keiner dieser Karikaturen ein geschriebenes Wort fand, so war ein Einschreiten der Be-

hörde unmöglich. In den wenigen Fällen, wo es dennoch versucht ward, schlug der Versuch jedesmal gegen die Behörde aus: nicht der Zeichner, der keinen Namen genannt, keinen Schlüssel gegeben hatte, sondern die Behörde selbst, indem sie die sträfliche Beziehung herausfand und aussprach, war der eigentliche Injuriant.

Die Karikaturenliteratur machte die Sache der Opposition außerordentlich populär; sie gab den Leuten etwas zu lachen und dafür sind sie immer dankbar. Dieser Beifall erstreckte sich weit über die Grenzen Preußens hinaus, halb schmunzelnd, halb neidisch, sah das übrige Deutschland diese Ausbrüche eines Humors, der bis dahin in Deutschland eine so fremde Pflanze gewesen war und den man den trockenen Preußen am allerwenigsten zugetraut hatte. Die Preußen aber waren stolz auf ihre neue Freiheit; sie vergaßen, daß es eine geschenkte Freiheit war, keine errungene und daß dieselbe Hand, die ihnen das Geschenk so unvermutet dargereicht hatte, es ihnen auch ebenso unvermutet wieder nehmen konnte.

Das Gehässige dieser Zurücknahme aber mußte natürlich auf den Grafen Arnim zurückfallen, und insofern konnte die Aufhebung der Volksrepräsentur kaum allerdings eine Rache heißen, die Herr von Rochow seinem Nachfolger geraubt hatte.

Viertes Kapitel.

Mißstimmungen und Schwierigkeiten auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiet; Herr Eichhorn; seine Stellung zum König und zum Publikum. — Die religiöse Richtung des Königs, ihr Ursprung und ihre Bedeutung. — Ungeschicktes Verfahren des Herrn Eichhorn; wachsende Unzufriedenheit des Publikums. — Der „christliche" Staat. — Die Eichhorn'schen Berufungen und Ernennungen. Parteilichkeit der neuen Verwaltung; Verfolgung der Hegelianer; Schelling's geringer Erfolg in Berlin. — Gerücht wegen Beschränkung der Privatdocenten: Februar 1842. Gerüchte wegen beabsichtigter Aufhebung des ganzen Instituts. — Die theologische Lehrfreiheit soll auf den preußischen Universitäten eingeschränkt werden. — Das Verfahren gegen Bruno Bauer. Bruno Bauer's anfänglicher Standpunkt und erste Schriften. Sein Uebergang zum Radicalismus; seine „Kritik der evangelischen Synoptiker (1840—41)". — Großes Aufsehen in der theologischen Welt; Anklagen und Verketzerungen. — Der Minister fordert die Gutachten der theologischen Facultäten ein. — Gutachten der Facultät zu Bonn; die übrigen Gutachten. — Separatvotum der Professoren Marheineke und [illegible]. — Bruno Bauer's Absetzung ausgesprochen: März 1842. — Eindruck im Publikum. — Gerücht wegen beabsichtigten Einschreitens gegen Marheineke; angebliches [illegible] Alexander von Humboldt's über das Marheineke'sche Votum. — Verhandlungen des Ministers mit der theologischen Facultät zu Berlin; die Veröffentlichung der Facultätsgutachten wird beliebt. — Bruno Bauer's Gegenschrift. — Ungünstiger Eindruck derselben; Zerfahrenheit seines Standpunktes. — Projekt zu einer „freien Universität" in Dresden. — Nachweisungen des Verfalls im Publikum. —

Aber die größten Schwierigkeiten erwarteten den neuen Minister des Innern weder auf politischem Gebiet noch auf dem Gebiet der Preßangelegenheiten, sondern vielmehr auf einem Gebiete, das

dem Kreise seiner Amtsthätigkeit anscheinend sehr ferne lag: nämlich auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiet. Die Verfassungsfrage wie die Preßfrage, sie hatten alle beide ihr Theil gethan, durch getäuschte Erwartungen, vergebliche Hoffnungen, unerfüllte Wünsche die Stimmung der Nation zu verdüstern und niederzuschlagen; Herr von Rochow mit seinem büreaukratischen Hochmuth, seiner leichtfertigen Verachtung der Volkswünsche war verhängnißvoll geworden für den preußischen Staat, ganz gewiß. Aber der eigentliche und tiefste Grund der allgemeinen Verdüsterung, die vornehmste Quelle so vielfacher Befürchtungen und Verstimmungen lag doch da, wo die Gesellschaft in der That am Kränksten war, auf religiösem, auf kirchlichem Gebiet; Herr Eichhorn blieb doch, wie wir ihn früher genannt haben, der eigentliche böse Genius des Königs, die finstere Wolke, die sich mit ihrem schwülen Schatten dicht vor den König lagerte, daß das Volk die verehrte Gestalt nur noch verzerrt wie durch einen Nebel erblickte. Verfassung und freie Presse — nun ja doch, sie hatten den Kreis ihrer Anhänger in den letzten Jahren sehr erweitert; aber diese Anhänger gehörten doch immer nur gewissen bevorzugten Ständen an, es war nur erst eine Sache des Luxus, ja zum Theil eine Sache der Nachahmung, der politischen Mode, indem man sich für Constitution und Aufhebung der Censur interessirte. In dem kirchlichen Elemente dagegen wurzelte noch der bei Weitem größte Theil der Nation, die Fragen, um die es sich hier handelte, waren Jedem verständlich und Jedem von Interesse, auch den Geringsten, den Aermsten nicht ausgenommen. Sprecht dem kleinen Bürger, dem Bauer, dem Tagelöhner von Constitution und freier Presse, und sie werden Euch fragend ansehen, was Ihr damit meint — oder würden es wenigstens zu jener Zeit noch gethan haben. Aber sagt ihnen, die Freiheit der Gewissen solle angetastet werden; sagt ihnen, sie sollten nicht mehr beten dürfen, wie es ihnen ums Herz ist, sondern nach Formeln, welche die Polizei ihnen vorschreibt; zeigt ihnen statt der milden nachsichtigen, zum Theil auch lässigen Seelsorger, die sie bisher gehabt haben und die mit Vergnügen fünf gerade sein ließen — zeigt ihnen statt ihrer jenes neue glaubenseifrige, fanatische Geschlecht mit den hohlen Augen und den bleichen knochigen Gesichtern, das da von allen Seiten herangeschlichen kommt, um sich unter salbungsvollen Redensarten der fettesten Pfründen im Lande zu bemächtigen;

sagt ihnen, daß ihre sonntäglichen Tänze, ihre häuslichen Gelage, ihre alten lustigen Neu- und Hochzeitsgebräuche, ihre Spinnstuben und Stelldicheins aufhören werden und daß man sie statt deßen mit verdoppelten Gottesdiensten, mit Kirchenbußen und öffentlichen Abkanzelungen heimsuchen wird: ja sagt ihnen (und es wurde damals gesagt), daß die Regierung einen neuen Glauben über Meer verschrieben habe, daß König und Königin im Begriffe stünden, katholisch zu werden und daß das gesammte Land ihnen mit Nächsten werde nachfolgen müssen, es möge wollen oder nicht — sagt ihnen das und gebt Acht, welche Wirkung es thut!

Auch lag ein wesentlicher Unterschied darin, daß dem Volke auf politischem und literarischem Gebiet nur etwas verweigert ward, was es forderte, auf religiösem Gebiet dagegen sollte ihm, nach seiner Meinung wenigstens, etwas aufgedrungen werden, was es nicht haben wollte. Auf jenes konnte man verzichten, gegen dieses mußte man sich wehren: dort konnte der Widerstand passiv, hier mußte er activ sein.

Ueber das Verhältniß, welches der König persönlich zu den religiösen Dingen einnahm, haben wir in der Charakteristik dieses Monarchen, die wir in dem dritten Kapitel unseres ersten Buches versuchten, einige Andeutungen gegeben. Ungewöhnliche Naturen sind es hauptsächlich auch darin, daß sie Eigenschaften in sich vereinigen, die das gewöhnliche Bewußtsein für durchaus widersprechend und unvereinbar hält. Auch der König gehörte zu diesen ungewöhnlichen Naturen: so verhaßt ihm selbst auch das moderne Weibchen war und so wenig Gutes er ihm nachsagen oder zutrauen mochte, so war er selbst doch recht eigentlich ein Sohn der modernen Zeit darin, daß die Elemente in ihm so wunderbar gemischt waren und daß die Welt der Erscheinungen sich im Strahl seines Geistes in so vielfachen, so schillernden Farben brach. Der König war ein hochgebildeter Mann, ein genialer Gesellschafter, ein Kenner der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur; sein Geist war unermüdlich, stets neue Eindrücke zu empfangen und zu verarbeiten; seine Unterhaltung war keck und lebhaft und sprühte von Witz und komischen Einfällen. Aber daneben hatte er auch einen gewissen sentimentalen Zug: mit diesem lebhaften sprühenden Geiste, diesem glänzenden Witz war ein Herz verbunden, weich und hingebend, das in der Religion seine nächste und natürlichste Stütze suchte. Die Religion war dem König weit

liches Herzensbedürfniß; es kann sein, daß auch seine ästhetischen Neigungen einigen Antheil daran hatten, die Haupttriebfeder aber blieb doch immer die schmachtende Hingabe, das Liebebedürftige — oder wenn dieser Ausdruck gestattet ist: das weibliche Element seiner Natur.

Aber die Religion war ihm auch noch mehr und noch etwas Größeres als bloßes Herzensbedürfniß: sie war ihm zugleich eine Regentenpflicht. Wir haben früher anzudeuten gesucht, wie der königliche Beruf, ausgestattet mit allem Glanz und aller Pracht mittelalterlicher Herrlichkeit, sich vor der Phantasie des königlichen Jünglings gestaltete und wie es dieses Prachtbild mittelalterlicher Herrlichkeit war, das ihn, den scharfsinnigen, geistreichen Mann, zum Schüler des Herrn von Haller machte. Wir berufen uns auf diese Schilderung zurück, indem wir sagen: das Königthum war für ihn zugleich ein Priesterthum; indem er das gesunkene Ansehen der Kirche wieder herzustellen und die der Religion abgewandten Gemüther wieder zu ihr zurückzuführen suchte, glaubte er, nur eine nächste und dringendste Pflicht seines königlichen Berufs zu erfüllen. Darum war es noch nicht die Absicht des Königs Andersdenkende zu verfolgen und zu unterdrücken und seinen Unterthanen eine Frömmigkeit aufzunöthigen, von denen ihr Herz nichts empfand: wen seine Ueberzeugung auf andere Pfade weg, immerhin, er mochte sie wandeln — aber er sollte es nur öffentlich bekennen, nur ausscheiden sollte er aus der Gemeinschaft der Gläubigen, der äußerliche Schutz der Gesetze, die Wohlthat bürgerlicher Einrichtungen sollte ihm nicht verkürzt werden, aber nur zum eigentlichen Staat, zu jenem „christlichen Staat", in welchem der König sich mit seinen Unterthanen in derselben religiösen Gemeinschaft fühlte und kein er selbst verstand, König und Priester zugleich — an diesem sollte er keinen Theil haben.

Es ist nicht unseres Amtes hier zu untersuchen, ob diese erhabenen Intentionen in der Mitte des 19. Jahrhunderts überhaupt noch ausführbar waren; möglich daß sie es waren, so war doch Herr Bickhorn keinenfalls das richtige Instrument dazu.

Auch über Herrn Bickhorn's Stellung sowohl zum König einerseits wie andererseits zum Publikum haben wir uns an verschiedenen Stellen unserer früheren Darstellung geäußert. Das Publikum

verſtand den religiöſen Enthuſiasmus des Königs nicht und konnte ihn nicht verſtehen: aber es hatte doch wenigſtens eine Ahnung von ſeiner tieferen Beſchaffenheit und hatte Reſpect davor, ſoweit er ſich im König perſönlich äußerte. Herrn Eichhorn dagegen ſprach die öffentliche Meinung — mit welchem Recht, wagen wir natürlich nicht zu entſcheiden — allen Ernſt und alle Tiefe der religiöſen Ueberzeugung ab. Man hatte ihn ja gekannt in früheren Jahren, als Freund der aufgeklärteſten Männer, eines Niebuhr, Schleiermacher ꝛc.; woher ſollte er denn jetzt auf einmal dieſe außerordentliche, dieſe aufdringliche Frömmigkeit haben?

Oder ja, man wußte oder glaubte doch zu wiſſen, woher er ſie hatte; aus dem eigenen Munde des Miniſters wollte man es gehört haben, daß er in allen Stücken nur der getreue Diener ſeines Königs und daß er daher auch keinen anderen Glauben habe, als den Glauben ſeines Königs. Dieſe unbedingte Unterwürfigkeit unter den Allerhöchſten Willen mochte ſehr hofmänniſch, ſie mochte auch ſehr beamtenmäßig ſein: aber dem Geſchmack des Publikums ſagte ſie nicht zu, wenigſtens nicht im Punkte der Religion. Einem Fanatiker hätte man vielleicht Manches nachgeſehen: aber daß eine kühle, nüchterne, verſtandesmäßige Natur, wie Herr Eichhorn, den religiöſen Enthuſiaſten ſpielte und die Ideale ſeines königlichen Gebieters, von denen ſeine dürre Seele nichts verſtand, mit tappiger Hand ins Leben zu führen ſuchte, blos um ſich ſeinem Gebieter angenehm zu machen, das kränkte, das erbitterte.

In welchen Ausbrüchen dieſe Erbitterung ſich hinreißen ließ, iſt ebenfalls ſchon früher erzählt worden; jene gellenden Stimmen, welche die vom König befohlene Aufführung der Racine'ſchen Athalie auspfiffen (Januar 1841), pfiffen zugleich Herrn Eichhorn und das Syſtem aus, das er ſo ungeſchickt repräſentirte.

Seitdem waren anderthalb Jahre vergangen und die Beſorgniſſe vor dieſem Syſtem und vor der Eichhorn'ſchen Repräſentation deſſelben hatten ſich immer mehr ausgebreitet und geſteigert. Das ganze Land war davon ergriffen, durch alle Stände ging die Beſorgniß vor der kirchlichen Reaction, die man daherſchreiten ſah und die ſich in der Meinung des Publikums bereits identificirt hatte mit dem Namen und der Perſon des Herrn Eichhorn. Der an ſich ſo ſchöne und bedeutungsvolle Name des „chriſtlichen Staats" war durch ihn

zum Schreckbild geworden; mit allen Waffen des Ernſtes und des Spottes ſuchte man dagegen anzukämpfen; Gelehrte und Ungelehrte, Poeten und Karikaturenzeichner wetteiferten, den „chriſtlichen Staat" des Herrn Eichhorn beim Publikum zu discreditiren als ein Ding, das höchſt wahrſcheinlich nie beſtanden hatte, in der Mitte des 19. Jahrhunderts aber ganz gewiß nicht beſtehen durfte.

Und allerdings, inſofern ſie ihre Angriffe dabei nur gegen den „chriſtlichen Staat" richteten, wie er ſich in den büreaukratiſchen Einrichtungen, den Berufungen und ſonſtigen Erlaſſen des Herrn Eichhorn kund gab, inſoweit waren ſie damit im vollkommenſten Rechte. Der „chriſtliche Staat" des Herrn Eichhorn war nicht jener Staat der Duldung und der allgemeinen Menſchenliebe, der Freiheit und der Bildung, nicht jene reinſte Blüthe des mit ſich ſelbſt verſöhnten, in ſich ſelbſt vollendeten Menſchenthums, dem dieſe erhabene Bezeichnung allein gebühren würde: es war ein eifervoller, ein ausſchließender Staat, der, ſtatt die fremden oder fremd ſcheinenden Elemente mit Liebe an ſich heranzuziehen und ſie durch die Kraft der Bildung und der Freiheit zu überwältigen, dieſelben vielmehr voll Ingrimm von ſich ſtieß — weit mehr ein jüdiſcher als ein chriſtlicher Staat. In der Schule der Büreaukratie erzogen, von früh an das Links rechts, Rechts links der Beamtendrillung gewöhnt, hatte Herr Eichhorn keine Ahnung von jener poetiſchen Schwungkraft, die das Gemüth des Königs über alle Widerſprüche hinwegtrug und namentlich ſeine religiöſen Anſchauungen verklärte; was bei dem König phantaſtiſch, poetiſch, voll Lebensfülle, das wurde bei Herrn Eichhorn nackte, dürre Proſa, eine öde, trübe Fläche, ein leerer Bogen Papier, auf dem nichts zu ſehen als die vorſchriftsmäßigen Tabellen und Linien des büreaukratiſchen Schematismus. Der König wollte Leben und Bewegung, Herr Eichhorn kannte nur Tod und Stillſtand; der König war vielſeitig und duldſam, er konnte ſich jetzt mit Herrn Hengſtenberg und fünf Minuten ſpäter mit Herrn von Humboldt unterhalten und beide Male mit vollem aufrichtigen Intereſſe — Herr Eichhorn war einſeitig, wie alle Nachahmer und Handlanger es ſind, und verpflanzte dieſe Einſeitigkeit, die bei ihm nicht einmal aus der Tiefe eines ſtarken, energiſchen Charakters hervorging, in alle Provinzen ſeines amtlichen Gebietes, in Religion, in Kunſt und Wiſſenſchaft.

Die erſten Spuren dieſer einſeitigen, excluſiven Richtung hatten ſich gerade da kund gegeben, wo dieſe Einſeitigkeit am allerſchwerſten zu behaupten, ihre Behauptung am verderblichſten war: in der Wiſſenſchaft. Auch aus der Wiſſenſchaft ſollte Alles entfernt und ausgeſchloſſen werden, was dem Chriſtenthum, in jenem beſchränkten Sinne wie Herr Eichhorn daſſelbe verſtand, widerſprach oder es auch nur verſchmähte ſeine Farbe zu tragen. Der König ſelbſt hatte Männer der verſchiedenſten religiöſen Richtung in ſeine Nähe gezogen, er ließ den Seher Schelling und den alten Spötter Tieck nach Berlin kommen, er hatte die naiven Brüder Grimm berufen und bewilligte kurze Zeit darauf die Anſtellung des rationell nüchternen Dahlmann. Die Anſtellungen dagegen, welche Herr Eichhorn beantragte und verfügte, trugen ſämmtlich einen ſehr ausſchließlichen, ſehr ſpecifiſchen Charakter: nur fromme Leute wurden befördert — oder doch wenigſtens ſolche, die ſich fromm zu ſtellen wußten.

Namentlich ließ Herr Eichhorn es ſich angelegen ſein, die Hegel'ſche Philoſophie, die bekanntlich faſt zwanzig Jahre hindurch eine Art wiſſenſchaftlicher Alleinherrſchaft in Preußen geführt hatte, aus der Wiſſenſchaft oder wenn dies nicht wohl angehen ſollte, doch aus den guten Stellen und den einträglichen Aemtern zu vertreiben. Die erſte Anregung dazu war unzweifelhaft vom Könige ſelbſt ausgegangen; die nüchterne Verſtandesmäßigkeit, die unerbittliche logiſche Strenge dieſer Philoſophie ſtieß den König zurück, der überhaupt zu viel Phantaſie hatte und zu viel künſtleriſche Elemente in ſich trug, um an der Philoſophie rechten Geſchmack zu finden. Aber die ungeſchickte Art, wie Herr Eichhorn dieſe königliche Anregung aus- und durchführte, die gehörte ihm wieder ganz allein an. — Es war des Königs Wille geweſen, daß Herr von Schelling nach Berlin berufen ward, auf denſelben Lehrſtuhl, den wenige Jahre zuvor ſein berühmter Gegner und Ueberwinder eingenommen hatte. Daß es mit der Thätigkeit des Herrn von Schelling in Berlin nicht glücken wollte, daß der an Verheißungen reiche Gelehrte nicht im Stande war, die Erwartungen, die man in ihn geſetzt und die er zum großen Theil ſelbſt hervorgerufen hatte, zu befriedigen, daß er Fiasco machte mit ſeiner „Philoſophie der Offenbarung" und daß nach anderthalbjähriger Thätigkeit und nachdem der zeitweilige Aufenthalt des Herrn v. Schelling in Berlin in eine definitive und dauernde Anſtellung verwandelt

worden war (Herbſt 1842), ſich gleichwohl noch immer keine Ausſicht zeigte, den Hegel'ſchen Unglauben durch die neue Schelling'ſche Gläubigkeit auszurotten — allerdings, es war ein Unglück, aber ein Unglück, das der König nicht verſchuldet hatte. Der König hatte den berühmteſten unter den lebenden Philoſophen Deutſchlands nach Berlin berufen, er hatte ihm einen Gehalt ausſetzen laſſen, wie noch kein Gelehrter in Preußen gehabt hatte, faſt wie einer Ballettänzerin; ſchlug der Philoſoph nun bei alledem nicht ein, deſto ſchlimmer für ihn und ſeine Philoſophie. Dagegen wenn Herr Eichhorn bei den Anſtellungen, die in ſein Departement fielen, die Hegelianer völlig ächtete, wenn es in ſeinen Augen genügte, ein Hegelianer zu ſein oder vielleicht auch nur zu heißen, um für ewige Zeiten von Amt und Brod ausgeſchloſſen oder wenigſtens jeder Beförderung beraubt zu werden, wenn er hartloſe Scribenten, die noch an dem ABC der Philoſophie buchſtabirten, ermuthigte, gegen die Hegel'ſche Philoſophie zu ſchreiben und ihre Anhänger des Atheismus, des Republikanismus und weiß der Himmel was für halsbrechender Vergehen noch zu beſchuldigen: ſo war das wiederum nur der wohlgemeinte, aber ungeſchickte Eifer des Bären, der ſeinem Herrn die Fliege von der Stirn verſcheuchen will und ihm dabei den Kopf zerſchmettert.

Herr Eichhorn that der Regierung des Königs außerordentlichen Schaden; Mißſtimmung und Argwohn wurde von ihm in Kreiſen erweckt, die ſonſt die Erſten geweſen waren in Loyalität für das königliche Haus, ſowie an Stolz auf den Ruhm der preußiſchen Regierung. Eine der hellſten Perlen in dieſem Diadem des preußiſchen Ruhmes war bisher die Pflege geweſen, welche die Wiſſenſchaft in Preußen gefunden; auch dieſen Glanz drohte Herr Eichhorn zu verdunkeln. Die preußiſchen Univerſitäten, einſt der Stolz der deutſchen Wiſſenſchaft, ſanken unter ſeiner Verwaltung in ihrem Anſehen; aus Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft wurden Abrichteanſtalten gemacht, bei denen die geiſtige Befähigung und das wiſſenſchaftliche Verdienſt erſt in zweiter, das probemäßige religiöſe Bekenntniß aber in erſter Linie ſtand. Während die Univerſitäten ſonſt geſucht hatten junge Leute von Anlagen und Kenntniſſen an ſich heranzuziehen und dadurch einen Wetteifer erweckt hatten, der ebenſo ſehr der Wiſſenſchaft wie der einzelnen Univerſität zu gute kam, ſo erließ Herr Eichhorn im Gegentheil ein eigenes Reſcript (Februar 1842), in welchem er die

jungen Gelehrten ausdrücklich warnte, ſich der Laufbahn als Privatdocenten zu widmen. Für ſämmtliche preußiſche Univerſitäten ſei ein Etat beſtimmt, durch welchen eine gewiſſe nicht zu überſchreitende Zahl von ordentlichen Profeſſorſtellen in jeder Facultät als Norm feſtgeſetzt werde, ſo daß ſich erſt durch das Ausſterben der vielen dadurch überzählig gewordenen ordentlichen und außerordentlichen Profeſſuren für die jungen noch nicht angeſtellten Gelehrten „eine ferne Ausſicht auf Beförderung eröffne.“

Dieſer Erlaß machte unter den jungen Gelehrten, die ſich theils ſchon dem akademiſchen Berufe gewidmet hatten, theils im Begriff ſtanden es zu thun, eine tiefe und peinliche Senſation. Die geſchmälerte Ausſicht auf künftige Verſorgung war dabei das wenigſt Empfindliche; weit beſorgnißerregender war die Erwägung, was auf dieſe Art mit der Zeit aus den preußiſchen Univerſitäten ſelbſt werden ſollte. Je beſchränkter die Zahl der Stellen, je kleiner natürlich die Zahl derer, die befördert wurden, je größer mithin auch die Zahl der Zurückgewieſenen und alſo auch um ſo größer die Macht desjenigen, der über Zurückweiſung oder Anſtellung allein zu entſcheiden hatte: des Miniſters. War der Miniſter nun, wie gegenwärtig, ein Mann von einſeitiger und beſchränkter Richtung, ſo verſtand es ſich ja von ſelbſt, daß nur Männer dieſer Richtung befördert wurden; es war alſo ſo zu ſagen der Zeitpunkt zu berechnen, wo die preußiſchen Univerſitäten nur noch eine einzige Farbe, die Farbe des Miniſters tragen und alle Selbſtändigkeit des Strebens, alle Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit der geiſtigen Richtung daraus entfernt ſein würde. Und was für ein Standpunkt war das überhaupt für den Nachfolger eines Altenſtein, geiſtige Fähigkeit und wiſſenſchaftliches Verdienſt nach dem Maßſtabe der Anciennität abzuſchätzen! Für die Rangliſte der Armee mochte das gut ſein oder auch wo es ſich darum handelte, invalide Unterofficiere mit Civilverſorgungsanſprüchen als Portiers oder Kanzleidiener anzubringen: aber für die preußiſchen Univerſitäten taugte dies Syſtem wahrhaftig nicht.

Noch andere Umwälzungen ſollten, dem allgemeinen Gerücht zufolge, mit den preußiſchen Univerſitäten beabſichtigt werden. Es ſollte im Plane ſein, das Inſtitut der Privatdocenten, dies für die deutſche Wiſſenſchaft ſo charakteriſtiſche, ſo fruchtbare Inſtitut, überhaupt eingehen zu laſſen und den Erſatz für die entſtehenden Va-

ganzen nicht mehr unter den eigentlichen Gelehrten, ſondern unter den Männern der Praxis, den Beamten zu ſuchen; Prediger ſollten zu Profeſſoren der Theologie, Land- und Stadtrichter zu Lehrern des Rechts, glückliche Praktiker zu Profeſſoren der Medicin, Schulmeiſter zu Philoſophen befördert werden. Ein recht ruhiges, recht folgſames Geſchlecht von Profeſſoren mochte das geben, allerdings, da ja die Mehrzahl dieſer Leute als ehemalige Beamte an Unterwürfigkeit und Schweigſamkeit gewöhnt war: aber mit der Würde und der Freiheit der Wiſſenſchaft war es dann gewiß vorbei und mit dem Schwung und der Friſche des akademiſchen Lebens nicht minder. —

Auch noch von anderer Seite drohte dieſem Letzteren Gefahr. Wie man behauptete, ging der Miniſter mit dem Plane um, auf den preußiſchen Univerſitäten die dialogiſche Lehrmethode einzuführen, wobei zugleich durch gehäufte Prüfungen der Fleiß der einzelnen Schüler (denn Studenten durften ſie dann wohl nicht mehr heißen) controllirt werden ſollte. Alſo ungefähr der Standpunkt der öſtreichiſchen Univerſitäten, ein Standpunkt, auf den man in Preußen, im Bewußtſein der geiſtigen Ueberlegenheit, bisher mit ſo unausſprechlicher Geringſchätzung herabgeſehen hatte.

Und wie hätte der Miniſter wohl Anſtand nehmen ſollen, den perſönlichen Fleiß der Studirenden einer derartigen Controlle zu unterwerfen, da er ja keine Bedenken trug, ſelbſt die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der Lehrer mit einer Strenge zu beaufſichtigen, von der man in Preußen bisher ebenfalls keine Ahnung gehabt hatte.

Der berühmteſte und folgenreichſte Vorfall dieſer Art betraf das Verfahren gegen Bruno Bauer, Privatdocenten der Theologie zu Bonn. Bruno Bauer, um Mitte der dreißiger Jahre in Berlin zum Theologen gebildet, hatte ſich Anfangs der älteren Hegel'ſchen Schule, die damals in der Theologie noch ziemlich allgemein herrſchte, angeſchloſſen. Seiner raſtloſen Natur, der es bei aller Leidenſchaftlichkeit doch an Energie und Tiefe der Empfindung gebrach, war es Bedürfniß, Alles, was er ergriff, mit einem gewiſſen Fanatismus zu ergreifen; aufgezogen in der Schule der Theologen, durch einen verhängnißvollen Scharfſinn vor Anderen befähigt, den Irrgängen der Scholaſtik nachzugehen, mehr Fanatiker des Verſtandes als des Herzens, dazu getrieben von einem Ehrgeiz, der ſich häufig nicht nur über die Mittel, ſondern auch über die Erfolge täuſchte, hatte er auch

dieſe ſeine früheſte conſervative und rechtgläubige Stellung mit einem Eifer behauptet, der es an Angriffen und Beſchuldigungen gegen Andersdenkende nicht fehlen ließ. Plötzliche Uebergänge von einem Extreme zum andern ſind für Charaktere dieſer Art etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches; das Intereſſe, das ſie an den Dingen nehmen, iſt überall nur ein äußerliches; was ſie eigentlich intereſſirt, ſind nicht die Ideen ſelbſt, ſondern das dialectiſche Spiel mit denſelben; nicht der Kampfpreis, ſondern der Kampf als ſolcher, der unfruchtbare, reſultatloſe Kampf, über dem als einziger Schiedsrichter das ironiſche Selbſtbewußtſein des Individuums thront, entzündet die kalte Flamme ihrer Leidenſchaft.

Auch Bruno Bauer machte ſeinen erſten Uebergang (dem bekanntlich dann noch viele andere gefolgt ſind, bis zur Bewunderung des Zarenthums und der Empfehlung der ruſſiſchen Knute als des einzigen Heilmittels für die kranke Menſchheit) ſehr raſch, mit jener ſprunghaften Heftigkeit, welche dieſen Naturen eigenthümlich iſt; noch beim Erſcheinen des berühmten „Leben Jeſu" von Strauß ein lebhafter Vertheidiger der bibliſchen Ueberlieferung, trat er plötzlich, wenige Jahre ſpäter, in zwei faſt gleichzeitig erſcheinenden Schriften: „Herr Doctor Hengſtenberg" (1839) und „Die evangeliſche Kirche Preußens und die Wiſſenſchaft" (1840) als entſchiedener Gegner der pietiſtiſch-ſeparatiſtiſchen Richtung auf. Noch viel weiter, weit über das Strauß'ſche Werk hinaus, das er ſelbſt noch vier Jahre zuvor für eine ſo bedenkliche Neuerung erklärt hatte, ging er in ſeinen beiden demnächſt erſcheinenden Schriften: „Kritik der Geſchichte des Evangeliſten Johannes" und „Kritik der evangeliſchen Synoptiker." Beide Werke erſchienen 1840—41: beide, beſonders das letztere, machten es ſich zur Aufgabe, auch noch jenes lockere Band der Mythenbildung zu zerreißen, durch welches Strauß die Traditionen des Evangeliums mit dem menſchlichen Bewußtſein zu vermitteln geſucht hatte. Bruno Bauer gab auch dieſe letzte theologiſche Schanze preis; die Evangelien, behauptete er, ſeien ſchriftſtelleriſche Producte wie alle übrigen, weder eine göttliche Inſpiration noch eine beſondere mythenbildende Kraft habe dabei geholfen, ihr einziger Boden vielmehr ſei das freie menſchliche Bewußtſein, dem ſie ſelbſt als freier Act ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit entſproſſen. Der Scharfſinn, mit dem der Verfaſſer die entgegenſtehenden Syſteme angriff, war eben

ſo bewundernswerth wie die Gelehrſamkeit, mit der er ſeine eigenen Behauptungen unterſtützte. Auch die Darſtellung imponirte durch Neuheit und Keckheit; in dieſen kurzen ſchlagenden Sätzen, dieſen ſpöttiſchen Fragen und Ausrufungen offenbarte ſich nicht blos eine ſtiliſtiſche Gewandtheit, ſondern auch eine Gluth des Haſſes gegen die Verfechter der alten Orthodoxie, die geradezu etwas Erſchütterndes hatte.

So konnte beiden Werken, beſonders aber der „Kritik der Synoptiker", als dem umfangreichſten und bedeutendſten, eine große und nachhaltige Wirkung, wenn auch zunächſt nur bei den Fachgenoſſen nicht entgehen: ſchon nach Jahresfriſt wurde von dem letztgenannten Werke eine neue Auflage nöthig. Aber mit der wachſenden Verbreitung des Werkes wuchs auch die Erbitterung der Gegner. Das Buch wiſſenſchaftlich zu widerlegen hatte ſeine Schwierigkeiten: man fand es bequemer und ſicherer die Polizei zur Hülfe zu rufen. Es wiederholte ſich alſo jenes ganze traurige Schauſpiel von gelehrtem Hochmuth, von Feigheit, Angeberei und Verfolgungsſucht, das ſchon bei Gelegenheit des Strauß'ſchen Werkes geſpielt und dem Publikum ſchon damals einen ſo niederſchlagenden Begriff von der wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Tüchtigkeit der herrſchenden Theologie geliefert hatte. Wie damals, ſchrie man auch jetzt wieder, die Religion ſei in Gefahr: wer das Anſehen der Bibel erſchüttere, gefährde die Religion: mit der gefährdeten Religion aber ſei zugleich auch der Staat, ſei die ganze bürgerliche Geſellſchaft, die Familie, die Sittlichkeit, kurzum Alles, was dem Menſchen ſtets heilig und verehrungswürdig ſein müſſe, erſchüttert und aufgelöſt. Wie weit man die ſträfliche Rachſucht noch treiben wolle? Ob es nicht ſchon entſetzlich genug ſei und ein ſicheres Zeichen der einreißenden ſittlichen Verwilderung, daß dergleichen Angriffe gegen die Kirche von Theologen ſelbſt ausgingen, von Lehrern der Jugend, alſo von denſelben Männern, die doch im Gegentheil ſo berufen wie verpflichtet wären, die Kirche in ihrem Anſehen zu ſchützen und zu befeſtigen? Ob man wirklich warten wolle, bis die verderbliche Saat aufgegangen? Und wer die „Feinde von Thron und Kirche" verhindern wolle, immer kecker, immer unverſchämter zu werden, wenn die höchſte Behörde des Staats ihnen durch ihre Unthätigkeit gleichſam in die Hände arbeite? —

Wie geſagt, es waren dieſelben Stichworte, die man ſchon bei

Gelegenheit des Strauß'ſchen Werkes vernommen hatte, und auch von denſelben Lippen ertönten ſie, die damals das „Kreuzige, Kreuzige“ gerufen. Aber diesmal mit einem ganz anderen Erfolg. Herr von Altenſtein, ſei es aus wirklicher Ehrfurcht gegen die Freiheit der Wiſſenſchaft, ſei es wenigſtens aus Ehrfurcht gegen die Traditionen des preußiſchen Staats, hatte es abgelehnt, das Strauß'ſche Werk durch Confiscation und Verbote noch populärer zu machen, als es ohnedies ſchon war; bei Herrn Eichhorn dagegen fand der Drohruf der neuen Ketzerrichter ein nur allzubereites Echo.

Doch war die Situation keineswegs ſo einfach, wie ſie ſchien. Bruno Bauer war nicht Profeſſor, nur Privatdocent, nur Gelehrter und Schriftſteller, nicht Beamter. Mithin konnte auch das Geſetz wegen Abſetzbarkeit der Beamten, das man bald darauf mit ſo viel Glück gegen Hoffmann von Fallersleben zur Anwendung brachte, auf ihn keine Beziehung finden. Vielmehr ſtand den einzelnen Facultäten der preußiſchen Hochſchulen ſtatutenmäßig das Recht zu, über Zulaſſung und Disciplin ihrer Privatdocenten zu entſcheiden und zwar unabhängig von der Regierung, die ſich nur in Betreff der politiſchen Unbeſcholtenheit der angehenden Privatdocenten ein gewiſſes Einſpruchsrecht vorbehalten hatte. Allein auch dieſes Einſpruchsrecht erſtreckte ſich nur auf diejenigen, die ſich zur Habilitation meldeten; war dieſelbe einmal geſchehen, hatte mit andern Worten die Facultät die licentia docendi, die Erlaubniß Vorleſungen zu halten, einmal ertheilt, ſo konnte ſie auch nur durch die Facultät wieder entzogen werden. Auch in dieſem Falle alſo kam es darauf an, die theologiſche Facultät zu Bonn zur Zurücknahme der von ihr ertheilten Erlaubniß zu beſtimmen: ein Ziel freilich, deſſen Erreichung bei der theologiſchen Richtung, die gerade hier vorherrſchte, ſowie bei den vielfachen perſönlichen Reibungen, die zwiſchen Bruno Bauer und den älteren Mitgliedern der Facultät ſtattgefunden, keine beſondern Schwierigkeiten hatte.

Im Gegentheil, der Umweg, zu dem der Miniſter auf dieſe Weiſe ſich genöthigt ſah, ſollte ihm ſogar zum Vortheil dienen; er machte es ihm möglich, ſeinen Zweck ſo vollſtändig zu erreichen, wie der erbittertſte Gegner des allzukühnen Docenten nur immer wünſchen konnte, und dabei doch einen gewiſſen Schein von Freiſinnigkeit zu bewahren oder wenigſtens den Anſchein büreaukratiſcher Willkür von

ſich abzuhalten: dies letztere ein Umſtand, der bei der bekannten Geſinnung des Königs kein geringes Gewicht in die Wagſchale legte.

Nämlich zu derſelben Zeit, da die Frommen im Lande Zeter ſchrien über die Verfaſſer der „Kritik der evangeliſchen Synoptiker“ und ſeine ſchleunigſte Abſetzung beantragten, hatte Bruno Bauer — ſelbſt nicht ſeine eigenen Freunde wagten zu entſcheiden, ob es wirklich quasi re bene gesta geſchehen oder in einem jener Anfälle burſchikoſen Uebermuthes, denen der junge Gelehrte nicht ſelten unterworfen war — ſich unter Ueberſendung ſeines Werkes mit der Bitte an das Miniſterium gewendet, ihn auf Grund deſſelben zum Profeſſor der Theologie zu befördern. Dem Miniſterium war dadurch ein gültiger und unverfänglicher Anlaß geboten, das Gutachten der Bonner Facultät über das mehrgenannte Werk einzuholen: wobei dieſelbe denn gleichzeitig aufgefordert wurde, ſich über den wiſſenſchaftlichen und religiöſen Standpunkt zu erklären, den der Verfaſſer dieſer Schrift einnehme, ingleichen auch darüber, ob ihm nach der Beſtimmung der preußiſchen Facultäten, beſonders aber der theologiſchen Facultäten auf denſelben die licentia docendi ferner verſtattet werden könne. Das ausführliche Gutachten — wir bedienen uns der eigenen Worte der Facultät in ihrem offiziellen Erlaß vom 29. März 1842 — fiel dahin aus, daß „des Verfaſſers Princip, Anſchauungsweiſe und ganze Richtung mit dem Chriſtenthume, mit dem Weſen des chriſtlichen Glaubens und dem Eigenthümlichen der chriſtlichen Geſinnung im innerſten Grunde einen entſchiedenen Gegenſatz bilde und es daher vollſtändig begründet ſei, daß die vorgeſetzte Behörde ihm nicht blos die Beförderung zu einer Profeſſur in einer theologiſchen Facultät verſage, ſondern auch die ihm verliehene Licenz, als Privatdocent an der evangeliſch theologiſchen Facultät zu Bonn zu lehren, wieder entziehe.“ Die Facultät verſicherte dabei ausdrücklich „die ſeit länger als einem halben Jahrhundert in den proteſtantiſchen Landen herrſchende Freiheit der philologiſchen, kritiſchen und hiſtoriſchen Forſchungen in der Theologie“ bei dieſem ihren Gutachten „ſo wenig aus dem Auge geſetzt zu haben“, daß ſie vielmehr „dieſe Freiheit im Gegenſatze zu einem ſtarren Dogmatismus und Buchſtabenglauben als eine nothwendige Bedingung für eine lebendige Geſtaltung der Theologie bezeichnet und gewahrt wiſſen wolle.“

Das hörte ſich nun recht ſtattlich an: da die Bonner Facultät

jedoch einigermaßen Partei in dieſer Sache war, ſo durfte mit einigem Grund gezweifelt werden, ob das Publikum ſehr geneigt ſein würde, ihrer Verſicherung Glauben zu ſchenken. Der Miniſter mochte dieſen Einwand vorausgeſehen haben; ihm die Spitze abzubrechen und überall den größten Schein der Geſetzmäßigkeit, ja ſelbſt einer gewiſſen Liberalität zu bewahren, hatte er zu gleicher Zeit auch die theologiſchen Facultäten der übrigen Landesuniverſitäten zu Gutachten über dieſelben Fragen aufgefordert. Und zwar hatte, wie die Bonner Facultät in dem ſchon erwähnten officiellen Erlaß ferner erklärte, der Miniſter dies gethan, weil es keineswegs ſeine Abſicht ſei, die Freiheit der Lehre und Forſchung ſchlechthin zu unterdrücken: ſondern „nur ſoweit ſolle dieſelbe beſchränkt werden, als es zur Erhaltung der Principien der evangeliſchen Kirche und Theologie durchaus nothwendig und die Beſtimmungen der theologiſchen Facultäten in ihren Verhältniſſen zur Kirche es unerläßlich machten. Wie die Facultät verſicherte, hatten zwar „ſämmtliche“ Gutachten „die Lehrfreiheit als eine der weſentlichſten Eigenthümlichkeiten der evangeliſchen Theologie hervorgehoben“, ja einzelne Separatvota waren „ſogar ſoweit gegangen“, ſelbſt von der unbedingten „Zulaſſung aller und jeder Lehre bei den theologiſchen Facultäten keinen Nachtheil für die Heilswahrheiten des evangeliſchen Bekenntniſſes zu befürchten.“ Inzwiſchen hatten doch „die Meiſten“ darin mit ihr übereingeſtimmt, daß es „im Widerſpruche mit der Beſtimmung der theologiſchen Facultäten und ihrem Verhältniſſe zur chriſtlichen Kirche ſtehe, Lehrern von der Anſicht des Licentiaten Bauer die Theilnahme an den Facultätsvorträgen zu geſtatten.“

Was im Publikum (denn wie wir ſogleich ſehen werden, wurde die Sache auch vor das Publikum gezogen und zwar in breiteſter Ausführlichkeit) — was, ſagen wir, im Publikum über die angeführten Gutachten verlautete, ſtimmte mit dieſer Verſicherung der Bonner Facultät freilich nicht ganz überein. Halle und Königsberg, behauptete man, hätten ſich durchaus günſtig für Bauer ausgeſprochen; ſeine Entfernung vom Lehrſtuhl, hätten ſie erklärt, würde als ein „Eingriff in die freien Rechte der Univerſitäten und eine unerlaubte Beſchränkung der proteſtantiſchen Lehrfreiheit“ einen „Angſtſchrei des Entſetzens in der ganzen proteſtantiſchen Kirche hervorrufen.“ Als die Gutachten dann ſpäter in Druck erſchienen, beſtätigte

ſich dieſes Gerücht zwar nicht ganz; die Facultäten von Königsberg und Halle hatten ſich allerdings gegen die Entfernung Bauer's vom Lehrſtuhl ausgeſprochen, aber mehr aus Corporationsgründen, als aus Gründen der Wiſſenſchaft und ihrer Freiheit; namentlich das Halle'ſche Gutachten unterſtützte ſein ablehnendes Votum mit Gründen, die für Bruno Bauer und die von ihm vertretenen Anſichten verletzender waren, als die heftigſte Polemik geweſen ſein würde.

Dafür aber befanden ſich unter den Separatvoten, deren die Bonner Facultät nur ſo beiläufig gedachte, einige von entſchiedenſtem Gewicht. Vor allem galt dies von dem Votum, welches der berühmte Marheinicke, im Widerſpruch mit der von Hengſtenberg'ſchen Einflüſſen beherrſchten Berliner Facultät, abgegeben hatte. Der Proteſtantismus, erklärte er, kenne kein nothwendigeres Erforderniß als die unbeſchränkteſte Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung; ſtets müſſe die Theologie mit Philoſophie und Kritik Hand in Hand gehen; entziehe ſie ſich dieſem Bunde, ſo höre ſie auf eine Wiſſenſchaft zu ſein. Bruno Bauer habe ſich in den angegriffenen Werken als ein eminenter Kritiker, ein Mann von vielumfaſſender, auch philoſophiſcher Bildung bewährt: eine Eigenſchaft, welche „nur in einer Zeit, in der es als eine Vollkommenheit gelte, etwas nicht zu wiſſen, als eine Unvollkommenheit erſcheinen könne.“ Die akademiſche Jugend vor den Kämpfen der Wiſſenſchaft bewahren zu wollen, ſei ein eben ſo verkehrtes wie unausführbares Bemühen; die Aufgabe ſei vielmehr, ſie mitten in dieſe Kämpfe hineinzuziehen, ihnen Verſtändniß und Theilnahme für dieſelben zu erwecken und ſie auf dieſem Wege zu gereiften und tüchtigen Männern heranzubilden. Und dazu ſei Bruno Bauer gerade der rechte Mann. Daß ſeine Privatdocentenſchaft „aufhören“ möge, könne auch er, der Votant, nur wünſchen; einen ſo talentvollen Mann „in dieſer untergeordneten Stelle nur zu belaſſen, wäre nicht viel beſſer als ihn daraus zu entfernen.“ Wohl aber ſei es an der Zeit, ihm eine Profeſſur zu verleihen „und zwar da er ſelbſt, wie es ſcheine, ſich faſt ſchäme noch ein Theolog zu ſein oder zu heißen“, in der philoſophiſchen Facultät. Die Regierung „könne das nicht blos, ſie könne es auch wahrhaftig mit Ehren thun“; es würde ein Ausweg ſein, durch den Bauer's Thätigkeit ſelbſt unvermerkt eine andere minder anſtößige Richtung erhalten, der Wiſſenſchaft aber ein ausgezeichneter Kopf geſichert bleiben würde. — Auch

gegen das Gutachten der Breslauer Facultät hatte Professor Middeldorpf, derſelbe, der ſpäterhin eine ſo diplomatiſche Zurückhaltung zu behaupten wußte, ein Separatvotum eingelegt, welches Bruno Bauer ſelbſt nicht umhin konnte, als „würdig und männlich“ anzuerkennen. Nicht die Staatsgewalt, ſondern lediglich die Wiſſenſchaft, erklärte Herr Middeldorpf, dürfe der Wiſſenſchaft zum Kampf gegenüber geſtellt werden und dürfe daher auch Bauer's akademiſche Wirkſamkeit nicht die geringſte Beſchränkung erfahren. Zu demſelben Schluß war auch die Greifswalder Facultät gekommen; dieſelbe hatte zwei beſondere Gutachten eingereicht, von denen beſonders das zweite ſich Bauer's mit Wärme annahm: ſo daß alſo, ganz gegen den Buchſtaben der Bonner Erklärung, die „meiſten“ Facultäten ſich vielmehr gegen ihre Bonner Collegen und zu Gunſten des Angeklagten ausgeſprochen hatten.

Doch konnte das Alles das Schickſal des Letzteren weder hinhalten noch abwenden. Unter dem ſchon vorhin angeführten Datum (29. März 1842) erklärte die Bonner Facultät „auf Grund des Ergebniſſes aller dieſer Verhandlungen“ die dem Licentiaten Bauer verliehene licentia docendi für erloſchen, indem ſie zugleich den ganzen Vorgang durch das Organ der „Preußiſchen Staatszeitung“ zur Kenntniß des größeren Publikums brachte.

Das Publikum nämlich hatte bisher wenig Theil daran genommen. So lebhaft es ſich für das Strauß'ſche Werk intereſſiret hatte, ſo gleichgültig verhielt es ſich gegen das Bauer'ſche. Daſſelbe war theils zu gelehrt und erging ſich in zu vielen Einzelheiten, theils trug es ſelbſt auch in der Behandlungsweiſe zu ausſchließlich den theologiſchen Charakter und zwar vornämlich dieſelben Seiten dieſes Charakters, welche der Verfaſſer ſelbſt ſo heftig befehdete: ſeine Polemik war ingrimmig und gehäſſig, wie die Polemik der Theologen zu ſein pflegt, dem Fanatismus des Glaubens ſetzte er einen Fanatismus des Unglaubens, der Ungeſchlachtheit der Vertheidigung eine Brutalität des Angriffs entgegen, die um nichts erfreulicher war; wiewohl der bitterſte Feind der Theologen, war er doch ſelbſt viel zu ſehr von theologiſchem Blut durchdrungen, um dem gebildeten Publikum genießbar zu bleiben; vielleicht nicht lange genug in der Schule der Orthodoxie, um wirklich rechtgläubig zu werden, war er doch ſchon viel zu lange darin geweſen, um ſich nicht alle Unarten und Roheiten

ſeiner früheren Freunde anzueignen. Strauß' berühmtes Werk hatte ganz in den Anſchauungen ſeines Zeitalters geſtanden, die „Kritik der evangeliſchen Synoptiker" eilte demſelben weit voraus; Strauß' vornehme perſönliche Haltung, die Würde ſeines Auftretens, das Maßvolle ſeiner Polemik hatte dem Publikum imponirt, die jauchzende Schadenfreude, die offenbare Luſt am Skandal, mit der Bruno Bauer ſich auf ſeine Gegner warf und die nicht ſelten mehr nach dem Gaſſenjungen als nach dem Gelehrten ſchmeckte, degoutirte das Publikum eher war doch wenigſtens nicht geeignet ſein Intereſſe zu erwecken.

Erſt durch Bauer's Abſetzung wurde es erweckt. Der Vorfall war in Preußen ſo neu und ſo unerhört, daß er allgemeine Beſtürzung erregte, auch bei Solchen, die ſich ſonſt wenig um Wiſſenſchaft und Univerſitäten und noch weniger um die Theologie bekümmerten. In die finſteren Zeiten eines Wöllner mußte man zurückgreifen, um auf ähnliche Ereigniſſe zu ſtoßen; die Würde des preußiſchen Staats, der Ruhm des Königs als Beförderer und Beſchützer der Wiſſenſchaft ſchien unheilbar compromittirt. Gerade das umſtändliche Verfahren, durch welches der Miniſter ſich nach ſeiner Meinung den Rücken erſt recht gedeckt hatte, diente jetzt nur dazu, das Urtheil des Publikums über ihn zu verſchärfen. Das ſei eine billige Unparteilichkeit, meinte man, das Gutachten der Facultäten einzuholen; als ob man nicht wiſſe, welche Geſinnung da wohne und als ob es nicht der Miniſter ſelber ſei, der dieſelbe heraufbeſchworen und ausgebreitet habe. Es ſei ein alter Rechtsgrundſatz, daß Niemand Kläger ſein dürfe und Richter in einer Perſon; Bruno Bauer aber habe die Theologen als ſolche angegriffen, alle Theologen ohne Ausnahme ſeien ſeine Gegner

welche Logik denn das ſei, dieſelben Theologen zu ſeinen Richtern zu machen? Ueberhaupt wollte man es mit der Würde der preußiſchen Univerſitäten nicht recht vereinbar finden, daß der Miniſter ſie zu Beiſitzern (wie man ſich ausdrückte) eines Ketzergerichts berief; man ſpöttelte über dieſe wunderliche Selbſttäuſchung, mit der die Facultäten ſich ihrer Freiſinnigkeit rühmten und das Recht der freien Forſchung als ein Grundrecht des Proteſtantismus feierten, während ſie in demſelben Athem von „nothwendigen und unerläßlichen Beſchränkungen" dieſer Freiheit ſprachen. Man fragte, ob beſchränkte Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung nicht vielleicht daſſelbe Ding, wie Lichtenberg's berühmtes „Meſſer ohne Klinge, dem der Stiel

fehlt“: man wollte wiſſen, wo die Beſchränkungen anfingen und wie weit ſie reichten; man entrüſtete ſich endlich über die Feigheit und Hinterliſt, die man darin finden wollte, daß der Miniſter den Facultäten das Gehäſſige eines Schrittes zuwälzte, der in der That von ihm beſchloſſen und eingeleitet war und eine nothwendige Conſequenz ſeiner Principien bildete.

Der Unwille erhielt neue Nahrung, da ſich von Berlin aus das Gerücht verbreitete, das Miniſterium gehe damit um, Profeſſor Marheinicke wegen ſeines Separatvotums zur Rechenſchaft zu ziehen. Dies Votum (Profeſſor Marheinecke ſelbſt hatte es in Druck gegeben, von dem Middeldorpf'ſchen erfuhr man erſt ſpäter) bildete in der That den einzigen Lichtblick in der ganzen trüben und trübſeligen Geſchichte. Mit Stolz nannte man den Namen des Mannes, der den Muth gehabt, das Recht der Wiſſenſchaft gegen die Anmaßungen der Phariſäer und Pfaffen zu vertheidigen: die Hegel'ſche Philoſophie ſelbſt, deren berühmteſter theologiſcher Vertreter Marheinecke bekanntlich war, ſtieg in der Schätzung des Publikums, weil ſie im Stande geweſen, ſolche Ueberzeugungen zu bilden und ſolche Charaktere zu erziehen. Mit Wohlgefallen erzählte man ſich ein Bonmot Alexander von Humboldt's, der ſich über das Marheinecke'ſche Gutachten dahin geäußert haben ſollte, daß es „nicht blos ein Gutachten, ſondern auch eine gute That.“ Dieſen Humboldt'ſchen Bonmots werden wir noch öfter begegnen; zum Theil wohl ſehr apokrypher Natur, zeigten ſie doch die außerordentliche Ehrfurcht, welche das Publikum vor dieſem Fürſten der Wiſſenſchaft hegte und wie es ſich inſtinktmäßig überall, wo es das Anſehn des preußiſchen Staates gefährdet glaubte, hinter den Schild ſeines Namens flüchtete; ſie tauchten regelmäßig jedesmal auf, wo irgend eine kritiſche Frage, ſei es politiſcher, religiöſer oder wiſſenſchaftlicher Natur in der Schwebe war und galten dann jedesmal als eine letzte oberſte Inſtanz, von der keine Appellation mehr zuläſſig.

Auch Herr Eichhorn ſchien dieſe Inſtanz zu reſpectiren. In der That hatte er die Berliner theologiſche Facultät zur Erwägung darüber aufgefordert, ob Profeſſor Marheinecke nicht wegen Veröffentlichung ſeines Separatvotums eine Rüge verdient habe, indem dadurch die vorgeſchriebene Amtsverſchwiegenheit verletzt worden ſei (Juni 1842). Der Zufall, dieſer Erzſchalk, hatte es ſo gefügt, daß

Marheineke eben Dekan der theologischen Facultät war und als solcher das Ministerialschreiben selbst vorzutragen hatte. Das war ein Schicksalswink, der der Facultät denn doch Stillstand gebot; nach kurzer Berathung entschied sie sich einstimmig dahin, daß „zumal bei der gegenwärtigen Lage der Sache" keine Rüge zu ertheilen sei. Ueberhaupt schien der Facultät nachgerade das Gewissen einigermaßen zu schlagen — oder vielmehr die Oeffentlichkeit, welche die Sache inzwischen bekommen hatte, wurde ihr unbequem; sie hätte sich gern hinter die Autorität des Ministers zurückgezogen und ihm die Verantwortlichkeit des Ganzen zugewälzt. Aber damit war dem Minister schlecht gedient, im Gegentheil, gerade in diesem Falle sollte es recht sichtbar werden, welch ein gerechter und unparteiischer Mann er sei, welche Freiheit er der Wissenschaft lasse und daß Alles, was in dieser Angelegenheit geschehen, nur geschehen sei durch den autonomischen Beschluß der theologischen Facultäten.

Zu diesem Ende hatte der Minister die Berliner Facultät gleichzeitig aufgefordert, das von ihr über Bruno Bauer abgegebene Votum (es war das obscurste und gehässigste von allen; Bruno Bauer selbst nannte es den „Leichenstein der Theologie" und gab ihm den Vorzug der „gröbsten Ignoranz", während er das Halle'sche Gutachten für das „gemeinste", das Breslauer für das „liederlich verworrenste" erklärte) zu veröffentlichen. Die Facultät hatte dies zwar nicht geradezu abgelehnt: doch hatte sie gemeint, eine Herausgabe ihres Votums „unter den jetzt obwaltenden Umständen" werde nur dann „thunlich" sein, wenn dasselbe „entweder überarbeitet oder wenn ihr doch vermattet würde einen Nachtrag dazu zu liefern." In Folge dessen hatte der Minister die Veröffentlichung sämmtlicher Gutachten befohlen, und zwar sollten sie vollständig und ohne Ueberarbeitung oder Nachtrag, ganz in der ursprünglichen Fassung, veröffentlicht werden. Dem Befehl wurde genügt (Sommer 1842): und da nun auch die Belehrungen und Erwiderungen nicht ausblieben, so sah sich das Publikum in kürzester Zeit wahrhaft überfluthet von einer Masse von Zeitungsartikeln und Streitschriften, die ihm denn freilich die Nothwendigkeit auferlegten, sich etwas näher mit der Angelegenheit zu befassen. Den Eindruck haben wir schon vorhin geschildert; er war allgemein und schürte den Haß gegen einen Minister, der den alten Ruhm Preußens, der Hort der Wissenschaft, der natürliche Schirm-

herr des Proteſtantismus zu ſein, dermaßen Preis gab, zu immer heftigeren Flammen.

Zum Glück für die Regierung war Bruno Bauer nicht der Mann, dieſe ihm günſtige Stimmung auszubeuten. Oder vielmehr, er wollte ſie zu ſehr ausbeuten und brachte ſich ſelbſt dadurch um ſeinen Vortheil. In einer eigenen Schrift: „Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit“ unterwarf er die Schriften ſeiner Gegner, ſowie auch die Gutachten der verſchiedenen Facultäten einer Kritik, die wir hinlänglich charakteriſirt haben, indem wir ſagen: ſie war der gehäſſigſten und kleinlichſten dieſer Gegenſchriften und Gutachten eben würdig; Jeder, der Bauer's Standpunkt nicht mit Haut und Haar acceptirte, wurde darin als ein Narr oder als ein Spitzbube behandelt; ſelbſt Marheineke, der ſich des Angeklagten ſo lebhaft angenommen, mußte ſich zum Dank dafür gefallen laſſen, von eben dieſem Angeklagten wie ein Schuljunge ausgeputzt und verſpottet zu werden.

Und da trat denn nun ein neuer Umſchlag in der öffentlichen Stimmung ein. Für die Freiheit der Wiſſenſchaft hatte das Publikum ſich allenfalls intereſſiren mögen, es hatte ſich eines unrechtmäßig Verfolgten und Unterdrückten annehmen wollen: aber dieſen Sumpf theologiſcher Polemik, dieſes Meer wechſelſeitiger Anklagen und Vertheidigungen, Beſchuldigungen und Gegenbeſchuldigungen zu durchwaten, und zu alledem noch den ſkurrilen Stil der Bauer'ſchen Polemik, ſeine maßloſe Selbſtüberſchätzung, ſeine Poltronnerien und Roheiten mit in den Kauf zu nehmen, dazu fehlte ihm ebenſo ſehr der Muth wie der Geſchmack. Dieſe Sache konnte gefährlich werden, allerdings: für den Augenblick aber war ſie doch mehr langweilig und ekelhaft als gefährlich.

Und ſo blieb Bruno Bauer denn nichts als das ſehr lebhafte Gefühl, das er ſelbſt von ſeinem Werthe hatte, verbunden mit dem kindiſchen Triumphgeſchrei weniger gleichgeſinnten Freunde, die zwar ihren angeblichen Atheismus wie ein Metier betrieben, im Uebrigen aber doch vom alten Autoritätsglauben noch lange nicht frei genug waren, um nicht Bruno Bauer ſelbſt zu ihrem Meſſias, ihrem Götzen zu machen. Beides zuſammen, jene Selbſtüberſchätzung und dieſer unverſtändige Beifall falſcher Freunde, riß Bruno Bauer immer weiter in den Abgrund bodenloſeſter Eitelkeit und Selbſtſucht, für die

endlich keine Waffe der Sophiſtik mehr ſchlecht genug war; eine neue Phaſe der Wiſſenſchaft, eine Kriſis des Volksbewußtſeins hatte man angekündigt und ſiehe da, was zu Tage kam, war nur eine neue Coterie, ein literariſches Jungenthum, das ſich ſchließlich ſelbſt bei den Köpfen kriegte und zum Ergötzen des Janhagels Einer den Andern durchbläute. — Nur zwei Punkte blieben aus der eben erwähnten Bauer'ſchen Vertheidigungsſchrift und ſomit aus dem ganzen Vorgang im Publikum haften: das Eine war der Haß gegen die Theologen, das Andere die Ausdehnung, die er dem Begriff des Theologie ſelber gab. Theologie und Unfreiheit waren in Bauer's Augen daſſelbe; aller Aberglaube, alle Liebedienerei, alle Nichtswürdigkeit hieß ihm theologiſch. „Es handelt ſich", rief er in der mehrfach genannten Schrift, „jetzt nicht nur um die theologiſche Facultät, ſondern um die Univerſitäten überhaupt, nicht um Eine Corporation, ſondern die Corporation überhaupt. Als Corporation und Privilegium ſind die Univerſitäten und die Lehrſtühle ſämmtlicher Facultäten theologiſch. Theologiſch ſind alle Univerſitätswiſſenſchaften, weil ſie dogmatiſch und von Vorausſetzungen beſtimmt ſind und dieſer ihr theologiſcher Charakter, der ihnen immer eigen war, enthüllt ſich nun endlich in unſern Tagen, weil die wahre freie Wiſſenſchaft ihnen gegenüber tritt." Und an einer andern Stelle: „Die Theologie kennt nur Freiheiten, nur Forſchungen, nur Wahrheiten der Religion, und beſteht nur aus theologiſchen Wiſſenſchaften. Die Freiheiten ſind Feind der Freiheit, die Forſchungen der Forſchung, die Wahrheiten der Wahrheit, die Wiſſenſchaften der Wiſſenſchaft. Die Freiheiten ſind privilegirte Freiheit, die Forſchungen privilegirte Forſchung, d. h. das Gegentheil der wirklichen Freiheit und Forſchung. Sie ſind die feudaliſtiſchen und barbariſchen Freiheiten, Forſchungen und Wahrheiten; ſie ſind ein Mangel desjenigen, der ſie nur bis zu einem gewiſſen Punkte ausübt, der nur bis hierher und nicht weiter frei ſein, forſchen und die Wahrheit ſuchen will. Sie ſind nicht allgemeine Menſchen-Rechte und- Güter, und Derjenige, der ſie aus ihrer theologiſchen Schranke herausführen will, ſo daß ſie wirkliche Freiheit, Forſchung, Wahrheit und Wiſſenſchaft werden, muß für ſeine That büßen, denn er hat das theologiſche Privilegium aufgehoben." Wie nahe lag hier nicht die politiſche Parallele! Auch hob Bauer ſelbſt ſie ziemlich deutlich hervor; die

Regierung, behauptete er ferner, habe ſich ihre Würde als Staatsregierung vergeben, indem ſie die Entſcheidung allein von dem Geſichtspunkte „beſchränkter Corporationen“ abhängig und ſich dadurch ſelbſt zur Partei gegen die Kritik gemacht habe: der Staat, der vorhandene preußiſche Staat ſelbſt, hieß ihm ein theologiſcher Staat und was er unter dieſem Ausdruck verſtanden wiſſen wollte, das konnte man am beſten aus einer anderen Stelle erſehen, wo er allen Ernſtes den „Thiergeiſt“ als den „wahren Geiſt der Theologie“ bezeichnet.

Freilich hatten dieſe Verdammungsurtheile, ſo allgemein gehalten ſie waren, außer den offenliegenden Thatſachen noch ihren geheimen, ſehr ſpeciellen und ſehr perſönlichen Zuſammenhang. Ruge und Echtermeier, die Herausgeber der „Halle'ſchen“ oder wie ſie damals ſchon hießen „Deutſchen Jahrbücher“, trugen ſich eben zu jener Zeit mit dem chimäriſchen Project, in Dresden unter dem Schutz des Miniſteriums Lindenau eine ſogenannte „freie Univerſität“ zu gründen, die ſich nicht nur von aller in Deutſchland ſonſt üblichen akademiſchen Bocksbeutelei freihalten, ſondern auch alle diejenigen wiſſenſchaftlichen Kräfte an ſich heranziehen ſollte, für welche die vorhandenen Univerſitäten keinen Raum boten, wie Ruge ſelbſt, Strauß, Feuerbach ꝛc. So utopiſch dieſer Plan war und ſo deutlich ſeine Unausführbarkeit Jedem einleuchten mußte, der die Verhältniſſe in Sachſen, ſpeciell in Dresden, ſowie die Perſönlichkeit des Miniſter von Lindenau auch nur oberflächlich kannte, ſo ernſthaft wurde er dennoch betrieben; ſelbſt eine erſte Ablehnung des Herrn von Lindenau (Sommer 1840) genügte nicht, die Illuſionen, denen beſonders Ruge ſich hingab, zu zerſtören und noch bei der Ueberſiedelung der „Jahrbücher“ nach Dresden hatte dieſes Project die Wahl des Ortes weſentlich mit beſtimmt.

Auch Bruno Bauer gehörte mit zu den wiſſenſchaftlichen Größen, auf welche die „freie Univerſität“ in partibus ihr Auge geworfen; die Eingeweihten erkannten leicht die geheime Beziehung, welche die angeführte und viele ähnliche Stellen ſeiner Schrift hatten; ſie glaubten den literariſchen Untergang Preußens gekommen und ſahen ſchon den Morgen dämmern, wo — um mit Ruge's Worten zu ſprechen — die Hegemonie der deutſchen Wiſſenſchaft, welche Sachſen dadurch verloren, daß es zu Ende des ſiebzehnten Jahr-

hunderts, unter August dem Starken, die Sache des Protestantismus aufgegeben, von Preußen an Sachsen zurückkehren würde.

Das Publikum aber, das von diesen geheimen Beziehungen nichts ahnte, nahm alle derartigen Aeußerungen für baare Münze; es gewöhnte sich daran, in der Mehrzahl der Theologen Schurken und Heuchler zu sehen; es gewöhnte sich auch daran die Wissenschaft und ihre Vertreter, besonders auf den Universitäten, gering zu schätzen. Wir werden in der Folge sehen, welche verhängnißvolle Saat, begünstigt und genährt durch die verkehrten Schritte der Regierung, sich aus Beidem entwickelte.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung: Herr Eichhorn und die religiöſen und kirchlichen Zuſtände. — Das angebliche Religionsedict. — Vermeintliche Vorliebe des Königs für die engliſche Kirchenverfaſſung. — Das Bisthum von Jeruſalem. Mißſtimmung des Publikums gegen daſſelbe; vergebliche Bemühung der Regierung, den Widerwillen des Publikums zu beſeitigen. — Verordnungen wegen einer zu Gunſten des Bisthums in Jeruſalem abzuhaltenden Kirchencollecte; Weigerung der Berliner Synode: Februar 1842. — Antwort des Miniſter Eichhorn. — Cabinetsordre des Königs vom 20. Juni 1842; Veröffentlichung der Vorſchläge, welche der Primas von England in Betreff des Bisthums von Jeruſalem gemacht hat. — Erneutes Gerücht wegen bevorſtehender ſtrenger Sonntagsfeier. — Anſprache einer Anzahl Berliner Geiſtlichen an das Publikum wegen Einführung einer chriſtlichen Sonntagsfeier. Berliner Hauptverein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier und ſeine Thätigkeit: Mai 1842. — Das neue Ehegeſetz; Berathung deſſelben unter Vorſitz des Herrn von Savigny und im Staatsrath. — Gerüchte über den Inhalt des neuen Ehegeſetzes. Erſchwerte Ehescheidung; katholiſcher Standpunkt; öffentliche Beſtrafung des Ehebruchs ꝛc. — Beabſichtigte Veränderungen in der bürgerlichen Verfaſſung der preußiſchen Juden. — Angebliche Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht der Juden. Immediateingabe der Magdeburger Judengemeinde an den König; Antwort deſſelben: März 1842. — Wachſende Beunruhigung und Ungewißheit. — Wahl des Dr. Mieß zum Mitglied der Berliner Akademie, von Herrn Eichhorn beanſtandet, vom König beſtätigt: April 1842. — Die preußiſche Staatszeitung über den geiſtlichen und ſittlichen Zuſtand der Juden in der preußiſchen Monarchie. — Immediateingabe der Berliner Judenſchaft nebſt Antwort des Königs: Mai 1842. — Wahl eines Ober-Landes-Rabbiners anbefohlen: Juli 1842. — Verhältniß der chriſtlichen Bevölkerung zur Judenfrage. Allgemeine Mißſtimmung und Beſchämung; vermehrter Groll gegen Herrn Eichhorn. — Brief Alexander von Humboldt's an den Grafen zu Stolberg-Wernige-

rede in Betreff des bevorstehenden Interregnums: „man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben.“ — Eintritt des Humboldt'schen Briefes auf den König wie auf das Publikum. —

Zuletzt indeß betraf dies Alles doch nur das theoretische, das wissenschaftliche Gebiet; noch ungleich verhängnißvoller wurde die Wirksamkeit des Ministers da, wo er das praktische Gebiet, die vorhandenen kirchlichen Zustände sowie die herrschenden religiösen Ueberzeugungen berührte. Dort hatte er es in der Hauptsache immer nur mit Einzelnen zu thun, hier griff er in das Bewußtsein der Massen selber ein.

Was die öffentliche Meinung dem Minister auch in dieser praktischen Hinsicht zutraute, davon hatte das Gerücht von einem bevorstehenden Religionsedict, das sich fast unmittelbar nach seinem Amtsantritt verbreitete, hinlängliches Zeugniß gegeben. Zwar hatte die Regierung dasselbe, wie früher erzählt worden, durch officielle Erklärung in Abrede gestellt: doch hatte sie damit nichts weiter erreicht, als daß das Publikum sich mit desto größerer Begier auf andere ähnliche noch nicht widerlegte Gerüchte warf.

Ein Hauptgegenstand dieses öffentlichen Argwohns war, wie ebenfalls schon erwähnt worden, die Vorliebe, welche man dem König für die englische Kirchenverfassung, namentlich für die orthodoxe, die sogenannte Hochkirche zuschrieb. Einen besonders deutlichen Beweis dieser Vorliebe wollte man in der Gründung des Bisthums von Jerusalem erblicken, über die wir gleichfalls früher einiges Nähere berichtet haben. Nach langwierigen Unterhandlungen mit dem englischen Ministerium, das sich der ganzen Angelegenheit oder doch wenigstens der religiösen Seite desselben nur wenig geneigt erwies und bei dem Ganzen sichtlich nur seine sehr weltlichen politischen Zwecke verfolgte, hatte die preußische Regierung sich endlich damit einverstanden erklären müssen, daß auch der preußisch-evangelisch Geistliche, der das Bisthum wechselweis mit einem englischen bekleiden sollte, seine priesterlichen Weihen nach anglikanischem Ritus aus den Händen eines englischen Bischofs empfangen sollte. Vergebens hielten die Organe der Regierung dem Publikum vor, daß dies Zugeständniß lediglich im Interesse der Sache gemacht worden, indem der englische Ritus bei den Protestanten des Morgenlandes einmal als der einzig echte, einzig mustergiltige aner-

kannt sei; so daß also ein Priester, der der englischen Weihen entbehrte, in den Augen der dortigen Protestanten nur ein Schismatiker sein würde. Das Publikum blieb bei seinem Argwohn, es erblickte in dem Zugeständniß der preußischen Regierung nur einen ersten Anfang, das englische Hochkirchenthum mit seiner starren Rechtgläubigkeit, seinem Formelwesen und Glaubenszwang in die evangelische Landeskirche Preußens hinüber zu spielen und wurde dem Project immer abgeneigter und feindseliger. Vergebens veröffentlichte die Regierung durch die Staatszeitung eine ausführliche Darlegung der gesammten Verhandlungen; vergebens machte sie darauf aufmerksam, daß der Regierung bei dem Ganzen nur der Zweck vorgeschwebt habe, für die evangelischen Christen deutscher Nation dieselben Vortheile im türkischen Reiche, namentlich in Palästina und Syrien zu gewinnen, deren die Angehörigen der lateinischen und griechischen Kirche sich daselbst zu erfreuen hätten; vergebens suchte sie endlich nachzuweisen, wie sie, um eine geistliche Vertretung der deutschen Protestanten im Orient nur überhaupt möglich zu machen, gar keinen anderen Weg gehabt habe, als sich an England anzuschließen: der Verdacht war einmal vorhanden und Alles was die Regierung that, ihn zu widerlegen, diente im Gegentheil nur zu seiner Befestigung.

Selbst die sonst so willfährige Geistlichkeit zeigte sich davon ergriffen. Die Regierung hatte zu Gunsten des neu errichteten Bisthums eine Collecte in allen evangelischen Kirchen der Monarchie angeordnet und hatte den zweiten Ostertag zur Abhaltung derselben bestimmt. Die in Berlin versammelte Synode jedoch beschloß (Februar 1841) diese Collecte nicht zur Ausführung zu bringen, bevor ihr nicht alle die mit England abgeschlossene Convention betreffenden Aktenstücke vorgelegt wären.

Der Minister lehnte letzteren Antrag ab (März 20.), wenn auch in mildester Form. Natürlich wurde der Argwohn dadurch immer mehr bestärkt und so sah der König, dem dies Bisthum von Jerusalem eine wirkliche Herzensangelegenheit war, sich endlich genöthigt, durch Cabinetsorder vom 28. Juli 1842 die vollständige und wörtliche Eröffnung der „Vorschläge" anzubefehlen, welche „der Primas von England Erzbischof von Canterbury über das Verhältniß des Bischofs der vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem zu der deutschen Gemeinde evangelischer Confessionen, welche sich der

Jurisdiction des letztern zu unterwerfen geneigt sei, gemacht habe.“ Wir theilen das Actenstück im Anhang mit (I. Anhang zum II. Bande, Nr. 1) und bemerken hier nur, daß der König als Grund dieser Veröffentlichung ausdrücklich seinen Wunsch angab, „die Mißverständnisse Wohlmeinender zu beseitigen und die Verdrehungen und Verläumdungen Böswilliger unschädlich zu machen“: eine Unterscheidung, die vom Publikum mit Bestürzung vernommen wurde, weil man sie, wie richtig sie auch sein mochte, doch nicht an dieser Stelle, nicht aus dem Munde des Königs, der sich dadurch, wenigstens anscheinend, in das Gewühl der Parteien mischte, vernehmen wollte. Auch gelang es selbst dieser ausführlichen Darlegung nicht ganz, den vielbesprochenen Argwohn zu beseitigen, vielmehr blieb im Publikum eine Mißstimmung gegen das Jerusalemer Bisthum zurück, die der Lauf der Jahre wohl mildern, aber keineswegs ganz verwischen konnte, und die sich namentlich in dem spärlichen Ertrag der jährlich wiederholten Collecten kund gab. —

Ebenso wenig Glück hatte die Regierung mit einer zweiten Widerlegung. Gleichzeitig mit dem Gerücht wegen eines bevorstehenden Religionsedicts war auch ein anderes verbreitet worden, wonach die Regierung mit der Absicht umgehen sollte, eine strengere Sonntagsfeier, ebenfalls nach englischem Ritus, einzuführen. Auch hiergegen hatte die Regierung, wie früher erzählt worden, öffentliche Verwahrung eingelegt. Allein das Gerücht erhielt sich und einzelne Schritte, welche die Regierung theils zuließ, theils sogar herausforderte, schienen allerdings geeignet, demselben Vorschub zu leisten.

Nämlich was die Regierung officieller Weise aufgegeben oder vielleicht auch niemals angefangen hatte, das schien sie jetzt, wenigstens in den Augen des Publikums, auf Privatwegen, auf dem Wege jener freiwilligen Association erreichen zu wollen, den ja auch Herr von Rochow bei Gelegenheit der beabsichtigten Controle der Leihbibliotheken so lebhaft anempfohlen hatte. Schon im November 1811 war eine Anzahl Berliner Geistlicher, denen sich bald auch verschiedene einflußreiche und hochgestellte Laien, besonders aus der Beamtenwelt anschlossen, zu einem „Verein zur Förderung einer christlichen Sonntagsfeier“ zusammengetreten. Die Ansprache, welche sie zu diesem Zweck unter dem Titel: „Die christliche Sonntagsfeier. Ein Wort der Liebe an unsere Gemeinden bei dem Anfange des neuen Kirchenjahres“ an die Bevölkerung der

Hauptſtadt gerichtet, hatte trotz oder vielleicht auch wegen ihrer vorſichtigen und einſchmeichelnden Haltung beim Publikum ſehr wenig Anklang, aber deſto mehr Spott und Widerſpruch gefunden. Dieſer Widerſpruch vermehrte ſich, als der Verein oder wie er ſich jetzt bereits nannte „Hauptverein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier" einige Monate ſpäter (Mai 1812) in den Berliner Zeitungen eine Erklärung über ſeine Tendenz und ſeine Zwecke abgab, die denn ſchon etwas weniger holdſelig lautete. Der Verein eiferte mit Heftigkeit gegen den Leichtſinn und die Theilnahmloſigkeit an kirchlichen Dingen, die gerade bei der Berliner Bevölkerung tiefere Wurzel geſchlagen als anderwärts: er erklärte in ſeinen Beſtrebungen nicht nachlaſſen und ſich nicht eher auflöſen zu wollen, als bis „die rechte evangeliſche Sitte hergeſtellt oder wenigſtens im geeigneten geſetzlichen Wege eine Kirchenverfaſſung ins Leben gerufen ſein würde, die beſſer als alle Vereine zur Wiederherſtellung evangeliſcher Sitte zu wirken im Stande ſei."

Das Publikum hohnlachte: alſo das war des Pudels Kern? Und ſo raſch ſtreckte ſich die Kralle aus dem Sammetpfötchen hervor? Die Regierung befördert Vereine, um auf indirectem Wege das durchzuſetzen, was ſie auf directem nicht durchſetzen kann oder mag, und kaum ſind die Vereine ins Leben getreten, ſo berufen ſie ſich wieder auf die Regierung und drohen mit der Staatsgewalt, will ſagen mit der Polizei? Welch ein Verſteckſpiel iſt das? Und wohin ſollen dieſe endloſen Agitationen führen wenn nicht dahin, das Volk immer mehr von der Regierung zu entfremden und eine immer tiefere, immer gefährlichere Kluft zwiſchen das Land und ſeinen König zu legen?

Den größten Schaden aber that der Regierung doch immer das Gerücht von einem bevorſtehenden Ehegeſetz, durch welches namentlich die Ehescheidungen außerordentlich erſchwert, wenn nicht unmöglich gemacht werden ſollten. Auch dieſes Gerüchts, das bereits in den erſten Tagen des Jahres 1811 auftauchte, haben wir ſchon früher gedacht. Jetzt, unter dem Zuſammenwirken ſoviel verwandter Umſtände, trat es mit erneuerter Macht auf. Das Geſetz ſollte von der unter dem Vorſitz des Herrn von Savigny zuſammengetretenen Geſetzgebungscommiſſion bereits fertig ausgearbeitet ſein, um demnächſt, nach dem damals üblichen Geſchäftsgange, dem Staatsrath zur Begutachtung vorgelegt zu werden. Die Einzelheiten, die

man ſich davon zuraunte und die bald genug durch alle Zeitungen die Runde machten, klangen allerdings wunderlich genug. Der Boden des allgemeinen Landrechts, hieß es, dieſes Landrechts, auf das der Preuße ſo ſtolz war, weil er darin das Produkt einer Aufklärung erblickte, die er gern für immer mit dem preußiſchen Namen verbunden wähnte, ſollte vollſtändig verlaſſen und der Begriff der Ehe ſtatt deſſen mehr dem angenähert werden, was die katholiſche Kirche darüber feſtſetzt. Ein eigenes Ehegericht ſollte gegründet werden mit mehr arbiträrer, als eigentlich richterlicher Befugniß. Unter den Gründen der Scheidung, deren Zahl übrigens außerordentlich eingeſchränkt werden, ſollte auch Mangel an kirchlicher Geſinnung, religiöſer Indifferentismus und Aehnliches der Art aufgenommen ſein: die öffentliche Beſtrafung des Ehebruchs, die durch das Landrecht längſt aufgehoben war, ſollte wieder eingeführt, die Wiederverheirathung geſchiedener Perſonen möglichſt erſchwert, die Heirath ſolcher Perſonen aber, die während einer früheren Ehe in unerlaubtem Verhältniß zu einander geſtanden und eben dadurch die Auflöſung der Ehe herbeigeführt hatten, ſollte gänzlich verboten werden u. ſ. w. Wie viel oder wie wenig von dieſen Angaben begründet, war zunächſt nicht zu entſcheiden; daß ſie aber nicht alles Grundes entbehrten, das zeigte ſich deutlich an der Aengſtlichkeit, mit welcher die Regierung alle dahin zielenden Gerüchte überwachte, ſo wie in der Sorgfalt, mit welcher ſie das Publikum in Zeitungsartikeln und Broſchüren auf eine Umwälzung, wie die in Rede ſtehende, vorbereitete.

Und nun kam, gleich als ob der Verwirrung und des Unfriedens noch immer nicht genug wäre, zu allen dieſen Gerüchten noch ein neues, das um ſo größeres Aufſehen erregte und um ſo mehr von ſich ſprechen machte, als es einen Theil der Bevölkerung betraf, der unläugbar zu den ſtrebſamſten Elementen des preußiſchen Staates gehörte und in deſſen Händen ſich überdies ein anſehnlicher Theil der Tagespreſſe befand.

Das war das Gerücht von einer bevorſtehenden Veränderung in der bürgerlichen Verfaſſung der preußiſchen Juden, oder wie der Volksmund es kurzweg bezeichnete: von einem Judengeſetz, durch welches die Juden der Gleichberechtigung mit der chriſtlichen Bevölkerung, welche ſie der Humanität Friedrich Wilhelms III. wenigſtens annäherungsweiſe verdankten, beraubt und in ihre frühere Rechtloſigkeit

zurückversetzt werden sollten. Daß dergleichen in der Consequenz des „christlichen Staates" lag oder doch leicht als eine naheliegende und nothwendige Consequenz daraus abgeleitet werden konnte, ließ sich allerdings nicht in Abrede stellen. Und ebenso wenig ließen sich gewisse thatsächliche Spuren übersehen, welche das Gerücht unterstützten. Namentlich hieß es, die allgemeine Wehrpflicht, dieser Stolz des preußischen Bürgerthums, solle für die Juden aufgehoben werden, so daß es in ihr Belieben gestellt sein würde, ob sie dienen wollten oder nicht: eine Vergünstigung, die unter andern Umständen und in andern Ländern ohne Zweifel höchst willkommen gewesen wäre, jetzt aber und in Preußen weit mehr einer Schande glich als einer Vergünstigung. Ja Andere behaupteten sogar, die Juden sollten überhaupt gänzlich vom Militärdienst ausgeschlossen werden: wer den „Glauben" des Staats nicht theile, sei auch nicht werth sein Blut für ihn zu vergießen.

Beängstigt durch diese Gerüchte hatten die Aeltesten der Judengemeinde zu Magdeburg sich in einer eignen Eingabe an den König gewendet und ihm unter Hinweisung auf die patriotischen Dienste, welche die preußischen Juden so vielfach geleistet, selbst auch auf dem Schlachtfelde, persönlich um Aufklärung und Beruhigung gebeten.

Die königliche Antwort (11. März 1812) gab ihnen weder die eine noch die andere. Wenn, erklärte der König in dieser Antwort, die Aeltesten der jüdischen Gemeinde in Magdeburg in der Vorstellung vom 22. v. M. den Eintritt in den Militärdienst „als ein ihnen zustehendes Recht" in „Anspruch" genommen hätten, so werde denselben hiermit eröffnet, daß es „niemals die Absicht gewesen, den Juden den freiwilligen Eintritt in den Militärdienst zu versagen", wodurch ihre „Befugniß" zur „Theilnahme an dem ehrenvollen Beruf der Landesvertheidigung" jedenfalls „unverschränkt" bleiben werde. Was aber „die Pflicht der Juden zum Militärdienst für die Zukunft betreffe, so müsse die Bestimmung darüber bis nach Beendigung der von dem König angeordneten Berathung über die Regulirung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden ausgesetzt bleiben."

Das war denn ein sehr ungewisser und weit aussehender Bescheid und nur in dem einen Punkt gab er sichern Aufschluß, daß eine Neugestaltung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden allerdings

im Werke ſei. Wie dieſelbe ausfallen, von welchem Geiſte ſie gelenkt ſein würde, wer wagte es vorher zu ſagen? Von der Engherzigkeit des Herrn Eichhorn, deſſen Stimme bei dieſer Angelegenheit nothwendig von großem Gewichte war, glaubte man nicht ſchlimm, von den perſönlichen Abſichten des Königs nicht gut genug denken zu können. Zu Beidem fand die öffentliche Meinung die Beſtätigung, die ſie ſuchte. Als die Berliner Akademie den berühmten Mathematiker Dr. Ries, einen Juden, zu ihrem Mitglied ernannte, ſollte dieſe Ernennung, wie man im Publikum wiſſen wollte, bei Herrn Eichhorn auf lebhaften Widerſpruch geſtoßen ſein: wogegen der König alle Bedenken ablehnte und die vom Miniſter angefochtene Wahl durch ſeine allerhöchſte Zuſtimmung beſtätigte (April 1812). Dagegen brachte faſt um dieſelbe Zeit die Preußiſche Staatszeitung, damals noch das vornehmſte Organ der Regierung, einen ausführlichen Artikel aus der Feder des berühmten Statiſtikers Staatsrath Hoffmann „über den geiſtlichen und ſittlichen Zuſtand der Juden in der preußiſchen Monarchie", in welchem dieſer Zuſtand in einem nichts weniger als ſchmeichelhaften oder empfehlenden Lichte dargeſtellt ward. Daß dieſer Artikel auf officiellen Antrieb entſtanden und veröffentlicht worden, unterlag keinem Zweifel und ſo diente er der öffentlichen Meinung denn zu einem neuen Anhaltspunkt für die wechſelnden Gerüchte und Erwartungen, von denen ſie hin- und hergeworfen ward. Endlich verbreitete ſich ein officielles Wort, das dieſer Ungewißheit wenigſtens in der Hauptſache ein Ende machte — aber die Wahrheit zu ſagen, ein ſehr niederſchlagendes Ende.

Gleich der Magdeburger Judengemeinde hatte auch die Judenſchaft von Berlin, gleichfalls in Unruhe verſetzt durch die umlaufenden Gerüchte, eine Immediateingabe an den König gerichtet, in welcher ſie ihn um Schutz und Fortentwickelung ihrer Rechte anſprach (Anfang März 1812). Erſt Anfang Mai erfolgte die Antwort darauf; ſie wurde den Aelteſten und Vorſtehern der Judenſchaft im Auftrag des Königs durch Herrn von Rochow mitgetheilt und lautete in der Hauptſache dahin: „daß es ganz eigentlich in der Allerhöchſten Abſicht liege, Maßregeln zu ergreifen, durch welche die den Juden auferlegten Beſchränkungen aufgehoben würden, insbeſondere ihnen im Gemeine-Verbande mit Chriſten die Wahrnehmung ihrer Intereſſen mehr geſichert, in der Beſorgung ihrer eigenen Angelegenheiten durch

Bildung von Korporationen eine größere Selbständigkeit und Autorität eingeräumt und im Allgemeinen die Gelegenheit erweitert würde, ihre Kräfte und Fähigkeiten für sich und die Christen, unter denen sie lebten, benutzen zu können. Se. Majestät erachteten aber für nothwendig, daß die Gewährung alles dessen an die Bedingung geknüpft werde, die in dem Wesen eines christlichen Staates beruhte, nach welchem es nicht zulässig sei, den Juden irgend eine obrigkeitliche Gewalt über Christen einzuräumen, oder Rechte zu bewilligen, welche das christliche Gemeinwesen beeinträchtigen könnten. Die Aufhaltung dieser Rechte der Christen müsse daher der Aufhebung jener Beschränkungen die Wage halten, Beides könne nur vereint bestehen und nicht von einander getrennt werden. Mit der Aufhebung der Militärpflicht der Juden würde denselben nichts genommen werden, da ihnen der freiwillige Eintritt in den Militärdienst gestattet bleibe. Jedenfalls möchten aber die Juden die Resultate der angeordneten Berathungen ruhig erwarten, und könnten sie dabei vertrauen, daß ihnen jede mit höheren und allgemeinen Interessen vereinbare Verbesserung ihres Zustandes nicht werde versagt werden."

Einige Wochen später (Juli 1812) ging den Aeltesten der Berliner Judenschaft ein Ministerialreskript zu, durch welches denselben aufgegeben ward, zur Wahl eines Oberlandesrabbiners, der die Aufsicht über die gesammten Rabbiner des Staates führen sollte, zu schreiten. Zweiundvierzig Jahre waren vergangen, seit dieses Amt des Oberlandesrabbiners erledigt und von seiner Wiederbesetzung keine Rede gewesen war. Daß die Regierung jetzt Anstalten traf, die lange vernachlässigte Lücke auszufüllen, zeigte allerdings ihren ernsten Willen, den Juden in der Besorgung ihrer eignen Angelegenheiten eine größere Autorität und Selbständigkeit einzuräumen und würde der preußischen Judenschaft unter andern Umständen gewiß zur lebhaftesten Befriedigung gereicht haben. Wie die Dinge dagegen im Augenblick lagen, schien dies nur ein kärglicher und unvollständiger Ersatz für große und wesentliche Einbußen, welche den Juden in nächster Zeit bevorstanden, und konnte daher von ihnen auch nur mit gemischter Stimmung aufgenommen werden.

Das christliche Publikum theilte diese Stimmung. Ein gebildetes und tolerantes Verhältniß zwischen Juden und Christen gehörte zu den ältesten und schönsten Traditionen des preußischen Staates;

selbst einzelne Agitationen, wie die berüchtigten Vorfälle vom Jahre Neunzehn, waren von dem gesunden Sinne der christlichen Bevölkerung regelmäßig im Entstehen unterdrückt worden. Namentlich in der Hauptstadt nahm der jüdische Theil der Bevölkerung, mochte man nun Reichthum und gewerbliche Thätigkeit oder gesellige Verbindungen und feine Sitte oder selbst wissenschaftliches und künstlerisches Talent ins Auge fassen, von den Zeiten des großen Friedrich her eine sehr hervorragende Stellung ein. Aehnlich verhielt es sich in Königsberg, ähnlich in den meisten größeren Städten der Monarchie. Der Rückschritt, den die Regierung allen Anzeichen nach zu thun im Begriffe stand, konnte unter diesen Umständen auch von der christlichen Bevölkerung nur mit Schmerz und Beschämung aufgenommen werden; er drohte eine der glänzendsten Seiten in der inneren Geschichte Preußens auszustreichen und einige seiner würdigsten Namen in Gewerbe, Kunst und Wissenschaft einer unverdienten Aechtung Preis zu geben. Außerdem aber ging dieser Schritt, wenigstens der allgemeinen Annahme zufolge, von demselben Manne aus, der im Namen desselben „christlichen Staates", den er jetzt den Juden als einen Medusenschild entgegenhielt, auch den Christen selbst so viel unnöthige Plackerei machte: wie hätte seine Unpopularität sich dadurch nicht noch immer höher steigern, wie hätte man in dem Verfolger der Juden nicht auch zugleich den Feind und Plagegeist der Christen hassen und verspotten sollen?

Das Publikum war aufs tiefste verstimmt, es machte seiner Mißstimmung Luft, wie in den meisten ähnlichen Fällen: es berief sich auf einen Ausspruch des Herrn von Humboldt, durch den die beabsichtigte Einschränkung der Juden als eine der unseligsten und gefährlichsten Neuerungen bezeichnet und das ganze Gewicht des erlauchten Namens in die Wagschale der bedrohten Juden geworfen ward. Es cursirte um jene Zeit in Berlin die Abschrift eines Briefes, welchen Herr von Humboldt an den Staatsminister Grafen zu Stolberg-Wernigerode in Betreff des bevorstehenden Judengesetzes gerichtet hatte und in welchem er sich mit den wärmsten und nachdrücklichsten Worten zu Gunsten der Juden und ihrer immer vollständigeren Emancipation aussprach. „Es ist (so gaben die Zeitungen damals den Schluß dieses Briefes wieder) gefahrvolle Anmaßung der Menschheit, die uralten Gesetze Gottes auslegen zu wollen. Die

Geſchichte fünferer Jahrhunderte lehrt uns, zu welchen Abwegen ſolche Tenuungen Muth geben. Die Beſorgniß, mir zu ſchaden, muß Sie nicht abhalten, von dieſen Zeilen Gebrauch zu machen. Man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben!“

Der Eindruck dieſes Briefes war, wie das Gerücht hinzuſetzte, in jenen höheren Kreiſen, für die der Verfaſſer ihn wohl recht eigentlich beſtimmt hatte, außerordentlich geweſen: namentlich beim König ſollte er, wie man wiſſen wollte, die mächtigſte Wirkung hervorgebracht und den Einflüſterungen des Herrn Eichhorn einen ſtarken Damm entgegengeſetzt haben.

Doch vielleicht waren das nur Gerüchte. Was dagegen offenkundige und unzweifelhafte Thatſache war, das war der Eindruck, den der Brief beim Publikum ſelbſt, chriſtlichem wie jüdiſchem, hervorbrachte; er konnte beim König nicht tiefer, nicht überwältigender geweſen ſein, als er bei den Bürgern war. Mit freudigem Stolz blickte man auf das ehrwürdige Haupt, das, geheiligt durch das Alter und geſchmückt mit allen reinſten Blüthen des Ruhms, es dennoch nicht verſchmähte, zum Schutz des bedrohten Rechtes in den Staub des Kampfplatzes, in das Gewühl der Meinungen und Parteiungen herabzuſteigen. Beſonders der letzte Satz entzückte alle Leſer: ſo einfach er war, ſo wurde er doch begrüßt wie eine großartige Entdeckung, die auf einmal allen Gebrechen der Zeit ſichere Heilung verkündigte: „Man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben!“ Die Oppoſition, namentlich die journaliſtiſche, bemächtigte ſich des Satzes mit Ungeſtüm und auch der bis dahin ſo ſchüchterne Bürger flüchtete ſich hinter die Autorität des berühmten Mannes und wiederholte, indem er auf Eichhorn und die Pietiſten ſchimpfte, über Oeffentlichkeit der Ständeverordnetenverſammlungen, über freie Preſſe und rechtsſtändiſche Verfaſſung debattirte, mit Pathos: „Man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben!“

Sechstes Kapitel.

Fortgang: Begünstigung der Pietisten und der Katholiken. — Separatistische Bestrebungen in Pommern und Schlesien. — Großes Auftreten der Baptistengemeinden; [illegible] des Königs in Betreff derselben vom 19. Oktober 1841. — [illegible] Verhaftung der Baptisten; Uebersiedelung derselben nach Berlin. — Skandalöse Auftritte in den Baptistengemeinden. Taufen im Rummelsburger See; [illegible] Verlauf am Himmelfahrtstag: 5. Mai 1842. — Der Oncken von Hamburg. — Begünstigung der Altlutheraner. Gerüchte wegen bevorstehender Aufhebung der Union; Aufforderung an sämmtliche evangelische Superintendenten sich über die Art und Weise zu erklären, wie die Union in den Ortschaften ihrer Sprengels eingeführt worden: September 1842. — Berliner Evangelische [illegible] unter dem Vorsitz des Herrn von [illegible]; [illegible] Mai 1842. — Der Studentenverein „zum [illegible]" in Berlin. [illegible] vom Senat abgelehnt: Mai 1842. [illegible] Bericht vom Rektor der [illegible]; [illegible] des Senats. Der Studentenverein „zum [illegible]" wird in Berlin zugelassen: August 1842. — Die katholische Partei. — Ernennung des Herrn von Düesberg: Juni 1842. — Verbot des Verlagsrechts der Manz'schen Buchhandlung in Regensburg aufgehoben: Februar 1842. Auch das gegen Hoffmann und Campe in Hamburg erlassene Verbot wird zurückgenommen: 8. Juni. — Thätigkeit der ultramontanen Partei am Rhein. Feierlicher Einzug des Herrn von Geissel: März 1842. — Die [illegible] in Köln. — Herr von Geissel in Bonn: Juni 1842. — Wallfahrten nach Kevelaer und Telgte. — In Köln, Münster, Trier werden öffentliche Gebete für die Noth der katholischen Kirche in Spanien angeordnet. — Erneuerte Verfolgungen des Hermesianismus. — Wahl des Herrn Arnoldi zum Bischof von Trier: 21. Juni. — Seine Weigerung bei der Bestätigung; [illegible] Entscheidung des Königs: September 1842.

Uebergriffe der ultramontanen Partei in Posen, besonders bei Besetzung der Schulstellen. — [illegible] des Dr. Ritter in Breslau, die gemischten Ehen betreffend.

Diese und ähnliche Einschränkungen, theils ausgeübt, theils wenigstens angestrebt, wie wir sie im vorigen Kapitel geschildert haben, mußten aber in den davon Betroffenen nothwendig eine um so größere Bitterkeit erregen, als denselben nach anderer Seite hin höchst auffällige Begünstigungen entgegenkamen. Derselbe „christliche Staat", der sich gegen Philosophen, Kritiker und Juden so unduldsam erwies, eröffnete gewissen anderen Richtungen einen Spielraum, der wenigstens mit der Gerechtigkeit, die denn doch wohl auch einigen Anspruch hatte, für eine „christliche" Tugend zu gelten, in empfindlichem Widerspruche stand.

Das waren die Pietisten und die Katholiken.

Welches Uebergewicht Herr Eichhorn bei den von ihm ausgehenden Ernennungen und Beförderungen dem Pietismus einräumte, ist früher erwähnt worden. Aber auch in den übrigen Zweigen der Regierung zeigte sich dieselbe Einseitigkeit, namentlich auch im Verwaltungsfach. Der kaum beendigte Muckerprozeß in Königsberg, durch den so schmähliche Geheimnisse an den Tag gekommen, hätte der Regierung zur Warnung dienen sollen, keine pietistisch-separatistischen Verbindungen mehr anzuknüpfen, geschweige denn zu befördern. Und doch geschah jenes wie dieses. Briefe aus Stettin schilderten (Januar 1842) das auf bedenkliche Weise zunehmende Wachsthum einer derben pietistischen Sekte, welche ohne Scheu vor der Behörde und in offenem Widerspruch gegen das Gesetz ihre Gemeinschaft fleißig abhielt. Und auch aus anderen Gegenden der Provinz Pommern, sowie aus Schlesien gingen ähnliche Berichte ein. — Auch gegen die Baptistengemeinden, die seit einiger Zeit, besonders in Ostpreußen, zuerst in der Gegend von Memel, aufgetaucht waren, wurde ein Verfahren beobachtet, das mehr einer Demüthigung als einer Unterdrückung glich. Schon durch Cabinetsordre vom 19. Oktober 1841 hatte der König seinen Willen in Betreff dieser Sekte dahin erklärt, daß ihr „ebenso wenig förmliche Duldung erwiesen als mit Strenge gegen sie verfahren werden solle." Der Grund, den die Cabinetsordre hinzufügte, war in der Theorie gewiß sehr richtig: nämlich weil „mit Grund zu erwarten stehe, daß die genannte Sekte bei angemessener Behandlung in sich selbst absterben werde." Allein in der Praxis zeigte sich ein ganz anderer Erfolg. Die Baptisten sahen in der Neutralität, welche die Behörden in Folge der ange-

führten Cabinetsordre gegen sie beobachteten, vielmehr eine Billigung und Ermuthigung ihres Treibens und breiteten sich, wie das Aberwitzige denn immer eine gewisse Macht über den großen Haufen hat, den vornehmen wie den geringen, auf Grund dieser Voraussetzung in kürzester Zeit auf eine kaum glaubliche Weise aus. Selbst in der Hauptstadt, unter den Augen der höchsten Behörden, ja des Königs selbst, bildete sich eine Gemeinde, die durch ihre öffentlich vollzogenen Taufen in dem benachbarten Rummelsburger See, sowie durch ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte innerhalb der Stadt dem Publikum vielfaches und wohlbegründetes Aergerniß gab. Dieses Aergerniß wuchs, da man erfuhr oder doch erfahren haben wollte, daß sich unter den Mitgliedern der Baptistengemeinde einige sehr hochgestellte und angesehene Männer befänden; es wurden in dieser Hinsicht Namen genannt und Persönlichkeiten angedeutet, die sogar bis in die unmittelbare Nähe des Königs hinauf reichten.

Die Erbitterung über dieses Treiben, die sich keineswegs auf die sogenannt gebildeten Stände beschränkte, sondern auch von den niederen ebenso heftig, ja vielleicht noch heftiger empfunden ward, explodirte endlich in einem ärgerlichen Vorfall, durch den sogar die Ruhe der Hauptstadt für kurze Zeit gestört ward. Es war gerade am Himmelfahrtstag (5. Mai 1842), demselben Tage, an welchem der berühmte Hamburger Brand ausbrach, der damals die Gemüther durch ganz Deutschland so mächtig ergriff und auch in politischer Hinsicht, durch das Gefühl der Einigkeit und Zusammengehörigkeit, das er erweckte, sowie durch die Reformpläne, die er zur Sprache brachte, nicht ohne politische Bedeutung blieb. Die Baptisten pflegten diesen Himmelfahrtstag mit ganz besonderer Feierlichkeit zu begehen. So auch die neue Berliner Gemeinde. Leider wollte der Zufall, daß in demselben Hause, wo sie ihren Gottesdienst abhielten, sich ein öffentliches Schenklocal befand. Die in demselben versammelten Gäste, Arbeiter aus einer nahegelegenen Zuckersiederei, hatten schon längst an dem Treiben der Baptisten ihren Aerger gehabt; wie das Bier die Köpfe erwärmte, beschlossen sie diesem Aerger Luft zu machen, indem sie die Gemeinde in ihrem Betlocale überfielen und daraus zu verjagen suchten. Die Baptisten setzten sich zur Wehre, eine widerwärtige Prügelei entstand; wiewohl ihren Angreifern um das Fünffache überlegen, mußten die Ersteren dennoch das Feld räumen, und

in toller Siegesfreude demolirten die Uebermüthigen Local und Einrichtung, bis endlich die Wache erschien und die Ruhestörer zur wohlverdienten Strafe kasernen führte.

Natürlich konnte es Niemand einfallen, einen so rohen und unrechtmäßigen Angriff zu vertheidigen. Doch lag in diesem Ausbruch der Volkswuth bei alledem ein Zeichen von der Stimmung der Zeit, das eine umsichtige Regierung wohl hätte beachten sollen. Die preußische Regierung that es nicht, im Gegentheil, sie fuhr fort die Papisten unter der Hand zu protegiren oder doch in einer Weise zu behandeln, die allgemein, von Arcanken und Zeinken der Papisten, als eine geheime Protection betrachtet ward.

Die natürliche Folge davon war, daß das Umsichgreifen der geächteten Sekte sich immer weiter verbreitete und immer öffentlicher, immer schamloser auftrat; bald gab es kaum eine Provinz des preußischen Staates mehr, wo sie sich nicht eingenistet hatten, und wenn auch Manches, was der Volksmund von ihrem Treiben berichtete, ohne Zweifel nur auf Uebertreibung und Entstellung beruhte, so konnte doch kein Unbefangener in Abrede stellen, daß es in der That ein unsittliches und verderbliches Treiben war.

Ebenso empfindlich wurde die öffentliche Meinung von der Nachsicht berührt, welche die Regierung den Altlutheranern, diesen Hauptgegnern der von Friedrich Wilhelm III. so lebhaft betriebenen Union, erwies. Daß die Union damals aus Pietätelei gegen den König stellenweise mit Mitteln betrieben und durchgesetzt worden war, die gewiß Niemand weniger gebilligt haben würde als der König selbst, verausgesetzt, daß er sie überhaupt gekannt, war längst kein Geheimniß mehr; wenn die Regierung des neuen Königs sich darauf beschränkt hätte, diese Unbilden auszugleichen und den Altlutheranern jene Freiheit der Gewissen zu gewähren, welche die fortgeschrittene Bildung des Volks überhaupt für jede religiöse Sekte in Anspruch nahm, welche mit der Sitte in Einklang stand, so würde gewiß Jeder das Verfahren der Regierung gebilligt und gepriesen haben.

Allein dabei blieb die Regierung nicht stehen; in dem eifrigen Bestreben, den Gegnern der Union gerecht zu werden, gab sie die Union selbst Preis und gefährdete damit eines der herrlichsten Denkmale, welche die Toleranz des verstorbenen Königs sich und der Aufklärung seines Volkes gesetzt hatte. Man hätte das Eine thun und das Andere

nicht lassen sollen: man hätte die Union schützen und nur denjenigen den Austritt freistellen sollen, denen ihr Gewissen nun einmal schlechterdings nicht gestatten wollte, darin zu verbleiben. Statt dessen schien es, als ob auf den Austritt aus der Union wahrhafte Prämien gesetzt werden sollten: die freisinnigen und gebildeten Geistlichen, durch deren Zusammenwirken das Unionswerk hauptsächlich zu Stande gekommen, wurden vernachlässigt und verfolgt, während die fanatischen Eiferer, welche einen großen Theil der widerspenstigen Gemeinden gegen deren eigenes besseres Wissen mit sich gerissen, auf alle Weise unterstützt und bevorzugt wurden. Unter diesen Umständen konnte es nicht Wunder nehmen, wenn sich Gerüchte verbreiteten und Glauben fanden, denen zu Folge der Fortbestand der Union überhaupt in Frage gestellt sein sollte. Im Lauf des September 1812 erging an sämmtliche evangelische Superintendenten die Aufforderung, innerhalb der ihnen anvertrauten Sprengel zuverlässige Nachrichten darüber einzusammeln, an welchen Orten die Union freiwillig und an welchen sie auf Befehl eingeführt worden. Das Publikum vermuthete, und wie es schien nicht mit Unrecht, daß diese Erkundigungen nichts Geringeres bezweckten als die jetzt verdunkelten Confessionen in ihrer getrennten Eigenthümlichkeit wieder herzustellen: ein Bemühen, das dem Volksgeist, der vielmehr auf Einigkeit als auf neue Spaltungen gerichtet war, vollständig widersprach und das daher auch von dem größeren Theil der Bevölkerung mit schlecht verhehltem Widerwillen betrachtet ward.

Mit demselben Widerwillen betrachtete das Publikum einige andere Verordnungen, die ebenfalls die herrschende Einseitigkeit des Systems ins helle Licht stellten, während sie demselben zugleich zur gefährlichen Waffe dienten.

Schon Anfang Mai 1812 hatte die Regierung die Statuten eines Vereins genehmigt, der in Berlin unter dem Namen der „Evangelischen Pastoral-Hülfs-Gesellschaft" zusammengetreten war. Die ausgesprochenen Zwecke dieses Vereins waren Vermehrung der kirchlichen Anstalten und Mittel, namentlich „wirkender Männer"; ferner sollten den Predigern, „die es wollten", mit „Erlaubniß der Behörden" Hülfscandidaten angewiesen, auch, „wenn die Ortsprediger zustimmten", Unterstützungen für Einrichtung von Locale zu Erbauungsstunden bewilligt werden. Und endlich sollte, wo es erforderlich, auch auf Erbauung von Hülfskirchen hingearbeitet werden.

An der Spitze des Vereins ſtand der wirkliche Geheime Oberjuſtizrath von Voß, ein Mann von bekannter pietiſtiſcher Richtung und dabei, wie das Gerücht hinzuſetzte, ein naher perſönlicher Freund des Königs. Unbefangen betrachtet, waren unter den ausgeſprochenen Zwecken des Vereins gewiß manche recht heilſame und löbliche: allein das Publikum beſaß dieſe Unbefangenheit längſt nicht mehr, noch waren die Umſtände von der Art, daß ſie ihm vernünftiger Weiſe zugemuthet werden konnte. Faßte man die leitende Perſönlichkeit ins Auge und erinnerte man ſich übrigens des Geiſtes, der im Lauf der letzten Jahre in den religiöſen Beziehungen des Staats heimiſch geworden, ſo lag der Verdacht nahe, daß das Ganze nur eine Pflanzſchule des Pietismus, eine Propaganda für Conventikel- und Sektenweſen werden ſollte und würde.

Auch der Berliner Studentenverein „zum hiſtoriſchen Chriſtus", der genau um dieſelbe Zeit (Mai 1812) ſeinen Anfang nahm, erregte gerechte Bedenken. Eine Anzahl Studirender der Theologie ſuchten, wie man hinzuſetzte, auf Antrieb mehrerer ihrer Lehrer, beim akademiſchen Senate die Erlaubniß nach, eine Geſellſchaft unter ſich zu begründen, welche „die verderblichen Neuerungen des Glaubens ſchon im Keim auf der Univerſität vernichten ſolle": als Hauptſymbol ihres Strebens hatten ſie den „hiſtoriſchen Chriſtus" gewählt.

Nun hatte Herr Eichhorn erſt kurz zuvor ein geſchärftes Verbot gegen alles Vereinsweſen unter den Studirenden ergehen laſſen: und ſo glaubte der Senat nur ſeiner Pflicht zu genügen und nur des Miniſters eigne Befehle zur Ausführung zu bringen, indem er die Petenten abſchläglich beſchied.

Allein das verſchiedene Maß, mit dem man jetzt in Preußen zu meſſen begann, ſollte bei dieſer Gelegenheit recht deutlich an den Tag kommen. Zu ſeiner größten Ueberraſchung erhielt der Senat (Juni 1812) ein Schreiben vom Cultusminiſter Eichhorn, ſeinem oberſten Vorgeſetzten, in welchem derſelbe den Senat wegen des gefaßten Beſchluſſes tadelte und ihn zur ſchleunigen Zurücknahme deſſelben aufforderte. Der Zweck des zu begründenden Bundes „zum hiſtoriſchen Chriſtus", erklärte der Miniſter dabei, gehe ausgeſprochener Weiſe dahin, das Chriſtenthum vor den Einflüſſen der neuen Philoſophie zu ſchützen und die ſtudirende Jugend auf dem Wege des „einzigen wahren Glaubens" zu erhalten: dieſen Zweck

aber gezieme es dem Senat zu unterſtützen und zu erleichtern, nicht ihm hemmend in den Weg zu treten.

Der Senat erlaubte ſich in aller Demuth zu remonſtriren: er machte darauf aufmerkſam, daß er nur des Miniſters eigne Vorſchrift zur Ausführung gebracht und daß, wenn man dieſen Bund „zum hiſtoriſchen Chriſtus" geſtatte, auch die Vereine, die ſich etwa im Sinne des Gegentheils bilden möchten, nicht würden zurückgewieſen werden dürfen.

Aber dieſe Lehre, daß, was dem Einen recht, dem Andern billig, war in dem damaligen Preußen längſt veraltet; wenigſtens bei Herrn Eichhorn kam der Senat übel damit an. In einem zweiten Schreiben, deſſen herbe herriſche Faſſung merkwürdig abſtach gegen die gebildete milde Form, deren der verſtorbene Altenſtein ſich in ſeinen Erlaſſen zu bedienen pflegte, ſelbſt auch da wo er etwas Unangenehmes mitzutheilen hatte, bedeutete der Miniſter den Senat, daß der von letzterem erhobene Einwand durchaus unſtatthaft; ſollte wirklich um Autoriſirung „anderweitiger" Vereine nachgeſucht werden, ſo ſeien die Geſuche ohne Weiteres als „unſittlich und unchriſtlich" abzuweiſen. Zugleich benutzte der Miniſter dieſe Gelegenheit, ſein beſonderes Befremden über den vom Senat gefaßten Beſchluß noch einmal mit kräftigen Worten auszuſprechen, beſonders da höheren Orts zur Stiftung ähnlicher Vereine auf den Univerſitäten Halle und Bonn bereits die Zuſtimmung gegeben worden. Die Zeit ſei gekommen, wo man den „wahren Glauben" mit den „kräftigſten Mitteln" aufrecht erhalten müſſe, und begreife der Miniſter daher am Wenigſten, wie der Senat der Univerſität Berlin, der doch im Gegentheil allen Grund habe ſich der erwachenden Religioſität der dortigen Studirenden zu erfreuen, zu dieſem eigenthümlichen Beſchluſſe gekommen ſei. — Wenige Tage ſpäter (Juli 27.) ging dem Senat ein neues Reſcript von Seiten des Cultusminiſters zu, in welchem demſelben aufgegeben ward, die Entſchließung des Miniſters in Betreff des von den Studirenden der Theologie zu begründenden Vereines „zum hiſtoriſchen Chriſtus" der ſtudirenden Jugend ſelbſt durch einen Anſchlag im Univerſitätsgebäude bekannt zu machen.

Dieſe Zumuthung, wonach alſo der Senat gewiſſermaßen ſeine eigne Niederlage verkünden ſollte, war ſo hart, daß man es ihm in der That nicht verdenken konnte, wenn er ſich noch einige Zeit da-

gegen ſträubte. In den Zeitungen, welche die ganze Angelegenheit mit großer Aufmerkſamkeit verfolgten, wurde behauptet, bevor der Senat dieſe Demüthigung auf ſich nehme, ſei er entſchloſſen, Regreß auf die bekannten Bundesbeſchlüſſe zu nehmen, nach welchen Bündniſſe jedweder Art auf deutſchen Univerſitäten unter keinen Umſtänden geſtattet ſein ſollten. Das würde denn wieder ein Schauſpiel eigener Art gegeben haben, die den Univerſitäten feindſeligſten Beſchlüſſe vertheidigt gegen den Miniſter von den Profeſſoren!

Indeſſen wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, kam der gute Rath auch hier über Nacht. Der Senat verſtändigte ſich mit dem Miniſter, der fatale Anſchlag wurde ihm erlaſſen, und ſchon in den erſten Tagen des Auguſt brachten die Berliner Zeitungen einen officiöſen Artikel, in welchem überhaupt in Abrede geſtellt ward, daß jemals wegen des „hiſtoriſchen Chriſtus" zwiſchen Senat und Miniſter ein Zwieſpalt ſtattgefunden; die vom Senat erhobenen Bedenken ſeien nur formeller Natur geweſen, die Weisheit des Miniſters habe dieſelben hinweggeräumt und ſo ſei der „hiſtoriſche Chriſtus" zur allſeitigen Zufriedenheit, als ein Organ für den wiedererwachenden religiöſen Sinn der ſtudirenden Jugend, auf der Univerſität Berlin feierlichſt und freudigſt zugelaſſen worden. —

So viel von den Pietiſten; werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf das gleichzeitige Treiben der ultramontanen Partei. Schon der Ausgang der erzbiſchöflichen Streitigkeit, wie wir denſelben im vorletzten Abſchnitt unſeres erſten Bandes erzählt haben, war ein Sieg der genannten Partei geweſen; es fehlte ihr weder an Muth noch an Gelegenheit, denſelben weiter zu verfolgen.

Die Regierung ſelbſt kam ihr dabei auf alle Weiſe entgegen. Daß ein Katholik, der wirkliche Geheime Oberjuſtizrath von Dücsberg, zum vortragenden Rath im Staatsminiſterium ernannt ward, mit dem beſondern Auftrag, die kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Glaubensgenoſſen zum Vortrag zu bringen, konnte verſtändiger Weiſe nur gebilligt werden; es war nicht blos gerecht, es war auch zweckmäßig und konnte dem Geſchäftsgang nur zur Erleichterung dienen, wenn ein Katholik über katholiſche Angelegenheiten berichtete. —
Auch daß das Verbot des Verlags der Buchhandlung Manz in Regensburg, der Hauptquelle jener giftigen Angriffe, welche die ultramontane Preſſe während des erzbiſchöflichen Streites gegen die

preußiſche Regierung gerichtet hatte — auch daß dieſes Verbot, ſagen wir, aufgehoben ward (Februar 1842), konnte nur den Beifall aller Verſtändigen erhalten: und nur das machte einen peinlichen Eindruck, daß zu derſelben Zeit, da jener ultramontane Verlag frei gegeben ward, der freiſinnige und aufgeklärte Verlag von Hoffmann und Campe nach wie vor verboten blieb. Ja als endlich (8. Juni 1842) auch dies Verbot zurückgenommen ward, geſchah es nur unter ausdrücklicher Beziehung auf „das Unglück, welches die Campe'ſche Buchhandlung zu Hamburg bei dem großen Brande daſelbſt betroffen." Auch dieſe Großmuth wieder fand das Publikum etwas billig: die anſtößigen Bücher waren ja verbrannt, es gab hier nichts mehr zu verbieten und zu confiſciren ....

Die ultramontane Partei inzwiſchen wußte das Terrain, das die Nachſicht der Regierung ihr ſo bereitwillig einräumte, nicht nur zu behaupten, ſondern auch mit jedem Tage zu erweitern. Beſonders am Rhein entfaltete die katholiſche Kirche eine Thätigkeit, verbunden mit einer Pracht und Großartigkeit des Auftretens, wie man ſie in Preußen längſt nicht mehr geſehen hatte. Von der enthuſiaſtiſchen Aufnahme, welche der neuernannte Coadjutor Herr von Geiſſel bei der rheiniſchen Bevölkerung fand (März 1842), iſt ſchon früher die Rede geweſen. Aber auch übrigens verſäumte der rheiniſche Katholicismus keine Gelegenheit, ſich der erſtaunenden Welt in der ganzen Fülle ſeiner neuen Macht und Herrlichkeit zu zeigen. Die ſogenannte Römerfahrt in Köln, eine Prozeſſion, welche alljährlich in der Nacht vom grünen Donnerstag zum Charfreitag ſtattfindet, ſeit einer Reihe von Jahren jedoch in Verfall gekommen war, wurde diesmal mit äußerſter Pracht, unter einem unerhörten Zulauf gefeiert; Tauſende von Pilgern verſammelten ſich in ſpäter Abendſtunde und durchzogen die ganze dieſes Schauſpiels ungewohnte Stadt, vor allen Kirchen ihre Gebete ſprechend. Herr von Geiſſel ſelbſt ſchien dieſe Richtung zu unterſtützen: als er einige Monate ſpäter (13. Juni) nach Bonn kam, die heilige Firmelung zu ertheilen, trat er auch dabei wieder mit einer Pracht auf, die mehr einem Triumphator als einem Prieſter zu geziemen ſchien. Nach einem feierlichen Einzug in die Stadt empfing er in dem Palaſte des Grafen von Fürſtenberg-Stammheim die theologiſch-katholiſche Fakultät, die Pfarrgeiſtlichkeit der Stadt nebſt zahlreichen Deputationen ſämmtlicher Behörden; die Studirenden brachten ihm einen

glänzenden Fackelzug, während die Stadt feſtlich erleuchtet war. — Auch das Prozeſſionsweſen, das ſeit geraumer Zeit, zur Ehre der Bildung und Sittlichkeit ſowie zum Vortheil des Gewerbfleißes, in merkliche Abnahme gerathen war, fand an Herrn von Geiſſel einen warmen Beförderer. In Folge deſſen war die übliche Wallfahrt nach dem Muttergottesbilde zu Kevelaar bei Gleve, die alljährlich in den erſten Tagen des Auguſt ſtattfindet, diesmal ungemein zahlreich; man ſah Perſonen im Zuge, die ſich vor Kurzem noch ſelbſt gerühmt hatten, über religiöſe Uebungen dieſer Art hinaus zu ſein. Dieſelbe Erſcheinung zeigte ſich in Weſtfalen. Das Städtchen Telgte bei Münſter beſitzt ein wunderthätiges Marienbild, und auch zu dieſem ſtrömten diesmal Schaaren von Wallfahrern, zahlreicher als man ſie ſeit Menſchengedenken geſehen hatte (September 1842).

Doch blieben die Ultramontanen bei dieſen Aeußerlichkeiten nicht ſtehen, ſo wirkſam dieſelben für das Bewußtſein des Publikums in der That auch waren; auch wichtigere Rechte wußten ſie ſich anzueignen und wo es mit den friedlichen Aneignungen nicht gehen wollte, auch gut, da nahmen ſie dieſelben im Sturm.

Daß in der Erzdiöceſe Köln ſowie in den Diöceſen Münſter und Trier vierzehntägige öffentliche Gebete „für die Noth der Kirche in Spanien" abgehalten wurden und zwar unter Zuſicherung eines vollkommnen Ablaſſes, mochte als eine bloße leere Demonſtration, die nichts helfen, nichts ſchaden konnte, erſcheinen (September 1842); auch war die Theilnahme des Publikums daran nur äußerſt gering. Bedenklicher waren ſchon die Schritte, mit welchen dem Hermeſianismus, der in der Rheinprovinz noch immer ein gewiſſes Anſehen behauptete, von Seiten der Geiſtlichkeit neuerdings entgegengearbeitet ward. Der neue Biſchof von Trier Arnoldi, über deſſen Wahl wir ſogleich noch Näheres berichten werden, entfernte die Profeſſoren Biunde und Roſenbaum auf Grund ihrer Hermeſianiſchen Anſichten aus dem Seminare. Ebenſo wurde Profeſſor Lenzen, Verfaſſer mehrerer Schriften gegen den Erzbiſchof Clemens Auguſt, von Herrn von Geiſſel wider Wunſch und Willen aus dem Seminar auf eine Pfarrſtelle verſetzt.

Auch dies mochte man als eine innere Angelegenheit des Katholizismus überſehen; entſchieden gefährlich dagegen wurden die Uebergriffe, wo ſie ſich gegen die nothwendige Autorität der Regierung

richteten. Am Offenbarſten geſchah dies durch den eben genannten Biſchof von Trier, Herrn Arnoldi, einen Mann, der überhaupt noch verhängnißvoll für Preußen und ganz Deutſchland werden ſollte. Derſelbe war ſchon früher, noch während der erzbiſchöflichen Streitigkeiten, zum Biſchof von Trier gewählt worden, die Regierung jedoch hatte damals ſeine Wahl beanſtandet. Jetzt (21. Juni 1842) nach Beilegung jener Streitigkeiten ſchritt das Kapitel zu einer neuen Wahl und dieſelbe fiel wiederum auf Herrn Arnoldi. Die Regierung, wiewohl vor dem Manne gewarnt, hoffte ihn vermuthlich durch Großmuth an ſich zu knüpfen, ſie beſtätigte die Wahl nicht nur, ſondern der König ſprach dem Kapitel ſogar in einem eigenen Schreiben ſeine Glückwünſche dazu aus.

Bald ſollte die Regierung Gelegenheit haben, ihre Großmuth noch weiter zu treiben. Mitte September begab ſich der neugewählte Biſchof nach Koblenz, um daſelbſt den Eid der Treue und Ehrerbietung gegen ſeinen Souverain in die Hände des Oberpräſidenten der Rheinprovinz zu leiſten. Dieſer Eid oder vielmehr die Eidesformel (wir erzählen mit den Worten eines ultramontanen belgiſchen Blattes, das den ganzen Vorgang unmittelbar darauf triumphirend in die Oeffentlichkeit brachte) wurde ihm ſchriftlich vorgelegt. Der Prälat prüfte dieſelbe, bevor er ſie unterſchrieb, mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit und wie ſehr war er nicht überraſcht, als er darin das Verbot, direct mit Rom zu correſpondiren und die Weiſung fand, alle Correſpondenzen, Breven und Bullen ganz wie unter der vorigen Regierung nach Berlin einzuſchicken, damit ſie dort vor ihrer Veröffentlichung durchgeſehen werden könnten. Herr Arnoldi glaubte hierauf dem Oberpräſidenten vorſtellen zu müſſen, daß dies unmöglich weder die Abſicht noch der Wille des Königs ſein könnte, indem Sr. Maj. jenes Hemmniß officiell aufgehoben habe. Der Oberpräſident (wir citiren noch immer das belgiſche Blatt) beharrte auf der Clauſel, und der Prälat ſeinerſeits betheuerte, daß er nun und nimmermehr einen derartigen Eid unterzeichnen werde, vielmehr entſchloſſen ſei, eher auf das Bisthum Verzicht zu leiſten, als ſolche Bedingung durch ſeine Unterſchrift zu genehmigen. Der Oberpräſident, mit Empfang der Eidesleiſtung in der ihm vorgeſchriebenen Faſſung beauftragt, ließ ſofort nach Köln, wo der König ſich ſoeben befand, eine Eſtafette abgehen, um die Befehle Sr. Maj. einzuholen. Friedrich Wilhelm IV. ließ auf

der Stelle die Antwort nach Koblenz zurückgehen, daß die beanſtandete Clauſel aus der Eidesformel weggeſtrichen werden ſolle. So — rief das Organ der Ultramontanen triumphirend aus — habe die „Weisheit und Mäßigung des Königs", verbunden mit der „Feſtigkeit des Prälaten", das unerwartete Hinderniß beſiegt.

Für das preußiſche Nationalgefühl lag in dieſem Bericht, deſſen Wahrheit leider von keinem officiellen Blatte in Abrede geſtellt ward, außerordentlich viel Kränkendes. Gewiß wollte man gern mit den Katholiken in Frieden leben; da die Kölner Streitigkeit einmal beigelegt war, mochte ſie es bleiben; nur auf Koſten des Nationalgefühls, auf Koſten des Königs ſelbſt ſollte und durfte es nicht geſchehen. Und in dieſem Bericht ſchienen die Rollen allerdings einigermaßen vertauſcht; dem König wurde „Weisheit und Mäßigung", dem Prälaten „Feſtigkeit" zugeſchrieben — hätte es nicht vielmehr umgekehrt ſein ſollen? Und welcher Erfolg ließ ſich von der Großmuth des Königs erwarten, wenn dieſelbe ſchon jetzt auf ſo kleinliche Weiſe zu Zeitungsartikeln ausgebeutet ward?

Inzwiſchen blieb die Bewegung nicht auf die Rheinprovinz beſchränkt: auch Poſen und Schleſien zeigten ſich davon ergriffen. Im Großherzogthum Poſen waren es beſonders die Schulſtellen, welche die katholiſche Geiſtlichkeit, unter kluger Benutzung der nationalen Eiferſucht der Polen, in ihre Hände zu bekommen ſuchte. An dem Mariengymnaſium zu Poſen war die Stelle des Directors erledigt; durch den Einfluß der ultramontanen Partei wurde dieſelbe einem der jüngſten Lehrer der Anſtalt, der aber katholiſcher Geiſtlicher und von polniſcher Abkunft war, übertragen (Juli 1842). Wenige Monate ſpäter (Mitte October) gelang es derſelben Partei, bei derſelben Anſtalt noch einen zweiten Prieſter als Lehrer unterzubringen, während noch ein zweites Directorat, das Directorat des neu begründeten Gymnaſiums zu Oſtrowo, ebenfalls in geiſtliche Hände geſpielt ward.

Am weiteſten aber von Allen ging der Verweſer des Bisthums Breslau Dr. Ritter. In einem Rundſchreiben vom 21. October 1842 wies derſelbe die ſchleſiſche Geiſtlichkeit an, keine gemiſchten Ehen mehr einzuſegnen, bei der nicht die kirchlichen Garantien vorhanden wären. Als Grundlage dieſer Anweiſung ſollte das Breve vom 25. März 1830 gelten, das mit Berückſichtigung der Staatsgeſetze zu beobachten

ſei. Zugleich erklärte er jedoch, daß dieſe Vergünſtigung des Breve den Schullehrern ſowie überhaupt allen Kirchenbeamten vorzuenthalten ſei, weil dieſe auch durch ihr eheliches Leben der Gemeinde nicht nur kein Aergerniß geben ſollten, was bisher vielfach durch deren gemiſchte Ehen geſchehen ſei, ſondern im Gegentheil ſollten ſie durch ihr gutes Beiſpiel der Gemeinde voranleuchten. Die Schullehrer dürften demnach eine gemiſchte Ehe unter keiner Bedingung mehr eingehen, auch wenn ſie bereit wären, die vorgeſchriebenen Garantien zu leiſten; ſollten ſie aber zur Umgehung dieſes Verbots ſich ſogar ſoweit vergeſſen, ſich in der evangeliſchen Kirche trauen zu laſſen, ſo ſollten ſie vom Genuſſe der heiligen Sakramente ausgeſchloſſen ſein.

Das hieß der Regierung denn von Neuem den Krieg erklären und die mühſam überkleiſterte Wunde mit roher Hand wieder aufreißen. Zwar fand, wie wir ſpäter hören werden, der übermüthige Bisthumsverweſer diesmal an der Regierung ſeinen Meiſter: aber daß er überhaupt nur den Muth hatte, derartige Forderungen zu ſtellen, bewies ſchon hinlänglich, weſſen die katholiſche Geiſtlichkeit ſich von der preußiſchen Regierung verſah und mit welchem Uebermuth ſie entſchloſſen war die Vortheile ihrer Stellung, die doch größtentheils nur in der Halbheit und Schwäche der Regierung lagen, auszubeuten.

Siebentes Kapitel.

Populäre Gegenbeſtrebungen gegen die überhandnehmende kirchliche Reaction. — Das Vereinsweſen; ſeine Beziehungen zur Regierung und zum Volke. — Pietiſtiſche und antipietiſtiſche Vereine. — Die Berliner Freien. — Erſte Nachricht von dem Zuſammentritt derſelben. Das Beiſpiel der Holſteiniſchen Philalethen. Beabſichtigter Austritt aus der Kirche. — Ungünſtiger Eindruck im Publikum. Zweifel über die Geſinnung der Berliner Freien; ihr angebliches Glaubensbekenntniß. — Entſtehung der proteſtantiſchen Freunde oder Lichtfreunde. — Der Sintenis'ſche Streit in Magdeburg und die Oppoſition gegen den Biſchof Dräſeke. — Die Paſtoren Uhlich und König. — Erſte Zuſammenkunft in Gnadau: Juni 1841. — Wachſende Verſammlungen in Halle, Magdeburg, Leipzig. — Das Fiſcher'ſche Erbauungsblatt. — Gnadauer Gegenverein; der Name Lichtfreunde kommt auf. — Regelmäßige Verſammlungen zu Cöthen. Wachſende Ausdehnung des Vereins; Hineinziehen der Laien. — Die verſchiedenen Entwickelungsſtufen des Vereins. Naive Anfänge; der alte Rationalismus und ſeine Populariſirung. Verhältniß zu den Berliner Freien. — Volksthümliche Wirkungen des Vereins; ſein Hinüberſpielen in die Politik. — Der Guſtav-Adolph-Verein. Früheſte Anfänge deſſelben durch Dr. Großmann in Leipzig 1832. — Aufruf des Dr. Zimmermann in Darmſtadt 1841. — Vereinigung beider; Verſammlungen zu Leipzig 1842 und Frankfurt a. M. 1843. — Raſche Ausbreitung über das ganze proteſtantiſche Deutſchland. — Ablehnende Haltung der preußiſchen Regierung. Dem Halliſchen Verein wird der beabſichtigte Anſchluß an den deutſchen Hauptverein unterſagt: Januar 1844. — Cabinetsordre vom 14. Februar 1844; die Guſtav-Adolphs-Vereine in Preußen zugelaſſen. — Verhältniß derſelben zu den übrigen religiöſen Elementen der Zeit. Innere Widerſprüche und Unklarheiten; Nothwendigkeit eines feindlichen Zuſammenſtoßes innerhalb des Vereins ſelbſt.

Gegen dieſe Ungleichheit der Behandlung, welche Separatiſten, Pietiſten, Ultramontane, überhaupt Dunkelmänner aller Art be-

günſtigte, während Bildung und Freiſinnigkeit unterdrückt und verfolgt wurden, gab es bei den beſtehenden Geſetzen keine Abhülfe; ging ſie doch, zur gründlichſten Verwirrung des Volksbewußtſeins, von denſelben Männern aus, in deren Hände die eigentliche Aufrechterhaltung der Geſetze gelegt war.

Es blieb ſomit denjenigen, die es verſchmähten, mit dieſem trüben Strome zu ſchwimmen und die auch noch nicht gleichgültig, nicht abgelebt genug waren, dem ganzen Treiben den Rücken zu kehren und ſich auf die Höhe eines ironiſchen Selbſtbewußtſeins zu flüchten — es blieb ihnen, ſage ich, nichts übrig als den Wink zu benutzen, den die Regierung ſelbſt, wenn auch freilich in ſehr entgegengeſetzter Abſicht, ihnen gegeben hatte. Die Behörden verſagten ihnen den Schutz, zu dem ſie verpflichtet geweſen wären — wohlan, ſie mußten, ſo ſchwer es dem an Bevormundung gewöhnten Unterthanenverſtande fiel, lernen ſich auf eigene Füße zu ſtellen, ſo mußten ſie lernen das Gängelband der Behörden zu entbehren und ſich durch eigene Anſtrengung jenen freien Raum zu verſchaffen und jene gleich getheilte Sonne, deren ſie bedurften; da der Staat ihnen ſeinen Beiſtand entzog, ſo mußten ſie dem von der Regierung ſelbſt geprieſenen Aſſociationstriebe der Zeit folgen und mußten auf Grund freier ſelbſtändiger Vereine zu erlangen ſuchen, was die Gemeinſchaft des Staates ihnen verweigerte.

Irren wir nicht, ſo iſt dieſe Erſcheinung bisher noch nicht ihrer ganzen Bedeutung nach und in ihren ganzen verhängnißvollen Folgen erkannt worden: nämlich daß es in Preußen die Regierung ſelbſt geweſen, welche, nicht aus Freiſinnigkeit, nicht aus Luſt an einer ungehemmten Volksentwickelung, ſondern um gewiſſe ihr unbequeme Elemente abzuleiten und ihr Phantom des „chriſtlichen Staates“ möglichſt unbefleckt zu erhalten oder auch um für ihre Tendenzen gewiſſe beſonders eifrige und wirkſame Organe zu gewinnen, die Nation zuerſt auf das Vereinsleben hinlenkte. So ſchwach und dürftig daſſelbe auch in ſeinen Anfängen auftrat, ein ſo gewaltiger Fortſchritt lag doch darin enthalten, beſonders wenn wir uns dabei die eng geſchloſſene, faſt militäriſche Einheit und Gleichmäßigkeit des Staatslebens unter Friedrich Wilhelm III. vergegenwärtigen. Das Publikum lernte in dieſen Vereinen, ſo trivial ſie zum Theil auch waren und ſo unfruchtbar ſie faſt ohne Ausnahme geblieben ſind, wenigſtens für die Zwecke, für die ſie zunächſt gegründet wurden — das Publikum lernte darin, ſich frei

und ſelbſtändig bewegen: es lernte einen gewiſſen parlamentariſchen Tact: es lernte Männer kennen, deren Charakter ihm Zutrauen einflößte und auf die es noch bei andern wichtigeren Gelegenheiten ſein Auge lenken konnte: es lernte, mit dem vorhin erwähnten Humboldt'ſchen Ausſpruche, „den Muth ſeiner Meinung" haben; vor Allem aber lernte es ſich ſelbſt kennen in jener dämoniſchen Macht, die jede größere Maſſe ausübt und der ſich ſelbſt diejenigen nicht entziehen können, die übrigens nicht Worte genug haben, uns von ihrer Verachtung der Maſſen zu verſichern.

Daß dieſe Vereine zuerſt und hauptſächlich auf religiöſem Gebiete auftraten, war eine ebenſo nahe liegende wie nothwendige Erſcheinung. Das religiöſe Bewußtſein iſt ſeiner Natur nach das univerſalſte; Jeder, ſofern er nicht ganz zum Thier herabgeſunken iſt, hat Antheil daran, ſelbſt auch wer es läugnet. Dazu kam nun in dieſem Falle noch die perſönliche Abſicht des Königs, gerade auf religiöſem Gebiet die widerſtrebenden Elemente nicht ſowohl auszurotten als auszuſcheiden. Selbſt jene Begünſtigung der Altlutheraner, der Wiedertäufer ꝛc., die beim Publikum ſo viel Anſtoß erregte, erklärte ſich zum Theil hieraus: ſollte der „chriſtliche" Staat ſich aller ihm widerſprechenden Elemente entledigen, ſo mußte er, da nun einmal Schwert und Scheiterhaufen nicht mehr zu den üblichen Bekehrungsmitteln gehörten, denſelben freilich geſtatten, ſich irgendwie anders zu conſolidiren. Daß er dabei früher oder ſpäter mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen mußte, lag zwar auf der Hand, wurde aber doch, wie ſo oft in ähnlichen Fällen, in der Luſt des Experimentirens überſehen. Auch ſchien die Gefahr gering im Vergleich zu den Vortheilen, die ein lebendiges und thätiges Vereinsweſen der Regierung ſelbſt darbot. Hatte man nicht ſchon einige der ſchwierigſten Aufgaben, Aufgaben, vor denen die Regierung ſelbſt zurückſchreckte, glücklich den Vereinen zugewälzt? Jene „chriſtliche Sonntagsfeier", welche die Regierung ſelbſt nicht durchzuſetzen gewagt, hatte ſie nicht in Berlin einen Verein von Prieſtern und Laien gefunden, der ſie mit Eifer vertheidigte und anempfahl? Hätte die Regierung, ohne ganz von ihrer Höhe zu ſteigen, Pietismus und Conventikelweſen jemals ſo offen verbreiten können, als es Herr von Voß mit ſeiner Evangeliſchen Paſtoral-Hilfs-Geſellſchaft that? Wie hätten Profeſſoren und Pedelle die Chriſtlichkeit der ſtudirenden Jugend wohl jemals ſo überwachen

können, als es von dem Verein „zum hiſtoriſchen Chriſtus" geſchah? Und wenn nun auch durch dieſe freiere Bewegung, welche die Regierung den Maſſen geſtattete, einzelne oppoſitionelle Elemente entbunden wurden, hielt ſie denn die Zügel der Gewalt nicht noch immer in Händen? Stand es ihr nicht noch immer frei, dort zu erlauben und hier zu verbieten, die Einen zu ermuntern, die Andern zu unterdrücken?

Auch die entgegenſtehende Partei, die Partei der Aufgeklärten und Freiſinnigen, mußte ſich durch Erſcheinungen, wie die eben genannten, nothwendig aufgefordert fühlen, ihr Glück auf demſelben Gebiete zu verſuchen. Hatte man auch zur Unparteilichkeit der Regierung längſt nur noch das geringſte Zutrauen, ſo konnte doch der Verſuch nicht ſchaden. Im Gegentheil, er mußte gemacht werden, um der Regierung ihre letzte Ausflucht zu benehmen und den Eichhorn'ſchen „chriſtlichen Staat" in ſeiner ganzen abſchreckenden Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit, ſeiner ganzen altjüdiſchen Barbarei bloszuſtellen.

So wurde der Verſuch denn gemacht und zwar gleichzeitig von zwei dem Princip nach ſehr verſchiedenen Seiten aus, ſo ähnlich ihr ſcheinbares Ziel auch war und ſo viel Gemeinſames ſie in einzelnen Punkten hatten. Das waren die „Berliner Freien" und die „Proteſtantiſchen Freunde" oder wie ſie bald im Publikum hießen, „die Lichtfreunde." Beide in ihren Ausgangspunkten ſo ähnlich, ſo verſchieden in ihrer Dauer und ihren Erfolgen, nahmen theils im Sommer 1842 ihren Anfang, theils wurden ſie doch um dieſe Zeit dem Publikum zuerſt bekannt: beide müſſen wir hier, wo es ſich um die Gegenwirkungen gegen den Eichhorn'ſchen Begriff des „chriſtlichen Staates" handelt, ein wenig näher ins Auge faſſen.

Es war im Juni 1842, als das Publikum durch einen Artikel der „Königsberger Zeitung" die erſte Kunde von einem Verein gewann, der angeblich in Berlin unter dem Namen der „Freien" in der Bildung begriffen ſein und deſſen Zweck dahin gehen ſollte, die bekannten holſteiniſchen „Philalethen" aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts für unſere Zeit, mit den Veränderungen und Erweiterungen natürlich, welche die Zeit ſelbſt nöthig machte, zu erneuen.

Als ſeine ſpecielle Aufgabe wurde demnach, in Uebereinſtimmung mit den Philalethen, bezeichnet: „die Grundüberzeugung der modernen Philoſophie, einestheils, daß alle angeblichen Offenbarungen, auf welche ſich die poſitiven Religionen berufen, erdichtet ſeien, anderntheils

daß der menſchliche Geiſt allein im Stande iſt, uns in Beziehung auf überſinnliche Gegenſtände die richtige Belehrung zu verſchaffen — dieſe Ueberzeugung aus der begrenzten Sphäre der Wiſſenſchaft auch in die weiteren Kreiſe des Lebens einzuführen und daſelbſt geltend zu machen." Der Verein der Freien verwerfe demgemäß die Bibel als Quelle der Wahrheit, wolle auch kein anderes beſtimmtes Glaubensbekenntniß an die Stelle der Tradition ſetzen, überhaupt keine poſitiven Lehrſätze aufſtellen, ſondern „einzig und allein die Autonomie des Geiſtes als Fahne erheben."

Was jene älteren Philalethen betreffe, fuhr der Bericht fort, ſo hätten dieſelben ſich damit vollkommen von der Kirche losgeſagt und würden es auch äußerlich gethan haben, wenn ſie nicht jeden Conflict mit dem Staate hätten vermeiden wollen, da dieſer zur Zeit noch ſo eng mit der Kirche verbunden geweſen. Die Mitglieder des genannten älteren Vereins hätten ſich daher einſtweilen nur ſoweit von der Kirche getrennt, als es ohne offenbare Uebertretung der öffentlichen Geſetze hätte geſchehen können. Vom Kirchenbeſuch und vom Abendmahle hätten ſie ſich zwar dispenſirt, den kirchlichen Förmlichkeiten dagegen, auf deren Erfüllung der Staat beſtehe, wie Ehe und Taufe, hätten ſie ſich nothgedrungen unterworfen.

Soweit die Philalethen, denen der neue Verein der „Berliner Freien" ſich in allen Hauptpunkten anſchließe, nur nicht in ſeinem Verhalten zur Staatsgewalt, nur nicht in der Connivenz und Nachgiebigkeit gegen das kirchliche Herkommen. Der Verein der „Freien" ſei vielmehr entſchloſſen, „von Anfang an entſchiedener hervorzutreten", und darum ſolle auch ſein erſter Schritt darin beſtehen, daß er „verlange" wolle, ſeinen Austritt aus der Kirche „öffentlich und mit der Namensunterſchrift aller ſeiner Mitglieder zu erklären." Die „Berliner Freien" glaubten nämlich die „Zeit" zu einer ſolchen Erklärung „gekommen"; ſie hielten es für ihre Pflicht, Ueberlieferungen, „die ihnen längſt fremd geworden", auch „öffentlich zu desavouiren" und ſich „Verpflichtungen zu entziehen", die ſie nicht mehr „mit gutem Gewiſſen" erfüllen könnten, da ſie durch „bloßes paſſives Verhalten" leicht in den „Verdacht der Heuchelei" kommen könnten, den ſie doch „um jeden Preis" zu vermeiden wünſchten. — Zum Schluß hieß es mit einer leicht erkenn-

baren Variation des oben erwähnten berühmt gewordenen Humboldt'ſchen Ausſpruchs: „die Parteien müßten ſich jetzt beſtimmt gruppiren, die Schafe und die Böcke von einander geſchieden werden; auch könne ja die Kirche ſelbſt nur dabei gewinnen, wenn ihre Herde von allen widerſtrebenden Gliedern gereinigt werde.“

Die Nachricht machte großes Aufſehen, und zwar bei allen Parteien. Doch war das Aufſehen im Ganzen für die Urheber des Planes nur wenig ſchmeichelhaft. Während die Strenggläubigen das Feuer des Himmels herabbeſchwören auf die Gottloſen, nahm auch die Maſſe der Gebildeten, der Aufgeklärten die Nachricht nur mit Kopfſchütteln, zum Theil mit lautem Unwillen auf. „So weit“ wolle man nicht gehen, das ſei ein falſcher, ein „knabenhafter“ Muth, der ob „nicht entblöße“, nicht bloß vor den Behörden, nein, auch vor dem „chriſtlichen Volke“ den heiligen Namen einer chriſtlichen Gemeinſchaft abzulegen; das könne der Sache der Aufklärung nur ſchaden und ihr die „Verachtung“ des Volks zuziehen, während die Regierung ſich daraus eine erwünſchte Veranlaſſung entnehmen würde zu immer neuen, immer drückenderen Beſchränkungen.

Vielleicht hing es mit dieſem üblen Eindruck zuſammen, daß man ſich von Berlin aus beeilte die ganze Nachricht in Abrede zu ſtellen; in der „Königsberger Zeitung“ zwar habe man von einem Berliner „Verein der Freien“ geleſen, am Orte ſelbſt jedoch wiſſe man von ſeiner Exiſtenz nicht das Mindeſte und ſei das Ganze daher wohl nur in das Reich der Fabeln, wenn nicht gar der ſchlechten Späße zu verweiſen.

Dem wurde jedoch wieder durch einen Artikel des „Frankfurter Journals“ widerſprochen (vom 7. Juni 1812), in welchem die Exiſtenz der Berliner Freien nicht nur behauptet, ſondern auch ein angebliches „Glaubensbekenntniß“ derſelben mitgetheilt ward. Wir laſſen das längſt verſchollene Document unter Nr. II unſerer Beilagen zum vorliegenden Bande folgen und fügen, zu intereſſanter Parallele, das ſogenannte Glaubensbekenntniß der „Lichtfreunde“ bei, wie es ſpäterhin von dem Hauptvertreter derſelben, dem Paſtor Uhlich in Pömmelte, ſpäter in Magdeburg, formulirt ward; wer ſich die Mühe nehmen will, beide Documente mit einander zu vergleichen und ſich dabei an einige ſpätere Erſcheinungen, wie der Deutſchkatholicismus, die

Freien Gemeinden ꝛc. erinnert, wird darin, glauben wir, keinen undankbaren Stoff zum Nachdenken finden.

Damit war nun aber auch, eine müßige Journalpolemik abgerechnet, die Angelegenheit fürs Erſte erledigt. Selbſt über die Geiſtesart der vielbeſprochenen „Freien“ kam das Publikum nicht ganz ins Klare; von den Einen ebenſo beſtimmt geläugnet wie von Andern bekräftigt, glich der Verein ſelbſt einer jener Mythen, von denen er angeblich das religiöſe Bewußtſein des Volks befreien wollte. Erſt geraume Zeit ſpäter, gegen das Ende des Jahres, manifeſtirte er ſein Daſein auf unzweideutige und unbeſtreitbare Weiſe. Doch war dieſe Manifeſtation alsdann zugleich von ſo kläglicher, ja widerwärtiger Beſchaffenheit, daß es im eignen Intereſſe der „Freien“ gerathener geweſen, auch ſie wäre unterblieben. Davon denn an ſeinem Orte. —

Ungleich geräuſchloſer, aber dafür um ſo weiter reichend in ſeinen Erfolgen war das erſte Auftreten der Lichtfreunde. Die früheſten Anfänge dieſer ſpäterhin ſo folgereichen Vereinigung reichten bis zu jenem Sintenis'ſchen Bilderſtreit in Magdeburg herauf, deſſen wir in den erſten Kapiteln unſeres Werkes gedacht haben. Die ſteigende Unzufriedenheit mit dem einſeitigen und parteiiſchen Kirchenregiment, das der Biſchof Dräſeke ſeit Jahren in der Provinz Sachſen geführt hatte, ſowie die Beſorgniß vor noch ſchlimmeren Eingriffen in die Freiheit der Gewiſſen, die dadurch erweckt worden war, hatte zweien Predigern der Provinz Sachſen, dem Prediger Uhlich in Pömmelte und dem Pfarrer König zu Anderbeck, den Gedanken eingegeben, durch gemeinſchaftliche Berathung und vereintes Handeln der drohenden Gefahr entgegen zu ſchreiten. — Der Name des Erſteren war bis dahin außer ſeiner Gemeinde nur wenig bekannt; innerhalb derſelben aber galt er als wahres Muſterbild eines getreuen, ſorgſamen und hilfreichen Seelenhirten, von unſträflichen Sitten, ſeinem Amt mit Begeiſterung zugethan, dabei von einer Beredtſamkeit, welche, verbunden mit einer großen natürlichen Gewandtheit des Geiſtes und einer nicht gemeinen Kenntniß der Weltverhältniſſe, ihm eine faſt unbeſchränkte Macht über die Herzen ſeiner Gemeinde gab. Deſto bekannter hatte Paſtor König ſich gemacht, wenn auch nur in theologiſchen Kreiſen; er galt als Verfaſſer einer der heftigſten Schriften gegen den Biſchof Dräſeke: eine derbe treuherzige Natur, gemüthlich

und humoriſtiſch, ein unermüdlicher Federheld, ſtets gerüſtet, ſeine und ſeiner Freunde Intereſſen durch populäre Zeitungsartikel und Broſchüren zu vertheidigen.

In dieſen beiden Männern alſo, Männern von unbezweifelter Rechtſchaffenheit und Pflichttreue, die aber doch — und dieſer Umſtand kann nicht genug hervorgehoben werden — in geiſtiger Hinſicht die Durchſchnittslinie der theologiſchen Bildung aus den zwanziger Jahren in nichts überſtiegen, entſtand zuerſt der Gedanke, durch gelegentliche Zuſammenkünfte mit gleichgeſinnten Amtsbrüdern ſich ſelbſt in ihren Anſichten zu befeſtigen und zum Kampf gegen die hereinbrechende Finſterniß zu ſtärken. Auch mußte ihnen derſelbe um ſo näher liegen, als ſie ja eben in ihrer Eigenſchaft als Prediger an derartige Zuſammenkünfte, in Paſtoralconferenzen, Synoden ꝛc. gewöhnt waren.

Seine erſte Ausführung erhielt der Gedanke am 29. Juni 1841, wo zuerſt 16 Geiſtliche in Gnadau zuſammenkamen, demſelben Gnadau, wo ungefähr ein Jahr ſpäter der orthodoxe kirchliche „Centralverein für die Provinz Sachſen“ zuſammenkam, der dann ſpäterhin das Hauptwerkzeug gegen die Beſtrebungen der Lichtfreunde bilden ſollte. Die Verſammlung vom 29. Juni 1841 war noch ſehr naiven Charakters; man tauſchte in friedlicher Unterhaltung ſeine Anſichten aus über die Lage der Kirche, die religiöſen Bedürfniſſe der Gemeinden, die Pflichten des Seelſorgers ꝛc. und beſchloß endlich, erbaut und befriedigt von dieſer harmloſen Geſchäftigkeit, in einigen Monaten zu demſelben Zweck wieder zuſammenzukommen, und zwar diesmal in Halle. Die Verſammlung in Halle fand im September ſtatt; ſie zählte bereits 36 Mitglieder, darunter viele Nichtgeiſtliche. In demſelben Herbſt fand noch eine dritte Verſammlung in Magdeburg ſtatt; hier war die Zahl der Mitglieder bereits auf 200 geſtiegen. Ebenſo zahlreich war die nächſte Verſammlung, die zu Pfingſten 1842 in Leipzig gehalten wurde. Der Verein war hier bereits ſo feſt begründet, der gegenſeitige Gedankenaustauſch ſo lebhaft und auch die räumliche Ausdehnung der Theilnehmenden war ſo bedeutend geworden, daß der Archidiakonus Fiſcher in Leipzig bereits die erſten Nummern eines eignen „Erbauungsblattes“ vorlegen konnte, das von ihm im Namen der proteſtantiſchen Freunde herausgegeben ward.

Denn dies war der eigentliche und urſprüngliche Name der Ver-

ſammlung; die Bezeichnung Lichtfreunde war Anfangs nur ein Spitzname, den die Gegner ihr gegeben und den dann die davon Betroffenen ſelbſt, wie dies bei religiöſen und politiſchen Bewegungen ſo häufig geſchieht, ſich beſtens hatten gefallen laſſen.

Und nicht bloß in der Literatur, ſondern auch in der Praxis ſelbſt gewann der Verein eine immer regelmäßigere und anſehnlichere Vertretung. Seit dem Herbſt 1842 fanden regelmäßig zwei jährliche Hauptverſammlungen ſtatt, zu Pfingſten und zu Michaelis, und zwar beide Male in Cöthen, deſſen Lage an einem Knotenpunkt der Eiſenbahn, in der Mitte zwiſchen Magdeburg, Halle, Leipzig, den Hauptherden der neuen Bewegung, zu dieſem Zwecke beſonders bequem gefunden wurde — und nebenher wußte man ſich hier auch, in der Reſidenz eines kleinen ohnmächtigen Staates, dem cujusvis luci bonus odor, vor polizeilichen Plackereien und Regierungsmaßregeln geſichert.

Neben dieſen Hauptverſammlungen wurden dann aber noch zahlreiche Kreis- und Zweig-Verſammlungen eingerichtet. So in Magdeburg, ſo in Halle, wo zweimonatliche Verſammlungen ſtattfanden und zwar ſeit Anfang des Jahres 1845 in doppelter Form, Vormittags für Gelehrte, Nachmittags aber für Laien und überhaupt für Jedermann, der ſich daran betheiligen wollte. — Bald überſchritt die Bewegung auch die Grenzen Sachſens: Königsberg, Breslau, einzelne pommerſche und braunſchweigiſche Städte folgten dem Beiſpiel; nur im Berliner Boden wollten die Lichtfreunde nicht gedeihen. Zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe, um das Jahr 1845, zählte der Verein der Lichtfreunde faſt 20 Städte mit feſt organiſirten Vereinen und regelmäßigen Verſammlungen. Doch blieb der Hauptſitz immer in der Provinz Sachſen und auch der geiſtige Charakter des Vereins trug vorzugsweiſe das Gepräge ſächſiſcher Bildung und Eigenthümlichkeit.

Das heißt alſo, bei vieler Gemüthlichkeit und vielem guten Willen, wenig geiſtige Schärfe und Tiefe, wenig Inhalt bei großer Breite und Behaglichkeit der Ausführung, viel, ſehr viel, ganz ungemein viel Worte bei wenig Kern.

Wenigſtens war dies ſo in ſeinen beiden erſten Stadien, deren früheſtes ungefähr bis Ende 1843 reichte. In dieſer erſten Epoche repräſentirte er hauptſächlich den wohlbekannten rationalismus vul-

garis, der ja auch ein ächt ſächſiſches Produkt war und dieſe ſeine Heimath auch niemals hat verläugnen können. Erſt ſpäterhin, da immer mehr und mehr Laien hinzutraten, veränderte ſich dieſer Charakter einigermaßen, indem jetzt theils ein gewiſſes pädagogiſches Element, theils aber auch eine erhöhte Lebendigkeit der Agitation hinzutrat, wie ſie ſich ſo großen Maſſen gegenüber nothwendig entwickeln mußte. Eine dritte Epoche datirt dann von Anfang 1845. Vorwiegend wiſſenſchaftlichen Charakters, war ſie die kürzeſte, aber auch glänzendſte und wirkungsreichſte Epoche des Vereins; der alte abgeſtandene Rationalismus wurde hier ausgefegt durch den Geiſt moderner Wiſſenſchaftlichkeit, während die politiſchen Elemente, die in das Ganze hineinſpielten, immer bewußter und deutlicher zu Tage traten: wodurch dann eben die raſche und gewaltſame Unterdrückung der ganzen Bewegung herbeigeführt ward.

Aber auch ſchon in jenen beiden erſten mehr naiven Epochen muß die Wirkung des Vereins als höchſt bedeutend bezeichnet werden. Und wenn es nichts weiter geweſen wäre, als daß er einen Mittelpunkt darbot für die oppoſitionelle Stimmung der Zeit, die, wie wir geſehen haben, namentlich auf kirchlichem Gebiet ſo lebhaft angeregt war, ſo wäre ſchon dies ein höchſt beachtenswerther Umſtand geweſen. In der That jedoch leiſtete der Verein noch weit mehr. Er zeigte dem Publikum praktiſch, welch eine unſchätzbare Waffe es an dem Vereinsrecht beſaß, einem Rechte, das allen dieſen Zuſammenkünften geſetzlich nirgend zugeſtanden war und das ſie ſich alle thatſächlich nahmen; er gewöhnte es an Maſſendemonſtrationen; er ſtreute eine Menge anregender und neuer Gedanken in Kreiſe aus, die bis dahin faſt jeder Gedankenanregung verſchloſſen geweſen waren; er verwiſchte den Unterſchied der Stände und vermittelte eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Ideen, ein gewiſſes Bewußtſein demokratiſcher Gleichheit, das dann wenige Jahre ſpäter mit ſo furchtbarer Gewalt auch in die politiſche Sphäre übertrat; er erhielt endlich eine unaufhörliche Aufregung der Gemüther und machte kleine Conflicte mit der Regierung, kleine Zänkereien und Nörgeleien mit den Behörden zu etwas ganz Herkömmlichem und Gewöhnlichem, das Einige ſogar, gleich einem täglichen Gewürz, bald nicht mehr entbehren konnten.

Was ſpeciell den religiöſen Standpunkt der Lichtfreunde in dieſen erſten Jahren ihres Beſtehens angeht, ſo brauchen wir uns dar-

über hier nicht weiter auszulaſſen, theils weil er an ſich unerheblich war, theils auch weil wir die Hauptſache davon bereits in dem unter den Actenſtücken befindlichen ſogenannten Uhlich'ſchen Glaubensbekenntniß mitgetheilt haben. Welch ein Unterſchied auch in dieſer Hinſicht zwiſchen den angeblichen „Berliner Freien" und den Lichtfreunden ſtattfand, muß Jedermann aus dem erwähnten Actenſtück ſogleich einleuchten. Die Freien wollten eine Ariſtokratie des Geiſtes bilden, die Lichtfreunde, ſelbſt in ihrer Beſchränkung, ſelbſt in ihrer Trivialität, waren eben deshalb ächt bürgerlich. Jene wendeten der Kirche mitleidig den Rücken, dieſe behaupteten die eigentliche und wahre Kirche zu ſein. Die Freien beſtanden — nämlich ſofern ſie überhaupt beſtanden — aus halbreifen jungen Leuten, die in der Aufhebung der kirchlichen Schranke zugleich eine willkommene Erleichterung fanden für ihre zum Theil ſehr leichtfertigen und frivolen Gelüſte. Die Lichtfreunde dagegen rekrutirten ſich vorzugsweiſe aus Haus- und Familienvätern, aus ſogenannten geſetzten Männern, deren ſittliches Gefühl durch die von der Regierung genährte kirchliche Reaction ſich zum mindeſten ebenſo beleidigt fühlte wie ihr religiöſes Bewußtſein. Gegen die Freien brauchte die Regierung die Polizei gar nicht erſt aufzubieten, ſie ſorgten ſchon ſelbſt dafür ſich zu vernichten; gegen die Lichtfreunde reichte keine Polizei aus. Jene waren ein Irrlicht, erzeugt aus der Sumpfluft einer großſtädtiſchen Bevölkerung; dieſe eine vielleicht unſcheinbare, glanz- und duftloſe, aber durchweg geſunde Pflanze, die mit ihren Wurzeln tief bis in den innerſten Grund des Volkslebens reichte, und ſelbſt nachdem die Hand der Gewalt ſie ausgeriſſen, blieb doch der Same, den ſie weit um ſich geſtreut, und trug und trägt noch jetzt ſeine heilſamen Früchte.

Endlich müſſen wir bei dieſer Gelegenheit noch eines dritten Vereins gedenken, der, wiewohl ſchon lange zuvor gegründet, doch erſt um eben dieſe Zeit ſeine eigentliche volksthümliche Bedeutung und Wirkſamkeit erlangt. Das war der Guſtav-Adolph-Verein, oder wie er eigentlich hieß, „Evangeliſcher Verein der Guſtav-Adolph-Stiftung." Der erſte Gründer deſſelben war der Superintendent Großmann in Leipzig geweſen — ein aufgeklärter Geiſtlicher von altem rationaliſtiſchen Schlage, dabei ein tüchtiger Praktiker, wohlerfahren in adminiſtrativer und politiſcher Thätigkeit. Als ein ſolcher prakti-

ſcher adminiſtrativer Kopf hatte er im Jahre 1832 in Verbindung mit mehreren ſeiner Mitbürger einen Verein gebildet, der es ſich zur Aufgabe machte, durch jährliche, für den Einzelnen höchſt gering bemeſſene Beiträge ſolche proteſtantiſche Gemeinden zu unterſtützen, welche, in nicht proteſtantiſchen Gegenden lebend, der unentbehrlichſten Mittel zur Hebung ihrer kirchlichen Wohlfahrt und damit zur Behauptung ihres proteſtantiſchen Bekenntniſſes ermangelten. Gewiſſe locale Ereigniſſe, die eben damals an der ſächſiſch-böhmiſchen Grenze ſtattgefunden hatten, gaben den nächſten Anſtoß dazu. Seinen Namen aber erhielt der Verein zum Andenken an den Schwedenkönig Guſtav Adolph, der bekanntlich auf dem Schlachtfelde von Lützen, in der Nähe Leipzigs, vor genau zweihundert Jahren ſein Leben der proteſtantiſchen Sache zum Opfer gebracht hatte.

In dieſer beſchränkten Weiſe, von einzelnen proteſtantiſchen Fürſten und Körperſchaften unterſtützt, dem größern Publikum jedoch kaum bekannt, beſtand der Verein eine Reihe von Jahren, bis im Herbſt 1841 der Hofprediger Zimmermann in Darmſtadt in der dortigen „Allgemeinen Kirchenzeitung" einen „Aufruf an die proteſtantiſchen Gemeinden Deutſchlands" erließ, in welchem genau eben ſolcher Verein, mit denſelben Zwecken und der Hauptſache nach auch mit derſelben Einrichtung, vorgeſchlagen ward. Die Großmann'ſche Stiftung ſetzte ſich mit Herrn Zimmermann und ſeinem neu entſtehenden Vereine in Verbindung; man beſchloß nach kurzen Verhandlungen, beide zuſammen zu ſchmelzen und einen „Verein der evangeliſchen Guſtav-Adolph-Stiftung" zu bilden. Die genaueren Details ſeiner Organiſirung wurden in zwei zahlreich beſuchten Verſammlungen zu Leipzig (September 1842) und Frankfurt a. M. (September 1843) verabredet, während gleichzeitig eine Menge von Localvereinen ſich über das ganze proteſtantiſche Deutſchland und ſelbſt darüber hinaus, nach Brüſſel, Antwerpen u. ſ. w. verbreiteten. Der Verein hielt ſich mit Aengſtlichkeit von allem Tendenziöſen entfernt. Dennoch konnte er daſſelbe nicht ganz vermeiden, da ihm ſelbſt, wenn auch unausgeſprochner Weiſe, ja zum Theil ſogar mit Heftigkeit abgeläugnet, eine ſehr entſchiedene Tendenz zu Grunde lag: nämlich den Uebergriffen und Anmaßungen der ultramontanen Partei, die beſonders ſeit Beilegung der erzbiſchöflichen Streitigkeit immer drückender wurden, entgegen zu treten und den zerſtreuten proteſtan-

tiſchen Gemeinden innerhalb katholiſchen Gebietes wenigſtens das äußerliche Fortbeſtehen zu ſichern. Alſo immerhin eine Tendenz der Aufklärung und religiöſen Freiheit, wenn auch allerdings in ſehr beſcheidener und ſchüchterner Form.

Und auch ſo erregte der Verein mannigfachen Anſtoß bei den Regierungen, ſelbſt auch bei den proteſtantiſchen und auch Preußen, den natürlichen Schirmvogt der proteſtantiſchen Kirche, nicht ausgenommen. Ein erſtes von Hofprediger Zimmermann an die preußiſche Regierung gerichtetes Geſuch um Geſtattung einer General-Verſammlung auf dem claſſiſchen Boden von Wittenberg war abſchläglich beſchieden worden (1841), und noch Anfang 1841 wurde einer vorbereitenden Verſammlung zu Halle (17. Januar) der beabſichtigte Anſchluß an den inzwiſchen gebildeten deutſchen Hauptverein durch Miniſterialreſcript unterſagt.

Kurze Zeit darauf (11. Februar) wurde jedoch eine Cabinetsordre des Königs von Preußen veröffentlicht, in welcher derſelbe zwar das „Protectorat", welches „die ausländiſchen Leiter" der Guſtav-Adolph-Stiftung ihm angetragen, „aus der natürlichen Rückſicht auf die anderen Souveraine von Deutſchland" ablehnte; dagegen erklärte er ſich zum „Protector dieſer Stiftung innerhalb der preußiſchen Monarchie", indem er gleichzeitig den preußiſchen Vereinen den bisher verweigerten Anſchluß an den deutſchen Hauptverein geſtattete.

Damit war nun ſcheinbar die Einigkeit vollkommen hergeſtellt; in der That aber ſollte die Uneinigkeit jetzt erſt recht angehen. Der Guſtav-Adolph-Verein in ſeiner maſſenhaften Ausdehnung über das ganze proteſtantiſche Deutſchland hatte zuviel ungleichartige und widerſprechende Elemente in ſich aufgenommen, als daß nicht bald die heftigſten innerlichen Spaltungen hätten ausbrechen müſſen; der Gegenſatz zum Katholicismus, auf dem der Verein beruhte, war nicht lebendig, nicht inhaltvoll genug, um die Gegenſätze, die innerhalb des Proteſtantismus und alſo auch innerhalb des Vereins ſelber gährten, zur Ruhe zu bringen, vielmehr bedurfte es nur eines Anlaſſes, ſie, einander ſo nahe gebracht, zu deſto raſcherem Ausbruch zu treiben. Ja wie wir ſpäter ſehen werden, ſollte der Guſtav-Adolph-Verein ſelbſt dieſe Veranlaſſung ſein.

Bei alledem indeſſen ſchloß der Guſtav-Adolph-Verein ſich der vorhandenen religiöſen Bewegung für den Augenblick als ein dienen-

des Glied an, er half das kirchliche Intereſſe erweitern und beleben, er führte, gleich den Vereinen der Lichtfreunde, Geiſtliche und Laien zu gemeinſamer Berathung zuſammen und gab vielfache Veranlaſſung, kirchliche Fragen in größeren Verſammlungen zu erörtern: ſo daß er alſo ebenfalls als ein, wenn auch für den Augenblick nur untergeordnetes Element der Zeit betrachtet werden muß.

Achtes Kapitel.

Amtsantritt des Grafen Arnim. Gleichzeitige Veränderungen in der höheren Beamtenwelt: Herr von Bodelschwingh durch Herrn von Meding ersetzt. Versetzung des Oberbürgermeisters von Auerswald in Königsberg nach Trier; Eindruck dieser Versetzung. — Ernennung des Herrn von Gerlach zum Mitglied der Gesetzgebungs-Kommissionen; Reise desselben an den Rhein zur Prüfung des rheinischen Gesetzverfahrens; Juli 1842; seine Theilnahme an dem neuen Ehegesetzentwurf. — Herr von Kamptz; Meyerbeer und Mendelssohn; Entlassung Eichhorn's. — Erste Schritte des neuen Ministers. Das bisherige Ministerium der Polizei wird aufgehoben; scharfe Verwarnung wegen verletzter Amtsverschwiegenheit. — Graf Arnim und die Presse. — Berathung eines neuen Preßgesetzes; Gerücht von Einrichtung eines Ober-Censurgerichts unter dem Vorsitz des Herrn von Gerlach. Personalveränderungen im Ministerium des Innern; die Herren Hesse und Bitter. — Der Erlaß wegen Bildung ständischer Ausschüsse vom König unterzeichnet: 21. Juni 1842. Widerstreben dagegen in der Umgebung des Königs. — Zinsherabsetzung der preußischen Staatsschuldscheine: April 1842. — Verhandlungen über den Zollverein. Errichtung eines Landes-Oekonomie-Collegiums: Januar 1842. — Die Eisenbahnen; angebliche Aeußerung des Königs. — Verbessertes Einkommen der Lieutenants, sowie der allzuschlecht dotirten Pfarrstellen: März 1842. — Der Etat der Universitäten Breslau und Bonn wird erhöht. — Das Verbot der Universitäten Zürich und Bern wird aufgehoben; Zurücknahme des gegen das „Junge Deutschland" erlassenen Verbots. — Stiftung der Friedensklasse des Ordens pour le Mérite für die Wissenschaften und Künste: 31. Mai 1842. Ordensernennungen; gemischter Eindruck derselben im Publikum. —

So verworren also war die Situation, so zerklüftet der Boden, so verdrossen und aufgeregt die Stimmung, als Graf Arnim seinen neuen Posten als Minister des Innern antrat.

Es war nicht die einzige wichtige Veränderung, welche um dieſelbe Zeit in den Regionen der höheren Beamtenwelt ſtattgefunden. Vielmehr wurde damals eine ganze Reihe von Ernennungen und Verſetzungen bekannt, von denen nicht wenige geeignet waren, theils wegen der Perſönlichkeiten, die davon betroffen wurden, theils wegen der Principien, von denen die Regierung dabei geleitet ſchien, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Herr von Baſſewitz, der bisherige Oberpräſident von Brandenburg, ein Büreaukrat von altem Schlage, aber ehrenhaft und tüchtig, hatte ſeines hohen Alters, ſowie ſeiner geſchwächten Geſundheit halber um ſeine Entlaſſung nachgeſucht. Dieſelbe war ihm in Gnaden gewährt und in ſeine Stelle Herr von Meding befördert worden, ebenfalls ein Büreaukrat, aber von geſchmeidigen Formen und einer Dienſtbefliſſenheit, die ſich kaum eifrig genug zeigen konnte (Ende März 1843).

Gleichzeitig war Herr von Schaper, bisher Regierungspräſident in Trier, an Stelle des Herrn von Bodelſchwingh, deſſen Ernennung zum Finanzminiſter wir früher berichtet haben, zum Oberpräſidenten der Rheinprovinz befördert worden. In ſeine Stelle rückte Rudolph von Auerswald, bisheriger Oberbürgermeiſter in Königsberg. Von letzterem Amte, das, wie ehrenvoll und einflußreich es war, doch immer nur als ein bürgerliches Amt gelten konnte, zum Präſidenten eines Regierungscollegiums befördert zu werden, ſchien allerdings ein glänzendes Avancement. Näherſtehende indeſſen wollten behaupten, daß hinter dieſem ſcheinbaren Avancement ſich in der That eine Art von Ungnade verſtecke oder wenigſtens daß Herr von Auerswald ſeinen Poſten in Königsberg, ſeiner Vaterſtadt, aufgegeben und die Stelle in Trier angenommen habe, um ſich nicht der königlichen Ungnade bloszuſtellen. Herr von Auerswald, behauptete man, ſtehe bei der Regierung in demſelben Verdacht, dem auch Herr Abegg ſeine zeitweilige Enthebung als Cenſor der „Königsberger Zeitung" verdankte: die Regierung beargwohne ihn, in ſeiner einflußreichen Stelle nicht diejenige Strenge anzuwenden, welche ſie angewandt wiſſen wollte, um die Königsberger Bürgerſchaft von ihren politiſchen Ausſchweifungen zurückzubringen. Ja ſie hatte ihn im Verdacht, ſelbſt einigermaßen von jenen neuerungsſüchtigen Ideen angeſteckt zu ſein, welche der Königsberger Bürgerſchaft die Köpfe verrückten, und nur der beſondern Freundſchaft, behauptete man, die der König für ihn,

den ehemaligen Jugendgespielen, hege, habe er es zu verdanken, daß er seinen Rückzug vom Bürgermeisterposten in Königsberg auf die Regierungspräsidentur in Trier nehmen durfte.

Nur einen Tag später als die Versetzung des Herrn von Auerswald bestätigt worden, datirte eine andere Beförderung, die ebenfalls von sich sprechen machte: der Geheime Oberjustizrath von Gerlach wurde zum Mitglied der unter Herrn von Savigny's Vorsitz zusammengetretenen Gesetzgebungscommission ernannt (24. Juni). Herr von Gerlach gehörte einer Familie an, ebenso bekannt (und beinahe muß man sagen ebenso gefürchtet) wegen der Strenge und Einseitigkeit ihrer politischen und religiösen Richtung, als wegen der besonderen Gunst, mit welcher der König sie beehrte. Einen solchen Mann, von so ausgesprochenen mittelalterlichen Neigungen, eifriger Pietist, dabei, wie seine Freunde ihm nachrühmten und wie auch die Gegner nicht ganz in Abrede stellen konnten, gewandter Dialektiker — einen solchen Mann mit so viel glänzenden und gefährlichen Eigenschaften als Mitglied einer Commission zu sehen, von der man die Reform der künftigen preußischen Gesetzgebung erwartete, mußte das Publikum nothwendig in Unruhe versetzen. Diese Unruhe stieg, als man einige Wochen später vernahm (Juli 1842), Herr von Gerlach begebe sich im Auftrage des Justizministers von Savigny nach der Rheinprovinz, um das dortige Gerichtsverfahren einer Prüfung an Ort und Stelle zu unterwerfen. Man wußte, mit welcher Begeisterung die Rheinländer an dem Palladium ihrer Gerichtsverfassung hingen; man wünschte selbst in den alten Provinzen etwas Aehnliches zu erhalten und konnte doch von Herrn von Gerlach, nach allen seinen Antecedentien, nicht glauben, daß er ein Freund des rheinischen Gerichtsverfahrens. Ihren Gipfel aber erreichte die Unruhe des Publikums, als man mit Bestimmtheit erfuhr, daß jener Ehegesetzentwurf, über den so viel finstere Gerüchte umliefen, Niemand anders zum Verfasser oder doch zum Haupturheber hatte, als eben diesen Herrn von Gerlach. Und der sollte nun das rheinische Gerichtsverfahren begutachten? Und der saß nun in der Gesetzgebungscommission? Und der sollte Theil nehmen an dem Umbau der preußischen Justiz? Es schien unmöglich diese Fragen aufzuwerfen, geschweige denn zu beantworten, ohne sich den finstersten Befürchtungen wegen der Zukunft hinzugeben.

Noch einige andere Ernennungen, sämmtlich aus derselben Zeit,

beſchäftigten die Neugier des Publikums, wiewohl in der That nur ziemlich untergeordnete Intereſſen davon berührt wurden. Graf Redern, ſeit dem Rücktritt Brühl's (1828) General-Intendant der königlichen Schauſpiele, war der Plackereien überdrüſſig geworden, die von dieſem Poſten untrennbar waren; an ſeine Stelle hatte der König den bisherigen Intendant des Münchner Hoftheaters, Herrn von Küſtner, berufen. Herr von Küſtner hatte ſich zu der Zeit, da er noch Hofrath Küſtner hieß, durch ſeine Verwaltung des Leipziger Stadttheaters einen ehrenvollen Ruf bei Künſtlern und Kunſtfreunden erworben. Dennoch ſah das Berliner Publikum dem Ankömmling mit Kälte, um nicht zu ſagen mit Mißtrauen entgegen — und zwar weshalb? Es klingt unglaublich, verhielt ſich aber dennoch ſo und auch der Hiſtoriker darf den Umſtand nicht umgehen, ſo geringfügig er ſcheint, weil er charakteriſtiſch iſt für die Stimmung der Zeit: man ſah Herrn von Küſtner mit Mißtrauen entgegen, weil er aus Baiern kam, aus dem Lande, das Preußen ſchon ſeinen Schelling und ſeinen Stahl aufgedrängt hatte und mit dem man nun einmal nichts mehr theilen wollte, — es ſei denn etwa ſein Bier.

Eine zweite ähnliche Ernennung bot dem öffentlichen Urtheil noch eher einige beachtenswerthe Seiten: Meyerbeer, der berühmte Schöpfer des „Robert der Teufel" und der „Hugenotten", wurde zum General-Muſikdirector ernannt, während der bisherige Dictator der Berliner Muſik, Herr Spontini, den erbetenen Abſchied erhielt, um nach Italien zurückzukehren. Herr Meyerbeer war ein geborner Berliner und die Berliner freuten ſich, daß der König einheimiſches und fremdes Talent ſo richtig gegen einander abzuſchätzen wußte. Herr Meyerbeer war aber auch noch mehr als ein bloßer Berliner, er war auch Jude und mit triumphirendem Lächeln hielt man den finſtern Gerüchten wegen bevorſtehender Einſchränkung der Juden dieſes Patent hin, durch welches der König ein Mitglied dieſer unchriſtlichen Genoſſenſchaft nicht blos zum General-Muſikdirector, nein, auch zum Dirigenten ſeiner Hofconcerte machte und ihn damit gewiſſermaßen in ſeinen perſönlichen Umgang zog. Schon einige Jahre früher, gleich nach ſeinem Regierungsantritt hatte der König Mendelsſohn-Bartholdi aus Leipzig nach Berlin berufen, mit der ausgeſprochenen Abſicht, durch ihn die Berliner Kirchenmuſik heben und verbeſſern zu laſſen und ſo auf indirecte Weiſe auch zur Hebung des

kirchlichen Sinnes oder doch wenigſtens des Kirchenbeſuches hinzuarbeiten. Trotz des Anſehens, deſſen der Componiſt der „Lieder ohne Worte“ in den muſikaliſchen Kreiſen Berlins genoß, war ſeine Ernennung damals vom großen Publikum mit Kopfſchütteln vernommen worden; der kirchliche Nebenzweck, der damit verbunden war, wollte ihm nicht gefallen. Und auch Herr Mendelsſohn ſelbſt hatte ſich in Berlin nicht gefallen; nach kaum zweijährigem Aufenthalt hatte er Berlin (Anfang 1842) wieder verlaſſen. Jetzt wurde die Stelle wieder ausgefüllt und zwar mit einem Berliner, einem Juden, einem Componiſten von entſchiedenſter Weltlichkeit, von dem man keine Kirchenmuſiken und keine Belebung des religiöſen Sinnes zu befahren hatte — in der That, das hieß alle Wünſche erfüllen und ſelbſt das Berliner Publikum mußte ſich für befriedigt erklären.

Im Uebrigen wolle der Leſer uns nicht zürnen, daß wir bei dieſen Geringfügigkeiten ſo lange verweilen: dieſe Ausführlichkeit, wie wenig ſie vielleicht für dieſe Stelle paßt, entſpricht doch aufs genaueſte dem Werth, den man damals den verſchiedenen Ernennungen beilegte. Das politiſche Intereſſe war damals noch außerordentlich ſchwach oder war es wieder geworden; ein neuer Theaterintendant, ein neuer General-Muſikdirector waren dem Publikum, beſonders dem Berliner, noch immer zehnmal intereſſanter als ein neuer Miniſter; die Ernennung des Grafen Arnim hatte Aufſehen erregt, aber was war dies Aufſehen gegen die Spannung, mit der man in Berlin den Debuts der Herrn von Küſtner und Meyerbeer entgegen ſah?! —

Und noch dazu that der neue Miniſter ſo wenig das Publikum von ſich ſprechen zu machen. Daß gleichzeitig mit der Ernennung des Grafen Arnim eine Cabinetsordre erſchien, wonach das bisherige „Miniſterium des Innern und der Polizei“ fernerhin nur „Miniſterium des Innern“ genannt werden ſollte, machte allerdings einen guten Eindruck; man glaubte den Urheber dieſer Cabinetsordre in dem neuen Miniſter ſelbſt ſuchen zu müſſen und freute ſich, daß er den durch ſo manche trübe Vorgänge verhaßt gewordenen Titel eines Miniſters der Polizei verſchmähte.

Doch wurde dieſer günſtige Eindruck wieder beeinträchtigt durch das, was man über die Art und Weiſe hörte, wie der neue Miniſter ſich in ſein neues Amt eingeführt hatte. Nämlich gleich nach ſeinem Amtsantritt hatte Graf Arnim ſämmtlichen Angehörigen ſeines Mini-

neriums die bestehenden Gesetze wegen der Amtsverschwiegenheit durch ein eigenes Circular neu einschärfen lassen. Zwar seien diese Gesetze klar und unzweideutig genug; dennoch wären, wie allbekannt, in jüngster Zeit zahlreiche Uebertretungen derselben vorgekommen. Namentlich treffe gewisse Unterbeamte der Vorwurf, die in ihren Kenntniß befindlichen Sachen keineswegs mit derjenigen Sorgfalt gehütet zu haben, zu der sie ebenso gut verpflichtet wären, wie alle übrigen Angehörigen und Untergebenen des Ministeriums; im Gegentheil wären sie mit den ihnen anvertrauten Schriftstücken zum Theil sehr leichtfertig umgegangen und hätten es eben dadurch verschulden, daß Gesetzesvorschläge und andere Maßregeln der Regierung, lange bevor sie zur Oeffentlichkeit reif, in die Zeitungen gekommen und so zum Gegenstand einer zwecklosen und aufregenden Debatte geworden wären. Der Minister sei nicht gewillt, diesen Unfug länger zu dulden und werde jede Verletzung der gesetzlichen Amtsverschwiegenheit von jetzt ab unnachsichtlich verfolgt und bestraft werden.

Dem Drange nach Publicität und lebhaftester Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten, der im Publikum wach geworden, war mit einer derartigen Verfügung denn freilich schlecht gedient. Man zürnte dem Minister, der die dürftigen Quellen, aus denen diese Publicität bisher geflossen war, auch noch abzugraben drohte; man untersuchte, was es mit dieser vielbesprochenen Amtsverschwiegenheit denn wohl eigentlich auf sich habe und glaubte zu dem Resultat zu kommen, daß sie in den meisten Fällen nicht nur der höheren Pflicht des Bürgers widerspreche, sondern daß sie auch an sich unausführbar sei. Für jeden Fall aber fand man es sehr ungeschickt und dem Ruf diplomatischer Gewandtheit, in welchem Graf Arnim stand, wenig entsprechend, daß dieser bedenkliche und gehässige Schritt gerade der erste Schritt auf der neuen amtlichen Laufbahn gewesen.

Inzwischen fand man auch dazu den Schlüssel: der Minister, erzählte man sich, wiewohl kein Pietist und kein Büreaukrat und trotz seiner englischen Liebhabereien, sei doch im Punkt der Presse äußerst streng gesinnt; statt der gehofften Erleichterungen werde man im Gegentheil gut thun sich auf neue Beschränkungen gefaßt zu machen. Das Gerücht erhielt eine unheimliche Bedeutung, als man bald darauf vernahm (Anfang Juli 1842), daß in der That neue Verhandlungen wegen eines definitiven Preßgesetzes im Gang und zwar unter

dem Vorsitz des Grafen Arnim. Daß man sich unter diesen Umständen keine großen Erwartungen von dem neuen Gesetz machte, war ziemlich natürlich; das Princip der Preßfreiheit, behauptete man, das der König zur Grundlage desselben habe machen wollen, sei auf Andrängen der Minister und namentlich des Grafen Arnim aufgegeben; die ganze vielbesprochene Reform werde sich auf eine Vereinfachung des jetzigen sehr verwickelten Instanzenzuges beschränken. Wenn man aber zugleich erfuhr, daß zum Präsidenten des neu zu errichtenden Obercensurgerichtes, welches fortan die einzige und letzte Instanz in allen Censurangelegenheiten bilden sollte, Niemand anders bestimmt sei als der früher genannte Herr von Berlach: so war das neue Institut durch diesen Einen Namen in der Meinung des Publikums von vornherein discreditirt und jede Hoffnung auf eine baldige und gedeihliche Fortentwickelung der Preßverhältnisse abgeschnitten.

Eben dahin deuteten auch einige Personalveränderungen, welche bald nach dem Austritt des Herrn von Rochow im Ministerium des Innern vorgenommen wurden. An die Stelle des Geh. Ober-Regierungsraths Seifart trat als Chef des Polizeidepartements der bisherige Oberbürgermeister von Halle, Geh. Regierungsrath Schröner, der sich jedoch nur kurze Zeit auf diesem Posten halten konnte und bald vom Minister selbst wieder beseitigt wurde. Ebenso wurde der Regierungsrath Hesse durch den Regierungsrath Pinder aus Posen ersetzt. Dieser letztere Wechsel schien namentlich bedeutungsvoll für die Presse. Herr Hesse hatte bisher die Leitung der Censurangelegenheiten gehabt; aus seiner Feder war, wie man jetzt, im Widerspruch mit früheren Gerüchten, wissen wollte, die liberale Censurinstruction vom 24. December 1841 geflossen und auch die darauf folgenden Censurerleichterungen sollten vorzüglich durch ihn veranlaßt sein. Jetzt wurde er an die Regierung zu Merseburg versetzt und an seine Stelle trat der schon genannte Regierungsrath Pinder, dessen unbedingte Willfährigkeit, wie man wissen wollte, Graf Arnim in Posen zur Genüge kennen gelernt.

Hätte man freilich im Publikum geahnt oder gewußt, welch wichtiges Document in eben diesen Tagen vom Könige unterzeichnet worden, die Urtheile über den Grafen Arnim wären vielleicht minder herb, die Erwartungen von der Zukunft minder kleinmüthig ausge-

fallen. In denselben Tagen, da das Publikum Gerüchten und Vermuthungen nachlief, um sich daraus einen Maßstab seiner Hoffnungen zu bilden, unmittelbar nach dem Antritt des Grafen Arnim, hatte der längst vorbereitete Erlaß „wegen Bildung ständischer Ausschüsse" die königliche Genehmigung erhalten. Wie der Leser sich erinnert, hatten diese ständischen Ausschüsse sich unter den Propositionen befunden, welche den Provinziallandtagen bei ihrer vorjährigen Berathung vorgelegt worden waren. Es hatten danach drei verschiedene Gattungen von Ausschüssen gebildet werden sollen. Erstlich ein vorbereitender Ausschuß, der jedesmal einige Wochen vor Eröffnung des Landtags zusammentreten und sich mit vorbereitender Bearbeitung derjenigen Gegenstände beschäftigen sollte, welche die Regierung dem Landtage selbst vorzulegen gedächte. Zweitens ein Ausschuß, der nach Entlassung der Landtage nöthigenfalls noch zurückbleiben und die etwa gebliebenen Reste aufarbeiten sollte. Endlich als der dritte und wichtigste von allen ein „vereinigter Ausschuß", den der König sich vorbehielt in außerordentlichen Fällen zu berufen und dessen Bestimmung dahin gehen sollte, „die abweichenden Ansichten der Landtage einzelner Provinzen zu vermitteln, über etwaige, bei der weitern Berathung der Gesetze in den höhern Instanzen der Legislation hervorgetretene, neue Momente sich nochmals gutachtlich zu äußern, bei den Vorbereitungen allgemeiner Gesetze sowohl über deren Nothwendigkeit, als über die bei ihrer Abfassung zu befolgende Richtung, ihr Gutachten abzugeben, und auch bei solchen Angelegenheiten, die bisher in der Regel an die Provinziallandstände nicht gelangt sind, von dem Standpunkte der praktischen Erfahrung und der genauen Kenntniß der provinziellen Interessen, die Regierung mit ihrem Rathe zu unterstützen."

Wie früher berichtet worden, hatten die Stände die verschiedenen Propositionen dankbarst angenommen: worauf die Regierung dieselben angewiesen zu den vorschriftmäßigen Wahlen zu schreiten und ihr dieselben zur Bestätigung zu präsentiren: was denn ebenfalls in den letzten Sitzungen der verschiedenen Landtage von 1811 geschehen war.

Auf Grund des so entstandenen Entwurfs waren die Verordnungen nun speciell ausgearbeitet worden. Die lange Zeit — reichlich ein Jahr — die dazu erforderlich gewesen, ließ auf die Schwierig-

keiten schließen, die man dabei gefunden. In der Sache selbst lagen dieselben nicht; diese war an sich einfach und überdies von den verschiedenen Landtagen mit einer Gründlichkeit erörtert worden, die nichts zu wünschen ließ. Die Schwierigkeiten lagen vielmehr in der Ausführung, sie lagen in den Consequenzen, welche namentlich die dritte Proposition wegen der außerordentlichen Ausschüsse mit sich führte; sie lagen, um Alles zu sagen, in dem Widerstande einzelner einflußreicher Persönlichkeiten in der nächsten Umgebung des Königs, welche in diesen Ausschüssen einen ersten Anfang des ihnen so tief verhaßten constitutionellen Wesens sahen und die daher Alles aufboten, die Verwirklichung dieses Schrittes zu hintertreiben. — Wie man im Publikum später wissen wollte, hatte zu diesen Gegnern ganz besonders auch Herr von Rochow, der abgetretene Minister des Innern, gehört; ja der ganze Ministerwechsel wurde vornämlich mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht. Und wirklich erhielt diese Auslegung der Thatsachen einige Unterstützung dadurch, daß der König unmittelbar nach dem Antritt des Grafen Arnim, genau acht Tage nachdem Herr von Rochow ausgeschieden (21. Juni), die so lang verzögerte Unterschrift ertheilte.

Doch wußte und ahnte das Publikum davon, wie gesagt, noch nichts. Die Verordnungen, am 21. Juni unterzeichnet, wurden, dem damaligen trägen Geschäftsgange gemäß, erst zwei Monate später, Ende August, gleichzeitig mit der Geschäftsordnung für die Vereinigten Ausschüsse, sowie mit der Einberufung derselben auf den nächsten 18. Oktober, bekannt; und verschieben auch wir es bis dahin, das Ereigniß des Nähern zu besprechen und den Eindruck zu schildern, den es im Publikum hervorbrachte.

Ueberhaupt war letzteres damals bereits in einer sehr unglücklichen und unfruchtbaren Stimmung: Gerüchten und Zeitungsnachrichten lief es nach und ließ nicht selten das Thatsächliche unbeachtet, das ihm dicht vor den Füßen lag.

Selbst auch wenn es erfreulicher Natur war; ja fast hätte man sagen können, dann am Meisten. Das Publikum befand sich bereits in jenem Stadium allgemeiner und abscheulicher Mißvergnügt, wo der Mensch sich ärgert, weil er am Aerger seine Freude hat. Das Publikum war verdrießlich; ermüdet durch unaufhörliche Enttäuschungen, wollte und mochte es nicht mehr hoffen; begierig lief es jedem Schatten nach,

der seinen Mißmuth nähren konnte und ignorirte das Gute und Erfreuliche, das denn doch im Einzelnen bei alledem nicht fehlte.

Auch den letzten Monaten hatte es nicht daran gefehlt. Die Conversirung sämmtlicher preußischen Staatsschuldscheine, deren Zinsfuß vom Jahre 1843 ab von 4 auf 3 Procent herabgesetzt wurde (Anfang April 1842), war eine eben so kühne wie glückliche Maßregel, durch die dem Staate jährlich eine halbe Million erspart wurde, während von den Befürchtungen, welche die Gegner der Maßregel vorausgesagt hatten, keine einzige eintraf. Auch in Sachen des Zollvereins fanden Verhandlungen statt, welche die Erleichterung des Verkehrs im Auge hatten und den erfreulichen Beweis lieferten, daß die Regierung auch diese praktischen Interessen nicht ganz aus dem Auge ließ. Und ebenso (Januar 1843) mußte auch die Errichtung eines eigenen Landesökonomie-Collegiums, als Centralpunkt für die über die ganze Monarchie zerstreuten landwirthschaftlichen Vereine, als ein erfreuliches Ereigniß begrüßt werden. Dieselbe Aufmerksamkeit wurde auch dem Eisenbahnwesen, diesem für die weitere Volksentwickelung so wichtigen Factor, zugewendet. Namentlich wurde die lang projectirte Eisenbahn nach dem Rhein um diese Zeit endgültig festgestellt, eine Aeußerung, die der König bei dieser Gelegenheit gethan haben sollte, machte rasch die Runde durch die Zeitungen und wurde überall mit Wohlgefallen gelesen. Nämlich als die Debatte über die geplante Eisenbahn soweit vorgerückt war, daß es endlich zum Beschluß kommen sollte und der König sich bereits für die vorgeschlagene Richtung entschieden hatte, sollte ein Offizier des Kriegs-Ministeriums ein auf Befehl verfaßtes Memoire über die strategischen Bestimmungen der projectirten Bahnlinie verlesen. Da aber, erzählte man, habe der König sich erhoben und sei in die merkwürdigen Worte ausgebrochen: „Nein, ich will die strategischen Rücksichten nicht hören, sie könnten nur irre machen. Die Eisenbahn soll zu Deutschlands Vortheil und nicht zu Preußens Vortheil angelegt werden. Das Project ist in diesem Sinne vorgetragen worden, und damit genüge es. Wenn alle strategische Reflexionen! Wird die Bahn so geführt, daß dem deutschen Verkehr dadurch der meiste Nutzen geschieht, so ist der Zweck erreicht und alle kleineren Rücksichten, die nur Preußen allein ohne Deutschland betheiligen, müssen schweigen."

Nicht minder vorsorglich hatte die Regierung nach andern Seiten

hin gewirkt: die Lieutenants bekamen Zulage und auch das Dienſteinkommen derjenigen Pfarrer, die noch nicht einmal 300 Thaler von ihren Stellen bezogen, ſollte durch ein jährlich wiederkehrendes Gnadengeſchenk des Königs von 12,000 Thalern allmälig verbeſſert werden (Anfang März 1812). Auch der Etats der Univerſitäten wurde erweitert; man legte ihnen an Geld zu, was man ihnen an geiſtigem und wiſſenſchaftlichem Glanze entzog. Der Etat der Univerſität Breslau wurde (April 1812) um jährlich 10,000, der der Univerſität Bonn, der ohnedies ſchon einer der zweitglänzendſten in Deutſchland war, um jährlich 9000 Thaler erhöht (Mai 1812). — Gleichzeitig ſuchte man gewiſſe gehäſſige Maßregeln aus früherer Zeit, der Zeit der Demagogenriecherei und Bundescommiſſionen, mehr und mehr in Vergeſſenheit zu bringen. Durch Cabinetsordre vom 1. Januar 1812 wurde der bisher verbotene Beſuch der Univerſitäten Zürich und Bern den preußiſchen Staatsangehörigen freigeſtellt. Auch das berüchtigte Verbot des ſogenannten „Jungen Deutſchland", durch welches nicht nur den vorhandenen, ſondern auch den künftig erſcheinenden, noch ungeſchriebenen Schriften von Gutzkow, Laube, Wienbarg und Heine der Debit in Preußen verſagt worden war, wurde zurückgenommen (Juni 1812). Nur Heine ſollte davon ausgenommen bleiben, ſo lange er nämlich ſeinen dauernden Wohnſitz außerhalb Deutſchland behalten würde und auch für die übrigen Mitglieder jenes ſogenannten Jungen Deutſchland war die Aufhebung des Verbots an gewiſſe Bedingungen und Verſprechungen geknüpft, welche, ſo unſchuldig und ſelbſtverſtändlich ſie auch ſein mochten, doch die Freude des Publikums über die liberale Maßregel merklich verringerten.

Ueberhaupt ſchien über der Regierung ein eigener Unſtern zu walten, daß Alles, was ſie unternahm, auch das Wohlgemeinte, in der Ausführung mehr oder weniger verkümmerte oder doch nicht den vollen freudigen Eindruck beim Publikum machte, den ſie ſich davon versprochen. Die Preußiſche Staatszeitung vom 1. Juni des oft genannten Jahres veröffentlichte eine Tags zuvor unterzeichnete Cabinetsordre, durch welche dem ſchon von Friedrich dem Großen geſtifteten, aber durch langjährige Gewohnheit nur auf militäriſches Verdienſt beſchränkten Orden pour le mérite eine „Friedensclaſſe für die Künſte und Wiſſenſchaften" beigefügt ward, beſtimmt, die berühmteſten Namen der deutſchen und außerdeutſchen Kunſt und Wiſſen-

ſchaft in ſich zu faſſen. Nur die Theologie ſollte davon ausgeſchloſſen ſein: eine Beſchränkung, welche dem Geſchmack des Publikums außerordentlich zuſagte. Ueberhaupt war der erſte Eindruck des Erlaſſes ſehr günſtig; ſo viel man auch ſonſt über die Ordensſpielerei geſpottet, die namentlich unter dem verſtorbenen König in Preußen graſſirt hatte, ſo fühlte man ſich dennoch, ja eben deshalb angenehm überraſcht durch einen Orden, von dem es gewiß ſchien, daß er ſtets nur dem wirklichen Verdienſt zukommen würde, und zwar nicht blos dem einſeitigen und untergeordneten Verdienſt der Beamten, ſondern dem ungleich höheren, dem univerſalen Verdienſt des Gelehrten und Künſtlers. Mit beſonderem Wohlgefallen wurde ferner bemerkt, daß der König den neuen Orden nicht auf die Grenzen Preußens, nicht einmal Deutſchlands beſchränkt hatte, ſondern daß jedes ungewöhnliche künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Verdienſt, welchem Lande und welcher Nation es angehöre, Anſpruch haben ſollte auf dieſe höchſte Auszeichnung. Der König that damit in den Augen des Publikums einen erſten Schritt zu jener Stellung im Reiche der Wiſſenſchaft, die ihm gebührte — gebührte ſowohl durch die Ueberlieferungen ſeiner Vorfahren, als namentlich durch ſeinen eigenen hochgebildeten und empfänglichen Geiſt: nämlich der wahre Schutzherr der Kunſt und Wiſſenſchaft, der großmüthige Pfleger jedes hervorragenden Talentes, mit einem Wort der wahre Mediceer des neunzehnten Jahrhunderts zu ſein.

Leider ſollte auch dieſe Freude wieder nicht ohne bittern Nachgeſchmack bleiben. Man durchmuſterte die Namen der neuen Ordensritter und glaubte darunter beinahe ebenſo viel Unwürdige zu entdecken als man Würdige vermißte. Beſſel, Boeckh, Bopp, Leopold von Buch, Liebenbach, Ehrenberg, Gauß, Jacob Grimm, Humboldt, Mitſcherlich, Johannes Müller, Carl Ritter, Savigny, Schönlein, Cornelius, Leſſing, Mendelsſohn, Meyerbeer, Rauch, Schadow, Schwanthaler, Thorwaldſen, Arago, Berzelius, Robert Brown, Faraday, John Herſchel, Gay-Luſſac, Letronne, Oerſtedt, Roſſini, Horace Vernet, Daguerre — in der That, es war eine Reihe von Namen, die nicht glänzender und beſtechender gedacht werden konnte. Aber was that mitten unter dieſen Namen der Name „Fürſt Clemens Metternich-Winneburg zu Wien?“ Welche wiſſenſchaftliche Verdienſte hatte er, der ſo viel geiſtiges Leben unterdrückt, ſo viel Talente erſtickt, ſo viel wiſſenſchaftlichen Glanz durch ſeine Geſpenſterfurcht

verdunkelt hatte? Was that zwischen Ingres und Rossini Franz Liszt der Clavierspieler? Schelling und Schlegel waren aufgenommen: es mochte sein um ehemaliges Verdienst zu ehren. Auch Tieck und Rückert ließ man sich gefallen, der deutsche Parnaß hatte eben keine classischen Größen mehr — aber wo blieb Uhland, Uhland, der Sänger des Volks und der Freiheit, der geliebteste und verbreitetste von allen neueren Dichtern Deutschlands?

Und so wurden der Fragen noch gar viele gestellt, ohne daß sich eine genügende Antwort darauf finden ließ. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, der König selbst habe das Ungenügende der ersten Ernennungen eingesehen und die „Friedensclasse" werde demnächst eine Veränderung und Erweiterung erfahren, durch welche wenigstens die begangenen Auslassungen gut gemacht würden. Wiewohl sich das Gerücht nun keineswegs bestätigte, so war doch der Anstoß der Unzufriedenheit einmal gegeben und auch diese Ordensstiftung, so wohlgemeint an sich und so ganz geeignet, den edelsten Neigungen des Publikums zu schmeicheln, machte wiederum nur einen halben und verkümmerten Eindruck.

Neuntes Kapitel.

Beabsichtigte Reise des Königs nach St. Petersburg. Eindruck derselben beim Publikum. — Die angebliche Abneigung des Königs gegen Rußland. Der Vorfall in Aachen: September 1841. Jubelfeier in Brandenburg. Rede des Königs: April 1842. — Ablauf der Kartellconvention mit Rußland: 29. März 1842. Gutwillige Verlängerung derselben bis Ende September. — Verhandlungen wegen definitiver Erneuerung der Convention; Wichtigkeit derselben für Rußland. — Widerwille gegen Erneuerung der Convention in Preußen, besonders in Ostpreußen. Der ostpreußische Handel und die russische Grenzsperre. — Gutachten der ostpreußischen Behörden. Immediateingabe der Königsberger Kaufmannschaft gegen Erneuerung der Convention, nebst Verfügung darauf: Juni 1842. — Die Festungsgelande in Ostpreußen. — Abreise des Königs: 24. Juni. — Aufenthalt in Posen; Einschiffung in Danzig. — Stürmische Ueberfahrt; das Publikum durch äußere Gerüchte beängstigt. — Gemüthlichkeit derselben. Prächtige Feste und zahlreiche Ordensverleihungen in St. Petersburg. — Begnadigung der wegen Zollvergehen zur Deportation nach Sibirien verurtheilten preußischen Unterthanen. Schlimmer Eindruck derselben im Publikum; Königsberger Verein zum Schutz preußischer Unterthanen in Rußland. — Der Ukas vom 9. Juli. Abweichende Beurtheilung desselben. — Der „Riß in den Zollverein." — Tod des Herzogs von Orleans in Paris: 13. Juli 1842. Allgemeine Beunruhigung; mögliche Folgen für Preußen; trübe Aussichten in die Zukunft. —

Schon aber stand ein neues Ereigniß bevor, das nicht blos der Neugier des Publikums, sondern auch seiner Neigung zur Médisance reichliche Nahrung versprach: eine jener Reisen nämlich, welche der König so sehr liebte und in denen die Rastlosigkeit seines geistigen Lebens einen so angemessenen Ausdruck fand.

Diesmal war die Reise nach St. Petersburg gerichtet: kein sehr erwünschtes Ziel nach der Meinung des Publikums. Wir haben früher erzählt, mit welchen Erwartungen man dem neuen Regenten auch in Beziehung auf Rußland entgegengekommen war und wie man es mit seinem scharfen Geist, seiner hohen Bildung, seinem lebhaften Patriotismus für unvereinbar gehalten, das bisherige intime Verhältniß zwischen Preußen und Rußland fortzusetzen. Aber auch von den Enttäuschungen hatten wir zu erzählen, die dem Publikum auch in dieser Hinsicht zu Theil wurden: insbesondere von jener Scene zu Kalisch im Herbst 1841 auf der Reise nach Warschau, zur Zusammenkunft mit seinem kaiserlichen Schwager.

Und auch späterhin hatte der König nichts verabsäumt, was dazu dienen konnte, die irrige Meinung des Publikums zu berichtigen und seine ungeschwächte Sympathie für Rußland und den russischen Kaiser darzuthun. Ganz kürzlich erst, Ende April, als das sechste Kürassierregiment zu Brandenburg den Tag feierte, an welchem der Kaiser von Rußland vor 25 Jahren zum Chef des Regiments ernannt worden war, hatte der König die Feier durch seine Person verherrlicht und dabei eine Anrede an das Regiment gehalten, in welcher unter Anderm folgender Passus vorgekommen sein sollte. „Wir dürfen nie vergessen", hatte der König gerufen, „welchen Dank Preußen an Rußland schuldet. Der Kaiser von Rußland ist nicht allein mein Verwandter, er ist auch der innigste und beste Freund, den ich habe, er ist ein wahrer Freund Preußens." — Furchtbarer Wechsel der Zeiten! Wir werden fast wörtlich demselben Ausruf noch einmal begegnen, mitten unter den Stürmen der Märzrevolution, verhallend im Tosen der Leidenschaften und von Rußland selbst, wie die Folge lehrte, überhört oder vergessen. —

War es die Absicht dieser königlichen Ansprache gewesen, den letzten Rest jener früheren Erwartungen auszurotten, so war dieser Zweck erreicht. Das Publikum wußte jetzt, daß es auf eine Aenderung der preußischen Politik in Betreff Rußlands nicht mehr zu rechnen habe; es erkannte, daß Preußen wenigstens in Betreff der äußeren Politik nach wie vor der Trabant Rußlands bleiben würde und auch den bedenklichen Rückhalt erkannte es, welchen die Feinde einer innern Reform Preußens an dieser Freundschaft mit Rußland finden mußten.

Daß dieſe Erkenntniß dem Publikum die bevorſtehende Reiſe des Königs nach Rußland ſehr viel plauſibler gemacht hätte, ließ ſich nicht ſagen, am wenigſten im gegenwärtigen Augenblick, der ſo ganz angethan ſchien, dieſe Feſſel ruſſiſchen Einfluſſes, welche Preußen ſo lange und ſo ſchmerzlich empfunden, ein für allemal abzuſchütteln und Rußland, auch ohne Waffengewalt, zu einem rückſichtsvolleren und wahrhaft nachbarlichen Verfahren gegen Preußen zu nöthigen.

Es war nämlich mit dem 29. März des laufenden Jahres die Cartellconvention, wonach Preußen ſich zur ſofortigen Auslieferung aller ruſſiſchen Deſerteurs verbindlich gemacht hatte, abgelaufen; man war zwar über eine interimiſtiſche Verlängerung bis Ende September übereingekommen, eine eigentliche Erneuerung der Convention aber hatte nicht zu Stande kommen wollen.

Und gegen dieſe Erneuerung erklärte die öffentliche Meinung ſich nun mit äußerſter Beſtimmtheit; zum wenigſten verlangte ſie, daß dieſelbe Einſchränkungen unterworfen und an Bedingungen geknüpft werde, welche der Würde des preußiſchen Staats und der nothwendigen Freiheit der dieſſeitigen Verkehrsverhältniſſe entſprächen. Hier endlich, riefen die Gegner Rußlands und rief alſo das geſammte preußiſche Volk — hier habe man einen Fleck, wo man den übermächtigen Nachbar packen könne, dieſe Gunſt der Umſtände müſſe Preußen ſich zu Nutze machen, wenn es nicht für immer in ruſſiſche Abhängigkeit gerathen, dieſe Abhängigkeit ſelbſt nicht immer drückender und läſtiger werden ſollte. Für Rußland ſei die Erneuerung der Convention eine Lebensfrage, ja ſie ſei überhaupt nur für Rußland ein Bedürfniß, nicht für Preußen. Wenigſtens habe man noch nie davon gehört, daß preußiſche Soldaten nach Rußland deſertirten; auch ſei dieſe ganze Vorausſetzung, als ob dergleichen jemals geſchehen könne, ſo widerſinnig, daß Niemand ſie im Ernſt aufſtellen würde. Deſto größer dagegen ſei die Gefahr für Rußland. Schon jetzt, trotz der ſtrengen Grenzbewachung und trotz der Convention, ſei an ruſſiſchen Deſerteurs kein Mangel; wie das erſt werden und wie namentlich die ruſſiſchen Regimenter in Polen ſich lichten würden, wenn die Convention abgelaufen und der Deſerteur keine Auslieferung mehr zu fürchten hätte?

Und dahin müſſe es kommen; die Aufhebung des Cartells ſei nicht blos „eine Rückſicht der Menſchenfreundlichkeit und des Edel-

muths, die in dem Herzen unſeres erhabenen Monarchen noch ſtets Anklang gefunden", ſondern ſie ſei auch eine „nothwendige moraliſche Repreſſalie", eine „Repreſſalie der Civiliſation" gegen das ruſſiſche Barbarenthum. Es ſei nicht blos Preußens unwürdig, den Häſcher Rußlands zu machen und ihm ſeine weggelaufenen Soldaten wieder einzufangen, damit Rußland ſie unter die Knute oder in die Bergwerke von Sibirien ſchicke: ſondern es ſei auch unklug von Preußen, die ruſſiſche Macht auf dieſe Weiſe zu unterſtützen, während es ſich ſelbſt der Sympathien beraube, die ihm aus der Nichterneuerung der Convention nothwendig zufließen müßten. Insbeſondere wurde an den Eindruck erinnert, den dieſelbe im Großherzogthum Poſen hervorbringen würde. Preußen, „ſeit den Zeiten des großen Kurfürſten die allgemeine Zufluchtsſtätte für die Flüchtlinge und Verfolgten aller Länder", Preußen, „in dem Franzoſen, Salzburger, Tiroler ein neues Vaterland gefunden", würde dann auch im Stande ſein, der zahlreichen polniſchen Emigration eine Heimathſtätte unter ihren Brüdern in Poſen zu eröffnen: eine Maßregel, die in Poſen ſelbſt „die glühendſte Begeiſterung erwecken", aber auch „von dem intelligenten Theil der übrigen Nation" gewiß „mit dankbarer Freude" begrüßt werden würde.

Wollte man aber — fuhren dieſe Stimmen fort — ſich zu dieſem äußerſten Schritte nicht entſchließen, wohlan, ſo ſei wenigſtens das durch die Klugheit geboten, daß man den Abſchluß einer neuen Convention von möglichſt vortheilhaften Bedingungen abhängig mache. Preußen ſchicke Rußland ſeine weggelaufenen Soldaten bereitwilligſt zurück; was thue Rußland dafür Preußen? Soldaten, die nach Rußland deſertirten, hätte Preußen, wie geſagt, nicht; wohl aber hätte es einen thätigen Gewerbſtand, einen intelligenten und blühenden Handel, Fabrikate, die an Solidität und Preiswürdigkeit mit allen Fabrikaten der Welt wetteifern könnten — wie halte Rußland es damit? Seine weggelaufenen Soldaten nehme es dankbarlichſt aus unſern Händen in Empfang, unſern Handel aber, unſere Induſtrie, die Früchte unſeres Fabrikfleißes laſſe es nicht über die Grenze. Woher die Verarmung Oſtpreußens? Woher der Nothſtand dieſer einſt ſo blühenden Provinz? Woher das Gras in den Straßen von Königsberg und Elbing? Woher die Klagen aus Schleſien? Woher dieſer Schmuggelhandel, der ſeine demoraliſirenden

Wirkungen immer weiter ausdehne und Sittlichkeit und Wohlstand eines an ſich ſo trefflichen Volksſtammes immer tiefer erſchüttere? Daher, weil Rußland von Preußen nur Dienſte empfangen, ihm aber ſeinerſeits keine Dienſte leiſten wolle; weil die ruſſiſche Grenze dem preußiſchen Handel hermetiſch verſperrt ſei und weil die wenigen Wege, die ihm noch offen geblieben, durch die unerträglichen Plackereien der ruſſiſchen Verwaltung ebenfalls ſo gut wie verſchloſſen wären; weil Rußland für Preußen zwar glatte Worte und blanke Ordenskreuze habe, aber wo es ſich darum handle Preußen die Pflichten zu leiſten, die ein civiliſirter Staat dem andern ſchuldig, da ſei es regelmäßig nicht zu Hauſe. Wolle Rußland die Freundſchaft Preußens, ſo möge ſie es auch erwidern: die Cartellconvention ſolle erneuert werden, ja: aber nur wenn Rußland die gegenwärtige Grenzſperre aufhebe und dem preußiſchen Handel diejenige freiere Bewegung innerhalb der ruſſiſchen Grenzen geſtatte, deren er mit Nothwendigkeit bedürfe, wenn namentlich Oſtpreußen und Schleſien nicht ganz verarmen ſollten.

Und zwar waren es nicht blos die Zeitungen, auch nicht blos Privatperſonen, die ſich ſo ausſprachen, ſondern dieſelben Anſichten und Forderungen wurden auch im Schoße öffentlicher Corporationen, ja im Schoße der preußiſchen Beamtenwelt ſelber laut. Herr von Schön, der damals das Oberpräſidium der Provinz Preußen noch nicht niedergelegt, hatte ſich, wie man erzählte, mit der größten Energie dafür ausgeſprochen, die Convention entweder ganz aufzuheben oder Rußland doch wenigſtens zu Bedingungen zu nöthigen, die den Verhältniſſen angemeſſen. Auch die übrigen Behörden und Corporationen der Provinz ſollten ſich in ähnlichem Sinne geäußert haben. Am nachdrücklichſten die Kaufmannſchaft von Königsberg, in einem Schreiben, das, von zahlreichen Unterſchriften bedeckt, durch den Vorſtand derſelben unmittelbar an den König überſandt wurde (Juni 1842). Die feindſelige und ſelbſtſüchtige Handelspolitik Rußlands wurde darin mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert; nicht blos über die Vergangenheit beklagte man ſich, ſondern man warnte die Regierung namentlich auch wegen der Zukunft. Wie verlaute, habe Rußland als Gegendienſt für die Erneuerung der Convention Erleichterungen ſeines Prohibitivſyſtems in Ausſicht geſtellt. Die Regierung möge ſich davon nicht täuſchen laſſen; was Rußland im

Auge habe, sei mehr seine Grenzsperre als sein Prohibitivsystem; wären ihm erst durch Erneuerung des Cartells die Mittel gegeben erstere aufrecht zu erhalten, das heißt, müßte es nicht mehr fürchten, seine eigene Grenzwache regimenterweise über die preußische Grenze laufen zu sehen, so würden bald genug nachträgliche Tarifgesetze und Bestimmungen die aus Noth gemachten Concessionen wieder vereiteln. Mit solchen Halbheiten sei dem preußischen Handel nicht geholfen: sondern darauf komme es an, die Grenzsperre überhaupt aufzuheben, was dann einen freieren Handelsverkehr schon von selbst nach sich ziehen werde. Gegen ein Prohibitivsystem gebe es Repressalien, selbst unter sonst befreundeten Nationen, und auch Rußland habe die Repressalien Preußens zu fürchten: die Mündung der beiden Hauptströme Polens sei in preußischen Händen.

Das gegenwärtige Verhältniß zu Rußland (behauptete die Denkschrift weiter) ruinire nicht nur den Wohlstand der Provinz, es gefährde auch die Sicherheit des Staats. Der Schmuggelhandel, auf den die Bevölkerung sich gewissermaßen angewiesen sehe, führe, abgesehen von seinen moralischen Uebelständen, auch noch zu fortwährenden kleinen Scharmützeln mit dem jenseitigen Militär, bei denen es nicht selten zu den blutigsten Excessen komme. Für den ersten Augenblick sei hiervon für die äußere Ruhe des Staates wohl allerdings nichts zu fürchten: „allein die Politik (fuhr die Denkschrift wörtlich fort), die nur so lange vergiebt, als sie muß, vergißt nichts, sobald sie den Zahltag bestimmen kann, und es ist bekannt, wie empfindlich Regierungen für die Ehre und das Wohl ihrer Unterthanen sind, wenn zu einem gewünschten Kriege die scheinbaren Rechtsgründe gesucht werden." Es wurden ferner die grausamen Martern geschildert, mit denen Rußland die zurückgelieferten Deserteurs empfange und wie erst kürzlich einige von ihnen gleich nach der Auslieferung, Angesichts der preußischen Grenze, erschossen, andere mit Stockschlägen vom Leben zum Tode gebracht worden. Ob es unter diesen Umständen „unsern wackern und loyalen Landräthen" wohl zuzumuthen sei, die Cartellvorschrift, „deren blutige Folgen sie vor Augen sehen", ferner zu vollziehen, zumal da sie ja „überzeugt" sein müßten, daß „ihre auf Religion begründeten Scrupel mit der erhabenen Humanität unsers edelsten Monarchen übereinstimmten?" Ob es ferner zu dulden sei, daß „unsere Gensdarmen und Bauern für das Einfangen solcher

Deserteure russische Prämien empfangen und somit Menschenjagden veranstalten wie auf die wildesten Thiere?" Durch diese Sachlage „in ihrem Innersten aufs tiefste erschüttert und ergriffen", ersuchten die Unterzeichner die Königsberger Kaufmannschaft, dem Könige, „dessen herrliches Gemüth jeder rein menschlichen Regung offen ist, dessen gotterfülltes Herz an fremden Leiden den rührendsten Antheil nimmt", unterthänigst zu unterlegen, daß selbst „die scheinbar vortheilhaftesten Concessionen des neuen Handelstractats uns nur schmerzlich sein würden, wenn ihnen eine Cartellconvention zur Grundlage dienen sollte." Weit lieber wollten sie das Prohibitivsystem Rußlands, „das sie arm mache", noch eine Zeit lang ertragen, es mit reinem Gewissen erduldend, als sich „durch das Blutgeld eines solchen Cartellvertrags bereichern." Auch würden die materiellen Vortheile eines auf Sittlichkeit begründeten Verfahrens nicht ausbleiben. Rußland, in der Unmöglichkeit, seine Grenzsperre zu behaupten, werde bald auf richtigere Grundsätze zurückzukommen sich gezwungen sehen, und alsdann Bedingungen beantragen, die sowohl mit der Würde und Humanität Preußens als mit dem wohlverstandenen Interesse der beiderseitigen Unterthanen wahrhaft übereinstimmten. —

Preußische Zeitungen durften dies Aktenstück freilich nicht veröffentlichen, desto begieriger fielen die auswärtigen Blätter darüber her. Die Publicität, die es auf diese Weise erhielt, war außerordentlich, und ebenso allgemein war auch die Zustimmung, die ihm von Seiten des Publikums entgegen kam. Um so niederschlagender dagegen wirkte die Aufnahme, welche die kühne Ansprache da fand, wo sie am gründlichsten hätte wirken sollen, bei der Regierung.

Die Antwort erfolgte diesmal ungewöhnlich schnell; noch in den letzten Tagen desselben Monats, da die Eingabe nach Berlin abgegangen (Ende Juni 1812), war sie in Königsberg. Die Regierung eröffnete den Bittstellern darin, daß zwar für ihre merkantilischen Interessen die möglichste Sorge getragen werden solle, ihre in die Politik streifenden Bemerkungen aber müßten, wie hiermit geschehe, ernstlich zurückgewiesen werden, weil „dergleichen Fragen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinaus lägen." — Das Schreiben war vom Minister des Innern gezeichnet, und unwillkürlich sah man nach der Unterschrift: stand nicht noch der Name von Rochow darunter?

Dieſe „politiſchen Fragen, die über den Geſichtskreis der Unterthanen hinausliegen", glichen ſie nicht aufs Haar dem vielbeſcholtenen Rochow'ſchen „beſchränkten Unterthanenverſtande?" Und welcher Fortſchritt war das alſo geweſen von Herrn von Rochow zum Grafen Arnim, wenn der neue Miniſter ſo früh ſchon in die gefährlichſte, die unſauberſte Fährte des alten geriet?

Inzwiſchen hatte der König die Reiſe nach Petersburg bereits angetreten (23. Juni 1812). Als offizieller Zweck derſelben galt die ſilberne Hochzeit ſeiner Schweſter, der Kaiſerin, die am 1. Juli gefeiert werden ſollte. Doch war es ein offenes Geheimniß, daß der Hauptzweck der Reiſe nicht jener Feier, ſondern vielmehr der eben beſprochenen Kartellconvention gelte. Man wußte, daß die Unterhandlungen darüber bis jetzt noch zu keinem Reſultat geführt hatten; Rußland, erzählte man, habe Preußen in der That namhafte Handelserleichterungen angeboten, doch ſei über die Annahme derſelben noch nichts entſchieden. Die Dauer des interimiſtiſchen Vertrags zählte nur noch nach Monaten, eine Entſcheidung mußte getroffen werden, ſogar in allernächſter Zeit, und da man trotz der Szene in Kalisch und trotz der Anrede in Brandenburg zu der perſönlichen Geſinnung des Königs noch immer unzleich mehr Zutrauen hatte als zu allen diplomatiſchen Künſten ſeiner Miniſter und Geſandten, ſo ſah man es im Ganzen nicht ungern, daß der König die Verhandlung perſönlich zu übernehmen ſchien. Wenigſtens wenn denn doch einmal nach Petersburg gereiſt werden ſollte, ſo war dies noch immer der beſte Grund die Reiſe zu machen. Als ein günſtiges Anzeichen betrachtete man es dabei, daß gleichzeitig die längſt projectirten Feſtungsbauten in Oſtpreußen in Angriff genommen wurden. Si vis pacem, para bellum: die Feſtungen in Oſtpreußen konnten nur Einen Zweck haben, nämlich das Land gegen einen Angriff Rußlands zu ſchützen; indem Preußen dieſen Bau unternahm, in demſelben Augenblick, da es mit Rußland wegen Neugeſtaltung der Grenz- und Handelsverhältniſſe unterhandelte, ſchien es darauf hindeuten zu wollen, daß ihm neben der Feder auch ein Schwert zu Gebote ſtehe und daß es dasjenige, was Rußland nicht in Güte gewähren wolle, ihm nöthigenfalls mit Gewalt abzwingen könne.

Der König nahm ſeine Route über Poſen und Bromberg nach Danzig, wo er ſich auf einem kaiſerlichen Dampfſchiff nach Peters-

burg einſchiffen wollte. Der Aufenthalt in Poſen (21. — 26. Juni) war durch eine Reihe der glänzendſten Feſtlichkeiten bezeichnet. Die Stadt hatte die Ehre, dem König mit einem ſolennen Mittagseſſen auf dem Rathhauſe aufzuwarten, während die „Ritterſchaft" einen prächtigen Ball im Landſchaftsgebäude veranſtaltete. Der König hatte, allen Berichten zufolge, die heiterſte Stimmung gezeigt; politiſche Anſpielungen und Erörterungen ſchienen abſichtlich von beiden Seiten vermieden worden zu ſein. Auf dem ritterſchaftlichen Ball, den der König mit der Gräfin Poninska, der Gemahlin des Landtagsmarſchalls, eröffnete, waren ſämmtliche Edelleute in der für die Standesherren vorgeſchriebenen Uniform erſchienen. Ein Thronhimmel, unter dem ein Thronſeſſel ſtand, der angeblich noch aus den Zeiten des polniſchen Königs Stanislaus Leszczynski herſtammte, war für den König bereit: doch wollte man bemerkt haben, daß er ſich deſſelben nicht bediente. Als Beweis der Allerhöchſten Huld ließ der König in der Stadt wie überhaupt in der Provinz zahlreiche Gnadenbezeigungen zurück: fünfundfunfzig Orden wurden verliehen, darunter auch einer an den alten Gegner der preußiſchen Regierung, den Erzbiſchof von Dunin; ein Rittergutsbeſitzer wurde in den Freiherrnſtand erhoben, zwei Mitglieder deſſelben Standes erhielten den Kammerherrnſchlüſſel. Auch in Danzig war der Enthuſiasmus groß, und unter den lauteſten Segenswünſchen beſtieg der König die ruſſiſche Dampfregatte Kamtſchatka, ein prächtiges Schiff von achtzehn Kanonen, deſſen rieſiger Bau, verbunden mit dem märchenhaften Luxus der Ausſtattung, den Bewohnern der oſtpreußiſchen Küſte eigenthümliche Empfindungen erweckte, indem ſie bei ſich erwogen, was Preußen dieſen ruſſiſchen Dampfkoloſſen entgegenzuſtellen habe — nämlich nichts.

Die Ueberfahrt war nicht ganz glücklich: ein lang anhaltender Sturmwind peitſchte das Meer und zog den Reiſenden, den König nicht ausgeſchloſſen, heftige Anfälle von Seekrankheit zu. Wollte man den umlaufenden Gerüchten Glauben ſchenken, ſo wäre das Schiff ſogar in wirklicher Gefahr geweſen: ſaubere Anzeichen, wie das Publikum meinte, für den Erfolg der Reiſe und ein Grund mehr, weshalb man den König lieber daheim im Lande gewußt hätte. — Auch andere noch unheimlichere Gerüchte liefen um: der König ſollte während ſeines Aufenthalts in Poſen durch einen anonymen Brief gewarnt worden ſein, nach Petersburg zu gehen; es ſei ein blutiger

Anſchlag gegen die Perſon des Kaiſers und die kaiſerliche Familie im Werke und die bevorſtehende Jubelfeier ſei beſtimmt, ihn zur Ausführung zu bringen. Halb mit Bangen, halb mit Schadenfreude erinnerte man ſich, wie unſicher der politiſche Boden Rußlands: aber die Schadenfreude verſtummte und die Bangigkeit behielt die Oberhand, da man ſich vorhielt, daß eben dieſer gefährliche Boden in dieſem Augenblick den König von Preußen als Gaſt trage.

Doch waren es wohl leere Beſorgniſſe geweſen; alle aus Petersburg einlaufenden Nachrichten kannten die Aufnahme des Königs nicht glänzend, die Feſttage ſelbſt nicht prächtig genug ſchildern. Auch ſchien der König ſehr befriedigt; nicht weniger als hundert und zehn ruſſiſche Officiere und neun ruſſiſche Beamte wurden während ſeines Aufenthalts am ruſſiſchen Hofe mit preußiſchen Orden decorirt. Die wichtigſte Angelegenheit der Reiſe, die Cartellconvention betreffend, erfuhr man, daß auch das perſönliche Benehmen der beiden Monarchen zwar noch zu keiner endgültigen Verſtändigung geführt habe: doch zeige Rußland ſich allerdings geneigt, den billigen Forderungen Preußens Gehör zu geben. Als Beweis dafür ſowie überhaupt als Zeichen des ruſſiſchen Wohlwollens wurde angeführt, daß der Kaiſer von Rußland während der Anweſenheit des Königs in Petersburg ſämmtliche preußiſche Unterthanen, welche wegen Zollvergehens zur Deportation nach Sibirien verurtheilt worden, begnadigt und die erforderlichen Befehle zu ihrer ſofortigen Entlaſſung ertheilt habe.

In Wahrheit jedoch erregte dieſe kaiſerliche Gnade in Preußen mehr Beſtürzung als Freude. Wie doch? es gab alſo in Rußland preußiſche Unterthanen, welche nach Sibirien geſchickt worden waren, aus keinem andern Grunde, als weil ſie ſich gegen eine Grenzſperre vergangen, die allgemein als widerrechtlich, als eine wahrhafte Gewaltthat gegen Preußen betrachtet wurde? Sie hatten keinen Schutz gefunden bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Petersburg, dieſe armen Märtyrer des ruſſiſchen Sperrſyſtems, und der König ſelbſt mußte erſt nach Petersburg kommen und der Kaiſer erſt ſeine ſilberne Hochzeit feiern, um ſie aus den Bergwerken Sibiriens zurückzurufen? — Wie die öffentliche Meinung in Preußen dieſe kaiſerliche Gnade aufnahm, das ging wohl am deutlichſten aus der Thatſache hervor, daß ſich ſofort in Königsberg ein eigener Verein bildete, zu dem Zweck,

ſolche preußiſche Unterthanen, welche in Rußland wegen Verletzung der Grenzſperre gerichtlich verfolgt werden würden, nach Kräften zu unterſtützen und in Sicherheit zu bringen.

Auch übrigens ſchien die Reiſe nicht das Reſultat haben zu ſollen, das man ſich preußiſcher Seits davon verſprochen hatte. Allerdings war unter dem 9. (21.) Juli ein kaiſerlich ruſſiſcher Ukas erlaſſen worden, durch den dem Grenzhandel zwiſchen ruſſiſchen und preußiſchen Unterthanen verſchiedene Erleichterungen zu Theil wurden. Die preußiſche Regierungspreſſe hatte Anfangs ein großes Geſchrei darüber erhoben; bei genauerer Prüfung jedoch zeigte ſich, daß die meiſten dieſer Zugeſtändniſſe nur ſcheinbar waren und der Reſt von geringer Bedeutung. Namentlich wies die Königsberger Zeitung (September 21.) in einem gründlichen, offenbar aus ſachverſtändiger kaufmänniſcher Feder hervorgegangenen Artikel der Preußiſchen Staatszeitung eine Menge von Irrthümern und falſchen Folgerungen nach, welche ſie ſich in Betreff dieſes Ukaſes und ſeiner Tragweite hatte zu Schulden kommen laſſen. Auch wurden viele dieſer Begünſtigungen bald darauf von der ruſſiſchen Regierung ſelbſt ſtückweiſe wieder zurückgenommen und dafür neue Bedrückungen hinzugefügt. So mußte der Landrath des Memeler Kreiſes ſchon unterm 6. Februar 1843 bekannt machen, daß einer Beſtimmung des kaiſerlich ruſſiſchen Gouvernements zu Folge diejenigen preußiſchen Unterthanen, welche mit Legitimationsſcheinen der Landräthe nach Rußland kommen und nicht in der feſtgeſetzten Friſt oder über andere Grenzpunkte, als über diejenigen, über welche ſie nach Rußland gekommen, nach Preußen zurückkehren würden, nie wieder über die Grenze nach Rußland eingelaſſen werden ſollten, auch wenn ſie aufs Neue mit Legitimationsſcheinen verſehen wären. — Wenige Wochen ſpäter (Anfang März) zeigte der Oberpräſident von Preußen durch das Königsberger Amtsblatt an, daß die ſeit kurzem beſtandene Vergünſtigung, zufolge welcher gewiſſe Handelsgegenſtände gegen Urſprungszeugniſſe mit Zollerleichterung nach Rußland und Polen hätten eingeführt werden dürfen, „bis auf Weiteres zurückgenommen ſei.“ Und doch hatte der König bald nach der Rückkehr aus Rußland (31. Auguſt 1842) auf dergleichen Vergünſtigungen hin befohlen, daß, wiewohl die Cartellconvention in der That mit dem 29. September deſſelben Jahres ablief und keine neue

Vereinbarung getroffen war, dennoch auch in dem nächsten Jahre nach Maßgabe ihrer Bestimmungen verfahren werden sollte.

So hatte der theuer erkaufte Ukas vom 9. Juli Preußen selbst also wenig oder nichts genützt: in der Meinung des übrigen Deutschlands aber hatte er ihm sogar Schaden gethan. Die Mitverbündeten Preußens im Zollverein nämlich hoben mit Recht hervor, daß in dem mehrerwähnten russischen Ukas immer nur von Preußen die Rede sei, die Existenz eines preußisch-deutschen Zollvereins aber völlig ignorirt werde, während doch sämmtliche Angehörige des Zollvereins sich grundsätzlich verpflichtet hätten, keine Handelsbegünstigung von einer auswärtigen Macht anzunehmen oder überhaupt Handelstractate zu schließen, die nicht zugleich sämmtlichen Vereinsmitgliedern zu Gute kämen. Der Neid der kleinen Staaten, die geheime Eifersucht Oesterreichs schürten das Feuer und unter der schadenfrohen Losung „ein Riß in den Zollverein" machte die Geschichte dieser unglücklichen Verhandlung noch lange die Runde durch die Zeitungen.

Kehren wir indeß noch einmal nach St. Petersburg zurück. Alle Nachrichten, wie gesagt, fließen über von Schilderung der Pracht, welche der russische Hof bei Gelegenheit des königlichen Besuchs entwickelte, sowie von der Zuvorkommenheit und Herzlichkeit, die zwischen den beiden Monarchen herrschte. Der Regen preußischer Orden war durch eine wahre Sündfluth russischer Ehrenzeichen, ausgetheilt an die Begleitung des Königs von Preußen, erwidert worden; Feste folgten auf Feste, Paraden, Feuerwerke, prächtige Aufzüge, Wasserfahrten, Alles wurde aufgeboten, dem erlauchten Gaste den Aufenthalt so angenehm, der erstaunten Welt die Macht und Fülle des russischen Hofes so eindringlich wie möglich zu machen . . . .

Da plötzlich, mitten in diese schwelgerische Pracht hinein, verbreitete sich eine Schreckensnachricht durch Europa, vor der Hoch und Niedrig verstummten und die namentlich jenem fürstlichen Kreise ein furchtbares Memento mori zurief: an demselben dreizehnten Juli, da Petersburg in einem Meer von Glanz und Wonne schwamm, am Vorabende des kaiserlichen Hochzeitstags, hatte Ferdinand Philippe Herzog von Orleans, der Erbe des französischen Thrones, in Folge eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen sein Leben auf dem Straßenpflaster von Paris ausgehaucht. Die Nachricht machte einen furchtbaren Eindruck durch ganz Europa, durch die ganze Welt; was war

menſchliche Größe, menſchliche Weisheit gegen die Schläge des Schickſals? Mit welcher Mühe, mit welchem Aufwand von Liſt und Zähigkeit hatte der alternde Louis Philippe ſeinen Thron gegründet — und nun, da er endlich feſtzuſtehen ſchien, für wen war es? Der Erbe der Krone, der Liebling der franzöſiſchen Jugend und namentlich der Armee, die ganze Hoffnung der Dynaſtie Orleans — da lag er, im Zeitraum weniger Minuten aus einem lebenſtrotzenden, hochgeſinnten Manne in eine ſtarre blutige Leiche verwandelt. Ein tiefes Schaudern ging durch alle Herzen, Jedermann ahnte — und die Zukunft hat die Ahnung nur zu ſehr gerechtfertigt — daß damals die Würfel geworfen waren über das Schickſal Frankreichs und der Orleans'ſchen Dynaſtie. Noch immer war Frankreich ein ſchlummernder Krater; ein Ereigniß wie dieſes mußte über kurz oder lang ſeine tiefſten Abgründe erſchließen. Louis Philippe ſtand an der Schwelle der Siebzig, und der nächſte Erbe des Throns nach dem Tode des Herzogs war ein noch nicht vierjähriger Knabe; die Nächſten aber, die als Verweſer oder Vormünder für ihn eintreten konnten, waren ein unbeliebter ehrgeiziger Oheim oder eine edle, hochherzige Mutter — aber eine Fremde, ohne Schutz, ohne Anhang unter den Parteien, die Frankreich zerwühlten und die nichts an ihrer Heftigkeit verloren hatten, weil ſie ſich nur noch im Stillen regen durften. Man ſann und ſann und jemehr man nachſann, je deutlicher ſah man ein: dieſer Sturz aus dem Wagen, der ſo plötzlich das hoffnungsvollſte, das tüchtigſte Leben Frankreichs zerſchmetterte, war nur der Anfang einer Revolution, die früher oder ſpäter über Frankreich hereinbrechen mußte. Wie wird ſie enden? Und wie wird Europa ſie aufnehmen? Wird es zum zweiten Mal gelingen, ſie auf die Grenzen Frankreichs zu beſchränken? Oder welches neue, welches noch unberechenbare Feuer wird ſich an dieſem Blute entzünden? —

Für Preußen namentlich ſchien die Kataſtrophe des Herzogs ſehr verhängnißvoll. Preußen war die natürliche Vorhut Deutſchlands gegen Frankreich; es war auch der nächſte Nachbar Frankreichs und jede Erſchütterung jenſeit des Rheins hallte zunächſt innerhalb der preußiſchen Grenzen wider. Dem verſtorbenen Herzog von Orleans ſchrieb man eine für Preußen ſehr günſtige Geſinnung zu. Das Auftreten des jungen Prinzen in Berlin bei ſeiner Brautreiſe im Jahre 1836 hatte allgemein den beſten Eindruck gemacht; auch war es, wie man ſich

erinnerte, hauptſächlich durch preußiſche Vermittelung geſchehen, daß ihm die Hand der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Strelitz zu Theil geworden, derſelben Frau, die jetzt mit ſprachloſem Jammer an ſeinem vorzeitigen Grabe ſtand. Man wollte ſogar wiſſen, daß der jetzt regierende König von Preußen die Bewerbungen des Herzogs aufs Lebhafteſte unterſtützt und, im Verein mit ſeinem königlichen Vater, durch ſeine perſönlichen Bemühungen den Widerſtand des hochmüthigen und ehrgeizigen Herzogs Karl von Mecklenburg, ihres beiderſeitigen Oheims, gebrochen habe. Beſtieg der Herzog von Orleans dereinſt den Thron Frankreichs, ſo durfte, ſo weit in dieſer Sphäre von Dankbarkeit und Freundſchaft überhaupt die Rede ſein kann, Preußen auf ſeine Dankbarkeit und Freundſchaft rechnen. Das war jetzt auch dahin und mit wachſender Beklemmung ſah man in eine Zukunft, die ohnedies ſchon düſter genug war und die ſich nun durch den Tod des Herzogs immer mehr und auf immer drohendere Weiſe verfinſterte.

Zehntes Kapitel.

Rückkehr des Königs von St. Petersburg; Landung in Memel: 16. Juli 1812. — Aufenthalt in Königsberg. Empfang des Herrn von Schön; belobende Anrede an die Stände. — Die Deputation der Königsberger Universität: tadelnde Rede des Königs in Betreff der Beschwerde, welche die Universität Königsberg gegen den Minister Eichhorn beim König eingereicht. Herr Havernick. — Große Bestürzung des Publikums; Folgen der Königsberger Rede. — Weiteres Auftreten des Herrn Eichhorn; seine Reise nach Schlesien: August 1812. — Besuch in Breslau; schmeichelhafter Empfang des katholischen Klerus. — Kontroverse des Ministers mit der evangelisch-theologischen Fakultät der Breslauer Universität. David Schulz und seine Entfernung. Unbefriedigender Ausgang der Kontroverse und unerfreuliche Nachwirkungen derselben im Publikum. — Ministerialverfügung wegen Uebertragung des Religionsunterrichts an fromme Kandidaten; Anempfehlung des Berliner Predigt-Hilfsvereins: August 17. — Professor Hengstenberg zum Konsistorialrath befördert; Ansichten des Predigers Eylert in Berlin aus dem dortigen Konsistorium; Gerücht wegen bevorstehenden Austritts noch anderer freisinniger und aufgeklärter Geistlichen. — Die Einführung von Repetitoren und Komendien auf den preußischen Universitäten beabsichtigt. — Bekanntmachung der königl. Gnade, betreffend die ständischen Ausschüsse: Gute August 1812. Aufnahme derselben im Publikum. —

Unter trüben Anzeichen hatte der König seine Petersburger Reise angetreten; unter noch trüberen kehrte er aus Rußland zurück. Des furchtbaren Ereignisses, das seinen Schatten damals von Paris her über Europa verbreitete, haben wir soeben gedacht. Aber auch die Rückkehr des Königs selbst, von den Unterthanen so heiß ersehnt, sollte gleichwohl nicht ohne Schatten bleiben.

Zwar die Rückfahrt war von Wind und Wetter ebenso begünstigt, wie die Hinreise beschwerlich gewesen war; in der Mitternachtsstunde

des 15. Juli, alſo unmittelbar nach dem eigentlichen Jubeltage, von der Rhede von Kronſtadt abgereiſt, traf der König am Mittag des 18. wohlbehalten in Memel ein, um Tags darauf die Reiſe nach Königsberg zu Lande fortzuſetzen. Unterwegs beſichtigte er einige der zum Feſtungsbau vorgeſchlagenen Localitäten und traf demnächſt am Abend des 20. in Königsberg ein. Es war das erſte Mal, ſeit dem berühmten Huldigungslandtage, daß der König „ſeine Königsberger" wieder ſah. Unter den Erſten, denen er ſich näherte, befand ſich Herr von Schön, das ehemalige Haupt der Provinz; durch ſein leidendes Ausſehen beunruhigt, erkundigte der König ſich theilnehmend nach ſeiner Geſundheit. Weitere Empfangsfeierlichkeiten fanden auf Wunſch des Königs nicht ſtatt; doch machten die Behörden und Corporationen die übliche Aufwartung. Unter ihnen auch die Landſtände, von Herrn von Schön eingeführt. Der König empfing ſie mit beſonderer Freundlichkeit. Es ſei ihm, ſagte er, Bedürfniß, ihnen, namentlich Allen, welche an dem letzten Landtage Theil genommen, ſeine Anerkennniß, ſeine Dankbarkeit auszuſprechen. Es habe auf dieſem Landtage ein ſo „ſchöner Sinn der Treue und Anhänglichkeit" geherrſcht, ein ſo „außerordentlich guter Geiſt habe ſich bewährt" — und — „es war dies der erſte Landtag nach einem Regierungswechſel." Das ſei von Bedeutung, und in dieſer Beziehung erheiſchten die Geſinnungen, die der erſte Landtag nach ſeinem Regierungsantritt ihm gezeigt, ſeine Dankbarkeit — : „denn außerdem würde es eine Beleidigung ſein zu danken, bei der Geſinnung und Treue der Anhänglichkeit, welche ſich ſo wie bei uns von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt hat."

Erinnert man ſich nun, wie wenig in der That der vorjährige Oſtpreußiſche Landtag den hochgeſpannten Erwartungen des Publikums entſprochen hatte, erinnert man ſich namentlich, daß der Antrag auf Erfüllung der königlichen Zuſage vom 22. Mai 1815 (wegen Einführung von Reichsſtänden), durch die der Huldigungslandtag ſich unſterblich gemacht, trotz aller Adreſſen und Petitionen auf dem Landtag von 1841 gar nicht einmal zur Sprache gekommen war: ſo wird man begreifen, warum das Publikum in dieſen ſo einfachen, ſo herzlichen Worten einen gewiſſen Stachel fand und warum die Veröffentlichung derſelben nur wenig Freude im Lande verbreitete.

Aber noch viel verhängnißvoller ſollte die Unterredung des Königs mit den Deputirten der Königsberger Univerſität ausfallen. Der Leſer erinnert ſich jener Hävernick'ſchen Angelegenheit, welche den Miniſter Eichhorn mit zuerſt in den üblen Ruf gebracht, der ſeitdem ſo lawinenartig gewachſen war, und die namentlich die Univerſität Königsberg zu einem ſehr energiſchen und nachhaltigen Widerſtande herausgefordert hatte. Es iſt erzählt worden, wie die Univerſität gegen die Berufung des genannten Gelehrten proteſtirte, wie die Studirenden ſich dieſem Proteſt anſchloſſen und wie das Gremium der Königsberger Profeſſoren, da alle Vorſtellungen beim Miniſter fruchtlos blieben, ſich endlich in einer eignen Beſchwerdeſchrift an den König wandte. Dieſe war nun zwar ebenfalls reſultatlos und Herr Hävernick im Amt geblieben: aber die Sache ſelbſt war damit noch keineswegs zu Ende geweſen. Herr Hävernick war Profeſſor in Königsberg, aber Profeſſor ohne Zuhörer; ein ganzes Jahr lang hatte ſein Auditorium leer geſtanden, der Uebermuth der Jugend ließ es an einzelnen Exceſſen und Ungebührlichkeit nicht fehlen, während die geſelligen Kreiſe der Profeſſorenwelt ſich dem unwillkommenen Eindringling hartnäckig verſchloſſen.

Auf dieſe Geſchichte kam der König denn bei der Audienz, die er der Deputation der Univerſität gewährte, zurück. Er habe, ſagte der König, die Beſchwerde der Univerſität über den Miniſter Eichhorn erhalten. Dieſe Beſchwerde ſei aber zugleich eine Beſchwerde über den neu angeſtellten Profeſſor Hävernick und auch — über den König ſelbſt: denn in ſeinem Namen habe der Miniſter Eichhorn gehandelt und verfügt. Der Miniſter Eichhorn aber ſei „ein Ehrenmann", ſo ſehr ihn auch das junge Deutſchland für einen „Mucker und Pietiſten" verſchreien möge. Der Miniſter Eichhorn „— Ich verſichere es Ihnen auf Mein Ehrenwort — iſt ein Ehrenmann und was er verfügt, hat ganz und gar Meinen Beifall." Was die Beſchwerde über den Profeſſor Hävernick betreffe, ſo beriefen die Königsberger Profeſſoren (Herr Hävernick ſollte bekanntlich als Student in Halle ſeine bei Geſenius und Wegſcheider nachgeſchriebenen Hefte benutzt haben, die eben genannten Lehrer wegen Freigeiſterei und Irreligioſität zu denunciren) ſich dabei auf ein Vergehen, welches ſich derſelbe vor fünfzehn Jahren, in ſeiner Jugend habe zu Schulden kommen laſſen. Der König habe die Sache unterſuchen laſſen und ſie „ſei nicht ſo",

wie die Königsberger Profeſſoren meinten. Geſetzt aber dem wäre ſo „— wer von uns, Meine Herren, kann in ſeine Jugendzeit zurückblicken, ohne ähnliche Verſtöße, vielleicht noch größere zu finden?“ Ferner aber hätten ſie ſich auch beſchwert, der neu angeſtellte Profeſſor Hävernick ſei dem evangeliſchen Glauben zu ſehr zugethan: „Ich muß Ihnen aber ſagen, Meine Herren, daß auch ich dieſem Glauben ganz und gar zugethan bin; Ich bin durch viele Irrſale in dieſem Leben gegangen und dennoch zu dieſem Glauben wieder zurückgekehrt, fühle Mich darin glücklich und ſtolz, und ſo lange Ich das Heft der Regierung in dieſer Meiner Hand halte, werde Ich dieſen Glauben mit Meiner ganzen Macht zu ſchützen wiſſen.“

Sodann beſchwerte der König ſeinerſeits ſich über die falſche Nachſicht, welche die Univerſität den Studirenden bei ihrer Oppoſition gegen den Profeſſor Hävernick erwieſen. Die Univerſität hätte genaue Unterſuchung halten und die Schuldigen ſtrenge beſtrafen ſollen: dieſes Alles aber ſei „nur zum Scheine“ geſchehen. „Uebrigens“, ſchloß der König, der, während er ſprach, immer erregter geworden war, „verdrießt mich die Sache ſo, daß Ich ſicher das Rectorat dieſer Univerſität niedergelegt hätte, wenn Mich nicht noch ſo manche angenehme Erinnerung aus Meiner Jugendzeit — denn auch Ich habe hier einige Collegia gehört — an die Univerſität knüpften. Jetzt habe Ich geſprochen, nun reden Sie.“

Eine ſchwierige Aufgabe für einen Profeſſor, einem zürnenden König gegenüber. Auch waren die Meiſten von dem unerwarteten Auftritt ſo überwältigt, daß ihnen die Sprache verſagte. Und dem Publikum, als einige Monate ſpäter außerpreußiſche Zeitungen den Wortlaut der königlichen Rede mittheilten, ging es ebenſo: es verſtummte ebenfalls.

Aber das Schweigen war eine Stille über Gräbern und in den Gräbern lagen ſchöne, zum Theil mit Aengſtlichkeit genährte Hoffnungen. Man erinnert ſich der Sorgfalt, um nicht zu ſagen der Eiferſucht, mit welcher das Publikum bisher ſtets zwiſchen Herrn Eichhorn und dem König unterſchied: bereitwillig geſtand man dem König die edelſten und hochherzigſten Abſichten zu, ſelbſt da wo man ſie nicht faßte oder wo ſie dem gewöhnlichen nüchternen Verſtande unausführbar erſchienen, und warf auf Herrn Eichhorn das ganze Gewicht des Mißverſtändniſſes und der verkehrten, ungeſchickten Aus-

führung. Auch damit ſollte es nun alſo vorbei ſein. Der König hatte ſich in dieſer Königsberger Rede mit ſeinem Miniſter ausdrücklich identificirt, er hatte mit dem Pfande ſeines königlichen Wortes den „Mucker und Pietiſten" für einen „Ehrenmann" erklärt und allen ſeinen Verfügungen ohne Ausnahme den vollen königlichen Beifall gezollt. Die öffentliche Meinung fühlte ſich ſchmerzlich überraſcht; man hatte ſich bisher für loyal gehalten, auch wenn man Herrn Eichhorn tadelte und verſpottete — was hatte der phantaſieloſe, engherzige, trockene Actenmenſch mit der großartigen, ſchwungvollen Perſönlichkeit des Königs zu theilen? Und nun auf einmal entdeckte ſich, daß man auf dem beſten Wege zur Majeſtätsbeleidigung geweſen, und nun auf einmal ſtellte die geheiligte Perſon des Königs ſich vor den verhaßten Miniſter und fing die Pfeile auf, die dieſem, nicht dem König gegolten!

Auch hierin lag etwas Großartiges, ohne Zweifel; es gehörte ein ungewöhnlicher Muth dazu, um ſich ſo unmittelbar von der Höhe des Thrones herab, dem öffentlichen Urtheil preis zu geben: und auch eine ungewöhnliche Dankbarkeit, eine ungewöhnliche Innigkeit und Wärme der Empfindung gehörte dazu, um ſich des angefeindeten Dieners ſo anzunehmen, wie es hier vom Könige geſchehen war. Man erkannte das an, man wiederholte ſich, daß der Wille des Königs edel, treu und hochherzig, daß ſeine Abſichten die reinſten und daß, wenn er zuweilen ja in den Mitteln fehl greifen ſollte, dies mehr als reichlich aufgewogen werde durch den Ernſt und die Tiefe ſeines Strebens; man tröſtete ſich damit, daß dieſer Königsberger Vorfall ſelbſt ein Zeugniß dafür ſei — denn wie hätte wohl ein minder energiſcher Wille, eine minder feurige Perſönlichkeit ſich zu einem derartigen Zornausbruch hinreißen laſſen? Aber es war doch bei alledem nur ein erzwungener Troſt, der Pfeil war einmal im Fliegen — und ſelbſt die verehrte Geſtalt des Königs vermochte ihn nicht mehr aufzuhalten.

Wer der Sache auch diesmal wieder die übelſte Wendung gab, war wieder Herr Eichhorn ſelbſt; nicht genug daß ſeine Perſon die Veranlaſſung geboten zu dem ganzen Vorfall, ſo beeilte er ſich auch auf [illegible] That die königliche Vertheidigung in der Meinung des Publikums me[illegible] zu entkräften. Faſt zu derſelben Zeit, da der König ſo ritterlich für ihn [illegible]rat, war Herr Eichhorn eben wieder theils perſönlich,

theils in ſeinen Verfügungen in einer Art und Weiſe aufgetreten, die das Publikum immer mehr erbitterte und ſeine Vertheidigung in der That immer ſchwieriger machte. Einiges davon, wie der Streit mit der Univerſität Berlin wegen des Studentenvereins „zum hiſtoriſchen Chriſtus", der in eben dieſe Wochen fiel, iſt ſchon früher erzählt worden; Anderes haben wir hier einzuſchalten.

Nicht lange nach der Rückkehr des Königs, in den erſten Tagen des Auguſt, unternahm der Miniſter eine amtliche Reiſe nach Schleſien zur Inſpicirung der dortigen Schul- und Unterrichtsanſtalten. Auch Breslau beehrte er mit ſeiner Gegenwart. Einer der erſten Beſuche, die er hier empfing, war die von einem bekannten Jeſuitenzögling angeführte katholiſche Geiſtlichkeit. Der Miniſter empfing ſie mit beſonderer Herzlichkeit. Er freue ſich, ſagte er, den Klerus der Stadt Breslau zu ſehen; der katholiſche Klerus ſei überhaupt ausgezeichnet durch den Eifer und die Liebe, mit welchem er ſich der Kirche und Schule annehme, und hege der Miniſter die Ueberzeugung, daß derſelbe „ſo fortfahren werde."

An und für ſich wäre nun wider dieſe Zuvorkommenheit gegen den katholiſchen Klerus gewiß nichts einzuwenden geweſen: aber durch eine eigenthümliche Combination der Umſtände fügte es ſich, daß dieſer herzliche, von Höflichkeit überfließende Empfang der katholiſchen Geiſtlichkeit zur Folie wurde, auf welcher die Audienz, die Herr Eichhorn gleich darauf der evangeliſch-theologiſchen Facultät der Univerſität gewährte, um deſto greller abſtach. Der König hatte zu den Königsberger Profeſſoren geſprochen — Herr Eichhorn, beſtimmt vom Schickſal, das traurige Zerrbild zu ſein von den edelſten Intentionen des Königs, konnte natürlich gegen die Breslauer nicht ſchweigen; in Königsberg hatte der König Herrn Eichhorn vertheidigt — ſo hatte Herr Eichhorn natürlich in Breslau nichts Eiligeres zu thun, als ſich ſelbſt zu compromittiren. Die große Bedeutſamkeit der Univerſitäten in der Gegenwart erkennend und anerkennend, ſei es ihm, ſagte der Miniſter, ſehr erwünſcht, ſich gegen die einzelnen Facultäten über die Anſichten und Wünſche ſeines „Königs und Herrn" ſowie über ſeine eignen ausſprechen zu können, beſonders da die Tagespreſſe und durch ſie „manche Uebelwollende" mancherlei „zum Theil unwahre" Gerüchte verbreitet hätten. Darunter gehöre namentlich die Behauptung, daß die Lehrfreiheit „willkürlich beſchränkt" werden ſolle. Ihm

ſelbſt liege ein ſolcher Gedanke durchaus fern: aber daß eine derartige Maßregel auch von Seiten Sr. Majeſtät des Königs gewollt werden könne, das ſei nach dem, wie Allerhöchſtderſelbe ſich ausgeſprochen und gehandelt und nach ſeinem Jedermann bekannten offnen und freimüthigen Charakter, nun erſt vollends undenkbar. Freilich wünſche der Miniſter und auch der Wunſch Sr. Majeſtät ſei es, daß „die Lehrer theologiſch-chriſtlicher Wiſſenſchaft" auch „wirklich Chriſtenthum lehren", in ihren Vorträgen „eine Poſition feſthalten" und ſich nicht in grundloſe, vom „ſchriftgemäßen Chriſtenthum abführende Theorien" verlieren möchten: zumal die evangeliſche Kirche bei der in ihrer Mitte ſtattfindenden „Gährung" der verſchiedenſten Meinungen und Parteiungen ſich gegenwärtig offenbar in einer bedenklichen Kriſe befinde, worauf von den „Gegnern derſelben" nicht nur hingewieſen würde, ſondern welche ſie auch „zu benutzen ſuchten." Die Aufgabe der Theologen könne nach dem Dafürhalten des Miniſters nur ſein, „das gegebene, in der Schrift begründete Chriſtenthum zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß zu erheben". Und darum möchte er gern wiſſen und fordere die Mitglieder der evangeliſch-theologiſchen Facultät hiermit auf, ihm mitzutheilen, wie ſie in dieſer Beziehung dächten.

Das Decanat der genannten Facultät wurde damals gerade von dem berühmten Reſter des Rationalismus, David Schulz, „dem bekannten Herold für Glaubensfreiheit und muthigſten Bekämpfer zeitwidriger Beſtrebungen" geführt: an dieſem, dem faſt Siebzigjährigen, war es daher auch zunächſt dem Miniſter zu antworten.

Und der Miniſter hatte an ihm ſeinen Mann gefunden. Es könne, erwiderte der berühmte Theologe, nichts erwünſchter ſein als von Sr. Excellenz unmittelbar zu hören, „daß die Lehrfreiheit unbeſchränkt bleiben ſolle", und fühle er ſich daher dem Herrn Miniſter zu lebhaftem Danke für dieſe „offene Erklärung" verpflichtet, da ſie Freudigkeit zur Fortführung des Lehramts gäbe. Auch könne er ſeinerſeits verſichern, daß die Mitglieder der Facultät an dem Chriſtenthume, wie es die Schrift lehre, ſowie an dem geweſenen Chriſtus feſthalte; daß aber Jeder „die chriſtliche Wiſſenſchaft ſeiner Ueberzeugung gemäß zu fördern ſuche."

Die Berufung auf die Ueberzeugung hat eine magiſche Kraft, ſelbſt auch bei Denen, die keine andere Ueberzeugung anerkennen, als ihre eigene: und ſo erklärte auch der Miniſter ſich mit der Antwort im Allge-

meinen einverſtanden, bemerkte jedoch zugleich, daß „Manche ſehr ſubjective Vorſtellungen vom Chriſtenthume hätten," während wieder Anderen „der Muth fehle, ihre richtige Ueberzeugung laut auszuſprechen, weil ſie das Geſchrei der Menge und den Gegenkampf fürchteten." Auch gingen die Forderungen „Mancher" in Betreff der Lehrfreiheit „denn doch gar zu weit." Er habe nichts dagegen, wenn Jemand Zweifel gegen das Daſein Gottes aufſtelle oder andere chriſtliche Lehren bekämpfe, ja er werde, wenn das in einem Buche geſchehe, ein ſolches Buch nicht einmal als irreligiös verbieten laſſen; käme dann aber derſelbe Mann, der ein ſolches Buch geſchrieben, und verlange von ihm, er ſolle ihn zum Lehrer der Religion oder zum Profeſſor der Theologie machen, ſo würde er zu ihm ſagen: „Freund, dazu eignen Sie ſich nicht." So gebe es in der That viele „ſehr ehrenwerthe, in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft ausgezeichnete und tüchtige Männer," die ſich zu allem Anderen, aber nicht zu Lehrern der Theologie eigneten und auf die daher auch bei Beſetzung ſolcher Lehrſtellen „keine Rückſicht genommen werden könnte." Dazu eigneten ſich nur „wahrhaft chriſtliche," nur ſolche Theologen, die, wie der Miniſter wiederholte, „eine Poſition hätten," die „das Poſitive im Chriſtenthum" achteten und ſich durch keine müßige Speculation von dem Boden des „Poſitiven" hinwegreißen ließen.

Das Poſitive — ganz gut: aber was iſt das Poſitive? Wo fängt es an, wo hört es auf? Was heißt das überhaupt, eine „Poſition" haben? Wo liegt ſie? wie erwirbt man ſie? wie wird ſie behauptet? Das Alles waren ſehr naheliegende Fragen und auch von den anweſenden Mitgliedern der Facultät wurden ſie an den Miniſter gerichtet.

Aber die Antwort blieb aus, der anfangs ſo reichlich quellende Redeſtrom verſiegte und der Miniſter entließ die Facultät, ohne daß ſie von ihm erfahren, was Poſition und poſitiv, was maßvolle und maßloſe Lehrfreiheit, was grundloſe und wohlbegründete Theorien — mit einem Wort, ohne daß ſie überhaupt erfahren, was der Miniſter eigentlich beabſichtigt und nach welchen Principien, zu welchem Ziele hin er jene „Gährung der Geiſter" leiten oder von den Univerſitäten geleitet wiſſen wollte, die er ſelbſt ſo lebhaft anerkannte. In der That, hatte der Miniſter nichts weiter ſagen wollen oder können, ſo hätte er

beſſer gethan, überhaupt gar nichts zu ſagen: Zweifel hatte er beſeitigen, Mißverſtändniſſe aufklären wollen und hatte nur eine Saat neuer Zweifel und Mißverſtändniſſe ausgeſtreut. Man konnte ſich im Publikum nicht denken, daß ein Cultusminiſter des preußiſchen Staats wirklich ſo wenig Sicherheit des Auftretens, ſo wenig Ziele des Geiſtes, ſo wenig Klarheit der Gedanken haben ſollte; man kam auf den Argwohn, ob er im Eifer des Geſprächs nicht vielleicht mehr geſagt als er ſagen wollen und hinterdrein aus Beſtürzung darüber den Faden der Unterhaltung abſichtlich ſo plötzlich und reſultatlos abgebrochen; man ſpürte emſig nach dem, was er möglicherweiſe nur halb angedeutet hatte, und was bei näherer Nachforſchung geeignet ſein konnte, Licht auf ſeine eigentlichen Abſichten zu werfen. Da war z. B. die Verſicherung, daß die Lehrfreiheit in Preußen keine „willkürliche" Beſchränkung erfahren ſolle — alſo doch überhaupt Beſchränkung? alſo war doch von jener unbeſchränkten Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung, die gleich der Kunſt, der Schönheit, der Sitte, kurzum gleich allem Höchſten und Größten, ihr Maß nur allein von ſich ſelbſt empfängt — von dieſer war alſo keine Rede? Keine „willkürliche" Beſchränkung?! Aber wie oft hatte man nicht ſchon erlebt, daß die „Willkür" die Maske des „Geſetzes" vornahm, und wenn Herr Eichhorn nun ſeine engherzigen pietiſtiſchen Tendenzen als preußiſche Geſetze ſchwarz auf weiß regiſtriren ließ, war die Lehrfreiheit darum beſſer daran?

Und kann dieſe ſeltſamen Vergleiche, dieſe nagelneuen Entdeckungen! Hatte wirklich erſt Herr Eichhorn dazu nach Breslau kommen müſſen, um den Leuten zu ſagen, daß man zwar ein ganz guter Mann ſein, aber doch zum Profeſſor der Theologie nicht taugen könne? Hatte ſchon irgend Jemand daran gezweifelt? Traf dies den Kern der Sache, um die es ſich hier handelte?

Und was war das überhaupt für eine wunderliche Art für einen preußiſchen Cultusminiſter, im Lande umherzureiſen und mit den Profeſſoren öffentliche Disputatorien anzufangen, die er kaum nicht einmal im Stande war zu Ende zu führen? Die Rede des Königs in Königsberg hatte imponirt, ſelbſt auch Denen, die ſie als ein öffentliches Unglück betrachteten; die Rede des Herrn Eichhorn in Breslau gereichte ſeinen Gegnern zum Spott, ſeinen Freunden zur Beſchämung.

ihm ſelbſt zu einer neuen Niederlage, dem geſammten Publikum zur wachſenden Beunruhigung.

Aber Herr Eichhorn merkte von dem Allen nichts oder wollte nichts merken; mit beklagenswerther Beharrlichkeit ging er fort auf dem eingeſchlagenen Wege, nicht abwendig oder nicht beachtend, daß ein Heer des königlichen Mantels ſich um ſeine Aexte geſchlungen. Noch hatte das Publikum ſich nicht von ſeiner Beſtürzung über den Breslauer Vorfall erholt, und ſchon gab es neue Eichhorniana zu erzählen. Unterm 17. Auguſt verordnete das Cultusminiſterium, daß der Religionsunterricht auf Gymnaſien künftighin nur „frommen Candidaten" anvertraut werden ſolle. Im Falle die Schulvorſtände wegen dazu tauglicher Männer in Verlegenheit wären, ſollten ſie ſich an den Berliner „Prediger-Hilfsverein" wenden, welcher ſeit Jahresfriſt unter der Oberleitung des Herrn von Bey durch den Cultusminiſter ins Leben gerufen ſei und „bei einer reichen Auswahl die Mittel beſitze, wodurch eingehenden Gemeinden der Art ſtets aufs Beſte entſprochen werden könnte": alſo ungefähr der Stil, wie der Kaufmann ſein „wohlaſſortirtes Lager" recommandirt. Gleichzeitig wurde der bekannte Profeſſor Hengſtenberg in Berlin, der Herausgeber der Evangeliſchen Kirchenzeitung, zum Conſiſtorialrath befördert und mit der Leitung der theologiſchen Prüfungen betraut. Wo ſolcher Anwuchs für die Kirche gezogen wurde, da konnte es freilich nicht Wunder nehmen, wenn aufgeklärte und freiſinnige Männer, Männer von Geſchmack und Bildung, an ihren freiwilligen Austritt dachten. Der Prediger Fiſchen in Berlin, ein anerkannt freiſinniger Mann, ein Schüler Schleiermacher's, hatte dem Cultusminiſterium ſeine Entlaſſung als Beiſitzer des Berliner Conſiſtoriums eingereicht, und mehre andere der angeſehenſten Geiſtlichen ſtanden, wie man ſagte, im Begriff ſeinem Beiſpiel zu folgen. Auch in Betreff der beabſichtigten Univerſitätsreformen tauchten neue beängſtigende Gerüchte auf. Außer den ſchon erwähnten disciplinariſchen Maßregeln, mit denen der Miniſter den Fleiß der Studirenden controliren wollte, wurde auch von der beabſichtigten allgemeinen Einführung ſogenannter Repetitorien geſprochen, wodurch die Univerſitäten denn immer mehr auf den Standpunkt bloßer Schul- und Abrichteanſtalten herabgedrückt werden mußten. Sogar von vorgeſchriebenen Compendien war die Rede, nach denen die Univerſitätsvorträge gehalten werden ſollten, ungefähr in

der Art, wie dies in Oeſterreich und namentlich in Rußland geſchah. — Ohne Zweifel war Vieles von dieſen Gerüchten bloße Ausgeburt der Angſt: aber ſchon daß dieſe Angſt exiſtirte und daß ſie dieſe Form annahm, ſchon das — wir wiederholen es — war charakteriſtiſch und darf daher auch vom Geſchichtſchreiber jener Epoche nicht überſehen werden.

Elftes Kapitel.

Veröffentlichung des Erlaſſes wegen Bildung der ſtändiſchen Ausſchüſſe: 30. Auguſt 1842. — Zweck und Beſtimmung der Ausſchüſſe. Zahl der Mitglieder; Vorſchriften in Betreff ihrer Wahl. Beſondere Beſtimmungen wegen der Ritterbürtigen; die Standesherren und Reichsunmittelbaren in Schleſien, Weſtfalen und Rheinland. Der Landtagsmarſchall. Dauer der Mitgliedſchaft. Verhältniß zu den bisherigen Ausſchüſſen der Provinzial-Landtage. Der Kernpunkt. — Einberufungsreſcript vom 19. Auguſt 1842. — Aufzählung der zu behandelnden Gegenſtände: der Steuererlaß, der Eiſenbahnbau, das Geſetz wegen Benutzung der Privatflüſſe. — Ungünſtiger Eindruck im Publikum. Das veraltete und ungenügende Wahlgeſetz; unklares Verhältniß zu den verheißenen Reichsſtänden; Uebergewicht des Adels. Kritik der Vorlagen. — Oppoſition der Tagespreſſe. Gerüchte von beabſichtigter Incompetenzerklärung der Ausſchüſſe; das künftige „preußiſche Parlament".

Inmitten dieſer Gerüchte und Befürchtungen nun, in den letzten Tagen des Auguſt, traten endlich die ſchon früher erwähnten und vom König bereits zwei Monate zuvor unterzeichneten Erlaſſe wegen Bildung der ſtändiſchen Ausſchüſſe an die Oeffentlichkeit. Das Nothwendigſte in Betreff ihrer Entſtehung haben wir bereits in einem der frühern Capitel mitgetheilt und auch der Schwierigkeiten iſt dabei gedacht worden, mit welchen ſie zu kämpfen gehabt hatten und zwar, wie wenigſtens das Publikum meinte, am meiſten in der nächſten Umgebung des Königs ſelbſt. Den Wortlaut der Erlaſſe bringen wir unter Nr. III. des Anhangs und bleibt uns ſomit an dieſer Stelle, nächſt einer kurzen Angabe des Inhalts, nur der Eindruck zu ſchildern, welchen ihre endliche Bekanntmachung im Publikum erregte.

Es waren, entsprechend der Zahl der preußischen Provinzen, im Ganzen acht Erlasse, welche in dem, vom 30. August datirten Stück der Gesetzsammlung, sowie Tags darauf auch von der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung veröffentlicht wurden; abgerechnet wenige geringfügige Abweichungen, die sich besonders auf die Zahl und die Wahlart der Mitglieder je nach den verschiedenen Provinzen erstreckten, waren sie sämmtlich vollkommen gleichlautend. Der König, hieß es im Eingang, habe beschlossen (daß dieser Beschluß auch, wie doch factisch geschehen, der Begutachtung der Provinzialstände vorgelegen, davon wurde nichts erwähnt), einen ständischen Ausschuß aus Mitgliedern der Provinziallandtage, welche deren besonderes Vertrauen besäßen, wählen zu lassen, um denselben in der Zwischenzeit von einem Landtage zum andern in geeigneten Fällen zu berufen und sich in wichtigen Landesangelegenheiten seines Raths zu bedienen.

Es sollte demnach in sämmtlichen Provinzen der Monarchie aus den auf den einzelnen Provinziallandtagen versammelten Ständen durch Wahl derselben ein Ausschuß gebildet werden, der sich auf Befehl des Königs zu versammeln habe, um demselben Gelegenheit zu geben, auch zu der Zeit, wo die Provinziallandtage nicht versammelt wären, ständische Organe mit ihrem Gutachten zu hören. In der verfassungsmäßigen Wirksamkeit der Provinzialstände selbst, wie solche durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 vorgeschrieben worden, werde durch diesen Ausschuß nichts geändert; vielmehr solle die Wirksamkeit dieses letzteren überhaupt nur eintreten, wenn die Landtage verschiedener Provinzen in ihren Ansichten über einen von ihnen berathenen Gesetzentwurf bedeutend von einander abweichen oder wenn in der weiteren Berathung der Gesetze in den höheren Instanzen der Legislation neue Momente hervortreten sollten, in Betreff deren der König es angemessen finden würde, durch ständische Organe eine Ausgleichung der verschiedenen Ansichten herbeizuführen.

Außerdem aber solle der einzuberufende Ausschuß dem König noch ein ständisches Organ darbieten, mit dem er auch bei solchen Gegenständen, welche bisher in der Regel nicht an die Provinzialstände gebracht worden, sofern der König dabei den Rath erfahrener Männer aus den Provinzen einzuholen für gut finden würde, die anzunehmenden Hauptgrundsätze einer Besprechung wolle unterwerfen lassen. Desgleichen behalte der König sich vor, denselben auch bei

den ersten Vorbereitungen zu allgemeinen wichtigen Gesetzen zur gutachtlichen Aeußerung aufzufordern, sowol hinsichtlich der Nothwendigkeit dieser Gesetze im Allgemeinen, als hinsichts der Richtung, welche bei Abfassung derselben zu befolgen sein möchte, insofern es dabei hauptsächlich auf Kenntniß örtlicher Verhältnisse und praktischer Erfahrung ankomme.

Die Zahl der Mitglieder dieses Ausschusses wurde für die Provinz Preußen auf zwölf festgesetzt, von denen 6 vom Stande der Ritterschaft, 4 von Seiten der Städte und 2 aus den Landgemeinden zu wählen sein sollten. Dieselbe Zahl in denselben Verhältnissen war auch für die Provinz Brandenburg festgesetzt worden. Doch fand sich hier noch die genauere Bestimmung hinzugefügt, daß von den 6 Ausschußmitgliedern der Ritterschaft 1 aus der Altmark, 3 aus der Priegnitz, Mittelmark und Uckermark und 1 aus der Niederlausitz gewählt werden sollten, in der Art jedoch, daß sämmtliche auf dem Landtage anwesende Mitglieder vom Stande der Ritterschaft an der Wahl Antheil nehmen sollten. Die 4 aus dem Stande der Städte zu wählenden Ausschußmitglieder dagegen sollten, ohne Rücksicht auf die einzelnen Landestheile, durch sämmtliche städtische Landtagsabgeordnete gewählt werden, während von den beiden Ausschußmitgliedern aus dem Stande der Landgemeinden der Eine aus den ländlichen Abgeordneten der Priegnitz, Mittelmark und Uckermark, der Andere aber aus denen der Altmark, Neumark und Niederlausitz gewählt werden sollte, und auch an der activen Wahl dieser beiden Mitglieder sollten sich nur je die ländlichen Deputirten der bezeichneten Kreise betheiligen. Aehnlich war das Verhältniß für die Provinz Pommern festgesetzt; auch hier sollten von der Ritterschaft 6, von den Städten 4 und von den Landgemeinden 2 Ausschußmitglieder gewählt werden, mit der fernern Beschränkung jedoch, daß für diese Provinz auch die Wahl der Ausschußmitglieder aus dem Stande der Städte nach Kreisen festgesetzt war und zwar so, daß aus Hinterpommern zwei Mitglieder, aus Alt- und Neu-Vorpommern aber je eins zu wählen war. Im Stande der Landgemeinden kam auf Alt- und Neu-Vorpommern zusammen nur ein Ausschußmitglied, die Wahl desselben sollte alternirend zwischen den beiden Bezirken stattfinden. Die Zahl der Mitglieder für die Provinz Schlesien war ebenfalls auf 12 festgesetzt, von denen wiederum 2 von den Landgemeinden, 4 von den Städten ge-

wählt werden sollten. Was dagegen die 6 Repräsentanten des adeligen Standes anbetraf, so hatte hier die eigenthümliche Zusammensetzung des schlesischen Adels auch ganz besondere Vorschriften nöthig gemacht. Die 6 adeligen Mitglieder nämlich repräsentirten gemeinschaftlich die schlesischen Fürsten, die Standesherren und die Ritterschaft und sollten demnach die beiden ersteren, Fürsten und Standesherren, bei der Wahl mit der Ritterschaft in der Art alterniren, daß auf dem einen Landtage von den ersteren 2 und von der letzteren 4 Mitglieder, auf dem andern aber von den Fürsten und Standesherren 1 Mitglied und von der Ritterschaft 5 Mitglieder gewählt würden. Auch durften die von den Fürsten und Standesherren vorzunehmenden Wahlen nur auf Personen aus ihrer Mitte fallen und auch die Gewählten sollten, natürlich mit Vorbehalt der Vertretung durch die auf dem Landtage gewählten Stellvertreter ihres Standes, nur in Person im Ausschusse fungiren dürfen.

Auch für die Provinz Posen waren zwölf Mitglieder zu wählen, nach dem bereits bekannten Verhältniß von 6, 4, 2; eine weitere Beschränkung nach Ständen oder Kreisen fand dabei nicht statt. Dagegen war für die Provinz Sachsen das Zahlenverhältniß im Ganzen zwar beibehalten: doch sollten von den 6 Mitgliedern aus dem adeligen Stande nur 5 aus dem Stande der Ritterschaft, ein Mitglied aber aus dem Stande der Prälaten, Grafen und Herren erwählt werden.

Eine bemerkenswerthe Abweichung zeigte ferner die Wahlordnung für die Provinzen Westfalen und Rheinland. Hier nämlich vertheilte die Zahl von 12 Ausschußmitgliedern sich gleichmäßig auf alle drei Stände: so daß also von der Ritterschaft (und zwar in Westfalen mit Einschluß der zu den vormals reichsunmittelbaren Fürsten nicht gehörigen, im Stande der Fürsten und Herren stimmberechtigten) 4, vom Stande der Städte ebenfalls 4 und ebenso endlich von den Landgemeinden 4 zu wählen sein sollten. Was die vormals reichsunmittelbaren Fürsten innerhalb der westfälischen und rheinischen Ritterschaft anbetraf, so erklärte der König sich bereit, sofern es von denselben gewünscht werden sollte, dem Ausschusse noch 2 von und aus denselben zu wählende Mitglieder hinzuzufügen, die jedoch an den Verhandlungen des Ausschusses nur in Person sollten Theil nehmen können und auch das nur, wenn der Ausschuß der rheinischen Provinzialstände für sich allein zusammentreten würde; für den andern

Fall, nämlich wenn die Ausschüsse mehrer oder aller Provinzen zu einer gemeinsamen Berathung berufen würden, sollte noch eine besondere Anordnung, die Concurrenz der vormals reichsunmittelbaren Fürsten betreffend, erfolgen. Im Uebrigen waren die Wahlen sämmtlicher Stände innerhalb der Provinz Westfalen auf sehr bestimmte Kreise beschränkt. Namentlich sollten von den 4 adeligen Deputirten 1 aus dem Minden-Ravensberg'schen und dem Paderborn'schen Wahlbezirk, 1 aus dem westfälischen und dem märkischen Wahlbezirk, 1 aus dem östlichen und westlichen Münster'schen Wahlbezirk, endlich 1 aus den auf dem Landtage versammelten oben bezeichneten Stimmberechtigten im Stande der Fürsten und Herren und aus dem Stande der Ritterschaft erwählt werden, dieser letztere jedoch ohne Rücksicht auf die obengenannten combinirten Wahlbezirke. Dieselbe Eintheilung fand auch beim Stande der Städte und der Landgemeinden statt; auch hier sollten je 3 aus den genannten Wahlbezirken, der vierte aber aus sämmtlichen auf dem Landtage versammelten Abgeordneten des betreffenden Standes gewählt werden, ohne Rücksicht auf die einzelnen Wahlbezirke. In dem Statut für die Rheinprovinz fand sich von diesen Beschränkungen nichts, vielmehr hatte hier jeder der drei Stände nur einfach 4 Mitglieder zu wählen.

Es belief sich danach die Zahl sämmtlicher Ausschußmitglieder auf 96 oder für den Fall, daß die vormals reichsunmittelbaren Fürsten Westfalens und der Rheinprovinz von der ihnen freigestellten Vergünstigung Gebrauch machen sollten, auf höchstens 100; von diesen gehörten 44, beziehungsweise 48 dem Stande der Ritterschaft, 32 dem Stande der Städte und 20 dem Stande der Landgemeinden an. Die Wahlen selbst, die ständeweise durch den Landtagsmarschall als Wahlkommissarien geleitet wurden, bedurften der königlichen Bestätigung. Auch war für jedes Mitglied des Ausschusses ein Stellvertreter, der ihn im Fall der Behinderung ersetzen sollte, zu wählen.

In Betreff des obengenannten Landtagsmarschalls, dessen Amt zu diesem Zweck künftig bis zur Eröffnung des nächsten Provinziallandtags fortzudauern hatte, wurde verordnet, daß er jederzeit Mitglied und Vorsitzender des betreffenden Ausschusses sein sollte. Für Westfalen und die Rheinprovinz wurde dabei noch ausdrücklich bemerkt, daß, wenn der König den Landtagsmarschall aus den vormals reichsunmittelbaren Fürsten ernennen und diese von der ihnen ein-

geräumten Befugniß, zwei Mitglieder aus ihrer Mitte zu wählen, keinen Gebrauch machen wollten, der Landtagsmarschall dem Ausschusse alsdann als drittes Mitglied hinzutreten sollte. Sollte der König dagegen für gut finden, den Landtagsmarschall aus der Minderzahl zu entnehmen, so sollte derselbe in die Zahl der Ausschußmitglieder dieses Standes, beziehungsweise desjenigen Landestheiles, welchem er als Landtagsmitglied angehört, in der Art mit eingerechnet werden, daß während der Dauer seines Amtes für Jenen ein Mitglied weniger zum Ausschusse gewählt werden sollte.

Die Dauer der Wirksamkeit der Mitglieder eines gewählten Ausschusses sollte sich auf die Zwischenzeit von einem Provinziallandtage zum andern beschränken. Demnach sollte auch ein in den Ausschuß gewähltes Abgeordnetes Mitglied befugt bleiben bis zur Eröffnung des nächsten Landtages bleiben, auch wenn die Wahlperiode, für welche er als Landtagsabgeordneter gewählt worden, inzwischen abgelaufen sein sollte.

Dem solchergestalt gebildeten Ausschusse sollte ferner, falls es den zum Provinziallandtage versammelten Ständen so beliebig würde, auch die Wahrnehmung der außer dem Landtage vorkommenden Geschäfte ständischer Verwaltung übertragen werden dürfen, indem die Stände nicht etwa besondere Ausschüsse dazu bestimmt haben würden. Dieselbe Funktion sollte auch, nach dem Bedürfnisse, von einem innerhalb des Ausschusses zu bestellenden engeren Ausschusse oder auch nur von einzelnen Mitgliedern geleistet, welche der Provinziallandtag dazu ernennen würde, ausgeübt werden dürfen. Doch sollten für den Fall, daß die Stände von dieser Befugniß Gebrauch machen würden, ihre deshalbigen Beschlüsse der königlichen Genehmigung bedürfen und behielt der König sich vor, allenfalls auf Antrag der Stände wegen des Zusammentritts des Ausschusses zu diesem Zweck und der Behandlung derartiger Geschäfte, weitere Bestimmung zu treffen.

Was endlich die Kosten anbetraf, welche diese Ausschüsse verursachen würden, so sollten dieselben in der nämlichen Art wie die allgemeinen Landtagskosten aufgebracht werden. —

Dies der hauptsächliche Inhalt jener Urkunde. Gleichzeitig oder doch um wenige Tage später wurde eine vom 19. August datirte Cabinetsordre bekannt, durch welche die solchergestalt festgestellten ständischen Ausschüsse und zwar aus sämmtlichen Provinzen zu einer

am 18. October desselben Jahres zu eröffnenden gemeinsamen Berathung nach Berlin zusammenberufen wurden. Der König, hieß es darin, habe bereits in den, sämmtlichen im vorigen Jahre versammelten Provinziallandtagen vorgelegten Propositionsdecreten seine Absicht ausgesprochen, eine Vereinigung der inzwischen durch die Verordnungen vom 21. Juni des laufenden Jahres gebildeten ständischen Ausschüsse in solchen Fällen stattfinden zu lassen, wo ihre Berath in wichtigen Landesangelegenheiten, bei denen es sich um die Interessen mehrer oder aller Provinzen handele, nothwendig erscheinen würde. „Diese Vereinigung der Ausschüsse" — lautete es in der Cabinetsordre wörtlich weiter — „ist eine Fortbildung der ständischen Institutionen, wie solche von Seiner Majestät in reiflicher Erwägung der Verhältnisse Seines Volks und Seiner Länder gegeben sind, indem sie den ständischen Verband durch ein Element der Einheit ergänzen. Die selbständige Wahrnehmung der Interessen der einzelnen Landestheile ist durch die Provinzial-, Communal- und kreisständischen Verfassungen genugsam gesichert, aber es fehlte bisher noch an einem Vereinigungspunkt, um die Ausgleichung abweichender Interessen da, wo eine solche sich bei der Beschlußnahme des Staates als nöthig erweist, herbeizuführen und die Mitwirkung ständischer Organe bei allgemeinen Maßregeln in Fällen zu beschaffen, wo der Landesherr sie auf möglichst kurzem Wege nöthig erachtet. Dieser Vereinigungspunkt ist nunmehr in den Ausschüssen gegeben."

Nach einer gnädigen Anerkennung des Willens, in welchem die vorjährigen Provinziallandtage diese Proposition aufgenommen und einer nochmaligen kurzen Recapitulation des Zweckes, dem das neue Institut der Ausschüsse dienen sollte, folgte dann die Aufzählung der Gegenstände, welche der zum 18. October zusammentretenden Versammlung der Ausschüsse vorgelegt werden sollten oder wie die Cabinetsordre sich wörtlich ausdrückte: der dem König zur Entscheidung vorliegenden Gegenstände, in Betreff deren er vor seiner definitiven Entschließung eine Besprechung mit den ständischen Ausschüssen sämmtlicher Provinzen für angemessen erachte. Diese Gegenstände waren erstlich die näheren Bestimmungen über den vom König verheißenen und mit dem 1. Januar kommenden Jahres beginnenden Steuererlaß; zweitens die Beförderung einer umfassenden Eisenbahn-Verbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie

unter Beihülfe aus Staatsmitteln; endlich drittens der Entwurf eines Gesetzes über die Benutzung der Privatflüsse, in besonderer Beziehung auf die Meinungsverschiedenheiten, die sich bei der Berathung dieses Gegenstandes durch die Provinziallandtage herausgestellt und die der Ausgleichung bedürftig seien. Das Staatsministerium wurde beauftragt die eben aufgeführten Gegenstände zur Vorlegung bei der zum 18. October bevorstehenden Versammlung der Ausschüsse vollständig vorzubereiten; für die Beförderung eines ersprießlichen Zusammenwirkens der Ausschußversammlung mit den vom König zum Verhandeln mit derselben beauftragten Staatsdienern sei durch die vom König genehmigte Geschäftsordnung gesorgt und hätten nunmehr die Oberpräsidenten der verschiedenen Provinzen Sorge dafür zu tragen, daß die bereits bei Gelegenheit der vorjährigen Provinziallandtage gewählten und vom König bestätigten Ausschußmitglieder, in Verhinderungsfällen deren Stellvertreter, sich spätestens am nächsten 17. October zu dem erwähnten Zweck in Berlin einfänden. —

Und nun die Wirkung dieser Veröffentlichungen im Publikum? Es ging damit wie mit dem Meisten, um nicht zu sagen mit Allem, was die anfangs so enthusiastisch begrüßte Regierung des neuen Königs noch gebracht hatte: die Gewährung — wenn es überhaupt eine war — kam zu spät, man hatte zu lange darauf warten müssen, die Nation hatte zu viel Zeit gehabt über die Tragweite ihrer ursprünglichen Wünsche und Hoffnungen nachzudenken, die öffentliche Stimmung war infolge der vielfachen Enttäuschungen, welche sie im Lauf dieser zwei Jahre erfahren, bereits zu abgespannt, zu verdrossen, das allgemeine Vertrauen zu sehr erschüttert, als daß diese karge Gabe, selbst nur als Abschlagszahlung, nur als erster Schritt zu weitergehenden und bestimmteren Umbildungen des preußischen Staatslebens hätte befriedigen können. Vor zwei Jahren, im Augenblick der Thronbesteigung, damals als alle Gemüther noch hoffnungsreich, alle Herzen noch voll freudigen Vertrauens, ach und die Wünsche noch so unklar, so bescheiden waren — es war möglich, ja bei der mangelhaften politischen Bildung, welche noch den größeren Theil des preußischen Volks beherrschte, konnte es sogar als wahrscheinlich gelten, daß ein Zugeständniß wie diese Ausschüsse und ihre Vereinigung zu gemeinsamer Berathung über allgemeine Landesangelegenheiten mit dem lebhaftesten Dank würde aufgenommen werden sein. Jetzt aber,

nachdem im Lauf dieser letzten Jahre sich bereits eine so verhängnißvolle Kluft zwischen Volk und Thron gebildet, nachdem der Königsberger Huldigungslandtag das Ziel, auf welches die preußische Staatsentwickelung hinarbeitete und für welches das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. zum Panier stand, so deutlich bezeichnet und damit auf Seiten der Nation eine so begeisterte Zustimmung gefunden, seitdem mit einem Wort die allgemeine Erwartung einen so viel höheren Flug genommen hatte, seitdem konnten diese Ausschüsse unmöglich mehr genügen. Die Frage wegen einer allgemeinen Verfassung, nicht blos mit berathenden, sondern auch mit beschließenden Ständen, war von der Presse zu vielfach erörtert, die Nothwendigkeit dieser Entwickelung zu deutlich nachgewiesen, ja wenn man will: die Idee einer konstitutionellen Regierung in Preußen war bei der großen Masse zu sehr Mode geworden, als daß man in diesen neuesten Erlassen eine wirkliche Gewährung der Volkswünsche, einen wirklichen Fortschritt für die innere Entwicklung Preußens hätte erblicken mögen.

Dazu aber kam nun noch, daß diese Gewährung in einer Form geleistet ward und von Umständen begleitet war, welche den geringen Werth, den sie etwa in Anspruch nehmen konnte, vollends herabdrückten. Es war ein Fortschritt gegen früher, ja, daß den bisher getrennten Provinzialständen wenigstens die Möglichkeit einer gemeinsamen Berathung gegeben war, oder hätte doch wenigstens ein Fortschritt sein können — wenn nur nicht die Provinzialstände selbst in der öffentlichen Meinung bereits so sehr discreditirt, ihre bisherigen Leistungen nicht so sehr unerheblich, ja zum Theil der wahren Wohlfahrt des Staats so hinderlich gewesen wären. Noch im verwichenen Jahre, mitten in der gehobenen Stimmung, welche die Nation damals noch erfüllte, unterstützt und getragen durch zahlreiche Adressen und Petitionen — was hatten die Provinzialstände für die entscheidenden Fragen des Tages, für die Verfassungsangelegenheit, für die Aufhebung der Censur ꝛc. geleistet? Nichts. Nicht einmal jene halbe Stellung, welche der Königsberger Huldigungslandtag gleichsam im Rausche erobert, hatten sie behaupten können. Und nun sollte in die Hand eben dieser als unfähig und ohnmächtig erkannten, dieser seit bald zwanzig Jahren zum Greisen gewordenen Stände die Zukunft der Monarchie gelegt werden? Diese Stände, welche nicht im Stande gewesen waren, sich nur auf die Angelegenheiten der eigenen Provinz

einen irgendwie nennenswerthen Einfluß zu verschaffen, sollten nun aber „wichtige Landesangelegenheiten" zu Rathe ziehen und „die Interessen weiter oder selbst aller Provinzen" vertreten?

Das Wenigste, was man unter diesen Umständen hätte erwarten dürfen, wäre wol gewesen, endlich ein neues, dem Geist der Zeit und den Bedürfnissen der Nation entsprechendes Wahlgesetz für die Provinziallandtage selbst. Die Provinziallandtage in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, das hatte eine fast zwanzigjährige Erfahrung gelehrt, waren gar nichts, was sie sein sollten, nicht einmal der Schatten, der ihrer Einrichtung zu Grunde lag, so beschränkt und dürftig derselbe auch gewesen war. Sie repräsentirten nicht einmal die Provinz, für die sie angeblich — wie sollte denn ein Ausschuß dieser, selbst von mehreren Provinzen entfernten Versammlungen jetzt auf einmal dazu kommen, den Staat im Ganzen zu repräsentiren und durch seinen Beirath zur Entscheidung der „wichtigen Landesangelegenheiten" mitzuwirken?

Oder wenn die politische Weisheit der königlichen Rathgeber denn doch so kurzsichtig war und wenn man die Mühe oder auch — im Sinn jener Rathgeber — die Gefahr eines neuen erweiterten Wahlgesetzes scheute, so schien doch das Allermindeste, was man billigerweise erwarten durfte, daß zum mindesten hundertzwanzig neue Wahlen zu den Provinziallandtagen ausgeschrieben werden und daß erst aus diesen erneuten Versammlungen die Ausschüsse selbst hervorgehen würden. Die Wahrahl der gegenwärtigen Mitglieder der einzelnen Provinziallandtage war zu einer Zeit erwählt worden, da das ganze Institut der vollständigsten Bedeutungslosigkeit preisgegeben war; Niemand, der es damals seine Stimme zur Wahl abgab — oder wie es weit in den meisten Fällen heißen mußte, da er sie nicht abgab: denn es war Thatsache, daß bei dem geringen Interesse, welches die Provinziallandtage bis vor Kurzem erregt hatten, nur der kleinste Theil der Wahlberechtigten von seinem Rechte Gebrauch machte — Niemand, sagen wir, der damals mit gewählt, hatte auch nur entfernt an die Möglichkeit gedacht, daß er Mann seiner Wahl jemals dazu berufen sein könnte in einem „vereinigten Ausschuß" zu sitzen und seine Stimme über „allgemeine Landesangelegenheiten" abzugeben; zum Gesetz erwerden, wie die Provinziallandtage waren, hatte man mit geringen Ausnahmen auch nur Notabilitäten hineingewählt, so daß man

hatte sie hineinwählen müssen, so in den meisten Fällen Männer von Einfluß und selbstständigem Charakter ein sehr gerechtfertigtes Bedenken getragen haben würden, einer so macht- und wurzellosen Gesellschaft anzugehören.

Und aus diesem Ausschuß der politischen Bildung sollte nun plötzlich ein Ausschuß für allgemeine Landesangelegenheiten hervorgehen? Diese beschränkten, unfähigen Köpfe, diese Landjunker von antediluvianischer Bildung, diese Bürgermeister und Rathsmänner kleiner Städte, diese eitlen Commerzienräthe, die man nur wählte, weil sie da ja doch nichts zu sagen hatten und weil Niemand anders hatte hingehen mögen — sie sollten nun noch einmal die politische Bildung des preußischen Volks repräsentiren? Von ihnen sollten die wichtigsten Fragen des Landes entschieden werden? An ihrem Berath wollte die Regierung gleichsam die Probe machen, was überhaupt von einer ständischen Besprechung allgemeiner Landesangelegenheiten zu erwarten sein und welchen Nutzen diese allgemeine Landesvertretung, welche das Publikum so ungestüm verlangte, für das Land selbst wol haben möchte?

Aber das Gefühl der Unfähigkeit wurde nur steigerte sich bis zur Erbitterung, da man die einzelnen Bestimmungen der Edicte selbst näher ins Auge faßte. Die ganze Einrichtung eines ständischen Ausschusses gab sich als Ausfluß der königlichen Gnade zu erkennen und nicht Gnade war es gewesen, sondern ein Recht, dessen Gewährung man verlangte, ein Recht, welches die Lage des Staats, die Lage ganz Deutschlands gebieterisch forderte und für das man überdies in dem oft citirten königlichen Worte Friedrich Wilhelm's III. ein Unterpfand zu besitzen glaubte, dessen Nichtverbindlichkeit durch keinen Lauf der Jahre gebrochen oder gar aufgehoben werden konnte. Es war keine Zeit festgestellt, noch waren die Angelegenheiten des Näheren bezeichnet, wann und weshalb der Beirath der Ausschüsse gehört werden sollte, sondern Alles war ausschließlich in das königliche Belieben gestellt. Nur insofern der König den Rath erfahrener Männer aus den Eingesessenen der Provinz einzuholen für gut finden würde, sollten die Ausschüsse gehört werden und auch dann sollten nur die Hauptgrundsätze einer Besprechung Seitens der Ausschüsse unterworfen werden. Aber die Erfahrung hatte nur Wenige gelehrt, daß es bei dem Erlaß neuer Gesetze weit weniger auf die Hauptgrundsätze ankommt als auf die specielle Fassung und Ausführung; indem letztere

der Berathung der Stände ausdrücklich entrückt wurden, lag die Gefahr nahe, daß auch der Beirath, den die Ausschüsse etwa in Betreff der Hauptgrundsätze ertheilen möchten, in seinen Wirkungen stets nur ein sehr illusorischer bleiben würde. Ja was nützte überhaupt ein Beirath, wo kein Antheil an der Beschlußfassung verbürgt ward? Was nützte die Berathung mit den Ständen, wenn die Regierung hinterher doch thun und lassen konnte was ihr beliebte? Sprechende Stände hatte man, Gott sei es geklagt, in Deutschland von Alters her genug und sogar zu viel gehabt; sollte und wollte Preußen wirklich die Bahn des politischen Fortschritts betreten, sollte das Verlangen des Volks befriedigt und der Regierung selbst in der Theilnahme der Nation eine neue und sichere Stütze geschaffen werden, so konnte das nicht durch bloß berathende, sondern nur durch beschließende, nur durch Stände geschehen, die zum Recht des Mitrathens auch das Recht des Mitbaurens hatten.

Davon aber war in diesen Erlassen keine Rede. Im Gegentheil, der Antheil, der den ständischen Ausschüssen an „allgemeinen wichtigen Gesetzen" eingeräumt ward, wurde ausdrücklich auf eine „gutachtliche Aeußerung" beschränkt und auch dabei wollte die Regierung hauptsächlich nur von der „Kenntniß örtlicher Verhältnisse" und der „praktischen Erfahrung" Gebrauch machen, welche sie bei den Mitgliedern der Ausschüsse zu finden hoffte. Und doch hatte wiederum die Erfahrung gelehrt, daß die Art von „Kenntniß örtlicher Verhältnisse" und die Gattung von „praktischer Erfahrung," die auf den bisherigen Provinziallandtagen erworben oder zur Anwendung gebracht werden konnte, eine sehr schlechte Vorbereitung war über wichtige allgemeine Landesangelegenheiten zu entscheiden; die „örtlichen Kenntnisse" und die „praktische Erfahrung" der bisherigen Landtagsmitglieder zur Norm der Ausschußberathungen machen, hieß das ganze Institut von vornherein auf jenes Niveau von Unbedeutendheit und Beschränktheit herabdrücken, auf dem die Provinziallandtage sich so lange mit so beklagenswerther Ausdauer gehalten, es hieß die provinziale Eifersucht und Beschränktheit zum Richter über das Wohl und Wehe des Staats machen — nämlich wenn von den Ausschüssen ein solcher entscheidender Einfluß überhaupt jemals zu erwarten gewesen wäre, und daß dies nicht der Fall war, darüber konnte denn freilich unter diesen Umständen jeder wahrhafte Patriot sich nur freuen.

Am meiſten aber fühlte die öffentliche Meinung ſich doch durch die Zuſammenſetzung der einzelnen Ausſchüſſe gekränkt. Auf 96 oder möglicherweiſe 100 Ausſchußmitglieder 44, vielleicht 48 Repräſentanten des Adels gegen 32 Vertreter der Städte und 20 der Landgemeinden! War die Ritterſchaft des preußiſchen Staates denn wirklich ſo zahlreich? Alſo von den 14 oder 15 Millionen Einwohnern, welche die Monarchie damals zählte, wirklich der Hälfte ritterliches Blut in den Adern? Oder welch anderer unerhörter und unerſetzlicher Einfluß, der dem preußiſchen Adel gebührte, rechtfertigte dies unnatürliche Verhältniß, daß von den Vertretern des Landes — denn das ſollten dieſe Ausſchußmitglieder doch ſein oder mußten es, wenn ſie überhaupt Etwas ſein wollten und ſollten, doch wenigſtens mit der Zeit werden — die Hälfte der Ritterſchaft angehörte, und die ländliche Bevölkerung, dieſer Kern der Monarchie, und die Städte, dieſe Sitze der Bildung, des Wohlſtandes und des Gewerbfleißes, ſollten zuſammengenommen nur ungefähr ebenſo viel Repräſentanten haben wie die paar tauſend Rittergutsbeſitzer, die man in Preußen zählte? Hatten die Rittergutsbeſitzer nicht ſchon Vortheile genug? War die Befreiung von der Grundſteuer, deren ſie genoſſen, nicht ſchon eine mittelalterliche Reminiscenz, die mit der Gleichheit der Rechte und Pflichten, die Preußen aus der Stein-Hardenberg'ſchen Periode ererbt hatte, in einem ſchwer verſöhnbaren Widerſpruch ſtand? Die Offizierſtellen in der Armee, die höhere Beamtenwelt, die Diplomatie, recrutirten ſie ſich nicht ſchon vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, aus dem Adel? War der preußiſchen Ritterſchaft nicht ſchon auf den Provinziallandtagen, ſowie in der ländlichen Gemeindeordnung der öſtlichen Provinzen ein Uebergewicht eingeräumt, das ebenſoſehr das Rechtsgefühl der Nation, wie die Intereſſen des Bürger- und Bauernſtandes verletzte? Und nun ſollte dieſes Uebergewicht auch noch in die ſtändiſchen Ausſchüſſe, dieſes dürftige Surrogat einer allgemeinen Landesvertretung, übertragen werden?

Und nun zu dieſer numeriſchen Bevorzugung der Ritterſchaft noch dieſe beleidigende Ungleichheit im Modus der Wahl! Woher dieſe zärtliche Rückſicht für die ehemaligen Reichsunmittelbaren, da ihnen doch übrigens in Preußen nur bedeutungsloſe Ehrenrechte, aber keine wirklichen politiſchen Rechte zuſtanden? Warum in ihr Belieben ſtellen, was für Andere eine Pflicht war? Warum wählte die Ritter-

ſchaft faſt überall in corpore, die ländlichen Gemeinden aber faſt überall nach vorgeſchriebenen Bezirken und ebenſo auch ein Theil der Städte? Warum war dieſe Wahl nach Bezirken für Weſtfalen wenigſtens theilweiſe, für die Rheinprovinz aber vollſtändig aufgehoben? Ja warum ſollten die weſtfäliſchen und rheiniſchen Städte und Landgemeinden durch ebenſo viel Ausſchuß-Mitglieder vertreten ſein wie die Ritterſchaft der genannten Provinzen, die öſtlichen Provinzen dagegen mußten ſich mit je 4 ſtädtiſchen und zwei ländlichen Mitgliedern begnügen, das hieß alſo mit zwei Dritteln und beziehungsweiſe einem Drittel derjenigen Zahl, welche die Ritterſchaft dieſer Provinzen zu ſtellen hatte? Waren die Städte und Landgemeinden von Preußen, Poſen, Pommern, Brandenburg, Schleſien, Sachſen ſo viel ungebildeter oder einſichtsloſer oder überhaupt unbedeutender als ihre Brüder in Rheinland und Weſtfalen? Oder war vielleicht die Ritterſchaft dieſer alten Provinzen ſo viel gebildeter und einſichtiger und reicher als der rheiniſche und weſtfäliſche Adel? War es ein politiſcher Gewinn, daß in dem Ausſchuß einer Provinz 8 Mitglieder der Städte und der bäuerlichen Gemeinden nur 4 ritterſchaftliche Mitglieder ſich gegenüber hatten — und ganz gewiß war es ein Gewinn — was denn hatten die Städte und ländlichen Gemeinden der alten Provinzen geſündigt, daß ſie nicht deſſelben Vortheils theilhaftig werden ſollten? War dies etwa die Art, wie man die Aufopferungen belohnte, welche Pommern, Schleſien, Preußen — um von der Mark und den älteren Theilen der Provinz Sachſen zu ſchweigen — in den Kriegsjahren gebracht hatten, Opfer, ohne die Preußen ſich von ſeinem ſchmählichen Sturze niemals erhoben haben, ja ohne die der Name Preußen längſt ausgelöſcht ſein würde? Oder ſollte dieſe Begünſtigung der beiden weſtlichen, der beiden vorzugsweiſe katholiſchen Provinzen etwa ein Köder ſein, mit welchem man dieſe beiden jüngſten Erwerbungen des preußiſchen Staats an ſich zu feſſeln ſuchte? Die Annahme würde für beide Theile, die alten wie die neuen Provinzen, gleich beleidigend geweſen ſein. —

Einer noch weit ſchärferen Kritik aber, als den Erlaß wegen Bildung der Ausſchüſſe ſelbſt, unterwarf das Publikum die Cabinetsordre vom 19. Auguſt, durch welche die Einberufung der ſtändiſchen Ausſchüſſe ſämmtlicher Provinzen zu einer am nächſten 18. October in Berlin zu eröffnenden gemeinſamen Berathung verfügt ward. Die

bevorſtehende „Vereinigung der Ausſchüſſe“ wurde darin, wie eben mitgetheilt, als eine „Entwickelung der ſtändiſchen Inſtitutionen“ bezeichnet, wie ſelbe von Friedrich Wilhelm III. „in reiflicher Erwägung der Bedürfniſſe ſeines Volks und ſeiner Länder“ gegeben worden. Die Bezeichnung als „Entwickelung“ konnte man ſich gefallen laſſen; es war wenigſtens ein Anfang, wenn auch noch ein ſehr unvollkommener. Auch das Lob, das den ſtändiſchen Einrichtungen Friedrich Wilhelm's III. ertheilt und das von dem allgemeinen Urtheil allerdings nur in ſehr geringem Grade beſtätigt ward, mochte man der natürlichen Pietät des Sohnes und Nachfolgers zuſchreiben. In hohem Grade verfänglich dagegen erſchien das aus der ganzen Cabinetsordre deutlich hervorgehende Beſtreben, dieſe Ausſchüſſe als den Schlußſtein der ſtändiſchen Verfaſſung Preußens, als Dasjenige darzuſtellen, was — um einen damals beliebten Ausdruck zu gebrauchen — Friedrich Wilhelm III. ſeinem Volke ſchuldig geblieben war und deſſen Erfüllung man nun von ſeinem Nachfolger erwartete und forderte. Die königliche Cabinetsordre erkannte an, daß die preußiſche Monarchie bisher noch eines Vereinigungspunkts ermangelt habe, um abweichende Intereſſen auszugleichen und die „Mitwirkung ſtändiſcher Organe“ bei allgemeinen Maßregeln in Fällen zu beſchaffen, wo der Landesherr dieſelbe „auf möglichſt kurzem Wege“ für nöthig erachten möchte. Dies Zugeſtändniß aus ſo erlauchtem Munde wäre wichtig geweſen und hätte die Zuſtimmung aller Patrioten finden müſſen, hätte die Cabinetsordre nicht eine Folgerung daran geknüpft, welche vollkommen geeignet ſchien, den ohnedies ſchon ſo ſchwer bedrohten Rechtszuſtand der ſtändiſchen Angelegenheiten in Preußen völlig in Verwirrung zu ſetzen und jede weitere Entwickelung der ſtändiſchen Einrichtungen — eine Entwickelung, ohne die, wie ſchon geſagt, auch dieſe Ausſchüſſe keinen Sinn hatten — ein für allemal abzuſchneiden.

Dieſe Folgerung lag in höchſt prägnanter Weiſe ausgeſprochen in den Worten: „Dieſer Vereinigungspunkt iſt nunmehr in den Ausſchüſſen gegeben.“ Alſo wohl verſtanden: der ſo heiß erſehnte, ſo ſtürmiſch verlangte Ausbau der preußiſchen Verfaſſung iſt nun vollendet, das Wort Friedrich Wilhelm's III., dieſes unbequeme Wort, das man ſeinem Nachfolger ſchon ſo oft vorgerückt hat, iſt nun gelöſt, die Nation hat nichts mehr zu erwarten noch zu fordern, die Rechnung

iſt ausgeglichen, ihr habt Moſen und die Propheten, ihr habt Provinzialſtände und ſtändiſche Ausſchüſſe und wer nun noch nicht zufrieden iſt, der gibt ſich damit ſelbſt als unverbeſſerlichen Unruhſtifter zu erkennen. . .

Nun in der That, wenn das der Sinn der königlichen Worte war — und welche andere Deutung konnte man dem klaren, runden Ausdruck geben? — ſo wäre es dem preußiſchen Volke ja beſſer geweſen, es hätte nie von Provinzialſtänden noch ſtändiſchen Ausſchüſſen gehört. Das hieß gründlich aus dem Regen in die Traufe kommen, in der That! Man kam ſich vor, noch ſchlimmer als die Fröſche in der Fabel, die einen König hatten haben wollen und denen Zeus dafür den Storch ſchickte, der ſie auffraß. Auch in Preußen hatte man gemeinſame Stände verlangt, man war unzufrieden geweſen mit den alten Provinzialſtänden und hatte ein Organ gefordert, durch welches die Wünſche und Anſichten der geſammten Nation vertreten würden — und was hatte man bekommen? Recht eigentlich den Ausſchuß: der Stein, den die Bauleute mit Recht verworfen, der längſt ſchon ein Stein des Anſtoßes für ganz Preußen geweſen, ſollte wieder einmal zum Eckſtein, ja zum Schlußſtein ſollte er werden für die geſammte ſtändiſche Entwickelung Preußens und kein Wunſch und kein Gedanke ſollte ſich mehr höher erheben als bis zu dieſen „Vereinigten Ausſchüſſen," in denen 44 Ritter auf 32 Städter und 20 Bauern das Recht haben ſollten die wichtigſten Landesangelegenheiten zu „beſprechen", und auch dies nur ſo oft und wann der König es „für gut befinden würde"!

Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet, war es eine Unmöglichkeit, ſich der königlichen Gabe zu erfreuen, im Gegentheil, der Widerſtand dagegen wurde zur patriotiſchen Pflicht. Denn nicht mehr um eine Abſchlagszahlung, nicht um den wenn noch ſo kümmerlichen Anfang einer friedlichen und geſetzmäßigen Entwickelung, ſondern darum handelte es ſich, daß man die unzweifelhaften Anſprüche auf eine repräſentative Geſammtverfaſſung, welche das preußiſche Volk beſaß, ſowol Kraft juriſtiſcher Verpflichtung als auf Grund hiſtoriſcher Nothwendigkeit, nicht preisgab für ein Zugeſtändniß, das ohne allen reellen Werth war, indem es kein einziges von den längſt erkannten und wirklichen Bedürfniſſen des Staates befriedigte. Beſſer, die preußiſche Verfaſſungsfrage blieb unerledigt, beſſer, der unglückſelige Zuſtand des

Schwankens und der Ungewißheit, in dem man ſich ſeit zwei Jahren befand, dauerte fort, beſſer, Preußen bekam nie eine Verfaſſung, als dieſe!

Zwar für dies Letztere war geſorgt. Eben weil der Anſpruch Preußens auf eine wahrhafte ſtändiſche Verfaſſung Preußens nicht blos ein juriſtiſcher, ſondern weit mehr noch ein hiſtoriſcher, ein durch die ganze Lage des Staats und ſeine geſchichtliche Entwickelung begründeter war, weil das bekannte Verſprechen Friedrich Wilhelm's III. nur ein äußerlicher Grund mehr war zu den zahlreichen inneren, welche den Eintritt Preußens in die Reihe der conſtitutionellen Staaten zur gebieteriſchen Pflicht machten, ſowol gegen ſich ſelbſt, wie gegen das übrige Deutſchland — ebendeshalb konnten die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes dieſen Verſuchen, Preußen von dem nothwendigen geſchichtlichen Wege abzubringen, mit Gleichmuth zuſehen; ſie konnten nicht gelingen, weil ſie die Geſchichte gegen ſich hatten und weil es ſelbſt dem mächtigſten Könige und der genialſten Perſönlichkeit nicht geſtattet iſt, das Rad der Geſchichte aufzuhalten. Andererſeits aber lag daran, daß dem preußiſchen Volke auch das Bewußtſein ſeines juriſtiſchen Rechts und damit des geſchichtlichen Zuſammenhangs zwiſchen dem alten abſoluten Regiment und dem conſtitutionell beſchränkten, dem man entgegenging, trotz alledem und alledem, zu erhalten; es kam darauf an, zu verhindern, daß das Volk nicht einen Fortſchritt zu machen glaubte, wo es in der That einen Rückſchritt machte und daß es ſich daher nicht einwiege in eine Gleichgültigkeit und ſcheinbare Zufriedenheit, die ihm ſchon zweimal, zunächſt nach dem Tode Friedrich's des Großen und nach den Befreiungskriegen, ſo verderblich geworden war. Vor Allem aber kam es darauf an, zu verhindern, daß nicht gleich der erſte Schritt, den Preußen auf die Bahn des Verfaſſungslebens that oder vielmehr zu thun glaubte, ein Schritt ſei zu jenem Scheinconſtitutionalismus, zu jenem Spiel mit parlamentariſchen Formen und Einrichtungen, das ſchon ſo viel Elend in die Welt gebracht und an dem in dieſem Augenblick wieder Frankreich ſo ſchwer, ja wie es ſchien ſo unheilbar darniederlag. Die ſtändiſchen Ausſchüſſe, ſei es einzeln, ſei es in ihrer Vereinigung, waren nicht jene „Repräſentation des Volkes", welche die bekannte Verordnung vom 22. Mai 1815 verheißen, es war nicht die „Verfaſſungsurkunde", auf deren „ihm zur Beſtätigung vor-

gelegte Entwürfe" der verſtorbene König in dem Reſcript vom 6. Juni 1816 betreffend die angeblichen geheimen Geſellſchaften ſich berufen hatte, es waren auch nicht die „Reichsſtände noch die künftige reichsſtändiſche Verſammlung", an deren Zuziehung und Garantie die berühmte Verordnung vom 27. Januar 1820 „wegen der künftigen Behandlung der Staatsſchulden" die Aufnahme jedes etwa erforderlichen neuen Darlehens geknüpft hatte; die neuen ſtändiſchen Ausſchüſſe, die Geburt des 19. Juni 1842, hatten mit allem Dieſen nichts zu thun, nur eine gewaltſame und willkürliche Interpretation konnte ſie damit in Verbindung ſetzen und wer das Rechtsbewußtſein des preußiſchen Volkes achtete, und wem die Zukunft Preußens und Deutſchlands am Herzen lag, der mußte auch dahin arbeiten, daß das Volk über das Falſche und Willkürliche dieſer Auslegung aufgeklärt ward, bevor der verhängnißvolle Irrthum ſich irgendwie feſtſetzen konnte.

Hätte es nach dieſem Allen noch eines Weiteren bedurft, die Erwartungen des Publikums in Betreff der ſtändiſchen Ausſchüſſe herabzuſtimmen und ſeine Freude darüber erſt in Zweifel und Ungewißheit, dann in Kälte, endlich in Groll zu verwandeln, ſo waren die Gegenſtände, welche die Cabinetsordre vom 19. Auguſt 1842 als die Vorlagen bezeichnete, über welche die zum 18. October berufene Verſammlung ſich gutachtlich zu äußern haben ſollte, vollkommen geeignet, den letzten Reſt von Zutrauen oder freudiger Erregung auszurotten. Noch Mitte Mai des laufenden Jahres, zu einer Zeit alſo, wo der Erlaß wegen der Ausſchüſſe noch nicht unterzeichnet und wo doch andrerſeits das Vertrauen des Publikums ſchon ſehr herabgeſtimmt, ſeine Begeiſterung ſchon ſehr gelähmt war, hatten die Magdeburger Zeitung und mit ihr verſchiedene andere Provinzialblätter die Frage wegen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Rechtspflege, die Aufhebung der Cenſur und damit verbunden ein neues Preßgeſetz, ein neues Ehrenkränkungsgeſetz „und mehre andere wichtige Geſetze" als die Gegenſtände bezeichnet, über welche die Regierung die Meinung der Ausſchüſſe einzuholen gedenke. Und was war es nun? Die einzige Vorlage von einiger Bedeutung war diejenige, welche „die Beförderung einer umfaſſenden Eiſenbahnverbindung zwiſchen den verſchiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe aus Staatsmitteln" betraf. Allein gerade bei dieſer glaubte das Publikum — ohne

Zweifel ſehr mit Unrecht — das Teufelshörnchen am deutlichſten hervorgucken zu ſehen; die Beförderung umfaſſender Eiſenbahnbauten „unter Beihülfe aus Staatsmitteln“: man hielt nicht für möglich, ohne neue Staatsanleihen und wenn man ſchon das Jahr zuvor in dem an die Provinziallandtage gebrachten Antrag wegen eines Steuererlaſſes nur einen Verſuch geſehen hatte, die Aufnahme künftiger Staatsanleihen, mit bloßer Zuſtimmung der Provinzialſtände, „ohne Mitwirkung und Garantie“ der verheißenen Reichsſtände anzubahnen, ſo glaubte man der gegenwärtig beabſichtigten Vorlage in Betreff der Eiſenbahnen dieſen Zweck noch viel deutlicher anzumerken. — Die beiden andern Vorlagen waren außerordentlich geringfügig; war dies der Horizont, den die Regierung ſelbſt der Verſammlung der Ausſchüſſe eröffnete, ſo durfte man ſich allerdings nicht darüber wundern, wenn ſie nur eine zweite und nicht einmal eine verbeſſerte Auflage der alten Provinziallandtage wurde. Sowol der zum 1. Januar 1843 verheißene Steuererlaß als der Entwurf eines Geſetzes über die Benutzung der Privatflüſſe hatte bereits den Provinziallandtagen des letztverwichenen Jahres vorgelegen; gerade an ihnen hatte, wie wir es früher geſchildert haben, die Unfähigkeit der Provinziallandtage, irgend welche Fragen von allgemeiner Wichtigkeit zu behandeln, ſich aufs Glänzendſte dargelegt; es kam dem Publikum unwahrſcheinlich vor, daß, was den Provinzialſtänden im Ganzen nicht gelungen war, jetzt den Ausſchüſſen derſelben gelingen, mit andern Worten, daß ein Bruchtheil der betreffenden Verſammlungen mehr politiſchen Geiſt und mehr Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe an den Tag legen ſollte, als die Verſammlungen ſelbſt.

Und ſo war denn auch die geſammte preußiſche Preſſe, natürlich mit Ausnahme der bekannten Regierungsorgane, einſtimmig darin, die bevorſtehenden Ausſchüſſe zu bekämpfen, noch bevor ſie zuſammengetreten waren, und den Werth der neuen Einrichtung auf jenen Nullpunkt zurückzuführen, der ihr in Wahrheit gebührte. Je näher der Tag der Eröffnung rückte, je lauter und nachdrücklicher wurden dieſe Stimmen. Kein Einſichtiger, hieß es, könne an den ſtändiſchen Ausſchüſſen wirklich Freude haben; wenn einzelne tüchtige Männer aus den verſchiedenen Provinzen ſich dabei träfen und einander die Hand drückten, ſo werde das der einzige wahre Gewinn ſein, den man ſich von der neuen Einrichtung verſprechen dürfe. Je mehr Preußen im Begriff ſei und je

mehr es ſich in der Nothwendigkeit befinde, an der Spitze Deutſchlands und für Deutſchland eine kräftige Rolle in der europäiſchen Politik zu übernehmen, um ſo mehr bedürfe es allerdings einer kräftigen Einheit im Innern. Die bloße adminiſtrative Einheit gäbe dieſe höhere innere Einheit freilich nicht: aber auch nicht die Provinzialſtände, noch dieſe neuen Ausſchüſſe vermöchten dieſelbe zu gewähren. Ja ſchon nahm man keinen Anſtand, es geradezu als ein Glück zu bezeichnen, daß dieſe Ausſchüſſe nur eine berathende Stimme hätten; wie ſie einmal wären, würden ſie, je mächtiger, nur um ſo mehr Unheil anrichten und Preußen nur um ſo weiter von ſeiner wahren Beſtimmung entfernen, die nun einmal „den Hemmklotz mittelalterlicher Inſtitutionen“ nicht vertrage.

Am kräftigſten ſprachen ſich die zu Stettin erſcheinenden „Börſennachrichten der Oſtſee“ aus, ein Blatt, das wir ſchon früher unter den einflußreichſten Vertretern der damaligen liberalen Tagespreſſe genannt haben und das eben zu jener Zeit ſeine Wirkſamkeit immer weiter ausdehnte. In einem Artikel, den die „Börſennachrichten“ in den letzten Tagen des September, alſo wenige Wochen vor dem Zuſammentritt der Ausſchüſſe brachten, wurde es geradezu ausgeſprochen, daß dieſelben ihrer ganzen Wahl und Zuſammenſetzung nach gar nicht als Vertretung des Volks und des allgemeinen Intereſſe betrachtet werden könnten. Ja der Verfaſſer des Artikels (der übrigens in Betreff der Form ſehr vorſichtig und maßvoll geſchrieben war und namentlich die Perſon des Königs mit ungemeiner Ehrfurcht und Liebe behandelte: zwei Umſtände, die es auch allein erklärlich machten, wie er dem damals noch allmächtigen Rothſtift des Cenſors hatte entſchlüpfen können) forderte die Mitglieder der Ausſchüſſe geradezu auf, daß ſie ſelbſt dieſes Sachverhältniß vorweg laut erklären und den König bitten ſollten, ein anderes Wahlgeſetz für eine wahre Reichsrepräſentation zu erlaſſen.

Mit dieſem letzteren Vorſchlag ging der ungenannte Verfaſſer denn freilich beträchtlich weiter, als die Mitglieder der Ausſchüſſe irgend Luſt verſpürten, ihm zu folgen. Deſto begieriger dagegen nahm das Publikum ſeinen Vorſchlag auf; nicht mehr was die Ausſchüſſe vornehmen, ſondern ob ſie überhaupt Etwas vornehmen oder ſich nicht vielmehr von vornherein für incompetent erklären würden — das war die große Erwartung, die das Publikum beſchäftigte, die einzige in der That, die es in Betreff der Ausſchüſſe hegte und die wenigſtens

eine Art von Theilnahme für das bevorſtehende Ereigniß bezeugte.

Einzelne heiße Köpfe gingen noch weiter; vergeſſend, auf welchem Stamm dieſe Ausſchüſſe gewachſen waren und was die Provinziallandtage ſelbſt bisher geleiſtet hatten, mit jener Leichtfertigkeit, mit der die Maſſe es zu allen Zeiten geliebt hat und lieben wird, von einem Extrem ins andere überzuſpringen, träumte man von einer Art Staatsſtreich, durch den die Ausſchüſſe, wenn ſie nur erſt einmal beiſammen wären, ſich ſelbſt zu einem preußiſchen Parlament erklären würden; man hörte im Geiſt ſchon die Permanenz der Verſammlung ausſprechen und hörte ſchon einen künftigen preußiſchen Mirabeau von der Tribüne donnern: „Sagen Sie denen, die Sie geſandt haben" — und ſo weiter.

Freilich waren das nur Blaſen müßiger Köpfe, aber auch ſie hatten ihre Bedeutung. Denn erſtlich ließen ſie ahnen, was in der Seele des Volks, wenn auch ihm ſelbſt noch unbewußt, ſchlummerte und mit welchen verwegenen Bildern wenigſtens ſeine Phantaſie ſich kitzelte, wenn es auch fürerſt weder die Kraft noch den Willen hatte, ſeine Phantaſiegebilde zu verwirklichen. Und zweitens zeigte ſich daran, was das Volk von den Ausſchüſſen, wie die Regierung ſie wollte und beabſichtigte und wie ſie ſich auch ohne Zweifel thatſächlich geſtalten mußten, dachte und daß der Stab bereits über ſie gebrochen war, noch ehe ſie ſich auf der parlamentariſchen Bank, die aber unter dieſen Umſtänden nur eine Bank der Angeklagten für ſie ſein ſollte, niedergelaſſen hatten.

Zwölftes Kapitel.

Beabſichtigte Reiſe des Königs nach der Rheinprovinz; Erwartungen davon im Publikum. — Erinnerungen an die Reiſe des Kronprinzen im Jahre 1838. Stimmung der Rheinprovinz nach Beilegung der Kölner Wirren. — Der Kölner Dombau. Mittelalterlich künſtleriſche und nationale Sympathien dafür. Lebhafte Theilnahme des Königs; Gründung des Kölner Central-Dombau-Vereins; December 1841. — Beabſichtigte Grundſteinlegung zum Weiterbau; großartige Zurüſtungen dazu. Einladung des Kölner Dombau-Vereins an den König; deſſen Antwort, Mitte Auguſt 1842. — Fürſtliche Gäſte, die am Rhein erwartet werden; Erzherzog Johann, Fürſt Metternich. — Angebliche Ausdehnung der königlichen Reiſe nach Paris. — Freiligrath's Domgedicht. — Militäriſche Feſtlichkeiten in der Rheinprovinz. Das Lager von Grimmlingshauſen; bevorſtehende Veränderungen in der Uniformirung und Equipirung der preußiſchen Armee. Militäriſche und kirchliche Gäſte.

Doch wurden dieſe und ähnliche Stimmen erſt im Laufe der nächſten Wochen laut, je mehr der entſcheidende Tag ſich näherte; in dem Augenblick, da jene Erlaſſe zuerſt bekannt wurden und zu dem wir jetzt zurückkehren, hatte man im Publikum keine Zeit, ſich mit ſo läſtigen und ſchwerfälligen Dingen wie die preußiſche Verfaſſungsfrage und der bevorſtehende Zuſammentritt der Ausſchüſſe zu beſchäftigen. Man hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf Anderes, vielleicht nicht Größeres, aber jedenfalls Unterhaltenderes zu richten.

Der König, deſſen Reiſeluſt wir bereits kennen, ſtand im Begriff an den Rhein zu reiſen und verſchiedene Umſtände vereinigten ſich, dieſe Reiſe ganz beſonders merkwürdig und glanzvoll zu machen. Denn durch ein eigenthümliches Spiel des Zufalls hatte dieſer übri-

gens ſo bewegliche und reiſeluſtige Monarch, der in der kurzen Zeit ſeiner Herrſchaft bereits London und Petersburg beſucht hatte, ſeit dem Antritt ſeiner Regierung noch nicht Zeit gewinnen können, die Rheinprovinz zu beſuchen. Allerdings hatte er ſie bei der Taufreiſe nach England zu Anfang des laufenden Jahres bereits berührt, aber auch nur berührt: und das Verſprechen, die Provinz recht bald mit einem längeren Beſuch zu beglücken, mit welchem der König damals bei ſeiner Durchreiſe durch Köln den Willkommen erwidert, den ihm der Oberbürgermeiſter der Stadt auf der Mitte des Stroms zwiſchen Köln und Deutz aus dem vom König von Baiern an Nikolaus Becker geſchenkten Ehrenbecher dargebracht, hatte die Rheinprovinz darüber tröſten müſſen, daß ihr und dem Nachbarland Weſtfalen eine Ehre, die den übrigen Provinzen der Monarchie bereits ſämmtlich zutheil geworden, ſo lange vorenthalten blieb. Deſto leuchtender ſtand in Erinnerung der genannten Provinz jene Rheinreiſe, die der regierende König noch als Kronprinz im Jahre 1838 im Auftrag ſeines königlichen Vaters gemacht hatte. Dieſelbe war, wie früher erzählt worden iſt, ausdrücklich unternommen worden, um die Mißſtimmung zu beſeitigen, welche ſich infolge vielfacher verkehrter und drückender Maßregeln von Seiten des Gouvernements der Provinz bemächtigt hatte und die endlich ſo groß geworden war, daß ſie auch am Hofe zu Berlin nicht länger unbemerkt bleiben konnte. Alt, ſchweigſam, mürriſch, nicht geeignet für das raſche, muntere Naturell der Rheinländer, vielleicht auch unangenehm berührt durch die Erinnerung an gewiſſe frühere verhängnißvoll gewordene Rheinreiſen, hatte der alte König damals ſeinen Erſtgebornen, den Erben ſeiner Krone, entſandt, um dieſer Krone ſelbſt die einigermaßen locker gewordenen Sympathien der rheinländiſchen Bevölkerung wieder zu gewinnen. Der Erfolg der Sendung war, wie wir in den einleitenden Kapiteln unſeres Buches berichtet haben, überaus glänzend und glücklich geweſen; die heitere, joviale Art des Prinzen, ſeine ſchlagfertige Rede, ſein raſcher Witz, endlich die ungeheuchelte Bewunderung, mit welcher ihn die Pracht der rheiniſchen Landſchaft, ſowie die Größe ihrer monumentalen Kunſtwerke erfüllte, hatte die Rheinländer entzückt und wenn Friedrich Wilhelm IV. zwei Jahre ſpäter in dem Augenblick, da er die Zügel der Herrſchaft ergriff, einer der populärſten Regenten war, die jemals einen Thron beſtiegen, ſo ſtammte ein großer, vielleicht der größte

Theil dieſer Popularität von jener Rheinreiſe aus dem Jahre achtunddreißig.

Und dieſe Erinnerungen ſollten nun erneuert — was ſage ich erneuert? — verdunkelt und ausgelöſcht ſollten ſie werden durch den Glanz und die Pracht der erſten Königsreiſe. Wie ſchon geſagt, trafen verſchiedene Umſtände zuſammen, dieſe Reiſe ganz beſonders intereſſant und glänzend zu machen; Alles vereinigte ſich, ſowol äußere Pracht wie innere Bedeutſamkeit, dieſe erſte feierliche Reiſe des Königs von Preußen in das jüngſte ſeiner Stammlande zu einem Ereigniß zu erheben, auf das ganz Deutſchland, ganz Europa ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Es war das erſte Mal wieder ſeit jenen kirchlichen Wirren, welche die Gemüther der rheiniſchen Bevölkerung eine Zeit lang ſo heftig bewegt und ihre Anhänglichkeit an die Krone Preußen auf eine ſo gefährliche Probe geſetzt hatten, daß ein König von Preußen den Boden der Rheinprovinz betrat. Ueber Friedrich Wilhelm III., deſſen milde, verſöhnliche Natur ſich ſo ganz gegen Abſicht und Willen in dieſen Streit verwickelt geſehen, hatte die Gruft ſich geſchloſſen, ohne daß der Streit ſelbſt zu Ende gebracht und ohne daß ein Wort der Verſtändigung, der Ausſöhnung zwiſchen dem König und ſeinen Rheinländern ausgetauſcht worden. Was ihm verſagt geblieben, das fiel nun im reichſten Maße ſeinem Nachfolger zu. Es war, wie wir geſehen haben, eine der erſten und dringendſten Sorgen des neuen Königs geweſen, den erzbiſchöflichen Streit zu ſchlichten und wenn er dabei ſogar nicht vor Schritten zurückgeſcheut war, welche das Kopfſchütteln der proteſtantiſchen Bevölkerung erregt und ihm von ihr den ſtillen Vorwurf allzu großer Nachgiebigkeit zugezogen, ſo hatte das natürlich die Anhänglichkeit und Dankbarkeit der Rheinländer nur erhöhen können.

Gleichzeitig hatte der König auch von den Sympathien, die er der rheiniſchen Kunſt widmete, eine glänzende Probe gegeben, indem er das im erſten Augenblick ſo abenteuerlich klingende Project eines Ausbaues des Kölner Doms aufs Lebhafteſte unterſtützt und mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit befördert hatte. An einer früheren Stelle unſeres Werkes iſt erzählt worden, wie dieſes Project entſtanden war und in welchem Zuſammenhange es mit jener deutſchthümelnden Begeiſterung ſtand, die durch die franzöſiſchen Gelüſte nach der Rheingrenze zur Zeit des Miniſteriums Thiers hervorgerufen war und die dann ihren

klaſſiſchen Ausdruck in dem bekannten Beckerſchen: „Sie ſollen ihn nicht haben" gefunden hatte. Durch dieſe Stimmung der Zeit getragen, hatte das Project, wie ebenfalls bereits erzählt worden, den größten Anklang gefunden und zwar nicht blos bei der katholiſchen, ſondern auch bei der proteſtantiſchen Bevölkerung Deutſchlands, ja über die Grenzen Deutſchlands hinaus. Ueberall waren Gelder geſammelt, überall Vereine begründet worden, welche den Bau auf alle Weiſe zu fördern bemüht waren. Einer der bedeutendſten und thätigſten darunter war in Berlin ſelbſt, unter den Augen des Königs, entſtanden; die erſten Perſonen des Hofes und der Beamtenwelt nahmen daran Theil und thaten das Ihre, den Dombau in die Mode zu bringen. Der König perſönlich hatte die namhafte Summe von 50,000 Thalern bewilligt, die ſich jährlich wiederholen ſollte und durch ſein Beiſpiel angeregt, hatten auch andere deutſche Monarchen, darunter namentlich der kunſtſinnige König von Baiern, dem Bau ihre Theilnahme zugewendet.

Auf dieſe Weiſe war es möglich geworden, daß ein Project, das Anfangs ſo abenteuerlich erſchienen war und das überhaupt mit dieſem ganzen Zeitalter, dem Zeitalter der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, der Fabriken und Börſenſpeculationen in ſo grellem Widerſpruch ſtand, wenigſtens in rüſtigen Angriff genommen wurde. Schon prangte der berühmte Chor des Doms in glänzendem Farbenſchmuck, ſchon wurde das Kreuzſchiff unter Dach gebracht, ſchon erhoben ſich die Gerüſte zum Fortbau der Nord- und Süd-Portale, ja ſchon wurden Anſtalten getroffen, jenen zum Wahrzeichen der „heiligen Stadt" gewordenen Krahn auf der Plattform des ſüdlichen Thurmes nach dreihundertjähriger Raſt aufs Neue in Bewegung zu ſetzen. Eine feierliche Grundſteinlegung dieſes Weiterbaus ſollte den Beginn dieſes neueſten ungeahnten Abſchnitts in der Geſchichte des Kölner Dombau's verherrlichen; es ſollte nicht blos ein künſtleriſches oder religiöſes Feſt ſein, ſondern wie der Dom ſelbſt vom Jahre vierzig her gleichſam zum Symbol der deutſchen Einheit geworden war, ſo ſollte dies Kölner Dombaufeſt ein deutſches Nationalfeſt, ein Feſt des deutſchen Einheitsgefühls und der patriotiſchen Begeiſterung werden. Nach allen Seiten hin erließ der Kölner Central-Dombau-Verein, der ſeit ſeiner Gründung am 18. Dec. 1841 die Angelegenheiten des Dombau's hauptſächlich in die Hand genommen hatte und von dem auch der Gedanke der bevorſtehenden

Feier ausgegangen war, seine Einladungen. Alle deutsche Fürsten, groß und klein, waren feierlichst geladen, den denkwürdigen Moment durch ihre Gegenwart zu verherrlichen; an der Spitze von Allen der Monarch, in dessen Krone das „heilige Köln" als einer der ersten Edelsteine prangte und der sich überdies dem Dombau persönlich als ein so gnädiger, so eifriger Schutzherr erwiesen hatte — der König von Preußen.

Der König hatte die Einladung nicht nur angenommen, sondern auch durch die Art und Weise, wie er es gethan, hatte er deutlich gezeigt, welchen hohen Werth er selbst dem bevorstehenden Fest beilegte, und welche allgemeinen Gedanken, Gedanken an die Einheit und Größe Deutschlands, sich auch bei ihm mit dem Fortbau des Doms verbanden. Er freue sich, hatte er dem Vorstand des Kölner Central-Dombau-Vereins geantwortet, der am 13. August in Sanssouci erschienen war, den König persönlich zu der Dombau-Feier einzuladen und ihm zugleich seinen tiefgefühlten Dank für die bisher erwiesene Huld abzustatten — er freue sich, hatte der König geantwortet, der lebendigen Theilnahme, welche der Vorstand des Vereins in einer schon früher überreichten Dankadresse für die Sache des Dombaues kundgegeben. Der König theile die Ueberzeugung von der hohen Bedeutung des Unternehmens, wie nicht minder das Vertrauen und die Zuversicht, daß daſſelbe, seiner Schwierigkeit und seines Umfanges ungeachtet, zur ersehnten Vollendung werde geführt werden, und er finde sich darin bestärkt durch die erfreulichen Resultate, welche der Verein während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit bereits erlangt habe. „Möge es", fuhr der König fort, „demſelben gelingen, die Flamme der Begeisterung, welche ihn beseelt, weit und breit in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht nur zu vorübergehendem Auflodern anzufachen, sondern dauernd zu nähren, damit das erhabene Werk gedeihe und sich vollende, einer großen Vorzeit würdig, der Gegenwart zum Ruhme und der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde deutschen Kunstsinnes wie deutscher Frömmigkeit, Eintracht und Thatkraft".

Solche Worte, so ungewohnt aus königlichem Munde, hatten natürlich überall, wohin sie gedrungen, die lebhafteste Theilnahme erzeugt und aus allen Theilen Deutschlands, hauptsächlich aber aus Preußen selbst, sowie aus jenen kleinen süd- und mitteldeutschen Staaten, in denen die politische Zersplitterung die Sehnsucht nach

einer kräftigern deutschen Einheit am lebhaftesten entzündet hatte, strömten, wie der Anfang des September und mit ihm der erwartete Festtag sich näherte, ganze Schaaren von Reisenden an die gesegneten Ufer des Rheins. Die Mehrzahl von ihnen war in gehobener, wahrhaft festlicher Stimmung; trotz aller Enttäuschungen und Entfremdungen, welche diese jüngsten Monate gebracht hatten, konnte man sich doch einer gewissen unbestimmten Erwartung, als müsse sich hier irgend etwas Ungemeines, Unerhörtes zutragen und als müßte dieser Grundstein, der als Symbol der deutschen Einheit gelegt werden sollte, in der That der Grundstein einer neuen glücklichen Epoche werden, nicht erwehren — wobei wohl zu beachten ist, daß die im vorigen Abschnitt ausführlich besprochenen Erlasse wegen der ständischen Ausschüsse damals noch nicht bekannt waren und mithin die Phantasie des Publikums noch freien Spielraum hatte, sich jenen Weiterbau der ständischen Institutionen, mit welchem man den König von Preußen beschäftigt wußte, sich so großartig auszumalen — nun ja doch, wie der Kölner Dom selbst.

Aber auch die bloße Schaulust durfte sich eine reiche Ernte versprechen. Das Kölner Domfest sollte nur ein Glied bilden in einer Reihe der glänzenden und großartigen Festlichkeiten, durch welche der Besuch des Königs in der Rheinprovinz, sowie die Anwesenheit so vieler erlauchter und hochgestellter Gäste gefeiert werden sollte. Denn außer dem König und seiner Gemahlin wurden von fürstlichen Häuptern noch der König von Hannover, der König von Würtemberg, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Nassau und der Erbgroßherzog von Baden erwartet. Die übrigen deutschen Staaten waren wenigstens durch Abgesandte vertreten, die Mehrzahl von ihnen ebenfalls von fürstlichem Blute. Oesterreich namentlich, dessen Empfindungen bei der Verherrlichung dieser deutschen Macht und Einheit durch den ehemaligen Kurfürsten von Brandenburg nicht die angenehmsten sein mochten, entsandte den Erzherzog Johann, den einzigen unter den damaligen österreichischen Prinzen, der sich wenigstens einer Art von Popularität zu erfreuen hatte. Der einfache, schlichte Mann mit den bürgerlichen Manieren erregte die Aufmerksamkeit des versammelten Publikums in hohem Grade. Man wußte, wie eifersüchtig die egoistische Politik des verstorbenen Kaisers Franz, seines Bruders, ihn bewacht hatte und wie er ein volles Menschenalter hin-

durch absichtlich von allen politischen Geschäften ausgeschlossen gewesen war. Aber man wußte auch, wie verständig der Prinz diese unfreiwillige Muße benutzt, wie würdig er sie ausgefüllt hatte und daß es in Steyermark, wo er sich seit langen Jahren angesiedelt und wo eine schlichte Bauerntochter sein Weib geworden war, weit und breit keinen tüchtigern Landmann, keinen rüstigern Alpenwanderer, keinen aufrichtigern Freund jedes industriellen und technischen Fortschritts gab als den Erzherzog Johann. Von der Bedeutung freilich, welche dieser Name wenige Jahre später erlangen, und daß es dieser schlichte unscheinbare Mann sein sollte, in dem Deutschland in gefahrvollsten und wichtigsten Zeiten, nach Jahrhunderten der Zerrissenheit und Verwilderung zum ersten Male wieder ein Oberhaupt begrüßen sollte, das vom Volke selbst erwählt und anerkannt war, wenn auch nur ein sehr nominelles — davon freilich ahnte man nichts. Wol glaubte man aber eine zarte Aufmerksamkeit des österreichischen Hofes gegen die deutschen Sympathien Friedrich Wilhelm's IV. darin zu finden, daß gerade dieser Prinz ausersehen, ihn an den Ufern des deutschen Rheins zu begrüßen; es war die erste öffentliche Mission, mit welcher der Prinz aus seinem vieljährigen Exil hervortrat und die Gelegenheit, man mußte es gestehen, konnte nicht bedeutsamer gewählt sein. Späterhin sind dann allerdings Ereignisse eingetreten, die es im hohen Grade wahrscheinlich machen, daß diese Wahl des Erzherzogs Johann keineswegs ohne ihre tieferen politischen Hintergedanken gewesen und daß auch die Reden und Trinksprüche, welche der Erzherzog bei dieser Gelegenheit hielt und über die wir sogleich das Nähere berichten werden, keineswegs solche bloße Geburten des Augenblicks und seiner Begeisterung waren, wie man damals allgemein glaubte. Doch davon wird erst an einem viel späteren Orte zu reden sein.

Neben dem Erzherzog Johann war auch der österreichische Premier, der Nestor der europäischen Diplomatie, Fürst Metternich, angemeldet. Die Vorstellung, welche das Publikum von der Weisheit oder doch mindestens von der Schlauheit des Fürsten Metternich hatte, war damals noch so groß, daß man nicht umhin konnte, auch diesem Erscheinen des Fürsten irgend eine wichtige politische Bedeutung beizulegen und da nun das ganze bevorstehende Fest einen überwiegend nationalen, einen deutschen Charakter tragen sollte, um was Anders konnten die Berathungen dieses Fürstencongresses, dem die Anwesenheit

des Fürsten Metternich erst gleichsam den wahren Stempel politischer Wichtigkeit aufdrückte, sich drehen als um jene Neugestaltung des deutschen Bundes, von welcher eben damals in den badischen Kammern und anderwärts so viel und so stürmisch gesprochen ward? Man glaubte, wie früher erwähnt worden, zu wissen, daß der deutsche Bundestag in seiner gegenwärtigen Ohnmacht und Regungslosigkeit keinen leidenschaftlichern Gegner habe, als Friedrich Wilhelm den Vierten und daß unter den großartigen und weitgreifenden Plänen, mit denen der König sich angeblich trug, die Reform des deutschen Bundes einen der ersten Plätze einnehme; es schien nichts natürlicher, als daß der König die Gelegenheit dieses Domfestes benutzen würde, sich mit seinen fürstlichen Collegen über den dabei zu verfolgenden Plan zu verständigen, wobei denn die Anwesenheit des Fürsten Metternich und des Erzherzogs Johann selbstredend von größter Wichtigkeit war. — In der That, wie später in unheilvollster Zeit durch die bekannte Schrift des Generals von Radowitz über „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." bekannt geworden ist, hat der Instinct des Publikums damals nicht allzuweit vom Ziele getroffen; es haben in jenen festlichen Tagen am Rhein in der That Berathungen zwischen dem König und dem Fürsten Metternich stattgefunden, deren Gegenstand die innern Angelegenheiten Deutschlands. Doch blieben dieselben, was die Neugestaltung des Bundes anbetraf, ebenso fruchtlos wie die Unterhandlungen, welche im August 1840 in Dresden zwischen dem König und dem Staatskanzler gepflogen worden und nur über die seit dem Februar 1841 in Angriff genommene Verbesserung des deutschen Heerwesens sowie über die kräftigere Vertheidigung der deutschen Grenze, zu der namentlich auch der neu begonnene Festungsbau von Rastatt gehörte, wurde während jener geräuschvollen Tage ein weiteres Abkommen getroffen.

Allein die Phantasie des Publikums, einmal erregt, blieb dabei nicht stehen; auch nach anderer Seite hin wurden der Reise des Königs weitgreifende und wichtige politische Zwecke zugeschrieben. Daß die Reise sich bis in die Schweiz ausdehnen würde, nach Neufchatel, dieser alten preußischen Besitzung, die gleichsam ein Ehrenkleinod in der Krone der Hohenzollern bildete, das war bereits officiell bekannt. Aber im Publikum munkelte man auch von einem Abstecher nach Paris, den der König vom Rhein aus machen würde. An sich hatte das Gerücht nichts Unwahrscheinliches. Der König, wie wir wissen, liebte diese

raſchen und plötzlichen Reiſen; auch ſchien es, nachdem die Höfe von London und Petersburg mit einem königlichen Beſuch erfreut worden waren und nachdem ſoeben eine feierliche Zuſammenkunft mit einem öſterreichiſchen Erzherzog, dem Oheim des regierenden Kaiſers, ſtattgefunden hatte, nur ein Act freundnachbarlicher Höflichkeit, wenn nun auch den Tuilerien die Ehre widerfuhr, den König von Preußen als Gaſt zu beherbergen. Zwar ſchrieb man, mit wie viel Grund mußte dahin geſtellt bleiben, dem König keine beſondere Vorliebe für das Bürgerkönigthum Louis Philipp's zu; doch ſollte jene Vermählung der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg mit dem Herzog von Orleans, die wenige Wochen zuvor der Tod des Letztern auf ſo unerwartete und tragiſche Weiſe gelöſt hatte, hauptſächlich, wie bei dieſer Gelegenheit auch von uns erinnert worden, durch die Mitwirkung des damaligen Kronprinzen von Preußen zu Stande gekommen ſein. Freilich befand der franzöſiſche Hof ſich eben jetzt in tiefſter Trauer und der unbefangenen Ueberlegung mußte es mehr als zweifelhaft erſcheinen, ob dieſer Augenblick, wo Louis Philipp noch über das kaum geſchloſſene Grab ſeines Erſtgebornen gebeugt ſtand, in der That der richtige ſei, fürſtliche Viſiten zu geben und zu empfangen. Allein was weiß das Publikum von den Rückſichten der Etikette? Wußte der beredte Mund Friedrich Wilhelm's des Vierten nicht mit derſelben Virtuoſität die Laute des Schmerzes wie der Freude, des Troſtes und der Ermunterung anzuſchlagen? Und mußte der Beſuch des Königs gerade in dieſem Augenblick nicht als eine neue Gewähr für die Zukunft Frankreichs und des europäiſchen Friedens erſcheinen? —

Inzwiſchen rückte der Beginn der Feſtlichkeiten immer näher und die Ufer des Rheins füllten ſich immer mehr mit erwartungsvollen Gäſten. Schon hatte ein junger Dichter, deſſen Name damals und ſpäter zu den gefeierſten und volksthümlichſten unſerer neueſten Literatur gehörte, gleichſam als Herold des Feſtes in das poetiſche Horn geſtoßen und in einem prächtig tönenden, ſchwungvollen Gedichte den großartigen Erwartungen, welche wenigſtens ein Theil des Publikums in Betreff des Dombaus und ſeiner nationalen Bedeutung hegte, einen ebenſo kühnen wie poetiſchen Ausdruck gegeben: Freiligrath, deſſen Auftreten als Lyriker zu Anfang der dreißiger Jahre ein wohlverdientes Aufſehen in unſerer Literatur gemacht hatte und der raſch einer der Lieblingsdichter unſeres Volks geworden war. Seit dem Januar

1842 bezog Freiligrath, der, urſprünglich Kaufmann, ſich ganz der Muſe zu widmen wünſchte, ein kleines Jahrgeld vom König von Preußen; es war das Erſte und Einzige, was der König, der Gönner der Schelling, Tieck, Rückert, für die Poeſie der Gegenwart gethan hatte und ſowol die großherzige und edle Art, mit welcher das Jahrgeld verliehen worden (Freiligrath ſelbſt hatte gar nichts davon gewußt, geſchweige daß er ſich darum beworben), als der Name deſſen, dem daſſelbe zu Theil geworden, hatte dieſer Handlung des Königs den lebhaften Beifall des Publikums erworben. Auch Freiligrath's „Dombaugedicht“ wurde mit Beifall aufgenommen; es ſchien eine glückliche Wendung für das Talent des Dichters ſelbſt, daß er, der bis dahin hauptſächlich fremdländiſche Stoffe beſungen und durch die Bilder ferner Zonen gewirkt hatte, ſich nun auch den vaterländiſchen Intereſſen zuwendete und gern verzieh man es ihm, wenn ſeine Phantaſien von der deutſchen Zukunft zunächſt noch etwas nebelhaft, ſeine Prophezeiungen von der nahenden Größe Deutſchlands etwas überſchwänglich und unklar waren.

Beſonders zahlreich unter den herbeiſtrömenden Gäſten waren die militäriſchen. War das Preußen Friedrich Wilhelm's des Vierten auch nicht mehr jenes ausſchließend ſoldatiſche ſeines Vorgängers, behauptete der Soldatenrock auch nicht mehr jenes Privileg, einzig und allein bei allen öffentlichen Feierlichkeiten zu glänzen, welches Friedrich Wilhelm der Dritte ihm ertheilt hatte: ſo war Preußen doch noch immer weſentlich ein Militärſtaat, ſeine europäiſche Stellung gründete ſich noch immer weſentlich auf die Bajonette ſeiner Soldaten und ſo war es denn ganz in der Ordnung, daß neben der religiöſen, der künſtleriſchen und nationalen Seite dieſer Feſtlichkeiten auch die militäriſche bedeutungsvoll hervortrat. Die Rheinprovinz ſollte in dieſen Tagen eines jener großartigen militäriſchen Schauſpiele ſehen, wie ſie von Jahr zu Jahr abwechſelnd in einer der preußiſchen Provinzen ſtattfanden. Die Königsrevüen, wie man dieſe Feſtlichkeiten im Publikum nannte, waren unter Friedrich Wilhelm dem Dritten ein ziemlich einfaches, glanzloſes Ding geweſen, das eben nur den Militär von Fach intereſſiren konnte; der prachtliebende Sinn ſeines Nachfolgers hatte ſie mit einem Glanz und einer Fülle umgeben, welche ſie zu einem der prächtigſten und intereſſanteſten Schauſpiele machten, durch das denn auch regelmäßig viele Tauſende angezogen wurden. Diesmal waren das ſiebente und achte Armeecorps, die

für gewöhnlich in Rheinland und Weſtfalen in Garniſon ſtanden, beſtimmt, das prüfende Auge des königlichen Kriegsherrn zu paſſiren. Auf der Ebene von Grimmlinghauſen, einem Dorfe zwiſchen Düſſeldorf und Neuß, war ein Lager aufgeſchlagen, das bald von dem munterſten kriegeriſchen Leben wimmelte. Nicht weniger als 22 Bataillone rückten hier ins Lager; zu den Manövern ſelbſt aber wurden nicht weniger als 2 Gardelandwehr-Regimenter, 12 Linien- und 16 Landwehr-Bataillone, 4 Linien- und 4 Landwehr-Cavallerie-Regimenter, 2 Compagnien Schützen nebſt der geſammten ſiebenten Artilleriebrigade erwartet. Was dieſen glänzenden militäriſchen Schauſpielen aber noch ein ganz beſonderes Intereſſe gab, ſowol in den Augen des eigentlichen Kenners, als der preußiſchen Bevölkerung überhaupt, die ja durchweg eine mehr oder minder ſoldatiſche iſt und für die daher auch alles Soldatiſche einen Reiz hat, von dem man anderwärts, in mehr bürgerlichen Staaten, nichts ahnt, das war der Umſtand, daß bei Gelegenheit dieſer Uebungen die neue Uniformirung geprüft werden ſollte, welche für die preußiſche Armee in Vorſchlag gebracht worden. Statt der alten kurzen, geſundheitswidrigen und unſchönen Jacke ſollte der preußiſche Soldat einen bequemen und kleidſamen Waffenrock, ſtatt der ſchweren unförmigen Tſchako's einen maleriſchen Helm, nach romantiſch mittelalterlichem Zuſchnitt, erhalten, und auch in der ſonſtigen Bekleidung, ſowie namentlich in der Anordnung des Gepäcks wurden verſchiedene, wie der Erfolg gelehrt hat, höchſt zweckmäßige Veränderungen beabſichtigt. Der König ſelbſt intereſſirte ſich für dieſe Angelegenheit in hohem Grade; ein Theil der Entwürfe ſollte von ſeiner eigenen Hand herrühren, ja um genau zu wiſſen, ob die neue Equipirung auch wirklich das leiſte, was man ſich davon verſprach, hatte er ſie ſelbſt verſuchsweiſe angelegt und war ſo, im Waffenrock des gemeinen Soldaten, mit Helm und Torniſter und das Gewehr auf der Schulter, in den Gärten von Sansſouci eine halbe Stunde auf- und abmarſchirt. Jetzt war ein ganzes Regiment — das fünfzehnte, wenn wir nicht irren — nach dieſem neuen Muſter gekleidet und bepackt und die praktiſchen Erfahrungen, welche ſich bei dieſer Gelegenheit herausſtellen würden, ſollten die letzte Entſcheidung darüber geben, ob die Neuerung ſich auf die ganze preußiſche Armee erſtrecken — das hieß alſo, ob man den preußiſchen Soldaten in Zukunft in Rock oder Jacke, in Tſchako oder Pickelhaube, mit der

Patrontasche vorn oder hinten erblicken sollte: eine Neuerung, die für das preußische Bewußtsein weit bedeutender war und weit tiefer in dasselbe eingriff, als man sich auswärts vorstellen konnte. Denn nun erst, seitdem der preußische Bürger den Soldaten nicht mehr in jenem knappen Anzug sah, der die Augenweide Friedrich Wilhelm's des Dritten gewesen war, seitdem der preußische Bauerbursch, wenn er Soldat wurde, statt der Jacke den Waffenrock auf den Leib, statt des Tschako den Helm auf den Kopf bekam, ja seitdem (was damit im genauesten Zusammenhange stand) der Parademarsch nicht mehr das A und O der preußischen Dressur war — seitdem erst merkten Bürger, Bauer und Soldat, daß „der alte Herr" wirklich die Augen zugethan und daß mit dem neuen König in der That eine neue Zeit begonnen hatte.

Auch für das Lager selbst sowie überhaupt für die Unterbringung und Verpflegung der zahlreichen Truppenmassen waren verschiedene neue Einrichtungen getroffen worden. Besonders hatte der König für die Gesundheitspflege der Mannschaften die umfassendste Sorge getragen; man war begierig zu hören, wie die neuen Einrichtungen sich bewähren würden und war erfreut, da die Berichte aus dem Lager im Ganzen ungemein günstig lauteten.

Diesem militärischen Interesse entsprechend, war denn auch die Zahl der militärischen Besucher, die in dem Lager von Grimmlingshausen erwartet wurden, ganz außerordentlich groß. Alle Armeen Europas hatten ihre Vertreter abgesendet, dem alten Waffenruhm Preußens und der jungen Friedensglorie des neuen Königs ihre Huldigung darzubringen; selbst die berühmten Heerschauen, welche der Kaiser von Rußland in den weiten Steppen seines Reichs zu veranstalten pflegte, wurden überstrahlt durch dies Sternenheer militärischer Berühmtheiten, das sich am preußischen Rhein zusammenzog. Aus Preußen selbst waren sämmtliche Prinzen des königlichen Hauses versammelt, darunter auch der Oheim des Königs, Prinz August, der Chef der preußischen Artillerie, dessen Name bei den alten Kämpfern der Befreiungskriege einen so erfreulichen Klang hatte, ferner der Kriegsminister von Boyen und der Chef des großen Generalstabes der Armee General der Infanterie Kneisebeck, die ihren Ruhm ebenfalls beide noch aus den Befreiungskriegen datirten. Von deutschen Bundestruppen waren die Contingente von Sachsen, Hannover, Hessen-Darmstadt, Nassau, Sachsen-Meiningen

durch eigene Deputationen vertreten, am zahlreichsten Hannover, das unter andern den General Halkett, ebenfalls einen alten Kämpfer aus den Befreiungskriegen, gesandt hatte, denselben, der dann einige Jahre später in dem schleswig-holsteinischen Kriege seinen alten Lorbeeren neue hinzufügen sollte. Würtemberg war außer dem König selbst durch den General-Major Herzog Alexander von Würtemberg nebst einem glänzenden Gefolge, darunter der bekannte Reitergeneral Bismark, vertreten. Nicht minder ansehnlich war Rang und Zahl der österreichischen Offiziere, die in dem preußischen Lager erschienen. Ungemein zahlreich und glänzend war ferner die englische Armee vertreten, die alte Waffengefährtin der preußischen von den Schlachtfeldern von Belle Alliance her. Außer dem Vicekönig von Irland Lord de Grey und dem Gesandten am preußischen Hofe, Grafen Westmoreland, hatten sich der Prinz Georg von Cambridge, der General Sir Henry Bethune, Lord Blomfield, Sir William Maclean, Oberstlieutenant Graf Cardigan (derselbe, der sich dann später auf den Hochebenen der Krim einen so zweideutigen Ruf als Reiteranführer erwerben sollte) und unzählige Andere eingefunden. Rußland schickte die Generallieutenants von Manfuroff, Fürst Labaloff, Berg und den General von Perowsky, den Anführer jener verunglückten Expedition nach Khiwa, die vor einigen Jahren so viel von sich reden gemacht hatte. Auch die Niederlande, die Schweiz, selbst das ferne Norwegen waren vertreten. Auffallend dagegen wurde es gefunden, daß von der französischen Armee, so viel man wußte, sich nur ein Bataillonscommandeur in dem Lager eingestellt hatte; die Actien der angeblichen pariser Reise geriethen seitdem merklich ins Sinken. Und mit Recht, da die Reise (um dies gleich vorweg zu nehmen) so wenig zur Ausführung kam, als sie allem Vermuthen nach jemals beabsichtigt worden war.

Einen pikanten und charakteristischen Gegensatz zu diesen militärischen Gästen bildeten die zahlreichen kirchlichen Größen, die Bischöfe und andern geistlichen Würdenträger, die sich in Köln, das seinen alten Namen „des heiligen" sich bei dieser Gelegenheit neu verdienen zu wollen schien, um den Erzbischof von Geissel versammelten. Auch die Kirche war ja eine streitende Macht, ja sie war soeben erst aus einem der gefährlichsten und verwegensten Kämpfe, die sie

ſeit Jahrhunderten unternommen, als Siegerin hervorgegangen; mit Recht ſtellte ſie daher dem kriegeriſchen Glanze der weltlichen Macht ihre friedlichen Trophäen gegenüber und pflanzte mitten unter den preußiſchen Adlern und den ſchwarzweißen Bannern, welche den königlichen Gaſt begrüßen ſollten, ihr goldig funkelndes Kreuz auf, Symbol deſſen, was ſie ſchon erreicht und des noch weit Größeren, das ſie im Sinne hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung: Abreise des Königs und der Königin von Berlin: 20. August 1842. — Festlicher Empfang in Westfalen. Aufenthalt in Minden, Bielefeld und Münster: das Münster'sche Bürger- und Adelsfest. — Fortsetzung der Reise nach Hamm, Dortmund, Barmen, Elberfeld und Ankunft in Düsseldorf. Erster Besuch im Lager von Grimmlinghausen, und Aufenthalt auf dem Schlosse zu Benrath. Das Ständchen der Düsseldorfer Bürgerschaft. — Reden und Trinksprüche zu Hamm, Barmen und auf Schloß Benrath. Angebliche Anrede an die westfälische Geistlichkeit bei der Durchreise zu Minden. — Kölner Domfest am 4. September 1842. Feierlicher Einzug des Königs und seiner fürstlichen Gäste. Festzug der Dombau-Vereine. Der Grundstein. Weihrede des Erzbischofs von Köln. Rede des Königs. Außerordentliche Wirkung der letzteren. — Schluß der Domfeier; Abreise des königlichen Paares nach dem Schlosse Brühl. — Militärische Uebungen und Feste. Ausflug nach Aachen und Zusammenkunft daselbst mit dem König der Belgier. Trinkspruch beim Festmahl zu Aachen; Antwortrede des Erzherzogs Johann. — Das Kölner Bürgerfest und das große militärische Festmahl zu Brühl: 12. September 1842. Reden, welche dabei gehalten werden; angeblicher Trinkspruch des Erzherzogs Johann: „Kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges Deutschland!" — Enthusiastische Aufnahme dieses Trinkspruchs im Publikum und seine späteren Wirkungen. — Das Godesberger Adelsfest; übler Eindruck desselben.

Nach solchen Zurüstungen und Vorbereitungen erfolgte endlich am 20. August die Abreise des Königs von Berlin; mit ihm reiste die Königin, während ein glänzendes Gefolge theils vorangeeilt war, theils sich dem königlichen Zuge anschloß. Die beiden ersten Nachtlager wurden in Magdeburg und Halberstadt gehalten und obschon hier alle Empfangsfeierlichkeiten ausdrücklich abgelehnt worden, so war die

Aufnahme des königlichen Paares doch auch hier ebenſo glänzend wie herzlich und bildete ein würdiges Vorſpiel zu den Feſtlichkeiten, denen die hohen Reiſenden entgegengingen. Am 22. überſchritten ſie die Grenze von Weſtfalen und von da an reihete ſich nun im bunten Gedränge Feſt an Feſt. Die alte porta westphalica, die der König zur Nachtzeit paſſirte, begrüßte ihn im Flammenſchmuck; überall an den Wegen, auf denen der Zug dahineilte, waren die Einwohner der umliegenden Dorfſchaften verſammelt, im Feſttagsſchmuck, mit Kränzen und Fahnen, zum Theil auch mit den Attributen ihrer ländlichen Beſchäftigungen; kein Sieger aus der Schlacht konnte glänzender, kein triumphirender König, der ſeinem Volke den Frieden wiedergegeben, herzlicher empfangen werden.

Beſonders feierlich war die Aufnahme in Münſter, der alten Biſchofsſtadt. Hatte der Empfang in Minden und Bielefeld, welche Städte der König am Tage zuvor paſſirte, mehr ein bürgerliches Gepräge getragen, ſo entfaltete ſich dagegen in Münſter die ganze Pracht und der ganze Reichthum des weſtfäliſchen Adels, noch vermehrt durch den Pomp der Geiſtlichkeit, welche ſich, den kaum begrabenen Zwiſt vergeſſend, ebenfalls zahlreich eingefunden hatte. Auch ließ der König ſelbſt es an Zuvorkommenheit nicht fehlen. Seine Ankunft in Münſter war urſprünglich auf die ſpäteren Nachmittagsſtunden feſtgeſetzt; die Schnelligkeit, mit welcher der königliche Wagen dahinrollte, machte es möglich, ſchon vor Mittags einzutreffen; um jedoch den getreuen Münſterern oder vielmehr dem Adel Weſtfalens, der ſich hier hauptſächlich verſammelt hatte, Zeit zu laſſen zur vollſtändigen Herſtellung der von ihm beabſichtigten Feierlichkeiten, ließ der König abſichtlich langſamer fahren: eine Aufmerkſamkeit, die den adeligen Wirthen natürlich nicht wenig ſchmeichelte und dem Empfang, wenn möglich, eine noch glänzendere, noch herzlichere Färbung gab. Die Fürſten, die Ritterſchaft, ſowie die höheren Behörden der Provinz waren im Schloſſe verſammelt; auch der regierende Fürſt von Lippe-Detmold ſowie der Landgraf von Heſſen-Philippsthal Barchfeld fanden ſich zur Aufwartung ein. Mit Befriedigung erzählte man ſich, daß der König am Tage zuvor, unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Minden, dem Oberpräſidenten der Provinz, Herrn von Vincke, eigenhändig den ſchwarzen Adlerorden überreicht hatte. Herr von Vincke, einer der wenigen Reſte, welche aus der Zeit der Stein und Hardenberg noch

übrig, war nicht nur der Stolz der preußischen Beamtenwelt, sondern auch der Liebling des westfälischen Volks, dem er durch seine Geburt angehörte und dessen Art und Wesen er in langjährigem vertrauten Umgang vollständig angenommen hatte. Auch gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit der Provinz hatte Hr. von Vincke unter den schwierigen Verhältnissen der letzten Jahre trotz seines altpreußischen Sinnes und trotz der Festigkeit, mit der er die Würde seiner hohen Stellung behauptete, ein freundliches Einverständniß zu erhalten gewußt und so fand die Auszeichnung des verdienten Mannes überall die lebhafteste Zustimmung; die ganze Provinz fand sich geehrt in ihrem tüchtigsten und mannhaftesten Sohne, ihrem ersten und verdientesten Beamten.

Am Abend der Ankunft fand in Münster auf dem alten malerischen mit Bäumen gezierten Domplatz, im Angesicht der alterthümlich romantischen Kirche, von Seiten der Stadt ein Fest statt, welches dem Geschmack der Unternehmer alle Ehre machte. Der ganze Platz war in ein Blumenmeer verwandelt; ein großes Zelt, zu 800 Personen eingerichtet, nebst zwei kleineren, war zum Empfang der Gäste sowie zur Einnahme der Erfrischungen bestimmt; sowol in dem großen Zelt wie im Freien wurde getanzt. An beiden Orten nahm der König am Tanze Theil; doch entfernte er sich bald aus dem festlichen Gewühl, um dem am Domplatz wohnenden Bischof von Münster seinen Besuch zu machen — wiederum eine Aufmerksamkeit, welche von der versammelten Menge mit lebhafter Befriedigung vernommen ward. — Im Uebrigen blieb es freilich nicht unbemerkt, daß die Blumengewinde, mit denen der Domplatz eingefaßt war, zugleich dazu dienten, die neugierige Menge, das Gros der Bürgerschaft und der ländlichen Bevölkerung — denn auch die letztere war von weit und breit herbeigeströmt — von den Auserwählten innerhalb des Festraums, den reichen Gewerbtreibenden und den höheren Beamten abzusondern. Doch war man ja an dergleichen gewöhnt, namentlich in Westfalen; es schien schon immer ein Fortschritt, und zwar ein sehr erheblicher, wenn die Zeisig der Polizei sich wenigstens unter Blumengewinde versteckten.

Am folgenden Tage legte die Königin unter Assistenz ihres Gemahls den Grundstein zu einem städtischen Spital, worauf beide gemeinschaftlich die Alterthümer und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahmen. Abends brachten die Studirenden

der (ausſchließlich katholiſchen) Akademie einen Fackelzug. Demnächſt begab das königliche Paar ſich zu dem Feſt, welches die Standesherren und die Ritterſchaft der Provinz veranſtaltet hatten; es war außerordentlich prächtig und drängte die beſcheidene bürgerliche Luſtbarkeit des vorhergehenden Abends denn freilich einigermaßen in den Hintergrund.

Am nächſten Morgen wurde die Reiſe weiter fortgeſetzt; ſie ging, immer unter demſelben feſtlichen Gepränge, über Hamm, Dortmund, Barmen, Elberfeld, bis endlich am 28. Auguſt in Düſſeldorf der Rhein erreicht ward. Noch an demſelben Tage beſuchten die hohen Reiſenden das Lager von Grimmlinghauſen; doch wurde der beabſichtigte große Zapfenſtreich, zu welchem hundert Janitſcharen, hundert Tambours und hundert Sänger bereit ſtanden, eines Unwohlſeins halber, das den König während der Reiſe befallen hatte, abbeſtellt. Der König nahm ſein Hauptquartier in dem Schloſſe Benrath bei Düſſeldorf und bis zum Abend des 3. September folgte nun eine militäriſche Feſtlichkeit, eine Truppenaufſtellung und eine Heerſchau der andern. Auf die Aufzählung derſelben verzichten wir hier natürlich; dagegen ſcheint es unerläßlich, der zahlreichen Reden und Trinkſprüche zu gedenken, welche der König bei den verſchiedenen feſtlichen Veranlaſſungen ausbrachte und die ſich mit ihrer ſchwungvollen Rhetorik und dem Glanz ihrer Bilder wie ein goldgeſticktes Band durch dieſe ganze Reiſe dahinzogen. Sie gehören in der That der Geſchichte an, dieſe Tafelreden und Toaſte Friedrich Wilhelm's des Vierten und weder das Auftreten des Königs ſelbſt, namentlich innerhalb ſeiner erſten Regierungsjahre, noch der Eindruck, den daſſelbe im Publikum hervorbrachte, läßt ſich ohne ſie genügend verſtehen. Hundert Mal enttäuſcht und zur Ruhe verwieſen, richtete die Erwartung des Publikums ſich doch immer wieder an dieſen Reden auf, die ſo verheißungsvoll klangen, die dem königlichen Redner ſo offenbar aus der Tiefe des Herzens ſtrömten und die darum auch ſo tief an die Herzen der Hörer griffen — bis endlich, unter der allgemeinen Verſtimmung und Abſpannung, welche die Gemüther des Volkes überkam, auch ihr Glanz verblich, ihre Anziehungskraft ſich abſchwächte. Und das wurde verhängnißvoll, nicht blos für den König ſelbſt, ſondern auch für Preußen, für Deutſchland, für die ganze Welt.

Beim feſtlichen Mahle zu Hamm, inmitten der Vertreter der

Grafſchaft Mark, dieſer durch die Treue, welche ſie dem preußiſchen Königshauſe von alten Zeiten her erwieſen, ſo denkwürdigen Landſchaft, erhob der König ſich und brachte unter dem athemloſen Aufhorchen der Gäſte nachfolgenden Trinkſpruch auf das Wohl der Märker aus, jenes kernigen Volksſtammes, von dem es in dem Arndt'ſchen Liede heißt: daß er „das Eiſen reckt." „Ich will," rief der König, „eine Geſundheit ausbringen, welche Ihnen, wie ich hoffe, lieb ſein wird. Es iſt vielfach die Rede geweſen von einer Urkunde, in welcher der große Kurfürſt der Grafſchaft Mark verſprochen hat, daß er dieſelbe niemals vertauſchen, verpfänden oder abtreten wolle. Darauf ſtützten die Stände im Jahre 1806 ihre ewig unvergeßliche Bitte an den ſeligen König, die Grafſchaft Mark unter keiner Bedingung abzutreten. Eine gleiche Bitte iſt in den letzten Jahren von einem Theil der Stände an mich gelangt. Ich habe hieraus Veranlaſſung genommen, nach dieſer Urkunde in allen Archiven ſuchen zu laſſen; ſie iſt jedoch nicht aufgefunden worden. Ich bedaure aber den Verluſt derſelben durchaus nicht; denn in einem Lande, in welchem jedes Herz ein Archiv iſt, in welchem dieſe Urkunde aufbewahrt wird, bedarf es keines todten Pergaments. Von ſämmtlichen Ständen der Grafſchaft Mark und allen Menſchen, die darin wohnen, zweifelt gewiß keiner daran, daß ihnen Meine Treue, wie die Meiner Vorfahren gewiß iſt. Ich gebe kein Verſprechen, ich hoffe, daß es Jeder in Meinen Augen lieſt und was ein ſolches Verſprechen hervorruft und wirkt, iſt in dieſem Lande in überfließendem Maße vorhanden. Da mir nun heute das Glück, ich darf ſagen die Glückſeligkeit wird, nach ſo langer Zeit wieder in der guten Grafſchaft Mark und in hieſiger Stadt weilen zu können, ſo ergreife ich dieſen Augenblick und trinke mit überfließendem Herzen auf das Wohl der treuen Grafſchaft Mark!"

Minder glanzvoll, aber nicht minder herzlich offenbarte die königliche Beredſamkeit ſich zwei Tage ſpäter in Barmen, wo die Vertreter der genannten Stadt, ſowie des geſammten Bergiſchen Landes ſich zu fröhlichem Feſtmahl um den König verſammelt hatten. „Ich war ſo oft", ſagte der König, „in dieſer Stadt als Gaſt und wurde immer ſo herzlich empfangen, daß ich mich danach ſehnte, auch einmal hier als Wirth erſcheinen zu können. Heute kann ich dies, und was mich innig freut, nicht nur auf flüchtiger Reiſe. Heute kann ich Ihnen danken für die alte Liebe und für die neue Liebe und ſo

ergreife ich dieſen vollen Pokal und trinke aus bewegtem Herzen auf das Wohl meiner lieben Gäſte, auf das Wohl dieſer Stadt und des ganzen Bergiſchen Landes!"

Ueberhaupt war der König in dieſer ganzen Zeit in der glücklichſten Laune und ſelbſt ein heftiger Podagraanfall, der ihn bald darauf heimſuchte, vermochte ſeinen guten Humor nicht zu ſtören. Als bei Gelegenheit des Aufenthalts auf Schloß Benrath eine Deputation der Düſſeldorfer Bürgerſchaft mit einer Nachtmuſik erſchien, ließ der von heftigen Schmerzen geplagte König nichts deſtoweniger ſein Lager nahe ans Fenſter rücken, um die im Schloßhof aufgeſtellten Sänger deſto beſſer hören zu können. Auch den Deputirten ſelbſt wurde der Eintritt in das königliche Krankenzimmer nicht verſagt. „Sie ſehen", rief der König ihnen zu, „ich habe mein Lager dem Fenſter näher rücken laſſen, um wenigſtens zu hören; dieſe Ueberraſchung macht mir eine innige Freude und ich bin ganz unglücklich, meinen Dank nicht ſelbſt bringen zu können." — Wer hätte es damals wol für möglich gehalten, daß kein volles Jahr vergehen würde und eben dieſer König, der ſich bei ſeinen Unterthanen ſo leutſelig entſchuldigte, ihnen nicht ſo danken zu können wie er gern möchte, würde an eben dieſe Düſſeldorfer ein drohendes Schreiben richten, in welchem er ſich „wegen unanſtändiger Auftritte" beſchwerte, die bei einem „ſogenannten Feſtmahl" in Düſſeldorf ſtattgefunden, einem Feſt voll „verwerflicher Tendenz," nur geeignet „Lärm zu erzeugen, ohne irgend einen Einfluß auf die Sache, auf des Königs Entſchließung und den Gang ſeiner Regierung üben zu können"?

Doch wußte freilich das Gerücht ſchon damals noch von andern königlichen Aeußerungen zu berichten als nur von den offiziellen Trinkſprüchen und Tafelreden, welche in den Zeitungen zu leſen ſtanden; aber auch dieſe Aeußerungen, halb mythiſch wie ſie waren, erregten die freudige Senſation des Publikums und brachten zum Theil ſogar noch eine größere Wirkung hervor als jene feſtlichen Ergüſſe. Insbeſondere wußte man ſich viel von einer angeblichen Anrede zu erzählen, welche der König bei ſeiner Durchreiſe durch Weſtfalen an die Geiſtlichen einiger dortigen Diözeſen gehalten haben ſollte. Der Wortlaut wurde ſehr verſchieden angegeben; doch ſtimmten alle Berichte darin überein, daß der König mit Nachdruck und Lebhaftigkeit gewiſſe überchriſtliche Richtungen zurückgewieſen, die ſich ihm bei Gelegenheit

ſeiner Turchreiſe mit allzu vielem Selbſtvertrauen aufgedrängt. Die Nachricht davon erregte im Publikum große Befriedigung; man glaubte daraus zu erſehen, daß die Befürchtungen, die hie und da in Betreff der religiöſen Richtung des Königs gehegt wurden, doch wol nur auf Entſtellungen beruheten und daß, ſelbſt wenn der leichtbewegliche Geiſt des Herrſchers ſich auf Augenblicke in gewiſſe myſtiſche Tiefen verlieren ſollte, ſeine natürliche Kraft und Schärfe doch noch immer groß genug war, ihn jederzeit wieder in das freie ſonnige Reich des Tages zurückzuführen.

Endlich, unter Feſten, Zurüſtungen und Gerüchten der mannigfachſten Art, nahte der Tag der feierlichen Grundſteinlegung am Kölner Dombau; derſelbe bildete gewiſſermaßen den Mittelpunkt in der Reihe dieſer rheinländiſchen Feſttage und wurde daher mit dem außerordentlichſten Glanz und der lebhafteſten Theilnahme, äußerer wie innerer, begangen. Das alte Köln, deſſen Ausſehen ſonſt bekanntlich nicht eben ſehr zierlich, hatte ſich nach Möglichkeit herausgeputzt; ſtand es doch, wie die „Kölner Zeitung“ (die damals noch für ſehr loyal galt) rühmte, am Vorabend einer Feier, welche „für ganz Deutſchland bedeutungsvoll, für Köln ſelbſt aber ewig denkwürdig und Epoche machend“; ſeit bald vierhundert Jahren, ſeit der Huldigung Maximilian's I., habe Köln keinen ſolchen Verein hoher Häupter in ſeinen Ringmauern geſehen wie bei dieſem Beſuche, dem erſten, den der neue König ſeiner treuen Stadt am Rhein abſtatte.

Auch ſuchte die Stadt ſich dieſer Auszeichnung auf alle Weiſe würdig zu zeigen. Die Gebäude am Rhein, dieſe ſichtbaren Zeugen des Wohlſtandes, zu dem das noch unlängſt ſo arme, öde Köln unter dem preußiſchen Scepter aufgeblüht war, prangten in feſtlichem Schmuck; ebenſo die zahlreichen ab- und zufahrenden Dampfſchiffe, welche Stunde für Stunde ganze Schaaren von Fremden herzubrachten und von denen das größte und ſchönſte dem König zur Verfügung geſtellt war. Auch die Umgebung des Doms ſowie die Straßen, welche der königliche Zug paſſiren mußte, waren feſtlich geſchmückt; von allen Häuſern wehten Fahnen, alle Thüren waren mit Kränzen, alle Fenſter mit Blumen und Teppichen verziert. Am prächtigſten aber hatte der Dom ſelbſt ſich geſchmückt, in ſeiner alten, von Jugendglanz umſtrahlten Herrlichkeit. Die mächtigen Baugerüſte waren von einem Wald grüner Zweige überdeckt; auf dem Krahn, der ſo lange Jahr-

hunderte unbeweglich geſtanden, breitete ein mächtiger preußiſcher Adler ſeine Schwingen und ein rieſenhafter ſchwarzweißer Wimpel flatterte herab, mit dem Gruße: Protector. In der Gegend des Domhofs, an der ſüdlichen Seite des Doms, da wo der vollendete Chor aufhört und die Lücke des Schiffes zum Thurm beginnt, längs der Dommauer, war eine Eſtrade gebaut, über der ſich ein prächtiger, in gothiſcher Weiſe mit Laubgewinden, den Domfarben und Gold verzierter Baldachin erhob; vor ihm befand ſich die Stelle des Grundſteins. Zur Seite gegen Oſten erhob ſich eine große roth und weiß geſchmückte Tribüne für die geladenen Gäſte, der auf der anderen Seite des Domhofs eine zweite, noch ungleich geräumigere gegenüberſtand.

Den 3. September Abends hielt der König in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeiner zahlreichen Gäſte ſeinen feierlichen Einzug von Düſſeldorf her; alle Glocken läuteten, die Kanonen donnerten und mit lautem Zuruf begrüßte die wogende Maſſe den feſtlichen Zug. Von den fürſtlichen Gäſten, deren Anweſenheit man entgegengeſehen hatte, waren die beiden höchſtgeſtellten, der König von Hannover und der König von Würtemberg, ausgeblieben. Letzterer wegen einer Erkrankung in der königlichen Familie, erſterer wegen einer Unpäßlichkeit, die ihn ſelbſt befallen: es ging ſogar das Gerücht ſeines Todes und bei der allgemeinen Abneigung, mit welcher der Name Ernſt Auguſt damals noch genannt ward, kann man ſich leicht denken, welche Empfindungen daſſelbe unter den verſammelten Tauſenden erregte und welcher eigenthümliche Ton dadurch in die feſtliche Stimmung dieſer Tage kam. — Deſto lebhaftere Sympathien erregte die ſchlichte unſcheinbare Geſtalt des Erzherzogs Johann. Der König behandelte ihn mit großer Auszeichnung und auch der Prinz ſchien an dem feſtlichen Treiben, das ſich vor ihm entfaltete, großes Behagen zu finden. Auch Fürſt Metternich, ſeine große Rüſtigkeit, ſein kluges, feingeſchnittenes, zu all der ihn umgebenden Herrlichkeit ſarkaſtiſch lächelndes Geſicht wurde vom Publikum mit Aufmerkſamkeit betrachtet.

Der Morgen des eigentlichen Feſttags, eines Sonntags, wurde zunächſt wieder mit Glockengeläute und Kanonendonner eingeweiht. Um 8 Uhr begab ſich der König mit ſeiner Gemahlin und den Prinzen des königlichen Hauſes zum Gottesdienſt in die evangeliſche Kirche. Zur ſelben Zeit verſammelten ſich die Mitglieder des Kölner Dombau-

Vereins, vermehrt und verſtärkt durch zahlreiche Deputationen auswärtiger Vereine, auf dem Neumarkt, auf dem man ſchon die Zurüſtungen zu dem großen Bürgerfeſte, das acht Tage ſpäter auf demſelben Platze ſtatthaben ſollte, gewahrte. Von hier aus ging der Zug der Vereinsmitglieder, in einer Stärke von 3—4000 Köpfen, die prächtige Domfahne voran, nach dem Domplatz. Voran zog ein Muſikchor; zunächſt hinter dem Banner, das von den zwanzig Vereinsälteſten getragen ward, folgten die mit den Inſignien ihres Handwerks, dem Schurzfell und den roth und weißen Farben des Doms gezierten Dombau-Werkleute; auch der Zug ſelbſt war von zahlloſen Bannern und Inſignien der mannigfachſten Art begleitet.

Der Zug, den von allen Seiten das Jujauchzen einer faſt unüberſehbaren Menſchenmenge empfing, begab ſich in das Innere des Doms, das ebenfalls feſtlich geſchmückt war. In dem hohen Chor, wo inzwiſchen der König mit ſeiner Gemahlin und den übrigen hohen Herrſchaften erſchienen war, wurde vom Erzbiſchof, unter dem Beiſtand zahlreicher fremder Biſchöfe und Prälaten, ein feierliches Hochamt celebrirt, wobei eine Meſſe von Beethoven und das Halleluja von Händel zur Aufführung kam. Nach Beendigung derſelben, gegen 11 Uhr, verließ der Zug die Kirche, während die königlichen Herrſchaften, gefolgt von ihren fürſtlichen Gäſten, den hohen Beamten und einer zahlreichen Generalität, ihre Plätze auf der Eſtrade einnahmen. Gleich darauf zog der große Zug in derſelben Ordnung wie vorher in den Domhof ein, nur daß jetzt am Schluß die Geiſtlichkeit im feſtlichen Schmucke, das Domcapitel und zuletzt der Erzbiſchof erſchienen, während gleichzeitig der Geſang der in der Nähe des Grundſteins aufgeſtellten Deputationen der Schulen und der Waiſenkinder ertönte; es hatte etwas ungemein Ergreifendes, wie dieſe dünnen, zarten Stimmchen ſich allmälig Bahn brachen durch das Geräuſch ſo vieler Tauſende und es endlich wie mit ſilbernen Schwingen beherrſchten.

Jetzt betrat der Erzbiſchof die Eſtrade und die religiöſe Feier der Grundſteinlegung begann. Die Einweihungsgebete wurden geſprochen; ſo wie ſie beendet waren, trat der Dombaumeiſter Zwirner an die Oeffnung, in welche der Grundſtein eingeſenkt war, legte die Urkunden hinein und die Schlußplatte darüber, worauf der Erzbiſchof die Platte einfügte, das Schlußgebet ſprach und die drei üblichen Hammerſchläge that. Die Urkunden beſtanden erſtlich in einer Zinn-

platte, auf deren Vorderſeite ſich eine Inſchrift befand, in welcher die bisherigen Schickſale des Doms kurz berichtet, die Umſtände, unter denen der gegenwärtige Weiterbau begonnen worden, erzählt und die fürſtlichen und anderen hohen Zeugen aufgeführt wurden, die der heutigen Feſtlichkeit beigewohnt; dieſe Inſchrift war in lateiniſcher Sprache abgefaßt. Auf der Rückſeite der Platte wurde die Geſchichte des Doms nochmals, aber ausführlicher und in deutſcher Sprache, berichtet, auch der Geldgeſchenke gedacht, durch welche Friedrich Wilhelm III. und ſein Nachfolger die Erhaltung und den endlichen Weiterbau des Doms ermöglicht. Ferner wurde in den Grundſtein eine Pergamentrolle mit dem Statut und dem Mitgliederverzeichniß des Kölner Dombau-Vereins, die Kölniſche Zeitung vom 1. September, das Domblatt von demſelben Tage ſowie verſchiedene Münzen und andere Erinnerungszeichen gelegt; das vollſtändige Verzeichniß nebſt den Inſchriften theilen wir, zu Gunſten der Freunde des Dombaus unter unſern Leſern, im Anhang Nr. IV. mit.

Aus der Hand des Erzbiſchofs nahm ſodann der König Hammer und Kelle, ſtieg zum Grundſtein herab — und nun folgte eine jener unerwarteten, in ihrem Eindruck unwiderſtehlichen Scenen, in deren Herbeiführung der König ein ſo bewundernswürdiges Geſchick beſaß und die Allen, die dergleichen erlebt, unvergeßlich geblieben ſind. Mit lauter, weithin tönender Stimme, derſelben Stimme, die zwei Jahre zuvor auf dem Schloßplatz zu Königsberg ſolch Echo des Jubels erweckt und die auch noch einige Wochen ſpäter, bei der Berliner Huldigung, ſo viel aufmerkſame Zuhörer gefunden hatte, hielt er eine Anrede an die Verſammlung, in welcher er die unzweifelhaften, ahnungsvollen Empfindungen, welche in dieſem Augenblick die Bruſt der Verſammelten durchwogten, mit künſtleriſcher Meiſterſchaft und wahrhaft poetiſchem Schwunge ausſprach. Hat ſich auch von der „großen neuen Zeit," welche der König darin heraufbeſchwor, leider nichts verwirklichen wollen oder doch wenigſtens nicht auf dem Wege, den der fürſtliche Redner ſelbſt damals im Auge hatte, ſo iſt und bleibt die Rede doch eine der merkwürdigſten, welche jemals ein König gehalten und verdient, daß die Geſchichte ſie aufbewahre.

„Ich ergreife", ſagte der König, „dieſen Augenblick, um die vielen lieben Gäſte herzlich willkommnen zu heißen, die als Mitglieder der verſchiedenen Dombau-Vereine aus unſerem und dem ganzen

deutschen Lande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen."

„Meine Herren von Köln! es begibt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen mit Wonnethränen, und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben."

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen! Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte!"

„Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neun und zwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der, gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! — von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der ihme geworden, daß sie Eines sind in dem einigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte ich Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis an das Ende der Tage!"

„Meine Herren von Köln! — Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste anerkannt. Heute gebührt ihr das Selbstlob. Rufen Sie mit mir — und unter diesem Rufe will ich die Hammerschläge

auf den Grundſtein thun — rufen Sie mit mir das tauſendjährige Lob der Stadt: Alaaf Köln!" —

Man denke ſich die Scene: der weite Platz wimmelnd von Tauſenden von Köpfen, zwiſchen dem Glanz der Uniformen und der Pracht des prieſterlichen Ornats unzählige Flaggen, Wimpel, Kränze, ringsumher die prächtig verzierten Gitraden und Tribünen, angefüllt zum großen Theil mit einem glänzenden Damenflor, in der Mitte hochragend der ehrwürdige Dom, gleichſam aus Jahrhundertlangem Schlafe zu neuem Leben erwacht, der Krahn, der ſo lange eingreſtet geweſen, ſich zum erſten Mal wieder bewegend und unter Glockengeläut und Kanonendonner den erſten blumengeſchmückten Bauſtein wieder in die Höhe ziehend; dazu aus der Entfernung die Fluth des alten Rheins herüberſchimmernd und über Alles der reinſte heiterſte Sommerhimmel ſich wölbend — in der That, es war eine großartige Bühne, werth eines ſo unerwarteten und ergreifenden Ereigniſſes, wie dieſe königliche Rede es war.

Freilich hatten bei der weiten Ausdehnung des Platzes und dem unvermeidlichen Geräuſch, das eine Menſchenmenge von ſo vielen Tauſenden jederzeit hervorbringt, nur die Wenigſten dem Wortlaut derſelben folgen können. Allein noch an demſelben Abend circulirte ſie in zahlreichen Abſchriften und bald wurde ſie auch von den Zeitungen, die Staatszeitung an der Spitze, veröffentlicht. Ueberall, wo ſie geleſen wurde, erregte ſie die lebhafteſte Theilnahme; es war nicht mehr jene erſte, gleichſam jugendfriſche Begeiſterung, mit der einſt die Königsberger Huldigungsrede empfangen worden war, die Kritik war inzwiſchen erwacht und auch an dieſer Rede, ſo ſchwungvoll und hinreißend ſie war, fand man Allerhand auszuſetzen. Man fand namentlich für den einigermaßen unbeſtimmten und ungewiſſen Inhalt die Form etwas zu glänzend, zu vielverheißend; man fragte, worin die angekündigte neue große Zeit denn ſo eigentlich beſtehen ſolle, man vermißte bei aller Ehrfurcht vor dem erhabenen königlichen Willen und bei aller Ueberzeugung von ſeiner Reinheit und Treue doch die Garantien, welche die Erfüllung dieſes Willens ſelbſt dem Volke verbürgten.

Allein auch mit dieſen Einſchränkungen blieb der Eindruck doch immer höchſt bedeutend: wie das Feſten ſelbſt der Mittelpunkt der rheiniſchen Feſtlichkeiten geweſen war, ſo bildete wiederum die königliche

Reke den Mittelpunkt des Domfeſtes und alles Andere erſchien dagegen glanzlos und unbedeutend.

Bald ſollte man der Reden noch mehr und darunter kaum minder intereſſante vernehmen. — Der Abend des feſtlichen Tages ſchloß mit einem prächtigen Feuerwerk, das ſich Stunden weit die ganze Rheinfronte entlang dehnte und bei dem namentlich der Dom, in wechſelnder bengaliſcher Beleuchtung, in zauberhaftem Glanz hervortrat; der König, auf einem reichverzierten Dampfſchiff den Strom auf und ab fahrend, zeigte ſich entzückt von dem prächtigen Schauſpiel und gab in den gnädigſten Worten ſeine Zufriedenheit ſowie ſeine innige Zuneigung zu ſeinen ſchönen Rheinlanden zu erkennen. Gleich darauf begab das königliche Paar ſich nach dem Schloſſe Brühl zwiſchen Köln und Bonn, wo ſich am folgenden Tage auch der König von Würtemberg einfand; auch der König der Niederlande wurde erwartet. Vom Schloſſe Brühl aus wurden nun theils die verſchiedenen militäriſchen Schauſpiele in der Nähe in Augenſchein genommen, theils wurden Ausflüge und Reiſen in die übrigen Theile der Rheinprovinz angetreten. So namentlich nach Aachen, wo auch der König der Belgier zu einem kurzen Beſuch erſchien und wo der König wiederum glänzende Proben ſeiner Rednergabe ablegte. In dem ehemaligen Krönungsſaale der alten Kaiſerſtadt war das Feſtmahl angerichtet; es war ein eigenthümlicher Anblick in dieſem alten Aachen, wo einſt Rudolf von Habsburg „in ſeiner Kaiſerpracht gethront", an derſelben Stätte, wo ehemals die deutſchen Kaiſer das Salböl empfingen, den König von Preußen, einen Sprößling der armen kleinen Burggrafen von Nürnberg, als Herrn und Gebieter zu ſehen, den Erzherzog Johann, den Abkömmling jenes habsburgiſchen Hauſes, das dem deutſchen Reich ſo viele Oberhäupter gegeben, als Gaſt neben ſich. Der König, der vielleicht fühlen mochte, wie peinlich ein Vergleich zwiſchen ſonſt und jetzt auf ſeinen Gaſt wirken müßte, vermied es an die alte Kaiſerherrlichkeit Aachens zu erinnern; mit glücklichem Griff zog er dafür die jüngſte Vergangenheit herbei, indem er die Stadt Aachen, die bis in die neueſte Zeit nicht im Geruch beſonderer deutſcher Geſinnung geſtanden hatte, daran erinnerte, wann und durch welche Ereigniſſe ſie, die eine Zeitlang ſtolz darauf geweſen, eine der vier Reſidenzen Napoleons des Großen zu ſein, unter das preußiſche Scepter gekommen war. Ein alter Spruch, ſagte der König,

behaupte, wo der Reichthum, der Glanz einer Stadt zunehme, vermindere ſich die Herzlichkeit. Aachen habe ihm einen eclatanten Beweis des Gegentheils gegeben. Im Jahre 1814, als er zuerſt halb incognito hier angekommen, ſei er auf das Freundlichſte aufgenommen worden; „ſeitdem," fuhr der König fort, „bin ich oftmals hier geweſen, aber immer größer war die Stadt, ihr Reichthum, ihr Glanz geworden und immer freundlicher, immer herzlicher wurde der Empfang. Die Stadt, deren Treue, deren Geſinnung ſich ſo bewährt hat, iſt eins der edelſten Juwele unſerer Krone, und ich bitte Sie daher, mit mir für ihr immer ſteigendes Wohl zu trinken. Sie lebe hoch! Aachen lebe hoch, hoch!"

Als darauf, nachdem auf die Geſundheit des Königs von Würtemberg getrunken worden war, der zweite Bürgermeiſter der Stadt ſich erhoben hatte, das Wohl der übrigen hohen Gäſte auszubringen, welche durch ihre Gegenwart das Feſt verherrlichten, ergriff Erzherzog Johann, der neben dem König ſaß, das Wort, um ſeinen Dank auszuſprechen und zugleich noch einmal das Wohlſein ſeines königlichen Wirthes auszubringen. Er freue ſich, ſagte der Erzherzog, in den Mauern dieſer alten Kaiſerſtadt zu ſein, der die Anhänglichkeit an ihre Herrſcher angeboren ſei, und doppelt freue er ſich, dieſe Anhänglichkeit auf dieſen König übertragen zu ſehen. Gewöhnlich ſeien Toaſte nur Wünſche: „aber bei ſolch' einem König, bei ſolch einem Herzen beruhen ſie auf Wirklichkeit."

Bei dieſen „aus dem Herzen kommenden und ſo gemüthlich geſprochenen Worten," bei denen der Erzherzog auf den König deutete, umarmten beide Fürſten ſich, und die ganze Verſammlung (um uns der Worte der „Aachener Zeitung" zu bedienen), „von der innigſten Rührung ergriffen, brach auf's Neue in den lauteſten und anhaltendſten Jubel aus."

Den Schluß der zahlreichen Manöver und Paraden, welche den König und ſeine erlauchten Gäſte in den nächſten Tagen faſt ausſchließlich beſchäftigten, bildete ein großes militairiſches Feſtmahl im Schloſſe zu Brühl am 12. September, wobei denn wieder eine Menge intereſſanter und beziehungsreicher Reden gehalten ward, beſonders zu Ehren der Gäſte. In dem Trinkſpruch, mit welchem der fürſtliche Wirth die Könige von Würtemberg und den Niederlanden feierte, gedachte er in rühmender Weiſe der glorreichen Erinnerungen, welche

ſich von den ſiegreichen Schlachten der Jahre 1814 und 1815 her mit den Namen des Kronprinzen von Würtemberg und des Prinzen von Oranien verknüpften; jetzt, da die durchlauchtigen Träger dieſer Namen zugleich die Kronen ihrer Väter trügen, hätten ſie es nicht verſchmäht an dieſen Feſt- und Ehrentagen der preußiſchen Armee theilzunehmen und ſo würden auch „die Herren vom 7. und 8. Armeecorps" gewiß freudig mit einſtimmen, wenn der König hiermit das Wohl der Majeſtäten von Würtemberg und den Niederlanden ausbringe. — Die Beantwortung des Trinkſpruchs hatte der König von Würtemberg übernommen; wie er von Alters her als ein vorzüglicher Freund der deutſchen Einheit bekannt war, ſtellte er auch diesmal die Hoffnungen in den Vordergrund, die durch das Auftreten Friedrich Wilhelm IV. im deutſchen Volke erweckt worden waren. Es ſei ihm, ſagte er, eine große Freude geweſen, eine ſo wohl gerüſtete und ſo trefflich disciplinirte Armee zu ſehen, als ihnen heute vorgeführt worden; aber noch erfreulicher ſei ihm das Schauſpiel eines Volkes geweſen, das in Liebe und Treue zu ſeinem König entbrannt. Mit dem größten Vertrauen ſehe „das deutſche Vaterland" auf den König von Preußen, und er ſelbſt ſpreche nur „die Wünſche von ganz Deutſchland, ſeinen Fürſten und Völkern aus" wenn er rufe: „Hoch lebe Se. Maj. der König von Preußen!"

Noch beziehungsreicher war der Trinkſpruch des Königs auf den Erzherzog Johann geweſen. Die Verſammelten, hieß es darin, hätten das Glück, ein Mitglied des erhabenen Kaiſerhauſes unter ſich zu ſehen. Erzherzog Johann habe die Gewogenheit gehabt, das 16. preußiſche Infanterie-Regiment anzunehmen, und dem König ſei die hohe Freude geworden, ſeinen erlauchten Gaſt in den Farben des Erzhauſes an der Spitze dieſes Regiments zu begrüßen — „in den uralten Farben dieſes Hauſes, welche ihren Urſprung nahmen von den Wällen von Acre. Der Name," fuhr der König fort, „des hohen Gaſtes weht uns an wie die Bergluft der Hochalpen. Es lebe Se. Kaiſ. Hoheit der Erzherzog von Oeſtreich!"

Auch diesmal erwiderte der Erzherzog den ihm dargebrachten Spruch und diesmal in kräftigerer und ſchlagenderer Weiſe als es einige Tage zuvor bei dem Feſt zu Aachen mit dem Trinkſpruch des dortigen Bürgermeiſters der Fall geweſen war. Wie eigentlich der

Wortlaut ſeines Toaſtes geweſen, darüber iſt das Publikum, trotz ſo vieler Zeugen, niemals völlig in's Klare gekommen. Nach den Zeitungen, darunter namentlich der Kölniſchen, die für die damaligen Ereigniſſe wol als offiziell gelten durfte, hatte er folgendermaßen gelautet. Der Kaiſer, ſein Herr, hatte der Erzherzog geſagt, habe ihn hierher geſandt in dieſes Land. Daß des Königs von Preußen Majeſtät ihm ein Regiment zu verleihen geruht, ſei ihm eine große Freude geweſen; denn er ſei dadurch Mitglied eines Heeres geworden, welches in den Zeiten der Noth unerſchütterlich dageſtanden und Großes geleiſtet habe. Und dann mit unerwarteter Schlußwendung: „Vereint haben wir damals den großen Freiheitskampf ſiegreich beſtanden. So lange Preußen und Oeſtreich, ſo lange das ganze übrige Deutſchland, ſoweit die deutſche Zunge reicht, einig ſind, werden wir unerſchütterlich daſtehen, wie die Felſen unſerer Berge. — Gott erhalte Eure Majeſtät!“

Aber nach der Tradition, die im Publikum umging und die ſich bald dergeſtalt feſtſetzte, daß keine Kritik Etwas dagegen vermochte, hatte dieſer Schlußſatz noch weit entſchiedener und nachdrücklicher gelautet. „Kein Preußen, kein Oeſtreich!“ ſollte der Erzherzog gerufen haben: „nur ein einziges Deutſchland, feſt und ſtark wie ſeine Berge!“

Vergebens, wie geſagt, bemühte ſich die Kritik ſpäterer Jahre, vergebens auch die Loyalität offizieller Berichterſtatter, dies anſtößige: „Kein Oeſtreich, kein Preußen, nur ein einiges Deutſchland“ als ein neueſtes Product volksthümlicher Mythenbildung nachzuweiſen. Freilich war es ein Spruch, der noch wenige Jahre früher, etwa aus dem Munde eines deutſchen Studenten, den unbeſonnenen Sprecher hätte können Jahrelang auf die Feſtung bringen. Aber ſelbſt jene ſchwächere Faſſung angenommen, war es nicht ſchon immer etwas Unerhörtes, etwas Märchenhaftes, eine Lobrede der deutſchen Einheit, dieſer Einheit, die ſo lange das Ziel aller polizeilichen Spürhunde Deutſchlands geweſen war, im Munde eines öſtreichiſchen Erzherzogs? Und wenn nun einmal dies Unglaubliche feſtſtand, warum ſollte man nicht gleich noch einen Schritt weiter gehen und dem an ſich Wunderbaren und Unerhörten auch den wunderbarſten, aber kräftigſten und verſtändlichſten Ausdruck geben? — Der Erzherzog Johann mit ſeinem Trinkſpruch: „Kein Oeſterreich, kein Preußen!“ wurde von da an einer der populärſten

Männer Deutſchlands; wahr oder nicht, Geſchichte oder Mythus, genug, es ſpann ſich von jenem Mittagsmahl in Brühl an ein Faden, der ſich im Lauf der Jahre zu einem der merkwürdigſten und gefährlichſten Gewebe ausdehnte, in welchem noch jemals die Hoffnungen der deutſchen Patrioten erſtickt worden ſind; man kann noch heutigen Tags ſtreiten, wie der Trinkſpruch des Erzherzogs eigentlich gelautet — aber ſo Viel iſt gewiß: ohne dieſen Trinkſpruch im Brühler Schloß vom 12. September 1842 kein 18. Juni 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und kein deutſcher Reichsverweſer Erzherzog Johann von Oeſterreich!

Nachdem der König ſodann noch am Abend deſſelben Tages dem „Kölner Bürgerfeſt" beigewohnt hatte, begab er ſich nach Godesberg bei Bonn, wohin die rheiniſche Ritterſchaft ihn zu einem großartigen Feſte eingeladen. Dieſes Godesberger Adelsfeſt bildet einen eigenthümlichen Abſchnitt in der Geſchichte dieſer rheiniſchen Feſttage. Das Feſt war von den Unternehmern gewiß ſehr wohlgemeint und auch an äußerer Pracht und Fülle wurde nichts vermißt. Dennoch war der Eindruck im Publikum ein höchſt ungünſtiger. Dem durchweg bürgerlichen, an bürgerliche Freimüthigkeit und Selbſtändigkeit gewöhnten Sinne der rheiniſchen Bevölkerung wollte es nicht einleuchten, wie und aus welchen Gründen dieſe Handvoll Ritter und Standesherren, die alle zuſammen dem Staat noch nicht ein Zehntel ſo viel Steuern, den ärmeren Klaſſen noch nicht ein Hundertſtel ſo viel zu thun gaben, wie ein einziges großes Kölner Fabrikgeſchäft — es wollte ihnen, ſage ich, nicht einleuchten, wie dieſe Handvoll „Ritter" dazu kamen, dem König und ſeinen erlauchten Gäſten ein eigenes Feſt, ein Feſt zu geben, wo nur reines „Vollblut" erſcheinen durfte. Ob der Adel denn wirklich ein Recht habe, ſich ſolchergeſtalt als eine eigene Kaſte im Staat und in der Geſellſchaft zu geriren? Ob der König ein Anderer ſei für die Bürger, und ein Anderer für die Adeligen? Und wenn der König ſelbſt es nicht unter ſeiner Würde gehalten, in Köln, in der Mitte ſeiner Bürger den feſtlichen Pokal zu leeren, warum denn die Adeligen ſich zu gut dünkten, ſich unter die übrigen Stände des Volks zu miſchen und an ihrer Freude theilzunehmen? — Längſt verſchollene böſe Geſchichten von der weiland rheiniſchen „Adelskette" wurden wieder aufgefriſcht; man fragte ſpottend, was denn aus den verfallenen Raubneſtern, aus denen dieſe Ritter einſt

herniedergeſtiegen, Hab und Gut des friedlichen Bürgers zu plündern, geworden ſei; man fragte, ob das alte Köln mit ſeinem Dom und ſeinem fluthenden Rhein kein hinlänglich würdiger Schauplatz geweſen und ob wirklich erſt eine verfallene Burgruine dazu gehöre, die Pracht und die Reichthümer der Ritterſchaft zu entfalten — und das klägliche Nachſpiel, welches das Godesberger Ritterfeſt erhielt und von dem wir ſogleich noch berichten werden, war nur allzu geeignet, dieſe und ähnliche Aeußerungen zu rechtfertigen.

Vierzehntes Kapitel.

Abreiſe des Königs von Würtemberg; der König von Preußen auf Stolzenfels. — Reiſe nach Trier und Saarbrücken; Tafelreten des Königs daſelbſt. — Abſchied von der Rheinprovinz; Ausdruck der Allerhöchſten Zufriedenheit mit der Aufnahme, welche der König in Weſtfalen und der Rheinprovinz gefunden. Reiſe nach Neufchatel. — Rückkehr nach Berlin; Vermählung der Prinzeſſin Marie mit dem Kronprinzen von Baiern. — Schattenſeiten der rheiniſchen Feſttage. Unzufriedenheit des Publikums mit dem romantiſch kirchlichen Charakter des Kölner Domfeſtes; Einfluß der Erlaſſe wegen der ſtändiſchen Ausſchüſſe auf die öffentliche Stimmung. Das Feſtgedicht der Rheiniſchen Zeitung. — Die Nachfeier auf dem Drachenfels; Reden, welche dabei angeblich gehalten worden. — Die Gedenktafel im Grundſtein des Kölner Dombau's und deren Irrthümer. Oeffentliche Verſteigerung der bei dem Godesberger Ritterfeſt gebrauchten Utenſilien, wenige Tage nach dem Feſt. Uebler Eindruck derſelben; die zwei Prachtſeſſel, die nur einen Tag gebraucht worden ſind.

Unmittelbar nach dem Feſtmahl zu Brühl und der Godesberger Feſtlichkeit löſte der glänzende Kreis fürſtlicher Gäſte, der den König bisher umgeben hatte, ſich auf. Der König von Würtemberg reiſte bereits am 13. nach Stuttgart zurück. Das Verhältniß der beiden Monarchen war ſehr innig geweſen, und namentlich hatte Friedrich Wilhelm ſich dem älteren Freunde mit einer Herzlichkeit angeſchloſſen, die nichts von jener Spannung ahnen ließ, welche ſpäterhin, zur Zeit des projectirten Dreikönigsbündniſſes, zwiſchen den beiden Monarchen eintreten und ſogar zu einer zeitweiligen Unterbrechung der diplomatiſchen Verbindungen zwiſchen Berlin und Stuttgart führen ſollte. — Tags darauf brach der König mit ſeiner Gemahlin nach Schloß Stolzenfels bei Coblenz auf, wo einige einſame Tage der Er-

holung von dem angreifenden Treiben der letzten Wochen gewidmet wurden. Doch hielt dies den König nicht ab, verschiedene Deputationen der Coblenzer Bürgerschaft zu empfangen, und auch die Stadt selbst wurde zu wiederholten Malen mit dem königlichen Besuch beehrt, wobei es denn wieder an Reden und Trinksprüchen nicht fehlte. Auch der Sänger des Domliedes, Freiligrath, wurde bei dieser Gelegenheit dem König und der Königin sowie dem Erzherzog Johann und anderen fürstlichen Herrschaften vorgestellt.

Am 19. wurde die Reise nach Trier angetreten. Auch hier sowie späterhin in Saarbrücken war die Aufnahme ebenso glänzend, wie herzlich. In letzterem Orte machte namentlich ein nächtlicher Aufzug von 1200 Bergleuten, in alterthümlicher Bergmannstracht, mit Grubenlichtern und Fackeln, eine eigenthümliche Wirkung. Auch hielt der König hier wiederum bei dem Festmahl, welches die Stadt Saarbrücken ihm brachte und bei dem, wie die Staatszeitung meldete, „eine Stimmung herrschte ohne Gleichen," eine höchst ansprechende und beziehungsreiche Rede. Einer der städtischen Beigeordneten hatte die Gesundheit des Königs ausgebracht; der König erwiderte: „Ich kann im eigentlichen Sinne des Worts sagen, daß Sie mir zuvorgekommen sind: in meinem Glase perlt deutscher Wein und in diesem deutschen Wein wollte ich einen Toast ausbringen. Es sind heute gerade zwei Monate und zwei Tage, als ich in Memel ans Land trat und dort mit einer Liebe, Herzlichkeit und Zuvorkommenheit empfangen wurde, ganz wie ich sie in den Städten Saarbrücken und St. Johann wiedergefunden habe, in Städten, welche erst seit fünfundzwanzig Jahren mit unserer Krone vereinigt sind, während Memel seit mehr als 300 Jahren dem Hause Hohenzollern eine treue Stadt ist. Keine Brust fühlt es tiefer als die meinige, und ich kann sagen, Memel wollte mir nicht aus dem Sinne kommen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der unter andern Umständen auffallend scheinen könnte; lassen Sie uns auf das Wohl beider Städte trinken: die beiden Städte Saarbrücken und Memel, Memel und Saarbrücken, leben hoch!"

Und dann noch einmal, nachdem die Gesellschaft das Wohl der Königin getrunken hatte, gleichsam zum Abschied vom Rheinland:

„Ich habe die schönsten Tage meines Lebens jetzt in diesen Rheinlanden und bei den Rheinländern verlebt, und da ich diese schönen Länder

morgen auf einige Zeit verlaſſe, ſo iſt es mir ein wahres Bedürfniß dieſes noch vorher und vor Rheinländern auszuſprechen. Es mögen die Rheinländer und die Rheinlande hoch leben! Gott ſegne ſie! Sie leben hoch!"

Dieſelbe erfreute und dankbare Geſinnung ſprach ſich auch in dem offiziellen Erlaß aus, mit welchem der König ſich von der Rheinprovinz verabſchiedete. In dem Augenblick, ſchrieb er gleichlautend den Oberpräſidenten von Weſtfalen und der Rheinprovinz, in welchem er ſeine Reiſe durch die weſtlichen Provinzen vollende, fühle er das Bedürfniß, ſeine Dankbarkeit für die liebevolle Aufnahme auszuſprechen, welche die Königin und er an allen Orten derſelben, von den größten Städten bis zu dem kleinſten Dorfe hinab, gefunden habe, und die ihm eine erneuerte Bürgſchaft ſei von der Anhänglichkeit und Treue, mit welcher die Rheinländer und Weſtfalen ihm und ſeinem Hauſe zugethan. Auch die befriedigende Ordnung und Pünktlichkeit, welche der König in allen Theilen der Verwaltung gefunden habe, wurde belobt und ſowol den Behörden wie den ſämmtlichen Bewohnern der beiden Provinzen der Allerhöchſte Dank dafür ausgeſprochen.

Am 21. Septbr. verließ das königliche Paar Saarbrücken und reiſte mit großer Schnelligkeit über Raſtatt, Freiburg und Baſel nach Neufchatel, wo ſie am 24. Abends eintrafen. Auch hier war der Empfang höchſt glänzend; Kanonenſalven, Glockengeläute, Ehrenbogen, Kränze, Anreden — nichts fehlte, um den Beweis zu liefern, daß die loyalen Bewohner von Neufchatel, trotz ihrer republikaniſchen Nachbarſchaft und trotz des ſchlechtverdeckten Hohnes, mit dem die übrige Schweiz auf dieſen Beſuch, den Beſuch eines Königs und Landesherrn blickte, ſich auf das Decorum ſo gut verſtanden, wie nur irgend die getreueſten Unterthanen. Vielleicht war es mit Beziehung hierauf, daß der König in dem Trinkſpruch, den er am folgenden Tage bei dem Feſtmahl im Schloß von Neuenburg ausbrachte, die „goldenen Herzen" der Neuenburger hoch leben ließ. Doch wurde auch „ihrer alten Inſtitutionen und Freiheiten" rühmend gedacht. — Auch damals, da der König, den erhobenen Pokal in der Hand, den freudigen Blick über die ſchönen Ufer des See's von Neufchatel gleiten ließ, ahnte Niemand, daß nur wenige Jahre vergehen ſollten und die Bürger von Neufchatel mit den „goldenen Herzen" und den „alten guten Inſtitutionen und Freiheiten" zerſchlugen die preußiſchen Adler und riſſen die ſchwarzweißen Grenzpfähle aus der Erde, um jede Erinnerung an dieſe preußiſche Herrſchaft zu vernichten,

unter deren Schutz ſie ſich einſt ſo freudig flüchteten und deren ſie nun ſo gründlich überdrüſſig geworden waren!

Die Rückreiſe wurde gleichfalls ſehr beſchleunigt; ſie ging über Freiburg, Carlsruhe, Frankfurt und Halle. Am 3. October waren die hohen Reiſenden bereits wieder in Berlin, wo nun zwei Tage darauf die Vermählung der Prinzeſſin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm, Oheim des Königs, mit dem Kronprinzen von Baiern ſtattfand. Die Vermählung wurde mit jener Pracht gefeiert, welche der König den feſtlichen Ereigniſſen ſeines Hauſes aufzudrücken liebte. Dennoch vermochte dieſelbe die Aufmerkſamkeit des Publikums nur im geringen Grade zu erregen; vielmehr beſchäftigte ſich dieſelbe theils vorauseilend mit dem nahe bevorſtehenden Zuſammentritt der ſtändiſchen Ausſchüſſe, theils wandte ſie ſich rückwärts an den Rhein und ließ die dortigen Feſttage noch einmal an ſich vorüberziehen.

Denn wie es das Loos faſt aller menſchlichen Freuden und Genüſſe iſt, folgte jetzt auch auf dieſe Luſt und Herrlichkeit der bittere Nachgeſchmack; auch dieſer Wein der Freude, der in den Feſttagen am Rhein ſo hoch, ſo überſtrömend geſchäumt hatte, war nicht ohne bittere Hefe geblieben, und wie die Stimmen der offiziellen Berichterſtatter und Bewunderer verſtummten, meldeten ſich nun andere, welche neben ſo vielem Glanz und Schimmer auch die Schattenſeiten dieſer Feſtlichkeiten hervorhoben. Vielleicht wären dieſelben minder laut und ganz gewiß minder herb geweſen, wären nicht erſt während dieſer letztvergangenen, ſo geräuſchvollen Wochen jene früher beſprochenen Erlaſſe in Betreff der Ausſchüſſe im größeren Publikum eigentlich bekannt geworden; die Mißſtimmung, welche ſie erregten, war, wie früher erzählt worden, groß, und ſo lag es denn nahe, daß dieſelbe ſich auch in die Auffaſſung dieſer rheiniſchen Feſttage übertrug.

Am meiſten Anſtoß erregte der eigentliche Mittelpunkt derſelben, das Domfeſt; alle Bedenken, welche man früher ſchon gegen die mittelalterliche Domſchwärmerei (wie man ſie nannte) erhoben, wiederholten ſich, und zwar mit verſchärftem Nachdruck. Es ſei freilich ganz gut, Dome auszubauen und die Monumente der Vergangenheit herzuſtellen und nur ein Barbar könne darin etwas an ſich Verkehrtes oder Anſtößiges finden. Allein die Gegenwart habe auch ihr Recht; es ſei nicht genug, der Vergangenheit Altäre zu bauen, ſondern auch für die Zukunft müſſe Sorge getragen werden. Um das

Eine zu thun, müſſe man darum das Andere unterlaſſen? Und wenn die Wahl wirklich ſo ſtände, ob es da nicht beſſer ſei, der Kölner Dom bleibe unvollendet, wenn dafür nur der Dom der Freiheit, der Ausbau unſeres politiſchen Lebens auf feſte und dauerhafte Säulen gegründet werde? Jene Thore einer neuen, großen, guten Zeit für ganz Deutſchland, von denen der König in ſeiner Domrede geſprochen und zu denen die neu zu erbauenden Portale des Doms dereinſt werden ſollten — ſie ſeien ein poetiſches, ein erhabenes Bild, ganz gewiß: aber ob wol eine mittelalterliche Kirchenpforte wirklich der richtige Durchgang ſei für die neue Zeit, deren Deutſchland bedürfe und auf die ſeine Völker hofften? Und wenn der König eine Ehre dareinſetzte, Protector des Kölner Dombaues zu heißen, ob es nicht noch ein viel höherer, ein viel edlerer Ehrgeiz ſei, Protector des freien Geiſtes, Bauherr einer Staatsentwickelung zu werden, welche als ihr Fundament die Selbſtbeſtimmung und Theilnahme der Bürger am Staat in ſich trage und die eben deshalb auch allen Stürmen der Zeit und allen Gefahren Trotz bieten könne?!

Dieſe und nahverwandte Anſchauungen wurden von demſelben Dichter, der bereits zwei Jahre früher dem Beckerſchen Rheinlied ein anderes, von einem Theil des Publikums kaum minder enthuſiaſtiſch aufgenommenes entgegengeſetzt hatte, in einem Gedichte ausgeſprochen, das noch während der Kölner Feſtlichkeiten verbreitet und vom Publikum ebenfalls mit lebhafter Theilnahme entgegengenommen ward. Die Rheiniſche Zeitung, die uns bereits als das vornehmſte Organ der damaligen liberalen Richtung bekannt iſt, hatte das Gedicht an der Spitze ihrer Feſtnummer vom 4. Sept. gebracht, doch in einem von der Cenſur ſehr verſtümmelten, kaum noch verſtändlichen Abdruck. Dennoch hatte es auch in dieſer verſtümmelten Form vielfache Zuſtimmung gefunden und dieſelbe erhöhte ſich noch, als im Laufe der nächſten Tage das vollſtändige Gedicht, als fliegendes Blatt gedruckt, bekannt ward. Der Dichter ſprach darin nackt und unverholen aus, um was es ſich eigentlich handelte und wohin dieſe ganze preußiſche Bewegung zielte — Conſtitution. Der Gebrauch dieſes Wortes im Verſe war vielleicht ſehr proſaiſch und machte vielleicht einen ſehr unpoetiſchen Eindruck; doch war er dafür um ſo verſtändlicher, die Wirkung um ſo allgemeiner und praktiſcher.

Auch waren es keineswegs die Poeten und die jungen Enthu-

faſten allein, die ſolche Bilder nährten: auch bejahrte Männer von kaltem und nüchternem Blute, ergraut im Staatsdienſt und von unzweifelhaft patriotiſcher, ja königlicher Geſinnung gab es, die ſich von dem einſeitig romantiſchen Anſtrich der Kölner Feſtlichkeiten unbefriedigt fühlten und es ſchmerzlich bedauerten, daß dabei auf die Bedürfniſſe der Wirklichkeit und das Recht der Gegenwart ſo wenig Rückſicht genommen worden. Ein merkwürdiger Zug dieſer Art wurde aus Köln ſelbſt berichtet. Zwar wurde die Nachricht ſpäterhin als ungenau oder übertrieben theilweiſe wieder in Abrede geſtellt; doch blieb die erſte Verſion als die zeitgemäßeſte im Gedächtniß des Publikums haften, und ſo mag ſie, als ein weiterer Beitrag zur Stimmung jener Tage, auch hier ihre Stelle finden.

Am 7. Sept., berichteten die Zeitungen, habe eine Anzahl Weſtfalen, Rheinländer und andere Stammgenoſſen, der Kern des Kölner Dombau-Vereins, mit vielen auswärtigen Freunden vereinigt, eine feſtliche Fahrt nach dem Drachenfels angetreten, um hier, über den alten Steinbrüchen, aus denen der Dom einſt erbaut worden und aus denen nun auch der Neubau erſtehen ſollte, eine Nachfeier des Domfeſtes zu begehen. Sehr bedeutende Namen wurden darunter genannt; ſo der Stadtrath von Wittgenſtein aus Köln, Boiſſerée aus München, deſſen Namen mit dem Dom ſelbſt, ja mit dem ganzen Erwachen der mittelalterlichen Kunſt ſo innig verwachſen war, Präſident Keßler aus Arnsberg, ein Zögling und Genoſſe der Stein und Vincke, derſelbe, der nach Altenſteins Tode zum Kultusminiſter in Vorſchlag geweſen war, Geh.-Rath v. Olfers aus Berlin, der Vorſtand der königl. Muſeen, der berühmte Geolog Profeſſor Nöggerath aus Bonn, Oberbürgermeiſter Steinberg aus Köln, Oberappellationsgerichtsrath von Ammon ebendaher, Graf Fürſtenberg-Stammheim, einer der reichſten Edelleute der Provinz und außerdem der gebildetſte und freiſinnigſte derſelben, und viele Andere noch; auch die berühmten belgiſchen Maler de Kayſer und Gallait ſowie der Dombaumeiſter Zwirner wohnten dem Feſte bei. Den Mittelpunkt bildete auch hier eine Reihe begeiſterter und ſchwungvoller Reden. Dieſelben drehten ſich, wenigſtens den Zeitungsberichten zufolge, hauptſächlich um politiſche Fragen. Auch die Erinnerung an die kaum beendeten Kölner Wirren wurde nicht umgangen und dabei beſonders dem Erzbiſchof Clemens Auguſt und ſeiner Standhaftigkeit die dankbarſte Anerkennung gezollt. Auch von

der Zukunft Preußens und Deutſchlands war die Rede; Deutſchland müſſe fortſchreiten auf der Bahn der Freiheit und der Macht, und zwar ſei es der preußiſche Adler, der ihm dabei voranfliegen müſſe. — Wie geſagt, der Bericht wurde nachträglich theils widerrufen, theils modificirt. Allein vergeblich; das Publikum, wie es in dieſen Dingen pflegt, behielt diejenige Lesart bei, die ihm am beſten gefiel, und ſo behielt denn auch das Feſt auf dem Drachenfels, wenigſtens in der Meinung des Publikums, einen politiſchen, einen oppoſitionellen Charakter, der noch erhöht ward durch die wichtigen Namen, welche dabei genannt worden waren.

Ja ſo gereizt war die öffentliche Stimmung bereits in Bezug auf das Domfeſt, daß ſie ſelbſt vor Ausſtellungen und Bedenken der kleinlichſten Art nicht zurückſcheuchte. Man fand es ſchlecht paſſend zu dem nationalen Charakter, der dem Feſt doch übrigens hatte aufgeprägt werden ſollen, daß die Hauptinſchrift der in den Grundſtein niedergelegten Gedenktafel in lateiniſcher Sprache abgefaßt war. Auch war dem Concipienten der Inſchrift dabei ein Verſehen paſſirt, das, an ſich höchſtens lächerlich, doch bei einer ſo wichtigen Gelegenheit und bei einem Zeugniß, das noch nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden gelten ſollte, allerdings etwas Aergerliches hatte. Nämlich das Datum der Grundſteinlegung war ebenfalls lateiniſch, nach dem römiſchen Kalender, angegeben, und da hatte der gute Mann ſich nun um ein paar Tage verrechnet und ſtatt des 4. September „tertio idus Septembris" geſetzt, was aber der 10. September ſein würde. Ferner hatten, wie oben erzählt worden, weder der König von Würtemberg noch der König von Hannover dem feierlichen Acte beigewohnt; dennoch, da man auf dieſen Fall nicht vorbereitet geweſen und die Erztafel natürlich geraume Zeit zuvor hatte gefertigt werden müſſen, waren Beider Namen derſelben eingeprägt, und die Kritiker und Tadler des Domfeſtes hoben nun triumphirend hervor, was wol von einem ſolchen Grundſtein zu halten ſei, auf dem nicht einmal Tag noch Namen richtig angegeben. Auch daß der Name des Fürſten Metternich, dieſes Mannes, der über Deutſchland ſo viel Unheil gebracht, mit in daſſelbe Erz gegraben war, das noch den fernſten Geſchlechtern den Anfang einer „neuen großen und [illegible]" Zeit verkünden ſollte, wurde mit Mißfallen bemerkt; ebenſo, daß unter den Zeugen, welche das Protokoll über den feierlichen Hergang unterzeichnet hatten und

deren Unterschrift gleichfalls mit in den Grundstein gelegt worden war, sich auch ein russischer General befand. — Das Alles waren Kleinigkeiten, läppische Kleinigkeiten, ganz gewiß: allein auch diese Kleinigkeiten waren charakteristisch und deuteten auf die tiefe Verstimmung, welche sich des Publikums mehr und mehr bemächtigte.

Den meisten Stoff zum Mißvergnügen aber gab doch das schon besprochene Godesberger Ritterfest. Dasselbe war, wie wenigstens die entfernten Zuschauer aus dem Bürgerstande behaupteten, nicht ganz so glänzend ausgefallen, wie man nach den großen Vorbereitungen und dem „triefherzigen Maulpatriotismus" der Unternehmer erwartet hatte. Insbesondere sollte die Illumination, trotz der 8000 Thaler, welche die Ritterschaft dazu ausgesetzt, im Ganzen nur unerheblich ausgefallen sein und keinen Vergleich mit der Beleuchtung der Stadt Köln und ihrer Umgebung am Abend des 1. Sept. ausgehalten haben. Auch aus dem Innern des ritterschaftlichen Zeltes in Godesberg wollte man allerhand seltsame Neuigkeiten erfahren haben. Man sprach von wüstem Gedränge, heftigem Wortwechsel und anderen anstößigen Auftritten, die daselbst unter den Veranstaltern des Festes sollten stattgefunden haben und die dann wiederum gegen die schöne friedliche Ordnung des Kölner Bürgerfestes nicht eben vortheilhaft abstachen. — Eine peinliche Bestätigung erhielten diese und ähnliche Gerüchte durch eine Annonce, welche die Kölnische Zeitung vom 17. Sept., also vier Tage nach dem ritterschaftlichen Feste, brachte.

Danach sollten „zu Godesberg, in dem dortigen Redoutensaale, Montag den 19. dieses Monats, Vormittags zehn Uhr, durch den unterzeichneten Notar öffentlich meistbietend versteigert werden: 24 Stück kleine, mittlere und große Kronleuchter, reichverziert mit gestampften vergoldeten Metallornamenten; 8 Divans à 7 Fuß Länge mit rothem Wolldamast überzogen; 8 Tabourets ebenso; 12 Lehnsessel mit demselben Stoff überzogen; 2 Prachtsessel, weiß mit Gold und mit echtem rothen Sammet überzogen" — und noch verschiedene Item's, Alles mit dem Zusatz: „nur einen Tag gebraucht."

Hätte ein Spaßvogel die Absicht gehabt, das Godesberger Fest und seine Veranstalter vollständig unter dem Fluch der Lächerlichkeit zu begraben, er hätte nichts Treffenderes aussinnen können, als diese Annonce, die aber leider nur allzu authentisch war. Mit Recht

empörte ſich der Stolz des Bürgers gegen eine Huldigung, die zuerſt ſo anmaßend, ſo ausſchließlich aufgetreten war, und die dann hinterdrein nichts Eiligeres zu thun hatte als ihre eigenen Trophäen unter den Hammer zu bringen; mit Recht ſpottete man einer Vornehmheit, die Anfangs ſo verſchwenderiſch gethan und die dann kaum die Zeit abwarten konnte, die Reſte ihrer eignen Herrlichkeit als alten Trödel loszuſchlagen. Hätte man ſich wenigſtens geduldet, bis der König die Rheinprovinz verlaſſen, hätte man das unſaubere Geſchäft wenigſtens in der Stille abgemacht und nicht Notar und Zeugen und den ganzen Apparat einer öffentlichen Verſteigerung dazu entboten! Aber nein, noch war der König ſo zu ſagen im Geſichtskreis von Godesberg, und ſchon wurden ſogar die Seſſel ausgeboten, auf denen er und ſeine Gemahlin geſeſſen — freilich, wie die Annonce vorſichtig bemerkte, „nur einen Tag.“ Es wurden allerhand ſpaßhafte Vorſchläge gemacht, wenigſtens dieſe beiden Seſſel auf gemeinſame Koſten der rheiniſchen Bürgerſchaft zu erwerben und ſie als Denkmal der Godesberger Zeitgeber, ihrer ritterlichen Geſinnung, ihrer Freigebigkeit und ihres Anſtandsgefühls an irgend einen öffentlichen Ort zu ſtiften, zum Zeugniß für kommende Jahrhunderte. Es waren ſpaßhafte Vorſchläge, allerdings: aber wenn ein Berichterſtatter jener Zeit aus dem Verfall den Schluß zog, daß, wenn auch die Ritter ſelbſt noch nicht zu Ende, doch die Ritterlichkeit es ganz gewiß ſei — welcher Mann von unbefangenem Urtheil hätte den Muth gehabt, ihm in Ernſt zu widerſprechen?!

Funfzehntes Kapitel.

Zunehmende Unzufriedenheit in Ostpreußen, besonders in Königsberg. — Mißtrauische Haltung der Regierung. Erinnerungen an den Huldigungs-Landtag von 1842; Haltung der Universität, Einfluß des Herrn von Schön, Johann Jacoby und Ludwig Walesrode. Die „Inländischen Zustände" der Königsberger Zeitung; politische Flugschriften und Carricaturen. — Die Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz. — Politische Vorträge und Bürgerversammlungen; die Bürgerressource, Bottchers Höfchen. — Einfluß auf die Provinz; Nacheiferung Elbings. — Die religiösen Verhältnisse. Einfluß des Leben Jesu von Strauß; Interesse für die angeblichen Berliner „Freien". — Wachsender Unwille der Regierung; die Königsberger „Juden und Judengenossen". — Einschreiten gegen den angeblichen Verfasser der „Inländischen Zustände," Oberlehrer Witt. — Beantragte Absetzung desselben; Weigerung des Magistrats. — Suspension des Oberlehrer Witt: 12. Sept. 1842. — Sammlungen für Herrn Witt; Verwendung der Königsberger Stadtverordneten zu seinen Gunsten. — Betheiligung des Director Lucas; Herr Lucas sieht sich genöthigt, sein Amt niederzulegen. Zwist, in welchen er darüber mit Herrn Eichhorn geräth. — Unterdrückung des von A. Jung herausgegebenen „Königsberger Literaturblatt." — Königliche Cabinets-Ordres, die Censurfreiheit der Bücher über 20 Bogen und die Nothwendigkeit offizieller Berichtigungen durch die Presse betreffend. — Rede des Herrn Eichhorn beim Jubelfeste des Prediger-Seminars zu Wittenberg: 29. Sept. 1842. — Herrn Eichhorns Begriffe von Lehrfreiheit, Union und kirchlichem Leben; Spott und Unwille, den er dadurch beim Publikum erregt. — Tod des Herrn von Tzschoppe: 16. Sept. 1842.

Während so die westlichen Provinzen der Monarchie in Freude und Jubel schwelgten, wenn die Freude auch schließlich nicht ohne bittern Nachgeschmack blieb, hatten sich in der östlichen Hälfte des Staats wieder allerhand Ereignisse zugetragen, welche die Stimmung immer mehr verdüsterten. Besonders in Ostpreußen, diesem eigent-

lichen Kern der Monarchie, war die Unzufriedenheit in fortwährendem Steigen.

Und zwar war dieselbe eine zwiefache: die Bevölkerung, in deren Ohren noch immer der Antrag des Huldigungslandtags und die verheißungsvolle Rede klang, mit welcher der König denselben beantwortet hatte, war unzufrieden mit dem langsamen, zögernden, rückwärtsschreitenden Gang der Regierung und die Regierung ihrerseits war mißgestimmt und argwöhnisch wegen der Mißstimmung und des Argwohns, mit dem man sie in Ostpreußen betrachtete.

So kamen verschiedene Umstände zusammen, welche dazu dienten, die Wachsamkeit der Regierung zu schärfen und ihren Unwillen zu steigern. Die Provinz Preußen, bisher so berühmt wegen ihrer Loyalität und Treue, schien es jetzt ordentlich darauf abgesehen zu haben, den Oberführer der Opposition zu machen, die sich in Preußen zu entwickeln begann. Ueberall, wo dem Gouvernement eine Schwierigkeit bereitet werden sollte, war sie gewiß an der Spitze; ja wenn die stille Glut des öffentlichen Mißvergnügens einmal wegen Mangel an Stoff zu verlöschen drohte, gebt Acht, so konnte man sich darauf verlassen, daß gewiß über kurz oder lang von Ostpreußen ein Lüftchen herwehen würde, das sie zu neuen Flammen anfachte. Ostpreußen und namentlich Königsberg war in den Augen des Gouvernements der eigentliche Herd der öffentlichen Unzufriedenheit. In Königsberg war, wie eben erwähnt, jener Huldigungsantrag gestellt worden, der denn doch unzweifelhaft das Signal zu der ganzen verhängnißvollen Bewegung gegeben hatte, die sich jetzt auf keine Weise wollte eindämmen lassen; in Königsberg, der Vaterstadt Kants, der langjährigen Stätte seiner Wirksamkeit, dem Ausgangspunkt der ganzen modernen Philosophie, wurzelte jener den gegenwärtigen Machthabern so verhaßte Rationalismus, wurzelten Unglaube und Skepticismus mit einer Zähigkeit, die selbst ein Hävernik nicht bewältigen konnte; in Königsberg hatte die Universität es gewagt, sich mit Herrn Eichhorn, dem Minister des Königs, dem Diener seines Willens, für dessen Ehrenhaftigkeit der Monarch sich persönlich verbürgt hatte, und also mittelbar mit dem König selbst in offenen Zwiespalt zu setzen; in Königsberg, oder doch in seiner nächsten Nachbarschaft, lebte Herr von Schön, dieser nächste Erbe der großen Stein'schen Gedanken, diese allgemeine Hoffnung der dama-

ligen preußischen Liberalen — lebte Johann Jacoby, der Verfasser der „Vier Fragen", lebte Ludwig Walesrode, dessen scharfe Feder und glänzender Witz eben damals anfing auch außerhalb Königsbergs Triumphe zu erringen; in Königsberg erschien die „Königsberger Zeitung", die es sich in einer eigenen Rubrik: „Inländische Zustände" betitelt, zu einem besondern Geschäft gemacht hatte, die innere Politik Preußens vom Standpunkt des neuesten Liberalismus aus zu beleuchten oder — was im Sinne der Regierung dasselbe war — Unzufriedenheit und Mißvergnügen auszusäen; in Königsberg erschien fast Woche für Woche eine Reihe kleiner leichtverständlicher politischer Flugschriften, die aller Vorsicht der Censur spotteten und auch die neu gewährte Carikaturenfreiheit wurde nirgend wie die Regierung sagte — so maß- und zügellos ausgebeutet als in Königsberg.

War dies Sündenregister nicht lang genug? Und konnte man es der Regierung unter diesen Umständen verargen, wenn sie glaubte, Königsberg, sei es durch Milde, sei es durch Strenge, zur altgewohnten Loyalität zurückgeführt, heiße die preußische Opposition überhaupt entwurzeln und die so schmerzlich vermißte Einigkeit zwischen Volk und Regierung wieder herstellen?

Besonders da wir den schlimmsten und schwierigsten Punkt noch gar nicht einmal angeführt haben. Und der lag offenbar darin, daß Königsberg selbst bereits angefangen hatte, sich dieser seiner oppositionellen Stellung und noch mehr als das: seiner Stellung als Herd und Mittelpunkt der preußischen Opposition bewußt zu werden. Eben in diesem Sommer 1842 erschien in Königsberg ein Buch: „Königsberger Skizzen" von Professor Rosenkranz, durch welches, wenn es auch zunächst nur die socialen, wissenschaftlichen, künstlerischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten Königsbergs und seiner Bewohner übersichtlich schildern wollte, sich doch, bewußt oder unbewußt, die Tendenz hinzog, gleichsam den historischen und philosophischen Stammbaum des Königsberger Liberalismus aufzustellen und aus Geschichte und Wissenschaft den Nachweis zu führen, daß Königsberg in der That berufen sei, an die Spitze der gegenwärtigen Bewegung zu treten. Der Name des Verfassers war in der Wissenschaft vom besten Klange, er war bekannt als ein Gelehrter von gründlichen und umfassenden Kenntnissen, ein eifriger und geistvoller Anhänger der jetzt geächteten Hegelschen Philosophie, ein Mann von ausgedehnter, in bestem

Sinne liberaler Bildung und zugleich vom reinsten und liebenswürdigsten Charakter, kein eigentlicher Parteimann, aber von lebhafter Empfänglichkeit für alle großen und guten Richtungen der Zeit. Daß ein solcher Mann, ein Gelehrter, ein Universitätsprofessor, es nicht unter seiner Würde fand, in die Arena der Tagesliteratur hinabzusteigen und gleichsam die Genesis des Königsberger Liberalismus zu schreiben, war eine für jene Zeit ganz neue und denkwürdige Erscheinung; es gab diesem Liberalismus selbst eine Bedeutung, sogar auch in den Augen der Gegner, welche man vereinzelten Zeitungsartikeln und Brochüren nicht zugestanden hätte und die das Selbstbewußtsein der Königsberger Liberalen und damit auch ihre Thätigkeit nothwendig immer höher steigern mußte.

Und wirklich wurde diese Thätigkeit immer lebhafter und praktisch eingreifender. Schon begnügte man sich nicht mehr mit dem bloßen gedruckten Wort und der isolirten literarischen Einwirkung, sondern auch die ungleich größere Macht des gesprochenen Wortes fing man an zu erkennen und zu benutzen. Einzelne königsberger Literaten, Lehrer, städtische Beamte und Andere fingen an, Vorträge zu halten, die sich, erst versteckter und mehr spielender Weise, dann immer offener und ernster mit den politischen Zuständen des Vaterlandes und der Nothwendigkeit einer Umgestaltung derselben beschäftigten. Anfangs wurden diese Vorträge in geschlossenen Gesellschaften gehalten, bald jedoch erweiterte sich der Kreis und wenn auch eine wirkliche unbedingte Oeffentlichkeit nach den bestehenden Polizeivorschriften nicht wol möglich war, so wurde doch der Zutritt zu der neubegründeten Bürgerressource dermaßen erweitert und erleichtert, daß das ganze gebildete und freisinnige Publikum Königsbergs den bequemsten Antheil daran nehmen konnte. Bald erlangten die politischen Vorträge in der Bürgerressource und auf Böttchers Höfchen einen Ruf, der sich weit über Königsberg selbst verbreitete; aus allen Gegenden der Provinz, von nah und fern, strömte man herbei, um einem solchen Königsberger Meeting, wie man sie wol scherzweise nannte, beizuwohnen. Möchte auch viel bloße Neugier, sogar bei Einigen blos Skandalsucht mit unterlaufen, so hinderte dies doch nicht, daß nicht auch einzelne tiefere und dauerhaftere Anregungen von hier ausgingen, die sich denn auch bald über die ganze Provinz fortpflanzten und der gesammten Stimmung derselben ein erhöhtes, fast leiden-

ſchaftliches Colorit gaben. Beſonders eifrig war Elbing, zum Theil aus lokalen Gründen, die ſchon früher von uns angedeutet ſind, ſich dem Königsberger Beiſpiel anzuſchließen; wie hier bereits ſeit einigen Jahren in den Elbinger Anzeigen ein Blatt beſtand, das nicht unglücklich mit den „Inländiſchen Zuſtänden“ der Königsberger Zeitung wetteiferte, ſo wurden jetzt auch die politiſchen Verträge, die Bürgerverſammlungen ꝛc. nach Elbing übertragen und der oſtpreußiſchen Oppoſition ein zweiter, faſt noch gefahrdrohenderer Herd gegründet. —

Hand in Hand mit dieſer wachſenden politiſchen Aufklärung ging in Oſtpreußen die religiöſe, und auch dieſe erſtreckte ſich hier auf Kreiſe, die ſonſt für gewöhnlich wenig davon berührt werden. Schon Roſenkranz, ſelbſt Theolog und auf religiöſem Gebiet nichts weniger als neuerungsſüchtig, hatte in den eben erwähnten „Königsberger Skizzen“ ſein Erſtaunen darüber äußern müſſen, daß er, „im Kreiſe ſeiner beſchränkten Erfahrung“ oſtpreußiſche Gutsbeſitzer kennen gelernt, die „einen ganzen Winter conſequent, Seite vor Seite, das Leben Jeſu von Strauß durchgeleſen, durchgeſprochen hatten, ja nachher für ihre abweichenden Anſichten mit einander in Briefwechſel getreten waren.“ Ja der Verfaſſer mußte bekennen, daß „wenn es nur ſonſt in der Abſicht der Straußianer läge, ſich als Confeſſion zu conſtituiren, ſo würde ſie in Oſtpreußen keine Macht der Erde daran hindern können.“ Auch die Nachricht von der Bildung jener berliner „Freien“, deren wir an einer frühern Stelle dieſes Bandes erwähnt haben, hatte in Oſtpreußen lebhafte Senſation erregt; es waren aus der Provinz Nachfragen nach Berlin ergangen, wie es ſich eigentlich mit dieſen „Freien“ verhalte und wenn Oſtpreußen nicht ſchon damals „freie“ Gemeinden entſtehen ſah, ſo lag das wol zum großen Theil nur daran, daß jene „Freien“ überhaupt gar nicht anders exiſtirten als nur in der Phantaſie eines müſſigen Zeitungsſchreibers oder allenfalls in der Anmaßung einiger berliner Gamins.

Erinnert man ſich nun, wie verhaßt gerade dieſe religiöſe Freiſinnigkeit an entſcheidender Stelle in Preußen war, und daß man ſich allenfalls wol mit dem politiſchen Liberalismus auf Unterhandlungen einlaſſen wollte, mit dem religiöſen aber niemals und unter keinen Umſtänden, ſo wird man auch die Indignation begreifen, mit welcher dieſe Vorgänge höchſten Orts betrachtet wurden. Dieſelbe wurde als außerordentlich groß geſchildert; man erzählte ſich in der Provinz eine

Aeußerung, die angeblich aus erlauchtem Munde ſtammen ſollte und deren Sinn in Kürze ungefähr dahin ging, die ganze oſtpreußiſche Oppoſition ſei nur ein Machwerk der „Königsberger Juden und Judengenoſſen.“

Und vor dieſen Juden und Judengenoſſen und ihrem unheilbringenden Einfluß den Staat zu retten, beſchloß man denn, auch die gewaltſamſten Mittel nicht zu ſcheuen. Den nächſten Angriffspunkt bot auch hier wieder die Preſſe. In der Preſſe ſah jene bureaukratiſche Vornehmheit, welche den geſammten preußiſchen Staatsorganismus ſo tief durchdrungen hatte, daß ſelbſt die romantiſchen Neigungen Friedrich Wilhelm's IV. und ſein Widerwille gegen allen bureaukratiſchen Schematismus ſie nicht auszurotten vermochten — in der Preſſe, ſage ich, ſah die preußiſche Bureaukratie von jeher den wahren Feind aller ſtaatlichen Ordnung, das wahre „Karnickel“, das überall „anfing“ und das dieſe ganze thörichte Unzufriedenheit, dieſes ganze kindiſche Verlangen der Bürger, am Staate Theil zu nehmen, in die Welt geſetzt hatte. Hätte ſie ſo ganz freie Hand gehabt, dieſe Bureaukratie, ſie würde wenig Umſtände mit Verlegern und Schriftſtellern gemacht haben, ſie hätte am liebſten alle Zeitungen einfach confiszirt und nichts als Geſetzſammlung und Kreisblätter beſtehen laſſen. Aber die literariſchen Neigungen des Königs wollten geſchont ſein; war man auch entſchloſſen, mit unerbittlicher Fauſt dazwiſchenzufahren, ſo mußte dieſer Fauſt doch wenigſtens ein Handſchühchen übergezogen werden. Confiscationen und Verbote waren nicht im Sinne des neuen Regenten; wohlan, verſuchen wir es auf adminiſtrativem Wege, verſuchen wir es mit jenen berühmten, ſprichwörtlich gewordenen preußiſchen „Schuhriegelungen.“ Sie wirken langſam aber ſicher, geräuſchlos aber kräftig; dem raſchen, heftigen Angriff kann eine ebenſo heftige Vertheidigung begegnen, dieſes langſame, unabläſſige Nagen dagegen fällt endlich den ſtärkſten und kräftigſten Baum. —

So begann, genau um die Zeit, da der König an den Rhein reiſte, eine Reihe von Maßregeln gegen die oſtpreußiſche Preſſe, die ſämmtlich den Zweck hatten, dieſelbe einzuſchüchtern und zu hemmen und dieſen Aufſchwung der Geiſter, der hauptſächlich durch die Preſſe vermittelt worden war und der den leitenden Gewalten allmälig ſo läſtig wurde, mit leiſer aber ſicherer Hand niederzuhalten. Es war

ordentlich, als ob man in Berlin die Abweſenheit des Königs abgewartet hätte, um mit dieſen Maßregeln vorzugehen — oder auch vielleicht rechnete man auf das feſtliche Geräuſch, das die rheiniſchen Feierlichkeiten erregten und hoffte, das Publikum, nach Weſten lauſchend, würde überhören, was ſich inzwiſchen im Oſten zutrug.

Auch hier wieder war es der Miniſter Eichhorn, der mit verhängnißvollem Muthe voranſchritt, oder, was noch ſchlimmer war, ſich voranſchicken ließ. Schon ſeit Längerem galt es in Königsberg als ein offenes Geheimniß und auch in Berlin hatte man Kunde davon erhalten, daß die Mehrzahl jener Artikel, welche die Königsberger Zeitung unter der Rubrik „Inländiſche Zuſtände" brachte und die weit und breit ſo viel Aufſehen erregten, aus der Feder des Dr. Witt, Oberlehrers am dortigen Kneiphöfiſchen Gymnaſium ſtammten, und daß Herr Witt überhaupt, wenn auch nicht der nominelle, doch der thatſächliche Redacteur der genannten Zeitung war. Bereits im Winter 1841 hatten deshalb Verhandlungen mit demſelben ſtattgefunden. Die Schule, bei welcher Herr Witt angeſtellt war, gehörte der Stadt und ſtand unter der Aufſicht des Königsberger Magiſtrats, ſo daß man alſo von Seiten der Regierung nicht direct gegen ihn einſchreiten konnte. Eine Aufforderung wegen Entlaſſung des Oberlehrer Witt aber, die ſie bereits im Lauf des Winters an den Magiſtrat gerichtet hatte, war als völlig unmotivirt von dem letzteren einfach abgelehnt worden. Man mußte alſo, wohl oder übel, den indirecten Weg einſchlagen. Mitte Mai wurde Oberlehrer Witt vor das Königsberger Conſiſtorium gefordert; daſſelbe beſchuldigte ihn, über ſeinen literariſchen Nebenbeſchäftigungen die Pflichten ſeines eigentlichen Amtes zu verſäumen und ſtellte ihm frei, zwiſchen dieſen oder jenen zu wählen, d. h. entweder ſeinem Amt oder ſeiner politiſchen Schriftſtellerei zu entſagen. Oberlehrer Witt war im Stande, durch bündige Zeugniſſe der ihm zunächſt vorgeſetzten Behörde die Grundloſigkeit der wider ihn erhobenen Beſchuldigung darzuthun; er bewies, daß er die Pflichten ſeines Amtes aufs Sorgſamſte erfülle und daß ſeine Vorgeſetzten mit ihm vollſtändig zufrieden, ſo daß alſo auch dieſer Angriff abgeſchlagen war.

Allein wann hätte bureaukratiſche Willkür ein Opfer, das ſie einmal gezeichnet hat, losgegeben, weil es ihren Netzen nicht gleich auf den erſten Griff verfiel? Eins von Beidem mußte geſchehen:

Hr. Witt mußte entweder aufhören zu ſchreiben oder er mußte abgeſetzt werden, und da es ſich nun nicht hatte wollen machen laſſen, Herrn Witt einzuſchüchtern oder das Odium einer gewaltſamen Abſetzung auf Andere zu wälzen — auch gut, Herr Eichhorn war der Mann dazu, auch dies noch auf ſich zu nehmen.

Am 12. September, alſo gerade an dem Tage des Brühler Feſtmahles, wurde dem Oberlehrer Witt ein Reſcript des Miniſter Eichhorn mitgetheilt, worin ihm nochmals die Alternative geſtellt ward, ſofort entweder die Zeitungsredaction oder ſeine Oberlehrerſtelle niederzulegen. Vielleicht hatte man gehofft, dem Angeklagten — denn das war er der That nach, wenn auch keine formelle Anklage ſtattgefunden hatte — in der erſten Beſtürzung einen übereilten Beſchluß zu entreißen. Allein Herr Witt, von juriſtiſchen Freunden wohl berathen, weigerte ſich, auf die ihm geſtellte Alternative einzugehen; er erklärte das ganze gegen ihn beobachtete Verfahren für ungeſetzlich und gab ſeine Abſicht zu erkennen, den Weg Rechtens dagegen einzuſchlagen.

Dieſer Entſchluß fand die lebhafteſte Zuſtimmung der Königsberger Bevölkerung. Herr Witt war raſch der populärſte Mann der Stadt geworden; ſchon eine Stunde nach dem Bekanntwerden des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens war ihm durch freiwillige Zeichnungen unter der Bürgerſchaft eine Summe geſichert, welche ſeinem bisherigen amtlichen Einkommen gleichkam. Wenige Tage ſpäter aber, am 16. September, wurde in der Verſammlung der Königsberger Stadtverordneten der Beſchluß gefaßt, über den Miniſter Eichhorn, deſſen Verfahren in dieſer Angelegenheit auch ihr als ungeſetzlich erſchien, beim Könige Beſchwerde zu führen. Zugleich beſchloß die Verſammlung, dem Oberlehrer Witt, der inzwiſchen von ſeinem Amte ſuspendirt worden war, für die Dauer dieſer Suspenſion und bis zum gerichtlichen Austrag der Sache ſein vollſtändiges Gehalt auszahlen zu laſſen.

Dabei ergab ſich noch ein eigenthümlicher Zwiſchenfall, der die Erbitterung, welche das Ganze hervorgerufen hatte, noch vergrößerte. Man wollte nämlich in Erfahrung gebracht haben, daß der Director des Kneiphöfiſchen Gymnaſiums, Herr Lucas, zwar auf die erſte Anfrage des Miniſters in Betreff des Oberlehrers Witt günſtig für denſelben geantwortet habe; als die Anfrage dann aber kurz darauf noch

einmal und in dringenderer Form wiederholt worden sei, da habe Herr Lucas wol gemerkt, woher der Wind blase, und sein Gutachten sei nun dahin ausgefallen, daß sich allerdings nicht leugnen lasse, wie der Umstand, daß Herr Witt als Redacteur der Königsberger Zeitung bekannt sei, schädlich auf die ihm anvertraute Jugend wirke.

Der Sturm, der sich infolge dessen gegen den Director Lucas erhob, war unbeschreiblich; die Caricaturen und Spottgedichte regneten gleichsam, zahlreiche Schüler wurden von ihren Eltern der Anstalt, welcher ein Mann wie Herr Lucas vorstand, entnommen und anderen Schulen anvertraut und auch im Uebrigen legte das Publikum seine Abneigung gegen den Genannten auf die vielfachste und unverkennbarste Weise an den Tag. Die Folge davon war, daß Herr Lucas, bestürzt über diese Einstimmigkeit des öffentlichen Urtheils und unfähig, unter solchen Umständen sein Ansehen vor den Schülern zu behaupten, freiwillig von seinem Amte zurücktrat (20. Septbr. 1842).

Der Minister war über diesen eigenmächtigen Schritt des Herrn Lucas sehr entrüstet und forderte ihn auf, denselben zurückzunehmen und in seinem Amte zu verbleiben. Herr Lucas weigerte sich, indem er seine Stellung für unhaltbar erklärte und wiederholt um seine Versetzung von Königsberg nachsuchte.

In dieser wunderlichen Schwebe war diese Angelegenheit noch, als schon wieder ein neuer Streich fiel, welcher bewies, wie verhaßt den dermaligen Gewalthabern die Königsberger Presse und wie fest sie entschlossen war, dieselbe auf eine andere Bahn zu bringen. Seit Kurzem erschien in Königsberg unter dem Titel „Königsberger Literaturblatt" ein Blatt allgemeinen literarischen Inhalts; der Herausgeber war ebenfalls ein Königsberger Lehrer, Dr. Alexander Jung, ein ernster sinniger Geist, von stark ausgeprägter wissenschaftlicher Richtung, und demgemäß war auch die Haltung seines Blattes eine durchaus ernste und wissenschaftliche gewesen. Allein Herr Jung gehörte der Hegel'schen Schule an, er machte Opposition gegen die neu auftauchende Schelling'sche Weisheit; wiewol selbst im Grunde seines warmen und schönen Herzens ein Stück Romantiker, konnte er sich doch mit der Art von Romantik, die jetzt in Preußen Staat und Wissenschaft beherrschen sollte, unmöglich einverstanden erklären und so erschien denn in den letzten Tagen des September ein Ministe-

rialreſcript, welches das Forterſcheinen des Königsberger Literaturblatts unterſagte.

Ueberhaupt war die Preſſe eben damals wieder der Gegenſtand der ernſthafteſten Erwägungen in den höchſten Regionen des Staats; der alte Kampf zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, jenes Schwanken zwiſchen Zugeſtändniß und Verbot, zwiſchen Zügelung und Entfeſſelung, das die Geſchichte der preußiſchen Preſſe während der erſten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. ſo merkwürdig macht, zeigte ſich wieder einmal deutlicher als ſeit Langem. Am 4. October, alſo unmittelbar nach der Rückkehr von ſeiner Rheinreiſe, unterzeichnete der König eine an das Staatsminiſterium gerichtete Cabinetsordre, durch welche, vorgreifend der „vom König angeordneten Reviſion der für das Cenſurweſen in den preußiſchen Staaten beſtehenden Verordnungen und Verwaltungsformen," die Preſſe ſchon jetzt „von einer durch die Bundesgeſetzgebung nicht geforderten Beſchränkung" befreit ward, indem nämlich „die in den preußiſchen Staaten erſcheinenden Bücher, deren Text mit Ausſchluß der Beilagen 20 Druckbogen überſteigt, wenn ſowol der Verfaſſer als der Verleger auf dem Titel genannt ſind, der Cenſur ferner nicht mehr unterworfen ſein ſollten." Auch den Wortlaut dieſer Verordnung, die jedenfalls ein denkwürdiger Moment in der Entwickelung der preußiſchen Preſſe bildet, theilen wir unter Nr. V unſerer Actenſtücke vollſtändig mit. — Einige Tage ſpäter, am 14. deſſelben Monats, dem Jahrestage der Jenaer Schlacht, unterzeichnete der König eine andere Cabinetsordre, durch welche ſämmtliche Oberpräſidien der Monarchie angewieſen wurden, „die Gegenwirkung gegen ſchlechte, für den öffentlichen Geiſt verderbliche Beſtrebungen eines Tagesblattes nicht bloß den anderen, von einem beſſeren Geiſte geleiteten Blättern zu überlaſſen und nur von ihnen zu erwarten:" ſondern „eben da, wo das Gift der Verführung eingeſchenkt worden, müſſe es auch unſchädlich gemacht werden, das ſei nicht nur Pflicht der Obrigkeit gegen den Leſerkreis, dem das Gift geboten worden, ſondern es ſei dies auch unter allen Mitteln das wirkſamſte, die Tendenzen der Täuſchung und der Lüge, wo ſie ſich zeigten, zu vernichten, indem man die Redactionen zwinge, das Urtheil über ſich ſelbſt zu veröffentlichen". Der König habe es darum mißfällig bemerkt, daß dies „ebenſo rechtmäßige als nothwendige" Mittel; Ausartungen der Preſſe zu zügeln, bisher „wenig oder gar nicht" angewendet worden.

Sofern die bisherigen Gesetze die Verpflichtung der inländischen Zeitungen zur unweigerlichen Aufnahme aller, unter amtlicher Autorität ihnen zugesandten thatsächlichen Berichtigungen und zwar ohne alle Anmerkungen und einleitende Betrachtungen, nicht genügend festgestellt haben sollten, erwarte der König von dem Staatsministerio „vörderſamſt" die Vorschläge zur nöthigen Ergänzung derselben. Sollten dieselben jedoch für den angegebenen Zweck schon jetzt ausreichen, so sei es des König Wille, daß dieselben auch „zum Schutz des Rechts und der Wahrheit" von den königlichen Behörden kräftig gehandhabt würden, und werde dies, nächst den Ministerien selbst, insbesondere der unmittelbaren Sorgfalt der Oberpräsidenten empfohlen, denen das Staatsministerium die Weisungen deshalb zu ertheilen habe. — „Je ernſter", hieß es dann noch am Schluß, „es dem König am Herzen liege, daß der edlen, loyalen, mit Würde freimüthigen Gesinnung, wo sie sich kundgeben möge, die Freiheit des Wortes nicht verkümmert, der Wahrheit das Feld der öffentlichen Besprechungen so wenig als möglich verschlossen werde, desto unnachsichtigter müsse der Geist, welcher Waffen der Lüge und Verführung gebrauche, darniedergehalten werden, auf daß die Freiheit des Wortes unter dem Mißbrauche desſelben nicht um ihre Früchte und ihren Segen betrogen werden könne."

Auch diese Verordnung theilen wir im Anhang vollständig mit; beide wurden erst gegen Ende November im Publikum bekannt, und muß daher auch die nähere Besprechung des Eindrucks, welchen sie im Publikum hervorbrachten, bis dahin aufgespart bleiben.

Dagegen haben wir hier noch über einen Vorfall zu berichten, der sich in den letzten Tagen des September zutrug und der aufs Neue darthat, wie wenig, trotz des königlichen Wortes, das für ihn eingesetzt worden, Herr Eichhorn geeignet war, das königliche Ansehen und die Würde der Majestät zu repräsentiren. Schon bei Gelegenheit des Besuchs, den er einige Monate zuvor der Universität Breslau abgestattet, hatten wir zu berichten, wie seit einiger Zeit auch Herrn Eichhorn die Neigung überkommen, öffentliche Reden zu halten und in Ansprachen und mündlichen Auseinandersetzungen den Weg zu bezeichnen, den die Wissenschaft, nach dem Dafürhalten des preußischen Kultusministers, gehen und nicht gehen sollte. Der Breslauer Versuch war, wie der Leser sich erinnert, nicht eben zum glücklichsten aus-

gefallen; ein zweiter, den Herr Eichhorn bald darauf in Wittenberg machte, verlief noch weit unglücklicher und brachte eine noch weit üblere Wirkung hervor.

Am 29. September des oft genannten Jahres feierte das wittenbergische Predigerseminar, das 1817 von Friedrich Wilhelm III. zum Andenken an den großen wittenbergischen Reformator gestiftet worden war, das Jubelfest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Herr Eichhorn verherrlichte die Feier durch seine Gegenwart und benutzte die Gelegenheit, in einer längeren Rede die Grundsätze zu entwickeln, denen er bei Ausübung seines Amtes in Beziehung auf die lutherische Kirche sowie auf die Wissenschaft im Allgemeinen folge. Im Eingang seiner Rede beklagte der Minister sich über das Schicksal, das ihm widerfahre, als ein Gegner der Lehrfreiheit dargestellt zu werden, da er doch im Gegentheil ein Anhänger und Beschützer der vollkommensten Lehrfreiheit sei, vorausgesetzt nämlich, daß dieselbe keinen Versuch mache, die einmal festgesetzten Schranken des Offenbarungsglaubens zu überschreiten. Denn dieser allerdings müsse vor allem Andern geschützt und aufrecht erhalten werden; die menschliche Vernunft, ohne Hilfe der Offenbarung, sei unzulänglich die Wahrheit zu erkennen. Auf diese Ueberzeugung lebe und sterbe er und in diesem Sinne sei auch seine Amtsführung „keineswegs indifferent, sondern parteiisch, ganz parteiisch." — Sodann zu der Frage wegen der Union übergehend, die in der jüngsten Zeit die Gemüther mehr und mehr in Bewegung setzte und die namentlich von einer gewissen ultrapietistischen Fraction zu den gehässigsten Angriffen und Beschuldigungen gegen die bestehende Landeskirche und die ihr aus ehrlicher Ueberzeugung anhängenden Geistlichen, ja selbst gegen das Andenken Friedrich Wilhelms des Dritten ausgebeutet ward, bemerkte der Minister, daß es durchaus nicht die Absicht der Union sei, „die dogmatischen Unterschiede aufzuheben oder zu verwischen noch neue Symbole einzuführen," vielmehr wolle sie „auf Grund der alten Symbole die theologische Wissenschaft fördern." Freilich lasse sich „durch äußerliche Mittel der evangelischen Kirche nichts aufdringen," und auch er sei weit von Dergleichen entfernt, indem er „die volle Ueberzeugung habe, daß die evangelische Kirche sich nur von innen heraus entwickeln müsse." Aber „ebendeshalb" und weil er diese „volle Ueberzeugung" hege, lasse er — etwa die verschiedenen Richtungen der evangelischen Wissen-

ſchaft frei gewähren? Allerdings konnte jeder Menſch mit geſunden Sinnen auf einen ſolchen Vorderſatz nur eine ſolche Schlußfolge erwarten: aber nein, die Logik des Herrn Eichhorn concludirte anders — ebendeshalb laſſe er auch ſoeben eine neue Kirchenordnung anfertigen, welche ſich „durchweg in den Grenzen der Forderungen der lutheriſchen Kirche halten“ und die „jedem evangeliſchen Geiſtlichen ſowie jeder Gemeinde zum unverbrüchlichſten Geſetz gemacht werden ſolle.“

Nun wahrhaftig, das war doch eine Logik im Munde eines preußiſchen Kultusminiſters „zum Katholiſchwerden,“ wie es im Sprichwort heißt! Jener „gehemmte Fortſchritt und geflügelte Rückſchritt,“ von dem der berliner Volkswitz ſprach, oder jenes alte klaſſiſche „hölzerne Eiſen“ Lichtenbergs, konnte es prägnanter ausgedrückt werden als durch dieſe Eichhorn'ſche Schwärmerei für die Freiheit der Wiſſenſchaften, die aber „parteiiſch, durchaus parteiiſch“ gehandhabt werden — oder durch dieſe vollkommenſte Lehrfreiheit, die aber die Schranken des Offenbarungsglaubens nicht überſchreiten — dieſe Union, die ſich nach den Symbolen der alten Kirche richten dieſe ſelbſtändige Entwickelung der evangeliſchen Kirche, für die aber doch ſofort eine neue, ſtreng nach den Forderungen der lutheriſchen Kirche gearbeitete Kirchenordnung in Bereitſchaft ſtehen muß?!

Ein unauslöſchliches Gelächter aller Einſichtigen und Sachverſtändigen empfing dieſe Erklärung des preußiſchen Kultusminiſters. Aber eben ſo unauslöſchlich war auch die Erbitterung und der Unwille, welche ſie erregte; die Heiterkeit, welche die naiven Widerſprüche des Herrn Eichhorn hervorrief, war groß, aber noch weit größer war die Scham des Patrioten, der die Ehre der preußiſchen Wiſſenſchaft und damit die Ehre des preußiſchen Staates ſelbſt in ſolche Hände gelegt ſah. —

Eine eigenthümliche Perſpective erhielten dieſe Betrachtungen noch durch einen Todesfall, der ſich in eben dieſen Tagen zutrug und der, obwol der Mann, welchen er hinwegraffte, in Wahrheit ſchon ſeit Jahren zu den Todten gehörte, doch eine peinliche Senſation veranlaßte. Am 16. September ſtarb zu Charlottenburg, wo er ſeit einiger Zeit in tiefſter Verſchollenheit lebte, der Geheime Oberregierungsrath von Tzſchoppe, bekannt oder vielmehr berüchtigt durch den Eifer, mit

welchem er ſich zum immerbereiten Werkzeug jener Polizeiwillkür und namentlich jener Demagogenverfolgungen hergegeben, welche einen ſo düſtern Schatten auf die letzte Regierungshälfte Friedrich Wilhelms III. geworfen hatten. Herr von Tzſchoppe war im Lauf der zwanziger und namentlich der dreißiger Jahre einer der einflußreichſten und thätigſten Beamten des preußiſchen Staats geweſen; von der Pike auf dienend, von bürgerlicher Abkunft, hatte er durch die unverwüſtliche Geſchmeidigkeit, mit welcher er ſich jedem Befehl, ja jedem leiſe geahnten Wunſch, der von obenherab kam, fügte, ſowie durch die eherne Stirn, mit welcher er dieſe Befehle nach untenhin, auch den härteſten und ungerechteſten, zur Ausführung brachte, ſich raſch zu den wichtigſten und einflußreichſten Aemtern des Staats und endlich ſogar auch in den Adelſtand emporgeſchwungen. Anfangs hauptſächlich bei den demagogiſchen Unterſuchungen, unſeligen Andenkens, beſchäftigt, war er allmälig bis zum Geheimen Oberregierungsrath und Director im Miniſterium des Königlichen Hauſes ſowie gleichzeitig zum Director des Staatsarchivs und proviſoriſchen Präſidenten des Obercenſurcollegiums emporgerückt: Stellungen alſo, welche ihm geſtatteten, nicht nur in die Praxis der Verwaltung, ſondern auch in die Entwickelung der Wiſſenſchaft ſowie überhaupt in den Gang der öffentlichen Meinung in Preußen aufs Wirkſamſte einzugreifen.

Und er benutzte dieſe Gelegenheiten mit einem Eifer und einer Rührigkeit, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre. Herr von Tzſchoppe war der vollendetſte Ausdruck der Polizeiwirthſchaft, wie ſie in der damaligen Abgeſchloſſenheit des preußiſchen Staatslebens, bei der Heimlichkeit der Gerichte, gegenüber einem bevormundeten und über ſeine wichtigſten Angelegenheiten abſichtlich in Unwiſſenheit erhaltenen Volke nothwendig hatte entſtehen müſſen. Er war nicht aus dem harten, feſten Holz der Alba's, auch fehlte ihm dazu die Großartigkeit des Schauplatzes; aber ein Domingo des neunzehnten Jahrhunderts zu ſein, auf dieſe Ehre hatte er allerdings den gegründetſten Anſpruch. Es war in Herrn von Tzſchoppe ein wahrer Fanatismus der Polizeigewalt; alle jene kleinen finſtern Mittel, deren dieſelbe ſich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient und vielleicht bedienen muß, das Aushorchen, das Spioniren, das Denunciren, das Einſchüchtern, das Umgehen von Geſetz und Recht — es wurde von ihm Alles mit einer wahren Virtuoſität, gleichſam wie eine freie Kunſt betrieben, man merkte

dem Mann dabei ordentlich an, wie wohl es ihm that, und wie behaglich er umherplätscherte in diesen trüben, unsaubern Wogen.

Freilich genoß Herr von Tzschoppe dafür auch die Auszeichnung, der gründlichst gehaßte Mann in Preußen zu sein; sein Name, unvertilgbar eingebrannt den unglücklichen Opfern der damaligen Demagogenfurcht, war wie ein Fluch, und unzählige Familien von einem Ende Preußens bis zum andern, Familien, denen Herr von Tzschoppe den Trost und die Stütze ihrer Zukunft geraubt hatte, schauderten zusammen, wie er genannt ward.

Mit dem Thronwechsel im Jahre vierzig war die Allmacht des Herrn von Tzschoppe gebrochen worden. Ein Regent, der seine Herrschaft mit einer allgemeinen Amnestie der politischen Gefangenen eröffnete, der Arndt auf den Lehrstuhl zurückberief und dem alten Jahn die Freiheit seiner Bewegung wiedergab, konnte unmöglich unter den ersten Würdenträgern des Staats einen Herrn von Tzschoppe dulden; mit dem System mußten auch dessen Werkzeuge fallen oder doch wenigstens diejenigen unter ihnen, die sich so schamlos hatten brauchen lassen wie Herr von Tzschoppe, und so wurde er bald nach dem Regierungsantritt des neuen Königs von seinen sämmtlichen Aemtern entlassen.

Dieser Schlag wirkte zerschmetternd auf den ehrgeizigen und hochfahrenden Mann; er, der sich so viele Jahre seines Lebens ein wahres Gewerbe daraus gemacht hatte, Andere unglücklich zu machen, konnte es jetzt nicht ertragen, nicht mehr im vollen Sonnenschein der königlichen Gunst zu stehen. Herr von Tzschoppe verlor den Verstand; er, der auf so manches unschuldige Opfer die Schergen der Willkür gehetzt hatte, irrte jetzt auf einsamen Spaziergängen durch Wald und Feld, sich von Gensdarmen verfolgt wähnend und mit jammernder Stimme die Verdienste aufzählend, die er sich um den Staat erworben und die ihn nun doch, wie er in seinem Irrsinn glaubte, nicht retten sollten vor diesem Kerker, in den er selbst so viel Unschuldige gesendet. Ein andermal wieder glaubte er in seinen Delirien Zwiegespräche mit dem verstorbenen König zu führen; die Schattengestalt des verewigten Monarchen verlieh ihm einen hohen Orden nach dem andern, als Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit, und der unglückliche Kranke verbeugte sich gegen die leere Luft, stammelte seinen unterthänigsten Dank und verfiel, wenn er endlich das letzte und höchste Ordenszeichen erhalten zu haben

wähnte, in ein apathiſches Lächeln der Zufriedenheit. In den wenigen lichten Momenten erkannte er dann freilich das ganze Elend ſeiner Lage und mit ſtrömenden Thränen ſoll er dann gerufen haben: „Wie werden meine Kinder in den Schulen fortkommen, da ſie meinen Namen tragen!“

Von ſolchen Leiden erlöſte ihn endlich der Tod. Die Nachricht davon brachte im Publikum, wie ſchon geſagt, eine lebhafte Bewegung hervor; ſelten hatte die Nemeſis ſich ſo vollſtändig erfüllt, ſelten, wenigſtens in unſern civiliſirten Tagen, war ein Mann, der ſeine Gewalt ſo mißbraucht, von der Höhe derſelben ſo herabgeſtürzt worden, um ſo im Elend zu enden. Es lag nahe, von dieſem Fall eine Anwendung zu machen, welche den Eindruck deſſelben noch vergrößert. Auch Herr von Tzſchoppe hatte ſich ſtets nur als ein treuer Diener ſeines Königs dargeſtellt, auch er hatte nie ein eigenes politiſches Syſtem gehabt und wenn er Alles, was nach Freiheit, Deutſchthum ſowie überhaupt nach ſelbſtändiger Geſinnung ausſah, mit roher Schadenfreude verfolgte, ſo geſchah dies nicht, weil er ſelbſt ein Schwärmer für Reaction und Abſolutismus war, ſondern nur weil er dieſen Weg für den ſicherſten hielt, ſich in der Gunſt ſeiner Obern zu erhalten; er war immer nur der Miethling der Gewalt geweſen, ohne eigene Kraft, ohne Willen, ohne Ueberzeugung, und ſo mußte er auch rettungslos zuſammenbrechen, da die Gewalt ihn fallen ließ.

Ja wahrlich, es war mehr als ein bloßer Zufall, daß dieſer Mann gerade in dieſen Tagen und auf dieſe Weiſe ſtarb; es war ein Memento, zugerufen allen Denen, die etwa die Neigung verſpürten, auf ſeinen Wegen zu wandeln, wenn auch in milderen Formen. Zugleich aber war es auch ein Troſt für die unterdrückten Hoffnungen des Volks und ein Unterpfand dafür, daß Knechtsſinn und Lohndienerei niemals im Stande ſind, den ewigen Gang des Rechts und der Freiheit aufzuhalten.

Viertes Buch.

Von der Eröffnung der ſtändiſchen Ausſchüſſe (18. October 1842) bis zum Zuſammentritt der Provinziallandtage: März 1843.

Erſtes Kapitel.

Bevorſtehender Zuſammentritt der vereinigten ſtändiſchen Ausſchüſſe. — Geburtstag des Königs; fahle Stimmung. Die Bodelſchwingh'ſche Feſtrede; ihr Eindruck und ihre Verbreitung. — Fackelſtändchen an Bodelſchwingh's Geburtstag. — Eröffnung der vereinigten Ausſchüſſe durch den Miniſter des Innern, Grafen Arnim, am 18. October 1842. — Bedeutungsvolle Wahl dieſes Tages; geſteigerte Erwartungen und Hoffnungen. Wichtigkeit der bevorſtehenden finanziellen und induſtriellen Erörterungen. — Ueberſicht der namhafteſten Ausſchußmitglieder. — Ernennung des Fürſten zu Solms-Lich und Hohen-Solms zum Marſchall der Verſammlung, ſowie des Grafen Dohna-Schlobitten zu deſſen Stellvertreter. Eindruck dieſer Ernennungen; Perſönlichkeit der Ernannten. — Eröffnungsrede des Grafen Arnim; Beantwortung derſelben durch den Marſchall. — Ungünſtiger Eindruck beider Reden. — Ernennung der Protokollführer durch den König. — Die Geſchäftsordnung für die Berathung der Ausſchüſſe wird publicirt. Unmöglichkeit bei einer ſolchen Geſchäftsordnung irgend etwas Erhebliches und Erſprießliches zu leiſten. Abſolute Stellung der königlichen Commiſſarien in der Verſammlung; untergeordnete Thätigkeit des Marſchalls und der Verſammlung überhaupt. Indirecte Verweigerung des Petitionsrechts; langſamer und ſchwerfälliger Gang der Berathungen ſowie namentlich der Abſtimmungen. Die Sitzungsprotokolle nur für den König beſtimmt; unterlaſſene Rückſichtnahme auf Veröffentlichung derſelben für das größere Publikum. Die vereinigten Ausſchüſſe ſollen ohne königlichen Abſchied entlaſſen werden. — Denkſchriften, welche der Verſammlung mitgetheilt werden. — Der Steuererlaß; die Regierung hat die Entſcheidung, daß derſelbe auf die Salzſteuer gelegt werden ſoll, vorweg genommen. — Der Eiſenbahnbau. Bahnprojecte zur beſſern Verbindung der verſchiedenen Theile der Monarchie. Die Eiſenbahnbauten ſollen an Privatgeſellſchaften überlaſſen werden; Vorſchlag einer Zinsgarantie dafür von Seiten des Staates und infolge deſſen Vorbehalt einer künftigen theilweiſen oder völligen Wiederaufhebung des Steuererlaſſes. — Promemoria, den allgemeinen Finanzzuſtand des Landes betreffend. Aufzählung der Erſparniſſe und Ueber-

ſchüſſe, welche in den letzten Jahren gemacht worden ſind; auch für das Jahr 1843 wird ungeachtet des Steuererlaſſes ein Ueberſchuß von faſt einer Million in Ausſicht geſtellt. — Geſetz über die Benutzung der Privatflüſſe.

Unter Umſtänden, wie die eben geſchilderten, konnte die Stimmung, mit der man dem endlichen Zuſammentritt der vereinigten Ausſchüſſe entgegen ſah, denn allerdings keine beſonders heitere und hoffnungsvolle ſein. Selbſt der Geburtstag des Königs, der wenige Tage früher, auf den 15. October, fiel und der in Preußen von Friedrich Wilhelm III. her als ein allgemeines Volksfeſt begangen ward, beſonders in Berlin, war diesmal, wie man bemerkt haben wollte, nicht mit der freudigen Stimmung gefeiert worden, wie in früheren Jahren. In den Theatern, damals faſt dem einzigen Ort, wo die öffentliche Meinung zu einem unmittelbaren Ausdruck gelangen konnte, hatte eine ernſte, faſt ſchwüle Stimmung geherrſcht und auch das fröhliche Treiben auf den Straßen war lange nicht ſo lebhaft geweſen wie in frühern Jahren.

Dagegen hatte die Feſtrede, welche Profeſſor Böckh im Namen der Univerſität gehalten, großes Aufſehen erregt. Schon längſt glaubte die damalige liberale Partei in Preußen den berühmten Alterthumsforſcher zu den Ihrigen zählen zu dürfen; unſere Leſer entſinnen ſich, wie nach dem Tode Altenſteins der Name Böckh ſich ſogar auf der Liſte der Candidaten befunden hatte, die man, freilich nur von Seiten des Publikums, zum Nachfolger des geſchiedenen Staatsmanns in Vorſchlag brachte. Die Rede, welche Böckh an dieſem jüngſten 15. October hielt, behandelte die wahre Natur der Vaterlandsliebe und bezeichnete als Grundlage derſelben die bürgerliche Tugend; nur der könne ſein Vaterland lieben, der die Eigenſchaften eines freien Bürgers beſitze. Die echte Vaterlandsliebe, führte der Redner aus, zeige ſich am ſchönſten in dem richtigen Gebrauche der Freiheit, nicht im knechtiſchen Sinne, der nur ſchmeichle und zuſtimme und Alles lobe was geſchehe: ſondern nur Derjenige liebe wahrhaft ſein Vaterland, der die verborgenen Uebel deſſelben ans Licht ziehe, dagegen auftrete und ſchlechte und unweiſe Rathſchläge bekämpfe. Wo es genüge, möge man dies allerdings in beſcheidener und ergebener Weiſe thun; ſei es aber nöthig, ſo müſſe man ſelbſt ein heftiges und ſtrenges Auftreten nicht ſcheuen. Ein Menſch von knechtiſcher

und ſchmeichleriſcher Geſinnung, der nur die Zuſtimmung der Oberen ſuche, könne niemals Vaterlandsliebe beſitzen, er diene nur ſeinen Intereſſen und ſei um das Wohl des Ganzen unbekümmert; ein ſolcher ſei, wenn nicht ein wirklicher Vaterlandsverräther, doch dem Vaterlandsverräther ſehr nahe.

Die Rede war, wie die Sitte der Univerſität es mit ſich führte, lateiniſch abgefaßt; aber trotz der fremden Sprache und trotz des akademiſchen Faltenwurfs, in den ſie ſich kleiden mußte, machte ſie doch einen großen und allgemeinen Eindruck, weit über die Kreiſe der Hauptſtadt hinaus. Man war daran gewöhnt, den berühmten Kenner des Alterthums, die Zierde der Berliner Univerſität, das Haupt einer zahlreichen und begeiſterten Schülerſchaft, ſtets nur auf der Seite der Lehrfreiheit und der freien wiſſenſchaftlichen Forſchung zu ſehen; dieſe Freiheit glaubte man jetzt bedroht und ſo lag nichts näher, als daß man auch dieſe Rede, vielleicht ſehr wider die Abſicht des Redners, in einem Sinne auffaßte, daß ſie mehr eine Oppoſitions- als eine eigentliche Feſtrede zu ſein ſchien. Aber um ſo größer eben war die Wirkung; die Rede wurde ins Deutſche übertragen, zahlreiche Auszüge in den geleſenſten politiſchen Blättern wurden davon verbreitet und als einige Wochen ſpäter der Geburtstag des gefeierten Lehrers einfiel, ließen ſeine dankbaren und begeiſterten Zuhörer es ſich nicht nehmen, ihm ein feierliches Fackelſtändchen zu bringen und auch dabei wieder fehlte es nicht an beziehungsreichen Reden und politiſchen Anſpielungen. — Wir werden ihnen im Lauf dieſer Jahre noch öfter begegnen, dieſen Böckh'ſchen Feſtreden; ſie nahmen eine nicht unwichtige Stellung in der Geſchichte dieſer Bewegung ein und trugen, geſtützt von dem berühmten Namen und dem wiſſenſchaftlichen Anſehen des Redners, die liberale Stimmung in Kreiſe über, die ſich denſelben ohne ſie ſchwerlich ſo leicht eröffnet hätten.

Und ſo brach denn endlich der lang erwartete 18. October an. Wir haben in einem der früheren Abſchnitte die kühle, faſt trotzige Stimmung geſchildert, mit der das Publikum den Erlaß wegen Bildung der ſtändiſchen Ausſchüſſe aufgenommen hatte, ſowie die geringen Hoffnungen, welche man an ihre Wirkſamkeit knüpfte. Dennoch, wie der feſtgeſetzte Tag ſich näherte, konnte man ſich einer gewiſſen erwartungsvollen Spannung nicht erwehren. Schon der Tag ſelbſt, wie erinnerungs-, wie bedeutungsvoll erſchien er! Das Publikum wußte

bereits, daß der König es liebte, wichtige Acte seiner Regierung an geschichtlich merkwürdige Tage der Vergangenheit zu knüpfen; indem er den Zusammentritt der vereinigten Ausschüsse auf den 18. October, den Schlachttag von Leipzig, den Befreiungstag Preußens und Deutschlands festgesetzt hatte, schien er gleichsam haben andeuten zu wollen, welche großen Hoffnungen er selbst an dies Ereigniß knüpfte und daß auch mit dem 18. October 1842 eine neue, glorreiche Epoche Preußens und Deutschlands beginnen sollte.

Auch war es ja, bei allen Mängeln der ersten Einrichtung, doch immerhin das erste Mal, daß Vertreter aus den verschiedenen Provinzen Preußens gemeinschaftlich berathschlagen sollten. Was auch diesen Vertretern selbst mangelte, um ein wahrer und giltiger Ausdruck des Volkswillens zu sein und welche Schranken ihnen auch gesetzt waren — es war doch immerhin ein Anfang, es war ein Vereinigungs-, ein Mittelpunkt gegeben, von dem aus sich möglicherweise ein neues, fruchtbares Leben entwickeln konnte. Wie rasch man daher auch vor einigen Wochen den Stab über das junge im Entstehen begriffene Institut gebrochen, ja wie laut man auch behauptet hatte, es wäre am besten, dasselbe käme gar nicht zur Ausführung — jetzt, da es wirklich so weit war und da der Tag dicht bevorstand, der es ins Leben führen sollte, sah man die Sache doch unwillkürlich in einem günstigern Licht. Man fing wieder an zu vertrauen, man fing an zu hoffen; die Wege der Geschichte sind so unberechenbar, unberechenbar war auch die Persönlichkeit, bei der die nächste Entscheidung über die Geschicke Preußens lag — wer weiß, wie sich noch Alles wenden und welche hoffnungsreiche Blüte sich noch aus diesem dürftigen und unscheinbaren Keim entwickeln sollte!

Auch die Gegenstände, welche den Ausschüssen zur Berathung vorgelegt werden sollten, erschienen bei näherer Prüfung doch keineswegs so bedeutungslos wie man im ersten Augenblick geglaubt hatte. Die schließliche Entscheidung, wie und wozu der Steuererlaß verwendet werden sollte, war allerdings von geringer Wichtigkeit. Allein um diese Entscheidung fällen zu können, schien es unerläßlich, daß den Ausschüssen zuvor ein vollständiges und erschöpfendes Gemälde der gesammten finanziellen Lage des Staats vorgelegt würde. Seit dem bekannten Bülow-Cummerow'schen Buche waren gegen die in früheren Jahren als unübertrefflich gepriesene Finanzverwaltung des preußi-

ſchen Staats nicht unerhebliche Zweifel laut geworden; es ſchien eine unerläßliche Pflicht für die Ausſchüſſe, ſich bei Gelegenheit dieſes Steuererlaſſes und ſeiner definitiven Verwendung über Grund oder Ungrund dieſer Zweifel die genaueſte Kenntniß zu verſchaffen und die Regierung ſelbſt konnte, wenn ein ſolches billiges Verlangen von Seiten der Ausſchüſſe geſtellt wurde, es unmöglich verweigern, ja ſie durfte nicht einmal warten bis die Stände danach verlangen würden, ſondern um den Ausſchüſſen ein entſcheidendes Urtheil möglich zu machen, mußte ſie ihnen mit der genaueſten und vollſtändigſten Darſtellung des Finanzzuſtandes entgegen treten. — Wirklich vernahm man auch, daß die Regierung eine derartige allgemeine Staatsrechnungslage aus eigenem Antrieb beabſichtige; der König perſönlich ſollte den Befehl dazu ertheilt haben. Als königlicher Commiſſar für die finanziellen Verhandlungen ſei, hieß es, der oberſte Chef des Departements, Finanzminiſter v. Bodelſchwingh ernannt; ihm zur Seite ſollten der Generaldirector der preußiſchen Finanzen Hr. Kühne und der Chef der Etatsabtheilung Geheimrath Goſtenoble ſtehen. Es waren dies die bedeutendſten Autoritäten der preußiſchen Finanzverwaltung und ſchon die Wahl dieſer Namen ſchien darauf hinzuweiſen, daß die Regierung in der That eine vollſtändige und gründliche Aufklärung beabſichtige.

Beinahe noch wichtiger ſtellte ſich die Eiſenbahnfrage dar. Dieſelbe ſtand nicht nur mit der Finanzfrage in nächſter Verbindung, ſondern es mußte dabei auch noch eine Anzahl anderer Gegenſtände zur Erörterung kommen, die für die Praxis des Staatshaushalts ſowie für Induſtrie und Handel und Gewerbe von größter Wichtigkeit waren. Entſchloß der Staat ſich, Eiſenbahnen zu bauen, ſo konnte er auch die ſonſtigen Verkehrsmittel, die im preußiſchen Staate zum Theil noch ſehr in der Kindheit waren, trotz der großen Sorgfalt, welche Friedrich Wilhelm III. auf dieſen Punkt verwendet hatte, nicht ohne Verbeſſerung und Aufhülfe laſſen. Um die zu erbauenden Eiſenbahnen wahrhaft fruchtbar zu machen, mußten die vorhandenen Chauſſeen und ſonſtigen Landſtraßen erweitert und verbeſſert werden, es mußten Canäle angelegt, die Schiffbarmachung und Regulirung der Flüſſe, beſonders der Oder, der Weichſel, der Ems beſchleunigt, regelmäßige Dampfſchifffahrtsverbindungen eingerichtet und unterſtützt, Poſtreformen und Conventionen durchgeführt und abgeſchloſſen

werden. Vor Allem aber mußte die Regierung aufhören, das Finanzintereſſe des Staats zum oberſten Geſichtspunkt der Volkswirthſchaft zu machen; es mußte, wie ſchon von dem letzten oſtpreußiſchen Provinziallandtag beantragt worden war, „die obere Leitung der gewerblichen Intereſſen in die Hände einer ſelbſtändigen Behörde gelegt werden, der techniſche, mit den Verhältniſſen des Handels vertraute Mitglieder nicht abgehen dürften". — Auch auf eine Wiederholung dieſes Antrags ſollte man, wie es hieß, höhern Orts gefaßt und ſelbſt der Erfüllung ſollte man nicht abgeneigt ſein. Wenn dann nun auch die dritte der Vorlagen, wegen Benutzung der Privatflüſſe, allerdings nur von untergeordnetem Intereſſe war, ſo ließ ſich doch als gewiß annehmen, daß den Ausſchüſſen das Petitionsrecht nicht verwehrt ſein würde und was ließ ſich mit dieſem Recht nicht ausrichten oder doch wenigſtens anregen, wenn es verſtändig und in wahrhaft patriotiſchem Sinne geübt wurde! Freilich war die Geſchäftsordnung für die Verhandlungen der vereinigten Ausſchüſſe noch nicht bekannt; doch ſchien es ja undenkbar, daß den Ausſchüſſen ein Recht verweigert werden ſollte, das den Körperſchaften, aus denen ſie hervorgegangen, unbedingt zuſtand und das ja überhaupt zu den natürlichſten und unveräußerlichſten Rechten jedes Staatsbürgers gehörte. — Auch verſicherte man, daß wenigſtens einzelne Mitglieder der Ausſchüſſe feſt entſchloſſen ſeien, dies Recht im weiteſten Umfang geltend zu machen. In einigen Provinzen ſollte ſogar die Mehrzahl der Ausſchußmitglieder dieſe Abſicht hegen; man nannte insbeſondere Weſtfalen, die Rheinlande, vor Allem aber Oſtpreußen, von dem auch bei dieſer Gelegenheit wieder die kräftigſte und wirkſamſte Anregung erwartet wurde. —

Bereits am 17., als am Tage vor der Eröffnung, waren ſämmtliche Ausſchuß-Mitglieder in Berlin verſammelt. Es waren ihrer im Ganzen 98, darunter 5 von den Fürſten, Prälaten und Standesherren (für Schleſien, Sachſen und die Rheinprovinz), 41 von der Ritterſchaft (darunter 2 bürgerliche), 32 von den Städten und 20 von den Landgemeinden. Die meiſten bekannten Namen darunter hatte die Provinz Oſtpreußen geliefert. Im Stande der Ritterſchaft leuchteten hier vor allen die beiden Brüder von Auerswald hervor, die Urheber des berühmten Huldigungsantrags: Rudolf von Auerswald auf Rödersdorf, der bisherige Oberbürgermeiſter von Königsberg, der,

wie früher erzählt worden, erſt kürzlich wegen der zu großen Nachſicht, die er den oppoſitionellen Beſtrebungen der Königsberger Bürgerſchaft erwieſen haben ſollte, als Regierungspräſident nach Trier verſetzt worden war, und Alfred von Auerswald auf Plauthen, der ſich als Landrath ſeines Kreiſes eine große und wohlverdiente Popularität erworben hatte. Auch die Namen des Oberburggraf von Brünneck ſowie des Herrn von Saucken auf Tarputſchen hatten bei der liberalen Partei einen guten Klang, ebenſo unter den ſtädtiſchen Vertretern der Commerzienrath Abegg aus Danzig, ſowie unter den Vertretern der Landgemeinden der Generallandſchaftsrath Unruh zu Plibiſchken. — Dagegen zeigte das Verzeichniß der brandenburgiſchen Deputirten faſt lauter unbekannte Namen. Nur allenfalls der Hofmarſchall von Rochow auf Stülpe, Marſchall des brandenburgiſchen Provinziallandtags, ſowie der Landſyndikus Freiherr von Heuwald auf Schloß Neuhaus in der Niederlauſitz waren ſchon früher genannt worden, letzterer als eine Hauptſtütze der reaktionären Partei. Deſſelben Rufes genoß auch der Oberſtlieutenant a. D. Graf von Bismark-Bohlen auf Carlsburg in Neu-Vorpommern, Marſchall des pommerſchen Provinziallandtags; die übrigen pommerſchen Deputirten waren völlig obſcur. Dagegen hatte Schleſien neben zwei Fürſten und Standesherren und vier ritterſchaftlichen Deputirten unter den ſtädtiſchen Abgeordneten auch den Stadtverordnetenvorſteher Klocke aus Breslau geſchickt, einen Hauptführer der Breslauer Liberalen und Vorkämpfer in jenen peinlichen Streitigkeiten, welche das Jahr zuvor zwiſchen der Stadt Breslau und dem Miniſter von Rochow ſtattgefunden und von denen wir im erſten Bande unſeres Werks ausführlicher berichtet haben. Der Ausſchuß der Provinz Poſen zerfiel in zwei ſcharf geſchiedene Hälften: die Vertreter der Ritterſchaft waren ſämmtlich polniſchen, die der Städte und Landgemeinden ſämmtlich deutſchen Urſprungs; unter den erſteren befand ſich Herr von Lipski auf Leſkow, ein entſchiedener Anhänger der nationalen Partei, aber bekannt als geſchickter und geſchmeidiger Vermittler. — Von den Ausſchußmitgliedern für die Provinz Sachſen durften nach ihrer politiſchen Vergangenheit nur zwei der liberalen Richtung beigezählt werden, Bürgermeiſter Gier aus Mühlhauſen und Dr. Lucanus, der bekannte Kunſtfreund aus Halberſtadt; namentlich der erſtere ſtand im Rufe großer Unerſchrockenheit und Charakterfeſtigkeit. Weſtfalen bot mit

Ausnahme des Erzkämmerers Grafen von Galen und des Grafen von Bocholz auf Störmede, zwei Hauptariſtokraten, keine bekannteren Namen und auch die Rheinprovinz hatte von ihren namhaften Perſönlichkeiten nur den Commerzienrath von der Heydt aus Elberfeld und den Kanonikus Lenſing, letzteren im Stande der Landgemeinden, entſendet.

Zwei Tage zuvor, an ſeinem Geburtstage, hatte der König den Marſchall der vereinigten ſtändiſchen Ausſchüſſe ſowie deſſen Stellvertreter ernannt; in die erſtere Stelle war der Fürſt zu Solms-Lich und Hohen-Solms, zum Stellvertreter der Landhofmeiſter des Königreichs Preußen Graf zu Dohna-Schlobitten berufen worden. Beide Ernennungen erregten im Publikum ein unbehagliches Gefühl und drohten die kaum erwachten Hoffnungen aufs Neue niederzuſchlagen. Der Fürſt zu Solms Lich und Hohen-Solms, in Preußen und Heſſen-Darmſtadt reich begütert, war erbliches Mitglied der Erſten heſſen-darmſtädtiſchen Kammer und hatte außerdem als preußiſcher Standesherr auf dem Landtage eine Virilſtimme. Er hatte daher vor der Mehrzahl ſeiner Genoſſen allerdings eine gewiſſe parlamentariſche Erfahrung voraus: allein deſto weniger Beifall beim Publikum hatten die politiſchen Grundſätze gefunden, die er theils in ſeiner Wirkſamkeit als Kammer- und Landtagsmitglied, theils und vorzüglich als Schriftſteller entwickelt hatte. Der Fürſt hatte nämlich im Jahre 1838 eine Schrift „Deutſchland und die repräſentativen Verfaſſungen“ herausgegeben, in der er ſich als eifriger Anhänger der berüchtigten Haller'ſchen Staatsweisheit gezeigt hatte. Machten auch dieſe Sympathien, die er für den Reſtaurator der Staatswiſſenſchaften hegte, ſeine Wahl zu dem gegenwärtigen hohen und einflußreichen Poſten nur allzu begreiflich, ſo wurde doch andrerſeits eben dadurch im Publikum ein Argwohn erweckt, der durch die literariſchen Antecendentien des Fürſten vollkommen gerechtfertigt erſchien. — Graf Dohna gehörte einem alten weitverzweigten oſtpreußiſchen Adelsgeſchlechte an. Sein Vater war Obermarſchall der Provinz Preußen geweſen; einer ſeiner Brüder war der Reichsburggraf und preußiſche Staatsminiſter Friedrich Ferdinand Alexander, geſtorben 1831 als Generallandſchaftsdirector von Oſtpreußen, geweſen, der ſich 1808 als Nachfolger Stein's und Vollender der preußiſchen Städteordnung ſowie einige Jahre ſpäter als Mitbegründer der preußiſchen Landwehr un-

vergeßlich gemacht hatte; ein jüngerer Bruder von ihm, ein Schwiegerſohn Scharnhorſts, hatte ſich in den Befreiungskriegen ausgezeichnet und war vor Kurzem als commandirender General nach Königsberg verſetzt worden. Graf Dohna war bekannt als ein gebildeter, einſichtsvoller und ehrenhafter Mann; doch ſtand er, wie die ganze Familie, im Geruch des Pietismus und bei der Stimmung, die damals bereits in Preußen herrſchte, war dieſer Umſtand natürlich vollkommen ausreichend, auch ſeine Wahl zu einem wenig erfreulichen Ereigniß zu machen.

Auch die Eröffnung der Ausſchußſitzungen ſelbſt, die pünktlich am feſtgeſetzten Tage ſtattfand, entſprach den Erwartungen nicht, denen man ſich allmälig wieder überlaſſen hatte. Die Eröffnung einer Verſammlung, durch die denn doch, wohl oder übel, zum erſten Male das geſammte preußiſche Volk repräſentirt ward, ſchien ein ſo wichtiges und folgereiches Ereigniß, das man nicht anders erwartet hatte, als der König ſelbſt werde ſich daran betheiligen. Man wußte, mit wie viel Glück Friedrich Wilhelm IV. repräſentirte, man wußte auch, wie gern und mit welchem Nachdruck er ſich öffentlich vernehmen ließ und ſo ſchien es kaum glaublich, daß der erlauchte Redner ſich eine Gelegenheit wie dieſe ſollte entgehen laſſen.

Dennoch geſchah, was Niemand für möglich gehalten. Die Eröffnung fand zwar in einem Saale des königlichen Schloſſes ſtatt, aber nicht durch den König ſelbſt, ſondern durch das Staatsminiſterium, insbeſondere durch den Miniſter des Innern Grafen von Arnim. Derſelbe eröffnete die Sitzung mit einer Rede, durch welche er die „durchlauchtigſten Fürſten und hochgeehrten Herren“ zunächſt daran erinnerte, daß es „der Befehl Sr. Majeſtät des Königs“ ſei, der ihn in die Mitte dieſer Verſammlung führe; er verlas die königliche Cabinets-Ordre vom 19. Auguſt des laufenden Jahres und fuhr dann ungefähr folgendermaßen fort. Zwei Jahre, ſagte er, ſeien verfloſſen, ſeit der Ruf des Königs die Anweſenden um ſeinen Thron verſammelt habe, um dort in der ehrwürdigen Reſidenz des alten Preußenlandes und hier an dieſer erhabenen Stätte den Bund königlicher Huld und unverbrüchlicher Unterthanentreue feierlich zu erneuen. Freudig ſeien die Stände damals jenem Rufe gefolgt und auch heute ſei gewiß Keiner unter ihnen, der nicht friſch und lebendig das Andenken jener Tage in ſich trage, in denen der angeſtammte Herrſcher zu ſeinem treuen Volke ge-

ſprochen, in denen ſein königlicher Geiſt daſſelbe für immer mit unauflöslichen Banden der Liebe und Ehrfurcht zu einem Ganzen vereinigt und an ſich geknüpft habe. Aufs neue ſei jetzt ſein landesväterlicher Ruf an die Vertreter ſeiner Provinzen ergangen; aufs neue hätten ſie ſich freudig an den Stufen ſeines Thrones verſammelt. Und jene Einheit, mit der Preußen damals beim heiligen Eidſchwur ſeinem König ein Ja zugerufen, welches wiedergetönt habe und verſtanden worden ſei in den fernſten Ländern, jene Einheit, welche damals unter Gottes Hilfe und Schutz ein ſtarker Mitarbeiter geworden an der Erhaltung des ſegensreichen Friedens, dieſelbe Einheit bilde auch das Element der gegenwärtigen Verſammlung. Einig ſeien Preußens Provinzen in der Liebe zu ihrem König, einig da, wo es gelte, die Selbſtändigkeit und Heiligkeit des Vaterlandes zu bewahren. Einigkeit im ſtändiſchen Rathe ſei es auch, welche heute der Landesherr von den Verſammelten mit Zuverſicht erwarte, nun ſein weiſer Wille aus freier königlicher Gnade eine wichtige Ergänzung des ſtändiſchen Inſtituts durch die Verſammlung der vereinigten Ausſchüſſe ins Leben rufe.

Der Miniſter erging ſich dann weiter in Darſtellung des Berufs und der Pflichten, welche die vereinigten Ausſchüſſe zu erfüllen hätten. Wo die Stimmen der Provinziallandtage ſich in ſelbſtändiger Vertretung und Wahrnehmung der provinziellen Eigenthümlichkeit bei den ihnen vorgelegten Fragen trennten, da ſollten die Ausſchußtage vermitteln und ausgleichen. Wo für umfaſſende Geſetze vor ihrer ſchließlichen Bearbeitung für die Provinziallandtage der Standpunkt des allgemeinen und überwiegenden Bedürfniſſes des Landes ermittelt werden ſolle, da ſollten die Ausſchußtage ihn erwägen und bezeichnen. Wo die Regierung des Königs in wichtigen Verwaltungsfragen eines ſtändiſchen Beiraths bedürfe, der die mündliche Beſprechung zwiſchen den Dienern des Königs und einem Organe der Stände erfordere, da ſollten die vereinigten Ausſchüſſe dieſes Organ ſein. — Wol würden ſich, ſetzte der Redner hinzu, auch in dieſer Verſammlung verſchiedene Anſichten geltend machen und, wie es unter Männern ſich gezieme, mit Nachdruck und Ueberzeugung verfochten werden. Aber wenn auch die auf die Eigenthümlichkeit der Provinzen, auf die Verſchiedenheit der Auffaſſungen gegründeten Meinungen ſich bekämpften, ſo werde es doch ſtets nur ein brüderlicher Kampf ſein und bleiben,

ſtets nur im Hinblick auf das Allen gemeinſame Wohl Preußens, ſtets in dem lebendigen Bewußtſein geſchehen, daß die Ausſchüſſe hier verſammelt ſeien als die Glieder Eines Staatskörpers, als die getreuen Unterthanen Eines Königs.

Der Miniſter ſchloß ſeine Rede mit folgender Apoſtrophe, in der er das bisher Geſagte noch einmal zuſammenfaßte:

„Durchlauchtige, hochgeehrte Herren! Auf dieſem erſten Ausſchußtage bietet ein königlicher Wille aus voller Freiheit Ihnen vom Throne herab eine Gabe des edelſten Vertrauens. Hierdurch wird dieſer Tag für immer als ein glorreicher bezeichnet ſein in der Regentſchaft Friedrich Wilhelm's des Vierten. Daß er auch als ein ſegensreicher bezeichnet werde in den Blättern der preußiſchen Geſchichte, daß er ſtets ein Tag freudiger Erinnerung bleibe für den königlichen Geber und rühmliches Zeugniß gebe von Denjenigen, welche zum erſten Male, durch das Vertrauen ihres Königs, durch das Vertrauen ihrer Provinzen zu ihm berufen wurden, dafür bürgt Ihre bewährte Geſinnung, mit der Sie ſich der Erfüllung Ihres Berufs hingeben werden, in gewiſſenhafter Unterthanentreue, in Verläugnung einſeitiger Intereſſen, wo der Patriotismus ſie fordert, und in wahrer Einigkeit des ſtändiſchen Raths. Ein groſſes und wichtiges Feld iſt Ihnen eröffnet; möge es durch treue Bebauung unter Gottes Segen reiche Früchte tragen!“

Der Fürſt zu Solms-Lich und Hohen-Solms, als Marſchall der Verſammlung, hatte die Beantwortung dieſer Anſprache übernommen. Von des Königs Majeſtät, ſagte er, zu dem ehrenvollen Amt eines Marſchalls der vereinigten Ausſchüſſe der Provinziallandtage berufen, zähle er es zu ſeinen vorzüglichſten Pflichten, in Erwiderung der ebenvernommenen Worte die Geſinnungen auszuſprechen, von welchen die Ausſchüſſe ſich beim Beginn ihrer Berathungen durchdrungen fühlten. Die Ausſchußmitglieder, das dürfe er im Namen Aller ſagen, ſeien mit Freude und mit Stolz hierhergekommen. Denn ſie ſeien berufen, in unabhängiger Berathung den Erwartungen Sr. Maj. des Königs zu entſprechen und das Beſte des Landes wahrzunehmen. Aber ſie hätten auch noch einen andern, nicht minder wichtigen Grund, weshalb ſie mit Freude ſich hier verſammelt hätten. Nämlich die Erfahrung der bisherigen Landtage habe ihnen gezeigt, daß des Königs Majeſtät den wohlgegründeten Beirath ihrer Stände gern und bereit-

willig zu vernehmen geneigt seien. Hierauf gründeten sie ihre Zuversicht. Denn die erfreuliche, zum Gedeihen des ständischen Wesens nothwendige Gewißheit, daß der wohlbegründete Beirath der Stände von des Königs Majestät und der königlichen Regierung gern und bereitwillig vernommen werde, diese Gewißheit sei ihnen schon jetzt gegeben und sie bauten darauf mit fester und wohlgegründeter Ueberzeugung. Mit treuester Anhänglichkeit an Se. Maj. ihren allergnädigsten König, mit Liebe zu dem Vaterlande, welchem anzugehören sie stolz seien, machten sie den Beginn des ihnen übertragenen Werkes und mit denselben Gesinnungen würden sie, so Gott wolle, dasselbe beendigen. „Meine Herren", rief der Fürst, „es gibt ein Mittel wie Sie sämmtlich das, was ich im Namen Aller gesagt habe, bekräftigen können; es ist, wenn wir Alle mit Einer Stimme rufen: Se. Maj. der König lebe hoch!"

Ein dreimaliges Lebehoch von Seiten der Versammlung entsprach dieser Aufforderung. Darauf wurde sofort zur Namhaftmachung der Protokollführer der vereinigten Ausschüsse geschritten; denn auch diese waren vom König ernannt worden. Die königliche Wahl war auf den Regierungspräsidenten Grafen von Pückler aus Liegnitz, den Landrath von Veltheim aus Sachsen, den Städte-Feuer-Societäts- und Landarmen-Director Fröhner aus Berlin und den Oberbürgermeister von Posen Herrn Naumann gefallen; die beiden Letzteren standen in dem Ruf besonders geschickter und fleißiger Arbeiter.

Hierauf wurde den Mitgliedern die Geschäftsordnung sowie eine Anzahl von Denkschriften mitgetheilt, welche die Regierung hatte ausarbeiten lassen. Die letzteren betrafen erstlich die näheren Bestimmungen für den vom König verheißenen Steuererlaß und für die Beförderung einer umfassenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe von Staatsmitteln; ferner ein Promemoria über die neben Herabsetzung des Salzpreises in den königlichen Factoreien zu treffenden Einrichtungen behufs möglichster Gleichstellung der Salzpreise beim Detail; endlich ein ziemlich ausführliches Promemoria über den Finanzzustand des Landes.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen und die nächste auf den 21. desselben Monats festgesetzt. Späterhin hatten sämmtliche Deputirte die Ehre dem König vorgestellt zu werden; Mittags fand ein feierliches Mahl in der Bildergallerie im Schlosse statt, wozu

außer den Deputirten noch die Prinzen und Prinzeſſinnen, ſowie die Miniſter, die Generalität und andere hohe Staatsbeamte eingeladen waren.

An dieſem ganzen Vorgang nun fand das Publikum wieder Mancherlei auszuſetzen. Des Mißbehagens darüber, daß die Verſammlung nicht durch den König in Perſon, ſondern nur durch ſeine Miniſter eröffnet worden, haben wir bereits gedacht. Aber wenn man ſomit auch auf den Schwung der königlichen Beredtſamkeit verzichten mußte und wenn man auch aus dem Beiſpiel anderer berühmter parlamentariſcher Verſammlungen wußte, daß die Eröffnungsrede in der Regel das Unerheblichſte und ſelten etwas mehr als ein bloßes Gewebe gegenſeitiger Redensarten und Complimente, ſo fand man doch dieſe Reden des Miniſters und des Marſchalls etwas gar zu unerheblich; gerade weil dieſe Verſammlung kein Parlament war und weil man ſich überhaupt von ihrer Wirkſamkeit nicht viel verſprach, hätte man es gern geſehen, wäre der Ton wenigſtens zu Anfang etwas höher, etwas feierlicher genommen worden. Daß der Miniſter ſo nachdrücklich hervorgehoben, wie die Verſammlung lediglich eine Folge „freier königlicher Gnade“ ſei, mochte man ſich gefallen laſſen; ebenſo, daß die Erwartungen des Königs durchweg in erſter, das Beſte des Landes nur in zweiter Stelle aufgeführt ward: es war dies theils herkömmlicher offizieller Styl, theils entſprach es der Stellung, welche die Regierung in Preußen bisher thatſächlich eingenommen. Bedenklicher ſchon klang es, daß der Miniſter die „Einheit in der Liebe zum König“ als die wahre Einheit des preußiſchen Staats bezeichnete. Wenn dies nicht ebenfalls blos eine offizielle Redensart ſein ſollte, ſo eröffnete ſich damit eine Perſpective, welche mit dem, wozu man die Ausſchüſſe wenigſtens berufen glaubte oder doch wünſchte, in ſchwer lösbarem Widerſpruch ſtand. Allen Reſpect vor der Liebe des Volks zum König; gewiß war und iſt ſie in monarchiſchen Staaten eine der kräftigſten und dauerhafteſten Stützen des öffentlichen Wohls. Daß jedoch dieſe Liebe allein nicht hinreicht, daß noch andere bewußtere Träger des Staatslebens nöthig ſind, das hatte die Erfahrung zur Genüge gezeigt und die Regierung ſelbſt erkannte es ja an, indem ſie dieſe Ausſchüſſe berufen hatte. Die Liebe iſt ein freies Geſchenk, ſie gehört in das anonyme Gebiet der Empfindungen; das Staatsleben gebildeter und mündig gewordener Völker dagegen muß auf Rechten beruhen,

auf ſelbſtbewußten Rechten, die in der Form von Geſetzen klar und deutlich ausgeſprochen ſind. — Es hörte ſich ferner vortrefflich an, was der Redner von den Pflichten der vereinigten ſtändiſchen Ausſchüſſe und den Unterſchieden geſagt hatte, die zwiſchen ihnen und den einzelnen Provinziallandtagen ſtatthatten. Aber waren die Ausſchüſſe auch wirklich im Stande, denſelben nachzukommen? Waren ſie nicht aus demſelben Holz geſchnitzt wie die Provinziallandtage? Waren es nicht dieſelben Männer, die hier und dort ſaßen? Und wie ſollte der Einzelne es nun anfangen, wie ſollte er es mit ſeiner politiſchen Ueberzeugung und ſeinen perſönlichen Anſichten reimen, über eine und dieſelbe Sache als Landtagsmitglied ſo, als Ausſchußmitglied aber anders zu denken und zu ſtimmen? Einmal nur das Beſte der Provinz, das andere Mal nur das Beſte der Geſammtheit im Auge zu haben, und dennoch, wie geſagt, immer derſelbe überzeugungstreue, nach reiflich erwogenen Gründen urtheilende Menſch zu ſein? Und was hieß das, daß der Miniſter die ſtändiſchen Ausſchüſſe als „ein Organ der Stände“ bezeichnete? Man hatte bisher gemeint, die Ausſchüſſe ſollten mehr als ein bloßes „Organ“ der Provinzialſtände, ſie ſollten gleichſam ihre Quinteſſenz, ſollten die beſſer informirten Stände ſein, an welche die Regierung von den ſchlecht informirten appellirte; war das auch ein Irrthum geweſen? und ſollte es vielleicht, wie eine andere Stelle der Rede anzudeuten ſchien, umgekehrt geſchehen können, daß der Beſchluß der Ausſchüſſe den einzelnen Provinziallandtagen zur Reviſion vorgelegt würde? Aber es war ja überhaupt von Beſchlüſſen keine Rede, auch der Miniſter ſprach ja ſtandhaft nur von einer „Beſprechung“, die „zwiſchen den Dienern des Königs und einem Organ der Stände“ ſtattfinden, nur von „Anſichten“ und „Meinungen“, die ihnen zu äußern vergönnt ſein ſollte!

Noch unangenehmer jedoch als durch das, was ſie ausſprach, berührte die Rede des Grafen Arnim durch das, was ſie verſchwieg. Von der ſo viel geprieſenen Weiterentwickelung des ſtändiſchen Weſens in Preußen kein Wort! kein Wort überhaupt von ſtändiſchem Weſen, nichts, was die ſo deutlich geäußerten Wünſche der Nation nur von Weitem ſtreifte, nichts, was überhaupt in die Zukunft deutete und den Ausſchüſſen auch nur einen Schimmer von Hoffnung ließ, ſich wenigſtens mit der Zeit zu etwas Bedeutenderm, etwas in das Staatsleben wirklich Eingreifendem zu entwickeln! Und doch waren in

den Königlichen Propoſitionen, womit vor anderthalb Jahren das Project der Ausſchüſſe den verſammelten Provinziallandtagen zuerſt mitgetheilt worden, die erſteren ausdrücklich als Entwickelung und Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung bezeichnet worden und noch die Königl. Cabinets-Ordre vom 19. Juni 1842 bediente ſich ähnlicher Wendungen. Warum war denn jetzt, wo die „Entwickelung“ ſich nunmehr wirklich „entwickeln“ ſollte, keine Rede mehr davon? Und der Mann, der hier als Stellvertreter des Königs fungirte, hatte kein Gedächtniß mehr für die eigenen Worte ſeines königlichen Herrn?!

An der Antwortrede des fürſtlichen Marſchalls fiel hauptſächlich ihre große Nüchternheit auf; man hätte von einem Schüler Hallers mehr Schwung und Pathos, wenn auch falſches, erwartet. Nur im Punkt der Phantaſie, das mußte man einräumen, leiſtete der fürſtliche Redner Erkleckliches: er rühmte die Bereitwilligkeit, mit welcher die Königliche Regierung von jeher den „wohlgegründeten Beirath ihrer Stände“ vernommen, während es doch eine durch eine faſt zwanzigjährige Erfahrung erhärtete Thatſache war, daß die Regierung in allen einigermaßen wichtigen Angelegenheiten ſich um den „wohlerwogenen Beirath“ ihrer getreuen Stände niemals im Mindeſten gekümmert, ja häufig gerade das Gegentheil von dem gethan hatte, was die Stände gewünſcht und erbeten. Der Fürſt hatte ſich ſelbſt als politiſcher Schriftſteller verſucht, er war ſelbſt Inhaber einer Virilſtimme des rheiniſchen Provinziallandtags; wußte er wirklich nichts von den bekannten Anträgen des weſtfäliſchen Landtags aus dem Anfang der dreißiger Jahre und welche Antwort ihm darauf zu Theil geworden? Ja, um nur bei der nächſten Vergangenheit ſtehen zu bleiben — wußte er nichts von dem Schickſal, welches die vorjährigen Anträge und Verhandlungen des oſtpreußiſchen, poſenſchen und rheiniſchen Landtags um Aufhebung der Cenſur, um Schutz der polniſchen Nationalität ꝛc. erfahren hatten? Ja, wodurch war das ganze Inſtitut der Provinziallandtage denn überhaupt ſo tief in der Achtung des Publikums geſunken, als dadurch, daß die Regierung auf die Abſtimmungen und Anträge derſelben conſequenter Weiſe ſtets nur den geringſten Werth gelegt hatte? — Wo gleich von Anfang an Liebedienerei und Entſtellung der geſchichtlichen Thatſachen dergeſtalt das große Wort führten, da konnte unmöglich etwas Gedeihliches zu Stande kommen. — Wenn dann aber der durchlauchtige Redner ſeinen ſtändiſchen Col-

legen schließlich kein anderes Mittel zur Bekräftigung ihres patriotischen Willens vorzuschlagen wußte, als ein Lebehoch auf den König, so wußte man nicht, ob man darin blos eine ungeschickte Redefigur bemitleiden oder eine frivole Verhöhnung der gesammten bevorstehenden Thätigkeit der Ausschüsse verachten sollte; die Nation erwartete von den Ausschüssen etwas Größeres als loyale Lebehochs, sie erwartete Thaten — aber auf diesem Wege freilich konnten dieselben nicht reifen.

Und doch hätte man das Alles wol noch in den Kauf genommen, hätte nur nicht die gleichzeitig bekannt gewordene Geschäftsordnung (S. Actenstücke Nr. VI.) jede Hoffnung auf eine segensreiche Entwickelung des neuen Instituts zu Boden geschlagen. Dieselbe war vom 19. August 1842 datirt, also genau zwei Monate später als der Erlaß wegen Einrichtung der Ausschüsse überhaupt; war es wirklich begründet, daß eine mächtige Partei in der nächsten Umgebung des Königs in den Ausschüssen eine Gefahr für die Krone erblicke, so hatte diese Partei in diesen zwei Monaten ihre Zeit gut wahrgenommen. Denn Alles, was man von den Ausschüssen gehofft und erwartet hatte, selbst das Mäßigste, das Bescheidenste — durch diese Geschäftsordnung wurde es von vornherein illusorisch, die ganze neue Schöpfung aber zu einem bedeutungslosen Spielwerk gemacht.

Zur Begründung dieser Behauptung genügt es an dieser Stelle, nur die auffallendsten Punkte der Geschäftsordnung hervorzuheben. Nicht der Marschall, wie man erwartet und wie es sich füglich von selbst verstanden hätte, sollte die einzelnen Verhandlungen leiten, vielmehr war diese Leitung dem Königlichen Commissarius übertragen. Als Königlicher Commissarius aber sollte jedesmal der Departementschef fungiren, zu dessen Ressort der zu berathende Gegenstand gehörte. Als solcher eröffnete er nicht nur jede Sitzung, sondern er bestimmte auch, wann sie aufhören sollte. Selbst in Verhinderungsfällen durfte nicht der Marschall für ihn eintreten, sondern der Commissarius wurde alsdann durch einen andern vom König zu bestimmenden Staatsbeamten vertreten. Dem Marschall als solchem war überhaupt kein anderes Geschäft zugewiesen, als den Königlichen Commissarius in der Handhabung der formellen Geschäftsordnung „zu unterstützen"; er war also recht eigentlich das fünfte Rad am Wagen. —

Daß auch die Protocollführer nicht, wie ſonſt überall üblich und wie es auch bei den Provinziallandtagen der Fall war, von der Verſammlung ſelbſt gewählt, ſondern nur aus den Mitgliedern der Verſammlung vom König ernannt wurden, hat der Leſer bereits erfahren; es war auch dies eine merkwürdige Abweichung von dem Gebräuchlichen, welche deutlich das Mißtrauen verrieth, das man höhern Orts in die Verſammlung ſetzte, ſowie das Bemühen, ihr jeden leiſeſten Schatten von Selbſtbeſtimmung und Selbſtthätigkeit zu nehmen.

Bei weitem die verhängnißvollſte Beſtimmung der Geſchäftsordnung aber war folgende. Alle den Ausſchüſſen zu machende Mittheilungen, ſowie alle der Berathung derſelben vorzulegende Gegenſtände ſollten allein und lediglich vom Staatsminiſterium ausgehen. Damit war das Recht der freien Bitte, dieſes allgemeinſte Recht jedes Staatsangehörigen, dieſes Recht, das den Ausſchüſſen unter Umſtänden jedes andere Recht erſetzen konnte, denſelben unterſagt: nicht zwar durch ausdrückliche, buchſtäbliche Beſtimmung, wol aber durch einen jener heimlichen Kunſtgriffe, an denen eine verderbliche Staatskunſt jederzeit ſo reich iſt. Denn da alle Gegenſtände der Berathung ausſchließlich vom Staatsminiſterium ausgehen ſollten, ſo konnten natürlich auch aus der Mitte der Verſammlung keine Anträge unmittelbar geſtellt werden, ſondern wer dergleichen beabſichtigte, mußte dieſelben erſt beim Staatsminiſterium einreichen und bei dieſem ſtand es nun, ob es den Antrag der Verſammlung vorlegen oder ihn ohne Weiteres zurückweiſen wollte. Wollte aber eines der Mitglieder ſo keck ſein, dieſen Umweg zu überſpringen und wollte es ſeinen Antrag direct an die Verſammlung bringen, ſo verſtieß es gegen die Geſchäftsordnung und der Königliche Commiſſarius war vollkommen in ſeinem Rechte, wenn er jede weitere Debatte des angeregten Gegenſtandes lediglich aus dieſem formellen Grunde abſchnitt. Allerdings ſtellte ein ſpäterer Paragraph dem Königlichen Comiſſarius frei, falls ſich aus der Discuſſion neue Fragen entwickelten, die mit der urſprünglichen, ebenfalls von dem Commiſſarius geſtellten Frage in weſentlichem Zuſammenhange ſtehen ſollten, die Abſtimmung auch darüber in gleicher Weiſe zu veranlaſſen. Allein es ſtand ihm dies eben nur frei, er „konnte" dies nur thun, konnte es alſo auch unterlaſſen, ohne daß weder die Verſammlung als ſolche, noch ein einzelnes Mitglied

derſelben das Mindeſte dagegen auszurichten oder auch nur einzuwenden vermochte.

Auch übrigens war der vorgeſchriebene Gang der Berathungen ein wahres Muſter bureaukratiſcher Schwerfälligkeit und Langſamkeit. Alle den Ausſchüſſen zu machende Mittheilungen gingen, wie erwähnt, vom Staatsminiſterium aus; daſſelbe (wir benutzen hierbei ſowie im Nachſtehenden noch öfter, zum Theil wörtlich, die Darſtellung eines Schriftchens über die vereinigten ſtändiſchen Ausſchüſſe, das Anfang 1843 zu Königsberg erſchien und offenbar aus ſehr unterrichteter Feder hervorgegangen iſt) beſtimmte die Reihenfolge der Gegenſtände und über jeden derſelben wurde eine Denkſchrift ausgearbeitet, in welcher die einzelnen Fragen, die zur Erörterung kommen ſollten, beſtimmt angegeben wurden. Für jeden Gegenſtand ließ nun der jedesmalige präſidirende Miniſter im Einvernehmen mit dem Marſchall die Sitzungen anberaumen. Zu ſeiner Unterſtützung hatte er wenigſtens einen Referenten aus ſeinem Miniſterium, wenn es ihm aber angemeſſen ſchien, noch beliebige andere Beamte des betreffenden Reſſorts bei ſich. Nachdem nun die Mitglieder der Ausſchußverſammlung — d. h. wie der Verfaſſer des eben citirten Schriftchens ironiſch hinzuſetzt: des angeblichen Vereinigungs- und Ausgleichungspunktes für die abweichenden Intereſſen der Provinzen — in ſtrenger Abſonderung nach Provinzen Platz genommen hatten, ließ der vorſitzende Miniſter durch den Referenten aus ſeinem Miniſterium zuerſt die nöthigen Vorträge über den vom Staatsminiſterium vorgeſchriebenen Gegenſtand halten, fügte ſelbſt hinzu, was ihm etwa angemeſſen erſchien, und ließ dann durch namentlichen Aufruf jedes Mitglied auffordern, einmal ſeine Meinung zu äußern. Nach Beendigung dieſer Umfrage faßte der Referent die bisherigen Aeußerungen in einen Schlußvortrag zuſammen, den der präſidirende Miniſter wiederum nach ſeinem Ermeſſen vervollſtändigte. Hiernächſt begann die ſogenannte freie Discuſſion, in welcher jedes Mitglied über den vom Staatsminiſterium vorgelegten Gegenſtand ſprechen durfte, ſo oft ihm beliebte. Wer ſprechen wollte, mußte aufſtehen und ſich wieder ſetzen, ſobald er ſeinen Vortrag beendet hatte; auch durfte er ſeine Rede nur an den Königlichen Commiſſarius, nicht aber an Denjenigen richten, deſſen Anſichten er etwa widerlegen wollte. — Im Uebrigen ſollte ſowol bei dieſer „freien Discuſſion“ als auch bei der vorhergehenden

Umfrage Jeder zur Ordnung gerufen (oder wie es in der Geſchäftsordnung mit vorſichtiger Vermeidung des ſonſt üblichen parlamentariſchen Ausdrucks hieß „an die Ordnung erinnert werden"), der ſich von dem durch das Staatsminiſterium vorgeſchriebenen Gegenſtande entfernte. Auch durfte der Miniſter nicht nur jeden Redner, wann und wie oft es ihm beliebte, ſelbſt unterbrechen, ſondern auch durch die zugezogenen Beamten unterbrechen laſſen.

Wenn nun auf dieſe Weiſe, deren peinliche, ſchulmeiſterliche Strenge auch wol den geübteſten Parlamentsredner hätte können in Verlegenheit ſetzen, die verſchiedenen Anſichten vernommen waren und Niemand weiter das Wort verlangte, ſo erklärte der Marſchall die Discuſſion für geſchloſſen. Allein auch dies durfte er erſt thun, nachdem er die Zuſtimmung des Miniſters dazu eingeholt, während andrerſeits der Miniſter befugt war, wenn er die Beſprechung des Gegenſtandes für erſchöpft hielt, die Verſammlung hierauf aufmerkſam zu machen — das hieß alſo mit andern Worten, ſie zur Abbrechung der Discuſſion einzuladen. Doch durfte der Schluß nicht erfolgen, wenn wenigſtens drei Mitglieder widerſprachen; vielmehr war in dieſem Falle die Frage, ob die Berathung zum Schluſſe reif ſei, an die Verſammlung zur Abſtimmung zu bringen.

War die Discuſſion nun endlich geſchloſſen, ſo ſtellte der Miniſter die Faſſung der in den Denkſchriften enthaltenen Fragen definitiv feſt und auch die Reihenfolge derſelben wurde von ihm beſtimmt; der Marſchall hatte dabei nichts weiter zu thun, als über die von dem Miniſter feſtgeſtellten Fragen in der von ebendemſelben beliebten Reihenfolge abſtimmen zu laſſen. Die Abſtimmung ſelbſt erfolgte mittelſt namentlichen Aufrufs aller anweſenden Mitglieder, wobei der Protokollführer die Namen ſämmtlicher Mitglieder nach alphabetiſcher Ordnung aufrief.

Sehr merkwürdig war ferner, was die Geſchäftsordnung wegen des über die Verhandlungen aufzunehmenden Protokolls feſtſetzte. Dies Protokoll ſollte außer dem geſchichtlichen Verlauf der Verhandlungen enthalten erſtlich eine überſichtliche Zuſammenſtellung der verſchiedenen Meinungen ſowie der von dem Miniſter, dem Referenten oder dem ſonſt zugezogenen Beamten ertheilten Berichtigungen und Aufklärungen, wobei die Namen der Redner im Protokoll zu vermerken waren; ferner die zur Abſtimmung gebrachten Fragen und

zwar in ihrer wörtlichen Faſſung; endlich die Reſultate der Abſtimmung und zwar in der Art, daß außer dem allgemeinen Reſultat auch jederzeit bemerkt wurde, wie der Ausſchuß einer jeden Provinz in ſeiner Majorität geſtimmt habe. Dies Protokoll, zu dem Separatvota nicht verſtattet waren, ſollte dann, nachdem es in der nächſten Sitzung verleſen und von dem Miniſter, dem Marſchall und einem Mitgliede aus dem Provinzialausſchuß unterzeichnet worden, durch den Miniſter des Innern an das Staatsminiſterium befördert, von dieſem aber dem König eingereicht werden. Von einer Veröffentlichung der Protokolle durch die Zeitungen war in der Geſchäftsordnung nirgend die Rede, was um ſo auffälliger erſchien, als bekanntlich erſt den letztjährigen Provinziallandtagen das Recht, ihre Verhandlungen durch die Zeitungen zu veröffentlichen, mit nicht geringem Geräuſch verſtattet worden war. Die Provinziallandtage hatten ſogar eigene Commiſſionen dazu niedergeſetzt: aber auch von der Bildung einer ſolchen Commiſſion war in der Geſchäftsordnung für die Berathung der Ausſchüſſe nirgend die Rede, ſo daß alſo den Ausſchüſſen, dieſer vermeintlichen Quinteſſenz der Provinziallandtage, offenbar eine geringere Oeffentlichkeit eingeräumt und damit auch eine geringere Theilnahme des Publikums zugeſtanden ward, als die Provinziallandtage ſelbſt bereits genoſſen. Wenn dann hinterdrein doch eine kurze Veröffentlichung über den Gang der Verhandlungen durch die Staatszeitung erfolgte, ſo war dies ſelbſtredend eine Vergünſtigung, auf welche weder die Ausſchüſſe noch das Publikum ein Anrecht hatten und die daher auch jeden Augenblick von oben her wieder zurückgenommen werden konnte. Auch fehlte dieſen Veröffentlichungen ein höchſt weſentliches Stück, nämlich die Namen der einzelnen Redner und auch übrigens waren ſie ſo unvollſtändig und ungenau und erfolgten ſo langſam und unregelmäßig, daß ſie mehr geeignet waren, das geringe Intereſſe, das für die Verhandlungen der Ausſchüſſe überhaupt noch exiſtirte, völlig todt zu machen als es zu beleben und anzufeuern.

Endlich erſchienen die Ausſchüſſe den Provinziallandtagen auch darin nachgeſtellt, daß „die Ausfertigung eines Abſchieds für die Verſammlung der vereinigten Ausſchüſſe nicht ſtattfinden" ſollte. Man hatte augenſcheinlich Alles vermeiden wollen, was irgendwie an ein Parlament hätte erinnern können und daher, wie die Aus-

ſchüſſe blos durch einen „Diener des Königs" eröffnet worden, ſollten ſie auch ohne die Ehre eines königlichen Abſchieds entlaſſen werden; ſie ſollten ohne Glanz kommen und ohne Glanz gehen und Niemand ſollte wiſſen, ob und was ſie ſo eigentlich geleiſtet.

Aber bei dieſer Geſchäftsordnung konnten ſie ja überhaupt nichts leiſten, darüber war die öffentliche Meinung ſich Augenblicks klar; der kaum erwachte Funke der öffentlichen Theilnahme war damit auf einen Schlag wie mit Waſſer ausgegoſſen; noch bevor die Verhandlungen begonnen hatten, wollte Niemand von ihnen hören und ſelbſt die oben erwähnten Denkſchriften und Promemorias fanden unter dieſen Umſtänden nur eine höchſt oberflächliche Beachtung.

Und doch waren ſie (wie der Leſer finden wird, der ſich die Mühe nehmen will, ſie in Nr. VII unſerer Actenſtücke durchzuleſen) nicht ohne Intereſſe. In der erſten „über den Steuererlaß und die Beförderung einer umfaſſenden Eiſenbahnverbindung ꝛc." wurde zunächſt der in Ausſicht geſtellte Erlaß, der ſich urſprünglich nur auf 1,500,000 bis 1,600,000 Thlr. hatte belaufen ſollen, auf volle 2 Millionen erhöht, ungerechnet einen Ausfall von 60,000 Thalern, der durch die von den Provinziallandtagen gewünſchte und von der Regierung genehmigte Beſchränkung der Staatslotterie entſtanden war. Von dieſen 2 Millionen ſollten zuvörderſt 60,000 Thaler abgehen für die Steuer, die bisher von den Miethkutſchern und Lohnfuhrleuten wegen ihrer angeblichen Concurrenz mit der Poſt erhoben worden war und die vom 1. Januar 1843 an ebenfalls aufhören ſollte. Weitere 20,000 Thaler ſollten für verſchiedene von demſelben Augenblick an ceſſirende Verwaltungsſporteln abgerechnet werden, der Reſt von 1,920,000 Thalern aber ſollte dazu dienen, den Factoreipreis des Salzes von 15 auf 12 Thaler per Tonne herabzuſetzen, wodurch ein Detaildebit des Salzes von durchſchnittlich 1 Groſchen per Pfund ermöglicht ward, während das Pfund Salz gegenwärtig im Kleinhandel durchſchnittlich zu 15, 16 bis 18 Pfennigen verkauft ward: ſo daß alſo einer Familie bei einem durchſchnittlichen Verbrauch von 40—50 Pfund Salz jährlich eine jährliche Erſparniß von etwa einem halben Thaler, einige Groſchen mehr oder weniger, erwachſen würde. Da war denn freilich von den erlaſſenen 2 Millionen auf den Einzelnen wenig gekommen, wenn der ganze jährliche Vortheil einer Familie nur einen halben Thaler betragen ſollte. — Das Schlimmſte freilich

bei der ganzen Sache, so weit sie die ständischen Ausschüsse betraf, war dies, daß durch die Königliche Denkschrift über Verwendung des Steuererlasses bereits entschieden war; es war entschieden, daß der Steuererlaß zur Herabsetzung des Salzpreises verwandt werden sollte, es war also auch über die Meinungsverschiedenheit entschieden, die in Betreff dieser Frage bei den vorjährigen Provinziallandtagen geherrscht und zu deren Entscheidung man die vereinigten Ausschüsse eben berufen hatte, so daß also die letzteren in dieser Hinsicht wieder als vollkommen zwecklos und überflüssig erschienen.

In Betreff der zu erbauenden Eisenbahnen machte die Denkschrift eine Anzahl von Bahnprojecten namhaft, deren baldmöglichste Ausführung die Regierung theils als erforderlich, theils als sehr wünschenswerth bezeichnete; es befanden sich darunter eine Bahn von der hannöverschen Landesgrenze bei Minden nach Köln, eine andere von Halle durch Thüringen in der Richtung auf den Mittelrhein, eine dritte Bahn, die, mit Benutzung einer der im Bau begriffenen Bahnen von Berlin zur Oder, Berlin mit Königsberg und, vermittelst einer Zweigbahn, mit Danzig verband, auch unter Umständen bis zur russischen Grenze fortgesetzt werden könne, ferner eine Bahn von Frankfurt nach Breslau und von Oppeln zur österreichischen Grenze, endlich eine Bahn zur Verbindung von Posen mit der nach Preußen einerseits, andererseits mit der durch Schlesien führenden Linie.

Ueber die politische, militärische und commerzielle Wichtigkeit dieser Linien, behauptete die Denkschrift, walte kein Zweifel und da nun, aus Gründen, welche die Denkschrift weitläufig erörterte, nicht wohl anzunehmen sei, daß diese für das Gesammtwohl so nöthigen und wünschenswerthen Bahnen ohne alle Unterstützung aus Staatsmitteln zu Stande kämen, so schlug die Regierung vor, zwar den Bau derselben an Actiengesellschaften zu überlassen, diesen letzteren jedoch einen Zinsfuß zu garantiren, für den durchgängig ein Maximum von $3^1/_2$ Procent genügen würde. Die Anlagekosten der oben aufgeführten Bahnen würden sich durchschnittlich auf 250,000 Thaler die Meile, mithin im Ganzen auf 55 Millionen Thaler belaufen, wovon die zu garantirenden Zinsen, selbst bei dem angenommenen Maximum von $3^1/_2$ Procent, die Summe von 2 Millionen Thalern jährlich nicht ganz erreichen würden. Nun sei zwar der Stand der preußi-

ſchen Staatsfinanzen von der Art, daß es, die Fortdauer des europäiſchen Friedens vorausgeſetzt, „der Weisheit des Königs und dem pflichtmäßigen Eifer ſeiner Diener“ aller Wahrſcheinlichkeit nach gelingen werde, dieſen durch die Garantie für die Eiſenbahnen nöthig werdenden Mehrbedarf von jährlich 2 Millionen zu decken, auch ohne daß eine Mehrbelaſtung der Steuerpflichtigen einzutreten brauchte. Da indeß im Bereich der Möglichkeiten auch das Gegentheil liege und da Verhältniſſe eintreten könnten, welche der Staatskaſſe dies Opfer ohne neue Belaſtung der Steuerpflichtigen unmöglich machen dürften, ſo ſcheine es zur vollſtändigen und nachhaltigen Sicherung der garantirten Eiſenbahnzinſen zweckmäßig, eine theilweiſe Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreiſes, äußerſten Falls bis zum Betrage der übernommenen Zinsgarantie, vorzubehalten. Es werde alſo dieſer Vorbehalt dem ſchon früher verheißenen und jetzt auf 2 Millionen jährlich erhöhten Steuererlaß nunmehr hinzugefügt und hätten die vereinigten Ausſchüſſe danach nun „ſich gutachtlich zu äußern“: erſtens ob ſie die Ausführung eines ſo umfaſſenden Eiſenbahnſyſtems, wie es in ſeinen Grundzügen im Obigen näher dargelegt worden, für ein wahres Bedürfniß des Landes anerkennten; zweitens ob ſie es für nothwendig und zweckmäßig erachteten, daß der Staat die Ausführung deſſelben durch die Uebernahme einer Garantie für die Zinſen des Anlagekapitals herbeizuführen ſuche; endlich drittens ob ſie dafür hielten, daß die Uebernahme einer ſolchen Garantie auch in Verbindung mit dem dann nöthigen Vorbehalt einer möglichen Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreiſes im Allgemeinen den Wünſchen des Landes entſprechen würde.

Als Nachtrag zu dieſer Denkſchrift wurde den Ausſchüſſen dann noch das ſchon früher erwähnte Promemoria über den Finanzzuſtand des Landes mitgetheilt. Daſſelbe enthielt wiederum manches Intereſſante und Neue, war jedoch in ſeinen einzelnen Aufſtellungen ziemlich unklar und oberflächlich. So wurde namentlich eine beſtimmte Angabe vermißt, wie groß eigentlich die jährlichen Einnahmen und Ausgaben des Staates ſeien. Doch erfuhr man daraus, daß dieſelben für das Jahr 1841 einen Ueberſchuß von 2,136,000 Thalern ergaben, wovon 1 Million zur Deckung von Einnahme-Ausfällen und zur Uebertragung von Ausgabe-Ueberſchreitungen, 350,000 aber zu Gnadenbewilligungen aller Art, insbeſondere zu Kirchen- und Schul-

bauten bestimmt waren; die danach noch verbleibenden 786,000 Thaler bildeten den zur Vermehrung des „Hauptreserve-Kapitals des Staats" (des berühmten preußischen Staatsschatzes, von dem der gute Bürger seit Jahren sich so viel goldene Träume machte) bestimmten Ueberschuß des Etats für 1841. — Noch günstiger stellte sich der Abschluß für das laufende Jahr 1842. Hier nämlich belief sich der Ueberschuß in runder Summe auf 3,097,000 Thaler, wovon nach Abzug der vorerwähnten 1,350,000 Thaler die Summe von 1,747,000 Thaler in den Staatsschatz wandern sollte. Für das bevorstehende Jahr 1843 habe der Hauptfinanz-Etat noch nicht angefertigt werden können; doch stehe schon jetzt fest, daß in demselben, theils infolge der durch die allmälige Schuldentilgung herbeigeführten Zinsersparnisse, theils wegen der kürzlich ausgeführten Zinsreduction gegen das Jahr 1842 ein Mehr von 1,200,000 werde erlangt werden, so daß sich also, den etatmäßigen reinen Ueberschuß für das Jahr 1842 hinzugerechnet, ein reiner Ueberschuß von 2,947,000 Thaler ergeben würde. Durch den bewilligten Steuererlaß von 2 Millionen ermäßige sich diese Ersparniß freilich auf 947,000 Thaler und obwol überdies für das Jahr 1843 noch verschiedene Mehrausgaben und Ausfälle in Aussicht ständen, so würden dieselben doch durch die andererseits zu erwartenden etatmäßigen Mehreinnahmen vollständig gedeckt werden; so daß der reine etatmäßige Ueberschuß für 1843 sich mit höchster Wahrscheinlichkeit auf 900,000 Thaler anschlagen lasse.

Das klang nun dem Ohr des Laien sehr süß. 2 Millionen an Steuern erlassen und doch noch 900,000 Thaler reiner Ueberschuß, welche vortreffliche Finanzwirthschaft! In der That jedoch enthielt diese Aufstellung, wie schon erwähnt, verschiedene Unklarheiten und Widersprüche, die denn auch im Verlauf der ständischen Verhandlungen des Näheren zur Sprache kamen und gehen wir nunmehr zu diesen letzteren selbst über.

Zweites Kapitel.

Erſte berathende Sitzung der vereinigten Ausſchüſſe am 21. October. Erwartung prinzipieller Schritte im Publikum. Die Erwartung wird getäuſcht; der „praktiſche“ Standpunkt der rheiniſchen Deputirten. Stellung der oſtpreußiſchen Deputirten. — Antrag auf Erlaß einer Dankadreſſe an den König. Geheime Nebenabſichten, welche dabei obwalten. — Herr von Bodelſchwingh als präſidirender Miniſter weigert ſich unter Berufung auf die Geſchäftsordnung, den Antrag zur Debatte zuzulaſſen. — Vergeblicher Widerſtand dagegen von Seiten der Verſammlung; dieſelbe muß ſich mit einem bloßen Vermerk im Protokoll begnügen. — Fortgeſetzter Kampf gegen die Geſchäftsordnung. In der Sitzung vom 22. October gelingt es, die Sonderung nach Ständen in den Sitzen der Verſammlung zu beſeitigen. Stillſchweigen der Staatszeitung darüber. — Beſchwerde und Verwahrung des Ausſchuß-Deputirten Rudolf von Auerswald (+ Röbersdorf) gegen die Geſchäftsordnung: 8. Novbr. Antwort des Miniſters. Unvollſtändiger und ungetreuer Bericht der Staatszeitung. — Würdigung der von der liberalen Fraction der Ausſchüſſe befolgten Politik, beſonders in Hinſicht auf die Provinziallandtage und die von Friedrich Wilhelm III. verheißenen Reichsſtände.

Am 21. October fand die erſte berathende Sitzung der ſtändiſchen Ausſchüſſe ſtatt. Das Publikum, zum Wenigſten das Berliner, in deſſen Mitte ſich ja dies Alles zutrug und das daher nicht nöthig hatte, die ſehr verſpäteten und nicht minder ſpärlichen Berichte der Staatszeitung abzuwarten, war nicht wenig geſpannt darauf, was ſich in dieſer erſten Sitzung zutragen und wie die Mehrheit der Ausſchüſſe ſich benehmen werde. Je größer das Mißvergnügen, das durch die Geſchäftsordnung hervorgerufen worden und je gereizter, um nicht zu ſagen erbitterter, die öffentliche Stimmung ſich überhaupt fühlte

durch dieſe gefliſſentliche Vernachläſſigung der Volkswünſche und Erwartungen, von welcher die Regierung geleitet ſchien, um ſo unglaublicher fand man es, daß die Ausſchüſſe ſelbſt ſich ſo erniedrigenden Beſchränkungen, wie die Geſchäftsordnung enthielt, unterwerfen würden. Das Publikum betrachtete die Geſchäftsordnung ſowie überhaupt das ganze Auftreten der Regierung als eine Herausforderung, welche die Ausſchüſſe unmöglich unerwidert laſſen konnten; es mußte Klarheit in die Stellung einer Verſammlung kommen, in Betreff deren die Regierung ſelbſt offenbar ſo unklar und ſchwankend war; es mußte entſchieden werden, ob die vereinigten Ausſchüſſe unter oder über den Provinziallandtagen ſtehen, ob ſie wirklich ein ſtändiſches Organ oder nur der Spielball miniſterieller Bevormundung ſein ſollten. Jeder Tag, jede Stunde, die in dieſer Ungewißheit vergingen, ſchienen Gefahr bringend eben ſo ſehr für die Ehre und Würde der Regierung als für das Anſehen der Ausſchüſſe, ja für die Moralität des Volkes ſelbſt, das es allenfalls ertragen konnte, jetzt wie früher, ohne allgemeine ſtändiſche Vertretung zu ſein, deſſen Sittlichkeitsgefühl und Rechtsbewußtſein aber ſchwer gekränkt wurde durch eine Scheinvertretung und eine Halbheit des Syſtems, wie dieſelbe ſich in dieſen jüngſten Schritten der Regierung nur allzudeutlich ausſprach. Die Gerüchte, die ſtellenweiſe ſchon vor dem Zuſammentritt der Ausſchüſſe in Umlauf geweſen waren, nämlich als ob die Ausſchüſſe nur zuſammenkommen würden, um Proteſt gegen ihre Berufung einzulegen und ſich ſelbſt für incompetent zu erklären, erneuten ſich; die erſte berathende Sitzung der Ausſchüſſe, hieß es, werde auch ihre letzte ſein, und wenn der ſchuldige Gehorſam gegen die Befehle des Königs ſie verſammelt habe, ſo werde das Bewußtſein der Pflichten, die ſie dem Vaterland und ihrer eigenen Ehre ſchuldig, ſie ſofort wieder aus einander führen. — Selbſt Diejenigen, deren Phantaſie minder kühn, und die ſich daher auch nicht entſchließen konnten, in den Ausſchüſſen der preußiſchen Provinziallandtage die Keime einer franzöſiſchen Nationalverſammlung zu erblicken, hielten es doch für eine ausgemachte Sache, daß der erſte Schritt der Verſammlung eine Verwahrung ſein würde gegen alle Folgerungen, welche in Betreff der verheißenen Reichsſtände etwa aus dem Zuſammentritt der Ausſchüſſe gezogen werden könnten, ſowie ein Proteſt gegen eine Geſchäftsordnung, durch welche die Verſammlung innerlich wie äußerlich zur Draht-

puppe des präſidirenden Miniſters gemacht ward. — Wirklich ſollen in letzterer Beziehung Berathungen unter den Ausſchußmitgliedern ſtattgefunden haben; namentlich ſoll unter den oſtpreußiſchen Deputirten ſtark die Rede davon geweſen ſein, zuerſt und vor allen weiteren Verhandlungen Beſchwerde gegen die Geſchäftsordnung zu erheben und eine Abänderung ihrer drückenden und beſchämenden Beſtimmungen zu verlangen.

Doch entſchied man ſich endlich dafür, dieſen Angriff zu unterlaſſen oder doch wenigſtens zu vertagen: theils weil, gewöhnt wie man war, Alles von oben her zu empfangen, man der Hoffnung lebte, der König, zu deſſen perſönlicher Einſicht und wohlwollender Geſinnung man gerade in dieſen Kreiſen noch immer das beſte Zutrauen hatte, werde aus eigenem Antrieb die Unmöglichkeit unter dem Druck ſolcher Beſtimmungen irgend etwas Namenswerthes zu leiſten, erkennen und für Abänderung derſelben Sorge tragen, theils aber war auch eine Erörterung dieſer Frage nicht wohl ausführbar, ohne ſich dabei auf eine andere und noch wichtigere Frage einzulaſſen, nämlich auf die Frage, welche Stellung dieſe Stände denn überhaupt einnähmen, in welchem Verhältniß ſie nicht blos zu den Provinziallandtagen, ſondern insbeſondere auch zu der Verordnung vom 22. Mai 1815 ſtänden und wie weit daher ihre Rechte und Befugniſſe ſich erſtreckten.

Gewiß wäre dieſe prinzipielle Erörterung für alle Theile höchſt wünſchenswerth geweſen. Allein weil ſie ſo prinzipiell war und weil dabei nothwendig Dinge zur Sprache kommen mußten, die man bisher offizieller Seits theils vornehm ignorirt, theils gefliſſentlich vertuſcht hatte — gerade deshalb ſtand man von dem Vorhaben ab; es lag nicht im Charakter weder dieſer Zeit noch dieſer Männer, Alles auf einen Wurf zu ſetzen und einen raſchen, aber offenkundigen und ehrenvollen Untergang einem langſamen, aber heimlichen und unmerkbaren Dahinſiechen vorzuziehen. Es wurde wiederholt, was wir vorhin ſchon bei der Schilderung der damaligen öffentlichen Stimmung angedeutet haben: man könne ja doch nicht wiſſen, wie noch Alles komme, es ſei doch wenigſtens ein Anfang, und in der Politik gelte es als oberſte Regel, jede, auch die kleinſte Abſchlagszahlung anzunehmen.

Beſonders lebhaft wurde dieſe Anſicht von den Deputirten der Rheinprovinz, ſoweit dieſelben überhaupt der Oppoſition angehörten, vertreten; gerade ſie, unter denen ſich nach der Meinung des Publikums und vielleicht auch der Regierung die kühnſten und weitgreifendſten

Köpfe befinden ſollten, zeigten ſich in der That als die nüchternſten und überlegſamſten und erſtickten durch das, was ſie ihre praktiſchen Rückſichten nannten, die männlicheren Pläne ihrer oſtpreußiſchen Collegen, zu denen ſich auch einige wenige Ausſchußmitglieder aus Schleſien und Sachſen geſellten, im Entſtehen.

Ganz aber konnte die Verſammlung es ſich doch nicht verſagen, in dieſer erſten Sitzung wenigſtens einen Verſuch zu machen, wie weit die Feſſel der Geſchäftsordnung reichen und wie weit es ſich würde durchſetzen laſſen, auch andere als blos die vom Miniſter vorgeſchriebenen Gegenſtände zur Berathung zu bringen. Dieſe Probe zu machen, ſchien nichts geeigneter als der Antrag auf Erlaſſung einer Adreſſe, in welcher die Verſammlung dem König ihren Dank ausdrückte für den neuen Beweis landesväterlicher Huld und Fürſorge, den er durch ihre Berufung gegeben. Adreſſen zu erlaſſen, galt von jeher für ein Prärogativ parlamentariſcher oder doch wenigſtens ſolcher Verſammlungen, die irgendwie an das Parlamentariſche anſtreifen. Gelang es, die Adreſſe durchzuſetzen, ſo hatte die Verſammlung ſich von vornherein ein gewiſſes parlamentariſches Anſehen gegründet; zwar auf parlamentariſche Wirkſamkeit mußte ſie allem Anſcheine nach verzichten, ſo wollte ſie doch wenigſtens verſuchen, ſich Einiges von dem üblichen parlamentariſchen Flitter zu retten. Außerdem aber bot die projectirte Dankadreſſe auch eine ebenſo bequeme wie unverfängliche Gelegenheit, jene prinzipiellen Fragen, deren ausführlicher und ausdrücklicher Erörterung man abſichtlich aus dem Wege ging, wenigſtens beiher zu berühren; es konnten, in der ſcheinbar ſubmiſſeſten Form, in der Form bloßer Dankbarkeits- und Ergebenheits-Verſicherungen, in die Adreſſe Sätze eingeſchoben werden, welche gegen die einſeitige und herabwürdigende Auffaſſung, die in Betreff der Ausſchüſſe auf Seiten der Regierung zu herrſchen ſchien, Proteſt einlegten und zugleich als Rechtsverwahrung für die Zukunft dienen konnten. Aber auch wenn es nicht gelang, derartige Stellen wirklich in die Adreſſe hineinzubringen, ſo wurde doch ſchon durch die Debatte, die nothwendig über die Adreſſe ſtatthaben mußte, die Möglichkeit geboten, einzelne dahin zielende Aeußerungen fallen zu laſſen: ein Auskunftsmittel, deſſen halbe und ſchwächliche Beſchaffenheit dem halben und ſchwächlichen Charakter der Verſammlung, ſowie ihrem halben und ſchwächlichen Urſprung vollkommen angemeſſen war.

Und endlich ſchien der Antrag ſelbſt ſo unanſtößig, es lag ſo nahe und war ſo natürlich, daß die Verſammlung dem Könige im Beginn ihrer Thätigkeit ihre Ergebenheit bezeigte, und die Anſprache, deren ſie durch den Mund des Miniſters des Innern gewürdigt war, durch eine Adreſſe, als Ausdruck ihrer Loyalität und ihres patriotiſchen Eifers, erwiderte; ſelbſt die eifrigſten Anhänger der Regierung, ja gerade ſie, ſchien es, konnten ſich unmöglich einem Antrage widerſetzen, der ja nur zum Zweck hatte, das Oberhaupt der Regierung von der unbedingten Ergebenheit und Zuſtimmung der Verſammlung zu verſichern.

So wurde die Probe denn alſo gemacht; doch fiel ſie nicht zum Beſten aus. Als eigentlicher Gegenſtand der Berathung war für dieſe erſte Sitzung die Angelegenheit wegen Realiſirung des von dem Könige verheißenen Steuererlaſſes, durch Herabſetzung der Salzſteuer angeſetzt; den Vorſitz führte in Folge deſſen der Finanzminiſter Herr von Bodelſchwingh als derjenige „königliche Diener", in deſſen Geſchäftsreſſort dieſe Angelegenheit hauptſächlich gehörte. Als nun im Beginn der Sitzung der Antrag auf eine Dankadreſſe an des Königs Majeſtät geſtellt ward, ſo erhob Herr von Bodelſchwingh ſich mit der einfachen Erklärung, daß, ſo wohlgemeint dieſer Antrag ohne Zweifel auch ſei, die Geſchäftsordnung ihm doch zu ſeinem Bedauern nicht geſtatte, denſelben überhaupt nur zur Verhandlung kommen zu laſſen. Denn nach der ausdrücklichen Beſtimmung der Geſchäftsordnung dürfe ſtets nur über ſolche Anträge verhandelt werden, die durch die Organe der Regierung vor die Verſammlung gebracht würden; die Initiative ſtehe der Verſammlung nie und unter keinen Umſtänden zu, ſelbſt auch nicht, wo es ſich, wie hier, nur um einen Ausdruck ihrer Ergebenheit und Dankbarkeit handle. Auch dürfe, ebenfalls nach dem Wortlaut der Geſchäftsordnung, an welche der Miniſter ja ebenſo gebunden ſei wie die Verſammlung, nur immer der Gegenſtand debattirt werden, der eben auf der Tagesordnung ſtehe; da nun von der Regierung der Antrag auf Erlaß einer Adreſſe Seitens der Verſammlung ſelbſtredend weder heute noch überhaupt geſtellt wäre, ſo ſehe der Miniſter ſich auch außer Stande, eine weitere Erörterung dieſer Frage zuzulaſſen, müſſe vielmehr die Verſammlung erſuchen, dieſelbe ſofort und ohne Weiteres fallen zu laſſen.

Dieſe Art, die Geſchäftsordnung auszulegen und zu handhaben,

übertraf denn doch Alles, was man auf Seiten der Verſammlung für möglich gehalten; ein Sturm des Unwillens erhob ſich, in den ſelbſt ſolche Mitglieder mit einſtimmten, die im Uebrigen nichts weniger als der liberalen Richtung angehörten. Allein vergeblich; mit der Geſchäftsordnung in der Hand, mit ruhigem, verbindlichem Lächeln bewies der Miniſter ihnen, wie ungehörig der Antrag und wie ganz außer Stande er ſei, demſelben Statt zu geben, ja ſelbſt nur der Meinungsaustauſch, der in dieſem Augenblick vor ſich gehe, ſei offenbar ſchon unzuläſſig und müſſe er daher ſeine bereits geäußerte Bitte wiederholen und die Verſammlung aufs Dringendſte einladen, den Gegenſtand fallen zu laſſen.

Und ſo kam es wirklich. Zwar verſuchten Einzelne der Ausſchußmitglieder noch, namentlich von den oſtpreußiſchen, den Miniſter zu einer milderen Auslegung der Geſchäftsordnung zu beſtimmen. Der Buchſtabe tödte, aber der Geiſt mache lebendig; unmöglich könne es die Abſicht Seiner Majeſtät geweſen ſein, eine Verſammlung wie dieſe zu ſo wichtigen patriotiſchen Zwecken zu berufen und ihr dann durch eine Geſchäftsordnung gleich der vorliegenden einen Zaum anzulegen, durch den ſie an jeder freien und erſprießlichen Bewegung gehindert werde. Der Verſammlung eine Adreſſe wie die beantragte zu verwehren, die lediglich ein Ausdruck ihrer dankbaren Ergebenheit ſein ſolle, könne nach allen vernünftigen Annahmen nicht die Abſicht der Geſchäftsordnung ſein; wäre ſie es aber doch, nun gut, ſo zeige ſich eben daran deutlich, daß die Geſchäftsordnung ſelbſt nichts tauge, und daß ſie, um die Verſammlung wahrhaft lebensfähig zu machen und die Zwecke zu erreichen, um deren willen der König dieſelbe berufen, abgeändert und erweitert werden müſſe.

Herr von Bodelſchwingh hörte alle dieſe Einwendungen, die zum Theil mit großer Heftigkeit vorgebracht wurden, mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit an; er blieb, wie mit ſeltenen Ausnahmen im ganzen Lauf der Verhandlungen, in ſeinen Entgegnungen, klar, beſtimmt und ſogar nicht ohne einen Anflug von Verbindlichkeit, wie man ihn bei preußiſchen Miniſtern jener Zeit nicht zu finden gewohnt war. Allein deſto unerbittlicher blieb er in der Sache ſelbſt; wie Shylock auf ſeinen Schein, ſo berief er ſich fort und fort auf die Geſchäftsordnung und Alles, was die Verſammlung nach einer langen und ermüdenden Debatte erreichte, war, daß in dem Protokoll der Sitzung ein kurzer Vermerk darüber niedergelegt

wurde, daß die Verſammlung gewünſcht habe, eine Adreſſe erlaſſen zu dürfen. Ein ſehr beſcheidener Sieg, in der That, für einen ſo harten Kampf!

Und doch war dieſer Kampf ſelbſt nicht ohne Bedeutung. Es riß nämlich ſeine Hitze einzelne Ausſchußmitglieder einigermaßen über jene Schranke praktiſcher Klugheit hinaus, von welcher die rheiniſchen Deputirten ſo viel Weſens machten, und durch die es ihnen gelungen war, die weitergehenden und prinzipiellern Anträge ihrer oſtpreußiſchen Collegen im Keim zu erſticken; es wurde geradezu ausgeſprochen, die wahre und eigentliche Abſicht bei der beantragten Adreſſe ſei, daß man durch die ſich daran knüpfende Debatte ſich den künftigen Provinziallandtagen gegenüber rechtfertigen und dieſen einen Anhaltspunkt liefern wolle, an den ſie weitere Anträge über die eigentliche Stellung ihrer Ausſchüſſe knüpfen könnten. Selbſtverſtändlich trugen ſolche Aeußerungen erſt recht dazu bei, den Miniſter in ſeinem Beharren auf dem Buchſtaben der Geſchäftsordnung zu beſtärken: und ſo hatte der ganze Antrag alſo nur die Folge, die Lage der Verſammlung gegenüber der Regierung noch ſchwieriger, noch abhängiger zu machen. Die Verſammlung hatte ſich allzu tief in die Karten ſehen laſſen; ſie hatte gezeigt, daß es ihr zwar nicht an Luſt, wol aber an Muth und Entſchloſſenheit fehlte, ſich aus ihrer unklaren und unentſchiedenen Stellung herauszuarbeiten; ſie hätte wol gern proteſtirt, aber den Proteſt ſelbſt zu erheben, war ihr zu bedenklich, die künftigen Provinziallandtage ſollten es an ihrer Stelle thun, und ihr ganzer eigener Widerſtand ſollte ſich nur darauf beſchränken, ſpäteren Provinziallandtagen eine formelle Handhabe zu bieten, bei der dieſelben anknüpfen könnten.

Natürlich war dies nicht diejenige Art von Oppoſition, welche dem Gegner ſelbſt, wenn nicht Zuſtimmung doch wenigſtens Achtung abnöthigt, und ſo ſehen wir auch von dieſem erſten verunglückten Anlauf an die Verſammlung der Regierung gegenüber immer tiefer ſinken, immer machtloſer werden, immer mehr ein bloßes Inſtrument des leitenden Miniſters abgeben. Wenn der Triumph der Regierung bei Alledem ebenfalls nur unvollſtändig und wenn auch die leitenden Miniſter nicht eben auf Roſen gebettet waren, ſo lag dies theils an der Unklarheit und Halbheit des ganzen Verhältniſſes, theils daran, daß man aus Furcht, die Verſammlung möchte unbequeme Uebergriffe machen, ihr den Spielraum ſo eng zugeſchnitten hatte, daß ſelbſt die Miniſter ſich nur mit Schwierigkeit darauf bewegen konnten.

— Bemerkt muß übrigens noch werden, daß der offizielle Sitzungsbericht, wie er durch die Staatszeitung veröffentlicht ward, von dem ganzen Adreßantrag und der damit in Verbindung ſtehenden Debatte ſo gut wie nichts enthielt; der ganze Vorgang wurde mit wenigen nichtsſagenden Worten abgethan und als eine bloße unerhebliche und raſch erledigte Epiſode dargeſtellt, während er doch in Wahrheit den eigentlichen Schwerpunkt der fünfſtündigen, ſehr erregten und leidenſchaftlichen Sitzung gebildet hatte.

Dieſe Sitzungen hier der Reihe nach aufzuzählen und über den Inhalt einer jeden kurz zu referiren, würde eine unnöthige Mühe ſein, ſowol für den Verfaſſer, wie namentlich für den Leſer, deſſen Geduld dabei auf eine harte Probe geſtellt werden würde, und wird es für dieſen Ort daher vollkommen genügen, wenn wir nur das Reſultat der Verhandlungen je nach den Gegenſtänden kurz zuſammenfaſſen. Es ſind hauptſächlich drei Punkte, die wir dabei ins Auge zu faſſen haben: nämlich erſtens die Geſchäftsordnung und das im Ganzen fruchtloſe Bemühen der Verſammlung, die Bande derſelben zu lockern, zweitens die Verhandlungen über den Steuererlaß und die Herabſetzung des Salzpreiſes, endlich drittens die Eiſenbahnverhandlungen.

Was erſtlich die Geſchäftsordnung anbetrifft, ſo war zwar eigentlich jeder Kampf gegen, ja nur jede Erörterung über dieſelbe durch ſie ſelbſt unmöglich gemacht. Alle Anträge, die vor die Verſammlung gebracht werden ſollten, mußten, wie der Leſer ſich erinnert, von der Regierung ausgehen, die Regierung beſtimmte Gegenſtand und Reihenfolge der Berathungen, und hatte ja ein Mitglied einen Antrag zu ſtellen, ſo mußte er ihn zunächſt bei den Organen der Regierung einreichen, und erſt nach deren Gutbefinden wurde er vor die Verſammlung gebracht — oder auch nicht; wie hätte denn da ein Antrag auf Abänderung der Geſchäftsordnung nur die allermindeſte Ausſicht gehabt, jemals bis vor die Verſammlung zu gelangen?! Aber wie ſo oft im Leben: das Uebel trug ſeine Heilung oder doch wenigſtens eine Art von einem Anfang zur Heilung in ſich ſelbſt — die Geſchäftsordnung, meinen wir, war ſo auf Schrauben geſtellt, der Cautelen und Beſchränkungen und Zurückweiſungen aus formalen Gründen waren ſo viele, daß nicht nur die Verſammlung unaufhörlich auf Schritt und Tritt anſtieß und jedes Mal, bevor man ſich über den zur Debatte geſtellten Gegenſtand ſelbſt einigen konnte, erſt die Frage zu

erörtern war, was denn ſo eigentlich die Geſchäftsordnung dazu ſage: ſondern auch den leitenden Miniſtern ſelbſt fiel es nicht ſelten geradezu unmöglich, die haarſcharfen Beſtimmungen der Geſchäftsordnung aufrecht zu erhalten, ſie verwickelten ſich in Widerſprüche und Inconſequenzen und ſahen ſich nicht ſelten gegen Abſicht und Willen genöthigt, von der buchſtäblichen Strenge des Reglements abzuweichen.

Unter dieſen Umſtänden bildete alſo die Geſchäftsordnung den Gegenſtand unausgeſetzter Angriffe von Seiten der Verſammlung oder doch wenigſtens des liberalen Theils derſelben, wobei die oſtpreußiſchen Deputirten fortdauernd an der Spitze ſtanden. Einige dieſer Angriffe waren ſiegreich, wenn auch nur in untergeordneten Punkten. So gelang es den Deputirten der eben genannten Provinz gleich in der nächſtfolgenden Sitzung (22. October), die wiederum der Verhandlung über den Steuererlaß und die Feſtſetzung der Salzpreiſe gewidmet war, die Beſtimmung der Geſchäftsordnung, wonach die Abgeordneten ihre Sitze nach Ständen geſondert einnehmen ſollten, zwar nicht durch einen förmlichen Beſchluß der Verſammlung — dieſer war eben nach der Geſchäftsordnung nicht möglich — aber doch thatſächlich aufzuheben, ſo daß fortan Jeder ſich ſetzen konnte, wie und wo ihm beliebte. Auch hiebei wieder machten die oſtpreußiſchen Mitglieder die Führer und beſonders ihrem einſtimmigen und energiſchen Auftreten hatte man es zu danken, daß der Miniſter ſich dieſe Abweichung von der Geſchäftsordnung gefallen ließ. Der Sieg war, wie geſagt, nur klein, aber doch nicht ganz ohne Bedeutung; die Regierung mußte inne werden, daß eine ſo ſcharfe Sonderung der Stände, wie dieſelbe von ihr beabſichtigt ward, mit dem Bewußtſein der Zeit im entſchiedenſten Widerſpruch ſtand und ſelbſt bei der Mehrzahl von denen auf Widerſpruch ſtieß, zu deren Gunſten dieſe Sonderung unternommen und eingerichtet war. Charakteriſtiſch iſt es, daß auch von dieſer Verhandlung wieder in den offiziellen Berichten nichts zu leſen ſtand; dieſelben erwähnten nur ganz kurz die „Erledigung mehrer Fragen in Betreff der Geſchäftsordnung," welche zu Anfang der Sitzung ſtattgefunden, ohne daß irgendwie angegeben war, worin dieſelben beſtanden oder worauf ſie ſich bezogen hätten.

Die zahlreichen ähnlichen Plänkeleien, welche im Lauf der Sitzungen ſtattfanden, übergehen wir; wie die Gelegenheit ſie hervorrief, ſo hatten ſie auch nur gelegentliche Bedeutung, und erſt in der

vorletzten Sitzung, welche die Ausschüsse überhaupt hielten (8. Novbr.), wagte es einer der ostpreußischen Deputirten, Herr von Auerswald-Rödersdorf, derselbe, der auch schon an dem Antrag des Königsberger Huldigungslandtags einen so wesentlichen Antheil gehabt hatte, die Uebelstände der Geschäftsordnung in prinzipieller Weise zur Sprache zu bringen. Es war das sehr spät, ohne Zweifel, so zu sagen vor Thoresschluß, wo eine praktische Wirkung, wenigstens für die gegenwärtige Versammlung, gar nicht mehr möglich war, und auch die Form, in welcher Herr von Auerswald seine Beschwerde vorbrachte, war ungemein maßvoll und zurückhaltend. Doch war es immer noch besser, namentlich für die moralische Geltung der Ausschüsse, wenn anders von einer solchen überhaupt noch die Rede sein konnte, es geschah spät und so wie es geschah, als daß es gar nicht geschah. Wir folgen dem Bericht der Staatszeitung als der einzigen Quelle, welche dem Geschichtschreiber für die Verhandlungen der Ausschüsse überhaupt zu Gebote steht; auch ist ihr Bericht gerade diesmal ungemein charakteristisch, sowol durch seine Länge (denn ganz im Widerspruch mit ihrer sonstigen Praxis, widmete sie der Auerswald'schen Beschwerde volle sechsunddreißig Zeilen — natürlich, die Sache ging zu Ende und Alles, was noch geredet ward, war ja doch nur in den Wind geredet) als auch durch seine übrige Fassung. Nämlich „nachdem nunmehr die Zeit der heutigen Sitzung abgelaufen war" (also wohlgemerkt: die Auerswald'sche Beschwerde gehörte eigentlich gar nicht mehr mit zur Sitzung, sie war ein Nachtrag, ein Beiwerk, das sich nur so nebenbei eindrängt), wurde „bei dem nahenden Schlusse der sämmtlichen Verhandlungen" von „einem Mitgliede" (die Namen der Mitglieder wurden, wie früher angegeben, in den offiziellen Zeitungsberichten niemals genannt) noch „darauf aufmerksam gemacht," wie es „sehr zu bedauern sei," daß die Bestimmungen und Formen der für die Ausschüsse erlassenen Geschäftsordnung den stattgehabten Berathungen „so wenig förderlich" gewesen wären, daß es „meist nicht möglich gewesen, ein klares Bild derselben wiederzugeben." Müsse man auch die „größtmöglichste" Berücksichtigung anerkennen, welche die vorsitzenden Herren Minister den einzelnen „Meinungen und Wünschen" hätten angedeihen lassen, wodurch diesen ihre „Stellen in den Protokollen" bewahrt wären, so könnten doch die erfolgten Abstimmungen mit den Motiven der Majorität sowol wie der Minorität nicht so

überſichtlich hervortreten, als dies bei einer beſondern Bearbeitung der Fall geweſen ſein würde. In „ſtrengſter Befolgung der geſetzlich beſtehenden Vorſchriften eine ernſte Pflicht erkennend," finde man eine nicht geringere Pflicht darin, auf „Nachtheile" aufmerkſam zu machen, wenn, wie hier, „der Beruf," dazu beſondere Veranlaſſung gebe, und werde deshalb hiemit „der Wunſch" ausgeſprochen, daß die erlaſſene Geſchäftsordnung „nach den in der diesjährigen Verſammlung gemachten Erfahrungen ihrer Unzulänglichkeit in Erwägung gezogen und vervollſtändigt werden möge."

Die Verſammlung, fährt der Bericht der Staatszeitung fort, ſchloß ſich „in überwiegender Zahl den ausgeſprochenen Anſichten" an; der präſidirende Herr Miniſter jedoch (es war diesmal nicht Herr von Bodelſchwingh, ſondern der Miniſter des Innern Graf Arnim) erklärte in ächt bureaukratiſcher Weiſe, daß „ſeinerſeits dieſem Antrage um ſo weniger entgegengetreten werde, als es ohne Zweifel ſelbſt geſchehen ſein würde: die Erfahrungen der diesmaligen Berathung in Bezug auf die diesjährige Geſchäftsführung zu benutzen." Bei der „vollſtändigſten Bereitwilligkeit," jenen Wunſch zur Allerhöchſten Kenntniß zu bringen, könne ſich derſelbe jedoch „mit dem vollſten Vertrauen der Ueberzeugung hingeben," daß die „Erfolge der Verſammlung" durch die gegenwärtige Geſchäftsordnung „in keiner Rückſicht benachtheiligt ſeien," indem aus den Protokollen ſich die „Anſichten" derſelben „genügend" erkennen ließen und die „Abſicht" Sr. Maj. des Königs durch ſolche ſicher werde erreicht werden.

So viel die Staatszeitung. Mündliche Mittheilungen, die wir ſpäter zu benutzen Gelegenheit hatten, haben uns verſichert, daß der offizielle Bericht, wie in vielen anderen Punkten, ſo auch in dieſem keineswegs vollſtändig und genau ſei; die Aeußerung des Herrn von Auerswald wäre, wenn auch der Form nach vorſichtig und maßvoll, doch ihrem Inhalte nach ſehr entſchieden und nachdrücklich geweſen. Der Redner habe ſich keineswegs begnügt, nur ſein „Bedauern" über die Zweckwidrigkeit der Geſchäftsordnung auszuſprechen, ſondern er habe eine ausdrückliche, wenn auch verſpätete Verwahrung eingelegt gegen die unwürdigen Feſſeln, in welche die Verſammlung dadurch geſchmiedet worden; er habe in runden, klaren Worten ausgeſprochen, was freilich jeder Unbefangene ſchon beim erſten Anfang dieſer Verhand-

lungen wußte und was denn auch der Fortgang derſelben zur Genüge beſtätigt hatte: nämlich daß es der Verſammlung der ſtändiſchen Ausſchüſſe unter dem Zwang dieſer Geſchäftsordnung überhaupt unmöglich ſei, irgend etwas Nennenswerthes zu leiſten und daß es ſein Spiel treiben heiße mit den Wünſchen und Erwartungen des Volks, erſt eine Verſammlung berufen, die man ſelbſt lange zuvor mit vielem Geräuſch als eine „Fortbildung der ſtändiſchen Inſtitutionen" angekündigt, und ſie dann auf das Prokruſtesbett einer ſolchen Geſchäftsordnung ſchmieden. Die mangelnde Ueberſichtlichkeit der Protokolle und Berichte, welche der Bericht der Staatszeitung mit gewohnter Inconſequenz zur Hauptſache der Auerswald'ſchen Beſchwerde macht, ſoll, wie uns aus derſelben Quelle verſichert ward, nur einen ſehr untergeordneten und beiläufigen Punkt derſelben gebildet haben; die eigentliche Abſicht des Redners ſoll vielmehr dahin gegangen ſein, den Streitpunkt, der ſchon in der nicht zu Stande gekommenen Adreſſe angedeutet werden ſollte, nämlich welche Befugniſſe und Rechte den ſtändiſchen Ausſchüſſen überhaupt zukämen und wie ſie ſich zu den Provinziallandtagen ſelbſt ſo wie namentlich und ganz beſonders zu den oft verheißenen und noch immer in Ausſicht ſtehenden Reichsſtänden verhielten — dieſen Streitpunkt, der zugleich den Schwerpunkt der ganzen Ausſchüſſe bildete, ſoll der Redner die Abſicht gehabt haben, bei dieſer Gelegenheit zwar nicht zur Entſcheidung zu bringen, aber doch offen und unumwunden als ſolchen zu bezeichnen, um dadurch wiederum den künftigen Provinziallandtagen die formale Möglichkeit offen zu erhalten, auf denſelben zurückzukommen und ihn zu einer endlichen Entſcheidung zu bringen.

Es war dies alſo genau dieſelbe Politik, welche die liberale und weiterſtrebende Fraction der Verſammlung von Anfang an beobachtet hatte. Die Regierung — ſo calculirte man — geht damit um, an die Stelle der oftverheißenen Reichsſtände die gegenwärtigen macht- und bedeutungsloſen Ausſchüſſe zu ſetzen; das hieße jedoch den möglichen Gewinn der Zukunft für eine allzu geringe Abzahlung preisgeben und kommt es alſo darauf an, die Ausſchüſſe abſichtlich und freiwillig in einer ſolchen Abhängigkeit von den Provinziallandtagen zu erhalten und ſie dieſen letzteren ſo unterzuordnen, daß jeder derartige Verſuch von Seiten der Regierung darüber im Entſtehen ſcheitern mußte.

Dieſe Politik wäre vielleicht richtig geweſen, wären die Provinziallandtage ſelbſt anders geweſen als ſie waren; da ſie aber ihre völlige Ohnmacht und Unfähigkeit längſt erwieſen hatten und da alſo nur die Schwäche an die Schwäche, die Ohnmacht an die Ohnmacht appellirte, ſo konnte auch dieſe Politik, wie wohlgemeint ſie ohne Zweifel war, doch unmöglich zu einem glücklichen Reſultate führen.

Drittes Kapitel.

Die ständischen Ausschüsse und die praktischen Fragen. Nachtheilige Wirkung, welche die unentschiedene Stellung der Ausschüsse auch in dieser Hinsicht äußert; Mißmuth und Niedergeschlagenheit der Versammlung. Wachsendes Selbstgefühl der Regierung und ihrer Vertreter; fortdauerndes Uebergewicht, das sie über die Versammlung behauptet. — Königliche Proposition, den Steuererlaß und dessen Verwendung auf Herabsetzung der Salzpreise betreffend. Die Regierung hat ihren Entschluß bereits gefaßt; den Ausschüssen bleibt nichts übrig, als dem gefaßten Beschluß beizustimmen. — Anträge und Vorschläge, die Einzelheiten des Salzverkaufs betreffend; Rabatt oder neue Factoreien. Resultatlosigkeit der ganzen Debatte. Uebler Eindruck derselben im Publikum: Unerheblichkeit und Nutzlosigkeit der Herabsetzung des Salzpreises für das größere Publikum. — Beleuchtung der preußischen Salzsteuer überhaupt; das Salzmonopol. Wiederholte Anträge des ostpreußischen Provinziallandtags auf Abschaffung desselben; Vorschläge einer ermäßigten Salzsteuer unter Freigebung des Salzhandels. — Das Publikum ist ungehalten, daß die Ausschüsse keinen Versuch gemacht haben, auf diese Anträge des preußischen Provinziallandtags zurückzukommen. Grundlosigkeit dieses Vorwurfs: Lückenhaftigkeit der offiziellen Berichte. Der Finanzminister verspricht fernere Herabsetzung der Salzpreise und läßt sogar die dereinstige völlige Aufhebung des Salzmonopols hoffen. Versuche der Ausschüsse, die ganze Art und Weise des Steuererlasses, ohne Rücksicht auf den gefaßten Beschluß der Regierung, noch einmal zum Gegenstand ihrer Berathung zu machen. Weigerung des Ministers, diesen Antrag zuzulassen; Berufung auf die von den Provinziallandtagen abgegebenen Vota. — Von Alledem enthalten die offiziellen Berichte nichts; peinliche Sensation im Publikum, da diese Lückenhaftigkeit der offiziellen Berichte nachträglich bekannt wird. Versuche, sich dieselbe zu erklären: die Regierung fürchtet die Consequenzen des von dem Minister ertheilten Versprechens; sie sucht die Ausschüsse absichtlich in möglichster Unbedeutendheit zu erhalten und nimmt ihnen jede Gelegenheit, eine noch so geringe Popularität zu erwerben.

Mit ſo viel Zurückhaltung alſo, um nicht zu ſagen Schüchternheit wurden von der Verſammlung ſelbſt alle prinzipiellen, alle diejenigen Fragen behandelt, welche ihre eigene Exiſtenz, ihren Rechtsanſpruch, ihre Machtvollkommenheit betrafen. Aber trotz dieſer Zurückhaltung und trotz der Sorgfalt, mit welcher die Regierung darüber wachte, daß dieſelbe nirgend verletzt ward, konnte man es doch weder von der einen noch von der andern Seite verhindern, daß mitten aus den praktiſchen Fragen, denen die Verſammlung ſich widmete, auch jene prinzipiellen immer und immer wieder hervortauchten.

Im Gegentheil, gerade auf dieſem praktiſchen Gebiet, wo es ſich um die Steuerkraft des Landes, um ſeine Finanzen, ſeine Induſtrie, ſeinen geſammten materiellen Wohlſtand handelte — gerade hier wurden die Widerſprüche, welche der Exiſtenz dieſer ganzen Verſammlung zu Grunde lagen, am alleroffenbarſten: gerade hier zeigte es ſich am deutlichſten, wie ſehr ſie in der Luft ſchwebte, wie völlig es ihr an der Fähigkeit, etwas wirklich Nützliches und Durchgreifendes zu leiſten, mangelte und wie ſelbſt die Regierung nicht im Stande war, auch wo ſie es wollte, ja wo ſie abſichtlich die allzuſtraff gezogenen Zügel ein wenig lockerte, der Verſammlung eine Bedeutung beizulegen, welche die öffentliche Meinung ihr von vornherein abgeſprochen hatte. Zweierlei geht auch durch dieſe praktiſchen Debatten hindurch: nämlich erſtens der geheime Unwille der Verſammlung, daß ſie nicht mehr thun ſoll und darf, als immer nur Ja ſagen zu den Vorſchlägen der Regierung — und zweitens, wo ſie einmal wirklich den Anlauf nimmt zu einem kräftigen entſcheidenden Nein, die Furcht, zu weit zu gehen und ihre Befugniſſe dieſe verhängnißvoll unklaren, zweideutigen Befugniſſe zu überſchreiten. Wie Jemand, der in einem Streit die beſten Gründe auf ſeiner Seite hat und dies ſelbſt auch weiß, aber nur nicht den Muth beſitzt, ſie geltend zu machen und nun in eine zwiefache Mißſtimmung geräth, einmal über ſeinen Gegner und dann in eine noch viel größere über ſich ſelbſt und ſeine eigene Schwäche: ſo ſchmollte und maulte auch die Verſammlung, aber nur zur Hälfte mit der Regierung, zur andern und größeren mit ſich ſelbſt und der unwürdigen, überflüſſigen Stellung, die ihr auferlegt war und in die ſie ſelbſt ſich immer tiefer hinein arbeitete. Sie war ſich dieſer ihrer verfehlten Stellung offenbar bewußt; ſie fühlte, wie wenig ſie den Erwartungen entſprach, mit denen wenigſtens ein Theil der

Nation ſie hatte zuſammentreten ſehen; ſie fühlte auch, daß es in ihrer Macht ſtand, dieſe unwürdige Stellung von ſich abzuſchütteln und daß es ein Wort gab, welches, einmal ausgeſprochen, zwar die Verſammlung ſelbſt vernichtet, die Rechte und Hoffnungen des Volks aber gerettet und die Regierung genöthigt hätte, wenigſtens den gegenwärtigen Weg des Schwankens und Zauderns, der halben Zugeſtändniſſe, halben Verweigerungen zu verlaſſen. Es iſt wunderlich zu ſehen, wie im Lauf der Verhandlungen dies entſcheidende Wort der Verſammlung gleichſam auf die Lippe tritt, wie ſie mehr als einmal im Begriffe ſteht, es geradezu auszuſprechen, daß ſie gar nicht competent iſt für dieſe Fragen, daß ſie überhaupt gar nicht iſt, was ſie doch ſein ſoll, ein Ausdruck des öffentlichen Willens und daß ſie mit Unrecht an einem Platze ſitzt, der nur wirklichen Reichsſtänden gebührte. Aber ſo oft ſie auch anſetzt und ſo oft man auch meint, jetzt müſſe das entſcheidende Wort fallen, immer wieder zieht ſie es zurück, immer wieder verſtummt ſie oder begnügt ſich mit Andeutungen und halben Worten, deren Wirkung dann freilich eine mehr rhetoriſche als politiſche.

Von Seiten der Regierung wurden dieſe Anſpielungen vollkommen verſtanden: aber gerade die Schüchternheit und Halbheit, welche die Verſammlung dabei zeigte, gab dem Gouvernement nicht blos den Muth, ſondern auch gewiſſermaßen das Recht, ſie zu ignoriren. Die Regierung hatte den großen Vortheil, zu wiſſen, ſowol was ſie wollte, als was ſie nicht wollte. Sie wollte das Geſchrei nach Fortentwickelung der ſtändiſchen Inſtitutionen beſchwichtigen durch ein Zugeſtändniß, das doch in der That ohne allen praktiſchen Werth war; ſie wollte durch den ſcheinbaren Antheil, den ſie den Ausſchüſſen einräumte, ſich die Verantwortlichkeit erleichtern und gewiſſen Eventualitäten, namentlich auf finanziellem Gebiete, vorbauen. Aber ſie war auch feſt entſchloſſen, auf alle Weiſe zu hindern, daß dieſer Schein jemals das geringſte Titelchen von Wirklichkeit erlangte. Daher die ſo ganz verſchiedenen Rollen, welche die Verſammlung und die Regierung ſpielten. Die Verſammlung zurückhaltend, reizbar, verdrießlich, auf Momente auffahrend, um gleich darauf in deſto tiefere Apathie zu verſinken; die Regierung dagegen ihrer Ueberlegenheit bewußt, feſt, entſchieden und kein Bedenken tragend, dieſe Entſchiedenheit, wo die Verſammlung die leiſeſte Miene zur Oppoſition machte, ſelbſt bis zur Brutalität zu ſteigern. — Freilich gelang es, wie wir ſogleich ſehen

werden, auch der Regierung mit Alledem nicht, ſich vor einzelnen Widerſprüchen und Verlegenheiten zu ſchützen, im Ganzen aber war doch der moraliſche Sieg ebenſo ſehr auf ihrer Seite, wie der praktiſche; die Organe der Regierung zeigten ſich, mit wenigen Ausnahmen, kenntnißreicher, beredter, ſchlagfertiger, als die Mitglieder der Verſammlung, und wenn es nach dem Schluß der letzteren möglich geweſen wäre, die Nation zu befragen, von wem ſie lieber regiert werden wolle, von den bisherigen Miniſtern oder von dieſen Ausſchüſſen, ſo würde die ungeheure Mehrzahl ſich unzweifelhaft für das Erſtere entſchieden haben. —

Verſuchen wir denn den Gang der einzelnen Debatten, wenigſtens den allgemeinſten Umriſſen nach und ſo weit es bei der Dürftigkeit der Quellen überhaupt möglich iſt, hier wiederzugeben.

Der erſte Gegenſtand, welcher den Ausſchüſſen zur Berathung vorgelegt werden ſollte, betraf, wie oben angegeben, den Steuererlaß, der mit Beginn des nächſten Jahres eintreten ſollte und den der König inzwiſchen, wie ebenfalls bereits mitgetheilt worden iſt, auf volle 2 Millionen erhöht hatte. Steuererlaß war ein in der modernen Staatswirthſchaft ſo ſeltenes, ſo unerhörtes Wort, daß man die Ausſchüſſe füglich beneiden durfte, welche berufen waren, über einen Gegenſtand von ſo erfreulicher Natur zu Rathe zu ſitzen. In der That jedoch gab es hier wenig mehr zu rathen, indem über den wichtigſten Punkt, nämlich die Verwendung der 2 Millionen, bereits von der Regierung entſchieden war; übereinſtimmend mit der Majorität der Provinziallandtage, welchen dieſe Angelegenheit, wie früher erzählt wurde, bereits im vorigen Jahre vorgelegen, hatte die Regierung beſchloſſen, den Steuererlaß hauptſächlich zur Verminderung des Salzpreiſes zu verwenden und dieſen ihren Entſchluß auch bereits in der den Ausſchüſſen vorgelegten Denkſchrift ausgeſprochen, und zwar nicht als Abſicht, nicht als Propoſition, ſondern als vollendete Thatſache, über die mithin auch keine Debatte mehr ſtattfinden konnte.

So mußte denn die letztere ſich lediglich auf die Details der Ausführung beſchränken und auch hierin war der Verſammlung nur ein ſehr geringer Spielraum gelaſſen, indem, die Zweckmäßigkeit dieſer Verwendung einmal zugegeben, die einzelnen Maßregeln, welche die Regierung zur Ausführung ihres Beſchluſſes in Vorſchlag brachte, in der That vollkommen ſachgemäß waren und kaum mehr eine Ver-

beſſerung zuließen, am Wenigſten von Seiten einer Verſammlung, die mit dem Techniſchen der Verwaltung zum großen Theil ſehr unbekannt war. Allerdings wurden einige Zuſätze beantragt, durch welche der Detailhandel mit Salz erleichtert und ſomit indirect die kleinen Conſumenten begünſtigt werden ſollten, namentlich durch einen Rabatt, der den Detailliſten beim Engros-Einkauf bewilligt würde und für den man die 180,000 Thlr. zu benutzen vorſchlug, die nach dem Antrag der Regierung zur Anlage neuer Factoreien verwandt werden ſollten. Allein dieſe Vorſchläge wurden theils als unzweckmäßig verworfen, theils dadurch erledigt, daß der präſidirende Finanzminiſter verſprach, „ſie in Ueberlegung ziehen zu wollen“. Dagegen wurde der Antrag der Regierung, ſich mit den in der Denkſchrift und dem Promemoria vorgeſchlagenen Maßregeln den Salzverkauf betreffend einverſtanden zu erklären, mit großer Mehrheit (es waren 87 bejahende gegen 11 verneinende Stimmen) angenommen und damit dieſer Gegenſtand überhaupt verlaſſen. Einige nachträgliche Erörterungen in der nächſtfolgenden Sitzung abgerechnet, die jedoch durch die ebenerwähnte Zuſage des Finanzminiſters ſofort erledigt wurden, hatte die ganze Berathung ſomit nur eine einzige Seſſion (die erſte nach der Eröffnungsſitzung, am 21. October) in Anſpruch genommen, und auch davon war noch ein beträchtlicher Theil auf jene reſultatloſe Adreßdebatte verwandt worden, deren wir im vorhergehenden Kapitel gedacht haben — und mußte man der Verſammlung danach zugeſtehen, daß ſie ſich nicht gut fügſamer zeigen und mit größerer Leichtigkeit über den Geldbeutel ihrer Mitbürger beſtimmen konnte, als ſie that.

Allein gerade mit dieſer Fügſamkeit war man im Publikum außerordentlich unzufrieden; man überſah die Feſſeln, welche der Verſammlung durch die Geſchäftsordnung auferlegt waren und die ſie nur brechen konnte, indem ſie ſich ſelbſt zum Opfer brachte, man ignorirte, daß ſie über nichts berathen konnte, was ihr nicht als Antrag von der Regierung ſelbſt entgegengebracht war und verlangte dennoch, ſie hätte dieſe Gelegenheit benutzen ſollen, die Aufhebung des Salzmonopols überhaupt zu erwirken.

In der That war dies ein Gegenſtand, der die öffentliche Meinung ſchon ſeit Langem aufs Lebhafteſte beſchäftigte. Unter den verſchiedenen Monopolen und Privilegien, deren der Staat genoß, galt

das Salzmonopol als eines der drückendſten und ſchädlichſten; nicht nur der hohe, für den ärmeren Theil der Bevölkerung faſt unerſchwingliche Preis, den das Salz in Preußen behauptete, wurde ihm zugeſchrieben, ſondern auch die landwirthſchaftliche und kaufmänniſche Induſtrie erlitt dadurch eine Menge von Hemmniſſen und Beſchränkungen, die dann wieder ihrerſeits auf den Nationalwohlſtand höchſt nachtheilig einwirkten. Durch die von der Regierung beliebte Verwendung des Steuererlaſſes war nun zwar eine Ermäßigung des Salzpreiſes in Ausſicht geſtellt: allein dieſe Ermäßigung ſelbſt war ſo unerheblich, daß ſie im Detailverkehr, der hier doch hauptſächlich in Anſchlag zu bringen war, kaum verſpürt werden konnte. Bisher hatte die Tonne Salz 15 Thaler gekoſtet, jetzt ſollte ſie zu 12 Thalern abgegeben werden — was nützten dem kleinen Mann, der ſich ſein Salz dütchenweiſe vom Krämer holt, die Bruchtheile von Pfennigen, die er dadurch erſparte? Die Herſtellungskoſten, welche der Staat, als Inhaber des Monopols, von der Tonne Salz hatte, beliefen ſich durchſchnittlich auf 6 Thaler; mithin hatte er bei dem bisherigen Preiſe von 15 Thaler an jeder Tonne Salz nicht weniger als 9 Thaler, oder bei einem jährlichen Abſatz von 580,000 Tonnen nicht weniger als jährliche 5,220,000 Thaler reinen Gewinn gehabt. Aber auch jetzt, nachdem der Preis des Salzes um 3 Thaler die Tonne ermäßigt war, belief der reine Gewinn des Staats ſich noch immer auf 6 Thaler von jeder Tonne, alſo gerade hundert Procent, oder, ſelbſt angenommen, der Salzverbrauch vermehrte ſich durch Herabſetzung der Steuer nicht, was doch in hohem Grade unwahrſcheinlich war und allen ſonſtigen Erfahrungen direct widerſprach, auf jährlich 3,330,000 Thaler. Welch ungeheurer, welch wahrhaft wucheriſcher Gewinn war das, zumal wenn man erwägt, daß er von einem Bedürfniß genommen ward, das ſchlechthin Jedem unentbehrlich iſt, an dem ſich auch nichts erſparen und abzwacken läßt, und daß es außerdem gerade der ärmſte Theil der Bevölkerung war, der davon am meiſten betroffen ward. Zugegeben, daß der preußiſche Staat nicht in der Lage war, einen Poſten von mehr als 3 Millionen ſo ohne Weiteres aus ſeiner Einnahme zu ſtreichen, beſonders nachdem er eben erſt einen Betrag von 2 Millionen nachgelaſſen hatte: ſo blieb es doch immer der Ueberlegung werth, ob dieſe 3 Millionen ſich nicht auf andere Weiſe aufbringen ließen, durch eine Steuer, deren Laſt ſich nicht ſo überwiegend gerade auf die ärmeren

Klaſſen wälzte und die dabei nicht ſo viele nachtheilige Folgen für Induſtrie und Ackerbau mit ſich führte.

Und dieſe Ueberlegung hatte man eben von den Ausſchüſſen erwartet; ſie, welche ausdrücklich berufen waren, der Regierung in der zweckmäßigen Erörterung „allgemeiner Landesangelegenheiten“ beizuſtehen, hätten ſich, meinte man, durch keine Geſchäftsordnung und keinen vorſitzenden Miniſter abhalten laſſen dürfen, ein Mißverhältniß zur Sprache zu bringen, das ſeit Langem ſo allgemein und ſo tief empfunden ward und das nun durch die ſchweigende Zuſtimmung der Stände gleichſam aufs Neue ſanctionirt und bekräftigt erſchien. Zeigten ſie bei einer ſo wichtigen, vielleicht nie wiederkehrenden Veranlaſſung ſo wenig Kenntniß von der eigentlichen Lage des Landes und ſo wenig Verſtändniß für ſeine Bedürfniſſe, wollten ſie ſelbſt hier, wo es ſich um den empfindlichſten Punkt handelte, den der Menſch für gewöhnlich hat, den Geldpunkt, nur als den ergebenen Zahnder der Regierung zeigen — was nützten ſie dann überhaupt? und womit wollten ſie ihre überdies ſo zweideutige Exiſtenz rechtfertigen, wenn ſie nicht einmal den Verſuch machten, die Regierung auf das, was dem Lande wirklich Noth that, hinzuweiſen?

Zu dieſem Vorwurf aber ſchien das Publikum um ſo berechtigter, als das, wozu den vereinigten Ausſchüſſen der Muth oder die Einſicht gemangelt, von einzelnen der ſo gering geachteten Provinziallandtage bereits ſeit Jahren geſchehen war. Dreimal nach einander hatte der oſtpreußiſche Provinziallandtag die Aufhebung des Salzmonopols beantragt; auch noch in der vorjährigen Seſſion war er wiederholt worden. Indem der oſtpreußiſche Provinziallandtag ſein Gutachten über den projectirten Steuererlaß abgegeben, hatte er nicht umhin gekonnt, die von der Regierung beabſichtigte Herabſetzung des Salzpreiſes als eine halbe und ungenügende Maßregel zu bezeichnen. Eine wirkliche Aenderung der jetzt beſtehenden drückenden Verhältniſſe laſſe ſich nur erreichen, wenn das Salzmonopol überhaupt aufgehoben und der Salzhandel freigegeben würde, natürlich gegen Erhebung einer angemeſſenen Steuer, die zwar einerſeits eine entſprechende Einnahme gewährte und das Fortbeſtehen der inländiſchen Salinen ſicherte, andererſeits aber nicht in einem ſo ſchreienden Mißverhältniß zum Werth des Salzes ſtände und nicht ſo viel nachtheilige Folgen für Induſtrie und Ackerbau hätte, wie es bei dem gegenwärtigen Monopol

der Fall. Der preußiſche Provinziallandtag hatte ſich mit dieſer allgemeinen Vorſtellung nicht begnügt, vielmehr hatte er ſeinen Antrag ganz genau formulirt, indem er vorſchlug, gegen Aufhebung des Salzmonopols eine Steuer einzuführen von 3 Thaler 6 Silbergroſchen auf die Tonne für das Salinen- und von 4 Thlr. für das überſeeiſche Salz. Die Einbuße, welche die Staatseinnahmen dadurch erlitten haben würden, wären bedeutend geweſen, aber immer nicht ſo bedeutend, daß nicht der Aufſchwung, den Handel und Ackerbau infolge des Vorſchlags nehmen mußten, ihn mehr als erſetzt haben würde. — Dieſer Vorſchlag war, wie die Folge lehrte, von der Regierung unbeachtet geblieben: aber wäre es nicht Sache der Ausſchüſſe geweſen, ihn wieder aufzunehmen? Hätten ſie nicht wenigſtens den Verſuch machen ſollen, die Regierung zu Conceſſionen im Sinne des oſtpreußiſchen Antrags zu bewegen? Und ſelbſt wenn dieſe Verſuche fruchtlos geblieben, wären die Ausſchüſſe es ſich nicht ſelber ſchuldig geweſen, zu zeigen, daß ſie zum Wenigſten nicht minder patriotiſch und nicht minder einſichtig als die vielverſpotteten Provinziallandtage? Die Ausſchüſſe ſollten ein Fortſchritt, eine Entwickelung der Provinziallandtage ſein und nun vermochten ſie nicht einmal die Stellung zu behaupten, welche jene ſeit Jahren eingenommen?!

Und doch, ſo wohl begründet dieſer Vorwurf erſchien, ſo ungerecht war er doch. Und zwar nicht blos deshalb, weil er alle die Schwierigkeiten unbeachtet ließ, die einem freieren und ſelbſtthätigern Auftreten der Ausſchüſſe entgegenſtanden, ſondern vielmehr deshalb, weil die Verſammlung wirklich gethan hatte, was das Publikum ſo ungeduldig, ſo vorwurfsvoll von ihr forderte: es waren wirklich Stimmen laut geworden, welche die Zweckmäßigkeit der Regierungsmaßregeln, nicht blos in ihren Einzelheiten, ſondern auch im Princip bezweifelten und demgemäß das Verlangen ſtellten, daß die ganze Art und Weiſe des Steuererlaſſes und ſeine Verwendung, ohne Rückſicht auf die von der Regierung bereits getroffene Beſtimmung, zum Gegenſtand der Berathung gemacht würde, wobei dann natürlich auch das Salzmonopol und ſeine Aufhebung zur Sprache kommen mußte.

Ja noch mehr: die Regierung war, was dieſen letztern Punkt anbetraf, der Verſammlung ſogar halbwegs entgegengekommen. Indem nämlich der Finanzminiſter in der Sitzung vom 21. Oct. die Motive entwickelte, welche den König bewogen hätten, über die Verwendung

des Steuererlasses definitiv zu entscheiden, ohne darüber noch erst den Beirath der vereinigten Ausschüsse zu vernehmen: so hatte er sich dabei einestheils auf den Umstand berufen, daß bereits die überwiegende Mehrheit der von den Provinziallandtagen abgegebenen Stimmen sich für diejenige Art der Verwendung erklärt habe, welche nunmehr auch von der Regierung zum Beschluß erhoben worden, nämlich für Herabsetzung des Salzpreises. Im Uebrigen aber, fuhr er fort, solle die gegenwärtige Herabsetzung der Salzpreise nach der landesväterlichen Absicht Sr. Maj. des Königs nur ein „erster Schritt" sein, eine „künftige noch größere Minderung der Salzpreise" vorzubereiten und solchergestalt auch der ärmern Volksklasse den Bezug eines unentbehrlichen Lebensbedürfnisses „immer mehr" zu erleichtern. Ja der Minister setzte ausdrücklich hinzu, daß es der landesväterlichen Gesinnung des Monarchen „zur größten Genugthuung gereichen werde, wenn die finanzielle Lage des Staats endlich von der Art sein würde, die Salzsteuer ganz abzuschaffen". Was aber diejenigen Vorschläge der Provinziallandtage angehe, welche von einem Steuererlaß ganz absehen und die vorhandenen Ueberschüsse vielmehr zur Belebung des innern Verkehrs verwandt wissen wollten, so hätten dieselben die definitive Entscheidung Sr. Maj. um so weniger verzögern können, als die günstige Lage der Finanzen es Sr. Maj. möglich gemacht habe, neben dem Steuererlaß auch noch an Belebung des innern Verkehrs zu denken und habe Se. Majestät somit einer Vereinbarung der Ausschüsse über die abweichenden Gutachten der verschiedenen Provinziallandtage, die ja nur dann erforderlich gewesen wäre, wenn nur eins dieser abweichenden Gutachten befolgt worden, füglich „entrathen" können.

Nach dieser Erklärung eben war es gewesen, daß, wie vorhin erwähnt, einige Stimmen das Verlangen geäußert hatten, nichts destoweniger die ganze Art und Weise des Steuererlasses noch einmal zur Berathung der Ausschüsse zu stellen. Hierauf hatte der Minister dann weiter erklärt, daß „eine Frage, über welche durch des Königs Majestät bereits entschieden sei, überhaupt nicht zu nochmaliger Berathung kommen könne", am wenigsten aber in diesem Falle, wo der König bei seiner Entscheidung die Mehrheit der von den Provinziallandtagen „nicht unbeachtet" gelassen. Nichts destoweniger sei der Minister bereit, Se. Maj. über das eben geäußerte Verlangen Vor-

trag zu halten und um Vollmacht zur nochmaligen Erörterung dieſer Frage im Schoße der vereinigten Ausſchüſſe nachzuſuchen; doch werde er dies nur in dem Falle thun, daß die entſchiedene Mehrheit der Verſammlung dem eben geäußerten Wunſche beitrete und ihn auf dieſe Weiſe zu dem ihrigen mache. Dieſe Mehrheit aber hatte ſich, wie freilich vorauszuſehen war, nicht gefunden und ſo war es auch zu keiner weiteren Erörterung des Steuererlaſſes, des Salzmonopols ꝛc. gekommen.

Nun aber merke der Leſer wohl auf: von dieſem ganzen Vorgang, wie wir ihn ſoeben mitgetheilt haben, hatte in dem offiziellen Sitzungsbericht nicht eine Silbe geſtanden, noch iſt überhaupt jemals von Seiten der Regierung das Mindeſte darüber veröffentlicht worden; die Erklärung des Miniſters über die beabſichtigte weitere Herabſetzung des Salzpreiſes, die von ihm geäußerte Hoffnung auf dereinſtige völlige Aufhebung des Salzmonopols, das Verlangen auf Seiten der Verſammlung, noch einmal ſelbſtändig über die Art und Weiſe des Steuererlaſſes zu berathen — in den offiziellen Sitzungsberichten findet ſich von Alledem nicht die leiſeſte Spur, es iſt Alles ausgelöſcht wie mit einem Schwamm und erſt geraume Zeit nachher erfuhr das Publikum theils durch mündliche Erzählung einzelner Ausſchußmitglieder, theils durch nachträgliche Flugſchriften und Zeitungsartikel, was eigentlich vorgefallen.

Natürlich war dieſer nachträgliche Eindruck um ſo tiefer. Daß der Miniſter erklärte, wo der König einmal entſchieden, hätten die Ausſchüſſe nichts mehr zu berathen, das freilich befremdete Niemand, im Gegentheil, man hatte es gar nicht anders erwartet. Auch ſeine Bereitwilligkeit, die Angelegenheit beim König zum Vortrag zu bringen, falls ſich nämlich die „entſchiedene Mehrheit“ der Verſammlung dafür ausſprechen ſollte, vermochte Niemand zu täuſchen; der Miniſter kannte die Verſammlung eben zu gut, er wußte zu wohl, wie unmöglich es hielt und — bei der Art ihrer Entſtehung — halten mußte, eine derartige Mehrheit zu Stande zu bringen. Und angenommen ſogar, ſie hätte ſich gefunden, ſtand es dem König dann nicht immer noch frei, das Geſuch in Gnaden abzuſchlagen? Ueberraſcht dagegen fühlte man ſich durch die Aeußerung des Miniſters, der König habe bei ſeiner Entſcheidung über die Verwendung des Steuererlaſſes die Mehrheit der von den Provinziallandtagen abgegebenen Stimmen wohl

erwogen und könne ſchon aus dieſem Grunde eine nochmalige Berathung der Frage von Seiten der vereinigten Ausſchüſſe nicht ſtattfinden. Bis dahin hatte man im Publikum geglaubt, die Ausſchüſſe ſeien beſtimmt, über den einzelnen Provinziallandtagen zu ſtehen, oder wenn dieſer Ausdruck zu ſchroff klingt: ſie ſeien wenigſtens beſtimmt, die höhere Inſtanz zu bilden, an welche von den abweichenden Abſtimmungen der Provinziallandtage appellirt werden ſollte und deren Beruf es ſei, eben dieſe Abweichungen auszugleichen. Jetzt aber wurde man belehrt, daß auch dies ein Irrthum geweſen; die Mehrheit der Provinziallandtage, wurde man belehrt, hatte ſich für die Herabſetzung der Salzpreiſe erklärt und dieſe Erklärung war für die Regierung genügend, ſie zum Beſchluß zu erheben. Eine Minorität alſo, die ſich bei den Provinziallandtagen herausſtellte, blieb ein für allemal ohne Ausſicht, zu irgend einer Wirkung oder Anerkennung zu gelangen; und wenn die von ihr vertretene Sache noch ſo gerecht, den Bedürfniſſen des Landes noch ſo angemeſſen war, ſo hatte ſie doch keine Hoffnung, daß die Ausſchüſſe, dieſelben Ausſchüſſe, die ja angeblich ins Leben gerufen waren, die Differenzen in den Anſichten und Abſtimmungen der Provinziallandtage auszugleichen, ſich ihrer annehmen würden. Verhielt ſich das aber wirklich ſo und ſollte ein für allemal die Mehrheit der von den Provinziallandtagen abgegebenen Stimmen der Regierung als Richtſchnur dienen, was lag dann noch an der Differenz der Anſichten, was kam dann auch auf die Ausgleichung derſelben an und welchen Werth nahm ein Inſtitut alsdann in Anſpruch, das ja hauptſächlich zum Zweck dieſer Ausgleichung gegründet war?! Wiederum waren die Ausſchüſſe alsdann vollkommen überflüſſig, ſtatt den Gang der Staatsmaſchine zu beſchleunigen, konnten ſie ihn nur verzögern und hemmen, ſtatt Licht und Klarheit in die Verwaltung zu bringen, ſie nur verdunkeln und verwirren.

Völlig unbegreiflich aber erſchien es, wie die Regierung darauf verzichten konnte, die Hoffnungen, welche der Miniſter in Betreff der fernern Verminderung der Salzpreiſe ſowie der endlichen Aufhebung des Salzmonopols erweckt hatte, zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Es gab der böſen Nachrichten ſo viele, das Publikum trug ſich mit ſo viel finſtern Gerüchten, unheimlichen Befürchtungen: was in aller Welt konnte die Regierung beſtimmen, ſich ſelbſt des günſtigen Eindrucks zu berauben, den dieſe Hoffnung, dieſe Zuſage nothwendig

hervorbringen mußte? Nichts in der That, wenn nicht etwa das geheime Bewußtsein, daß es weder mit der Zusage noch mit der Hoffnung so ernst gemeint war; wenn nicht die Furcht, es könnte früher oder später eine Zeit kommen, wo es der Regierung in hohem Grade unbequem sein würde, an die eine oder die andere erinnert zu werden und demgemäß der Wunsch, die allzukecke Aeußerung des Ministers, die zwar für den Moment ganz zweckmäßig gewesen war, so bald wie möglich in Vergessenheit zu bringen.

Endlich aber glaubte man in dem Ganzen aufs Neue das Bemühen der Regierung zu erkennen, den Ausschüssen jede, auch die kleinste Bedeutung zu nehmen und sie in den Augen des Publikums so tief herabzusetzen, wie nur immer möglich. Die Regierung konnte die vom Minister gethanen Aeußerungen in Betreff der ferneren Herabsetzung der Salzsteuer, resp. Aufhebung des Salzmonopols nicht veröffentlichen, ohne auch der Stimmen zu gedenken, die sich infolge dessen aus dem Schoße der Versammlung mit der Forderung erhoben hatten, die ganze Angelegenheit noch einmal der Berathung der Ausschüsse zu unterstellen. Schon diese Forderung, wie resultatlos sie auch geblieben, würde, als ein Ansatz zu eigener selbständiger Thätigkeit, den Ausschüssen eine Art von Popularität, von öffentlicher Theilnahme erwirkt haben, welche die Regierung um keinen Preis wollte aufkommen lassen. Allerdings waren die Ausschüsse ihre Schöpfung und so hätte auf den ersten Anschein der Regierung nichts erwünschter sein sollen, als wenn es den Ausschüssen gelungen wäre, sich recht beliebt beim Publikum zu machen. Allein wer so urtheilte, der vergaß, wozu hauptsächlich die Ausschüsse ins Leben gerufen waren oder wozu sie doch, da es leider nicht gelungen war, sie im Keim zu ersticken, von Denjenigen, deren Einfluß in allen Maßregeln dieser Art entscheidend war, benutzt wurden: nämlich dem Publikum das ständische Wesen überhaupt zu verleiden, ihm zu zeigen, wie thöricht das Geschrei nach ständischer Mitregierung und wie viel besser ein Land sich befinde, wo alle Gewalt ausschließlich und untheilbar bei der Krone. Das Volk träumte von Reichsständen; gut, geben wir ihm diese Ausschüsse, es ist eine Carricatur der Reichsstände, nichts weiter, aber diese Carricatur wird eben hinreichen, das Original selbst zum Gespött und dem Verlangen nach ständischen Einrichtungen ein Ende zu machen. Daher dies durchgängige Bemühen der Regierung, die Ausschüsse nicht blos

der Sache, ſondern auch ſelbſt der Form nach auf die tiefſte Stufe der Unbedeutendheit herabzuſetzen; daher dieſe glanz- und prunkloſe Eröffnung ihrer Berathungen; daher dieſe Geſchäftsordnung, welche die Ausſchüſſe zu einer Heerde Schulbuben macht, die mit der Ruthe regiert werden und die ſich ohne Erlaubniß ihres Lehrers weder rühren noch regen dürfen; daher dieſe vorgreifende Entſcheidung in Betreff des Steuererlaſſes; daher dieſe Berufung auf die Mehrheit der von den Provinziallandtagen abgegebenen Stimmen, die den Ausſchüſſen gleichſam nur das Nachſehen läßt; daher endlich dieſe eigenthümliche Art, die Sitzungsberichte für die Oeffentlichkeit zu redigiren, wobei, unbekümmert um Wahrheit und Vollſtändigkeit, Alles geſtrichen wird, was irgend dazu dienen könnte, das Publikum aus der Gleichgültigkeit — oder ſagen wir es nur gerade heraus: aus der Geringſchätzung aufzurütteln, mit der es die Verſammlung der Ausſchüſſe betrachtete und die eben die richtige Stimmung war, wie die Regierung ſie haben wollte.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung der Berathung: die Eisenbahn-Frage — Die Eisenbahnen und ihre Bedeutung für Deutschland und Preußen. Friedrich Wilhelm der Dritte und die Eisenbahnen; Prämie von 1 Million Thalern, die er in seinem Testament für diejenige Gesellschaft aussetzt, die zuerst eine Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und dem Rhein zu Stande bringen würde. — Die Eisenbahnen in Preußen bleiben der Privatindustrie überlassen; zurückhaltende Stellung der Regierung. Rasche Entwickelung der preußischen Privateisenbahnen; Nothwendigkeit, dieselben zu einem vollständigen Eisenbahnsystem zu ergänzen, das jedoch ohne Beihülfe des Staats nicht ausgeführt werden kann. — Der Staat beabsichtigt, die projectirten Linien nach dem Rhein, nach Ostpreußen, nach Schlesien und Posen zwar wiederum der Privatindustrie zu überlassen, dieselbe jedoch durch Uebernahme einer Zinsgarantie zu unterstützen. Nothwendigkeit, sich für Uebernahme dieser Garantie eine ständische Mitwirkung zu verschaffen; das Gesetz vom 17. Januar 1820. — Beginn der Eisenbahndebatte: 22. October. Die Regierung fragt bei den Ausschüssen an, ob dieselben die Ausführung eines Eisenbahnnetzes, welches den Mittelpunkt der preußischen Monarchie mit den Provinzen und diese unter sich verbinden, auch in der Hauptrichtung das Ausland berühren soll, für ein dringendes Bedürfniß erachten. Der Finanzminister spricht sich mit Entschiedenheit für die Nothwendigkeit des Eisenbahnbaues aus und auch die große Mehrheit der Versammlung erklärt sich in demselben Sinne. Einwendungen und Bedenken, den mangelhaften Zustand der vorhandenen Land- und Wasserstraßen betreffend; günstige Zusicherungen des Ministers auch in diesem Punkte. — Die Gegner der Eisenbahnen. Heftige Philippica eines Deputirten aus dem Großherzogthum Posen; die nationale Abgeschlossenheit der polnischen Bevölkerung, gegenüber dem deutschen Standpunkt, der von einem Theil der Versammlung geltend gemacht wird. — Nach dreitägiger Debatte schreitet man am 25. October zur Abstimmung; Resultat derselben. — Zweite Frage der Regierung, ob es für nothwendig und zweckmäßig zu erachten sei, daß der Staat die Ausführung des projectirten Eisenbahnsystems durch Uebernahme einer Garantie für die Zinsen des Anlagecapitals herbeizuführen suche. — Leiden-

schaftliche und tumultuarische Debatte. Vorschläge zu eventueller Erhöhung des zu garantirenden Zinssatzes. — Heftige Opposition gegen den Regierungsvorschlag, theils von Solchen, die den Staat überhaupt mit keiner derartigen Garantie belasten wollen, theils aber auch von Solchen, welche den Eisenbahnbau unmittelbar in die Hände des Staats gelegt zu sehen wünschen. — Der Minister erklärt auch in dieser Angelegenheit den Entschluß der Regierung für unwiderruflich gefaßt und auch eine abweichende Erklärung der Ausschüsse vermöge ihn nicht mehr zu ändern. — Aufregender Eindruck dieser Erklärung; die Verwirrung steigert sich. — Das Gesetz vom 17. Januar 1820 und seine Consequenzen für den vorliegenden Fall. — Finanzielle Enthüllungen des Ministers; überraschende Unvollständigkeit und Unrichtigkeit der bisher veröffentlichten Budgets. — Der Gedanke an Incompetenzerklärung taucht in der Versammlung auf: allein eine Rede des Ministers genügt, denselben wieder zu beseitigen. Zugeständniß des Ministers in Betreff der Fragstellung; die endliche Abstimmung fällt ebenfalls zu Gunsten der Regierung aus. — Versuch, eine Verwahrung, die Ausführung der Eisenbahnbauten unmittelbar durch die Regierung betreffend, in dem Protokoll der Versammlung niederzulegen. Der Versuch scheitert.

Aber wenn schon die Berathung über den Steuererlaß, die kaum einige Stunden gedauert und bei der den Ausschüssen im Grunde so Wenig zu sagen geblieben war, einen so ungünstigen Eindruck gemacht und so viele Bedenken hervorgerufen hatte, so mußte dies bei der zweiten Angelegenheit, die der Begutachtung der Ausschüsse vorlag und die sie nicht weniger als durch volle sieben Sitzungen beschäftigte, natürlich noch weit mehr der Fall sein. Dieselbe betraf die preußischen Eisenbahnen, inwieweit der Bau derselben befördert werden und namentlich inwieweit der Staat sich dabei betheiligen sollte.

Die Eisenbahnen waren damals in Deutschland noch ziemlich neu; noch waren die Vorstellungen, die man sich über die Wirkungen derselben im Publikum machte, ziemlich unklar, im Guten sowol wie im Bösen und auch die Stimmen Derer, welche die Errichtung von Eisenbahnen in Deutschland für eine Thorheit, eine Unmöglichkeit erklärt, hatten erst im Lauf der letzten Jahre vor der vollendeten Thatsache verstummen müssen. — Preußen war unter den deutschen Staaten mit der erste gewesen, der die Bedeutung der Eisenbahnen begriff, oder doch wenigstens ahnte. Friedrich Wilhelm III., sonst ein so entschiedener Gegner aller Neuerungen, hatte doch sein Auge nicht verschließen können weder gegen die außerordentlichen Vortheile, welche Preußen aus einer beschleunigten und möglichst systematischen Einfüh-

rung eines ausgedehnten Eisenbahnsystems erwachsen mußten, noch auch gegen die Nachtheile, von denen es bedroht war, wenn es sich darin durch seine Nachbarstaaten überholen ließ. Gerade für Preußen, in seiner langgestreckten Lage, bei der Zerstückelung seiner Provinzen, war die Eisenbahn, diese Ueberwinderin von Raum und Zeit, eine schlechthin unschätzbare Erfindung, durch sie allein wurde es möglich, die Nachtheile der geographischen Lage zu überwinden und den Osten und Westen der Monarchie in eine wirkliche Verbindung, in einen wirklichen Austausch der Interessen zu setzen; was allen Künsten der Bureaukratie bisher nicht hatte glücken wollen, den Rhein mit dem übrigen Preußen nicht blos äußerlich zu verknüpfen, sondern auch innerlich zu verschmelzen und auszugleichen — den Eisenbahnen mit ihren eisernen Klammern, auf denen die Schätze des Landes hin und her eilten und die zu eben so viel Strömen des Wohlstandes wurden, mußte es gelingen. Auch in militärischer Hinsicht war ein wohleingerichtetes Eisenbahnsystem für Preußen von der außerordentlichsten Bedeutung; kein anderer Staat hatte verhältnißmäßig so viele und so gefährliche Grenzen zu bewachen; für keinen andern war es daher auch so wichtig, seine Streitkräfte rasch auf jedem bedrohten Punkt versammeln und sie mit Leichtigkeit von einer Grenze zur andern werfen zu können.

Friedrich Wilhelm III., wie gesagt, war dies nicht entgangen; noch in seinem Testamente hatte er 1 Million Thaler als Prämie ausgesetzt für diejenige Gesellschaft, die zuerst eine Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und dem Rhein zu Stande bringen würde. Aber unmittelbar einzugreifen und den Staat selbst bei der Anlage von Eisenbahnen zu betheiligen, lag nicht in den Principien der damaligen Regierung. Man gab sich freilich den Anschein, als ob man sich nur deshalb zurückhalte, damit die Privatindustrie sich desto kräftiger entfalte. Allein abgesehen davon, daß diese Begünstigung der Privatindustrie mit dem sonst üblichen Bevormundungssystem in entschiedenem Widerspruch gestanden haben würde, so zeigte sich auch in der Aengstlichkeit, mit der man bei Ertheilung der Concessionen verfuhr, sowie in dem sehr ausgedehnten und zum Theil sehr drückenden Aufsichtsrecht, das die Regierung sich vorbehielt, daß es mit dieser Begünstigung in der That nicht Viel auf sich hatte. Der wahre Grund war vielmehr wol der, daß man, so überzeugt man auch im

Ganzen von der Nothwendigkeit der Eisenbahnen war, sich doch eines gewissen Mißtrauens gegen dies so völlig neue, so unberechenbare Element des öffentlichen Verkehrs noch immer nicht entschlagen konnte. Man gestand die großen Vortheile zu, welche das Land im Ganzen und Großen davon haben mußte, aber man zweifelte, ob die einzelnen Unternehmungen sich jemals rentiren würden; man scheute die Kosten und Schwierigkeiten der Anlage, man hielt es für unmöglich, diese Millionen über Millionen aufzutreiben, welche die Ausführung der verschiedenen Projecte erforderte; man hielt mit einem Wort die ersten Unternehmer für waghalsige Menschen, für gutmüthige Schwindler, deren Irrthum zwar früher oder später der Allgemeinheit zu gute kommen, die aber zunächst persönlich darüber zu Grunde gehen mußten. Darum hielt der Staat sich zurück — wer weiß, wenn die Eisenbahnen nur erst fertig und ein halb Dutzend Gesellschaften darüber bankerott geworden, so fand sich ja wol für den Staat Gelegenheit, die fertigen Eisenbahnen nachträglich zu einem verhältnißmäßig geringen Preise und ohne das mindeste Risico zu erwerben.

Das war nun einige Jahre hindurch ganz gut gegangen und ohne daß der Staat sich dabei betheiligt, hatte Preußen in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine ganze Reihe von Eisenbahnunternehmungen entstehen und ausführen sehen. Als im Jahre 1838 der erste Spatenstich zur Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam geschah, hatte es noch viele ungläubige Gesichter gegeben; seitdem waren nicht mehr als vier Jahre vergangen und schon standen Berlin und Magdeburg, Magdeburg und Halle, Halle und Berlin in Eisenbahnverbindung, zwischen Berlin und Stettin wurden eben die Schienen gelegt, in Halle schmiedete man eifrige Pläne, durch Thüringen weiter zu bauen, auch Schlesien sah bereits Dampfwagen hin und her rollen, Düsseldorf und Elberfeld standen bereits in Verbindung, und als sollte der Versammlung der ständischen Ausschüsse noch ein ganz besonderes Memento vor die Augen gerückt werden, wurde durch ein eigenthümliches Zusammentreffen an demselben Tage, da sie ihre Berathung wegen der Eisenbahnen begann (22. October), die Bahnstrecke zwischen Berlin und Frankfurt a. O. dem Verkehr übergeben.

Allein das Alles waren Strecken gewesen, die gleichsam die Brennpunkte des Verkehrs bildeten und die eben deshalb, durch den sichern Gewinn, den sie in Aussicht stellten, die Privatspeculation an

ſich gelockt hatten. Außer und neben dieſen begünſtigten Strecken aber gab es noch eine Anzahl anderer, welche, minder vortheilhaft für die Speculation, doch für die Geſammtheit des öffentlichen Verkehrs ebenfalls unentbehrlich waren, ja ohne die auch jene bereits fertigen Strecken ihren vollen Nutzen gar nicht gewähren konnten. Als ſolche Bahnen ſtellten ſich vor allen diejenigen dar, welche beſtimmt waren, Berlin mit den äußerſten Enden der Monarchie zu verbinden: alſo eine Bahn von der Hannöverſchen Landesgrenze bei Minden nach Köln, durch welche die Verbindung Berlins mit Köln vervollſtändigt wurde; ferner eine Bahn von Halle durch Thüringen in der Richtung auf den Mittelrhein, gleichſam zur Unterſtützung der erſteren und um den Rhein noch mit einem zweiten Bande an das Herz der Monarchie heranzuziehen; ſodann eine Bahn, durch welche, unter Benutzung der im Bau begriffenen und theilweis ſchon befahrenen Strecke zwiſchen Berlin und Stettin, eine Verbindung zwiſchen Berlin und Königsberg hergeſtellt und dieſen bisher ſo vernachläſſigten, infolge der Kriegslaſten und der ungünſtigen Handelsconjuncturen ſo ſchwer heimgeſuchten öſtlichen Provinzen der Monarchie einige Ausſicht auf Belebung des Verkehrs und damit auf beſſere Zeiten eröffnet würde; viertens eine Bahn von Frankfurt a. O. nach Breslau zur Verbindung mit Schleſien, das ſeinerſeits durch Fortführung der bereits fertigen Bahn zwiſchen Breslau und Oppeln nach der öſterreichiſchen Grenze dem Welthandel zugänglicher gemacht werden ſollte; ſowie endlich fünftens eine Bahn, durch welche Poſen einerſeits mit der nach Preußen, andererſeits mit der nach Schleſien führenden Linie verbunden und ſomit auch dieſe bisher ſo entlegene, ſo abgeſchloſſene Provinz in den allgemeinen Verkehr mit hineingezogen würde.

Alle dieſe Bahnen waren ohne Zweifel ſehr nöthig, ja unentbehrlich, für die Privatſpeculation aber boten ſie wenig Lockendes; ſie waren durchgehends von großer Länge und erforderten mithin ein bedeutendes Kapital, während ſie theilweis durch ſehr öde, unfruchtbare und mittelloſe Gegenden führten, mithin nur einen geringen Verkehr und alſo auch nur einen geringen Ertrag in Ausſicht ſtellten. Da ſie aber nichtsdeſtoweniger unentbehrlich waren und da namentlich auch die militäriſche Sicherheit des Staats ihre baldmöglichſte Ausführung zur Nothwendigkeit machte, ſo blieb dem Staat nichts übrig, als aus ſeiner bisherigen paſſiven, ablauernden Rolle heraus-

zutreten und ſich ſelbſt bei der Ausführung der ihm ſo wünſchenswerthen Linien zu betheiligen.

Das Einfachſte und Natürlichſte wäre nun jedenfalls geweſen, wenn der Staat den Bau ſelbſt übernommen hätte, ein Verfahren, das namentlich durch das Beiſpiel Belgiens, als desjenigen feſtländiſchen Staates, der trotz ſeiner verhältnißmäßig geringen Mittel ſich doch des raſcheſten, vollſtändigſten und zweckmäßigſten Eiſenbahnſyſtems erfreute, aufs Lebhafteſte empfohlen ward. Allein ſo ganz und gar mochte man in Preußen mit den bisher befolgten Grundſätzen doch nicht brechen; man ſuchte daher einen Mittelweg einzuſchlagen, indem man die Ausführung der eben bezeichneten, als nothwendig erkannten fünf großen Linien zwar wie bisher der Privatinduſtrie überließ, dieſelbe jedoch durch eine vom Staate übernommene Zinsgarantie ermuthigte. Auch ſchon dieſe Garantie zog eine Menge höchſt bedeutender Verpflichtungen nach ſich und konnte unter ungünſtigen Verhältniſſen dem Staate zu einer höchſt drückenden Laſt erwachſen. Es war daher ſehr natürlich, daß die Regierung dieſe Verpflichtungen nicht eingehen, die Möglichkeit dieſer Laſten nicht auf ſich laden wollte, ohne ſich vorher einer gewiſſen Zuſtimmung der Nation verſichert zu haben; denn wo die Politik das Gebiet der Finanzen betritt, da empfindet auch die abſoluteſte Regierung eine Art von Nöthigung, ſich mit Denen, welche die Finanzen aufbringen ſollen, wenigſtens äußerlich in ein gewiſſes gutes Einvernehmen zu ſetzen. Ja, bei der politiſchen Aufregung, die einmal in Preußen herrſchte und nachdem gewiſſe häkelige Gegenſtände einmal zur Sprache gekommen waren, durfte man ſogar zweifelhaft ſein, ob die von der Regierung beabſichtigte Garantie des Staats überhaupt die gewünſchte Wirkung haben würde, wenn dieſelbe nicht eine Art von ſtändiſcher Beiſtimmung zur Stütze hätte. Es war dies, abgeſehen von jenen Gründen der ſogenannten „höheren“ Politik, die wir am Schluß des vorigen Abſchnitts angedeutet haben, ohne Zweifel einer der nächſten und dringendſten Gründe geweſen, weshalb man ſich überhaupt zur Berufung der Ausſchüſſe entſchloſſen hatte, dieſe Nothwendigkeit der Eiſenbahnbauten und dieſe Beſorgniß, da das Geſetz vom 17. Jan. 1820 doch einmal exiſtirte, die bloße Garantie des Staats, ohne ſtändiſche Mitwirkung, möchte am Ende doch nicht für voll angeſehen werden. — Andererſeits freilich griff dieſe Angelegenheit auch ſo tief in das Intereſſe

der verſchiedenen Provinzen ein, es war ſo ſchwierig, ja unmöglich, ſich für dieſe Linie zu entſcheiden und jene zurückzuſtellen, ohne die eine oder die andere Provinz zu verletzen und die Eiferſucht der verſchiedenen Landestheile herauszufordern, daß auch aus dieſem Grunde eine Berathung mit den ſtändiſchen Ausſchüſſen höchſt wünſchenswerth erſchien; worüber dieſe dann einig geworden waren, darüber konnte die Regierung kein Vorwurf treffen, darein mußten die Provinzen ſich fügen, da es ja der Beſchluß ihrer eigenen Vertreter war.

Man begreift aus dieſem Allen die außerordentliche Wichtigkeit dieſer Eiſenbahndebatte; hätten die Ausſchüſſe nicht bereits ſo tief in der öffentlichen Meinung geſtanden und wären nicht die Berichte über die einzelnen Sitzungen gar ſo kümmerlich geweſen, wahrlich, das ganze preußiſche Volk von einem Ende des Landes zum andern hätte auf dieſe Verhandlungen aufhorchen müſſen. Aber auch ſo traten in ihrem Verlauf einzelne dramatiſche Momente hervor, unerwartete Enthüllungen, überraſchende Geſtändniſſe wurden gemacht, die das erloſchene Intereſſe unwillkürlich wieder auffriſchten und den Ausſchüſſen ſelbſt, wenn auch nur auf Augenblicke, einen gewiſſen Schwung, eine gewiſſe Entſchiedenheit verliehen. —

Es waren hauptſächlich drei Fragen, welche den verſammelten Ausſchüſſen in Betreff der Eiſenbahnen vorgelegt wurden. Die erſte Frage ging dahin, ob die Ausführung eines Eiſenbahnnetzes, welches den Mittelpunkt der preußiſchen Monarchie mit den Provinzen und dieſe unter ſich verbinde, auch in der Hauptrichtung das Ausland berühre, von der Verſammlung für ein dringendes Bedürfniß erachtet werde. So einfach dieſe Frage ſchien und ſo wenig ſie namentlich jetzt, nach den Erfahrungen, die wir inzwiſchen gemacht haben, von irgend Jemanden verneint werden möchte, eine ſo langwierige und lebhafte Debatte rief ſie dennoch hervor. Doch waren die Einwendungen, welche gemacht wurden, im Ganzen ſehr unerheblich; auch ergriffen die meiſten Redner nur das Wort, um die Nothwendigkeit der projectirten Eiſenbahnlinien aufs Nachdrücklichſte hervorzuheben. Der Miniſter ſelbſt — es war wiederum der Finanzminiſter Herr von Bodelſchwingh, der die Debatte leitete — war ihnen darin mit dem beſten Beiſpiel vorangegangen; nachdem einmal, erklärte er, die Nachbarländer angefangen hätten Eiſenbahnen zu bauen, ſo „dürfe“ der preußiſche Staat gar nicht zurückbleiben, wenn er nicht überflügelt und

von ſeiner gegenwärtigen Höhe herabgedrängt werden wolle. Den Einwand, der von Einigen erhoben ward, daß es in einzelnen Gegenden Preußens noch recht ſehr an Landſtraßen fehle und daß es keine geſunde Politik ſei, Eiſenbahnen zu bauen, wo es noch an Chauſſeen, ja nur an erträglichen Vicinalwegen fehle und wo auch die Waſſerſtraßen noch Viel zu wünſchen ließen, hatte der Miniſter ſofort durch die Erklärung beſeitigt, daß die Regierung keineswegs geſonnen ſei, über den Bau der Eiſenbahnen die Herſtellung und Verbeſſerung anderweitiger Communicationsmittel zu verſäumen, vielmehr für letztere, gerade um ſie mit den Eiſenbahnen in das richtige Verhältniß zu bringen, verdoppelte Sorgfalt tragen werde.

Ueberhaupt war von den Motiven, welche von den Gegnern der Eiſenbahnen geltend gemacht wurden, nur ein einziges zwar nicht von praktiſcher Bedeutung, aber doch von politiſchem Intereſſe. Von den Freunden und Vertheidigern der Eiſenbahnen nämlich war unter Anderm auch Dies hervorgehoben worden, daß die Eiſenbahnen die Einheit des deutſchen Vaterlandes befördern und Preußen in immer innigern Verkehr mit Deutſchland ſetzen würden; dieſe Verbindung aber ſei nothwendig zum gegenſeitigen Wohle, weder Preußen könne Deutſchland, noch Deutſchland Preußen entbehren und darum ſei auch Alles, was das Einverſtändniß Beider befördere, aufs Eifrigſte zu unterſtützen. — Dem entgegen hatte nun ein Deputirter aus dem Großherzogthum Poſen mit großer Leidenſchaftlichkeit das Wort gegen die Eiſenbahnen ergriffen; Alles, was nur jemals gegen dieſe neue weltbewegende Erfindung geſagt oder geſchrieben worden war, hatte er zu einem wahrhaft haarſträubenden Gemälde vereint, er hatte die Verflachung der Sitten, die Abſchleifung der alten angeſtammten Eigenthümlichkeiten zum Zeugniß angerufen, hatte mit grellem Pinſel den Untergang der kleinen Induſtrie, die Verarmung der von der Eiſenbahn ausgeſchloſſenen Dörfer und Städte geſchildert und aus dieſem Allen das Recht für ſich in Anſpruch genommen, feierliche Verwahrung gegen die beabſichtigten Eiſenbahnbauten einzulegen. Ueber den Urſprung dieſes Eifers konnte natürlich Niemand in Zweifel ſein. Es war derſelbe Standpunkt nationaler Abſonderung, dieſelbe Feindſchaft gegen das Deutſchthum, von der die polniſchen Bewohner des Großherzogthums bereits ſo viele Beiſpiele geliefert und die ſich namentlich auch auf dem letzten poſenſchen Provinziallandtag in ſo überraſchen-

der Weiſe kundgegeben. Der Pole wollte eben Pole bleiben, ſelbſt die Eiſenbahnen, gegen deren anderweitige Vortheile er gewiß nicht ſo blind war als er ſich ſtellte, gab er preis, wenn er ſich nur ſeine nationale Abſonderung und mit ihr die Hoffnung auf dereinſtige Wiederherſtellung ſeiner Nationalität erhalten konnte. Gerade das, was den Uebrigen die Eiſenbahnen ſo wünſchenswerth machte und was ihre nächſten induſtriellen Vortheile noch bei Weitem überwog: die verſtärkte Verbindung mit Deutſchland, das raſchere und innigere Zuſammenwachſen der verſchiedenen deutſchen Stämme, das Abſchleifen der localen Vorurtheile, die der deutſchen Einheit bisher noch mehr im Wege geſtanden hatten als ſelbſt die Verſchiedenheit der Intereſſen, die wirkliche ſowol wie die vermeintliche — Alles dies waren für das Selbſtgefühl der Polen und jene geheimen politiſchen Zwecke, die ſie überall und jederzeit verfolgten, ebenſoviel Gegengründe und Abmahnungen. Gewiß hatte dieſer Standpunkt, mit den Augen des Polen angeſehen, ſein höchſt Achtbares, vielleicht ſogar ſein Nützliches; es wäre gut geweſen für uns Deutſche und hätte uns manche offene und geheime Schmach und manche Niederlage erſpart, wenn wir von dieſer Energie des nationalen Selbſtgefühls, die von dem Polen ſogar bis zur Carricatur getrieben ward, nur wenigſtens Einiges beſeſſen hätten. Allein die Verſammlung der Ausſchüſſe, die hier in Berlin tagte, war eben keine polniſche Verſammlung, ſondern eine preußiſche, eine deutſche; man konnte alles nur erdenkliche Mitgefühl für das unglückliche Loos des polniſchen Volkes haben und mußte es doch für eine wunderliche Illuſion, ja noch mehr: für eine unbegreifliche Anmaßung erklären, ſich einzubilden, als ob Preußen, um die ihm feindliche polniſche Nationalität zu conſerviren, auf die Vortheile eines möglichſt vollſtändigen Eiſenbahnſyſtems verzichten oder ſich dieſelben auch nur im Mindeſten verkümmern laſſen würde.

Auch machte die Rede des poſener Abgeordneten, trotz ihres rhetoriſchen Schwungs, auf die Mehrheit der Verſammlung nicht den mindeſten Eindruck und auch die wenigen Redner aus Weſtfalen, Sachſen und Brandenburg, welche mit ihm übereinſtimmend das bekannte Sündenregiſter der Eiſenbahnen herzählten und vor den unerſchwinglichen Koſten, den Uebelſtänden einer allzuhoch geſteigerten Concurrenz, der Verarmung des platten Landes und der kleinen Städte ꝛc. warnten, waren ebenfalls nicht glücklicher; ſie konnten wol

die Berathung hinhalten, das Resultat derselben aber nicht ändern. Vielmehr fiel dasselbe für die Freunde der Eisenbahnen und somit auch für die Regierung so glänzend aus, wie dieselben nur immer wünschen konnten; als es am 24. October nach einer dreitägigen, zum Theil höchst verworrenen und formlosen Debatte, bei der man, trotz der strengen Geschäftsordnung, vielfach vom Gegenstande abgeschweift war und in andere, erst später zu erörternde Fragen vorgegriffen hatte, endlich zur Abstimmung kam, erklärte sich bei Anwesenheit sämmtlicher 98 Mitglieder die ungeheure Majorität von 90 Stimmen für Bejahung der vorgelegten Frage, und nur 8 Stimmen wagten es zu leugnen, daß die Ausführung des vorgeschlagenen Eisenbahnnetzes wirklich als ein „dringendes Bedürfniß" zu erachten sei. — Die Namen der Redner wurden bekanntlich in die für die Oeffentlichkeit bestimmten Protokolle nicht mit aufgenommen; dennoch wurden auf Privatwegen die Namen der hervorragendsten Sprecher sowol für als wider die Eisenbahnen in Kurzem allgemein bekannt und auch die auswärtigen Zeitungen trugen zu ihrer Verbreitung bei. An der Vertheidigung der Eisenbahnen hatten fast alle Provinzen der Monarchie gleichmäßigen Antheil genommen; besonders eifrig hatten sich gezeigt: aus Preußen der Regierungspräsident von Auerswald, derselbe, von dem späterhin auch die im vorletzten Kapitel erwähnte Verwahrung in Betreff der Geschäftsordnung ausging, ferner der Commercienrath Abegg und — bezeichnend für das militärische Interesse, das man den Eisenbahnen von Seiten der Regierung widmete — der Generalmajor von Bülow; aus Pommern, das damals noch kein Gelüst empfand, die preußische Vendée zu spielen, der Freiherr von Heyden; aus Posen der Oberbürgermeister Naumann und der schon erwähnte Herr von Lipski, bekannt als einer der reichsten Gutsbesitzer der Provinz, zugleich der größte Schafzüchter Preußens; aus Sachsen der Bürgermeister Gier aus Mühlhausen; aus Westfalen Rathsherr Koch, Landrath Freiherr von Dolffs und Regierungspräsident Freiherr von Metternich; endlich aus der Rheinprovinz Commercienrath Hasenclever, Graf von Hompesch und der Commercienrath von der Heydt (der gegenwärtige preußische Handelsminister). Unter den Gegnern der Eisenbahnen hatten sich außer dem schon erwähnten polnischen Deputirten besonders zwei sächsische Edelleute, die Herren von Helldorf und von Schulenburg hervorgethan; ferner Graf Galen, ein bekannter Führer der westfälischen Katholiken, und drei Abgeord-

nete aus der Provinz Brandenburg, unter denen auch ein Herr von Rochow namhaft gemacht ward, derſelbe, wenn wir recht unterrichtet ſind, der einige Jahre ſpäter als Marſchall des erſten vereinigten Landtags einen gewiſſen politiſchen Ruf erlangte. Aber auch aus der Rheinprovinz war eine Stimme gegen die Eiſenbahnen laut geworden; ſie gehörte einem Bürgerlichen an, einem Kaufmann.

Nachdem ſomit das Bedürfniß, und ſogar das dringende Bedürfniß der in Vorſchlag gebrachten Linien anerkannt war, gelangte man zu der zweiten Frage: nämlich „ob es für nothwendig und zweckmäßig zu erachten ſei, daß der Staat die Ausführung des Eiſenbahnſyſtems durch Uebernahme einer Garantie für die Zinſen des Anlagekapitals herbeizuführen ſuche. Auch dieſe Frage beſchäftigte die Verſammlung während voller drei Sitzungen und wenn ſchon die vorhergehende Debatte, in der es ſich nur erſt um die Anerkennung des Princips gehandelt hatte, mit einer gewiſſen Heftigkeit geführt worden war, ſo wurde ſie jetzt, wo es ſich möglicherweiſe darum handelte, dem Staat eine neue, kaum abzuſehende Laſt aufzubürden und eine Garantie zu übernehmen, deren Tragweite man für den Augenblick ſelbſt noch gar nicht ermeſſen konnte und die zu übernehmen die Ausſchüſſe vielleicht gar nicht berechtigt waren, in hohem Grade leidenſchaftlich und tumultuariſch.

Darüber freilich, daß der Staat, wenn er ſich überhaupt herbeiließ, die beantragte Zinsgarantie zu übernehmen, dies nur unter Bedingungen thun könne, die ihm einen weſentlichen Einfluß auf die Verwaltung der Eiſenbahnen einräumten, darüber waren Alle einverſtanden; deſto weiter ging man darin auseinander, wie weit dieſer Einfluß ſich erſtrecken und worin jene Bedingungen beſtehen ſollten.

Auch über die Höhe des zu garantirenden Zinsſatzes wurden verſchiedene Meinungen geäußert. In der Denkſchrift der Regierung waren $3^1/_2$ Procent als äußerſte Grenze bezeichnet worden; die Verſammlung erklärte dieſelbe für unzureichend, da es beſonders ungünſtig gelegene Bahnen und Bahnſtrecken gebe, in Betreff deren eine Zinsgarantie von $3^1/_2$ Procent kein genügendes Mittel wäre, die Privatinduſtrie anzulocken. Man erinnerte ferner, daß, den Nutzen einer derartigen Zinsgarantie zugeſtanden, dieſelbe doch keineswegs das einzige Mittel ſei, die gewünſchten Eiſenbahnunternehmungen zu befördern. Es werde vielmehr durch Aufſuchung der vortheilhafteſten

Linien sowie durch Uebernahme der ersten geometrischen Vorarbeiten auf Staatskosten, ferner durch unentgeltliche Ueberlassung von Grund und Boden, soweit derselbe Staatseigenthum, ingleichen durch Betheiligung an der Actienzeichnung aus den Geldinstituten des Staates, sowie überhaupt auf mehrfache Weise den der Unterstützung bedürftigen Unternehmungen ein ebenso kräftiger wie nachhaltiger Vorschub geleistet werden können.

Die Hauptsache indeß blieb immer, ob der Staat die in Rede stehende Garantie übernehmen solle oder nicht. Auch hierüber erhob sich der lebhafteste Widerspruch und zwar nach zwei Seiten hin: die Einen wollten von der Garantie nichts wissen, weil sie den Staat nicht mit einer neuen Last beschweren wollten, die Andern verwarfen sie, weil sie dem Staat nicht blos die Garantie der Zinsen, sondern die Ausführung des Baues selbst übertragen wissen wollten; den Einen also ging der Antrag der Regierung viel zu weit, den Andern lange nicht weit genug. Die Letzteren suchte der Minister durch ein sehr einfaches Mittel abzuweisen. Nachdem er sich nämlich lange Zeit, wiewol vergeblich, abgemüht hatte, den Nachweis zu führen, daß eine Selbstentreprise des Staats bei dem heutigen Zustande der Industrie gar nicht mehr an der Zeit, erklärte er endlich, die Regierung habe bereits ohne Mitwirkung der Ausschüsse ihren Entschluß gefaßt und zwar gehe derselbe dahin, daß der Staat den Bau der Eisenbahnen nicht übernehme; dieser Entschluß sei unwiderruflich, selbst eine abweichende Erklärung der Ausschüsse vermöge ihn nicht mehr zu ändern und sei daher jede weitere Debatte über diesen, außerdem eigentlich gar nicht zur Berathung gestellten und daher nach der Geschäftsordnung auch gar nicht zulässigen Punkt vollkommen zwecklos und überflüssig. Also genau dasselbe Manöver, das die Regierung soeben erst in Betreff des Steuererlasses mit so viel Glück zur Anwendung gebracht hatte: die Regierung beschloß, beschloß unwiderruflich und legte diesen ihren unwiderruflichen Beschluß den Ausschüssen zur Begutachtung vor; erklärten die Ausschüsse sich dann einverstanden, um so besser, thaten sie es aber nicht, auch gut, so that die Regierung, als wäre nichts vorgefallen und führte einfach aus, was sie ja ohnedies schon für alle Fälle beschlossen hatte.

Allein seit jener ersten Debatte war eine Reihe von Tagen vergangen, die Versammlung hatte Zeit gehabt, einigermaßen zu sich selbst zu kommen, der vorangegangene Meinungsaustausch wegen

Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Eisenbahnen hatte die Leidenschaften geschärft und so fand der Minister diesmal nicht die blinde Unterwürfigkeit, welche die Versammlung ihm bei jener ersten Veranlassung entgegengebracht hatte. Vergebens zog er sich auch diesmal wieder hinter Wall und Graben der Geschäftsordnung zurück; vergebens behauptete er, über diesen Gegenstand überhaupt keine Discussion mehr zulassen zu können; vergebens hielt er der Versammlung vor, daß ihr die Einreichung besonderer Petitionen überhaupt nicht zustehe, sie vielmehr stets nur über dasjenige berathen dürfe, was die Regierung ihr zu diesem Zwecke proponire — die Gemüther hatten sich einmal entflammt, der Zügel der Furcht war abgeschüttelt und gegen seinen Willen und trotz der Verwahrungen, die er selbst gegen sein eigenes Verfahren einlegte, mußte der Minister die Fortsetzung einer Debatte zugeben, die mit dem Buchstaben der Geschäftsordnung allerdings im schreiendsten Widerspruch stand.

Diese Inconsequenz rächte sich denn sofort auf eine für die Regierung höchst empfindliche Weise. Eine Versammlung, so unklar in ihrem Ursprung, so zweideutig in ihren Befugnissen, mußte in der That, wenn sie nicht eine Quelle der unangenehmsten Verwirrungen und Widersprüche werden sollte, von jeder eigenen Bewegung zurückgehalten und Schritt für Schritt am Gängelbande der Regierung geleitet werden. Nur so war sie überhaupt möglich; sowie dagegen das Gängelband gelockert ward, sowie die Regierung sich den Anschein gab, als verhandle sie nicht blos mit einer Puppe, sondern mit einer wirklichen lebendigen, stimm- und urtheilsfähigen Versammlung, so mußte sofort die heillosesste Verwirrung entstehen. Eine solche Verwirrung trat ein, als Herr von Bodelschwingh in der Sitzung vom 26. sich in der Hitze der Debatte zu der Erklärung hinreißen ließ, daß die Staatseinnahmen in einem siebenjährigen Zeitraum um mehr als 5½ Mill. jährlich gestiegen seien und daß sich nicht nur auf die Stetigkeit dieses Zuwachses, sondern auch auf eine entsprechende weitere Steigerung der Einnahmen rechnen lasse, so lange unter den Segnungen des Friedens der innere Verkehr an Lebendigkeit gewönne. So erfreulich diese Mittheilung an sich war, eine so unangenehme Sensation erregte sie dennoch in der Versammlung. Die officiellen Budgets nämlich, welche die Regierung von drei zu drei Jahren veröffentlichte, dieser Stolz der preußischen Finanzverwaltung, mit der sie dem gläubigen

Spießbürger so gründlich imponirte, wenn er auch freilich einiges Bedenken über die Groschen und Pfennige, die jedesmal in Ausgabe und Einnahme so richtig aufgingen, nicht zu unterdrücken vermochte — diese so berühmten officiellen Budgets hatten eine gleiche Steigerung, wie der Minister sie hier einem siebenjährigen Zeitraum nachrühmte, erst für den ganzen zwanzigjährigen Zeitraum von 1821 bis 1841 zugestanden. Was war da also noch von der Zuverlässigkeit dieser officiellen Budgets zu halten, wenn sie in einem so wichtigen Punkt die Wahrheit so wesentlich verletzten! Wie mochte es mit der Richtigkeit der Ausgaben stehen, wenn selbst die Einnahmen, ja die Ueberschüsse, ein Ding also, das man in den meisten andern Budgets gar nicht kannte und auf das die preußische Finanzverwaltung mithin allen Grund gehabt hätte, stolz zu sein, so unvollständig verzeichnet wurden! Und welches Licht endlich warf dies auf diese vielgerühmte Verwaltung überhaupt und wie beschämt fühlte der Spießbürger sich jetzt durch seinen eigenen gutmüthigen Glauben!

Auch die vereinigten Ausschüsse griffen die Aeußerung des Ministers natürlich mit großer Begierde auf; indem sie ihre Verwunderung zu erkennen gaben über die Unzuverlässigkeit der bisher veröffentlichten Budgets, beantragten sie, bevor sie einen Beschluß wegen der Zinsgarantie fassen könnten, die Vorlegung eines vollständigen Nachweises über den gesammten Staatshaushalt. — Der Antrag fiel in die Versammlung wie eine Bombe; aber so unerwartet er kam und so sehr er dem Wortlaut der Geschäftsordnung widersprach, so fühlte doch Jedermann, daß er innerlich nur allzuwohl berechtigt sei.

Jedermann, selbst auch der Minister, den seine bisherige Selbstgewißheit plötzlich zu verlassen drohte. Gegenüber einer so schreienden Thatsache, vielleicht auch überrascht und in Verwirrung gesetzt durch seine eigene allzugroße Offenherzigkeit, wagte er es nicht, sich auf die Paragraphen der Geschäftsordnung zu berufen. Allerdings, erklärte er, liege der Antrag außer dem Geschäftskreise der Versammlung und dürfe daher eigentlich gar nicht discutirt werden; auch habe der Minister keine Ermächtigung, nähere Mittheilungen, als bereits geschehen, zu machen. Aber selbst davon abgesehen und wenn auch er für seine Person vollkommen bereit sei, jede irgend wünschenswerthe Auskunft zu geben, so sei es doch materiell unmöglich, dem Antrag binnen wenigen Tagen zu entsprechen, vielmehr werde dazu eine viel größere Zeit erfordert,

als in diesem Augenblick zu Gebote stehe. Inzwischen erkenne die Regierung selbst das Ungenügende der bisher veröffentlichten Budgets an und sei es in der That ihre Absicht, den Angelegenheiten des Staatshaushalts eine größere Oeffentlichkeit zu geben als bisher; wie weit dieselbe sich erstrecken und wann sie eintreten werde, vermöge der Minister noch nicht anzugeben, nur daß sie eintreten werde, sei gewiß. — Also mehr eine Bitte um Aufschub und Nachsicht, als eine Zurückweisung; statt des herrischen Tones, den man bis dahin vernommen hatte, ein höfliches Entschuldigen und Capituliren.

Aber in eine noch weit gefährlichere Situation gerieth der Vertreter der Regierung in der nächstfolgenden Sitzung. Schon in derjenigen am 25. October, der ersten, in welcher die Uebernahme einer Zinsgarantie von Seiten des Staats überhaupt zur Sprache gekommen, war aus der Mitte der Versammlung das Bedenken geäußert worden, ob nicht die Constituirung einer bestimmten Rente zu Lasten des Staatsschuldenetats, wie die beantragte Zinsgarantie sie doch erfordern werde, nicht wenigstens materiell einer neuen Anleihe gleichkomme.

Diese Aeußerungen hatten sich in den nächstfolgenden Tagen mehrfach wiederholt und zwar jedesmal in immer bedenklicherem, immer nachdrücklicherem Tone: bis endlich in der Sitzung vom 27. October des Gesetzes vom 17. Januar 1820 geradezu erwähnt und daran die Frage geknüpft ward, ob die gegenwärtige Versammlung denn überhaupt wol befugt sei, in die Uebernahme einer Zinsgarantie zu willigen, die von verschiedenen Seiten her einer neuen Anleihe gleich geachtet werde. Damit also war das langverschwiegene Wort endlich über die Lippe getreten und ein entscheidender Kampf, ein Kampf, bei dem es sich in erster Reihe um die Existenz der Ausschüsse selber handelte, war jetzt allen Anzeichen nach unvermeidlich. Das Gesetz vom 17. Januar 1820 hatte bekanntlich festgesetzt, daß zu jeder neuen Anleihe, welche die preußische Regierung inskünftige machen werde, die Zustimmung und Mitgarantie der „Reichsstände" erforderlich sein sollte. Dasselbe hatte seit Jahren eine Hauptstütze für die Hoffnungen der constitutionellen Partei in Preußen (wenn damals überhaupt schon von einer solchen die Rede sein konnte) gebildet, während es andererseits für die Regierung, die denn doch ein freiwillig und feierlich gegebenes Gesetz nicht gern widerrufen mochte (diese Kunst haben die Regierungen erst nach dem Jahre Achtundvierzig gelernt, aber seitdem

auch gründlich) ganz unstreitig eine der lähmendsten Fesseln war. Allerdings war es ihr zu wiederholten Malen gelungen, den Wortlaut des Gesetzes zu umgehen, indem sie die ihr zugehörigen Geldinstitute und namentlich die Seehandlung benutzt hatte, auf den Namen derselben die ihr erforderlichen Anleihen zu machen. Allein erstlich war dies nur bei verhältnißmäßig geringen Summen und zweitens war es zu einer Zeit geschehen, wo man von der Verfassungsagitation, die jetzt ganz Preußen in Athem erhielt, noch nichts wußte, ja wo in Preußen selbst die Meisten vergessen oder auch niemals erfahren hatten, daß solch ein Gesetz überhaupt existirte. Damals hatten sich in und außerhalb Preußen Kapitalisten gefunden, die das Geld, das sie in Wahrheit dem preußischen Staate vorschossen, auf den Namen der Seehandlung einzahlten, ohne an irgend eine Art ständischer Zustimmung oder Mitgarantie zu denken; wie die Verhältnisse jetzt waren, schien es mehr als zweifelhaft, ob die Kapitalisten in und außerhalb Preußen zum zweitenmal so gutmüthig sein würden.

Indem daher die Erinnerung an das Gesetz vom 17. Jan. 1820 in der Versammlung auftauchte, warf sie der Regierung einen Fehdehandschuh hin, den dieselbe unmöglich zaudern durfte aufzunehmen. Die ganze Schwäche der Situation war damit aufgedeckt; gleich der langen Reihe spiegeltragender Könige im Macbeth, aber minder freundlich als sie, zog vor den Augen der Versammelten die lange Reihe von Jahren daher, welche seit jenem Gesetz vergangen und die das preußische Volk vergeblich auf die Erfüllung einer so feierlich gegebenen Zusage gewartet hatte; der Geist Banquos hatte zwischen diesen Wänden Platz genommen und selbst die beredtesten Vertheidiger der Regierung fühlten Angesichts dieses Gesetzes vom 17. Januar 1820 Etwas wie ein geheimes Grausen. Wäre die Opposition auf dem hier betretenen Wege fortgeschritten, der Erfolg wäre möglicherweise ein außerordentlicher gewesen. Der Bau der Eisenbahnen war eine Nothwendigkeit für Preußen; ohne Zinsgarantie oder, was der Sache nach dasselbe war, ohne Anleihe konnte er nicht ausgeführt werden; Garantie und Anleihe aber waren nicht möglich ohne die in dem Gesetz vom 17. Januar 1820 ausdrücklich erwähnten und auch sonst mehrfach verheißenen „Reichsstände" und wäre mithin, bei consequentem Festhalten dieses Standpunkts von Seiten der Ausschüsse, der Regierung nichts übriggeblieben, als entweder den Eisenbahnbau

aufzugeben oder alle in Betreff der Reichsſtände gegebenen Zuſagen und Geſetze für nichtig zu erklären oder endlich, die Reichsſtände, gleichviel fürs Erſte in welcher Form, zu bewilligen. Das Erſtere konnte ſie nicht; wer will jetzt noch entſcheiden, ob ſie nicht vor dem Zweiten, dem gewaltſamen Umſturz feierlich gegebener Verſprechungen und Geſetze, doch wol zurückgeſcheut wäre und ſich, wie ungern immer und unter welchen Cautelen, zur Berufung von Reichsſtänden entſchloſſen hätte?! Welcher Gewinn dies Letztere für Preußen, ja für ganz Deutſchland geweſen und welches Elend dadurch uns und vermuthlich noch unſern Nachkommen erſpart worden wäre, bedarf keiner Ausführung. Aber auch wenn die Regierung ſich für die andere Alternative entſchloſſen, wenn ſie das Geſetz vom 22. Mai 1815 mit allen ſeinen Conſequenzen widerrufen und das Wort Reichsſtände gewaltſam aus den Tafeln der preußiſchen Geſchichte ausgelöſcht hätte, ſo würden wir allen Grund gehabt haben, auch dies als einen weſentlichen Fortſchritt in der Geſchichte Preußens zu begrüßen. Regierung wie Volk, beide hätten dann gewußt, woran ſie waren und es wäre zu Ende geweſen mit jenem unſeligen Schwanken, jenen verhängnißvollen Halbheiten, die ſo viel Unheil angerichtet und das Mark der Nation ſo ausgehöhlt haben, wie wir es noch in dieſem Augenblick ſehen.

Aber die Verſammlung konnte ein ſolches Wort wol ausſprechen und anhören, es aber zur Wahrheit machen konnte ſie nicht; gleichſam beſtürzt über ihre eigene Keckheit, flatterte ſie noch einige Augenblicke in ungewiſſen Zuckungen, um gleich darauf deſto ſchmählicher zu Boden zu ſinken. Schon wurde die Meinung geäußert, daß ſelbſt eine moraliſche Verantwortlichkeit für die vorgelegte Frage von der Verſammlung nur unter dem Vorbehalt übernommen werden könne, daß dasjenige, was der Geſetzlichkeit der Maßregel etwa abgehen möchte, nachgeholt würde; ſchon wurde triumphirend gefragt, welch ein Unterſchied denn ſei zwiſchen der Uebernahme einer Zinsgarantie und einer Anleihe und ob, wenn Privatperſonen ihr Geld zu Eiſenbahnbauten hergäben, während der Staat dieſelben indirect oder möglicherweiſe auch direct verwalte und zugleich die Zinſen der dargeliehenen Gelder zahle, dies nicht ein Verhältniß ſei, dem zwiſchen Darleiher und Empfänger, zwiſchen Gläubiger und Schuldner ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern; ja ſchon wurde es offen ausgeſprochen, daß die hier verſammelten Ausſchüſſe zur Bewilligung der beantragten

Garantie gar nicht competent seien und daß, wenn die Regierung dieser Garantie wirklich bedürfe, sie sich auch erst eine andere wahrhaft competente Versammlung berufen möge — als plötzlich eine einzige Rede des vorsitzenden Ministers der Lage der Dinge wieder eine andere Gestalt gab und nicht blos die Zweifel und Bedenken der Versammlung, sondern auch ihre Aufwallungen von Muth und Entschlossenheit gründlichst zu Boden schlug.

Auch diese Rede des Herrn von Bodelschwingh ist uns nur in dem dürren Auszug der Preußischen Staatszeitung aufbewahrt. Es hält danach nicht ganz leicht, sich die ungemeine Wirkung zu erklären, welche sie thatsächlich auf die Versammlung ausgeübt hat; doch gibt sie wenigstens einige Andeutungen und was wir sonst schon von dem Charakter der Versammlung wissen, wird hinreichen, dieselben zu vervollständigen und das scheinbar Unerklärliche erklärlich zu machen. — Zunächst bekämpfte der Minister die Ansicht, als ob die beabsichtigte Zinsgarantie einer Anleihe gleich zu achten sei. Er machte darauf aufmerksam, daß, so lange die Zinsgarantie eine blos temporäre bleibe, was doch die Regel sei, es selbst an jeder Aehnlichkeit mit einer Anleihe mangele; aber auch bei einer dauernden Garantie, die übrigens stets nur ausnahmsweise übernommen werden würde, bleibe immer noch der Unterschied zwischen Hauptschuldner und bloßem Bürgen bestehen. Ueberdies würde der Staat in einem Falle dieser Art Bedacht darauf nehmen, sich einen Fonds zu beschaffen, durch den er in den Stand gesetzt würde, sich der übernommenen Bürgschaft innerhalb einer bestimmten Frist zu entledigen. — Der Minister machte ferner darauf aufmerksam, daß, wäre jene Ansicht in der That richtig, man sie auch ebenso von der Uebernahme jeder dauernden Last müsse gelten lasse; auch jede Uebernahme einer solchen Last auf die Staatskasse könne und müsse dann mit demselben Recht der Contrahirung einer Anleihe gleich erachtet werden, eine Consequenz, von der doch ohne Zweifel die Verfechter und Urheber jener Ansicht selbst nichts würden wissen wollen.

Ueberhaupt aber, fuhr er fort, indem er sich aufs Neue in den ihm eigenthümlichen, kurz angebundenen, aus natürlicher Gutmüthigkeit und bureaukratischem Hochmuth, oder, um es noch einfacher zu sagen, aus Grobheit und Biederkeit gemischten Stil warf — überhaupt sei die Versammlung gar nicht berufen, um Garantien zu übernehmen,

ſondern lediglich dazu, um den König über die Wünſche und Bedürfniſſe des Landes in Angelegenheiten zu unterrichten, in denen es dem König gefällig, dieſen Unterricht einzufordern. Mit der endlichen Beſchlußnahme hätte dieſe vom König eingeforderte Meinungsäußerung nichts zu thun, vielmehr bleibe die erſtere vollſtändig in den Händen des Königs, der darin keinerlei Beſchränkungen unterworfen ſei. Daraus folge aber auch von ſelbſt, daß auch für die Mitglieder der Ausſchüſſe aus dieſer endlichen Beſchlußfaſſung keinerlei Art von Verantwortlichkeit erwachſe; ihre ganze Aufgabe beſchränke ſich darauf, die an ſie im Auftrag des Königs gerichteten Fragen zu beantworten, an dem Reſultat hätten ſie keinen Theil, alſo auch keine Bürgſchaft dafür zu übernehmen, eine praktiſche ſo wenig als eine moraliſche und erfülle daher Jeder, der die an ihn geſtellten Fragen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen beantworte, vollſtändig ſeine Pflicht und dürfe keine Beſchwerung ſeines Gewiſſens befürchten. Man ſolle dem König vertrauen, wie er ſelbſt der Verſammlung durch ihre eigene Berufung ein unſchätzbares Zeichen Allerhöchſten Vertrauens gegeben habe; die Weisheit des Königs ſowie die Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Miniſter werde und müſſe der Verſammlung eine hinreichende Bürgſchaft ſein, daß von allen vorhandenen und möglichen Mitteln ſtets nur das Zweckmäßigſte ausgewählt und überhaupt bei Allem, was die Regierung unternehme, das Wohl des Staats jederzeit aufs Sorgfältigſte in Acht genommen werde.

Sprach's und die Wellen, die eben noch ſo laut gemurrt hatten, beſänftigten ſich und der Wind des Vertrauens, den der Miniſter mit ſo vollen Backen heraufbeſchworen hatte, füllte aufs Neue die Segel. Niemand von der Oppoſition nahm nach dieſer Erklärung des Miniſters das Wort; Niemand machte wenigſtens den Verſuch, ſeine Argumente zu widerlegen; Niemand machte auch darauf aufmerkſam, wie unpaſſend es war und vor Allem wie unſtaatsmänniſch, fort und fort von Vertrauen zu ſprechen und immer wieder Vertrauen bei Dingen, die doch nur durch die genaueſte Feſtſtellung der gegenſeitigen Rechte und Pflichten geordnet und vor Mißbrauch geſchützt werden konnten. Ueberzeugt, wir dürfen es annehmen, hatte der Miniſter die Oppoſition nicht: aber der Muth verließ ſie, ſie erſchrak vor ſich ſelbſt und verzichtete freiwillig auf ein Unternehmen, das ja doch, wie die Dinge einmal ſtanden, nur mit ihrer Niederlage enden konnte.

Der Minister benutzte diese günstige Stimmung und ließ, nachdem er noch einige untergeordnete Bedenken erledigt und noch einmal aufs Nachdrücklichste versichert hatte, daß es der feste Wille des Gouvernements sei, für jetzt und für die nächste Zukunft Eisenbahnen für Rechnung der Staatskasse nicht zu bauen, zur Abstimmung schreiten. Zwar fand dieselbe nicht ganz in der Weise statt, wie sie von der Regierung anfänglich beabsichtigt worden war. Die von der Regierung proponirte Frage hatte, wie oben mitgetheilt, ursprünglich dahin gelautet: ob es für nothwendig und zweckmäßig zu erachten sei, daß der Staat die Ausführung des Eisenbahnsystems durch Uebernahme einer Garantie für die Zinsen des Anlagecapitals herbeizuführen suche. Auf Andringen der Versammlung wurde diese Frage erstlich dahin modificirt, daß darin nicht blos von der Zinsgarantie, sondern überhaupt „von den dem Staate zu Gebote stehenden Mitteln und namentlich der Zinsgarantie" die Rede war. In dieser Form zur Abstimmung gebracht, wurde die Frage von 83 gegen 14 Stimmen bejaht. Allerdings war diese außerordentliche Majorität unter einigermaßen eigenthümlichen Umständen zusammengekommen. Einige, die mit der Majorität stimmten, erklärten, daß sie es nur deshalb thäten, weil der Minister mit so großer Bestimmtheit versichert habe, daß an einen Bau auf Staatskosten auf keinerlei Weise, weder für jetzt noch für die nächste Zukunft, zu denken sei und sie also nur die Wahl hätten, entweder überhaupt gegen den Bau der Eisenbahnen zu stimmen, oder aber die von der Regierung vorgelegte Frage zu bejahen. Noch Andere legten bei Abgabe ihres bejahenden Votums ausdrückliche Verwahrung ein, daß dasselbe nur ganz allgemein gehalten sei und sie damit keine Verantwortlichkeit für die Wahl und Zweckmäßigkeit irgend eines speciell benannten Mittels übernehmen wollten. Aber immerhin, wenn auch mit Verwahrungen und Protesten: die Majorität von 83 gegen 14 stand doch fest und der Sieg der Regierung war so vollständig, wie sie nur immer wünschen konnte.

Noch glänzender war derselbe bei der nächsten Abstimmung, obschon die Majorität, welche sich dabei im Sinne der Regierung aussprach, um ein Bedeutendes kleiner war. Wie der Minister in Betreff der Fragstellung sich zu einer gewissen Concession herbeigelassen hatte, so gab er auch den Anhängern des Eisenbahnbaues auf Staatskosten in soweit nach, daß er ihnen wenigstens einen Vermerk ihrer Ansicht

im Protokoll gestatten wollte, vorausgesetzt nämlich, daß die Versammlung selbst sich damit einverstanden erklärte. Schon bei dem früher erwähnten Antrag auf Erlaß einer Dankadresse an den König hatte man sich dieses Auswegs bedient; beide Anträge waren nicht von der Regierung ausgegangen, über beide konnte also auch der Geschäftsordnung gemäß keine Abstimmung stattfinden und wenn nichtsdestoweniger zum Mindesten ein Andenken daran übrig bleiben sollte, daß sie überhaupt gestellt und besprochen worden, so konnte auch dies nur durch eine Hinterthür geschehen.

Aber diesmal verschmähte die Versammlung selbst, sich dieser Hinterthür zu bedienen. Ob die Erklärung ins Protokoll niederzulegen sei, daß die Versammlung gebeten haben würde, die Eisenbahnen auf Staatskosten zu erbauen, nämlich wenn sie überhaupt die Freiheit gehabt hätte, Etwas zu bitten und wenn das Recht der Petition ihr nicht durch die Geschäftsordnung versagt wäre — dies war die sehr auf Schrauben gestellte, ihrem Inhalte nach sehr bedeutungslose Frage, welche demnächst zur Abstimmung gebracht wurde. Aber selbst zu ihrer Bejahung fehlte es der Versammlung an Muth und Einigkeit des Entschlusses — oder haben wir es umgekehrt als ein gutes Zeichen zu betrachten, daß die Versammlung sich schämte, sich selbst ein derartiges Armuthszeugniß auszustellen? Genug, mit 50 gegen 47 Stimmen wurde beschlossen, überhaupt nichts im Protokoll zu erklären — ein würdiger Schluß in der That für eine Debatte wie die eben geführte und jedenfalls das Beste, was diese Versammlung thun konnte.

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung der Eiſenbahn-Debatte. Sitzung vom 28. October. Dritte und letzte Propoſition der Regierung, die Uebernahme einer Zinsgarantie auch für den Fall betreffend, daß die Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreiſes nothwendig werden ſollte, nebſt dahin zielendem Vorbehalt. — Bereitwilligkeit des Miniſters, die Frage anders zu faſſen. Logiſche Verwirrung, die in der urſprünglichen Faſſung und Reihenfolge der von der Regierung propenirten Fragen liegt. Verhältniß des Vorbehalts zur Zinsgarantie und umgekehrt. — Lebhafte Abneigung der Verſammlung, auf den für nothwendig erklärten Vorbehalt einzugehen. — Finanzielle Auseinanderſetzungen von Seiten des Finanzminiſters; Widerſprüche mit den früher von ihm ſelbſt erregten Hoffnungen und Erwartungen. — Conſequenter Widerſtand der Verſammlung. Bedeutende Erſparniſſe der letzten zwölf Jahre; Mißtrauen, welches der Vorbehalt im Publikum nothwendig erregen müſſe; die ſprichwörtlich gewordene „Halbheit" der preußiſchen Regierungsmaßregeln. — Sitzung vom 29. Octbr. Verſuchte Rechtfertigung des Miniſters; Drohung, daß bei fortgeſetztem Widerſtand der Verſammlung die Ausführung des preußiſchen Eiſenbahnſyſtems überhaupt werde gefährdet werden. Die Verſammlung ſetzt ihren Widerſtand in der That fort. Der Steuererlaß als vollendete Thatſache. Die Uebernahme einer Zinsgarantie als Anleihe; die Verſammlung incompetent, über die ihr vorgelegten Fragen zu entſcheiden. — Ausgleichungsvorſchläge des Miniſters; Widerſpruch derſelben mit ſeinem eigenen früheren Auftreten. Die Verſammlung hat kein Petitionsrecht, wenn ſie aus eigenem Antrieb petitioniren will; ſie hat ein Petitionsrecht, wenn die Regierung wünſcht, daß ſie petitionire — Beſorgniß der Verſammlung, durch fortgeſetzten Widerſtand den für das Land ſo wünſchenswerthen Eiſenbahnbau zu verzögern oder ganz zu hintertreiben. Getheilte Fragſtellung auf Vorſchlag des Miniſters; beide Fragen werden von der Mehrheit der Verſammlung bejaht.

Doch war es noch gar nicht der Schluß, auch nicht einmal in der Eiſenbahndebatte. Noch nämlich war die dritte der von der

Regierung vorgelegten Fragen in Rückſtand. Dieſelbe hatte in ihrer urſprünglichen Faſſung dahin gelautet, ob die Verſammlung dafür halte, daß die Uebernahme einer Zinsgarantie auch in Verbindung mit dem dann nothwendigen Vorbehalte einer möglichen Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreiſes den Wünſchen des Landes entſprechen würde.

Inzwiſchen räumte der Miniſter, als dieſe Frage in der Sitzung vom 28. October zur Erörterung kam, noch vor Beginn der Discuſſion ſelbſt ein, daß dieſe Faſſung der Frage einigermaßen mangelhaft ſei, weshalb er ſich denn auch bereit erklärte, falls es von der Verſammlung gewünſcht werden ſollte, der Frage eine etwas andere Faſſung zu geben.

In der That nämlich offenbarte die Reihenfolge der Fragen, wie ſie von der Regierung aufgeſtellt worden war, einen bedenklichen Mangel an Logik. Durch die erſte Frage hatte die Nothwendigkeit eines Eiſenbahnnetzes feſtgeſtellt werden ſollen; ihre Bejahung ſtand von vorn herein außer Zweifel. Dann hatte man unter der ausdrücklichen Erklärung, daß der Staat ſelbſt nicht als Unternehmer der Eiſenbahnen auftreten werde, gefragt, ob eine Zinsgarantie für zweckmäßig erachtet werde und da es klar war, daß ohne Staatshülfe in Preußen kein Eiſenbahnnetz entſtehen würde, die Frage alſo eigentlich ſo ſtand, ob mit Staatshülfe oder gar nicht gebaut werden ſollte, ſo war auch die Bejahung dieſer Frage geſichert. Nichts deſto weniger wurde nun durch die eben mitgetheilte dritte Frage die bereits entſchiedene zweite abermals in Zweifel gezogen, und damit ein neuer Abgrund von Verwirrung und Widerſpruch eröffnet.

Dieſer Widerſpruch war ſo groß, die Unmöglichkeit, über die zweite Frage endgültig zu entſcheiden, ſo lange die dritte noch in der Schwebe war, ſo ſchreiend, daß der Finanzminiſter ſelbſt ſich genöthigt geſehen hatte, ſchon in der Sitzung vom 25. October bei Gelegenheit der Zinsgarantie durch Mittheilungen über die Lage des Staatshaushalts die Nothwendigkeit des Vorbehalts, über die doch in der That erſt ſpäter berathen werden ſollte, darzuthun. Nur Zweierlei konnte verſtändiger Weiſe geſchehen: man mußte entweder die Nothwendigkeit des Vorbehalts vor Erörterung der Zinsgarantie feſtſtellen und die Frage von vorn herein dahin formiren, ob die Verſammlung trotz dieſer erwieſenen und unabänderlicher Nothwendigkeit eine ſolche Zinsga-

rantie dennoch für zweckmäßig und wünſchenswerth erachte — oder aber man mußte, nachdem die oftерwähnte Garantie einmal als wünſchenswerth anerkannt war, die Verſammlung fragen, ob ſie bei Uebernahme derſelben zur ferneren Sicherung der günſtigen Finanzlage des Staats den Vorbehalt der möglichen Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreiſes für nothwendig halte. Daß die Regierung dieſen einfachen und natürlichen Gang nicht einhielt, dafür hatte ſie ihre ſehr nahe liegenden und leicht erkennbaren Gründe; ſie hätte namentlich im letzteren Falle die Verſammlung ausdrücklich zur Richterin über Verhältniſſe machen müſſen, die ſie dem Urtheil der Verſammlung ein für allemal nicht unterwerfen wollte. Für die Verhandlungen aber hatte dieſe logiſche Verkehrtheit die üble Folge, daß dadurch eine große Unklarheit und Verwirrung hervorgerufen wurde; indem man noch bei der zweiten Frage ſtand, verhandelte man ſchon über die dritte und indem man mit der dritten zu Stande zu ſein glaubte, erinnerte man ſich erſt, daß die zweite noch ungelöſt in der Luft ſchwebte.

Im Ganzen war die Verſammlung dem Vorbehalt ſehr abgeneigt. Insbeſondere wurde der üble Eindruck hervorgehoben, der dadurch nothwendig im Publikum erzeugt werden müſſe. Die Salzpreiſe jemals und aus was immer für Gründen erhöht zu ſehen, ſei der Wunſch des Landes gewiß nicht; Jeder habe die Herabſetzung der Salzpreiſe mit Freuden begrüßt, ein Vorbehalt aber, der die Möglichkeit ihrer Wiedererhöhung ausſpreche, werde nicht nur dieſe Freude trüben, ſondern auch die moraliſche Einwirkung beeinträchtigen, welche der Steuererlaß im geſammten Volke hervorgebracht habe.

Der Miniſter dagegen ſuchte die Nothwendigkeit des Vorbehalts hauptſächlich aus den der Verſammlung mitgetheilten, von uns bereits im vorigen Kapitel berührten Finanzetats nachzuweiſen. Für das bevorſtehende Jahr 1843, ſagte er, laſſe der etatsmäßige Ueberſchuß ſich auf 900,000 Thlr. annehmen. Abgeſehen von der wünſchenswerthen Verſtärkung des Hauptreſervecapitals ſei aber ein derartiger Ueberſchuß gewiß nicht zu hoch, um mit Sicherheit den vielerlei Wechſelfällen außergewöhnlicher Einnahmeausfälle und Mehrausgaben ohne Gefahr eines Deficits entgegen zu gehen. Allein auch an ſich ſelbſt und ſogar verbunden mit dem zu hoffenden Fortſchreiten der Mehreinnahmen an indirecten Steuern genüge er doch in keinem Falle, um die Garantie für das beabſichtigte Eiſenbahnſyſtem unbedingt zu übernehmen.

Allein auch dieſe Auseinanderſetzung vermochte die Abneigung, welche man im Schoße der Verſammlung gegen den Vorbehalt empfand, nicht zu überwinden. Hatte doch, nach des Miniſters eigenen Verſicherungen, die unlängſt beſchloſſene Verminderung der Salzſteuer nur die Einleitung zu noch ferneren Herabſetzungen, ja ſogar der Anfang einer gänzlichen Aufhebung der Salzſteuer ſein ſollen; wie konnte man ſich denn jetzt mit einem Vorbehalt befreunden, der, ſtatt weiterer Herabſetzung und gänzlicher Aufhebung, vielmehr die Wiedererhöhung der Salzſteuer in Ausſicht ſtellte?!

Dieſer Widerſpruch war ſo handgreiflich, die Mißſtimmung, die er in der Verſammlung erregte, ſo lebhaft, daß der Miniſter ſich aus freien Stücken erbot, die Frage, ſtatt ſpeciell auf die Salzſteuer, nur auf eine Wiedererhöhung der Steuer im Allgemeinen zu ſtellen. Doch blieb er ſich darin ſelbſt nicht getreu, indem er jetzt den Wünſchen der Verſammlung nachgab, dann zu beweiſen ſuchte, daß nur ein Vorbehalt, der ſich auf Wiedererhöhung gerade der ermäßigten Steuer beſchränke, das wahrhaft Zweckmäßige ſei — und gleich darauf erklärte er ſich aufs Neue bereit, der Frage die eben mitgetheilte allgemeine Faſſung zu geben und von der ausdrücklich erwähnten Erhöhung der Salzſteuer abzuſtehen.

Aber ſo inconſequent der Miniſter in ſeiner Nachgiebigkeit, ſo conſequent war die Verſammlung in ihrem Widerſtand. Man wies auf die in den letzten 12 Jahren zu außerordentlichen Zwecken verausgabten 61 Millionen hin, welche aus den Ueberſchüſſen der Einnahmen gedeckt ſeien (eine Annahme, die allerdings nicht ganz richtig war, indem in dieſen 61 Millionen, was die Verſammlung im Augenblick nicht in Anſchlag brachte, auch eine im Jahre 1835 contrahirte Anleihe der Seehandlung von 12 Millionen in Prämienſcheinen ſteckte) und zog daraus die Folgerung, daß, ſo lange die Staatseinkünfte ſich nicht minderten, die Ueberſchüſſe, die danach jährlich 5 Millionen betrugen (oder richtiger, nach Abrechnung jener Anleihe, 4 Millionen) allerdings vollkommen hinreichend ſein müßten, ſowol den Steuerlaß als auch ſelbſt das Maximum der Garantie, die ſich im ſchlimmſten Fall nicht über drittehalb Millionen belaufen konnte, zu decken.

Man äußerte ferner, daß der Vorbehalt Mißtrauen erregen werde, weil ſeine Nothwendigkeit nicht einzuſehen und endlich machte man auch darauf aufmerkſam, wie geeignet er ſei, den dem preußiſchen

Gouvernement ohnedies ſchon ſo häufig gemachten Vorwurf einer gewiſſen Halbheit der Maßregeln zu erneuen und zu bekräftigen und wie ſehr ſchädlich dies auf die öffentliche Stimmung in und außerhalb Preußen einwirken müſſe.

Hiemit endete die tumultariſche Sitzung vom 28. October. In der nächſtfolgenden, die am Tage darauf ſtatthatte, ſuchte der Miniſter zuvörderſt die gemachten Einwürfe zu widerlegen. Der Anfang, den er dabei machte, war nicht ſehr glücklich. Er ſuchte nämlich darzuthun, daß, wie ſowol aus dem an die Provinziallandtage erlaſſenen Allerhöchſten Propoſitionsdecret, als auch aus der gegenwärtig vorliegenden Denkſchrift hervorgehe, der König den Steuererlaß keineswegs unbedingt und für ewige Zeiten zugeſichert, ſich vielmehr die Wiederaufhebung bei eintretendem Bedürfniß ausdrücklich vorbehalten habe. In der Sache hatte er dabei vollkommen Recht: aber nachdem ſoeben erſt das Gehäſſige einer etwaigen Wiedereinführung der kaum ermäßigten Steuer mit den lebhafteſten Farben geſchildert worden war, verrieth es doch nur wenig Tact, daran zu erinnern, daß der König ſelbſt ſich dieſe Wiedererhöhung in der That ausdrücklich vorbehalten. — Was ferner den Vorwurf der Halbheit anbetreffe, ſo bezweifelte der Miniſter, daß die preußiſche Regierung jemals begründeten Anlaß dazu gegeben; am wenigſten aber treffe der Vorwurf in dieſem Falle zu, indem ja gerade der ſo heftig angefeindete Vorbehalt ſelbſt den Beweis liefere, wie ſehr das Gouvernement beſorgt ſei, den großen Zweck mit Energie und Sicherheit zu erreichen.

Der Miniſter erklärte ferner, daß durch den Vorbehalt eine Umgehung der Provinzialſtände durchaus nicht beabſichtigt wäre. Freilich ſei es in hohem Grade ſchwierig, über Gegenſtände dieſer Art mit acht verſchiedenen Verſammlungen zu verhandeln. Auch zweifle er, ob der König ſich entſchließen werde, bei gänzlicher Verneinung der Frage mit dem Eiſenbahnnetze in der wünſchenswerthen Art vorzuſchreiten, ja er müſſe es dahingeſtellt ſein laſſen, ob dadurch nicht die Ausführung des preußiſchen Eiſenbahnſyſtems überhaupt werde gefährdet werden.

Da jedoch der Widerſtand der Verſammlung auch durch dieſe moraliſchen Daumſchrauben, (von denen übrigens höchſt charakteriſtiſcher Weiſe der officielle Bericht wiederum nicht die mindeſte Erwähnung thut) der Widerſtand der Verſammlung nicht zu brechen war, ſo

erklärte er ſich endlich zu folgendem Mittelweg bereit. Es ſollte nämlich zuerſt über die vorgelegte Frage, jedoch ohne Erwähnung der Salzſteuer, und dann noch darüber abgeſtimmt werden, ob der König gebeten werden ſolle, von dem gemachten Vorbehalte ganz abzuſtehen, indem im Fall des Bedürfniſſes das Volk ſtets bereit ſein werde, dieſem Bedürfniſſe Abhülfe zu verſchaffen.

Allein auch dieſer Vorſchlag traf auf heftigen Widerſpruch. Die ſchon früher angeregte verhängnißvolle Frage, ob die Verſammlung nur überhaupt competent ſei, über dieſen Gegenſtand zu entſcheiden, drängte ſich aufs Neue in den Vorgrund. Der Steuererlaß, behauptete man, ſei eine vollendete Thatſache, an dem auch die Ausſchüſſe kein Recht der Aenderung, geſchweige denn des Widerrufs, mehr hätten. Zum Beweiſe dafür berief man ſich auf die dem letzten Provinziallandtag zugegangenen Propoſitionsdecrete, worin als einzige Bedingung, an welche der Steuererlaß geknüpft ſei, die Erhaltung des Friedens namhaft gemacht worden; ferner auf die Cabinetsordre vom 19. Aug. l. J., auf die der Verſammlung vorliegende, durch die Zeitungen veröffentlichte Denkſchrift, auf die vom Miniſter in der Sitzung vom 21. abgegebene Erklärung ſowie auf den Umſtand, daß die Verwendung des Steuererlaſſes nicht zur Berathung geſtellt ſei, was doch ohne Zweifel geſchehen ſein würde, wenn der Allerhöchſte Entſchluß nicht bereits feſtgeſtanden hätte; man citirte endlich noch einmal das ominöſe Geſetz vom 17. Januar 1820, welches in § 5. die Schuldentilgung behufs Erleichterung der Abgaben zuſichert.

Stehe aber, fuhr man fort, dieſe Thatſache des Steuererlaſſes feſt, ſo laufe die Verſammlung auch heut wieder dieſelbe Gefahr, auf die ſchon in früheren Sitzungen aufmerkſam gemacht worden ſei: nämlich ihre Competenz zu überſchreiten. Denn da die Wiedererhöhung der abgeſetzten Steuer einer neuen Steuer gleich zu achten, auch für die Zinsgarantie ein neuer Ausgabetitel im Staatshaushaltsetat geſchaffen werden müſſe, ſo ſei die gegenwärtige Verſammlung zur Votirung derſelben gar nicht competent, indem ihr die Rechte von Reichsſtänden nicht zuſtänden und ſie den Rechten der Provinzialſtände nicht vorgreifen dürfe.

Die Verſammlung hätte füglich noch einen andern, vielleicht noch ſchlagendern Grund geltend machen können. Jetzt wollte der Miniſter ſelbſt ſie veranlaſſen, eine Bitte an den König zu richten —

und doch wie oft war ihr bei früheren Gelegenheiten von ebendemſelben Miniſter direct und indirect vorgehalten worden, daß ihr gar kein Petitionsrecht zuſtehe! Als es ſich um den Bau der Eiſenbahnen auf Staatskoſten handelte, geſtattete der Miniſter, unter Berufung auf die Geſchäftsordnung, keine directe Bitte an den König, ſondern nur Abſtimmung über die Frage, ob man gebeten haben würde, wenn man überhaupt hätten bitten dürfen. Ebenſo, als man um Vorlegung eines vollſtändigen Nachweiſes über den Staatshaushalt bat, erklärte der Miniſter, dieſe Bitte liege außerhalb dem Geſchäftskreiſe der Verſammlung. Und jetzt, in der Verlegenheit um einen Ausweg, wollte derſelbe Miniſter dieſelbe Verſammlung glauben machen, ſie dürfe den König um Verzichtleiſtung auf den Vorbehalt bitten! Und doch war es ſonnenklar, daß, wenn die Verſammlung überhaupt kein Petitionsrecht beſaß (und nach den Buchſtaben der Geſchäftsordnung, ſowie nach der Art und Weiſe, wie dieſelbe bisher zur Anwendung gekommen war, beſaß ſie es ganz unzweifelhaft nicht), ſie auch kein Recht beſaß, den König um Verzichtleiſtung auf den Vorbehalt zu bitten; beſaß ſie es dagegen, ſo beſaß ſie es auch in allen Fällen, wo es ihr überhaupt gefiel, Gebrauch davon zu machen, und der Miniſter, indem er ſie an dieſem Gebrauch behinderte, hatte die Rechte der Verſammlung aufs Schmählichſte verkürzt und hintergangen.

Allein welche Logik iſt mächtig genug, die Einflüſterungen der Furcht zu übertäuben? Was der Ueberredung des Miniſters vielleicht nicht gelungen wäre, das erreichten ſeine Drohungen: jene moraliſchen Taumichrauben, welche die offiziellen Berichte klüglich unerwähnt ließen, thaten ihre Wirkung, die Verſammlung fürchtete, durch Fortſetzung ihres Widerſtandes die Ausführung der Eiſenbahnen überhaupt zu gefährden und in dieſer Furcht gab ſie nicht blos ihr Recht, ſondern auch ihre Ehre preis. Ja gewiß auch ihre Ehre! Oder war es etwa nicht ehrenrührig, daß die Verſammlung ſich die Entziehung des Petitionsrechtes gefallen ließ, wo ſie es geltend machen wollte, jetzt aber, wo die Einräumung dieſes Rechtes als Ausweg dienen ſollte, die Annahme der miniſteriellen Vorſchläge zu ſichern, da war ſie ſofort bei der Hand, ergebenſten Gebrauch davon zu machen?!

So gelang es dem Miniſter denn endlich, die beiden ſchon vorhin angedeuteten Fragen zur Abſtimmung zu bringen. Die erſte lautete wörtlich dahin: „Iſt die Verſammlung der Anſicht, daß die Ausfüh-

rung eines umfaſſenden Eiſenbahnſyſtems unter Beihülfe des Staats auch dann in wohlverſtandenem Intereſſe des Landes liege, wenn die Ausführung nur unter dem Vorbehalte einer möglichen, wenngleich unwahrſcheinlichen Wiedererhöhung der Steuern — äußerſten Falles zum Betrage der vom 1. Januar k. J. an zugeſicherten Ermäßigung von 2 Millionen Thaler — erfolgen könne?" Und zweitens: „Soll Se. Maj. gebeten werden, um nicht den wohlthätigen Einfluß des Steuererlaſſes zu ſchwächen, von jenem Vorbehalte ganz abzuſehen, weil die Verſammlung aus voller Ueberzeugung verſichern könne, daß das Land auch ohne ſolchen Vorbehalt ſtets mit Freudigkeit zu leiſten bereit ſein werde, nicht nur was die Noth erfordere, ſondern auch das, was zur Förderung wichtiger nationaler Intereſſen diene?"

Die erſtere Frage wurde mit 72 gegen 25, die zweite mit 82 gegen 14 Stimmen bejaht und damit dieſe ganze Eiſenbahnangelegenheit, ſoweit ſie im Bereich der Verſammlung lag, definitiv erledigt.

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung und Schluß der Berathungen der vereinigten Ausſchüſſe. Geſetzentwurf wegen Benutzung der Privatflüſſe. — Hauptzüge des Geſetzentwurfs. Seine volkswirthſchaftliche Bedeutung; Hoffnungen und Befürchtungen, die man beſonders unter der kleinen ländlichen Bevölkerung davon hegt. — Verlauf der Berathungen. Beſchränkung etwaiger bureaukratiſcher Elemente. — Sicherſtellung der kleinen Grundbeſitzer. Aeußerung des Grafen Arnim in Beziehung auf die einzelnen Provinziallandtage und deren Abſtimmungen. — Zunehmende Gleichgültigkeit des Publikums; die Zeitungen hören auf, die offiziellen Berichte über die Sitzungen der Ausſchüſſe abzudrucken. — Stimmen der franzöſiſchen und engliſchen Preſſe über die vereinigten Ausſchüſſe und ihre Bedeutung; der Spectator, die Times und das Journal des Debats. Wirkung dieſer Urtheile auf das preußiſche Publikum. — Anträge, eine zeitgemäße Communalordnung für die Rheinprovinz und die Zweckmäßigkeit einer Betheiligung der Provinzen an dem Kölner Dombau betreffend; der erſtere wird von der Regierung bewilligt, der letztere von der Verſammlung ſelbſt abgelehnt — Schlußſitzung der Ausſchüſſe am 10. November. Entlaſſung durch den Grafen Arnim und Vorſtellung der Verſammlung beim König; Rede des Königs an die Ausſchüſſe. — Eindruck derſelben im Publikum. — Der König unterzeichnet unterm 22. Novbr. die Cabinetsordres, betreffend den Steuererlaß, den Eiſenbahnbau und die Herabſetzung des Salz Verkaufspreiſes; Veröffentlichung derſelben durch die Staatszeitung: 1. Decbr. 1842.

Mit Erledigung dieſer Eiſenbahnangelegenheit war nun aber auch das Wenige, was die Verſammlung der Ausſchüſſe an Intereſſe und dramatiſcher Spannung überhaupt darbot, vollſtändig erſchöpft und auch ihr Muth und ihre Thatkraft ſchienen ſich in den ſchwachen Verſuchen, welche ſie bis dahin gemacht hatten, vollſtändig aufgezehrt zu haben.

Freilich bot auch die einzige Angelegenheit, die überhaupt noch zur Berathung vorlag, keine Gelegenheit weder zu dramatiſchen Momenten noch zu politiſch tendenziöſen Erörterungen. Es war eine ſehr proſaiſche, ſehr praktiſche Frage: nämlich der Geſetzentwurf wegen Benutzung der Privatflüſſe. Auch dieſen Entwurf haben wir oben unter den Actenſtücken Nr. IV. vollſtändig mitgetheilt; ſeine Grundzüge waren im Weſentlichen folgende. Der Geſetzentwurf verleiht dem Uferbeſitzer, wenn er umfaſſende Bewäſſerungsanlagen unternehmen will, das Recht, bei Anmeldung ſeiner Unternehmungen ein amtliches Verfahren einleiten zu laſſen, durch welches Alle, die ein Widerſpruchs- oder Entſchädigungsrecht gegen ſeine Anlagen zu beſitzen glauben, bei Verluſt dieſer Rechte aufgefordert werden, ſich innerhalb dreier Monate damit zu melden. — Da aber das allgemeine Nutzungsrecht des Uferbeſitzers an dem bei ſeinem Boden vorbei oder durch daſſelbe hindurch fließenden Waſſer nur die Berechtigung enthält, daſſelbe auf ſeinem Territorium und auch hier nur in der Art zu verwenden, daß es in der früheren Maſſe in ſein altes Bett zurückgeleitet wird, bevor es noch des Nachbars Grundſtück betritt, ſo ſtellte der Geſetzentwurf den zweiten Hauptpunkt auf, daß in allen denjenigen Fällen, wo die beabſichtigten Anlagen eine überwiegende Culturförderung unzweifelhaft zur Folge hätten, die Widerſpruchsberechtigten ſollten gezwungen werden können, gegen Entſchädigung von ihrem Rechte am Waſſer ſo viel aufzugeben, als die Ausführung der betreffenden Anlagen erfordere. Ja ſelbſt die Lenkung des Waſſers über ihren Grund und Boden, wo ſolches nöthig, ſollten ſie gezwungen ſein zu geſtatten, natürlich ebenfalls gegen Entſchädigung und indem es ihnen überlaſſen blieb, das Territorium ſelbſt, dem ein ſolches Zwangsſervitut auferlegt werden ſollte, dem Unternehmer der Bewäſſerungsanlage zum Kauf anzutragen, den dieſer alsdann gegen einen amtlich zu beſtimmenden Preis nicht abſchlagen durfte. — Da aber große Unternehmungen der Art häufig nur durch ein Zuſammenwirken Vieler überhaupt möglich werden, ſo beſtimmte der Entwurf im dritten Hauptpunkt, daß bei derartigen Unternehmungen die Betheiligten auch wider ihren Willen zur gemeinſamen Anlegung und Unterhaltung der Anſtalten auf ihre Koſten ſollten verpflichtet werden können, entſprechend den Vortheilen, welche ſie ſelbſt davon zu erwarten hätten. — Außerdem wollte der Entwurf noch, daß, wenige genauer

beſtimmte Fälle ausgenommen, die dabei vorkommenden Streitigkeiten nicht durch die Gerichte, ſondern durch die Regierungen oder eigens von ihnen ernannte Commiſſarien entſchieden werden ſollten.

Auch über dieſen Gegenſtand war ſchon mehrmals von den Provinziallandtagen verhandelt worden und die Mehrzahl derſelben hatte das Nützliche und Nothwendige eines derartigen Geſetzes anerkannt; Anlagen, wie die hier in Rede ſtehenden hatten in anderen Ländern bereits die günſtigſten, zum Theil großartigſten Reſultate geliefert und ſo durfte auch die preußiſche Induſtrie ſich einen neuen Aufſchwung davon verſprechen. Andererſeits freilich enthielt das Geſetz eine Beſchränkung der Privatrechte zu Gunſten allgemeiner Zwecke, an die man bisher in Preußen wenig gewöhnt geweſen war. Noch mehr Bedenken erregte die vielfache Einmiſchung der Regierung, welche durch das Geſetz in Ausſicht geſtellt ward; man war in Sorge, ob dieſelbe nicht zuweilen in unnütze Veratienen ausarten und ob nicht überhaupt zuweilen Rechte verletzt werden würden, die durch normalmäßige Entſchädigung keineswegs genügend zu erſetzen ſind. Namentlich von den kleinen bäuerlichen Grundbeſitzern hörte man dieſe Bedenken vielfach äußern. Schon jetzt, klagten dieſelben, befänden ſie ſich häufig in einer gewiſſen vom Geſetz begünſtigten Abhängigkeit von ihren großen Nachbarn und ſähen ſich nicht ſelten genöthigt, gegen ihren eigentlichen Wunſch und Willen ihre kleinen Beſitzungen zu verkaufen, damit die großen Güter ihrer mächtigern Nachbarn ſich deſto beſſer abrundeten. War nicht vielleicht in dem vorliegenden Geſetz den großen Grundeigenthümern eine neue Handhabe geboten, die kleinen bäuerlichen Beſitzer, wenn auch gegen Entſchädigung, aus ihrem väterlichen Erbe zu vertreiben? Und konnte dieſe Entſchädigung, mochte ſie auch noch ſo reichlich feſtgeſetzt ſein, die kleinen Beſitzer für den Verluſt ihres Erbes, das ihnen ausreichenden Lebensunterhalt gewährt hatte, auch wirklich in allen Fällen ſchadlos halten?

Mit großer Sorgfalt erwog die Verſammlung der Ausſchüſſe ſowol jene wahrſcheinlichen Vortheile, als auch dieſe möglichen Nachtheile und üblen Einwirkungen des vorgeſchlagenen Geſetzes. Hier, wo keine Principienfrage ihr den Horizont verdüſterte, wo es ſich um Dinge handelte, in denen ſie, faſt durchweg aus Grundbeſitzern zuſammengeſetzt, ſich vollſtändig zu Hauſe fühlte, war ſie ganz an ihrem Platz. Die Berathung war die langwierigſte und gründlichſte, welche von

den Ausſchüſſen überhaupt gepflogen ward; ſie nahm volle ſieben Sitzungen in Anſpruch (vom 31. October bis zum 8. November), alſo mehr als irgend eine der früheren Fragen. Auch gelang es ihr verſchiedene Verbeſſerungen durchzuſetzen. Die wichtigſte derſelben war ohne Zweifel diejenige, wonach bei der in ſtreitigen Fällen zu erörternden Vorfrage, ob überhaupt ein überwiegendes Culturintereſſe die vorgeſchlagenen Bewäſſerungsanlagen als wünſchenswerth erſcheinen laſſe, die Entſcheidung in erſter Inſtanz nicht von der Regierung und ihren Commiſſarien feſtgeſetzt, ſondern vielmehr eigenen Kreisvermittlungs-Commiſſionen überwieſen werden ſollte, welche von den Kreisſtänden erwählt wurden. Dadurch war der bureaukratiſchen Vielregiererei, deren Einmiſchung man fürchtete, ein nicht unbeträchtlicher Riegel vorgeſchoben, während zugleich das corporative Bewußtſein der Kreisvertretung ſowie der Trieb der einzelnen Staatsbürger nach Thätigkeit und Selbſtändigkeit dadurch nicht unweſentlich befördert ward. — Aber auch die kleinen Grundbeſitzer und ihre Beſorgniß, durch ihre übermächtigen Nachbarn allmälig aus ihrem kleinen Beſitz verdrängt zu werden, blieben nicht unberückſichtigt: man ſchlug vor, daß in ſolchen Fällen dem zur Veräußerung Genöthigten wenigſtens die Wahl frei ſtehen ſolle zwiſchen Entſchädigung durch Geld oder durch Grundbeſitz, womit denn zum Mindeſten dem Herausfallen der kleinen Grundbeſitzer aus der Klaſſe der Beſitzenden überhaupt in diejenige der Beſitzloſen möglichſt entgegengearbeitet ward.

Sonſtige bemerkenswerthe Momente bot die Debatte, wie geſagt, nicht, man müßte denn etwa eine beiläufige Erklärung des vorſitzenden Miniſters, des Grafen Arnim, der in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter des Innern die Verhandlung leitete, dahin rechnen wollen. Als nämlich zwar verſchiedene Amendements von der Verſammlung vorgeſchlagen und genehmigt wurden, die Grundzüge des Entwurfs jedoch im Weſentlichen unverändert blieben, erklärte der vorſitzende Miniſter dies auch ſchon deshalb für ganz natürlich, weil dieſelben ja auch bereits von verſchiedenen Provinziallandtagen gutgeheißen wären. An dieſer Aeußerung des Miniſters fiel zunächſt eine factiſche Unrichtigkeit auf, indem der von einigen Provinziallandtagen in früheren Jahren berathene Geſetzentwurf von dem gegenwärtigen weſentlich verſchieden geweſen war. Noch weit auffälliger aber fand man das Bemühen, das auch in dieſer Aeußerung wieder lag, die einzelnen Pro-

vinziallandtage und ihre Abſtimmungen zu einer höheren Inſtanz für die Ausſchüſſe zu erheben, die Ausſchüſſe an die früher abgegebenen Erklärungen der einzelnen Provinziallandtage als an die Producte einer höhern Einſicht binden zu wollen. Es war dies, wie bereits früher bemerkt worden, gerade das Umgekehrte von dem, was das Publikum wie die Ausſchüſſe ſelbſt erwartet und was allem Anſcheine nach auch der Regierung bei Gründung des geſammten Inſtituts vorgeſchwebt hatte. Doch war ja ſchon der Finanzminiſter von ganz ähnlichen Geſichtspunkten ausgegangen und ſo war es zuletzt nur ganz in der Ordnung, daß auch der Miniſter des Innern dieſelben theilte.

Aber mit welcher Gewiſſenhaftigkeit die Ausſchüſſe den Geſetzentwurf auch beriethen und ſo zweckmäßig die von ihnen vorgeſchlagenen Verbeſſerungen deſſelben auch waren, ſo durften ſie doch beim Publikum auf keinen Dank dafür rechnen — ſchon aus dem einfachen Grunde nicht, weil daſſelbe überhaupt nichts davon erfuhr. Die Veröffentlichung der Sitzungsberichte in den Zeitungen erfolgte, je mehr die Sitzungen ſich ihrem Schluſſe näherten, mit um ſo größerer Langſamkeit; auch ſtellte ein namhafter Theil der Preſſe den Abdruck derſelben überhaupt ein oder brachte ſie doch Wochen und Monate ſpäter, ſo gering war das Intereſſe, das ihre Leſer daran nahmen, ſo vollſtändig die Gleichgültigkeit, mit der das Publikum den ganzen Vorgang betrachtete. Nachdem die Frage wegen der Eiſenbahnen einmal entſchieden, war auch das kleinſte Fünkchen öffentlicher Erwartung, öffentlicher Theilnahme erloſchen; während die Ausſchüſſe noch, volle achtundneunzig Mann hoch, in Berlin tagten, waren ſie vom Publikum bereits ſo vollſtändig vergeſſen, als hätten ſie niemals exiſtirt.

Ein merkwürdiges Zuſammentreffen war es, daß gerade in dieſer Zeit, da man in Preußen ſelbſt mit den Ausſchüſſen bereits ſo vollſtändig fertig war und da ſelbſt die dürftigſte Provinzialzeitung ein gerechtes Bedenken trug, ihre leeren Spalten mit den langweiligen Sitzungsberichten zu füllen — daß gerade da die ausländiſche Preſſe anfing, ſich mit dem Daſein dieſer in ihrer nächſten Umgebung bereits verſchollenen Verſammlung zu beſchäftigen. Man muß ſich nur ins Gedächtniß rufen, welche Rolle damals die innern Angelegenheiten Deutſchlands noch in dem Intereſſe Europas ſpielten und wie gering die Vorſtellung war, die man auswärts von unſern politiſchen Beſtrebungen und Fähigkeiten hegte, um den Eindruck zu begreifen, der dieſe

unerwartete Aufmerkſamkeit der fremdländiſchen Preſſe unter den preußiſchen Zeitungslesern hervorbrachte. Die Ausſchüſſe ſelbſt waren längſt todt und vergeſſen, aber der Umſtand, daß man in England und Frankreich ſich um ſie zu bekümmern anfing, rief ſie plötzlich wieder ins Leben; ſie ſelbſt intereſſirten Niemand mehr, aber daß die engliſche und franzöſiſche Preſſe, ja daß ſelbſt ſo weltbeherrſchende Blätter wie das damalige Journal des Débats und die Times ſich dafür intereſſirten, das rief auch im Publikum wieder ein gewiſſes Intereſſe wach, wenn es auch bei Licht beſehen allerdings nur ein Intereſſe der Neugier und Eitelkeit war.

Inzwiſchen ſind jene Urtheile der fremdländiſchen Preſſe für die Stellung, die Preußen damals in der Meinung der Welt einnahm und die Erwartungen, die man von ſeiner innern Entwickelung ſowie von den perſönlichen Geſinnungen und Abſichten des Königs hegte, immerhin charakteriſtiſch genug, um ihnen auch hier eine kurze Erwähnung einzuräumen. Den Anfang machte der engliche Spectator, der damals noch eines großen Anſehens in der Preſſe genoß. Sein Urtheil zeigte eine eigenthümliche Miſchung von Anerkennung und Zweifel. Die Verſammlung der Ausſchüſſe hieß ihm „eine faſt volksthümliche Verſammlung“. Doch beeilte er ſich hinzuzuſetzen, daß die bekannte Verheißung Friedrich Wilhelm's des Dritten in Betreff einer Repräſentativverſammlung dadurch keineswegs erfüllt ſei; vielmehr bezeichnete er das Ganze als einen Verſuch, eine Probe, die nach Belieben wiederholt werden könne oder auch nicht. Möglich, daß der Monarch die Abſicht habe, ſeinen Unterthanen in einer Kammer für berathende Zwecke eine weſentliche Vertretung zu bewilligen, während er die geltend machende Gewalt in ſeiner eigenen Hand zu behalten gedenke. Allein wenn dies wirklich der Wille des Königs ſei, ſo wolle er eine Unmöglichkeit; die berathenden Stände, einmal zugelaſſen und eingeführt, würden ſich nicht mehr mit dieſer ihrer untergeordneten und ohnmächtigen Stellung begnügen, ſie würden dieſelbe auf alle Weiſe zu erweitern ſuchen und nicht lange ſo würde „das erſte deutſche Königreich“ eine wirkliche geſetzgebende Verſammlung haben. Man würde alsdann ja ſehen, wie die Deutſchen, dies Volk der Dichter und Denker, der Idealiſten und Träumer, ſich in der neuen politiſchen Rolle ausnehmen würde. Einſtweilen waren die Erwartungen des Spectator nicht ganz ungünſtig; ja er nahm ſogar keinen Anſtand, die

„Praktiker“ des eigenen Landes zum Voraus auf das Beiſpiel der „tranſcendenten“ Nachbarn zu verweiſen.

Noch hoffnungsreicher lautete das Urtheil der Times. In der Verſammlung der Ausſchüſſe der preußiſchen Provinzialſtände, als dem erſten, wenn auch noch mangelhaften Anfang einer wirklichen Volksvertretung, ſah ſie einen Fehdehandſchuh, hingeworfen den abſolutiſtiſchen Regierungen von Oeſterreich und Rußland; ging Preußen auf dieſer Bahn weiter vor, ſo unterlag es nach der Anſicht der Times keinem Zweifel, daß Preußen in Kürze an der Spitze Deutſchlands ſtehen würde und ſelbſt Oeſterreich, um nicht völlig aus dem Sattel gehoben zu werden, würde gezwungen ſein, dieſelbe Bahn der Freiheit und des innern Fortſchritts zu betreten, auf welcher Preußen ihm mit ſo glücklichen Erfolg vorangegangen. — Ein zweiter Artikel deſſelben Blattes bezeichnete „die künftige Verfaſſung Preußens“ als einen Gegenſtand, der in ganz Europa als „eines der intereſſanteſten politiſchen Ereigniſſe des Tages“ betrachtet werden müſſe. Die preußiſche Politik habe ſeit Jahren die geſammte Nation in ein großes ſtehendes Heer verwandelt, heilſame oder unheilſame Bildung ſei durch dieſe ganze Maſſe verbreitet und damit natürlich auch das Bewußtſein der eigenen Macht, die Fähigkeit, ſich zu einem beſtimmten Zweck mit Erfolg zu verbinden und das Vertrauen auf die eigene Fähigkeit zu regieren. Dadurch ſei ein für allemal entſchieden, wer ſchließlich das Steuer des preußiſchen Staats führen ſolle: nämlich nicht eine abſolute Macht, ſondern das Volk ſelbſt. Wann dieſe Umwälzung eintreten werde, ſei nur eine Frage der Zeit; aber ob ſie ſtürmiſcher oder friedlicher, mehr durch Gewaltthat oder gütliche Entwickelung eintreten ſolle, dies liege allerdings zum großen Theil in der Macht der Menſchen. Auch die preußiſche Regierung zeige ſich von dieſer Einſicht durchdrungen; ſtatt das Wachsthum der unvermeidlich bevorſtehenden Erſchütterung zu hemmen, ſuche ſie vielmehr ihren Forderungen zuvorzukommen. Stufenweiſe verleihe der Monarch dieſes Landes ſeinem Volke den Einfluß, zu dem es durch ſeine Stellung als ein gebildetes ſtehendes Heer, wenn nicht berechtigt, doch jedenfalls eingeladen und befähigt ſei. Dieſe Operation ſei zart und brauche nothwendig Zeit; auch ihr Ausgang ſei ungewiß, eine Conſtitution ſei jedenfalls im Entſtehen, doch ſei es möglich, daß ſie „ganz Flamme oder Rauch werde.“ Vorläufig jedoch ſei weder das Eine noch das Andere zu fürchten; der

„thätige Geiſt der Deutſchen", wie unpraktiſch er auch ſein möge, werde doch ſchwerlich geſtatten, daß irgend eine Gelegenheit, ſich zur freien Mittheilung politiſcher Ideen zu verſammeln, eine „Nullität" werde und ſo hätten daher auch die beſchränkten Formen, unter denen dieſe Gelegenheit geboten werde, nichts zu bedeuten, genug, daß die Thatſache der Mittheilung und Erörterung bleibe und den „Keim zu wichtigen Bewegungen" bilden müſſe. Ja die berühmte Leiterin der öffentlichen Meinung in England ging ſo weit, dieſe Beſchränkungen, „ſo unvereinbar ſie auch mit engliſchen Begriffen über die natürliche Thätigkeit einer Volksverſammlung ſein möchten", doch „für jetzt als weiſe und heilſam" zu erklären.

Minder günſtig urtheilte das Journal des Débats; doch iſt dabei freilich zu beachten, daß jene engliſchen Blätter ſich äußerten, während die Verſammlung der Ausſchüſſe noch tagte, das Journal des Débats dagegen, nachdem die Seſſion geſchloſſen und die vollſtändige Reſultatloſigkeit des Experiments Jedermann aufs Deutlichſte vor Augen gerückt war.

Die Berathungen der Ausſchüſſe, hieß es in dem Nachruf, den das Journal des Débats ihnen widmete, hätten jenſeit des Rheins offenbar ſehr wenig befriedigt. Doch liege die Schuld dieſer Enttäuſchung unzweifelhaft mehr an den zu hoch geſpannten und irrthümlichen Erwartungen als an den Ausſchüſſen ſelbſt. Der König habe nur eine andere Art von Staatsrath geſchaffen und ſchaffen wollen, während die öffentliche Meinung in Preußen einen Anfang von geſetzgebender Verſammlung erwartet habe. Möglich, daß ſich mit der Zeit etwas Derartiges daraus entwickele; fürs Erſte jedoch und ſo lange die gegenwärtigen Berathungsformen beſtänden, ſei daran nicht zu denken. Es folgte nun eine ziemlich ſcharfe Kritik dieſer Berathungsformen, beſonders im Vergleich mit denen Englands und Frankreichs. Doch lehnte der Verfaſſer im Uebrigen jede Zuſammenſtellung der neuen Verſammlung zu Berlin mit den berathenden Verſammlungen in Frankreich und England ab, indem dieſelben in der That nichts Gemeinſames hätten, alſo auch keinen Vergleich zuließen.

Das war für den Stolz unſerer Verfaſſungsſchwärmer, die im erſten Anlauf ſchon von einem neuen Mirabeau und einem neuen Schwur auf dem Ballhauſe geträumt hatten, ſehr niederſchlagend; — aber war es nicht noch weit niederſchlagender, daß Engländer und

Franzoſen, Leute, die ſich ſonſt um die inneren Verhältniſſe Preußens nicht im Traum gekümmert hatten, die Widerſprüche und Inconſequenzen des neuen Inſtituts ſo deutlich erkannten? daß ſie auf den erſten Blick ſahen, wohin dieſer Anfang führen müſſe, nämlich wenn er überhaupt zu Etwas führen und nicht die Kraft des Volks unnütz vergeuden ſollte? Und nur im eigenen Lande, die Männer, die dem Throne am nächſten ſtanden, denen das Ohr des Königs ſich am liebſten neigte, dieſe ſtellten ſich blind gegen die ſchreienden Mängel und Widerſprüche, dieſe thaten nichts, jenes Ziel zu beſchleunigen, im Gegentheil, ſie arbeiteten mit Hand und Fuß, das Fahrzeug davon abzulenken?! Ganz gewiß war das niederſchlagend, und gern hätte man auf die Ehre, von Frankreich und England beſprochen und als eines der „intereſſanteſten" Völker des gegenwärtigen Europa bezeichnet zu werden, verzichtet, wenn es nur möglich geweſen wäre, den eigenen preußiſchen Staatsmännern das leiſeſte Tröpfchen politiſchen Bluts, wie es in England und Frankreich ſchäumte, einzuimpfen!

Aber nicht blos aus England und Frankreich, auch aus der nächſten Nähe der Verſammlung ſelbſt wurde noch ein nachträglicher Verſuch gemacht, ſie in der Meinung des Publikums zu rehabilitiren. Wie der Leſer ſich erinnert, hatte die Eröffnung der Ausſchüſſe in ziemlich klangloſer Weiſe ſtattgefunden; der allgemeinen Erwartung entgegen, hatte Friedrich Wilhelm der Vierte, ſonſt ſo beredt, es verſchmäht, der Eröffnungsfeier den Schmuck ſeiner königlichen Beredtſamkeit zu verleihen.

Dies ſollte jetzt nachgeholt werden. Mit dem Schluß der Berathung über den Geſetzentwurf, die Benutzung der Privatflüſſe betreffend, waren die Geſchäfte der Ausſchüſſe überhaupt erledigt. Zwar waren, der Geſchäftsordnung unerachtet, im Schoß der Verſammlung noch einige neue Anträge laut geworden. So war namentlich gleich zu Anfang der Sitzungen von Seiten einiger rheiniſchen Deputirten die Frage aufgeworfen worden, ob nicht beim König auf eine beſondere Verſammlung des rheiniſchen Ausſchuſſes anzutragen ſei, um demſelben Gelegenheit zu geben, wegen Einführung einer zeitgemäßen Communalordnung für die Rheinprovinz, wie dieſelbe bei den rheiniſchen Provinziallandtagen ſchon zu verſchiedenen Malen in Anregung gebracht worden, ſeine Wünſche und Anſichten auszuſprechen. Der zweite

Vorſchlag ging ebenfalls von einigen rheiniſchen Ausſchußmitgliedern aus: in der Sitzung vom 8. November wurde, wie der offizielle Bericht in beliebter Kürze meldete, „der Verſammlung eine vorläufige Frage über die Zweckmäßigkeit einer Betheiligung der Provinzen an dem Kölner Dombau vorgelegt. Aber nur der erſtere ward von der Verſammlung in Betracht gezogen und von der Regierung bewilligt, während der Antrag in Betreff des Doms, als an dieſem Orte durchaus ungehörig, von den Ausſchüſſen ſelbſt faſt einſtimmig zurückgewieſen ward.

So hatte denn am nächſtfolgenden Tage die letzte berathende Sitzung ſtattgefunden und man verſammelte ſich in den Vormittagsſtunden des 10. nur noch, um das letzte Protokoll zu genehmigen und die vom König befohlene Entlaſſung entgegenzunehmen. Der Miniſter des Innern Graf Arnim, vom König mit dem Schluß der Sitzungen beauftragt, richtete, nachdem das königliche Staatsminiſterium durch eine eigene Deputation in die Verſammlung eingeführt war, zunächſt „einige herzliche Abſchiedsworte" an dieſelbe, die von dem Marſchall der Ausſchüſſe Fürſten zu Solms-Lich erwidert wurde, und erklärte hierauf die Verſammlung im Allerhöchſten Auftrage für geſchloſſen, worauf dieſelbe ſich mit „einem begeiſterten Lebehoch für Se. Maj. den König" trennte.

So der offizielle Bericht. In der That jedoch trennte ſie ſich nicht, ſondern begab ſich, von dem Miniſter des Innern geleitet, nach den Gemächern des Königs, welcher ſeine Abſicht ausgeſprochen hatte, die Verſammlung vor ihrem Scheiden nochmals zu empfangen.

Der König erſchien und redete die Verſammlung, „nach gnädiger Begrüßung" folgendermaßen an:

„Se. Maj. habe, als Sie die Ausſchüſſe bei ihrer Einberufung empfangen, nicht zu ihnen in der Geſammtheit geredet. Sie hätten ihnen nur von Ihrem Vertrauen ſprechen, oder gute Lehren geben können. Beides habe Ihnen nicht angemeſſen geſchienen. Mit dem Worte Vertrauen ſei heutzutage ſo großer Mißbrauch getrieben, daß Se. Maj. da am wenigſten davon hätten reden mögen, wo die Sache, die Anweſenheit der ſämmtlichen Ausſchüſſe ſelbſt, das beſte und größte Zeichen des vollen königlichen Vertrauens geweſen wäre".

„Denſelben gute Lehren zu geben, habe Sr. Maj. nun vollends ganz unangemeſſen geſchienen. — Jetzt aber, da ihre Arbeiten vollendet ſeien, hätten Se. Maj. die Verpflichtung, ihnen von Ihrem Dank

und Ihrer Anerkennung zu reden. — Hier, wo Se. Maj. Abgeordnete aus allen Provinzen um Sich sähen, sei es Ihrem Herzen Bedürfniß, Sich offen gegen sie auszusprechen. — Allerhöchstdieselben hätten mit größter Aufmerksamkeit und Theilnahme, ja, Sie könnten sagen, mit besonderer Vorliebe seit dem Jahre 1823 die ständischen Angelegenheiten in ihrer Entwickelung beobachtet. — Sie hätten die Ausschüsse gebildet, erstlich um einen Centralpunkt zu schaffen, der nach der bisherigen Verfassung nicht möglich gewesen; zweitens um das Beste des Landes, dem Nationalcharakter entsprechend, geräuschlos und nachhaltig zu berathen und zu schaffen."

„Sie seien der Ansicht, daß in jeder ständischen Versammlung, es sei ein Kreistag, Communallandtag oder Provinziallandtag, ein Ausschuß oder die vereinigten Ausschüsse, ein doppelter Charakter liege und es sei Ihnen daher wichtig, Ihre Ansicht hierüber vor der Versammlung auszusprechen. — Die ständischen Versammlungen seien erstlich die Vertreter eigener wohlerworbener Rechte und der Rechte der Stände, die sie abgeordnet hätten, und zweitens Rathgeber der Krone, von einer Unabhängigkeit, wie sie anders nicht gefunden werden könnten, da zu der eigenen Unabhängigkeit noch das Mandat derer hinzutrete, die sie abgeordnet hätten."

„Von dieser Wahrheit müsse ein jeder Abgeordnete durchdrungen sein, ebenso sehr aber auch von der Wahrheit, daß er kein Repräsentant des Windes der Meinung und der Tageslehren sei. Mit großer Genugthuung habe Se. Maj. diesen Sinn in den ständischen Verhandlungen seit deren Beginn erkannt. — Ganz vorzüglich aber habe sich derselbe in den zuletzt versammelt gewesenen Landtagen ausgesprochen und Allerhöchstdieselben in hohem Grade erfreut. Se. Maj. beauftragten die Anwesenden ausdrücklich, wenn sie heimgekehrt sein würden und wieder in den Schoß der Landtage aufträten, die sie entsendet hätten, ihnen diese Ihre Anerkennung mitzutheilen."

„Dies hätte Se. Maj. ihnen sagen und ihnen zugleich Ihren herzlichen, tiefgefühlten Dank aussprechen wollen, dafür daß dieser Geist auch ihre Berathung geleitet und sie Allerhöchstihrem Vertrauen auf so wohlthuende Weise entsprochen hätten." —

„Hochbeglückt, im innersten Herzen erwärmt" — so schloß der offizielle Bericht der Staatszeitung — „hatte sich der Kreis der Anwesenden dichter und inniger um Se. Maj. geschlossen. — Allerhöchst-

dieſelben geruhten noch, Sich mit den einzelnen Mitgliedern huldreichſt zu unterhalten und entließen demnächſt die Verſammlung, welche, durchdrungen von den heißeſten Segenswünſchen für den geliebteſten der Könige, die Räume des Schloſſes verließ."

Und ganz gewiß war die Abſicht des Königs bei dieſer feierlichen Abſchiedsrede die allervortrefflichſte und wohlwollendſte geweſen: allein jener Dämon, der ſeine ſchwarzen Fittige über alle dieſe Jahre breitete und Abſichten und Erfolge durchkreuzte, trieb auch diesmal wieder ſein unheimliches Spiel, er verwiſchte den Zauber perſönlicher Anmuth, den die Worte im Munde des Königs ohne Zweifel gehabt hatten und ließ nichts übrig als die Grundzüge eines politiſchen Syſtems, das mit den Wünſchen und Erwartungen des Volks im ſchmerzlichſten Widerſpruche ſtand. Der König rühmte ſich der lebhaften Theilnahme, die er ſeit bald zwanzig Jahren den ſtändiſchen Angelegenheiten gewidmet — und doch betrachtete die öffentliche Meinung den Gang, welchen die ſtändiſchen Angelegenheiten während dieſer zwanzig Jahre genommen hatten, als einen höchſt verhängnißvollen und unglücklichen. Der König ſprach mit Geringſchätzung vom „Wind der Meinung" und der „Tageslehren" — und doch bemächtigten eben dieſe „Tageslehren" ſich immer mehr aller Köpfe und Herzen und doch glaubte man auf Seiten der Nation in dieſem „Wind der Meinungen" nichts Geringeres zu erkennen, als den wahren Genius der Zeit, die wahre Stimme der Geſchichte. Der König belobte die Provinziallandtage wegen der vortrefflichen Haltung, welche ſie gezeigt, namentlich in ihrer vorjährigen Verſammlung; er belobte auch die ſtändiſchen Ausſchüſſe wegen des Geiſtes, der ihre Verhandlungen geleitet und durch den ſie dem königlichen Vertrauen in ſo hohem Grade entſprochen. Und doch hatten die Leiſtungen der Provinziallandtage den Erwartungen der Nation niemals entſprochen, am wenigſten in ihrer jüngſten Seſſion, wo ſie, wie das Volk meinte, die Sache deſſelben geradezu preisgegeben; und doch hatte das Publikum die Verhandlungen der Ausſchüſſe ſo geiſtlos gefunden und ſo ohne alle höhere politiſche Bedeutung, daß man ſehr bald aufgegeben hatte, ſich überhaupt darum zu kümmern. — Wahrlich, hier lagen Widerſprüche zu Grunde, Verſchiedenheiten der Ueberzeugungen, der Auffaſſungen und Beſtrebungen walteten hier ob, die durch kein gegenſeitiges Vertrauen, keine gegenſeitige Achtung und Liebe ausgeglichen werden konnten, vielmehr mußten, wenn der Sturm

der Zeit die leichte Hülle der Gewöhnung, die ſie jetzt noch bedeckte, einmal völlig hinwegwehte, ſich Kämpfe daraus entwickeln und Gefahren, die dem geſammten preußiſchen Staat den Untergang drohten.

Als eine weitere Auszeichnung, welche der König den Ausſchüſſen erwies, hatte man ferner die Schnelligkeit zu betrachten, mit welcher die geſetzlichen Erlaſſe in Betreff der mit ihnen berathenen Gegenſtände erfolgten. Während ſonſt die Provinziallandtage halbe Jahre und länger auf ihre Landtagsabſchiede warten mußten, unterzeichnete der König bereits unterm 22. November, alſo nur wenige Tage nach Entlaſſung der Ausſchüſſe, die Cabinetsordre, durch welche der verheißene Steuererlaß, ſowie die Beförderung einer umfaſſenden Eiſenbahnverbindung zwiſchen den verſchiedenen Provinzen der Monarchie, ingleichen der Erlaß wegen Herabſetzung des Salz-Verkaufspreiſes zum Geſetz erhoben wurden und ſchon am 1. Decbr. wurden dieſelben durch die Preuß. Staatszeitung veröffentlicht. Wir theilen beide Actenſtücke unter Nr. VI. des Anhangs vollſtändig mit und bemerken hier nur, daß die Veröffentlichung in allen Stücken mit dem Reſultat der mit den Ausſchüſſen gepflogenen Berathungen übereinſtimmte und daß namentlich auch die Stelle, welche den Vorbehalt wegen etwaiger Wiedererhöhung der Steuern betraf, mit großer Zurückhaltung und in einem überaus vorſichtigen, begütigenden Tone abgefaßt war.

Mit Veröffentlichung dieſer Erlaſſe, denen dann bald darauf auch das Geſetz wegen der Benutzung der Privatflüſſe, in derjenigen Faſſung, wie daſſelbe mit den Ausſchüſſen vereinbart war, folgte, hatte denn nicht blos die Thätigkeit der Ausſchüſſe, ſondern auch die Nachwirkung derſelben, ſoweit ſie ſich auf unmittelbarem Wege äußerte, ihren völligen Abſchluß erreicht; bekanntlich ſind die Ausſchüſſe nie wieder verſammelt worden (denn der „Vereinigte ſtändiſche Ausſchuß", der im Januar 1848 zur Berathung des neuen Strafgeſetzbuchs zuſammentrat, war aus den Wahlen des Vereinigten Landtags von 1847 hervorgegangen, hatte alſo mit den hier beſprochenen „Ausſchüſſen" nichts gemein als den Namen) und ſo bilden dieſe Geſetze, wie den Grundſtein ihrer Thätigkeit, ſo zugleich auch ihren Leichenſtein.

Siebentes Kapitel.

Rückblick auf die Zeit während der Verhandlungen der ständischen Ausschüsse. — Ernennung Dahlmanns zum Professor der Geschichte in Bonn. Dahlmanns politische Vergangenheit; seine Geschichte der englischen Revolution. Project, ihn an die Spitze eines großen preußischen Regierungsblattes zu stellen. Günstiger Eindruck seiner Ernennung, besonders in der Rheinprovinz. Dahlmanns erste Vorlesung in Bonn. Festmahl der Bürgerschaft und Universität zu Bonn, 27. November; Festmahl zu Köln am 18. December; die dabei gehaltenen Trinksprüche und Reden. Die Gegner verfassungsmäßiger Entwickelung, sowie die junge radikale Partei suchen diese Ovationen zu verdächtigen; Erfolglosigkeit beider. — Berufung Maßmanns nach Berlin und Erlaß der Cabinetsordre vom 4. October 1842, die Wiedereinführung der Turnübungen betreffend. Gemischter Eindruck davon im Publikum; Abneigung gegen die burschenschaftlichen Reminiscenzen, die man darin zu entdecken meint. — Definitive Anstellung Schellings und Tiecks. — Die Zwanzigbogenfreiheit und ihre nächsten Folgen. Die Herausgabe von Kreisblättern, zugleich zur sittlichen Bildung des Publikums und Bekämpfung der schlechten Presse vom Ministerium empfohlen. Bevorstehende Gründung neuer Zeitschriften. — Die Cartellconventionen mit Rußland wird für aufgehoben erklärt; Bestimmungen, wie es mit den demnächst zu erwartenden russischen Ueberläufern, deren Zurücklieferung dann nicht mehr stattfindet, gehalten werden soll. Allgemeine Freude über die factisch eingetretene Aufhebung der Cartellconventionen. Der König feiert das Namensfest des Kaisers von Rußland, 19. Decbr. — Das Rundschreiben des Bisthumsverwesers Dr. Ritter vom 18. October 1842. Freigebigkeit des Königs gegen den Bischof Arnoldi von Trier. — Energische Cabinetsordre gegen das Ritterische Rundschreiben, 21. Decbr. Günstige Aufnahme derselben beim Publikum. — Festessen in Coblenz zu Ehren des Erzbischof Clemens August. — Tod des Erzbischof Dunin: 26. Decbr. 1842. —

Doch schon ist es Zeit, daß wir einen Blick rückwärts werfen, auf die Ereignisse, welche sich während dieser Wochen, da die ver-

einigten Ausschüsse in Berlin rathschlagten, theils in der Hauptstadt, theils in den übrigen Theilen der Provinz zugetragen hatten. Dieselben waren wiederum sehr gemischter Natur; während einige Schritte der Regierung des günstigsten Eindrucks nicht verfehlten und die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde aufrichteten, vermehrten andere wieder die Besorgnisse, denen man sich mehr und mehr hinzugeben begann.

Zu den ersteren, den günstig aufgenommenen Maßregeln, welche die persönliche Freisinnigkeit des Königs und seine Achtung vor allem Großen und Tüchtigen zu verbürgen schienen, gehörte insbesondere eine Reihe von Anstellungen, welche, zum Theil schon seit Längerem vorbereitet, im Lauf dieser Wochen bekannt wurden. Den ersten Rang darunter nahm die Anstellung Dahlmanns als Professor der Staatswissenschaft und der Geschichte an der Universität zu Bonn ein. Seit Langem war keine Maßregel der Regierung so allgemein mit so lautem und aufrichtigem Dank aufgenommen worden; seit Langem hatte keine einen so reinen und ungetrübten Eindruck hervorgebracht. Bekanntlich hatte Dahlmann, eine der ersten Zierden der deutschen Wissenschaft und überdies in hoher Achtung wegen der Lauterkeit und Festigkeit seines Charakters, sowie wegen der Treue, mit der er seinen politischen Ueberzeugungen anhing, in Folge des hannöverschen Staatsstreichs vom November 1837 die Universität Göttingen, zu deren gefeiertsten Namen er bis dahin gehört hatte, verlassen müssen. Er lebte seitdem in tiefster Zurückgezogenheit in Jena, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt; seine „Geschichte der englischen Revolution", die er von hier aus veröffentlichte und in der die liberalen Ideen der Zeit eine willkommene Unterstützung fanden, hatte eine ungewöhnliche Verbreitung erlangt und seinem Namen eine Popularität verschafft, deren sich damals nur wenige deutsche Gelehrte erfreuten. Aber so groß die Wirkung dieses Buchs auch war und mit so frischen Kränzen die Dankbarkeit des Publikums auch die Einsamkeit des Verfassers schmückte, so konnte doch Niemand, der irgend einiges Gefühl für die Ehre der deutschen Wissenschaft besaß, sich eines beschämenden Gefühls erwehren, daß dieser Mann das Brod der Verbannung essen, diese noch so rüstige Kraft in Unthätigkeit altern sollte.

Aus dieser unwürdigen Lage hatte die preußische Regierung ihn nun befreit wie schon früher die Brüder Grimm. Man hatte, wie im Publikum verlautete, anfangs im Plane gehabt, Dahlmann nach

Berlin zu ziehen und ihn an die Spitze eines großen Regierungsblattes zu ſtellen, welches man, wohl fühlend, daß die öffentliche Meinung mit bloßen Preßverboten und Polizeimaßregeln ſich nicht leiten laſſe, zu gründen beabſichtigte. Allein ſei es, daß die Regierung den Plan wieder fallen ließ, ſei es, daß Dahlmann ſelbſt ſich für dieſe Stellung nicht geeignet fühlte, genug, das Vorhaben hatte ſich zerſchlagen und der Univerſität Bonn wurde die Ehre zu theil, den berühmten Verfaſſer der „Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Stände zurückgeführt," den bewährten Vorkämpfer conſtitutioneller Freiheiten und Rechte, den Ihren zu nennen.

Die Freude darüber in der Rheinprovinz war außerordentlich und ebenſo auch die Art und Weiſe, wie ſich dieſelbe kundgab; ſeit Arndts Wiedereinſetzung hatte eine ähnliche freudige Aufregung nicht ſtattgefunden. Dahlmanns erſte Vorleſung in Bonn, in der er ſich in würdigſter Weiſe nicht nur über ſeine wiſſenſchaftlichen, ſondern auch über ſeine politiſchen Principien ausſprach, wurde mit Begeiſterung aufgenommen; nicht nur die Studirenden aller Facultäten, ſondern auch Kaufleute, Beamte, Offiziere drängten ſich in ſeinen Hörſaal. Einige Wochen ſpäter, Ende November, fand ein glänzendes Feſtmahl ſtatt, bei welchem Stadt und Univerſität Bonn Dahlmann als Ehrengaſt begrüßten. Eine Deputation Kölner Bürger überreichte ihm eine mit zahlreichen Unterſchriften verſehene Adreſſe, in welcher ſeine Berufung in den preußiſchen Staatsdienſt als „ein Ereigniß, ein erhebender, tröſtender Sieg einer reinen Geſinnung, eine neue glänzende Bekundung der ritterlichen Perſönlichkeit unſers hochherzigen Königs, die Verleihung einer Bürgerkrone aus Fürſtenhand" bezeichnet wurde. Zugleich wurde der Gefeierte nach Köln eingeladen, um hier perſönlich die Huldigungen der Kölner Bürgerſchaft entgegenzunehmen.

Dieſes Kölner Feſt fand am 18. December ſtatt, unter weſentlich veränderten Umſtänden, wie wir ſogleich des Näheren hören werden. Aber der Innigkeit der Feſtſtimmung thaten dieſelben keinen Abbruch, im Gegentheil, ſie erhöhten ſie nur und gaben ihr eine vermehrte Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten. Unter den vielen bei dieſer Gelegenheit ausgebrachten Reden und Trinkſprüchen erregte beſonders eine Aeußerung Dahlmanns Aufſehen: indem er „die Einheit Deutſchlands" hoch leben ließ, nannte er es „ein trübes Gefühl, daß

es in Deutschland noch Klippen gebe, an denen das gute Recht scheitere, wenn eben von Recht und nicht von Gnade die Rede sei". Ohne Zweifel hatte der Redner damit nur auf seine bekannten Göttinger Erfahrungen angespielt: aber die gereizte Stimmung des Publikums gab seinen Worten eine andere noch näher liegende Bestimmung. — In demselben Sinne war auch die Mehrzahl der übrigen Trinksprüche gehalten. Herr von Wittgenstein, den wir schon von dem Fest auf dem Drachenfels her als eine politische Notabilität der Kölner Bürgerschaft kennen, brachte ein Hoch „der freien unabhängigen Gesinnung, als dem edelsten Schmucke des Mannes, der höchsten und ehrwürdigsten politischen Tugend." Advocat Meyer gedachte „der Kämpfe der nächsten Tage:" er erinnerte an Verfassung, an Preßfreiheit, an die Wünsche der Rheinländer, an der rheinischen Universität eigene Lehrstühle des rheinischen Rechts zu haben.

Den Gegnern verfassungsmäßiger Entwickelung waren diese und ähnliche Demonstrationen natürlich sehr unbequem; sie beklagten die Berufung Dahlmanns, dieses Mannes, dessen Namen man nicht nennen könne, ohne an Constitution und Parlament zu denken, als einen der gefährlichsten Mißgriffe der Regierung und prophezeiten nichts Gutes davon, daß gerade dieser Mann zu diesem Zweck unter die leicht beweglichen, neuerungssüchtigen Rheinländer gesetzt sei. Selbst aus dem Lager der Liberalen wurden Stimmen laut, welche diese Ovationen mißbilligten und den Gegenstand derselben in der öffentlichen Meinung herabzusetzen suchten, als einen Mann, der sich im Grunde überlebt habe und der überdies trotz seiner constitutionellen Doctrin im tiefsten Innern ein eingefleischter Aristokrat sei. Es begann nämlich, wie wir demnächst an einem andern berühmten Beispiel sehen werden, um eben diese Zeit unter den preußischen Liberalen selbst die Scheidung zwischen Gemäßigten und Radikalen, zwischen praktischen und philosophischen Köpfen, zwischen Constitutionellen und Republikanern. Diese letzteren waren Dahlmann gram wegen der starken doctrinären Beimischung, die er hatte, ferner wegen des Gewichts, das er, insofern der historischen Schule verwandt, auf das geschichtlich Gewordene legte, sowie wegen der Heftigkeit, mit welcher er sie bei einigen frühern Gelegenheiten, namentlich bei den Kammerverhandlungen über den Göttinger Aufstand von 1831, bekämpft hatte. Aber die einen wie die andern Angriffe dienten nur dazu, Dahlmanns

Anſehen beim großen Publikum zu verſtärken und die Freude über ſeine Berufung zu erhöhen.

Auch die Berufung Maßmanns, des bekannten Turnmeiſters, wurde mit Befriedigung vernommen. Maßmann, ein Schüler Jahns, wie man ſich erinnert, war in die berliner Unterſuchungen wegen demagogiſcher Umtriebe zu Anfang der zwanziger Jahre verwickelt geweſen; ſeit 1824 gehörte er dem bairiſchen Staatsdienſt an, wo er allmälig bis zum ordentlichen Profeſſor der Univerſität München, zum Miniſterial-Referenten für das Schulweſen, ſowie zum ordentlichen Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften emporgerückt war. Jetzt berief man ihn nach Berlin, um die Einrichtung und Oberleitung des allgemeinen Turnunterrichts zu übernehmen, den man bei den preußiſchen Schulen einzuführen beabſichtigte.

Denn mit den übrigen Reminiscenzen der ehemaligen Burſchenſchaft war jetzt auch das Turnen, dieſes Schreckbild der Demagogenriecher von Anno Neunzehn, wieder zu Ehren gekommen. Schon Anfang October, unmittelbar nach der Rückkehr des Königs vom Rhein, war eine Cabinetsordre erlaſſen worden, wonach die Turnübungen, als für die männliche Erziehung nothwendig und unentbehrlich, allgemein wieder aufgenommen und zunächſt bei allen Schullehrerſeminarien, Gymnaſien und höheren Bürgerſchulen eingeführt werden ſollten. Ein Zwang ſollte in Uebereinſtimmung mit der Miniſterialverordnung vom 24. October 1837 dabei zunächſt nicht ſtattfinden; die Regierung hoffte, das gute Beiſpiel werde mächtig genug ſein, behielt ſich jedoch für den Fall, daß dieſe Hoffnung getäuſcht werden ſollte, weitere Maßregeln vor.

Alſo wieder ein Revenant, der vom Tode auferſtanden war. Und freilich, bei den mittelalterlichen Sympathien, die man in gewiſſen entſcheidenden Regionen herrſchend glaubte, ſowie bei dem ſtark ausgeprägten Deutſchthum, das von höchſter Stelle her kundgegeben ward, war es nur ganz in der Ordnung, daß man auch die Traditionen der Burſchenſchaft, der mittelalterlich deutſchthümelnden, wieder aufzuwecken ſuchte; die preußiſchen Feſtungen hatten ihre Demagogen entlaſſen, Jahn und Arndt waren wieder hergeſtellt — es wäre ja Unrecht geweſen, in der That ſchnödes Unrecht, hätte man Maßmann und die Turnerei vergeſſen wollen.

Doch war die Befriedigung, welche die Berufung des Einen und die Wiedereinführung der Andern hervorrief, keineswegs so rein, so vollständig, wie diejenige, mit welcher man die Ernennung Dahlmanns vernommen hatte. Man verkannte den Nutzen nicht, welchen zweckmäßig geleitete Turnübungen für die körperliche und selbst auch für die geistige Entwickelung der Jugend mit sich führen. Allein an der Turnerei, wie Jahn sie geübt und wie Maßmann sie dereinst von Jahn erlernt hatte, hafteten so allerhand unklare, peinliche Erinnerungen, die man ungern wieder ins Leben gerufen sah. Das Turnen an sich war ganz gut, aber als Staatsanstalt, behängt mit den Flittern der Jahnschen Erbschaft, wünschte man es bei Alledem nicht zu sehen; es war dafür, wie für so manche andere wohlgemeinte und doch verfehlte Maßregel der Regierung, die richtige Zeit vorüber, die klare, nüchterne, verstandesmäßige Auffassung der vierziger Jahre vertrug sich nicht mehr mit dem mystisch mittelalterlichen Nimbus, den die aus den Befreiungskriegen heimkehrenden Burschenschafter der Turnerei umgehängt hatten. Auch galt Maßmann selbst, bei aller Achtung vor seinen sittlichen Eigenschaften, doch als ein beschränkter, confuser Kopf, von dem man sich nur wenig gesunde und wirklich brauchbare Einfälle versprach.

Einigermaßen ähnlich stand es mit einigen anderen Berufungen, die in dieselbe Zeit fielen, oder doch wenigstens jetzt aufs Neue bestätigt und bekräftigt wurden: nämlich die Berufung Schellings und Ludwig Tiecks. Beide befanden sich schon seit einiger Zeit in Preußen; bereits im letztverwichenen Winter hatte, wie an seinem Ort erzählt worden ist, Herr von Schelling seine berühmten Berliner Vorlesungen „über Philosophie der Offenbarung" gehalten, durch welche das Hegelthum mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollte und auch Tieck hatte, wie ebenfalls schon erwähnt worden ist, bereits einige seiner romantisch-theatralischen Experimente zum Besten gegeben. Allein Beide waren bisher nur Gäste des Königs von Preußen, nicht Beamte des preußischen Staats gewesen. Jetzt endlich wurde das vorübergehende Verhältniß in ein dauerndes verwandelt; Ludwig Tieck, mit einem ansehnlichen Jahrgeld und dem Titel eines Geheimen Hofraths ausgestattet, siedelte von Dresden nach Berlin über, um dem König als Vorleser und literarischer, besonders auch theatralischer Rathgeber zur Hand zu sein, und Herr von Schelling verließ den bairischen

Staatsdienſt, um unter Beilegung des Ranges eines Raths erſter Claſſe, mit dem Charakter eines Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrathes und einem Gehalt, höher als die Berliner Univerſitätskaſſe es jemals ihren berühmteſten und verdienteſten Lehrern gezahlt hatte, in Königlich preußiſche Dienſte einzutreten. — Gewiß waren Schelling und Tieck ein Paar Namen, auf die Preußen allen Grund hatte ſtolz zu ſein; es gab wenige in Deutſchland, die ſich mit ihnen vergleichen ließen. Auch erkannte man die philoſophiſche Vergangenheit des Einen, die poetiſche Bedeutung des Andern an, man fand es eines geiſtreichen Königs vollkommen würdig, daß er ſich die Geſellſchafter ſeiner Mußeſtunden aus den erſten Geiſtern der Nation entnahm. Aber bei Alledem haftete auch an dieſen Namen ein gewiſſes Etwas, das die Freude dämpfte und ſogar auf die Namen ſelbſt einen gewiſſen Schatten warf: ſie waren Romantiker — und ſeit die Romantik in Preußen auf dem Throne ſaß, ſah man daſelbſt Alles, was Romantik hieß, mit ganz eigenthümlichen Augen an.

Wirkliche Befriedigung dagegen empfand man über die Zwanzigbogenfreiheit, die ebenfalls in dieſen Tagen (Mitte October) veröffentlicht ward und von der ſchon früher die Rede geweſen. Freilich gewährte dieſelbe, genau beſehen, nicht viel mehr, als was in den meiſten Bundesſtaaten bereits beſtand und was überdies noch in dem von der Bundesverſammlung unterm 20. September 1819 verabredeten Preßgeſetz ausdrücklich feſtgeſetzt war. Auch litt dieſe angebliche Freiheit an Beſchränkungen, die ihre Vortheile, wenigſtens für die Maſſe des Publikums, ziemlich illuſoriſch machte. Doch war es immerhin wieder ein Schritt zum Beſſern; man überzeugte ſich daraus aufs Neue, wie ernſtlich der König ſich mit dem Zuſtand der Preſſe beſchäftigte und durfte ſich der Hoffnung hingeben, daß dieſem erſten Schritt andere weiterreichende folgen würden.

Ueberhaupt war es ſchon ein großer Fortſchritt, daß man die Preſſe nicht mehr oder doch nicht mehr allein durch Polizeiverbote und Beſchränkungen, ſondern daß man ſie durch Freiheit und Selbſtbewegung zu erziehen ſuchte. In dieſem Sinne wurde auch ein Umſchreiben aufgefaßt, welches die dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien unterm 20. October an die Königlichen Oberpräſidenten erließen und durch das den letzteren empfohlen ward, die Begründung von Kreisblättern zu befördern. Doch ſollten dieſelben nicht Privat-

Unternehmern überlaſſen werden, da dieſe bei Inhalt und Einrichtung nur ihren Privatvortheil im Auge zu haben pflegten, ſondern die Kreisbehörde ſelbſt ſollte ſich der Herausgabe unterziehen. An ſolche Kreisblätter, bemerkte das Reſcript weiter, ließen ſich auch andere auf Beförderung des ſittlichen Lebens berechnete Mittheilungen knüpfen; ja bei ihrer großen Wohlfeilheit wären ſie ſogar ein ganz beſonders wirkſames Mittel, ſchlechte, der öffentlichen Bildung nachtheilige Localblätter allmälig durch beſſere zu verdrängen oder doch wenigſtens zu beſchränken. — Ganz gewiß war dies Letztere der einzig richtige Weg, die „ſchlechte Preſſe", gleichviel nach welcher Seite hin, zu bekämpfen und konnte man nur bedauern, daß die Behörden denſelben nicht öfter und nachdrücklicher beſchritten. — Auch von Gründung neuer Zeitſchriften, in Berlin ſowol wie in den Provinzen, war die Rede; Beweis genug für die günſtigen Hoffnungen, die man, allen gemachten Erfahrungen zum Trotz, in Betreff der Preſſe noch immer nährte.

Aber auch auf dem Gebiet der äußeren Politik, ja ſelbſt auf dem religiöſen, dieſem verhängnißvollſten von allen, auf dem bisher nur immer wahre Drachenzähne erwachſen waren, ſollte man gewiſſen günſtigen Ereigniſſen begegnen.

In erſterer Hinſicht machte ein Reſcript, welches der Miniſter des Innern Graf Arnim unterm 21. Novbr. in Betreff der Cartellconvention mit Rußland an die Oberpräſidenten von Preußen, Poſen und Schleſien erließ, großes Aufſehen. Die von den verſchiedenſten Punkten der Grenzlinien zwiſchen Preußen einer- und Polen andererſeits eingegangenen Berichte (ſagte der Miniſter darin) geſtatteten keinen Zweifel mehr, daß das jenſeitige Gouvernement die Beſtimmungen der mit dem 24. September abgelaufenen Cartellconvention vom 17—29. März 1830 wirklich als völlig erloſchen betrachtet wiſſen wolle und daß die kaiſerlichen Behörden angewieſen ſeien, keine zu den in dem gedachten Staatsvertrage bezeichneten Kategorien gehörige Perſonen mehr zu übernehmen, ſelbſt wenn dieſelben von hier aus freiwillig ausgeliefert werden ſollten. Die Convention müſſe unter dieſen Umſtänden factiſch als nicht mehr beſtehend betrachtet und es müſſe demnach erwartet werden, daß die Zahl der in das dieſſeitige Gebiet übertretenden Ueberläufer ſich bald erheblich vermehren werde. Doch würden hieraus bei Anwendung der gehörigen Vorſicht

und Aufmerkſamkeit für die dieſſeitigen Einwohner keine Nachtheile erwachſen. Erfahrungsmäßig hätten die meiſten der gegen die ruſſiſche Grenze hin und beziehungsweiſe in deren Nähe belegenen dieſſeitigen Kreiſe an kräftigen Arbeitern, zu denen doch vorausſichtlich der größere Theil der hieher Uebertretenden gehören werde (es waren nämlich hauptſächlich ruſſiſche Soldaten, welche übertraten), keinen Ueberfluß, ſondern Mangel und laſſe ſich daher annehmen, daß die Uebertretenden in den betreffenden Kreiſen ohne Schwierigkeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen im Stande ſein, dem preußiſchen Staate mithin nicht läſtig fallen würden. Sofern dieſe Vorausſetzung zutreffe, die Ueberläufer alſo zur Arbeit fähig und geneigt ſeien, auch Gelegenheit dazu fänden und ſoweit ſie ferner nicht etwa wegen begangener gemeiner Verbrechen, Exceſſe oder Unſittlichkeiten Grund gäben zu der Beſorgniß, daß innerhalb des Landes Störungen der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung von ihnen veranlaßt werden möchten — ſofern alſo dies Letztere nicht der Fall, hätten die Orts- und Bezirkspolizeibeamten ſich darauf zu beſchränken, die angekommenen Ueberläufer dem Namen, Alter und Aufenthaltsorte nach zu conſigniren und ihr Verhalten auf angemeſſene Weiſe zu überwachen. Nur wenn einzelne ſolcher Perſönlichkeiten etwa Veranlaſſung zu politiſchen Verwickelungen geben ſollten oder wenn nach ihrer Vergangenheit und ihren jenſeitigen Verbindungen ſich auch nur die Beſorgniß herausſtellte, daß dies möglicherweiſe der Fall: ſo ſollten dieſe Individuen veranlaßt werden, ihr Unterkommen in einer von der Grenze entfernteren Gegend zu ſuchen, wobei diejenigen, denen zu dieſer Verlegung ihres Aufenthaltes die Mittel fehlen möchten, ungeſäumt mittelſt Transport nach gewiſſen näher zu beſtimmenden militäriſchen Sammelplätzen abgeliefert werden ſollten, um demnächſt zu beſondern Arbeitercompagnien vereinigt und unter ſtrenger militäriſcher Aufſicht zu Feſtungs- und andern öffentlichen Arbeiten benutzt zu werden. Ebenſo ſollte auch mit denen verfahren werden, die durch ihr früheres Benehmen verdächtig, ingleichen mit wirklichen Criminalverbrechern, ferner mit denjenigen Ueberläufern, denen anfangs zwar nach Maßgabe obiger Beſtimmungen in der Vorausſetzung ihrer Unſchädlichkeit die freie Wahl des Aufenthalts geſtattet worden, die dann aber ſich dieſer Vergünſtigung unwerth gezeigt und zur Criminalunterſuchung gezogen worden, endlich auch mit allen ruſſiſch-polniſchen

Vagabunden und ſonſtigen, dem dieſſeitigen Staate durch zweckloſes oder gemeinſchädliches Umherſtreifen läſtig werdenden Individuen.

Man konnte dieſe Beſtimmungen, die in dem Reſcript des Miniſters mit großem Fleiß detaillirt waren, zum Theil hart finden, beſonders ſoweit ſie ſich auf die politiſch Verdächtigen oder Compromittirten bezogen. Allein war nicht auch für dieſe die Einſtellung in eine preußiſche Arbeitercompagnie noch immer eine Wohlthat, verglichen mit dem Schickſal, das ſie in Rußland erwartet hätte? Und mußte, bei der ungeheuren Zahl von Ueberläufern, die nach Erlöſchen der Cartellconvention in ſicherer Ausſicht ſtand, der preußiſche Staat ſchon aus Pflicht der Selbſterhaltung nicht auf Mittel denken, die Laſt, die ihm daraus unzweifelhaft erwuchs, möglichſt zu erleichtern? — Die Hauptſache blieb immer, daß ein preußiſcher Miniſter ſelbſt die Convention für erloſchen erklärte. Man erinnert ſich, welche Mühe man ſich von Seiten des preußiſchen Cabinets gegeben, eine derartige Kataſtrophe zu verhindern, und daß der König in Perſon nach Petersburg gereiſt war, um ſeinen kaiſerlichen Schwager zur Annahme einer neuen, auf billigen Vorausſetzungen beruhenden Uebereinkunft zu überreden. Rußland — der Erfolg lehrte es — war unbeweglich geblieben, es hatte keine einzige von den Forderungen eingeräumt, die Preußen als Preis einer erneuerten Cartellconvention ſtellte und die, wie man im Publikum wiſſen wollte, hauptſächlich die Erleichterung des preußiſchen Handels betroffen hatten. Nun wohlan, das preußiſche Volk ſegnete dieſe ruſſiſche Hartnäckigkeit; mochte der Grenzverkehr auch für die nächſte Zeit noch ſchwieriger, der preußiſche Handel noch mehr bedrückt werden, immerhin war doch wenigſtens ein Glied in der großen Kette, die Preußen an Rußland feſſelte, gelöſt; es hatte doch wenigſtens ein Ende mit den Menſchenjagden, die bisher zur Schmach des preußiſchen Namens von preußiſchen Gensdarmen gehalten worden waren und über die ſich die Königsberger Kaufmannſchaft erſt vor wenigen Monaten in ſo beredten Ausdrücken beſchwert hatte; es ſtand doch auch hier wieder zu hoffen, daß dem erſten Schritt ein zweiter folgen und daß Preußen endlich doch noch werde aus einer Verbindung befreit werden, die ihm ſchon ſo theuer zu ſtehen gekommen war.

Zwar daß fürs Erſte an eine principielle Aenderung der preußiſchen Politik in Betreff Rußlands noch nicht zu denken und daß auch

die perſönlichen Sympathien, die der König von Preußen ſo unerwarteter Weiſe für ſeinen erlauchten Schwager hegte, noch keine Abnahme erlitten hatten, das zeigte ſich gleich in den nächſten Wochen, indem der König zur Feier des Namensfeſtes des Kaiſers von Rußland (19. Decbr.) ein ſolennes Feſtmahl gab. Alle in Berlin anweſenden vornehmen Ruſſen waren dazu eingeladen; der König ſelbſt brachte die Geſundheit des Kaiſers aus mit einer Rede, in der er die vorzüglichen Eigenſchaften ſeines erhabenen Verwandten in den lebhafteſten Ausdrücken feierte. Abends war bei dem ruſſiſchen Geſandten ein glänzender Ball, dem der Prinz von Preußen ſowie die Prinzen Karl und Auguſt beiwohnten; ſämmtliche preußiſche Prinzen erſchienen in ruſſiſcher Uniform. — An und für ſich hätte dieſe Namensfeier wol nicht viel zu ſagen gehabt, ja das Publikum hätte ſich in gewöhnlichen Zeitläuften wol kaum darum bekümmert. Allein gegenüber der thatſächlichen Aufhebung der Cartellconvention gewann ſie allerdings das Anſehen einer Demonſtration; es war als ob die preußiſche Königsfamilie zeigen wollte, wie wenig die Differenz, die zwiſchen den beiderſeitigen Regierungen eingetreten, ihre perſönlichen Beziehungen zu Rußland verändert und daß am Hofe zu Berlin Rußland nach wie vor der Stern blieb, auf den ſich Aller Augen richteten, der eigentliche Stern des Nordens! —

Höchſt wunderlich war auch, was man um dieſelbe Zeit auf religiöſem Gebiet erlebte; die Freude, die dem Publikum hier zu Theil ward, war im Grunde nur eine Schadenfreude. An einer früheren Stelle, wo von den zunehmenden Uebergriffen der ultramontanen Partei die Rede war, haben wir auch des Rundſchreibens gedacht, welches der Verweſer des Bisthums Breslau Dr. Ritter unterm 24. Oct. 1842 erlaſſen und in welchem derſelbe nicht nur die ſchleſiſche Geiſtlichkeit angewieſen hatte, keine gemiſchte Ehe einzuſegnen, bei der nicht die kirchlichen Garantien vorhanden wären, ſondern durch das auch für die Schullehrer ſowie überhaupt für alle Kirchenbeamte noch ganz beſondere, geſetzlich durch nichts gerechtfertigte Beſchränkungen feſtgeſetzt wurden. Dieſe Art und Weiſe, den kaum wiederhergeſtellten Kirchenfrieden zu brechen, war denn doch zu plump, der ganze Angriff zu unmotivirt, zu herausfordernd, als daß die Regierung ihn hätte können ganz unerwidert laſſen. Es war ſonſt nicht ihre Art, ſich in Streit mit den katholiſchen Kirchenbehörden einzulaſſen; im

Gegentheil, ſie kam ihnen auf alle Weiſe entgegen, zum Theil ſogar weiter, als dem proteſtantiſchen Bewußtſein in der Mehrheit der Bevölkerung lieb war, und ſuchte die bureaukratiſche Barſchheit, mit der die Angelegenheiten der katholiſchen Kirche unter Friedrich Wilhelm dem Dritten behandelt worden waren, auf alle Weiſe zu mildern und in Vergeſſenheit zu bringen. Erſt in dieſem Augenblick wieder hatte ſie der katholiſchen Kirche einen Beweis ihrer Courtoiſie und Freigebigkeit geliefert. Während der ſechsundeinhalbjährigen Vacanz des biſchöflichen Stuhles zu Trier hatte ſich eine Summe von ungefähr 33,000 Thalern angeſammelt, indem die Diöceſanverwaltung nur den vierten Theil des dem Biſchofe ausgeſetzten Gehaltes von jährlich 8000 Thalern erhielt. Es hätte dem König frei geſtanden, dieſe Summe in den Staatsſchatz zurückfließen zu laſſen; derſelbe zog es jedoch vor, ſie dem Biſchof Arnoldi, demſelben, dem der König, wie früher erzählt worden iſt, ſich ſchon bei Abnahme des Hemagialeides ſo zuvorkommend erwieſen hatte, zur Verwendung für die Bedürfniſſe ſeiner Diöceſe zu übergeben. Es machte einen peinlichen Eindruck, als man im Publikum hörte, daß der Biſchof dieſes Geld dazu beſtimmt habe, für ſeinen Klerus geiſtliche Uebungen und Retraiten einzurichten, alſo Werkzeuge einer mittelalterlichen Kirchenzucht, die man im 19. Jahrhundert längſt überwunden zu haben glaubte und die nur ein bornirter Fanatismus wieder ins Leben rufen konnte.

Allein ſo willfährig die preußiſche Regierung ſich der katholiſchen Kirche auch in allen übrigen Punkten bezeigte, ſo weit, jenes Ritterſche Rundſchreiben ſchweigend einzuſtecken, ging ihre Langmuth doch nicht. Vielmehr erfolgte darauf unterm 21. December eine Cabinetsordre, durch welche das ohne Staatsgenehmigung erlaſſene Rundſchreiben des Dr. Ritter, die Behandlung der gemiſchten Ehen betreffend, für ungültig erklärt ward. Es ſei dem König, hieß es darin, von dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten angezeigt worden, daß der Domherr Ritter, obwol er in der Eigenſchaft als Capitularvicar des Bisthums Breslau von Staatswegen niemals anerkannt worden, ſich unterfangen habe, in einem Augenblick, wo der neu erwählte Fürſtbiſchof ſeine Beſtätigung erwarte, durch ein Rundſchreiben an die Geiſtlichkeit jenes Bisthums vom 24. October v. J. neue Beſtimmungen über die Behandlung gemiſchter Ehen zu erlaſſen, ohne ſie zuvor der Staatsbehörde mitzutheilen und die nach den Landesge-

ſetzen zur Bekanntmachung ſolcher neuen Verordnungen erforderliche Genehmigung des Staates einzuholen. Der König habe dieſe Anmaßung des Domherrn Ritter mit beſonderm Unwillen vernommen und erkläre demnach, daß dieſe von einem von ihm nicht anerkannten Biſthumsverweſer und mit Nichtachtung der Landesgeſetze erfolgten Beſtimmungen für nicht erlaſſen zu betrachten ſeien und denſelben in keiner Weiſe Folge gegeben werden ſolle. Schließlich befahl der König ſeinen ſämmtlichen Behörden, insbeſondere aber dem Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten, gemeſſenſt darauf zu halten, daß dieſem Seinem Königlichen Willen gemäß in dem Bezirke der Diöceſe Breslau verfahren werde, während zugleich das Staatsminiſterium angewieſen ward, dieſen Befehl durch die Amtsblätter der Provinz Schleſien zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Das war eine Sprache, ſo unumwunden, um nicht zu ſagen derb, wie man ſie auf dieſem Gebiet ſeit Langem nicht vernommen hatte. Aber gerade dieſe derbe Sprache wünſchte das Publikum zu hören; es glaubte einmal nicht an die Friedfertigkeit der katholiſchen Kirche, es vermochte ſich nicht zu überreden, daß Nachgibigkeit und Großherzigkeit wirklich die richtigen Waffen ſeien, die Anmaßungen herrſchbegieriger Prälaten zu bekämpfen, es glaubte vielmehr, daß man auch hier ſtets in den Wald hineinrufen müſſe, wie es herausſchalle und daß, wenn die Regierung ſonſt nur honett und freiſinnig ſei, ſie auch den Fanatismus einiger gekränkter Geiſtlichen nicht zu fürchten habe.

Und wirklich hatte dieſe Meinung Etwas für ſich, zumal da die bisherige Nachgibigkeit der preußiſchen Regierung die katholiſche Kirche, wie der Augenſchein lehrte, nur immer anmaßender und widerſpenſtiger gemacht hatte. Von den zum Theil nur allzu erfolgreichen Uebergriffen der katholiſchen Geiſtlichkeit in Poſen, Weſtfalen, am Rhein ꝛc. iſt oben die Rede geweſen; das Verzeichniß derſelben hatte in den letzten Monaten wieder einen reichlichen Zuwachs erhalten. Ja ſchon fing, ermuthigt durch das Beiſpiel ihrer Hirten, die katholiſche Bevölkerung ſelbſt wieder an, ſchwierig zu werden und durch allerhand Demonſtrationen und Neckereien den ſo mühſam hergeſtellten kirchlichen Frieden zu ſtören. Am 23. Novbr., alſo wenige Tage vor dem Dahlmannsfeſt in Bonn, feierten ſechszig der angeſehenſten Einwohner von Coblenz den Namenstag des Erzbiſchof Clemens Auguſt von Droſte durch ein Feſtmahl. Mit „ſtürmiſchem Beifall“ wurden

dabei, wie die Organe der ultramontanen Partei triumphirend meldeten, die Trinksprüche auf den Papst, auf Clemens August, auf den Bischof von Trier Herrn Arnoldi aufgenommen. Auch Görres, „dem Stolz seiner Vaterstadt Coblenz," wurde dabei ein begeistertes Lebehoch gebracht. — Allerdings, so lange diese Begeisterung sich blos auf Trinksprüche beschränkte, war sie sehr unschädlich. Allein wer sicherte die Regierung, daß es immer so sein würde? Und war es unter diesen Umständen nicht ihre Pflicht, bei Zeiten Alles zu entfernen, selbst wenn es Noth that auch mit rauher Hand, was den heimlich glimmenden Funken zu neuen Flammen anfachen konnte?

Im Uebrigen fiel durch eine seltsame Laune des Schicksals gerade in diese Zeit der wiederbeginnenden kirchlichen Bewegungen ein Todesfall, der auf nachdrückliche Weise an das Unheil erinnerte, das schon einmal aus ähnlichen scheinbar kleinen Anfängen über Preußen hereingebrochen war, und das nur mit so großen Opfern und auch dann nicht einmal völlig hatte beseitigt werden können. Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1842 starb auf seinem Bischofsitze zu Posen Martin von Dunin, Erzbischof von Gnesen und Posen, derselbe, der, nachdem er sein hohes Kirchenamt Jahre lang in Ruhe verwaltet, plötzlich zu Anfang 1837 an der bisher üblichen Behandlung der gemischten Ehen im Großherzogthum Posen Anstoß genommen und dadurch so wesentlich zum Ausbruch jener erzbischöflichen Streitigkeiten beigetragen hatte, durch die der Lebensabend Friedrich Wilhelm des Dritten so schmerzlich getrübt worden war. Man erinnert sich, zu welchen gewaltsamen Auftritten es zwischen Herrn von Dunin und der preußischen Regierung gekommen war, und wie die letztere sich endlich vor den Eigenmächtigkeiten des übermüthigen Prälaten nicht anders hatte schützen können, als daß sie ihn auf die Festung nach Colberg abführen ließ. Und doch war Herr von Dunin kein Fanatiker, kein herrschbegieriger Pfaffe, nur ein dumpfer Geist, ein beschränkter Kopf, der sich leicht in ein gewisses Phantom von geistlicher Pflicht und kirchlicher Erhabenheit verrannte, wo es dann falschen Rathgebern mit leichter Mühe gelang, ihn immer weiter zu treiben, weiter, viel weiter, als er selbst beabsichtigt hatte, ja als er es am Ende selbst begriff und wußte. — Durch Friedrich Wilhelm den Vierten im August 1840, wie dies früher von uns im Einzelnen erzählt worden ist, seiner Haft entlassen und seinem Bisthum zurückgegeben,

hatte er ſich ſeitdem mit der Regierung in gutem Einvernehmen erhalten, und ſich auch ihrerſeits verſchiedentlicher Anerkennungen und Auszeichnungen zu erfreuen gehabt; er ſtarb zur rechten Zeit, um dies friedliche Verhältniß nicht aufs Neue zu ſtören und nicht aufs Neue in den Wirbel der wiederbeginnenden kirchlichen Streitigkeiten hineingezogen zu werden.

Allein wenn Dergleichen einem von Hauſe aus ſo friedfertigen, gemäßigten Mann hatte begegnen können, was war erſt von jenen ehrgeizigen Fanatikern zu erwarten, die ſeitdem im Schoße der katholiſchen Kirche herangewachſen waren und die ihre verwegene Hand immer offener, immer gewaltthätiger gegen die Rechte des Staats, gegen die Satzungen chriſtlicher Duldung und Menſchlichkeit ausſtreckten?!

Achtes Kapitel.

Die Amtsentſetzung des Profeſſors Hoffmann von Fallersleben vom König beſtätigt: 20. Decbr. 1842. — Verfolgung der politiſchen Carricaturen. — Circularverfügung des Kriegsminiſters von Boyen, die Cenſur und Herausgabe militäriſcher Schriften betreffend. Nachtheilige Wirkung derſelben im Publikum. Armee, Landwehr und Volk; die Standesehre der Offiziere. — Die nachgeſuchte Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Sitzungen unter Berufung auf die Städteordnung abgeſchlagen. — Die Auflöſung gewerblicher Corporationen ſoll mit Rückſicht auf das zu erwartende neue Gewerbe-Polizeigeſetz eingeſtellt werden. Beiſpiel des Publikums wegen Wiederherſtellung der Zünfte; die Gewerbfreiheit in Gefahr. — Ausſchließung der Juden vom preußiſchen Juſtizdienſt. — Ein Verein preußiſcher Schulmänner unter Vorſitz des Herrn Dieſterweg wird unterſagt. — Verſammlung der proteſtantiſchen Freunde zu Magdeburg. Der Gnadauer Verein. Tod des Conſiſtorialrath Geſenius in Halle. Geſenius' Verdienſte; Bedeutung des Todesfalles für die Stellung der kirchlichen Parteien. Geſenius und Hävernik. — Erlaß des Finanzminiſters und des Miniſters des Innern vom 16. Decbr., das Schuldenmachen der Beamten betreffend. Gleichlautender Erlaß des Juſtizminiſters vom 24. Januar 1843 an die Beamten ſeines Reſſorts. Die ſparſame Regierung Friedrich Wilhelm's des Dritten und die neue Zeit; Einfluß der letzteren auf die ökonomiſchen Verhältniſſe der preußiſchen Beamten. — Ausſcheiden des Miniſters von Ladenberg; der Miniſter des königlichen Hauſes Graf Stolberg-Wernigerode zu ſeinem Nachfolger ernannt; Eindruck dieſer Ernennung im Publikum. Die religiöſe Richtung des Grafen Stolberg.

Soweit alſo die freudigen Ereigniſſe; leider nur ſtanden ihnen andere gegenüber, die einen ſehr entgegengeſetzten Eindruck hervorbrachten und zwar war dieſer letzteren die Mehrzahl.

Ueber Hoffmann von Fallersleben's Amtsentsetzung in Folge des zweiten Theils seiner Unpolitischen Lieder haben wir schon früher berichtet; die Bestätigung derselben durch den König erfolgte in eben diesen Wochen (20. Decbr.) und erregte eine um so größere Mißstimmung, als man bei der langen Dauer der Untersuchung und den zum Theil sehr gewichtigen Stimmen, die für den Angeklagten laut geworden waren, im Publikum bereits angefangen hatte, sich der Hoffnung hinzugeben, der König werde dem ganzen Verfahren durch einen Act der Gnade ein Ende machen und nicht den Gelehrten, den Beamten büßen lassen, was doch höchstens der Dichter verbrochen. Diese Hoffnung hatte sich nun als irrthümlich erwiesen; den Eindruck, der dadurch hervorgebracht wurde, haben wir ebenfalls schon früher geschildert, er trug nicht dazu bei, die öffentliche Stimmung aufzurichten und die Wolken zu zerstreuen, die den Horizont umlagert hielten.

Wenn nach solchem Vorgang, da selbst der Lorbeer des Dichters nicht mehr gegen die Angriffe der Polizei schützen konnte, auch die Carricaturen allmälig ein Gegenstand der heftigsten Verfolgung wurden und wenn auch auf diesem Gebiet die Confiscationen und Verbote sich wahrhaft drängten — was war daran Befremdendes? Die Carricaturenfreiheit war ein Geschöpf der Regierung; mochte sie das Kind, das sie selbst vorwitzig in die Welt gesetzt hatte, denn auch wieder bei Seite schaffen. Der Widerspruch, in welchem die vollständige Ungebundenheit des Zeichners mit der drückenden Knechtschaft des Schriftstellers stand, erregte in Allen, die überhaupt einiges Gefühl für die Würde der Literatur besaßen, nur eine niederschlagende und beschämende Empfindung. Auch verlieren allzu scharf gewürzte Speisen bekanntlich bald ihren Reiz; das Publikum hatte die Carricaturen, mit denen man es mit so vollen Händen überschüttete, nachgerade satt bekommen und sah ohne besonderes Bedauern, ja selbst mit einer Art von Schadenfreude über den Widerspruch, in den die Regierung dadurch mit sich selbst gerieth, die schalkhaften Blätter eins nach dem andern in den Händen der Polizei verschwinden — die Saat des Herrn von Rochow war aufgegangen, die Bureaukratie büßte den Eigensinn ihrer Consequenzen an sich selbst.

Großes und peinliches Aufsehen dagegen erregte eine Circularverfügung, die Anfang November in Betreff der Censur und Herausgabe militärischer Schriften vom Kriegsminister von Boyen erlassen

ward. Herr von Boyen war bisher als einer der freiſinnigſten preußiſchen Staatsdiener verehrt worden: ſein Wiedereintritt in den Dienſt war eine der erſten und glänzendſten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm's des Vierten geweſen und war allgemein als ein Triumph der liberalen Ideen betrachtet worden. Und dieſe vermeintliche Stütze des preußiſchen Liberalismus erließ nun für die Mitglieder der Armee und namentlich für die Offiziere ein Preßgeſetz von ſolcher drakoniſchen Strenge und ſo erfüllt von dem beſchränkteſten Kaſtengeiſt, daß man ſich verwundert fragte, ob dies derſelbe Mann, den man vor Kurzem noch in Liedern und Trinkſprüchen als den Hort des Rechts, des Lichtes und der Freiheit gefeiert.

Bei der von Sr. Maj. dem Könige unterm 4. October d. J. gegebenen Beſtimmung, hieß es im Eingang des Erlaſſes, nach welcher wiſſenſchaftliche Werke, inſofern ſie zwanzig Druckbogen und darüber enthielten, ohne Cenſur gedruckt werden könnten, ſei es zur Sprache gekommen, inwieweit dieſe Anordnung mit den bisherigen Vorſchriften über die Herausgabe militäriſcher Schriften zu vereinigen ſein dürfte. Die Offiziere hätten bei Herausgabe der ihrem Berufe gewidmeten Schriften nicht allein diejenigen Pflichten gewiſſenhaft zu beobachten, welche das Allgemeine Landrecht für jeden Beamten ausſpreche: ſondern es lägen ihnen auch noch andere, aus der Eigenthümlichkeit ihres Berufs und ihrer Standesehre entſpringende Pflichten ob, welche unausgeſetzt die Leiter bei der Veröffentlichung militäriſcher Arbeiten ſein müßten. Daraus ergäben ſich denn nachſtehende Grundſätze. Erſtlich müſſe der Offizier, der ſich aus eigener Wahl der Vertheidigung ſeines Königs und des Staates gewidmet habe, und für dieſe übernommene Pflicht jeden Augenblick ſein Leben einzuſetzen bereit ſein ſolle, es auch ebenſowol für ſeine Pflicht erachten, jede Handlung zu vermeiden, wodurch dem Staate auch nur auf das Entfernteſte Nachtheil zugefügt werden könne. Es dürfe daher zweitens kein Offizier und überhaupt kein in oder außer dem Dienſte befindliches Mitglied der Armee Notizen, die ihm aus ſeinen Dienſtverhältniſſen über Landesvertheidigung, Befeſtigung und anderweitige eigenthümliche Kriegseinrichtungen des Vaterlandes bekannt geworden, ohne Genehmigung der Behörden veröffentlichen. Aber auch wenn ein Mitglied der Armee Entwürfe in den genannten Zweigen ausgearbeitet, die es nur ſeinem eigenen Nachdenken ver-

danke, ſo gebiete ihm die Pflicht, dieſelben zuerſt zur Kenntniß der vom Staate dazu eingeſetzten Behörden zu bringen, damit der ſich daraus ergebende Vortheil vor allen Dingen dem Vaterlande zugute komme; durch den Druck veröffentlicht aber dürften dieſe Entwürfe nur werden, wenn die eben bezeichneten Behörden die Erlaubniß dazu ertheilten.

Dienſtliche Beſchwerden und Privatſtreitigkeiten (fuhr der Erlaß fort) ſeien zur Veröffentlichung nicht geeignet und könnten nur ausnahmsweiſe und ſtets nur, nachdem die beſtimmten Vorgeſetzten die Erlaubniß dazu ertheilt, dem Drucke übergeben werden. Die Ehre des Offizierſtandes ſei ein Gemeingut, welches jedes Mitglied dieſer Genoſſenſchaft auf das Sorgfältigſte zu bewahren durch die beſtehenden Ehrengeſetze verpflichtet ſei. Es müſſe daher jeder Offizier in den von ihm herauszugebenden Schriften ſich aller Ausdrücke in Betreff ſeiner Kameraden enthalten, die zur Abhaltung eines Ehrengerichts führen müßten. Ebenſo verhalte es ſich auch mit der Wahl tadelnder Ausdrücke über etwaige fremde Kriegseinrichtungen oder in fremden Dienſten befindliche Offiziere, indem im ſchriftſtelleriſchen Verkehr jedes Heer und jeder Offizier im Andern ſtets einen geachteten Genoſſen ſehen müſſe und hätten daher die betreffenden Behörden auch auf dieſen Punkt ihre Aufmerkſamkeit zu richten. Der Erlaß gab ſchließlich zu, daß er allerdings für den Offizier, der ſeine Mußeſtunden der Belehrung ſeiner Genoſſen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten widmen wolle, einige Beſchränkungen herbeizuführen ſcheine: doch ſeien es nur ſolche Beſchränkungen, die ihm durch ſeine Dienſtpflicht oder durch die Geſetze der Ehre unabweislich geboten würden und würde er daher bei ihrer Nichtbeachtung ebenſowol den geſetzlichen Strafen verfallen, als ſich ſelbſt die muthwillige Ueberſchreitung der dem Staate und ſeinem eigenen Standpunkt ſchuldigen Pflichten vorzuwerfen haben.

Nach der Idee ihrer Schöpfer ſollte die preußiſche Armee, wie ſie aus der Kataſtrophe von Jena hervorgegangen war und auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege ſich die Bluttaufe geholt hatte, mit der Geſammtheit des Volkes in der engſten und innigſten Verbindung ſtehen; keine andere Armee Europas war ihrem urſprünglichen Weſen nach ſo volksthümlich, ſo demokratiſch wie die preußiſche. Freilich war dies urſprüngliche Weſen im Lauf der Jahre mannichfach getrübt worden; Landwehr und Armee, urſprünglich aufs Innigſte zuſammengehörig, hatten ſich immer weiter von einander entfernt, oder vielmehr die

Landwehr hatte ihren urſprünglichen volksthümlichen Boden immer mehr verlaſſen und immer mehr von dem Kamaſchendienſt und dem Soldatenſpiel der ſtehenden Armee annehmen müſſen. Allein ſo groß hatte man ſich die militäriſche Iſolirtheit bisher doch nicht gedacht, wie ſie aus dieſem Dokument hervorging; man hatte nicht gedacht, daß es auch im Reich des Geiſtes, auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft ein verſchiedenes Recht gebe für den Offizier und den Bürgerlichen und daß, was dem Einen erlaubt, dem Andern verboten ſei. Und wer war denn in Preußen bürgerlich? Da ja faſt alle jüngeren Männer, namentlich der gebildeten Stände, der Landwehr angehörten und in dieſer Eigenſchaft alſo auch in Allem, was ſie über militäriſche Angelegenheiten etwa ſchreiben wollten, der militäriſchen Cenſur unterworfen waren. Die neue Uniform, die man der Armee verliehen und die ſoeben vom König definitiv beſtätigt worden (30. Octbr.), mochte ganz gut und zweckmäßig ſein; deſto weniger gefiel dem Publikum dieſe Uniformirung des Geiſtes, dieſe gemeinſame Abhängigkeit von einer excluſiven, auf einen vagen Begriff von Standesehre begründeten Cenſurinſtruction, die der Linie wie der Landwehr durch dieſen Erlaß auferlegt wurde. War die Mehrzahl der preußiſchen Offiziere denn wirklich ſo gebildet, um ſie, wie durch dieſen Erlaß doch offenbar geſchah, von wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen mehr abzuſchrecken als dazu aufzumuntern? Waren die preußiſchen Militäreinrichtungen wirklich, ſo übervollkommen daß ſie keiner wiſſenſchaftlichen Kritik bedurften, und welche Kritik war das, die erſt von den Oberen approbirt ſein mußte, um in die Oeffentlichkeit zu treten? Ja war es, bei der großen Neigung zu kaſtenartiger Ueberhebung und Abſonderung, die ſich ohnedies ſchon unter den Offizieren der preußiſchen Armee bemerkbar machte, wirklich noch nöthig, ihnen den Begriff der Standesehre ſo ausdrücklich einzuſchärfen?

Aber auch auf ſpecifiſch bürgerlichem Gebiete wurden allerhand Spuren des Rückſchritts und der Unfreiheit bemerkt. Mit welchem Eifer hatte nicht Anfangs die Regierung ſelbſt das Selbſtbewußtſein der bürgerlichen Gemeinden angeregt und beſtärkt! Mit welcher Freude hatte nicht der König in Perſon die Geſuche der Rheinländer um größere Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Gemeindeverfaſſung aufgenommen! Aber auch hier wieder, ſchien es, gingen die Anſichten der Regierung und des Volks, was Freiheit und Selbſtändigkeit eigentlich

ſei und wie dieſelbe erreicht werde, um ein ſehr Beträchtliches auseinander. Im 2. Kapitel unſeres III. Buchs haben wir die Agitation geſchildert, welche ſich beſonders in den öſtlichen Provinzen der Monarchie für die Oeffentlichkeit der Berathungen der Stadtverordneten entwickelte. In verſchiedenen angeſehenen Städten des Landes hatten die Stadtverordneten ſelbſt beſchloſſen, die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen einzuführen und bei der Regierung um Beſtätigung ihres Entſchluſſes nachgeſucht. Allein der Beſcheid des Oberpräſidenten der Provinz Brandenburg Herrn von Meding an die Stadtverordneten von Potsdam und andern Städten der Mark, welche auf Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen angetragen hatten, zeigte (22. Decbr.) denſelben an, daß dieſes Verlangen mit den Vorſchriften der Städteordnung unvereinbar ſei und es mithin bei der bisherigen Geſchloſſenheit der Stadtverordnetenſitzungen ſein Bewenden haben müſſe.

Das hieß denn wieder Hoffnungen erregen, um ſie hinterdrein zu Boden zu ſchlagen, es hieß ein Feuer anzünden, damit man Etwas zu löſchen habe und begreift es ſich nach ſolchen Erfahrungen, wie allmälig alle Schritte der Regierung, welche die Umgeſtaltung der bürgerlichen Verhältniſſe betrafen, mit dem entſchiedenſten Mißtrauen betrachtet wurden. Auf überraſchende Weiſe zeigte ſich dies Mißtrauen gegenüber einem Reſcript, welches unterm 31. Octbr. von den Miniſtern des Innern und der Finanzen gemeinſchaftlich erlaſſen wurde und durch welches dieſelben den einzelnen Regierungen auf ausdrücklichen Befehl des Königs mittheilten, daß „in Rückſicht auf das bald zu erwartende neue Gewerbepolizeigeſetz" eine Auflöſung gewerblicher Corporationen, auch wenn dazu an ſich hinreichende Gründe vorhanden ſein möchten, nicht weiter ſtattfinden ſolle. Die unbedingte Gewerbfreiheit, welche in Preußen durch das berühmte Geſetz vom Jahre 1810 eingeführt worden war, hatte bei dieſer ſeiner erſten Einführung bei den Betheiligten große Bedenken wach gerufen und vielfachen Widerſpruch veranlaßt. Gleichwol hatte es ſich im Lauf von mehr als dreißig Jahren als eine der ſegensreichſten Neuerungen, ein Haupthebel zur Wiederherſtellung des Staats, der eigentliche ſchöpferiſche Keim jener Blüte ausgewieſen, deren die preußiſche Induſtrie in dieſem Augenblick genoß. Zugegeben, daß die unbedingte Freiheit der Concurrenz, welche dadurch eröffnet worden war, manches Unbequeme mit ſich führte, zugegeben auch, daß im Lauf der Jahre ſich mancher Auswuchs, manche

Schmarotzerpflanze an dem Stamm des Geſetzes eingeniſtet hatte: ſo waren die Vortheile, welche daſſelbe darbot, doch bei Weitem überwiegend, die Gewerbfreiheit war den Betheiligten nicht blos lieb, ſie war auch eine Nothwendigkeit für Preußen geworden und ſelbſt Diejenigen, welche im Einzelnen unter ihren Mißſtänden litten, mochten ſie doch nicht entbehren, wegen des großen und unleugbaren Segens, den ſie der Allgemeinheit gebracht hatte.

Und nun, ſchien es, ſollte die rückläufige Bewegung, in der die preußiſche Staatskunſt ſich befand, auch dieſen Pfeiler der allgemeinen Wohlfahrt erſchüttern und umſtürzen. Dieſe ſo ganz ungewohnte Schonung, die den Ueberreſten der ehemaligen gewerblichen Corporationen auf einmal erwieſen werden ſollte — was konnte damit gemeint ſein, was konnte ſie bedeuten, als daß man im Sinne hatte, die gewerblichen Corporationen, oder um es auf gut deutſch zu ſagen, die Zünfte wiederherzuſtellen? Man kannte die perſönliche Liebhaberei des Königs für alle mittelalterlichen Inſtitutionen, man wußte, mit welchem Wohlgefallen er bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten, ſowie ſpäterhin bei ſeinen häufigen Reiſen die Feſtzüge der Handwerker und Gewerbtreibenden mit ihren Fahnen, ihren Emblemen, ihren Wahrſprüchen ins Auge gefaßt hatte. Nun, bei Feſtzügen und feierlichen Aufſtellungen mochte man ſich das wol gefallen laſſen, es nahm ſich ganz ſtattlich und maleriſch aus und war eine ganz angenehme Abwechſelung ſtatt des einförmigen militäriſchen Pompes, der ſich unter Friedrich Wilhelm dem Dritten bei Gelegenheiten dieſer Art allein hatte entfalten dürfen. Aber nur Ernſt ſollte man aus dem Spiel nicht machen, man ſollte nicht, was ein ergötzliches Schaugepränge war, zu einem wirklichen Factor des Staatslebens erheben, nicht dem romantiſchen Flitter das ernſte praktiſche Bedürfniß der Wirklichkeit opfern, nicht mit verwegenen Händen ein längſt überwundenes Stück Mittelalter in die Gegenwart hineinpflanzen wollen. —

Den meiſten Anlaß zu Mißvergnügen und Beſorgniſſen gab aber doch immer die Leitung und Entwickelung zu religiöſen Angelegenheiten; Herr Eichhorn war und blieb der eigentliche Unruhſtifter, ſein Phantom des chriſtlichen Staates die eigentliche Wolke, die ſich vor die Zukunft lagerte. Schon in der erſten Hälfte des Jahres hatten allerhand Gerüchte über beabſichtigte Beſchränkungen in der Stellung der Juden das Publikum in Unruhe verſetzt. Die offizielle Preſſe

hatte ſie damals Lügen geſtraft; es ſei nichts im Werk, was dieſe Unruhe rechtfertige. Allein man wußte ſchon, was von dergleichen offiziellen Berichtigungen zu halten und hätte man es noch nicht gewußt, ſo würde man es bei dieſer Gelegenheit erfahren haben. Unterm 14. Octbr. deſſelben Jahres unterzeichnete der König eine Cabinetsordre, durch welche den Juden der Zutritt zur Auskultatur, zum Referendariate, ſowie zur Advokatur, mit einem Wort alſo zum geſammten preußiſchen Juſtizdienſt unterſagt wurde. Zugegeben, daß eine derartige Ausſchließung in der Praxis ſchon ſeit Langem beſtanden hatte: ſo war doch ein großer Unterſchied zwiſchen einer Gewöhnung, einem Mißbrauch der Praxis und einem durch königliche Unterſchrift ſanctionirten Befehl. Es war daher auch ganz natürlich, daß Angeſichts dieſer Cabinetsordre alle die früheren, kaum beſchwichtigten Gerüchte wieder wach wurden und daß man ſich darauf gefaßt machte, die Juden noch immer größern Beſchränkungen unterworfen zu ſehen.

Wie viel perſönlichen Antheil Herr Eichhorn an der in Rede ſtehenden Verfügung hatte, war nicht ganz genau zu beſtimmen, da dieſelbe zunächſt an den Juſtizminiſter gerichtet war; daß ſie aber ſeinen Geiſt athmete und daß er der moraliſche Urheber war, das ſchien Allen unzweifelhaft. Auch fiel ihm eine andere kaum minder mißliebige Maßregel ganz direct zu: ein Verein preußiſcher Schulmänner, der ſich unter Vorſitz des bekannten Dieſterweg bilden wollte, wurde auf Betrieb des Herrn Eichhorn unterdrückt. Herr Dieſterweg, von einer zahlreichen Schülerſchaft umgeben, galt ſchon damals als der eigentliche liberale Schulmann; daß man ſeine Thätigkeit möglichſt zu hemmen, ſeinen Einfluß möglichſt zu beſchränken ſuchte, zeigte deutlich, wohin man ſelbſt ſtrebte. — Auch der Thätigkeit der früher beſprochenen proteſtantiſchen Freunde oder Lichtfreunde, die eben damals (Ende October) zu Magdeburg unter großem Zulauf ihre dritte halbjährliche Verſammlung abhielten, wurden allerhand Schwierigkeiten in den Weg gelegt, während umgekehrt der neue „Centralverein von evangeliſchen Geiſtlichen der Provinz Sachſen", der ſich kurz zuvor am 12. Octbr. in Gnadau bei Magdeburg verſammelt hatte, als eine überwiegend rechtgläubige Genoſſenſchaft, die künftige Ueberwinderin der Lichtfreunde, auf alle Weiſe gepflegt und gefördert ward.

Und doch that der kirchlich freiſinnigen Partei, der Partei der Bildung und Aufklärung, gerade in dieſem Augenblick die kräftigſte

Unterſtützung doppelt noth, da eben in dieſen ſelben Wochen der Tod einen ihrer bedeutendſten Führer abgefordert und dadurch eine empfindliche, ſchwer wieder auszufüllende Lücke in ihre Reihen geriſſen hatte: am 23. Octbr. 1842 ſtarb Wilhelm Geſenius, der Schmuck der Halleſchen Univerſität, die Leuchte der bibliſchen Kritik, der Mitſchöpfer jenes Rationalismus, der jetzt in den höchſten Regionen des Staats ſo gründlich gehaßt ward und den man ſo eifrig bemüht war zu entwurzeln und auszurotten. Den großen Verluſt, den die Wiſſenſchaft durch ſeinen Hingang erlitt, wagte Niemand in Abrede zu ſtellen; aber auch für die praktiſchen Kämpfe der Gegenwart war ſein Tod ein höchſt beklagenswerthes Ereigniß, indem Geſenius nicht nur ein Mann von der umfaſſendſten Gelehrſamkeit und dem allgemeinſten wiſſenſchaftlichen Anſehen, ſondern auch von unerſchütterlichem Freimuth, von bewundernswerther Schärfe des Geiſtes, von Witz, Schalkheit und erprobter Tapferkeit, der wahre Schrecken ſeiner Feinde war. So lange ſein helles Auge über der Halleſchen Studentenſchaft leuchtete, waren Pietismus und Muckerthum nur geduldete Gäſte auf der Halleſchen Univerſität; von dem Augenblick an, da ſein Lehrſtuhl verwaiſt ſtand, hoben ſie das Haupt keck empor und nahmen den Stab der Herrſchaft für ſich in Anſpruch — dieſen Stab, der ihnen von den Zurückgebliebenen nur allzu bereitwillig ausgeliefert ward. Aber auch noch in anderer, den Zeitereigniſſen noch näher ſtehender Hinſicht erweckte Geſenius' Tod eigenthümliche Empfindungen. Er fiel in einen Zeitpunkt, da die unheimlichen Mächte, die der berühmte Lehrer bisher wenigſtens in ſeinem nächſten Kreiſe ſo ſiegreich gebannt hatte, ſich übermüthiger geberdeten denn je. Derſelbe Mann, der durch die Denunciationen, die er gegen Geſenius, ſeinen Lehrer, richtete, ſich ſeine erſte traurige Berühmtheit verſchafft hatte, Herr Hävernik, war jetzt, wie der Leſer ſich erinnert, Profeſſor in Königsberg; hauptſächlich an ſeiner Perſon hatte ſich jene Zwietracht entzündet, welche die Univerſität Königsberg und Herrn Eichhorn ſo heftig gegen einander brachte; hauptſächlich an ihm oder doch an ihm zuerſt war jenes Odium großgewachſen, unter deſſen Laſt der Miniſter jetzt erlag — bis endlich, wie ebenfalls bereits erzählt worden iſt, der König ſelbſt für den angeblichen Denuncianten ſeines Lehrers in die Schranken getreten war. War die Zeit der freien wiſſenſchaftlichen Forſchung, der perſönlichen Ehrlichkeit und Tüchtigkeit wirklich zu Ende? Und blieb Männern wie Geſenius wirklich

nichts Anderes als zu ſterben, ja war der Tod ein Glück für ſie, damit ſie nur nicht ſähen, was nach ihnen käme?!

Ueberhaupt ging durch das ganze preußiſche Staatsgebäude ein eigenthümliches Knacken und Zittern; es war offenbar, daß eine neue Zeit ſich gebären wollte und die alte ſo hochgeprieſene Form war nicht ſtark genug für die Erſchütterungen dieſer Wehen. Selbſt auf die Lauterkeit des preußiſchen Beamtenthums, dieſen eigentlichen Stolz des preußiſchen Bürgers, dieſes Einzige, womit er ſich über den Druck der preußiſchen Bureaukratie wenigſtens einigermaßen tröſtete, fielen eigenthümlich unheimliche Schlagſchatten. Unterm 16. Decbr. erließen der Finanzminiſter und der Miniſter des Innern an ſämmtliche königliche Regierungen eine Circularverfügung, in welcher ſie ſich über das Schuldenmachen der Beamten mißfällig äußerten und die Maßregeln namhaft machten, durch welche demſelben entgegengearbeitet werden ſolle. Wie ſich aus der Verfügung ſelbſt ergab, war das Uebel, das ſie bekämpfen wollte, nicht blos bei den Civilbeamten im Schwunge, ſondern namentlich auch bei den Militärs. Die genannten Miniſter beriefen ſich ausdrücklich auf einen Erlaß des Kriegsminiſters vom 5. d. M., durch welchen die Militärbehörden angewieſen wurden, den Civilbehörden über das Schuldenmachen der zum Civildienſte geeigneten Militärs die nöthigen Notizen mitzutheilen und Individuen, welche durch unregelmäßigen Lebenswandel in Schulden gerathen wären, den Civilbehörden überhaupt nicht zur Anſtellung vorzuſchlagen oder gar zu empfehlen. Ein Theil der Beamten alſo brachte das Uebel aus ſeinen früheren Militärverhältniſſen mit ſich; aber auch an ſolchen, wie die Verfügung weiter zeigte, fehlte es nicht, bei denen die Krankheit ſich während ihrer Anſtellung als Civilbeamte entwickelt hatte und auch gegen dieſe wurden die ſchärfſten Maßregeln in Ausſicht geſtellt. Die Miniſter wieſen die Behörden an, dem Schuldenmachen der Beamten überall durch wiederholte Ermahnungen zu einer ſparſamen, dem Einkommen entſprechenden Lebensweiſe und durch ſonſtige gemeſſene Verhaltungen entgegenzuwirken; blieben die Ermahnungen fruchtlos, ſo ſollten ſie als unverbeſſerliche und leichtſinnige Schuldenmacher nach der ganzen Strenge des Geſetzes zur Rechenſchaft gezogen und aus dem königlichen Dienſte entfernt werden.

Mit einem in der Hauptſache gleichlautenden Erlaß wurde das Publikum einige Wochen ſpäter (24. Januar 1843) von Seiten des

Juſtizminiſters Herrn Mühler überraſcht. Auch die Juſtizbeamten wurden vor leichtſinnigem Schuldenmachen nachdrücklichſt verwarnt, indem zugleich eine ganze ziemlich künſtliche Scala aufgeſtellt ward, wie die einmal contrahirten Schulden allmälig zu löſchen und abzutragen; unverbeſſerliche und leichtſinnige Schuldenmacher wurden ebenfalls mit Entlaſſung aus dem Staatsdienſte bedroht.

Da nun bekanntlich Niemand löſcht, wo es nicht brennt und da der Arzt nicht zu den Geſunden kommt, ſondern zu den Kranken, ſo überzeugte ſich das Publikum aus dieſen gehäuften Erlaſſen mit Verwunderung, daß es mit der Solidität der preußiſchen Beamten doch am Ende nicht ſo weit her ſein könne als man bis dahin geglaubt hatte. Es fehlte dabei nicht an mancherlei anzüglichen Bemerkungen und Vergleichen. Unter Friedrich Wilhelm dem Dritten war der preußiſche Hof außerordentlich nüchtern und ſparſam, faſt ärmlich geweſen; unter ſeinem Nachfolger hatte ſich dies bekanntlich weſentlich geändert. Man fand es begreiflich, daß ein jugendlicher, dabei kunſtſinniger, mit einer lebhaften Phantaſie begabter Fürſt die Freuden der Herrſchaft auch nach dieſer Seite hin genießen wollte; man freute ſich des Glanzes, mit dem der königliche Hof ſich neuerdings umgab; man bewunderte den Geſchmack und die äſthetiſche Bildung, die ſich dabei offenbarte — aber eines gewiſſen Kopfſchüttelns konnte man ſich bei Alledem nicht erwehren. Schien es doch ſo natürlich, daß dieſes Beiſpiel der Pracht und des Glanzes, das von oben herab gegeben ward, auch in den untern Regionen weiter wirkte; lag es doch ſo ſehr in der menſchlichen Natur, daß unter den Nachahmern ſich auch Solche befanden, die dazu weder die inneren noch namentlich die äußeren Fähigkeiten beſaßen. — Und dann wie gering waren durchſchnittlich die Gehalte der preußiſchen Beamten! Wie ſchwer, wie unmöglich fiel es bei der immer wachſenden Theuerung der Mehrzahl von ihnen, die unvermeidlichen Anſprüche ihres Standes, ja ſelbſt nur das nächſte und unabweisbarſte Bedürfniß zu befriedigen! Jene königlichen Reiſen, jene prächtigen Hoffeſte, jene freigebige Unterſtützung der Kunſt und Wiſſenſchaft — es war Alles, wie geſagt, ganz vortrefflich; aber wenigſtens einen Theil jener Summen auf die Verbeſſerung der allzukargen Gehalte zu verwenden, wäre — meinte der Spießbürger — doch auch nicht ſo übel geweſen und würde vermuthlich der Regierung wie den Beamten Erlaſſe gleich den oben angeführten erſpart haben.

Der närriſche Spießbürger! Als ob er überhaupt von allen dieſen Dingen das Mindeſte verſtanden hätte und als ob es nicht ſchon ein ziemlich naher Verſuch zum Hochverrath geweſen wäre, daß er ſich überhaupt nur unterſtand, dergleichen Reflexionen und Vergleiche anzuſtellen! Aber er war einmal in der Stimmung, wo man Alles ſchwarz ſieht und ſo war es ihm auch gar nicht genehm, als Anfang December, bei dem durch ſein hohes Alter veranlaßten Ausſcheiden des Miniſters von Ladenberg aus dem Staatsdienſte, dem Grafen zu Stolberg-Wernigerode zu dem Miniſterium des Hauſes, das er bereits verwaltete, auch noch die Oberaufſicht über die Verwaltung der Domainen und Forſten, welcher Herr von Ladenberg bisher vorgeſtanden hatte, übertragen ward. Graf Stolberg war eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten unter jenen „Stillen im Lande", die freilich ſeit einiger Zeit ſehr laut geworden waren, ein Hauptbeförderer jener mittelalterlichen Ideen, die jetzt im Schutze des Throns groß gezogen wurden und von denen ſich das Publikum doch eine ſo wenig gedeihliche Frucht verſprach. Somit war Alles, was den amtlichen Wirkungskreis dieſes Mannes erweiterte und ſein Anſehen erhöhete, in den Augen des Publikums vom Uebel; man achtete ſeine perſönlichen Eigenſchaften, man ſetzte nicht den mindeſten Zweifel in ſeine Redlichkeit, ſeine Pflichttreue, noch in ſeine Ergebenheit gegen ſeinen königlichen Herrn — aber Graf Stolberg war „fromm" und ſo hoch dieſe Eigenſchaft jetzt bei Hofe geſchätzt ward, ſo genügte ſie doch in der Meinung des Publikums, alle übrigen löblichen Eigenſchaften herabzuſetzen oder ſogar zu verdächtigen und darum alſo fand auch dieſe Ernennung des Grafen Stolberg bei der Maſſe keinen Beifall.

Neuntes Kapitel.

Veröffentlichung des Ehescheidungsgesetzentwurfs durch die Rheinische Zeitung: October 1842. — Rückblick auf die bisherige Entwickelung der preußischen Ehegesetzgebung; das philosophische Zeitalter Friedrich's des Großen, das frivole und genußsüchtige Berlin Friedrich Wilhelm's des Zweiten. Häufigkeit der Ehescheidungen in Preußen, namentlich in Berlin. — Das Allgemeine Landrecht und die Ehegesetzgebung. Leichtigkeit der Ehescheidung; Lockerheit der gerichtlichen Praxis. — Nachtheilige Einwirkung auf das Familienleben, sowie auf die Sittlichkeit im Allgemeinen; Nothwendigkeit einer Aenderung. — Verschiedene Ansichten über Art und Ausführung derselben; der „christliche" Standpunkt. — Beleuchtung des vorliegenden Entwurfs. Den Untergerichten werden die Scheidungsprozesse entzogen; beabsichtigte Gründung eigener Ehesenate bei den Obergerichten. Die Parteien sollen persönlich erscheinen. Der Sühneversuch und die Geistlichkeit; nachtheiliges Uebergewicht der letzteren. Das Contumaz-Verfahren. Eine bedeutende Anzahl bisheriger Scheidungsgründe wird aufgehoben. Die Scheidung wegen Ehebruch; der dabei für schuldig befundene Theil wird von Seiten des Gerichts, auch ohne Antrag des beleidigten Gatten, sogar gegen dessen Willen mit Gefängnißstrafe bedroht. — Außerordentliche Sensation, welche dieser Entwurf erregt; allgemeine Opposition und Unzufriedenheit. — Untersuchung wegen des Urhebers der in der Rheinischen Zeitung erfolgten Veröffentlichung; Erfolglosigkeit derselben. — Die preußische Regierung und die Rheinische Zeitung. Offizielle Bedrohung durch den Präsidenten von Gerlach in Köln; erzwungener Redactionswechsel; erzwungene Entfernung des Dr. Rutenberg. — Die Rheinische Zeitung und ihre Actionäre. Unveränderte Haltung des Blattes; das Feuilleton der Rheinischen Zeitung und die politischen Dichter. — Bedeutung der Rheinischen Zeitung sowol für die Rheinprovinz wie für die preußische und deutsche Presse überhaupt. — Der bisherige Censor der Rheinischen Zeitung, Polizeirath Dolleschall in Köln, wird seiner Stellung als Censor überhoben; Herr Wiethaus als provisorischer Nach-

folger. — Zunehmende Schwierigkeit, gegenüber dem beginnenden Aufſchwung der Preſſe, die Cenſur aufrecht zu erhalten — Wachſende Oppoſition der Rheiniſchen Zeitung; ſie wird der literariſche Sammelpunkt der radicalen Partei. — Reſcript vom 21. Januar 1843, durch welches der Präſident von Gerlach mit einer ſpeciellen Nachcenſur der Rheiniſchen Zeitung beauftragt wird. Herr Wiethaus legt ſeine Stelle als Cenſor der Rheiniſchen Zeitung nieder. — Der Entwurf des Eheſcheidungsgeſetzes außerhalb Preußen. Literariſche und wiſſenſchaftliche Kritiken; der Entwurf wird allgemein verurtheilt. — Berathungen des Staatsraths über den Entwurf und die begütigende Erklärung der preußiſchen Staatszeitung: 18. Januar 1843.

Doch war dies Alles im Grunde nur ein Vorſpiel, mehr geeignet, die Neugier der Maſſe zu beſchäftigen und ihre Zungen in Bewegung zu ſetzen als von wirklicher politiſcher Bedeutung, wenigſtens was die unmittelbare Wirkung anbetraf. Dagegen trugen ſich in derſelben Zeit drei Ereigniſſe zu, die in der That von entſcheidender Wichtigkeit waren und von denen die Regierung ſelbſt ſich wie von eben ſo vielen Niederlagen getroffen fühlte. Das erſte war die vorzeitige Veröffentlichung des Eheſcheidungsgeſetzentwurfs und ſeine Aufnahme im Publikum und in der Preſſe (Ende October); das andere die an Einſtimmigkeit grenzende Verwerfung des von der Regierung vorgelegten Entwurfs zur neuen rheiniſchen Gemeindeordnung durch die ſtändiſchen Ausſchüſſe der Rheinprovinz (11. November); das dritte die gerichtliche Freiſprechung des Verfaſſers der „Vier Fragen“ (19. Januar 1843).

Die Geſetzgebung über die Eheſcheidung, wie ſie durch das preußiſche Landrecht feſtgeſtellt worden, war ſchon ſeit Längerem, ſchon unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, der Gegenſtand vielfacher und darunter nicht unbegründeter Bedenken geweſen. Selbſt Diejenigen, welche mit jenem Geiſte nüchterner und verſtandesmäßiger Aufklärung, aus welchem das berühmte Geſetzbuch hervorgegangen und deſſen Vorzüge wie Schwächen ſich in demſelben abſpiegelten, in der Hauptſache vollkommen einverſtanden waren, vermochten doch nicht zu leugnen, daß eben in dieſem Abſchnitt über die Eheſcheidung ſich mehr von den Schwächen als den Vorzügen zeigte. Das Allgemeine Landrecht war entſtanden in einem Zeitalter der Aufklärung, der Toleranz, des Kriticismus: aber dieſe Aufklärung hatte zuweilen, wenigſtens in der Praxis, nahe an Frivolität geſtreift, dieſe Toleranz war zuweilen in

Gleichgültigkeit übergegangen, dieſe Kritik hatte ſich zuweilen an Dinge gewagt, die ſie beſſer unangetaſtet gelaſſen hätte. Es war nicht blos das philoſophiſche, das humane Zeitalter Friedrich's des Großen, es war auch die frivole, genußſüchtige, liederliche Zeit ſeines Nachfolgers, die Einen daraus anblickte. Die Ehe wurde von dem Allgemeinen Landrecht mehr als ein geſellſchaftliches denn als ein ſittliches Inſtitut aufgefaßt; die Schließung der Ehen zu erleichtern, war dem Staat bei der immer zunehmenden Höhe ſeiner Forderungen ſowie des materiellen Lebens überhaupt verſagt — ſo hatte er dem Inſtitut der Ehe ſeine Reverenz doch wenigſtens dadurch erweiſen wollen, daß er die Löſung der Ehen möglichſt erleichterte. Jedes Geſetzbuch ſpiegelt nur den Geiſt der Zeit wieder, der es angehört; in den letzten Jahren Friedrich's des Großen, ſowie namentlich unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, dem königlichen Freunde der Frau Riez, ſpäteren Gräfin Lichtenau, waren in Berlin, ſowie überhaupt durch ganz Preußen, wenigſtens in der ſogenannten höheren Geſellſchaft, die Eheſcheidungen völlig an der Tagesordnung; es fiel, wie ehedem in Polen, beinahe mehr auf, wenn ein Ehepaar von einiger Diſtinction in friedlicher Ehe mit einander lebte, als wenn es ſich ſcheiden ließ.

Sehr natürlich war daher auch die Ehegeſetzgebung des Allgemeinen Landrechts außerordentlich lax, beſonders im Punkt der Eheſcheidung, und der beliebte Schlendrian der Gerichtspraxis hatte dafür geſorgt, ſie noch laxer und weichherziger zu machen. Es gab beinahe nichts mehr, auch nicht das Untergeordnetſte und Zufälligſte, das Frivolſte und Abgeſchmackteſte, was nicht vorkommenden Falls als Eheſcheidungsgrund benutzt werden konnte; ja es gab gar keine Ehe mehr, die nicht aus irgend einem geſetzlichen Grunde anzugreifen war und hatte ſich einer der Ehegatten einmal in den Kopf geſetzt, ſich ſcheiden zu laſſen, ſo gab es für den Andern kaum noch ein geſetzliches Mittel, ihn zurückzuhalten.

Die nahliegende Folge davon war die alljährlich ſteigernde Zunahme der Eheſcheidungen. Hätten nun in demſelben Verhältniß, wie die Scheidungen zunahmen, auch die unglücklichen Ehen ſich vermindert, ſo hätte jene Steigerung nicht viel zu ſagen gehabt: denn immer iſt eine geſchiedene Ehe noch beſſer als eine unglückliche und endlich einmal mußte der Beſtand der unglücklichen und in ſich haltloſen Ehen doch aufgeräumt werden. Allein gerade das Gegen-

theil trat ein: je leichter man ſich konnte ſcheiden laſſen, je leichter und leichtfertiger heirathete man auch; das Bewußtſein, wie leicht man dem Joch der Ehe wieder entrinnen könne, nahm dieſem Joch ſelbſt das Bedenkliche — man griff mit verſchloſſenen Augen in den Glückstopf und faßte man eine Niete, auch gut, ſo ging man vor Gericht, brachte einen der unzähligen Scheidungsgründe, die das Allgemeine Landrecht vorſorglich aufgeſpeichert hatte, zur Anwendung und in wenigen Wochen war die Geſchichte vorüber und das Glücksſpiel konnte von Neuem beginnen. Auch hatten, begünſtigt durch dieſe verhängnißvolle Leichtigkeit, die Eheſcheidungen ſich keineswegs, wie früher, auf die höheren Stände, an denen ja in den meiſten Fällen ohnehin nichts mehr zu verderben war, beſchränkt, ſondern auch die mittlern und niedern Stände, ja dieſe vorzüglich, hatten ſich gewöhnt, eine Eheſcheidung als etwas ganz Reguläres zu betrachten, als ein bequemes und wenig koſtſpieliges Hülfsmittel, um ſich allen wirklichen und vermeintlichen Laſten eines beſtimmten Ehebündniſſes zu entziehen.

Wie ſehr dadurch das Anſehen der Ehe geſunken war und wie ſehr das Familienleben überhaupt an Innigkeit und Heiligkeit verloren hatte, das lag auf der Hand und wurde daher eine Aenderung dieſes Zuſtandes, wie geſagt, auch von Denen als nothwendig und unerläßlich anerkannt, die im Uebrigen ſehr wohl wußten, was Preußen am Allgemeinen Landrecht beſaß und die eben deshalb ſeinen Kern ſo wenig als möglich angetaſtet wiſſen wollten. Nur über die Mittel, wie dieſe Aenderung herbeizuführen, wichen die Anſichten ab. Während die Einen alles Heil von einer neuen, möglichſt verſchärften Geſetzgebung erwarteten, hielten die Andern die Sitte für mächtiger als das Geſetz und glaubten daher, daß eine allmälige Hebung und Kräftigung der ſittlichen Elemente des Volkslebens im Allgemeinen ſich auch in dieſem ſpeciellen Fall wirkſamer erweiſen würde, als alle noch ſo künſtliche Geſetzgebung; während die Einen hofften, das Uebel durch Schneiden und Brennen auszurotten, während ſie Verbote auf Verbote und Strafen auf Strafen häufen und das verletzte Anſehen der Ehe gleichſam mit Gewalt herſtellen wollten, glaubten die Andern vielmehr, die Frivolität rückſichtlich der Eheverhältniſſe werde ſich legen, ſowie das Volk nur im Allgemeinen ernſter, ſittlicher und wahrhafter werde — und auch das Letztere, meinten ſie, werde es nur, indem man es anleite, ſeine Kräfte zu gebrauchen und die Fülle

von Anlagen und Keimen, die in ihm ſtecke, nach allen Seiten hin ſelbſtändig zu entwickeln.

Die Regierung, wußte man, neigte ſich der erſteren Anſicht zu; man wußte auch, daß Friedrich Wilhelm der Vierte dieſem Gegenſtande eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte und daß faſt von dem Augenblick ſeiner Thronbeſteigung an die umfaſſendſten Berathungen, wie die Ehegeſetzgebung zu reformiren, gehalten worden waren. Auch darauf war man gefaßt, daß das neue Geſetz einen ſehr ſtrengen, ſehr kirchlichen Charakter tragen würde; die Namen der mit der Reviſion der betreffenden Geſetzgebung Beauftragten, ſowie einzelne Gerüchte, die ſich im Lauf der letzten Jahre verbreitet hatten und deren auch von uns an ihrem Orte gedacht worden iſt, hatten das Publikum darauf vorbereitet. Nichtsdeſtoweniger, als im Lauf des October die Rheiniſche Zeitung einen „Entwurf einer Verordnung über Eheſcheidung, vorgelegt von dem Miniſterium für Reviſion der Geſetze im Juli 1842" brachte, ſo erhob ſich ein allgemeiner Schrei der Beſtürzung und des Unwillens, der ſich bald auch über die Grenzen der Monarchie fortpflanzte und überall einen für das preußiſche Selbſtgefühl ſehr beſchämenden Widerhall fand. Da das Geſetz ſelbſt zu lang iſt, um es hier mit aufzunehmen, ſo geben wir ihm einen Platz unter unſern Actenſtücken und Documenten (Nr. VIII.); es verdient dieſen Platz, nicht nur wegen der verhängnißvollen Folgen, die es für die innere Entwickelung Preußens gehabt hat, ſondern auch weil es manchem Leſer von Intereſſe ſein dürfte, dieſen Entwurf mit dem zu vergleichen, der kürzlich den preußiſchen Kammern vorlag — man wird ſich daraus überzeugen, wie dehnbar das öffentliche Bewußtſein und daß unſere Fanatiker vom Jahre Zweiundvierzig noch wahre Kinder waren gegen diejenigen, die heut bei uns das große Wort führen.

Nur die allgemeinſten Grundzüge ſowie die hervorragendſten Stellen, die das meiſte Aufſehen im Publikum machten, mögen hier Platz finden. — Dem ganzen Geſetz lag offenbar die Abſicht zu Grunde, der Ehe einen überwiegend kirchlichen Charakter zu geben und ſie dem Begriff eines Sacraments, im Sinne der katholiſchen Kirche, ſoweit anzunähern, wie die Grundlehren des proteſtantiſchen Bekenntniſſes nur immer geſtatteten. Die Einleitung berief ſich ausdrücklich auf die Mißbräuche, welche in Behandlung der Eheſachen und der die Ehe zerrüttenden Vergehen überhand genommen. Um die geſchwächte

Anerkennung der Heiligkeit der Ehe wieder herzuſtellen und der eingetretenen allzugroßen Erleichterung und Vervielfältigung der Eheſcheidungen entgegenzuarbeiten, müſſe zunächſt eine würdigere Behandlung der Ehe, wie ja auch die zu größerem Ernſt zurückkehrende Sitte ſelbſt ſie erfordere, vorbereitet werden. Als das einzige Mittel, von dem allein eine gründliche Heilung der beſtehenden Uebel zu erwarten, wurde das Chriſtenthum bezeichnet; um ihm und ſeinen Einwirkungen den Weg zu bahnen, habe der König die betreffenden Beſtimmungen des Allgemeinen Landrechts und der Allgemeinen Gerichtsordnung prüfen laſſen und werde danach, unter Aufhebung der entgegenſtehenden, bisher gültigen Beſtimmungen, das Nachfolgende verordnet.

Erſtlich ſollten die Scheidungsprozeſſe den Untergerichten ein für allemal abgenommen und lediglich vor die Obergerichte gebracht werden, bei denen zu dieſem Zweck beſondere Eheſenate eingerichtet werden ſollten. Inſofern die Obergerichte im Allgemeinen in höherem Anſehen ſtanden und auch wol durchſchnittlich mit beſſeren und bewährteren Kräften beſetzt waren, konnte das Publikum ſich dieſe Neuerung gefallen laſſen; ein Uebelſtand war nur, erſtlich, daß dadurch den Betheiligten eine Inſtanz verloren ging, die ſie bisher gehabt hatten, und zweitens der eigenthümliche Schatten, der dadurch auf die Untergerichte ſelbſt geworfen ward, gleich als wären ſie nicht reif oder würdig genug, über Eheſachen zu verhandeln.

Ferner ſollten die Parteien fortan perſönlich erſcheinen: eine in den meiſten Fällen höchſt zweckmäßige Neuerung, da das Scheiden per Mandat denn doch ein wenig gar zu bequem war und Diejenigen, die im Begriff ſtanden das heilige Band der Ehe zu löſen, doch zum wenigſten den Muth oder nach Umſtänden auch die Beſchämung haben mußten, dieſe ihre Abſicht perſönlich kundzugeben und zu vertreten.

Großes und gerechtes Bedenken dagegen erregte der folgende Punkt. Auch die bisherige Geſetzgebung hatte den Sühneverſuch durch den Geiſtlichen gekannt; daß er in den meiſten Fällen zu einer bloßen Form geworden, war nicht die Schuld des Geſetzes, ſondern Derer, die es ausführten. Der vorliegende Entwurf aber ging offenbar viel zu weit, indem er es den Geiſtlichen allein überließ, Ort, Zeit und Art des Sühneverſuchs zu beſtimmen; das Gericht durfte den Geiſt-

lichen gar nicht einmal vor ſich laden, es ſei denn auf ſeinen eigenen Antrag. Da aber der Sühneverſuch dem weiteren Scheidungsverfahren nothwendig vorausgehen mußte, ſo lag es mittelbar in der Hand des Geiſtlichen, dies Verfahren ſelbſt zu beſchleunigen oder auch ganz unmöglich zu machen. Das Gericht hatte keine Macht mehr über den Geiſtlichen, er durfte blos nicht erſcheinen oder keinen Termin zum Sühneverſuch anſetzen, ſo hatte das ganze Verfahren ein Ende, ſo daß es alſo eigentlich nicht das Gericht war, welches ſchied, ſondern der Geiſtliche. An dieſe Art geiſtlichen Einfluſſes war man bisher in Preußen nicht gewöhnt geweſen; mit Schrecken erkannte man daraus, von welcher Herrſchſucht das neue Pfaffenthum erfüllt war und wohin die Conſequenzen des „chriſtlichen Staats" den Staat ſelbſt endlich führen mußten — nämlich unter das Joch der Prieſter.

Ueberaus merkwürdig und aller ſonſtigen juriſtiſchen Praxis widerſprechend war ferner die Beſtimmung, daß, wenn der Verklagte aus Ungehorſam vor Gericht ausblieb, dieſes ſein Ausbleiben in contumaciam dahin ausgelegt werden ſollte, daß er die vorgebrachten Thatſachen beſtreite, während ſonſt bekanntlich beim Ausbleiben vor Gericht überall das Gegentheil, nämlich das Zugeſtändniß der von der Gegenpartei vorgebrachten Thatſachen angenommen wird. Eben ſo bedenklich erſchien auch, daß das bloße Zugeſtändniß des Verklagten, wenn daſſelbe nicht durch andere Umſtände unterſtützt werde, keine Beweiskraft haben ſollte. Zu welchen frivolen Erörterungen wurde dadurch möglicherweiſe Veranlaſſung gegeben, von welchen eklen Geheimniſſen wurde der Schleier hinweggeriſſen! Es waren Fälle denkbar, wo dadurch der letzte Funken von Scham und Sittlichkeit im Herzen des Irrenden erſtickt ward — erſtickt von denſelben Händen, die vielmehr berufen waren, ja die es als ihre eigenſte Aufgabe ausſprachen, Scham und Sittlichkeit zu pflegen und aufrecht zu erhalten.

Daß der Entwurf von den zahlreichen Ehescheidungsgründen der bisherigen Geſetzgebung die Mehrzahl ſtrich, konnte ebenfalls nur gebilligt werden; doch befanden ſich einige darunter, die offenbar nicht geſtrichen werden durften. So Unvermögen und körperliche Gebrechen des einen Theils, auch wenn ſie ſchon vor eingegangener Ehe beſtanden hatten; ferner Mißhandlungen, ſofern ſie nur nicht Leben und Geſundheit gefährdeten. Auch fortgeſetzte unordentliche Lebensart, Verſchwendung ꝛc. ſollten nicht mehr ſcheiden; nur beharrliche Trunk-

ſucht wurde noch als Scheidungsgrund beibehalten. Auch der ſo beliebte Grund des tief eingewurzelten unbezwinglichen Widerwillens unter gegenſeitiger Einwilligung wurde hinweggeräumt — vielleicht mit Grund, wenn man nur die Art und Weiſe ins Auge faßte, wie dieſe Beſtimmung bisher angewandt worden. Aber war dieſe leichtfertige Art und Weiſe denn nothwendig? und war es wirklich klug gethan, um des möglichen Mißbrauchs willen eine Beſtimmung zu entfernen, die doch für einzelne Fälle praktiſch unentbehrlich war?

Den lauteſten und begründetſten Unwillen aber erregte die Beſtimmung, wonach im Fall der Scheidung wegen Ehebruchs der ſchuldige Theil mit Zuchthausſtrafe belegt werden ſollte, und zwar von Gerichtswegen, alſo auch wenn der beleidigte Gatte keine Beſtrafung verlangte, ja wenn er ausdrücklich darauf verzichtete. Die Dauer der Zuchthausſtrafe ſollte von ſechs Wochen bis zu ſechs Monaten betragen können, wobei ſogar die berüchtigten, vor dem ſittlichen Bewußtſein in keiner Weiſe haltbaren, auch von der Wiſſenſchaft längſt verworfenen Beſtimmungen wegen halben und ganzen Ehebruchs (mit einer ledigen oder verheiratheten Perſon) mit aufgenommen waren. Welchen Zweck der Geſetzgeber bei dieſer in Preußen und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unerhörten Beſtimmung im Auge gehabt, war ſchwer zu ſagen. Wollte er von der Anſtellung von Scheidungsprozeſſen wegen Ehebruchs abſchrecken? Wollte er den beleidigten Ehegatten veranlaſſen, lieber das erlittene Unrecht zu verheimlichen, als die Schmach auf ſich zu nehmen, daß er den andern durch ſeine Klage ins Zuchthaus gebracht? Aber die Bibel ſelbſt, die bei unſeren neuen „chriſtlichen“ Geſetzgebern doch übrigens in ſo hohem Anſehen ſtand, gebot ja die Scheidung der Ehe wegen Ehebruchs. Oder wollte er umgekehrt dem beleidigten Ehegatten Gelegenheit verſchaffen, Rache zu nehmen? Das wäre vielleicht bibelmäßig, aber ganz gewiß nicht chriſtlich geweſen. —

Wir können nur wiederholen: der Entwurf erregte überall in der preußiſchen Bevölkerung einen Schrei des Unwillens und der Beſchämung; noch nie hatte eine Maßregel der Regierung eine ſo tiefe und allgemeine Indignation hervorgerufen, noch nie hatten jene dämoniſchen Mächte, die ſich mehr und mehr am preußiſchen Throne emporrankten, dem ſittlichen Bewußtſein der Nation, der Bildung der Zeit ſo keck ins Antlitz geſchlagen. Gern hätte man an

eine Myſtification geglaubt; allein dazu war der mitgetheilte Entwurf zu ausführlich, zu detaillirt und ach! enthielt zu Viel von dem, was man ſeinen Urhebern zutraute und zutrauen mußte.

Aber wenn er ächt war, wie kam er in die Oeffentlichkeit? Wie kam namentlich die Rheiniſche Zeitung dazu, dem Publikum die erſte Bekanntſchaft eines ſo wichtigen, ſo verhängnißvollen Dokuments zu verſchaffen?

Im erſten Augenblick, beſtürzt wie man war, glaubte ein Theil des Publikums wirklich, die Regierung ſelbſt habe die Veröffentlichung veranlaßt; ja man nahm keinen Anſtand, ſie dafür zu beloben und ſeine Befriedigung darüber auszudrücken, daß ſie über einen ſo wichtigen Gegenſtand nicht habe Beſchluß faſſen wollen, ohne zuvor die Meinung des Publikums und das Urtheil der Wiſſenſchaft deshalb einzuholen. Bald indeß erinnerte man ſich, daß die Rheiniſche Zeitung als das entſchiedenſte Oppoſitionsblatt der preußiſchen Preſſe bei der Regierung in hohem Grade unbeliebt war; es war mehr als unwahrſcheinlich, daß ſie ſich gerade dieſes unbeliebten, dieſes gehaßten Blattes bedient haben ſollte, der öffentlichen Meinung auf den Zahn zu fühlen, noch dazu in einer ſo überaus delicaten Angelegenheit.

Auch zögerte die Regierung ſelbſt nicht, die letzte Möglichkeit einer derartigen Annahme zu zerſtören. Der Entwurf war ächt, das konnte und wollte ſie nicht in Abrede ſtellen; er ſtand in der Rheiniſchen Zeitung und nach ihr in allen deutſchen Blättern abgedruckt, das war eine Thatſache; aber ſie ſelbſt hatte an der Veröffentlichung keinen Theil, das bewies der Zorn, ſowie der ganz ungewöhnliche Eifer, mit der ſie den Quellen der Veröffentlichung, die nur durch die Untreue eines Beamten möglich geworden, nachſpürte. Jetzt zeigte ſich, wie richtig Graf Arnim die Verhältniſſe erkannt hatte, als er den Antritt ſeines Amtes damit eröffnete, ſämmtlichen Angehörigen ſeines Miniſteriums die unverbrüchlichſte Verſchwiegenheit als erſte Amtspflicht einzuſchärfen. Leider waren ſeine Ermahnungen fruchtlos geweſen und auch jetzt bemühte die Regierung ſich vergeblich, den Miſſethäter ausfindig zu machen. Wenigſtens iſt im Publikum nichts davon bekannt geworden, daß es ihr gelungen; doch iſt es nicht unmöglich, daß einige Verſetzungen jüngerer Miniſterialbeamten aus Berlin in die entfernteſten und unwirthbarſten Winkel

von Oberschlesien, die bald nachher stattfanden, mit dieser Angelegenheit in Zusammenhang gestanden haben.

Aber wenn auch der eigentliche Urheber des Verbrechens nicht zu fassen war, so hatte man doch wenigstens seinen Mitschuldigen, man hatte die Rheinische Zeitung, und so ergoß die Regierung denn über diese die ganze Schale ihres Zornes. Zunächst wurde am 12. Novbr. dem verantwortlichen Redacteur der Rheinischen Zeitung, Buchhändler Renard in Köln, durch den dortigen Regierungspräsidenten von Gerlach in höherem Auftrag und im Beisein des von Amtswegen zugezogenen Regierungs-Justitiars das entschiedene Mißfallen der Staatsregierung an der Tendenz, welche die Rheinische Zeitung seit ihrem Beginn verfolge und an der sie trotz aller directen und indirecten Mahnungen hartnäckig festhalte, aufs Nachdrücklichste ausgesprochen. Herr von Gerlach erklärte ferner von Amtswegen, daß die Regierung den Buchhändler Renard nicht länger als verantwortlichen Redacteur des Blattes anerkennen könne, daß derselbe daher mit Ende des Monats als solcher abzutreten habe und daß bis dahin ein neuer, der Regierung für diese Eigenschaft zusagender verantwortlicher Redacteur aufgestellt sein müsse, widrigenfalls die Rheinische Zeitung mit dem bevorstehenden letzten December ihr Aufhören zu gewärtigen habe. Zugleich erging in Betreff des zeitherigen Mitarbeiters der Rheinischen Zeitung, Dr. Rutenberg aus Berlin, dem vorzugsweise die Redaction der Preußen und Deutschland betreffenden Artikel übertragen war, von Seiten des Regierungspräsidenten die Weisung, daß jede Theilnahme desselben an dem Blatte, sei es als Mitredacteur, oder durch von ihm geschriebene und von ihm in das Blatt aufgenommene Artikel sofort aufhören müsse, widrigenfalls nicht minder das schon angedeutete Verbot der Zeitung in sicherer Aussicht stehe.

Die Rheinische Zeitung war ein Actienunternehmen; vielleicht hatte man bei diesem damals noch sehr ungewöhnlichen, mehr russischen als preußischen Verfahren auf den heilsamen Schrecken gerechnet, welchen dasselbe bei den um ihr Eigenthum besorgten Actieninhabern hervorbringen würde. Aber wunderbar genug, das Princip schien den Betheiligten diesmal wirklich mehr zu gelten als der Geldbeutel; Dr. Rutenberg wurde entfernt, statt des Herrn Renard ein anderer verantwortlicher Redacteur in Vorschlag gebracht, die Tendenz des Blattes aber blieb unverändert,

ja es hatte faſt den Anſchein, als ob ſeine Oppoſition ſeit der Gerlach'ſchen Verwarnung nur noch energiſcher, ſeine Angriffe noch kecker, ſeine ganze Haltung noch friſcher und tapferer geworden wären. Im Feuilleton der Rheiniſchen Zeitung hatten ſich die namhafteſten der damaligen jungen politiſchen Dichter etablirt; was im obern Theil des Blattes als umfangreiche politiſche Abhandlung mit dem ganzen Gewicht wiſſenſchaftlicher und ſtatiſtiſcher Gründe auftrat, dazu lieferten im untern Theil die kecken, leichtbeſchwingten Verſe der Poeten gleichſam die Arabesken — und nicht ſelten waren die Arabesken noch wirkſamer und gefährlicher als das eigentliche Hauptbild.

Die Regierung ſah ſich alſo genöthigt, zu andern, noch ſtrengeren Maßregeln zu greifen. Allerdings wäre die ſofortige Unterdrückung des Blattes das Kürzeſte und Einfachſte geweſen; es hatte kein Privileg wie etwa die „Kölniſche", ſeine damals noch ſehr loyale Nebenbuhlerin, ſondern nur eine Conceſſion, konnte alſo durch einfache Conceſſionsentziehung jeden Augenblick unterdrückt werden. Dennoch mochte die Regierung wol Bedenken tragen, dies ſpäterhin ſo probate Mittel in dieſem Falle zur Anwendung zu bringen. Die Rheiniſche Zeitung ſtand namentlich in der Rheinprovinz in großem Anſehen und erfreuete ſich einer täglich wachſenden Verbreitung; unter ſeinen Actionären befanden ſich einige der reichſten und angeſehenſten Capitaliſten von Köln. Auch war die Rheiniſche Zeitung allgemein als der Glanzpunkt der jungen preußiſchen Preſſe, als eines der geiſtvollſten und beſtgeſchriebenen Blätter anerkannt, die jemals in Deutſchland erſchienen waren; ſie exiſtirte ferner erſt ſeit wenigen Monaten und ſo hätte es doch in der That einen gar zu übeln Eindruck gemacht, hätte die preußiſche Regierung, die ſich übrigens ſo viel mit dem neuen Leben wußte, das ſie der Preſſe einzuhauchen beabſichtigte, mit einem ſo jungen und dabei ſo bedeutenden Blatte nichts Anderes anzufangen gewußt, als es einfach — zu unterdrücken.

Man beſchloß daher, dem Sünder Zeit zur Beſſerung zu gönnen und ſetzte ihm Wächter und Erzieher, die ihn von ſeinen Untugenden kuriren ſollten. Unterm 1. Decbr. wurde der Cenſor der Rheiniſchen Zeitung, Polizeirath Dolleſchall in Köln, durch den Oberpräſidenten der Rheinprovinz Herrn von Schaper auf Anordnung der dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien von der ferneren Ausübung ſeiner Function als Cenſor entbunden. Man erinnerte ſich, daß in Königs-

berg bereits ein ganz ähnlicher Fall vorgekommen war; auch hier war der Polizeidirector Herr von Abegg wegen der großen Gelindigkeit, welche er bewiesen hatte, von der Handhabung der Censur entbunden worden. Freilich war es schlimm, wenn die Regierung ihren eigenen Censoren nicht mehr trauen konnte und mit Recht durfte man zweifeln, ob ein Institut, das Denen selbst, die es errichtet, und zu deren Schutz und Vortheil es erhalten ward, so lästig fiel und so viele Sorgen machte, überhaupt noch länger zu halten sei. Auch hatte die Regierung eben bei dem Königsberger Vorfall bereits die Erfahrung gemacht, daß mit einem bloßen Wechsel der Censoren noch keineswegs geholfen sei; diese verwünschten liberalen Ideen lagen einmal in der Luft, der alte Maßstab zwischen Erlaubtem und Verbotenem war ganz abhanden gekommen, die Censoren selbst waren von dem Geist der Zeit angesteckt und wußten offenbar nicht mehr, was sie streichen sollten und was nicht. —

Dennoch — es war eine rheinische Zeitung und so beschloß man den Versuch noch einmal zu wagen. Die dem Polizeirath Dolleschall abgenommene Censur wurde einem andern Beamten, dem Regierungsassessor Wiethaus übertragen, doch nur provisorisch; wir müssen dahin gestellt sein lassen, ob, weil die Regierung es so wollte oder weil vielleicht Herr Wiethaus selbst, in Ahnung des Kommenden, Bedenken trug, ein so dornenreiches Amt auf die Dauer zu übernehmen.

War dies Letztere der Fall, so hatte seine Ahnung ihn nicht getäuscht. So viel Mühe er sich auch gab und so unerbittlich sein Rothstift in den Spalten der Rheinischen wüthete, so gelang es ihm doch nicht, seine Auftraggeber zufrieden zu stellen. Die Rheinische Zeitung war und blieb der Sammelplatz aller oppositionellen Elemente; Alles, was Preußen, was Deutschland an jungen, frischen und freisinnigen oder, wie die Freunde der Regierung wehklagten, an revolutionären Talenten besaß, flüchtete sich hierher und bildete, mit den verschiedensten Waffen kämpfend, bald ernsthaft, bald scherzend, bald gelehrt, bald volksthümlich, heute in Prosa, morgen in Versen, eine Phalanx, gegen die Censur und Polizei vergebens ankämpften. Ja, sei es, daß die Zeitung sich durch die unausgesetzten Plackereien erbittert fühlte, sei es das sichere Vorgefühl, daß ihr Tod dennoch unabwendbar und daß sie mithin nichts mehr zu schonen und zu wagen habe — genug, was sich

ſchon gleich nach der Standrede des Präſidenten von Gerlach gezeigt hatte, trat immer deutlicher, in immer kräftigern, immer verwegenern Zügen hervor: die Zeitung wurde immer kecker, immer leidenſchaftlicher; immer mehr zogen die gemäßigten Liberalen ſich von ihr zurück, immer tiefer gerieth ſie in die Hände jener früher erwähnten radicalen Fraction; ihres nahen Todes gewiß, hatte die Rückſicht des größeren Abſatzes, der größeren Popularität keinen Reiz mehr für ſie und ſo ſprach ſie immer lauter, immer unumwundener jene aus philoſophiſchem Idealismus und demagogiſchem Pathos gemiſchte Sprache, wie ſie zuerſt die „Halleſchen Jahrbücher" eingeführt hatten und wie ſie dem Ohr der damaligen deutſchen Jugend ſo verlockend, ſo unwiderſtehlich klang. Es war klar: „ſie wollte ſterben" — aber dieſer Tod ſollte wenigſtens nicht ungerächt bleiben. —

Die Sache wurde endlich ſo arg (wir reden natürlich im Sinne der Regierung), daß letztere ſich genöthigt ſah, ihren eigenen Cenſor überzucenſiren. Durch Reſcript vom 21. Januar 1843 trugen die dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien dem Regierungspräſidenten von Gerlach in Köln auf, „ſich täglich das ganze Blatt der Rheiniſchen Zeitung, nachdem es die Cenſur paſſirt habe, vorlegen zu laſſen, deſſen Druck und Ausgabe niemals vor der durch ihn bewirkten Durchſicht zu geſtatten und das Erſcheinen deſſelben ganz zu verhindern, wenn er der Cenſur ungeachtet doch unzuläſſige Stellen oder Artikel darin finden ſollte."

Um des Himmels willen, welch ein Thurmbau zu Babel war das und wohin gerieth die Regierung in dem vergeblichen Bemühen, ſowol ihre Cenſur wie auch die Rheiniſche Zeitung aufrecht zu erhalten! Die Cenſur unter Cenſur geſtellt! Ein preußiſcher Regierungspräſident, ein Großwürdenträger der Bureaukratie, deſſen Minuten zwar nicht Geldmünzen waren, aber doch von ihm ſelbſt ſo hoch geachtet wurden, verurtheilt Tag für Tag mit höchſteigenen Augen die rieſigen Spalten der Rheiniſchen Zeitung durchzuleſen und Jagd zu machen auf verbotene Stellen! — Der Vorfall war ungemein lehrreich, namentlich auch deshalb, weil er zeigte, wie unmöglich es war, eine pflichtgetreue Cenſur und eine liberale und geiſtvolle Preſſe neben einander zu haben. Die Langmuth der preußiſchen Regierung (die wirklich etwas Rührendes hatte, beſonders wenn man ſich an die ſonſtige kurzangebundene Weiſe der preußiſchen Bureaukratie erinnerte;

ſie wollte oder ſollte dem rheiniſchen Sohn Abſalon nicht wehe thun) — dieſe Langmuth der preußiſchen Regierung war ohne Zweifel ſehr gut gemeint: aber es geht nun einmal nicht an, Gott und Belial zugleich zu dienen. Wollte die Regierung den Ruhm haben, die Preſſe zu heben und Literatur und Wiſſenſchaft zu befördern, ſo mußte ſie auf die Cenſur verzichten; wollte ſie aber die Cenſur beibehalten, ſo war es auch nichts mit jenem Ruhm, und Alles, was dienſtwillige Regierungsfedern darüber verbreiteten, war Wind, eitel Berliner Wind....

Die nächſte und natürlichſte Folge der ſeltſamen Verordnung war übrigens, daß unmittelbar nach dem Eintreffen derſelben in Köln (24. Januar) Herr Wiethaus, in ſeiner Beamtenehre gekränkt, das Cenſoramt der Rheiniſchen Zeitung niederlegte und zwar, wie man hinzuſetzte, mit ausdrücklicher Beziehung auf die Verfügung vom 21. Die Confuſion wurde dadurch natürlich immer höher geſteigert; mit welchem Schwertſtreich die Regierung ſie endlich löſte, davon ſpäter und kehren wir jetzt noch einmal flüchtig zu der Veranlaſſung all dieſer Calamitäten, dem Entwurf des neuen Eheſcheidungsgeſetzes, zurück.

Derſelbe wurde, wie bereits erwähnt, von faſt allen deutſchen Blättern nachgedruckt und erhielt dadurch eine ganz ungemeine Verbreitung. Namentlich auch außerhalb Preußen; man betrachtete ihn daſelbſt gleichſam als Programm der neuen preußiſchen Regierung, als ein Unterpfand deſſen, was ſchließlich von den großen Hoffnungen, mit denen dieſelbe Anfangs begrüßt worden war, zu halten — und der Leſer erräth leicht, wie niederſchlagend für dieſe Hoffnungen die Bemerkungen waren, mit denen man das ſeltſame Actenſtück begleitete. Nichts, ſagten wir vorhin, hatte in Preußen ſelbſt ſolche Indignation erregt als dieſer Entwurf: aber nichts that auch dem Anſehen Preußens im Auslande ſo großen und gründlichen Schaden.

Aber nicht blos Zeitungen und Wirthshauspolitiker zerfleiſchten den armen Entwurf: auch die ernſte Wiſſenſchaft machte ſich darüber her und bewies ausführlichſt nach Kapiteln und Paragraphen, daß dieſes projectirte preußiſche Eheſcheidungsgeſetz nicht blos eine politiſche, ſondern auch eine juriſtiſche Mißgeburt ſei. Es bildete ſich in kürzeſter Zeit eine ganze eigene Literatur über den vielgenannten Entwurf: doch waren alle Stimmen darüber einig, daß er unhaltbar und unmöglich.

Und ſo war der Entwurf, als er endlich am 18. Januar 1843 im Staatsrath wirklich zur Berathung kam, im Grunde bereits ſo gut wie todt. Niemand glaubte, Niemand fürchtete mehr, daß er zur Annahme gelangen könne; ja ſelbſt die Preußiſche Staatszeitung hielt es am Eröffnungstage der Berathungen für zweckmäßig, ausdrücklich zu erklären, daß die Angabe verſchiedener öffentlicher Blätter, eine königliche Cabinetsordre habe dem Staatsrath unterſagt, Unterſuchungen über die Principien des Geſetzes anzuſtellen, indem dieſe feſt und unabänderlich wären, jeder thatſächlichen Begründung ermangele.

Zehntes Kapitel.

Berathung der ständischen Ausschüsse der Rheinprovinz über den von der Regierung vorgelegten Entwurf einer rheinischen Communalverfassung: 11. Novbr. 1842. Graf Arnim als Vorsitzender; Betheiligung des Herrn von Auerswald, Präsidenten der Regierung zu Trier. — Die Mitglieder des rheinischen Provinzialausschusses erklären, dem Entwurf ihre Zustimmung nicht geben zu können. Ihre Gründe dafür; der Entwurf von 1833 und der „Rückschritt", den man seitdem gemacht. — Vergeblicher Widerstand der Minister; der Entwurf wird nach kurzer Berathung mit außerordentlicher Stimmenmehrheit verworfen. — Verdruß des Gouvernements über diese Niederlage. Klagen und Vorwürfe ihrer Anhänger; die Rheinprovinz als ein gefährliches und schädliches Element im Organismus des preußischen Staatslebens. — Die ostpreußischen Zustände. — Das Verfahren gegen den Oberlehrer Witt in Königsberg. Herr Eichhorn läßt dem Oberlehrer Witt beim Oberlandesgericht zu Königsberg wegen hartnäckiger Widersetzlichkeit ꝛc. den Prozeß machen; Gehässigkeit der Anklage — Wahl eines neuen Oberbürgermeisters von Königsberg. Politische Bedeutung derselben; Rückblick auf die Breslauer Bürgermeisterwahl. — Herr Walesrode; sein Sendschreiben an die „wahrhaft Liberalen." Der Jacoby'sche Prozeß wegen der „Vier Fragen" in zweiter Instanz. Vertheidigung des Angeklagten. Der Appellationssenat des Königl. Kammergerichts zu Berlin verkündet seine völlige Freisprechung: 19. Januar 1843. — Außerordentlicher Eindruck dieser Freisprechung. Johann Jacoby und sein politisches Auftreten; Bedeutung seiner Flug- und Vertheidigungsschriften für die politische Bildung der Zeit — Die Ausfertigung des freisprechenden Erkenntnisses wird ihm verweigert; vergebliche Schritte, dieselbe dennoch zu erlangen, Aussicht auf neue gerichtliche Verhandlungen.

Bei weitem weniger Aufsehen machte die Niederlage, welche die preußische Regierung in Betreff der für die Rheinprovinz projectirten Communalverfassung durch die ständischen Ausschüsse der gedachten

Provinz, die bekanntlich zum Zweck dieſer Berathung noch in Berlin zurückgeblieben waren, erlitt; ja man kann zweifeln, ob das größere Publikum nur überhaupt Etwas davon erfuhr. Sehr natürlich: waren es doch die Ueberreſte der ſtändiſchen Ausſchüſſe, die dabei fungirten — jener Ausſchüſſe, die ſchon, als ſie noch im Pleno verſammelt, nicht im Stande geweſen waren, die Aufmerkſamkeit des Publikums zu feſſeln.

Gleichwol war, alle Umſtände recht erwogen, die Niederlage für die Regierung noch immer ärgerlich genug. Man erinnert ſich, mit welcher Sorgfalt die Regierung den Gedanken einer neuen rheiniſchen Gemeindeverfaſſung gepflegt, welchen Eifer ſie dafür in der Rheinprovinz ſelbſt erweckt und welche Dankſagungen für das beabſichtigte Geſchenk ſie von ihr bereits eingeerntet hatte. Andererſeits erinnert man ſich auch, welche klägliche Rolle die ſtändiſchen Ausſchüſſe bisher geſpielt und wie ſehr ſie die Regierung daran gewöhnt hatten, nur eine Reihe gutmüthiger Jabrüder in ihnen zu erblicken; mit der vollen Verſammlung von achtundneunzig Köpfen war die Regierung fertig geworden, glänzend fertig geworden und nun ſo zu ſagen im Hafen, an dieſem kleinen Ueberreſt der ehemaligen Verſammlung, mußte ſie Schiffbruch leiden!

Am 10. November hatte die feierliche Entlaſſung der vereinigten ſtändiſchen Ausſchüſſe ſtattgefunden. Am Tage darauf traten die Mitglieder des rheiniſchen Provinzialausſchuſſes zu der ihnen bewilligten Berathung über den von der Regierung ausgearbeiteten Entwurf einer rheiniſchen Gemeindeverfaſſung zuſammen. Die Regierung hatte offenbar die Abſicht, dieſen Berathungen einen möglichſt unbedeutenden, privaten Charakter zu geben: die Verſammlung fand nicht im Königlichen Schloſſe, wo die vereinigten Ausſchüſſe getagt hatten, ſondern beim Miniſter des Innern Grafen Arnim ſtatt, der auch das Präſidium führte. Außerdem wohnten ihr auch der Finanzminiſter von Bodelſchwingh und der Präſident der Regierung zu Trier Herr von Auerswald bei. Es war dies derſelbe Herr von Auerswald-Röderdorf, der ſich in den Berathungen der vereinigten Ausſchüſſe als ein ſo muthiger Kämpfer gezeigt hatte und von dem auch namentlich der von der ganzen Verſammlung mit allgemeinem Beifall aufgenommene und zur Kenntnißnahme des Königs

im Protokoll niedergelegte Proteſt gegen die Geſchäftsordnung in der Sitzung vom 8. Nov. ausgegangen war. Als Ausſchußmitglied nahm er ſeinen Platz unter den Deputirten der Provinz Preußen ein; dieſer nachträglichen Verſammlung der rheiniſchen Ausſchußmitglieder wohnte er nur in ſeiner Eigenſchaft als Präſident der Regierung zu Trier bei, welchen Poſten er, wie in einem frühern Abſchnitt erzählt worden iſt, gegen das nicht ganz freiwillig niedergelegte Amt eines Oberbürgermeiſters von Königsberg eingetauſcht hatte.

Die Sitzung war ebenſo kurz wie das Reſultat entſchieden und einſtimmig. Die Mitglieder des rheiniſchen Provinzialausſchuſſes erklärten, daß ſie nach reiflicher Prüfung der ihnen mitgetheilten für die Rheinprovinz beſtimmten Gemeindeordnung ſich nicht für berechtigt hielten, dieſem Entwurf ihre Zuſtimmung zu geben. Die beiden Mitglieder des Fürſtenſtandes, ſowie ein Mitglied der Ritterſchaft ausgenommen, gaben ſämmtliche Mitglieder ihr höchſtes Erſtaunen über den Entwurf zu erkennen, indem derſelbe gerade die entgegengeſetzten Principien desjenigen Entwurfs enthalte, der bereits im Jahre 1833 dem rheiniſchen Landtage zur Begutachtung vorgelegen habe. Der Entwurf von 1833 habe den Gemeinden die bereits früher genoſſene Selbſtändigkeit wieder verheißen; davon ſei in dem gegenwärtig vorliegenden Entwurfe nichts zu finden und ſei derſelbe alſo in dieſer Hinſicht als ein entſchiedener Rückſchritt und eine Verſchlechterung zu betrachten. Außerdem räume er auch gewiſſen Klaſſen eine Bevorzugung ein, die in der Rheinprovinz, das wiſſe man voraus, den allerunangenehmſten Eindruck machen würde. Endlich aber würde im Eingange des neuen Entwurfs den größeren Städten anheimgeſtellt, entweder ſich bei dieſer Gemeindeordnung zu beruhigen oder aber auf Verleihung der revidirten Städteordnung anzutragen: eine Alternative, die zu großen Verſchiedenheiten führen würde, nicht nur zwiſchen den einzelnen Städten der Provinz, ſondern auch im Allgemeinen zwiſchen Stadt und Land und die deshalb nicht als zweckmäßig erachtet werden könne. Aus allen dieſen Gründen, ſchloß die Erklärung, ſei der mitgetheilte Entwurf nicht als den Wünſchen und Bedürfniſſen der Provinz entſprechend zu betrachten, vielmehr müſſe dringend gewünſcht werden, daß die Regierung von der Publication deſſelben Abſtand nehme möge und das um ſo mehr, als der rhei-

niſche Landtag über die darin enthaltenen Grundſätze gar nicht gehört worden ſei.

Zwar ſuchten die Miniſter die Verſammlung auf andere Gedanken zu bringen; doch blieb ihr Bemühen (bei dem ſie übrigens vom Präſidenten von Auerswald nur ſehr ſchwach unterſtützt worden ſein ſollen) erfolglos. Die Majorität der rheiniſchen Ausſchußmitglieder erklärte wiederholt, daß ſie von den Vorſchlägen, welche der rheiniſche Provinziallandtag von 1833 nach einer langen und lebhaften Debatte beſchloſſen habe, nicht abgehen könnte noch würde. Es wurde darauf zur Abſtimmung geſchritten und von den vierzehn anweſenden Abgeordneten ſprachen ſich nur drei (es waren die oben erwähnten zwei Mitglieder des Fürſtenſtandes, nebſt einem Mitgliede der Ritterſchaft) für den Entwurf der Regierung aus, während alle übrigen ſich dagegen erklärten.

Dieſer Ausgang war für die Regierung eben ſo unerwartet wie ärgerlich. Zwar ſtand es ihr immer noch frei, den Entwurf noch nachträglich dem Plenum des rheiniſchen Provinziallandtags vorzulegen: doch war bei der impoſanten Majorität, die ſich Seitens des Ausſchuſſes gegen denſelben erklärt hatte, auch dabei kaum auf ein günſtiges Reſultat zu rechnen. Jedenfalls ſtand dem Entwurf in dieſer Verwerfung Seitens des Ausſchuſſes ein gefährliches Präjudiz entgegen und bei der aufgeregten Stimmung, die übrigens ſchon in der Rheinprovinz herrſchte und welche bald darauf durch die gegen die Rheiniſche Zeitung ergriffenen Maßregeln ſo bedeutend erhöht wurde, ſchien es nicht rathſam, den Verſuch nur überhaupt anzuſtellen.

Was aber dieſe Niederlage am empfindlichſten machte, das war der Umſtand, daß die Regierung ſie ſich gewiſſermaßen muthwillig zugezogen; ſie hätte nur auf das Geſuch der rheiniſchen Ausſchußmitglieder nicht einzugehen brauchen, ſie hätte nur einfach ſagen dürfen, es ſei dies nicht der Zweck, wozu ſie die Ausſchüſſe entboten, und die Niederlage wäre ihr erſpart geblieben. Bei der ſchlechtverhehlten Eiferſucht, mit der ein großer Theil der altpreußiſchen Bureaukratie, ſowie namentlich des altpreußiſchen, beſonders des märkiſchen Adels, die Rheinprovinz, dieſen angeblichen Heerd aller politiſchen Neuerungen, noch immer betrachtete, fehlte es nicht an Stimmen, welche der Regierung dieſe ihre Inconſequenz zum ſchweren Vorwurf machten. Das, ſagte man, komme heraus bei dieſem Liebäugeln mit

der Rheinprovinz, das habe die Regierung davon, daß ſie dieſe nimmerſatten, verwöhnten Rheinländer, dieſe Dreiviertelsfranzoſen, die doch nie ein rechtes Herz für Deutſchland hätten, mit ſolcher übertriebenen Zuvorkommenheit behandele, zuweilen ſogar auf Koſten der alten Provinzen. Nun ſehe die Regierung, wie dankbar der Rheinländer ſei und was von ſeiner Anhänglichkeit an die Krone Preußen zu halten. Wahrlich, es wäre beſſer, Preußen hätte dies Danaergeſchenk niemals angenommen; die Rheinprovinz ſei die wahre Pandorabüchſe, aus der immer neue Projecte, neue Widerſprüche, Aufreizungen und Unruhen hervorgingen und wäre es nicht wegen der Preußiſchen Ehre, ſo möchte man wol den Tag ſegnen, wo Preußen dieſes gefährliche Beſitzthum wieder los würde. — So damals einzelne murrende Stimmen. Man achtete ihrer dazumal wenig — und doch waren ſie nur das Vorſpiel jenes wüſten Geſchrei's, das noch in dieſem Augenblick ſelbſt in der Mitte der preußiſchen Vertreter gegen die Rheinprovinz erhoben wird und das unabläſſig dahin ſtrebt, eine Kluft zu erweitern, an deren Ausfüllung doch vielmehr alle Theile in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe von ganz Deutſchland aus allen Kräften arbeiten ſollten.

Aber das Verdrießlichſte, was der Regierung begegnete, erfuhr ſie doch in Oſtpreußen. Wir wiſſen: der Boden war der Regierung hier ſeit Längerem nicht günſtig, es war ein alter Span zwiſchen der Regierung und der Provinz, und wenn ſelbſt die höchſtgeſtellte Intelligenz des Landes den „Königsberger Juden und Judengenoſſen" den Urſprung dieſer ganzen unſeligen Aufregung zuſchrieb, wie mochten da erſt die untergeordneten Mitglieder und Werkzeuge der Regierung urtheilen?!

Als wir uns zuletzt mit den Zuſtänden der Provinz Preußen und der Wirkſamkeit der oſtpreußiſchen Oppoſition beſchäftigten, ſtand der Streit wegen des Oberlehrers Witt eben in vollen Flammen. Herr Eichhorn hatte Herrn Witt die Alternative geſtellt, entweder ſeine Theilnahme an der Königsberger Zeitung oder ſein Schulamt am Kneiphöfiſchen Gymnaſium aufzugeben. Herr Witt hatte dem Miniſter das Recht beſtritten, ihm eine derartige Alternative zu ſtellen und der Königsberger Magiſtrat, als Patron des Kneiphöfiſchen Gymnaſiums, ſowie die Stadtverordneten von Königsberg waren ſeiner Erklärung beigetreten und hatten ihn ihres beſonderen Schutzes

verſichert. Der Director des mehrgenannten Gymnaſiums, Herr Lucas, im Verdacht, Herrn Witt durch ein doppelzüngiges Zeugniß geſchadet zu haben, hatte ſich vor dem Sturm des Unwillens, der ſich infolge deſſen wider ihn erhoben, zurückgezogen und beim Miniſter um Enthebung von ſeinem Directorate nachgeſucht. Gleichzeitig hatte Herr Witt das ganze gegen ihn eingeſchlagene Verfahren für ungeſetzlich erklärt und ſeine Abſicht zu erkennen gegeben, den Weg Rechtens dagegen einzuſchlagen.

Eine ſolche Drohung würde heutzutage vermuthlich allein ſchon hinreichend ſein, Demjenigen, der ſie auszuſtoßen gewagt, eine Vorladung vor den Disciplinargerichtshof zuzuziehen. Zu den Zeiten des Herrn Eichhorn war die Maſchine noch nicht ſo wohl eingerichtet; Herr Eichhorn, ein ſtudirter Juriſt, hatte noch einigen Reſpect vor der Berufung auf den Weg Rechtens und er zeigte denſelben dadurch, daß er ſich beeilte, dieſen Weg ſelbſt zu betreten.

Am 21. October wurde auf Antrag des Miniſters Eichhorn bei dem Oberlandesgericht zu Königsberg gegen den Oberlehrer Witt eine gerichtliche Unterſuchung eingeleitet. Der Gegenſtand der Klage war, daß Herr Witt auf die an ihn ergangene Aufforderung des Miniſters hin ſein Privatverhältniß zur Redaction der Königsberger Zeitung aufzugeben: alſo daſſelbe Vergehen, wegen deſſen er bereits ſeit dem 12. September, ebenfalls auf Veranlaſſung des Miniſters Eichhorn, von ſeinem Lehramt am Kneiphöfiſchen Gymnaſium ſuspendirt war. Die Anklageacte wurde vom Provinzial-Schulcollegium der Provinz Preußen im Auftrage des Miniſters eingereicht. Witt's Ungehorſam, hieß es darin wörtlich, erſcheine um ſo ſtrafbarer, je beharrlicher er ſeinen Eigenwillen der wiederholten ausdrücklichen Aufforderung und Anweiſung ſeiner höchſten vorgeſetzten Dienſtbehörde gegenüber behauptet habe. Es könne hierin nicht etwa nur ein Vergehen wider die Subordination, wie es der § 352, Th. 2. Tit. 20 des Allgemeinen Landrechts mit einer verhältnißmäßigen Geldſtrafe und erſt im Wiederholungsfalle mit der Strafe der Kaſſation bedrohe, ſondern es müſſe in dem Verhalten des Herrn Witt vielmehr dasjenige vorſätzliche Zuwiderhandeln gegen die Vorſchriften ſeines Amtes erkannt werden, für welches der § 333, Th. 2. Tit. 20 des Allgemeinen Landrechts die Strafe beſtimme. Denn Herr Witt habe nicht etwa, wie der

§ 333. l. c. vorausſetzt, nur in einer ſeiner Amtsführungen ſich ungehorſam bezeigt, ſondern er habe den Vorſchriften ſeines Amtes überhaupt und im Ganzen zuwidergehandelt, indem er ein Nebengeſchäft fortſetze, welches nach dem pflichtmäßigen Ermeſſen der vorgeſetzten Behörde (das heißt erſt nach dem zweiten, das erſte Gutachten des Herrn Lucas hatte, wie der Leſer ſich erinnert, ganz anders gelautet) die Verwaltung ſeines Amtes unmöglich mache. Hienach habe denn der Strafantrag ausdrücklich ſo begründet werden müſſen, wie geſchehen, zumal der angezogene Paragraph dem erkennenden Richter Gelegenheit gebe, auf alle gravirenden Momente, deren in ſämmtlichen Vorgängen mit dem Herrn Witt ſo viele lägen und die nothwendig ihren Einfluß auf die Beſtrafung äußern müßten, die gebührende Rückſicht zu nehmen, während es ſich bei Anwendung des § 352 lediglich um das Vergehen der Inſubordination gehandelt haben würde. —

Man ſieht, von chriſtlicher Verſöhnlichkeit wußte Herr Eichhorn trotz ſeines chriſtlichen Standpunktes nicht viel; mit eiferſüchtiger Wachſamkeit ließ er Alles herbeiziehen, was geeignet ſchien, die Schuld des Herrn Witt und mithin auch ſeine Strafe zu erhöhen; es war faſt wie in dem alten Schwank: erſt gehängt und dann geköpft . . .

Dieſer Prozeß ging nun alſo ſeinen Gang; ſchon aber näherte ein anderer, der ebenfalls von Königsberg ſeinen Urſprung genommen hatte und auf den die öffentliche Aufmerkſamkeit in noch weit höherem Grade gerichtet war, als auf dieſe Witt'ſche Angelegenheit, ſich ſeinem Ende. Allein bevor wir davon des Genaueren ſprechen, ſei es geſtattet, hier noch einiger beiläufigen Ereigniſſe zu gedenken, die ſich ungefähr um dieſelbe Zeit in Königsberg zutrugen.

Erſtlich die Königsberger Bürgermeiſterwahl. Durch die Verſetzung des Herrn von Auerswald nach Trier war dieſer unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden doppelt wichtige Poſten erledigt; die Stadtverordnetenverſammlung, welcher das Recht der Präſentation zuſtand, war, wie ſie bereits zur Genüge dargethan hatte, in ihrer Mehrheit der liberalen Richtung mit Entſchiedenheit zugeneigt und es war voraus zu ſehen, daß ſie dieſe ihre Richtung bei dieſer Gelegenheit am Wenigſten verleugnen würde. Und doch mußte der Regierung Alles daran gelegen ſein, die oberſte bürgerliche Leitung dieſer ſo einflußreichen Stadt in zuverläſſige Hände zu bringen. Schon Herr von

Auerswald war ihr zu liberal geweſen, ſelbſt er, damals noch der perſönliche Freund, der Günſtling des Königs, hatte von ſeinem Poſten weichen müſſen; gelang es den Stadtverordneten jetzt, ihre liberalen Sympathien durchzuſetzen, wo blieb dann der Vortheil, den die Regierung ſich von der Verſetzung des Herrn von Auerswald verſprochen und war ſie vielmehr nicht in der Gefahr, aus dem Regen in die Traufe zu kommen? Denn beſtätigen und verweigern war alsdann gleich mißlich.

Man ſuchte daher höhern Orts auf alle Weiſe auf die Wahl einzuwirken; die Folgen der königlichen Ungnade, die durch eine oppoſitionelle Wahl nothwendig hervorgerufen werden müſſe, wurden mit lebhaften und eindringlichen Farben geſchildert. Die nächſte Wirkung davon war natürlich nur dieſe, daß die liberale Partei ihre Kräfte nun erſt recht zuſammennahm und ebenfalls Alles aufbot, die Wahl nach ihrem Sinne zu leiten. Die Königsberger Bürgermeiſterwahl wurde zu einem Schlachtfeld, auf dem nicht blos die Parteien der Stadt, ſondern der ganzen Provinz ihre Kräfte maßen; es war eine ähnliche Aufregung, ein ähnliches Agitiren und Conſpiriren, wie bei Gelegenheit jener Breslauer Bürgermeiſterwahl, von der früher die Rede geweſen und aus der endlich Herr Pinder, ebenfalls ein Königsberger, der Schützling des Herrn von Schön, hervorgegangen war.

Doch entſprach das ſchließliche Reſultat der Heftigkeit des Kampfes nicht ganz. Noch fühlte keine der Parteien ſich ſtark genug, keine ſah ihren Vortheil darin, die Sachen auf die Spitze zu treiben; ſo ſchloß man denn eine Art von Compromiß. Die Stadtverordneten hatten vorſchriftsmäßig drei Candidaten zu präſentiren; in erſter Stelle ſchlugen ſie den Commerzienrath Burdach vor, damals einer der entſchiedenſten Liberalen Königsbergs, in zweiter den Juſtizrath Krah, zwar ebenfalls liberal, doch von gemäßigter Färbung, in dritter einen höheren Juſtizbeamten ohne alle politiſche Nüance. Doch fungirte Letzterer nur als Strohmann, indem er die Wahl ſofort freiwillig ablehnte. Die Regierung kam ebenfalls auf halbem Wege entgegen: ſie beſtätigte den Juſtizrath Krah, der dem Amt denn auch bis zu ſeinem Tode im Herbſt 1848 zur beiderſeitigen Zufriedenheit vorgeſtanden hat und ſo war dieſer Stein des Anſtoßes alſo glücklich aus dem Wege geräumt.—

Das Zweite, was wir hier noch einzuſchalten haben, betrifft jenen geiſtreichen Pamphletiſten Herrn Walesrode, deſſen wir ſchon

bei einer früheren Gelegenheit gedachten. Herr Walesrode war durch ſeine Vorleſungen im Winter 1842 eine der beliebteſten Perſönlichkeiten von Königsberg geworden; ſein glänzender Witz, ſein Talent der Rede, verbunden mit der Unerſchütterlichkeit ſeines Charakters, machten ihn ſeinen Freunden und Meinungsgenoſſen ebenſo theuer, wie er ſeinen Gegnern furchtbar war. Im Lauf des Sommers trat er mit einem „Sendſchreiben an die wahrhaft Liberalen" auf, das in und außerhalb der Provinz große Senſation erregte. „Die wahrhaft Liberalen" nannten ſich nämlich jene ehemaligen Verbündeten von Preußiſch Holland, die durch ihre Denunziationen und Intriguen ſo viel Unheil in der Provinz geſtiftet und ſich namentlich auch gegen den würdigſten Mann derſelben, den Herrn von Schön, ſo ſchwer vergangen hatten. In allgemeinen Mißcredit gerathen, von ihren eigenen ehemaligen Gönnern verlaſſen, wagten ſie nicht mehr, unter ihrer eigentlichen Firma aufzutreten; der Liberalismus war einmal Mode, beſonders in Oſtpreußen — wohlan, machen wir die Mode mit, thun wir ebenfalls liberal, ja rühmen wir uns, die „wahrhaft" Liberalen zu ſein, gegen welche die Uebrigen nur leere Schwätzer, nur deſtructive, hirnverbrannte Köpfe ſind. Unter allen Feinden, welche dem oſtpreußiſchen Liberalismus drohten, waren dieſe falſchen Freunde der Freiheit, die das Unkraut unter den Weizen ſäeten, bei weitem die gefährlichſten, und die ganze Provinz, die ſich mehr und mehr als eine politiſche Genoſſenſchaft fühlte, wußte es daher Herrn Walesrode Dank, daß er den Wölfen den Schafspelz abgezogen. Sein Sendſchreiben, in einem kecken, herausforderndem Styl geſchrieben, gewürzt mit allen feinſten Blüten des Witzes und der Perſiflage, wurde verſchlungen und trug weſentlich dazu bei, das Parteibewußtſein bei Freunden und Feinden immer ſchärfer und nachhaltiger auszuprägen. —

Und ſo gelangen wir denn endlich zu dem denkwürdigen Ereigniß, von dem die Kunde in den erſten Wochen des neuen Jahrs in das Publikum drang: unterm 19. Januar 1843 hatte der Appellationsſenat des Kammergerichts zu Berlin den Dr. Jacoby in Königsberg, den Verfaſſer der „Vier Fragen", in dem auf Grund dieſer Schrift wider ihn angeſtrengten Prozeſſe in zweiter und letzter Inſtanz völlig freigeſprochen.

Das war ein Ausgang, wie ihn vielleicht Niemand erwartet

hatte, nur den Angeklagten ausgenommen, der, wie er mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit auf ſeinem Recht beharrte, auch mit feſtem Vertrauen dem endlichen Siege deſſelben entgegenſah und ihn mit feſter Stimme zum Voraus verkündigte. Aber ſo unerwartet das Reſultat den Meiſten war, eine ſo allgemeine, ſo ſtürmiſche Freude erregte es. Welchen Antheil das Publikum an dem Jacobyſchen Prozeß genommen und wie wohl es ſich der ausgezeichneten Stellung bewußt war, die den „Vier Fragen" und ihrem Verfaſſer in der Geſchichte dieſer letzten Jahre gebührte, das hatten die Adreſſen und Bürgerkronen bewieſen, welche auf die Nachricht von ſeiner Verurtheilung in erſter Inſtanz in den verſchiedenſten Theilen der Monarchie für ihn in Anregung gebracht worden waren und die, wie an ſeinem Ort erzählt worden, zum Theil ſelbſt wieder zu peinlichen Unterſuchungen und Prozeſſen Veranlaſſung gegeben hatten. Durch ſeine „Vier Fragen" war Johann Jacoby gleichſam der Vater des geſammten preußiſchen Liberalismus geworden, wenigſtens wie er ſich in dem Augenblick geſtaltet hatte: namentlich das ſtarre Feſthalten am Rechtspunkt, die unanfechtbare Berufung auf die bekannte Zuſage Friedrich Wilhelms des Dritten und ihre rechtlichen und moraliſchen Wirkungen, ſowie die Abneigung gegen jedes Unterhandeln und jede Art von Abſchlagszahlung waren Züge, die Johann Jacoby ihm aufgeprägt. Darum aber war auch der Jacoby'ſche Prozeß nicht bloß der Prozeß dieſes einzelnen Mannes, ſondern mit ihm ſtand gleichſam der geſammte preußiſche Liberalismus vor Gericht. Es mußte ſich jetzt zeigen, ob in Preußen für eine männliche und unabhängige politiſche Thätigkeit irgend ein Raum war; es mußte ſich zeigen, ob die ehrerbietige, wenn auch ernſte Mahnung an eine gegebene Zuſage, und ob es die Zuſage eines Königs ſei, wirklich ein Verbrechen und ob es in Preußen in der That einen Gerichtshof geben werde, der den Muth hätte, dies auszuſprechen, oder aber, ob trotz der allgemeinen Menſchenfurcht und Abhängigkeit doch wenigſtens noch bei den preußiſchen Gerichten, dieſen Gerichten, auf deren Unabhängigkeit das preußiſche Volk bisher ſo ſtolz war, Schutz und Beiſtand zu finden für das unterdrückte Recht.

Der Anfang, wie man ſich erinnert, war wenig ermuthigend geweſen. In der erſten Inſtanz war Herr Jacoby des Hochverraths ſowie der Majeſtätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadelns der Landesgeſetze angeklagt geweſen. Durch den Criminalſenat

des Königl. Kammergerichts zu Berlin, bei dem der Prozeß auf ausdrückliches Verlangen des Angeklagten geführt ward, war er zwar in Betreff des Hochverraths freigesprochen, dagegen wegen Majestätsbeleidigung und frechen und unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze zu zwei und einem halben Jahre Festungsarrest und Verlust der preußischen Nationalkokarde verurtheilt worden. Der Verurtheilte hatte die Appellation eingelegt; wie in der ersten Instanz, so hatte er auch in dieser zweiten seine Vertheidigung nicht nur selbst geführt, sondern dieselbe auch in einer eigenen Schrift veröffentlicht. Sie gehören zu den wichtigsten Dokumenten unserer jüngsten politischen Entwickelung, diese Klug- und Vertheidigungsschriften Johann Jacoby's; Unzählige haben durch sie zuerst Klarheit der politischen Begriffe, sowie Achtung vor der Kraft eines männlichen und selbständigen Charakters gewonnen; Unzählige sind durch sie und ihre klare, knappe, kurze und dabei so entschiedene Sprache aus ihrer politischen Unschuld aufgestört und der Sache der Freiheit gewonnen worden. Andererseits hat auch die damalige Regierung wenige so gefährliche, so auf das Ziel treffende Gegner gehabt, wie diese dem Umfange nach so geringfügigen Schriften; Schritt vor Schritt und bei jedem Schritt auf eine Gesetzesstelle gestützt, geht der Verfasser ihr zu Leibe und weist mit unerbittlicher Logik sein Recht und ihr Unrecht nach. Ganz im Gegensatz zu der überschwenglichen Rhetorik, in der die übrigen politischen Scribenten jener Zeit sich der Mehrzahl nach gefielen, ist bei Jacoby Alles klar, bestimmt und faßlich; nirgend ein Hinausschweifen ins Blaue und Unbestimmte, nirgend eine Ungewißheit, eine leere Allgemeinheit, eine Phrase. Für eine Nation, die so in ihren politischen Windeln lag, wie es damals mit uns der Fall, und die dabei eine so bedenkliche Vorliebe für das Abstracte und Phantastische hatte, war dies Beispiel von unschätzbarem Werth; sie wurden damals viel gelesen und viel studirt, diese Jacobyschen Schriften, aber dennoch darf man bedauern, daß sie, in ihrer unerbittlichen Klarheit, ihrer durchweg positiven, praktischen Richtung, nicht noch mehr gelesen und befolgt worden sind, indem uns alsdann vermuthlich ein großer Theil der Täuschungen des Jahres Achtundvierzig erspart geblieben wäre.

Auch seine „Weitere Vertheidigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze", die im September 1842 von der

Schweiz aus im Druck verbreitet ward, iſt ein Denkmal von hiſtoriſcher Wichtigkeit, an dem deshalb auch der Geſchichtsſchreiber jener Epoche nicht ſo ohne Weiteres vorübergehen darf.

Der Verfaſſer theilte darin zunächſt das in der erſten Inſtanz wider ihn ergangene Urtheil mit, indem er daran die einfachen Worte knüpfte: „Ich werde im Folgenden die Ungerechtigkeit dieſes Urtheils darzuthun verſuchen.“ Vom Hochverrath hatte daſſelbe ihn zwar freigeſprochen, allein es hatte es in Ausdrücken gethan, die ſeinen Charakter verdächtigten und daher ging die Vertheidigung nachträglich auch noch auf dieſen Punkt mit ein. Herr Jacoby hob namentlich hervor, daß es unmöglich ein Hochverrath ſein könne, an in geſetzlicher Form ertheilte Zuſagen in geſetzlicher Form zu erinnern und daß, wenn er die oſtpreußiſchen Stände aufgefordert, ihren bekannten Huldigungsantrag zu wiederholen, er damit nur ſeine Bürgerpflicht erfüllt habe. Und hiermit ging die Vertheidigung denn ſogleich wieder zum offenen Angriff über. Er wünſche und hoffe, ſagte er, daß, ſo oft der Antrag abgelehnt werden ſollte, die Stände immer aufs Neue darauf zurückkommen möchten; er wünſche den preußiſchen Ständen die edle Beharrlichkeit Wilberforce's, der ſeinen Antrag auf Sklavenemancipation neunzehn Mal im engliſchen Parlament wiederholt und, ſo gering auch Anfangs die Ausſicht auf Erfolg geweſen, zuletzt doch den herrlichſten Sieg davon getragen habe. Nachdem der Angeklagte ſich dann weitläufiger über den zweiten Punkt, den Vorwurf des frechen, unehrerbietigen Tadels verbreitet, wobei er die einzelnen Sätze der incriminirten Schrift nochmals durchging und ſie mit neuen Gründen und Beiſpielen aus der Geſchichte und Verwaltung des preußiſchen Staats belegte, wies er auch die Beſchuldigung der Majeſtätsbeleidigung als grundlos und ungerecht nach. Er ſchloß endlich mit einer kurzen, aber kräftigen Hinweiſung auf den Widerſpruch, der darin lag, daß ihm, zum Lohn ſeines aufrichtigen und unerſchrockenen Patriotismus, die Nationalkokarde, „einſt das Erkennungszeichen herzerhebender Begeiſterung“ abgeſprochen und er dadurch „in die Reihe der Feigen und Ehrloſen“ geſtoßen werden ſollte.

Ueber den Erfolg dieſer Vertheidigung haben wir bereits berichtet und ebenſo über den Eindruck derſelben im Publikum. Deſto größer freilich war die Beſtürzung und der Unwille der Regierung. Die Aeußerung deſſelben zeigte ſich langſam, aber ſicher. Jacoby's Frei-

ſprechung wurde verhängnißvoll für das preußiſche Rechtsleben; ſeit Jacoby, der Hochverräther, freigeſprochen worden — freigeſprochen in Berlin, unter den Augen des Hofes — wurde die Regierung mißtrauiſch gegen die preußiſchen Richter überhaupt, und es iſt z. B. die Frage, ob ohne dieſe Freiſprechung das vielberufene Geſetz vom 29. März 1844, betreffend die Abſetzbarkeit der Richter, überhaupt oder doch ſo bald ans Licht getreten wäre.

Im Uebrigen ſollte die Angelegenheit ſelbſt damit noch keineswegs zu Ende ſein. Der Appellationsſenat des Kammergerichts hatte den Angeklagten zwar freigeſprochen, aber ſein vollſtändiges Recht konnte er — es muß dahin geſtellt bleiben, infolge welcher Einflüſſe — doch nicht erhalten. Das Gericht verweigerte dem Freigeſprochenen die Ausfertigung des Erkenntniſſes: vermuthlich weil man die Oeffentlichkeit fürchtete, weil man nicht wünſchte, die Motive des Urtheils von dem Freigeſprochenen erläutert und dadurch allem Vermuthen nach die Niederlage des Gouvernements noch verſchärft zu ſehen. Es entſpann ſich hieraus ein neuer Rechtshandel, der kaum minder Aufſehen machte als der urſprüngliche Prozeß und den Johann Jacoby zwar nicht beim Gericht, deſſen Inſtanzen er fruchtlos verfolgte, aber doch jedenfalls bei der Oeffentlichkeit gewann.

Elftes Kapitel.

Stimmung in der Hauptſtadt. Das Berliner Blücherfeſt: 16. December 1842. — Gerüchte von dem bevorſtehenden Wiedereintritt des Herrn von Rochow, ſowie vom Rücktritt des Herrn Eichhorn. — Die politiſche Lyrik; ihr Verhältniß zur Zeitſtimmung. — Georg Herwegh und die „Gedichte eines Lebendigen"; Ankündigung des „deutſchen Beten aus der Schweiz". — Herwegh's Reiſe nach Deutſchland im Spätſommer 1842. Enthuſiaſtiſche Aufnahme in Köln, Jena, Leipzig ꝛc. — Herwegh und die Berliner Freien. Herwegh's Audienz beim König von Preußen: 19 November 1842. — Verſchiedene Wirkung davon aufs Publikum; angebliche Apoſtaſie des Dichters. — Herwegh's Reiſe nach Königsberg. Feſtmahl der dortigen Liberalen: „man muß die Freiheit bis zum Wahnſinn lieben". — Geſchärftes Verbot „des deutſchen Beten aus der Schweiz." Herwegh's Brief an den König von Preußen: Mitte December; Veröffentlichung deſſelben durch die Leipziger Allgem. Zeitung: 24. December. Der Dichter wird aus Preußen ausgewieſen: 27. December 1842. — Eindruck dieſes Ereigniſſes. — Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung: Ende December 1842. — Unterdrückung der Deutſchen Jahrbücher durch die ſächſiſche Regierung: 2. Januar 1843. — Unterdrückung der Rheiniſchen Zeitung: 23. Januar. — Petitionen gegen das Verbot der Rheiniſchen Zeitung in Köln, Trier, Düſſeldorf, Aachen ꝛc.; Fackeltänzchen zu Ehren freiſinniger Cenſoren in Köln und Aachen. — Rücktritt des Dr. Marx von der Redaction der Rheiniſchen Zeitung. Eine Kölner Deputation zu Gunſten derſelben geht nach Berlin; ihre Bemühungen bleiben vergeblich. Aufhören der Rheiniſchen Zeitung: Ende März 1843. — Wiederaufhebung der Carricaturenfreiheit: 3. Februar. — Erlaß vom 4. Februar, betreffend die Cenſur der Zeitungen und Flugſchriften nebſt Genehmigung einer neuen Cenſurinſtruction vom 31. Januar. Verfügung vom 23. Februar, die neue Organiſation der Cenſurbehörden betreffend. — Tiefe Niedergeſchlagenheit der öffentlichen Meinung. Eröffnung ſämmtlicher Provinziallandtage am 3. März, ſowie des rheiniſchen am 14. Mai 1843.

Schon aber ist es Zeit, daß wir aus der Provinz in die Hauptstadt, von Königsberg und seinen Liberalen nach Berlin zurückkehren. Das Jahr neigte sich zu Ende und man rüstete sich in Berlin eben das Weihnachtsfest zu begehen; nach den vielfachen Erschütterungen und Stürmen, welche die öffentliche Meinung in den letzten Monaten hin und hergeworfen, nach den unzähligen Neuigkeiten, Gerüchten, Vermuthungen, welche sie in Aufregung versetzt hatten, war jene allgemeine politische Stille eingetreten, welche diese Zeit des Jahres zu begleiten pflegt. Selbst ein Blücherfest, das zur Feier des 100jährigen Geburtstags des alten Kriegshelden gefeiert und bei dem sein berühmter Wahlspruch, jenes „Vorwärts", mit dem er einst Napoleon gestürzt und Deutschland befreit hatte und dessen Erneuerung dem preußischen Staate jetzt eben so noth that, auf die mannigfachste Weise in Liedern und Trinksprüchen variirt worden war (16. Decbr. 1842) — selbst dieses Blücherfest, trotz der aufregenden Reden, die dabei gehalten, ja selbst trotz einiger Duelle, die dadurch veranlaßt sein sollten, hatte die friedliche Stimmung des Publikums nicht stören können. — Ebenso wenig vermochten es einige Gerüchte über gewisse Veränderungen, welche angeblich in den obersten Regionen der Beamtenwelt bevorstehen sollten. Namentlich wurde von dem Wiedereintritt des Herrn von Rochow gesprochen: ein Gerücht, das sich einige Wochen später wirklich erfüllte, jedoch nur in sehr beschränktem Maße, indem Herr von Rochow unterm 16. Februar 1843 zum zweiten Präsidenten des Staaatsraths ernannt wurde. — Ein anderes Gerücht, das sich um dieselbe Zeit verbreitete und das längere Zeit hindurch mit großer Bestimmtheit wiederholt ward, wäre wohl geeignet gewesen, eine große und zwar freudige Sensation hervorzurufen: nämlich das Gerücht, daß Herr Eichhorn im Begriff stehe, sein Amt niederzulegen, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, in der That jedoch, weil die allgemeine und einstimmige Opposition, die seine bisherigen Maßregeln bei der Nation gefunden, sein Selbstvertrauen erschüttert habe. Allein schon hatte man sich im Publikum gewöhnt, den Gang, den die Regierung seit einiger Zeit genommen, mit der Person des Herrn Eichhorn zu identificiren, er war die eigentliche bête noire des Liberalismus geworden, alle mißliebigen Maßregeln, darunter auch solche, die gar nicht in sein Departement gehörten, wurden ihm in die Schuhe geschoben und da nun dieser Maßregeln noch immer kein Ende war und da man über-

haupt die Hoffnung, die Regierung werde aus freien Stücken eine andere Bahn einſchlagen, allmälig aufzugeben anfing, ſo glaubte man auch nicht an den Rücktritt des Herrn Eichhorn — und wie die Folge lehrte, mit vollſtem Recht.

Aber dieſe Stille ſollte verhängnißvoll werden; mitten hinein in das idylliſche Feſttreiben brach plötzlich, eben um die Weihnachtszeit, eine Reihe von Maßregeln, die allgemein die lebhafteſte Beſtürzung hervorriefen und durch die namentlich die ohnedies ſchon ſo gedemüthigten Hoffnungen der Preſſe Schlag auf Schlag vernichtet wurden; das Jahr, das ſo trübe und zweifelhaft begonnen, ſollte eben ſo trübe zu Ende gehen.

Der nächſte äußerliche Anſtoß zu dieſen Ereigniſſen war nicht blos höchſt untergeordneter und unſcheinbarer Natur, ſondern die öffentliche Meinung hatte darin anfänglich ſogar ein Zugeſtändniß erblickt, von dem ſie ſich nicht wenig geſchmeichelt fühlte. Bereits an verſchiedenen Stellen unſeres Werkes haben wir jener politiſchen Lyrik gedacht, welche ſich im Lauf der beiden letzten Jahre in Deutſchland entwickelt hatte. Sie war das getreue Abbild der Zeit und ihrer Stimmung: eben ſo verlangend, eben ſo ſehnſuchtsvoll, eben ſo leidenſchaftlich, aber auch eben ſo unklar in ihren Ausgangspunkten, eben ſo phantaſtiſch in ihren Zielen, eben ſo ſchwankend und widerſpruchsvoll in ihren Aeußerungen. Gleich wie die politiſche Bewegung der Zeit ſich zum größten Theil um eine Anzahl von Schlagwörtern drehte, die ebenein von den Wenigſten wirklich verſtanden wurden, ſo bewegte auch die junge politiſche Lyrik ſich vorzugsweiſe auf dem Gebiet der Phraſe; ſo lange hatte das nationale Intereſſe geſchlummert und ſo plötzlich war es jetzt wieder aufgewacht (oder vielmehr es tappte noch umher wie ein Schlaftrunkener), daß ſelbſt die bloßen Wörter Freiheit, Volk, Vaterland, genügten, das Ohr des Hörers gefangen zu nehmen. Ja gerade was das größte äſthetiſche Gebrechen dieſer neuen Dichtung war: ihre Inhaltloſigkeit, ihr Mangel an Objectivität und plaſtiſcher Geſtaltung — gerade das mußte ihr zur Empfehlung gereichen in den Augen einer Zeit, die ebenfalls noch um ihren Inhalt rang und der gleichfalls noch unter den Händen zerfloß, was ſie berührte; es war eine andere Art von Romantik, nur daß ſie der Freiheit und der Zukunft zugewandt war, wie jene ältere der Vergangenheit und dem Feudalismus.

Unter den zahlreichen Schriften, in denen diese neue Richtung sich aussprach und die alle rasch ihr Publikum fanden, besonders unter der Jugend, hatte keine ein so allgemeines Aufsehen erregt und war von Kritikern und Laien so einstimmig als der Anfang einer neuen poetischen Epoche begrüßt worden, als die „Gedichte eines Lebendigen", die zuerst im Sommer 1841 in der Schweiz erschienen waren. Als Verfasser wurde Georg Herwegh genannt, ein junger Würtemberger, ein ehemaliger Zögling jenes Tübinger Stifts, aus dem wie einst Schelling und Hegel auch Strauß, Vischer und andere literarische Berühmtheiten der jüngsten Zeit hervorgegangen waren. Ein Disciplinarvergehen, das er sich während seiner Militärzeit zu Schulden kommen lassen, hatte den jungen Dichter veranlaßt, in die Schweiz zu flüchten. Hier, im Umgang theils mit jenen älteren Demagogen, die zu Anfang der zwanziger Jahre ebenfalls in der Schweiz eine Zuflucht gefunden hatten, theils mit dem jüngsten Nachwuchs des schweizer Radicalismus, hatte er jene Gedichte geschrieben, welche sich bald darauf wie auf Sturmesflügeln durch ganz Deutschland verbreiteten und überall den lautesten und ungestümsten Widerhall fanden. Die „Gedichte eines Lebendigen" waren keineswegs frei von den allgemeinen Gebrechen ihrer Gattung; auch ihnen fehlte es an politischer Consequenz, an Klarheit und Sicherheit des Standpunkts, sowie an eigentlichem historischen Inhalt; auch in ihnen überstimmte zuweilen der Rhetor den Poeten. Aber wenn es auch nur erst Most war, brausender, gährender Most, kein abgeklärter Wein, so war es doch ein so edler und reiner Most, es loderte in diesen Gedichten eine so aufrichtige, innige Begeisterung, selbst die Phrase, wo sie den Dichter einmal beschlich, trat noch in so glänzendem Gewande auf, daß Niemand dem Eindruck zu widerstehen vermochte. Es war wie ein Rausch, der das ganze Publikum ergriffen hatte; selbst Männer, bejahrte Männer, die ihrer politischen Ueberzeugung nach einer ganz anderen Richtung angehörten, vermochten sich dem Wohllaut dieser Verse, der Pracht dieser Rhythmen, der Glut dieser Begeisterung nicht zu entziehen. Die Jugend aber, die ihr innerstes Denken und Fühlen gleichsam krystallisirt sah in diesen stolzen, schwungvollen Versen, war völlig hingerissen; seit dem ersten Auftreten Goethe's und Schiller's war kein ähnlicher literarischer Triumph erlebt worden, hatte kein Dichter die Herzen der Nation so im Fluge erobert; überall verzehrte man sich „in Gluten eines Melea-

gers", überall riß man die „Kreuze aus der Erde", überall ſehnte man ſich nach einem „Trauerſpiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle."

Beſonders lebhaft äußerte dieſer allgemeine Enthuſiasmus ſich, als der Dichter im Spätſommer 1842 eine größere Reiſe durch Deutſchland antrat. Nicht zufrieden, durch ſeine melodiſchen Verſe nur die Leidenſchaft ſeiner Leſer entzündet zu haben, wollte er dieſer Leidenſchaft auch ein beſtimmtes praktiſches Ziel geben; was er als Poet begonnen, wollte er als politiſcher Schriftſteller, als Journaliſt weiter führen. Von ſeinen ſchweizer Freunden war der Plan zu einer politiſchen Monatsſchrift, „der deutſche Bote aus der Schweiz" entworfen worden; in der Schweiz erſcheinend, ſollte ſie die öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands mit der Schärfe und der Freimüthigkeit beſprechen, die eben nur unter dem Schutz der ſchweizer Preßfreiheit möglich ward. Herwegh ſelbſt ſollte die Redaction des Blattes übernehmen; der Name des jungen ruhmgekrönten Dichters war die kräftigſte Empfehlung, mit der es ſich beim Publikum einführen konnte.

Dem neu begründeten Blatte Theilnehmer und Mitarbeiter zu gewinnen, war der eigentliche Zweck geweſen, weshalb Herwegh ſeine Reiſe nach Deutſchland angetreten hatte; in Wirklichkeit jedoch verwandelte die Geſchäftsreiſe des angehenden Redacteurs ſich in eine Triumphreiſe des Dichters. Ueberall, wo ſeine Anweſenheit bekannt ward, eilten ſeine Verehrer herbei, ihm ihre Huldigungen darzubringen; überall fanden ſich heiße Köpfe und beredte Zungen, welche die Gelegenheit benutzten, ihre geheimſten politiſchen Hoffnungen und Wünſche auszuſprechen — und bei der allgemeinen Confuſion, die in dieſer Hinſicht damals noch bei uns herrſchte, durfte es freilich nicht Wunder nehmen, wenn dabei manches Uebertriebene und Abenteuerliche zu Tage kam. So zu Köln, wo der Kreis der „Rheiniſchen Zeitung" dem Dichter ein glänzendes Feſtmahl veranſtaltete; ſo zu Jena, wo die Studenten ihn mit einem feierlichen Ständchen begrüßten; ſelbſt Leipzig, das kaufmänniſch ſpeculirende Leipzig, damals noch der Sitz einer ſpecifiſch belletriſtiſchen Literatur, die ſich durch das neu auftauchende politiſche Element nicht wenig genirt fühlte, empfing ihn mit Zwecken und Feſtreden. — Die Zeitungen verſäumten nicht, die einzelnen Stationen dieſer Triumphreiſe genau zu notiren, und in der

That waren ſie dieſe Aufmerkſamkeit ſchon der Neuheit der Sache ſchuldig: fürſtliche Perſonen, Sängerinnen oder Tänzerinnen hatte man wol ſchon ſolche Triumphzüge halten ſehen, aber daß ein deutſcher Dichter auf dieſe Art durch Deutſchland reiſte, das war etwas ganz Neues und Unerhörtes....

Endlich, gegen Ende October, erreichte der junge Dichter auf dieſem ſeinem Triumphzuge auch Berlin. Der Empfang war hier nicht ſo glänzend wie bisher; ſchon die Größe der Stadt, die Mannigfaltigkeit der Richtungen und Coterien verhinderte ſolche einſtimmige Kundgebungen der öffentlichen Theilnahme, wie ſie anderwärts ſtattgefunden hatten und auch an innern Widerſprüchen fehlte es nicht. Jene Berliner „Freien", von denen früher die Rede geweſen und die ſeit ihrem verunglückten Verſuch, ſich als radicale Gemeinſchaft zu conſtituiren, ſo ziemlich in Vergeſſenheit gerathen waren, trotz der zahlreichen Zeitungsartikel, durch die ſie ſelbſt täglich an ſich und ihr wunderliches Treiben erinnerten — dieſe Berliner Freien, ein unerquickliches Gemiſch von philoſophiſchem Radicalismus, ſittlicher Zerfahrenheit und politiſchem Indifferentismus, wollten Herwegh's Anweſenheit in Berlin benutzen, ihre oft bezweifelte Exiſtenz durch eine geräuſchvolle Manifeſtation zu documentiren. Schlechte Kritiker wie ſie waren, obwol ſie ſich ſelbſt als der wahre Gipfel der Kritik, die eigentliche kritiſche Kritik verkündeten, hielten ſie den Dichter völlig für einen der Ihren und rüſteten ſich, dieſe innerliche Gemeinſchaft auf lärmende Weiſe an den Tag zu legen. Allein ſie täuſchten ſich; trotz des Vernichtungskriegs, den die „Gedichte eines Lebendigen" dem beſtehenden Staat und der Geſellſchaft ankündigten, war ihr Verfaſſer doch ein Dichter, er war nicht blos Parteimann, er war zugleich Poet und das warme, ſchönheittrunkene Herz des Dichters hat nichts gemein mit der troſtloſen Leere eines abſtracten Radicalismus. — Herwegh, der in Arnold Ruge's Geſellſchaft nach Berlin gekommen war, lehnte die angebotene Gemeinſchaft mit den Freien ab; ſein Aufenthalt in Berlin wurde dadurch, wie geſagt, minder glänzend und namentlich minder geräuſchvoll, und auch die Preſſe, wenigſtens ſo weit ſie von radicalen Federn verſorgt ward, ſchlug in Betreff des Dichters ſeitdem einen etwas kühlern, zurückhaltenderen Ton an, der einige Zeit ſpäter ſogar in offene Angriffe überging.

Allein wenn dies eine Einbuße war, ſo ſchien das Schickſal ihm

dafür eine reiche Entſchädigung aufgeſpart zu haben. Nicht allein, daß der republikaniſche Dichter in dem monarchiſchen Berlin eine Braut fand, die junge liebenswürdige Tochter eines reichen Hoflieferanten, ſondern auch der König ſelbſt, da er durch ſeinen Leibarzt Dr. Schönlein, einen bekannten früheren Liberalen und von der Schweiz her mit Herwegh bekannt, von der Anweſenheit des Dichters hörte, gab den Wunſch zu erkennen, die perſönliche Bekanntſchaft deſſelben zu machen. — Ein glänzenderes Zeugniß von dem allgemeinen, bewältigenden Eindruck, den er hervorgebracht, konnte füglich nicht gegeben werden. Trotz der äſthetiſchen Neigungen, die Friedrich Wilhelm IV. hegte, ſowie trotz des lebhaften Intereſſe, das er namentlich für die vaterländiſche Literatur und Kunſt bezeigte, hatte er ſich doch gegen die jüngere Literatur bisher mehr ablehnend als ermunternd verhalten; geprieſen als Mäcen der Dichter und Künſtler, hatte er den befruchtenden Strahl der königlichen Gnade doch ſtets nur den Berühmtheiten der Vergangenheit, niemals dem keimenden Anwuchs der Gegenwart zugewendet. Geibel's Penſionirung fand erſt zu Anfang 1843 ſtatt und ſo war alſo Freiligrath bisher der Einzige von den jüngeren Dichtern, mit dem der König eine Ausnahme gemacht hatte. Doch gehörte Freiligrath damals noch einer politiſchen Richtung an, die mit der Zeitſtrömung im Widerſpruch ſtand und ſo war dieſer Beweis königlicher Huld vom größeren Publikum ziemlich unbeachtet geblieben.

Um ſo größeres Aufſehen daher erregte es, als der König ſich den Verfaſſer der „Gedichte eines Lebendigen“ vorſtellen ließ. Das Buch ſelbſt war in Preußen natürlich verboten; es lag vielleicht ein Widerſpruch darin, daß der König den Autor eines Buchs kennen zu lernen wünſchte, das ſeine eigenen Behörden verboten hatten und das alſo für und in Preußen rechtlich gar nicht exiſtirte noch exiſtiren durfte. Aber ſelbſt den Widerſpruch zugegeben, wie liebenswürdig war er und welch ſchönes Zeugniß für das warme Herz und die unbefangene, freiſinnige Anſchauung des Königs! Unwillkürlich erinnerte man ſich an jene Ode zu Gunſten der unglücklichen Polen, die einſt Platen an den damaligen Kronprinzen von Preußen, den jetzt regierenden König gerichtet hatte; man hatte damals von einem Briefe wiſſen wollen, mit welchem der Prinz die Zuſendung erwiedert und worin er ſeine Bewunderung des Dichters, ſowie ſein Bedauern darüber aus-

geſprochen, daß es ihm in ſeiner augenblicklichen Stellung nicht vergönnt ſei, für die unglücklichen Schutzbefohlenen des Dichters mehr als bloßes Bedauern zu haben. Auch in den Herwegh'ſchen Gedichten fand ſich bekanntlich eine Ode an den König von Preußen; ſichtlich jenem Platen'ſchen Gedichte nachgebildet, war ſie eben nicht das zahmſte Stück der Sammlung. Daß der König ſich über dieſe Polemik hinwegſetzte, daß er auch in dem politiſchen Gegner nur den Dichter, auch in dem gegen ihn gerichteten Angriff nur das Kunſtwerk ſah, erfüllte das Publikum mit lebhafter Befriedigung; es war nicht der Dichter, deſſen Popularität durch die Audienz, die der König ihm gewährte, am Meiſten gewann.

Auch was von den Einzelheiten der Audienz (19. Nov. 1842) im Publikum bekannt wurde, erregte die Theilnahme deſſelben in hohem Grade. Freilich waren es nur Gerüchte, die darüber verbreitet wurden: aber da denſelben niemals und von keiner Seite widerſprochen worden iſt und da ſie ferner zur Charakteriſtik der Zuſtände und Perſonen nicht ohne Werth ſind, ſo darf auch wol der Hiſtoriker von ihnen Notiz nehmen. Der Dichter, trotz aller innern Glut und Leidenſchaftlichkeit äußerlich verſchloſſen und in ſich gekehrt, eine ächt ſchwäbiſche Natur, hatte ſich ziemlich ſchweigſam, faſt ſchüchtern gezeigt. Deſto lebhafter und mittheilſamer, erzählte man, ſei der König geweſen. Er habe, ſollte er geſagt haben, in dieſem Jahre ſchon einen ſeiner Gegner bei ſich empfangen, Herrn Thiers (bekanntlich der Anſtifter des Kriegslärmens von Anno Vierzig): allein dem Beſuche des deutſchen Dichters gebe er den Vorzug. Sie hätten Beide ihr Amt und ihren Beruf zu erfüllen, er ſelbſt als König, Herwegh als Dichter. Der König werde dem ſeinen treu bleiben; möge der Dichter es ebenſo halten. „Nichts", ſollte der König wörtlich weiter geſagt haben, „iſt mir ſo zuwider, wie Geſinnungsloſigkeit; auch die Oppoſition achte ich, wenn ſie nur geſinnungsvoll iſt" — Worte, welche, ob wahr oder falſch, vom Publikum mit Begierde aufgenommen und in gutem Gedächtniß bewahrt wurden. Schließlich ſollte der König dem Dichter mit Beziehung auf ſeine Jugend und ſeinen Mangel an praktiſcher Erfahrung einen „Tag von Damaskus" prophezeit haben: „inzwiſchen wollen wir ehrliche Feinde bleiben."

Die Auszeichnung, welche der König dem Dichter durch dieſe

Audienz erwieſen, war, wie geſagt, ſo ungewöhnlich, daß ſie, nachdem die erſte Ueberraſchung ſich gelegt hatte, zu den ſeltſamſten Gerüchten und Auslegungen Veranlaſſung gab. Einige, beſonders unter ſeinen literariſchen Collegen, beneideten den Dichter und hüllten dieſen ihren Neid in patriotiſch ſittliche Entrüſtung; ein Dichter wie Herwegh, ein Dichter der Revolution dürfe keine Könige beſuchen; indem er der Einladung des kunſtſinnigen Monarchen gefolgt, habe er ſeine Principien verleugnet und ſeine Stellung in der Partei verſcherzt. Andere, die, wenn ſie von einer Audienz beim König hörten, dabei immer nur die Scene zwiſchen König Philipp und Marquis Poſa in Schiller's Don Carlos vor Augen hatten, waren unzufrieden mit dem Dichter, daß er die Gelegenheit nicht benutzt, den König zu irgend einem allgemein wichtigen Zugeſtändniß, einer politiſchen Conceſſion in liberalem Sinne zu beſtimmen; ſie hatten im Theater geſehen, wie ſchön es ſich machte, wenn Poſa ſein berühmtes: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit" herausſtieß und wollten ſich nun nicht zur Ruhe geben, daß der junge Dichter nicht zum Mindeſten mit einem: „Sire, geben Sie Conſtitution" accompagnirt hatte. — Das war ſehr kindiſch, ohne Zweifel: aber auch dergleichen kindiſche Züge gehören zum Charakterbilde jener Zeit und überdies ſollten ſie noch verhängnißvoll werden — zunächſt für den Dichter ſelbſt, bald aber auch für die geſammte jüngere Literatur und namentlich für die Journaliſtik.

Einige Tage darauf verließ Herwegh Berlin, um nach Königsberg zu reiſen, wo die dortigen Liberalen ihn mit Ungeduld erwarteten. Auch hier wurde er mit einem glänzenden Feſtmahl bewillkommnet (2 December). Bei der Aufregung, die überdies ſchon in Königsberg herrſchte, hätten die Behörden daſſelbe gern verhindert; auch ſoll wirklich ein Verſuch gemacht worden ſein, wenigſtens den Studirenden der Königsberger Univerſität die Theilnahme zu verſagen. Die Folge war dieſelbe wie in allen ſolchen Fällen: das Feſt wurde mit doppeltem Geräuſch und unter erhöhter Theilnahme gefeiert. Den Vorſitz führte der Oberlandesgerichtsrath Crelinger, eine der geachtetſten und beliebteſten Perſönlichkeiten der Stadt; auch Johann Jacoby war unter den Gäſten und auch ſeiner ward mit ehrendem Zuſpruch gedacht. Ueberhaupt war das Feſt ungemein reich an Reden und Trinkſprüchen, darunter beſonders an ſolchen, die ſich für das Ohr der Polizei nur wenig eigneten. Man befand ſich im hohen Norden, auf

der Geburtsstätte des preußischen Liberalismus, man feierte den Dichter der Freiheit, der vom Süden her mit den Tönen seines Liedes die Herzen erwärmt und aufgethaut hatte; in dieser Zusammenstellung lag etwas Verwirrendes und Herwegh selbst, hingerissen von der Gewalt des Augenblicks, soll sich damals vermessen haben, man müsse die Freiheit „bis zum Wahnsinn lieben."

In dieser aufgeregten Stimmung traf den Dichter die Nachricht, daß die preußische Regierung seinen „deutschen Boten aus der Schweiz", der noch gar nicht erschienen, nur erst angekündigt war, soeben mit einem gehässigen Verbot belegt habe. Eigentlich zwar verstand dies Verbot sich von selbst; alle Bücher und Tendenzschriften, die außerhalb des deutschen Bundes erschienen, waren schon um deshalb ein für allemal verboten und bedurften, um in Preußen zugelassen zu werden, erst einer besondern Genehmigung. Allerdings hatte man dem Verleger Anfangs Hoffnung gemacht, als werde dem neuen Blatte der Zutritt in Preußen verstattet werden; nach genauerer Prüfung indessen, vielleicht durch die Herwegh'sche Triumphreise auf die Principien des Herausgebers erst recht aufmerksam gemacht, hatte man dies Zugeständniß zurückgenommen. Alles dies war an sich, unter den einmal bestehenden Verhältnissen, vollkommen in der Ordnung; es wäre eine wunderliche Inconsequenz gewesen, hätten dieselben Behörden, welche die „Gedichte eines Lebendigen" verboten, dem „deutschen Boten aus der Schweiz" den Zutritt gestatten wollen. Bei einiger Ueberlegung hätte Herwegh selbst dies ohne Zweifel einsehen müssen; allein sei es, daß die aufregende Königsberger Luft ihm zu Kopfe gestiegen war, oder sei es (und dies Letztere ist wol das Wahrscheinlichste), daß die kindischen Verdächtigungen und Verwürfe, mit denen er der Berliner Audienz halber von einem Theil der Presse überschüttet worden war, ihn nachgerade erbittert hatten und daß er, in beklagenswerther Ueberschätzung der Gegner, für nöthig hielt, diesen Klatschereien ein für allemal ein Ende zu machen und durch einen recht auffallenden, recht herausfordernden Schritt zu zeigen, daß er keineswegs zum „Verräther" an seiner Ueberzeugung geworden sei genug, Herwegh richtete von Königsberg aus direct an den König ein Schreiben, das nach Form wie Inhalt zum Mindesten als sehr ungeschickt bezeichnet werden mußte. Der Dichter berief sich darin auf die „ehrliche Feindschaft", welche der König selbst ihm kürzlich angekündigt; diese königliche Zuneigung sei

verletzt werden durch das Verbot, welches die Miniſter des Königs über die von Herwegh beabſichtigte Zeitſchrift verhängt hätten. Mit einer Emphaſe, die hier Niemand von ihm erwartete noch verlangte und die an mehr als einer Stelle Gefahr lief in ihr Gegentheil umzuſchlagen, verſicherte der Briefſteller, nichts vom König erbitten noch verlangen zu wollen, ſelbſt nicht die Zurücknahme des Verbots, ſo ſchmerzlich es auch ſei, „das Kind ſeiner Muſe ſchon im Mutterleibe bedroht zu ſehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Colliſion zu leben.“ Auch ſei kein Grund vorhanden, um die Zurücknahme eines Verbots zu bitten, das ja doch unwirkſam. Verbotene Bücher ſeien eben durch das Verbot erſt recht empfohlen; die „Gedichte eines Lebendigen“ wären vor fünf Vierteljahren auch von den Miniſtern des Königs verboten worden, dennoch ſei der Dichter ſo „glücklich“, eben jetzt die fünfte Auflage derſelben veranſtalten zu können. Ueberhaupt wolle und dürfe er nichts bitten in einem Lande, das er im Begriff ſei zu verlaſſen. Er ſei „nach der Nothwendigkeit ſeiner Natur Republikaner und vielleicht ſchon in dieſem Augenblick Bürger einer Republik“; er könne, „ohne ſich ſelbſt muthwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo ſelbſt die Cenſur aufgehört habe eine Wahrheit zu ſein.“ Aber es habe ſein Herz gedrängt, noch ein „letztes ehrliches, wenn auch leidenſchaftliches Wort“ an den König zu richten, ein „Wort unter vier Augen, das aber doch nicht blos mein Wort, ſondern das vieler Tauſende.....“

Nun, da war er ja auf einmal in ſeiner ganzen Theaterpracht, jener Marquis Poſa, nach dem das Publikum vor Kurzem noch ſo lebhaftes Verlangen getragen hatte! Aber leider, er kam zu ſpät — und das Publikum pfiff ihn aus....

Wir wiederholen: es war eine durchaus ungeſchickte, zweckloſe Demonſtration und ganz gewiß waren es nicht die Freunde des Dichters geweſen, die ihn dazu veranlaßt hatten. Aber noch ungeſchickter war es, daß dieſer Brief, dieſes angebliche „Wort unter vier Augen“ wenige Wochen darauf in der Leipziger Allgemeinen Zeitung zu leſen ſtand — freilich, wie der Dichter nachträglich verſicherte, ohne ſeine Schuld, lediglich durch die unverantwortliche Indiscretion eines Freundes: aber die Folgen trafen nicht den indiscreten Freund, ſondern ihn ſelbſt trafen ſie.

Bald nach Abſendung des verhängnißvollen Briefes nach Berlin

zurückgekehrt, hatte der Dichter, nichts Uebles ahnend, noch einen letzten Beſuch bei Freunden in Stettin gemacht; wenige Tage ſpäter ſollte die Rückreiſe nach der Schweiz angetreten werden. Allein noch in Stettin ereilte ihn die Nemeſis in Geſtalt eines Ausweiſungsbefehls, durch den er genöthigt ward, die preußiſchen Staaten ſtehenden Fußes zu verlaſſen. Gensdarmen hielten Wache bis er in den Poſtwagen geſtiegen war; in Halle, das er auf der Durchreiſe nach Leipzig paſſirte, wurde ihm ſogar das Ausſteigen verweigert. Es war die Kehrſeite der Hinreiſe; mit Feſtmahlen und Fackelſtändchen hatte er ſeinen Einzug gehalten — und von Gensdarmen begleitet brachte man ihn zurück.....

Dieſer Ausgang wäre beklagenswerth geweſen, auch wenn er nur den Dichter perſönlich betroffen hätte. Begeiſterung iſt immer etwas Schönes, beſonders wo ſie die Maſſen erfaßt und wenn nun der Gegenſtand derſelben ſo plötzlich von der Höhe, auf welche die Bewunderung des Publikums ihn erhob, vor den Augen deſſelben hinabgeſchleudert wird in den Koth, ſo geht das auf Seiten des Publikums ſelbſt niemals ohne eine gewiſſe ſittliche Erſchütterung, ohne eine gewiſſe Benachtheiligung der reineren und edleren Empfindungen ab; auf den Rauſch folgt der Katzenjammer und wenn der Rauſch wenigſtens ſchön ſein *kann*, ſo iſt der Katzenjammer ſtets grundhäßlich.

Auch die Herwegh'ſche Kataſtrophe beſtätigte das. Als hätte ſie Revanche zu nehmen für die Huldigungen, mit denen ſie ſelbſt ihn noch vor Kurzem umſchmeichelt, ſtürzte faſt die geſammte Preſſe ſich über den verbannten Dichter her; aller Neid, den ſeine früheren Triumphe, alle Schadenfreude, die ſein gegenwärtiger Sturz in den Herzen ſeiner Nebenbuhler erweckt hatte, machte ſich Luft in den roheſten und gehäſſigſten Ausbrüchen; eine geſellſchaftliche Tactloſigkeit, ein politiſcher Fehler wurde umgeſtempelt zu einem Verbrechen und zwar wurde daſſelbe nicht blos ihm perſönlich, ſondern der ganzen politiſchen Poeſie, dem ganzen Liberalismus wurde daſſelbe zugeſchoben. Mit Herwegh's Ausweiſung aus Preußen hatte die politiſche Lyrik ihren Höhepunkt überſchritten; ſie ſank ſeitdem eben ſo raſch, wie ſie bis dahin geſtiegen war. Selbſt der zweite Band ſeiner Gedichte, den Herwegh das Jahr darauf folgen ließ, machte bei Weitem nicht das Glück mehr wie ſein Vorgänger; die Illuſion war zerſtört, der Poet war dem Fluch des Lächerlichen verfallen; es war nur ein Stolpern ge-

weien, ein falſcher Schritt, dieſer unglückliche Königsberger Brief — aber es gibt Situationen, in denen auch ſchon ein Stolpern verhängnißvoll wird.

Aber noch weit beklagenswerther als dieſe perſönlichen und literariſchen, waren die praktiſchen Folgen, die ſich aus dieſer Kataſtrophe entwickelten. Wir vermögen nicht zu entſcheiden, ob wirklich ein innerer Zuſammenhang exiſtirt oder ob es nur ein äußeres zufälliges Nacheinander: aber Thatſache iſt, daß auf dieſen ſo unglücklich abgelaufenen Verſuch des Königs, ſich mit der jungen oppoſitionellen Literatur perſönlich in Verkehr zu ſetzen, gegen dieſe Literatur ſelbſt eine Reihe von Maßnahmen folgte, die ſämmtlich den feindſeligſten Geiſt athmeten und nichts Geringeres als die Unterdrückung der geſammten oppoſitionellen Preſſe zur Abſicht hatten.

Der erſte Schlag traf die „Leipziger Allgemeine Zeitung“. Gegen Ende der dreißiger Jahre, kurz vor dem preußiſchen Thronwechſel gegründet, hatte dieſelbe ſich raſch eine große Verbreitung erworben, namentlich in Preußen, für das ſie auch recht eigentlich geſchrieben ſchien. Denn nicht nur war ſie die entſchiedenſte Vertreterin des preußiſchen Liberalismus, zumal in jener mehr populären, mehr praktiſchen Auffaſſung, für welche die Rheiniſche Zeitung bereits zu ſyſtematiſch, zu philoſophiſch war: ſondern ſie hatte auch in der jüngeren preußiſchen Beamtenwelt, die ja zum großen Theil ſelbſt vom Liberalismus angenagt war, eine Menge von Fäden und Verbindungen angeknüpft, durch die ſie ſich in den Stand geſetzt ſah, ihre Leſer ſtets mit den friſchſten und pikanteſten Neuigkeiten aus Preußen zu verſehen. Namentlich ihre Berliner Correſpondenten entwickelten eine ungemeine Thätigkeit: ſo einförmig und langweilig die Berliner Preſſe ſelbſt damals noch war, ſo bunt und mannichfach waren die Berichte, welche die Leipziger Allgemeine Zeitung aus der preußiſchen Hauptſtadt brachte. Sie war ſo zu ſagen eine Commandite der jungen Berliner Literatur, die hier einen intelligenteren Unternehmer und eine nachſichtigere Cenſur fand, als ihr Beides in Berlin zu Gebote ſtand. Allerdings lief auch dabei wieder manches Verkehrte und Uebertriebene mit unter; die preußiſchen, insbeſondere die Berliner Artikel der Leipziger Allgemeinen Zeitung ſtanken in dem nicht ganz unverdienten Rufe, mehr intereſſant als zuverläſſig, mehr pikant als wahr zu ſein. Allein bei dem damaligen Zuſtande der Preſſe war das unvermeidlich. Nur

eine freie Presse kann auch eine zuverlässige und gewissenhafte Presse sein. Da das Publikum über die Thatsachen stets nur aus zweiter Quelle unterrichtet ward, so gewöhnte es sich an die Gerüchte; da die Wahrheit ihm nur ausnahmsweise zu Ohren kam, so verliebte es sich in die Lüge.

Einen besondern Aufschwung hatte die Leipziger Allgemeine Zeitung seit einigen Monaten genommen, seitdem die Redaction von dem Dr. Gustav Julius geführt ward, einem scharfen kritischen Kopf, der unter einer unscheinbaren träumerischen Außenseite eine tiefe Leidenschaftlichkeit und eine unerschütterliche Zähigkeit und Ausdauer verbarg. Julius, ein intimer Anhänger der Bauer'schen Richtung, war früher Theolog gewesen; doch war er gleich Bruno Bauer mit der Theologie zerfallen und hatte sich nun, nach einem kurzen Versuch, sich in der Aesthetik anzusiedeln, mit seiner ganzen antitheologischen Erbitterung, seinem ganzen ketzerischen Fanatismus in die Politik geworfen. Das Blatt nahm unter seiner Leitung in kurzer Zeit eine sehr entschiedene Haltung an; es behielt seine Fülle von Neuigkeiten und Gerüchten bei und blieb dadurch noch immer das eigentliche Lieblingsblatt der liberalen Gesellschaft, aber es kehrte zugleich die Tendenz schroffer hervor und näherte sich in prinzipiell bewußter Opposition mehr der philosophisch radicalen Haltung der Rheinischen Zeitung.

Aber schon kämpfte die Rheinische Zeitung zwischen Leben und Sterben — wie hätte die preußische Regierung denn einem fremden Blatte, dicht an seiner Grenze, verstatten mögen, was es der eigenen Presse verweigerte? Ja überhaupt, was nützte alle Purification der einheimischen Journalistik, so lange ein Blatt, so verbreitet in Preußen und so begünstigt durch seine Lage, Tag für Tag fortfuhr, das preußische Publikum mit böswilligen Nachrichten und Beurtheilungen zu überschütten? Was dem Einen recht, war dem Andern billig; sollte in Preußen keine schlechte Presse existiren, so durfte sie auch nicht mehr von außen importirt werden.

Schon im Lauf des Sommers hatten verschiedentliche Warnungen und Ermahnungen stattgefunden; sie waren fruchtlos geblieben. Am 21. December brachte die Leipziger Allgemeine Zeitung den Herwegh'schen Brief und schon am nächstfolgenden Tage reichten die dem Censurwesen vorgesetzten Minister, die Herren Eichhorn, von Bülow und Graf Arnim, bei dem König eine Vorstellung ein, in

welcher ſie das Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung beantragten. Die Leipziger Allgemeine Zeitung, erklärten ſie darin unter Anderm, ſei gegenwärtig „eine Niederlage von Lügen, Entſtellungen, böswilligen Angriffen über und gegen Preußen, ſeine Einrichtung, ſeine Verwaltung, ſeine Beamten, nicht nur im Einzelnen, ſondern in ihrer Geſammtheit.“ Ihre derartigen Artikel ſeien nicht mehr einzelne zufällige Erſcheinungen, ſondern „durch alle ziehe ſich eine unverkennbare Tendenz hindurch, indem mit der Maſſe der Artikel zugleich ihre Gehäſſigkeit zunehme.“ Die Miniſter würden glauben, ſich einer ſchweren Verantwortung wegen Vernachläſſigung ihrer Amtspflicht auszuſetzen, wenn ſie dies Unweſen ferner wollten walten laſſen. Die Angelegenheiten des eigenen Landes beſpreche die Leipziger Allgemeine Zeitung mit gebührender Achtung und Mäßigung oder laſſe ſie auch ganz unbeſprochen; dagegen mache es die geſammten öffentlichen Zuſtände Preußens zum Gegenſtande zahlloſer Artikel, verfälſche durch unwahre Darſtellung die Zeitgeſchichte Preußens, gieße in böswilliger ſyſtematiſcher Tendenz Spott und Schmähungen darüber aus und trachte ſolchergeſtalt in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, zum Aergerniß aller wahren Freunde des Vaterlandes, die Gemüther aufzureizen.

Schon drei Tage darauf, unterm 28. Decbr. (man beachte wohl die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit welcher dieſe Angelegenheit erledigt ward) erfolgte eine königliche Kabinetsordre, durch welche dem Antrage der Miniſter gemäß die Leipziger Allgemeine Zeitung in Preußen unbedingt verboten ward, ſo daß ſie weder eingeführt noch ausgegeben, feil geboten, verkauft, an öffentlichen Orten ausgelegt, oder ſonſt verbreitet werden durfte; ſogar der Durchgang durch die preußiſchen Staaten mittelſt der Poſt wurde ihr unterſagt. — Auch die Veröffentlichung dieſer Cabinetsordre wurde, ganz gegen den ſonſtigen Geſchäftsgang, ſo beſchleunigt, daß ſie noch vor Jahresſchluß ins Publikum gelangte und die Leipziger Allgemeine Zeitung ſomit vom 1. Januar 1843 ab keinen Zutritt mehr in die preußiſchen Staaten fand. Vergeblich appellirte Dr. Julius, der in Folge dieſes Verbots bald darauf von der Redaction zurücktrat, in einer eigenen, für die damaligen Preßzuſtände höchſt charakteriſtiſchen Schrift an das Publikum; vergebens eilte der Verleger nach Berlin und ſuchte daſelbſt durch ſeine perſönlichen Verbindungen das Verbot rückgängig zu machen; vergebens änderte er ſogar den Titel der Zeitung

(„Deutſche Allgem. Zeitung“ ſtatt Leipziger): der Zorn der Götter blieb unerbittlich, noch unterm 29. März beſtätigte das Miniſterium das Verbot, indem es daſſelbe auch auf die „Deutſche Allgem. Zeitung“ ausdehnte und es bedurfte erſt eines völligen Redactionswechſels und einer längeren höchſt vorſichtigen Führung, bis die Zeitung endlich (Ende Juni 1843) als hinlänglich desinficirt wieder zugelaſſen ward.

Doch war es kein vereinzelter Schlag, der die Leipziger Allgemeine getroffen: beinahe gleichzeitig (2. Januar) erfolgte von Seiten der Sächſiſchen Regierung das Verbot der von Arnold Ruge herausgegebenen „Deutſchen Jahrbücher.“ Man erinnert ſich der Rolle, welche die Halliſchen, ſpäterhin Deutſchen Jahrbücher in der Bewegung dieſer Zeit geſpielt hatten, ſowie der vielfachen Streitigkeiten, in die ſie in Folge deſſen mit der preußiſchen Regierung gerathen waren und die ſchon im Sommer 1841 die Ueberſiedelung der Redaction von Halle nach Dresden zur Folge gehabt hatten. Das gegenwärtige Verbot, das dieſe bedeutendſte und einflußreichſte aller damaligen Zeitſchriften, den wahren Sammelplatz der jungen revolutionären Geiſter, auf einmal zerſprengte, ging zwar zunächſt von der Sächſiſchen Regierung aus; allein im Publikum hielt man ſich überzeugt, daß dieſes Verbot von Seiten der Sächſiſchen Regierung nicht erfolgt ſein würde ohne die fortwährenden preußiſchen Reclamationen, daß der eigentliche Urſprung des Verbots nicht in Dresden zu ſuchen ſei, ſondern ebenfalls in Berlin.

Noch aber hatte die öffentliche Meinung ſich von dieſen verdoppelten Schlägen nicht erholt, als ſie ſchon durch ein neues Verbot überraſcht ward. Nachdem man die Rheiniſche Zeitung ſo lange ſich zwiſchen Leben und Sterben hatte hinquälen laſſen, entſchloß man ſich endlich, ihr den Gnadenſtoß zu geben; dieſer Sünder war durch keine Warnungen und Strafen mehr zu beſſern, er mußte bei Seite geſchafft werden. Durch einen Erlaß, datirt vom 25. Januar 1843, verfügten die dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien das Aufhören der Rheiniſchen Zeitung mit dem bevorſtehenden 1. April. Motivirt ward das Verbot erſtens äußerlich dadurch, daß die Actiengeſellſchaft, die ſich für dieſe mit dem 1. Januar 1841 ins Leben getretene Zeitung gebildet, zwar zur Herausgabe derſelben die vorläufige Zuſtimmung des Oberpräſidenten der Rheinprovinz (damals noch Hr. v. Bodelſchwingh, der jetzige Finanzminiſter) gehabt habe: allein dieſe Zuſtimmung ſei

von dem Oberpräſidenten ſelbſt an den Vorbehalt der Genehmigung Seitens der dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien geknüpft geweſen und da nun dieſe Genehmigung niemals ertheilt worden, ſo folgte daraus von ſelbſt, daß die Rheiniſche Zeitung überhaupt niemals eine eigentliche rechtliche Exiſtenz gehabt, und daß ſie alſo auch ohne Weiteres unterdrückt werden konnte.

Indeſſen ſo bündig dieſer Schluß war, ſo mochten doch die Miniſter ſelbſt wol fühlen, daß die bloße juriſtiſche Conſequenz in dieſem Falle nicht ganz ausreichte. Denn wenn die Rheiniſche Zeitung wirklich ohne vorſchriftsmäßige Conceſſion erſchienen war, ſo war das doch nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld der Behörden, die ihr Erſcheinen auf eine ungenügende Genehmigung hin zugelaſſen hatten. Indem die Miniſter daher weiters zu den inneren Motiven des Verbots übergingen, bezeichneten ſie die Tendenz der Rheiniſchen Zeitung als eine durchaus verwerfliche. „Unverkennbar“ habe in ihr die Abſicht „vorgeherrſcht,“ „die Verfaſſung des Staates in ihrer Baſis anzugreifen, Theorien zu entwickeln, welche auf Erſchütterung des moraliſchen Princips abzielen, das Verfahren der Regierung in der öffentlichen Meinung böswillig zu verdächtigen, einzelne Stände der Nation gegen andere aufzureizen, Mißvergnügen mit den beſtehenden geſetzlichen Zuſtänden zu erwecken und ſehr feindſelige Richtungen mit den befreundeten Mächten zu begünſtigen.“ Die Miniſter räumten ein, daß „ſchon längſt aller Anlaß dazu geweſen,“ das Blatt „durch definitive Verſagung der Conceſſion aufzuheben:“ allein die bedeutenden Verluſte, welche das plötzliche Eingehen des Blattes für die Actionäre herbeigeführt haben würde, hätten ſie zu einer nochmaligen letzten Rückſichtnahme bewogen. Aber vergeblich: gerade ſeit der jüngſten Zeit, ſeit dem Schluß des vergangenen Jahres, habe das Blatt ſich von Neuem einer „Zügelloſigkeit des Ausdrucks und der Geſinnung“ hingegeben, welche „ſeine frühere Weiſe wo möglich noch überbiete.“ Seine Abſicht, „das Beſtehende in Staat und Kirche anzufeinden und zu untergraben und allgemeines Mißvergnügen mit der Staatsverwaltung zu erwecken,“ ſei unverkennbar: es höre nicht auf, dieſelbe „zu verleumden, ihren Maßregeln in frecher Weiſe Hohn zu ſprechen, die loyalen Elemente und Organe überall mit unwürdigem Spotte zu verfolgen und ſelbſt auswärtige Mächte, ſowol innerhalb als außerhalb des deutſchen Bundes, zu beleidigen.“ Die Miniſter könnten es nicht verantworten,

wenn ſie dem „auf hohle Theorien gegründeten, auf verwerfliche, in keinem Staate zu duldende Zwecke gerichteten Treiben" der Rheiniſchen Zeitung noch länger nachſehen wollten. An eine Beſſerung ſei bei der ſyſtematiſchen und conſequenten Art, mit der die Unternehmer des Blattes ihre Richtung verfolgten, nicht zu denken; ein neuer in Ausſicht geſtellter Redactionswechſel biete keine Garantie und auch „das negative Mittel einer ungewöhnlich ſtrengen Cenſur" habe ſich unwirkſam erwieſen. Unter dieſen Umſtänden ſei nichts übrig geblieben, als „den bisherigen proviſoriſchen Zuſtand zu beendigen" und habe die Rheiniſche Zeitung demnach jedenfalls mit dem 1. April d. J. aufzuhören. Selbſt ein ſofortiges Verbot, fügten die Miniſter hinzu, würde völlig gerechtfertigt ſein; doch habe die Rückſicht auf die Abonnenten ſowie überhaupt der Wunſch, „Verwickelungen, welche Privatperſonen nachtheilig ſein könnten, möglichſt zu vermeiden," ſie veranlaßt, ihr noch eine letzte Friſt bis Ende März zu gewähren. —

So lange nun auch nach Allem, was ſich bereits zugetragen, dieſer Ausgang vorauszuſehen war und ſo wenig er daher im Grunde irgend Jemand überraſchen konnte, ſo erregte die Verfügung der Miniſter doch, als ſie in den letzten Tagen des Januar in der Rheinprovinz bekannt ward, eine höchſt peinliche Aufregung. Noch an demſelben Tage, da ſich die Nachricht davon in Köln verbreitete (30. Januar), trat eine große Anzahl angeſehener Kölner Bürger zuſammen, um an den König eine Petition um Aufhebung der gegen die Rheiniſche Zeitung verfügten Maßregel zu richten. Dem Aſſeſſor Wiethaus aber, der, wie früher erzählt worden, von ſeinem Amt als Cenſor der Rheiniſchen Zeitung freiwillig zurückgetreten war, wurde noch an demſelben Abend von der Kölner Liedertafel ein glänzendes Fackelſtändchen gebracht, wobei man den „Nicht-Cenſor" hoch leben ließ. — Aehnliche Bewegungen fanden auch an andern Orten der Rheinprovinz ſtatt, namentlich in Trier, Düſſeldorf, Aachen ꝛc. In letzterem Ort fand ſogar die in der Geſchichte der deutſchen Preſſe bis dahin unerhörte Ovation, mit der man den abgetretenen Cenſor der Rheiniſchen Zeitung gefeiert hatte, ihre Nachahmung: am 25. März wurde dem Oberſt von Schepeler, der in der Aachener Zeitung eine Reihe freiſinniger, dem Gemeindewohl gewidmeter Aufſätze veröffentlicht hatte, ein Fackelzug gebracht, der gleichzeitig auch dem freiſinnigen Cenſor der Aachener

Zeitung, dem Polizeidirector von Lüdemann ſeine Aufwartung machte und ihm den Dank der Bürgerſchaft für ſeine liberale Cenſur ausſprach.

Doch konnten weder dieſe noch ähnliche Demonſtrationen das Schickſal der Rheiniſchen Zeitung mehr ändern noch aufhalten. Zwar trat noch im Laufe des März einer der bisherigen Redacteure Dr. Marx, damals noch ein intimer Freund und Anhänger von Bruno Bauer und G. Julius, freiwillig von der Redaction zurück; auch wurde, nachdem ſeit Anfang Februar ein eigener beſonders inſtruirter Cenſor aus Berlin eingeſetzt worden, die früher verordnete Nachcenſur durch den Präſidenten von Gerlach von der Regierung ſelbſt wieder aufgehoben. Allein der Untergang der Zeitung war und blieb beſchloſſen. Mitte Februar hatte ſich eine Deputation angeſehener Kölner Bürger nach Berlin begeben, um daſelbſt perſönlich für die Aufhebung des Verbots zu wirken. Aber auch ſie erreichte ihren Zweck nicht; nachdem ſie mehre Wochen hindurch vergeblich von einer Thür zur andern gelaufen war, mußte ſie Berlin am 7. März verlaſſen, ohne nur die nachgeſuchte Audienz beim König erlangt zu haben. Am letzten März erſchien die letzte Nummer der Rheiniſchen Zeitung. — —

Nachdem ſo unter den ärgſten Miſſethätern der liberalen Preſſe aufgeräumt, unter den übrigen aber eben dadurch ein heilſamer Schrecken verbreitet war, mußte der Widerſpruch zwiſchen der cenſirten Preſſe und den cenſurfreien Carricaturen natürlich um ſo greller hervortreten. Zwar hatten die Behörden auch gegen die Carricaturen ſeit einiger Zeit eine ganz außerordentliche Strenge geübt. Die Carricaturenfreiheit beſtand ſchon ſeit Längerem faſt nur noch dem Namen nach, beinahe jedes neue Blatt, das ſich hervorwagte, wurde ſofort polizeilich weggenommen. Freilich eine eigenthümliche Art von Freiheit: Du darfſt ſagen was du willſt, wenn du aber Etwas ſagſt, was mir nicht gefällt, ſo ſchlage ich dich todt. Namentlich hatten gewiſſe Spottbilder, die von Berlin und Königsberg aus gegen die ſtrengkirchliche Richtung verbreitet wurden, den Unwillen der Behörden in hohem Grade wach gerufen; mit Eifer forſchte man nach ihren Urhebern und ſuchte ſie auf alle Weiſe zur Verantwortung zu ziehen. Da dies nicht gelang, ſo machte man kurzen Prozeß und in einer Cabinetsordre vom 3. Februar wurde die Carricaturenfreiheit, dieſer letzte Reſt der liberalen Experimente, welche die Regierung mit der Preſſe angeſtellt, dieſes letzte Geſchenk, das der Miniſter von Rochow dem Publikum

aufgedrängt hatte, wieder aufgehoben. Das Verbot machte im Ganzen wenig Eindruck. Die Caricaturenfreiheit hatte nur Sinn, wenn ihr eine freie Presse zur Seite stand; da man diese entbehren sollte, so verzichtete man, nachdem der erste Kitzel gestillt war, auch ohne Bedauern auf jene.

Wunderlich freilich wär es, daß gerade im Lauf eben dieser Wochen, da so Streich auf Streich gegen die Freiheit der Presse geführt ward, zwei Verordnungen erschienen, deren ausgesprochener Zweck dahin ging, den Zustand der Presse zu erleichtern und ihr auf gesetzlichem Wege eine größere Freiheit der Bewegung zu verschaffen. Das erste war eine Cabinetsordre vom 4. Februar, betreffend die Censur der Zeitungen und Flugschriften nebst Genehmigung einer vom Staatsministerium entworfenen neuen Censurinstruction vom 31. Jan.; einige Wochen später (23. Febr.) folgte dann noch eine Verordnung, betreffend die neue Organisation der Censurbehörden. Beide Documente gehören wesentlich zur Geschichte der vormärzlichen preußischen Presse und theilen wir sie daher unter Nr. X. unserer Actenstücke vollständig mit. Doch war der erste Eindruck ebenfalls nicht bedeutend. Wiewol der König im Eingang der erstgedachten Verordnung nochmals ausführlich auseinandersetzte, was er in Betreff der Presse wolle und was er nicht wolle — nämlich die Wissenschaft und die Literatur von jeder sie hemmenden Fessel befreien, auch der Tagespresse innerhalb des ihr zuständigen Gebietes alle zulässige Freiheit verstatten, nicht aber die Auflösung der Wissenschaft und Literatur in Zeitungsschreiberei, nicht die Gleichstellung beider in Würde und Ansprüchen, nicht das Uebel schrankenloser Verbreitung verführerischer Irrthümer und verderbter Theorien über die heiligsten und ehrwürdigsten Angelegenheiten der Gesellschaft auf dem leichtesten Wege und in der flüchtigsten Form unter eine Klasse der Bevölkerung, welcher diese Form lockender und Zeitungsblätter zugänglicher seien als die Producte ernstlicher Prüfung und gründlicher Wissenschaft — und wiewol auch in dieser Auseinandersetzung sowie überhaupt in der verbesserten Einrichtung des Censurwesens das ernste und aufrichtige Interesse, das der König der Presse widmete, sich wiederum unverkennbar aussprach: so waren die eben gemachten Erfahrungen doch zu schmerzlich, die öffentliche Stimmung war zu herabgedrückt, ihre Spannkraft zu gelähmt, als daß man daraus irgend welche Hoffnungen hätte schöpfen mögen. Was nützten die edelsten Absichten des Königs, wenn sie in der Ausübung

doch immer wieder durch die Willkür der Behörden gekreuzt wurden? Auch die nachsichtigste und bestorganisirte Censur blieb doch immer Censur; was man aber verlangte und wohin die Entwickelung der Zeit unaufhaltsam ging, war nicht Verbesserung, sondern Aufhebung der Censur.

Und während dieser Niedergeschlagenheit und Abspannung der öffentlichen Stimmung war es nun, daß eine neue und wichtige Krisis des öffentlichen Lebens in Preußen sich vorbereitete. Auf den 5. März stand die Eröffnung sämmtlicher Provinziallandtage bevor, mit Ausnahme des rheinischen, der wie gewöhnlich erst einige Wochen später zusammentreten sollte. Wie viel Hoffnungen waren seit dem letzten Zusammentritt der Provinziallandtage vor zwei Jahren genährt, wie viele zerstört worden! Die ständischen Ausschüsse hatten sich wirkungslos gezeigt, die Presse war nach einem kurzen Aufschwung gefesselter denn je — sie blieben diese ehemals so gleichgültigen, so gering geachteten Provinziallandtage denn das Einzige, woran die Hoffnungen der Nation sich noch klammern konnten. In unserm nächsten Buche werden wir sehen, wie weit dieselben sich erfüllten und was die Nation selbst that, um eine endliche Erfüllung herbeizuführen.

Anhang.

Dokumente und Aktenstücke.

Zum erſten Bande.

I.

(Zu pag. 167.)

Ein Selbſtgeſpräch Friedrich Wilhelm's IV., Königs von Preußen, niedergeſchrieben als Kronprinz beim Antritt ſeines vierzehnten Lebensjahres. Herausgegeben nach einer Abſchrift ſeines damaligen Lehrers Friedrich Delbrück.

Königsberg, vom 17. Oct. 1808. Vorgeſtern habe ich mein vierzehntes Jahr angetreten und bin nun acht Jahr und drei Monate unter der Leitung eines Erziehers. Es wird nicht unzweckmäßig ſein, am erſten Arbeitstage der erſten Woche eines neuen Lebensjahres mit einem Ueberblicke Deſſen anzufangen, was im Ganzen meiner Bildung bezweckt und ausgeführt werden, zu vergleichen, wie es vor acht Jahren mit meinem Wiſſen ſtand und wie es jetzt damit ſteht, und auf dieſe Weiſe über meine Kenntniß und meinen Fleiß unparteiiſche Rechenſchaft abzulegen. Als ich den Händen meines Erziehers anvertraut wurde, wußte ich nichts, als was man mir gelegentlich erzählt hatte, ſowohl über die Gegenſtände, die mich zunächſt umgaben, als auch über Dinge, auf welche zufällig die Rede kam. Ich konnte weder leſen, noch ſchreiben, noch zeichnen; ich ſprach nur Deutſch, und dieſes ſehr unvernehmlich. Heute bin ich mir des Unterſchiedes zwiſchen Sprachen und Wiſſenſchaften und Kunſtgeſchicklichkeiten deutlich bewußt. Ich verſtehe Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch in dem Grade, daß ich die beſten, wenn auch ſchweren Schriftſteller mit Nutzen zu leſen, richtig vorzuleſen und ſie nach dem verſchiedenen Geiſte und den Regeln der Sprache in einander überzutragen im Stande bin, auch meine eignen Gedanken in denſelben ſowohl ſchriftlich als mündlich mitzutheilen weiß; jedoch nicht ganz fehlerfrei. Am meiſten bin ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, meiner Mutterſprache mächtig und gewogen, und die beiden fremden Sprachen treibe ich mit gleicher Luſt und Eifer. Das Engliſche fing ich erſt im Juni 1807 in Memel an und trieb es vier Monate lang heimlich, um an meinem Geburtstage die Königin, meine geliebte Mutter, durch den erſten engliſchen Brief zu überraſchen; dieſes gelang mir auf eine belohnende Weiſe. Noch weiß ſie nicht, daß ich auch in den letzten beiden Monaten des abgewichenen Lebensjahres mit gleicher Heimlichkeit eine todte Sprache zu erlernen angefangen habe: die lateiniſche, über deren Hauptſchwierigkeiten ich hinweg bin, voll Ahnung des Genuſſes, welchen die Meiſterwerke aus der Blüthenzeit der römiſchen Literatur verheißen. Ich kenne einen Theil des zweiten Buches der Aeneis und weiß die ſchönſten Stellen beinahe auswendig. Die Wiſſenſchaften, mit welchen ich mehr oder weniger, nach Maßgabe meiner Kraft, bekannt bin, ſind: Geographie, Geſchichte, Naturlehre und Arithmetik, ſo daß ich die Oberfläche der Erde in der allgemeinen Anſicht überdenken kann und die auf

derselben beſünklichen Körper nach ihren Arten und Gestaltungen, nach dem Stoffe und der Form, nach der Zahl und Ausdehnung und nach der Haupteigenthümlichkeit ihrer Bewohner in dem Zeitraume, welcher die Weltgeschichte umfaßt, zu unterscheiden im Stande bin. Von Kunstgeschicklichkeiten habe ich zwei geübt, die nahe verwandt sind, das Zeichnen und Schreiben. Es wird mir nicht schwer, dem Auge hinzustellen, was ich recht lebendig fühle, selbst etwas Verwickeltes, etwa ein Schlachtgewühl. Vor kurzem habe ich einen Lehrer angenommen, der mich im Clavierspielen, wozu ich große Neigung habe, unterweisen soll. Zu den nützlichsten und angenehmsten Uebungen, um mir Kenntnisse zu erwerben und sie mitzutheilen, zähle ich das Lautlesen schöner Stellen in den Sprachen, die ich treibe, das schriftliche Aufsetzen eigner Gedanken und deren mündlichen Vortrag in den Zusammenkünften theils mit meinen Geschwistern und Verwandten, theils mit fremden jungen Leuten, welche vom Februar 1807 an sowohl in Memel als hier in Königsberg stattgefunden haben. Es ist hier ein schicklicher Ort, die Hefte aufzuzählen, in welchen die Aufsätze zur Uebung in den verschiedenen Sprachen enthalten sind. Es sind: 1) Sechs Hefte der Uebungen in der Rechtschreibung, vom 5. Juni 1804 bis 31. Dec. 1806, an der Zahl 171. 2) Eigene Aufsätze im Deutschen, und zwar a. sieben Hefte, vom 9. Oct. 1804 bis zum 3. Juni 1807. b. Zwölf Aufsätze, vorgelesen in den vom 22. Sept. bis 31. Dec. 1807 in Memel wöchentlich gehaltenen Versammlungen. 3) Aufsätze in französischer Sprache, vom 14. Nov. 1804 bis 8. Oct. 1808. a. Exercices sous Mr. Chevally à Berlin depuis le 14 Nov. 1804 jusqu'au 8 Août 1806. b. Exercices sous Mr. Roust à Berlin depuis 8 Janv. jusqu'au 18 Oct. 1806. c. Exercices sous Mr. Delbrück à Charlottenburg, Freyenwalde, Danzig, Königsberg et Memel, depuis 3 Juin 1806 jusqu'au 22 Sept. 1807. d. Exercices français à Memel, depuis 24 Sept. 1807 jusqu'au 9 Janv. 1808. e. Exercices français à Königsberg, depuis 23 Févr. jusqu'au 14 Oct. 1808. 4) Uebungen in der englischen Sprache in Memel und Königsberg, 10. Juni 1807 bis 17. Sept. 1808. 5) Diarium breviusculum lunarum cum tabulis declinationum a 22 Aug. usque ad 14. Oct. 1808. Diese sämmtlichen Hefte werden Dem, welcher unparteiisch urtheilen will, beweisen, ob ich mit Fleiß und Anstrengung gearbeitet habe, oder nicht. Viele meines Alters werden vielleicht weit mehr wissen, als ich, und auf vielerlei Fragen Antwort geben können; aber wie viel oder wie wenig ich wissen mag, so bin ich doch mir bewußt, auf welche Weise das Einzelne zusammenhängt, und wo das Mannigfaltige der Kenntnisse, sowie die Uebungen des Verstandes, des Gedächtnisses und des Willens, seinen Einheitspunkt findet; und die Einheit, sagt man mir, ist die wahre Gründlichkeit. Soll ich daher mein Wissen in dieser Einheit kurzlich darstellen, so würde ich es allenfalls so fassen können. Aller Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden ist nur möglich durch das Denken; der Kraft zu denken bin ich mir auch bewußt. Die Kraft, welche in mir denkt und hierdurch die Anlagen meines Gemüthes entwickelte, ist in ihren Aeußerungen und Wirkungen verschieden von der Kraft, welche die Speise verdaut und hierdurch das Wachsthum meines Körpers befördert. Ich denke, wenn ich von den Umgebungen mich abgezogen fühle und an den Erscheinungen um mich her ihren Zusammenhang, sowohl unter einander als mit mir selbst, aufsuche, wobei sich denn jederzeit ergiebt, daß in mir selbst oder in meinem Gemüthe der Mittelpunkt zu finden ist, worin alle die Eindrücke sich vereinigen, welche ich von der Außenwelt durch die verschiedenen Sinne bekomme. So bringt allein das Denken Einheit in das Mannigfaltige. Das Stillgedachte auf eine hörbare Weise durch Worte mittheilen, heißt sprechen, reden. Das Stillgedachte dem Sinne des Gesichtes darstellen, heißt bilden, und wird bald schreiben, bald zeichnen, bald malen u. s. w. genannt. Das Vermögen zu sprechen, und die Fähigkeit, Gedanken durch Zeichen sichtbar zu machen, ist die Haupteigenthümlichkeit des Menschen. Wenn ich mir recht verständlichen will, wie sehr der Mensch hierdurch über alle andern lebenden Wesen und wie die Denkkraft an sich über die körperliche Kraft hervorragt: so darf ich nur zu mir sagen, daß meine flache Hand kaum einige Pfund halten, daß aber

mein Gemüth das Weltall mit seinen großen Massen gleichsam zu umspannen vermag, und mit einer Schnelligkeit, welcher nichts in der Natur gleich kommt. Der Lichtstrahl braucht über acht Minuten, um von der Sonne bis zu meinen Augen zu gelangen; aber in derselben Zeit durcheilt der Flug meiner Gedanken, von dem Orte aus, wo ich mich befinde, den unermeßlichen Raum, welcher ihn mit dem Weltall verbindet; und wo ich anhalten mag mit meiner Betrachtung, überall finde ich den Urheber und Regierer dieses Weltalls. So lösen sich alle Gedanken und Gefühle in Andacht auf, und ich verstehe jenes heilige Wort: in Ihm leben, weben und sind wir. Auf diese Weise verfließen die Sinnenwelt und die geistige Welt in einander, jene ruht in dieser, und diese entwickelt sich an jener. Beide unter dem erhabenen Bilde der Unermeßlichkeit und der Unendlichkeit aufzufassen, ist das Meisterstück der Denkkraft, oder die Meisterkraft des Gemüthes. Aber so unendlich und unermeßlich immerhin die Mannigfaltigkeit in der Sinnenwelt sein mag, so finde ich doch in den kleinsten und größten Dingen, die mir in jedem Augenblicke nahe sind, die innigsten Berührungspunkte des einzelnen Theils mit dem Ganzen. Ueberall bin ich umgeben von den Hauptstoffen der Außenwelt. Der Tisch, an welchem ich sitze, die Feder, welche ich in der Hand halte, das Glas mit Dinte, welches vor mir steht, die Scheere und das Messer ihm zur Seite, endlich die ganze Bekleidung meines Körpers, alles dieses vergegenwärtigt mir Erzeugnisse der drei Naturreiche und erinnert mich an die Aufgabe, welche die Naturforschung in ihren verschiedenen Fächern, der Chemie, der Physik, Mineralogie und der Naturgeschichte zu lösen sich vorsetzt, und an die Gewandtheit, womit die menschliche Betriebsamkeit den Bedürfnissen abzuhelfen sucht. Blicke ich in diesem Zimmer aufwärts, und noch beschauend die Vorhänge an den Fenstern, die Büsten, das Feuergewehr, den Ofen, die Kronleuchter, das Forteviano, die Bücher, so werde ich erinnert an nützliche Erfindungen zur Bequemlichkeit und zum Genusse des Lebens; ja es eröffnet mir das ganze Gebiet der Kunst und Wissenschaft in ihrem Einfluß auf die Angelegenheiten des Menschen. Verlasse ich in Gedanken das Zimmer und versetze mich in die Schloßbibliothek, wo sich die Vorwelt und die Ferne an die Nähe der Mitwelt anschließt; oder in die Schloßkirche, in welcher der Taufstein auf einem Grabgewölbe die beiden Endpunkte des irdischen Daseins gleichsam vereinigt und der Altar das Andenken an den göttlichen Lehrer erneuert, dessen Werk über Leben und Tod die zu unserer Gemüthsruhe und Menschenwürde nöthigen Aufschlüsse giebt; oder wenn ich in Gedanken die Zimmer betrete, wo nach den Landesgesetzen über Recht und Gerechtigkeit entschieden wird; oder die Sicherheit und Wohlfahrt und Wohlhabenheit der Provinzen des Staats und das Augenmerk der königlichen Geschäftsmänner sein soll; oder wenn ich an den Saal denke, worin aufbewahrt wird, was zur Wehrhaftigkeit einer Armee dient; oder indem ich, wie in diesem Augenblicke, die zur Wache bestimmten Soldaten unter Kriegsmusik sich nähern höre: so bleibt kein Zweig und kein Verhältniß des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, kein Theil der Staatswirthschaft unberührt, und so halte ich meinem Gemüthe den Mittelpunkt der Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts vor. Diese aber sind: Wahrheit und Recht und die standhafte Liebe beider, als das wirksamste Mittel der innern Ordnung und äußern Sicherheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen am besten gerathen ist, wenn unter dem Einflusse zweckmäßiger Bildungsanstalten Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Verkehr unter dem Gesichtspunkte göttlicher Weltordnung zu einem Ganzen sich vereinigen. Bei dieser Ansicht erscheinen alle Formen der Sinnenwelt als Abdrücke geistiger Kräfte, als Spuren der Thätigkeit des Willens, wodurch die Würde der menschlichen Natur sich beurkundet; und indem ich dies erwäge, entdecke ich in meinem Gemüthe gleichsam den Schlußstein des künftigen Baues der menschlichen Verfassung. Bei dieser Ansicht der Dinge habe ich aber auch immer nur die Art und Weise herausgehoben, wie die Dinge mir erscheinen, wenn ich als müßiger Zuschauer darüber nachdenke. Sollte ich aber den Blick nicht auch auf mich selbst richten und die Frage so stellen können: ob ich im Stand, oder wohl gar verpflichtet bin, auf die Dinge um mich her und auf die

geſelligen Verhältniſſe einzuwirken? — Ich will in Gedanken dieſes Zimmer mit lebenden Weſen anfüllen, mit jener Verſammlung, welche mir meine letzte Geburtsfeier unvergeßlich macht, und es tritt aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen und Verbindungen das Familienleben und die Familienliebe in ihren ehrwürdigen und anmuthigen, das Vaterland in ſeinen verpflichtenden Beziehungen vor die Seele und vergegenwärtigt mir die Gegenſtände, welche ich als Sohn, als Bruder, als Anverwandter und als Freund und Mitglied des Staates mit Liebe umfaſſe. Indem ich dabei die verſchiedenen Eindrücke vergleiche, welche mein Benehmen zu verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Formen auf meine theuerſten Angehörigen, auf nahe und ferne Zeugen gemacht hat, ſo wird mir aufs neue einleuchten müſſen, daß das Wiſſen und das Thun eigentlich nie getrennt ſein ſollten, und daß nur Derjenige auf Bildung Anſpruch machen kann, in welchem ſich das Eine nie findet ohne das Andere; und daß Vorſätze, die man nicht ausführt, Verſprechen, die man nicht hält, ſowie die Reue über verletzte Pflicht eigentlich gar keinen Werth haben, daß ſchon am 14. Oct. 1805, am letzten Tage meines neunten Jahres, jenes bekannte Wort mir ans Herz gelegt wurde: „Wenn ich mit Menſchen- und Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht“ u. ſ. w.; ſowie auch jener Rath eines weiſen Königs: „Gehorche der Zucht deines Vaters, und verlache nicht das Gebet deiner Mutter, denn ſolches iſt ein ſchöner Schmuck an deinem Haupte und eine Kette an deinem Halſe.“ Möchten beide Kernſprüche, welche ich in glücklichen Zeiten zum erſten Male hörte, nie aus meiner Seele kommen, und mich kräftig antreiben, Das abzulegen und zu ändern, was Allen, welche mich lieben und es ſo gut mit mir meinen, und auch mir ſelbſt, wenn ich darüber nachdenke, an mir mißfällt und mißfallen muß.

(Sign.) Fritz.

II.

(Zu pag. 203.)

Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's IV.

Vom 12. Juni 1840.

Ich befehle, zwei koſtbare Documente der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche Mir nach dem Willen Meines in Gott ruhenden Königlichen Vaters und Herrn am Tage Seines Heimganges eingehändigt worden, wovon das eine bezeichnet iſt: „Mein letzter Wille“, das andere: „Auf Dich, Meinen lieben Fritz“ anfängt, und welche beide von Seiner eignen Hand geſchrieben und vom 1. December 1827 datirt ſind. Der Heldenkönig aus Unſerer großen Zeit iſt geſchieden und zu Seiner Ruhe an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes verſüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, übergehen laſſe, der Ich mit Gott entſchloſſen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des ſegensreichen Friedens, des theuren Kleinods, das Er uns im Schweiße Seines Angeſichts errungen, und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat. Das weiß Ich, ſollte dies Kleinod je gefährdet werden, was Gott verhüte, ſo erhebt ſich Mein Volk, wie ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk ſich auf Seinen Ruf erhob. Solch ein Volk iſt es werth und fähig, Königliche Worte zu vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einſehen, daß Ich den Anfang meines Regiments durch keinen ſchönern Act als die Veröffentlichung derſelben bezeichnen kann.

Sansſouci, den 12. Juni 1840. Friedrich Wilhelm.

Mein letzter Wille.

Meine Zeit in Unruhe, Meine Hoffnung in Gott!

„An deinem Segen, Herr, iſt Alles gelegen!
Verleihe Mir ihn auch jetzt zu dieſem Geſchäfte!"

„Wenn dieſer Mein letzter Wille Meinen innigſt geliebten Kindern, Meiner theuren Auguſte und übrigen lieben Angehörigen zu Geſichte kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeſchiedenen. Mögen ſie dann bei dem Anblicke der ihnen wohlbekannten Inſchrift: — „Gedenke der Abgeſchiedenen!" — auch Meiner liebevoll gedenken! Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter ſein und Meinen Geiſt aufnehmen, den Ich in ſeine Hände befehle. Ja, Vater, in deine Hände befehle ich Meinen Geiſt! In einem Jenſeits wirſt du uns alle wieder vereinen, möchteſt du uns deſſen, in deiner Gnade, würdig finden, um Chriſti, deines lieben Sohnes, unſeres Heilandes willen, Amen. Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weiſem Rathſchluſſe zu beſtehen gehabt, ſowohl in Meinen perſönlichen Verhältniſſen (insbeſondere als er Mir vor 17 Jahren das entriß, was Mir das Liebſte und Theuerſte war), als durch die Ereigniſſe, die Mein geliebtes Vaterland ſo ſchwer trafen. Dagegen aber hat Mich Gott, ewiger Dank ſei Ihm dafür! auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereigniſſe erleben laſſen. Unter die erſten rechne Ich vor Allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 1814 und 1815, denen das Vaterland ſeine Reſtauration verdankt. Unter die letztern, die frohen und wohlthuenden, aber rechne Ich insbeſondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder: ſowie die beſondere, unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muſter treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte. Meinen wahren, aufrichtigen, letzten Dank Allen, die dem Staat und Mir mit Einſicht und Treue gedient haben. — Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre perſönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren. — Ich vergebe allen Meinen Feinden: auch denen, die durch hämiſche Reden, Schriften oder durch abſichtlich verunſtaltete Darſtellung das Vertrauen Meines Volks, Meines größten Schatzes (doch Gott Lob nur ſelten mit Erfolg), Mir zu entziehen beſtrebt geweſen ſind.

Berlin, den 1. December 1827. Friedrich Wilhelm."

„Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeſchäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf dieſe angewieſen hatte, biſt Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir iſt es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen — wenigſtens danach zu ſtreben. Deine Grundſätze und Geſinnungen ſind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen ſein wirſt. Hüte Dich jedoch vor der ſo allgemein um ſich greifenden Neuerungsſucht, hüte Dich vor unpractiſchen Theorien, deren ſo unzählige jetzt im Umſchwunge ſind, hüte Dich aber zugleich vor einer faſt ebenſo ſchädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, denn nur dann, wenn Du dieſe beiden Klippen zu vermeiden verſtehſt, nur dann ſind wahrhaft nützliche Verbeſſerungen gerathen. — Die Armee iſt jetzt in einem ſeltenen guten Zuſtande; ſie hat ſeit ihrer Reorganiſation Meine Erwartungen wie im Kriege, ſo auch im Frieden erfüllt. Möge ſie ſtets ihre hohe Beſtimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergeſſen, was es ihr ſchuldig iſt. — Verabſäume nicht, die Eintracht unter den Europäiſchen Mächten, ſo viel in Deinen Kräften, zu fördern; vor allen aber möge Preußen, Rußland und Oeſterreich ſich nie von einander trennen; ihr Zuſammenhalten iſt als der Schlußſtein der großen Europäiſchen Allianz zu be-

trachten. — Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich alle zu der Erwartung, daß ihr ſtetes Streben dahin gerichtet ſein wird, ſich durch einen nützlichen, thätigen, ſittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieſer bringt Segen, und noch in meinen letzten Stunden ſoll dieſer Gedanke Mir Troſt gewähren. Gott behüte und beſchütze das theure Vaterland! Gott behüte und beſchütze Unſer Haus, jetzt und immerdar! Er ſegne Dich, Mein lieber Sohn, und Deine Regierung, und verleihe Dir Kraft und Einſicht dazu, und gebe Dir gewiſſenhafte, treue Räthe und Diener und gehorſame Unterthanen. Amen!

Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm."

III.

(Zu pag. 229.)

A.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen u. ſ. w. entbieten Unſern getreuen Ständen des Königreichs Preußen Unſern gnädigſten Gruß.

Nachdem Wir dieſelben in Gemäßheit des bei früheren Landeshuldigungen althergebrachten Herkommens auch diesmal, wo Wir die Huldigung der getreuen Stände und Unterthanen des Königreichs Preußen am 10. September d. J. zu Königsberg einzunehmen beſchloſſen, zu einem Landtage einberufen haben, laſſen Wir an dieſelben hierdurch die gnädigſte Aufforderung ergehen, darüber zu berathen:

1) ob und welche Beſtätigung noch beſtehender Privilegien in Antrag zu bringen und
2) ob dieſelben nach altem Rechte zwölf Mitglieder der oſtpreußiſchen Ritterſchaft zur Vertretung eines Herrenſtandes bei der Huldigung zu erwählen geſonnen ſeien.

Ihre Beſchlüſſe und etwanigen Anträge haben die getreuen Stände in verfaſſungsmäßiger Weiſe durch Unſeren Landtags-Commiſſarius an Uns gelangen zu laſſen. Nachdem aber die Schließung des Landtags erfolgt ſein wird, wollen Wir gnädigſt erwarten, daß dieſelben in Königsberg verbleiben und am 10. Sept. d. J. für Ihre Perſon und aus eigenem Rechte Uns Ihre unterthänige Huldigung ableiſten.

Inmittelſt verbleiben Wir Unſern getreuen Ständen in Gnaden gewogen.

Gegeben zu Berlin, den 21. Juli 1840.

Friedrich Wilhelm.
v. Rochow.

B.

Rede des Antragſtellers in der Sitzung des Preußiſchen Provinzial-Landtags vom 6. October 1840.

Mit freudigem Gefühle und dankbarer Anerkennung vernahmen wir die königlichen Worte in dem allerhöchſten Convocationspatente vom 17. Juli d. J., daß die Stände des Königreichs Preußen in gewohnter Weiſe ſich vor der Huldigung zu einem Landtage verſammeln ſollten. Um ſo mehr mußte ein ſolcher Aufruf zum Herzen dringen, als bei der letzten Huldigung die Zuſammenberufung der Stände in Folge ihres vorausgegangenen Antrages vom 29. Novbr. 1797 geſchah.

Auch die frühern vor jeder Huldigung abgehaltenen Landtage erfolgten in der Regel nur auf vorausgegangenen Antrag der Stände. — Se. Majestät, der jetzt regierende König, war unsern Wünschen schon zuvorgekommen. Seine königlichen Worte haben befohlen zu berathen: 1) ob zwölf Mitglieder der ostpreußischen Ritterschaft zur herkömmlichen Vertretung eines Herrenstandes zu erwählen seien, und 2) ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien in Antrag gebracht werden könne. Aus der ersten, den Ständen vorgelegten Frage entnehmen wir, daß auch alte Gebräuche, wenn sie wider Erwarten noch beliebt würden, nicht abgeschafft werden sollen. Dagegen zeigt sich in der Anfrage über unsere Privilegien der königliche Wille, daß keine Verletzung alter und wohlerworbener Rechte stattfinden wird. Die Bestätigung noch bestehender Privilegien wird uns zugesichert. Es kann hier nicht die Rede sein von Privilegien, die nur für eine oder für mehrere Personen gegeben sind. Dergleichen Privilegien werden schon durch unser Landrecht aufrecht erhalten. Eine Bestätigung derselben von Seiten des jedesmaligen Landesherrn ist nicht erforderlich. Sie können ohne Anfrage der Betheiligten nicht aufgehoben werden. (Einleitung zum Allg. Landrechte §. 62 fg.) Keinem unserer Gerichtshöfe ist es z. B. eingefallen, bei Beurtheilung über die Fischereigerechtigkeit im frischen Haff oder im Pregel die Frage aufzustellen, ob auch das Privilegium der Samländer vom Hochmeister Heinrich von Plauen vom Jahr 1413, oder die der Stadt Königsberg von Ludwig von Erlichshausen in den Jahren 1430 und 1466 gegebenen Privilegien von jedem Regenten bestätigt worden sind. Ebenso wenig dürfen hier diejenigen Privilegien in Erwähnung kommen, welche zum Theil, wie z. B. das privilegium Culmense, das neue Gnadenprivilegium, das kleine Gnadenprivilegium u. dergl. m. in unsere Gesetzgebung übergegangen sind. Sie sind im Laufe der Zeit durch die neuere Gesetzgebung unkenntlich geworden. Es können vielmehr hier nur diejenigen Rechte und Privilegien in Betracht kommen, welche sich auf unsere Verfassung beziehen. Aber auch diese sind durch die Zeit und in ihrer Form verändert. Man kennt sie kaum noch namentlich. Und doch sind sie noch, wenn auch in anderer Form, aufrecht erhalten. Wir wollen nur auf das von Ludwig v. Erlichshausen im Jahre 1455 den Samländern und Königsberg verliehene Privilegium zurückgehen. Es sollte ihnen hiernach die Zense (Accisabgaben) ohne ihre Genehmigung nicht auferlegt werden. (Privilegia der Stände Preußens Fol 19.) Dasselbe sicherte Herzog Albrecht im Jahre 1533 dem Lande und den Städten in seinem sogenannten Zensbriefe zu. (Privilegien der Stände Preußens Fol. 43 und Fol. 44.) Nicht minder bestätigte dies die Assecurationsurkunde des großen Kurfürsten vom 12. März 1663, wenn die Abgaben nur mit Bewilligung der Stände auferlegt werden sollen. Es hat endlich unser nunmehr in Gott ruhender Landesvater Friedrich Wilhelm III. durch den §. 4 des Gesetzes vom 22. Mai 1815 bestimmt, daß die Landesrepräsentanten auch zur Berathung über die Besteuerung zugezogen werden sollten. Es wäre indeß zu weitläufig, die Privilegien zusammenzusuchen, aus welchen unsere ständische Verfassung entstanden. Wir wollen uns mit einer kurzen historischen Entwickelung der ständischen Verfassung zu unserm Zweck begnügen.

Schon früher zur Zeit des Ordens gab es Stände in Preußen. Ihre Wirksamkeit war indeß bis zum 13. Jahrhundert von keiner besondern Bedeutung. Leider sahen sich aber die Stände durch die fortwährenden Bedrückungen des Ordens genöthigt, im Anfange des 13. Jahrhunderts in eine engere Verbindung zu treten. Der preußische Bund wurde von Ritterschaft und Städten dem Orden gegenüber im Jahr 1440 förmlich abgeschlossen. Solche Verhältnisse gewähren aber kein erfreuliches Bild. Die Reibungen zwischen den Ständen und dem Orden währten bis zum Frieden von Krakau fort. Herzog Albrecht's guter Wille und redlicher Sinn ordnete die Verhältnisse seiner Unterthanen. In dem krakauischen Privilegium vom 11. April 1525 sicherten er und sein Bruder Georg den Ständen sämmtliche Privilegien, Rechte und Freiheiten zu. Dieses sollte auch für seine Nachfolger verbindlich sein. (Privilegien der Stände Preußens, Fol. 150.) Diesem gütigen

Fürſten, dem Gründer ſo vieler herrlichen, noch jetzt beſtehenden Einrichtungen verdanken wir größtentheils unſere ſtändiſche Verfaſſung, desgleichen mehr Privilegien und Freiheiten. Wir wollen hier nur das Gnadenprivilegium vom 31. Oct. 1540, das kleinere Gnadenprivilegium vom 14. Nov. 1512 anführen. Seine Nachkommen erkannten die ertheilten Rechte und Privilegien überall an. Es wäre zu weitläufig, die Beſtätigung derſelben bei jedem Regierungswechſel anzuführen. Von Wichtigkeit für uns aber iſt die kurfürſtliche Aſſecuration vom 12. März 1663. Sie enthält im Allgemeinen alle diejenigen Rechte und Privilegien, welche den Ständen bisher ertheilt waren. Der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſicherte nämlich nach dem Frieden von Oliva in dieſer den Ständen des Herzogthums Preußen ertheilten Aſſecuration: 1) die Privilegien des Landes und die Rechte der augsburgiſchen Confeſſion; er verpflichtete ſich 2) keinen Krieg in Betreff dieſes Landes, als im äußerſten Nothfall, ohne Bewilligung der Stände zu führen; 3) die Abgaben nur mit Bewilligung der Stände aufzuerlegen; 4) alle ſechs Jahre einen Landtag zu halten. Auch verſprach er, daß 5) *jeder ſeiner Nachfolger beim Regierungsantritte zur Haltung eines Landtages und Anerkennung der Privilegien und Rechte der Stände verbunden ſei.* (Vergl. die wörtlich abgedruckte Aſſecuration in Baczko's Geſchichte Preußens, Bd. V Seite 189, Beilage XIII.) Sein Nachfolger, unſer erſter König, ſicherte ſchon als Kurfürſt am 17. Mai 1690 unſere Privilegien in gleicher Art, wie die wichtige Aſſecuration vom 12. März 1663. Als Beweis ſeines Wohlwollens wurde das Project dieſer Aſſecuration den Ständen vor der Veröffentlichung zur Durchſicht vorgelegt. Auch an ſeinem Krönungstage, am 18. Jan. 1701, wiederholte er die Aſſecuration. Nicht minder beſtätigte König Friedrich Wilhelm I. noch vor der Erbhuldigung in einer Interimsaſſecuration den Ständen ihre Privilegien und ihre Verfaſſung. Auch der große König hielt die alte ſtändiſche Verfaſſung aufrecht. Friedrich II. berief vor der Erbhuldigung den Landtag am 12. Juni 1740. Am Huldigungstage, am 20. Juli 1740, ſtellte auch er eine ähnliche Interims Aſſecuration wie ſein Vorgänger aus. König Friedrich Wilhelm II. ertheilte am Tage der Erbhuldigung, am 19. Sept. 1786, den Ständen die Aſſecurationsurkunde mit den Worten: „daß Wir dieſelben bei ihren wohlhergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten jederzeit ſchützen wollen" u. ſ. w. Daß unſer allverehrter Landesvater, Friedrich Wilhelm III., unſere Rechte aufrecht erhalten würde, daran durfte wohl Niemand zweifeln. Seine Aſſecurationsacte vom 5. Juni 1798 gab uns die Beſtätigung unſerer ſtändiſchen Verfaſſung. Er hat dieſelbe treulich gehalten. Die vollſtändige Repräſentation ſeines Volkes lag ihm am Herzen, wenn es im Edicte über die Finanzen des Staates vom 27. Oct. 1810 heißt: „Wir behalten Uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als *für das Ganze* zu geben." (Geſetzſamml. 1810, S. 31.) Desgleichen ſagt der §. 14 des Edicts vom 7. Sept. 1811: „Unſere Abſicht geht immer noch dahin, wie Wir in dem mehrerwähnten Edicte vom 27. Oct. 1810 zugeſagt haben, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation zu geben." (Geſetzſamml. 1811, S. 262.)

Dieſes vorausgeſchickt, erging die „Kön. Verordnung über die zu bildende *Repräſentation des Volkes*" vom 22. Mai 1815. (Geſetzſ. 1815, S. 103.) Dieſelbe ſagt: „Wir *Friedrich Wilhelm* von Gottes Gnaden König von Preußen u. ſ. w. Durch Unſere Verordnung vom 30. v. M. haben Wir für Unſere Monarchie eine regelmäßige Verwaltung, mit Berückſichtigung der frühern Provinzialverhältniſſe, angeordnet. Die Geſchichte des preußiſchen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zuſtand bürgerlicher Freiheit und Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenſchaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fand, die ſich bei der Unvollkommenheit und dem Unbeſtande menſchlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit ſie jedoch feſter begründet, der preußiſchen Nation ein Pfand Unſeres Vertrauens gegeben, und der Nachkommenſchaft die Grundſätze, nach welchen Unſere Verfahren

und Wir ſelbſt die Regierung Unſeres Reiches mit ernſtlicher Vorſorge für das Glück Unſerer Unterthanen geführt haben, treu überliefert, und vermittelſt einer ſchriftlichen Urkunde, als Verfaſſung des preußiſchen Reiches, dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachſtehendes beſchloſſen: §. 1. Es ſoll eine Repräſentation des Volks gebildet werden. §. 2. Zu dieſem Zwecke ſind a) die Provinzialſtände da, wo ſie mit mehr oder minder Wirkſamkeit noch vorhanden ſind, herzuſtellen, und dem Bedürfniſſe der Zeit gemäß einzurichten; b) wo gegenwärtig keine Provinzialſtände vorhanden ſind, ſie anzuordnen. §. 3. Aus den Provinzialſtänden wird die Verſammlung der Repräſentantenkammer gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben ſoll. §. 4. Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten erſtreckt ſich auf die Berathung über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Beſteuerung, betreffen. §. 5. Es iſt ohne Zeitverluſt eine Commiſſion in Berlin niederzuſetzen, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtehen ſoll. §. 6. Dieſe Commiſſion ſoll ſich beſchäftigen: a) mit der Organiſation der Provinzialſtände; b) mit der Organiſation der Landesrepräſentanten; c) mit der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den aufgeſtellten Grundſätzen. §. 7. Sie ſoll am 1. Sept. k. J. zuſammentreten. §. 8. Unſer Staatskanzler iſt mit der Vollziehung dieſer Verordnung beauftragt, und hat Uns die Arbeiten der Commiſſion demnächſt vorzulegen. Er ernennt die Mitglieder derſelben und führt darin den Vorſitz, iſt aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für ſich zu beſtellen. Urkundlich unter Unſerer Höchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem königl. Inſiegel. So geſchehen Wien, den 22. Mai 1815. (Unterzeichnet) Friedrich Wilhelm. F. v. Hardenberg."

Friedrich Wilhelm III. beſtätigte durch dieſe Anerkennung unſerer ſtändiſchen Rechte im Allgemeinen alles dasjenige, was ſein hoher Vorfahr, der große Kurfürſt, in ſeiner wichtigen Aſſecurationsacte vom 12. März 1663 uns ſchon früher zugeſagt. Er ertheilte uns die Zuſage gleichzeitig mit der deutſchen Bundesacte vom 8. Juni 1815, worin die Repräſentation einer jeden zu den Bundesſtaaten gehörigen Nation mit den Worten verſprochen war: „Dreizehnter Artikel. In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden." (Geſetzſamml. 1818, Anhang, S. 150.) Er zeigte hierdurch auch, daß dieſer Artikel nicht die Auslegung haben ſollte, welche man ihm ſpäter auswärts hat geben wollen. Es ſollte nicht allein eine provinzielle landſtändiſche Vertretung, ſondern auch die der ganzen Nation ſtattfinden. Die künftige Landesrepräſentation wurde auch bei der Verordnung wegen Einführung des Staatsrathes vorbehalten. (Geſetzſamml. 1817, S. 68.) Der Repräſentation des Volkes mußte aber natürlich die der Provinzialſtände vorausgehen. Da erſchien denn auch „das Allgemeine Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände vom 5. Juni 1823" (Geſetzſamml. 1823, S. 129), nach welchem die Vertretung des Volkes „im Geiſte der ältern deutſchen Verfaſſung, wie ſolche die Eigenthümlichkeit des Staates und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern, unter dem Vorſitze des Kronprinzen (unſers jetzigen gnädigſten Königs)" ſtattfinden ſollte. In dieſem Geſetze heißt es am Schluſſe: „Wann eine Zuſammenberufung der allgemeinen Landſtände erforderlich ſein wird, und wie ſie dann aus den Provinzialſtänden hervorgehen ſollen, darüber bleiben die weitern Beſtimmungen Unſerer landesväterlichen Fürſorge vorbehalten." Dieſes allgemeine Geſetz hatte die Repräſentation ſämmtlicher Provinzen und mit dieſer auch das Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände für das Königreich Preußen vom 1. Juli 1823 (Geſetzſamml. 1823, S. 138) zur Folge. Wir erfreuen uns deſſelben nunmehr mit dankbarer Anerkennung. Leider war es unſerm gütigen Landesvater nicht vorbehalten, das Werk zu vollenden. Die Schwierigkeiten, welche die nationale Verſchiedenheit unſerer Provinzen darbot, die Verhältniſſe zu den übrigen deutſchen Bundesſtaaten konnten eine allgemeine Landesvertretung nicht ſo

raſch zu Stande bringen. Die Vollendung des angefangenen Werkes dürfte unſerer Zeit vorbehalten ſein.

Wenn wir nun aber nach unſern Rechten, nach unſern Privilegien fragen, ſo mögen wir nicht an die Einſchränkung der Geſammtheit zum Beſten Einzelner denken. Die Zeiten ſolcher engherzigen Beſchränkungen ſind vorüber. Unſere allgemeinen Rechte, unſere ſtändiſchen Rechte hat unſer gütiger, nunmehr in Gott ruhender Landesherr erhalten. Er ſicherte uns die Repräſentation des Volkes in einer ſchriftlichen Urkunde als Verfaſſung des preußiſchen Reiches und der Landesrepräſentation die Berathungen über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, die das perſönliche und Eigenthumsrecht, ſowie die Beſteuerung betreffen, zu. Dieſes ſind unſere Rechte, unſere Privilegien. Um die Beſtätigung dieſer haben wir nur zu bitten. Wir hoffen, keine Fehlbitte zu thun. Se. Maj. unſer gnädigſter König hat ſeit der kurzen Zeit Seines Regierungsantrittes ſchon bewieſen, wie ſehr genau ihm die Verhältniſſe des Staates und der Staatsbürger bis in das Einzelne bekannt ſind. Sein ausgezeichneter Geiſt, die Vorliebe für Alterthümer und althergebrachte Gewohnheiten, verbunden mit ſpecieller Kenntniß der jetzigen Verfaſſung, laſſen es vorausſetzen, daß ein mit ſo bevorzugten Gaben ausgerüſteter Regent die einmal betretene Bahn rüſtig verfolgen werde. — Wir dürfen es daher wagen, Ihn, unſern jetzigen Landesvater, mit der unterthänigſten Bitte anzugehen: 1) Unſere ſtändiſche Verfaſſung, wie ſie uns in der Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes vom 22. Mai 1815 und demnächſt insbeſondere für das Königreich Preußen vom 1. Juli 1823 zugeſagt iſt, allergnädigſt anzuerkennen und zu beſtätigen; demnächſt aber 2) gemäß §. 6 der Verordnung vom 22. Mai 1815 der zu Berlin zu ernennenden Commiſſion mit Zuziehung der Provinzialſtände die Ausarbeitung „einer ſchriftlichen Urkunde als Verfaſſung des preußiſchen Reiches" nach den in dieſer Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen aufzutragen und dieſelbe der preußiſchen Nation allergnädigſt und huldreichſt zu verleihen.

C.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Ein altes Herkommen berechtigt die Stände von Oſtpreußen, ihrem angeſtammten Landesherrn bei ſeiner Erbhuldigung eine Gabe darbringen zu dürfen. Jene Stände ſind inzwiſchen durch die von des Höchſtſeligen Königs Majeſtät uns huldreichſt verliehene provinzialſtändiſche Verfaſſung aufgehoben worden, und es iſt die erſte Bitte, welche wir zu den Füßen des von Ew. Majeſtät nach Gottes Rathſchluße eingenommenen Thrones niederzulegen wagen, daß Allerhöchſtdieſelben huldreichſt geruhen mögen, jenes alte Ehrenrecht für die geſammte Provinz Preußen fortbeſtehen zu laſſen.

Wenn gleich die gänzlich veränderten Umſtände jenem Donativ ſeine urſprünglich reale Bedeutung genommen haben, ſo hat daſſelbe als Symbol der Liebe und des Vertrauens, welche das Volk der Preußen unauflöslich mit ſeinem Regenten verbinden, einen um ſo höheren moraliſchen Werth. Es iſt der Ehrenwein, mit dem ein begeiſtertes Volk ſeinen geliebten Landesherrn willkommen heißt und den wir jetzt mit hingebenden Herzen einem Fürſten darbringen, der alle Tugenden ſeines edlen Stammes in ſich vereinigt.

Als erhebendſte Frucht des durch Ew. Königl. Majeſtät glorreiche Vorfahren durch Jahrhunderte auf Intelligenz und Geſittung gerichteten Strebens — waltet in unſerem Vaterland und ſeinen erhabenen Regenten ein durch eine Reihe von Generationen beſtehendes und durch alle Wechſelfälle einer ereignißreichen Geſchichte

treu bewährtes unerschütterliches Vertrauen. Darum sind aber die Wahrzeichen dieses Vertrauens von unschätzbarem Werthe und indem wir es wagen, als ein solches als altherkömmliches Ehrengeschenk die Summe von 100,000 Fl. Ew. Königl. Majestät ehrfurchtsvoll darzubringen, bitten wir, daß Allerhöchstdieselben diese kleine, aber bedeutungsreiche Gabe huldreichst anzunehmen geruhen mögen.

Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht
Ew. Königl. Majestät
allerunterthänigst treugehorsamste
die Provinzial-Stände des Königreichs Preußen.

Königsberg, den 7. September 1840.

Denkschrift.

In Folge der Allerhöchsten Aufforderung d. d. Berlin, d. 21. Juli 1840 sub 2 zu erklären, ob die Stände des Königreichs Preußen nach altem Rechte zwölf Mitglieder der ostpreußischen Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung zu erwählen gehalten sind.

In der Vorzeit hatten unter den preußischen Ständen einzelne, durch den deutschen Orden geleistete Dienste und durch Reichthum ausgezeichnete Familien, wenn auch nicht staatsrechtlich, doch factisch gegen die Ritterschaft und den Adel ein erhebliches Uebergewicht erlangt und einen sogenannten Herrenstand gebildet. Später waren landesherrliche Beamte, aus der Mitte der Stände ernannt, jenem obersten Stande hinzugetreten und machten bald die Majorität derselben aus. Das unbestimmte und schwankende Verhältniß der ständischen Elemente hatte im Laufe der Zeiten mancherlei Zwiespalt und Streitigkeiten zur Folge, in welchen bald die Regierung, bald der Herrenstand oder die Ritterschaft und der Adel sich in ihren Rechten gekürzt glaubten. Als in Folge der Zeiten die Rechte der preußischen Stände nicht mehr die frühere Geltung erhielten, wurde der oberste Stand durch den Landesherrn ernannt, und wenn derselbe vielleicht früher die Bestimmung hatte, ein Gegengewicht gegen die andern Stände zu bilden, so fungirte er später meistens nur als ein althergebrachtes Attribut der Erbhuldigungen.

Die unterzeichneten Stände des Königreichs Preußen können zwar in der Allerhöchsten Proposition d. d. Berlin, den 21. Juli 1840 nur die huldreiche Intention ihres treugeliebten Landesherrn, ein hergebrachtes Recht nicht unbeachtet zu lassen, dankbar anerkennen. Sie sind aber des allerunterthänigsten Dafürhaltens, daß nach der zeitgemäßen Gestaltung aller ständischen Verhältnisse unter der glorreichen Regierung des Hochseligen Königs Majestät die Beibehaltung einer ihrem Wesen nach dahingeschwundenen Institution der Minderheit der gegenwärtigen Landesvertretung und der Unmittelbarkeit, in welcher die gesammten Stände nunmehr vor den Thron ihres angestammten Landesherrn treten dürfen, Eintrag thun könnte. Wenn schon lange die Elemente zu fehlen scheinen, welche durch eine Herrenstube repräsentirt werden sollten, und die Unklarheit dieser Verhältnisse Preußens Stände lange schon und oft in Hader verwickelte; wenn man in neuerer Zeit, z. B. auf dem Landtage von 1808 und 1809 auch schon ganz davon abgegangen war, so dürfte gegenwärtig nach den Reformen der Jahre 1810 bis 1823 eine staatsrechtliche Grundlage vollends mangeln. Ferner ist nicht zu verkennen, daß bei einer etwanigen Aufrechthaltung eines alten Vorrechts für Ostpreußen, so scheinbar es auch sein mag, die Landestheile Ermeland und Westpreußen, welche dem Provinzial-Verbande mittlerweile hinzugetreten sind und die preußischen Landtage beschicken, sich für benachtheiligte halten dürften. Da endlich diesen Bedenken keinerlei wesentliche Vortheile oder Rücksichten der Gerechtigkeit das Gegengewicht halten, überdies einer weitern Entwickelung der ständischen Vertretung durch die

Bestimmung des Allerhöchsten Statuts vom 1. Juli 1823 vorgesehen ist, so erlauben die unterzeichneten Stände sich das allerunterthänigste Gesuch:

„Seine Majestät der König wolle ihnen die hergebrachte Wahl von Repräsentanten eines Herrenstandes für den Erbhuldigungsact huldreichst zu erlassen geruhen."

Die Provinzialstände des Königreichs Preußen.

Königsberg, den 8. Sept. 1840.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben in landesväterlicher Huld uns treugehorsamst unterzeichneten zum Landtage zusammenberufenen Ständen die Berathung darüber zu gestatten geruht:

ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien wir in Antrag bringen zu können glauben."

Mit ehrfurchtsvollem Danke Allerhöchstdero hohen Königlichen Sinn, welcher jede wohlerworbene Gerechtsame anerkannt wissen und erhalten will, so wie die tiefe Bedeutung der uns ertheilten Erlaubniß wohl erkennend, glauben wir derselben nicht würdiger entsprechen zu können, als wenn wir nur derjenigen dem ganzen Lande angehörigen Privilegien und Rechte heute gedenken, welche durch die hohe Weisheit und das edle Vertrauen Königlich gesinnter Herrscher verliehen und erhalten, durch die unerschütterliche Treue des preußischen Volks in aller Vergangenheit bewährt, der Gegenwart und Zukunft desselben wesentlich und lebendig angehören.

In dem ehrfurchtsvollen und festen Vertrauen, daß Ew. Königl. Majestät weise und landesväterliche, durch das Allerhöchste Convocationspatent vom 17. Juli ausgesprochene Absicht nicht nur dahin geht, dem Beispiele glorreicher Ahnen gemäß, bei der verheißenen Erbhuldigung die Assecurationen der Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame des Landes verfassungsmäßig zu vollziehen, sondern auch in bestimmten Königlichen Worten und dem fortschreitenden Bedürfniß der Zeit gemäß kundzugeben, welche Rechte und Privilegien als dem Lande vorzugsweise theuer, durch Ew. Königl. Maj. landesfürstliche Huld die Weihe neuer Bestätigung empfangen sollen, bitten wir so treugehorsamst als tiefunterthänigst, in diese Allergnädigst zu vollziehende Versicherung aufnehmen zu wollen:

Erstens: „Das alte Recht der Stände des Königreichs Preußen, vor jeder durch Gottes Rathschluß eintretenden Erbhuldigung in einem Landtage verfassungsmäßig zusammentreten und dem Throne mit den Bitten und Wünschen nahen zu dürfen."

Daß Ew. Königl. Maj., nachdem durch die Weisheit Allerhöchstdero nunmehro in Gott ruhenden Königlichen Herrn Vaters die ständische Vereinigung Westpreußens mit Altpreußen erfolgt ist, das erwähnte, dem Lande so theure Recht dem ganzen, zu einem provinzialständischen Verbande vereinigten Königreich Preußen allergnädigst belassen wollen, glauben wir um so mehr in tiefster Unterthänigkeit voraussetzen zu müssen, als Ew. Königl. Maj schon gegenwärtig den diesfälligen Wünschen des Landes entgegengekommen sind.

Zweitens: „Die Aufrechthaltung und Vollendung der im landesfürstlichen Vertrauen durch die hohe Weisheit Allerhöchstdero erhabenen Herrn Vaters Maj. neugegründeten verfassungsmäßigen Vertretung des Landes."

In unserer Mitte erwog und beschloß König Friedrich Wilhelm der Dritte, unvergeßlichen Andenkens, jene erleuchtete und gesegnete Gesetzgebung, welche weder das Alte mißachtend, noch das Neue mißkennend, und wahrem, menschlichem, christlichem Fortschritte huldigend, Seinen Namen den fernsten Zeiträumen glorreich überliefern wird. Diese Gesetzgebung lehrte uns, ausschließlichen Vorrechten zum

Wohl gemeinsamen Rechtes entsagen und so auch auf die in hemmenden Schranken veralteter Formen sich schwer bewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände verzichten und mit Dank und Freude eine Vertretung des gesammten Landes und Volkes zu empfangen.

Dem Geiste dieser Gesetzgebung gehören die wahrhaft Königlichen Worte an, mit welchen der schwergeprüfte und herrlich bewährte Monarch durch die Allerhöchste Verordnung vom 22. Mai 1815, dem preußischen Volke ein Pfand unverbrüchlichen Vertrauens gegeben und bestimmt hat, daß eine gemeinsame Vertretung des Landes nach Provinzial-Ständen und Landes-Repräsentanten gebildet werden soll.

Seiner fürstlichen Verheißung, wie immer, getreu, hat des Volks unvergeßlicher Vater und Freund das Werk begonnen und Seinem Königlichen Nachfolger, in welchem die treueste Liebe und die innigsten Wünsche des Landes sich begegnen, die Vollendung überlassen.

Von Ew. Königl. Maj. reicher Huld und Gnade sind wir versichert, daß Allerhöchstdieselben nicht anstehen wollen, das fortdauernde Bestehen der Provinzialstände und, in den Wegen des Vaters wandelnd, die verheißene Bildung einer Versammlung von Landes-Repräsentanten Ihrem getreuen Volke Allergnädigst zuzusichern, dadurch aber, nach den Worten des zu seinen Vätern glorreich versammelten Heldenkönigs,

> „dem Volke ein Pfand Königlichen Vertrauens zu geben und der Nachkommenschaft die Grundsätze zu überliefern, nach welchen Preußens Königshaus die Regierung des Reichs mit ernstlicher Vorsorge für das Glück seiner Unterthanen geführt hat."

Allergnädigster König, innigstgeliebter, theurer König und Herr! einfach und wahr, getreuen Herzens und fern von jeder Selbstsucht, wie es dem Preußen wohl ansteht und geziemt, haben wir Ew. Königl. Maj. die Wünsche des Landes Allerhöchstdero hohem Befehle gemäß treugehorsamst vorgetragen.

Wir bitten einmüthig Gott, der die Herzen der Könige lenkt, daß nach seinem gnädigen Willen Ew. Königl. Maj. unsere Bitte huldreich gewähren und den bis zu unsern fernsten Marken tönenden Jubelruf des Landes mit dem schönsten Grusse Königlicher Gnade und Königlichen Vertrauens huldreich erwiedern wollen.

Ew. Königl. Maj.
allerunterthänigst treugehorsamste
die Stände des Königreichs Preußen.

Königsberg, den 7. Sept. 1840.

D.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. entbieten Unseren zum Provinziallandtage dermalen versammelten getreuen Ständen Unseres Königreichs Preußen Unsern gnädigen Gruß.

Wir haben die Euch von den getreuen Ständen Uns überreichten Denkschriften entgegen genommen und ertheilen ihnen darauf zum Bescheid:

I. Das Uns dargebotene Donativ von 100,000 Gulden, dessen Antrag die getreuen Stände als ein Ehrenrecht bezeichnen, nehmen Wir unter gnädiger Anerkennung der Gesinnungen, mit welchen es geboten wird, gern an. Wir wollen, daß es, wie mit einer gleichen Gabe Unser in Gott ruhender Herr Vater gethan, zum Besten der Provinz und zwar zur Begründung einer milden Stiftung verwendet werde, über welche Wir Uns die nähere Bestimmung vorbehalten.

II. Was die Wahl von Mitgliedern der Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung anbetrifft, so hat es bei Unserer Proposition nur in Unsern Absichten gelegen, das für die ostpreußische Ritterschaft althergekommliche Recht solcher Wahl unverschränkt zu lassen und es der Berathung der getreuen

Stände zu überweisen, ob sie zu solcher zu schreiten gesonnen seien. Den Gründen, aus welchen die getreuen Stände diese Wahl nicht vorgenommen haben, versagen Wir Unsere Zustimmung nicht.

III. Auf die Erklärung der getreuen Stände über Unsere Proposition darüber zu berathen, ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien in Antrag zu bringen sei, eröffnen Wir denselben, daß Wir ihnen in einer in hergebrachter Form auszufertigenden Assecurations-Urkunde die feste und unverbrüchliche Aufrechthaltung der bestehenden ständischen Verfassung der Provinz, wie sie durch die erlassenen Gesetze begründet ist, bei Unserem Königlichen Worte zusichern wollen. Wir werden dabei auch in Gnaden aussprechen, daß der Landtag zur Berathung der proponirten Gegenstände vor der Huldigung in Anerkennung alten Rechts und Herkommens auch diesmal versammelt werden sei und daß Wir dies für die ostpreußischen Stände althergebrachte Recht durch ihre gesetzlich begründete Vereinigung mit den westpreußischen als auf diese mit übertragen betrachten. — Was nun aber bei der Bitte um künftige Erweiterung der ständischen Verfassung die Bezugnahme auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 betrifft, so finden Wir Uns durch diese Bezugnahme bewogen, zur Hebung jedes künftigen Zweifels und Mißverständnisses, Uns über diesen Gegenstand mit dem ganzen offenen Vertrauen auszusprechen, welches das Verhältniß deutscher Fürsten ihren deutschen Ständen gegenüber von Alters her bezeichnet hat. Die Ergebnisse, welche Unser in Gott ruhender Herr Vater bald nach Erlaß der Verordnung vom 22. Mai 1815 in andern Ländern wahrnahm, bewogen Ihn, wie Wir davon auf das unzweifelhafteste unterrichtet sind, die Deutung, welche mit Seinen Königlichen Worten verbunden wurde, in reifliche Ueberlegung zu ziehen. In Erwägung der heiligen Pflichten Seines von Gott Ihm verliehenen Königlichen Berufes beschloß Er, Sein Wort zu erfüllen, indem Er, von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretung, um des wahren Heiles Seines Ihm anvertrauten Volkes willen, Sich fern haltend, mit ganzem Ernste und mit innerster Ueberzeugung den naturgemäßen, auf geschichtlicher Entwickelung beruhenden und der deutschen Volksthümlichkeit entsprechenden Weg einschlug. Das Ergebniß Seiner weisen Fürsorge ist die allen Theilen der Monarchie verliehene provinzial- und kreisständische Verfassung. Sie hat eine auf deutschem Boden wurzelnde geschichtliche Grundlage ständischer Gliederung, wie diese durch die überall berücksichtigten Veränderungen der Zeit gestaltet worden. Sorgfältig ist ein die freie organische Entwickelung hinderndes Abschließen der natürlichen Stände des Volks auf der einen, und ein Zusammenwerfen derselben auf der andern Seite vermieden worden.

Uns ist die Ehre zu Theil geworden, an diesem Werke mitzuhelfen, und es hat von seiner Entstehung an bis auf diesen Augenblick Unseren lebendigsten Antheil in Anspruch genommen. Dieses edle Werk immer treu zu pflegen, einer für das geliebte Vaterland und für jeden Landestheil immer ersprießlicheren Entwickelung entgegenzuführen, ist Uns, die Wir entschlossen sind, auch in dieser großen Angelegenheit den von Unserem in Gott ruhenden Herrn Vater betretenen Weg zu verfolgen, eine der wichtigsten und theuersten Pflichten des Königlichen Berufs, den Gottes Fügung Uns aufgetragen hat. Unsere getreuen Stände können im vollsten Maaße Unseren Absichten über die Institution der Landtage vertrauen.

Im Uebrigen haben Wir in den Denkschriften der Stände mit warmem Herzen und mit freudigem Stolze den Ausdruck edelster und reinster Gesinnung angestammter Treue von Neuem erkannt, welche Unsere getreuen Stände des Königreichs durch schwere und gute Zeit stets mit der That bewährt haben. Solche Gesinnungen und solche Erfahrungen geben Uns Muth, die oft rauhe Bahn, welche Könige zu wandeln haben, mit Freudigkeit zu beschreiten, denn sie sind ein Pfand göttlichen Segens.

Wir bleiben Unseren getreuen Ständen mit Unserer Gnade gewogen.

Königsberg, den 9. Septbr. 1840.

Friedrich Wilhelm.

E.

Da Ich aus Ihrem Bericht vom 28. v. M. ersehen habe, daß durch ein Mißverständniß nur das Propositionsdecret vom 21. Juli d. J. und der Landtagsabschied an die Stände der Provinz Preußen vom 9. v. M. zum Druck befördert worden sind, so veranlasse Ich Sie hierdurch, die vollständigen Verhandlungen und namentlich die Denkschrift der preußischen Stände, auf welche die Entscheidung über die Verfassungsfrage in dem Landtagsabschiede ergangen ist, zu veröffentlichen, um der irrigen Ansicht entgegen zu treten, als ob Ich durch den Landtagsabschied, der durch die Anerkennung, welche Ich in demselben und mündlich den treuen Gesinnungen der Stände habe widerfahren lassen, Meine Zustimmung zu dem in der Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwickelung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte.

Sanssouci, den 4. October 1840.

Friedrich Wilhelm.

An den Staatsminister v. Rochow.

IV.

(Zu pag. 248.)

Rede des Grafen Eduard Raczynski bei Gelegenheit des Königsberger Huldigungstages (11. Sept. 1840).

Ew. Königl. Maj. haben den Hochsinn, welchen Gott Ihnen zum Segen Ihrer Unterthanen gegeben hat, walten lassen, sowohl in der Freilassung unseres Erzbischofs als auch in der allgemeinen Amnestie für alle politischer Vergehen Angeklagte. Die Allerhöchste Bestätigung des bewilligten Beitritts zum Landschaftssysteme hat die Zahl der in so kurzer Regierungsperiode von unserer Provinz getroffenen Wohlthaten vermehrt. Durchdrungen von dem Gefühle der innersten Dankbarkeit erlauben wir uns sowohl in unserm als auch in unserer Mitbürger Namen den unterthänigsten Dank für diese genossenen Wohlthaten darzubringen. Gleich erhaben in kindlicher Pietät wie in väterlicher Gesinnung gegen Millionen Ihrer Unterthanen kennen Ew. Maj. kein höheres Glück, als die Vereinigung Aller in gleicher Liebe und Dankbarkeit um den erhabenen Thron. Solcher Gesinnung entgegen zu kommen, Ihre beglückenden Zwecke zu fördern ziemt den Unterthanen; die erste und unerläßliche Bedingung aber der Erfüllung dieser Pflicht ist ungetrübte Wahrheit. Denn nur der Fürst vermag mit Vaterliebe zu beglücken, der die Bedürfnisse seiner Unterthanen kennt, ihren Klagen ein geneigtes Ohr leiht und denselben theilnehmend prüft. Ew. Maj. haben in den ersten Acten Allerhöchstihrer Herrschaft vor aller Welt eine dem Bewußtsein wahrer Macht inwohnende Milde bewiesen, welche uns über jede Bedenklichkeit erhoben hat, wenn wir uns gedrungen fühlen, Allerhöchstdenselben ein kleines Bild der Uebel zu entwerfen, über die wir uns zu beklagen haben. Ew. Königl. Maj. Weisheit wird die wirksamsten Mittel dagegen zu finden wissen. Wir gehören einem Volke an, welches weder das Gedächtniß noch das Gefühl seiner alten Würde verloren hat. Was kann es also schmerzlicheres für uns geben als den Gedanken, daß die mächtigsten Regierungen Europas, welchen die Vorsehung unser Schicksal überantwortet hat, uns der Verachtung geweiht zu haben scheinen. In Ew. Königl. Maj. Seele wohnt die Liebe zu Allem, was edel und gut ist, Ew. Maj. erkennen auch in den Ihnen anvertrauten Völkern den Beruf geistiger und sittlicher Veredelungen und möchten kaum erröthen über ein unwürdiges Geschlecht. Darum werden Ew. Königl. Maj. es

uns nicht übel deuten können, daß wir hier um Abhülfe derjenigen Uebel unterthänigst ersuchen, mit welchen wir bisher gekränkt wurden. Ew. Maj. in Gott ruhender Königl. Vater folgte denselben Eingebungen eines Königlichen Gemüths, als er in dem Besitznahme-Patent vom 15. Mai 1815 uns ein Vaterland, Nationalität, Religion und Sprache unserer Väter feierlichst verbürgte. Dieselbe Bürgschaft wiederholte, ehe er die Gelübde unseres Gehorsams empfing, der Statthalter des Königs am Tage der Huldigung, den 3. Aug. 1815. Sie waren die Basis unserer Eide. Wir schwuren sie in dem vollen Glauben, daß eines Königs Wort, an dem das Glück von Millionen hängt, klar sei wie das Licht der Sonne und keiner Deutung unterliege. Wer würde wohl in Dem, was uns geboten war, als Ersatz für Das, was wir verloren, Anderes gesehen haben als die reinste Wahrheit? Wer hätte zu ahnen vermocht, wie die herbe Wirklichkeit sich gestalten und unsere Hoffnungen bitter täuschen — was im Laufe der Zeit bis zum Landtagsabschiede vom Jahre 1837 und bis auf den heutigen Tag über uns ergehen sollte? Geruhen Ew. Königl. Maj. mit dem unzweideutigen Sinne der ersten Königl. Verheißung die später Gesetze, Verordnungen und Institutionen zu vergleichen, welche uns Schritt vor Schritt verkümmerten, was uns die kostbarsten Güter und Rechte sind, die wir aus dem großen Schiffbruch retteten. Vergleichen Allerhöchstdieselben mit dem äußern Scheine, den der Buchstabe nur schnell bewahrt, nun gar die Art, wie die Gesetze ins Leben treten, die Praxis der Behörden uns gegenüber, und Ew. Maj. werden nicht glauben, daß wir in gegenwärtiger Verfassung unseres Heimathlandes ein Vaterland anerkennen können, das unsere höheren Bedürfnisse befriedigt, und daß unsern besten Wünschen ein würdiges Ziel edler Thatkraft gesetzt sei. Nicht durch das Gesetz, wohl aber durch mißbrauchte Deutung desselben sind wir in allen uns von Dero hochseligem Vater großmüthig ertheilten Prärogativen bei der Besitznahme unseres Großherzogthums im Jahr 1815 beraubt. Die allerhöchsten Königl. Worte: „Auch Ihr habt ein Vaterland, und mit ihm einen Beweis meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten. Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verleugnen zu dürfen. Eure Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden;" — welche in dem allerhöchsten Besitznahme-Patent vom 15. Mai 1815 uns angekündigt wurden, sind unauslöschbar in unsern Gedanken und Herzen geblieben. Ebenfalls die auf allerhöchsten Befehl uns unterm 8. Juni und 12. Juli 1815 bekannt gemachten Urkunden, folgende Worte enthaltend: „Die öffentlichen Behörden des Großherzogthums Posen werden sich künftig eines Siegels bedienen, in welchem sich der preußische großherzoglich polnische Adler mit der Umschrift der Behörden in deutscher und polnischer Sprache befindet. An der Stelle des bisherigen öffentlichen Wappens und der Landesinsignien soll der Königl. preußische, und zwar im Großherzogthume Posen der Königl. preußische großherzogliche Adler aufgerichtet werden. Der erste Präsident des Oberappellationsgerichts und die Präsidenten der Landgerichte müssen aus den Eingebornen gewählt werden. Die polnische Sprache wird in allen gerichtlichen Verhandlungen beibehalten werden." — Das sind, Allerdurchlauchtigster König und Herr, diejenigen Gerechtsame und gnädigen Ausdrücke, mit welchen uns Ew. Königl. Maj. Vater bei der Occupation der Provinz entgegen kam. Durch den Raum von 25 Jahren haben wir alle diese uns ertheilten Vortheile nach und nach in der Praxis verloren. Die polnische Sprache ist in Folge des durch das Staatsministerium unterm 17. April 1832 erlassenen Regulativs aus allen öffentlichen gerichtlichen und außergerichtlichen Verhandlungen so verdrängt worden, daß nur deutsche Verfügungen von allen Behörden erlassen werden, und bei den der deutschen Sprache ganz Unkundigen eine polnische, gewöhnlich unvollkommene Uebersetzung beigefügt ist, von der öfters keine Spur in den Acten bleibt und die auch keine gesetzliche bindende Kraft und Bedeutung hat. In den beiden Königl. Regierungen sind etwa nur zwei Mitglieder, die nothdürftig Polnisch verstehen, und es giebt Gerichte, die außer dem Dolmetscher nur etwa einen Assessor oder Referendarius haben, welcher mit den Parteien zu sprechen im Stande ist. Nirgends

fehlt es an ſolchen, bei denen ein polniſcher Name die gänzlich mangelnde Kenntniß der polniſchen Sprache verdecken ſoll. Man überläßt es den armen Bauern, die mit deutſchen Verfügungen oder Erkenntniſſen beimgeſucht werden, ſich einen Ueberſetzer zu ſuchen, bei Vernehmungen läßt man ſie auf die polniſchen Nebenprotokolle verzichten, und der Inhalt wird ihnen in einem kaum verſtändlichen polniſchen Dialecte mitgetheilt. Der Oberſt Andreas v. Niegolewski iſt im vergangenen Jahre von dem Oberlandesgerichte zu Poſen von einer ehrenvollen Vormundſchaft in ſeiner Familie zurückgewieſen worden, blos weil die Führung der Correſpondenz in polniſcher Sprache zum Beſten des erſten Vormundes einer des Deutſchen unkundigen Wittwe es verlangte, indem man ihn der deutſchen Sprache für ſo mächtig erklärte, daß er ſich deren Gebrauch gefallen laſſen müßte. Der gefeierte deutſche Fleiß weiht ſtolz der Vernichtung die Sprache eines dem Untergange geweihten Volkes, und damit dieſes über das ihm zugedachte Schickſal aufhöre im Zweifel zu ſein, damit es ſich mit dem Gedanken an das Unvermeidliche um ſo mehr vertraut mache und die Erinnerung an ſich ſelbſt verliere, iſt aus den Schulen die Geſchichte des polniſchen Vaterlandes verbannt. Der durch des hochſeligen Königs Majeſtät uns verliehene Titel eines Großherzogthums Poſen wird in allen öffentlichen Correſpondenzen gegen den Namen einer Provinz Poſen vertauſcht, und der weiße Adler auf der Bruſt des ſchwarzen iſt ſchon von allen Schildern und Siegeln verſchwunden und die Ew. Königlichen Majeſtät Scepter unterworfenen Polen ſind in Einwohner polniſcher Abkunft verwandelt. In den Gymnaſien ward früher die polniſche Sprache in den vier niedrigſten Klaſſen gelehrt. Das jetzige Mariengymnaſium hat in den Jahren 1816 bis 1824, alſo in acht Jahren, während das Polniſche Unterrichtsſprache war, 134 Schüler für die Univerſität ausgebildet, während von da ab in der doppelten Zeit, ſeitdem das Verhältniß verändert worden, von den Gymnaſien zu Poſen und Lissa 15 Abiturienten vorbereitet worden ſind. Da die polniſche Jugend die deutſche Sprache erſt erlernen muß, ehe ſie genau zum Begriffe der andern Wiſſenſchaften gelangt, und der deutſche Schüler dieſes nicht braucht, auch die polniſche Sprache nicht erlernt, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß die Fertigkeit in beiden Sprachen eine immer ſeltenere Erſcheinung unter den Provinzialbeamten gewähren muß, ja ſogar ein Haupthinderniß der Errichtung eines Realgymnaſiums in Poſen iſt, in welchem das Polniſche in ſein Recht als Unterrichtsſprache wieder eingeſetzt werden ſoll, indem man die nöthige Zahl der Lehrer, welche beider Sprachen mächtig ſind, nicht zu beſchaffen weiß. Die den aus andern Provinzen kommenden jungen Beamten als Aufmunterung zur Erlernung der polniſchen Sprache gewährte Geldunterſtützung iſt bis dato ganz zwecklos geweſen und hat nur als Stipendium für Günſtlinge gedient, indem keiner von denſelben die polniſche Sprache ſo erlernt hat, daß er ſich in ſolcher verſtändlich machen könnte. Weit nützlicher wäre es geweſen, wenn man der polniſchen Jugend dieſe Unterſtützung zur Erlernung der deutſchen Sprache bewilligt hätte, indem bekanntlich der Pole zur Erlernung der Sprachen viel Leichtigkeit beſitzt. In den katholiſchen Seminarien zu Poſen und Gnesen, und bei der Bildung derjenigen Leute, welche dem nur der polniſchen Sprache kundigen Volke die Lehre Chriſti verkündigen ſollen und das Wort Gottes zu predigen berufen ſind, wird die Theologie und alle andern Wiſſenſchaften in der deutſchen Sprache gelehrt, welche dem künftigen Geiſtlichen zu ſeinem Berufe in den meiſten Fällen nicht nöthig, während die polniſche unentbehrlich iſt. Die Wahl der Landräthe aus Gutsbeſitzern der Provinz iſt bis dato uns nicht zu ſtatten gekommen, und nach Abſetzung aller, welche bei der Occupation der Provinz vorgefunden und lauter Eingeborne waren, ſind heute kaum drei oder vier, welche die polniſche Sprache beſitzen. Ew. Königl. Majeſtät dürfen wir nicht ſagen, was Allerhöchſtdero erhabenes Gemüth mit uns empfindet, daß eine ſolche Entnationaliſirung die ſchmachvollſte Demüthigung iſt, und daß die Güter, welche wir vertheidigen, wahrhaft moraliſche Güter ſind, die wir höher achten als alle materiellen Vortheile, durch welche wir uns für jene, wie man meint, idealiſchen Güter entſchädigt und belohnt erachten ſollen. Gott Lob! noch ſind Ew. Königl. Majeſtät

polnische Unterthanen nicht in dem Grade in gemeinen Eigennutz versunken und durch ihr politisches Unglück dergestalt demoralisirt, daß eine solche Entschädigung ihre besseren Gefühle zum Schweigen brachte. Wir erkennen das uns zugewendete Gute dankbar an, ohne es zu überschätzen; wir unterscheiden sehr wohl, was das Werk einer weisen und humanen Gesetzgebung und Regierung ist, von dem, was das goldene Füllhorn des Friedens über uns ausgeschüttet hat. Aber eben darum mußten wir auch manche Last, manche Prägravirung und Beeinträchtigung als ein Gegengewicht in die Waagschale legen, wenn wir damit den edlern Gegenstand unserer Beschwerden nicht zu entwerthen fürchteten. Nur das Eine, was mit diesem unmittelbar zusammenhängt, sei erwähnt, daß die Art nicht blos an unsere Volksthümlichkeit und Sprache, an unsere nationale Existenz gelegt ist, sondern um diese desto gewisser zu zerstören, auch an unsern Grundbesitz, damit unser Stamm desto schneller von dem Boden unserer Väter verschwinde. Die sogenannte Germanisirungswuth dehnt sich bis auf die Parcellirung der Domänen und anderer Güter aus, welche der Staat acquirirt hat, und solche wieder an Leute aus andern Provinzen vortheilhaft verkauft, mit Ausschluß der eingebornen Polen. Dies soll auf Grund einer Instruction des Königl. Ministerii der Domänen vom 30. November 1836 geschehen und dabei ist verordnet, daß solche Güter ohne öffentliche Licitation im Wege der Submissionen im Ganzen verkauft werden, an fremde Leute, mit Ausschluß der Eingeborenen. Was hat solche Maßregel der Verfolgung eines ganzen Volkes hervorgerufen? Was hat das Herz eines Königs, welchen die Geschichte mit dem Namen des Gerechten ausgezeichnet hat, so von uns abwendig machen können? Nichts Anderes, Allerdurchlauchtigster König, als das systematische Verfahren von Leuten, welche in Verkennung ihres besseren Berufes, sich zwischen den König und seine Unterthanen zu stellen gesucht haben, und durch feindliche Berichte die Eingeborenen des Großherzogthums Posen zu verdächtigen sich bemühten, um sich unentbehrlich zu machen. Aus welcher Feder kommen in öffentlichen Blättern Deutschlands alle Aufsätze gegen unsere Provinz? Wie viel Lügen und Bosheiten enthalten nicht solche Schmähschriften? Sogar die Staatszeitung Nr. 205, 206 und 207 von diesem Jahre enthält unter dem Titel: „Ueber den Regierungsbezirk Posen während fünfzehnjähriger Occupation." Gegenstände, welche nur aus der Feder eines zur Provinzialbehörde gehörenden Beamten fließen können, dessen verkehrter Wille die Befriedigung einer blinden Leidenschaft in Verleumdung einer Nation gefunden hat. Ew. Königl. Majestät, über solche Sachen erhaben, werden die verdunkelte Wahrheit zu erkennen wissen, und den Wahlspruch Ihres Königl. Hauses: „Suum cuique", auch an uns in Erfüllung gehen lassen, und was uns gebührt, nach göttlichen und menschlichen Rechten in Erfüllung bringen."

V.

(Zu pag. 332.)

A

Woher? und Wohin?

Vom Staatsminister Oberpräsidenten v. Schön.

Woher der Ruf: Allgemeine Stände?! — So fragt Ihr Euch, so fragt Ihr Andre. Fragt die Geschichte, und sie antwortet: Friedrich II. fand ein ungebilde-

tes, gedankenloses und kaum denkfähiges Volk vor. Zuerst aus seinem Geiste ging eine neue Gedankenwelt auf das Volk über, und die Macht des Geistes machte sich geltend. Das Volk, hochbegeistert von dem ideenreichen König, folgte ihm blind, wohin er es führte. Aber Licht entzündet Licht! Des Königs Ideen sollten ins Licht treten; Staatsdiener mußten seine Befehle vollführen, und auch in ihnen machte sich die Macht des Geistes geltend; es gingen einzelne Strahlen von dem Glanze des großen Geistes auch auf sie über, dies gab der Dienerschaft in den Augen des Volkes größere Wichtigkeit und höhere Bedeutung, als sonst dem Vollstrecker gegebener Befehle zu Theil wird. Dieser Abglanz des Heiligenscheines des Königs mußte zwar vor dem immer heller aufleuchtenden Lichte der Volksbildung, vor dem steigenden Culturstande des Volkes, immer matter zurücktreten. Allein wie die Kirche an ihren Heiligen immerdar festhält, so pflanzte sich auch die Meinung jenes Abglanzes von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis das preußische Beamten-Treiben den Höhepunkt erreichte, von welchem Strauß gegen Strackfuß vollkommen richtig sagt: daß die preußische Beamtenwelt wie im Sinne der katholischen Kirche handele; denn wie der Geistliche dort nur für sich ohne Beziehung und Rücksicht auf die Gemeine den Gottesdienst verrichte, so wähne der preußische Beamte, besonders der dem Volke fernstehende, daß der Staatsdienst nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, sondern das Volk für ihn da sei. Aber es kam je mehr und mehr Licht ins Volk; es tagte immer heller auf, wie im Mittelstand so im Adel; Ersterer beruhigte sich, der Erscheinung seiner Beamtenwelt gegenüber, zum Theil dadurch, daß er selbst den Beamtenstand zu bilden sich bemühte. Dasselbe geschah beim Dienstadel, der ohne Vermögen und Grundeigenthum dastand. Unerträglich dagegen mußte die Bevormundung von Seiten der Beamten dem unabhängigen Manne sein, insbesondere dem Grundadel, der eingedenk seiner früheren Herrschaft, ihnen gegenüber stand, zumal, nachdem auch in der Stellung der Beamten noch ein Schritt weiter geschah. Die steigende Cultur nämlich äußerte ihren Einfluß auch insofern auf die Beamtenwelt, daß sie bald nicht mehr blinde Werkzeuge zur Vollführung eines fremden Willens sein wollte, sondern glaubte eigne Gedanken und Meinungen über Staat und Staatsverwaltung aufstellen und realisiren zu können. So stellte sich bald jeder Beamte als Repräsentant einer ausübenden Macht, oder vielmehr als besonderen Machthaber, in dem ihm zugewiesenen Kreise dar, und es konnte nicht fehlen, daß diese Beamtenstellung sich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte. Ueberdies kam noch hinzu, daß in dem früheren rohen Staatszustande eine Menge das Volk unmittelbar berührende Angelegenheiten von den Ortsobrigkeiten oder den Gutsherrn in Ordnung gehalten und gewissermaßen patriarchalisch verwaltet worden war. Dieser Zustand der Dinge ließ sich nun allerdings, wegen der damit verbundenen und oft schroff und hart hervorstechenden Willkür bei zunehmender Cultur nicht mehr halten; er stand ebenein dem Bildungsstande des Volkes hemmend gegenüber. Statt nun aber durch eine bessere Ordnung der Nationalverhältnisse diesen Angelegenheiten den angemessensten Weg einer in ihrem eigenen Wesen begründeten Organisation anzuweisen, zog man sie vor das Gouvernement, welches, dadurch aus seinem Kreise heraustretend, die gestellte Aufgabe niemals zweckmäßig lösen kann. Die Folge war: das Volk sah immer klarer, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet gleich einer Heerde hierhin und dorthin geführt und ohne Grund oder Zweck zu kennen, bald zu dieser, bald zu jener Handlung und Leistung aufgefordert und genöthigt wurde. Man erkannte mehr und immer allgemeiner, wie sehr oft durch Einseitigkeit einzelner Machthaber der Zweck des Staates verkehrt und verrückt wurde, zumal wenn, wie nicht selten geschah, zu solchen einseitigen Tendenzen vom Volke überdies noch Leistungen und Beihülfe gefordert wurden. Es konnte daher nicht fehlen, daß diese Bevormundung unmündiger Menschen, im Geiste der Beamtenhierarchie geführt, das Gefühl der Selbständigkeit des mündigen Theils des Volks tief und schwer verletzte. Um so mehr nahm man im Volk die Städteordnung mit hohem Enthusiasmus auf, und mit um so größerer Sehnsucht sah man einer Communalordnung und einer Volks- oder Stände-Repräsentation

entgegen, indem man hoffte und meinte, in dieſen die Mündigkeit des gebildeten Theils des Volks wirklich auch anerkannt zu ſehen.

Das Unglück im Jahre 1807 bis 1813 und die Geſetze dieſer Zeit förderten die Selbſtändigkeit des Volkes noch bedeutend mehr und brachten ſie in immer klareres Bewußtſein. Die ſchönſte Frucht davon und die herrlichſte Erſcheinung des erwähnten Geiſtes dieſer Zeit war die preußiſche Landwehr, nicht von Militär- oder Civilbeamten errichtet, ſondern aus dem Volke hervorgegangen und durch die Kraft des Volkes herangereift. Es war die Zeit der Erkenntniß gekommen. Das Gouvernement erkannte nach dem Krieg im Jahre 1806 und 1813 ſeinen neuen Standpunkt und es drängte ſich ihm ſelbſt die Abſicht auf, von ihm aus die Staatsorganiſation zeitgemäß zu entwickeln. Allein die Beamtenwelt, Militär- und Civilbeamte ſahen bald, daß in demſelben Grade, als die Mündigkeit und Selbſtändigkeit des Volkes zunähme, und die Landſtände überhaupt an Wichtigkeit für den Staat gewännen, die bisherige Beamtenwichtigkeit ſchwinden müſſe. Man fürchtete, das ſchwere Gewicht der Landſtände werde in der Staatswaage dem früheren Gewichte der Beamten ſeine große Bedeutung nehmen, und es trat ſomit eine planmäßige Reaction gegen die Zeit und ihre Forderungen im Gouvernement ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewichte ſeine Bedeutſamkeit zu erhalten. Die Städteordnung wurde, ſo viel man es, ohne den Schein der Barbarei und der Inconſequenz auf ſich zu laden, nur irgend vermochte, allmälig in die Richtung einer Beamtenordnung umgeflügelt und modificirt. Eine Communal-Ordnung hielt man nicht für zeitgemäß. Auf die Landwehr geſchahen von Zeit zu Zeit ſo heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Character ſchon modificirt und ihr Grundton ſtark genug verſtimmt war, ſogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft erſchien. Ihre Aufhebung geradehin auszuſprechen, wagte man freilich nicht, allein ſie erhielt mehr und mehr Specialeinrichtungen, welche, ihrem Geiſte zuwider, ſie dem Beamten-Militär immer näher bringen ſollten.

Die Provinziallandtage wurden vom Volke mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen, weil ſie einen Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volks zu ſein ſchienen, und weil man glaubte, durch ſie neben der Beamtenſtimme auch eine Volksſtimme an den Souverain bringen zu können, und man glaubte dies um ſo ſicherer, als die Richtung der Zeit es zu fordern ſchien. Allein die Richtung der Gouvernements-Männer, welche bei dieſer Volksſtimme Werkzeuge des Souverains waren, ließ ſie nicht aufkommen; ſie wurde gefürchtet und verdächtigt, und die Beamtenwelt wurde für die Bewahrung und Aufrechthaltung ihres vormundſchaftlichen Verhältniſſes immer mehr mit Angſt und Beſorgniß erfüllt. Als z. B. der preußiſche Landtag bei der Bereitwilligkeit des Volks, das Land auch mit der Volksmaſſe zu vertheidigen, den Souverain einſt bat, einige feſte Punkte im Lande zu etabliren, ſprachen ſich mehrere bedeutende hohe Militärbeamte höchlich befremdet und faſt empört darüber aus, daß Landſtände über ſolche Verhältniſſe auch nur eine Stimme haben wollten oder wohl gar Anträge darüber machen konnten; ja ſie betrachteten den Antrag des Landtags ſogar als eine ſträfliche Anmaßung. Ebenſo fanden Beſchwerden über Adminiſtrationsbeamte und Anträge zur weiteren Entwickelung eines regen Volkslebens keinen Anklang, ſie erregten vielmehr die Reaction von Seiten der Beamtenwelt noch um ſo mehr, und der Erfolg von dem Allen war: das Volk kam, bei aller Treue gegen den Souverain, immer mehr in eine unheimliche Stimmung.

So ſtand es in Preußen im Jahre 1840. Da fragte der König vor ſeiner Huldigung: „Welche frühern Zuſicherungen wollt ihr preußiſchen Stände beſtätigt haben?“ Und der Landtag antwortete: „Nur die Vollführung deſſen, was im Jahre 1815 und ſpäterhin in ſtändiſcher Hinſicht zugeſagt iſt, und zwar wünſchen wir Generalſtände, die auf Erfordern Rath geben, damit die oberſten Adminiſtrations-Beamten, der ſtändiſchen Verſammlung gegenüber, nicht, wie bei den Provinziallandtagen, über die Landtage zu ſtehen kommen.“ Und ſo antworteten die Stände auf die Frage ihres Königs, und mußten alſo antworten, denn

der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht würde sie getroffen haben, hätten sie jetzt vor ihres Königs Thron und vor Gottes Angesicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung erstickt. Und wer gab die Antwort? Nicht eigenthum- und heimathlose Menschen, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrausende Geister, die nur blindlings nach Neuerungen haschen; sondern begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren stellten den Antrag, und zwar solche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie oder Illegalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte. Dies letztere kann jederzeit und unter allen Stürmen auf den Beistand anderer Souveraine rechnen; aber wenn ein wilder Sturm der Leidenschaften im Volk ausbricht, so werden stets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volk und demselben am nächsten stehen, vor Allen als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreten kann.

Solche Männer waren es, nicht Proletarier, sondern die ersten Notabilitäten des Landes, voll Treue im Herzen gegen den Souverain, voll Eifer für sein und seines Landes Bestes, gewissenhaft in ihrer Pflicht, den Nachtheil, welchen jetzt der Souverain mit dem Volke durch die Beamten-Hierarchie erleidet, abwenden zu müssen; sie waren es, welche den Antrag gemacht und ihrem König auf *seine Frage* geantwortet haben. Und gegen wen ist der Antrag gestellt? Mit Nichten gegen den Souverain, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Culturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit festhalten wollen, und sich allein nur gleich den katholischen Priestern als Vollmündige betrachten.

Wohin, so dürfte man nun fragen, würde der Antrag führen? Was würde die Folge der Zusammenberufung von Generalständen sein? Sie würden allerdings die gewichtigsten Resultate mit sich führen, denn zunächst und vor Allem werden die Generalstände

1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, sondern National- und Communalsachen sind, sich zueignen, dadurch aber wird einestheils das Volk an Selbständigkeit, an Lust und Fähigkeit zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, anderntheils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. Die Generalstände werden ferner

2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern, Verschwendungen entgegentreten, die man sich angeblich zum Besten des Volks erlaubt, und eine einfachere Verwaltung verlangen. Die Zahl der Beamten wird somit auch auf diese Weise vermindert werden. Die Generalstände werden

3) auch den Theil der Justizverwaltung, bei welchem es besonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältnisse und beinahe auch nur auf gesunden Menschenverstand, natürliches, richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerseits eine bessere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem der Richter dann in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geschäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andrerseits eine abermalige Verminderung der Beamten erfolgen kann. Es werden

4) auch die Generalstände den Antrag stellen, und es sich selbst zur Aufgabe machen, daß die bewehrte Macht mit dem Volk in engere Verbindung gesetzt, und somit das Volk selbst wehrhaft gemacht werde. Die ersten Grade der militärischen Ausbildung werden dann um so mehr Sache des Volks sein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beständig aufs engste mit der bewaffneten Macht verknüpft. Dies Alles wird dann

5) auch den Landständen die gebührende Wichtigkeit, und die in ihrem Wesen begründete Bedeutsamkeit in und für den Staat geben. Um so mehr werden in Folge dessen die Civil- und Militärbeamten auch selbst in ihrer Meinung in die Stellung gebracht werden, in welche die Natur der Sache und der Stand ihrer Verhältnisse in ihrem Amte sie hinweiset. Zwei lästige und unerträgliche Uebel, Ueber-

muth und Servilität, werden dann erdrückt, wenigſtens in enge Grenzen gewieſen. Auf den Charakter und die Stimmung des Volkes aber wird dies den wohlthätigſten Einfluß haben. Dem Souverain ſelbſt giebt

6) die ſtändiſche Repräſentation für die Würdigkeit und Tüchtigkeit ſeiner Beamten unfehlbar den beſten, vielleicht den einzigen bleibenden wirkſamen Prüfſtein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenſchaft über ſeine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwiſſend und kopflos ſein, böſer Wille aber muß ſchnell zu Schanden werden. Um ſo ſicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er ſtets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe, und was für den Staat ein unſchätzbares Glück iſt, im öffentlichen Leben der ſtändiſchen Repräſentation finden alle Kabalen und alle Polizeikünſte ſtets ein ſchnelles Ende. Nicht minder ſegensreich wirken

7) die Generalſtände auf den Geiſt der Geſetzgebung. Wer will und kann es leugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel ſtets das Mißtrauen erwacht, ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt und die Verhältniſſe und Bedürfniſſe des geſammten Volkes, und ſchon darum haben auch die von ihnen ausgehenden Geſetze ſtets die Meinung des Volkes für ſich.

Nur durch Generalſtände kann und wird in unſerem Lande ein öffentliches Leben entſtehen. Iſt der Tag dazu angebrochen, ſo läßt die Sonne ſich nicht in ihrem Laufe gebieten. Schon im Jahre 1813 ſah man die erſte Morgenröthe eines ſolchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußerſten Spitzen gen Oſt und Weſt in unſerem Lande ſind noch davon erleuchtet! Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu ſeinen Fahnen, ja fürwahr in voller Treue kam man in Preußen des Königs Rufe zuvor. Tritt für uns erſt das volle öffentliche Leben ein, ſo ſind wir unüberwindlich, und unſer Thron ſteht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Culturſtande des Volkes zu ſtehen verdient.

Die Zeit der ſogenannten väterlichen oder patriarchaliſchen Regierungen, für welche das Volk aus einer Maſſe Unmündiger beſtehen und ſich beliebig leiten und führen laſſen ſoll, läßt ſich nicht zurück führen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie ſie iſt, das Gute daraus ergreift, und es in ſeiner Entwickelung fördert, dann ſtraft die Zeit ſelbſt.

B.

Aus den:

Vier Fragen, beantwortet von einem Oſtpreußen.

Preußens Provinzialſtänden gewidmet vom Verfaſſer.

> Schreibt ins Denkbuch, ihr Nachkommen, daß noch nie ein Fall war, wo freie hiſtoriſche Publicität geſchadet habe, und noch nie wieder ein Fall war, wo unterdrückte Publicität auch nur ſcheinbar genutzt hätte. —
>
> Spittler.

> Der Wille freier Menſchen iſt der unerſchütterliche Pfeiler jedes Throns.
>
> v. Stein's polit. Teſtament.

Facta loquuntur.

Die Sprache der Ereigniſſe — gleich vernehmlich für Jeden — iſt nicht immer und Jedem verſtändlich. Aus derſelben eindringlich und ſinngetreu in die Sprache des Volkes zu überſetzen, iſt die Aufgabe des Publiciſten. Wir werden in dieſen Blättern

die politiſche That des oſtpreußiſchen Huldigungs-Land-Tags

dergeſtalt zu übertragen verſuchen.

Was wünschten die Stände?
Was berechtigte sie?
Welcher Bescheid ward ihnen?
Was bleibt ihnen zu thun übrig?

Jeder Preuße lese und prüfe unsere Antwort —

I.

Was wünschten die Stände?

Gesetzmäßige Theilnahme der selbständigen Bürger an den Angelegenheiten des Staates.

Die ständische Denkschrift, von dem üblichen Redeschmucke entkleidet, lautet:

> Wir verzichten auf die „in veralteten Formen sich schwer bewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände"; wir wünschen dagegen „eine Vertretung des gesammten preußischen Landes" und hoffen, daß der König die von seinem Vater am 22. Mai 1815 verheißene Versammlung der Landes-Repräsentanten dem Volke zuzusichern nicht anstehen werde. —

Theilnahme des Volkes — leidende sowohl als mitwirkende — findet in jedem Staate, selbst dem despotischen, statt; gering oft und unscheinbar im Frieden, tritt dieser Einfluß des Volkes (wir haben's erlebt) zur Zeit der Noth offen und mächtig hervor. Nicht diese allgemeine durch Naturnothwendigkeit bedingte Theilnahme kommt hier in Betracht, sondern allein die durch das Gesetz festgestellte. Der Meinungskampf über constitutionelle und absolute Regierungsform löst sich in die einfache Frage auf:

> soll die Regierung allein in den Händen abhängiger, besoldeter Beamten (Königlicher oder Staatsdiener) sein;

oder

> soll gesetzlich auch den selbständigen Bürgern wahrhafte Einsicht und Theilnahme zustehen?

So allgemein gefaßt läßt diese Frage sich nicht beantworten, weil der zur Entscheidung erforderliche Maßstab: der sittlich-intellectuelle Standpunkt des Volkes in jedem Lande und zu jeder Zeit ein verschiedener ist. Wie nun aber verhält es sich hiermit im preußischen Vaterlande?

Welche Culturstufe hat hier das Volk erreicht?
Welchen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gewährt ihm das Gesetz?
Steht dieser Antheil mit dem Culturgrade in richtigem Verhältniß oder nicht?

Man darf dreist behaupten, daß unser Vaterland (und wir nehmen hier keine Provinz aus) an sittlicher und geistiger Bildung seiner Bewohner keinem Lande Europa's nachstehe. Selbst von den eifrigsten Gegnern, von Franzosen und Engländern wird Preußen mit seinen sieben Universitäten, seinen 20,085 Schulen und seiner volksbildenden Militär-Verfassung als ein bisher unerreichtes Vorbild gründlicher Volkserziehung gepriesen.

Wo hat die deutsche Literatur eine reichere Quelle, wo einen einträglicheren Markt als in Preußen? Wo wird jeder wahre Fortschritt der Zeit mit größerem Interesse begrüßt, jedes politische Ereigniß vorurtheilsfreier beurtheilt als in Preußen? Welche Nation hat im Unglück soviel sittliche Kraft, im Glück und mitten unter allgemeiner Völkergährung soviel Mäßigung offenbart, als die preußische? Doch wozu hier an die Jahre 1807, 1813 und 1830 erinnern! Erst vor wenigen Tagen sprach Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg öffentlich zu seinem Volke, und die Art, wie er sprach, die Aufnahme, die seine Worte fanden, waren eine herrliche Anerkennung, ein lautes Zeugniß für die Bildungsstufe des Volkes.

Und welchen Antheil an der Regierung hat dieſes an Sitte und Intelligenz ſo hoch ſtehende Volk? Erröthend müſſen wir geſtehen: kaum den allergeringſten. Leider wird es nur zu leicht, dieſe Antwort zu begründen.

In zwiefacher Form kann die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen, d. h. ſeinen Angelegenheiten ſich kund und geltend machen, durch die Preſſe und durch Vertretung. Die ſchlimmſten Feinde beider: Cenſur und Scheinvertretung walten in Preußen . . . .

Wie es in einem Lande, wo man ſo ziemlich jede der Regierung mißliebige Aeußerung bewacht, mit der

Vertretung des Volkes

ſtehe, läßt ſich leichtlich errathen. Wenn man die unbedingten (meiſt beamteten) Vertheidiger des Beſtehenden fragt, jene Schriftſteller, deren Dienſtbefliſſenheit es ſo trefflich verſteht, Mücken zu ſeigen und Kameele zu verſchlucken, ſo hört man alsbald die Communal-Verfaſſung, die Kreis- und Provinzialſtände als repräſentirende Organe des Volksbewußtſeins, als genügende Garantien der Zukunft lobpreiſen. Daß dieſe Einrichtungen aber, ſo lange ſie nicht in öffentlich berathenden Reichsſtänden ihre nothwendige Ergänzung erhalten, ſchlimmer als gar keine Vertretung, nämlich bloße Scheinvertretung ſind, wird aus dem Folgenden ſich nur zu augenfällig ergeben.

In Betracht der Communal-Verfaſſung muß vor allem die Städte-Ordnung von 1808 von der revidirten des Jahres 1831 wohl unterſchieden werden. Erſtere trägt den liberalen Charakter der damaligen Zeit und achtet der Bürger Selbſtändigkeit; die zweite wird überall von der Jetzt-Regierung begünſtigt und den Städten dringend anempfohlen.

Während man 1808 keinem unbeſcholtenen Einwohner der Stadt das Bürgerrecht verſagte (§. 19 d. St.-Ord.), wird von der revidirten Städte-Ordnung (§. 14, 15) ein nicht unbedeutender Genius verlangt; während 1808 die Wahl der Stadt-Verordneten nach Zünften und Corporationen ausdrücklich verboten wurde (§. 73), ordnet das neue Geſetz eine derartige Wahl förmlich an (§. 51 und 52). Während die ältere Städte-Ordnung jeden ſtimmberechtigten Bürger für wählbar erklärt (§. 84), verlangt die revidirte in kleineren Städten ein Einkommen von 200 Thlr., in größeren von 1200 Thlr. (§. 56 u. f.). Während die Veräußerung ſtädtiſcher Grundſtücke früher von den Stadtverordneten allein abhing (§. 189), macht die Städte-Ordnung von 1831 ſelbſt hierzu die Erlaubniß der Regierung nothwendig (§. 117); der Magiſtrat, nach dem älteren Geſetze eine allein ſtädtiſche Behörde, iſt nach dem neuen verwaltend ein von der Regierung durchaus abhängiges „Organ der Staatsgewalt" (§. 84, 101 und 103); die Regierung, d. h. die Miniſter können, durch kein Geſetz beſchränkt, die Wahlen der Bürger annulliren und bei „Unangemeſſenheit" (!) oder „Verzögerung" der Wahl die Stellen auf Stadtkoſten commiſſariſch verwalten laſſen (§. 93). Die Regierung, d. h. die Miniſter können die Magiſtratsmitglieder wegen „mangelhafter Dienſtführung" (!) abſetzen und alsdann die Größe ihrer Penſionen beſtimmen (§. 99. 100); — der Bürgermeiſter, deſſen Stelle im Falle „unangemeſſener" Wahl von der Regierung beſetzt wird (§. 93), iſt befugt, die Beſchlüſſe des Magiſtrats zu ſuspendiren und darüber nur der Regierung, d. h. den Miniſtern Verantwortlichkeit ſchuldig (§. 108); endlich ſteht es gar den Miniſtern (das Geſetz ſagt: dem Könige) frei, die Stadtverordneten-Verſammlung „bei Theilung in derſelben" (!) aufzulöſen, oder die Schuldigen auszuſchließen (§. 83), ja ſelbſt unter Umſtänden den Gemeinden die Städte-Ordnung ganz zu entziehen (§. 139). Von allem dieſen enthielt die ältere Städte-Ordnung kein Wort.

Die genannten und viele andere Unterſchiede der beiden Geſetze würden von ſelbſt in die Augen fallen, wenn man bei der Zuſammenherausgabe beider die einzelnen Paragraphen dem Inhalte nach, nicht — wie weislich geſchehen — der Zahl nach gegenüber geſtellt hätte; eine Vergleichung beider Ordnungen wäre dann

aber freilich dem Leser zu leicht geworden und hätte einen zu factischen Prüfstein für die Beurtheilung der damaligen und jetzigen Richtung dargeboten. —

Wo die Städte-Ordnung von 1831 gilt (und nur diese darf jetzt neu eingeführt werden), ist nach Obigem der gesetzliche Einfluß des Cabinetes schon mächtig genug; anders dagegen in Städten, die das Gesetz von 1808 noch nicht mit dem revidirten vertauscht haben: da hier das Recht der Regierung großen Theils nur auf die Einsicht der Rechnungs-Extracte beschränkt ist, muß man freilich der Gleichförmigkeit wegen auf allmälige Erweiterung der Schranken bedacht sein. Erwägt man außerdem, daß in großen Städten besondere, nur von dem Minister abhängige Polizeidirectionen angestellt sind, in kleineren Stadt- und Dorfgemeinden die Ortsbehörden sich unter unmittelbarer Aufsicht von der Regierung besoldeter und oftmals auch von ihr ernannter Landräthe befinden; erwägt man die den städtischen Verhandlungen vollkommen entzogene Oeffentlichkeit, die daher rührende bei Wahlen wie überall sich offenbarende Gleichgültigkeit der gebildeten Classen, endlich die zweimal (im Jahre 1826 und 1833) von den liberalen rhein-preußischen Ständen erfolgte Ablehnung einer derartigen Gemeindeverfassung: — so wird man wohl schwerlich geneigt sein, die vielgerühmte preußische Städte-Ordnung als Gegengewicht des selbständigen Volksbewußtseins gegen Ministerwillkür, geschweige — als ein Surrogat constitutioneller Vertretung gelten zu lassen. —

Sehen wir, ob etwa

die Provinzial-Stände

das Vermißte darbieten. Im Sinn des Gesetzes vom 22. Mai 1815 lag allerdings, daß dies Institut durch allmälige Entwickelung zu einer wahrhaft volksthümlichen Repräsentation heranreifen sollte. Fünfundzwanzig Friedensjahre sind seitdem verflossen; die Einrichtung der Landtage ist unverändert dieselbe geblieben, wie sie bei der ersten des Jahres 1824 war, und diese 16jährige Dauer dürfte wohl als ein genügender Zeitraum erscheinen, um nach den Früchten ihrer Arbeit zu fragen. Die Volksstimme hat bereits das Urtheil gesprochen; kaum wird man ein Institut auffinden können, das eine geringere Popularität zu beklagen hat, das vom gesunden Volksverstande als eine unnützere Last betrachtet wird, als die Provinzial-Stände. Gern wird man uns der Mühe überheben, aus den bisherigen Landtagsabschieden den Nachweis zu führen, daß unter allen dort erledigten Gegenständen sich auch nicht ein einziger von allgemeinem Interesse befindet, daß kein nur einigermaßen erheblicher Mißbrauch abgestellt, keiner Beamten-Willkür entgegengetreten, daß die ganze Wirksamkeit zahlreicher Sessionen sich auf Errichtung von Zucht- und Correctionshäusern, von Taubstummen-, Irren- und Feuerversicherungs-Anstalten, auf Gesetze über neue Straßen, Wagengeleise, Hundesteuer u. dgl. m. beschränkt habe: — Gegenstände, die, großentheils von der Regierung selbst proponirt, auch eben so gut mit Zuziehung einiger Sachverständigen durch die gewöhnlichen Provinzialbehörden hätten vermittelt werden können.

Nicht für die würdigen Mitglieder der Stände-Versammlung soll dies ein Vorwurf sein. Dürfen sie doch gesetzlich nur über die Propositionen des Ministeriums und über rein locale Angelegenheiten berathen, wird ihnen doch selbst jede Bitte oder Beschwerde, die sich nicht auf das Sonderinteresse der Provinz bezieht, jede Mittheilung an die andern Provinziallandtage streng untersagt, ist doch endlich, um auch die bloße Aeußerung über Staatswesen und Gesetzgebung im Allgemeinen unmöglich zu machen, der vom Ministerium ernannte Landtagsmarschall nach Willkür jede derartige Berathung zurückzuweisen ermächtigt.

Eine Versammlung, die so mißtrauisch in ihrer Thätigkeit überwacht wird, die Alles bei geschlossenen Thüren verhandelt und ihre Vorträge und Beschlüsse nicht einmal veröffentlichen darf, kann wohl für Alles eher als für ein adäquates Organ der Volksbedürfnisse gehalten werden. Es wäre überflüssig von ihrem vornehmlich auf Grundbesitz gestützten Wahlprinzipe, von der verhältnißmäßig geringen Berücksichtigung der Land- und Stadt-Gemeinden und von der völligen Ausschließung der geistlichen Stände zu sprechen. Wem nach allem diesen noch irgend ein Zweifel

über die völlige Nichtigkeit des Instituts in Bezug auf die allgemeine Wohlfahrt übrig bleibt, dem seien hier zwei Auctoritäten angeführt, wie man sie gewichtiger kaum erlangen kann: der Staatskanzler Hardenberg und die ostpreußischen Stände selbst.

. . . . . .

Nicht minder als die gesetzgebende ist auch die

richterliche und verwaltende Staats-Thätigkeit

der Einsicht wie der Mitwirkung des Volkes gänzlich entzogen. Das Gerichtsverfahren ist in Preußen von Anfang bis zu Ende ein heimliches und allein in Händen beseldeter, vom Cabinet eingesetzter Beamten. Die Unparteilichkeit wird bei gewöhnlichen Fällen nicht leicht fehlen, wo aber irgend die Minister, oder was sie den Staat nennen betheiligt ist, dürfte diese Richtertugend in eine harte Collision mit den persönlichen Interessen gerathen; denn abgesehen von dem subordinirten Verhältniß — ist Gehaltserhöhung, Beförderung, Versetzung*), die ganze Zukunft jedes Justizdieners von dem Willen des Ministers abhängig: Conduitenlisten, von den oberen Beamten über die unteren geführt, müssen alljährlich den Ministerien eingeschickt werden, und nur der willenlose Gehorsam, das unbedingte Eingehen in Ansichten, Meinungen und Wünsche der Minister darf auf Belohnung, äußere Ehre, Förderung rechnen. Soweit geht in Preußen die Unterordnung der richterlichen Gewalt unter die ausübende, daß alle Erkenntnisse in Untersuchungen wegen Hochverraths, Landesverrätherei oder beleidigter Majestät und über alle Verbrechen, wenn auf Ehrenverlust, Todesstrafe, oder lebenswierige (früher selbst auf mehr als drei Jahre) Gefängniß erkannt worden, der ministeriellen Bestätigung unterliegen und vor derselben, „weil sie bis dahin nur als Gutachten anzusehen", zur Publication nicht geeignet sind. Weichen die zur Bestätigung eingesendeten Urtel nach dem Gutachten eines andern Gerichtshofes abgeändert, so fertigt dieser ein Erkenntniß „im Auftrage des Justiz-Ministeriums" aus, das dem ersten Gerichtshofe zur Publication übersendet wird. (Ergänzung z. Pr. Gr. A. herausgegeben v. Gräff, Koch u. 1838 I. pag. 155—157.) Die Cabinets-Ordre vom 25. Januar 1823 befiehlt ferner, daß — wenn bei Prozessen zwischen Privatleuten, oder zwischen Privaten und dem Staate (!) eine in Staatsverträgen enthaltene Bestimmung zur Entscheidung der Sache beiträgt, die Gerichte „ohne Unterschied, ob der preußische Staat bei Abfassung der Verträge concurrirt oder nicht", „vor Abfassung des Erkenntnisses" die Aeußerung des Ministers einholen und bei der Entscheidung lediglich darnach zu achten haben (s. Klüber, Selbständigkeit des Richteramtes.)

Und trotz alledem mißtraut man der richterlichen Willfährigkeit; denn nicht selten (wie bei sogenannten Staatsvergehen) werden Special-Commissionen ernannt oder wohl gar polizeilich-administrative Maßregeln beliebt. Hierher gehört z. B. das Gebot für die rheinischen Justizbehörden, sich in die Verhaftungen von Demagogen nicht eher zu mischen, als bis die Administration der Sache dem Gerichte übergeben werde. (Cab. Ordr. vom 21. August 1819, nie förmlich publicirt und erst im Jahre 1824 durch Lettner's Sammlung III. 369, bekannt geworden.) Eine fernere Cab.-Ordr. vom 15. Januar 1825 ermächtigt die rheinischen Polizeibehörden, nach den Gesetzen der alten Provinzen zu verfahren und mit Gefängniß oder Zwangsarbeit von 8 Tagen bis 4 Wochen (ohne Concurrenz der Justiz) zu strafen.

. . . . . .

*) Bis zum Jahre 1833 konnte kein Justizbeamter wider seinen Willen versetzt werden. Seitdem aber wird in den Bestallungs-Patenten nicht mehr wie früher der Ort ihrer künftigen Wirksamkeit genannt, sondern es erfolgt die Anstellung „für die ganze preußische Monarchie", sonach sind sie nicht mehr gegen willkürliche Versetzung geschützt. — Die Dienstentlassung der Justizbeamten kann in Preußen freilich nicht ohne richterliches Erkenntniß stattfinden, ausgenommen davon sind jedoch die, welche als Vertheidiger der Angeklagten gerade die freieste und unabhängigste Stellung einnehmen sollten, die Justiz-Commissarien. Diese können auch jetzt ohne vorangegangenen Rechtsspruch auf blos administrativem Wege (d. h. durch die Minister) außer Thätigkeit gesetzt werden.

So viel von Preußens Rechtspflege. Ueber die Administration des Staats ruht gleichfalls ein dem Volke unsichtbarer Schleier des tiefsten Geheimnisses; jede derartige Veröffentlichung, ja jede Mittheilung wird als eine strafbare Amtstreue angesehen und so dem Volke mit der Einsicht zugleich jede Controle über den Stand seiner eigenen Angelegenheiten unmöglich gemacht. Selbst die Verausgabung der erhobenen Steuern geschieht ohne Rechnungsablage.

. . . . . .

— — Die Minister und deren Beamte allein sind in das Geheimniß der Verwaltung eingeweiht; sie selber schweigen aber und — wer spräche ohne ihren Willen?! Wie hier so überall ist Wissen und Handeln Monopol der Minister; ihr ergebenes Dienerpaar Censur und Polizei wacht darüber, daß keine andere Meinung, keine andere Thätigkeit sich geltend mache, als die ihrige; ihnen untergeordnet ist Alles, Gesetzgebung wie Rechtspflege, Schule wie Kirche, Steuereinnahme wie Steuerverwendung; in ihnen sammelt, regt und verzehrt sich das ganze Leben des Staates. Das Volk — ohne thätigen Antheil an diesem Leben, ohne Einsicht und Controle der sein Eigenthum, seine Person und sein Wohl betreffenden Verhandlungen muß in der Oeffentlichkeit fremdländischer Zustände Befriedigung für seinen politischen Lebensdrang suchen; die außerbeamtliche Intelligenz — stets bevormundet und ausgeschlossen von jeder Einwirkung auf die Verhältnisse des Vaterlandes — wendet sich mit immer regerer Theilnahme der staatlichen Entwickelung Englands und Frankreichs zu und büßt so nothwendig immer mehr des nationalen Selbstgefühls ein.

. . . . . .

Das ist das Gebrechen des theuren Vaterlandes: Beamtengewalt und politische Nichtigkeit seiner selbständigen Bürger. Wie über die Krankheit, so ist auch über das Heilmittel bei den Vaterlandsfreunden kein Zweifel: Oeffentlichkeit heißt es und wahre Vertretung! —

Und das ist es eben, was der ostpreußische Provinzial-Landtag seinem Könige offen und männlich aussprach. Die Stände entsagen der veralteten Form, die ihnen nur einen Scheinantheil an den öffentlichen Angelegenheiten verstattet; im Bewußtsein der eigenen Reife wollen sie wahrhaft Theil haben am Leben des Staates — mitwissend und mitwirkend. Nicht um eine Garantie blos ist es ihnen zu thun, sondern um Befriedigung eines tief gefühlten Bedürfnisses. Dem Könige vertraut das Volk; denn es weiß, daß er nur das Gute will. Nicht also den Ministern. Ob mit oder ohne Grund — allgemein ist im Lande die Meinung verbreitet, daß sie der Oeffentlichkeit und dem politischen Fortschritte feind — mehr in dem Gehorsame der Beamten als in der Liebe selbständiger Bürger die Stütze des Thrones suchen; man ist besorgt wegen ihrer Liebe für längst verjährte Institutionen, wegen ihrer Neigung zum Pietismus, der dem gesunden religiösen Sinne des Volkes nicht zusagt; man fürchtet Bevorzugung einer Provinz vor der andern, Ueberschätzung der eigenen Staatsweisheit und Intoleranz gegen Jeden, der (um die Worte eines preußischen Ministers zu brauchen) „den Maßstab seiner geringen Einsicht an die Befehle der von Gott eingesetzten Obrigkeit anzulegen sich erdreistet." Nur freie Publicität und Vertretung können über die Wahrheit oder Unwahrheit jener patriotischen Befürchtungen Aufschluß geben. Wenn die Bedürfnisse, Wünsche und Beschwerden des Volkes durch selbständige Vertreter unmittelbar zum Throne gelangen, dann erst ist König und Volk sicher vor jener Beamten-Eigenmacht, die Friedrich Wilhelm III. so treffend geschildert, dann erst wird Fürst und Volk Eins, und Preußen die seiner Bildung angemessene Stelle im Gesammtvaterlande erhalten und behaupten. Gestärkt durch das Vertrauen des constitutionellen Deutschlands, wird es jeder feindlichen Macht gegenüber fest und würdig dastehen, eine unbezwingliche Waffe gegen die hereindringende Barbarei des Nordens, ein Medusenschild gegen die Uebergriffe des Westens.

Das ist es, was die ostpreußischen Stände wollten und in ihren Denkschriften — so deutlich es einem Könige gegenüber ziemte — auszusprechen den Muth hatten. —

. . . . . .

II.

Was berechtigte die Stände zu solchem Verlangen?

Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 factisch und gesetzlich erfolgte Mündigsprechung. —

Die Rechte des Volkes für eine Gesammtvertretung haben wir schon dargethan. Hier haben nur einige Worte über die historische Berechtigung.

Es ist oftmals ausgesprochen worden, Preußens Bestimmung sei, die Früchte der französischen Revolution auf friedlichem Wege sich anzueignen. In gleichem Sinne und mit größerem Rechte könnte man es Preußens Bestimmung nennen, dem deutschen Volke das, was es durch frühere Umwälzungen verloren hat, wiederzugeben: denn der Grundgedanke neuerer Repräsentativverfassung: kein Gesetz ohne Zustimmung der Volksvertreter! liegt schon klar und klar in dem altdeutschen Rechtssatze: „wo wir nicht mit rathen, wollen wir auch nicht mit thaten."

. . . . . .

Und diese Hoffnung des preußischen Volkes auszusprechen, wer war mehr dazu geeignet als der Königsberger Huldigungslandtag?! Von seinem Könige aufgefordert, nach altherkömmlichem Brauche „die Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien in Antrag zu bringen", beschloß der Landtag mit 87 Stimmen gegen 6, die Verfassungsrechte zu wahren und Se. Majestät an die bereits durch das Edict vom 22 Mai 1815 gesetzlich gewährte, aber factisch noch immer nicht ins Leben getretene Volksrepräsentation zu erinnern. Ostpreußen, arm und wenig beachtet, noch wund von jenen unglücklichen Kriegsjahren, hat nicht seine Leiden geklagt, vielmehr seine Noth anständig verhüllend die Sache des gesammten Vaterlandes in freier, männlich-loyaler Rede geführt. Seit drei Jahrzehnten deuten Preußens Geschichte und Preußens Gesetzgebung gleich unabweisbar auf die Nothwendigkeit einer Volksvertretung hin; nur durch sie kann der Beamten-Willkür Einhalt geschehen, nur durch sie kann des Volkes Stimme zum Throne gelangen und zwischen Regierung und Regierten das Vertrauen wieder hergestellt werden, welches allein bei künftigen politischen Stürmen (und schon ziehen die Wolken dicht zusammen) das Land vor dem Schicksale des Jahres 1807 zu schützen vermag. Nicht blos berechtigt war der Huldigungslandtag zu solcher Mahnung, er erfüllte dadurch eine Pflicht gegen das Vaterland und gegen den König. —

III.

Welcher Bescheid ward den Ständen?

Anerkennung ihrer treuen Gesinnung, Abweisung der gestellten Anträge und tröstende Hindeutung auf einen künftigen unbestimmten Erlaß.

Der Landtagsabschied vom 9. September 1840 besagt: Friedrich Wilhelm III. habe wegen der Ereignisse, die er bald nach Erlaß der Verordnung vom 22. Mai 1815 in andern Ländern wahrnahm, die Deutung, welche mit seinen Worten verbunden wurde, in reifliche Ueberlegung gezogen. Von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretung sich fern haltend, habe er den auf geschichtlicher Entwickelung beruhenden, der deutschen Volksthümlichkeit entsprechenden Weg eingeschlagen und seinem Lande die Provinzialverfassung verliehen. Dieses Werk solle auch in Zukunft treu gepflegt und einer ersprießlicheren Entwickelung entgegengeführt werden. —

1. Inwiefern „die bald nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 wahrgenommenen Ereignisse" in dem Landtagsabschiede nicht näher bezeichnet worden, dürfte auch jedes Urtheil über die Bedeutsamkeit derselben hier unzulässig erscheinen. Vorgänge in den deutschen Kammern können wohl schwerlich gemeint sein. Die seit dem

ersten Pariser Frieden zunehmende Unzufriedenheit Deutschlands wollen wir zwar — zur Ehre unseres Volkscharakters — keineswegs in Abrede stellen. Wenn aber auch in Folge derselben hie und da Irrungen zwischen Fürsten und Ständen sich erhoben, so geschah dies doch weder in so kurzen Zwischenräumen noch in solcher Ausdehnung, daß man darauf eine Rechtsverweigerung gründen könnte. „Wir", — sagt Herr v. Gagern —, „Wir Edelleute haben einiges Recht, die deutschen Repräsentativverfassungen anzuklagen, die Fürsten nicht, nicht ohne Undank. In München, Karlsruhe, Stuttgart ist man ihnen mit Liebe nicht nur, sondern mit Enthusiasmus entgegengekommen. Mit diesem Enthusiasmus hat man die Civillisten bedacht! So wenig ein englisches Parlament nach den Redensarten des Lord Cochrane oder Sir Francis Burdett zu beurtheilen ist, so wenig unsere Kammer nach dieser oder jener isolirten Aeußerung. Die so urtheilen, haben nicht den entferntesten Begriff von unseren frühern landständischen Verhandlungen, so oft voll Sinn, Nachdruck und Vaterlandsliebe."

Allein die Untersuchung, welche Ereignisse gemeint seien, ist auch unnöthig, da sie Preußen weder bis zum 1. September 1815 (dem Termine der einzuberufenden Reichsstände) noch später betrafen. Welchen Mißbrauch auch immerhin „in andern Ländern" das Repräsentativsystem erfahren, in Preußen war die Regierung zu weit vorgeschritten, um die Stimme freier Discussion zu scheuen, im Preußen war der König von der Treue seines Volkes zu fest überzeugt, um durch irgend welche Befürchtung sich von der Erfüllung seines Versprechens abhalten zu lassen. —

2. Schwieriger noch ist die Aufgabe „die Mißdeutung, welche mit den königlichen Worten verbunden wurde", nachzuweisen. Oeffentliche Mißdeutung durch die Presse ist uns nicht bekannt, eben so wenig eine berichtigende Erklärung, die von Seiten des Staatsoberhaupts gegen solchen Frevel nöthig geworden. Wo überhaupt mit dem Worte zugleich die Sache so scharf und bestimmt gegeben ist, wie in §. 3 und 4. des genannten Edicts:

> — „Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll und deren Wirksamkeit sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung u. s. w. erstreckt" —;

da muß wohl jede Deutung — sie mag ein Mehr oder Weniger erzielen — nothwendig fortfallen. Den einzig möglichen Sinn jener Worte findet man wiederholentlich in dem Finanz-Edict vom 17. Januar 1820, in der Verordnung über die zu errichtenden Provinzialstände (vom 5. Juni 1823) und in vielen nachfolgenden Gesetzen ausgedrückt; zum deutlichen Beweise, daß der gewissenhafte König durch Anordnung der Provinzialstände sich keineswegs seiner unter den dringlichsten Umständen gegebenen Versprechens entbunden glaubte.

> „Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen,
> Verlegen nur, daß er den Bittenden
> Auf einen Augenblick entferne, auch
> Verspricht er auf den Fall, den er nicht hofft —
> Dann fühlt er erst die Hoheit seines Worts,
> Wenn er den Harrenden beglücken kann."

Und in eben demselben nicht umzudeutenden Sinne hat der ostpreußische Huldigungslandtag das Edict vom 22. Mai 1815 verstanden, indem er so bescheiden als klar darauf antrug, den Provinzialständen ihre gesetzmäßige Bestimmung zu geben, d. i. die Versammlung der „Landesrepräsentanten" aus ihnen erwählen zu lassen.

3) Unzweifelhaft ist's, daß das Institut der Provinzialstände sowohl „auf geschichtlicher Entwickelung beruht, als auch der Volksthümlichkeit entspricht." Die Geschichte lehrt, daß die früheren Stände sehr ausgedehnte Freiheiten, wie das volle Recht der Steuerverwilligung, besaßen und in Preußen sogar (kurfürstliche Assecuration vom 12. März 1663) über Krieg und Frieden entschieden. Die frühe-

ren deutſchen Landtage, — lehrt gleichfalls die Geſchichte, — hatten die Aufgabe, beſondere Privilegien geſchloſſener Stände zu vertheidigen; die daſelbſt zwiſchen Fürſten und Ständen gepflogenen Verhandlungen glichen (wie Bulau es treffend ausdrückt) „einem Congreſſe zweier Mächte, die über ihre collidirenden Intereſſen einen Vergleich ſchließen.“ Daß aber jene Stände für ein allgemeineres Volksintereſſe, für die heilige Unantaſtbarkeit des Vaterlandes und eine glorreiche Einheit deſſelben aufgetreten, davon ſind die Beiſpiele zu zählen. Zur Zeit wird wohl weder Fürſt noch Volk eine Entwickelung erſprießlich finden, welche den jetzigen Ständen die Bedeutung und Wirkſamkeit ihrer Vorgänger ertheilte. Will man nun einmal nicht anders als mit rückwärts gewendetem Blicke vorſchreiten, ſo vergeſſe man doch nicht, daß in Deutſchland

das Princip „allgemeiner Volksvertretung“

bei weitem älter und volksthümlicher iſt, als das der Land-Ständſchaft*). — Freiheit der Gemeinde, Verantwortlichkeit der von derſelben erkorenen Obrigkeit und eine auf Gleichheit der Gemeinderechte beruhende (nicht octroyirte) Volksrepräſentation findet man bei den Deutſchen und überall wo Deutſche hingekommen, lange vor der Entſtehung des Feudalweſens. Werden wir auf die Vergangenheit hingewieſen, ſo wollen wir uns lieber auf die freie deutſche Eiche ſtützen, als den hiſtoriſchen Wurzeln mittelalterlicher Feudalität nachgraben. —

4. Der Reichsſtände erwähnt der Landtagsabſchied gar nicht, verſpricht aber dafür eine „erſprießlichere Entwickelung der Provinzialverfaſſung.“ — Zu der Weisheit des neuen Regenten herrſcht gewiß das unbedingteſte Zutrauen, aber es liegt nicht in der Macht eines Einzigen, Inſtitutionen, die ſich bereits überlebt haben, ihre zukünftige Entwickelung vorzuſchreiben. Erwägt man die jüngſten Standeserhöhungen und die darin liegende Suggeſtion zu Majoratsſtiftungen, ſo könnte man die Abſicht einer Pairieſchöpfung nach engliſchem Vorbilde vermuthen, — eine Schöpfung, die gerade in Preußen auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen und ein ganz fremdartiges Element in das unariſtokratiſche Inſtitut der Provinzial-Landtage bringen würde. — Preußen, von drei Großmächten eingeſchloſſen, kann mit ſeinen 14 Millionen und ſeiner allgemeinen Wehrhaftigkeit überall hin den Ausſchlag geben und empfängt nur dieſer Stellung wegen das Compliment der Großmächtigkeit. Wie aber, wenn es für ſich allein ſteht? Seine Volkseinheit iſt bis jetzt mehr mechaniſch als organiſch geweſen; denn nicht von jeder der acht Provinzen kann mit Gewißheit ausgeſagt werden, daß ſie, — durch außerordentliche Ereigniſſe vom Ganzen getrennt — ſich als ein von ſeinem Körper losgeriſſenes Glied empfinden würde; eine ſolche Gliederung giebt es bei uns von Saarlouis bis Memel nicht. Jede einſeitige Ausbildung der Provinzial-Verfaſſung ohne Reichsſtände wäre daher eine Gefahr für die Zukunft; ſtatt eines organiſch gegliederten Staates würden wir nach wie vor ein Aggregat von Provinzen ausmachen, deren jede nur ihr Sonderintereſſe im Auge hätte; in unſerm theuern Vaterlande würde ſich im Kleinen wiederholen, was wir im Großen an Deutſchland erfahren: Untergang der Einheit, mit ihr Verluſt der bürgerlichen Freiheit und ausländiſche Unterjochung. — — Wir für unſern Theil kennen nur Eine erſprießliche und volksthümliche Entwickelung der jetzigen Provinzialſtände, — die durch Königswort und Geſetz verbürgte Entwickelung zu **Reichsſtänden.**

Die Unbeſtimmtheit des königlichen Beſcheides mußte nothwendig mehrfache Deutung veranlaſſen: einige fanden darin eine abweiſende „Berichtigung der in der ſtändiſchen Denkſchrift ausgeſprochenen Anſichten“; die meiſten aber, die geiſt- und gemüthvollen Worte des Königs für eine — nur noch nicht deutlich ausgedrückte Gewährung haltend, gaben ſich einem patriotiſchen Enthuſiasmus hin, wie er „in der Geſchichte unſerer Landtage nicht nachzuweiſen iſt.“ Dadurch wurde die Er-

*) Hiſtoriſche Zeugen deſſen ſind Meier, Zachariä, Welcker, Mittermaier, Feuerbach u. v. A. — Tandem Germania vincitur! ſo klagt Tacitus über die faſt erfolgloſen Triumphe der Römer. Tandem Germania vincitur! wie den Römern wird es allen Feinden germaniſcher Freiheit ergehen.

läuternde Cabinets-Ordre vom 4. October 1840 erforderlich. In Folge eines Berichtes des Ministers v. Rochow erklärt sich darin der König gegen die Mißdeutung, welche seinen schriftlichen und mündlichen Aeußerungen eine „Zustimmung zu dem in der Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwickelung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815" unterlege. — Friedrich Wilhelm IV. ehrt das freie Wort und achtet auch die ihm entgegenstehende Ansicht, wenn sie in bescheidener Weise sich kund giebt. Unumwunden gestehen wir daher, daß die an den Minister v. Rochow gerichtete Cab. Ordre an vielen Orten den traurigsten Eindruck machte, jenen vorgreifenden Enthusiasmus lähmte und manche schöne bürgerliche Hoffnung zerstörte.

Ist nun aber — und diese Frage muß uns hier besonders interessiren — ist durch den Landtagsabschied und den berichtigenden Commentar vom 4. October 1840

das Edict vom 22. Mai 1815 aufgehoben, oder besteht es nach wie vor in seiner vollen gesetzlichen Geltung?

1. Gewichtigen dargethan werden, daß das genannte Edict nicht vereinzelt dastehe, vielmehr in den mit dem Staate vorgenommenen Veränderungen wurzelnd sich mit vielfachen Zweigen in die ganze nachfolgende Gesetzgebung verbreite. Nicht ohne Zerstörung dieser Wurzeln und Zweige könnte es aufgehoben werden, wenn anders nicht eine Rechtsungewißheit, wie bereits ein anderer deutscher Staat sie beklagt, entstehen soll. Um schon mehrmals Gesagtes nicht von neuem zu wiederholen, gedenken wir hier nur des Staatsschulden-Edicts vom 17. Januar 1820, in welchem die Staatsschuld und alle künftigen Anleihen unter „Garantie der Reichsstände" gestellt werden. Wie sollte zur Zeit gemeinsamer Noth der Staat, so lange er der Reichsstände entbehrt, ohne Umgehung des Gesetzes eine neue Anleihe machen? Wahrlich! die Staatsgläubiger würden, bräche Krieg oder Krieg aus, dessen Gefahren doch nicht zu berechnen sind, durch das Edict vom 17. Januar eine noch geringere Garantie haben, als in den Jahren 1806, an den in der Berliner Bank deponirten Wittwen- und Waisengeldern.

2. Was aber bei Entscheidung der Frage noch von größerem Gewicht ist, auch an der erforderlichen Rechtsform wurde es einer derartigen Aufhebung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 gebrechen.

„Alle Menschen", — sagt Justus Möser, der rechtseifrige advocatus patriae, — „alle Menschen können irren, der König wie der Bettelvogt, und letzterer vielleicht am ersten, da sie beide zu hoch stehen und von der Menge der Sachen, die vor ihren Augen schweben, keine einzige vollkommen ruhig und genau betrachten können. Dieserwegen haben es sich alle Nationen zur Grundveste ihrer Freiheit und ihres Eigenthums gemacht, daß dasjenige, was ein Mensch für Recht oder Wahrheit erkennt, nie eher als Recht gelten solle, bevor es nicht das Siegel der Form erhalten." —

Nun bestimmt aber das allgemeine preuß. Landrecht, Einleitung:

§ 59 Gesetze behalten so lange ihre Kraft, bis sie von dem Gesetzgeber ausdrücklich wieder aufgehoben werden.

§. 60. So wenig durch Gewohnheiten, Meinungen der Rechtslehrer oder durch die in einzelnen Fällen ergangenen Verordnungen neue Gesetze eingeführt werden können, eben so wenig können ältere vorhandene Gesetze aufhergl. Art wieder aufgehoben werden.

§ 61. Statuten und Provinzialgesetze werden durch neuere allgemeine Gesetze nicht aufgehoben, wenn nicht in letzteren die Aufhebung der ersteren deutlich verordnet ist. —

Da diese zur Aufhebung eines Gesetzes erforderlichen Bedingungen — das Siegel der Rechtsform — dem Landtagsabschiede, wie der Cab. Ordre vom 4. October abgehen; so folgt daraus, daß der König dadurch keineswegs das Edict vom 22. Mai 1815 zurücknehmen gewillt war. Es besteht daselbe nach wie vor in seiner vollen gesetzlichen Kraft und die Befugniß, ja die Pflicht der Stände, auf der

Vollziehung deſſelben zu beharren, iſt außer Zweifel geſtellt. Die vierte Frage erledigt ſich dadurch von ſelbſt. —

IV.

Was bleibt der Ständeverſammlung zu thun übrig?

Das, was ſie bisher als Gunſt erbeten, nunmehr als erwieſenes Recht in Anſpruch zu nehmen. —

Der Stamm, welcher Erbe hat an dem Hauſe Ivan, hat zuerſt geſprochen, — und nicht werden die übrigen ſich zu ihren Hütten heben. —

Königsberg, am Krönungstage 1841.

VI.

Zu den Landtagsverhandlungen von 1841.

a.

(Zu pag. 301.)

Ueberſicht der Königl. Propoſitionen.

(Vergl. Allg. Preuß. Staatszeitung 1841, Nr. 60, p. 249.)

1) Die Errichtung ſtändiſcher Ausſchüſſe und Publication der Landtags-Verhandlungen.

Die Entwürfe:

2) eines Reglements zur Wahl der Landtags-Abgeordneten und ihrer Stellvertreter,

3) einer allgemeinen Forſt- und Jagd-Polizei-Ordnung,

4) einer Verordnung wegen Ausübung der Waldfreu-Berechtigung,

5) einer Verordnung wegen Beſtrafung des Diebſtahls von Holz und anderen Wald-Produkten,

6) einer Verordnung über die Beſtrafung der Jagdvergehen,

7) eines Geſetzes über die Strom- und Ufer-Polizei der öffentlichen Flüſſe,

8) eines Geſetzes über das Deichweſen,

9) einer Verordnung darüber: ob der Beſitzer eines laudemialpflichtigen Guts berechtigt ſei, im Veräußerungsfalle das für die Ablöſung von Dienſten, Abgaben ꝛc. gezahlte Kapital von dem Kaufpreiſe des Grundſtücks bei Berechnung der Lehnwaare in Abzug zu bringen?

10) einer Verordnung wegen Wiedereinführung der Legitimations-Atteſte beim Pferdehandel,

11) eines Penſions-Reglements für die Beamten der höheren Lehr-Anſtalten,

12) einer Verordnung wegen Beſchränkung der Ablösbarkeit der Erbpacht-, Erbzins- und Zins-Gerechtſame,

13) einer Verordnung wegen des bei Parzellirung von Grundſtücken jeder Art zu beachtenden Verfahrens.

Zur besonderen Berathung sind gestellt:

a. für Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Preußen, Posen:

Entwurf einer Verordnung wegen der Intestat-Erbfolge bei Vererbung ländlicher Besitzungen.

b. Für Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen und Westphalen:

Die Propositionen wegen Errichtung von Ober-Appellations-Gerichten als Spruchgerichten 2. Instanz.

c. Für Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Sachsen:

Der Entwurf einer Verordnung, die Aufhebung der dem Gesetz vom 31. März 1838, wegen Einführung kürzerer Verjährungs-Fristen entgegenstehenden provinziellen und statutarischen Bestimmungen betreffend.

d. Für Schlesien, Sachsen, Westphalen:

Entwurf des gemeinen preußischen Berg-Rechts und der Instruction zur Verwaltung des Berg-Regals.

e. Für Preußen, Pommern, Posen:

Der Entwurf einer Verordnung betreffend die Unanwendbarkeit der Bestimmungen des preußischen Landrechts von 1721, Lib. IV. Tit. 5. Art. 9. §§ 4 und 5, über die nur subsidiarische Verhaftung des neuen Besitzers eines mit Hypotheken belasteten Grundstücks.

f. Für Schlesien allein:

Der Entwurf einer Verordnung über die Befugniß der Kreisstände, Ausgaben zu beschließen und die Kreis-Eingesessenen dadurch zu verpflichten.
Anderweite Einrichtung des Feuer-Societätswesens.

g. Für Sachsen allein:

Der Entwurf eines Regulativs wegen Kontingentirung der Klassensteuer.
Die projectirte Errichtung einer Irren-Heil- und Pflege-Anstalt.
Prüfung des Feuer-Societäts-Verhältnisses der mit der Städte-Ordnung nicht beliehenen Städte und der Land-Gemeinden, welche . . den aufgelösten Städte-Feuer-Societäten gehört haben.

h. Für Westphalen allein:

Die Entwürfe:
einer Declaration des Gesetzes vom 13. Juli 1836, wegen der bäuerlichen Erbfolge;
einer Legate-Ordnung für die Grafschaften Tecklenburg und Ober-Lingen, einer anderen für den Kreis Lübbecke und einer dritten für die Grafschaft Ravensberg.
Die Abwickelung der Societäts-Verpflichtungen aus den früher bestandenen Feuer-Societäten.
Die Zurücknahme des Entwurfs eines Nachtrags zur Gemeinheitstheilungs-Ordnung für die Provinz Westphalen und die Kreise Duisburg und Rees.
Die Angelegenheiten wegen der von der westphälischen Provinzial-Hülfs-Casse geforderten Zurückzahlung der ihr früher überwiesenen Beträge der ehemaligen Reluitions-, Fourage-, Verpflegungs-, Vergütungs-Casse zu Münster, und wegen
der von Mellinischen Stiftung und des Verkaufs der dazu gehörigen Salzgebäude.

Hierzu kamen dann noch das Decret wegen des Steuer-Erlasses, ferner unterm 13. März der Gesetzentwurf in Betreff der Provinzialrechte, von dem im Text pag. 602 und öfters die Rede ist, sowie die für die Rheinprovinz bestimmten Propositionen.

b.

(Zu pag. 393.)

Königl. Propoſitionsdecret, die ſtändiſchen Ausſchüſſe, ingleichen die Publication der Landtagsverhandlungen betreffend.

(Allg. Preuß. Staatszeitung 1841, Nr. 60, pag. 237.)

Die Förderung und Entwickelung der von Unſeres unvergeßlichen Herrn Vaters Majeſtät unter Unſerer Mitwirkung wieder hergeſtellten und überall auf geſchichtlichem Fundament neu begründeten ſtändiſchen Inſtitutionen liegt Uns beſonders am Herzen. Unter Unſern getreuen Ständen werden wohl nur wenige ſein, die den unvergeßlichen Huldigungsakt vom 15. October nicht mit vollzogen haben. Sie werden Uns verſtehen, wenn Wir der Wahrheit gemäß verſichern, daß der Ton, die Seele, mit welcher ſie Uns angerufen, Uns treue Helfer auf Unſerer rauhen Bahn ſein wollen, daß der Accent, mit welchem ſie das Gelöbniß der Erbhuldigung geleiſtet, nicht blos unvertilgbar und ewig jung in Unſerem Herzen leben wird, ſondern daß dieſe Erinnerung Uns die Kraft giebt, mit wahrer Freudigkeit auch für die ſtändiſchen Verhältniſſe eine lebendigere Zeit zu beginnen. Daß ſie eine gute, ſegensreiche Zeit ſei, hängt von dem vertrauungsvollen Eingehen in Unſere Abſichten, von dem innigen Mitwirken, von dem Verſtändniß ab, auf welche Wir bei Unſeren getreuen Provinzial-Ständen zuverſichtlich rechnen. Als einen Beweis des Königl. Vertrauens, mit dem Wir Unſere getreuen Provinzial-Stände ehren, und des Werthes, welchen Wir auf ihren Beirath legen, mögen dieſelben die nachfolgenden Propoſitionen, insbeſondere die erſte, welche auf die ſtändiſche Verfaſſung ſich beziehet, und die mittelſt beſonderen Decrets vom heutigen Tage an ſie ergehende Eröffnung wegen eines zu bewilligenden Steuer-Erlaſſes betrachten.

1. Ständiſche Ausſchüſſe. Publication der Landtags-Verhandlungen.

Zunächſt haben Wir:

A. darauf Bedacht genommen, Anordnungen zu treffen, um die Geſchäfte der verſammelten Landtage zu vereinfachen, und beſonders Unſeren getreuen Ständen die gründliche Prüfung und Bearbeitung der umfangreicheren Propoſitionen zu erleichtern:

1) Wir werden demnach künftig alle diejenigen Propoſitionen, welche einer beſonders ausführlichen Erörterung bedürfen, dem Landtags-Marſchall eine angemeſſene Zeit vor der Eröffnung des Landtages zufertigen laſſen, damit die Ausſchüſſe zur vorbereitenden Bearbeitung derſelben ſchon vorher ernannt und verſammelt werden können. Zu dieſem Zwecke wird künftig ſowohl die Ernennung des Landtags-Marſchalls und ſeines Stellvertreters, als die Verfaſſung der erforderlichen Ergänzungswahlen zeitig vor jedem Landtage erfolgen.

2) Nachdem durch Unſeren Landtags-Commiſſarius dem Landtags-Marſchall das vollſtändige Verzeichniß ſämmtlicher zu dem bevorſtehenden Landtage einzuberufenden Stände zugegangen iſt, macht Letzterer dem Erſteren die von ihm für die vorberathenden Ausſchüſſe ernannten Stände-Mitglieder namhaft, um dieſelben zu der vom Landtags-Marſchall zu beſtimmenden Zeit zu berufen.

3) Unſer Landtags-Commiſſarius wird angewieſen werden, dem Landtags-Marſchall alle diejenigen Materialien mitzutheilen, deren die ernannten

Ausschüsse Behufs Vorbereitung der Sachen zur künftigen Plenar-Berathung bedürfen.

A) Bei Propositionen, welche vorzugsweise sorgfältige Vorarbeiten erfordern, wird dem Landtags-Marschall überlassen, solche zuvor dem ernannten Referenten des Ausschusses auf eine Zeit von längstens vier Wochen vor dem Zusammentritt des letzteren in seinem Wohnorte, jedoch nur zum eigenen Gebrauche, verabfolgen zu lassen.

B) Wollen Wir Unseren getreuen Ständen überlassen, mit der Erledigung derjenigen Angelegenheiten, welche auf dem Landtage etwa nicht definitiv haben beendigt werden können, einen von ihnen zu diesem Zwecke eigens zu erwählenden Ausschuß zu beauftragen.

II. Wir wollen ferner, in Erweiterung der von Unseres Hochseligen Herrn Vaters Majestät unterm 2. November 1833 erlassenen Ordre, die Veröffentlichung der Landtags-Verhandlungen durch den Druck künftig in einer größeren Ausdehnung wie bisher stattfinden lassen, und sollen zu diesem Zwecke mit dem Landtags-Abschiede zugleich, sowohl Unsere Propositions-Dekrete, als sämmtliche an Uns gerichtete ständische Eingaben publicirt werden, wogegen die bisher von dem Landtags-Marschall entworfene Darstellung der Landtags-Verhandlungen künftig wegfallen kann. Auch wollen wir gestatten, daß die Protokolle gedruckt und am Schlusse des Landtags an die Mitglieder der Versammlung zur Mittheilung an ihre Machtgeber vertheilt werden.

C. In Folge der unter A. 1—4 enthaltenen Anordnungen werden sich künftig die versammelten Landstände vorzugsweise mit Plenar-Berathungen zu beschäftigen haben und wird dadurch die Dauer derselben bedeutend abgekürzt werden. Hierdurch wird dann die Ausführung Unserer gnädigsten Absicht erleichtert, die Landtage in Zukunft alle zwei Jahre zu berufen, die wir Unseren getreuen Ständen hiermit zu erkennen geben, zuvor aber ihrer Erklärung entgegensehen, inwiefern dies ihren Wünschen entspricht.

D) Da aber dessenungeachtet Fälle eintreten können, die es Uns wünschenswerth machen, auch in der Zeit, wo Unsere getreuen Stände nicht versammelt sind, Männer, welche sowohl Unser landesherrliches Vertrauen, als das ihrer Provinzen besitzen, zu berufen, um Uns ihres Raths zu bedienen und ihre Mitwirkung in wichtigen Landes-Angelegenheiten, insbesondere, wo es sich um die Interessen mehrerer (oder aller) Provinzen handelt, stattfinden zu lassen, so finden Wir Uns bewogen, Unseren getreuen Ständen hierbei den Entwurf einer Verordnung wegen eines aus ihrer Mitte zu bildenden Ausschusses vorlegen zu lassen. Derselbe hat, ohne daß dadurch dem verfassungsmäßigen Wirkungskreise der Provinzial-Landtage etwas entzogen werden soll, die Bestimmung: theils, sowohl in allgemeinen, als das Interesse der Provinzen insbesondere betreffenden Angelegenheiten diejenigen Gutachten abzugeben, die Wir von ihm erfordern möchten, theils aber in Betreff der Gegenstände, welche der ständischen Verwaltung überwiesen sind, die außer dem Landtage vorkommenden Geschäfte wahrzunehmen. In letzterer Beziehung wollen Wir jedoch Unseren getreuen Ständen überlassen, inwiefern sie mit diesen Geschäften den gesammten Ausschuß, einen innerhalb desselben zu bestellenden engeren Ausschuß oder einzelne Mitglieder beauftragen wollen, und behalten Uns die hierselbst erforderlichen näheren Bestimmungen bis nach dem Eingange ihrer deshalbigen Erklärung vor.

Ferner überlassen Wir Unseren getreuen Ständen, ob sie bei der Zusammensetzung des Ausschusses nach dem Verhältnisse der verschiedenen Stände, wie sie der § 2 des beiliegenden Entwurfs enthält, stehen bleiben oder Uns etwa Vorschläge machen wollen, wonach neben dem in allen Fällen aufrecht zu erhaltenden Verhältniß der verschiedenen Stände auch dasjenige der einzelnen Landestheile unter einander zu berücksichtigen sein würde; daß der Landtags-Marschall jederzeit Mitglied des Ausschusses sei und darin den Vorsitz führe, liegt in der Natur des Verhältnisses, und werden Wir zu diesem Zwecke jenen künftig immer für die ganze Zwischenzeit

vom einem Landtage zum andern ernennen, ſo daß ſein Amt ſich erſt bei Ernennung des Landtags-Marſchalls für den nächſten Landtag erledigt.

Es ergeht nunmehr an Unſere getreuen Stände Unſere gnädigſte Aufforderung, ſobald als möglich über den beikommenden Entwurf einer Verordnung wegen Einrichtung eines ſtändiſchen Ausſchuſſes für den brandenburgiſchen Provinzial-Verband ihr wohlerwogenes Gutachten abzugeben, und haben Wir, damit Unſere definitive Entſchließung in dieſer Angelegenheit ihnen jedenfalls noch vor dem Schluſſe des gegenwärtigen Landtags eröffnet werden kann, Unſeren Landtags-Commiſſarius angewieſen, Uns die betreffende Erklärung ſofort nach dem Eingange einzureichen.

c.

(Zu pag. 397.)

Königl. Propoſitionsdecret, einen beabſichtigten Steuererlaß betreffend.

(Urkundlich pag. 248.)

Es würde Unſerem Herzen eine große Freude bereitet haben, wenn Wir die ſtets gehegte und oft ausgeſprochene landesväterliche Abſicht Unſeres in Gott ruhenden Herrn Vaters, Unſern getreuen Unterthanen einen Erlaß an den ihnen auferlegten Steuern zu bewilligen, gleich bei dem Antritt Unſerer Regierung hätten zur Ausführung bringen können.

Unſere erſte Sorge hat aber auf die Aufrechthaltung der Würde Unſerer Krone und die Sicherheit des Unſerem Schutze anvertrauten Landes gerichtet ſein müſſen.

Unſere getreuen Stände werden daher mit Uns von der Nothwendigkeit durchdrungen ſein, daß bei der jetzigen Lage Europa's das Zuſammenhalten aller verhandenen Hülfsmittel gebietende Pflicht iſt, damit Wir, geſtützt auf unſeres Volkes treue Anhänglichkeit an Uns und Unſer Königl. Haus und ſeine bewährte heldenmüthige Vaterlandsliebe, den kommenden Ereigniſſen mit ruhiger Zuverſicht entgegenſehen können. Sollten es aber, wie Wir Uns gern der Hoffnung hingeben, Unſern eifrigen Bemühungen gelingen ſollte, die Ausſicht auf einen dauernden Frieden wieder feſter zu begründen, geht Unſere landesväterliche Abſicht dahin, mit Eintritt des für die anderweitige Berechnung des Bedarfs Unſerer Hauptverwaltung der Staatsſchulden auf den 1. Januar 1813 angeordneten Zeitpunktes zugleich auch Unſeren getreuen Unterthanen eine Ermäßigung in ihren Abgaben zu gewähren. Sowie wir Uns der Hoffnung hingeben, daß es, wenn nicht ungünſtige Verhältniſſe eintreten, Uns möglich ſein wird, in ſpäteren Perioden den Erlaß noch weiter auszudehnen, ſo wiſſen Wir im Voraus, daß, wenn die Noth es gebieten ſollte, Unſere getreuen Unterthanen zu den dann erforderlichen Opfern gern bereit ſein werden. Dringendere Beſorgniſſe der Störung des europäiſchen Friedens, als es die gegenwärtigen ſind, waren in den Jahren 1830 bis 1833 eingetreten, und hatten kriegeriſche Rüſtungen zur unabweislichen Nothwendigkeit gemacht. Die ungünſtige Lage, in welcher ſich der Staatshaushalt bis zum Jahr 1826 befand, und die Sparſamkeit, welche die unbefriedigten Jahres-Abſchlüſſe zur dringenden Pflicht machten, hatten nicht geſtattet, auf die Erhaltung und Inſtandſetzung des Kriegs-Materials die jährlich erforderlichen Verwendungen zu machen. Als daher die Nothwendigkeit jener Rüſtungen eintrat, kam es nicht allein darauf an, die Koſten zu beſtreiten, welche die Verſtärkung der bei den Fahnen zu haltenden Mannſchaften, die vielfältigen Dislocationen der Truppen und die Mobilmachung eines Theiles der Armee erforderten, ſondern auch das Kriegsmaterial ſowohl für die Truppen, als für die Feſtungen herzuſtellen und zu verſtärken.

Die Summen, welche für dies alles verausgabt worden sind, haben sich in jenen drei Jahren auf 38,399,504 Rthlr. belaufen.

Die Besorgnisse, welche die politischen Verhältnisse erzeugten, und mehr noch die, welche durch die in ihren Erscheinungen so furchtbare Krankheit hervorgerufen wurden, welche unser Vaterland in jenen Jahren heimsuchte, hatten Stockungen in den Verkehr und in alle Unternehmungen gebracht. Es bedurfte der Unterstützung und Beschäftigung der brotlos gewordenen Arbeiter.

Als jene Jahre der Bedrängniß überstanden waren, und mit der Wiederkehr des Vertrauens und der Unternehmungslust der Abschluß des Zollvereins so manche den Verkehr bis dahin hemmende Fessel löste, machte sich das Bedürfniß, dem regen Eifer, welcher sich im Gewerbe und Handel entwickelte, durch Chaussee- und Kanal-Bauten und durch Strom- und Hafen-Regulirungen zu Hülfe zu kommen, in doppeltem Maße geltend, und die Weisheit Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters ließ Ihn in reger Theilnahme an dem Wohl seiner Unterthanen erkennen, daß die augenblickliche Lage, in welche jene größeren Rüstungen den Staatshaushalt versetzt, hier keine hemmende Rücksicht sein dürfe, auch wenn zur Bestreitung dieser Ausgabe zu außerordentlichen Mitteln gegriffen werden müsse. Dieser Ansicht folgend sind in den 11 Jahren 1830 bis 1840

auf den Chaussee-Bau außer den gewöhnlichen Unterhaltungs-Kosten und den für den Neubau etatsmäßig jährlich ausgeworfenen . . . 500,000 Rthlr. nicht weniger als 14,943,084 Rthlr. verwandt worden.

Auch andere Bauten, namentlich die bisher zu wenig beachteten Gefängnisse und Straf-Anstalten haben große Verwendungen veranlaßt, und es finden sich in jenen Jahren über das, was die Etats dafür aussetzten, 9,650,136 Rthlr. verausgabt.

Endlich ergiebt sich, daß die Meliorationen und mannigfaltige Unterstützungen, welche des Hochseligen Königs Majestät in milder Berücksichtigung des Unglücks für die durch Eisgang, Ueberschwemmung u. s. w. herbeigeführten Zerstörungen in jenem Zeitraum bewilligt hat, 1,125,866 Rthlr. betragen. Diese großen, im Ganzen auf 61,208,390 Rthlr. sich belaufenden außerordentlichen Ausgaben konnten aus den gewöhnlichen Einnahmen nicht bestritten, und nur allmälig aus den jährlichen Ueberschüssen ersetzt werden.

Es mußten außer den Beständen die Betriebs-Fonds der einzelnen selbstständigen Verwaltungen, die Kräfte der Geld-Institute in Anspruch genommen und zu Vorschüssen verschiedener Art gegriffen werden.

Aller dieser großen Verwendungen ungeachtet, ist es der weisen Sparsamkeit des Hochseligen Königs Majestät gelungen, die auf diesen verschiedenen Wegen entnommenen Summen wieder so weit zu ersetzen, daß Wir nach sorgfältiger Prüfung die Hoffnung aussprechen können, daß die zu erwartenden Ersparnisse des laufenden und künftigen Jahres bei fortdauerndem Frieden genügen werden, jene Ausgaben völlig zu decken. Der Zustand, in welchen das Kriegsmaterial durch die oben erwähnten Verwendungen versetzt worden, wird Uns überdies für den Fall eines Krieges der Nothwendigkeit zur Wiederholung von Ausgaben in ähnlichem Umfange für diesen speciellen Zweck überheben. Die Tilgung der Staatsschulden hat inzwischen ihren ungestörten und erfolgreichen Fortgang gehabt. Ueber die Lage, in der sie sich befindet, würde zwar, der bestehenden Verfassung gemäß, erst mit der im Jahre 1843 eintretenden neuen Amortisations-Periode ein vollständiger Abschluß zu machen, und eine Veröffentlichung, wie sie durch den hier beiliegenden Bericht Unserer Haupt-Verwaltung der Staatsschulden vom 1. Juni 1833 erfolgt, zu veranlassen sein.

Um jedoch Unsern getreuen Ständen schon jetzt eine klare Uebersicht zu gewähren, haben Wir eine vorläufige Darstellung dieser Verhältnisse entwerfen lassen, welche ihnen in der Anlage zugeht.

Wenn Wir bei dieser Lage Unserer Finanzen und nach sorgfältiger Erwägung der mit der Bevölkerung nothwendig steigenden Ausgaben der gewöhnlichen Verwal-

tung und der außerordentlichen Verwendung, welche das Wohl Unserer Unterthanen noch für die Folge in Anspruch nehmen wird, Uns in den Stand gesetzt sehen, Unseren getreuen Ständen die Erwartung auszusprechen, daß Wir mit dem Anfange des Jahres 1843 einen Erlaß in den Steuern von 1,500,000 Rthlr. bis 1,600,000 Rthlr. werden eintreten lassen können, so gereicht es Uns zur besonderen Genugthuung, daß Wir darin nur das Anerkenntniß der Dankbarkeit aussprechen, zu welchem Wir Uns für die weise Sparsamkeit Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters und seine landesväterliche Sorge für Unsere Lande und Unterthanen ihm verpflichtet fühlen.

Ueber die Art und Weise, in welcher dieser Steuererlaß am zweckmäßigsten zu benutzen sein wird, wollen Wir ohne Vernehmung der Wünsche Unserer getreuen Stände nicht entscheiden. Wir lassen ihnen daher in der Anlage eine Denkschrift zugehen, welche eine nähere Entwickelung über den Ertrag und die Verhältnisse der verschiedenen Staats- und Gemeinde-Leistungen und zugleich Andeutungen darüber enthält, bei welchen von ihnen zur Erfüllung Unserer Absicht, die Erleichterungen vorzugsweise den ärmeren Klassen der Steuerpflichtigen zu gewähren, eine Ermäßigung am angemessensten anzuordnen sein wird. Indem Wir Sie auffordern, Uns Behufs Unserer weiteren Entschließung Ihre gutachtliche Ansicht über diese Angelegenheit auszusprechen, wollen Wir Ihrer Erwägung zugleich anheim geben, ob Sie es zur Beförderung des Wohles des Landes etwa vorziehen, wenn Wir statt des Steuer-Erlasses eine mindestens gleiche, unter die verschiedenen Provinzen nach Maßgabe des Ertrages der Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer zu vertheilende jährliche Summe den einzelnen Provinzen überweisen, und durch die Landtage darüber Vorschläge entgegennehmen, in welcher Art diese Gelder, welche Wir Ihrer Verwaltung anzuvertrauen beabsichtigen, zum Besten der einzelnen Provinzen, wo möglich unter Mitberücksichtigung des bei dem Steuer-Erlaß angedeuteten Zweckes der Erleichterung der ärmeren Klasse verwandt werden können, müssen sie aber zugleich darauf aufmerksam machen, daß eine solche Vertheilung nur ausführbar ist, wenn sie gleichmäßig für Unsere gesammten Staaten angeordnet werden kann.

d.

(Zu pag. 391.)

Aus dem Eingange des Königl. Propositionsdecrets für den Posen'schen Landtag.

(Ebendaselbst pag. 249.)

Nachdem Uns in Folge des Ablebens Unseres unvergeßlichen Herrn Vaters, des Hochseligen Königs, Friedrich Wilhelm des Dritten Majestät, die göttliche Vorsehung zum Throne berufen, haben Wir, durchdrungen von dem Gefühle der Uns damit auferlegten großen und heiligen Pflicht, öffentlich die feierliche Zusage ertheilt, diese Pflichten mit der Hülfe des Allmächtigen und soweit die von Ihm Uns verliehene Kraft es irgend gestatten wird, in strengster Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, und sowohl das Ganze des zur Regierung Uns anvertrauten Staats, als dessen einzelne Bestandtheile mit gleicher Gerechtigkeit und Liebe zu umfassen. Dieser Zusage gemäß, haben Wir auch die Uns neuerlich zugekommenen, auf Erhaltung der polnischen Sprache und Nationalität im Großherzogthum Posen abzweckenden Beschwerden und Wünsche mit Ernst geprüft, in Folge dieser Prüfung aber erkannt, daß Unsere mit der Verwaltung des Großherzogthums beauftragten Ober-Behörden sich pflichtmäßig haben angelegen sein lassen, die deshalb von des verewigten Königs Majestät getroffenen Anordnungen gewissenhaft zur Ausführung zu bringen, daß auch zur Zeit hinlängliche Gründe zur wesentlichen Abänderung der bisher beobach-

teten Verwaltungsgrundsätze nicht vorliegen. Wenn der Erfolg nicht allenthalben dem Wunsche entsprach, die Unterthanen polnischer Abkunft, so weit es die Verbindung des Großherzogthums mit einem deutschen Staate möglich macht, in ihren nationellen Erinnerungen und Sitten auf keine Weise zu stören, vielmehr solchen jede Berücksichtigung zu widmen, so lag die Schuld besonders darin, daß die polnischen Einwohner des Großherzogthums, ihr eigenes Interesse verkennend, es verabsäumen, ihre Söhne sowohl dem höheren Staatsdienst, als dem höheren Lehrerstande zu widmen und sie auf den vorgeschriebenen Wegen zu derjenigen Bildung, Geschäftskenntniß und Wissenschaftlichkeit hinzuleiten, welche die Forderungen der Zeit für beide Stände gebieterisch erheischen, und die daher als unerläßliche Bedingung der Anstellung in denselben nachgewiesen werden müssen.

Der Anspruch, daß in den dazu verordneten Prüfungen an die Candidaten darum, weil sie polnischer Abkunft sind, geringere Anforderungen, als an die Deutschen, gemacht werden sollen, widerstrebt nicht nur den Erfordernissen der Staatsverwaltung, sondern auch der Ehre Unserer Unterthanen polnischer Abkunft selbst, welche mit natürlichen Fähigkeiten so reich ausgerüstet sind, daß sie nur des ernstlichen Willens und ernsten Fleißes bedürfen, um es den Deutschen in jeder Art der Ausbildung gleich zu thun. Erst dann, wenn auf diesem Wege sich eine hinreichende Zahl gebildeter und hinsichtlich ihrer Gesinnung bewährter junger Männer findet, welchen Staats- und Lehr-Aemter anvertraut werden können, wird es möglich sein, die Eingeborenen polnischer Abkunft denjenigen Antheil an der Justiz-Pflege, der Verwaltung und dem öffentlichen Unterrichte im Großherzogthum einnehmen zu sehen, welcher am sichersten dazu beitragen wird, billige Wünsche hinsichtlich der Erhaltung und Ausbildung der Sprache und Nationalität zu befriedigen.

Wenn Wir nun gleich die Beseitigung der Schwierigkeiten, welche die Verwaltung eines von verschiedenartigen Volksstämmen bewohnten Landestheils mit sich führet, hiernach vorzüglich von dem Entgegenkommen Unserer polnischen Einwohner des Großherzogthums, ohne welches alle Unsere auf Erfüllung ihrer billigen Wünsche gerichteten Absichten und Maßregeln fruchtlos bleiben würden, erwarten müssen, so haben Wir doch, um dieselben zu diesem Entgegenkommen aufzumuntern und ihr Vertrauen zu befestigen, sogleich noch andere auf Erfüllung jener Wünsche abzweckende Anordnungen getroffen. Es ist deshalb nicht nur die Zahl der an studirende Zöglinge polnischer Abkunft während ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung und ihrer ersten Dienstzeit bei den Behörden zu verabreichenden Unterstützungen vermehrt, sondern auch die Errichtung von Lehrstühlen für die slavischen Sprachen und deren Literatur bei den Universitäten von Berlin und Breslau verordnet worden. Wir haben befohlen, auf die Anstellung von Lehrern, welche bei unerläßlicher Gründlichkeit ihrer sonstigen Ausbildung und bei Zuverlässigkeit des Charakters, der polnischen Sprache völlig mächtig sind, bei den höheren Bildungs-Anstalten des Großherzogthums möglichst Bedacht zu nehmen, damit der Unterricht, so weit der Zweck der Vorbereitung zu den Universitäts-Studien es gestattet, neben der deutschen auch in der polnischen Sprache ertheilt werden könne. Auch bei den Gerichtsbehörden des Großherzogthums wird durch die von Uns bewilligten Mittel die Anstellung von Beamten, welche der polnischen Sprache mächtig, und wo möglich, der polnischen Nationalität angehörig sind, befördert werden.

Hauptsächlich aber wird es Uns zur Genugthuung gereichen, wenn die Rittergutsbesitzer sich selbst oder ihre Söhne in den zu Erlangung der Landraths-Aemter erforderlichen Kenntnissen immer mehr ausbilden, um die zum Nachweise ihrer Qualificationen erforderliche Prüfung zu bestehen, in welchem Falle auf selbige bei Besetzung dieser Aemter angemessene Rücksicht genommen werden wird. Endlich haben Wir zur Beförderung auch der gewerblichen Thätigkeit des Großherzogthums Unserem Finanz-Minister die Ausführung der bereits vorbereiteten Chaussee-Bauten, soweit es die Verhältnisse gestatten, zur Pflicht gemacht, werden auch die irgend zulässigen Anträge der Kreisstände auf die Beförderung von Chaussee-Anlagen durch

Unterſtützungen aus Staatskaſſen, ſowie alle anderen ähnlichen gemeinnützigen Unternehmungen gern berückſichtigen.

Nachdem Wir auf ſolche Weiſe den getreuen Ständen Unſere Abſicht, billigen und mit dem Wohle Unſerer ganzen Monarchie vereinbaren Wünſchen entgegenzukommen, um dem Großherzogthume Beweiſe Unſerer landesväterlichen Liebe zu geben, dargelegt haben, erwarten Wir dagegen, daß der Landtag weiter hinausgehende, dem Verhältniſſe des Großherzogthums zum Staate widerſprechende Anträge, durch deren Aeußerung nur Aufregung und Verwirrung hervorgerufen und die ruhige Ausbildung der Verhältniſſe geſtört wird, nicht erneuern, ſondern mit Vertrauen den weitern von Uns zu ergreifenden Maßregeln entgegenſehen wird.

Wir gedenken mit hoher Freude und Befriedigung des lebhaften und innigen Ausdrucks der Liebe und Anhänglichkeit, womit alle Stände der Provinz bei der Erbhuldigung in Königsberg Uns ihre Gelübde in gleichem Geiſte und Gefühle dargebracht haben. Wir halten den Eindruck dieſes feierlichen, Uns unvergeßlichen Moments mit dem zuverſichtlichen Vertrauen in Unſerm Herzen feſt, daß auch in unbefangener und dankbarer Anerkennung deſſen, was für die wahre Wohlfahrt des Großherzogthums ſeit ſeiner Vereinigung mit der Monarchie ſchon geſchehen iſt, und noch geſchehen ſoll, die Ritterſchaft deſſelben mit den Städten und Landgemeinden ſich ſtets eben ſo zu gleichem Geiſte und Gefühle verbunden finden wird. Wir werden darin die ſprechendſte Gewähr dafür finden, daß jene Uns in Königsberg entgegengebrachte Huldigung nicht blos Folge augenblicklicher, durch äußere Umſtände hervorgerufener Aufwallung geweſen, ſondern aus tieferer Wurzel in Gemuth und Geſinnung entſproſſen iſt.

Die Zuverſicht, daß dem alſo ſei, giebt Uns, da Wir entſchloſſen ſind, die ſtändiſchen Inſtitutionen Unſeres Landes immer mehr zu beleben und einer erſprießlichen Ausbildung näher zu führen, inſonders die Kraft, auch für die ſtändiſchen Verhältniſſe eine lebendigere Zeit zu beginnen. Daß ſie eine gute ſegensreiche Zeit ſei, hängt von dem vertrauensvollen Eingehen in Unſere Abſichten, von dem innigen Mitwirken, von dem Verſtändniß ab, auf welche Wir bei Unſeren getreuen Provinzial-Ständen zuverſichtlich rechnen.

Als einen Beweis des Königl. Vertrauens, mit dem Wir Unſere getreuen Provinzial-Stände ehren, und des Werths, welchen Wir auf ihren Beirath legen, mögen dieſelben die nachfolgenden Propoſitionen inſonderheit die erſte, welche auf die ſtändiſche Verfaſſung ſich bezieht, und die mittelſt beſonderen Decrets vom heutigen Tage an ſie ergehende Eröffnung wegen eines zu bewilligenden Steuer-Erlaſſes, betrachten.

u. ſ. w.

e.

(Zu pag. 424.)

Antrag auf Einrichtung einer allgemeinen Landtagsverſammlung auf dem Poſen'ſchen Landtage.

(Allg. Preuß. Staatszeitung, 1841, Nr. 89, pag. 377. und Nr. 91, pag. 388.)

Nach Beendigung der Berathung über die Vorſchläge des Ausſchuſſes in Betreff des §. 5 (des Geſetzentwurfes wegen des ſtändiſchen Ausſchuſſes) und nachdem beſchloſſen worden war, daß der ſtändiſche Ausſchuß ſich alle halbe Jahre ohne Berufung deſſelben verſammle, zur Erledigung der ihm zuzuweiſenden Geſchäfte, nimmt der zweite Deputirte der Stadt Poſen das Wort und trägt in einem längeren Vortrage dahin an, ihm zu geſtatten, einen von der Stadt Poſen ihm und ſeinem Collegen gegebenen Antrag wegen Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung — als

Zusatz zu dem eben debattirten Gesetzentwurf — der Ständeversammlung vorlegen zu dürfen. — Diesem Antrage widersprachen Anfangs einige Deputirte; es wurde aber endlich gestattet, Nachstehendes zu verlesen: „Seine Majestät der König haben durch das Propositionsdecret vom 23. Februar c. die Erweiterung der ständischen Verhältnisse verheißen und dem Provinziallandtage den Entwurf einer Verordnung zur Berathung vorlegen lassen, wegen Errichtung eines die Stände in der Zeit, während die Landtage nicht zusammenberufen sind, vertretenden ständischen Ausschusses. Seine Majestät haben sich vorbehalten, Sich des Raths dieses Stände-Ausschusses zu bedienen, und dessen Mitwirkung in wichtigen Landesangelegenheiten, insbesondere, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelt, stattfinden zu lassen. Wir erblicken hierin einen weisen Fortschritt in der Entwickelung unserer ständischen Verfassung, wir glauben aber, daß die Berathungen des ständischen Ausschusses nur dann von entsprechendem Erfolge für das allgemeine Landeswohl und das Wohl der einzelnen Landestheile sein können, wenn die Ausschüsse der Stände aller Landestheile in eine Versammlung vereinigt werden. Die Berathungen in den Stände-Ausschüssen der einzelnen Landestheile abgesondert, würden immer die Uebelstände mit sich führen, die bei den bisherigen Berathungen der Provinzialstände über allgemeine Gesetze stattgefunden haben. Die verschiedenen Ansichten werden durch gegenseitigen Austausch der Ideen der abgesondert berathenden Versammlungen nicht vereinigt, die Interessen der einzelnen Landestheile dem allgemeinen Landeswohle gegenüber nicht gehörig abgewogen, die Partikularinteressen behalten den Vorrang vor den allgemeinen Landesinteressen. Die Folge davon war, daß allgemeine Gesetze, dringend gewünscht, nicht an den Tag gekommen sind, daß aber andrerseits die Provinzial-Gesetzgebung fortgeschritten ist, nicht zur Vereinigung der vielen Landestheile unter eine Rechtseinheit, sondern zur mehreren Abschließung dieser Landestheile von einander. Diese Erfolge erscheinen beklagenswerth, und wir sehen eine günstige Aenderung dieser Verhältnisse nur in der Einrichtung einer allgemeinen Landtagsversammlung, zu welcher Se. Majestät in der oben erwähnten Propositon Selbst die Elemente zu schaffen willens ist. Wir beauftragen unsern Deputirten, auf dem Provinziallandtage die Einbringung einer Petition um Erweiterung der landständischen Verfassung in diesem Sinne in Antrag zu bringen!" — Einige Virilstimmen-Besitzer des Ritterstandes erhoben sich gegen den Antrag, den sie für unangemessen, unzeitig und dem zu Se. Majestät gefaßten Vertrauen widersprechend ansahen. Schon im Eingange des Entwurfs haben Se. Majestät Ihre Höchste Absicht ausgesprochen, die Mitglieder der Stände-Ausschüsse zur Einholung deren Raths sowohl in den Angelegenheiten der Provinz, als des ganzen Landes zu berufen; Se. Majestät könne also die Ausschüsse der einzelnen Provinzen oder alle zugleich berufen. Zusammenberufung aller preußischen Stände sei also nicht begründet, da Se. Majestät sich das Recht, den Rath der Landtagsmitglieder einzuholen, vorbehalten habe, und es hierbei bewenden müsse.

Mehrere Deputirte, welche den Antrag mit unterschrieben, traten dafür auf, indem sie auszuführen suchten, daß man dadurch nur dem Willen Sr. Majestät entgegenkomme, und es ihnen wohl anstehe, bei dem aufgestellten Antrage, als Ausfluß des allgemeinen Fortschrittes zu beharren. Einer der Virilstimmen-Besitzer des Ritterstandes machte die Versammlung darauf aufmerksam, daß es sich nicht gezieme, den König mit Anträgen um eine erweiterte Repräsentation zu behelligen, nachdem Se. Majestät in dieser Beziehung sich bereits gegen die preußischen Stände ausgesprochen habe. Man müsse dem Könige vertrauen, Ihm keine Concession abdringen. Ohne Antrag seien die größten Wohlthaten den Unterthanen zugeflossen, der Stand der Landgemeinden habe seinen ganzen Wohlstand dem Könige zu verdanken. Es sei unziemlich, dem Könige Vorschriften machen zu wollen. Dieser Ansicht trat einer der Deputirten der Landgemeinden bei. Es entsteht die lebhafteste Aufregung. Es wird abwechselnd für und gegen den Antrag gesprochen. Verschiedene Ansichten werden geltend gemacht: „Die polnische Nationalität wird durch eine unbedingte Verschmelzung mit den Elementen germanischer Einheit bedroht."

— „Unbedingtes Vertrauen zum Landesherrn, daß er auf dem betretenen Wege fortſchreiten, die gegebenen Verſprechen erfüllen werde.“ — „Man müſſe mit dem Geiſte der Zeit fortſchreiten, freie Inſtitutionen ſeien unerläßlich, doch müſſen ſie genügt ſein auf nationale Grundlage.“ — „Der Antrag auf eine allgemeine Ständeverſammlung mache keinen Unterſchied, ſtelle die beſonderen Gerechtſame nicht ſicher, berückſichtige unſere Verhältniſſe nicht, und bedrohe unſer beſonderes Nationalintereſſe mit dem Untergange.“ — Hierauf erwiderte der Antragſteller: „Zu oft habe ich Beweiſe meines Billigkeitsgefühls gegeben, indem ich ſtets für gerechte Anträge auftrat; hätte ich je im entfernteſten Rechte der Art als durch meinen Antrag betrebt erachten können, nie hätte ich ihn übergeben. Er enthielt blos den Wunſch, daß zur Abfaſſung der die ganze Monarchie betreffenden Geſetze die allgemeinen Stände zuſammenberufen werden.“ — Die Discuſſion erneuert ſich. Der Antragſteller verlangt: daß Se. Majeſtät gebeten werde, den nachfolgenden Zuſatz zum §. 1 des Entwurfs zu genehmigen; nach den Worten des Entwurfs: „Es ſoll ein Ausſchuß der Stände der Provinz Poſen gebildet werden, der ſich auf Unſern Befehl auch außer dem Landtage zu verſammeln hat,“ möge es heißen: „Der nach Unſerem Ermeſſen mit den ſtändiſchen Ausſchüſſen der übrigen Landestheile in eine Verſammlung zuſammentreten ſoll.“ — Einer der Deputirten wendet ein, daß der §. 1 bereits genehmigt und daher Zuſätze zu demſelben unzuläſſig ſeien. Worauf erwidert wurde, daß der Zuſatz zu §. 5 zugeſetzt werde, an der Stelle gehe es nicht, andere Zuſätze ſeien genehmigt, ein Gleiches müſſe dem Antrage zu ſtatten kommen. Zwei Deputirte tragen gleichzeitig dahin an, den Beſchluß über dieſe wichtige Frage bis zur künftigen Sitzung auszuſetzen. Se. Majeſtät haben viele Wohlthaten während Seiner kurzen Regierung erwieſen, man dürfe nicht zweifeln, daß der König auf dieſer Bahn fortzufahren geruhen werde. Da aber in Betreff der hieſigen Verhältniſſe es nicht ſo leicht ſei, die Frage zu entſcheiden, ob es beſſer ſei oder nicht, eine ausgedehntere Repräſentation zu haben, ſo gezieme es nicht, ſo leicht darüber hinweg zu gehen, Zeit zur Erwägung ſei unerläßlich. Die Berathung nahte alſo ihrem Ende. Man verlangte von allen Seiten Abſtimmung; als einer der Deputirten des Ritterſtandes das Wort ergriff und in einem längeren Vortrage die Verſammlung auf folgende Rückſichten aufmerkſam zu machen ſuchte: 1) Daß die Gewährung des Antrages die heiligſten Intereſſen der Bewohner des Großherzogthums gefährden würde, welche ſich als Polen unter der preußiſchen Herrſchaft anſähen. In einer Verſammlung deutſcher Stände könnte dieſe Bedeutung untergehen, das Großherzogthum Poſen würde als zu Deutſchland gehörend betrachtet werden, und die Polen im Großherzogthum Poſen müßten aufhören, Polen zu ſein. 2) Daß außerdem der Antrag bedenklich erſcheinen müſſe, ſobald man erwäge, wohin es in andern Ländern geführt habe, wenn vom Herrſcher die Gewährung ſtändiſcher Rechte gefordert worden ſei. Mit Vertrauen könne man den Entſchließungen des Königs entgegen ſehen, der bereits durch ſeine Thaten bewieſen habe, daß er ſeine hochherzigen Zuſicherungen, die er bei der Huldigung in Königsberg ertheilt, auch erfüllen werde. Anträge der Art, wie der vorliegende, würden den König unangenehm berühren, und dies ſei zu vermeiden, damit Er in dem Wirken für das Wohl des Landes ſich nicht geſtört fühle. Endlich 3) daß die Lage des preußiſchen Staates in Erwägung zu ziehen ſei, wenn es ſich um Anträge handele, wie der vorliegende. Ob man wohl annehmen könne, daß die Nachbarſtaaten in Oſten und Süden es ruhig mit anſehen würden, wenn der König dergleichen Anträge gewähren ſollte? Möglicherweiſe könnten die traurigſten Verwickelungen herbeigeführt werden, und er fordere die einzelnen Abgeordneten auf, wohl zu erwägen, ob ſie es wohl verantworten können, wenn in weiterer Folge ihres Verhaltens die Verheerungen des Krieges herbeigeführt werden ſollten. — Man ſchritt hierauf zur Abſtimmung, und der Antrag fiel mit 39 gegen 6 Stimmen durch. Einer der Deputirten des Ritterſtandes erklärte, gar nicht ſtimmen zu wollen. Bei der Abſtimmung ſelbſt fügten mehrere Deputirte der Städte die Worte hinzu: „unter dieſen Umſtänden,“ andere aus dem Ritterſtande: „als Polen ſtimmen wir dagegen.“

Nach Eröffnung der Sitzung (am 15. März) baten mehrere Deputirte ums Wort, um die Erklärung abzugeben, daß nicht die in der letzten Sitzung unmittelbar vor der Abstimmung gehaltene Rede sie zur Verwerfung des von zweien Deputirten der Stadt Posen gemachten Antrags bewogen habe. Der erste Redner erklärte, mit der ersten in jener Rede aufgestellten Ansicht als Pole einverstanden zu sein; was aber die zweite, der Entwickelung freier Volksinstitutionen ganz entgegenstehende Ansicht betrifft, so könne er solche nicht theilen und sie nicht als die allgemeine Meinung seiner Landsleute, sondern als rein individuell ansehen, und müsse übrigens feierlichst hiermit dagegen protestiren. — Ein anderer Deputirte wiederholte das eben Gesagte in deutscher Sprache und versicherte, die größere Mehrzahl seiner polnischen Collegen hätte nicht aus Mangel an Freiheitssinn gegen den Antrag gestimmt. Was die Meinung betrifft, als gezieme es den Polen nicht, die Völkerschlacht bei Leipzig hochzuschätzen, erklärt er, der Sieg der Freiheit über den Despotismus und die Befreiung aus den Fesseln der Sclaverei müsse von der ganzen Welt hochgeehrt werden. — Hierauf verlas ein dritter Redner einen schriftlichen Aufsatz, worin er erklärte, die erste Ansicht jener Rede nicht theilen zu können; er liebe ferner in der Bewahrung der polnischen Nationalität nur die Absicht der Polen, einen kleinen Staat im Staate zu bilden, oder vielmehr zu bewahren; dies Bestreben hätte schon so manches Unheil über das Großherzogthum Posen herbeigeführt; dies sei die Veranlassung zur Einführung einer von den übrigen Provinzen ganz verschiedenen Justizverfassung und Polizeiverwaltung; dies sei die Veranlassung, daß Alles in die Hände der Beamten gegeben sei. — Als Unterthan des geliebten Königs könne er den Antrag nicht befürworten, weil er es nicht für Recht halte, zu viel vom Könige zu verlangen. Es möge nicht scheinen, als wollten die Stände irgend einen Eingriff in Seine unumschränkten Königlichen Rechte machen. Er habe Treue geschworen, in jener heiligen Stunde habe er seiner Seele ewige Seligkeit verpfändet, wolle nun nicht die irdische, sondern auch die ewige Freiheit, und das ewige Vaterland erringen. Er fordere endlich seine deutschen Brüder auf, in Nichts weiter nachzugeben, und allen weitern Wünschen entschieden entgegen zu treten. — Alle sollen endlich gemeinschaftlich das allgemeine Wohl im Auge behalten. — Hierauf erwidert der vorige Redner: daß die Polen keineswegs sich als Staat im Staate betrachteten, sie wollen blos die Königliche Verheißung bewahrt wissen, nun darin liegt wahrlich kein Bruch der Treue. Zwei andere Deputirte erklärten hierauf: Das Verhältniß des Großherzogthums Posen zum ganzen Lande sei ein ganz anderes, als das der übrigen Provinzen, es beruhe nämlich auf Staatsverträgen. Ein Viril-Stimmbesitzer des ersten Standes suchte die verschiedenen Meinungen zu vereinigen und äußerte: die Nationalität sei den Einwohnern des Großherzogthums Posen zugesichert; man müsse also, eingedenk des Königsberger Eides, Seine Majestät dem Könige völlig vertrauen. Endlich machte ein Deputirter die Bemerkung, es sei nicht passend, schriftliche Verträge zu halten, indem es am Ende leichter wäre, sich auf einen Gegenstand schriftlich vorzubereiten, als unvorbereitet mündlich darauf zu antworten. Am Schlusse suchte der zweite Deputirte der Stadt Posen nachzuweisen, wie sein Antrag gar nicht der Art sei, um einen Kampf der politischen Meinung, einen Kampf zwischen der polnischen und deutschen Nationalität hervorzurufen, die Interessen des Großherzogthums Posen zu gefährden, den König zu beleidigen und endlich um Preußen mit Unfrieden zu betrüben; sein Antrag sei vielmehr gar nicht von dem eigentlichen Gesichtspunkte aus gewürdigt worden. Ein Deputirter sprach noch für die Zusammenberufung allgemeiner Landstände. So endigte diese nachträgliche Debatte über einen in der letzten Sitzung schon erörterten und abgemachten Gegenstand.

Hierauf erging folgender Königlicher Bescheid unterm 12. März:

Die übereilte Beurtheilung der Wirksamkeit der ständischen Ausschüsse ist nicht geeignet, einen Einfluß auf Unsere wohlerwogene Absicht bei Gründung dieses In-

ſtituts zu üben. Wir wollen in Gnade die Aeußerungen nicht näher erörtern, welche auf ein Gebiet übergreifen, das Unſerer Erwägung und Entſchließung vorbehalten bleiben muß, noch die unangemeſſene Berufung auf eine Verordnung (vom 22. Mai 1815), welche, wie wir dies bereits in dem Landtagsabſchiede für das Königreich Preußen vom 9. Septbr. 1840 ausdrücklich erklärt haben, völlig unverbindlich für Uns iſt, da ſchon Unſeres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majeſtät, von Denen dieſelbe ausgegangen, ihre Ausführung mit dem Wohle Ihres Volks nicht vereinbar fanden und das Geſetz vom 5. Juni 1823 an ihre Stelle treten ließen.

f.

(Zu pag. 423.)

Zwei Anträge des Poſen'ſchen Landtags, die Beſchwerden gegen Beamte ſowie die Beaufſichtigung des Schulweſens ꝛc. im Großherzogthum betreffend.

(Ebendaſ. Nr. 89, pag. 379, in der Note.)

„Außerdem ſind wir des unvorgreiflichen Dafürhaltens, daß dem Ausſchuſſe der Stände noch folgende Befugniſſe eingeräumt werden dürften:

1) Annahme begründeter Beſchwerden über erwieſene Verletzung der Geſetze durch die Behörden oder einzelne Beamten in Vertretung der Landtagsverſammlung. Dieſe Beſchwerden würden in der Regel dem nächſten Landtage zur Prüfung vorbehalten ſein; in Fällen aber, wo ſofortige Abhülfe nöthig erſcheine, von dem Ausſchuſſe zu prüfen, und nach Befinden der Umſtände Ew. Majeſtät zur Entſcheidung vorzutragen ſein.

Dieſe Befugniß ſcheint uns dem Weſen des ſtändiſchen Ausſchuſſes entſprechend, da derſelbe die Landtagsverſammlung in der Zwiſchenzeit von einem Landtage zum andern vertritt, und als ihr Bevollmächtigter anzuſehen iſt, und daher auch die dem Landtage geſetzmäßig zuſtehende Befugniß, angemeſſen beſchränkt, ausgeuben haben dürfte.

2) Mitbeaufſichtigung des Schulweſens und aller Erziehungsanſtalten im Großherzogthum Poſen.

Ew. Majeſtät haben in dem Allerhöchſten Proviſions-Decrete auszuſprechen geruht, daß, wenn der Erfolg der Verwaltung des Großherzogthums Poſen nicht allenthalben dem Wunſche entſprach, die Unterthanen polniſcher Abkunft in ihren nationalen Erinnerungen und Sitten auf keine Weiſe zu ſtören, vielmehr ſolchen jede Berückſichtigung zu widmen, die Schuld beſonders an den polniſchen Einwohnern liegt, welche, ihr eigenes Intereſſe verkennend, es verabſäumen, ihre Söhne ſowohl dem höheren Staatsdienſte, als dem höheren Lehrerſtande zu widmen. Der Erfolg, daß tüchtige Staatsdiener gebildet werden, hängt hauptſächlich davon ab, welche Richtung der Schulbildung gegeben wird, und Ew. Majeſtät getreue Unterthanen glauben, daß dieſe Richtung bisher im Großherzogthum Poſen nicht den Erforderniſſen für deſſen Verhältniſſe entſprochen habe. Eine Garantie für einen erwünſchteren Erfolg des Schulweſens in Beziehung auf Ew. Majeſtät polniſche Unterthanen erblicken wir in dem Rechte, welches wir hier für den ſtändiſchen Ausſchuß allergehorſamſt erbitten. Dieſe Mitbeaufſichtigung des Schulweſens würde ſich im Fall der Allergnädigſten Gewährung auf alle Bildungs- und Erziehungsanſtalten des Großherzogthums mit Inbegriff der Schullehrer- und geiſtlichen Seminarien, ſoweit letztere unter der Aufſicht der weltlichen Behörden ſtehen, erſtrecken und vornehmlich dahin zu wirken haben, daß die Jugend bei vollſtändiger Erlernung

beider Landessprachen zu dem Grade der Bildung gelange, um Ew. Majestät landesväterlichen gnädigen Absichten, insbesondere dem Bedürfnisse bei Anstellung der Staatsdiener, Lehrer und Geistlichen, vollständig zu entsprechen.

5.

(Zu pag. 435.)

Denkschrift des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung der Haupt- und Residenzstadt Breslau für eine provinzialständische Petition um Anordnung der allgemeinen Landstände.

(Vergl. Die preußische Verfassungsfrage. Sammlung aller auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 bezüglichen Actenstücke, Gesetze, Petitionen, Landtagsabschiede, Denkschriften ꝛc. Leipzig, G. Meyer. 1845. p. 73 fg.)

Der Magistrat und die Stadtverordneten hiesiger Haupt- und Residenzstadt haben es in Vertretung dieser Commune als Mitglied des dritten Provinzial-Landstandes einmal so für ihren Beruf als für ihre Pflicht erkannt, die reichsständige Verfassungsfrage auf dem gegenwärtig versammelten sechsten schlesischen Provinzial-Landtage hiermit zur Sprache zu bringen, damit auf diesem gesetzlichen Wege die diesfälligen Wünsche der Provinz Ausdruck gewinnen, jedenfalls aber die Bitten der Stadt-Commun Breslau vor den Thron Sr. Majestät des Königs gelangen mögen.

I. Nach dem deutschen Bundesrechte gehört landständische Verfassung grundgesetzlich zu den wesentlich nothwendigen Einrichtungen eines jeden deutschen Bundesstaates; denn es lautet der Artikel XIII. der deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815:

„In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden," (Il y aura des assemblées d'états dans tous les pays de la confédération.)

und nach Artikel 55 der durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 24. Juni 1820 für den preußischen Staat publicirten Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 hat

„die Bundesversammlung darüber zu wachen, daß diese Bestimmung in keinem Bundesstaate unerfüllt bleibe." (Ges.-S. de 1820, S. 126.)

II. Was ist unter dieser bundesrechtlich nothwendigen landesständischen Verfassung zu verstehen?

Der wahre Sinn des Artikels 13 der Bundesacte und der Umfang der Verpflichtung, welche die deutschen Regenten in demselben übernommen haben, läßt sich aus den der Abfassung der Acte vorhergegangenen Verhandlungen sehr vollständig bestimmen.

Man ging bei diesen Verhandlungen anfangs davon aus, daß in der Bundesacte allgemeine Grundsätze über die landständische Verfassung für alle Bundesstaaten aufgestellt, insbesondere aber die Rechte festgesetzt werden mußten, welche den zu errichtenden Landständen einzuräumen seien.

Dahin rechnet man aber:

1) das Recht der Steuerbewilligung,
2) die Mitaufsicht bei Verwaltung der Steuern,
3) das Stimmrecht bei den neu zu verfassenden Gesetzen,
4) das Recht, die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu verlangen, und
5) das Recht, die Verfassung des Landes bei dem deutschen Bunde selbst zu vertreten.

Diese Ansichten gehen durch alle Entwürfe der Bundesacte durch, und ist gegen dieselbe bezüglich der Principien von keinem deutschen Fürsten ein Widerspruch erhoben worden. (Cfr. Klübers Acten, Heft 1. S. 74. Bd. 2. Heft 5. S. 16, 94, 102. Heft 6. S. 156.)

Nur weil man es aus Localitätsrücksichten nicht für angemessen hielt, auf das Einzelne einzugehen, wurde der Artikel XIII so kurz, wie geschehen, gefaßt, dabei jedoch von mehreren deutschen Staaten auf Anwendung obiger Grundsätze bei Einrichtung der landständischen Verfassungen ausdrücklich bestanden.

Ganz namentlich war Preußen auf dem Wiener Congresse schon am 22. October 1814 der Erklärung Hannovers völlig beigetreten, wie es darauf bestehen müsse, daß die Rechte bestimmt würden, welche den deutschen Unterthanen von Alters her zugesichert, daß Landstände mit wesentlichen Rechten eingeführt würden. (Vgl. Klübers Acten Bd. 2 S. 318, 359, 378, 424, 526.)

Es ist daher zweifelsfrei, daß die nach Art. XIII. der Bundesacte zu errichtenden landständischen Verfassungen von den Grundsätzen ausgehen sollen, wie dieselben auf dem Wiener Congresse aufgestellt und eben angeführt sind, und zwar um so mehr, als besonders

1) das Steuerbewilligungsrecht den deutschen Landständen niemals gefehlt hat, solches auch in den Reichsgesetzen von jeher anerkannt gewesen ist, und eben so

2) die Theilnahme an der Gesetzgebung von jeher als ein wesentliches Recht deutscher Stände gegolten hat.

III. Die Erfüllung der unverletzlich also zu deutenden, von jedem einzelnen deutschen Regenten im Art. XIII gegen den deutschen Bund übernommenen Verpflichtungen hat aber des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. Majestät mit erhabenem Gerechtigkeitssinne um so weniger Anstand genommen, auch allen seinen Unterthanen ausdrücklich und wiederholt zu verheißen, als Allerhöchstdieselben bereits aus eigener Bewegung in dem Edicte vom 27. October 1810 über die Finanzen des Staates (Ges.-S. 1810 S. 25) die Absicht ausgesprochen hatten, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben. Diese theuern unvergeßlichen Verheißungen des vollendeten Landesvaters sind enthalten sowohl

A. in allgemeinen Verordnungen für den Staat, als

B. in Allerhöchsten Erlassen an einzelne Provinzen.

Ad A. Unter den allgemeinen Verordnungen tritt uns vor Allem entgegen:

1) Die ewig denkwürdige vom 22. Mai 1815 (Ges.-S. von 1815).

2) Nach der Allerhöchsten Verordnung wegen Einführung des Staatsrathes vom 20. März 1817 (Ges.-S. S. 67) wurde ferner wiederholt:

daß die Einwirkung der künftigen Landes-Repräsentanten bei der Gesetzgebung durch die in Folge der Verordnung vom 22. Mai 1815 auszuarbeitende Verfassungsurkunde näher bestimmt werden solle.

Endlich

3) heißt es in der allgemeinen Verordnung wegen der künftigen Behandlung des gesammten Staatsschuldenwesens vom 17. Januar 1820 (G.-S. S. 9):

Wir hoffen durch Veröffentlichung des Schuldenzustandes, und durch die von Uns beabsichtigte künftige Unterordnung dieser Angelegenheit unter die Reichsstände das Vertrauen zum Staate und zu seiner Verwaltung zu befestigen ꝛc.

II. Wir erklären diesen Staatsschulden-Etat auf immer für geschlossen. Ueber diese Summe hinaus darf kein Staatsschuldenschein oder irgend ein anderes Staatsschuldenversprechen ausgestellt werden. Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Besten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehns zu schreiten, so kann solches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen.

IX. In Zukunft und beim Abgange des Präsidenten oder eines der Mitglieder der Hauptverwaltung der Staatsschulden werden Uns von der künftigen reichsständischen Versammlung drei Individuen zur Auswahl eines derselben vorgeschlagen.

XIII. Endlich ist die Hauptverwaltung der Staatsschulden verpflichtet, der künftigen reichsständischen Versammlung alljährlich Rechnung zu legen.

Mit diesen Allerhöchsten Verordnungen im vollen Einklang stehen ad B die Preß-Ordonnanz vom Jahre 1815.

IV. Sind nun alle diese mehrfachen in Uebereinstimmung mit Art. XIII. der Bundesacte gemachten Verheißungen erfüllt worden?

Durch die Einführungen der provinzialständischen Verfassungen offenbar nicht, denn in diesen sollen und können nur provinzielle Interessen vertreten werden, keineswegs aber die eingeschalten, der gesammten Nation verheißenen, wesentlichen reichsständischen Rechte zur Ausübung gelangen; durch die neuesten Allerhöchsten Provinzialstände eben so wenig. Denn diese Decrete sollen nur die von des hochseligen Königs Majestät wieder hergestellten oder neu errichteten provinziellen Institutionen fördern und entwickeln; es ist somit bis auf diesen Tag noch bei der letzten diesfälligen Allerhöchsten Erklärung in dem allgemeinen Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 geblieben, nach welcher des hochseligen Königs Majestät es Ihrer landesväterlichen Fürsorge noch vorbehalten, darüber noch weitere Bestimmungen zu treffen:

Wenn eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein werde, und wie sie aus den Provinzialständen hervorgehen sollen?

Insofern aber

V. nach der Ausführung ad I. insbesondere nach Art. XIII. der Bundesacte und Art. 53 der Wiener Schlußacte eine allgemeine landständische Verfassung zu den grundgesetzlich nothwendigen Einrichtungen eines jeden deutschen Bundesstaates von Anfang gerechnet werden muß, und demgemäß von dem Hochseligen Könige schon in der Verordnung vom 22. Mai 1815 §. 6. 7 befohlen worden ist, „ohne Zeitverlust" zur Organisation der Landes-Repräsentation zu schreiten; wenn ferner die Einführung einer solchen Repräsentation ein wahres Bedürfniß geworden ist, um für die allgemeine Staats-Gesetzgebung*) größere Sicherheit und schnelleres Fortschreiten zu erzielen, um das Vertrauen der Beamteten zu gewinnen und zu befestigen und um den Nachtheilen einseitiger Behandlung zu begegnen, welchen die Angelegenheiten des Volks auch in den Händen der besten Regierungsbeamten nur zu leicht unterworfen sind; wenn endlich eine reichsständische Repräsentation ganz vorzüglich geeignet erscheint, die verschiedenen Provinzen des Staates zu einem organischen Ganzen zu verbinden, das gesammte Preußenland in nationaler Kraftentwickelung immer mehr zu heben, und ein beglückendes Verhältniß zwischen König und Unterthanen für alle Zeiten zu verbürgen; so ist's nach Allem wohl an der Zeit, daß jene Repräsentation endlich ins Leben gerufen werde.

Daher ergeht hiermit unser ganz ergebenster Antrag dahin: daß ein hoher Provinziallandtag Sich vereinigen möge, des Königs Majestät allerunterthänigst zu bitten:

Die verheißene reichsständische Verfassung nach den Grundzügen der Verordnungen des Hochseligen Königs vom 22. Mai 1815 und 17. Januar 1820 nunmehr gnädigst einzuführen.

Gewiß ist das preußische Volk wegen seiner stets bewiesenen Treue, Loyalität und aufopfernden Hingebung dieser Verfassung eben so würdig, als es nach seiner Bildungsstufe für dieselbe vollkommen befähigt ist; von unauslöschlicher, frendiger Dankbarkeit aber würde die Nation gegen den hochherzigen König beseelt sein, welcher durch Verleihung solcher allgemeinen Landesverfassung ein ruhmvolles Denkmal Seiner landesväterlichen Regierung gegründet, und ein sicheres Pfand für eine dauernde Beglückung des Vaterlandes gegeben hätte.

Breslau, den 28. März 1841.

Der Magistrat und die Stadtverordneten.

*) Man denke an das bisherige Schicksal der vergeblich durch die Provinziallandtage gegangenen Anträge auf ein Armen- und Heimathsgesetz, auf ein zeitgemäßes Gewerbe-Polizei-Gesetz.

h.

(Zu pag. 442.)

Verhandlungen des Preußischen Landtags über die Preſſe.

(Allg. Preuß. Staats-Zeitung 1841. Nr. 103. p. 437.)

Danzig, 10. April. In der gestrigen Plenarsitzung kam ein Antrag zur Verhandlung, welcher darauf gerichtet war, daß des Königs Majestät um Emanirung eines Gesetzes über Preßfreiheit in den Grenzen der Wahrheit und des Anstandes gebeten werden möge, so wie gleichzeitig und bis dahin, daß dies Gesetz erfolgen könne, um Milderung der Vorschriften für die Censur in Beziehung auf die Erörterung innerer Angelegenheiten. Dieser Antrag erregte Interesse in der Versammlung, und es sprach sich allgemein aus, daß derselbe ein allgemein und tief empfundenes Bedürfniß berühre. Es wurde angeführt, daß den Worten der Allerhöchsten Verordnung vom 18. October 1819 entgegen, nach welchen die Censur keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern soll, dieselbe seit längerer Zeit eine Richtung genommen habe, welche besonders dahin gehe, jede irgend freimüthige, wenn auch noch so anständig gehaltene und gründlich motivirte Erwähnung oder Beleuchtung der innern Verhältnisse des Staats zu verhüten. Hierdurch werde jede Erörterung über innere Zustände Seitens Derjenigen verhindert, welche häufig mit denselben am genauesten vertraut sind, deren Bedürfnisse am meisten von denselben berührt werden, und es gehe daher die reichhaltigste Quelle verloren, aus welcher man Belehrung über wirklich vorhandene Bedürfnisse des Landes schöpfen könne. Der gegenseitige Ideenaustausch zwischen denen, welche die Verhältnisse des Landes ordnen, und dem Volke werde gehemmt und diesem Umstande vor allen sei es zuzuschreiben, daß der preußische Beamtenstand, an Bildung und Charakter vielleicht der ausgezeichnetste, wie durch eine Schranke vom Volk getrennt sei, der gegenseitig belebenden Wechselwirkung mit dem letztern, welche so heilbringend und wünschenswerth für das Ganze sein würde, größtentheils entbehre und daher mit seinen Ansichten und Ideen gewissermaßen einen Staat im Staat bilde. Der Nachtheil, den dieser Umstand für die Beamten rücksichtlich der richtigen und von Einseitigkeit freien Auffassung ihres Berufs habe, sei eben so groß als derjenige, welcher dadurch auf die richtige Beurtheilung aller amtlichen Maßregeln Seitens des Volks ausgeübt werde, und man dürfe kaum zweifeln, daß hierin alle gebildeten Vaterlandsfreunde übereinstimmen. Das hierdurch unterdrückte Bedürfniß, sich über die Verhältnisse des Landes freimüthig und bescheiden zu äußern und das jedem redlichen Staatsbürger inwohnende Verlangen, sich von den Zuständen des Staats zu unterrichten, sei aber zu mächtig, zu natürlich, um nicht anderweit Befriedigung zu suchen. Daraus entstehe und wurde fortwährend der Hang genährt, jede Notiz über Preußen in ausländischen Büchern und Blättern kennen zu lernen, ein Hang, welcher um so häufiger ein oberflächliches und seichtes Urtheil über innere Verhältnisse begründen und verbreiten hilft, als in vielen Fällen die Gelegenheit gänzlich mangelt, sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit solcher Notizen zu belehren. Abgesehen hiervon sei es leider nur zu natürlich, daß der mehr und mehr auf das Erkennen allgemein interessanter Zustände und ihrer Entwickelung sich richtende Geist der Zeit, bei der spärlichen Nahrung, welche über innere Verhältnisse ihm zugeht, endlich auch dem Stoff nach anderweitige Befriedigung suche. Dasjenige Interesse, welches ein Patriot hauptsächlich für die Zustände des Vaterlandes hegen sollte, werde auf diejenigen fremder Länder und Völker übertragen, und offen müsse man bekennen, daß mit Ausnahme der mit den Verhältnissen näher vertrauten Beamten wenige Personen vorhanden sein möchten, welche nicht mehr von den Verhältnissen des Auslandes wüßten, als denen des Inlandes. Die Zeit, in welcher der Wunsch und das Bedürfniß, den Geist jederzeit durch eine entsprechende Lectüre zu nähren, sich mehr auf den wissenschaftlich gebildeten Theil der Bevölkerung beschränkt habe,

sei überdies lange nicht mehr vorhanden; Jedermann wolle lesen und sich dadurch unterrichten und bei der vorhin geschilderten Schwierigkeit, dies über diejenigen ernsten Gegenstände thun zu können, welche ein allgemeines Interesse haben, ergebe sich der auf eine unnatürliche Weise sich mehr und mehr steigernde Reiz, dem Geiste die verwerfliche Kost zu gewähren, welche leider nur zu häufig in denjenigen Schriften, vorzüglich des Auslandes, dargeboten wird, die ohne Rücksicht auf Sitte und die heiligsten Gefühle des Herzens keines noch so zarten Verhältnisses schonen, sobald dasselbe nur nicht den öffentlichen und amtlichen Zuständen angehört. Schriften dieser Art unterliegen nicht, oder wenigstens in viel geringerem Maße den vorhin erwähnten Hemmungen und ihre nachtheilige Wirkung äußere sich um so unbeschränkter, als die natürliche und allein ausreichende Gegenwirkung einer gesunden, kräftigen und dabei dem allgemeinen Bedürfniß entsprechenden Geistesnahrung fehlt. Eben so sei es bei der ein einseitigen, der Censur gegebenen Richtung nicht selten schwierig, ja mitunter unmöglich, die irrthümlichsten Nachrichten und Ansichten über öffentliche und private Zustände und Verhältnisse zu berichtigen, wenngleich dieselben ungehindert durch den Druck verbreitet werden können, sobald sie einer solchen Richtung mehr oder minder entsprechen. — Es wurde noch angeführt, wie nachtheilig rücksichtlich der äußeren Verhältnisse der Presse diejenigen Bestimmungen über dieselben einwirken, welche, den allgemeinen gesetzlichen Anordnungen entgegen, von der Verantwortlichkeit derjenigen handeln, welche ein Buch gedruckt oder verlegt haben. Beispielsweise wurde in dieser Beziehung angeführt, daß, wenn in allen anderen Fällen derjenige, welcher unter Garantie der Gesetze und Erlaubniß des Staats ein Geschäft betreibt, vollständige Entschädigung erhält, sobald dasselbe aus Staatsrücksichten aufgehoben und dadurch ein Verlust herbeigeführt wird, dies bei den Verlegern von Druckschriften nicht in derselben Art stattfinde. Durch das Gesetz vom 18. October 1819 sei ein Anspruch auf solche Entschädigung zwar dem Verleger zuerkannt, wenn die Unterdrückung einer unter gehöriger Beobachtung der Censurvorschriften erschienenen Schrift nöthig werde, durch eine spätere Verordnung sei dies aber insoweit abgeändert, als der Verleger mit seiner Entschädigungsklage an den Censor gewiesen, und die letztere dadurch in den meisten Fällen illusorisch, jederzeit aber schwierig und gehässig geworden sei. Die auf diese Weise angeregten Uebelstände erschienen der Versammlung ebenso groß, als eine Abhülfe derselben dringend nothwendig. Jedoch hielt es dieselbe nicht erforderlich, deshalb eine Denkschrift an Se. Majestät den König zu richten, da man auf keine Weise bezweifeln könne, daß dieser wichtige Gegenstand bereits die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Königs selbst erregt habe. Daß Allerhöchstderselbe jedem unnöthigen Geisteszwange feind sei, wäre bekannt; daß Er die Gelegenheit gern ergreife, die dem Worte angelegten Ketten zu lösen und die gesetzliche Aeußerung über innere Verhältnisse des Staats nicht zu hemmen, habe sich rücksichtlich der Institutionen des Landtags selbst durch die erlaubte Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen in Protocollen und Zeitungen deutlich gezeigt. Man könne nicht annehmen, daß ein Fürst, welcher eine so hohe geistige Bildung mit so hochherzig Königlicher Gesinnung vereinige, dabei stehen bleiben werde. Die Versammlung glaubte daher, daß man Sr. Majestät dem Könige vollkommen vertrauen dürfe, und lehnte es ab, einen besonderen Antrag in gedachter Beziehung zu stellen, weil dem landesväterlichen und scharfen Auge Sr. Majestät des Königs die großen und allgemein bekannten, vornehmlich überdies nur in den allgemeinsten Zügen angedeuteten Uebelstände gewiß nicht unbekannt geblieben, und daher eine sichere und durchgreifende Abhülfe sicher sei.

i.

(Zu pag. 431.)

Verhandlungen des Poſen'ſchen Landtages über die Preſſe.

(Beilage Nr. 130. p. 533.)

Sitzung vom 19. April. An der Tagesordnung iſt die Berathung über die eingegangenen Petitionen: 1) Eine Petition eines Abgeordneten der Ritterſchaft wegen Preßfreiheit, und eine zweite Petition eines Abgeordneten deſſelben Standes um Ermächtigung der allgemeinen Staats-Zeitung zur An- und Aufnahme von Erwiderungen auf verläumderiſche oder beleidigende Artikel in in- und ausländiſchen Zeitungen über die inneren Angelegenheiten des Großherzogthums. Der Ausſchuß erklärt ſich gegen die erſte Petition als zu allgemein gefaßt und ebenſo auch gegen die zweite, er ſchlägt aber vor, an Se. Majeſtät dahin eine Petition um Milderung der Cenſur einzureichen: daß alle, die inneren Verhältniſſe des Großherzogthums betreffenden Gegenſtände, ſowie alle Bemerkungen über Verordnungen, in denen Se. Majeſtät der König auf die Anſichten der Miniſter und des Staatsrathes Bezug zu nehmen geruhen, ohne Cenſur und blos unter angemeſſener Verantwortlichkeit zum Druck gegeben und angenommen werden können. Der Eindruck, den dieſe Angelegenheit in der ganzen Ständeverſammlung hervorbrachte, war ſichtbar. Bei der verlangten Abſtimmung erklärte ſich die Verſammlung mit 35 gegen 8 Stimmen gegen den Antrag des Ausſchuſſes, geleitet von unbegränztem Vertrauen zu Sr. Majeſtät, Allerhöchſtwelcher auf dem eingeſchlagenen Wege nicht ſtehen bleiben, ſondern in Seiner hohen, während Seiner ſo kurzen Regierung durch ſo viele Beweiſe dargelegten und bewährten Weisheit Seinen Völkern aus eigenem Antriebe und zur rechten Zeit verleihen werde, was zu ihrem Glücke erforderlich ſei. — 2) Petition eines Abgeordneten der Landgemeinden wegen Verdoppelung der Zahl der Abgeordneten des Standes der Landgemeinden auf den Landtagen und in den Kreisverſammlungen. Der Ausſchuß erklärt ſich gegen die Petition bezüglich der Vertretung auf den Landtagen, für dieſelbe aber in Beziehung auf die Kreisverſammlungen. Der Petition wurde entgegengeſetzt, daß bei der beſtehenden Organiſation der Stände nicht die Bevölkerung, ſondern das Grundeigenthum vertreten werde, und einer der Abgeordneten der Ritterſchaft bewies in Zahlen, daß das Verhältniß der bäuerlichen Beſitzungen in ſeinem Kreiſe der jetzigen Vertretung entſpreche ſei. — Einer der Vielſtimmen-Beſitzer iſt der Meinung, daß die Initiative in dergleichen Angelegenheiten nicht dem Landtage zuſtehe. Dieſe Aeußerung blieb nicht ohne Widerſpruch gegen den darin enthaltenen Grundſatz. Bei der Abſtimmung erklärte ſich die Verſammlung mit 34 gegen 8 Stimmen für die Anſicht des Ausſchuſſes.

k.

(Zu pag. 418.)

Aus dem Eröffnungsdecret des Rheiniſchen Landtages.

(Beilage Nr. 143. p. 621.)

An die zum Rheiniſchen Provinziallandtage verſammelten Stände.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. entbieten Unſeren getreuen Ständen, indem Wir dieſelben ſeit Unſerer Thronbeſteigung zum erſten Male zum Landtage berufen, Unſern gnädigſten Gruß.

Mit vollem Vertrauen können Wir Uns versichert halten, daß, wie Wir Unseren getreuen Ständen ein landesväterliches Herz entgegentragen, so dieselben Uns eben die treue Gesinnung bewähren werden, welche Unser in Gott ruhender Herr Vater als Seinen höchsten Schatz bezeichnet hat.

Am Tage der Erbhuldigung in Unserer Residenz haben Wir Unsern getreuen Ständen eröffnet, mit welchen vor Gott gefaßten Vorsätzen Wir den Thron Unserer Väter bestiegen haben; Wir haben ausgesprochen, daß diese mündlichen Zusicherungen schwerer wiegen, als die, welche die frühere Gewohnheit in Urkunden faßte, und Wir erklären hierdurch ausdrücklich, daß sie an die Stelle der Assecurationen treten, welche von Unseren Vorfahren einzelnen Landestheilen, Ständen und Städten ertheilt worden sind. Sie mögen fest vertrauen, daß Wir die Rechte und die Ehre aller Stände und Klassen Unserer Unterthanen mit gleicher unausgesetzter Fürsorge beschirmen, und das Wohl einer jeden derselben zu befördern mit gleicher Liebe Uns werden angelegen sein lassen. Unter Unsern getreuen Ständen werden wohl nur wenige sein, die den unvergeßlichen Huldigungsact vom 15. October nicht mit vollzogen haben. Sie werden Uns verstehen, wenn Wir der Wahrheit gemäß versichern, daß der Ton, die Seele, mit welcher sie Uns zugerufen, Uns treue Helfer auf Unserer rauhen Bahn sein zu wollen, daß der Accent, mit welchem sie das Gelöbniß der Erbhuldigung geleistet, nicht blos unvertilgbar und ewig jung in Unserm Herzen leben wird, sondern, daß diese Erinnerung Uns die Kraft giebt, mit wahrer Freudigkeit auch für die ständischen Verhältnisse eine lebendigere Zeit zu beginnen. Daß sie eine gute, segensreiche Zeit sei, hängt von dem vertrauensvollen Eingehen in Unsere Absichten, von dem innigen Mitwirken, von dem Verständniß ab, auf welche Wir bei Unsern getreuen Provinzialständen zuversichtlich rechnen.

Als einen Beweis des Königlichen Vertrauens, mit dem Wir Unsere getreuen Provinzialstände ehren und des Werthes, welchen wir auf ihren Beirath legen, mögen dieselben die nachfolgenden Propositionen, insonderheit die erste, welche auf die ständische Verfassung sich bezieht, und die mittelst besonderen Decrets vom heutigen Tage an sie ergehende Eröffnung wegen eines zu bewilligenden Steuererlasses betrachten.

Wir haben Unsere landesherrliche Sorgfalt ganz besonders darauf gerichtet, die von Unseres unvergeßlichen Herrn Vaters Majestät, unter Unserer eigenen Mitwirkung in einigen Provinzen wieder hergestellten und überall auf geschichtlichem Fundament neu begründeten ständischen Institutionen möglichst auszubilden und zu beleben, ihre segensreiche Wirksamkeit zu vermehren und den Bestrebungen Unserer getreuen Stände für das Wohl des Landes erhöhten Erfolg und Anerkenntniß zu sichern.

I.

(Zu pag. 477.)

Aus den Verhandlungen des Rheinischen Landtags über die Presse.

(Ebendas. Nr. 217–221. p. 983 ff.)

Nach Verleihung und Genehmigung der Adresse, die Aufhebung der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 6. März 1821 nebst den darauf bezüglichen Verordnungen und Rescripten betreffend, trägt der Referent des vierten Ausschusses den Bericht über die die Angelegenheiten der Presse berührenden Anträge vor. Der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen und bei dem Interesse, welches derselbe allseitig für sich in Anspruch nimmt, wird es nöthig sein, wenigstens den Hauptantrag, an welchen die übrigen sich in ihrer Tendenz großentheils anschließen, im Auszuge folgen zu lassen.

Derſelbe bezweckt nämlich: 1) Die unverkürzte und tägliche Veröffentlichung der Verhandlungen, ſowie aller innern Landesangelegenheiten in öffentlichen Blättern, und 3) die Erlangung eines Strafgeſetzes, das die Stelle der heutigen Präventiv-Geſetzgebung in Preßſachen einnähme. Es wird dabei die Ueberzeugung gehegt, daß dieſe Wünſche als die der Geſammtheit anerkannt und daß durch deren Niederlegung an den Stufen des Thrones eine hohe und ernſte Pflicht einem hochherzigen Monarchen gegenüber werde erfüllt werden, der ein offenes Auge hat für die Anforderung der Gegenwart und ein offenes Herz für die Bitten ſeiner Unterthanen. Die erſte dieſer Bitten, die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, iſt durch die Königliche Gnade aus Allerhöchſt eigener Bewegung bereits erfüllt. Das darauf Erfolgte bei den andern Landtagen der Monarchie dürfte nicht überall und vollſtändig befriedigt haben; darum ſagen wir: unverkürzte und tägliche Veröffentlichung der Verhandlungen, und pflichten dieſem ſo allgemein ausgeſprochenen Wunſche um ſo lieber bei, als ſich daraus eine Theilnahme an den vaterländiſchen Intereſſen zu erkennen giebt, die in eben dem Maße erfreulich iſt, als die ſeitherige Theilnahmloſigkeit betrübend war. Wird dieſe doch alsbald zur Apathie, vor welcher der Patriotismus entweicht, der die Pulsader des Staatslebens iſt und die Ehrfurcht vor der Geſetzlichkeit aufrecht erhält. Aeußere und innere Erſcheinungen, wovon nur eine im Morgenroth ſchöner Hoffnungen erglänzte, haben eine Erregung und Wiederbelebung hervorgebracht, denen die Nahrung und Leitung zu gutem Zwecke, zur Liebe für König und Vaterland nicht verſagt werden möge! Werden im Widerſpruch mit unſerem volksthümlichen Gerichtsverfahren und den parlamentariſchen Verhandlungen aller unſerer ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Nachbarn die dieſſeitigen Landtage bei verſchloſſenen Thüren abgehalten, ſo entſteht daraus das Bedürfniß der vollſtändigſten Erfüllung dieſer erſten Bitte, wenn das ſtändiſche Element bei dem Volke nicht in den unverdienteſten Verruf kommen und deſſen gute Wirkſamkeit nicht verdächtigt werden ſoll. Je mehr Oeffentlichkeit der Verwaltung des Landes gegeben wird, je feſter begründet ſich das Vertrauen zur Regierung, und je ſchwerer wird es den Uebelwollenden, über die Zuſtände des Landes ſowohl nach oben als nach unten hin Täuſchungen und Irrthümer zu verbreiten. — Die beiden anderen Bitten, mit dem rechten, unverblümten Namen genannt, umfaſſen nichts mehr und nichts minderes, als die für den Furchtſamen ſo ſchreckliche Preßfreiheit. Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt bis auf dieſen Tag hat die Freiheit der Preſſe nicht aufgehört, ein anhängiger und unentſchiedener Prozeß zu ſein. Der zuerſt klagende Theil war die Geiſtlichkeit, mit welcher die weltlichen Regierungen bald gemeinſchaftliche Sache machten. Die Freunde des Lichts und der Wahrheit ſind die Feinde des Preßzwanges, ſowie die Feinde des Lichts und der Wahrheit die Freunde des Preßzwanges ſind. Wer überall Recht thut, ſcheut Niemand und auch die Preſſe nicht. Die Werke der Finſterniß ſcheuen das Sonnenlicht und mehr noch die Preſſe. Die Preſſe hat in Decennien die Wiſſenſchaften und die Civiliſation zu einer Höhe gefördert, wo ohne ſie Jahrhunderte nicht zureichend geweſen ſein würden, das Gleiche zu vollbringen. Und doch wird dieſer hohen Wohlthäterin ſo vielfach Zaum und Gebiß angelegt, und wahrlich nicht ohne Noth. Bei ihr, wie überall anders, iſt es zutreffend, zu ſagen: die Extreme berühren ſich; je größer der Nutzen bei richtiger Anwendung, je unermeßlicher der Schaden beim Mißbrauch. Dieſen Mißbrauch zu verhüten, iſt das Recht und die Pflicht der Staatsregierungen. Nicht hierüber, ſondern nur über die Mittel der Abhülfe und Vermeidung des Uebels können Zweifel obwaltend ſein. Die kirchliche Aufſicht über die Buchdruckerei trat bereits 1479 ein. Die weltliche Macht folgte dem Beiſpiel ſpäterhin auch, denn es enthielt der Reichsabſchied von 1521 ſchon Bücherverbote. In demjenigen von 1530 wurde ſtrengere Aufſicht über die Druckereien angeordnet; dies war der Anfang der Cenſur, die fortgelebt und ſich ausgebildet hat in den deutſchen Reichslanden, dergeſtalt, daß man ſagen kann, ſie ſei in Deutſchland von jeher reichsgrundſätzlich geweſen. Jedoch wurde ſie nach den verſchiedenartigſten Grundſätzen ausgeübt, und ſetzen uns jetzt noch oft die Milde und Nachſicht in Erſtaunen, wenn

man aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Schriften eines Leisewitz, Schubart und so vieler Anderen liest, die in unseren Tagen das Imprimatur vielfach nicht erlangt haben würden. Dagegen sehen wir in England alle Censur bereits seit 147 Jahren abgeschafft und vollkommene Preßfreiheit an die Stelle getreten. In den Niederlanden und der Schweiz ist fast keine Spur von Censur oder Preßzwang jemals nachweislich gewesen. In Dänemark ist sie seit 70 Jahren gesetzlich aufgehoben. Daß in allen diesen Ländern die Preßfreiheit oder die Abwesenheit der Censur keine Uebel hervorgebracht oder das Wohlsein des Volkes gestört hat, ist eine beachtenswerthe Thatsache. Es sind demnach daselbst die Mißbräuche auf anderen Wegen als durch die Censur abgeleitet worden. Unverkennbar sind Zunftzwang und Preßzwang aus der gleichen Tendenz entsprossen, aus der Furcht vor dem Mißbrauche. Bei beiden liegt auch das Bevormundschaftungs-System zum Grunde, und hieraus ist wiederum das Präventiv-Princip entsprungen, d. h. es wird den Unmündigen im Voraus das verletzende Instrument aus dem Wege gethan, im Gegensatz der Repressivmittel, wo hinterher gestraft oder durch Schaden klug gemacht wird. Jenes hemmt die freie Entwickelung, dieses erleichtert sie. Wer vermindert wird, mit Gefährlichem umzugehen, der lernt nicht seinen Gebrauch und mißbraucht es gewiß in den ihm spärlich vorkommenden Gelegenheiten. Wo immer das Bevormundschafts-System verlassen worden und Freiheit, als Ordnungsresultat, an die Stelle getreten ist, da sind überall die Fortschritte in der Verbesserung der Zustände groß und rasch gewesen. Die Gewerbefreiheit, deren die Rheinprovinz zum größeren Theil schon seit fast einem halben Jahrhundert theilhaftig geworden, ist dessen ein laut redender Zeuge!

Der Herr Antragsteller fährt fort: Wenn er sein staatisches Recht dazu benutze, den verehrten Mitständen des sechsten Landtages diese Wünsche zur Prüfung und Würdigung vorzulegen, so thue er es mit der tiefgefühlten Ueberzeugung, für die Rheinprovinz eine Gabe zu erbitten, die sie verdient und nach dem längst erlangten Grade ihrer Mündigkeit in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Aber indem er Preßfreiheit fordere, so wolle damit keineswegs dasjenige gemeint sein, was so vielfach unsern Ekel und Abscheu erweckt, wobei Mißbrauch die Regel und guter Gebrauch die Ausnahme ist. Er entwickelt seine Auffassung: Er will, daß das Gewerbe der Presse von der allgemeinen Freiheit der Gewerbe nicht ausgeschlossen sei, wie es noch immer der Fall ist, und woher der innerliche Widerspruch als klassische Inconsequenz erscheint. Die Arbeiten von Armen und Beinen sind frei; diejenigen des Kopfes werden bevormundet. Von größeren Köpfen ohne Zweifel? — Gott bewahre! Darauf kommt es bei den Censoren nicht an. Wem Gott ein Amt giebt u. s. w. — Er will diejenigen heimlicheren Verfolgungsmaßregeln, welche die Kraft der Presse nothwendig macht, gestatten. Er will die Befreiung von der Censur für alle kleinen und großen Schriften und Aufsätze, die mit den wahrhaftigen Namen ihres befugten Autors unterschrieben sind. Der Drucker ist mit seinem Leibe und Vermögen verantwortlich für die Echtheit der Unterschrift; die Unechtheit unterliegt der Strafe der Fälschung, unbeschadet der Civilklage, wo sie stattfindet. Er will, daß die Censur fortdaure für alle kleinen und großen Schriften und Aufsätze, die von einem unbefugten Autor herkommen, oder die anonym oder pseudonym erscheinen. Der Drucker vertritt mit seinem Leibe und Vermögen die Civilklage. Eine größere Preßfreiheit fordern, hält er für unverständig; er selbst würde nicht mehr bewilligen. Was er aber fordere, sei dergestalt auf Recht und Billigkeit begründet, daß wohl keine Staatsregierung, welche Gewerbefreiheit zuerkannt hat, es zu verweigern über sich gewinnen möchte. Es könne wohl gedacht werden: Fortdauer von Zunftwesen neben der Preßfreiheit, weil das Kopfgewerbe eine höhere Potenzirung, eine Gleichstellung mit den alten sieben freien Künsten in Anspruch nehmen könnte; aber Fortdauer der Unfreiheit der Presse neben der Gewerbefreiheit sei eine Sünde wider den heiligen Geist. Er rede von befugten und unbefugten Autoren. Dies verstehe er dahin, daß er die Ausübung eines verliehenen Rechts immerhin, auch in der Gewerbefreiheit, an irgend eine Bedingung knüpfe, die nach

der Maßgabe des Fachs leichter oder schwerer zu erfüllen sei. Die Maurer-, Zimmer- und Baumeister haben verständigerweise Prüfungen zu erfüllen, wovon die meisten anderen Gewerbe befreit seien. Ausländer z. B. sollen das Recht der Censurbefreiung nicht in Anspruch nehmen dürfen, weil es zunächst am preußischen Staatsbürgerthum anklebig sein soll. Weitere Merkmale der Bezahlung auszufinden zu machen, sei den Räthen zu überlassen, welche das Regierungs-Preßgesetz auf Allerhöchsten Befehl und verfassungsmäßig in Vorschlag zu bringen haben werden. Es solle damit nicht gemeint sein, das dieses Regierungs-Gesetz durch eine ungebührliche Strenge die Ausübung einer gesetzmäßigen Arbeit hemme; es möge diese vielmehr vollauf walten, aber nur ihr Mißbrauch und die Kränkung der Ehre und Interessen der Personen bestraft werden. Die Bestrafungsfälle werden aber je seltener vorkommen, je mehr auf diesem Wege jene Schreiblichkeit, die unter der Maske der Anonymität und Pseudonymität die Welt durchschleicht, in verdiente Baruchität gerathen und alle Beachtung verlieren wird.

Einer hochverehrten Ständeversammlung wolle es daher gefallen, bei Sr. Majestät die unterthänigsten Bitten vorzutragen: erstlich dem Lande die unverkürzte und tägliche Veröffentlichung der Verhandlungen des Landtags, weitens die anständige freie Besprechung dieser Verhandlungen, sowie aller innern Landesangelegenheiten, in öffentlichen Blättern zu gestatten, und drittens den preußischen Rheinlanden in der angegebenen Weise Preßfreiheit und dafür ein Strafgesetz Allergnädigst zu verleihen, das die Stelle der heutigen Präventiv-Gesetzgebung einnehme. Die übrigen Anträge setzen dem Gesuche nur noch die öffentlichen Verhandlungen des Landtages hinzu, worauf der Bericht jedoch nicht weiter zurückzukommen für nöthig erachtet hat.

Der Herr Antragsteller bemerkt:

Der Herr Referent habe in seinem preiswürdigen Wohlwollen für den Gegenstand seines Antrages weiter, als er selbst gethan. Eine allgemeine Preßfreiheit halte er nicht für rathsam, nicht für zweckmäßig, nicht für wohlthätig und noch nicht für an der Zeit. Sie werde, sie könne uns nicht zugestanden werden, weil unsere Verhältnisse zum deutschen Bunde es nicht zuließen. Was er fordere, genüge; mehr fordern, schiene einer Bitte um Verweigerung gleich zu sehen. Fordern wir darum nicht das unerreichbare Maximum; begnügen wir uns vielmehr mit dem erreichbaren Minimum. Er bitte aber seine verehrten Mitstände, ihn in dieser Forderung zu unterstützen, denn das fühle Jeder, das etwas gethan werden müsse, damit der sechste Rheinische Landtag nicht unter der Erwartung seiner Committenten bleibe. Sein Antrag habe drei Stützpunkte ins Auge gefaßt: 1) ein Recht im Besonderen, nicht im Allgemeinen; 2) Verbesserung des Gebrauchs der Presse, besonders in ihrer Anwendung auf Zeitungen, periodische Blätter und Flugschriften; 3) Ausführbarkeit und unbedenkliche Zulässigkeit.

Er fordere nämlich nur Preßfreiheit oder eigentlich nur Censurbefreiungen für unterschriebene, mit den untergedruckten, wahrhaftigen Namen der befugten oder berechtigten Autoren, der raisonnirenden oder rügenden, oder anklagenden Artikel. Er beabsichtige, auf diesem Wege die Anonymität und Pseudonymität herabzuwürdigen; die Leser würden sich nur den unterschriebenen, sie interessirenden Namen zuwenden, aber die Beachtung den Nichtunterschriebenen je länger, je mehr versagen, weil diese meistens nur Lobhudeleien sein würden, die von den Censurstrichen nichts zu fürchten hätten. Er beabsichtige ferner, der Preßfreiheit durch dieses Mittel eine Vorschule zu eröffnen, wo sie sich zu einer edlen Freimüthigkeit, zum Kampfe mit offenem Visir ausbilden und Schmähsucht und gemeine Krakeelerei vermeiden wird. Die Schreiberzahl werde dabei freilich abnehmen, aber auch weniger leeres Streh gedroschen werden. Die ehrlichen Freunde der Preßfreiheit in ihrem wahren Sinne würden alsbald auf der rein gemachten Arena erscheinen und ihre Waffenprobe machen und erst von da an habe der gute Name einen guten Klang; er erwarte einen Ebenbürtigen, wenn ihm der Platz streitig gemacht werden würde. Bis dahin, unter der absoluten Herrschaft der Censur, wäre keine Ehre dabei zu gewinnen gewesen, den Namen zu nennen, bleibe er doch immer der Kastirung verdächtig, und von

Masken (Anonymen) niemals ungeneckt oder ungeschmäht. Würde sein Antrag von der Stände-Versammlung angenommen, dann trete er in den weiten Kreis der vielfachsten und ausführlichsten Discussionen und — täuschten ihn seine Hoffnungen nicht — dann würde erkannt werden, daß der sechste rheinische Landtag das Problem einer ungefährlichen Preßfreiheit gelöset habe.

Ein Mitglied des dritten Standes führt an:

Sieyes soll gesagt haben: „Die Revolution ist eine schöne Sache, aber schlechte Menschen haben sich später hineingemischt." Auch die Preßfreiheit sei eine schöne Sache, so lange schlechte Menschen sich nicht hineinmischten. Bis jetzt sei aber noch kein Mittel erfunden, die mit der Preßfreiheit verbundene Zügellosigkeit zu hemmen. Es sei kein Zweifel, daß Frankreich keinen Augenblick sicher wäre, in eine neue Revolution hineingeworfen zu werden, so lange die Zügellosigkeit der Presse und die jetzige Constitution bestehe, denn mit beiden sei es unmöglich zu regieren. Seit langer Zeit habe er den sonst so mächtigen Nachbarstaat als ein Theater für Deutschland angesehen. Aus dem, was daselbst aufgeführt werde, hätten die Deutschen Gelegenheit, heilsame Lehren zu schöpfen. Das neueste interessanteste Schauspiel wäre dasjenige, worin Herr Thiers Haupt-Acteur gewesen. Wir verdankten ihm den neuen Aufschwung von Patriotismus in allen deutschen Gauen und hätten deshalb wohl Ursache gehabt zu applaudiren. Die Sympathien für Constitution und Preßfreiheit müßten nothwendig geschwächt werden, wenn man sähe, wie damit verbunden wären: „ewig wandelbare Zustände in jenem Lande und eine beängstigende Ungewißheit der Zukunft." Der wahre redliche Patriot vermöge die Regung in sich nicht zu unterdrücken, Constitution und Preßfreiheit seien nicht für das Wohl des Volkes, sondern für die Befriedigung des Ehrgeizes Einzelner und die Herrschaft der Parteien. Sein Unabhängigkeits-Gefühl spreche für die Preßfreiheit ganz in dem Sinne, wie der Herr Antragsteller seinen Antrag formirt habe, worin er kein destructives Prinzip erkenne; er müsse aber der Vernunft und Erfahrung Gehör geben, welche Vorsicht geböte; er mache daher den Vorschlag, „Se. Majestät den König zu bitten, die dem Referat abschriftlich beigefügte Cabinets-Ordre des verewigten Landesvaters vom Jahr 1804*) mit Aufhebung des Censur-Edicts vom 18. October 1819 — in Communal-Angelegenheiten im weitesten Sinne Allergnädigst ausführen zu lassen, — und zwar als Versuch, inwiefern allmälig auch inneren politischen Interessen dieselbe Freiheit zu gestatten sein möchte." Er bitte, diesen seinen Vorschlag als ein Amendement aufzunehmen.

Ein Abgeordneter des dritten Standes äußerte sich dahin:

Das Prinzip der Oeffentlichkeit sei für die Rheinlande ein Bedürfniß geworden und bedinge die Fortentwickelung ihrer socialen Zustände. Er glaube, es

*) Die bezogene Königliche Cabinets-Ordre lautet: „Mein lieber Staats-Minister von Angern! Bei der in den Anlagen von dem fürstlich Nassauischen Regierungs-Rath Mallinckrodt zu Dortmund geführten Beschwerde über die Kriegs- und Domainen-Kammer zu Hamm kommt Alles darauf an, ob die in dem eingereichten Stück enthaltene Rüge der so gänzlichen Vernachlässigung der Reparatur der so gefährlich schadhaften Ruhrbrücke bei Schwerte gegründet war oder nicht. Im ersteren Falle mußte die Kammer dem Einsender und Redacteur vielmehr danken, als demselben Unannehmlichkeiten verursachen; und im letzteren Falle, wenn die Kammer, wie es auf alle Fälle anständiger gewesen wäre, sich nicht bewogen fand, die Anzeige zu berichtigen, hätte diese sich darauf beschränken müssen, die Unrichtigkeit der Anzeige darzuthun und auf rechtliches Verfahren gegen den Einsender und Redacteur anzutragen. Es kann nicht Jedem zugemuthet werden, in solchen Fällen, die eine Rüge verdienen, sich den Unannehmlichkeiten, womit officielle Denunciationen verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine anständige Publicität darüber unterdrückt werden, so würde ja kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untern Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist eine anständige Publicität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit oder den bösen Willen der untergeordneten Beamten und verdient auf alle Weise befördert und geschützt zu werden. Ich befehle Euch daher, die genannte Kammer hierdurch für die Zukunft gemessenst anzuweisen. Uebrigens will Ich nicht hoffen, daß über diesen Disput die Sache selbst, nämlich die Reparatur der schadhaften Brücke, wird vergessen werden. Berlin, den 20. Februar 1804."

ueme dem gegenwärtigen Landtage, eine ſolche Geſinnung gegen des Königs Majeſtät auszuſprechen. Er verſtehe aber nicht unter dem Prinzip eine ausgedehnte Oeffentlichkeit, die in andern Ländern geſtattete Preßfreiheit oder vielmehr den Preßunfug, ſondern nur die Befugniß und die Freiheit, alle die Intereſſen des Landes betreffenden materiellen, ſowie die geiſtigen und kirchlichen Angelegenheiten freimüthig und anſtändig beſprechen zu können. Die Schwierigkeiten aber, die ſich einer ſolchen Gewährung, des Mißbrauchs wegen, entgegenſtellten, ſeien ſo groß, daß ſelbſt die verſchiedenen Redner, welche ſich hier ſo ausführlich und gründlich darüber ausgeſprochen, in ihren Anſichten und angegebenen Mitteln verſchieden geblieben ſeien; daher trage er darauf an, die Bitte an des Königs Majeſtät zu ſtellen: „Dem Prinzip der Oeffentlichkeit für alle das Gemeinwohl und die Intereſſen des Landes betreffenden Angelegenheiten die möglichſte Ausdehnung zu geſtatten, und um Gewährung einer ausgedehnten Preßfreiheit, welche durch kräftige und ſchnell wirkende Geſetze bewacht gegen jeden Mißbrauch ſichere, wodurch dem Mißbrauch, der ſich in Betreff der gegenwärtigen Ausübung der Cenſur erheben, abgeholfen würde."

Ein Abgeordneter des vierten Standes bemerkte:

Man umkreiſe die vorliegende Frage, wie die Katze den warmen Brei. Alle Anſichten, welche ſich hierüber hätten geltend gemacht, ſtimmten darin überein, daß die beſtehende Cenſur zu beſchränkend und hemmend für die Geiſtes-Entwickelung ſei. Wie dies zu heben, darüber ſeien die Anſichten verſchieden. Inzwiſchen bliebe der ehrenwerthen Verſammlung nur die Wahl übrig, zwiſchen jener und der vom Referent beantragten, unter Obhut von Strafbeſtimmungen zu ſtellenden Preßfreiheit. Eine Cenſur ſei durch allgemeine Geſetze nicht zu regeln, da die vorkommenden Fälle in ihren unendlichen Abſtufungen und Verſchlingungen unmöglich ſo genau bezeichnet werden können, daß die Cenſoren nach ihren individuellen Ausbildungen nicht eine verſchiedene, von der feſtgeſetzten Norm abweichende Willkür ausüben ſollten, dergeſtalt, daß das hier Vergönnte einige Meilen weiter erlaubt ſei; dieſe Bevormundung vernichte manche geiſtige Blüthe. Der menſchliche Geiſt müßte ſich nach ſeinen ihm beiwohnenden Geſetzen frei entwickeln und das Errungene mittheilen dürfen, ſonſt würde aus einem klaren, belebenden Strom ein verpeſtender Sumpf. Wenn ein Volk ſich für Preßfreiheit eigene, ſo ſei dies ſicher das ruhige, gemüthliche deutſche, welches wohl eher noch einer Aufſtachelung aus ſeinem Phlegma bedürfe, als der geiſtigen Zwangsjacke der Cenſur. Seine Gedanken und Gefühle ſeinen Mitmenſchen nicht ungehindert mittheilen zu dürfen, habe viel Aehnliches mit dem nordamerikaniſchen Abſperrungs-Syſtem der Sträflinge, welches in ſeiner vollen Schroffheit oft zum Wahnſinn führe. Wer nicht tadeln dürfe, von dem habe auch das Lob keinen Werth; ähnlich in ſeiner Ausdrucksloſigkeit ſei ein chineſiſches Gemälde, dem der Schatten mangele. Möchten wir uns doch nicht dieſem erſchlafften Volke beigeſellt ſinden. Man gebe uns, der Verbot gegen Gallien, außer dem materiellen noch ein geiſtiges Gut zu vertreten; wenn dann nochmals der galliſche Hahn krähte, fände er uns bereit, nicht zur Schlacht allein, ſondern auch, ſeinen Uebermuth zu zügeln.

Wenn wir die Zerriſſenheit Deutſchlands zu beklagen hätten, ſo hätten wir ſie in Bezug auf die Cenſur zu beglückwünſchen. Obgleich bedauerlich in dem obſchwebenden Falle, wo die weltliche und geiſtliche Gewalt über deren Grenzen im Hader lägen, ſo hätte ſich doch ſo viel bei dieſer Gelegenheit feſtgeſtellt, daß die Preßeinrichtung nicht einen gegenſeitigen befriedigenden Erfolg gäbe. Der Süden klage den Norden und umgekehrt der Norden den Süden an, daß er ſich nicht in der vorgeſchriebenen beengten Bahn bewege. Um aus dieſem Dilemma zu kommen, ſei das einfachſte Mittel, dem Volke die Vertheidigung ſeiner eigenen Intereſſen anheim zu geben. Eine volle Preßfreiheit mit gebührlichen Straf-Beſtimmungen über deren Mißbrauch ſei ein paſſendes Auskunftsmittel, um eine unangenehme Berührung der Regierung zu beſeitigen. Die Bemerkung von einem geachteten Gliede des Fürſtenſtandes könne ihn nicht abhalten, dieſe zu beantragen, da die

Bundesacte solche als grundsätzlich festgestellt habe. Unser geisterreicher, hellblickender König wäre sicher nicht abgeneigt, dem Volke einen Schutz zu geben, den es zu vertheidigen habe. Er trete dem Antrage des Referenten bei.

VII.

(Zu pag. 337.)

Königl. Preuß. Ministerialverfügung, den Beruf und die Grenzen der Censur in Preußen betreffend.

(Allgem. Preuß. Staats-Zeitung 1842, Nr. 14 pag. 56.)

„Zur Herbeiführung einer größern Gleichförmigkeit bei Ausübung der Censur, und um schon jetzt die Presse von unstatthaften, nicht in der allerhöchsten Absicht liegenden Beschränkungen zu befreien, haben Se. Majestät der König durch eine an das Königl. Staatsministerium am 10 d. erlassene Allerhöchste Ordre jeden ungebührlichen Zwang der schriftstellerischen Thätigkeit ausdrücklich zu mißbilligen und unter Anerkennung des Werthes und des Bedürfnisses einer freimüthigen und anständigen Publicität uns zu ermächtigen geruht, die Censoren zur angemessenen Beachtung des Art. 2. des Censuredicts vom 18. October 1819 von neuem anzuweisen. Nach diesem Gesetze soll die Censur keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftstellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen. Ihr Zweck ist: „Denjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion zuwider ist, zu unterdrücken, was die Moral und guten Sitten beleidigt, dem fanatischen Herüberziehen von religiösen Glaubenssätzen in die Politik und der dadurch entstehenden Begriffsverwirrung entgegenzutreten; endlich zu verhüten, was die Würde und Sicherheit sowohl des preußischen Staats als der übrigen deutschen Bundesstaaten verletzt." Die Censur soll aber keineswegs in einem engherzigen, über dieses Gesetz hinausgehenden Sinne gehandhabt werden. Der Censor kann eine freimüthige Besprechung auch der innern Landesangelegenheiten sehr wohl gestatten. Die unverkennbare Schwierigkeit, hierfür die richtigen Grenzen aufzufinden, darf von dem Streben, der wahren Absicht des Gesetzes vollkommen zu genügen, nicht abschrecken, noch zu jener Aengstlichkeit verleiten, wie sie nur zu oft schon zu Mißdeutungen über die Absichten des Gouvernements Veranlassung gegeben hat. Bleibt es gleich unmöglich, im Wege der Instruction Verhaltungsmaßregeln für alle einzelnen Fälle zu ertheilen; so wird die Bildungsstufe und die äußere Stellung der Censoren doch dafür eine sichere Bürgschaft gewähren, daß ihrer Umsicht die Auffindung einer richtigen Mitte zwischen den Extremen gelingen und dadurch sowohl dem Bedürfnisse freier wissenschaftlicher Erörterung als der Pflicht, den Einzelnen wie die Gesammtheit in allen ihren höheren Interessen vor feindseligen und böswilligen Angriffen zu sichern, in befriedigender Weise genügt werde. Hieraus folgt insbesondere, daß Schriften, in denen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, erlassene oder noch zu erlassende Gesetze nach ihrem innern Werthe geprüft, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angeregt oder in Vorschlag gebracht werden, um deswillen, weil sie in einem andern Sinn als dem der Regierung geschrieben, nicht zu verwerfen sind, wenn nur ihre Fassung anständig und ihre Tendenz wohlmeinend ist. In welchem Umfange derartige Erörterungen, welche die Maßregeln des Gouvernements einer Kritik unterwerfen, zur Publicität verstattet werden können, bewegt unter Anderm die Ausdehnung, in welcher die Verhandlungen der rheinischen Provinzial-Stände in die öffentlichen Blätter übergegangen sind. Es ist aber dabei eine unerläßliche Voraussetzung, daß die Tendenz der gegen die Maßregeln der

Regierung ausgesprochenen Erinnerungen nicht gehässig und böswillig, sondern wohlmeinend sei, und es muß von dem Censor der gute Wille und die Einsicht verlangt werden, daß er zu unterscheiden wisse, wo das Eine und das Andere der Fall ist. Mit Rücksicht hierauf haben die Censoren ihre Aufmerksamkeit auch besonders auf die Form und den Ton der Sprache der Druckschrift zu richten, und insofern durch Leidenschaftlichkeit, Heftigkeit und Anmaßung ihre Tendenz sich als eine verderbliche darstellt, deren Druck nicht zu gestatten. Alles, was wider die christliche Religion im Allgemeinen oder wider einen ihr immanten Lehrbegriff auf eine boswillige feindselige Weise gerichtet ist, darf nicht geduldet werden, und eben so wenig dasjenige, wodurch Zucht und Sitte und äußere Anständigkeit verletzt werden. Beleidigende Aeußerungen und ehrenkränkende Urtheile über einzelne Personen sind nicht zum Drucke geeignet. Dasselbe gilt von Verdächtigung der Gesinnung Einzelner, oder ganzer Klassen, vom Gebrauche von Parteinamen oder sonstigen Persönlichkeiten. Wird die Censur nach diesen Andeutungen in dem Geiste des Censuredicts vom 18. October 1819 ausgeübt, so wird einer anständigen und freimüthigen Publicität hinreichender Spielraum gewährt, und es ist zu erwarten, daß dadurch eine größere Theilnahme an vaterländischen Interessen erweckt und so das Nationalgefühl erhöht werden wird. Auf diesem Wege darf man hoffen, daß auch die politische Literatur und die Tagespresse ihre Bestimmung besser erkennen, mit dem Gewinn eines reichern Stoffes auch einen würdigern Ton sich aneignen, und es künftig verschmähen werde, durch Mittheilung geheimer, aus fremden Zeitungen entlehnter, von übelwollenden oder schlecht unterrichteten Correspondenten herrührender Tagesneuigkeiten, durch Klatschereien und Persönlichkeiten auf die Neugier ihrer Leser zu speculiren, eine Richtung, gegen welche einzuschreiten die Censur den unzweifelhaften Beruf hat. Damit diesem Ziele näher getreten werde, ist es erforderlich, daß bei Genehmigung neuer Zeitschriften und neuer Redacteure mit großer Vorsicht verfahren werde, damit die Tagespresse nur völlig unbescholtenen Männern anvertraut werde, deren wissenschaftliche Bildung, Stellung und Charakter für den Ernst ihrer Bestrebungen und für die Loyalität ihrer Denkungsart Bürgschaft leisten. Mit gleicher Vorsicht muß bei Ernennung der Censoren verfahren werden, damit das Censuramt nur Männern von erprobter Gesinnung und Fähigkeit übertragen werde, die dem ehrenvollen Vertrauen, welches dasselbe voraussetzt, vollständig entsprechen: Männern, welche, wohldenkend und scharfsichtig zugleich, die Form von dem Wesen der Sache zu sondern verstehen und mit sicherem Takt sich über Bedenken hinwegzusetzen wissen, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an sich diese Bedenken nicht rechtfertigen. Indem wir dem Königl. Oberpräsidium überlassen, die Censoren seines Bezirks hiernach mit Anweisung zu versehen, hegen wir zu demselben das Vertrauen, daß es auch seinerseits bei Leitung der Censurangelegenheiten diese Andeutungen überall beachten und so die Erfüllung der Allerhöchsten Absicht Sr. Majestät des Königs sich angelegen sein lassen werde. Berlin, 24. Dec. 1841. Der Minister des Innern und der Polizei, v. Rochow. Der Minister der geistlichen rc. Angelegenheiten, Eichhorn. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Maltzan."

Zum zweiten Bande.

I.

(Zu pag. 76.)

(Allgem. Preuß. Staatszeitung 1842, Nr. 191, pag. 821.)

„Ich überſende Ihnen hierbei ein Schreiben des Primas von England, Erzbiſchofs von Canterbury, welches die beſtimmten Vorſchläge enthält über das Verhältniß des Biſchofs der vereinigten Kirchen von England und Irland in Jeruſalem zu den deutſchen Gemeinden evangeliſcher Confeſſion in Paläſtina, welche ſich der Jurisdiction des Letztern zu unterwerfen geneigt ſind. Sie werden daraus entnehmen, daß der genannte Prälat den Gemeinden des deutſchen proteſtantiſchen Bekenntniſſes in Paläſtina den Schutz und die hirtliche Fürſorge des engliſchen Biſchofs zu Jeruſalem anbietet, ohne andere Bedingungen zu machen, als ſolche, welche die Ausübung dieſes Schutzes ſelbſt erfordert. Eine Veröffentlichung ſolcher Vorſchläge wird am geeignetſten ſein, die Mißverſtändniſſe Wohlmeinender zu beſeitigen und die Verdrehungen und Verläumdungen Böswilliger unſchädlich zu machen. Wenn auch zur Zeit noch keine deutſch-evangeliſchen Gemeinden in Paläſtina ſich befinden, ſondern die Bildung derſelben unter dem Einfluſſe der ſie begünſtigenden Umſtände erſt noch zu erwarten iſt, ſo werden doch ſchon jetzt Candidaten der deutſch-proteſtantiſchen Kirche, welche das wachſende Intereſſe an dem Werke der Miſſionen zur Bekehrung der Juden nach Paläſtina führt, es für ſehr wünſchenswerth halten, von den in dem Schreiben des Erzbiſchofs von Canterbury enthaltenen Anerbietungen Gebrauch zu machen, und mittelſt des ſich anzueignenden Schutzes und der Fürſorge des Biſchofs der vereinigten Kirche von England und Irland in Jeruſalem ihrer Wirkſamkeit eine freiere Bahn und einen ſegensreicheren Erfolg zu bereiten. Ich bin gern geneigt, Candidaten dieſer Art, wenn ſie von der Behörde geprüft und qualificirt erachtet worden ſind, insbeſondere ihre feſte Begründung in dem evangeliſchen Glauben nach dem Lehrbegriff der Augsburgiſchen Confeſſion zuvor nachgewieſen haben, in angemeſſener Art zu unterſtützen und trage Ihnen auf, Mir dergleichen zu bezeichnen.

Danzig, den 28. Juni 1842.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Staats-Miniſter Eichhorn."

(Ueberſetzung.)

Lambeth, den 18. Juni 1842.

Sire!

Da es mir wünſchenswerth erſcheint, daß Ew. Majeſtät von dem Verhältniſſe, worin die deutſchen Gemeinden in Paläſtina zu dem Biſchofe der vereinigten Kirche

von England und Irland in Jerusalem stehen werden, eine vollständige Kenntniß erhalten, so lege ich ehrerbietigst folgende Vorschläge vor, welche, wie ich hoffe, Ew. Majestät genehm sein werden.

Der Bischof wird es für seine Pflicht erachten, alle die Gemeinden des deutschen protestantischen Bekenntnisses, welche sich innerhalb des Bereichs seines Sprengels befinden und geneigt sind, sich seiner Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, in seine oberhirtliche Fürsorge und seinen Schutz zu nehmen, und wird denselben allen in seiner Macht stehenden Beistand leisten.

In diesen Gemeinden wird die von mir sorgfältig durchgegangene deutsche Liturgie, welche aus den in Eurer Majestät Landen kirchlich rezipirten Liturgien entnommen ist, bei der Feier des Gottesdienstes von Geistlichen angewendet werden, die nach folgenden Grundsätzen angestellt werden sind.

Candidaten des heiligen Predigtamts von deutscher Zunge, welche dazu Ew. Königl. Majestät Erlaubniß erhalten haben, werden dem Bischof das Zeugniß einer von Ew. Majestät zu bestimmenden Behörde vorlegen, worin ihr guter Wandel und Aufführung, sowie ihre Befähigung für das geistliche Amt, in jeder Beziehung bezeugt wird. Der Bischof wird natürlich Fürsorge treffen, bei jedem ihm also präsentirten Candidaten von dessen Befähigung für die besonderen Pflichten seines Amtes, von der Lauterkeit seines Glaubens und von seinem Verlangen, die Ordination von den Händen des Bischofs zu empfangen, sich zu überzeugen. Sowie der Bischof die Ueberzeugung über diese Punkte gewonnen hat, wird er den Candidaten auf die Unterschrift der drei Symbole, des apostolischen, nicänischen und athanasischen, examiniren, und ihm auf die eidliche Zusicherung des kirchenordnungsmäßigen Gehorsams gegen den Bischof und seine Nachfolger die Erlaubniß zur Ausübung seines Amtes ertheilen.

Was die Confirmation junger Personen in solchen Gemeinden in Palästina betrifft, so wird der Geistliche der Gemeinde in hergebrachter Weise dieselben zu diesem Zwecke unterrichten, die erforderliche Prüfung mit ihnen vornehmen, und von ihnen in Gegenwart der Gemeinde das Bekenntniß ihres Glaubens empfangen. Sie werden alsdann dem Bischof vorgestellt werden, welcher die Handlung der Confirmation nach der Form der Liturgie der vereinigten Kirche von England und Irland vollziehen wird.

In tiefster Ehrfurcht habe ich die Ehre zu verharren
Sire
Ew. Majestät aufrichtigster und unterthänigster Diener
(gez.) W. Canterbury

An
Se. Majestät Friedrich Wilhelm den Vierten,
König von Preußen.

II.

(Zu pag. 102.)

a. Glaubensbekenntniß der s. g. Berliner Freien.

(Frankfurter Journal vom 7. Juli 1842.)

1) Wir glauben an einen einzigen, allmächtigen, allweisen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Vater aller Wesen.

2) Wir glauben an die Unsterblichkeit unserer Seelen und an eine gerechte Vergeltung jenseits.

3) Wir glauben an Gottes Verziehung und an den Einfluß seines heiligen Geistes in den großen Glaubenshelden aller Völker der Erde.

4) Wir ehren die Satzungen und heiligen Gebräuche aller Kirchen, welche dazu dienen, dem Erdenleben die höhere religiöse Weihe zu verleihen.

5) Wir achten die Tugend und Sittenreinheit hoch und heilig und wollen uns eines gerechten Wandels vor Gott und unsern Nebenmenschen nach Kräften befleißigen.

6) Wir feiern mit kindlichem Danke Feste zur Ehre des einigen Gottes, des Vaters des Lichts und des Quells der Liebe, der unserer Seele gnädig sein möge jetzt und in Ewigkeit.

b. Uhlich's Glaubensbekenntniß.

(Vgl. „Bekenntnisse von Uhlich, mit Bezug auf die protestantischen Freunde und auf erfahrene Anfeindungen." Leipzig 1845 pag. 10. sq.)

Der Verfasser bemerkt dazu: „In der Pfingstversammlung der protestantischen Freunde zu Leipzig, im Jahre 1842, habe ich diese Sätze vorgelegt, sie sind aber nicht in die gedruckten Mittheilungen aufgenommen worden, weil man es bedenklich fand, ein Glaubensbekenntniß aufzustellen, indem Glaubensbekenntnisse stets neuen Zwiespalt herbeigeführt hätten.

1) Ich finde mich, bei aller Hoheit, die mir unter den Geschöpfen als Mensch angewiesen ist, mangelhaft, unvollkommen. Es fehlt mir etwas, aber das Sehnen nach Wahrheit, Tugend, Frieden verläßt mich nie.

2) Indem ich für dies Sehnen Befriedigung suche, so finde ich sie nirgends besser, als im Christenthum, und als dessen lebendiger Inbegriff stellt sich mir sein Stifter Jesus Christus dar.

3) In ihm erkenne ich den erhabensten Gesandten Gottes an die Menschen, den Menschen wie er sein soll, den Herrn und Meister, dem sich meine Seele mit vollem Vertrauen zu eigen geben kann.

4) Seine Geschichte ist mir, den Hauptsachen nach, beglaubigt, insbesondere aber ruht mein Glaube an ihn auf der Reinheit seines Lebens, der Wahrheit seiner Lehre, der Lebenskraft seines Reiches, und, als auf dem letzten und innersten Grunde, auf der Erfahrung, daß seine Nachfolge mich selig macht.

5) Durch Jesum kenne ich Gott als meinen Vater, den ich zu verehren strebe in Geist und Wahrheit, insbesondere durch unbedingte kindliche Hingebung.

6) Durch Jesum habe ich als Richtschnur aller meiner Werke das Gebot der Liebe.

7) Durch ihn kenne ich als die Aufgabe meines ganzen Lebens Heiligung, die auch dem Ziele näher kommt, aber nach jedem gethanen Schritte sich noch nicht am Ziele erblickt.

8) Bin ich in dieser Aufgabe säumig gewesen und traure darüber, so verkündigt mir Jesus, zugleich mit dem Gebet der Sinnesumwandlung, Vergebung der Sünden.

9) Von ihm habe ich die Verheißung des heiligen Geistes als einer göttlichen Kraft, welche in der ganzen Christenheit fortwirkt, und bei neuem Streben sich auch in meine Seele senkt und mir mein Ziel erreichen hilft.

10) Für die Vollendung alles meines Strebens verweiset mich Jesus auf ein höheres Reich Gottes jenseit des Grabes, und darin auf Gericht und Vergeltung, welche aber schon hier beginnen.

III.

(Zu pag. 119.)

S. Geſetz-Sammlung für die Königl. Preußiſchen Staaten Nr. 20.

(Nr. 2286.) Verordnung über die Bildung eines Ausſchuſſes der Stände des Königreichs Preußen. Vom 21. Juni 1842.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc. haben beſchloſſen, einen ſtändiſchen Ausſchuß aus Mitgliedern des Provinzial-Landtage, welche Unſer beſonderes Vertrauen beſitzen, wählen zu laſſen, um ſolchen in der Zwiſchenzeit von einem Landtage zum anderen in beſonderen Fällen zu berufen und Uns in wichtigen Landesangelegenheiten ſeines Rathes zu bedienen.

Wir verordnen daher, nach eingeholtem Gutachten Unſerer getreuen Stände des Königreichs Preußen, was folgt:

§. 1.

Es ſoll im Königreich Preußen, ſowie in allen übrigen Provinzen Unſerer Monarchie, ein Ausſchuß aus den auf dem Provinzial-Landtag verſammelten Ständen gebildet werden, der ſich auf Unſeren Befehl zu verſammeln hat, um uns die Gelegenheit zu geben, auch in der Zeit, wo die Provinzial-Landtage nicht verſammelt ſind, ſtändiſche Organe mit ihrem Gutachten zu hören.

§. 2.

Die verfaſſungsmäßige Wirkſamkeit der Provinzial-Stände, wie ſolche durch den Artikel III. des allgemeinen Geſetzes vom 5. Juni 1823 vorgeſchrieben iſt, erleidet durch den Ausſchuß (§. 1.) keine Beeinträchtigung.

§. 3.

Die Wirkſamkeit des Ausſchuſſes ſoll vielmehr eintreten, wenn die Anſichten der Landtage verſchiedener Provinzen über einen von ihnen berathenen Geſetz-Entwurf bedeutend von einander abweichen, oder, wenn in der weiteren Berathung der Geſetze, in den höheren Inſtanzen der Legislation neue Momente hervortreten, und Wir es angemeſſen finden, durch ſtändiſche Organe eine Ausgleichung der verſchiedenen Anſichten herbeizuführen.

§. 4.

Insbeſondere aber ſoll Uns der einzuberufende Ausſchuß ein ſtändiſches Organ darbieten, mit dem Wir auch bei Gegenſtänden, welche bisher in der Regel an die Provinzialſtände nicht gelangt ſind, wenn Wir dabei den Rath erfahrener Männer aus den Eingeſeſſenen der Provinz einzuholen für gut finden werden, die anzunehmenden Hauptgrundſätze einer Berathung wollen unterwerfen laſſen.

Desgleichen behalten Wir Uns vor, denſelben auch bei den erſten Vorbereitungen zu allgemeinen wichtigen Geſetzen zur gutachtlichen Aeußerung aufzufordern, ſowohl hinſichts der Nothwendigkeit dieſer Geſetze im Allgemeinen, als hinſichts der Richtung, welche bei Abfaſſung derſelben zu befolgen ſein möchte, inſofern es dabei hauptſächlich auf Kenntniß örtlicher Verhältniſſe und praktiſche Erfahrung ankommt.

§. 5.

Die Zahl der Mitglieder dieſes Ausſchuſſes ſetzen Wir hierdurch auf zwölf feſt: Seine Zuſammenſetzung geſchieht in der Art, daß für denſelben:

vom Stande der Ritterſchaft	. . . . .	6 Mitglieder,
„ „ „ Städte	. . . . .	4 „
„ „ „ Landgemeinden	. . . . .	2 „

zu wählen ſind.

§. 6.

Der Landtags-Marschall, dessen Amt zu diesem Zwecke künftig bis zur Eröffnung des nächstfolgenden Provinzial-Landtags fortdauern soll, ist jederzeit Mitglied und Vorsitzender des Ausschusses. Derselbe wird in die Zahl der Ausschußmitglieder vom Stande der Ritterschaft in der Art mit eingerechnet, daß während der Dauer seines Amtes von jenem ein Mitglied weniger zum Ausschusse gewählt wird.

§. 7.

Die zu diesem Ausschusse erforderlichen Wahlen erfolgen auf versammeltem Provinzial-Landtage von jedem Stande in sich nach absoluter Stimmen-Mehrheit. Für jeden Stand werden so viel Stellvertreter als er Ausschußmitglieder zu ernennen hat, in der Art gewählt, daß jeder einzelne Wahl-Akt ausdrücklich auf die Wahl des ersten, zweiten u. s. w. Stellvertreters des betreffenden Standes gerichtet, und auf diese Weise die Reihenfolge bestimmt wird, in welcher die Erwählten bei vorfallenden Verhinderungen von Ausschußmitgliedern eintreten sollen.

Für den Fall der Behinderung des Landtags-Marschalls werden Wir einen Stellvertreter desselben aus den dem Stande der Ritterschaft angehörigen Mitgliedern des Ausschusses ernennen. In seiner Eigenschaft als Ausschußmitglied wird dann der Landtags-Marschall durch Einberufung derjenigen Stellvertreters seines Standes, an dem die Reihe ist, ersetzt.

Die Wahlen eines jeden Standes werden durch den Landtags-Marschall, als Wahl-Dirigenten, geleitet. Dieselben bedürfen Unserer Bestätigung.

§. 8.

Die Dauer der Wirksamkeit der Mitglieder eines gewählten Ausschusses beschränkt sich auf die Zwischenzeit von einem Provinzial-Landtage zum andern.

Ein in den Ausschuß gewählter Abgeordneter bleibt dessen Mitglied bis zur Eröffnung des nächsten Landtages, auch wenn die Wahlperiode, für welche er als Landtags-Abgeordneter gewählt ist, inzwischen ablaufen sollte.

§. 9.

Den zum Provinzial-Landtage versammelten Ständen bleibt überlassen, die Wahrnehmung der außer dem Landtage vorkommenden Geschäfte ständischer Verwaltung, insofern sie nicht besondere Ausschüsse dazu bestimmen sollten, dem nach den vorstehenden Bestimmungen zu bildenden Ausschusse, auch, nach dem Bedürfnisse, einem innerhalb desselben zu bestellenden engeren Ausschusse, oder auch nur einzelnen Mitgliedern zu übertragen.

Im Fall die Stände von dieser Befugniß Gebrauch machen, bedürfen ihre deshalbigen Beschlüsse Unserer Bestätigung, und behalten Wir Uns vor, alsdann auf ihren Antrag wegen des Zusammentritts des Ausschusses zu diesem Zweck und der Behandlung derartiger Geschäfte weitere Bestimmungen zu treffen.

§. 10.

Die Kosten der Ausschüsse werden in derselben Art, wie die allgemeinen Landtagskosten aufgebracht.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 21. Juni 1842.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

v. Boyen. Mühler. v. Rochow. v. Nagler. Rother. Gr. v. Alvensleben. Eichhorn. v. Thile. v. Savigny. Frh. v. Bülow. v. Bethmann-Hollweg. Gr. zu Stolberg. Gr. v. Arnim.

Die Erlasse an die übrigen sieben Provinzen sind der Hauptsache nach gleichlautend; die geringfügigen Abweichungen in Betreff der Zahl der Deputirten, des Wahlmodus ꝛc. finden sich im Text angegeben.

b.

(Vgl. Preuß. Staatszeitung 1842. Nr. 242.)

Se. Maj. der König haben wegen Einberufung der ständischen Ausschüsse sämmtlicher Provinzen zu einer am 18. October k. J. hier in Berlin zu eröffnenden gemeinsamen Berathung nachstehende Allerhöchste Cabinets-Ordre an das Staats-Ministerium erlassen:

„Ich habe in den, sämmtlichen im vorigen Jahre versammelten Provinzial-Landtagen vorgelegten Proposition-Artikeln Meine Absicht ausgesprochen, eine Vereinigung der inzwischen durch die Verordnungen vom 21. Juni k. J. gebildeten ständischen Ausschüsse in solchen Fällen stattfinden zu lassen, wo Mir ihr Rath in wichtigen Landesangelegenheiten, bei denen es sich um die Interessen mehrerer oder selbst aller Provinzen handelt, nothwendig erscheint. Diese Vereinigung der Ausschüsse ist eine Entwickelung der ständischen Institutionen, wie solche von Meines hochseligen Herrn Vaters Majestät in reiflicher Erwägung der Bedürfnisse seines Volks und seiner Länder gegeben sind, indem sie den ständischen Rath der einzelnen Provinzen durch ein Element der Einheit ergänzt. Die selbständige Wahrnehmung der Interessen der einzelnen Landestheile ist durch die Provinzial-, Communal- und kreisständischen Verfassungen genügsam gesichert, aber es fehlte bisher noch an einem Vereinigungspunkt, um die Ausgleichung abweichender Interessen da, wo eine solche sich für das Gesammtwohl des Staates als nöthig erweist, herbeizuführen und die Mitwirkung ständischer Organe bei allgemeinen Maßregeln in Fällen zu beschaffen, wo der Landesherr sie auf möglichst kurzem Wege nöthig erachtet. Diesen Vereinigungspunkt ist nunmehr in den Ausschüssen gegeben. Die im vorigen Jahre versammelt gewesenen Provinziallandtage haben den Gang, den Ich in dieser Entwickelung bezeichnet, und den Weg, in welchem des Hochseligen Königs Majestät das ständische Wesen neu begründete, auf erfreuliche Weise erkannt, indem sie die Hoffnung aussprechen, daß die Selbständigkeit der Provinziallandtage durch die Zusammenberufung der Ausschüsse keine Beeinträchtigung erleiden werde. In diesem Sinne habe Ich durch die Verordnungen vom 21. Juni k. J. den Ausschüssen die Bestimmung gegeben, die abweichenden Ansichten der Landtage einzelner Provinzen zu ermitteln, über etwaige, bei der weitern Berathung der Gesetze in den höhern Instanzen der Legislation hervorgetretene neue Momente sich nochmals gutachtlich zu äußern, bei den Berathungen allgemeiner Gesetze, sowohl über deren Nothwendigkeit, als über die bei ihrer Abfassung zu befolgende Richtung, ihr Gutachten abzugeben, und auch bei solchen Angelegenheiten, die bisher in der Regel an die Provinzialstände nicht gelangt sind, von dem Standpunkt der praktischen Erfahrung und der genauen Kenntniß der provinziellen Interessen, Meine Regierung mit ihrem Rathe zu unterstützen. Dieses wird daher auch die Bestimmung sein, welche die Ausschüsse zu erfüllen haben, wenn Ich dieselben sämmtlich zur Berathung allgemeiner Landesangelegenheiten hier versammle. Zu einer solchen Versammlung finde Ich gegenwärtig Veranlassung, indem Ich vorläufig über folgende Mir zur Entscheidung vorliegende Gegenstände vor Meiner definitiven Entschließung eine Berathung mit den ständischen Ausschüssen sämmtlicher Provinzen für angemessen erachte: 1) über die nähern Bestimmungen für den von Mir verheißenen und mit dem 1. Januar kommenden Jahres beginnenden Steuererlaß; 2) über die Beförderung einer umfassenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe aus Staatsmitteln; 3) wegen des Entwurfs eines Gesetzes über die Benutzung der Privatflüsse, in besonderer Beziehung auf die sich bei der Berathung durch die Provinziallandtage herausgestellten Meinungsverschiedenheiten, die der Ausgleichung bedürfen. Ich habe demnach beschlossen, die Ausschüsse aller Provinzen nach Berlin, behufs der Eröffnung ihrer Berathungen am 18. October k. J. zu berufen, und beauftrage das Staatsministerium, die oben aufgeführten Gegenstände zur Vorlegung bei der Versammlung derselben

vollständig vorzubereiten. Für die Beförderung eines ersprießlichen Zusammenwirkens der Ausschuß-Versammlung mit den von Mir zum Verhandeln mit derselben beauftragten Staatsdienern ist durch die von Mir genehmigte Geschäftsordnung gesorgt. Sie, den Minister des Innern, beauftrage Ich, den Oberpräsidenten einer jeden Provinz anzuweisen, die erwählten und von Mir bestätigten Mitglieder des Ausschusses derselben, in Verhinderungsfällen deren Stellvertreter, aufzufordern, sich spätestens am 17. Octbr. d. J. zu dem erwähnten Zweck hier einzufinden. Sanssouci, den 19. August 1842. (Gez.) Friedrich Wilhelm. An das Staatsministerium."

IV.

(Zu pag. 193.)

Vgl. Leipz. Allg. Ztg. Nr. 235. Beilage.

Der Grundstein des Kölner Doms besteht aus einem 3 Fuß langen, eben so breiten und 2⅝ Fuß hohen, rechtwinkelig behauenen Werkstücke. In denselben wurden eingelegt: 1) Folgende auf eine Zinnplatte gravirte Urkunde:

IN NOMINE SANCTISSIMAE TRINITATIS ET AD PERPETUAM REI MEMORIAM.

Universis et singulis hanc paginam lecturis notum sit, quod anno Dominicae incarnationis MDCCCXLII. tertiodus Septembris, indictione Romana decima quinta, Summi Domini Patris Gregorii P. P. XVI. papatus anno duodecimo, GLORIOSISSIMI REGNI FREDERICI GUILIELMI IV. POTENTISSIMI ET CLEMENTISSIMI BORUSSIAE REGIS ANNO III. Clemente Augusto L. B. de Droste-Vischering, S. Ecclesiae Coloniensis archiepiscopo, primarius lapis a Joanne de Geissel, Archiepiscopi Coadjutore, S. Ecclesiae Colon. Administratore Apostolico, solenni ritu ecclesiae sacratus, positus sit in fundamentis portae australis exaedificandae metropolitanae ecclesiae Coloniensis, quae dum sub invocatione B. M. V. S., Petri Apostoli et S. S. trium Magorum in Festo B. M. assumtae A. D. MCCXLVIII ab Archiepiscopo Conrado comite de Hochsteden esset fundata et sub Archiepiscopo Henrico de Virneburg A. D. MCCCXXII dedicata, ob temporum injurias vixtertiam partem perfecta, ab initio Seculi XVI. omni carens incremento, nostris temporibus post funestam Franco-Gallorum invasionem vel extremo orbata patrocinio, tandem Frederici Guilielmi III. p. m. Borussiae clementissimi Regis munificentia religioni sarta tecta est conservata et restituta. Quod fauste inchoatum opus regni virtutisque haeres paternae, Rex, tanti totius Germaniae moliminis Protector, grato in Deum animo prospiciens pacem feliciter reconciliatam dinque servatam, principum foederatorum sinceram concordiam libertatemque patriae vindicatam, ut sit fraternae unitatis symbolum, dignum christianae pietatis tabernaculum artisque perpetuum monimentum, suis sumtibus cunctarumque quarum adsunt legati Germanae nationis stirpium muneribus, divino annuente numine, ad culmen perducere decrevit. Huic interfuerunt solemnitati Rex Guilielmus et Elisabetha Ludovica Regina Borussiae, Ernestus Augustus Rex Hannoverae, Guilielmus Fredericus Rex Würtembergi, Fred. Franc. Alexander Magnus Dux Mecklenburgi, Adolphus Dux Nassoviae, Johannes Archidux Austriae, Wilhelmus princeps Borussiae, Carolus, Albertus, Fredericus, Augustus Borussiae principes, Carolus princeps Bavariae, a Metternich princeps. Canonici Capituli Metropolitani Coloniensis, vacantibus praelaturis, Dr. Petrus Schweitzer, Dr. J. Henricus Fitz, Dr. Johannes J. Müller, Dr. Johannes J. Iven, Dr. Nicolaus München, Dr. J. M. Augustus Scholz et cano-

nici honorario Joh. E. Geistmann, Bern. Steinbuchel. De Schaper summus Prov. Rhen. praeses, de Gerlach Collegii regim. colon. praeses, A. Steinberger supremus urbis Consul, H. a Wittgenstein sodalium munera colligentium praeses, E. Zwirner majoris operis magister Architectus. Alii plures. Ad mandatum Domini Regis Dr. E. de Groote secret. ad hoc spec. requ."

Auf der Rückseite der Platte befanden sich folgende Worte: „Der alte Dom zu Köln ward im Mai 1248 durch Feuersbrunst zerstört, desselben Jahres, den 14. August, vom Erzbischof Graf Conrad de Hochsteden durch Grundsteinlegung neu begonnen, am 27. September 1322 im fertig gewordenen Hochchore vom Erzbischof Heinrich von Virneburg geweiht. Ueber den ersten Baumeister und den mit Unterbrechungen bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fortgesetzten Bau sind keine Urkunden auf uns gekommen. Nach Einstellung desselben wurden die bis auf 42 Fuß hoch aufgeführten Gewölbepfeiler des Langhauses mit Nothdächern überdeckt, denn nur an der Nordseite waren sieben Kreuzgewölbe vollendet worden. Der nordwestliche Thurm hatte kaum einige Fuß, der südwestliche in zwei Geschossen etwa 70 Fuß Höhe erreicht. An den Querschiffen fehlten die Seitenportale. So stand das Gebäude, durch drei Jahrhunderte unvollendet, vom Zahne der Zeit dem Verfalle nahe gebracht, als nach dem ruhmvollen Freiheitskampfe der Deutschen gegen Frankreich die Rheinprovinz im Jahre 1816 an Preußen fiel, dessen frommer König Friedrich Wilhelm III. das unter französischer Herrschaft aufgehobene Erzbisthum 1825 wieder herstellte und die Instandsetzung des Domes befahl, wozu er vom Jahre 1824 bis zu seinem Tode, den 7. Juni 1840, die Summe von 205,084 Thalern aus Staatsmitteln überwies. Der Erzbischof Ferdinand August, Graf Spiegel zum Desenberg, führte 1825 die Kathedralsteuer wieder ein, wodurch dem Baufonds 84,310 Thaler und durch Collecten 39,307 Thaler zuflossen. Der unter der obern technischen Leitung des Regierungs- und Bauraths Frank zu Koblenz durch den Bauinspector Ahlert begonnene Herstellungsbau wurde nach dessen Tode (1833) durch Ernst Zwirner fortgesetzt, und demselben auch der Ausbau des Schiffes und der Portale selbständig übertragen, wozu von Sr. Maj. dem Könige Friedrich Wilhelm IV. mittelst Kabinetsordre vom 12. Jan. 1842, ein jährlicher Baufonds von 50,000 Thaler und zum Fortbau des nördlichen Thurmes unterm 31. Mai 1842, 10,000 Thaler überwiesen worden sind. Zur kräftigen Förderung des Baues, mittelst Darbringung von Geldbeiträgen, bildete sich am 3. Sept. 1840 ein Dombauverein, dessen Statut die landesherrliche Bestätigung vom 8. Dec. 1841 erlangte, worauf am 14. Febr. 1842 die Wahl eines Vorstandes von 40 Mitgliedern und seines Präsidenten, in der Person des Stadtraths von Wittgenstein, erfolgte. Auch an vielen andern Orten der preußischen Monarchie und in den deutschen Nachbarstaaten bildeten sich zu diesem Zwecke Vereine, um den erhabensten Tempel der Christenheit, als Denkmal deutscher Eintracht, zur Vollendung zu führen." (Auf der Randseite sind noch das Preußische und das Kölnische Fußmaß, sowie der Name des Baucontroleurs W. Schmitz eingravirt.)

2) Eine Pergamentrolle (in einer cylindrischen Kapsel), enthaltend das Statut des Central-Dombauvereins, sowie die bestätigende Cabinetsordre vom 8. Decbr. 1841 und ferner die Namen a) der am 14. Febr. 1842 gewählten, b) der beständigen Mitglieder des Vorstandes, c) des Ehrenvorsitzenden, d) des Präsidenten, des Secretärs und des Protokollführers, e) der bis zum 4. Septbr. 1842 beigetretenen, f) der ohne Berücksichtigung des Beitrags ernannten Ehrenmitglieder des Vorstandes, g) der Mitglieder des Verwaltungsausschusses, h) des Kassenkuratoriums, i) der Redactionscommission, k) des verantwortlichen Herausgebers des Vereinsorgans und l) der Secretariatsgehülfen. — 3) das Kölner Domblatt vom Datum der Grundsteinlegung. — 4) Die Festnummer der Kölnischen Zeitung von demselben Tage. — 5) Folgende Münzen: ein doppelter Friedrichsd'or vom Jahre 1842; ein einfacher Friedrichsd'or vom Jahre 1842; ein Zweithalerstück vom Jahre 1842 (Vereinsmünze); ein Einthalerstück vom Jahre 1842; ein Einthalerstück aus dem Sterbejahre Friedrich Wilhelms III. (1840); ein Einthalerstück vom Jahre 1824, in welchem

letzteren der Domreparaturbau seinen Anfang genommen; ein Gluthalerstück vom Jahre 1826 (Segen des mansfelder Berghaues); sechs Fünf-Silbergroschenstücke vom Jahre 1842; vier Zwei- und einen halben Silbergroschenstücke vom Jahre 1842; fünf Silbergroschen vom Jahre 1842; drei Vierpfennigstücke vom Jahre 1842; vier Dreipfennigstücke vom Jahre 1842; vier Zweipfennigstücke vom Jahre 1842; vier Pfennigstücke vom Jahre 1842; endlich zwei Dombauvereins-Medaillen vom 4. Septbr. 1842. Die so gefüllte Aushöhlung wurde von Sr. erzbischöfl. Gnaden durch den geweiheten Stein, eine 16 Zoll hohe und 14 Zoll breite weiße Marmorplatte, mit dem preußischen Adler, der Jahreszahl und dem Consecrationskreuze versehen, geschlossen, dann aber ein schweres Werkstück von der Größe des Grundsteins aufgesetzt und mit bronzenen Zapfen gehörig befestigt. Auf diesem Denksteine befanden sich die Namen der bei dem Dombau beschäftigten Meister und ausgezeichneten Werkgesellen.

V.

(In pag. 229.)

a.

Königliche Kabinetsordre, die Aufhebung der Censur für Bücher über 20 Druckbogen betreffend.

„Indem Ich eine Revision der für das Censurwesen in Meinen Staaten bestehenden Verordnungen und Verwaltungsformen angeordnet habe, will Ich, ohne die Beendigung dieser bei ihrer großen Wichtigkeit längere Vorbereitung und Zeit erfordernden Arbeit abzuwarten, schon jetzt die Presse von einer durch die Bundesgesetzgebung nicht geforderten Beschränkung befreien, indem Ich bestimme: daß die in Meinen Staaten erscheinenden Bücher, deren Text mit Ausschuß der Beilagen 20 Druckbogen übersteigt, wenn sowol der Verfasser als der Verleger auf dem Titel genannt sind, der Censur ferner nicht mehr unterworfen sein sollen. Auf Bücher, welche in einzelnen Lieferungen erscheinen, erstreckt sich diese Bestimmung nur insofern, als der Text jeder Abtheilung 20 Druckbogen übersteigt. Von jeder hiernach ohne Censur erscheinenden Schrift muß 24 Stunden vor ihrer Austheilung ein Exemplar bei der Polizeibehörde niedergelegt werden. Für die Befolgung dieser Vorschrift sind der Verfasser und der Verleger, ingleichen der Drucker, dessen Namen auf dem Titel oder am Ende des Werkes angegeben sein muß, bei einer polizeilichen Geldstrafe von 10—100 Thaler verantwortlich. Ueber die Festsetzung dieser Geldbuße entscheidet der Oberpräsident, unter Vorbehalt des Recurses an den Minister des Innern; der Recurs muß innerhalb zehn Tagen nach Publication des Resoluts des Oberpräsidenten bei Letzterem angemeldet werden. Die bisherigen Strafgesetze gegen die im Wege der Presse verübten Verbrechen und namentlich die Bestimmungen im Artikel XVI. Nr. 2 und 3 des Censuredicts vom 18. October 1819 bleiben auch in Beziehung auf diejenigen Bücher in Kraft, welche fortan von der Censur befreit sind. Das Staatsministerium hat diese Ordre durch die Gesetzsammlung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Berlin, den 4. October 1842. Friedrich Wilhelm. An das Staatsministerium."

b.

Königliche Kabinetsordre, die Nothwendigkeit officieller Berichtigung unwahrer oder böswillig entstellter Zeitungsnachrichten betreffend.

„Ich habe schon öfter auf die Nothwendigkeit hingewiesen, der Tendenz des schlechten Theils der Tagespresse: die öffentliche Meinung über allgemeine Ange-

legenheiten durch Verbreitung von Unwahrheiten oder entstellten Thatsachen irre zu leiten, dadurch zu bezwecken, daß jeder solchen falschen Mittheilung augenblicklich die Wahrheit durch Berichtigung der Thatsachen in denselben Blättern gegenübergestellt werde, welche sich der Verbreitung schuldig gemacht haben. — Es genügt nicht, der Gegenwirkung gegen schlechte, für den öffentlichen Geist verderbliche Bestrebungen eines Tagesblattes den andern, von einem besseren Geiste geleiteten Blättern zu überlassen und sie nur von ihnen zu erwarten. Eben da, wo das Gift der Verführung eingeschränkt werden soll, muß es auch ausdrücklich gemacht werden; das ist nicht nur Pflicht der Obrigkeit gegen den Leserkreis, dem das Gift geboten werden, sondern es ist zugleich unter allen Mitteln das wirksamste, die Tendenzen der Täuschung und Lüge, wie sie sich zeigen, zu vernichten, indem man die Redactionen zwingt, das Urtheil über sich selbst zu veröffentlichen. Ich habe es darum mißfällig bemerkt, daß dies, eben so rechtmäßige als nothwendige Mittel, Ausartungen der Presse zu zügeln, bisher wenig oder gar nicht angewendet worden ist. Sehen die bisherigen Gesetze die Verpflichtungen der inländischen Zeitungen zur unweigerlichen Aufnahme aller unter amtlicher Autorität ihnen zugesandten thatsächlichen Berichtigungen, und zwar ohne alle Anmerkungen und einleitende Betrachtungen, nicht genügend festgestellt haben sollten, erwarte Ich von dem Staatsministerio verfassungsmäßige Vorschläge zu der nöthigen Ergänzung derselben. Wenn sie aber für den Zweck schon jetzt ausreichen, so will Ich, daß dieselben auch zum Schutz des Rechts und der Wahrheit von Meinen Behörden kräftig gehandhabt werden, und empfehle dies, nächst den Ministerien selbst, insbesondere der unmittelbaren Sorgfalt der Oberpräsidenten, denen das Staatsministerium die Weisungen deshalb zu ertheilen hat. — Je ernster es Mir am Herzen liegt, daß der edlen, loyalen, mit Stärke freimüthigen Gesinnung, wo sie sich kund geben mag, die Freiheit des Wortes nicht verkümmert, der Wahrheit das Feld der öffentlichen Besprechung so wenig als möglich beschränkt werde, keine unnachsichtigen Mittel der Gewalt, welcher Waffen der Lüge und Verführung gebraucht, darniedergehalten werden, auf daß die Freiheit des Wortes unter dem Mißbrauche desselben nicht um ihre Früchte und ihren Segen betrogen werden könne."

VI.

(Zu pag. 244.)

a.

Geschäftsordnung für die Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse.

„Nachdem Se. Majestät der König zu befehlen geruht haben, daß die ständischen Ausschüsse sämmtlicher Provinzen versammelt werden sollen, beauftragt der Minister des Innern die Oberpräsidenten mit der Einberufung der einzelnen Mitglieder unter Angabe der Zeit und des Orts der Versammlung. Dieselbe wird an dem von Sr. Majestät dem Könige bestimmten Tage durch den Minister des Innern eröffnet.

Für den Gang der Berathungen der vereinigten Ausschüsse gelten folgende Regeln:

§ 1. Der Departementschef, zu dessen Ressort der zu berathende Gegenstand gehört leitet als Königl. Commissarius persönlich die Berathung. Er eröffnet jede Sitzung und bestimmt, wenn sie aufgehoben werden soll. In Verhinderungsfällen wird derselbe durch einen andern von Sr. Majestät zu bestimmenden Staatsbeamten vertreten. Derselbe wird bei diesen Geschäften in der Handhabung der

formellen Geschäftsordnung durch einen Marschall unterstützt, welchen Se. Majestät aus den Mitgliedern der Ausschußversammlung ernennen.

§. 2. Des Königs Majestät werden nach dem Antrage des Staatsministeriums aus den Mitgliedern der Versammlung einen oder verschiedene Protokollführer für die verschiedenen Gegenstände der Berathungen bestimmen.

§. 3. Alle den Ausschüssen zu machende Mittheilungen gehen vom Staatsministerium aus, welches solche durch den Minister des Innern, soweit sie das Materielle der zu der Berathung bestimmten Gegenstände betreffen, dem Departements-Chef, soweit sie das Formelle des Geschäftsganges betreffen, dem Marschall zur weiteren Eröffnung an die Ausschuß-Versammlung zugehen läßt. Ebenso gehen die allgemeinen Anfragen, sowohl Seitens der Departements-Chefs, als des Marschalls, durch den Minister des Innern an das Staatsministerium.

§. 4. Sofern der Versammlung der Ausschüsse mehrere Gegenstände zur Berathung vorgelegt werden, bestimmt das Staatsministerium deren Reihenfolge. Der betreffende Departements-Chef hat nach Maßgabe der vom Staatsministerium ergangenen Mittheilungen und nach vorgängigem Vernehmen mit dem Marschall die Sitzungen anzuberaumen.

§. 5. Die Mitglieder der Ausschüsse nehmen in der Versammlung ihre Plätze nach Provinzen ein, innerhalb jedes Provinzial-Ausschusses aber nach Ständen.

§. 6. Ueber jeden an die Versammlung der Ausschüsse zu bringenden Gegenstand wird eine Denkschrift ausgearbeitet und vor der Berathung unter die Mitglieder vertheilt. In der Denkschrift müssen die Fragen, welche zur Erörterung kommen sollen, bestimmt angegeben werden. Bezieht sich das zu erörternde Gutachten auf einen Gesetzentwurf, so ist dieser der Denkschrift beizufügen.

§. 7. Die Berathung wird mit einem Vortrage, den der Departements-Chef durch den dazu von ihm ernannten Referenten halten läßt, eröffnet. Es ist hierbei eine allgemeine Uebersicht der Sache voranzuschicken, im Einzelnen aber muß der Vortrag sich genau an die in der Denkschrift aufgestellten Fragen halten. Der Departements-Chef kann, insofern er es für angemessen erachtet, außer dem Referenten noch andere Beamte des betreffenden Ressorts zuziehen, um, wenn es erforderlich ist, der Versammlung auf der Stelle über einzelne den Gegenstand berührende Punkte Auskunft zu geben. Ebenso bleibt demselben überlassen, dem Vortrage des Referenten etwa noch Erläuterungen und weitere Bemerkungen zuzufügen.

§. 8. Hierauf veranlaßt der Marschall, um einem jeden Mitgliede Gelegenheit zu geben, sich über den Gegenstand zu äußern, durch den Protokollführer den namentlichen Aufruf sämmtlicher Mitglieder nach alphabetischer Ordnung der Namen. Ein Mitglied darf in diesem Theile der Verhandlung nicht mehr als Ein Mal sprechen, auch sich bei seinem Vortrage nicht von dem Gegenstande der Verhandlung entfernen und ist im entgegengesetzten Falle durch den Marschall auf die Ordnung aufmerksam zu machen. Dem Departements-Chef steht frei, so oft er es nöthig findet, selbst das Wort zu nehmen, um Ansichten zu berichtigen, oder Aufklärungen zu geben, auch den Referenten, oder einen andern der zugezogenen Beamten hierzu zu veranlassen.

§. 9. Wer spricht, steht auf und setzt sich wieder, sobald er seinen Vortrag beendet hat. Er darf seine Rede nur an den Departements-Chef, nicht aber an denjenigen richten, dessen Ansichten er etwa widerlegen will.

§. 10. Der Departements-Chef hat zu ermessen, inwiefern es nach Beendigung des namentlichen Aufrufs nöthig ist, durch den Referenten in einem Schlußvortrage die Hauptmomente der bisherigen Aeußerungen zusammenstellen zu lassen und ihm etwa noch selbst nöthig scheinende Bemerkungen hinzuzufügen, welchem nächst dann die freie Diskussion eröffnet wird.

§. 11. Für die freie Diskussion gelten folgende Bestimmungen:

a. Jedes Mitglied kann sprechen, so oft es ihm nöthig scheint. Eine Reihenfolge findet hierbei nicht statt; sonst aber kommen die Vorschriften der §§. 8 und 9 hier ebenfalls in Anwendung.

b. Wenn Mehrere zugleich aufstehen, so bestimmt der Marschall, wer zuerst das Wort erhalten soll.

c. Wer Aeußerungen hineinmischt, die den in Diskussion begriffenen Punkt nicht betreffen, kann durch den Marschall an die Ordnung erinnert werden.

d. Wer spricht, darf von Niemanden unterbrochen werden, als von dem Marschall, wenn dieser ihn oder einen Andern an die Ordnung zu erinnern nöthig findet, und vom Departements-Chef, sobald dieser das Wort verlangt.

e. Auch während der freien Diskussion steht es nämlich dem Departements-Chef zu, so oft er es für erforderlich hält, das Wort zu nehmen, beziehungsweise dasselbe einem der von ihm zugezogenen Beamten zu ertheilen.

§ 12. Wenn Niemand weiter das Wort verlangt, so erklärt der Marschall nach vorhergehender Zustimmung des Departements-Chefs die Diskussion für geschlossen. Der Letztere ist auch befugt, wenn er die Besprechung des Gegenstandes für erschöpft hält, hierauf aufmerksam zu machen. Wird jedoch der Schließung der Diskussion von wenigstens drei Mitgliedern widersprochen, so ist die Frage: ob die Berathung bis zum Schlusse rein sei? zur Abstimmung zu bringen.

§ 13. Nach dem Schlusse der Diskussion stellt der Departements-Chef die Fassung der in den Denkschriften enthaltenen Fragen definitiv fest und bestimmt die Reihenfolge derselben, worauf der Marschall über solche abstimmen läßt. Entwickeln sich unter der Diskussion neue Fragen, welche mit ersteren in wesentlichem Zusammenhange stehen, so kann der Departements-Chef die Abstimmung darüber in gleicher Weise veranlassen.

§ 14. Bei Fragen, über welche sich eine Meinungsverschiedenheit nicht geäußert hat, findet es keiner Abstimmung; dagegen ist solche nothwendig, wenn im Falle einer Meinungsverschiedenheit wenigstens sechs Mitglieder die Abstimmung verlangen. Der Marschall hat hierüber, wenn er nicht sofort die Abstimmung eintreten lassen will, jederzeit die Mitglieder der Versammlung zur Erklärung aufzufordern.

§ 15. Jede Abstimmung erfolgt mittelst namentlichen Aufrufs aller anwesenden Mitglieder, nach der im § 8 bezeichneten Ordnung, jedoch in der Art, daß von Frage zu Frage um einen Anfangsbuchstaben vorgerückt wird.

§ 16. Ueber die Berathung und deren Ergebnisse ist ein vollständiges Protokoll aufzunehmen. Dasselbe muß außer dem geschichtlichen Verlaufe der Verhandlung enthalten:

a. eine übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen (ohne daß die Ansichten der einzelnen Mitglieder hinter einander aufgeführt werden) und der von dem Departements-Chef, dem Referenten oder den sonst zugezogenen Beamten zur Aufklärung des Sachverhältnisses und zur Berichtigung von Mißverständnissen gemachten Aeußerungen. Die Namen der Redenden sind im Protokolle zu vermerken.

b. die zur Abstimmung gebrachten Fragen und zwar in ihrer wörtlichen Fassung.

c. Die Resultate der Abstimmung in der Art, daß außer dem allgemeinen Resultate auch jedesmal bemerkt wird, wie der Ausschuß einer jeden Provinz sich gestimmt hat.

§ 17. Das Protokoll wird in der nächsten Sitzung verlesen und von dem Departements-Chef, dem Marschall und einem Mitgliede aus dem Provinzialausschusse unterzeichnet. Da die Mitglieder der Versammlung durch die Vollständigkeit des Protokolls die Gewißheit erhalten, daß jede Meinung mit ihren Gründen treu wieder angegeben wird, so findet die Einrichtung von Separat-Votis nicht statt.

§ 18. Das Protokoll vertritt zugleich die Stelle des Gutachtens und wird

vom Departements-Chef mit einer Uebersicht der Ergebnisse der Verhandlungen und unter Beifügung der namentlichen Abstimmung, durch den Minister des Innern an das Staatsministerium befördert, welches die Verhandlungen demnächst Sr. Majestät dem Könige einreicht.

§ 19. Die Ausfertigung eines Abschiedes für die Versammlung der vereinigten Ausschüsse findet nicht statt. Ihre Schließung und die Entlassung der Mitglieder erfolgt, nachdem der Befehl Sr. Majestät des Königs hierzu ergangen ist, durch den Minister des Innern. —

b.

Kabinetsordre, betreffend den verheißenen Steuererlaß sowie die Beförderung einer umfassenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der preußischen Monarchie.

„Nachdem, Meinen Anordnungen gemäß, das Gutachten der vereinigten ständischen Ausschüsse über die Modalitäten des von Mir verheißenen Steuer-Erlasses und über die Beförderung einer umfassenden Eisenbahn-Verbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe aus Staatsmitteln eingeholt worden ist, bestimme Ich, auf den Bericht des Staats-Ministeriums vom 17. d. M., Folgendes:

1) Ich will die, Meinen getreuen Unterthanen in dem Propositions-Dekrete an die versammelten Provinziallandtage vom 18. Februar v. J. zum Betrage von 1,500,000 Thlr. bis 1,600,000 Thlr. in Aussicht gestellte Abgaben-Ermäßigung auf die Summe von Zwei Millionen Thaler ausdehnen und solche vom 1. Januar k. J. ab in nachstehender Art gewähren:

Zunächst sollen darauf diejenigen 60,000 Thlr. angerechnet werden, welche der Staats-Kasse durch die in Meiner Ordre vom 10. Dezember v. J. angeordnete Aufhebung der Abgabe von Miethkutschern und Lohnfuhrleuten schon vom 1. Januar k. J. ab entgangen sind.

Ferner habe Ich durch eine besondere Verordnung vom heutigen Tage die nach der Spertel-Taxordnung für die Provinzial-Verwaltungs-Behörden vom 23. April 1825 zu entrichtenden Ausfertigungs- und Verhandlungs-Sperteln, die bisher eine jährliche Einnahme von etwa 20,000 Thlr. gewährt haben, vom 1. Januar k. J. ab aufgehoben.

Die übrigen zur Erleichterung der Steuerpflichtigen bestimmten 1,920,000 Thlr. sollen zur Herabsetzung des Salzpreises verwendet und dabei im Interesse der bedürftigeren Volksklassen solche Einrichtungen getroffen werden, welche die unverhältnißmäßige Verschiedenheit zwischen dem Fabrikpreise und dem Detail-Verkaufspreise des Salzes überall auf ein billiges Maß zu beschränken geeignet sind. Ich habe deshalb durch die heute von Mir vollzogene besondere Verordnung, eine Ermäßigung des gesetzlichen Salzpreises von 13 Thlr. auf 12 Thlr. für die Tonne, vom 1. Januar k. J. ab angeordnet und bestimme zugleich, daß die nach Abzug des davon zu erwartenden Einnahme-Ausfalles von 1,740,000 Thlr. übrig bleibende Summe von 180,000 Thlr. vorzugsweise zur Vermehrung der öffentlichen Salzverkaufsstellen, außerdem aber auch zu anderen, die möglichste Verminderung des Salzpreis beim Kleinverkauf bezweckenden Einrichtungen, namentlich zur Verkürzung des Salzes in möglichst kleinen Quantitäten Seitens der vorbezeichneten Verkaufsstellen verwendet werden soll.

2) Neben dem vorstehend bewilligten Steuer-Erlasse wünsche Ich dem Lande auch die Vortheile zu verschaffen, die, in mehrfacher Hinsicht, von einer Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen und der Provinzen unter einander vermittelst umfassender, in den Hauptrichtungen das Ausland berüh-

render Eisenbahn-Anlagen erwartet werden dürfen. Ich bestimme daher in Uebereinstimmung mit dem Gutachten der vereinigten ständischen Ausschüsse, daß die Ausführung solcher, von denselben für ein dringendes Bedürfniß erachteten Eisenbahn-Verbindungen durch die dem Staate zu Gebote stehenden Mittel, und insbesondere auch durch Uebernahme einer Garantie für die Zinsen der Anlage-Kapitalien mit Kraft und Nachdruck befördert werden soll, und will darüber von Ihnen, dem Finanz-Minister, baldmöglichst nähere Anträge erwarten.

Wenn Ich sonach in die Belastung der Staats-Kasse mit einer neuen fortlaufenden Ausgabe, die jedoch den Betrag von jährlich zwei Millionen Thaler nicht übersteigen darf, hierdurch willige, so geschieht dies in der Hoffnung, daß es bei strenger Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen, die Ich nach wie vor von sämmtlichen Departements-Chefs erwarte, möglich sein werde, jene neue Last, selbst, wenn sie äußersten Falles nach und nach den vorbestimmten höchsten Betrag erreichen sollte, aus den Ueberschüssen des Staatshaushalts zu decken. Sollte dies aber ungeachtet Meiner hierauf gerichteten Bestrebungen nicht gelingen und deshalb zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staats eine Wiedererhöhung der Steuern nöthig werden, die Ich für diesen Fall unter verfassungsmäßigem ständischen Beirath anzuordnen Mir vorbehalte, so hege Ich zu Meinen getreuen Unterthanen das, durch die Erklärungen der vereinigten ständischen Ausschüsse noch mehr in Mir befestigte zuversichtliche Vertrauen, daß sie ein solches, für einen großen nationalen Zweck gefordertes Opfer gern und willig übernehmen werden. Das Staats-Ministerium hat diese Ordre durch die Gesetz-Sammlung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Berlin, den 22. November 1842.

Friedrich Wilhelm.

An das Staats-Ministerium."

c.

Königliche Verordnung, die Herabsetzung des Salz-Verkaufspreises auf den Salzniederlagen der Monarchie betreffend.

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen rc. rc. verordnen auf den Antrag Unseres Staats-Ministeriums und nach vernommenem Gutachten Unserer getreuen Stände sämmtlicher Provinzen wie folgt:

1) Das zum inländischen Verbrauche bestimmte Salz soll, vom 1. Januar künftigen Jahres ab, in allen denjenigen Landestheilen, in welchen nicht schon bisher, ihrer abgesonderten Lage wegen, ein geringerer Salzpreis stattgefunden hat, aus den öffentlichen Verkaufstellen zu dem Preise von Zwölf Reichsthalern für die Tonne von 405 Pfund verkauft werden.

2) Bei den ermäßigten Preisen, für welche das Salz zur Viehfütterung und zum Gebrauche bei einigen inländischen Gewerben abgelassen wird, behält es, nach Maßgabe der hierüber bestehenden Verordnungen und Vorschriften, sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 22. November 1842.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

v. Boyen. Mühler. v. Rochow. v. Nagler. v. Ladenberg. Rother. Graf von Alvensleben. Eichhorn. v. Thile. v. Savigny. Freiherr von Bülow. v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Graf von Arnim."

VII.

(Zu pag. 219.)

(Vgl. Preuß. Staatszeitung. 1842, Nr. 292.)

a.

...nschrift über die näheren Bestimmungen über den von des Königs ...aj. verheißenen Steuererlaß und über die Beförderung einer um...fenden Eisenbahnverbindung zwischen den verschiedenen Provinzen der Monarchie unter Beihülfe aus Staatsmitteln.

Des Königs Maj haben geruht, den im vorigen Jahre zu den Provinziallandtagen versammelt gewesenen Ständen vom Anfange des Jahres 1843 ab einen Steuererlaß von 1,300,000 bis 1,600,000 Thlr. in Aussicht zu stellen und die gutachtliche Aeußerung derselben darüber zu erfordern, bei welchen von den bestehenden Steuern eine Ermäßigung am zweckmäßigsten anzuordnen sein werde. Dabei haben Se. Maj. die Absicht ausgesprochen, die verheißene Erleichterung vorzugsweise den ärmeren Klassen der Steuerpflichtigen zu gewähren, und haben es zugleich der näheren Erwägung der Stände anheim gegeben, ob es zur Beförderung des Wohles des Landes etwa vorzuziehen sei, anstatt des Steuererlasses eine gleiche, nach Maßgabe des Betrags der Klassen-Mahl- und Schlachtsteuer unter die einzelnen Provinzen zu vertheilende Summe denselben zu überweisen, damit solche zu deren Besten, wo möglich unter Mitberücksichtigung des Zweckes der Erleichterung der ärmeren Klassen, verwendet werden könne. Bei der Berathung über diese Propositionen haben sich nur die Stände des Großherzogthums Posen für die letztgedachte Maßregel, die Stände der übrigen Provinzen aber — obwol nicht überall einstimmig — für den angekündigten Steuererlaß ausgesprochen. Ueber die Art und Weise, in welcher derselbe am zweckmäßigsten auszuführen sei, hat sich eine größere Verschiedenheit der Ansichten herausgestellt. Es haben nämlich die rheinischen, die schlesischen und eine beträchtliche Minorität der pommerschen Stände für eine Ermäßigung der Klassensteuer mit verschiedenen Modificationen und für eine entsprechende Erleichterung der mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Stärke gestimmt, während die Majorität der pommerschen Stände, ingleichen die preußischen, brandenburgischen, sächsischen und westfälischen Stände die zweckmäßigste Weise der dem Lande zugesicherten Erleichterung in einer Herabsetzung des gesetzlichen Salzverkaufspreises zu finden glauben. Außerdem haben mehrere ständische Versammlungen den Wunsch ausgesprochen, daß durch Errichtung neuer Salzereien mit der Verbindlichkeit zum Kleinverkauf des Salzes für bestimmte Preise auf möglichste Gleichstellung des Detailpreises des Salzes mit dem Fabrikpreise hingewirkt werden möge. Bei den weiteren Berathungen über diese gutachtlichen Aeußerungen der Stände ist die Ermäßigung des gesetzlichen Salzpreises als das geeignetste Mittel anerkannt worden, den verheißenen Steuererlaß, nach den landesväterlichen Absichten Sr. Maj. des Königs, zu einer vorzugsweise für den ärmeren Theil des Volkes fühlbaren, allgemeinen Erleichterung zu benutzen. Auch ist dabei nicht unbeachtet geblieben, daß die gedachte Maßregel — als der erste entscheidende Schritt zu einer Gleichstellung der Salzpreise in sämmtlichen Staaten des Zollvereins — in ihrer weiteren Entwickelung dazu führen könne, dem für die Sittlichkeit des Volkes so verderblichen Einschwärzen des Salzes in die an die benachbarten Vereinsstaaten angrenzenden Landestheile ein Ziel zu setzen und damit allen, innerhalb des Zollvereins zum Schutze des Salzmonopols noch bestehenden lästigen Controleinrichtungen ein erwünschtes Ende zu machen. In Erwägung dieser Gründe und mit Rücksicht auf den durch die überwiegende Majorität der Stände kundgegebenen Wunsch des Landes haben des Königs Maj. sich haben zu entscheiden geruht,

daß der zum 1. Januar 1843 angekündigte Steuererlaß, der Hauptsache nach, durch eine Ermäßigung des gesetzlichen Salzpreises in Verbindung mit Maßregeln, welche eine Herabsetzung dieses Preises auch beim Kleinverkaufe zu bewirken geeignet sind, gewährt werden solle. Was den Betrag der zu erlassenden Summe betrifft: so gereicht es dem landesväterlichen Herzen Sr. Majestät zur besondern Genugthuung, daß die Umstände es gestatten, die Allerhöchstihren Unterthanen zugesicherte Abgabenerleichterung schon jetzt in einem höhern Maß eintreten zu lassen, als es früher in Aussicht genommen werden konnte. Die in diesem Jahr angeordnete und bereits vollständig ausgeführte Insertion der Staatsschuldscheine wird nämlich eine jährliche Zinsersparniß von beinahe 300,000 Thalern zur Folge haben, und obgleich solche wegen der den Inhabern der Staatsschuldscheine gewährten Prämie von 2 Proc. des Kapitals, erst nach Ablauf von vier Jahren eine wirkliche Erleichterung der Staatskasse herbeiführen wird, so gestattet es doch der Staatshaushalt, bei strenger Beschränkung der Ausgaben auf das wirkliche Bedürfniß, diese Ersparniß schon jetzt dem Steuererlaß zuzurechnen. Dem entsprechend, haben des Königs Majestät beschließen, die verheißene Abgabenermäßigung auf 2 Millionen Thaler auszudehnen, wobei die von Jahr zu Jahr steigende und für 1843 schon auf 60,000 Thlr. anzunehmende Mindereinnahme, welche aus der von mehreren Provinzialständen gewünschten und durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 21. Juli v. J. angeordneten Beschränkung der Staatslotterie hervorgeht, nicht in Anschlag gebracht werden soll. Dagegen sollen auf den Steuererlaß, nach Allerhöchstem Befehl, zuvörderst 1) diejenigen 60,000 Thlr. abgerechnet werden, welche der Staatskasse durch die mittels allerhöchster Cabinetsordre vom 10. Decbr. v. J. angeordnete Aufhebung der bis dahin bestandenen Abgabe von Miethkutschern und Lohnfuhrleuten schon vom 1. Jan. d. J. ab entgangen sind. Ferner 2) beabsichtigen des Königs Majestät die nach der Spezialanordnung für die Oberpräsidien, Regierungen, Consistorien, Provinzial-Schulcollegien und Medizinalcollegien vom 23. April 1825 in Verwaltungsangelegenheiten zu entrichtenden Verhandlungs- und Ausfertigungsgebühren, die bisher eine jährliche Gesammteinnahme von 20,000 Thlr. gewährt haben, vom 1. Jan. 1843 ab ganz aufzuheben. 3) Der ganze nach Abzug dieser Summe verbleibende Restbetrag des Steuererlasses mit 1,920,000 Thlrn. soll, nach den Allerhöchsten Bestimmungen, dem Lande durch Herabsetzung des Salzpreises gewährt und dabei im Interesse der betheiligten Privatkassen dahin gewirkt werden, den noch nicht hinreichend beseitigten, unverhältnißmäßigen Unterschied zwischen dem Factoreipreise und dem Detailverkaufspreise des Salzes überall auf ein billiges Maß zurückzuführen. Was zunächst den gesetzlichen Debitpreis des Salzes betrifft, der gegenwärtig 15 Thaler für die Tonne (von 300 Pfd.) beträgt, so wollen des Königs Majestät denselben so weit, als es nach den unter den Zollvereinsstaaten bestehenden Verabredungen für jetzt zulässig ist, nämlich auf 12 Thlr. für die Tonne, mithin um 3 Thlr. oder 20 Proc. herabsetzen. Da der jährliche Debit desjenigen Salzes, welches zum vollen Factoreipreise verkauft wird, in den letzten Jahren gegen 300,000 Tonnen betragen hat, so wird durch diese Preisermäßigung die Last der Steuerpflichtigen im Ganzen um 1,740,000 Thlr. erleichtert werden. Die noch übrigen 180,000 Thlr. sollen nach dem Willen Sr. Majestät dazu verwendet werden, die Detailverkaufspreise des Salzes so viel wie möglich in ein erwünschtes Verhältniß zu dem Factoreipreise zu bringen. Das Pfund Salz wird gegenwärtig, wo der Factoreipreis 15 Thlr. pr. Tonne, d. i. 13′, Pfge. pr. Pfd., beträgt, im Kleinhandel für 15, 16 bis 18 Pfge. verkauft. Bei der beabsichtigten Ermäßigung des Factoreipreises auf 12 Thlr. pr. Tonne oder 10′, Pfennige pr. Pfd., wird darauf Bedacht genommen werden, den Detailverkaufspreis des Salzes überall mindestens auf 1 Sgr. pr. Pfd. herunterzubringen: ein Satz, der einem Tonnenpreise von 13 Thlr. 15 Sgr. entspricht, mithin dem Kleinhändler noch einen Gewinn von 1 Thlr. 15 Sgr. oder 12′, Proc. übrig lassen, und doch besonders für die ärmere Klasse des Volks eine wesentliche und ohne Zweifel sehr fühlbare Erleichterung herbeiführen würde. Wenn dieser Zweck erreicht werden soll, so wird es nach der Ansicht der Steuerverwaltung noth-

wendig sein, die zur Debitirung des Salzes für den gesetzlichen Preis bestimmten Absatzquellen so weit zu vermehren, daß es den Kleinhändlern und denjenigen Consumenten, die das Salz nicht in ganz geringen Quantitäten ankaufen, nirgend an Gelegenheit fehlt, sich in mäßigen Entfernungen unmittelbar aus jenen Absatzquellen mit ihrem Bedarf zu versorgen. Durch diese Maßregel wird zwar wegen der damit verbundenen beträchtlichen Vermehrung der Transport-, Verwaltungs- und Magazinirungskosten ein bedeutendes Deficit in Anspruch genommen; es wird aber dadurch, nach den Ansichten der Steuerverwaltung, möglich werden, den Kleinhandel mit Salz überall zum Gegenstande der freien Concurrenz zu machen und auf diesem Wege die bezweckte Reduction des Detailverkaufspreises des Salzes sicherer zu erreichen, als es durch contractliche Verabredungen mit einzelnen privilegirten Kleinhändlern möglich ist, indem dergleichen monopolähnliche Begünstigungen zu leicht auf andere Weise das Publikum beeinträchtigen können. Des Königs Majestät wollen über diese von der Steuerverwaltung für zweckmäßig erachteten Maßregeln zur Erzielung eines möglichst niedrigen Salzpreises beim Kleinverkauf das Gutachten der ständischen Ausschüsse vernehmen und haben sich bis dahin die Allerhöchste Entscheidung vorzubehalten geruht. Die nähere Darlegung der hierunter zu treffenden Einrichtungen ist nebst einem Ueberschlage der aus letzteren erwachsenden Ausgaben in einem besondern Promemoria beigefügt. Die vereinigten ständischen Ausschüsse werden sich nun zunächst über die Frage zu äußern haben: ob sie mit den hierin vorgeschlagenen Maßregeln einverstanden sind, oder welche anderweitigen Anordnungen sie zur Erzielung eines mäßigen Salzpreises im Kleinverkaufe denselben substituirt zu sehen wünschen? Obwohl nämlich Se. Majestät beschlossen haben, Ihren getreuen Unterthanen die Wohlthat einer möglichst ausgedehnten und fühlbaren Abgabenerleichterung in der angegebenen Weise und unter den nach Anhörung der ständischen Ausschüsse noch näher festzustellenden Modalitäten, der früher ertheilten Zusicherung gemäß, vom 1. Jan. k. J. ab zu gewähren, so haben Allerhöchstdieselben doch auch diejenigen Stimmen und Wünsche nicht unbeachtet lassen wollen, die bei den ständischen Berathungen über den Steuererlaß und in deren Folge für eine Vermehrung der öffentlichen Communicationsanlagen, namentlich durch Herstellung größerer Eisenbahnverbindungen, laut geworden sind und sich zu dem Vorschlage vereinigt haben, für solche Zwecke den dem Lande zugesicherten Abgabenerlaß zu verwenden. Diese Wünsche und Vorschläge, die unläugbar vielfachen Anklang im Lande gefunden haben, beruhen auf dem immer deutlicher empfundenen Bedürfniß einer mit der Industrie der größeren europäischen Länder Schritt haltenden gewerblichen commerziellen Entwickelung. Man glaubt — mit Recht — in möglichst vollkommenen Verbindungsmitteln einen der kräftigsten Hebel des gewerblichen Verkehrs zu finden, und es hat sich vielfach die Ansicht geltend gemacht, daß die Herstellung größerer Eisenbahnlinien in denjenigen Provinzen der Monarchie, die ohne eine kräftige Hülfe von Seiten des Staats auf den Besitz solcher Anlagen verzichten müssen, auf den gewerblichen Verkehr befruchtender wirken, und dadurch den Wohlstand des Volks kräftiger befördern dürfte, als eine nur den Einzelnen wenig fühlbare Steuerermäßigung, und daß darin namentlich die ärmere Klasse der Bevölkerung eine reiche Erwerbsquelle finden würde. Des Königs Majestät haben sich zwar einerseits durch Erwägungen dieser Art nicht bestimmen lassen können, die dem Lande ertheilte und von der überwiegenden Mehrzahl seiner verfassungsmäßigen Vertreter mit Dank angenommene Zusicherung eines der finanziellen Lage des Staats entsprechenden Steuererlasses zurückzunehmen. Allerhöchstdieselben haben aber andererseits in Ihrer Weisheit das Gewicht der Gründe nicht verkannt, auf denen jene Wünsche und Ansichten beruhen, und daher eine nähere Prüfung derselben angeordnet. Das Ergebniß dieser Prüfung ist Folgendes: Außer den schon in Betrieb gesetzten vaterländischen Eisenbahnen, können nur die nachstehend genannten als gesichert angesehen werden, nämlich die Bahnen von Berlin nach Stettin, von Berlin nach Frankfurt, von Magdeburg nach Halberstadt, von Köln nach Bonn, von Breslau nach Freiburg und von Breslau nach Oppeln. Neben

denſelben ſind zur Herſtellung eines alle Provinzen umfaſſenden Eiſenbahnnetzes theils erforderlich, theils ſehr wünſchenswerth: 1) eine Bahn von der hannoverſchen Landesgrenze bei Minden nach Köln, 2) eine Bahn von Halle durch Thüringen in der Richtung auf den Mittelrhein, 3) eine Bahn, die, mit Benutzung einer der im Bau begriffenen Bahnen von Berlin zur Oder, Berlin mit Königsberg und, vermittelſt einer Zweigbahn mit Danzig verbände, auch, unter Umſtänden, bis zur ruſſiſchen Grenze fortgeſetzt werden könnte, 4) eine Bahn von Frankfurt nach Breslau und von Oppeln zur öſtreichiſchen Grenze, 5) eine Bahn zur Verbindung von Poſen einerſeits mit der nach Preußen, andererſeits mit der durch Schleſien führenden Linie. Die politiſche, militäriſche und commerzielle Wichtigkeit dieſer Bahnlinien unterliegt keinem Zweifel. Die meiſten darunter ſind bereits auf Veranlaſſung, theils unter dem Beirath und Beiſtande des Staats Gegenſtand ſorgfältiger Unterſuchungen und anderer vorbereitenden Verhandlungen geworden, und es wird allgemein anerkannt, daß es für das Wohl des Landes höchſt wünſchenswerth und, wenn man nicht hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleiben wolle, ſelbſt nothwendig ſei, alle jene Eiſenbahnen ſo bald als möglich zur Ausführung zu bringen. So wenig nun hiernach das Bedürfniß eines umfaſſenden Eiſenbahn-Syſtems wie das angegebene verkannt werden kann, ebenſowenig darf man ſich darüber täuſchen, daß daſſelbe ohne eine weſentliche und nachhaltige Hülfe von Seiten des Staates, und namentlich ohne einen durch den Staat für jene verſchiedenen Bahnen begründeten Credit, auf lange Zeit unausgeführt bleiben würde. Der Grund davon iſt theils in der für den Anfang zweifelhaften Rentabilität der meiſten unter den genannten Eiſenbahnen, die gleichwol für den Verkehr des Landes von der entſchiedenſten Wichtigkeit ſind, theils in dem Umſtande zu ſuchen, daß erfahrungsmäßig die Actien ſolcher Unternehmungen nach Einzahlung eines Theiles ihres Nominalbetrags durch die Agiotage auf einen verhältnißmäßig ſehr niedrigen Cours herabgedrückt zu werden pflegen, was denn die Bildung neuer Actiengeſellſchaften der Art der Regel nach ganz unmöglich macht. Dieſem letzteren Umſtande namentlich iſt es beizumeſſen, daß ſelbſt für die Bahn von der Weſer zum Rhein, welche ſich offenbar günſtigerer Verhältniſſe erfreut, als mehrere der übrigen angeführten Linien, von der Geſellſchaft, welche deren Ausführung beabſichtigt, ſehr bedeutende Unterſtützungen von Seiten des Staats als unerläßliche Bedingung ihrer Realiſirung in Anſpruch genommen werden. Wenn daher die Staatsverwaltung nicht auf die Ausführung der obengenannten für die gewerbliche Entwickelung und die politiſche Verſchmelzung der verſchiedenen Provinzen der Monarchie gleich wichtigen Eiſenbahnen Verzicht leiſten will, ſo wird ſie ſich zu einer wirkſamen Unterſtützung derſelben durch die Geldkräfte des Staats entſchließen müſſen. Was die Art und Form dieſer Unterſtützung betrifft, ſo erſcheint es in mancher Hinſicht nicht ſachgemäß, ſolche Nationalunternehmungen der Privatinduſtrie, welcher die Eiſenbahnen bisher ein weites Feld fruchtbarer Thätigkeit dargeboten haben, ganz zu entziehen. Man würde damit die eigenthümlichen Vortheile aufgeben, welche die fortſchreitende Gewerbſamkeit und der erwachende Aſſociationsgeiſt im Volke der bisherigen Art, wie die vaterländiſchen Eiſenbahnen entſtanden ſind, zu verdanken hat, und in Gefahr gerathen, das gegenwärtig durch alle Stände verbreitete lebendige Intereſſe dafür zu ſchwächen. Es möchte deshalb rathſam ſein, auch die jetzt in Rede ſtehenden großen Eiſenbahnlinien zum Gegenſtande von Privatunternehmungen zu machen und nur den Unternehmern durch Sicherſtellung derſelben vor unverhältnißmäßigen Verluſten zu Hülfe zu kommen. Dies wird kaum anders und gewiß nicht wirkſamer als durch Uebernahme einer angemeſſenen, nach Umſtänden auf eine gewiſſe Reihe von Jahren zu beſchränkenden Zinsgarantie geſchehen können, und es wird dafür ein Zinsſatz von 3½ Proc. als Maximum genügen, während bei günſtigern Verhältniſſen eine minder hohe Garantie in Anſpruch genommen werden dürfte. Gleichzeitig mit einer ſolchen Garantie würde der Staat allerdings ſolche Bedingungen ſtipuliren müſſen, welche geeignet ſind, ſein Intereſſe und dasjenige des Publikums, unverſchuldeten und leichtſinnigen Unternehmern gegenüber, zu ſichern. Die ungefähre Länge

der in Aussicht genommenen großen Bahnlinien beträgt: 1) für die Rhein-Weserbahn 35 Meilen, 2) für den preußischen Antheil an der Thüringischen Bahn 15, 3) für die Bahn von der Oder über Königsberg bis zur russischen Grenze 80, 4) für die Bahn von Frankfurt nach Breslau 35, 5) für die Fortsetzung der Oberschlesischen Bahn bis zur östreichischen Grenze 15, 6) für die Bahnverbindung von Schlesien nach Posen 50, zusammen 220 Meilen. Bei den bisher ausgeführten vaterländischen Eisenbahnen belaufen sich die ungefähren Kosten für eine Meile mit einfachem Geleise, einschließlich der Transportmittel und der Zinsen des Anlagecapitals während der Bauzeit: 1) bei der Berlin-Potsdamer Bahn auf 4000,000 Thlr., 2) bei der Magdeburg-Leipziger Bahn 215,000, 3) bei der Berlin-Anhaltischen Bahn 220,000, 4) bei der Düsseldorf-Elberfelder Bahn 300,000, 5) bei der Rheinischen Eisenbahn 600,000 Thlr. Für die schon im Bau begriffnen Bahnen stellen sich die Kosten pr. Meile, nach den jetzt vorliegenden Nachrichten, abgerundet: 6) bei der Berlin-Frankfurter Bahn auf 260,000, 7) bei der Berlin-Stettiner Bahn 170,000, 8) bei der Bahn von Breslau nach Oppeln 160,000, 9) bei der Bahn von Köln nach Bonn 220,000, 10) bei der Bahn von Magdeburg nach Halberstadt 220,000 Thlr. Die Durchschnittszahl dieser verschiedenen Beträge berechnet sich in runder Summe auf 200,000 Thlr. Es darf dabei nicht unerwogen bleiben, daß bei dem Bau einiger der bisher ausgeführten Eisenbahnen ungewöhnlich große Terrainschwierigkeiten zu besiegen gewesen und dadurch die Kosten zu einer Höhe gestiegen sind, welche für die in Aussicht genommenen großen Eisenbahnlinien um so weniger als Maßstab dienen kann, da dieselben größtentheils ein günstiges Terrain durchschneiden. Man wird daher die Anlagekosten dieser Bahnen für ein einfaches Geleise, wie es im Anfang und bis zum Eintritt ihrer von der Zukunft zu erwartenden selbständigen Rentabilität genügen dürfte, mit Sicherheit im Durchschnitt auf 250,000 Thlr., mithin im Ganzen auf 5.5 Millionen Thaler berechnen können, wovon die zu garantirenden Zinsen, selbst bei dem angenommenen Maximum von 3½ Proc. die Summe von 2 Mill. Thlrn. nicht ganz erreichen würden. Diese Zinsgarantie würde aber jedenfalls erst nach vollendeter Herstellung der betreffenden Eisenbahnen und nach Eröffnung des Transportbetriebs auf denselben, mithin nicht eher als nach Verlauf mehrerer Jahre, und auch dann nur nach und nach, zu einer Belastung der Staatskasse führen. Auch ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß die zu übernehmende Gewähr niemals zum vollen Betrage zu leisten sein wird, indem die meisten von den genannten Eisenbahnen schon zu Anfang einen nicht ganz unerheblichen Reinertrag abwerfen und bei längerem Bestehen selbst eine angemessene Rente liefern werden. Dessenungeachtet darf man sich die Wahrscheinlichkeit nicht verhehlen, daß die Staatskasse durch die zu übernehmende Zinsgarantie mit einer fortlaufenden neuen Ausgabe belastet werden wird, welche in dem allerungünstigsten Falle die Summe von beinahe 2 Mill. Thlr. jährlich erreichen könnte. Es ist nun zwar zu hoffen, daß es, bei Fortdauer des europäischen Friedens, der Weisheit des Königs und den pflichtgemäßen Bestrebungen seiner Diener gelingen werde, durch fortgesetzte Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung und durch umsichtige Benutzung der vorhandenen Finanzquellen, die zur Deckung jener neuen fortlaufenden Ausgabe nöthigen Geldmittel ohne anderweitige Belastung der Steuerpflichtigen zu erübrigen, und wird diese Hoffnung durch die Betrachtung wesentlich verstärkt, daß sich von der Preisermäßigung des Salzes eine allmälige Vermehrung der Salzconsumation, und damit eine Verminderung der mit dem Steuererlaße verbundenen Einbuße für die Staatskasse, von der Ausführung eines umfassenden Eisenbahnsystems aber eine wohlthätige Rückwirkung auf den Wohlstand des Landes und, als nothwendige Folge davon, eine Erhöhung des indirecten Steuereinkommens mit Sicherheit erwarten läßt. Indessen darf auf der andern Seite auch nicht übersehen werden, daß der gegenwärtig befriedigende Zustand der Finanzen des Staats nicht vor Wechselfällen gesichert ist, daß die Staatskasse durch unvorhergesehene Mehrausgaben oder durch Einnahmeausfälle, wie sie insbesondere zeitweise bei einer, aus andern Rücksichten höchst wünschens-

werthen weiteren Ausdehnung des deutschen Zollvereins unvermeidlich wären, beeinträchtigt werden kann, und noch andere Abgabenerleichterungen, namentlich Ermäßigung des Briefportos und Einschränkung des Postzwanges, dringend gewünscht werden, alle diese Umstände zusammengenommen aber die Staatskasse außer Stand setzen könnten, neben der durch die Herabsetzung des Salzpreises veranlaßten Einbuße, die zu übernehmende Eisenbahn-Zinsgarantie ferner zu tragen. Für diesen zwar nicht wahrscheinlichen, aber doch möglichen und daher der Vorsicht wegen wohl ins Auge zu fassenden Fall wird, um die übernommene Garantie der Eisenbahnzinsen vollständig und nachhaltig sicher zu stellen, eine theilweise Wiedererhöhung des Salzpreises, äußerstenfalls bis zum Betrage der übernommenen Zinsgarantie, vorbehalten werden müssen. Hätten des Königs Majestät zur Vermeidung eines solchen Vorbehalts den Steuererlaß auf die ursprünglich verheißene Summe von 150,000 Thlr. beschränkt und lediglich den durch die Zinsreduction der Staatsschuldscheine ersparten Betrag von 500,000 Thlrn. zum Fonds für die Garantie der Eisenbahnzinsen bestimmt, so könnte, wegen der dann nothwendigen Beschränkung dieser Zins-Garantie auf einen entsprechenden Kapitalbetrag, vorläufig nur ein kleiner Theil der für das Wohl des Landes so wünschenswerthen großen Eisenbahnlinien zur Ausführung gebracht werden, und die übrigen hätten so lange ausgesetzt werden müssen, bis für jene die Zinsgarantie ganz oder theilweise entbehrlich geworden wäre. Durch eine solche Zögerung würde aber nothwendig die eine Provinz gegen die andere beeinträchtigt und nicht nur die Wohlthat eines, den ganzen Staat umfassenden Eisenbahnnetzes auf späte Zeiten hinausgeschoben, sondern auch die Möglichkeit seiner Realisirung ganz in Frage gestellt werden. Die Vortheile, die man damit aufgeben würde, erscheinen für das wahre Wohl des Landes von so entschiedener Wichtigkeit, daß dagegen der zu ihrer Erlangung nothwendige Vorbehalt einer möglichen, wenn gleich nicht wahrscheinlichen Wiedererhöhung des Salzpreises bis auf dessen gegenwärtigen Betrag jedenfalls nicht als ein überwiegender Nachtheil anzusehen sein dürfte. Es haben diese Rücksichten, verbunden mit dem festen Entschlusse, stets ein richtiges Verhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staats zu sichern, Se. Majestät den König bewogen, den Vorbehalt der Wiedererhöhung der Salzpreise als eine nothwendige Bedingung der Ausführung eines großen Eisenbahnnetzes für die Monarchie unter Zinsgarantie des Staats auszusprechen, zugleich aber auch den Willen kundzugeben, daß durch strenge Ordnung des Staatshaushalts die Realisirung jenes Vorbehalts, so weit irgend möglich, verhütet, vielmehr darauf Bedacht genommen werde, noch andere Abgabenerleichterungen eintreten zu lassen. Mit Hinweisung auf die vorstehend entwickelten Erwägungen haben des Königs Majestät zu befehlen geruht, daß über die Ausführung der mehrgedachten großen Eisenbahnlinien, mittels einer vom Staate zu übernehmenden und mit dem Steuererlaß in Verbindung zu setzenden Garantie für die Zinsen des Anlagecapitals, das Gutachten der ständischen Ausschüsse eingeholt werden soll. Dieselben werden sich daher über folgende Punkte gutachtlich zu äußern haben: 1) ob sie die Ausführung eines so umfassenden Eisenbahnsystems, wie es in seinen Grundzügen eben näher dargelegt ist, für ein wahres Bedürfniß des Landes anerkennen; 2) ob sie es für nothwendig und zweckmäßig erachten, daß der Staat die Ausführung desselben durch Uebernahme einer Garantie für die Zinsen des Anlagecapitals herbeizuführen sucht; 3) ob sie dafür halten, daß die Uebernahme einer solchen Garantie, auch in Verbindung mit dem dann nothwendigen Vorbehalt einer möglichen Wiedererhöhung des ermäßigten Salzpreises im Allgemeinen den Wünschen des Landes entsprechen würde.

Berlin, im October 1842.

b.

Promemoria über die neben Herabsetzung des Salzpreises in den königlichen Factoreien zu treffenden Einrichtungen behufs möglichster Gleichstellung der Salzpreise beim Detailabsatz.

Um zu bewirken, daß der Preis des Salzes beim Verkauf im Kleinen überall auf den Satz von höchstens 1 Sgr. für das Pfund sich stelle, wird neben der Ermäßigung des Factoreipreises bis auf 12 Thaler für die Tonne zu 405 Pfund erforderlich sein: 1) die Zahl der vorhandenen öffentlichen Salzverkaufsstellen zu vermehren, und 2) in den östlichen Provinzen in ähnlicher Weise, wie in den westlichen Provinzen, Einrichtungen zu treffen, damit in den öffentlichen Verkaufsstellen, welche verpacktes Salz absetzen, gegen Erlegung des gesetzlichen Preises volles Reingewicht an die Käufer verabfolgt werden kann. Zu 1. Die folgende Uebersicht:

Provinzen.	Flächen-Inhalt. 1 Meile.	Zahl der Salz-Verkaufsstellen.	Auf jede Verkaufsstelle kommen durchschnittlich 2 Meilen.
Ostpreußen	706,[illegible]	49	14,[illegible]
Westpreußen	471,[illegible]	39	12,[illegible]
Posen	536,[illegible]	21	25,[illegible]
Pommern	574,[illegible]	33	17,[illegible]
Schlesien	741,[illegible]	38	19,[illegible]
Brandenburg. Reg. Bez. Potsdam incl. Berlin	382,[illegible]	24	16,0
Brandenburg. Reg. Bez. Frankfurt	348,[illegible]	33	10,[illegible]
Sachsen	460,[illegible]	84	5,[illegible]
Westfalen	367,[illegible]	47	7,0
Rheinprovinz	487,[illegible]	48	10,[illegible]
		416	

ergibt die Zahl der öffentlichen Salzverkaufsstellen, welche gegenwärtig in den einzelnen Provinzen vorhanden sind, im Vergleiche mit dem Flächeninhalte der letzteren. Die Provinz Sachsen erscheint danach — was aus der Lage der Hauptsalinen erklärlich wird — am dichtesten mit Salzverkaufsstellen besetzt, und dort wird es nicht erforderlich sein, die Zahl derselben noch zu vermehren. In den übrigen Provinzen sind überhaupt 332 Verkaufsstellen vorhanden. Vermehrt man diese Zahl um 300, also ungefähr auf das Doppelte, und vertheilt die neuen Stellen etwa in der Art, daß auf Ostpreußen 50, auf Westpreußen 25, auf Posen 45, auf Pommern 45, auf Schlesien 65, auf den Regierungsbezirk Potsdam 30, auf den Regierungsbezirk Frankfurt 15, auf Westfalen 5, und auf die Rheinprovinz 20 kommen, so wird zwar dadurch noch nicht das in Sachsen bestehende Verhältniß erreicht, indessen können alsdann in jeder der genannten Provinzen durchschnittlich nur noch ungefähr 7 Quadratmeilen auf jede Verkaufsstelle weiter als anderthalb Meilen entfernt sein. Rechnet man — was reichlich genug sein wird — die Anfuhrkosten für diese anderthalb Meilen auf 5 Sgr. pr. Tonne, so kommt bei einem Preise von 12 Thlrn. pr. Tonne das Pfund Salz dem Detaillisten noch immer nicht auf 11 Pf. zu stehen, und es bleibt ihm, wenn er es zu 1 Sgr. verkauft, ein Gewinn von 10 Proc. der hoffentlich hinreichen wird, um im Wege der freien Concurrenz den Detailpreis des Salzes nicht über ebengedachten Betrag steigen zu sehen. Was nun den Kostenaufwand angeht, den die Errichtung von 300 neuen Verkaufsstellen erfordern wird, so ist zunächst zu bemerken, daß die Errichtung neuer Verkaufsstellen eine Er-

mäßigung des eigentlichen Verwaltungsaufwands bei den jetzt bestehenden Verkaufsstellen im Wesentlichen nicht zur Anlage haben wird. Denn die Debitsprovisionen bei letztern sind überall mit Rücksicht auf die bei jeder Factorei ꝛc. zum Absatz kommende Salzmenge und so mäßig normirt, daß bei wesentlicher Verminderung des Absatzquantums eine Erhöhung des Procentsatzes kaum zu umgehen sein wird. Es fallen also nur die Transportkosten aus, welche auf die den alten Factoreien künftig weniger zuzuführenden Salzquantitäten treffen. Was aber hier ausfällt, muß den neuen Verkaufsstellen zugeführt werden, und dadurch wird sich im Ganzen noch eine Steigerung der Transportkosten ergeben, deren Betrag zwar, sowie die sonstigen Kosten bei Anlegung der neuen Verkaufsstellen, sich zur Zeit nicht im Einzelnen und in völlig bestimmten Zahlen aussprechen lassen, nach einer überschläglichen Ermittelung, auf Grund der Kostenbeträge für die vorhandenen Debitsstellen, sich aber durchschnittlich auf 300 Thlr. für jede neue Anlage berechnen wird. Legt man diesen Satz zum Grunde, so würde bei Anlegung von 300 neuen Verkaufsstellen auf einen Kostenbetrag von 150,000 Thlr. zu rechnen sein, wozu dann noch ein Reservebetrag von wenigstens 10,000 Thlr. (20 Debitsstellen) auszuwerfen bleibt, um nachzuhelfen, wo die projectirte Zahl der Sellereien sich als unzulänglich erweist. — Zu 2. Das weiße Salz wird in Mengen von 103 und 202½ Pfd. verkauft und den Verkaufsstellen, in Tonnen und Säcke verpackt, zugeführt. Weil jedoch während des Transports und der Lagerung, auch bei verpacktem Salze, die Einwirkung der Luft eine Verminderung herbeiführt, so wird das in den westlichen Provinzen zum Verkauf gelangende Salz mit einem Uebergewichte verpackt, und die Käufer empfangen in Folge dessen, gegen Zahlung des gesetzlichen Preises, das volle Nettogewicht, welches dafür geliefert werden muß. Anders verhält es sich aber in den östlichen Provinzen, wo daselbst die Verpackung ohne Uebergewicht bewirkt wird, und zugleich nach alter Observanz, welche durch eine am 11. Febr. 1810 ergangene Anerkennung bestätigt ist, beim Verkaufe des verpackten Salzes die Verminderung des auf den Tonnen verzeichneten Brutto-Gewichts von 1—8 Pfd. nicht in Anschlag kommen darf. Diese Einrichtung, bei welcher die Käufer das auf dem Transport und während der Lagerung geschwundene Salz verlieren, muß beseitigt werden, weil sonst der Detailhändler genöthigt ist, das Maximum des zulässigen Gewichtsverlustes auf den Detailpreis des Salzes zu schlagen. Man hat dabei die Wahl, entweder gleich bei der Verpackung des Salzes auch in den östlichen Provinzen die Beigabe eines Uebergewichts anzuordnen, oder die Verkaufsstellen anzuweisen, die nicht vollwichtigen Tonnen und Säcke vor dem Verkauf anzufüllen. Die letztgedachte Maßregel würde einfacher sein. Da jedoch der Verlust am Salze nach Maßgabe der Witterung, sowie nach der Art und Dauer des Transports und der Lagerung, sehr verschieden ist, so läuft man in dem Falle, wenn man das Salz gleich bei der Verpackung mit einem Uebergewichte versehen läßt, Gefahr, größere Salzmengen zu verwenden, als der Zweck erheischt, während man sich auf das Nothwendige beschränkt, wenn die Ergänzung des fehlenden Gewichts in den Verkaufsstellen gestattet wird. Deshalb wird Letzteres vorzuziehen sein. Im Jahre 1851 sind 387,230 Tonnen verpackten Salzes in den östlichen Provinzen verkauft worden. Geht man der Sicherheit halber von der Voraussetzung aus, daß jede dieser Tonnen, um aus der Factorei vollwichtig verkauft zu werden, eines Zusatzes von 8 Pfund Salz bedurft haben würde, so würden zur Ausfüllung der ganzen Salzmenge 6966 Tonnen Salz erforderlich gewesen sein. Die Ankaufskosten für diese Salzmenge würden etwa 15,000 Thlr. betragen haben, und an Transportkosten würden dafür ungefähr 3000 Thlr. verausgabt worden sein, so daß die Lieferung des vollen Nettogewichts an die Käufer einen Aufwand von 20,000 Thlr. erfordern würde. Die Kosten der Anlegung neuer Salzverkaufsstellen und der Lieferung vollen Nettogewichts in den Verkaufsstellen der östlichen Provinzen berechnen sich hiernach vorläufig auf die Summe von 180,000 Thlr. — Es ist möglich, daß die wirkliche Ausführung des angegebenen Planes eine Ausgabe-Erhöhung nicht in dem vorläufig berechneten Umfang in Anspruch nehmen wird. Sollte sich diese Voraussetzung

bekätigen, so wird entweder, so weit sich dazu das Bedürfniß herausstellen möchte, eine weitere Vermehrung der Salzverkaufsstellen eintreten, oder das Ersparniß in anderer Weise zur Erleichterung der Steuerpflichtigen verwendet werden können.

c.

Denkschrift, die Finanzlage des Staates betreffend.

Die jährlichen Hauptetats der Staats-Einnahmen und Ausgaben, welche, der bestehenden Einrichtung gemäß, von drei zu drei Jahren durch die Gesetzsammlung zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, beruhen auf den Etats der Spezialetats der einzelnen Verwaltungszweige. Diese Spezialetats, von denen jährlich etwa der dritte Theil und zwar jedesmal für einen dreijährigen Zeitraum neu aufgestellt wird, liegen wiederum in der Hauptsache Durchschnittsberechnungen aus den Verwaltungsresultaten der dem Zeitpunkte der Entfernung vorangegangenen drei Jahre zu Grunde, dergestalt, daß dem Haupt-Finanzetat eines jeden Jahres die Ergebnisse einer sechsjährigen Verwaltung zur Basis dienen. So ist z. B. der zuletzt durch die Gesetzsammlung publizirte Hauptetat der Staats-Einnahmen und Ausgaben pro 1851 auf Spezialetats für die drei auf einander folgenden Perioden $^{1847}/_{49}$, $^{1848}/_{50}$, $^{1849}/_{51}$ gegründet, deren einzelne Positionen wiederum in den Verwaltungsresultaten der Jahre $^{1847}/_{49}$, $^{1848}/_{50}$ und $^{1849}/_{51}$ ihre Rechtfertigung finden. Es versteht sich dabei von selbst, daß Durchschnittsberechnungen aus den zurückliegenden drei Jahren bei Aufstellung neuer Spezialetats nur der Regel nach als Grundlage benutzt werden können, und daß von dieser Regel in allen Fällen eine Ausnahme gemacht werden muß, wenn aus ganz bestimmten Gründen vorhergesehen werden kann, daß die Fraction ein unrichtiges Resultat ergeben würde. Der nach vorstehenden Grundsätzen angefertigte allgemeine Etat der Staatseinnahmen und Ausgaben für das Jahr 1851 weist in der letzten Ausgabepositionen einen Ueberschuß von 2,136,000 Thlrn. nach. Davon sind 1 Mill. Thlr. zur Deckung von Einnahmeausfällen und zur Uebertragung von Ausgabeüberschreitungen und 350,000 Thlr. zu Gnadenbewilligungen aller Art bestimmt. Aus diesem letztgedachten Fonds werden namentlich die bekanntlich sehr häufigen und bedeutenden Unterstützungen bestritten, die des Königs Maj. jährlich als Beihülfe zu Kirchen- und Schulbauten zu bewilligen geruhen. Die von jenem Ueberschusse der 2,136,000 Thlr. nach Abzug der obigen 1,350,000 Thlr. übrig bleibenden 786,000 Thlr. bilden den zur Vermehrung des Hauptreservecapitals des Staats bestimmten reinen Ueberschuß des Etats pro 1851. Für das Jahr 1852 beträgt der, der letzten Ausgabeposition des publicirten Hauptetats pro 1851 entsprechende etatsmäßige Ueberschuß in runder Summe 3,097,000 Thlr. und nach Abzug der zur Deckung von Einnahmeausfällen, zur Uebertragung von Etatsüberschreitungen und zu Gnadenbewilligungen bestimmten 1,350,000 Thlr. der zur Vermehrung des Haupt-Reservecapitals verwendbare, reine Ueberschuß die Summe von 1,747,000 Thlrn. Der bedeutende Mehrbetrag desselben gegen den reinen Ueberschuß des Etats pro 1851 beruht größtentheils darauf, daß dem letztern die Verwaltungsresultate der sechs Jahre $^{1845}/_{51}$ zu Grunde liegen, von denen das erste durch die im Anfange der unmittelbar vorher zur Ausführung gekommenen deutschen Zollvereinigung eingetretenen beträchtlichen Ausfälle in der Zolleinnahme unmittelbar auf die Etatsberechnung eingewirkt hat. Für das Jahr 1853 hat der Haupt-Finanzetat noch nicht angefertigt werden können. Es steht jedoch schon jetzt fest, daß in demselben die Dotation der Staatsschuldentilgungskasse theils wegen der Vorschrift im § 5 der Verordnung vom 17. Jan. 1820, wonach von jetzt zu jetzt Jahren und so auch mit dem Schlusse des Jahres 1852 die durch die allmälige Schuldentilgung verfügbar gewordenen Zinsersparnisse, von dem Ausgabebedarfe der Staatsschuldenverwaltung abgesetzt werden sollen, theils

wegen der kürzlich ausgeführten Zinsreduction der Staatsschuldscheine, gegen 1842 1,200,000 Thlr. werden erspart werden. Rechnet man diese Ersparniß dem etatsmäßigen reinen Ueberschusse pro 1842 mit 1,747,000 Thlr. hinzu, so würde sich pro 1843 ein reiner Ueberschuß von 2,947,000 Thlr. ergeben, der sich aber durch den Steuererlaß von 2,000,000 auf 947,000 Thlr. ermäßigen wird. Es werden zwar für das Jahr 1843 beträchtliche Mehrausgaben in Anspruch genommen, auch ist bei der Lotterieeinnahme, wie schon in der den vereinigten ständischen Ausschüssen vorliegenden Denkschrift angeführt worden, ein Ausfall von etwa 60,000 Thlr. vorauszusehen, es läßt sich aber nicht wol bezweifeln, daß diese Mehrausgaben und Einnahmeausfälle durch die anderseits zu erwartenden etatmäßigen Mehreinnahmen vollständig werden gedeckt werden, so daß der reine etatmäßige Ueberschuß des Staatshaushaltes für das Jahr 1843 mit höchster Wahrscheinlichkeit auf 900,000 Thlr. angeschlagen werden kann.

VIII.

(Zu pag. 352.)

Entwurf einer Verordnung über Ehescheidung, vorgelegt von dem Ministerium für Revision der Gesetze, im Juli 1842.

(Aus der Rheinischen Zeitung; vergl. Leipziger Allgemeine Zeitung, 1842. Nr. 298 und 299, Beilage.)

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. haben in Erwägung der Mißbräuche, welche in Behandlung der Ehesachen und der die Ehen zerrüttenden Vergehen überhaupt genommen, die Anerkennung der Heiligkeit der Ehe geschwächt, die Ehescheidung aber zu sehr erleichtert und vervielfältigt haben, um eine würdigere Behandlung der Ehe, wie sie die zu mehrem Ernst zurückkehrende Sitte fodert, vorzubereiten und den Einwirkungen des Christenthums, von denen allein die gründliche Heilung dieser Uebel zu hoffen ist, den Weg zu bahnen, die betreffenden Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts und der Allgemeinen Gerichtsordnung prüfen lassen und verordnen nach Anhörung Unseres Staatsraths unter Aufhebung der entgegenstehenden jetzt geltenden Bestimmungen Folgendes:

§. 1. Die den Untergerichten bisher überwiesene Gerichtsbarkeit in Processen, welche die Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit einer Ehe zum Gegenstande haben, geht auf Unsere betreffenden Landes-Justizcollegia oder auf die collegialischen Obergerichte derjenigen Standesherren, welche Consistorialrechte haben, über.

§. 2. Wir werden auf den Vorschlag Unseres Justizministers aus Unserm Kammergericht und aus jedem Unserer Ober-Landesgerichte einen oder zwei Ehesenate, jeden von wenigstens sechs Mitgliedern, formiren, vor welche die Unsern Landes-Justizcollegiis überwiesenen Ehesachen ausschließlich gehören. Die Appellationen gehen, wenn ein Ober-Landesgericht nur Einen Ehesenat hat, von diesem an den Ehesenat eines andern Ober-Landesgerichts, jedoch mit Vorbehalt der Instruction zweiter Instanz für den Ehesenat, von welchem appellirt wird. Die Bestimmung der in der zweiten Instanz competenten Ober-Landesgerichte bleibt vorbehalten.

§. 3. Dem competenten Geistlichen bleibt es überlassen, den Ort, die Zeit und die Art des Sühneversuchs zu bestimmen, und das Ehegericht hat denselben dazu ohne seinen Antrag nicht vor sich zu laden.

§. 4. Das Ehegericht hat zur Einleitung der Instruction eines jeden Ehe-

processe aus seinen Mitgliedern einen Vertheidiger der Ehe zu bestellen, welcher in diesem Processe als Richter ausscheidet, aber zu allen Erklärungen und Anträgen, die sich auf die Aufrechthaltung der Ehen beziehen, alle insbesondere zur Einlegung von Rechtsmitteln in diesem Sinne, legitimirt ist, bei welchen der die Scheidung, Ungültigkeits- oder Nichtigkeitserklärung der Ehe suchende Theil als sein Gegner zu betrachten ist. Wenn der Vertheidiger der Ehe darauf anträgt, so ist von dem betreffenden Vormundschaftsgerichte den aus der Ehe verbandenen Kindern ein Curator zu bestellen, welcher, um deren Rechte und Interessen wahrzunehmen, bei dem Ehescheidungsprocesse zugezogen ist. So lange ein solcher Curator nicht bestellt ist, hat der Vertheidiger der Ehe die Rechte und Interessen der Kinder wahrzunehmen.

§. 5. Diejenigen Termine in Ehesachen, in welchen mit den Parteien zu verhandeln ist, sind vor dem Ehegerichtscollegio abzuhalten, das für dieses Geschäft mit mindestens drei Mitgliedern besetzt sein muß. Nur soweit das Ehegericht sich überzeugt, daß den Parteien das Erscheinen vor dem Collegio wegen Krankheit, Armuth oder aus ähnlichen Gründen nicht anzusinnen ist, sind auch solche Verhandlungen durch Commissare oder durch Requisition eines andern Gerichts, wo möglich eines Ehegerichts, vorzunehmen, welches, wenn es ein Collegium ist, dazu ebenfalls mit mindestens drei Mitgliedern besetzt sein muß. Auch steht dem Ehegerichte frei, gerichtliche Sühneversuche, so oft es solche angemessen findet, durch Commissare, insbesondere durch den persönlichen Richter der Ehegatten vornehmen zu lassen.

§. 6. Die Ehegatten haben alle Instructionstermine in Ehesachen persönlich abzuwarten, und es findet deren Vertretung durch Bevollmächtigte nur in solchen Terminen statt, in welchen nicht wesentlich mit ihnen zu verhandeln ist, z. B. bei Zeugenverhören.

§. 7. Der Grund der Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit einer Ehe kann durch dieses Zugeständniß, sei es in dem Processe oder vorher erklärt, nicht bewiesen werden, wenn dasselbe durch andere Umstände nicht unterstützt ist. Im Falle der Contumaz des beklagten Theils ist anzunehmen, daß er diejenigen Thatsachen bestreite und diejenigen Urkunden nicht anerkenne, welche den Grund der Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit einer Ehe darthun sollen. Die Citation findet behufs des Beweises solcher Thatsachen nicht statt. Das Ehegericht ist jedoch befugt, zur Erforschung der Wahrheit, den beklagten Theil durch angemessene Zwangsmittel zum persönlichen Erscheinen und zur gehörigen Einlassung auf die Behauptungen des klagenden Theils anzuhalten. Die rechtlichen Folgen des Ausbleibens des wegen böslicher Verlassung klagenden andern Ehegatten sind nach den bisher bestandenen Vorschriften zu beurtheilen. Auch bewendet es bei denselben in Betreff derjenigen Thatsachen und Urkunden, welche der Klage auf Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit einer Ehe entgegengesetzt werden. Uebrigens hat das Ehegericht nach seiner aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweismittel geschöpften Ueberzeugung zu beurtheilen, ob und inwieweit der für die Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit der Ehe angegebene Grund bewiesen ist.

§. 8. Zur Regulirung des Interimistici ist nicht blos das Ehegericht, sondern, nach der Wahl des provocirenden Theils, auch der persönliche Richter competent, wenn dieser ein anderer ist als das Collegium, dem die Ehegerichtssachen zusteht, oder aus dem das Ehegericht formirt ist, und es finden auf das Verfahren dabei nicht die Bestimmungen der obigen §§. 4—7, sondern die bisher bestandenen Regeln Anwendung. Dem Ehegerichte steht die Befugniß zu, die Entscheidung des persönlichen Richters in Betreff des Interimistici auf eingelegten Recurs, der alsdann zuvor dem andern Theile zur Gegenausführung mitzutheilen ist, zu ändern. Bis zu dieser Aenderung ist die Entscheidung des persönlichen Richters zu vollstrecken.

§. 9. Folgende im Allgemeinen Landrechte anerkannte Gründe sollen künftig die Ehescheidung nicht mehr bewirken können: 1) Blos verdächtiger Umgang gegen gerichtlichen Befehl (§§. 673, 676, Tit. 1., Thl. II. A. L. R.); 2) Mangelnder Nachweis des unbescholtenen Wandels einer von ihrem Manne getrennt gewesenen Frau; der §. 687, Tit. 1., Thl. II. A. L. R. wird hiermit außer Kraft gesetzt;

3) Verletzung der ehelichen Pflicht (§§. 694, 695, ibid.); 4) Unvermögen und körperliche Gebrechen (§§. 696, 697, ibid.); 5) Beleidigungen und solche Thätlichkeiten, die Leben oder Gesundheit nicht gefährden (§§. 700, 702 ibid.); 6) Unverträglichkeit und Zanksucht (§. 703 ibid.); 7) Unordentliche Lebensart und Verschwendung (§§. 708—710 ibid.), mit Ausnahme des Falles böslicher Trunksucht, welche auch fernerhin ein Recht auf Scheidung gibt. 8) Mangel an Unterhalt der Frau (§§. 711—713 ibid.), sofern nicht der Mann denselben zu gewähren durch Verbrechen oder Ausschweifungen sich außer Stand gesetzt; 9) Gegenseitige Einwilligung (§. 716 ibid.); 10) Heftiger und tief eingewurzelter Widerwille (§. 718, a und b, ibid.).

§. 10. Der Ehebruch ist im Wege des Criminalverfahrens von dem competenten Criminalgerichte zu untersuchen und zu bestrafen: 1) wenn dadurch der beleidigte Ehemann auf Ehescheidung oder vor dem competenten römisch-katholischen geistlichen Gerichte auf beständige Trennung von Tisch und Bette deshalb anträgt; 2) im Fall eines sonstigen öffentlichen Aergernisses erregenten ehebrecherischen Verhältnisses, und zwar in den Fällen zu 1 und 2 sowohl an dem ehebrecherischen Ehegatten als an dem Theilnehmer des Ehebruchs; 3) an demjenigen Ehebrecher, der den von ihm begangenen Ehebruch zur Begründung eines Anspruchs gerichtlich geltend macht. In den Fällen zu 1 und 2 soll die Verjährung der Strafe des Ehebruchs nicht anfangen, so lange noch der Antrag auf Ehescheidung oder beständige Trennung, oder ein sonstiger Anspruch auf den Ehebruch gegründet werden kann. Die durch die Scheidungs- oder Trennungsklage zu bewirkende Strafe (zu 1) fällt gegen den schuldigen Ehegatten hinweg, wenn der andere Ehegatte, bevor die Ehe rechtskräftig geschieden oder beständig getrennt ist, den Antrag auf Ehescheidung oder Trennung zurücknimmt.

§. 11. Das Verfahren über die Ehescheidung oder den sonst auf den Ehebruch gegründeten Anspruch ist auszusetzen, bis auf das Criminalverfahren wegen des Ehebruchs rechtskräftig erkannt ist.

§. 12. Der Ehebruch wird an Jedem der beiden Ehebrecher, wenn er von einem Ehemanne mit einer ledigen Weibsperson verübt worden, mit sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Gefängnisse, wenn er aber von einer Ehefrau mit einer ledigen Mannsperson begangen worden, mit drei- bis sechsmonatlicher Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe, und wenn beide Ehebrecher verheirathet waren, mit sechsmonatlicher bis einjähriger Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe geahndet werden.

§. 13. Auf den Grund des Ehebruchs kann nur, nachdem auf eine, wenn auch nur außerordentliche Strafe deshalb rechtskräftig erkannt worden, die Ehe geschieden werden. Ein solches rechtskräftiges Erkenntniß reicht zum Beweise des Ehebruchs auch für den Scheidungsprocess aus.

§. 14. Gegen den wegen Ehebruchs auf Ehescheidung oder Trennung in Anspruch genommenen Ehegatten ist die ihn deshalb treffende Strafe des Ehebruchs (§. 10. Nr. 1) erst, nachdem seine Ehe deshalb rechtskräftig geschieden oder beständig getrennt ist, dann aber von Amts wegen zu vollstrecken. Zu diesem Zwecke hat das Obergericht dem betreffenden Criminalgerichte von der eingetretenen Rechtskraft des Ehescheidungs- oder Trennungsurtels Nachricht zu geben. Die Bestrafung des Theilnehmers des Ehebruchs ist von der Anstellung und Beendigung des Ehescheidungs- oder Trennungsprocesses unabhängig.

§. 15. Wird wegen böslicher Verlassung geklagt und ist der Aufenthalt des beklagten Ehegatten bekannt und erreichbar, so soll demselben zunächst die Nachfolge, Rückkehr oder Aufnahme von dem Ehegatten binnen einer von demselben zu bestimmenden Frist unter Androhung dreimonatlicher Gefängnißstrafe aufgegeben und diese Strafe im Falle des Ungehorsams auf Antrag des klagenden Theils vollstreckt werden. Der Scheidungsprocess kann erst eingeleitet werden, wenn diese Strafe vollstreckt, oder aber die Unmöglichkeit der Vollstreckung festgestellt, und in diesem letzteren Falle zugleich noch ein Jahr nach Ablauf der bestimmten Frist fruchtlos ver-

brochen ist. Wenn der beklagte Theil das eheliche Zusammenleben, so viel an ihm ist, wiederherstellt und dies nachweist, bevor die Ehe rechtskräftig geschieden ist, so fällt der Scheidungsgrund der ehelichen Verlassung und die ihm deshalb angedrohte Strafe weg. Behauptet der beklagte Theil, die ihm angedrohte Strafe, deren Vollstreckung der klagende Theil nachsucht, nicht verwirkt, oder dadurch, daß er, so viel an ihm ist, das eheliche Zusammenleben wiederhergestellt habe, beseitigt zu haben, so ist auf des klagenden Theils Antrag von dem Ehegerichte darüber im Wege des summarischen Untersuchungsverfahrens zu erkennen, und die Strafe erst, wenn der beklagte Theil dazu rechtskräftig verurtheilt worden, zu vollstrecken. Die Untersuchung und Strafvollstreckung fällt weg, sobald der klagende Theil seinen Antrag auf Vollstreckung der Strafe zurücknimmt. Wenn die Vollstreckung der angedrohten Strafe wegen unmöglicher Vollziehung unterblieben, oder wenn deren Androhung, weil der Aufenthalt des beklagten Theils nicht bekannt oder nicht erreichbar war, nicht erfolgt und derselbe öffentlich vorgeladen worden ist, so ist, wenn in erster oder in den höhern Instanzen auf Ehescheidung erkannt wird, von dem Ehegerichte gegen den beklagten Theil zugleich auf provisorische Gefängnißstrafe zu erkennen und dieselbe, nachdem die Ehe rechtskräftig geschieden ist, von Amts wegen, sobald man des Abtrünnigen habhaft werden kann, zu vollstrecken. Nach der rechtskräftigen Ehescheidung kann die Zurücknahme des Antrags auf Strafvollstreckung von Seiten des andern Theils dieselbe nicht mehr hindern. Ist jedoch auf den Grund einer öffentlichen Vorladung des beklagten Theils auf Ehescheidung und Strafe rechtskräftig erkannt worden, so kann derselbe von dieser Strafe durch den Nachweis, daß er aus erheblichen und erlaubten Gründen sich entfernt habe und so lange abwesend geblieben sei, sich befreien, und es ist darüber, ob er diesen Nachweis geführt, von dem Ehegericht im Wege des summarischen Untersuchungsverfahrens zu erkennen. Auf die Termine in den in diesem Paragraphen erwähnten summarischen Untersuchungsverfahren finden die Regeln der §§. 5 und 6 ebenfalls Anwendung.

§. 16. Wegen lebens- oder gesundheitsgefährlicher Mißhandlungen, wegen beharrlicher Trunksucht und wegen Mangels an Unterhalt der Frau, veranlaßt durch Verbrechen oder Ausschweifungen des Mannes, soll nicht sofort auf Ehescheidung, sondern zuvor auf ein- bis zweijährige Trennung von Tisch und Bett erkannt werden. Während dieser Trennung besteht das Ehband mit seinen Verpflichtungen, jedoch mit Ausnahme des Zusammenlebens der Ehegatten. Von solchen Trennungsurtheilen ist den betreffenden Geistlichen Nachricht zu geben, damit sie während der Trennung die Sühne zu versuchen fortfahren. Der Mann hat der Frau, wenn sie der alleinschuldige Theil ist, nothdürftigen, sonst standesmäßigen Unterhalt während der erkannten Trennung zu gewähren. Die erkannte Trennung verpflichtet den schuldigen oder mitschuldigen Mann zur Sicherstellung des Vermögens der Frau. In Betreff der Erziehung und Verpflegung der Kinder hat das Trennungsurtheil auf die Rechte der Ehegatten während der Trennung dieselbe Wirkung, wie wenn eine Ehescheidung erfolgt wäre. Die Vermuthung, daß der Ehemann Vater der während der Ehe erzeugten Kinder sei, findet innerhalb der erkannten Trennungszeit nicht statt. Erst nach Ablauf der erkannten Trennungszeit, jedoch nur innerhalb sechs Wochen, kann der klagende Theil auf Abfassung des Ehescheidungsurtheils anfragen. Sind die sechs Wochen vom Ende der Trennungszeit ohne einen solchen Antrag verlaufen, so erlischt das Trennungsurtheil mit allen seinen Wirkungen, und der Scheidungsgrund, aus welchem geklagt worden, kann ferner nicht geltend gemacht werden. Bis zum Ablaufe der sechs Wochen dagegen und wenn innerhalb derselben auf Scheidung angetragen worden, bis zur Beendigung des Scheidungsverfahrens durch Entlagung oder rechtskräftiges Erkenntniß, behält das Trennungsurtheil alle für die erkannte Trennungszeit oben vorgeschriebenen Wirkungen. Gegen das Trennungsurtheil finden dieselben Rechtsmittel wie gegen ein Ehescheidungsurtheil statt; die Vollstreckung des Trennungsurtheils wird aber dadurch nicht aufgehalten.

§. 17. Wenn nach Ablauf der erkannten Trennungszeit auf Antrag des klagenden Theils das Scheidungsurtheil ausgesprochen werden kann, ist der Sühne-

versuch zu wiederholen. Wenn der die Scheidung verlangende Ehegatte der evangelischen Confession angehört, so ist dieser Sühneversuch vor versammeltem Consistorio oder, wenn das Consistorium sich überzeugt, daß den Ehegatten wegen Krankheit, Armuth oder aus ähnlichen Gründen das Erscheinen vor dem Consistorium nicht anzusinnen ist, vor wenigstens drei von dem Consistorio zu beauftragenden Geistlichen vorzunehmen. Ist derselbe fruchtlos ausgefallen, so ist über den Antrag auf Scheidung von dem Ehegerichte zu erkennen.

§. 18. Auf Thatsachen, welche erst nach dem ersten Erkenntniß auf Trennung von Tisch und Bett oder auf Ehescheidung angebracht werden, kann der Antrag auf Trennung oder Ehescheidung in demselben Processe nicht begründet werden.

§. 19. Jedes Urtel auf Trennung von Tisch und Bett oder auf Scheidung muß — außer den Fällen der §§. 698 und 713, Tit. 1, Th. II. A. L. R. — den beklagten Theil oder, wenn die Trennung oder Scheidung auf den Antrag beider Theile erkannt wird, beide Ehegatten für schuldig an der Trennung oder Scheidung erklären.

§. 20. Von dem Verbote der Ehe von Personen, welche wegen Ehebruch geschieden worden, mit den Theilnehmern des Ehebruchs, findet fernerhin keine Dispensation statt.

§. 21. Der schuldige oder mitschuldige geschiedene Ehegatte darf nicht eher, als nachdem zwei Jahre von der Rechtskraft des Scheidungsurtels abgelaufen, zur andern Ehe schreiten, wenn nicht schon früher der andere Theil verstorben ist oder sich wieder verheirathet hat. Diese Beschränkung ist in dem Scheidungsurtel auszudrücken.

§. 22. Außer den Fällen des Ehebruchs und der böslichen Verlassung, hinsichtlich deren es bei den Bestimmungen der §§. 10—15 bewendet, hat das Gericht, welches die Scheidung ausspricht, in dem Urtel, ohne Unterschied, ob dasselbe in erster oder in den höhern Instanzen ergehe, gegen den schuldigen Theil oder, wenn beide schuldig sind, gegen beide Theile (§. 19) für die Vergehungen, welche die Scheidung begründen, sofern sie nicht als von Amts wegen zu bestrafende Verbrechen ein besonderes Strafverfahren nach sich gezogen haben, Gefängnißstrafe auf vierzehn Tage bis drei Monate festzusetzen. Diese Strafen hat, sobald sie rechtskräftig feststehen, das Ehegericht von Amts wegen zu vollstrecken.

§. 23. Gegen die Erklärung eines Ehegatten für den an der Trennung oder Scheidung schuldigen oder mitschuldigen Theil oder gegen die nach §. 15 und 22 in den Scheidungsurteln festzusetzenden Strafen findet die Appellation oder Revision nur insofern statt, als sie zugleich gegen die auf die Schuld gegründete Trennung oder Scheidung statthaft ist und eingelegt wird, und es tritt alsdann in Betreff der Rechtsmittel gegen die Trennung oder Scheidung, die Schuld und die Strafe dasselbe Verfahren und derselbe Instanzenzug ein. Nur wenn der schuldig oder mitschuldig erklärte Theil auch seinerseits auf Trennung oder Scheidung geklagt hatte und in dem Erkenntnisse die Trennung oder Scheidung auch auf seinen Antrag erkannt worden ist, kann er gegen die ihm in diesem Erkenntnisse, sofern es in erster oder in zweiter Instanz ergangen, zur Last gelegte Schuld oder Strafe allein Rechtsmittel einlegen, und es findet dann derselbe Instanzenzug statt, als wenn das Rechtsmittel auch gegen die Trennung oder Scheidung gerichtet wäre.

§. 24. So lange nicht das Ehescheidungsurtel gegen alle Theile, also auch gegen den Vertheidiger der Ehe, rechtskräftig geworden ist, kann die Klage zurückgenommen werden, und es verliert alsdann das Urtel in allen seinen Bestimmungen seine rechtliche Wirkung.

§. 25. Auf uneheliche Schwängerung unter dem Versprechen der Ehe kann ein Anspruch auf Beilegung der Rechte einer Ehefrau und des Namens, Standes und Ranges des Schwängerers, und auf Ehescheidungsstrafen nicht gegründet werden. Die §§. 392—395 Tit. 1, Thl. II. A. L. R. werden hierdurch außer Kraft gesetzt.

§. 26. Eine Weibsperson, welche wissentlich mit einem Ehemann Unzucht getrieben, kann auf die dadurch bewirkte Schwängerung einen Anspruch auf Alimentirung nicht gründen.

§. 27. Eine Mannsperson unter 18 Jahren darf auch nicht unter Vorbehalt des Widerrufs nach zurückgelegtem 18. Jahr eine Ehe eingehen. Der § 66 des Anhangs zum Allgemeinen Landrechte wird hierdurch aufgehoben.

§. 28. In der Gerichtsbarkeit und dem Verfahren der katholischen geistlichen Gerichte wird durch gegenwärtige Verordnung nichts geändert. Dieselben haben aber, wenn sie wegen Ehebruchs auf beständige Trennung von Tisch und Bett rechtskräftig erkannt haben, die Akten behufs der Bestrafung der Ehebrecher an das competente Criminalgericht abzugeben.

§. 29. Ehen geschiedener Katholiken und Ehen von Katholiken mit solchen geschiedenen Personen, deren geschiedene Ehegatten noch am Leben sind, dürfen gar nicht, und Ehen geschiedener, zur evangelischen Kirche übergetretener Katholiken, sowie Ehen solcher übergetretener Katholiken mit geschiedenen Personen, deren geschiedene Ehegatten noch am Leben sind, dürfen nur nach vorgängiger, von Uns zu ertheilender Dispensation von evangelischen Pfarrern eingesegnet werden.

§. 30. Im Auslande gesprochene Urtel auf Trennung von Tisch und Bett oder auf Ehescheidung sind hinsichtlich ihrer Wirkungen nicht nach Unsern Gesetzen, sondern nach den Rechten des Landes, in welchem sie ergangen sind, zu beurtheilen.

§. 31. Gegenwärtiges Gesetz findet in den §§. 1—28 nur auf diejenigen Landestheile, wo das Allgemeine Landrecht und die Allgemeine Gerichtsordnung gelten, in den §§. 29—30 aber in Unsern gesammten Staaten Anwendung. Eine Vermehrung der Scheidungsgründe oder Erweiterung der Befugniß des schuldigen Theils zur Wiederverheirathung soll das gegenwärtige Gesetz auch in den Landestheilen, wo die drei ersten Titel des zweiten Theils des Allgemeinen Landrechts nicht eingeführt sind, nicht bewirken.

§. 32. Das gegenwärtige Gesetz ist auf Ehepresse, welche vor eingetretener Gesetzeskraft desselben angebracht, und so weit darin Strafen bestimmt werden, auf Vergehen, welche vor eingetretener Gesetzeskraft desselben begangen werden, nicht anzuwenden. Urkundlich ꝛc.

IX.

(Zu pag. 379.)

Aus:

Meine weitere Vertheidigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze.

Von Dr. **Jacoby.**

(Zürich und Winterthur, Druck und Verlag des Literarischen Comptoirs.)

Hochverrath.

Der erste — in Betreff des Hochverraths mich freisprechende Theil des Erkenntnisses könnte hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden, wenn nicht die — meinen Charakter verdächtigende Abfassung desselben eine Widerlegung zur Pflicht machte.

„Was bleibt den Staaten zu thun übrig? — Das, was sie bisher als Gunst erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen.“ —

„Der Stamm, welcher Erbe hat an dem Hause Isais hat zuerst gesprochen, — und nicht werden die übrigen sich zu ihren Hütten heben.“ —

(Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen 1841 S. 47.)

Die Erklärung, welche ich von diesen Worten der incriminirten Schrift gegeben:

Die Stände Ostpreußens mögen durch wiederholtes Petitioniren die Verleihung einer reichsständischen Verfassung in Anspruch nehmen, und die übrigen Provinzen ein Gleiches thun, damit Preußen, durch Einheit stark, jedem feindlichen Angriffe gewachsen sei: —

diese Erklärung läßt der Richter als eine — dem Wortsinne entsprechende gelten und weiß nach, daß hierin keineswegs die Aufforderung zu einem hochverrätherischen Unternehmen enthalten sei (fol. 1—16); — unmittelbar darauf aber heißt es in dem angefochtenen Erkenntnisse:

„Könnte indessen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dargethan werden, daß der Angeschuldigte mit jenen Worten andern dem Leser erkennbaren Sinn verbunden habe, und daß in diesem Sinne eine, wenn auch nur eventuelle Aufforderung zu einem gewaltsamen Durchsetzen des Begehrens nach constitutioneller Verfassung gefunden werden müßte, so würde dadurch dennoch unzweifelhaft das Verbrechen des Hochverraths verübt worden sein.“ — — — „Daß Inculpat die Stände wirklich nur habe auffordern wollen, dasjenige, was sie bereits gethan, noch einmal zu wiederholen, dabei jedoch zu erwähnen, daß Gesetze nur in der durch das allgemeine Landrecht geordneten Form aufgehoben werden könnten, und daß daher das Gesetz vom 22. Mai 1815, weil es in solcher Weise nicht widerrufen sei, auch gegenwärtig noch als Gesetz bestehe, erscheint — kaum glaublich. Unwillkürlich wird man zu der Vermuthung hingeleitet, daß der Angeschuldigte mehr habe andeuten wollen, als die Worte in ihrem trockenen Verstande ausdrücken, der nothwendige Gedankengang des Inculpaten kann mit einer solchen nichtssagenden Idee nicht abgeschlossen haben und auch die Gedanken des Lesers können darin nicht ihre Grenze finden. Es dringt sich vielmehr nothwendig die Frage auf: was aber will der Angeschuldigte, daß geschehe, wenn der Antrag der Stände abermals abgelehnt wird?“ —

Auf diese Frage lautet die einfache Antwort: Der Angeschuldigte wünscht, daß, wenn der Antrag abermals abgelehnt wird, die Stände immer aufs Neue darauf zurückkommen mögen; er wünscht den Preußischen Ständen die edle Beharrlichkeit Wilberforce's, der seinen Antrag auf Sklavenemancipation 19 mal im englischen Parlamente wiederholte und — so gering auch Anfangs die Aussicht auf Erfolg war, zuletzt doch den herrlichsten Sieg davontrug. Dies Beispiel lehrt schon, daß meine Worte, — in ihrem „trockenen Verstande“ genommen, — keineswegs eine so „nichtssagende Idee“ ausdrücken, wie der Richter zu glauben scheint. Die „Gedanken des Lesers“ können, die des Strafrichters müssen sogar in dieser Idee ihre Grenze finden; denn treffend sagt dasselbe Erkenntniß wenige Seiten vorher:

„Die Bedeutung des Ausdrucks: „„als Recht in Anspruch nehmen““ findet ihre Grenze da, wo die Verfolgung eines Rechts durch Wort oder Schrift aufhört, derselbe ist nicht anwendbar auf Fälle, wo ein Recht von den wirklich oder vergeblich Berechtigten nicht durch Wort oder Schrift, sondern durch eigene auf die verpflichtete Person oder Sache gerichtete Thathandlung geltend gemacht wird“ ꝛc.

Im directen Widerspruche mit dieser von ihm selbst gegebenen Definition sucht der erkennende Richter in meinem Gedankengange nach einer andern Bedeutung jener Worte. Er bedient sich hiezu der am Schlusse der Schrift gebrauchten biblischen Redewendung, welche er — seiner eigenen Bezeichnung nach — „im Geiste einer verbrecherischen Tendenz“ auszulegen versucht. Statt also aus den

Worten des Schriftſtellers auf deſſen Tendenz zu ſchließen, wird hier aus einer vorausgeſetzten Tendenz auf den Sinn der Worte geſchloſſen.

> Oſtpreußen — ſo lautet die Auslegung — habe zuerſt geſagt, was dem Lande Noth thut, und nicht werden die übrigen Provinzen nachſtehen. — In dem Streben nach wahrer Volksvertretung vereint, werden ſie alle einmüthig zuſammenhalten; denn, wenn ſo die ganze Nation dem Herrſcher gegenüberſteht, dann wird ſich die Verheißung erfüllen: „daß es Preußens Beſtimmung ſei, die Früchte der franzöſiſchen Revolution auf friedlichem Wege ſich anzueignen.“ — Ein ſolcher Gedanke habe unverkennbar in der Seele des Inculpaten geruhet.

Aus der hier angeführten Aeußerung über Preußens Beſtimmung, — beiläufig ein von Hardenberg herrührender Ausſpruch, — folgert der Richter, daß mir (mithin auch Hardenberg) „die Illuſion einer friedlichen Revolution vorgeſchwebt habe“, und fährt dann alſo fort:

> „Der Gedanke einer friedlichen Revolution ſchließt aber nothwendig die Idee von einem zweifachen Ausgange in ſich. Entweder der Regent gibt nach, oder Er fügt ſich nicht dem gemeinſamen Willen, und die Nation verläßt ihn alsdann und verändert ohne ſeine Zuſtimmung die Verfaſſung. Einen ſolchen Zuſtand provociren, deſſen Ausgang ꝛc.“ —

Mag man auch den Ausdruck: „friedliche Revolution“ (eigentlich eine contradictio in adjecto) gelten laſſen, unmöglich kann doch der Fall, wenn „eine Nation ihren Regenten verläßt,“ unter den Begriff einer friedlichen Umgeſtaltung der Dinge ſubſumirt werden —

Einen Zuſtand provociren, der des Volkes Abtrünnigkeit herbeiführen könnte, wäre allerdings geeignet „Verdacht zu erwecken;“ wodurch aber hat der erkennende Richter ſeine Behauptung, „daß ich meine eigenen Ideen mit dergleichen Eventualitäten beſchäftigte,“ auch nur wahrſcheinlich gemacht? Aus der hier beleuchteten, eben ſo willkürlichen als unlogiſchen Deduction folgt dies ſicherlich nicht, ebenſowenig aus der herbeigezogenen Exegeſe der Bibelſtelle, die in dem Erkenntniſſe ſelbſt als eine „künſtliche“ bezeichnet wird. Was berechtigte alſo den Richter zu dem Ausſpruche:

> „Wie verwerflich auch die Geſinnung des Inculpaten in politiſcher Hinſicht ſein mag, ſo iſt doch ſein Frevel jedenfalls im Bereiche der Gedanken geblieben?“ —

Worin beſteht das Verwerfliche meiner politiſchen Geſinnung; worin der Gedankenfrevel?

Ich habe — (kein Unbefangener wird mehr in meiner Schrift finden) — nur die patriotiſche Beſorgniß geäußert, daß einſeitige Ausbildung der Provinzialverfaſſung ohne Reichsſtände — eine Gefahr für die Zukunft ſein dürfte. Was beſtimmt den Richter, mir ſtatt deſſen die Idee einer unpatriotiſchen Drohung unterzulegen? Ich habe auf Grund dieſer Beſorgniß den Wunſch geäußert, daß Preußens Provinzialſtände ihren Antrag auf Ausführung des Geſetzes vom 22. Mai 1815 wiederholten, und die Stände der übrigen Landestheile ihrem Beiſpiele folgten. Eine ſolche Uebereinſtimmung, — der ſicherſte Beweis eines allgemein und tief gefühlten Bedürfniſſes, — würde dem Fürſten die freudige Ueberzeugung gewähren, daß ſeine neuen Unterthanen zu Männern herangereift ſeien, die auch in den wichtigern Landesangelegenheiten ihm rathend zur Seite zu ſtehen verdienten. Größere Betheiligung des Volks an dem Staatsleben, innigere organiſche Einigung der verſchiedenen Provinzen, ſittliche Kräftigung Preußens und des geſammten deutſchen Vaterlandes wären die unausbleiblichen, nicht genug zu preiſenden Folgen dieſer königlichen Ueberzeugung geweſen. —

Wie hier, ſo habe ich in der incriminirten Schrift unverholen meine politiſche Anſicht ausgeſprochen. Wird deshalb meine Geſinnung für eine „verwerfliche“ erklärt, ſo theile ich dies Geſchick mit den tüchtigſten Männern unſerer Zeit; habe

ich — alſo urtheilend — einen „Gedankenfrevel" begangen, ſo haben die treueſten Diener des Staats, Stein und Hardenberg, gleichfalls gefrevelt. —

„Cogitationis poenam nemo patitur!" Nur allein auf Grund dieſes Rechtsſatzes ſpricht mich das Erkenntniß vom Hochverrathe frei. Derſelbe Rechtsſatz hätte mich aber auch vor jeder Gedanken-Inquiſition ſchützen ſollen, während er nun — nach dem Verſuch, mich möglichſt zu verdächtigen, — nur als warnendes Zeichen einer ironiſchen Großmuth daſteht. — Der freiſprechende Richter hat ſich nicht auf den Nachweis beſchränkt, daß in meiner Schrift keine Aufforderung zu einer — die Verfaſſung umſtürzenden Thathandlung enthalten ſei, er verſucht zugleich darzuthun, daß es nicht etwa meine loyale Geſinnung geweſen, die mich von dem Verbrechen abgehalten, ſondern nur die kluge Erwägung der Unausführbarkeit deſſelben.

„Eine Aufforderung" — ſo lauten ſeine Worte, — „eine Aufforderung an das geſammte Preußiſche Volk, von der Regierung abzufallen, iſt ein ſo widerſinniges Unternehmen, daß man daſſelbe nicht für dargethan erachten kann, wenn es nicht klar und unzweideutig ausgeſprochen iſt. Wer ernſtlich Etwas beabſichtigt und nicht geiſteszerrüttet iſt, wird zu ſeinem Zweck nicht ein Mittel wählen, welches nach den gegebenen Umſtänden unmöglich das beabſichtigte Ziel treffen kann." —

Während jene Geiſteszerrüttung unzurechnungsfähig macht, werde ich freigeſprochen, weil ich nicht geiſteszerrüttet bin. Nur weil ich die hochverrätheriſchen Ideen, die — „unverkennbar in meiner Seele ruhten", nicht „klar und unzweideutig" ausgeſprochen habe, findet das Erkenntniß

„den gegen mich hinſichtlich des Hochverraths entſtandenen Verdacht nicht haltbar genug, um auch nur die absolutio ab instantia darauf zu gründen;"

nur weil keine anderen incriminirenden Handlungen mit der — „aus dem Libell ſich ergebenden Tendenz" combinirt ſind und auch einige „loyale" Aeußerungen in der Schrift vorkommen, wird mir,

„wenn gleich die Entſcheidung zwiſchen der völligen und der vorläufigen Freiſprechung nicht unzweifelhaft iſt,

— die absolutio plenaria ertheilt. —

Die Verdächtigung, welche in dieſer ganzen richterlichen Ausführung liegt, muß ich auf das Entſchiedenſte zurückweiſen. Wer der Reinheit ſeiner Abſichten ſich bewußt iſt, kann es ſich nicht gefallen laſſen, daß man ihn von der Sprache freiſpricht und doch zugleich ſeine Geſinnung als ſo frevelhaft und verwerflich darſtellt, daß ſie (wie das Erkenntniß ſich ausdrückt) — „zu Polizei-Maaßregeln Anlaß geben könnte." — Ich glaube zu meiner Rechtfertigung, ſo wie zur Charakteriſirung des vorliegenden Urtels genug geſagt zu haben.

. . . . . .

Zur ferneren Begründung des gegen mich gefällten Urtheils werden die auf S. 9 und 10 der Schrift befindlichen Worte über

Cenſur

angeführt. — —

„In ſolcher Weiſe," — ſo ſagt das Erkenntniß, — „darf ein Unterthan über die Geſetze und Anordnungen im Staate ſich nicht auslaſſen; die Behauptung, daß — jede das öffentliche Intereſſe nur entfernt berührende Andeutung, um veröffentlicht zu werden, ſich außerhalb der Preußiſchen Grenzen flüchten müſſe; daß die Cenſur, wie ſie in Preußen gehandhabt werde, eine anmaßende Bevormundung, eine wahrhafte Unterdrückung der öffentlichen Meinung involvire, enthalten der Sache und den Worten nach frechen Tadel und verletzen die dem Staate ſchuldige Ehrerbietung. Die Aufſtellung aber, daß dadurch eine höchſt bedenkliche, dem Volke wie dem Könige gleich gefährliche Eigenmacht der Beamten gefördert werde, beweiſet

deutlich die Tendenz, Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit den also geschilderten Institutionen zu veranlassen.' —

Der Richter hat sich hier eine kleine Veränderung meiner Worte erlaubt. Ich habe nicht gesagt, durch die Art unserer Censur werde eine bedenkliche Eigenmacht der Beamten „gefördert" (dies würde auf ein Verhandensein solcher Eigenmacht hindeuten), sondern nur: „sie führe endlich zu einer bedenklichen Eigenmacht ꝛc." — Für die Unverfänglichkeit dieses Ausdrucks spricht schon sein Ursprung: es ist derselbe einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelm III. (vom 20. Febr. 1804) entlehnt, in welcher es heißt:

„Die Publicität ist für die Regierung und die Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der Beamten, die ohne sie eine bedenkliche Eigenmacht erhalten würden" (s. S. 8 meiner Schrift). —

Die „Tendenz, Mißvergnügen und Unzufriedenheit" mit der „also geschilderten Censur zu veranlassen," ist an sich noch nicht strafällig. Weder der §. 151 des Strafrechts noch die Declaration vom 18. October 1819 spricht von „Unzufriedenheit mit den getadelten Institutionen," sondern — wie überdies schon die Rubrik: „Verbrechen gegen die innere Ruhe und Sicherheit des Staats" es erheischte — lediglich von der „Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung." Diese nicht unrichtige Verwechselung wird um so auffälliger, da das angefochtene Erkenntniß auch bei der Citation des §. 151 die Worte: „Der Bürger gegen die Regierung" weggelassen hat. — Keine Folge ist unrichtiger, als die: Wer eine Anstalt (hier die Censur) tadelt, der beleidige den Urheber derselben (die Regierung). Unzufriedenheit mit der getadelten Sache will jeder Tadelnde erregen; wenn daher der allegirte §. die Erregung solcher Unzufriedenheit strafen sollte, müßte jeder — auch der anständigste — Tadel strafbar sein.

„Wer ungerechte oder thörichte Handlungen rügt," — sagt Weber (über Injurien II. 222) — „hat natürlich und kann auch nicht die Absicht haben, für diese Sache einzunehmen; er will sie als verwerflich und untauglich darstellen, und seine Worte müssen also seine Absicht ausdrücken. Hieraus folgt, daß man unter der Benennung harter Ausdrücke nicht sogleich alle diejenigen als beleidigend und strafbar anmerken kann, welche bestimmt sind, bei dem Leser einen Unwillen gegen das Getadelte hervorzubringen. Das läßt sich gewissermaßen von jedem Tadel behaupten und würde also eine reichhaltige Quelle sein, um das Recht des Schriftstellers, welches man im Allgemeinen zugibt, in der Anwendung durchaus wieder zu vereiteln." —

In den Protokollen, deren Anführung hier um so nothwendiger ist, je weniger sie von dem Richter beachtet worden, habe ich mich über die incriminirten Aeußerungen also ausgelassen.

„Es wird wol nicht geläugnet werden, daß alle und jede Censur eine „Bevormundung" ist; eben so wenig läßt sich überhaupt der Begriff der „Anmaßung" von dem der Censur trennen, da doch so häufig der censirte Schriftsteller in jeder Hinsicht bedeutend höher steht, als sein Censor. Wollte ich die Klagen unserer vorzüglichsten Geister über Censurzwang zusammenstellen, so würde ich nicht so bald ein Ende finden. Kants beste Schriften wären ungedruckt geblieben, hätte er sie nicht im Auslande drucken lassen. Herder beschwert sich bitter darüber, daß die „Rücksicht auf die Regierung" ihm in seinen geschichtlichen Arbeiten ein steter Hinderniß sei ꝛc. — Die Censur wird mehr oder minder zu einer „anmaßenden Bevormundung," zu einer „Unterdrückung der öffentlichen Meinung" (in so weit diese sich durch die Presse kund gibt), je nachdem dieselbe mit größerer oder geringerer Strenge gehandhabt wird; daß sie aber in Preußen bei weitem strenger als in den meisten andern, an Bildung uns keineswegs voranstehenden, Ländern geübt werde, ist allgemein anerkannt. Es ist dies eine Thatsache, für welche Niemand Beweise zu geben braucht, außer mir, der ich wegen des Aussprechens dieser Thatsache zu einem Criminalprozesse verurtheilt werde. —

Die von mir vorgebrachten Belege meiner Behauptung: — mehrere Censurexemplare der Königsberger Zeitung, in denen ganz unverfängliche inländische Artikel gestrichen; die durch ein hohes Ministerialrescript verbotene Besprechung der hannöverschen Angelegenheit; Bescheide der höhern Censurbehörde, welche erst 3 bis 6 Monate nach der Beschwerde erfolgen; ein vertraut-amtlicher Briefwechsel zwischen dem Preußischen Oberregierungsrath Seiffert und dem Redacteur der Leipziger Allgem. Zeitung; ein Schreiben des Redacteurs der Augsburger Zeitung, in welchem über Reclamationen des Ministers von Rochow geklagt wird ꝛc.; — die Richtigkeit aller dieser Belege wird nicht in Abrede gestellt, sondern nur dabei bemerkt:

„daß einzelne Beispiele für den Werth oder Unwerth einer Staatseinrichtung überhaupt nicht beweisen."

Handelte es sich darum, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren, so würde es nicht schwer halten, aus jedem preußischen Orte, wo nur eine Presse existirt, Beiträge die Hülle und Fülle zu erlangen. Es bedarf deren aber nicht, da ja die auch den Richtern bekannte Censurinstruction vom 24. Decbr. v. J. das officielle Geständniß enthält, daß durch die ängstliche und engherzige Ausübung der Censur unsere Presse „unstatthaften, nicht in des Königs Absicht liegenden Beschränkungen" unterworfen gewesen sei. —

Allein die Richtigkeit der Sache zugegeben, soll doch die Form meiner Schilderung

„den Vorwurf der Frechheit und Unehrbarkeit fortbestehen lassen."

„Ich urtheile," — so sagt das Erkenntniß, — „nicht in ruhig erörtender Weise, sondern tadle in solchen Ausdrücken, welche — wenn sie gegen Personen gerichtet wären, unzweifelhaft als Injurien anzusehen sein würden; ich verletze dadurch die Ehrerbietung, welche ich den Gesetzen und Anordnungen im Staate — schuldig sei." —

Der juridische Beweis des Gesagten sollte dem Richter schwer fallen; doch darum scheint es überhaupt nicht zu thun, ihm genügt die Berufung auf das Gefühl. Nun so möge er denn sein Gefühl fragen, ob nachstehende unter preußischer Censur gedruckten Aeußerungen den Charakter größerer Mäßigung an sich tragen:

„Das literarische Eigenthum," — sagt Bülow-Cummerow l. c. S. 136 —, ist ein ebenso beachtenswerthes als jedes andere und kann daher unmöglich von der Willkür einer einzelnen Person abhängig gemacht werden." — —

„Jetzt ist man gezwungen, will man etwas Näheres von den Weltbegebenheiten erfahren, sich die auswärtigen Zeitungen anzuschaffen. Was in Preußen selbst vorgeht, erfährt der Preuße nur vollends erst durch diese." —

Ferner:

„Die Verhältnisse, welchen die Presse zur Zeit im preußischen Staate unterliegt, wirken höchst nachtheilig auf Geist und Herz des Volkes. Den Worten der Verordnung vom 18. October 1819 entgegen, hat die Censur eine Richtung genommen, die besonders dahin geht, jede freimüthige, wenn auch anständige gehaltene und gründlich motivirte Erörterung der innern Verhältnisse des Staats ängstlich zu überwachen oder vielmehr zu verhüten." (Verhandlungen der preußischen Stände v. 1841. I S. 265.) Der König selbst hat ausdrücklich erklärt, daß diese Aeußerungen „vollkommen mit seiner eigenen Ansicht übereinstimmen;" s. Vertheidigung I. Anfang S. 51 und 52. —

„Ist es zweckmäßig, in vielen Theilen der Monarchie die Tagespresse in einer Unbedeutenheit zurückzuhalten, auf welche man in andern Gegenden derselben Monarchie wie auf eine glücklich überstandene Kindheits-Periode zurückblickt? Selbst die frühere Unterdrückung der ganzen preußischen Presse konnte den erwarteten Erfolg nicht haben, da das Publikum sich durch freiere auswärtige Blätter entschädigte; wie viel zweckloser muß eine strenge Bevormundung in einzelnen Provinzen erscheinen." — — „Unsere jetzigen Censur-Behörden besitzen auch nicht den leisesten Schein von Selbstständigkeit; jede in höhern Kreisen augenblicklich herrschende Ansicht ist bis jetzt noch nicht im Stande, auf die Censur

einen unabweislichen Einfluß zu üben, wer bürgt uns dafür, daß man nicht allmälig wieder dieselben Versuche machen wird, die Wirksamkeit der Presse zu lähmen, wie früher?" „Die Censoren sind, wie gesagt, jeder Einwirkung der obern Behörden schutzlos preisgegeben, sie können nach Belieben ernannt und abgesetzt, nach Belieben an Instructionen gebunden werden; dieser Zustand ist ein völlig rechtloser." (Königsberger Zeitung 1842, Nr. 93.)

Ferner:

Heinsius nennt in seinem zu Berlin gedruckten Buche („bedingte Preßfreiheit" S. 24) die „Censur, wie sie bis jetzt gehandhabt worden, ein unzureichendes, willkürliches und für die Wahrheit gefährliches Vorbeugungsmittel;" und S. 35: „die Censur ist eine Stiefschwester der Tortur." —

Aeußerungen, wie die voranstehenden, hielt der Preußische Censor zu verwerfen sich nicht befugt, und der Preußische Richter sollte sie, — weil es einem Minister zu denunciren beliebt, mit zwei Jahren Festungsarrest zu bestrafen das Recht haben? Nicht dem Censor, wohl aber dem Strafrichter sollte es freistehen, die gewährte Censurmilderung illusorisch zu machen und die Tagespresse in jene „Kindheits-Periode" zurückzudrängen, die wir nunmehr glücklich überstanden zu haben glauben? — Das über mich zu fällende Urtel wird eine Antwort auf diese Frage sein! —

. . . . . .

Communalverfassung.

Ich habe überall keinen Grund, meine Gedanken zu verhehlen, und so sei denn hier — ohne Furcht vor §. 131 — gestanden, was der Richter sich vergebens bemüht aus meinen Worten zu folgern: Auch Preußen ist nicht frei von Beamtenwillkür; unsere Staatsdiener halte ich weder für weiser noch für besser, als die der constitutionellen Länder; wenn daher Fälle von Beamtenwillkür bei uns seltener als dort zur Sprache kommen, so glaube ich, daß allein der Mangel an Oeffentlichkeit und Volksvertretung die Ursache dieser Erscheinung ist. —

Wer die Vortheile constitutioneller Vertretung aufzählt und darunter auch den Schutz rechnet, welchen sie gegen „Beamtenwillkür" darbietet, — dem kann wol nur in Folge einer Begriffsverwechselung der Vorwurf gemacht werden, daß

> „er sich unverkennbar des abgenutzten Stratagems bediene, hinter generelle Angriffe auf Beamte den Angriff auf die Regierung selbst zu verstecken; daß er keinen andern Zweck haben könne, als durch leere Declamationen gegen angebliche Bureaukratie und Beamtenwillkür — Unzufriedenheit und Mißvergnügen zu erregen."

Der Richter spreche auf Gewissen die Ueberzeugung aus: es gebe in Preußen nirgends Beamtenwillkür, und ich will ihm dann die falschen Folgerungen, die er aus meinen Worten zieht, zugeben. —

Zu meiner Vertheidigung, — wenn solche überhaupt nöthig, — mögen hier noch einige Parallelstellen Platz finden.

„Das Preußische Beamtentreiben," — sagt v. Schön l. c., — „erreichte allmälig den Höhepunkt, von welchem Strauß gegen Strecksuß vollkommen richtig sagt, daß die preußische Beamtenwelt wie im Sinne der katholischen Kirche handle; denn wie der Geistliche dort nur für sich, ohne Beziehung und Rücksicht auf die Gemeinde, den Gottesdienst verrichte, so wähne der preußische Beamte, besonders der dem Volke fernstehende, daß der Staatsdienst nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, sondern das Volk für ihn da sei. ' — —

Von dem Staatsmanne, der diese Worte schrieb, heißt es in der Königsberger Zeitung vom 22. Juni 1842 (Nr. 142):

„Vor Allem trat er zuerst kräftig auf gegen die Bureaukratie, die im Laufe der Jahre sich zu einer monströsen Höhe ausgebildet hat." —

Vergleiche über denselben Gegenstand die Aeußerungen Stein's („Vier

Fragen" S. 23) und der Preußischen Stände d. J. 1841 (Meine Rechtfertigung S. 33). —

Wie viele Publicisten würden in Preußischen Landen ungestraft bleiben, wenn man gegen sie in ähnlicher Weise argumentirte, wie der Richter gegen mich? —

. . . . . .

Die Nationalkokarde war einst das Erkennungszeichen hervorbrechender Begeisterung; Feigheit und Mangel an Patriotismus schleßen mit Recht von der allgemeinen Ehre aus.

Aber der hohe Sinn des Gesetzgebers würde erzürnen, vernähme er, wie die Bestimmungen seines Gesetzes, wie der — Patriotismus nunmehr gedeutet werden.

Im Jahre 1813 — unmittelbar nach den Siegen an der Katzbach, bei Culm und Dennewitz — sollte der Monarch eine Declaration zur Strafschärfung für vermeintliche Ehrfurchtverletzungen gegeben haben! — —

Die Bürgerehre steht in der öffentlichen Meinung zu hoch, um von den Consequenzen eines willkürlich herbeigezogenen Gesetzes abhängig zu sein.

Königsberg den 14. Juli 1842.

Dr. Jacoby.

X.

(Zu pag. 395.)

a.

Kabinetsordre, betreffend die Censur der Zeitungen und Flugschriften und die Genehmigung der vom Staatsministerium entworfenen Censur-Instruction vom 31. Januar 1843.

Seit Meinem Regierungsantritt ist die Regelung der Preßverhältnisse der Gegenstand Meiner ernstesten Vorsorge und wiederholter Anordnungen gewesen. Unterm 10. December 1841 habe Ich dem Staatsministerium die Grundzüge bezeichnet, wornach Ich insbesondere die Censur der Zeitungen und Flugschriften behandelt wissen wollte. In dieser Ordre ist wörtlich gesagt: „Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß sowol die Censur als die Verwaltungsbehörden zu bedenklich sind, wenn es darauf ankommt, Gegenstände der Staatsverwaltung durch Zeitungsartikel zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Während die Censur aus fremden Zeitungen häufig Artikel in die inländischen hat übergehen laßen, die weder der Form noch der Tendenz nach empfehlungswürdig waren, und wenn die Wahrheit sich durch Irrthum und Lüge entwickelt hat, sind der inländischen Besprechung über Gegenstände der Verwaltung die engsten Grenzen gezogen worden. Ich will, daß diese Grenzen überall, wo es sich nur um eine anständige und wohlmeinende Besprechung in den öffentlichen Blättern handelt, im Sinne der Gesetzgebung von 1819 und der vaterländischen Bundesbeschlüsse erweitert und die Censoren hiernach angewiesen werden sollen." Im October v. J. habe Ich demnächst die Censur aller Schriften über zwanzig Bogen völlig aufgehoben, obgleich es schon damals zu Tage lag, daß Meine Befehle über die Behandlung der Zeitungspresse von einem großen Theil der Censoren gänzlich mißverstanden und durch ungeschickte Behandlung der Sache völlig verfehlt waren. Die dadurch veranlaßten, immer zunehmenden Ausschreitungen der Tagesblätter machen daher angemessenere Instruc-

tionen für die Censoren unumgänglich nöthig. Was Ich durch die genannten Verordnungen gewollt, das will Ich unverändert noch: die Wissenschaft und die Literatur von jeder sie hemmenden Fessel befreien und ihr dadurch den vollen Einfluß auf das geistige Leben der Nation sichern, der ihrer Natur und ihrer Würde entspricht; der Tagespresse aber innerhalb des Gebiets, in welchem auch sie Heilsames in reichem Maße wirken kann, wenn sie ihren wahren Beruf nicht verkennt, alle zulässige Freiheit dazu gestatten. Was Ich nicht will, ist: die Auflösung der Wissenschaft und Literatur in Zeitungsschreiberei, die Gleichstellung beider in Würde und Ansprüchen, das Uebel schrankenloser Verbreitung verführerischer Irrthümer und verderbter Theorieen über die heiligsten und ehrwürdigsten Angelegenheiten der Gesellschaft auf dem leichtesten Wege und in der flüchtigsten Form unter einer Klasse der Bevölkerung, welcher diese Form lockender, und Zeitungsblätter zugänglicher sind, als die Producte ernstlicher Prüfung und gründlicher Wissenschaft. Ich bin deshalb mit der aus diesem Gesichtspunkte entworfenen, Mir von dem Staatsministerium vorgelegten Censurinstruction ganz einverstanden, und indem Ich dieselbe hierdurch genehmige, trage Ich dem Staatsministerium auf, sie zugleich mit dieser Ordre zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

„Censur-Instruction."

„Da die Vorschriften der bestehenden Censurgesetze über das zulässige Maß der öffentlichen Mittheilung durch den Druck theils von den Censoren theils von den Schriftstellern nicht immer richtig aufgefaßt sind, so wird hierdurch die nachfolgende Zusammenstellung der in der Verordnung vom 18. October 1819 und in der Allerhöchsten Ordre vom 28. Decbr. 1824 enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen, nebst den zu ihrer Anwendung insbesondere für die Censur der Zeitungen und Flugschriften erforderlichen näheren Anweisungen, zur Nachachtung mitgetheilt.

I. (Art. II. des Gesetzes vom 18. Decbr. 1819). Die Censur soll keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftstellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen.

II. (Art. II. des Gesetzes vom 18. Decbr. 1819 und §. 1. der Cabinets-Ordre vom 28. Decbr. 1824.) Durch die Censur soll dagegen der Druck solcher Schriften verhindert werden, welche mit den Hauptgrundsätzen der Religion im Allgemeinen und des christlichen Glaubens insbesondere im Widerspruch stehen, also: entweder den Grund aller Religionen überhaupt angreifen, oder die wichtigsten Wahrheiten derselben verdächtig, verächtlich oder lächerlich machen wollen; oder die christliche Religion, die biblischen Schriften und die darin vorgetragenen Geschichts- und positiven Glaubenswahrheiten für das Volk zum Gegenstande des Zweifels oder gar des Spottes zu machen suchen; oder, selbst wenn sie für einen engern Kreis von Lesern oder nur für Gelehrte bestimmt sind, unverständige, lieblose, zur Vertheidigung der eigenen oder ruhigen Widerlegung entgegengesetzter Meinungen nicht unmittelbar gehörende Angriffe auf andere Glaubensparteien enthalten; oder endlich Religionswahrheiten auf fanatische Weise in die Politik hinüberziehen und dadurch Verwirrung der Begriffe verbreiten. —

Hiernach sind alle Schriften, durch welche eine der christlichen Kirchen oder eine im Staate geduldete Religionsgesellschaft, oder ihre Lehren, Einrichtungen oder Gebräuche oder die Gegenstände ihrer Verehrung herabgewürdigt, geschmäht oder verspottet werden, für unzulässig zum Druck zu achten. Wenn ferner von der Erlaubniß zum Druck Alles ausgeschlossen bleiben soll, was die christliche Religion, die biblischen Schriften und die darin vorgetragenen Geschichts- oder positiven Glaubenswahrheiten für das Volk zum Gegenstande des Zweifels oder gar des Spottes macht, so ist der letztere nirgends zuzulassen, die Erörterung des ersteren aber wenigstens in solchen Schriften nicht zu gestatten, welche entweder durch populären Ton oder durch Wohlfeilheit ihres Preises für einen größeren Leserkreis und daher auch für die geringere Volksklasse berechnet erscheinen, wie namentlich Zeitungen und Flugschriften. Zu Schriften dieser Art ist auch dem jetzt vielfach hervortretenden, für den religiösen und moralischen Zustand des Volks verderblichen Bestreben

nicht Raum zu geben, die religiöſen Wahrheiten anzugreifen und durch die Ergebniſſe philoſophiſcher Deductionen zu erſetzen.

III. (§ 2 der Cabinetsordre vom 28. Decbr. 1824.) Unzuläſſig zum Druck iſt ferner, was die Moral und guten Sitten beleidigt. Der Cenſor hat alſo ſolchen Schriften und Aufſätzen die Erlaubniß zum Druck zu verſagen, welche entweder ihrem Gegenſtande oder ihrem Ausdrucke nach unſittlich ſind, insbeſondere aber denen, von welchen Verführung zur Immoralität zu beſorgen iſt.

IV. (Art. II. des Bundesbeſchluſſes vom 18. Octbr. 1819.) Die Druckerlaubniß iſt ferner ſolchen Schriften zu verſagen, welche die Würde, die innere und äußere Sicherheit, ſowol des preußiſchen Staats, als der übrigen deutſchen Bundesſtaaten verletzen, alle Theorien entwickeln, welche auf Erſchütterung der Verfaſſung der preußiſchen Monarchie oder der in den deutſchen Bundesſtaaten geltenden Verfaſſungen abzielen, oder dahin ſtreben, im preußiſchen Staate oder in den deutſchen Bundesſtaaten Mißvergnügen zu erregen und gegen beſtehende Verordnungen aufzureizen oder Verſuche involviren, im Lande oder außerhalb deſſelben Parteien oder geſetzwidrige Verbindungen zu ſtiften, oder in irgend einem Lande beſtehende Parteien, welche am Umſturz der Verfaſſung arbeiten, in einem günſtigen Licht darzuſtellen oder durch Verunglimpfungen der mit dem preußiſchen Staate in freundſchaftlicher Verbindung ſtehenden Regierungen und der ſie conſtituirenden Perſonen enthalten. Es ergibt ſich hieraus, was die Verhältniſſe des Auslandes betrifft, ſchon im Allgemeinen, daß keine Aeußerung von der Cenſur genattet werden darf, wodurch die Würde des Königs, des königl. Hauſes oder einzelner Mitglieder deſſelben, oder des Königthums überhaupt, angegriffen oder gefährdet, oder der Staat, deſſen Einrichtungen und Organe herabgewürdigt werden. Um aber auch im Einzelnen zu beurtheilen, inwieweit, insbeſondere in Bezug auf Zeitungen und Flugſchriften, Aeußerungen über 1) die Verfaſſung, 2) die Geſetzgebung, 3) die Verwaltung des Staats vom Cenſor genattet werden können, ſind dieſe Gegenſtände abgeſondert in Betracht zu ziehen.

Zu 1. In Beziehung auf die Verfaſſung dürfen keine Aeußerungen gedruckt werden, welche das monarchiſche Prinzip des preußiſchen Staats oder die den beſtehenden ſtändiſchen Inſtitutionen deſſelben geſetzlich vorgezeichneten Grundlagen angreifen oder zur Unzufriedenheit mit dem monarchiſchen Prinzip oder mit den gedachten Inſtitutionen aufzureizen ſuchen.

Zu 2. Was die Geſetzgebung anbetrifft, ſo ſind in Druckſchriften Urtheile oder Aeußerungen ſowol über ſchon beſtehende geſetzliche Vorſchriften, als über Entwürfe zu ſolchen nur dann zuläſſig, wenn ſie in beſcheidener, anſtändiger Form und wohlmeinendem Sinne erfolgen; leidenſchaftliche und gehäſſige, oder in unanſtändigem, herabwürdigendem Tone abgefaßte Beurtheilungen ſolcher Vorſchriften und Entwürfe darf der Cenſor nicht geſtatten.

Zu 3. Auch die Maßregeln der Verwaltung und die Amtshandlungen ihrer Organe in zum Druck beſtimmten Schriften zu würdigen und Verbeſſerungen in den einzelnen Verwaltungszweigen anzuregen oder vorzuſchlagen, iſt erlaubt, ſofern dies in beſcheidener, anſtändiger Form und wohlmeinendem Sinne geſchieht. Urtheile über die Amtshandlungen einzelner Beamten und Behörden müſſen ſich jedoch von jeder perſönlichen Kränkung derſelben fern halten und auf die Würdigung beſtimmter, klar dargelegter Thatſachen beſchränken. —

Nach Vorſtehendem hat alſo der Cenſor bei der Frage, ob er Aeußerungen über den Staat, ſeine Einrichtungen, ſeine Geſetzgebung, ſeine Verwaltung oder deren Organe zum Druck verſtatten dürfe? nicht blos auf den Inhalt, ſondern auch auf Ton und Tendenz der Schriften zu achten. In leidenſchaftlicher oder unanſtändiger Sprache geſchriebene Aufſätze und Stellen ſind unzuläſſig. Eine in wohlwollender Tendenz und in anſtändiger Form ausgeſprochene Kritik, welche belehren, rathen und dadurch verbeſſern und nützen ſoll, ſoll nicht gehindert werden.

Nicht zu dulden ſind dagegen Verſpottung und Verunglimpfung geſetzlich beſtehender Einrichtungen, oder anmaßender geringſchätzender Tadel derſelben. Eben

so sind auch solche Artikel nicht zum Druck zu verstatten, welche dahin zielen, Zwiespalt zwischen den im Lande wohnenden Ständen und Confessionen zu säen und dieselben unter sich oder gegen die Regierung aufzureizen. In allen vorgedachten Beziehungen gilt es gleich, ob die feindliche Tendenz direct kund gegeben, oder hinter der Ausführung von angeblichen Thatsachen oder von Gerüchten versteckt wird. Auch macht es keinen Unterschied, ob Aeußerungen, die nach allem Vorstehenden überhaupt unzulässig sind, bereits anderwärts gedruckt waren. Inwieweit Aeußerungen über den deutschen Bund, die einzelnen Bundesstaaten, deren Regenten und Regierungen sowie über andere fremde Staaten und Regierungen zum Druck geeignet sind, oder nicht, ist in den oben angeführten Gesetzstellen genügend bestimmt.

V. (§. 2 der Cabinetsordre vom 28. Dechr. 1824.) Endlich darf der Censor nichts zum Druck verstatten, was auf die Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt." —

b.

Verordnung über die Organisation der Censurbehörden vom 23. Februar 1843.

Da die bisherige Einrichtung der Censurbehörden dem Bedürfniß nicht mehr vollständig entspricht, so haben Wir eine Revision der darüber bestehenden Vorschriften veranlaßt und verordnen auf den Antrag Unseres Staatsministeriums, was folgt:

§. 1. In jedem Regierungsbezirke soll zur Censur aller in demselben erscheinenden censurpflichtigen Schriften ohne Unterschied ihres Gegenstandes mindestens ein Censor angestellt werden, welcher in der Regel seinen Sitz am Orte der Regierung hat. (Bezirkscensor.)

§. 2. Außerdem sind nach Maßgabe des Bedürfnisses für die Censur der Tagesblätter und periodischen Schriften an den Orten, wo sie erscheinen, Censoren zu ernennen. (Lokalcensoren.)

§. 3. Die Censur solcher geringfügigen Drucksachen, welche, wie z. B. Ankündigungen, Cirkulare, Formulare ꝛc. nicht für den Buchhandel oder nicht zur Aufnahme in periodische Blätter bestimmt sind, liegt, sofern sie nicht dem Bezirks- oder Lokalcensor besonders übertragen wird, der Polizeibehörde des Ortes ob, wo der Druck dieser Sachen erfolgen soll. Alle übrigen censurpflichtigen Schriften dagegen bedürfen der Genehmigung desjenigen Bezirkscensors, in dessen Bezirke sie gedruckt werden sollen, oder, falls es Tagesblätter oder periodische Schriften sind, des an dem Druckorte angestellten Lokalcensors. Das Imprimatur für solche Schriften, welche im Auslande gedruckt, aber im Inlande herausgegeben werden sollen, kann nur von dem Censor desjenigen inländischen Bezirks oder Orts, wo die Herausgabe geschehen soll, ertheilt werden.

§. 4. Zu Censoren sollen nur Männer von wissenschaftlicher Bildung und erprobter Rechtschaffenheit erwählt werden. Ihre Anstellung erfolgt durch den Minister des Innern, welcher auch ihre Entlassung verfügen kann. Die Oberpräsidenten sind befugt, bei vorübergehender Behinderung eines Censors einen Stellvertreter zu ernennen.

§. 5. Die Oberpräsidenten beaufsichtigen die Presse und leiten die Censurverwaltung in der Provinz nach den Anweisungen des Ministers des Innern. Sie begutachten die Anträge auf Concessionirung zur Herausgabe neuer Zeitungen und anderer Zeitschriften und wachen darüber, daß diese Schriften sich innerhalb der Grenzen ihrer Concessionen und ihres genehmigten Planes bewegen. Sie sind die nächsten Amtsvorgesetzten der Censoren, beaufsichtigen deren Geschäftsführung und haben dahin zu wirken, daß die Censur sowol in Beziehung auf die Erhaltung der

öffentlichen Ordnung und Sicherheit, als in Beziehung auf die freie Bewegung des literarischen Verkehrs genau im Geiste der deshalb bestehenden Vorschriften gehandhabt werde. Die Oberpräsidenten entscheiden: 1. über die Beschwerden, welche bei ihnen gegen die Censoren wegen verweigerter Druckerlaubniß angebracht werden, in erster Instanz, sie sind aber befugt, der Entscheidung in Fällen, wo dieselbe ihnen zweifelhaft erscheint, sich zu enthalten und solche sogleich dem Obercensurgericht zu überlassen, welchem sie alsdann die Beschwerden, unter sofortiger Benachrichtigung der Beschwerdeführer, zu überweisen haben. Ebenso steht auch den letzteren frei, ihre Beschwerden über die Censoren unmittelbar bei dem Obercensurgericht anzubringen; 2. über alle Contraventionen gegen die Censurgesetze; 3. über diejenigen Contraventionen, deren sich Verfasser, Verleger oder Drucker censurfreier Schriften dadurch schuldig machen, daß sie es, Unserer Ordre vom 4. October v. J. zuwider, unterlassen, vor dem Ausgeben solcher Schriften ein Exemplar derselben bei der Polizeibehörde niederzulegen. In denjenigen Landestheilen, in welchen die Untersuchung und Bestrafung von Policeicontraventionen verfassungsmäßig den Gerichten zusteht, soll dies auch rücksichtlich der vorstehend unter Nr. 2 und 3 bezeichneten Contraventionen eintreten. Zieht eine solche Contravention den Verlust des Rechtes zum Gewerbe des Buchhandels oder der Buchdruckerei nach sich, so ist die Entscheidung bei dem Obercensurgerichte (§. 11 zu 3) zu beantragen.

§. 6. Die Polizeibehörden sind verpflichtet, alle zum Debit oder sonst zur Verbreitung bestimmte Schriften, deren Inhalt gesetzlich strafbar ist oder die durch die Gesetze verboten, ingleichen diejenigen, welche censurpflichtig, aber ohne Erlaubniß des Censors gedruckt sind, in Beschlag zu nehmen und das weitere Verfahren hinsichtlich derselben bei den kompetenten Behörden zu beantragen.

§. 7. Aber auch der Debit anderer als der §. 6 bezeichneten Schriften, sie mögen censurfrei oder censirt sein, kann, wenn ihr Inhalt als gefährlich für das gemeine Wohl zu erachten ist, durch Entscheidung des Obercensurgerichtes und bis dieselbe ergeht, einstweilen durch polizeiliches Einschreiten verhindert werden. Die Befugniß zu solchen polizeilichen Anordnungen steht den Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten zu. Lokal- und Kreisbehörden können dergleichen Maßregeln zwar vorläufig verfügen, sind aber verpflichtet, unverzüglich die Genehmigung des Regierungspräsidenten nachzusuchen. Wird diese vom Regierungspräsidenten ertheilt, oder hat er die Maßregel selbst angeordnet, so liegt ihm ob, dem Oberpräsidenten sofort davon Anzeige zu machen. Diesem gebührt die Bestimmung über die Verbreitung der Debitsuspensionen, auch ist er befugt, die Suspensionen auf die ganze Provinz auszudehnen. Er hat aber von jeder Suspension, es mag solche von ihm verfügt oder genehmigt worden sein, unverzüglich mit Beifügung eines Exemplars der Schrift, dem Staatsanwalt beim Obercensurgericht (§. 12) Mittheilung zu machen, um den Erlaß des Debitsverbots bei diesem Gericht zu beantragen (§. 11 Nr. 2). Zugleich hat der Oberpräsident von der für seine ganze Provinz verfügten Debitssuspension einer Schrift den Oberpräsidenten der andern Provinzen behufs ihrer Erwägung, ob auch in ihren Provinzen auf gleiche Weise gegen die Schrift vorläufig einzuschreiten sei, Nachricht zu geben. Was in Beziehung von den Regierungspräsidenten bestimmt ist, findet auch auf den Polizeipräsidenten von Berlin Anwendung.

§. 8. An der Spitze der gesammten Censurverwaltung steht der Minister des Innern. Derselbe concessionirt neue Zeitungen und Zeitschriften, und bestätigt die Redacteure inländischer privilegirter Zeitungen. Er ertheilt und entzieht die Abonnements- und Eingangs-Erlaubniß für politische, in deutscher oder fremder Sprache außerhalb der Staaten des deutschen Bundes, sowie in deutscher Sprache außerhalb der preußischen Staaten erscheinenden Zeitungen. Auch steht ihm, jedoch nur nach Einholung Unserer Genehmigung, der Erlaß von Eingangs- oder Debitsverboten gegen solche politische Zeitungen zu, welche außerhalb der preußischen, aber innerhalb der Staaten des deutschen Bundes erscheinen. Er ist der oberste Disciplinarvorgesetzte der Censoren, regelt deren Geschäftsführung und führt die Oberaufsicht darüber,

daß sie die Censur den Gesetzen und Verordnungen gemäß handhaben. Er entscheidet in letzter Instanz über diejenigen Contraventionen, hinsichtlich welcher nach §. 5 von den Oberpräsidenten in erster Instanz entschieden werden soll. Wo die Rüge derartiger Vergehen in erster Instanz den Gerichten zusteht, fällt sie in der zweiten dem für solche Fälle bestimmten Appellationsgerichte anheim.

§. 9. Der Recurs an den Minister des Innern gegen Straferkenntnisse, welche der Oberpräsident in den nach §. 5 Nr. 2 und 3 zu seiner Competenz gehörigen Contraventionssachen erlassen hat, muß innerhalb derjenigen zehn Tage, welche auf den Tag der Publikation des Reskripts folgen, beim Oberpräsidenten eingelegt werden, widrigenfalls es bei der ersten Entscheidung bewendet.

§. 10. Unabhängig von der Censurverwaltung soll ein Obercensurgericht, aus einem Präsidenten und mindestens acht Mitgliedern bestehend, eingesetzt werden. Zwei der letztern sollen aus den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und der Universität zu Berlin, die übrigen aus Personen, welche zum höheren Richteramt qualifizirt sind, erwählt werden. Der Präsident und die Mitglieder werden auf den Vorschlag des Staatsministeriums von Uns ernannt; die Ernennung der Mitglieder erfolgt auf drei Jahre, doch können dieselben nach Ablauf dieser Frist aufs Neue ernannt werden; einen Wechsel in der Person des Präsidenten eintreten zu lassen, behalten Wir Unserer Entschließung vor, wie Wir auch in jedem Falle bestimmen werden, welches Mitglied in Krankheits- oder Behinderungsfällen des Präsidenten dessen Functionen übernehmen soll. Das Obercensurgericht steht unter der Oberaufsicht des Justizministers.

§. 11. Zur Competenz des Obercensurgerichtes gehört: 1) die Entscheidung über Beschwerden, welche gegen die Seitens der Censoren oder Oberpräsidenten erfolgte Versagung der Druckerlaubniß geführt werden, 2) der Ausspruch von Debitverboten gegen solche Schriften, welche nicht schon gesetzlich für verboten zu erachten sind; ausgenommen hiervon bleibt jedoch die Verfügung von Verboten gegen auswärtige politische Zeitungen (§. 8), 3) die Ertheilung oder Entziehung der Debitserlaubniß für Schriften, welche außerhalb der Staaten des deutschen Bundes in deutscher, oder außerhalb Unserer Staaten in polnischer Sprache gedruckt sind, jedoch ebenfalls mit Ausnahme politischer Zeitungen (§. 8), 4) die Entscheidung über den Verlust von Privilegien oder Concessionen zu Zeitungen und anderen Zeitschriften (Art. XVII. des Edicts vom 18. Octbr. 1819), so wie über die Zurücknahme der dem Redacteur einer privilegirten Zeitung ertheilten Bestätigung, ingleichen über die Entfernung des Redacteurs einer concessionirten Zeitung, 5) die Entscheidung über den Verlust des Rechts zum Gewerbe des Buchhandels oder der Buchdruckerei in denjenigen Fällen, in welchen dies Recht durch Uebertretung der Censurgesetze verwirkt wird; 6) das Verbot des Debits sämmtlicher Verlags- und Commissionsartikel einer ausländischen Buchhandlung, welche, der ausdrücklichen Verwahrung ungeachtet, fortfährt, verwerfliche Schriften im Inlande zu verbreiten.

§. 12. Bei dem Obercensurgericht soll ein rechtsverständiger Staatsanwalt bestellt werden. Derselbe wird von Uns zu diesem Amte ernannt, aus welchem er auf Antrag des Ministers des Innern zu jeder Zeit von Uns wieder entlassen werden kann. Er ist in seiner Amtsführung dem Minister des Innern untergeordnet. Er hat die Entscheidung des Obercensurgerichts in allen Fällen, wo das öffentliche Interesse es erheischt, zu beantragen und dieses Interesse bei den Verhandlungen zu vertheidigen. Das Gericht darf in keiner der im §. 11 gedachten Sachen entscheiden, bevor nicht der Staatsanwalt mit seiner Erklärung gehört worden ist. Die Entscheidungen des Gerichts sind ihm stets vollständig mitzutheilen und hat er von denselben dem Minister des Innern, Behufs der erforderlichen weiteren Verfügungen, Anzeige zu machen. Auch hat er die betreffenden Verwaltungsbehörden zu benachrichtigen, wenn er von dem Erscheinen unzulässiger Schriften, von gesetzwidrigen Handlungen der Censoren oder von begangenen Censurvergehen Kenntniß erhält. Die näheren Bestimmungen über die Ausübung seiner Befugnisse und Verpflichtungen und über die Art seiner Geschäftsführung werden einer besondern, vom Mi-

niſter des Innern zu erlaſſenden Inſtructionen vorbehalten. Iſt der Staatsanwalt vorübergehend an der Ausübung ſeines Amtes behindert, ſo kann ein Stellvertreter von dem Miniſter des Innern ernannt werden.

§. 13. Das Oberceniurgericht ertheilt ſeine Entſcheidungen nach Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorſitzenden den Ausſchlag. Zu einem giltigen Beſchluſſe iſt die Anweſenheit von mindeſtens 5 Mitgliedern, einſchließlich des Vorſitzenden, erforderlich. Gegen die Entſcheidung des Gerichts iſt keine weitere Berufung zuläſſig. Daſſelbe entnimmt die Gründe ſeiner Entſcheidungen aus den geſetzlichen Vorſchriften. Sollten beſondere Zeitumſtände vorübergehend den Erlaß von ſpeziellen Anweiſungen an die Cenſoren über die Geſtattung oder Verſagung des Druckes oder Debits von Schriften und Artikeln, welche ſich auf politiſche Verhältniſſe des Inlandes oder auf auswärtige Staaten und Regierungen beziehen, nothwendig machen, ſo hat das Oberceniurgericht ſolche Anweiſungen, wenn ſie mit Unſerer Genehmigung erfolgt und zu ſeiner Kenntniß gebracht ſind, bei ſeinen Entſcheidungen über diejenigen Beſchwerden zu befolgen, welche wegen der durch die Cenſoren reſp. Oberpräſidenten erfolgten Verſagung des Drucks oder Debits ſolcher Schriften und Artikel bei demſelben erhoben werden. Dem Ermeſſen des Gerichts bleibt überlaſſen, inwiefern in den einzelnen Fällen den Betheiligten die Gründe der Entſcheidung zu eröffnen ſind.

§. 14. Die näheren Beſtimmungen wegen des Verfahrens vor dem Oberceniurgerichte bleiben einem beſondern Reglement vorbehalten, welches der Juſtizminiſter im Einvernehmen mit dem Miniſter des Innern zu erlaſſen hat.

§. 15. Gegenwärtige Verordnung tritt erſt am 1. Juli d. J. in Kraft. Mit eben dieſem Tage hört die Wirkſamkeit des jetzigen Oberceniurcollegiums auf, ſowie die Giltigkeit aller bisherigen, dieſer Verordnung entgegenſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen.

Die deutſche

Literatur der Gegenwart.

Erſter Band.

1225

2551

Die deutſche

Literatur der Gegenwart.

1848 bis 1858.

Von

Robert Prutz.

Ob aus verlornen Reben,
Ob aus verwehten Sträußen
Nicht etwa noch mit Scheren
Ein Strauß zu binden ſei?
Ob nicht aus Kern und Schale
Noch eine bunte Krone,
Wenn man ihrer ſchone,
Sich ſammeln laſſe ſtill und treu?

Freiligrath, „Zwiſchen den Garben.“

Erſter Band.

Leipzig.
Voigt & Günther.
1859.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Es ist kein besonders günstiger Zeitpunkt, in welchem das vorliegende Werk, nach jahrelanger Vorbereitung, vor das Publicum tritt; die politische Lage des Augenblicks mit ihren vielfachen Sorgen und Befürchtungen hält die öffentliche Aufmerksamkeit dermaßen gefangen, das Gefühl unserer nationalen Zersplitterung ist wieder einmal so lebendig, der Ruf nach endlicher Abhülfe dieses Elends so allgemein und so dringend geworden, daß alle andern Interessen, auch diejenigen der Literatur und der Literaturgeschichte, darüber in den Hintergrund treten.

Und doch, wenn es nur wirklich so ist, wer wollte sich nicht darüber freuen, auch wenn er selbst für den Augenblick einige Nachtheile dadurch erlitte? Der Verfasser wenigstens ist von jeher der Ansicht gewesen und hat dies zum eigentlichen Leitstern seiner schriftstellerischen Thätigkeit gemacht, daß auch unsere

Literatur nicht eher zu neuer Blüthe und neuem Gehalt gelangen kann, als bis erst unser geschichtliches Leben selbst einen neuen, fruchtbaren Boden gewonnen hat. Dies also ist das Erste und Dringendste, die Nation zum Bewußtsein der ohnmächtigen und unwürdigen Lage zu bringen, in welcher sie sich, durch eigene wie durch fremde Schuld, gegenwärtig noch befindet, damit an diesem Bewußtsein sich auch die Kraft und der Willen entzünde, diesem Zustande ein Ende zu machen und uns endlich denjenigen Platz unter den Völkern Europas zu erkämpfen, der uns gebührt.

Auch das vorliegende Buch ist aus eben diesem Bestreben hervorgegangen, auch sein Grundgedanke ist zu zeigen, wie das historische und das literarische Dasein eines Volkes stets in der innigsten Wechselbeziehung steht und wie auch die Rose der Schönheit immer nur einem Geschlechte aufbewahrt ist, welches den Muth und die Kraft hat, auch um die Palme der Freiheit zu ringen. Und so mag das Buch denn, trotz seines den Interessen des Tages scheinbar so fremden literargeschichtlichen Inhalts, immerhin mit hingehen als ein Beitrag zu der großen praktischen Aufgabe unserer Zeit, wenn auch freilich nur als ein sehr geringfügiger.

Was im Uebrigen Anlage, Umfang und Zweck des Buches betrifft, so habe ich mich darüber in der Einleitung so ausführlich ausgesprochen, daß es überflüssig sein würde, auf diesen Ge-

genstand hier noch einmal zurückzukommen. Das Buch will, soll und kann keine wirkliche Literaturgeschichte sein, es will nur Beiträge und Vorarbeiten zu einer künftigen Literaturgeschichte unserer Gegenwart liefern und auch dabei hat es sich, aus Gründen, die in dem Werke selbst des Näheren erörtert sind, ganz bestimmte Schranken gestellt, die es weder übertreten wollte noch durfte. Wenn der Verfasser bei alledem hofft, nichts völlig Ueberflüssiges und Unnützes gethan zu haben, so begründet diese Hoffnung sich theils auf den äußerlichen Umstand, daß die sonst üblichen Lehr- und Handbücher unserer Literaturgeschichte grade dies letzte Jahrzehnt derselben entweder ganz mit Stillschweigen übergehen oder doch nur sehr beiläufig erwähnen, theils und hauptsächlich aber auf das Interesse, welches dem Gegenstande selbst inne wohnt und das auch unter den augenblicklichen Verhältnissen noch immer nicht völlig erlöschen sein wird.

Die dem zweiten Bande angehängte Zeittafel macht auf diplomatische Genauigkeit und Vollständigkeit keinen Anspruch, vielmehr soll sie nur dem Gedächtniß des Lesers zu Hülfe kommen und die Uebersicht über die literarische Bewegung der letzten zehn Jahre, soweit dieselbe sich auf belletristischem Gebiete geäußert hat, einigermaßen erleichtern.

Schließlich sieht der Verfasser sich genöthigt, die Leser um Nachsicht zu bitten, falls hier und da einzelne Druckversehen stehen geblieben sein sollten; ein hartnäckiges Augenübel, an welchem

er ſeit Monaten leidet, hat es ihm unmöglich gemacht, die Reviſion des Druckes mit der Genauigkeit zu leſen, die er unter andern Umſtänden darauf verwandt haben würde. So iſt z. B. Bd. II, Seite 130, Zeile 7 v. u., ſowie gleich darauf S. 131, Zeile 5 v. o. ſtatt „Sichem" „Jericho" zu leſen; Bd. I, S. 285, Zeile 6 v. o. iſt „Cupherceu" ſtatt „Cupherien" natürlich ebenfalls nur ein Druckfehler — und ſo wird wol noch mancher kleine Irrthum ſtehen geblieben ſein, den der Leſer geneigteſt ſelbſt verbeſſern wolle.

Stettin, Auguſt 1859.

R. P.

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
I. Die Literaturgeſchichte und ihre Stellung zur Gegenwart	1
II. Das Jahr Achtzehnhundertachtundvierzig und die deutſche Literatur	39
III. Politiſche Dichter aus vor- und nachmärzlicher Zeit	67
1. Die politiſche Poeſie vor und nach dem Jahre Achtundvierzig	69
2. Hoffmann von Fallersleben	81
3. Franz Dingelſtedt	96
4. Ferdinand Freiligrath	105
5. Moriz Hartmann	116
6. Alfred Meißner	127
7. C. F. Scherenberg	142
8. Oskar von Redwitz und Genoſſen	148
9. Franz Trautmann	154
IV. Erzählende Dichtung	165
1. Epos und Pſeudo-Epos	167
2. Rudolf Gottſchall	173
3. Wolfgang Müller von Königswinter	187
4. Franz Lecher	197
5. Adolf Schults	202
V. Poetiſcher An- und Nachwuchs	209
1. Neue Menſchen	211
2. Friedrich Bodenſtedt	220
3. Paul Heyſe	227

		Seite
4.	Otto Roquette	24
5.	Julius Rodenberg	26
6.	Klaus Groth und Theodor Storm	26
7.	Julius Hammer und Julius Sturm	27
8.	Hermann Lingg	27
9.	Ferdinand Gregorovius	28
10.	Julius Grosse	28

I.

Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart.

Die Literaturgeſchichte hat bei uns im Lauf der letzten dreißig Jahre merkwürdige Schickſale und Umwandelungen erlebt. In der öden Zeit der zwanziger Jahre, zur Blütezeit der Reſtauration, war ſie es hauptſächlich, wenn nicht ausſchließlich, welche die patriotiſchen Hoffnungen der Nation wach erhielt und an der ſich überhaupt noch eine Art von öffentlichem Leben entzündete. In der Literatur und ihrer Geſchichte war jenem Gedanken der deutſchen Einheit, der damals übrigens ſo ſchwer geächtet war und den doch keine Verfolgungen und Aechtungen, ja ſelbſt keine Spott- und Stachelreden der Gegner jemals völlig erſticken konnten, die einzige Zuflucht geöffnet; ſelbſt die Wörter „Nationalität" und „Deutſchthum" paſſirten das Argusauge der damaligen Polizei nur noch, wenn ſie einem literarhiſtoriſchen Werke verſamen. Es iſt höchſt charakteriſtiſch und verdient bei Abſchätzung des politiſchen und ſittlichen Einfluſſes, welchen die Literaturgeſchichte bei uns ausgeübt hat, wohl erwogen zu werden, daß gerade in der Zeit unſerer tiefſten nationalen Zerſplitterung und Entwürdigung, zunächſt nach den Befreiungskriegen, da alle jene großartigen Hoffnungen und Träume, mit denen unſere Väter in die Schlacht gegangen waren, an der mitleidloſen Wirklichkeit zerflatterten — daß gerade damals zuerſt das Wort „Nationalliteratur" entſtand und in Gebrauch kam (durch Wachler, 1818); die Nation, jedes anderen Bandes beraubt, flüchtete ſich gleichſam in den Aether der Poeſie und ſuchte hier, in dankbarer Verehrung

ihrer großen Dichter und Denker, die Pygmäen zu vergessen, welche die Praxis der Gegenwart beherrschten.

So vorbereitet, war es nur eine ganz natürliche Folge, wenn die neue Bewegung der Geister, die sich zu Anfang der dreißiger Jahre in Veranlassung der Julirevolution über Deutschland verbreitete, sich wiederum der Literaturgeschichte als ihres hauptsächlichsten Werkzeugs bediente. Das Ziel allerdings, auf welches diese Bewegung hinarbeitete, war in seinen letzten Consequenzen der Literatur, wenigstens wie dieselbe sich bis dahin gestaltet hatte, und folgerecht auch der Literaturgeschichte eher feindlich als freundlich. Es handelte sich darum, die Nation aus der einseitigen literarischen Bildung, den abstracten ästhetischen Interessen, in denen sie sich bis dahin bewegt hatte, aufzurütteln und sie hinüberzuführen in die Praxis des öffentlichen Lebens; es handelte sich darum, die Literatur jener Alleinherrschaft zu entkleiden, die sie bis dahin bei uns ausgeübt hatte und Theorie und Praxis, Literatur und Leben, Poesie und Wirklichkeit, Kunst und Staat in das richtige und naturgemäße Verhältniß zu einander zu bringen.

Dies richtige und naturgemäße Verhältniß aber konnte in Wahrheit nur hergestellt werden, indem die Literaturgeschichte selbst sich entschloß, ihr olympisches Dasein, hoch über den Häuptern der Menschen, im reinen, leidenschaftlosen Aether, zu vertauschen gegen ein Leben voll Kampf und Streit und Widerspruch, dessen Schlachtfelder sämmtlich mitten in der Wirklichkeit lagen. Unsere Poeten und Schriftsteller mußten sich entschließen, herauszutreten aus jenen geweihten Kreisen, in denen sie sich bis dahin von der Welt und ihrem Treiben abgeschlossen hatten; sie mußten sich einlassen auf die Wünsche und Neigungen eines Publikums, das schon nicht mehr von ästhetischen Interessen allein in Bewegung gesetzt ward; sie mußten lernen, ihre poetische Saat mitten auf die Heerstraße zu

ſtreuen, auf den ſteinigen Acker der Wiſſenſchaft, unter die Dornen und Diſteln der Theologie, ja ſelbſt mit der Politik, dieſem (wie man bis dahin gemeint hatte) vollſtändigſten und principiellſten Gegenſatz aller Poeſie, mußten ſie ſich befreunden lernen.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß eine ſo gewaltige und tiefgreifende Umwälzung, welche die ganzen Grundlagen unſerer bisherigen Literatur, ja unſeres Lebens ſelbſt veränderte, nicht ohne entſprechendes Geräuſch und ſogar nicht ohne mannigfache Fehlgriffe und Irrthümer durchgeführt werden konnte. Die tumultuariſche Generation, die bei uns, namentlich um die Mitte der dreißiger Jahre, die Literatur mit einem Lärmen erfüllte, der mitunter ſehr ſtark an ein altes, wohlbekanntes Sprichwort erinnerte, bietet, durch das Glas des Aeſthetikers betrachtet, allerdings nur einen wenig tröſtlichen Anblick. Dennoch gebührt ihr das Verdienſt, die Nothwendigkeit jenes Ueberganges, wenn auch nicht klar eingeſehen und begriffen, doch wenigſtens inſtinctmäßig geahnt und herausgefühlt zu haben. Jung, übermüthig, durch keine Rückſichten gebunden, gab ſie ſich der neuen Richtung der Zeit mit wahrem Fanatismus hin; ja ſie ſteigerte ſie abſichtlich bis zum Uebermaß, zur Carricatur, unbekümmert um das Kopfſchütteln der Verſtändigen und ſogar ſtolz auf die allerdings nicht allzukoſtſpieligen Martyrien, die ſie ſich durch ihre literariſch-revolutionäre Thätigkeit zugezogen.

Und freilich iſt es für den nüchternen Zuſchauer leicht, eines derartigen Fanatismus zu ſpotten. Doch ſollte man immer eingedenk bleiben, daß ohne Leidenſchaft nichts Großes und Edles jemals durchgeſetzt worden iſt und daß das eine ſchlechte Wahrheit wäre, die an ihrer eigenen Carricatur zu Grunde ginge.

Ungleich reiner und vollſtändiger als in der productiven Literatur offenbarte die neue Richtung der Zeit ſich in der hiſtoriſchen und kritiſchen Behandlung der Literatur, das heißt alſo in der

Literaturgeſchichte. Es iſt nun einmal ein Naturgeſetz aller hiſtoriſchen Entwickelung, daß jede neue Epoche damit anfängt, ſich feindlich aufzulehnen gegen diejenige, die ihr unmittelbar vorangeht und in der ſie ſelbſt ihren eigentlichen Urſprung hat; es kommt kein Kind zur Welt, ohne daß es ſeiner Mutter Schmerzen macht, und ſo war auch dieſe Einſeitigkeit und Strenge des Urtheils, mit der die Literatur der dreißiger Jahre über ihre Vorgänger zu Gerichte ſaß und gleichſam im Handumdrehen eine Menge von Berühmtheiten zerſtörte oder doch zerſtört zu haben glaubte, an die ſich bis dahin kein Zweifel gewagt hatte, etwas vollkommen Natürliches und Nothwendiges. Indem man im Begriffe ſtand, gleichſam ein neues literariſches Conto zu eröffnen, war es zunächſt erforderlich, die alte Rechnung abzuſchließen und ſich zu überzeugen, was wir denn eigentlich als dauerndes und wahrhaft werthvolles Eigenthum beſaßen und was als ſchlechter Poſten ein für allemal aus den Büchern zu ſtreichen. Der Boden, beſtimmt, eine neue Saat großzuziehen, mußte vor allem erſt gereinigt werden, und wenn man dabei in jugendlichem Eifer auch hie und da ein wenig zu weit ging und wenn hier ein Trieb mit abgehackt, dort ein Keim mit ausgeriſſen wurde, die vielleicht einer ſchonenderen Behandlung werth geweſen wäre, ſo mußte das gutgerechnet werden auf die große Ernte, die man von dem neubeſtellten Acker zu gewinnen hoffte.

Damit war denn auch der Charakter beſtimmt, den die Literatur in dieſer Uebergangsepoche annimmt. Die Literaturgeſchichte, in den zwanziger Jahren weſentlich poſitiv, ſammelnd, zuſtimmend, wurde im Lauf der dreißiger Jahre überwiegend negativ, ſichtend, zerſtörend; hatte das Publicum bis dahin ſeine Freude gehabt an den vielen Ehrenſäulen und Büſten, die man im Pantheon unſerer Literaturgeſchichte aufſtellte, ſo jauchzte es jetzt den bilderſtürmeriſchen Händen zu, welche die kaum errichteten wieder umſtießen

und dabei, zur Erhöhung des allgemeinen Vergnügens, sich in ihrem Muthwillen nicht scheuten, die Scherben gegen die Aspiranten zu schleudern, die des Eingangs harrten.

Es war dies ein ganz neues Motiv, aber wie die menschliche Natur nun einmal ist, keines von den schwächsten, die Literaturgeschichte beim Publicum in Gunst zu setzen. Bis dahin hatte der Literarhistoriker nur die Andacht, die Verehrung, die Begeisterung seiner Leser in Anspruch genommen, jetzt fand auch ihr Muthwille, ihre Spottsucht Befriedigung. Sie war bis dahin sehr ernst, sehr feierlich gewesen, unsere „Nationalliteraturgeschichte" — und jetzt, in dieser kriegerischen Rüstung, dampfend vom Blut der Erschlagenen, wie wurde sie jetzt so unterhaltend, so kurzweilig, so pikant! Es sah sich gar zu angenehm zu für das unbetheiligte Publicum, wie hier ein Lorbeerkranz von ehrwürdigen Scheiteln flog und dort ein zweiter und wenn zuletzt die furchtbaren Kritiker selbst einer den andern bei den Köpfen kriegten und was ernst und feierlich wie ein Todtengericht begonnen, zu Ende ging mit Kopfnüssen und Prügeln wie eine Hanswurstkomödie — auch gut, so war der Spaß doppelt und das Amusement um so vollständiger.

Und zwar geschah dies Alles nicht bloß unter den Plänklern der Tagesliteratur, sondern auch die ernstere Wissenschaft vermochte sich dieser negativen, zerstörenden Stimmung der Zeit nicht völlig zu entziehen; selbst der Gelehrte, der Handschriften entzifferte und Bibliotheken durchwühlte, vertauschte von Zeit zu Zeit den behaglichen Lehnstuhl mit dem Schlachtroß der Kritik und würzte seine Excerpte und Beweisstücke mit polemischen Bemerkungen. Ein berühmtes literarhistorisches Werk, das in dieser Zeit erschien und das sich sowol speciell um die Literaturgeschichte wie um die Bildung des Publicums im Allgemeinen Verdienste erworben hat, die niemals in Vergessenheit gerathen dürfen, verdankt seinen ungewöhn-

lichen Erfolg, wenigſtens beim größeren Publicum, zum guten Theil dieſer moroſen, faſt menſchenfeindlichen Stimmung des Verfaſſers, mit welcher derſelbe auf die Literatur im Allgemeinen, namentlich und beſonders aber auf die literariſchen Beſtrebungen der Zeitgenoſſen herabblickte, während er ſelbſt die allbewunderten Größen unſerer ſogenannten klaſſiſchen Epoche nicht völlig ungerupft ließ.

Man ging ſogar noch weiter. Man machte die Literaturgeſchichte zu einer Kritik unſeres nationalen Lebens überhaupt, man machte die Bücher verantwortlich für die Thaten, und da man an die eigentlichen Machthaber der Geſchichte, die Könige und Fürſten, die Feldherren und Staatsmänner, nicht ſo recht herankommen konnte, ſo ließ man die Poeten und Schriftſteller, die Romandichter und Komödienſchreiber für ſie büßen.

Natürlich wäre dies Alles nicht möglich geweſen ohne jenen praktiſch-politiſchen Trieb, deſſen wir bereits gedacht haben und der ſich der Nation in immer weiteren Kreiſen mehr und mehr bemächtigte.

Auch der Literaturgeſchichte. Hatte man es früher ganz natürlich und angemeſſen gefunden, die Literatur als etwas Selbſtſtändiges, Organiſches, von der übrigen Entwickelung Unabhängiges zu betrachten, ſo fand man es jetzt eben ſo natürlich und eben ſo angemeſſen, ſie nur als einen Theil des nationalen Daſeins überhaupt, nur als ein Spiegelbild der geſchichtlichen, der politiſchen Zuſtände im Allgemeinen anzuſehen. War der Maßſtab, nach dem man unſere literariſchen Größen gemeſſen, bis dahin ein ausſchließlich äſthetiſcher geweſen, ja hatte man es Seitens der älteren Schule als einen beſonderen Vorzug der Literaturgeſchichte betrachtet, daß hier von politiſchen Parteien und Gegenſätzen keine Rede: ſo verdrängte jetzt der politiſche Maßſtab den äſthetiſchen, und auch in der Anwendung des erſteren wurde man bald eben ſo

einseitig, wie man in der Handhabung des letzteren gewesen war. Was ein Poet gedichtet, ein Schriftsteller geschrieben, danach fragte man bald nur noch an zweiter Stelle; als Hauptsache betrachtete man, wie er sich politisch verhalten, welche Stellung er zu den Parteien seiner Zeit eingenommen, wie er überhaupt seinen sittlichen Charakter gegenüber der Praxis des Lebens entfaltet und behauptet hatte. War bisher über die Bücher der Mensch vergessen worden, hatte man die Poeten sammt und sonders wie einen Vogel Phönix betrachtet, der ohne Füße ewig nur in den freien Lüften schwebt, so lag jetzt umgekehrt die Gefahr nahe, über den Verfasser die Bücher, über den Menschen den Schriftsteller zu vergessen, oder ihn doch auf unbillige Weise gegen den ersteren herabzudrücken. Man erinnere sich beispielsweise, wie Goethe damals wegen seines angeblichen Mangels an Patriotismus und Nationalgefühl mißhandelt ward und welche Fratze man andererseits aus Schiller machte, alles nur, um den politischen Leidenschaften und Partheistandpunkten der Zeit zu schmeicheln. — Auch ist es in dieser Zeit, daß die Jagd auf die geheimsten Persönlichkeiten unserer großen Dichter und Schriftsteller beginnt; es ist die Zeit, wo man sich mit wahrhaft athemloser Gier auf jeden nachgelassenen Brief und jedes Tagebuchblättchen wirft und sich nicht eher zufrieden giebt, als bis man glücklich herausgebracht hat, was der berühmte Mann an diesem Tage gegessen und getrunken oder welchen Rock er an jenem getragen, wer die Chloe in diesem Gedichte ist und wer die Doris in jenem und wie viel Küsse er mit der Einen gewechselt und aus welchen Gründen er mit der Andern gebrochen . . .

Wie gesagt, es sind auch dabei wieder außerordentlich viel Einseitigkeiten und Uebertreibungen vorgekommen: allein unter der mitunter sehr abschreckenden Hülle dieser Einseitigkeiten und Ueber-

treibungen lag doch ein Fortſchritt, den wir, nicht bloß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, ſondern mehr noch in Beziehung auf die nationale Entwickelung überhaupt, als höchſt beträchtlich bezeichnen müſſen. Die Macht der Perſönlichkeit wurde wieder in ihre Rechte eingeſetzt; man überzeugte ſich aufs neue, daß es nicht genug iſt, ein großes Talent, ein tiefſinniges Genie zu ſein, ſondern daß man dabei auch ein tüchtiger Menſch ſein müſſe, ja daß bei Licht beſehen das erſtere gar nicht möglich ohne das letztere und daß alle Kunſt und alle Bildung nur ein todter Flitter, wenn ſie nicht zugleich den Charakter veredelt und zu entſprechenden Thaten anfeuert. Die Literaturgeſchichte, die ſoeben noch ſtreitſüchtig, ſchadenfroh, boshaft geweſen war und im Uebermaß ihres kritiſchen Eifers ſich nur allzu häufig auch an die ſchlechten und niedrigen Leidenſchaften des Publicums gewendet hatte, mußte dieſe ſchlüpfrige Bahn jetzt nothwendig verlaſſen; indem ſie es als ihre Hauptaufgabe erkannte, die ſittlichen Motive zur Geltung zu bringen, welche ſich in der Literatur offenbaren, gewann ſie ſelbſt den Einfluß einer ſittlichen Macht und mußte alſo auch in ihrem eigenen Auftreten eine dem entſprechende Haltung annehmen. Hatte ſie Anfangs nur dem Schönheitsſinne geſchmeichelt, dann die Leidenſchaften aufgeſtachelt, ſo mußte ſie jetzt, Lehrerin und Prophetin zugleich, die Nation hinweiſen auf die unerſchöpflichen Quellen ſittlicher Erhebung, die in der Literatur eines Volkes ſprudeln und deren Heilkraft um ſo mächtiger, weil ſie zugleich eben ſo viel Quellen der Schönheit und der äſthetiſchen Befriedigung ſind; ſie mußte von der Vergangenheit auf die Zukunft hinüberdeuten und es der Nation zum Bewußtſein bringen, daß dasjenige, was unſerer Literatur noch mangelt, ſelbſt auch in ihren vorzüglichſten und verhältnißmäßig vollendetſten Schöpfungen, überhaupt nicht auf dem Felde der Literatur und nicht von Dichtern und Kritikern, ſondern allein

auf dem Felde der Wirklichkeit und des hiſtoriſchen Lebens, nicht durch Bücher, ſondern allein durch Thaten gewonnen werden kann. ..

Auf dieſem Standpunkte ungefähr befand die Literaturgeſchichte ſich, als jene bekannten Ereigniſſe zu Ende der vierziger Jahre eintraten, durch die, wenigſtens für den erſten Anblick, unſer geſammtes öffentliches Leben eine völlig veränderte Geſtalt erhielt.

Für die Literatur lag darin, wie es ſchien, ein außerordentlicher Triumph. Nun hatte ſich ja erfüllt, was ſie ſo lange theils warnend, theils frohlockend voraus geſagt, nun war ja eingetroffen, wovon ſie ſo lange geſprochen, bald offen, bald verſteckt, ja was, in den mannigfachſten Modulationen, ſeit mehr als einem halben Menſchenalter den eigentlichen Grundton der Literatur gebildet und wofür ſie ſelbſt ſo viel Angriffe und Verfolgungen, ſo viel Zurückſetzungen und Knechtungen erduldet hatte. Unſere Dichter hatten nicht gelogen, ſie waren nicht von Traumbildern umnebelt geweſen, die heißen Köpfe, die aus der Stille der Nacht emporgefahren waren, nach den nahen Sturmglocken zu horchen; der Glaube, den ſie ſo ſtolz verkündet, hatte ſie nicht getäuſcht: die Freiheit, an der ihr Herz ſo hoffnungsvoll gehangen, war kein Phantom — da wandelte ſie ja hin, leibhaftig vor allem Volk, und ſelbſt das Blut, das ihr Gewand benetzte, wie ſtand es ihr in den Augen unſerer jungen Dichter ſo ſchön!

Aber nicht bloß die Literatur ſelbſt, auch die Literaturgeſchichte konnte mit einer gewiſſen Befriedigung auf den Weg, den ſie bis dahin gegangen war, zurückblicken. Freilich fiel die Gewaltſamkeit der Ereigniſſe ihrem friedlichen, wiſſenſchaftlichen Sinne einigermaßen unbequem; gewöhnt an ſtetige, organiſche Entwickelungen, würde ſie es ohne Zweifel lieber geſehen haben, wäre dieſer Uebergang minder ſtürmiſch, das Hereinbrechen einer neuen Zeit minder tumultuariſch und plötzlich geweſen.

Und auch darüber konnte sie sich nicht täuschen, daß ein guter Theil der Popularität und des Einflusses, dessen sie bis dahin genossen, unter den gewaltigen Erschütterungen dieser Zeit verloren gehen mußte. Wer hatte jetzt, wo ein Ereigniß das andere drängte, noch Zeit, wer noch Lust, noch Fähigkeit, sich um Bücher und Schriftsteller zu kümmern? Was galten in diesem Augenblick, da die Schwerter klirrten und ein allgemeiner sehnsüchtiger Ruf nach großen Männern, Männern der That und des Handelns durch die Welt ging — was galten jetzt noch die Dichter, die Künstler? Die Literaturgeschichte befand sich in der Lage eines Erziehers, der Jahre lang sein ganzes Sinnen und Trachten darauf verwendet hat, seinen Zögling groß zu ziehen und für das Leben reif zu machen, und siehe da, da er es nun ist, so wendet er dem Erzieher den Rücken und läßt ihn einsam zurück.

Es kam dazu, daß offenbar die Literatur selbst ebenfalls einer Krisis entgegen ging. Sie war sogar schon mitten darin: man sprach schon mit Geringschätzung von Kunst und Wissenschaft, man erklärte schon, nachdem man sich so lange lediglich an Büchern genährt hatte, ein neuer Brand von Alexandria sei gar so übel nicht, und nachdem unsere Dichter und Schriftsteller so lange das große Wort geführt, so werde es nur ganz in der Ordnung sein, wenn sie jetzt auf einige Zeit verstummten — Amerika, das Land (wie man damals noch glaubte) der Freiheit als solches, hat auch keine Singvögel, und so wird ja auch ein Volk, das übrigens nur hat was es bedarf, der Poeten und Schöngeister wol für einige Zeit entbehren können.

Das waren schlechte Aussichten, wenigstens für Gelehrte und Dichter. Aber immerhin, man fand sich darein um des großen Zweckes willen, den man dadurch zu fördern glaubte. Literatur und Literaturgeschichte hatten, so schien es für den Augenblick, ihre

Miſſion vollendet; ſeit Jahren waren ſie ſo zu ſagen über ſich ſelbſt hinausgegangen, ſeit Jahren hatten ſie die Nation immer und immer wieder darauf hingewieſen, daß Kunſt und Wiſſenſchaft allein nicht hinreichend, ein Volk groß und glücklich zu machen, ja daß Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt ihre Blüte auf die Dauer nicht behaupten können, wenn ſie nicht in dem Boden eines thätigen, ſelbſtbewußten Volkslebens wurzeln, nicht der Himmel der Freiheit auf ſie herniederſtrahlt.

Dieſer Himmel hatte ſich jetzt entwölkt. Die deutſche Nation, bis dahin der Spott unter den Völkern Europas, war plötzlich erwacht und hatte eine Thatkraft entwickelt und eine Kühnheit, welche aller Berechnungen ſpottete. Mußte die Literatur denn nun auch für einige Zeit verſtummen, mußten Kunſt und Wiſſenſchaft zurücktreten, was ſchadete es, da ja das neue politiſche Leben, das ſich bei uns zu entwickeln im Begriffe ſtand, die neue, großartige Geſchichte, der wir entgegen gingen, nothwendig auch Poeſie und Wiſſenſchaft einen neuen, großartigeren Inhalt verleihen, ihr neue Kraft, neues Feuer einhauchen mußten? Und Angeſichts dieſer Zukunft, die nun ja ſchon gar nicht mehr ausbleiben konnte, wer von unſeren Dichtern, unſeren Schriftſtellern hätte ſo eitel, ſo engherzig ſein ſollen, der Dunkelheit zu grollen, in die er einſtweilen zurücktreten mußte und hätte den Lorbeer, mit dem er ſich ſchon zu ſchmücken gedachte, nicht mit Frohlocken niedergelegt auf dem Altar des Vaterlands?

Nun, wir wiſſen jetzt und wiſſen zur Genüge, was aus dieſen und ähnlichen Hoffnungen geworden iſt und in welchen bittern Wermuth die geträumten Lorbeeren unſerer Zukunft ſich verwandelt haben. Weſſen die Schuld, daß es ſo und nicht anders gekommen, dies zu erörtern wäre theils überflüſſig, indem darüber unter allen Urtheilsfähigen überhaupt keine Meinungsverſchieden-

heit besteht, theils würde diese Erörterung wenigstens nicht für diese Stelle passen. Wir überlassen es also dem Leser, sich die Lücke, die wir hier absichtlich lassen, nach seinem besten Wissen zu ergänzen und wenden uns zu unserem eigentlichen Thema zurück, nämlich zur Literatur und ihrer Geschichte und den Einwirkungen, welche das Jahr Achtundvierzig mitsammt dem großen Rückschlag, der demselben folgte, auf beide ausgeübt hat.

Der Anblick ist niederschlagend genug. So viel Hoffnungen damals auch gescheitert und so viel Träume sich als nichtig erwiesen — gründlicher, als die Niederlage, welche die Hoffnungen der Literatur damals erlitten, dürfte doch kein zweiter von den zahlreichen Schiffbrüchen gewesen sein, welche die Jahre Acht- und Neunundvierzig bezeichnen. Nicht davon reden wir jetzt, daß von dem neuen, frischen Leben, welches die Literatur sich als nächste und unmittelbarste Folge jener Ereignisse versprochen hatte, sich auch so gar nichts zeigen wollte. Dieser Erscheinung und der Aufsuchung der Gründe, woher dieselbe stammt, wird erst der nächste Abschnitt unseres Buches, ja in gewissem Sinne das ganze Buch selbst gewidmet sein. Hier beschäftigt uns zunächst nur die Frage, welche Stellung die Literatur in Folge jener großen und allgemeinen Enttäuschung fortan in der öffentlichen Meinung einnahm und wie namentlich der Literarhistoriker über die Literatur der Gegenwart und ihre Leistungen urtheilte.

Die Antwort ist leicht gegeben. Wie schon einmal im Lauf der dreißiger Jahre, so mußte die Literatur auch jetzt wieder den Prügeljungen abgeben für Alles, was die Nation verschuldet, mit dem allerdings sehr wesentlichen Unterschiede nur, daß man damals wenigstens nur gewisse einzelne Richtungen, gewisse bestimmte Epochen unserer Literatur für schuldig erklärt hatte, während man jetzt nicht übel Lust bezeigte, unsere gesammte Literatur in Bausch

und Bogen für eine Verirrung — ja was ſage ich? eine Verirrung? für einen Landesverrath, für den eigentlichen Giftbecher zu erklären, der die geſunden Säfte unſeres Volks verdorben und es zu großen und glücklichen Thaten unfähig gemacht hatte. So viel Jahre hatten wir auf die Vortrefflichkeit unſerer Literatur gepocht und uns groß gethan mit unſern Dichtern und Schriftſtellern und was hatten ſie uns nun genützt? Hatte die klaſſiſche Vergangenheit unſerer Literatur den politiſchen Bedürfniſſen der Gegenwart den mindeſten Vorſchub geleiſtet? Hatte die Nation der Dichter und Denker, wie wir uns ſo lange mit Stolz genannt, ſich jetzt wirklich auch als eine Nation der That bewieſen? Ganz im Gegentheil: der plötzliche und raſche Aufſchwung jenes verhängnißvollen März war gleichſam ein poetiſcher Rauſch geweſen, eine jener phantaſtiſchen Anwandelungen, wie Poeten und Künſtler denſelben ausgeſetzt ſind, und nachdem der Rauſch jetzt verflogen, o Himmel, wie niederſchlagend, wie beſchämend war jetzt der Katzenjammer!

Würde dies aber geſchehen ſein, würden Ereigniſſe, die ſo glorreich begonnen, ein ſo klägliches Ende genommen haben, wenn die Nation nicht durch den allzulangen und allzuausſchließlichen Umgang mit ihren Dichtern und Künſtlern verweichlicht und der wahren männlichen Kraft beraubt worden wäre? Oder hätten wenigſtens die Dichter ſelbſt dem Volke eine geſundere und kräftigere Nahrung dargeboten! Wären wenigſtens die Stoffe, welche ſie behandelt, von anderem, männlicherem Schlage geweſen! Aber bei dieſen ewigen Lenz- und Liebesgedichten, bei dieſem ganzen ſchönſeligen Idealismus, der unſere geſammte Literatur durchdringt und der gerade da am allergrößten und allereinſeitigſten iſt, wo wir bisher, in beklagenswerther Verblendung, den eigentlichen Ruhm und die Größe unſerer Literatur zu erblicken meinten —

was konnte da freilich herauskommen? Unſere Dichter, auch die ſogenannten klaſſiſchen nicht ausgenommen, ja ſogar ſie am wenigſten, haben immer nur in Phantaſien gelebt, ſie ſind immer nur einem Traumbild von Schönheit nachgelaufen, das ihren perſönlichen Neigungen und Bedürfniſſen ſchmeichelte, für die Nation und ihre geſchichtliche Aufgabe aber vollkommen unfruchtbar und verderblich war. Unſere Dichter haben ſich immer nur mit ſich ſelbſt und ihren eigenen innerlichen Zuſtänden beſchäftigt, ſie waren Egoiſten durch die Bank, wohlmeinende, liebenswürdige Egoiſten, die ſelbſt keine Ahnung davon hatten, welchem Götzen ſie eigentlich dienten — aber dennoch Egoiſten. Statt ſich unter das Volk zu miſchen und ſeine Leiden und Freuden kennen zu lernen, um dieſelben ſodann in ihren Dichtungen abzuſpiegeln und ſolchergeſtalt dem Volk ein Bildniß ſeiner ſelbſt aufzurichten, haben ſie ſich immer nur in die kleinen Leiden und Freuden ihres eigenen Ich eingeſponnen; ſtatt ſich in die Tiefen des Volkslebens zu verſenken und hier den Stoff zu einer neuen ſelbſtſtändigen nationalen Form zu finden, ſind ſie immer nur bei den Fremden in die Schule gegangen, bald bei den Franzoſen, bald bei den Engländern, bald bei den Griechen — und gerade dies griechiſche Schönheitsideal, als das allerentlegenſte, allerfremdeſte für unſere Zeit und ihre Bedingungen, hat den allermeiſten Schaden angerichtet.

Hinweg denn mit der thörichten Tradition, als ob wir jemals eine große klaſſiſche Literatur beſeſſen hätten! Ja hinweg mit der Literatur überhaupt! Hat die Literatur uns die politiſche Einheit gebracht, deren wir ſo dringend bedürfen? Unſere Dichter und Schriftſteller, mit all ihrem Wohllaut, all ihrem Tiefſinn, haben ſie uns Staatsmänner, haben ſie uns Politiker erzogen und gebildet, wie die Noth dieſer Zeiten ſie erheiſcht? Oder verdanken wir nicht vielmehr gerade ihnen und ihrem falſchen Idealismus

dieſe parlamentariſchen Schönredner, dieſe Träumer und Idealiſten, die uns das Schiff der deutſchen Freiheit ſo glücklich auf den Sand gefahren haben?

Auch haben wir jetzt in der That Anderes und Dringenderes zu thun, als Bücher zu leſen und Verſe mitanzuhören. Wir müſſen Geſchichte ſtudiren und Nationalökonomie, um uns für die praktiſchen Fragen vorzubereiten, die das Schickſal über lang oder kurz noch einmal an uns ſtellen wird. Wir müſſen Actienvereine gründen und Fabriken anlegen und Dampfmaſchinen bauen, um unſere Induſtrie auf die Beine zu bringen und dem nationalen Wohlſtand aufzuhelfen: denn nur reiche Völker — wobei man nach England ſchielt — verſtehen frei zu ſein, und bevor wir nicht, gleich England, über eine wohlhabende Gentry zu gebieten haben, die im Parlament ſitzen kann auch ohne Diäten, eher werden alle Conſtitutionen und alle Parlamente der Welt uns nichts nützen.

Alſo noch einmal: hinweg mit der Literatur! hinweg mit den Poeten, den volksverderberiſchen! Oder wenn ihr die Tinte einmal mit Gewalt nicht halten könnt, nun gut, ſo verſchont uns wenigſtens mit euren idealiſtiſchen Traumbildern und beſchreibt uns, wenn ihr durchaus ſchreiben müßt, die Wirklichkeit der Dinge, und zwar in ihrer allerwirklichſten Geſtalt; zeigt uns den Bauer, wie er ſeinen Miſt fährt, den Schuſter, wie er ſeinen Pechdraht zieht, den Kaufmann, wie er ſeinen Kaffee und Zucker abwägt — ihr ſchwankt? ihr zaudert? ihr rümpft wol gar die Naſe und meint, Miſtfahren und Pechdrahtziehen ſeien zwar recht nützliche und ehrbare Beſchäftigungen, aber doch nicht im Mindeſten poetiſch? Ah ertappt, Verräther! So gehört ihr auch noch der alten volksfeindlichen Schule der Idealiſten an und ſeid nicht werth, für das aufgeklärte praktiſche Geſchlecht aus der Mitte des neunzehn-Jahrhunderts die Feder zu führen!

Sprachen die Stimmführer der neuen — wie ſie ſich ſelbſt nannte — realiſtiſchen Richtung ſich nun auch nicht ganz ſo unumwunden und nachdrücklich aus, ſo wird doch Niemand, der das Treiben derſelben während der letzten Jahre mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet hat, in Abrede ſtellen mögen, daß wir den Grundgedanken, ſo zu ſagen die letzte Perſpective ihres Syſtems (wenn es nämlich dieſen Namen überhaupt verdiente) ziemlich richtig gezeichnet haben. Daher dies vornehme Achſelzucken, mit dem ſie von der Vergangenheit unſerer Literatur ſprechen; daher dieſer blutdürſtige Grimm, mit dem ſie den ſchriftſtelleriſchen Productionen der Gegenwart entgegentreten — die deutſche Poeſie iſt ja für bankerot erklärt, wie können dieſe Menſchen ſich unterſtehen, noch immer Verſe zu machen und Bücher zu ſchreiben?! Daher endlich dieſer für den unbetheiligten Zuſchauer faſt komiſche Eifer, mit welchem ſie, im Gegenſatz zu dem allgemeinen Verdammungsurtheil, das ſie übrigens über die Literatur der Gegenwart fällen, gewiſſe einzelne Autoren und einzelne Bücher auf den Schild heben, von denen ſie ſich eine beſondere praktiſche Unterſtützung ihres Syſtems verſprechen — oder richtiger zu ſagen: in denen ſie, zum Theil ſehr ohne Grund, eine Beſtätigung und Ausführung ihrer Principien erblicken.

Und doch dürfen wir bei alledem nicht verkennen, daß auch dieſer Richtung wieder, trotz der Uebertreibungen, in denen ſie ſich augenblicklich gefällt, etwas Wahres und Richtiges zu Grunde liegt, ja daß ſie ſelbſt, eben in ihren Uebertreibungen, als ein nothwendiges und berechtigtes Product der Zeitſtimmung aus der allgemeinen Entwickelung dieſer letzten Jahre hervorgegangen iſt. Es iſt ganz richtig, daß wir durch die Pforte der Schönheit allein nicht zur Freiheit gelangen werden, ſondern daß noch andere und kräftigere Mittel dazu gehören, das Ilion unſerer politiſchen Zukunft

zu erobern. Man darf ſogar noch weiter gehen. Man darf den Anklägern des Idealismus zugeſtehen, daß die ausſchließliche und unbeſchränkte Herrſchaft, die derſelbe ſo lange über unſere Literatur ausgeübt hat, allerdings nicht bloß dieſer, ſondern auch dem Volke ſelbſt in mancher Hinſicht zum Schaden gereicht hat; es iſt dadurch in den deutſchen Charakter in der That etwas Unbeſtimmtes, Nebelhaftes, ein gewiſſes Ungeſchick für die praktiſchen Bedürfniſſe des Lebens gekommen, das wir ſchon zu verſchiedenen Malen ſehr ſchmerzlich gebüßt haben und das wir nothwendig erſt ablegen müſſen, bevor wir hoffen dürfen, unſere politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände mit einigem Erfolg zu ordnen und feſtzuſtellen. Gewiß wird dazu eine angeſtrengte und vorurtheilsfreie Beſchäftigung mit den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, mit Nationalökonomie, Statiſtik und ähnlichen Disciplinen eine ganz zweckmäßige Vorbereitung ſein, und auch gegen den Satz, daß zur politiſchen Größe und Unabhängigkeit eines Volks ein gewiſſer Wohlſtand unerläßlich iſt, haben wir nicht das Mindeſte einzuwenden.

Eben ſo räumen wir ein, daß die ſogenannte klaſſiſche Epoche unſerer Literatur einem ſpäteren, politiſch freieren und mächtigeren Geſchlechte vielleicht nicht ganz in jenem Nimbus unbedingter und fleckenloſer Vollkommenheit erſcheinen wird, wie wir dieſelbe jetzt noch erblicken und wie unſere Väter und Großväter es in noch viel höherem Grade gethan haben. Jeder Dichter, auch der urſprünglichſte und reichbegabteſte, ſpricht immer nur den Inhalt der Zeit und des Volkes aus, unter dem er lebt; eine abſolute Kunſt giebt es eben ſo wenig, als es z. B. eine abſolut vollkommene Staatsform giebt.

Daß nun der Bildungszuſtand — das Wort Bildung im weiteſten Sinne gefaßt — auf welchem die Nation ſich zu Goethe's und Schillers Zeiten befand, keineswegs ein abſolut vollkommener

war, daß er nicht bloß übertroffen werden kann, ſondern auch übertroffen werden muß, wenn es nicht mit der Entwickelung unſeres Volkes ein für allemal vorbei ſein ſoll, ja daß er in manchen und nicht unweſentlichen Punkten von der Gegenwart in der That ſchon übertroffen iſt — wer wollte das leugnen? Wir brauchen darum nicht ſcheel herabzuſehen auf jene bei all ihren Beſchränktheiten dennoch ſo große und glänzende Epoche, noch brauchen wir irgend etwas von dem, was wir als ihr wahres und bleibendes Beſitzthum anerkannt haben, aufzugeben. Auch nicht ihren jetzt ſo viel geſcholtenen Humanismus und Kosmopolitismus. Um dem Zeitalter der Goethe und Schiller, der Leſſing und Herder auch in dieſen beiden Punkten gerecht zu werden, müſſen wir uns nur erinnern, aus welcher Barbarei und welchem Pfahlbürgerthum daſſelbe ſich erſt herauszuarbeiten hatte und mit welchem neuen, welchem alles bewältigenden Glanze die Idee eines ſchönen, freien Menſchenthums, einer über alle nationalen und religiöſen Schranken erhabenen Verbrüderung aller Menſchen auf jenes Geſchlecht herniederſtrahlte.

Und auch kann es ſich jetzt unmöglich darum handeln, dieſe erhabenen Ideen gleich unnützem Ballaſt über Bord zu werfen; wohin das führen würde, davon haben wir in dem eben ſo gehäſſigen wie unklugen Nationalitätenſtreit des Jahres Achtundvierzig und ferner in den religiöſen Häkeleien, die jetzt allerorten wieder anfangen, einen zwar kleinen, aber ich dächte genügenden Vorgeſchmack erhalten. Nein, ſondern darauf kommt es an, das Eine zu thun, ohne das Andere zu laſſen; wir wollen das Eine beibehalten und das Andere dazu erwerben; zum Humanismus ſoll ſich das Nationalgefühl, zum Kosmopolitismus der Patriotismus geſellen; wir wollen Menſchen bleiben, aber zugleich Bürger werden.

Wie das zu erreichen ſein wird? Die Zukunft wird es

lehren; es lernt Niemand ſchwimmen, als wer ins Waſſer geht. Die Thatſachen haben eine unwiderſtehliche Macht; vieles, was dem einſam brütenden Geiſte unfaßbar und unlösbar erſcheint, ordnet ſich gleichſam von ſelbſt, ſowie nur die Stunde der Erfüllung gekommen iſt. Auch uns kann nur die Praxis zu Praktikern erziehen; die Löſung irgend einer politiſchen Frage, die uns jetzt noch quält und ängſtigt, darum für unmöglich erklären, weil wir für den Augenblick noch nicht die Mittel und Wege zu ihrer Löſung erkennen, wäre eine ſehr klägliche Weisheit und würde eben ſo wenig Vertrauen in das Weſen der Freiheit, wie in unſere eigene Kraft verrathen.

Auch haben eben unſere klaſſiſchen Dichter uns einen köſtlichen Fingerzeig hinterlaſſen, wie dieſe Schwierigkeiten zu beſeitigen, dieſe ſcheinbar ſo unlösbaren Widerſprüche zu verſöhnen ſein werden. Was ſie auf äſthetiſchem Gebiete vollbracht, genau dasſelbe muß die Nation jetzt auf dem Gebiete der Geſchichte und der politiſchen Praxis thun. Das iſt der eigentliche Charakter unſerer klaſſiſchen Epoche, darum führt ſie dieſen Namen und darin vor allem beſteht die unverlierbare und unſchätzbare Erbſchaft, die ſie uns hinterlaſſen: daß ſie die fremde helleniſche Form mit deutſchem Geiſt erfüllte und eben dadurch ein neues Drittes erſchuf, das eben ſo ſehr deutſch iſt wie griechiſch und in dem die edelſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften der modernen wie der antiken Zeit ſich durchdringen und verſöhnen.

Ganz dieſelbe Aufgabe iſt uns nun auch auf dem politiſchen Gebiete geſtellt. Auch hier kann es ſich nicht darum handeln, in autochthoniſchem Eigenſinn neue, bisher unerhörte Formen des Staatslebens auszubrüten, noch weniger wird eine leidlich geſunde Politik ſich jemals dazu entſchließen können (was freilich die Koryphäen unſerer dermaligen Reaction nicht bloß verlangen, ſondern

worauf ſie ſich wol noch gar etwas zu Gute thun, als auf einen ganz beſonderen Beweis ihres Patriotismus und ihrer ſtaatsmänniſchen Einſicht) — noch weniger, ſage ich, wird eine leidlich geſunde Politik ſich jemals dazu entſchließen, gewiſſe, unſeren Zuſtänden und Bedürfniſſen im Uebrigen entſprechende Formen des Staatslebens bloß darum unbenutzt zu laſſen oder wo ſie bereits eingedrungen ſind, wol gar wieder zu vernichten, weil dieſelben nicht von klein an auf unſerem Boden gewachſen, ſondern erſt von fremd her zu uns eingeführt ſind. Vielmehr beſteht die Aufgabe auch hier darin, in die von fremd her überlieferte Form den eigenen deutſchen Geiſt zu gießen und ſo eine neue, höhere Form zu ſchaffen, die, indem ſie über alle nationale Beſchränktheit erhaben iſt, doch dem Weſentlichen und wirklich Werthvollen der Nationalität aufs vollſtändigſte entſpricht.

Aber daß wir zu dem Punkt zurückkehren, von dem wir urſprünglich ausgingen. Es iſt den Vertretern der realiſtiſchen Richtung, ſagten wir, einzuräumen, daß auch unſere klaſſiſchen Dichter den heutigen Anforderungen nicht völlig und nicht in allen Punkten genügen, um deswillen nämlich, weil der heutige Bildungszuſtand über den damaligen hinausgeſchritten iſt und weil wir ſeitdem Bedürfniſſe kennen gelernt und Ideen in uns genährt haben, von denen jenes klaſſiſche Zeitalter noch keine Ahnung hatte und denen wir jetzt auch in unſerer Poeſie wiederbegegnen wollen. In der That jedoch wird dies letztere erſt geſchehen können, wenn die neue Weltanſchauung, die wir in Kürze als die politiſch praktiſche bezeichnen und in deren erſten, noch ziemlich trüben und nebelhaften Anfängen wir uns augenblicklich befinden, dereinſt zu vollſtändiger Tageshelle durchgedrungen und zum wirklichen lebendigen Inhalt des allgemeinen Bewußtſeins geworden ſein wird. Nur der hohe Sommer erzeugt wirklich reife und ſchmackhafte Früchte;

nur wo eine gewiſſe Weltanſchauung eine ganze Nation oder doch die überwiegende und tonangebende Mehrzahl derſelben durchdrungen hat, wo ſie mit einem Wort zur Herrſchaft gelangt iſt, und zwar zur ruhigen, widerſtandsloſen Herrſchaft, da erſt gelingt es ihr, ſich auch in der Poeſie eben dieſes Volkes rein und vollſtändig abzuſpiegeln.

Wer alſo lüſtern iſt nach einem neuen klaſſiſchen Zeitalter der deutſchen Dichtung, das vermöge ſeines größeren und reicheren Inhalts jenes frühere dann allerdings übertreffen wird, in ähnlicher Art etwa, wie Shakeſpeare Goethe und Schiller überragt; wen es verlangt nach einer neuen Blüte unſerer Literatur, die dann eben ſo realiſtiſch wie idealiſtiſch, eben ſo politiſch wie äſthetiſch ſein wird — der wird allerdings zunächſt nichts beſſeres thun können, als wenn er darauf hinarbeitet, den politiſch praktiſchen Sinn der Nation zu ſtärken und zu heben und eben dadurch den Eintritt jener neuen geſchichtlichen Epoche, von der allein auch der Eintritt einer neuen poetiſchen Epoche abhängig iſt, zu beſchleunigen. Er ſtudire denn alſo Geſchichte und Nationalökonomie und Statiſtik, er ſei ein regelmäßiger Zuhörer auf den Tribünen unſerer Kammern und ſtähle ſeine Geduld, indem er das hundertmal Vernommene zum hundert und erſtenmale wieder hört; er ſehe auch dem Bauern zu, wie er ſeinen Dünger fährt und dem Schuſter, wie er Pechdraht zieht; ja er lade, wenn dies ſo zu ſeinem äſthetiſchen Katechismus gehört, auch unſere angehenden Dichter ein, ihm dabei Geſellſchaft zu leiſten und ſich ebenfalls in den Realismus der Düngerbereitung zu vertiefen — —

Aber nur das Dichten ſelbſt verbiete er nicht! Er ſpiele nicht den kleinen Papſt und belege nicht mit Bann und Interdict, die nicht überhaupt verſtummen wollen, weil die Morgendämmerung jener neuen klaſſiſchen Epoche noch nicht da iſt, und die, weil die Zeit ihnen

noch keine größeren Stoffe bietet, ſich einſtweilen noch begnügen, ihre eigenen kleinen Leiden und Freuden zu ſingen oder der — oft, wir geben es zu, ſehr gegenſtandloſen — Sehnſucht des Volkes Worte zu geben oder auch die Schäden und Schwären abzuzeichnen, mit denen der Leib des Vaterlandes in dieſem Augenblick noch behaftet iſt. Eine künftige glücklichere Zeit, welche das Siechthum abgeſchüttelt hat, an dem wir noch darniederliegen, wird dies alles nicht mehr thun, weil ſie es nicht nöthig hat. Aber dieſe glücklichere Epoche iſt noch nicht da, wir leben noch in der Zeit der individuellen Leiden und Freuden, der patriotiſchen Sehnſucht, der nationalen Krankheit und Erniedrigung — „und der Lebende hat Recht!“

Und weil man nun dies auf Seiten unſerer neueſten Kritiker und Literarhiſtoriker vergeſſen hatte, und weil ferner jede Uebertreibung auf der einen nothwendig eine andere nach der entgegengeſetzten Seite hin hervorruft, ſo hat ſich in jüngſter Zeit ein bis dahin allerdings ſehr vereinzeltes Beſtreben kund gethan, die Literatur der Gegenwart vielmehr ins günſtigſte Licht zu rücken und ſie ſogar als einen Fortſchritt gegen unſere klaſſiſche Literatur zu demonſtriren, und zwar nicht bloß einen beabſichtigten, gleichſam innerlich verſteckten, ſondern als einen auch ſchon wirklich ausgeführten und vollendeten Fortſchritt.

Da dieſe enthuſiaſtiſchen Lobredner unſerer neueſten Literatur bisher im Ganzen nicht viel Anklang gefunden haben, weder beim Publicum, noch ſelbſt bei ihren Kollegen von der Feder, ſo brauchen wir uns auch bei ihrer Widerlegung nicht lange aufzuhalten. Gemeinſam mit den Verächtern unſerer neueſten Literatur iſt ihnen der geringſchätzige Seitenblick, den ſie auf unſere klaſſiſche Epoche werfen. Und freilich iſt das für ſie noch eine dringendere Nothwendigkeit als für jene. Denn da ſie uns ja beweiſen wollen, daß wir glücklichen Menſchen aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

die Heroen aus dem Ende des achtzehnten bereits um mehre Kopflängen überragen, so erfordert es allerdings ihr Vortheil, jene Heroen so klein wie möglich darzustellen. Diese Beurtheiler stützen sich dabei gewöhnlich auf einen Umstand, der auch von uns bereits angedeutet wurde: nämlich auf den ungleich reicheren Inhalt unserer Zeit, namentlich nach der historisch politischen, oder noch allgemeiner gesagt, nach der nationalen Seite hin.

Sie lassen dabei nur eines außer Acht, diese mehr liebenswürdigen und wohlmeinenden als scharfsinnigen Kritiker: nämlich daß, wie von uns ebenfalls bereits erinnert ward, der Inhalt einer Zeit nur jedesmal dann zum vollständigen und in sich harmonischen poetischen Ausdruck gelangt, wenn die Zeit selbst dieses Inhalts vollkommen mächtig ist. Wer aber möchte wol behaupten, daß dies mit der Zeit, in der wir leben, der Fall? da ja im Gegentheil das Halbe und Unfertige, das erfolglose Streben nach Zielen, die wir gern erreichen möchten und doch nicht erreichen können, der wahre Charakter unseres Zeitalters ist. Zugegeben, daß der Inhalt unserer Zeit an sich ein größerer und bedeutenderer ist und daß somit auch der Poesie in unseren Tagen neue und höhere Preise gesteckt sind, als zur Zeit unserer klassischen Dichtung: so hat doch diese letztere dafür ihren an sich kleineren und ärmlicheren Inhalt so rein und vollständig zur Darstellung gebracht, Absicht und Ausführung, Form und Inhalt decken sich in ihren gelungensten Erzeugnissen so vollständig, daß eben nichts darüber geht, und daß selbst Generationen, die der damaligen Bildung noch weit mehr überlegen sein werden, als wir uns augenblicklich rühmen dürfen, doch noch immer die Vollendung dessen, was damals geleistet ward und den Umständen nach allein geleistet werden konnte, mit Bewunderung anerkennen werden. Es ist richtig, daß gerade der reichere und großartigere Inhalt, dessen unsere Zeit sich zu bemächtigen sucht, eben

deßhalb auch die Aufgabe des Poeten bei weitem ſchwieriger macht; es iſt allemal leichter, ein Goethe'ſches Lied zu dichten, als ein Shakeſpeare'ſches Drama. Wir geben ſogar noch weiter; wir geſtehen zu, daß es Zeiten giebt von ſo revolutionärer Gährung und ſo krankhaftem, ungewiſſen Inhalt, daß ein vollendetes Kunſtwerk innerhalb ihrer ſchlechthin nicht zu Stande kommen kann — und wir ſind ſogar ſehr ernſtlich geſonnen, unſere gegenwärtige Zeit für eine ſolche kranke, in ſich zerſpaltene und darum auch der reinen poetiſchen Darſtellung unfähige Zeit zu erklären. Aber wenn es kindiſch iſt (und jene früher beſprochenen Rhadamanthe laſſen ſich dieſe Kinderei zu Schulden kommen), dieſen allgemeinen Fluch der Zeit den einzelnen Dichtern und Schriftſtellern in die Schuhe zu ſchieben und ſie dafür verantwortlich zu machen, daß unſere Staatsmänner nicht weiſer, unſere Feldherren nicht glücklicher, unſere geſammte Nation nicht einſichtvoller und thatkräftiger: ſo iſt es zwar gutmüthiger, aber darum nicht minder eitel und vergeblich, von jener allgemeinen Krankheit überhaupt keine Notiz nehmen zu wollen und ſich für geſund zu erklären, bloß weil man es gern ſein möchte. —

Zwiſchen dieſen beiden Extremen hindurch möchte nun das vorliegende Buch, das ausſchließlich der Betrachtung unſerer allerjüngſten Literaturepoche gewidmet iſt, einen Mittelweg einſchlagen. Die Mittelwege, wir wiſſen es wohl, ſind heutzutage nicht beliebt, in der Politik ſo wenig wie in der Literatur; wir haben ſo lange in dumpfer Neutralität verharrt, daß wir nun glauben, Recht und Wahrheit könnten nirgend anders liegen, als auf einer der beiden äußerſten Seiten.

Und doch wird Derjenige, dem es nicht um das Beifallsgeſchrei dieſer oder jener Partei, auch nicht um Befriedigung irgend eines perſönlichen Kitzels, ſondern allein um die Wahrheit zu thun iſt, ſich ſchon entſchließen müſſen, dieſen beſcheidenen und wenig beliebten

Mittelweg einzuſchlagen. Man iſt darum noch nicht neutral und noch weniger iſt man indifferent, weil man die Wahrheit nicht bloß auf dieſer oder jener Seite ſucht und findet: man erfüllt vielmehr, meinen wir, nur die allererſte und dringendſte Pflicht des Hiſtorikers, indem man von den Anſchauungen der Extreme nur eben hiſtoriſche Notiz nimmt, ohne dadurch ſein eigenes Urtheil beſtimmen zu laſſen. Es mag verdrießlich ſein, aber es iſt nun ſo: die Wahrheit hat einmal das Eigenthümliche, daß ſie ſelten oder nie in eines Menſchen Hand gegeben oder einer Partei allein gleichſam als eiſernes Beſitzthum zugeſprochen iſt, vielmehr gleich dem Licht des Himmels, iſt ſie etwas Allgemeines, und wie das Licht überall mit Schatten gemiſcht iſt, ja wie es überhaupt nur Licht giebt, weil auch Schatten iſt, ſo iſt auch die Wahrheit überall mit Irrthum vermiſcht — Iliacos intra muros peccatur et extra!

Dieſe ewig vermiſchten Atome von Licht und Schatten, von Wahrheit und Irrthum zu ſondern, iſt denn alſo die nächſte und dringendſte Aufgabe des Hiſtorikers und er wird ſie nur erfüllen können, indem er weder ausſchließlich zur einen noch zur andern Fahne ſchwört, ſondern ſtreng den Weg der Mitte innehält, der ihm die freie Ausſicht nach rechts wie nach links geſtattet. Dieſe Art der Auffaſſung, wir wiederholen es, hat wenig Pikantes und Glänzendes, und wer ſich entſchließt, ſie zur ſeinen zu machen, der muß auch von vornherein auf das laute Beifallsgeſchrei der Menge verzichten. Ja er muß ſich vielleicht gefallen laſſen, daß man ſein Buch farblos und langweilig ſchilt; — ihm wird dann immer noch der Troſt bleiben, durch ſein farbloſes und langweiliges Buch mehr zur wirklichen Aufklärung des Publicums und damit auch zur endlichen Löſung der uns geſtellten Aufgaben beizutragen, als jene pikanten und glänzenden Schriftſteller, die durch ihre kurzweiligen aber einſeitigen und unwahren Ausſprüche die öffentliche Meinung

nur immer mehr verwirren und den Tag der endlichen Genesung nur immer weiter hinausſchieben.

Es wird dieſe Pflicht, nach beſter Einſicht das Wahre von dem Falſchen zu ſondern, aber um ſo dringender, wo, wie in dem vorliegenden Falle, in ihrer treuen und gewiſſenhaften Erfüllung das einzige Verdienſt liegt, das der Hiſtoriker ſich überhaupt erwerben kann.

Nämlich wenn man ihm dann noch den Ehrennamen des Hiſtorikers zuerkennen will und wenn nicht ſchon das Prädicat eines bloßen Materialienſammlers, eines bloßen Verarbeiters für eine künftige wirkliche Geſchichtſchreibung unter dieſen Umſtänden vollkommen ausreichend wäre. Und mit dieſer unſcheinbaren Stellung begnügt ſich der Verfaſſer des vorliegenden Werkes; er begnügt ſich damit, theils weil er dieſe verhältnißmäßig leichte Aufgabe dem Maß ſeiner Kräfte am angemeſſenſten hält, theils und vornehmlich, weil es ihm überhaupt nicht wol möglich ſcheint, von einer Bewegung, in der wir noch mitten darin ſtehen, die noch zu keinem Ziel, keinem Abſchluß gelangt iſt, ja an welcher der Autor ſelbſt ſich vielfach perſönlich betheiligt hat, ſchon jetzt eine wirkliche Geſchichte zu liefern.

Dies alſo der Zweck unſeres Buches. Es will in einer Reihe einzelner, dennoch nicht zuſammenhangloſer Bilder und Skizzen eine Ueberſicht geben über den gegenwärtigen Stand unſerer Literatur. Daß das Jahr Achtundvierzig, von dem wir dabei unſeren Ausgang nehmen, wirklich eine neue Epoche unſeres nationalen Lebens und alſo auch unſerer Literatur eingeleitet hat und daß ferner in den Büchern, die ſeitdem geſchrieben worden, den Autoren, die ſeitdem unter uns aufgetreten ſind, auch ein genügendes Material zu einer derartigen Betrachtung vorliegt, darüber dürften wol alle Urtheilsfähigen derſelben Anſicht ſein. Ueber den letztern Punkt, das Genügende des vorliegenden Materials, ſcheint uns ein Zweifel

ſogar um ſo weniger entſtehen zu können, je mehr es bei den vorhandenen Literaturgeſchichten, auch diejenigen nicht ausgenommen, die erſt in der allerjüngſten Zeit erſchienen ſind, gleichſam zum guten Ton gehört, von der Literatur der Gegenwart entweder gar keine oder doch nur eine ſehr unvollſtändige Notiz zu nehmen.

Zwar auf den Vorwurf der Unvollſtändigkeit muß auch der Verfaſſer des vorliegenden Werkes ſich gefaßt machen. Wo die Dinge noch ſo ſehr im Fluß ſind, wo Alles erſt ſo durchaus im Werden und Entſtehen iſt, wo mit jedem neuen Tage ſo viel neue Perſönlichkeiten auftauchen und auch wieder verſchwinden, wie dies alles in der Literatur der Gegenwart der Fall, und wo dieſe Literatur endlich, wenigſtens ihrem äußeren Umfange nach, ſo überaus reich und mannigfach iſt, da dürfte es nur die Wahl geben zwiſchen zwei Unmöglichkeiten: nämlich entweder dieſen ganzen äußerlichen Reichthum vollſtändig zu Buch zu bringen, oder aber bei der Auswahl, die ſomit nothwendig eintreten muß, allen Anforderungen zu genügen.

Das Eine, wie geſagt, iſt ſo unmöglich, wie das Andere, und wenn der Verfaſſer ſomit vorgezogen hat, ſtatt einer trockenen und doch niemals vollſtändigen Nomenclatur eine Auswahl einzelner Charakteriſtiken und Skizzen zu geben, ſo weiß er zum Voraus, daß er es mit dieſer Auswahl bei weitem nicht Allen recht gemacht haben und daß Dieſer und Jener ſich beklagen wird, warum gerade ſein Lieblingsſchriftſteller — oder wol gar warum er ſelbſt übergangen iſt, während doch ſo viele unbedeutendere Geiſter Zutritt gefunden haben. Der Verfaſſer kann zu ſeiner Entſchuldigung nur anführen, daß bei einem Unternehmen gleich dem vorliegenden dem ſubjectiven Urtheil nothwendig etwas überlaſſen bleiben muß: wobei er ſich gern beſcheidet, daß jedem ſubjectiven Urtheil ein anderes ſubjectives Urtheil mit demſelben Rechte gegenübertritt.

Er macht ferner wiederholt darauf aufmerkſam, daß es gar nicht in ſeiner Abſicht gelegen hat noch liegen konnte, eine wirkliche Geſchichte unſerer jüngſten Literaturentwickelung zu geben, ſondern daß er nur Beiträge zu einer künftigen Geſchichte derſelben liefern wollte — und ſolchen Beiträgen wird denn ſchon einige Unvollſtändigkeit nachgeſehen werden müſſen.

Endlich aber kann er verſichern, daß, wenn er auch bei der Auswahl der hier beſprochenen Bücher und Perſönlichkeiten mehr oder weniger ſeinem ſubjectiven Ermeſſen folgen mußte, dies ſubjective Ermeſſen zum wenigſten durch keinerlei unlautere Rückſichten beeinflußt worden iſt. Insbeſondere weiß er ſich ſehr weit entfernt von dem naiven Irrthum gewiſſer Literarhiſtoriker und Kritiker vom jüngſten Datum, die einen Schriftſteller dadurch todt zu machen oder auch nur aus dem Gedächtniß des Publicums auslöſchen zu können glauben, daß ſie ihn in ihren Schriften mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe Guten ſollten doch wiſſen, daß die Literatur kein „goldenes Buch" kennt, ſondern daß hier, wenn irgendwo, Jeder der Sohn ſeiner Thaten iſt. Es iſt eine Erfahrung, die nicht von heute ſtammt, daß nicht ſelten diejenigen Autoren, mit denen unſere Literarhiſtoriker und Aeſthetiker ſich am allermeiſten zu thun machen, vom Publicum kaum dem Namen nach gekannt werden, während andererſeits auch unſere hocherleuchteten Literarhiſtoriker zum Theil gar keine Ahnung davon haben, was die Menge eigentlich lieſt und welche Bücher, welche Schriftſteller alſo den meiſten Einfluß auf ihre Zeitgenoſſen ausüben. Zum Theil liegt das allerdings an dem Mißverhältniß unſerer Bildung im Allgemeinen, ein Mißverhältniß, das die Literaturgeſchichte wol wahrnehmen und ausſprechen, aber doch mit aller Anſtrengung nicht unmittelbar hinwegräumen kann. Aber eben ſo wenig ſoll ſie daſſelbe auch vermehren und verſchlimmern,

indem ſie ihr Auge gefliſſentlich gegen die Thatſachen verſchließt und, von Parteiſucht oder Eitelkeit verblendet, bald Größen ſchafft, die Niemand kennt, bald Anderen todt zu ſchweigen ſucht, die ſich thatſächlich doch immer eines ſehr reſpectablen Einfluſſes und einer ſehr wohlthuenden Anerkennung erfreuen und daher auch, im Beſitz dieſer Anerkennung, jenes gefliſſentliche Schweigen mit großem Gleichmuth ertragen können.

Von dieſem egoiſtiſchen Treiben, dies können wir den Leſer verſichern, ſoll ihm hier alſo keine Spur begegnen, noch werden wir den Thatſachen irgend welche Gewalt anthun, um etwa ein beſtimmtes äſthetiſches Syſtem oder gar ich weiß nicht welche politiſche oder ſociale Doctrin zu unterſtützen. Gewiß war es der Literaturgeſchichte ſehr heilſam, als ſie mit den politiſchen Intereſſen des Tages in nähere Verbindung geſetzt ward, und Niemand kann es wol weniger einfallen, ihr einen Vorwurf daraus zu machen, als dem Verfaſſer des gegenwärtigen Buches, der an dieſem Streben ſelbſt, nach dem beſcheidenen Maß ſeiner Kräfte, thätigen Antheil genommen hat. Nur iſt man auch dabei wieder in ein Extrem verfallen und hat ſich einem Uebermaß ergeben, das eine Correctur nach der anderen Seite hin nothwendig macht. Unſere Dichter und Schriftſteller ſind öffentliche Charaktere, das verſteht ſich, und nehmen als ſolche Theil an Allem, was die Oeffentlichkeit bewegt. Aber darum nun jeden Poeten ſogleich auch nach ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß zu fragen oder ihm die Piſtole eines an ſich ganz wohlgemeinten, aber in ſeiner einſeitigen Anwendung doch herzlich philiſterhaften Moralſyſtems auf die Bruſt zu ſetzen, und wenn er nicht ſofort mit der einmal ausgetheilten Parole antwortet, paff, ſo wird er über den Haufen geſchoſſen — das ſcheint uns denn doch nicht bloß ſehr einfältig, ſondern auch herzlich geſchmacklos.

Dies führt uns auf einen anderen einigermaßen verwandten Punkt, über den wir uns mit unſeren Leſern noch zum voraus zu verſtändigen wünſchen. Das vorliegende Buch beſchränkt ſich ausſchließlich auf Dasjenige, was man früher die ſchöne Literatur nannte. Daß dieſer Name unter uns ſo ganz ausgeſtorben oder doch wenigſtens einen ſtark altfränkiſchen Beigeſchmack erhalten hat, iſt keineswegs ſo bedeutungslos, wie wol mancher meinen möchte.

Vielmehr hängt dieſe vereinzelte und anſcheinend ſo unerhebliche Thatſache aufs genaueſte mit der Entwickelung zuſammen, welche die Wiſſenſchaft der Literaturgeſchichte in den letzten Jahrzehnten bei uns genommen hat. Auch hier wieder war es ein ganz unzweifelhafter Fortſchritt, daß man den Begriff der Literatur erweiterte, und den Standpunkt des Aeſthetikers, von dem aus man dieſelbe bis dahin allein betrachtet hatte, nicht mehr zum ausſchließlichen Maßſtab machte. Man war zu der Erkenntniß gelangt, daß die geſammte Literatur ein großer Organismus, in dem die Poeſie nur gleichſam die Stelle des lebendigen Herzſchlags vertritt; um dieſen Herzſchlag richtig zu verſtehen, um zu wiſſen, was in ihm fluthet und welche Kräfte er hinwiederum in Bewegung ſetzt, iſt es unerläßlich, den Organismus vollſtändig und im Zuſammenhange zu kennen.

Inſofern alſo war es durchaus richtig, daß man, beſonders ſeit Schloſſer's und Gervinus' Vorgang, die Literaturgeſchichte nicht mehr auf die Geſchichte der Poeſie allein beſchränkte, ſondern daß man auch einzelne wiſſenſchaftliche Disciplinen mit in den Umkreis derſelben zog, namentlich alſo die Philoſophie, die Theologie, die Geſchichtſchreibung, die philologiſchen Studien, ſowie überhaupt Alles, was auf den Schönheitsbegriff einer beſtimmten Zeit und ſeine Darſtellung innerhalb der Poeſie einen unmittelbaren und nachweislichen Einfluß übt.

Allein dabei hätte man auch stehen bleiben, man hätte, um die Grenzen der Literaturgeschichte nicht ungebührlich auszudehnen, jederzeit im Auge behalten sollen, daß der Literarhistoriker im specifischen Sinne von jenen wissenschaftlichen Disciplinen nur immer so weit Kenntniß zu nehmen hat, als es denselben gelungen ist, in das Gebiet der Schönheit, das Reich der Dichtung hinüberzuragen; Philosophie, Theologie, Geschichte ꝛc. haben hier keine Rolle an sich zu spielen, sondern nur insoweit sie als Vorbereitungs- und Erziehungsmittel, ja wenn man will, geradezu als Nahrungsmittel unserer Dichtung gedient haben.

Statt diese eben so natürliche wie nöthige Grenze innezuhalten, hat man neuerdings angefangen, den genannten wissenschaftlichen Disciplinen eine selbständige Stellung neben der Geschichte unserer schönen Literatur einzuräumen. Ja man hat diese letztere wol gar in den Schatten gestellt und den ihr gebührenden Raum verkürzt, um sich desto weitläufiger über jene wissenschaftlichen Fächer auszubreiten; wir haben Literaturgeschichten, sogar sehr gerühmte und gelesene Literaturgeschichten, die sich z. B. über die Hegelsche Philosophie oder über Niebuhrs Römische Geschichte mit ermüdender Weitläufigkeit auslassen, während sie allbekannte und einflußreiche Schriftsteller, die für die poetische Signatur der Zeit von höchster Bedeutung gewesen sind, theils mit wenigen Worten abfertigen, theils auch wol ganz bei Seite lassen. — Halte uns doch Niemand für so schwachköpfig, als wüßten wir nicht den Einfluß zu würdigen, welchen die Hegelsche Philosophie, sowie überhaupt die neuere Philosophie seit Kant, wie auf unser gesammtes Leben, so auch auf die Entwickelung unserer Poesie ausgeübt hat, oder als wären wir im Unklaren über das ungemeine Verdienst, das unsere Geschichtschreibung seit Niebuhr sich um Ausbildung und Kräftigung des historischen Sinnes in unserer Nation erworben

hat, eines Sinnes, den auch der Poet nicht entbehren kann, am wenigſten in unſeren Tagen. Vielmehr verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß heutigentags Niemand eine Geſchichte unſerer neuern deutſchen Dichtung ſchreiben kann, ohne auf die gleichzeitige Entwickelung unſerer Philoſophie, unſerer Geſchichtſchreibung ꝛc. Rückſicht zu nehmen; der Fehler, den wir beklagen, liegt eben nur darin, daß man auch hier wieder das heilige Geſetz des Maßes verletzt und dasjenige, was an dieſer Stelle nothwendig eine bloße Nebenſache bleiben mußte, zum Rang einer Hauptſache erhoben hat, in dem Grade ſogar, daß die eigentliche und wirkliche Hauptſache darüber nicht ſelten zu kurz gekommen iſt.

Unſerer Literaturgeſchichte iſt dadurch die Gefahr nahe getreten, in daſſelbe Chaos zurückverſetzt zu werden, dem ſie in den Anfängen ihrer Entwickelung ſich ſo mühſam entrungen: das Chaos der Polyhiſtorie. Gelehrtengeſchichte und Geſchichte der Poeſie werden ſich nothwendig in vielen Punkten berühren: denn die Poeten fallen eben nicht vom Himmel und wo die Gelehrten ihre Nahrung finden, da erwachſen in den meiſten Fällen auch die Dichter. Aber darum iſt es doch noch nicht verſtattet, die Grenzen beider Gebiete aufzuheben und willkürlich eins in das andere hinüberzuziehen. In den älteren Literaturgeſchichten, in denen, die noch aus der polyhiſtoriſchen Epoche ſtammen, finden wir auch neben wenigen ſpärlichen Notizen über Dichter und deren Werke ausführliche Excurſe nicht bloß über Philoſophie oder Geſchichte, ſondern auch über Jurisprudenz, Medicin, Botanik ꝛc.; wenn das ſo fort geht, wie man neuerdings angefangen, ſo werden wir nächſtens wieder auf denſelben Standpunkt zurückgebracht ſein. Ein Troſt bleibt dabei nur, daß der Fehler in den meiſten Fällen mehr ein Fehler der Noth als ein Fehler der Einſicht iſt. Verſchiedene unſerer neueſten Literarhiſtoriker, und darunter gerade diejenigen, die ſich

am allermeiſten dazu berufen wähnen, ſind in Philoſophie und Geſchichte bei weitem beſſer zu Hauſe als in der Poeſie, bei der es nun einmal mit dem bloßen Bücherleſen nicht abgemacht iſt, ſondern zu deren Verſtändniß und richtiger Würdigung auch ein gewiſſes Gefühl des Schönen, ein gewiſſer angeborener Geſchmack gehört, den ſich Niemand willkürlich geben noch nehmen kann. Von der Natur in dieſem Punkt ſtiefmütterlich behandelt, was blieb jenen Trefflichen übrig, als aus der Noth eine Tugend zu machen, und da die paar Kategorien, die ſie in der Schule des Aeſthetikers aufgegabelt, zur Beſprechung einer größeren Anzahl von Poeten doch eben ſo wenig ausreichen wollten, als der „politiſch-moraliſche Bettlermantel," den ſie um die Blöße ihres Geſchmacks geworfen — nun gut, ſo ſetzten ſie uns vor was ſie eben hatten und unterhielten uns über Philoſophen und Hiſtoriker, wo wir ihr Urtheil über Poeten und poetiſche Werke erwarteten.

Lenkt ſomit das vorliegende Buch, trotz ſeiner übrigens ſo lockern Form, auch in dieſem Punkt zu einer etwas ſtrengeren Gewöhnung zurück und beſchränken wir daher den Begriff der Literatur hier ausſchließlich auf die ſchöne, die poetiſche Literatur, ſo glauben wir damit etwas für den gegenwärtigen Augenblick nicht ganz Ueberflüſſiges zu thun, keineswegs aber wollen wir damit das Recht, ja die Verpflichtung des Literarhiſtorikers, auch von den wiſſenſchaftlichen Disciplinen Notiz zu nehmen, in Abrede ſtellen und wäre dies ein Mißverſtändniß, gegen das wir uns nicht nur durch die vorſtehende Erörterung, ſondern auch durch unſere eigenen früheren Verſuche auf dem Gebiet der Literaturgeſchichte genügend geſichert halten.

Schließlich noch ein Wort über das Motto, das wir unſerem Buche vorgeſetzt haben. Daſſelbe ſoll ihm nicht zum müßigen Schmucke dienen, ſondern mit gutem Vorbedacht haben wir es

gewählt als ein Symbol deſſen, was wir mit unſerer Schrift ſelbſt bezwecken und was gleichſam den innerſten Lebenspunkt derſelben bildet. — Biſt du, geneigter Leſer, wol ſchon einmal über ein Kornfeld gegangen, unmittelbar nachdem die Saat geſchnitten und die goldenen Garben eingefahren worden? Es iſt das ein nachdenklicher Gang, Herbſt und Sommer, Vergangenheit und Gegenwart reichen ſich darin auf eigenthümliche Weiſe die Hand. Noch breitet ſich der Himmel blau und mild über die ſchweigende Flur, aber ſeine Farbe hat doch ſchon einen gewiſſen blaſſeren Ton angenommen, der auf den beginnenden Herbſt hindeutet. Wo vor Kurzem noch die Halme luſtig durcheinanderwogten, ſtehen jetzt öde, dürre Stoppeln; indem dein Fuß ſie ſtreift, tritt er hie und da noch auf einen geknickten Halm, eine zerſtreute Garbe, welche die Schnitter überſehen oder vergeſſen haben. Oder er berührt auch hier und da eine einſame Kornblume, welche die Sichel verſchont hat, oder jenen wilden Mohn, von dem das Lied des Dichters ſpricht und deſſen volles, ſattes Roth ſo ſchön hineinleuchtet in die herbſtlich gefärbte Landſchaft. Ja wenn du genauer hinſiehſt, gewahrſt du wol hier und dort zwiſchen den Stoppeln ein friſchaufkeimendes, grünes Hälmchen, den jungen Trieb vereinzelter Körner, welche die Aehren, ſich beugend unter der Laſt ihres Segens, um ſich ſtreuten und die ein günſtiger Zufall behütete, daß ſie weder vom Fuß des Wanderers zertreten noch von dem Schnabel hungriger Vögelchen aufgepickt wurden. Und der Anblick dieſer ſproſſenden Hälmchen, mitten unter den todten Stoppeln, freut dich. Du fragſt nicht, was aus ihnen werden ſoll, du denkſt nicht daran, daß vielleicht ſchon der nächſte Nachtfroſt ſie erſtickt, oder daß der Pflug des Landmanns, der die Scholle umwühlt zur neuen Saat, ſie vernichten wird — genug, daß ſie dir mitten in herbſtlicher Verödung das Bild des künftigen Frühlings vor die Seele geführt und dich

aufs neue erinnert haben an die ſtill waltende Macht der Natur, die ja doch zuletzt kein Körnchen verloren gehen läßt und die auch über die kleinen grünen Halme eine ſchützende Hand gebreitet hält ...

Ganz ſolch ein Gang iſt auch der, den wir hier durch das Gebiet unſerer neueſten Literatur anzutreten im Begriffe ſind. Ja, wir ergeben uns darein: die Literatur der Gegenwart iſt nur noch ein großes Stoppelfeld, die Saat iſt längſt geſchnitten und in die Scheuern gebracht, und auch das wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, ob nicht auch unter der Ernte, die wir glücklich eingeheimſt haben und die für den Augenblick unſer ganzes Beſitzthum bildet, ſich manche zu leichte Garbe befindet, ob nicht manches, was wir für geſunde Frucht hielten, mit Brand und ähnlichen Schäden behaftet iſt und ob daher der Gewinn, den wir uns von der glücklich eingebrachten Ernte verſprachen, zuletzt in der That ſo groß ſein wird, wie wir erwarteten.

Aber immerhin, bis zum nächſten Frühling wird ſie ſchon reichen — und daß dieſer Frühling kommt und daß die ewige Zeugungskraft der Geſchichte noch nicht erſtorben iſt, beweiſen das nicht ſelbſt dieſe ſpärlichen, grünen Halme, die da zwiſchen den Stoppeln emporwachſen? Der Fuß des Wanderers ſcheut ſich, die Kornblume und den wilden Mohn zu zertreten, über den er dahinſchreitet, und wir ſollten uns von herоſtratiſchem Gelüſt verleiten laſſen, den Stab zu brechen über eine ganze Literaturepoche, bloß weil ihr die klaſſiſchen Poeten und die Meiſterwerke fehlen, die ſie doch ihrer ganzen Natur nach nicht hervorbringen konnte? Und wenn jene Blumen und dieſe Halme in der That zu nichts weiter nütze wären, als daß ſie mit untergepflügt werden unter die Saat der Zukunft, ja wenn ihre ganze Beſtimmung wirklich nur darin beſtände, das Auge des Vorübergehenden zu erfreuen und den Glauben an die Zukunft in ihm wach zu erhalten, ſo wäre ſchon

das, glauben wir, jener aufmerkſamen und liebevollen Betrachtung werth, die wir der Literatur der Gegenwart auf den nachſtehenden Blättern gewidmet haben und zu der wir den geneigten Leſer hiermit ebenfalls einladen.

Ob aus verlornen Reben,
Ob aus verwehter Treu
Nicht etwa noch mit Ehren
Ein Strauß zu binden ſei?
Ob nicht aus Kern und Weine
Noch eine bunte Krone,
Werth daß man ihrer ſchone,
Sich ſammeln laſſe ſtill und treu?

II.

Das Jahr Achtzehnhundertundachtundvierzig

und

die deutsche Literatur.

Bereits in der Einleitung erwähnten wir, daß unter den vielen Niederlagen und Enttäuschungen, welche das Jahr Achtundvierzig mit sich geführt hat, fast die schlimmsten diejenigen sind, welche die Literatur bei dieser Gelegenheit erfahren.

Und zwar bezieht sich das nicht bloß auf die veränderte Stellung, welche die Literatur in Folge dieser großen Katastrophe sowol im Urtheil der Kritiker und Literarhistoriker wie überhaupt in der öffentlichen Meinung einnimmt, als auch auf die Schicksale, welche die Literatur unmittelbar an sich selbst erfahren hat. Mit welchen Erwartungen, welchen Hoffnungen hatte nicht grade die Literatur diesem Ereigniß entgegengeblickt, das so lange gleich einer drohenden Wetterwolke an dem Horizont unserer Zukunft stand, von allen gesehen und bemerkt, nur von Denen nicht, über deren Häupter das Unwetter sich zunächst ergießen sollte! Mit welchem Behagen, welcher Schadenfreude hatten unsere Poeten, unsere Zeitungsschreiber das allmähliche Herannahen der grauen, unheimlichen Wolke verkündet! Wie hatten sie triumphirt, da dieselbe, sich fortwälzend von Bergspitze zu Bergspitze, immer tiefer sich ins Thal herabsenkte, und wie hatten sie aufgejauchzt, da der zündende Strahl jetzt endlich wirklich herniederzuckte!

Der Irrthum war verzeihlich; auch haben wir ihn alle damals nach der einen oder der anderen Seite hin getheilt, indem wir von der so lange verausverkündeten Revolution theils mehr hofften,

theils auch mehr fürchteten, als sie in Wahrheit zu leisten im Stande war. Wir waren eben noch Neulinge im politischen Leben; wir sprachen von den Stürmen der Geschichte noch, wie der Binnenländer von den Stürmen des Meeres spricht, die er auch noch niemals mit Augen gesehen und von denen er daher ebenfalls nur die grossartige und malerische Seite im Gedanken hat, ohne sich zu erinnern, wie viel Menschenleben dabei zu Grunde gehen, und dass derjenige, der leibhaftig in solchem Schiffbruch steckt, gern alle Malereien der Welt darangebe für einen einzigen sichern und trockenen Fleck.

Jetzt sind wir wieder durch die Erfahrung klug geworden. Wir wissen jetzt, dass politische Revolutionen zwar mitunter unvermeidlich sein können — gerade so unvermeidlich, wie gewisse Revolutionen des Erdlebens — dass sie aber bei alledem in ihren nächsten und unmittelbarsten Folgen immer mehr zerstörend als segnend wirken: wie ja auch erst Jahrhunderte vergehen müssen, bevor die Lava, die grünende Felder und blühende Saaten vernichtet hat, sich zum fruchtbaren Boden umgestaltet. Allerdings trägt dieser Boden alsdann doppelte und dreifache Frucht: aber was kann das Denjenigen nützen, deren Hab und Gut damals der Flammenstrom verschlang und die jetzt längst im Grabe modern, wenn endlich eine neue, üppige Saat aus der todten Asche emporkeimt? Wer zum Schwerte greift, soll durch das Schwert umkommen; so kommt auch Denjenigen, welche die Revolutionen gemacht haben, oder richtiger gesagt: die es haben dahin kommen lassen, dass die Revolution zur Nothwendigkeit ward, von den wohlthätigen Folgen derselben am allerwenigsten zu Gute, vielmehr gehen sie regelmässig zu Grunde als das tragische Opfer ihrer Schuld, und erst für spätere Geschlechter, die an dieser letzteren keinen Theil mehr haben, verwandelt sich der Fluch in Segen.

Das ist so nicht bloß bei einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten, auch ganze Völker unterliegen demselben Gesetz.

Auch ihre Literaturen. Die deutsche Literatur der vierziger Jahre hatte auf halb naive, halb frevelhafte Weise mit dem Bilde der Revolution gespielt, wie das Kind mit dem Feuer. Bei allem, was ihr unbequem oder verdrießlich, war immer die Revolution, die unausbleibliche, ihr letztes Wort; ihre Klaviatur hatte nur einen Ton und dieser hieß: gebt Acht, die Revolution kommt! Wurde ein Buch confiscirt oder ein beliebter Professor abgesetzt oder ein mißliebiger Minister eingesetzt, immer derselbe Refrain; die Revolution war das große Wunderkraut, das geheimnißvolle Abracadabra, das alle Wunden heilen und alle verborgenen Schätze aufdecken sollte.

Vor allem die Schätze, welche die Literatur in sich selbst zu tragen meinte. Das war nicht die Schuld unserer Dichter, daß wir keine poetischen Meisterwerke mehr hatten, beileibe nicht, das war bloß die Schuld der Censur und der übrigen unfreien Zustände, unter denen wir schmachteten; der Baum unserer Poesie war jung und kräftig wie je, und wenn er nicht längst hoch hinauf in alle Himmel gewachsen war, so lag das lediglich an den Polizeischeeren, die sein kräftiges Wachsthum vorzeitig stutzten und seine hoffnungsreichsten Triebe mitleidlos verstümmelten. Gebt nur die Presse frei, laßt nur Jeden schreiben, was er will und kann, entlastet die Bühne nur des polizeilichen Zwangs, der ihr jetzt alle Lebensadern unterbindet, und ihr sollt schon sehen, welche Gedichte, welche Romane, welche Theaterstücke wir demnächst haben werden!

Nun, die große Polizeischeere ward zerbrochen, und wenn sie auch seitdem wieder fein säuberlich zusammengesetzt und in Gang gebracht worden ist, so schneidet sich doch nicht mehr ganz so scharf und namentlich nicht so geräuschvoll, wie ehedem. Zeiten, wo

Jeder hat können drucken laſſen, was ihm irgend in den Sinn gekommen iſt, ſelbſt den baarſten Unſinn und die nackteſte Infamie nicht ausgenommen, haben wir ebenfalls gehabt, und für gewiſſe Richtungen der Tagespreſſe dauert dieſe goldene Freiheit, ſo dumm und ſo gemein zu ſein wie nur immer möglich, ja noch in dieſem Augenblick fort. Auch die Bühne iſt eine Zeit lang ziemlich entfeſſelt geweſen und noch gegenwärtig exiſtirt neben dem Schlendrian der Hoftheater eine ganze Anzahl von Privatunternehmungen, die wenigſtens von der Etikette, welche jene höfiſchen Inſtitute hindert, nichts wiſſen und die gern jedes Stück zur Aufführung bringen, ob ſchwarz oder weiß, reactionär oder liberal, wenn es nur Kaſſe macht.

Aber ſeltſam, die verheißenen Meiſterwerke ſind bei alledem ausgeblieben. Ja wenn man der allgemeinen Stimme trauen darf, ſo hätte unſere Literatur nach dem Jahre Achtundvierzig im Vergleich mit der vormärzlichen ſogar offenbare Rückſchritte gemacht.

Wie weit dieſe letztere Anſicht begründet iſt, dies zu erörtern, oder vielmehr an einer Reihe von Thatſachen darzulegen, iſt der Zweck unſeres ganzen Buches, und dürfen wir daher dem eigenen Urtheil des Leſers durch eine vorzeitige Beantwortung hier nicht vorgreifen. Nur dies wird ſchon hier zu bemerken geſtattet ſein, daß, ſollten wir uns auch ſchließlich genöthigt ſehen, der allgemeinen Stimme beizutreten, dies doch noch gar ſo niederſchlagend nicht ſein und uns die Ausſichten in die Zukunft noch gar nicht ſo verkümmern würde, wie man etwa glauben möchte. Schon oben haben wir daran erinnert, daß es Zeiten der Gährung und des innern Zwieſpalts gleich der unſeren überhaupt nicht vergönnt iſt, ein volles und reines Abbild ihrer ſelbſt in der Kunſt niederzulegen. Nur ein durchweg geſunder Boden bringt auch geſunde Früchte;

nur wahrhaft gesunde, in sich selbst befriedigte Zeiten bringen auch wahrhaft vollendete Kunstwerke hervor. Futter fürs Pulver wie wir, Menschen, auf die Grenzmark zweier Zeitalter hingeschleudert, bloß um den Abgrund auszufüllen, Zwittergeschöpfe mit halben Wünschen, halben Hoffnungen, halben Erfolgen, müssen sich auch in der Kunst mit bloßen Anläufen und Versuchen begnügen. Wem es ein Trost, daß es andern vielgefeierten Epochen, deren Charakter ursprünglich nicht sehr verschieden von dem unseres Zeitalters, nicht besser ergangen ist, der blicke rückwärts auf die Zeit unserer Befreiungskriege, gewiß eine Zeit großartiger nationaler Erhebung und frischesten volksthümlichen Lebens — und doch in poetischer Hinsicht wie unfruchtbar, wie dürftig ist sie geblieben! Oder was wollen die paar Kriegs- und Siegslieder der Arndt und Schenkendorf, der Körner und Rückert sagen gegen die Ströme Blutes, die damals vergossen, gegen die überschwenglichen Hoffnungen, die damals genährt wurden? Sie sind zum Theil sehr schön diese Lieder und werden ihren Ehrenplatz unter den Kleinodien unserer Literatur gewiß für alle Zeit behaupten — aber die Hand aufs Herz: im Vergleich zu dem gewaltigen Aufschwung, den die Nation damals genommen hatte, reichen sie doch nicht völlig aus, noch sind sie genügend, ein so ungeheures weltgeschichtliches Ereigniß in der Literatur würdig zu vertreten.

Aber ihr meint, dieser Aufschwung sei zu bald wieder gebrochen, dieses weltgeschichtliche Ereigniß in zu kleine und niedrige Kanäle abgeleitet worden, als daß es der Poesie möglich gewesen wäre, den richtigen Nutzen davon zu ziehen? Gut, so blickt weiter rückwärts, blickt nach jenseits des Rheins, zu einem Volke, das an Elasticität und Beweglichkeit des Geistes der deutschen Schwerfälligkeit so weit voran steht und das überdies mehr als ein Jahrhundert hindurch die Literatur von ganz Europa beherrscht hatte: blickt zurück

auf die erste französische Revolution. Sie bietet ganz genau dasselbe Schauspiel. Auch hier im Volk die allgemeinste und ungeheuerste Aufregung, eine Fülle von Ereignissen, ein wahres Pandämonium von Leidenschaften, Charaktere, Schicksale, Begebenheiten wie der Dichter sie sich nur immer wünschen mag, ganze vollständige Tragödien, fix und fertig auf die Bühne zu bringen — aber diese Dichter fehlen! diese Tragödien werden nicht geschrieben! Im Gegentheil, was in dieser Zeit ja noch geschrieben wird, trägt, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, den Stempel der nüchternsten und frostigsten Langeweile; die französische Literatur ist nie dürftiger und inhaltloser gewesen, als gerade zu der Zeit, da das nationale Leben Frankreichs in den allerkühnsten und höchsten Wogen ging, die französischen Armeen die glänzendsten Siege errangen, Frankreich selbst auf dem höchsten Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes stand.

Oder wen auch das noch nicht belehrt, nun wohl, der blicke noch einige Jahrhunderte weiter rückwärts, auf die Reformation. Auch dieses Ereigniß, das, wenn je eines, den Namen eines universalen, weltbewegenden verdient, ist in seiner nächsten literarischen Umgebung nur sehr dürftig und unscheinbar vertreten; auch dieser erste Anbruch eines neuen Lebens, das dann späterhin die ganze Welt durchfluthen und in allen Zweigen menschlichen Könnens und Wissens ein ganz neues Dasein erwecken sollte, bringt an dem Baum unserer Literatur zunächst nur sehr bescheidene Knospen hervor. Das protestantische Kirchenlied — allen Respect, und auch den Schwank und die polemische Literatur des Reformationszeitalters wollen wir uns, trotz ihrer Roheit und unkünstlerischen Formen, gern gefallen lassen. Im Uebrigen aber steht es hier doch ebenso wie mit den Befreiungskriegen, nur daß die Verhältnisse hier noch weit kolossaler, der Widerspruch hier noch weit

augenfälliger ist. So wenig die Lieder unserer Arndt und Körner bei all ihrer Schönheit genügen, ein auch nur annäherndes Bild jenes nationalen Aufschwungs zu geben, der endlich in den Befreiungskriegen zum Ausbruch kam, eben so wenig ist auch das Kirchenlied und der Schwank des Reformationszeitalters ein ebenbürtiges poetisches Seitenstück zu der ungeheuren geschichtlichen Bewegung, welche das deutsche Volk damals ergriffen hatte und deren Wogen noch weit, weit in die Jahrhunderte hinaus, bis in unsere Gegenwart und selbst noch über diese hinweg reichen.

Behaupten wir nun um deßwillen, daß jene großen geschichtlichen Ereignisse überhaupt poetisch unfruchtbar gewesen sind und daß die Literatur niemals einigen Nutzen von ihnen gezogen?

Nicht von weitem kommt uns eine so verkehrte Behauptung in den Sinn; die alleroberflächlichste und lückenhafteste Kenntniß der Literaturgeschichte würde hinreichend sein, sie zu widerlegen. Zwar den Befreiungskriegen stehen wir noch zu nahe und sind selbst noch zu sehr beschäftigt, wenn auch zum Theil unwissend, ja mit Widerstreben, die nothwendigen und unausbleiblichen Consequenzen dieses Ereignisses zu ziehen, als daß wir über die Einwirkungen desselben auf unsere Literatur schon ein vollständiges, klares Urtheil haben könnten; vielleicht sogar ist die Zeit noch gar nicht gekommen, wo diese Wirkungen selbst sich äußern. Dennoch mag schon hier daran erinnert werden, daß die schwäbische Dichterschule, diese reinste und nationalste Form unserer romantischen Epoche, wesentlich in den Freiheitskriegen wurzelt. Auch die deutsche Alterthumswissenschaft, diese unschätzbare Errungenschaft der Gebrüder Grimm und ihrer Mit- und Nachstrebenden, ist ebenfalls unter dem Einfluß der Befreiungskriege entstanden — und was für neue und fruchtbare Quellen sich aus dem Schachte dieser Wissenschaft noch für unsere Dichtung eröffnen werden, wer will

das heute ſchon ermeſſen?! Nur daß der Einfluß ebenſo gewaltig wie heilſam ſein wird und daß wenn irgendwo, hier der Anfang einer neuen, im höhern Sinn nationalen Dichtung liegt, das allerdings läßt ſich ſchon jetzt vorausſagen.

Was ferner die franzöſiſche Revolution betrifft, ſo wäre weder die volksthümliche Muſe Béranger's noch die ganze Schule der franzöſiſchen Romantiker möglich geweſen ohne jenes Ereigniß. Der Idealismus des alten Frankreich mußte erſt gebrochen, die Hofcirkel mit ihren ſchöngeiſtigen Weibern und ihren galanten Abbés, mußten erſt bis auf die letzte Spur zerſtreut und vernichtet ſein, bevor ein Sohn des Volks ſo keck, ſo frei in die Saiten greifen und ſich den Beifall ganz Frankreichs damit erobern konnte; die franzöſiſchen Armeen mußten erſt den halben Erdkreis überſchwemmt, die Pferde der Koſaken erſt aus der Seine getrunken haben, bevor das nationale Vorurtheil, das Frankreich bis dahin von jeder Kenntniß fremder Literaturen zurückhielt, überwunden und aus dem geſchmackbeherrſchenden Frankreich ein Schüler der Deutſchen und der Britten ward; die Autorität in ihren verſchiedenſten Geſtalten mußte erſt gebrochen, die Baſtille erſt geſchleift werden, bevor man das Joch zu brechen wagte, mit welchem das Anſehen der franzöſiſchen Akademie auf der Literatur des Landes laſtete. — Und bekanntlich hat die literariſche Umwälzung mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und iſt verhältnißmäßig viel langſamer vor ſich gegangen, als die politiſche; nach der Wiederherſtellung des mittelalterlichen Feudalismus ſehnt ſich in Frankreich Niemand, ſelbſt nicht die gegenwärtigen Machthaber, wol aber war das vereinzelte Auftreten einer genialen Schauſpielerin genügend, der klaſſiſchen Tragödie der Corneille und Racine, welche die Romantiker längſt beſtattet zu haben meinten, neues Leben einzuhauchen, allen Victor Hugo's und Alexander Dumas' zum Trotz.

Die literariſchen Nachwirkungen der Reformation endlich ſind ſo weitreichend und ſo anerkannt, daß es vollkommen überflüſſig wäre, wollten wir uns hier noch dabei aufhalten. Nicht bloß die deutſche Literatur, die Literatur der Welt hat dieſe Nachwirkungen verſpürt; nicht bloß Leſſing und Herder, Schiller und Goethe, Kant und Hegel, auch Shakeſpeare hätte ohne die Sonne der Reformation niemals das Licht des Tages erblickt. Wohin wir auch ſehen auf dem Gebiet der Kunſt und der Wiſſenſchaft — von den praktiſchen Gebieten gar nicht zu ſprechen — überall begegnen wir dem Einfluß der Reformation: ſie iſt das große Centralfeuer, das die ganze moderne Welt erwärmt und deſſen Wirkungen wir überall verſpüren; ihr den Rücken kehren, heißt vom Leben ſelber ſcheiden, während ſie ſelbſt auf Diejenigen, die ihre ſegnenden Strahlen nur durch Widerſpiegelung aus zweiter und dritter Hand empfangen, noch eine Fülle des reichſten Wohlſeins ergießt. Beweis dafür die italieniſche und die einſt ſo hochſtehende ſpaniſche Literatur, die nicht nur beide in demſelben Maße abgeſtorben und verkümmert ſind, wie Italien und Spanien von der Berührung mit der Reformation zurückgehalten wurden, ſondern die auch das Wenige, was ſie in neuerer Zeit überhaupt noch hervorgebracht haben, lediglich dem Einfluß des proteſtantiſchen Geiſtes (durch Vermittelung der franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen Literatur) verdanken.

Und nun betrachte man auch die Kehrſeite der Medaille. Wir haben noch ein Beiſpiel anzuführen, das aber in der That alle übrigen entbehrlich macht: Shakeſpeare. Auch Shakeſpeare, dieſer größte aller Poeten, dieſes leibhaftige „Buch der Natur," vor dem alle übrigen Dichter zurücktreten müſſen, ſelbſt auch Vater Homer mit all ſeiner Einfalt und kindlichen Erhabenheit nicht ausgenommen, iſt auch weder unter den Gräueln der Bürgerkriege, die

sein Vaterland so lange zerfleischten, noch im Zeitalter der englischen Revolution geboren, sondern nach jenem und vor diesem, in dem glorreichen Zeitalter der Königin Elisabeth, in der eigentlichen Blütezeit des „alten lustigen England", auf der Grenzscheide zwischen dem Mittelalter und der modernen Welt, in einer Epoche, die noch die ganze Unbefangenheit und Naivetät, den ganzen Farbenreichthum und das volle sinnliche Behagen des ersteren besaß, während gleichzeitig der Gedankenreichthum der modernen Zeit und ihre tiefen geistigen Kämpfe bereits die Stirn des großen Dichters furchten. Nur einer solchen Zeit, die in sich so harmonisch, so durchaus befriedigt war, wie das damalige England unter dem Scepter seiner jungfräulichen Königin, die wir jetzt freilich aus unserer geschichtlichen Perspective etwas anders betrachten als ihre Zeitgenossen — nur einem solchen Zeitalter konnte es vorbehalten sein, dieses „Wunder der Welt" zu erzeugen. Ja mit dem Instinct des Poeten wandte Shakespeare sich ab von den beginnenden Vorboten jener religiösen und politischen Umwälzung, die dann ein Menschenalter nach dem Tode des Dichters mit dem blutigen Tage von Whitehall ihren Höhepunkt erreichte: sie störten ihm die schöne Ruhe, diese puritanischen Grillenfänger, sie verfinsterten ihm mit ihrem politisch-theologischen Parteigezänk den heitern Aether, in welchem der wahrhaft große und glückliche Künstler allein gedeihen kann. —

Wird nun das Jahr Achtundvierzig bei uns dermaleinst von ähnlichen literarischen Nachwirkungen begleitet sein, wie die eben besprochenen Ereignisse?

Wirklich beantworten würde diese Frage nur derjenige können, der das Buch der Zukunft aufgeschlagen vor sich hätte und der namentlich darüber gewiß wäre, ob und welche politischen und gesellschaftlichen Folgen das Jahr Achtundvierzig nach sich ziehen wird. Sollte dasselbe wirklich nur, wie die Reaction uns gern glauben machen

will, von „Literaten, Polen und Juden" angestiftet sein, ist es wirklich nur ein Rausch, eine Verirrung gewesen, wie die Falschmünzer der Geschichte uns so gern überreden möchten — ja dann allerdings, dann wird dies „tolle Jahr" auch an der Literatur so wirkungslos und unfruchtbar vorübergehen, wie an unserer Geschichte überhaupt. Ist es dagegen, wenn auch vielleicht in noch so verkehrter Form und mit noch so garstigen Auswüchsen behaftet, dennoch der erste Anfang einer neuen Epoche in der Entwickelung unserer Nation gewesen, haben wir in jenem verhängnißvollen März wirklich die ersten, wenn auch noch so ungeschickten, noch so stolperigen Schritte zur künftigen Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes gethan, nun ganz gewiß, so werden auch die Folgen für unsere Literatur nicht ausbleiben. Denn im Ganzen und Großen geht die Literatur immer denselben Gang wie das Leben, nur daß sie zuweilen etwas vorauseilt und wieder ein andermal etwas zurückbleibt; es sind die eigentlich klassischen, die goldenen Zeiten, wo beides unmittelbar zusammenfällt und dieser, wie man weiß, hat es bei allen Völkern nur sehr wenige gegeben, ja einige sind verloschen und zu Grunde gegangen, ohne daß die Sonne eines solchen goldenen Zeitalters ihnen jemals geleuchtet.

Welcher von beiden Auffassungen in Betreff des Jahres Achtundvierzig und seiner geschichtlichen Bedeutung der Leser sich nun zuneigen will, das müssen wir natürlich dem eigenen Geschmack desselben überlassen. Wir für unser Theil hegen die Ueberzeugung, daß, von so viel Widerwärtigem und Fratzenhaftem das oftgenannte Jahr auch begleitet war und in so vielen Punkten wir für den Augenblick auch noch hinter dem März Achtundvierzig zurückgeschleudert scheinen, dasselbe doch in der That der Beginn einer neuen Epoche gewesen ist — einer Epoche, in der es sich nun ausweisen muß, ob die deutsche Nation überhaupt zu politischer Größe berufen

und befähigt ist oder nicht und die uns daher auch zu einer nie gekannten Macht und Größe oder aber zu einem jähen und vollständigen Untergange führen wird.

Wir stützen aber diese unsere Ansicht darauf, erstens daß die Weltgeschichte überhaupt kein Puppenspiel ist und daß Gott, die Vorsehung, das Schicksal, die innere Vernunft der Dinge, gleichviel wie wir es nennen — kurz, daß dieses geheime und unfaßbare Etwas, das die Wege der Völker lenkt und ihre Geschicke bestimmt, ein schon in seinen unmittelbarsten Folgen so großes und erschütterndes Ereigniß, wie die Revolution des Jahres Achtundvierzig, gar nicht zugelassen hätte, wäre es nicht seine Absicht, noch andere und großartigere Folgen daraus abzuleiten. Schon im gewöhnlichen Verkehr von Einem zum Andern betrachten wir es als selbstverständlich, daß Jeder bei dem, was er thut, auch seine bestimmte Absicht hat und sehen in dem Mangel dieser Voraussicht ein sicheres Zeichen von Leichtfertigkeit oder Verstandesschwäche. Und von der Weisheit der Geschichte wollten wir geringer denken? Und ihr wollten wir zutrauen, daß sie Ströme Blutes vergießt und ganze Reiche umwälzt und das Wohl von Millionen erschüttert — warum? etwa bloß, damit der Zuschauer der „Kreuzzeitung" und seinesgleichen Recht behalten, die in der Revolution nur ein „Strafgericht Gottes" erblicken, bestimmt, den Trotz der Völker zu brechen, und die Großen der Erde zur Wachsamkeit zu ermahnen? Möglich, daß diese Auffassung sich auf irgend ein Bibelwort stützt: wir für unser Theil vermögen darin nur eine Blasphemie zu erblicken.

Unser Glaube gründet sich aber auch zweitens darauf, daß, gegenüber den vielen wirklichen und vermeintlichen Rückschritten, die wir seit dem Jahre Achtundvierzig gemacht haben, ein offenes, von keinem Vorurtheil verdunkeltes Auge doch noch eine viel größere

Menge solcher Punkte gewahr wird, in denen wir in nachmärzlicher Zeit die wesentlichsten und unzweideutigsten Fortschritte gemacht haben. Dieselben hier im Einzelnen aufzuzählen oder gar des näheren zu beleuchten, würde dem Zweck dieses Buches widersprechen. Wir begnügen uns daher nur, an die Aufhebung der Censur (wir sagen noch nicht: die Entfesselung der Presse: — denn wie die Erfahrung gelehrt hat, so ist das unter Umständen noch zweierlei), ferner an die Einführung der Geschwornengerichte, wenigstens in einem großen Theile Deutschlands, desgleichen an die größere Einheit, die wir auf dem Gebiet der materiellen Interessen erlangt haben und andere allbekannte Thatsachen ähnlichen Schlages zu erinnern. Ja wenn wir dem März Achtundvierzig nichts weiter verdankten, als daß der größte reindeutsche Staat, zugleich der größte protestantische Staat Deutschlands aus der Bahn des Absolutismus in diejenige einer verfassungsmäßigen Entwickelung hinübergelenkt hat, wie dieselbe nun auch für den Augenblick sein mag — so würde dies nach unserm Dafürhalten allein schon hinreichen, den genannten Monat zu einem jeden deutschen Patrioten theuren und gesegneten zu machen.

Aber auch in der Literatur werden die Spuren einer derartigen Einwirkung schon jetzt keineswegs völlig vermißt: Freilich sind dieselben zum großen Theil noch sehr schwach, ja bei einigen kann man fürs erste noch in Zweifel darüber sein, ob sie der Literatur zum Vortheil oder zum Nachtheil gereichen. Aber genug, sie sind da, und deuten, selbst auch in ihrer gegenwärtigen unfertigen und unschönen Gestalt, jedenfals auf eine weitere Entwickelung: der herben Knospe gleich, unter deren unscheinbarer Hülle das Auge des Gärtners ja auch schon die künftige Frucht erkennt.

Sehen wir uns diese ersten, ungewissen Spuren denn etwas näher an.

Zunächſt iſt es eine Thatſache, die ſelbſt der flüchtigſte Blick in unſer dermaliges literariſches Treiben erkennen läßt, daß jene Iſolirung der Schriftſteller vom Volke, jenes vornehme Zurückziehen der Autoren auf ſich ſelbſt, das namentlich zur Zeit unſerer romantiſchen Schule in Blüte ſtand, von dem aber auch unſere klaſſiſche Epoche keineswegs völlig freizuſprechen iſt, gegenwärtig vollſtändig aufgehört hat. Am ſichtbarſten wird dies in der wiſſenſchaftlichen Literatur, die wir durchweg von einem wahrhaften Fanatismus ergriffen ſehen, populär zu werden um jeden Preis. Der frühere Gelehrtenhochmuth, durch den wir unter den Nationen Europas noch bis vor Kurzem ſo übel berufen waren und mit dem das Ungeſchick unſerer Gelehrten, ſich dem Volke verſtändlich zu machen, Hand in Hand ging, droht völlig auszuſterben; nicht bloß unſere Naturforſcher, auch unſere Geſchichtſchreiber, unſere Literarhiſtoriker, unſere Aeſthetiker, unſere Archäologen, ſelbſt unſere Philoſophen, wenn wir deren noch hätten, alles ſchreibt jetzt „fürs Volk," alles legt ſeine Bücher ſo an, daß ſie auch der großen Menge zugänglich und verſtändlich ſind.

Ganz ohne Widerſpruch läuft auch dabei wieder viel Verkehrtes und Thörichtes mit unter. Die Wiſſenſchaft populariſirt ſich ſtellenweiſe dermaßen, daß ſie nahe an das Triviale ſtreift; auch giebt es ſo gut eine Art, dem Volke zu ſchmeicheln als den Fürſten und vielleicht iſt jene noch widerwärtiger und noch entſittlichender als dieſe. Im Ganzen aber iſt der Fortſchritt, den wir im Lauf des letzten Jahrzehnts in dieſer Hinſicht gemacht haben, doch unverkennbar und eröffnet die glücklichſten Ausſichten in die Zukunft. Es kann hier, wo wir uns, wie früher erinnert, lediglich auf die ſchöne Literatur und deren Erzeugniſſe beſchränken, nicht darauf ankommen, einzelne Namen aufzuzählen: aber ſo viel iſt gewiß, daß unſere neu entſtandene populär wiſſenſchaftliche Litera-

tur die erſten und vorzüglichſten Namen aufzuweiſen hat, die unſere Literatur überhaupt beſitzt und daß die glänzendſten Sterne unſeres literariſchen Himmels, dieſelben Sterne, die ſich ehedem in ſtolzer Einſamkeit gefielen, es ſchon nicht mehr verſchmähen, ihr mildes Licht auch in die Hütte des Armen und Unwiſſenden herab zu ſenden.

Was nun ſpeciell die ſchöne Literatur anbetrifft, ſo kann dieſer Drang nach Populariſirung in ihr allerdings weniger deutlich zu Tage treten, ſchon um deßhalb, weil ſie von Haus aus und ihrer eigenſten Natur nach populär iſt; die Poeſie iſt die eigentliche Sprache des Volks und wo das Volk es verlernt ſie zu verſtehen, oder wo es müde wird ihr zu horchen, da tragen allemal die Poeten ſelbſt die Schuld.

Den Poeten der Gegenwart nun, wie groß oder klein, wie gut oder ſchlecht ſie ſein mögen, muß man wenigſtens dies Zugeſtändniß machen, daß ſie ſich dieſer ihrer volksthümlichen Beſtimmung bei weitem bewußter ſind und dieſelbe viel feſter im Auge behalten, als es wol von den Dichtern früherer Epochen geſchehen iſt. Eine Literatur der Salons, der excluſiven Kreiſe, wie ſie kurz vor Achtundvierzig noch in ſo üppiger Blüte ſtand, exiſtirt bei uns entweder gar nicht mehr oder iſt doch in der Hauptſache dem Fleiß des Buchbinders überlaſſen, der die dahin einſchlagenden Producte durch die gehörige Portion Goldſchaum und Seidenzeug für den Geſchmack eines hohen Publicums appretirt.

Auch von jener „Literatur der Literatur," wie man ſie nicht unpaſſend genannt hat, jenen Novellen und Dramen, deren Helden Dichter und Künſtler ſind und in denen die Literatur gleichſam mit ſich ſelber ſpielt, iſt wenig oder nichts mehr zu verſpüren. Dieſelbe hatte bei uns zu zwei verſchiedenen Malen in Flor geſtanden und war nicht nur von den Schriftſtellern ſelbſt mit großem Eifer an-

gebaut, sondern zum Theil auch vom Publicum mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden: einmal zur Blütezeit der Romantik, da besonders die Künstlerdramen der Oehlenschläger, Kind ꝛc. die Thränendrüsen in Bewegung setzten, und dann wiederum in den dreißiger Jahren, zur Zeit des sogenannten jungen Deutschland, das sich selbst viel zu interessant vorkam und auch auf seine kleinen Martyrien einen viel zu hohen Werth legte, als daß es die Helden seiner Novellen und Erzählungen, lauter blasse schnurrbärtige junge Männer mit viel Weltschmerz und einer außerordentlichen Fähigkeit zu lieben, nicht vorzugsweise aus dem Stande der Schriftsteller und Künstler hätte entnehmen sollen. Diese Novellen freilich fanden beim Publicum nur wenig Anklang; auch waren sie eigentlich gar nicht für das Publicum, sondern für den kleinen Kreis der Eingeweihten, für die Herren Collegen von der Feder, vorzugsweise aber für die jungen und alten Damen geschrieben, die noch gutmüthig und unerfahren genug waren, für Dichter und Künstler als solche zu schwärmen. Desto glücklicher waren einige Schriftsteller derselben Richtung, als sie dasselbe Thema einige Jahre später, nur in etwas gemilderter Fassung und mit dem Vortheil eines bekannten historischen Costüms, auf die Bühne verpflanzten. Einige dieser Stücke erwarben sich lebhaften Beifall und haben sich zum Theil bis jetzt auf dem Repertoire behauptet; auch dürften sie leicht das Beste sein, was die betreffenden Schriftsteller geschrieben haben.

Jetzt, wie gesagt, ist diese Mode vorüber und wo ja noch etwas davon auftaucht, da geschieht es weit weniger, um den Stand der Schriftsteller und Künstler in eitler Selbstbespiegelung zu verherrlichen, als vielmehr um die Widersprüche und Conflicte nachzuweisen, in welche einzelne Poeten und Künstler in Folge ihrer unpraktischen und träumerischen Natur mit der Wirklichkeit ge-

rathen; es sind also mehr Zugeständnisse, die man dem praktischen Charakter unsers Zeitalters macht, als daß es dabei auf eine Darstellung des literarischen und künstlerischen Treibens selber abgesehen wäre.

Wohl aber giebt sich in der Literatur der Gegenwart ein Bestreben kund, auch den poetischen Erzeugnissen ein so großes Publicum wie nur immer möglich zu verschaffen. Einiges davon mag wieder dem industriellen Charakter dieses Zeitalters zuzuschreiben sein; unsere Poeten wollen sich durch die Gelehrten nicht ganz vom Markt der Literatur verdrängen lassen, sie wollen zeigen, daß sie ebenfalls „für das Volk" zu schreiben verstehen.

Zum Theil freilich fallen ihre Versuche ziemlich wunderlich aus. Die Einen apotheosiren den Handel mit Kaffee und Syrup, zeigen an grauslichen Beispielen, wie man durch den Verkehr mit Speculanten und Wucherern ins Unglück gerathen kann und daß es unter den Juden sehr viele schlechte Menschen giebt, verhältnißmäßig ungefähr eben so viel, als unter den Christen, und wollen uns hinterdrein überreden, sie hätten „das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufgesucht." Andere wieder verlegen eine beliebige Herzensgeschichte, gerade so abgedroschen und langweilig, wie sie ehedem zwischen Gräfinnen und Baronen spielten, unter die Viehmägde und Bauerburschen, radebrechen dazu in einigen möglichen und verschiedenen unmöglichen Dialekten, spicken das Ganze, um ihm den letzten Hautgout zu geben, mit einigen Dutzend Sprichwörtern, die sie sich aus irgend einer gelehrten Sammlung zusammengelesen haben und wollen uns nun ebenfalls einreden, sie hätten uns „das deutsche Volk" geschildert „wie es ist." Noch Andere schildern das Volk allerdings wie es ist, aber nur von seiner Schattenseite; sie stürzen sich in die Kloake unserer großen Städte, durchwühlen die Mysterien der Zuchthäuser und anderer übel berufener Oerter,

excerpiren die Gerichtszeitungen, drehen ein haarsträubendes Gespinnst aus Mord- und Diebs- und Meineidsgeschichten — und siehe da, der „deutsche Sittenroman" ist fertig.

Große Verkehrtheiten das alles, ohne Zweifel, und dennoch liegt auch ihnen wieder ein gewisser, wenn auch noch so dumpfer, noch so unverstandener Zug zum Wahren und Richtigen zu Grunde. Das ist das realistische Element, das allen diesen Productionen, wie fratzenhaft sie sich zum Theil auch ansehen, gemeinsam ist.

Wie es sich mit diesem realistischen Element im Allgemeinen verhält und daß es wenig Einsicht in das Wesen der Kunst und noch weniger Geschmack verräth, dasselbe der idealistischen Richtung unserer klassischen Epoche mit derjenigen Einseitigkeit entgegen zu setzen, wie es jetzt von gewissen kritischen Autoritäten geschieht, das haben wir zum Theil schon in unserer Einleitung angedeutet. Der ganze Streit zwischen Realismus und Idealismus, der jetzt auf den verschiedenen Gebieten der Kunst so viel von sich reden macht, ist überhaupt, bei Lichte besehen, ein sehr müßiger; nur Zeiten, die über sich selbst so im Unklaren sind und noch dermaßen um ihren eigenen Inhalt ringen wie die unsere, können eine so müßige Fehde mit einem solchen Eifer und solchem Aufwand von Gelehrsamkeit führen. Hoffentlich wird es schon dem nächsten Geschlecht damit so gehen, wie es jetzt uns mit dem berühmten Streit zwischen Gottsched und den Schweizern um Mitte des vorigen Jahrhunderts geht: man wird gar nicht begreifen können, um was der Streit sich eigentlich gedreht hat und wird schließlich zu der Einsicht kommen, daß beide Parteien gegenseitig mehr gegen Luftgebilde als gegen Realitäten gefochten haben. Der wahren Kunst ist der Idealismus eben so unentbehrlich als der Realismus: denn was ist alle Kunst selbst anders, als die ideale Verklärung des Realen, die Aufnahme und Wiedergeburt der Wirklichkeit in dem ewig unvergänglichen Reiche

des Schönen? Welche Seite in einem bestimmten Kunstwerk und weiterhin in einem ganzen bestimmten Zeitalter überwiegt, das wird eben so sehr von der Befähigung und dem Charakter des einzelnen Künstlers, als von dem Genius des Zeitalters im Allgemeinen abhängen. Entbehrt, wir wiederholen es, kann keine von beiden werden; weder der abstracte Idealismus, der sich um die Wirklichkeit der Dinge nicht kümmert, kann ein Kunstwerk schaffen, noch ragt der brutale Realismus, der nichts weiter weiß und will als eben diese gemeine Wirklichkeit der Dinge, jemals hinauf in die heiteren Höhen der Kunst. Das vollendetste Kunstwerk wird aber allerdings immer dasjenige sein, in welchem beide Seiten, die reale wie die ideale, sich am vollständigsten decken und am gleichmäßigsten zu ihrem Rechte kommen. Es ist das Ei des Columbus: nur daß die handwerksmäßige Tageskritik, die ja immer ein möglichst vornehmklingendes Stichwort haben muß, um ihre eigene Gedankenleere zu verdecken, natürlich ihr ganz specielles Interesse darin findet, diese an sich so einfache Frage und damit zugleich den unbefangenen Sinn des Publicums mit hochtönenden Orakelsprüchen zu verwirren.

Was nun die Poeten der Gegenwart anbetrifft, so schweifen dieselben für den Augenblick mehr nach der realistischen als nach der idealistischen Seite hin aus. Es liegt dies theils wieder an dem überwiegend praktischen Charakter unseres gesammten Zeitalters, theils auch darin, daß die Dichter der früheren Epoche, insbesondere auch die großen Dichter unserer klassischen Zeit, diese realistische Seite weniger angebaut, zum Theil sogar über Gebühr vernachlässigt haben. Die lebende Generation findet hier also nicht nur ein freies Feld, auf dem sie den Vergleich mit unseren klassischen Dichtern weniger zu fürchten hat und auf dem es ihr daher verhältnißmäßig leichter fällt Lorbeeren zu erringen, sondern sie findet hier auch Gelegenheit, eine Einseitigkeit zu berichtigen und

einen Mangel zu ergänzen, den ihre Vorgänger sich haben zu Schulden kommen lassen.

Und wenn sie dabei nun ihrerseits wiederum das richtige Maß überschreiten und aus lauter realistischem Eifer zum Theil in das Ordinäre und Widerwärtige verfallen, so liegt auch ein solches Uebermaß wiederum zu sehr in der menschlichen Natur, als daß wir sie darum besonders hart anklagen möchten. Die Geschichte sorgt schon dafür, daß jedes Uebermaß seinen Zügel, jeder Irrthum seine Berichtigung findet, und wie in der Natur jedes reißende Thier auf ein anderes noch reißenderes trifft, so wird auch in Literatur und Kunst eine Uebertreibung regelmäßig durch eine andere noch größere wieder wett gemacht. Das Wesentliche der Poesie und Kunst ist dabei so wenig betheiligt und hat davon so wenig zu fürchten, wie die ewige Ordnung der Natur durch die Masse der reißenden Thiere gestört wird, die einander verschlingen; wir wünschen den letzteren gegenseitig guten Appetit und auch den Ausschweifungen und Irrthümern unserer Poeten sehen wir mit Gelassenheit zu, weil sie das ewige Licht der Schönheit ja doch nicht auf die Dauer verfinstern können. —

In nahem Zusammenhang mit diesem populären Eifer unserer Poeten einerseits, so wie mit dem Vorwiegen des realistischen Elements andererseits steht ferner die Wahrnehmung, daß gewisse bis dahin sehr beliebte Gattungen der Poesie in neuester Zeit viel weniger angebaut werden, während andere bis dahin sehr wenig beachtete sich einer ungleich sorgfältigeren Pflege zu erfreuen haben. So wird namentlich ein Zurücktreten der Lyrik bemerkt, während die epischen Gattungen, von dem Zwittergeschöpf des erzählenden Gedichtes bis hinauf zum drei-, vier-, ja neunbändigen Roman, mit einem bis dahin ganz ungewohnten Eifer angebaut werden.

Wir lassen dabei den Werth der einzelnen Producte zuvörderst

völlig aus dem Spiel und fassen nur die Thatsache als solche ins Auge. Und da glauben wir dieselbe denn als eine ganz erfreuliche bezeichnen zu dürfen. Allerdings wird die Lyrik, diese eigentliche Poesie des Herzens und seiner Empfindungen, niemals aussterben, so lange es eben noch Herzen giebt, die einer warmen und innigen Empfindung fähig sind. Unsere Kritiker haben gut die Nase rümpfen, unsere Literarhistoriker, die all diesen lyrischen Singsang zu Buch bringen sollen, gut die Hände ringen über diese Fluth von Liebesliedern und Frühlingsliedern und Trinkliedern, die von allen Seiten herbeigeströmt kommt und mit jedem Tage höher steigt und rauscht und wogt und sich überstürzt, „als wollte das Meer noch ein Meer gebären“; so unbequem diese Lieder euch Aesthetikern von der Schulbank auch sind, so wohlberechtigt sind sie und so unsterblich. Wie jeder neue Frühling neue Blumen und neue Lerchen bringt und wie selbst der Greis am Stabe, der diese Wiederkehr des Frühlings mit seinen Blumen und Liedern schon achtzigmal gesehen hat, sich dennoch glücklich schätzt und es als eine hohe Gunst des Himmels betrachtet, daß er dasselbe auch noch zum einundachtzigsten Male erleben darf: so bringt auch jedes neue Geschlecht seine neuen Frühlings- und Liebesdichter hervor, so lange noch ein Becher schäumt, eine Rose duftet, noch ein schönes Mädchenauge winkt — und verräth es daher eine mehr als greisenhafte Morosität, wenn man diesem ganz natürlichen und echt menschlichen Treiben durch kritische Machtsprüche ein Ende setzen will.

Etwas anderes freilich ist es, wenn die Frühlingssänger, denen wir also ihre Existenz an sich von Herzen gönnen, entweder falsche Tonarten singen oder aber wenn sie sich einbilden, im Mittelpunkt der Welt zu sitzen und Niemand auf Erden hätte etwas Wichtigeres und Dringenderes zu thun, als ihrem Gezwitscher zu horchen. In diesem Betracht ist denn das Zurücktreten der Lyrik,

das wir in diesem Augenblick bemerken, für die Poeten selbst ganz zweckmäßig und heilsam und auch das Publicum kann nur dabei gewinnen und wäre es auch nur deßhalb, weil die oft vernommenen Melodien durch die nunmehr entstehende Pause wieder einigermaßen neu werden und also an Reiz und Annehmlichkeit gewinnen.

Der Vortheil steigert sich aber noch dadurch, daß unsere Dichter in demselben Maße wie sie sich von der Lyrik mehr und mehr abwenden, sich der epischen Dichtung zukehren. Es war dies auch eines von den Schlagworten der vormärzlichen Literatur, dieser Vorzug, welchen die epische Poesie vor der lyrischen behauptet und daß es nur eines großen politischen Anstoßes, einer großen, weltbewegenden That bedürfe, um die versteckten epischen Keime, die in den Köpfen unserer Dichter schlummerten und die natürlich die garstige Vettel, die Censur, wieder nicht zur Blüte kommen ließ, zur schönsten und glücklichsten Entfaltung zu bringen.

Nun, wenn es sich nur um Dichtungen handelt, die sich selbst als epische bezeichnen, gleichviel wie sie sind, so hat das Jahr Achtundvierzig in diesem Punkte allerdings einmal Wort gehalten. Eine genauere Prüfung wird allerdings ergeben, daß ein großer Theil dieser angeblichen epischen Dichtungen mit dem wahren Wesen der epischen Poesie gerade so viel zu thun hat, wie mit der Poesie überhaupt, nämlich gar nichts, und daß es nur eine Sache der Mode ist, wenn unsere jungen Dichter jetzt mit einem Bändchen „Erzählender Dichtungen" debütiren, wie wir Andern vor zwanzig und dreißig Jahren mit lyrischen Gedichten debütirt haben. Immerhin erkennen wir an, daß auch darin wieder ein gewisser Fortschritt liegt, und daß sich darin ein gewisses Bewußtsein von dem Vorzug der epischen Poesie kund giebt, wenn dergleichen überhaupt nur zur Modesache werden kann. Man studirt eine

Zeit nicht bloß in ihren großen und glänzenden Eigenschaften sondern eben so sehr und vielleicht noch mehr auch in ihren Thorheiten und Lächerlichkeiten, und wenn wir den Moden, die Schneider und Putzmacherinnen unter uns aufbringen, eine gewisse kulturhistorische Bedeutung nicht absprechen, warum sollten wir uns denn gegen die Moden der Literatur so gar spröd und ablehnend zeigen?

Eine weitere und, wie uns dünkt, ebenfalls höchst erfreuliche Folge dieses Zurücktretens des subjectiven Elements erkennen wir ferner darin, daß die literarischen Streitigkeiten und Fehden, die früher einen sehr breiten Raum in unserer Literatur einnahmen, gegenwärtig fast völlig verstummt sind. Freilich rührt dies großen Theils mit von der veränderten Stellung her, welche die Literatur überhaupt bei uns einnimmt. Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, rechtverstanden, eine Erscheinung ist, die wiederum zu den erfreulichen gehört.

Denn in demselben Maße, wie die Literatur bei uns verloren, hat das Leben an Ansehen und Bedeutung gewonnen. Das einseitige Interesse, was wir in vormärzlicher Zeit den literarischen Zuständen und Persönlichkeiten widmeten, war doch im Grunde nur ein kläglicher Nothbehelf für das mangelnde politische Interesse. Schauspieler und Schriftsteller theilten dazumal bei uns das nach den damaligen Begriffen wenig ehrenvolle Privilegium, öffentliche Personen zu sein und als solche auch dem öffentlichen Urtheil, sei es lobend, sei es tadelnd, zu unterliegen; an diejenigen, denen wir das Bad am liebsten gesegnet hätten, an die Minister und Staatsmänner, durften wir nicht heran, und so ließen wir denn unsern ganzen Grimm und ganzen Durst nach Oeffentlichkeit an den armen Schauspielern und Literaten aus. Jetzt

iſt auch das anders geworden. Wir haben jetzt, gleichviel unter welchen Beſchränkungen, aber genug, wir haben ein öffentliches politiſches Leben, wir haben nationale Intereſſen, die wir öffentlich erörtern, wir haben auch Miniſter, Miniſterialräthe und ähnliche Sündenböcke, auf die wir unſern Grimm ausſchütten dürfen; man braucht nicht mehr, wenn man ſich einen hübſchen geſunden Aerger verſchaffen will, die Zänkereien zweier ſich bekämpfender Schriftſteller zu leſen, ſondern jede beliebige Zeitung, die wir zur Nachmittagslectüre in die Hand nehmen, bietet uns den reichlichſten und paſſendſten Stoff dazu.

Damit iſt denn das Intereſſe, das wir den inneren Kämpfen unſerer Literatur bisher zuwandten, vollſtändig entwurzelt, und da man ohne Zuſchauer keine Turniere zu halten pflegt, ſo haben damit auch die Kämpfe und Fehden ſelbſt ein ebenſo raſches wie natürliches Ende genommen; es verlohnt ſich nicht mehr, einander die Köpfe blutig zu ſchlagen, da Niemand mehr iſt, der unſern Siegen Beifall klatſcht oder gar Thränen des Mitleids in unſere Wunden träufelt. Ueberhaupt iſt der ganze Ton unſerer Literatur in dieſen letzten Jahren bei weitem beſcheidener, maßvoller, beinahe hätten wir geſagt, anſtändiger geworden, wenn dies nicht die Suppoſition in ſich ſchlöſſe, als wäre er früher zuweilen unanſtändig geweſen; die Literatur fühlt eben, daß ſie nicht mehr die erſte Stelle einnimmt und findet ſich in dieſe ihre Degradation mit dem Anſtande und der edlen Faſſung, die man entthronten Königen ſo allgemein nachzurühmen pflegt.

Blicken wir nun noch einmal auf das Bisherige zurück, ſo müſſen wir allerdings einräumen, daß die Merkmale, die wir bis hieher beigebracht haben, mehr negativer als poſitiver Natur ſind; wir haben mehr geſagt, was unſere Literatur nicht iſt, als was ſie iſt.

Dies letztere, also die positive Schilderung unserer gegenwärtigen literarischen Zustände bildet nun eben Inhalt und Aufgabe unseres Buches und soll damit zugleich das hier nur im Allgemeinsten Angedeutete weiter ausgeführt und begründet werden.

Und zwar werden es zunächst die Schicksale unserer politischen Poesie sein, die uns beschäftigen. Als die große Katastrophe des Jahres Achtundvierzig über uns hereinbrach, standen in unserer Literatur hauptsächlich zwei Gattungen in Blüte: die politische Poesie und die Dorfgeschichte. Sehen wir denn zuvörderst, was die nachmärzliche Zeit aus der ersteren gemacht hat und welche Entwickelung diejenigen Dichter genommen haben, die damals, als Bannerträger der politischen Dichtung, auf der Höhe unseres Parnasses standen — oder doch zu stehen schienen. . . .

III.

Politiſche Dichter

aus vor- und nachmärzlicher Zeit.

1.

Die politiſche Poeſie vor und nach dem Jahre Achtundvierzig.

Die politiſche Poeſie in Deutſchland kann dieſelben Worte auf ſich anwenden, mit denen die Helena in Goethe's Fauſt ſich einführt: auch ſie iſt „viel bewundert, viel geſcholten.“ Woher dieſe widerſprechenden Urtheile ſtammen und in wie weit das Lob ſowol wie der Tadel, die Bewunderung wie die Geringſchätzung, welche der politiſchen Dichtung bei uns zu Theil geworden, in der That gerechtfertigt iſt, das iſt theils zur Blütezeit der in Rede ſtehenden Gattung ſo vielfach und von ſo verſchiedenen Seiten her erörtert worden, theils hat der Verfaſſer dieſes Werkes ſelbſt ſich ſchon an einem andern Orte ſo ausführlich darüber vernehmen laſſen, daß dieſer Gegenſtand hier füglich unberührt bleiben kann.

Nur an eine Thatſache ſei es uns zu erinnern verſtattet, die, ſo viel uns bekannt, bisher noch nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden hat und die uns doch bei der ſchließlichen Würdigung unſerer politiſchen Poeſie, ſowie des Einfluſſes, den ſie auf das Publicum ausgeübt hat, von nicht geringer Bedeutung zu ſein ſcheint. Das iſt die Thatſache, daß die politiſche Poeſie längere Zeit hindurch das einzige oder doch das vornehmſte und kräftigſte Band war, welches das Publicum überhaupt noch mit der Literatur der Zeitgenoſſen verknüpfte und ihm ein lebhafteres literariſches Intereſſe einflößte. Man weiß ja noch, wie die Stimmung des Publicums im Lauf

der vierziger Jahre bei uns war. Es war die Geſchichte des Jahres Achtundvierzig im Kleinen; auf die gewaltige Begeiſterung, mit welcher man den Antritt des neuen Jahrzehnts begrüßt hatte, war eine eben ſo gewaltige Ernüchterung und Abſpannung gefolgt. Der einzige und allerdings ſehr weſentliche Unterſchied war, daß man ſich damals noch mit der Hoffnung ſchmeichelte, früher oder ſpäter das große Loos aus der Pandorabüchſe der Revolution zu ziehen. Doch war dieſe Hoffnung bei Vielen, ja bei den Meiſten zugleich auch von einer ſtillen Furcht begleitet; man renommirte weidlich mit dem „großen Ereigniß", das nun nächſtens hereinbrechen ſollte, ſagte ſich doch aber bei alledem in der Stille ſelbſt, daß dies „große Ereigniß" vermuthlich auch nicht ſo ganz glatt abgehen, ſondern allerhand Unbequemlichkeiten in ſeinem Gefolge haben würde.

Und ſelbſt wo dies nicht der Fall und wo man dem bevorſtehenden Umſchwung der Dinge nicht bloß mit einer Miſchung von Furcht und Schadenfreude, ſondern mit wirklicher männlicher Faſſung, ja mit der Ueberzeugung entgegenſah, daß dieſe Kataſtrophe allein im Stande, den Geſchicken unſeres Volks diejenigen Bahnen zu öffnen, die daſſelbe nothwendig wandeln müſſe, wenn es überhaupt noch eine Zukunft haben ſolle — ſelbſt da war, eben in Folge dieſer Ueberzeugung, die ganze Erwartung ausſchließlich auf die Zukunft gerichtet, man ſtand, ſo zu ſagen, fortwährend auf der Lauer, jeden Augenblick in die Höhe fahrend, ob das lang verheißene Unwetter jetzt nicht endlich hereinbreche...

Eine ſolche Stimmung mag an ſich ſelbſt ſehr poetiſch, ſehr dramatiſch ſein, aber dem unbefangenen Genuß der Poeſie iſt ſie nicht günſtig. Daher verminderte ſich denn auch das literariſche Intereſſe des Publicums von Tag zu Tag wie zwar mit um ſo größerer Schnelligkeit, je weniger die Schriftſteller der dreißiger Jahre, ſowie ihre nächſten Vorgänger, die Romantiker, es verſtanden

hatten, ſich die Theilnahme des größeren Publicums zu erwerben. Auf die literariſchen Zuſtände der zwanziger und dreißiger Jahre paßt recht eigentlich, was wir eben von einer „Literatur der Literatur“ äußerten; ſowol die Romantiker wie das ſogenannte junge Deutſchland hatten nur für gewiſſe excluſive Kreiſe geſchrieben, der Maſſe des Volks waren ſie, ſammt den von ihnen vertretenen Intereſſen, fremd und unverſtändlich geblieben.

Viel zu der Verſtimmung des Publicums hatte ferner das von der Kritik ſo einſtimmig verkündigte Dictum beigetragen, daß die Zeugungskraft der deutſchen Poeſie ein für allemal erſchöpft ſei und daß, nachdem Goethe und Schiller todt und Tieck und Rückert alt geworden, Uhland aber in Stillſchweigen verſunken, es ſich um den Reſt gar nicht mehr verlohne. Das Publicum hatte dieſe traurige Weisheit — und wir nennen ſie traurig, weil ein Volk, das ſeine Poeſie für todt und erſtorben erklärt, ſich ſelbſt damit das Leben abſpricht — das Publicum, ſagen wir, hatte dieſe traurige Weisheit adoptirt; nachdem man ihm ſo oft und ſo nachdrücklich wiederholt, daß wir bloß noch Epigonen, und daß man mit unſerer ganzen nachklaſſiſchen Literatur keinen Hund mehr vom Ofen locke — nun gut, ſo hatte es ſich das geſagt ſein laſſen und war gegen die Literatur der Zeitgenoſſen wirklich ſo fremd und gleichgültig, ſo ablehnend und verdroſſen geworden, wie eine Literatur der Epigonen es allerdings verdient.

Dieſer Entfremdung und dieſer Verdroſſenheit nun hatte zuerſt die politiſche Poeſie wieder ein Ende gemacht. An ihrer wilden Gluth, wie jäh ſie emporſchlug, wie regellos ſie flackerte, hatten die Herzen des Volks ſich zuerſt wieder erwärmt; ihr ſchmetternder Trompetenton, wie widerwärtig er den Aeſthetikern in die Ohren gellte, hatte zuerſt wieder die Theilnahme des Publicums wach gerufen. Nein, die Gelehrten hatten doch nicht Recht gehabt, der

Baum der deutſchen Dichtung war doch noch nicht erſtorben, es gab noch Dichter unter uns, welche die Muſe ſelbſt geweiht, Dichter, nicht unwürdig, ſich den großen Namen der Vergangenheit anzuſchließen. Daher dieſer allgemeine und beiſpielloſe Erfolg der politiſchen Dichtung in der erſten Hälfte der vierziger Jahre: es war nicht bloß die Sympathie der politiſchen Intereſſen, nicht bloß die zwingende Macht des Stoffes, was der jungen politiſchen Dichtung alle Herzen zuführte, ſondern es war auch zugleich die Freude darüber, daß es mit der deutſchen Poeſie alſo doch noch nicht ganz vorbei, und daß auch wir noch Gelegenheit haben ſollten, Lorbeeren zu flechten und Kränze auszutheilen. Glaube man doch ja nicht, daß unſer Publicum wirklich ſo mürriſch und unempfänglich, wie unſere Kritiker und ſelbſt auch ein Theil unſerer Schriftſteller es darzuſtellen liebt! Im Gegentheil, das Publicum hat nichts lieber, als wenn es in der Literatur recht friſch und rührig zugeht, es intereſſirt ſich gern, es läßt ſich gern mit fortreißen, ſelbſt auch auf die Gefahr hin, die Preiſe, die es ſoeben erſt ausgetheilt hat, in der nächſten Stunde wieder zurückfordern oder des Rauſches von heute ſich morgen ſchämen zu müſſen. Natürlich ſoll weder die Kritik ihr Urtheil nach dieſen wechſelnden Stimmungen des Publicums modeln, noch ſollen unſere Schriftſteller auf dieſelben ſpeculiren: aber Notiz davon nehmen und ſich klar machen, woher dieſe Stimmungen kommen und nach welchen Geſetzen oder auch nur nach welchen Launen ſie wechſeln, das allerdings, glauben wir, würde weder der Kritik noch den Schriftſtellern ſchaden.

Allein zugegeben, daß die politiſche Poeſie dem Publicum theils durch ſich ſelbſt, theils durch verſchiedene günſtige Umſtände empfohlen ward und zugegeben ferner, daß ſie wirklich das eigentliche herrſchende Geſtirn am literariſchen Horizont der vierziger Jahre war: iſt der plötzliche und tiefe Sturz, den ſie in demſelben

Augenblick erlitt, da alle ihre Ideale ſich zu verwirklichen ſchienen, dann nicht um ſo unbegreiflicher, ja um ſo ſchmählicher?

Denn die Thatſache ſelbſt läßt ſich in keiner Weiſe ableugnen: mit dem Eintritt derſelben Ereigniſſe, auf welche die politiſche Poeſie ſo lange hingedeutet und an deren endlicher Herbeiführung ſie einen ſo weſentlichen Antheil genommen hatte, geht ſie ſelbſt zu Grunde; ſie iſt gleichſam der Moſes geweſen, der ſein Volk nur bis an das Land der Verheißung führen durfte, ohne es ſelbſt zu betreten. Liegt das nun an der politiſchen Poeſie ſelbſt? oder liegt es am Publicum? oder wo überhaupt liegt die Schuld eines ſo raſchen und glanzloſen Unterganges?

Nirgend liegt ſie: weil nämlich überhaupt gar keine Schuld exiſtirt und weil die politiſche Poeſie der vierziger Jahre nur deßhalb ſo raſch zu Grunde gegangen iſt, weil ſie die ihr zugemeſſene Aufgabe ſo vollſtändig erfüllt hatte: ſie verſtummte, weil ſie nichts mehr zu ſagen, ſie ſtarb, weil ſie nichts mehr zu thun hatte.

Die politiſche Poeſie der vierziger Jahre iſt hauptſächlich, man kann ſagen ausſchließlich lyriſcher Natur: denn die wenigen Verſuche, ſie zur epiſchen oder dramatiſchen Geſtaltung fortzubilden, ſtehen zu vereinzelt und haben unter den Poeten der Zeit ſelbſt zu wenig Nachfolge gefunden, als daß ſie hier in Anſchlag gebracht werden könnten.

Nun aber haben wir bereits an einer früheren Stelle erinnert, wie das lyriſche Element überhaupt in Folge des Jahres Achtundvierzig mehr in den Hintergrund getreten iſt. Wir hatten zu ſehr empfinden müſſen, wohin die lyriſche Verſchwommenheit, die ſich unſerer Nation bemächtigt hatte, endlich führt; wir hatten es büßen müſſen auf jede nur erdenkliche Weiſe, daß wir ſo viel Jahre hindurch mehr Politiker mit dem Herzen als mit dem Kopfe geweſen waren, und daß unſere ganze ſtaatsmänniſche Weisheit in zwei

oder drei Schlagworten beſtand, gut genug, die Verſe eines Poeten zu ſchmücken, aber bei weitem nicht ausreichend, wo es ſich um Schlichtung und Feſtſtellung praktiſcher Verhältniſſe handelt. Natürlich mußte dieſer Rückſchlag auch auf die politiſche Poeſie ſeine Wirkung üben; man wollte überhaupt nichts mehr von erhabenen Gefühlen und ſchönen Empfindungen wiſſen, man hatte die Lyrik ſatt — wie hätte man denn die politiſche Lyrik noch länger ertragen mögen?

Es kam dazu ferner, daß die politiſche Lyrik, wie ſie ſich im Laufe der vierziger Jahre bei uns geſtaltet hatte, weſentlich eine Prophetie war: wir meinen, daß ihre Ziele ſämmtlich erſt in einer für den Augenblick noch ziemlich nebelhaften Zukunft lagen, und daß ihr ganzes Geſchäft vorläufig nur darin beſtand, mit großem Nachdruck und einem erklecklichen Aufwand von Worten auf dieſes unbeſtimmte Ziel hinzuweiſen.

Man hat unſerer politiſchen Dichtung dies Unbeſtimmte, Verſchwommene ihres Inhalts, ſowie das mehr oder minder Phraſenhafte ihres Ausdrucks, das damit nothwendig zuſammenhing, häufig und nicht ohne Bitterkeit vorgeworfen. Ja man hat ſich nicht geſcheut, unſern politiſchen Dichtern einen Theil, wo nicht das Ganze jener Verſchwommenheit und jenes hohlen Enthuſiasmus zuzuſchieben, den unſer Volk dann der praktiſchen Entwickelung der Dinge gegenüber unzweifelhaft gezeigt hat. In der Schule unſerer Poeten, ſagte man, ſei dieſes großſprecheriſche und dabei doch ſo feige Geſchlecht erzogen, das erſt nicht laut genug nach Thaten, Thaten, Thaten! ſchreien kann und das dann bei der erſten Gelegenheit ſeine Thatkraft zu beweiſen, davonläuft wie ein gejagter Haſe; aus den Verſen unſerer Dichter habe es die phantaſtiſchen Vorſtellungen von der Zukunft unſeres Vaterlandes gewonnen, die es dann weder durchzuſetzen, noch mit guter Manier aufzugeben verſtand, bis es endlich zu ſpät und Alles verloren war. . . .

Beide Vorwürfe sind, wie uns dünkt, gleich ungerecht. Die Poesie, wir haben es schon einmal gesagt, kann nur immer den Inhalt wiedergeben, den sie von ihrer Zeit und ihrem Volk empfängt. Ganz gewiß war die politische Lyrik der vierziger Jahre zum großen Theil phantastisch, unklar, großsprecherisch: aber war es das Publicum dieser Zeit denn nicht ebenfalls? Haben die Ereignisse des Jahres Achtundvierzig nicht zur Genüge gezeigt, wie völlig unvorbereitet und unkundig wir in politischer Beziehung waren, und hat denn irgend einer gewußt, vom ersten Staatsminister angefangen bis zum letzten Zeitungsschreiber, was eigentlich mit uns werden sollte? Und jetzt, da das Kind in den Brunnen gefallen ist, jetzt verlangt ihr, die Poeten hätten ihn zudecken sollen? Wunderlicher Einfall, von einer Handvoll Dichter eine Tiefe der Einsicht und eine Reife der Erfahrung zu verlangen, die Niemand, aber auch schlechthin Niemand bei uns besaß, vom Memel bis zum Bodensee!

Was nun aber gar den Vorwurf anbetrifft, als hätten die Poeten das Volk verderben und als würde das Jahr Achtundvierzig etwa einen glücklichern Verlauf genommen haben, hätten unsere politischen Dichter uns nicht so viel Narrheiten in den Kopf gesetzt: so heißt das denn doch wirklich der Wahrheit ins Angesicht schlagen. Denn das richtige Verhältniß ist vielmehr dies, daß die Poeten nichts Größeres und Tiefsinnigeres dichten konnten, weil nichts der Art im Volke lebte; sie mußten sich begnügen mit Visionen und Phrasen, weil die politische Bildung des Volkes selbst nur eine visionäre und phrasenhafte war. Hätte also einer von beiden Grund, dem andern Vorwürfe zu machen, so, dünkt mich, wären es weit eher die Poeten als die Nation: kein Volk muß bessere Dichter verlangen, als es erzeugen kann, und wenn diejenigen, die es hat, ihm nicht gefallen, so fasse es zuerst in seinen eigenen Busen und bekenne, daß es sich selbst auch nicht gefällt . . .

Bei alledem bleibt das factiſche Reſultat natürlich daſſelbe; die politiſche Poeſie iſt bei uns zu Grunde gegangen, weil ſie ihre Aufgabe erfüllt hatte, weil man der lyriſchen Ueberſchwänglichkeiten überhaupt überdrüſſig geworden und weil gegenüber einer hiſtoriſch bewegten Zeit, einer Zeit voll Ereigniſſe und Thaten, eine bloſe Poeſie der Sehnſucht und der unbeſtimmten Erwartung ſich unmöglich behaupten konnte.

Aber wohlgemerkt: dies Alles gilt nur von der politiſchen Poeſie der vierziger Jahre, über die politiſche Poeſie an ſich iſt damit noch nicht das Mindeſte entſchieden. Oder wer wollte in Ernſt behaupten, daß alle politiſche Poeſie nothwendig denſelben lyriſchen, phantaſtiſch nebelhaften Charakter tragen müſſe, wie die politiſche Dichtung der vierziger Jahre ihn allerdings zeigt? Die flüchtigſte Erinnerung an die attiſche Komödie zur Zeit des Ariſtophanes oder an die Satiren und Pasquille des Reformationszeitalters (um von unzähligen anderen Beiſpielen zu ſchweigen) würde vollkommen genügen, das Unhaltbare dieſer Behauptung zu erhärten.

Wie ſteht es denn nun alſo mit der politiſchen Poeſie als ſolcher? Wir räumen ein, daß die politiſche Lyrik, die da ſo plötzlich in den Wogen des Jahres Achtundvierzig untergegangen, nur eine beſtimmte Phaſe, eine vereinzelte, noch dazu ſehr unvollkommene Form der politiſchen Dichtung überhaupt geweſen; es iſt alſo auch mit dem Aufhören der erſteren über den Fortbeſtand oder doch die Erneuerung der politiſchen Poeſie im Allgemeinen nichts entſchieden und bleibt daher noch immer die Frage offen, ob wir vielleicht nicht noch in dieſem Augenblick eine politiſche Poeſie haben, wenn auch allerdings unter ſehr veränderter Form und mit ſehr abweichendem Inhalt als früher.

Denn den alten Streit, ob es überhaupt eine politiſche Poeſie

geben soll und darf, hier zu erneuern, kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen; derselbe ist durch die Literatur aller Zeiten und Völker längst entschieden, und konnte diese ganze Frage überhaupt nur in einer Zeit aufgeworfen werden, der das politische Interesse im Allgemeinen etwas so Neues und Unerhörtes war und wo die eben entstehenden Parteien noch mit so jugendlicher Hitze über einander herfielen, wie das Alles in unserer vormärzlichen Zeit der Fall war. Die ganze Sache steht wiederum außerordentlich einfach: wo eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Volk sich von politischen Interessen ergriffen fühlt, da werden diese Interessen auch nach dem ihnen entsprechenden poetischen Ausdruck ringen. Und da es nun keine Zeit und kein Volk giebt, wenigstens auf die Dauer nicht, das noch irgendwie lebensfähig und dennoch von allen politischen Interessen verlassen wäre, so wird und kann die politische Poesie auch niemals ganz aussterben. Auch haben unsere Literarhistoriker und Sammler uns ja gründlich genug nachgewiesen, daß die politische Poesie selbst bei uns häuslichen Deutschen keineswegs etwas so Neues und Unerhörtes war, wie man bei ihrem ersten Wiederauftreten zu Anfang der vierziger Jahre meinte. Wiederauftreten, sagen wir: denn in der That hatten wir sie längst besessen und unsere Sammler konnten uns sofort mit ganzen dicken Bänden politischer Dichtungen beschenken, von Urzeiten angefangen bis auf die gegenwärtige Stunde; selbst Goethe, dieser unpolitische Dichter als solcher, Goethe, von dem der beliebte Wahlspruch „Pfui, ein politisch Lied, ein garstig Lied" herstammt — selbst Goethe nimmt in den Repertorien dieser Sammler seine wohlverdiente Stelle ein. Es war damit also, wie mit so vielen Dingen, ja mit den allermeisten in der Welt: nicht die politische Poesie selbst hatte uns gefehlt, sondern nur das Bewußtsein, das Verständniß derselben, wir waren nur selbst nicht in der

gehörigen politiſchen Stimmung geweſen, darum hatten wir kein Bedürfniß nach politiſcher Poeſie gehabt: wie ja auch z. B. der geſunde Menſch nicht merkt, daß er einen Magen hat, außer wenn ihn hungert.

Einer der verbreitetſten und ſchädlichſten Irrthümer dabei iſt, daß man, ſich nur an die Geſtalt erinnernd, unter der die politiſche Poeſie im Lauf der vierziger Jahre unter uns auftrat, noch immer glaubt, alle politiſche Poeſie müſſe nothwendig auch Freiheitspoeſie ſein und jeder politiſche Dichter, nun das verſteht ſich von ſelbſt, das iſt immer ſo ein kleiner Mazzini in Verſen. Man vergißt dabei, daß die Poeſie ihrem innerſten Weſen nach nur ein Spiegel iſt und daß es alſo auch in Betreff der politiſchen Poeſie nur ganz darauf ankommt, wer und was ſich eben darin ſpiegelt, ob Revolutionäre oder Reactionäre, ob rothe Republikaner oder ſchwarzweiße Treubündler. Die Muſe reicht ihre Leier jedem, der ſie zu ſpielen verſteht, einerlei ob er für die phrygiſche Mütze oder für Thron und Kirche ſchwärmt. So wenig alſo die politiſche Poeſie an eine beſtimmte, beiſpielsweiſe die lyriſche Form geknüpft iſt, ebenſowenig iſt ſie an ein beſtimmtes politiſches Glaubensbekenntniß gebunden; die politiſche Poeſie iſt eben Poeſie oder ſoll es doch ſein und erkennt als ſolche keine anderen Regeln und Geſetze an, als diejenigen, die der Kunſt überhaupt gegeben ſind.

Lebt nun die politiſche Poeſie, in dieſem erweiterten und allein richtigen Sinne aufgefaßt, unter uns noch fort? Iſt vielleicht nur die Blüte der politiſchen Lyrik unter der heißen Sonne des Jahres Achtundvierzig gewelkt und keimt der Samen, den ſie um ſich geſtreut, vielleicht in anderen Formen wieder auf? Sollte namentlich nicht dieſer Uebergang von der Lyrik zur epiſchen Dichtung, deſſen wir früher bereits gedachten, mit den Schickſalen unſerer politiſchen Poeſie in irgend einem Zuſammenhang ſtehen?

Die Antwort auf dieſe Frage wird ſich am vollſtändigſten und bequemſten ergeben, indem wir die namhafteſten politiſchen Dichter der vierziger Jahre der Reihe nach an uns vorübergehen laſſen und dabei dasjenige prüfen, was ſie in nachmärzlicher Zeit, alſo in den zehn Jahren, die recht eigentlich das Thema dieſes Buches bilden, geleiſtet haben. Es ergiebt ſich dabei, um dies ſchon hier vorauszunehmen, das intereſſante Reſultat, daß nur die Wenigſten von ihnen den Verſuch gemacht haben, die in vormärzlicher Zeit angeſchlagene und damals vom Publicum mit ſo viel Beifall aufgenommene Weiſe auch nach dem Jahre Achtundvierzig noch fortzuſetzen; vielmehr hat die überwiegende Mehrzahl von ihnen ſich anderen Gebieten zugewendet, und zwar haben ſie, was uns wiederum in hohem Grade charakteriſtiſch erſcheint, beinahe ohne Ausnahme den Uebergang von der lyriſchen zur epiſchen oder auch zur dramatiſchen Dichtung zu machen verſucht.

An dieſe vormärzlichen politiſchen Dichter werden wir ſodann diejenigen anſchließen, welche die politiſche Poeſie unter den ſo ſehr veränderten Verhältniſſen der nachmärzlichen Zeit vertreten und deren Poeſie ſelbſt daher eine ſehr veränderte iſt; es werden ſich darunter einige Namen befinden, die man überall eher erwarten würde, nur nicht unter der Phalanx unſerer politiſchen Dichter. Doch wird die Ueberraſchung des Leſers ſich ſofort mindern, wenn er nur im Gedächtniß behält, was wir ſoeben über den allgemeinen Charakter der politiſchen Dichtung geäußert haben; auch wird man ſich, hoffen wir, bei näherer Anſicht überzeugen, daß weder Willkür noch Schadenfreude, ſondern nur eine möglicherweiſe irrthümliche, aber doch jedenfalls ehrlich gemeinte geſchichtliche Ueberzeugung ihnen dieſe Stelle angewieſen hat.

Schmerzlich iſt es uns dabei, daß in dieſer Ueberſicht gerade derjenige Mann fehlen muß, der am Himmel der vierziger Jahre

am hellſten ſtrahlte und der politiſchen Poeſie die Theilnahme des Publicums in einem Umfang gewonnen hatte, wie kein Anderer. Aber gerade dieſer einſt ſo beredte und fruchtbare Dichter iſt ſeit Jahren verſtummt und wir wiſſen nicht einmal, ob er jemals wieder zu der verlaſſenen Muſe zurückkehren wird. . . . .

„Und die ſo reich vor ſeinem Geiſte ſtand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüte treiben,
Und ſeine Träume müſſen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied ſinkt er ins Grab,
Der Perle ſchönſte nimmt er mit hinab."

2.

Hoffmann von Fallersleben.

Bestimmte der poetische Werth eines Dichters sich allein nach der Zahl der Leser, die er findet, so gebührte Hoffmann von Fallersleben unter den politischen Poeten der vierziger Jahre ohne Zweifel die erste Stelle. Kein anderes Product dieser Gattung ist damals so häufig gelesen worden und hat, in den verschiedensten Kreisen des Publicums, eine solche Popularität erlangt, wie seine „Unpolitischen Lieder" und jenes ganze Geschwader kleiner poetischer Stachelschriften, die der Verfasser bis zum Jahre Achtundvierzig rasch hinter einander erscheinen ließ und die alle denselben Charakter tragen. —

Bekanntlich mußte Hoffmann von Fallersleben die Veröffentlichung der „Unpolitischen Lieder" mit dem Verlust seiner Breslauer Professur büßen und auch sonst hatte er allerhand Plackerei von Censur und Polizei auszustehen. Nicht ohne Grund: sofern es die Aufgabe der damaligen Polizei war, alles aus der Literatur entfernt zu halten, was die ohnedies schon so üppig aufkeimende Saat der Unzufriedenheit noch nähren und das schwankende Ansehen der Gewalt noch mehr erschüttern konnte. Nach dieser Seite hin gehörten die „Unpolitischen Lieder" wirklich zu dem Gefährlichsten, was die damalige Presse aufzuweisen hatte; selbst die Herwegh'schen „Brandpfeile" richteten unter der großen Masse nicht halb so viel Schaden

an (immer im Sinne der damaligen Wächter der Ordnung geſprochen), als dieſe kleinen, unſcheinbaren Nadelſtiche der Hoffmannſchen Muſe, ſchon um deswillen nicht, weil jene bei weitem nicht ſo tief in das eigentliche Volk, in die Kreiſe der Bürger und Handwerker eindrangen, wie die Hoffmannſchen Gedichte.

Etwas anders ſtellt ſich die Sache freilich, wenn wir den äſthetiſchen Werth von Hoffmanns politiſcher Lyrik ins Auge faſſen. Dazu iſt es jedoch nöthig, uns die geſammte Erſcheinung dieſes Dichters, gleichſam ſein poetiſches Werden und Entſtehen, ins Gedächtniß zu rufen.

Wie den Fachgenoſſen wohl bekannt, iſt Hoffmann von Fallersleben nicht bloß einer unſerer fruchtbarſten und volksthümlichſten Poeten, ſondern er nimmt auch eine Ehrenſtelle unter den deutſchen Sprach- und Alterthumsforſchern ein; ja ſeine Poeſie ſelbſt iſt geboren und groß geworden in der Luft unſerer älteren deutſchen Dichtung, die den Verfaſſer von ſeinen Jünglingsjahren an umweht und ſein Blut gleichſam getränkt hat mit dem Hauche jener verſchwundenen Zeit. Die Geſchichte der deutſchen Poeſie kennt eine ganze Anzahl ſolcher Dichter, denen ihre gelehrten Studien nur als Uebergang und Brücke zur Poeſie dienten: während umgekehrt auch unſere Gelehrtengeſchichte nicht ganz arm an Beiſpielen ſolcher Männer iſt, denen eine frühzeitige poetiſch dilettantiſche Neigung den erſten Sporn gab zu den gelehrten Studien, durch die ſie ſich dann ſpäterhin die glänzendſten Verdienſte erwarben. Selten jedoch fällt beides, gelehrtes Studium und poetiſche Neigung und Befähigung, ſo zuſammen und dient eines dem andern ſo zur Ergänzung, wie dies bei Hoffmann von Fallersleben der Fall iſt.

Die literargeſchichtlichen Studien unſeres Dichters beſchäftigen ſich bekanntlich vorzugsweiſe mit der Uebergangsepoche vom vierzehnten zum ſiebzehnten Jahrhundert: einer Epoche alſo, in welcher

die innigſte und ſüßeſte Poeſie des Volksliedes ſich mit der philiſtröſen Seichtigkeit des Meiſtergeſangs und der pedantiſchen Weitläuftigkeit unſerer gelehrten Dichter vielfach durchkreuzt. Dieſe doppelten Elemente der reinſten und liebenswürdigſten Poeſie und einer gewiſſen philiſtröſen Schwerfälligkeit, einer gewiſſen hausbackenen Nüchternheit finden wir nun auch in unſerm Dichter wieder. Während er einerſeits dem Volksliede den leichten Schwung der Verſe, den Wohllaut der Reime, die Naivetät und Friſche des Inhalts abgelernt hat, begegnen wir andererſeits bei ihm auch einer gewiſſen behaglichen Breite, einer gewiſſen Vorliebe für das Platte und Nüchterne, mit einem Wort, einer gewiſſen Spießbürgerlichkeit des Denkens und Empfindens, die auf das allerlebhafteſte an die bürgerlichen und gelehrten Dichter der eben genannten Epoche erinnert. Ja wie Hoffmann in ſeinen perſönlichen Schickſalen und Abenteuern, halb Gelehrter, halb Troubadour, heut vom Staub der Bibliotheken, morgen vom würzigen Duft des Waldes genährt, jetzt in Bücher vergraben und dann wieder auf der Landſtraße, Stock in der Hand und Ränzel auf dem Rücken, oder auch unter guten Geſellen in der Schenke, hinter dem ſchäumenden Deckelglaſe, der letzte fahrende Dichter der deutſchen Literatur — wie er auf dieſe Weiſe, ſagen wir, perſönlich die zwiefachen Elemente jener Epoche repräſentirt, ſo thut er es namentlich und ganz beſonders auch in ſeinen Dichtungen. Kein Dichter unſerer Tage iſt ſo von innerer Muſik erfüllt, in keinem hat die Lerche des Volksgeſangs ein ſo treues und weithallendes Echo gefunden, als in ihm. Es iſt gewiß keine bedeutungsloſe Thatſache, daß von allen lebenden deutſchen Poeten, ja vielleicht von allen deutſchen Poeten überhaupt keiner der muſikaliſchen Compoſition ſo viele Texte geliefert hat, ſelbſt Uhland, ſelbſt Geibel, ſelbſt Heine nicht ausgenommen, noch leben irgend eines Anderen Lieder, von

„Flügeln des Gesanges" getragen, dermaßen im Munde des Volkes, wie es mit Hoffmann geschehen ist. — Freilich giebt es eine gewisse aberweise ästhetische Kritik, welche auch zu dieser Thatsache vornehm die Achseln zucken wird: im Munde des Volkes — das heißt heutzutage, ins Profane übersetzt, in den Kneipen der Studenten, auf der Bierbank des Bürgers, in dem lauten Munde des Handwerksburschen — und dies, was will dies sagen? Wir für unser Theil, die wir nicht gemeint sind, den Werth eines Dichters einzig und allein nach den Paragraphen des ästhetischen Lehrbuchs abzumessen, wir sind im Gegentheil der Ansicht, daß dies außerordentlich viel zu sagen hat und daß es eine schönere und ruhmvollere Unsterblichkeit ist, mit irgend einem kurzen namenlosen Liede in dem vielgeschmähten Munde des Volkes fortzuleben, als wohl eingebunden und mit Einleitung und Noten versehen, auf den Bücherbrettern unserer Gelehrten zu stehen, um höchstens alle Menschenalter einmal von einem Raritätensammler in die Hand genommen zu werden.

Aber vermuthlich hätte unser Dichter diese ungemeinen Erfolge gar nicht gehabt und wäre gar nicht dieser allgemeine Liebling des Publicums geworden, wären ihm nicht auch jene philiströsen Elemente beigemischt, von denen wir vorhin schon sprachen. Im deutschen Publicum, es läßt sich nun einmal nicht leugnen, steckt ein gut Stück Philister: der deutsche Michel ist mehr als ein bloßes Sprüchwort. Diesem deutschen Michel hat Hoffmann von Fallersleben seine schwachen Seiten mit bewundernswürdigem Scharfsinn abgelauscht — oder vielleicht auch: es steckt in ihm selbst ein solches Stück deutschen Michels, daß das Publicum sich davon nothwendig angeheimelt fühlen mußte. Gerade die Leichtigkeit, mit welcher der Dichter producirt und diese eigenthümliche Sangbarkeit seiner Lieder hat ihn zuweilen zu einer

gewiſſen Oberflächlichkeit und Nachläſſigkeit ſowol im Ausdruck als in der Wahl ſeiner Stoffe verleitet; die Grenze des Populären und des Trivialen iſt überall nur ſchmal und auch Hoffmann von Fallersleben hat ſie nicht immer inne gehalten. Indeſſen da dieſe Beimiſchung des Trivialen und Spießbürgerlichen ſich, wie wir geſehen haben, aus der ganzen Geneſis unſeres Poeten erklärt und da ferner, nach einem bekannten Dichterwort, jeder eigene Charakter Recht hat, ſo werden wir auch den Verfaſſer der „Unpolitiſchen Lieder" in dieſem ſeinem Rechte anzuerkennen und jene einigermaßen ſchwachen und trivialen Stellen als den nothwendigen Schatten in dem übrigens ſo lichten, ſo lebensvollen Bilde zu begreifen haben. —

Eben dieſelbe Miſchung zeigte ſich nun auch in ſeinen politiſchen Dichtungen, ja ſie zeigte ſich hier ſogar noch deutlicher als anderwärts, was ſich zum Theil wol aus der ungemeinen Eilfertigkeit erklärt, mit welcher der Dichter dies Gebiet einige Jahre hindurch anbaute. Allein was auch der Aeſthetiker dagegen einwenden möge: zum Erfolg ſeiner politiſchen Dichtungen hat grade dieſe triviale und philiſterhafte Seite derſelben am allermeiſten beigetragen. Wenn Herwegh mit ſeiner erhabenen, aber mehr oder weniger gegenſtandloſen Begeiſterung, dem Glanz ſeiner Bilder, dem ſtolzen Schwung ſeiner Rhythmen recht eigentlich der Dichter der damaligen Jugend war (ach ja wohl, der damaligen!), ſo repräſentirt Hoffmann von Fallersleben dagegen den geſunden Menſchenverſtand mit all ſeinen Vorzügen und Schattenſeiten, alſo mit ſeiner Klarheit, ſeiner Verſtändigkeit, ſeinem Selbſtvertrauen, aber auch mit ſeiner Beſchränktheit, ſeiner Ueberſchätzung des ſchlechthin Sinnenfälligen und ſeinen ſonſtigen zahlreichen Vorurtheilen. Herwegh ſpricht die Hoffnungen aus, welche die Bruſt der damaligen Jugend ſchwellte; in Hoffmann von Fallersleben kommt der

Aerger zu Worte, mit dem der Anblick ſo vieler Verkehrtheiten das ſonſt ſo ruhige Gemüth der Männer erfüllte und der darum nicht minder Aerger war, weil er es liebte, ſich in humoriſtiſche Formen zu kleiden.

Nach dem Jahre Achtundvierzig jedoch lenkte dieſer Aerger ſich auf ganz andere Gegenſtände als auf Könige und Miniſter. Der nachmärzliche Philiſter hatte kein Gedächtniß mehr für die Fußtritte, die er vor dem März erduldet; es fiel ihm auch nicht ein oder er vergaß abſichtlich, daß nicht Derjenige der Brandſtifter iſt, der zuerſt Feuer ſchreit, ſondern der Feuer und Span unbewacht neben einander gelaſſen hat. Der Philiſter ſucht ſeine Krankheit überhaupt nur immer da, wo es ihm grade weh thut, und ſo überſchüttete er auch nach dem März Achtundvierzig Demokraten und Clubredner und Parlamente und Verfaſſungen genau mit demſelben Grimm und denſelben Schmähungen, die er in vormärzlicher Zeit gegen — ihn ja doch, gegen jemand ganz anders gerichtet hatte.

Zum Organ dieſer veränderten Stimmung ſich herzugeben, dazu war der Dichter der „Unpolitiſchen Lieder“ natürlich viel zu ehrlich und liebte Freiheit und Vaterland mit zu aufrichtiger und inniger Liebe. Was blieb ihm alſo übrig, als die politiſche Leier überhaupt an den Nagel zu hängen? Die politiſche Lyrik, wie wir oben geſehen haben, fand in der nachmärzlichen Zeit überhaupt keine Stoffe mehr, am allerwenigſten aber hätte Hoffmann von Fallersleben ſie gefunden. Wir haben den Dichter vorhin einigemale mit Herwegh zuſammengeſtellt und in der That ſind dieſe Beiden gleichſam die Pole, zwiſchen denen die politiſche Lyrik der vierziger Jahre ſich bewegt. Die Parallele läßt ſich ohne Mühe noch weiter durchführen und bietet noch manche intereſſante Punkte; hier genüge es, nur einen hervorzuheben. Während Herwegh überall die großen Principien

des Völkerlebens, Freiheit, Nationalität, Selbstregiment der Bürger ꝛc. im Auge hat, wenn auch freilich nicht immer in der klarsten Beleuchtung, so lehnt umgekehrt Hoffmanns politische Muse sich fast durchgehends an ganz bestimmte Begebenheiten und Zustände. Herwegh ist abstract bis zum Phantastischen, Hoffmann concret bis zum Trivialen: Herwegh wirkt am mächtigsten durch seine Leidenschaft, Hoffmann durch seinen trocknen Sarkasmus; jener reißt uns fort in Odensturm, dieser unterhält uns mit kleinen spaßhaften Anekdoten. Herwegh ruft die Fürsten seiner Zeit auf zum Kampf gegen den Franken und den Czaren, die großen Entscheidungskriege der Völker, die in der Zukunft lauern, bilden den Hintergrund seiner farbenreichen und erschütternden Gemälde; Hoffmann von Fallersleben sieht, als ächter politisirender Spießbürger, nicht weiter als seine Nase reicht, der kleine Krieg mit Polizei und Censur ist sein liebster Stoff und mit mehr Behagen als Witz weiß er uns die Wechselfälle desselben in zahlreichen Schwänken und Schnurren abzuschildern.

Aber dieser Krieg war nun zu Ende — oder wo er nicht zu Ende war, da wurde er mit einer Erbitterung geführt und nach einem so erweiterten Maßstabe, daß die kleinen Stachelreden und Scherze des Dichters dagegen nothwendig verstummen mußten. Der Dichter machte es also, wie sein eigentlicher Schutzpatron und Wahlverwandter, der deutsche Philister, es ebenfalls gemacht hatte: er wandte der Politik kurzweg den Rücken und gründete sich, mitten in einer Zeit allgemeiner Unruhe und Zerstörung, einen heimathlichen Herd, dessen Ruhe ihn, den Vielgewanderten, doppelt freundlich empfangen mußte.

Von diesem heimathlichen Herde aus, der sich für ihn inzwischen mit den schönsten Kränzen des häuslichen Lebens, mit Ehe- und Aelternglück geziert hat, sendet der Dichter nun mit gewohnter

Fruchtbarkeit Buch auf Buch in die Welt, bald gelehrte Forſchungen, bald Liederbücher, die, wenn ſie jetzt auch nichts mehr von „unpolitiſchen“ Tendenzen enthalten, doch noch immer den Weg zum Herzen des Volkes finden.

Hier haben wir es ſelbſtverſtändlich nur mit den letzteren, den poetiſchen Producten, zu thun, die der Dichter im Lauf dieſes jüngſten Jahrzehnts veröffentlicht hat. Und auch über ſie können wir uns ziemlich kurz faſſen, indem ſie uns den Dichter nur genau auf dem Standpunkt zeigen, den er vor den „Unpolitiſchen Liedern“ eingenommen und von dem ihn nur die allgemeine „Noth der Zeit“ hinweggedrängt hatte. Er iſt ganz wieder der alte fahrende Sänger, der fröhlich trillernd durch die Welt zieht, jede Blume am Wege bricht, jedem ſchönen Mädchen zunickt und vor allem an keiner Thür vorbeigeht, wo „der Herrgott ſeinen Arm herausgeſtreckt hat.“ Auch die Fülle und Friſche des Liederquells hat ſich nicht verringert; mit derſelben muntern Eile, mit der in den vierziger Jahren „Unpolitiſche Lieder,“ „Hoffmanniſche Tropfen,“ „Spitzkugeln“ ꝛc. auf einander folgten, ſchickt er jetzt „Liebeslieder,“ „Lieder aus Weimar“ ꝛc. in die Welt: alle in demſelben zierlichen Format, in dem einſt jene verbotenen Lieder von Hand zu Hand, ja wir dürfen ſagen von Herzen zu Herzen ſchlüpften. Das bedeutendſte darunter iſt ohne Zweifel die vierte Auflage der „Gedichte,“ die 1853 ans Licht trat. Es iſt eine faſt vollſtändige Sammlung der älteren Gedichte des Verfaſſers, mit Ausſchluß ſeiner politiſchen Poeſien: und da letztere wirklich nur in ſehr bedingtem Sinne zu dem eigentlichen Charakter des Poeten gehören, ſo dürfen wir der eben genannten Sammlung wol nachrühmen, daß ſie uns ein Totalbild des Dichters liefert.

Und dies Totalbild macht den wohlthuendſten und erfreulichſten Eindruck. Wir haben tiefſinnigere und geiſtvollere Dichter,

ohne Frage, aber wenige von ſolcher Geſundheit und ſolchem durch und durch tüchtigen Kern wie Hoffmann von Fallersleben. In dieſem Dichter iſt kein Falſch, er ſingt immer nur, weil und wie er muß und von allen den Unzähligen, die ſein Lied erfreut, iſt er ſelbſt immer derjenige, der die meiſte und aufrichtigſte Freude daran hat. Wir möchten dieſen Dichter einer fröhlich grünenden Rebe vergleichen, deren Wurzeln, ſtark und doch biegſam, hinunterreichen bis tief in das Herz unſeres Volkes; kein Sturm, kein Ungewitter, kein noch ſo heißer Sonnenbrand hat ihr Wachsthum brechen oder ihre Blüte verdorren können; ſtark und mild, ernſt und fröhlich, und immer wahr und ächt wie das deutſche Gemüth und der deutſche Wein, hält Hoffmann von Fallersleben in ſeinen Gedichten Alles vereinigt, was dem deutſchen Herzen lieb und theuer iſt, ſeine beſten Freuden, ſeine bitterſten Leiden, ſeine theuerſten Hoffnungen; wäre es noch üblich, den einzelnen Dichtern wie ehedem Beinamen zu geben zur Bezeichnung ihrer hervorſtechendſten Eigenſchaften, ſo würden wir für ihn den Namen „des Deutſchen" vorſchlagen.

Die kleineren Sammlungen, welche der Dichter im Lauf dieſer Jahre veröffentlicht hat, hier namentlich aufzuzählen, erſcheint überflüſſig, da dieſelben im Einzelnen wenig Charakteriſtiſches darbieten und nur eben durch ihre Totalität von Wirkung ſind. Doch heben wir hier zwei hervor, die, wenn ſie auch dem Bilde unſeres Dichters keine weſentlich neuen Züge beifügen, doch aus anderen Gründen von Intereſſe ſind: „Liebeslieder" (1851) und „Kinderwelt in Liedern" (1852). — Die erſtgenannte Sammlung war das erſte, womit der Dichter ſeinen Rückzug aus der politiſchen Poeſie antrat, oder richtiger geſagt, womit er öffentlich bekannte, daß er dieſen Rückzug bereits vollbracht und das Herweghſche „Trauerſpiel der Freiheit" mit der „Sklaverei Idylle" vertauſcht hatte, jener Idylle, in deren traulichem Schatten Roſen und Reben blühen, und Mäd-

chen, ſchöner als Roſen, Blicke werfen, berauſchender als der Saft der Reben. Es gehörte einiger Muth dazu, nachdem man ſo lange als politiſcher Dichter ſo gefeiert worden und in dieſer Eigenſchaft ſo große Eroberungen gemacht hatte wie Hoffmann von Fallersleben, zu der beſcheidenen Gattung des Liebesliedes zurückzukehren. Es ehrt den Dichter, daß er dieſen Muth beſaß, beſonders da zu jener Zeit, als die „Liebeslieder" zuerſt erſchienen, alſo unmittelbar nach den Erſchütterungen unſerer Revolutionsepoche, auf dem Liebesliede noch eine gewiſſe Art von Acht und Bann ruhte. Unſer Dichter, mit dem geſunden Blick, der ihm überhaupt eigenthümlich, theilte dieſes Vorurtheil nicht; er erkannte die Liebe als das wahre Grundthema der Welt, das innerſte Band, das alle Weſen zuſammenhält und darum auch ein unerſchöpfliches und unvergängliches Thema der Poeſie:

„Was iſt die Welt, wenn ſie mit Dir
Durch Liebe nicht verbunden?
Was iſt die Welt, wenn Du in ihr
Nicht Liebe haſt gefunden?"

Allerdings tritt auch in dieſen „Liebesliedern" die mehrfach beſprochene Doppelnatur unſeres Dichters wieder zu Tage, ſo jedoch, daß die ſchwunghafte, poetiſche Seite entſchieden überwiegt. Wie der Dichter ſeiner „Johanna", als der Heldin dieſer Lieder, nachrühmt, daß ihm in der Liebe zu ihr ein neuer köſtlicher Frühling aufgegangen, ſo haben unter dem Strahl dieſer reinen und edlen Leidenſchaft auch alle reinen und edlen Empfindungen ſeiner Seele ſich mit erneuter Innigkeit entwickelt und faſt überall in dieſen Liedern den reinſten und edelſten Ausdruck gefunden. Es iſt nicht die himmelſtürmende, ſterneverpuffende Ueberſchwänglichkeit einer erſten Jugendleidenſchaft, die ſich in dieſen Liedern ausſpricht: es iſt eine einfach innige, eine im beſten Sinne

männliche Liebe, die eben durch dieſe Innigkeit, durch das Treue, Wahre, Männliche der Empfindung doppelt wohlthut, mehr Gluth als Flamme, mehr Wärme als Glanz. So begleitet ſie den Dichter durch die Kämpfe des Lebens, nicht ihn verweichlichend, ſondern vielmehr ſeinen Muth neu anfeuernd und ihn aufrichtend und ermunternd, wo die Streiche des Schickſals ihn zu fällen drohen:

„Bald ein Flüchtling und Verbannter,
Bald ein Feind, ein vielverkannter,
Bald ein Freund, ein gerngenannter,
Muß ich ſingen, muß ich ſagen,
Spotten, lachen, fluchen, klagen,
Muß ich ringen, kämpfen, wagen
Für die Freiheit immerzu,
Ohne Raſt und ohne Ruh.

Und Dein Bild giebt mir's Geleite,
Und Dein Bild ſteht mir zur Seite,
Ueberall in jedem Streite,
Heißt mich muthig weiter ſtreben,
Stets von neuem mich erheben,
Und beſeliget mein Leben;
Lieb' und Freiheit ſind für mich
Eins geworden jetzt durch Dich."

Einen ganz entgegengeſetzten Ton ſchlägt die „Kinderwelt in Liedern" an und gewiß für Viele einen ſehr überraſchenden. Und allerdings ſcheint es auf den erſten Anblick ein ſeltſamer Widerſpruch, wie grade Hoffmann von Fallersleben dazu kommt, Kinderlieder zu dichten: er, der uns übrigens ſo recht das alte ſelige Vagabundenthum des Dichterlebens darſtellt, dieſer alte Ueberall und nirgend, der gleich Walther von der Vogelweide der Lande gar viele geſehen hat — wie kommt grade er dazu, das ſchönſte Heiligthum des Herdes, das Kinderleben, mit ſo lieblichen Blumen

zu bekränzen? Dieser Liedermund, ehemals so wohlgestimmt, den Jubel der Zecher zu preisen, oder auch politische Pfeile zu versenden, was weiß er von den holden Räthseln der Kinderwelt und wer gab ihm diese wunderbare Kunst, die kleinsten, süßesten Geheimnisse derselben zu verkünden?

Wer freilich den Entwickelungsgang unseres Dichters näher kennt, oder wer auch nur der vorstehenden Charakteristik desselben einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, der erkennt auch sehr bald den nahen und innigen Zusammenhang, in welchem auch diese Richtung der Hoffmannschen Poesie mit dem übrigen Charakter unsers Dichters steht. Kindermund und Volksmund gehören ja schon nach dem Sprüchwort zusammen und so geziemt es auch dem glücklichen Erneuerer des alten Volksliedes ganz wohl, auch den Dolmetscher der Kinderwelt und ihrer Geheimnisse zu machen.

In der That bilden diese Bemühungen des Dichters für das Kinderlied einen Grundzug seines Wesens; sie reichen hoch hinauf in seine Vergangenheit und stehen, gleich seiner gesammten Poesie, mit seinen gelehrten Studien, insbesondere mit seinen Bemühungen um das ältere deutsche Volkslied in der nächsten und fruchtbarsten Verwandtschaft. Weil er nämlich nicht bloß als Gelehrter, sondern zugleich als Poet forschte und sammelte, so genügte ihm auch der bloße todte Buchstabe nicht, sondern mit dem Text jener Lieder suchte er auch zugleich ihre Seele, ihr Herz, das heißt also die Melodie zu retten. Hat doch Hoffmann selbst kaum ein Lied geschrieben, das die musikalische Begleitung nicht gleichsam von selbst herausforderte; wie hätte denn sein wärmstes Interesse sich nicht jenen längstverklungenen Weisen zuwenden sollen, mit denen einstmals die alten Sänger ihre Lieder begleiteten.

Zu diesem literarhistorischen und musikalischen Interesse aber gesellte sich mit der Zeit auch ein pädagogisches. Oder vielmehr

es ging aus den beiden ersteren hervor. Der Dichter selbst hat uns darüber mit liebenswürdiger Offenheit belehrt. Angezogen durch die einfachen, oft wunderbar schönen Volksweisen, die den alten Liedern zu Grunde liegen, versuchte er zu denselben neue Texte zu dichten: und zwar, damit grade das heranwachsende Geschlecht die köstliche Erbschaft des Alterthums rette und zu neuem Leben bei sich erwecke, Texte, die er der Kinderwelt in den Mund legte, so daß Lied und Melodie gleichzeitig bei derselben eingeführt würden. Dem wahren Dichter ist eben nichts verborgen; derselbe Zauberstab, mit dem er die tiefsten und qualvollsten Räthsel der Menschenbrust enthüllt, schließt ihm auch das verlorene Paradies der Kinderwelt noch einmal auf und lehrt ihn jenes süße Stammeln, das noch mit dem Ausdruck ringt und dennoch so viel zu sagen weiß. Unserm Dichter aber mußte diese Einfachheit der Kindersprache um so besser glücken, je einfacher und naiver er selbst sich in seinen Anschauungen und Empfindungen erhalten hat und je mehr er selbst noch ein Kinderherz ist, ein schlicht natürliches, bald ernst und sinnig, bald übermüthig tändelnd.

Die ersten Lieder dieser Art erschienen in Ernst Richter's „Unterrichtlich geordneter Sammlung" (1836) und fanden so allgemeinen Beifall und eine so große Verbreitung, daß der Dichter sich veranlaßt sah, eine eigene Sammlung mit Clavierbegleitung zu veranstalten. So erschienen die „Fünfzig Kinderlieder. Nach Original- und bekannten Weisen mit Clavierbegleitung von E. Richter" (1843), denen zwei Jahre später weitere „Fünfzig neue Kinderlieder mit Beiträgen unserer verschiedensten Componisten", sowie 1847 eine dritte Sammlung „Vierzig Kinderlieder" folgten. Aus diesen drei Sammlungen gingen später hervor: „Hundert Schullieder. Mit bekannten Volksweisen versehen und in drei Heften herausgegeben von Ludwig Erk." Dieselben wurden in

zahlreichen Schulen eingeführt und sind seitdem eine Hauptquelle für alle Schul- und Musiklehrer geworden, welche ähnliche Sammlungen für die Jugend herausgeben. Ueberhaupt giebt es seit mehr denn zwanzig Jahren keine Sammlung (und die Zahl derselben ist höchst beträchtlich), wo nicht ein gut Theil Hoffmannscher Lieder mit unterläuft, bald mit, bald ohne Namen des Verfassers. Dasselbe Schicksal hat auch die mit Melodien versehene Liedersammlung gehabt, die er (gewiß auch ein charakteristischer Zug) im Jahre Achtundvierzig, mitten unter den Stürmen des großen „Völkerfrühlings", unter dem Titel: „Siebenunddreißig Lieder für das junge Deutschland" herausgab, die jedoch wegen der Ungunst der damaligen Zeitumstände im größeren Publicum nur wenig Verbreitung fand.

Was nun bis dahin in diesen verschiedenen Sammlungen zerstreut lag, das wurde vom Verfasser in der „Kinderwelt" neu gesammelt und vereinigt. Freilich steht das Buch in einem nicht unwesentlichen Punkte hinter seinen Vorgängern zurück: es fehlen ihm nämlich die Melodien. Doch ist der Mangel nicht so bedeutend, wie es anfangs scheint, indem, wie wir selbst uns aus vielfacher Erfahrung überzeugt haben, in den Texten dieser Lieder so viel innere Musik enthalten ist, daß die Melodie ganz von selbst auf die Lippe springt. Ja wir haben es erlebt, wie Kinder, die von kunstmäßiger Musik noch nicht die geringste Ahnung hatten, beim Recitiren dieser Lieder unwillkürlich in eine gewisse Melodie verfielen, die zwar mit Generalbaß und Harmonielehre auf sehr gespanntem Fuß gestanden haben mag, die innere Lust und Freudigkeit des Kindes aber vollkommen ausdrückte und damit auch das echt Kindliche des Textes aufs Glänzendste bewährte.

Was nun schließlich diese Texte selbst angeht, so umfassen dieselben den ganzen kleinen und doch so unschätzbaren Reichthum

der Kinderwelt, vom erſten Kuckuckruf an bis zu Schlittenfahrt und Schneemann, von Kreiſel und Steckenpferd bis zu den erſten Stiefelchen, in denen der kleine Herr ſtolz daherknarrt, und auch die Langeweile des ſchmollenden Kindes und ſelbſt auch das Grab der Mutter iſt nicht vergeſſen. — Wir nannten Hoffmann von Fallersleben vorhin den deutſcheſten Dichter der Gegenwart und ganz gewiß konnte nur ein deutſcher Dichter, ein Dichter von der Gemüthstiefe und Innigkeit, die wir unſerem Volke ſo gern als Eigenthum nachrühmen, ſich dermaßen in die Anſchauungen und Empfindungen der Kinderwelt verſetzen. Dieſe Hoffmannſchen Kinderlieder, ſo leicht ſie auf der Wage der Aeſthetik wiegen, bilden doch in der That eine der ſchönſten Blumen in dem Kranz, der die Stirn unſeres Dichters ſchmückt; nirgent ſtreift hier das Einfache an das Leere, das allgemein Verſtändliche an das Triviale, nirgend fehlt jener Hauch der Poeſie, der auch noch ein Maikäferlied veredeln kann, wenn auch freilich nicht in der ſentimental koketten Weiſe, wie unſere neueſten Wald- und Märchendichter es lieben. Es iſt wiederum ein echt deutſcher Zug und wir wüßten keinen, mit dem wir die Beſprechung unſeres Dichters lieber ſchließen möchten, als dieſen: wie er, der vielgewanderte Mann, der ſo vieler Menſchen Länder und Städte geſehen und ſo viel Schickſale erduldet hat, hier, zum fröhlichen Weihnachtsſchenker vermummt, mit ſeiner Liedergabe in der Hand an alle Thüren klopft, wo fröhliche Kinder beiſammen ſind, oder wo ein einſames auf die Stimme der Mutter lauſcht. Möge er denn klopfen! Wir ſind gewiß, daß ihm überall gern geöffnet wird, die Kinder ſelbſt aber werden ihn empfangen mit den Worten des alten Trougemundliedes:

„Willkome, varender man!“

3.

Franz Dingelstedt.

Auch Franz Dingelstedt gehört zu den beliebtesten und gelesensten Dichtern aus der Blütezeit unserer politischen Lyrik. Doch erwuchs ihm diese Popularität aus ganz anderen Kreisen, als es etwa bei Herwegh oder Hoffmann von Fallersleben der Fall war. Hatte jener sein Publicum hauptsächlich unter der heißblütigen Jugend, unter Studenten und angehenden Schriftstellern und wurden die Hoffmannschen Lieder vorzüglich im Hause des Bürgers gelesen, so ergötzten an den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" (und bekanntlich war dies der Titel der Sammlung, mit welcher Dingelstedt im Jahre 1840, also gleichzeitig mit Hoffmann von Fallersleben in die Reihen unserer politischen Dichter eintrat) sich hauptsächlich die ästhetischen Feinschmecker, Diejenigen, denen es am liebsten gewesen wäre, es hätte gar keine politische Poesie gegeben: indessen da sie nun doch einmal vorhanden war, so wollten diese Männer des exclusiven Geschmacks sie zum wenigsten recht elegant, recht fein zugeschliffen, recht reich an Witz und epigrammatischer Schärfe haben. Wenn es dann auch mit dem Feuer der Begeisterung, der Tiefe und Innigkeit der Empfindungen etwas weniger gut bestellt war, so wurde das von diesen Beurtheilern gern nachgesehen; ja im Gegentheil, der leichte Frost der Ironie, der auf den Liedern des „kosmopolitischen Nachtwächters"

lag, und durch den selbst seine beredtesten Ergüsse eine gewisse reservatio mentalis erhielten, machte sie diesen Feinschmeckern erst recht angenehm und söhnte sie noch am meisten mit dem an und für sich so bedenklichen Unternehmen des Dichters aus.

Natürlich soll damit gegen den Patriotismus des Dichters selbst so wenig gesagt sein, wie gegen seine Freiheitsliebe. Jeder Mensch hat seine eigene Art zu lieben und zu hassen, und auch die Freiheit wird nicht von Allen auf die gleiche Weise geliebt, selbst nicht von denen, die sie gleich innig lieben. — Franz Dingelstedt stellt sich seinem ganzen schriftstellerischen Charakter nach als ein Ausläufer unserer romantischen Epoche dar. Am nächsten und innigsten hängt er mit dem Jungen Deutschland zusammen, unter dessen schirmenden Fittigen er sich auch zuerst in die Oeffentlichkeit wagte. Auch seine äußerlichen Schicksale erinnern lebhaft an die Tendenzen und Ideale der eben genannten Generation. Gymnasiallehrer in einer kleinen kurhessischen Stadt, bei kärglichen Einkünften der ganzen Langenweile eines deutschen Kleinstädterlebens preisgegeben, an einen Beruf gekettet, der zwar in der Vorstellung recht viel Poetisches hat, dessen Praxis aber dem feinen und einigermaßen aristokratischen Sinne des Dichters nur wenig zusagte, hatte er mehr als hinlängliche Gelegenheit, jenen „Weltschmerz" in sich zu fressen, der nach der ästhetischen Theorie des damaligen Jungen Deutschland das erste und nothwendigste Requisit eines Dichters bildete.

Allein bei aller Glätte und Schmiegsamkeit der Form steckte in diesem angehenden Poeten doch ein gewisser Kern männlichen Trotzes, er war eben eine hessische Natur — und mit diesem alten trotzigen Hessenmuth warf er die Misere seines Schulmeisterlebens von sich und stürzte sich, Kopf voran, in die Wogen der Literatur.

Und die Wogen trugen ihn gnädig. Jenes Ideal des Jungen

Deutſchland, das in allen Novellen und Erzählungen deſſelben wiederkehrt, das Ideal reich und vornehm zu ſein und dabei von einer ſchönen und geiſtvollen Frau geliebt zu werden, auch wol in die Nähe eines kunſtſinnigen Hofes zu kommen — dies Ideal, das ſchon ſeit „Wilhelm Meiſter" in den Köpfen unſerer jungen Dichter ſpukte und das von dem Jungen Deutſchland nur mit beſonderem Behagen ausgebildet worden war, ſiehe da, Franz Dingelſtedt war der Glückliche, der es erreichte. Bekanntlich wurde Dingelſtedt wenige Jahre nach Veröffentlichung ſeiner Nachtwächterlieder mit dem Titel eines Hofraths als Bibliothekar des Königs von Würtemberg angeſtellt; kurz darauf vermählte er ſich mit einer unſerer genialſten und gefeiertſten Sängerinnen, ſiedelte 1850 nach München über, um die Leitung des dortigen Hoftheaters zu übernehmen und iſt in dieſem Augenblick Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar: alſo eine Laufbahn, ſo angenehm und glänzend, wie ſie ſeit Goethe nur wenigen deutſchen Poeten beſchieden geweſen iſt.

Es war nöthig, an dieſe äußeren Lebensumſtände zu erinnern, weil ſie weſentlich mit zur Charakteriſtik des Dichters oder doch zur Erklärung ſeiner Eigenthümlichkeiten gehören. Wir fuchten vorhin in Hoffmann von Fallersleben eine Miſchung von Dichter und Spießbürger nachzuweiſen; in Franz Dingelſtedt begegnen wir einer ähnlichen Miſchung, nur daß es hier der Dichter und der Salonmenſch iſt, die bald in einander übergehen, bald ſich in den Weg treten. Dem Salonmenſchen gehört die zierliche, bis auf das kleinſte durchgearbeitete Form der Dingelſtedt'ſchen Gedichte an, ihm ferner ſein eleganter Witz, ſeine brillante Satire, ſeine Alles belächelnde Ironie, die er nach Umſtänden auch gegen ſich ſelber wendet. Dagegen erkennen wir den Dichter in dem vollen Herzſchlag, der unter dieſen äußerlich ſo wohlgemeſſenen Rhythmen pulſt, in der Glut der Leidenſchaft, die zuweilen auf Momente

emporzuckt, endlich in dem treuen, redlichen, trotz Irrthum und Fehlgriff allem Großen und Schönen mit Eifer nachstrebenden Herzen, das sich in seinem ganzen Thun und Dichten kundgiebt.

Wie schon gesagt: diese Elemente, ihrer widerstrebenden Natur gemäß, treten sich nicht selten in den Weg und erklären wir uns daraus unter anderem die verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit, durch welche Dingelstedt sich vor den übrigen Poeten der Gegenwart auszeichnet. Aber in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" hatten beide Saiten, der Poet und der Salonmensch, sich aufs glücklichste durchdrungen und versöhnt und dadurch ein Etwas hervorgebracht, das eben so neu wie pikant war und den Beifall, den es bei einem großen Theil des Publicums fand, vollkommen rechtfertigte: nämlich den revolutionären Salonmenschen. Seht hier Herwegh — so schwärmt der übermüthige Student; seht hier Hoffmann von Fallersleben — so räsonnirt der Handwerksmann hinter seinem Biere; aber seht hier den „Kosmopolitischen Nachtwächter," so witzelt und stichelt die vornehme Welt über ihre eigenen Gebrechen, ja selbst das Pathos, zu dem der Dichter sich stellenweis erhebt, trägt in seiner überwiegend declamatorischen Haltung noch etwas von dem Glanz und Pomp des Hoflebens an sich. Sie ist ja nachträglich bekannt genug geworden, diese „Revolution in Glacehandschuhen," und selbst das Schaffot hat seine blutigen Opfer von ihr gefordert. Nun gut, in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" hatte sie ihren Dichter vorausgeschickt und wol Mancher hat ihm im Jahre Vierzig Beifall geklatscht, der es acht Jahre später am liebsten gesehen hätte, wenn gar keine Buchdruckerpressen existirten . . .

Ein solcher Dichter konnte sich nach dem Scheitern unserer großen nationalen Erhebung natürlich am ersten darüber trösten;

ſollte den untergegangenen Hoffnungen des Volks überhaupt eine poetiſche Grabrede gehalten werden, ſo konnte es nur von dem „Kosmopolitiſchen Nachtwächter“ geſchehen.

Und inſofern iſt denn das, was ſich im erſten Augenblick ſo unbegreiflich und widerſprechend anſieht, vielmehr eine ganz richtige und natürliche Conſequenz: nämlich daß Franz Dingelſtedt zu den ſehr wenigen vormärzlichen Dichtern gehört, die auch nach dem Jahre Achtundvierzig noch verſucht haben, den Ton des politiſchen Liedes unter uns anzuſchlagen und zwar ganz in dem alten vormärzlichen Tone. Franz Dingelſtedt ließ im Herbſt 1850 erſcheinen: „Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte.“ Hatte es etwas Ueberraſchendes für das Publicum gehabt, den Sänger der „Unpolitiſchen Lieder,“ den Mann, den man ſeit Jahren gewöhnt war, in Vers und Reim ſich immer nur auf der Heerſtraße des öffentlichen Lebens tummeln zu ſehen, auf einmal weitab im Myrtenhain der Liebe, als zärtlichen Minneſänger wiederzufinden: ſo war es eine noch weit größere Ueberraſchung, den „Kosmopolitiſchen Nachtwächter,“ den „Mann mit den Fortſchrittsbeinen,“ über deſſen Haupt ſeitdem ſo ganz andere Sterne aufgegangen zu ſein ſchienen, hier noch einmal auf dem ſonſt ſo überfüllten, ſeitdem faſt verödeten Gebiet politiſcher Lyrik anzutreffen, — ein Nachzügler nicht blos des Zeitgeſchmacks, ſondern faſt auch ſeiner ſelbſt.

Und doch begreifen wir vollkommen die innere Nöthigung, die grade Dingelſtedt antrieb, den geſcheiterten Hoffnungen des Vaterlandes die Grabrede zu halten. Dieſer Schiffbruch war ſo kläglich, die haarſträubende Tragödie deſſelben wurde zugleich von ſo viel komiſchen Auftritten begleitet, daß hier nur die Ironie den Leichenredner machen konnte. Hätte ein Poet damals wirklich ausſprechen wollen, oder vielmehr hätte er ausſprechen können, was damals die Bruſt der Beſten und Edelſten im Volk

durchzuſuchte, als die Paulskirche ihre Pforten den Gewählten der Nation verſchloß, ohne das Werk der ſo ſchmerzlich erſehnten Einigung vollendet geſehen zu haben — es hätte müſſen ein Gedicht voll Byron'ſcher Verzweiflung und Weltverachtung werden. . . .

Aber das wäre ein Ton geweſen, deſſen weder die Leier unſeres Dichters fähig war, noch hätte das Publicum ihn ausgehalten, und ſo ſchlug der Poet denn, mit ganz richtigem Verſtändniß der Zeit wie ſeiner ſelbſt, denjenigen Ton an, als deſſen Meiſter er ſich bereits bewährt hatte, den Ton der Ironie. Das Meiſte, was die eben genannte Sammlung an eigentlich politiſchen Gedichten enthält, gehört dem epigrammatiſchen Genre an. Namentlich richtete der Verfaſſer ſeine Geſchoſſe gegen die vergeblichen Verſuche, die deutſche Einheit auf parlamentariſchem Wege herzuſtellen. Das Frankfurter Parlament wurde in einer Reihe „Fresken aus der Paulskirche" verſpottet. Dieſelben hatten früher im Stuttgarter „Morgenblatt" geſtanden und hier, unter den unmittelbaren Eindrücken der Zeit und in einer Zeitſchrift, die dem Auge bald wieder entrückt wird, hatte man ſie ſich können gefallen laſſen. Jetzt dagegen, unter ganz anderen Verhältniſſen und zu einem Buche geſammelt, machten ſie auf den unbefangenen Leſer einen einigermaßen peinlichen Eindruck, von dem auch der Witz und die friſche, kecke Laune, die der Dichter im Einzelnen bewährte, nicht ganz befreien konnte. — Neben dem Frankfurter Parlament mußte auch die Erfurter Verſammlung, die erſt wenige Monate zuvor ſtattgefunden hatte, den Spott des Dichters empfinden. Ganz gewiß gehört dieſe Erfurter Verſammlung und was ſich daran anſchließt, zu dem Kläglichſten, was unſere geſammte neueſte Geſchichte aufzuweiſen hat — und das will etwas ſagen. Aber Fußtritte gegen einen Todten ſind allemal etwas Häßliches, auch wenn es kein todter Löwe, wenn es nur ein todtgeborenes Kind iſt,

und ſo erregten auch dieſe Epigramme gegen das Erfurter Parlament eine für den Dichter mehr peinliche als ſchmeichelhafte Senſation.

Ueberhaupt zeigte ſich an der ganzen Sammlung wieder einmal ſo recht das Unzulängliche des ironiſchen Standpunkts und daß es denn doch Dinge giebt, mit denen der bloße Spott nicht fertig wird. Nicht nur der Prieſter, auch der Poet bedarf des Glaubens, bei ſich ſelbſt ſowol, wie namentlich auch bei denen, an welche er ſich wendet; — wann und wo aber hätte es wol eine an ſich ſelbſt ſo verzweifelnde, ſo völlig glaubenloſe Zeit, wann und wo ein Volk gegeben, das ſeiner ſelbſt ſo überdrüſſig geworden war, das mit ſo viel kaltem, nacktem Zweifel, ſo viel ſpöttiſcher Gleichgültigkeit, fühllos, achtlos, in die eigene Zukunft ſtarrte, als wir im Jahre Funfzig, dem Jahre der Schlacht von Idſtädt thaten? Zur Begeiſterung zu zerknickt, zum Zorn zu ohnmächtig, zum Haß zu abgeſpannt, für Spott und Witz zu friſch verwundet, was ſollten wir noch mit Zeitrichtern und Zeitgedichten beginnen? Nein, einem ſolchen Volke, für das auch das beſtgemeinte politiſche Lied unwillkürlich zum Pasquill ward, einem ſolchen Volke gebührte allein noch das Schweigen, und der „Kosmopolitiſche Nachtwächter" hatte nicht wohl gethan, das ſeine zu brechen . . .

Und ſo befand das Werthvollſte und Erquicklichſte in dieſer Sammlung denn grade in demjenigen, was nach der urſprünglichen Anlage eigentlich am wenigſten dahin gehörte: nämlich in derjenigen Abtheilung des Buches, welche die Prologe, Reden und ſonſtigen Gelegenheitsgedichte enthält, die der damaligen Stellung des Dichters am Stuttgarter Hofe ihren Urſprung verdankten und die ſich hier unter dem ironiſirenden Titel „Nachtwächter als Hofpoet" zuſammengedruckt finden. Da zeigte ſich, neben einer — wie gewöhnlich bei dieſem Dichter — ſehr durchgearbeiteten, mitunter

gradezu vollendeten Form viel edler künſtleriſcher Eifer, viel wahre und ächte Humanität, die natürlich in den Augen der Verſtändigen dadurch nichts von ihrem Werth verlieren konnte, daß ſie mit ihrem Evangelium, dem Evangelium der Kunſt, der Bildung und der ſittlichen Freiheit ſich vorzugsweiſe an die Vornehmen und Reichen wandte.

Und doch verkümmerte auch dieſer ſchöne und edle Kern des Buchs unter dem Mehlthau, mit dem der ironiſche Standpunkt des Dichters den übrigen Inhalt des Buchs bedeckt hatte. „Nacht und Morgen" hat verhältnißmäßig nur wenig Anklang bei der Leſewelt gefunden und iſt nicht im Stande geweſen, das durch frühere Vorgänge erſchütterte Verhältniß zwiſchen dem Dichter und dem Publicum wieder herzuſtellen.

Es iſt dies um ſo bedauerlicher, als Dingelſtedt, wenn wir uns über ſeine poetiſche Eigenthümlichkeit nicht völlig täuſchen, zu denjenigen Dichtern gehört, die des öffentlichen Beifalls nicht wohl entbehren können. Mehr oder weniger iſt das zwar bei allen der Fall, die überhaupt etwas für die Oeffentlichkeit zu leiſten ſuchen. Doch giebt es einzelne knorrige Stämme, die feſt genug gewurzelt und Gottlob von der Natur auch mit einer hinlänglich harten Rinde bekleidet ſind, um Froſt und Regen und alle Unbilden der Witterung zu ertragen: während andere, vielleicht edler geartete, aber eben deshalb auch empfindlichere Bäume nur in der warmen Luft der öffentlichen Theilnahme gedeihen.

Zu dieſen letzteren, wenn wir nicht irren, gehört Dingelſtedt und ſcheint uns hierin ein weiterer Grund für das Stillſchweigen zu liegen, das er ſeitdem beobachtet. Allerdings hat er ſeitdem in Dresden, München und zahlreichen anderen Orten ein hiſtoriſches Trauerſpiel aufführen laſſen: „Das Haus des Barneveldt," das auch im Ganzen mit recht vielem Beifall aufgenommen worden iſt.

Doch fällt daſſelbe, ſoviel uns bekannt, ſeiner urſprünglichen Entſtehung nach in eine frühere Zeit; auch iſt es nicht im Druck erſchienen, und da wir nicht ſo glücklich geweſen ſind, es von der Bühne herab kennen zu lernen, ſo vermögen wir kein Urtheil darüber zu fällen. — Auch ein paar Bändchen Novellen, die der Dichter vor einigen Jahren veröffentlichte, fallen größtentheils in eine frühere Zeit, ſind auch im Ganzen genommen zu leichte Waare, um auf die Beurtheilung ſeines poetiſchen Charakters von Einfluß zu ſein. Das intereſſante und verdienſtliche Werk aber, das er zu Ende 1857 unter dem Titel „Studien und Copien nach Shakeſpeare" herausgab, gehört nicht mehr dem Gebiete an, deſſen Beſprechung wir uns hier allein vorgeſetzt haben. Und ſelbſt wenn dies wäre, ſo würde es doch nur beſtätigen, was die letzten zehn Jahre dieſes Dichters überhaupt zeigen: nämlich, daß er den richtigen Schwerpunkt ſeines Weſens noch nicht gefunden und bei allen Annehmlichkeiten ſeiner äußeren Stellung und allem Verdienſtlichen ſeiner amtlichen Wirkſamkeit noch nicht den inneren Frieden und die geiſtige Feſtigkeit erlangt hat, deren der Dichter bedarf, um die Schätze ſeines Innern fröhlichen Muths zu Tage zu fördern.

Möge ſie ihm denn bald zu Theil werden; es wäre Schade darum, wenn ein ſo reiches und glücklich organiſirtes Talent nach ſo vielverheißenden Anfängen ſo früh an ſeinem Ziele angelangt, ein ſo helles und luſtig praſſelndes Feuer ſo raſch zu Aſche gebrannt ſein ſollte.

4.

Ferdinand Freiligrath.

Wenige unſerer jüngeren Dichter haben einen ſo raſch erworbenen Ruhm ſo rein und glänzend bewahrt, wie Freiligrath; wenige haben, von ihrem erſten Auftreten an, in einem ſo innigen und herzlichen Verhältniß zum Publicum geſtanden und daſſelbe vor jeder Störung ſo glücklich bewahrt, wie der Dichter des „Löwenritt.“

Freiligraths Name tauchte in einer Zeit auf, wo die Theilnahme für die lyriſche Dichtung in Deutſchland ſehr erſtorben war; Platen, der überhaupt ſeiner ganzen Natur nach niemals populär werden konnte, ſo ſehr ihn ſelbſt danach verlangte, hatte dem Vaterlande ſchmollend den Rücken gewandt, Heine fing nachgrade an ſich ſelbſt zu wiederholen, Chamiſſo ſtand erſt im Aufgang jenes Ruhmes, der ſein greiſes Haar ſo ſpät, dann aber auch ſo vollſtändig krönen ſollte, und ſo fand Freiligrath, als er zuerſt mit ſeinen Wüſtenbildern und ſeinen übrigen prächtigen Schilderungen der tropiſchen Natur auftrat, ein ziemlich freies Feld.

Aber auch die Eigenthümlichkeit ſeines Talents und die Art und Weiſe ſeines Auftretens war ganz geeignet, ihm raſch die allgemeinſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Denn Freiligrath beſaß, was der deutſchen Lyrik ſeit Langem mangelte und was das Publicum doch nicht auf immer entbehren mochte: er beſaß, was die Sinne feſſelt und die Phantaſie in Bewegung ſetzt: Pracht und Glanz der Farben, neue und überraſchende Bilder und Stoffe

von so entlegener Herkunft, wie man sie auf dem Markte der deutschen Literatur bis dahin noch nicht gesehen hatte. Selbst das Grelle und Phantastische, das sich in einigen seiner Jugendgedichte bemerkbar macht, trug nur dazu bei, ihm die Theilnahme des Publicums zu gewinnen, grade wie die seltsamen ungewohnten Reime, deren er sich mit Vorliebe bediente und die ebenfalls so fremd, so prächtig ins Ohr fielen. Ja selbst wenn der Dichter im einen und andern Stück einmal des Guten zu viel that, wenn seine Farben gar zu schreiend, seine Reime gar zu wunderlich wurden — immerhin, gegen das wässrige Einerlei unserer Abendzeitungspoeten war die wilde Fieberhitze, die uns aus den Schöpfungen dieses Poeten entgegenloderte, doch schon immer ein Gewinn.

Von verschiedenen Seiten wurde Freiligrath damals der Vorwurf gemacht, daß es ihm an Innerlichkeit fehle; sein Colorit, sagte man, sei sehr schön und wirkungsvoll, seine Schilderungen sehr malerisch, seine Sprache sehr pikant, aber nur das Herz, das Gemüth, also dasjenige, was den Dichter eigentlich erst macht, das gehe bei ihm leer aus. — Wie unbegründet oder doch zum wenigsten wie vorschnell dieser Vorwurf gewesen, das hat sich dann späterhin gezeigt, als die Liebe das spröde Herz des Dichters rührte und er sein köstliches: „O lieb', so lang du lieben kannst!" oder seine „Ruhe in der Geliebten", oder jenes prächtig wilde Lied „Mit Unkraut" sang:

„Ich schritt allein hinab den Rhein,
Am Tag die Reise glühte,
Und wundersam die Luft durchschwamm
Der Duft der Rebenblüte.
Gras und Klee erglänzten schön,
Der Südwind bog die Reben;
Ueber Melankoeck, da ließ sich leis
Eines Falken Lustschrei hören."

Unter diesen Umständen war das Verhältniß des Dichters zum Publicum, das seine Gedichte in zahlreichen Auflagen verschlang, immer inniger und herzlicher geworden, als es plötzlich gegen Mitte der vierziger Jahre noch eine ganz neue Weihe erhielt, nämlich die Weihe der politischen Sympathien, die Freiligrath bis dahin so trotzig von sich abgekehrt hatte und die den Widerstrebenden nun plötzlich gefangen nahmen.

Bekanntlich war Freiligrath einer der letzten unter den Jüngeren, welche sich der politischen Richtung unserer Poesie anschlossen. Seine derbe westfälische Natur, so schien es längere Zeit hindurch, war zu realistisch, der prächtig brennende Farbenschmuck, in welchem seine Muse sich gefiel, bedurfte eines zu festen, zu massenhaften Hintergrundes, als daß er sich mit den etwas blassen, etwas nebelhaften Idealen unserer damaligen politischen Lyrik hätte befreunden können. Auch schien es seinem energischen, um nicht zu sagen eigensinnigen und grilligen Charakter gemäß, mitten durch das Gedränge des Marktes, in trotziger Verschlossenheit, seinen Weg für sich zu gehen. Ebenso bekannt interessirt ist es auch, wie plötzlich und alsdann mit welcher Gewalt der Umschlag erfolgte („Mein Glaubensbekenntniß," 1845). Je länger es gedauert, bevor die allgemeine Glut der Zeit auch diese spröde Natur erwärmt und mit je größerer Anstrengung sie selbst sich ihre romantische Isolirtheit bis dahin zu bewahren gesucht hatte, je größer war nunmehr auch der Ungestüm, je stürmischer der Uebermuth, mit dem er sich der neuen Richtung in die Arme warf.

Unsere Kritiker vom Handwerk haben damals allerdings höchst klüglich die Achseln gezuckt und haben eben in der Plötzlichkeit dieses Ueberganges einen Grund finden wollen, wenn nicht die Wahrhaftigkeit der Motive selbst, doch wenigstens die Dauer dieser neuen Phase

in Zweifel zu ziehen, welche der Dichter da so unerwartet angetreten hatte.

Diese Zweifel sind denn nun im Laufe der letzten zehn Jahre gründlichst widerlegt worden. Hoffmann von Fallersleben, bekanntlich der Bekehrer Freiligraths, kehrte zu Myrten und Rosen, zu Liebesliedern und Idyllen zurück, während Freiligrath, der so spät und plötzlich Bekehrte, unerschütterlich festhielt an dem einmal erfaßten Banner und sich weder durch das Kopfschütteln der Kritik, noch durch äußerliches Mißgeschick und Fährlichkeiten aller Art davon abbringen ließ. Gleich Dingelstedt, gehört Freiligrath zu den wenigen Dichtern, welche die Fahne des politischen Liedes aus der vormärzlichen in die nachmärzliche Zeit hinübertragen. Aber wenn der Salondichter Dingelstedt auch dabei seinem ironischen Standpunkt treu bleibt, so offenbart hingegen Freiligrath auch in seinen politischen Gedichten, den nachmärzlichen so gut wie den vormärzlichen, den ganzen trotzigen Ungestüm seines Temperaments und die ganze wilde Glut seiner Leidenschaft. Freiligrath war der einzige Dichter von Ruf und Namen, der den Muth hatte, gegenüber den ungeheuren Ereignissen, die im März des Jahres Achtundvierzig auf uns hereinbrachen, sich als Poet zu behaupten. Sein Gruß der „Lebenden an die Todten" mag in politischem Betracht sehr verschiedenartigen Beurtheilungen unterliegen, aber in poetischer Hinsicht ist es ein Meisterstück, dem die Literatur aller Zeiten nur wenig an die Seite zu setzen hat. Selten oder nie hat der glühendste Zorn, der inbrünstigste Haß, die zähnefletschende Verachtung sich in so wahrhaft großartiger, so erschütternder Weise ausgesprochen, noch ist es viel anderen Dichtern gelungen, die an sich widerwärtigsten und grausigsten Scenen noch in einer so edlen poetischen Beleuchtung zu zeigen. — Dieselbe Richtung hat der Dichter dann weiter verfolgt in seinen „Neueren politischen und

ſocialen Gedichten," von denen, ſo viel uns bekannt, zwei Hefte erſchienen ſind, das letzte im Spätherbſt 1850, zu einer Zeit, da der Dichter ſelbſt bereits den Boden Englands als Flüchtling betreten hatte. Dieſe Gedichte athmen ſämmtlich oder doch der überwiegenden Mehrzahl nach denſelben ungebändigten Zorn, wie der Gruß der „Lebenden an die Todten". Ja, es iſt etwas von dem wilden Schlachtenmuth der alten Katten in dieſem blauäugigen Sohne Weſtfalens, er hat nicht umſonſt ſo lange — wenn auch nur im Geiſt — unter dem heißen Himmel Afrikas geweilt, es iſt etwas in ihn übergegangen von dem kalten Grimm, der lechzenden Blutgier, mit welcher der Tiger ſich auf ſeine Beute wirft .....

Da es alſo mit dem Vorwurf der Inconſequenz und des Wankelmuths nicht gehen wollte, wohlan, ſo hatten unſere Kritiker einen anderen zur Hand. Und zwar war es derſelbe, der ſchon einmal in ſeiner unpolitiſchen, ja antipolitiſchen Epoche wider ihn erhoben war, nämlich daß das Talent dieſes Dichters ſich nur auf das Aeußerliche der Poeſie, auf das Colorit, die Schilderung, den Vers erſtrecke, während das Innere unbefriedigt bleibe. Ohr und Auge, ſagte man, werden überſchüttet, mit prächtigen Reimen das eine, mit noch prächtigeren Bildern das andere: aber das Herz, dieſe eigentliche Heimat der Lyrik, was giebt uns ſein, was empfängt unſer Herz? Sogar die Macht der Liebe, der alleszwingenden, ſieht her, ob ſie dieſem ſtarren Buſen noch etwas mehr, als wenige ſtammelnde, faſt verſchämte, faſt unwillige Laute zu entlocken vermag!

Als Vorwurf gefaßt, war dieſe Bemerkung jedenfalls ſehr verkehrt und, wie bereits erinnert, ſehr unbegründet; ſie hätte, ſo weit ſie überhaupt Platz greifen durfte, nur als geſchichtliche Wahrnehmung geäußert werden dürfen. Es iſt allerdings Freiligrath's Verdienſt und die eigentliche Grundlage ſeiner literarhiſtoriſchen

Bedeutung, in einer Zeit, da unsere Dichtung unter den Händen der „Kind- und Kindeskinder" (wie Platen sie einst nannte) vollkommen ausgeblaßt und verwaschen war, in lauter abstracter, verhimmelnder Gefühlsseligkeit — es ist, sagen wir, Freiligrath's literarhistorisches Verdienst, in diese ausgeblaßte, verwaschene Dichtung zuerst wieder Anschauung, Farbe, sinnliche Frische und Lebendigkeit gebracht zu haben; so weit seine barocken, seltsamen Reime und dieser widerspenstige, gleichsam in den Zügel knirschende Vers sich von dem herkömmlichen Trott der Tagespoeten entfernte, eben so fremdartig, so wundersam sah diese Pracht der Tropenwelt, welche seine frühesten Gedichte uns entfalteten, zwischen die blassen, wesenlosen Schatten hinein, die übrigens dazumal den deutschen Parnaß bevölkerten. Die Geschichte, da hilft kein Seufzen, geht nun einmal nicht anders als in Extremen: und so wäre es auch nur völlig in der Ordnung gewesen, wenn der bloß innerlichen, abstracten Poesie der Zeitgenossen in Freiligrath ein ausschließlich äußeres, sinnliches Talent entgegengetreten wäre.

Aber wolan denn, was die Natur diesem Dichter versagt zu haben schien, das hat die Entwickelung der Geschichte nachträglich in ihm hervorgerufen; wozu die Liebe zu schwach war, das hat der Haß vermocht —

Si natura negat, facit indignatio versum.

Dieser Dichter, dem alle Leidenschaften und überhaupt alles ethische Element scheinbar so fern lag, wie ist er jetzt auf einmal, unter der heißen Sonne der Revolution, so ganz Leidenschaft, ingrimmige, verzehrende Leidenschaft geworden! Mit unerbittlichem Hammerschlag hat das Elend der Zeit die harte Rinde seiner Seele gesprengt und mit züngelnder Flamme schlägt jetzt jenes Feuer hervor, von dem er selbst schon als sechzehnjähriger Knabe, brustkrank über seinem isländischen Moosbett kräuter, prophezeite:

„Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; — wie roth und weiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Aarôer Eis;

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Gellt ihr, und in fernen Herzen
Zischend, zischend niederfallen!"

Wir haben es hier, wie sich von selbst versteht, durchaus nicht mit dem Politiker, lediglich mit dem Poeten Freiligrath zu thun. Wir gehen sogar noch weiter; wir bekennen offen, daß dies unausgesetzte Toben und Wüthen der Leidenschaft, diese gehäuften Verwünschungen, Flüche, Drohungen, die einige von Freiligrath's neuern Gedichten anfüllen, uns auch in bloß ästhetischer Hinsicht keineswegs zusagen und daß wir darin nicht allein eine Beschränktheit des Politikers, sondern auch eine Verirrung des Künstlers erblicken. Angenommen indessen, daß eine derartige Einseitigkeit künstlerisch gestattet wäre, angenommen, daß es eine Poesie des Hasses gebe oder geben könnte und daß es dem bloßen Horn, dem bloßen Grimm als solchen vergönnt wäre, in die Saiten der Kunst zu greifen — hier wäre die Aufgabe gelöst! Niemand, welcher politischen Richtung er auch angehöre, sobald er nur gegen sich selbst wahr sein will, wird sich dem gewaltigen Eindruck dieser Dichtungen entziehen, Niemand die erhabene, recht eigentlich dämonische Begeisterung in Abrede stellen können, von der dieselben durchfluthet sind. Es ist, nach seinen Vorzügen und Schwächen, völlig derselbe alte Freiligrath, wie er sich zuerst vor bald einem Menschenalter

die Bewunderung des deutschen Publicums — und welches abgestandenen, entnervten Publicums damals! — im Flug eroberte: derselbe drehnende, klirrende Vers, dieselbe Pracht der Bilder, dieselbe Gewalt der Schilderungen, derselbe trotzige, finstere Ungestüm.

Aber freilich auch im Einzelnen dieselben Uebertreibungen und dieselbe Neigung zum Launenhaften, Capriciösen, das sich hier einigemal sogar zur offenen Geschmacklosigkeit steigert. Ja dieser Mangel an strenger ästhetischer Durchbildung tritt in diesen „Neuen Gedichten" sogar noch häufiger hervor als früher; die ganze extreme Stellung, welche der Dichter bei Abfassung derselben einnahm, brachte es so mit sich. Nicht mehr auf schwankem Kameelhals wiegt er sich durch die Wüste, noch belauscht er den kämpfenden Tiger in der Einsamkeit des Urwalds: der Geist des Tigers, jener, den auch der edle Lenau einmal in dem Prolog zu seinen „Albigensern" anruft, ist in ihn selbst gefahren, aus diesen Versen, diesen Liedern flammt uns sein Auge, züngelt uns sein Rachen, streckt sich uns seine drohende, zuckende Klaue entgegen — brecht nicht den Stab über den Dichter, brecht den Stab über die Zeit, „seine Herrin und unsre," die ihn also umgeschmeichelt, uns so hartem Herzen so wilde Funken hervorgelockt hat!

Allein so sehr die Noth der Zeit unsern Dichter auch verändert, sein treues deutsches Blut hatte sie doch nicht vergiften, die ursprüngliche Einfalt und Biederkeit seines Herzens doch nicht ersticken können. So brachte er denn auch in der in Rede stehenden Sammlung einzelne Klänge von milderem, gemäßigterem Tone, und grade diese waren, was freilich sehr nahe lag, auch in künstlerischer Hinsicht die gelungensten und erfreulichsten. So ganz besonders das „Weihnachtslied für meine Kinder, vor der Ausweisung 1850," auf das wir hier, wo wir den wilden Grimm des Dichters eben mit so lebhaften Farben gezeichnet haben, um so

lieber hinzeigen, als es den Beweis liefert, wie viel Sanftmuth bei so vieler Wildheit und wie viel wahres, ächtes, inniges Gefühl bei so mancher geflissentlichen Maßlosigkeit und Uebertreibung wohnt. Auch in Betreff der Ausführung ist das Gedicht ein kleines Cabinetsstück von Anmuth und Sauberkeit; gleich der Anfang führt uns mitten in die Situation:

„Zum sechsten Mal der Kerzen Strahl
Anfach' ich auf der Fichte;
Das ist ein Schrei'n! Herein, herein,
Und freut euch an dem Lichte!
Genug geharrt, genug gescharrt
Im Gang und an der Thüre!
Die Schelle klingt, der Riegel springt:
Herein, mein Kleeblatt Viere!

Herein, ihr Froh'n! Ach, wo nicht schon,
Ihr zarten, jungen Leben,
Kamt ihr, wie heut, auf mein Geläut —
Wir sind Nomaden eben!
Heil eurer Lust! Mir füllt die Brust
Ein schmerzlich süßes Träumen,
Anheb ich weich ein Lied für euch
Von euren Weihnachtsbäumen!

Der erste, erzählt der Dichter, wuchs auf Schweizergrund, der zweite und dritte standen an der Themse:

Das nächste war ein heimisch Paar,
Ein Tannenpaar vom Rheine,
Das Wurzeln schlug und Nadeln trug
Auf hohem Ufersteine,
Dem Riß der Ley entragt' es frei,
Landein die Eifel blaute,
Und Weingerank umflog den Hang,
Von dem es niederschaute

Der heutige, erwachsen auf steiler Klippe, von wo er dem Rhein, dem Hollandsgänger, ein letztes Lebewohl nachgerauscht hat, entpreßt dem Dichter die bange Frage, wo er, „Rauchfrost im Haar," die nächste Weihnachtstanne fällen wird:

> Vielleicht aufs Neu umfängt sie treu
> Alt-Englands werther Boden —
> Doch sicherer ist, sie steht zur Frist
> Am Hudson in den Loden.

Aber auch davor sollen die Kleinen nicht bangen: der Dichter schildert ihnen die ehrliche Rothhaut, die alsdann ihr Freund und Nachbar sein wird, ja er führt sie schon jetzt zu dem alten Eichbaum, aus dem wundersam summende, schwirrende Stimmchen ertönen — es sind die Bienen, die schon jetzt in still vorsorglicher Arbeit zusammentragen zu dem Wachs, das künftiges Jahr den einsamen Weihnachtsbaum der Verbannten jenseits des Oceans erhellen soll:

> So sorgt Natur auf ferner Flur
> Schon heut für euch, ihr Lieben!
> Und Menschen auch, lebend'gen Hauch
> Und Odem trefft ihr drüben!
> Manch rauhe Hand durchs rauhe Land
> Treibt euch den Pflug entgegen,
> Die segnend sich, waldnachbarlich
> Auf eure Stirn wird legen.

> Manch rauhe Hand im rauhen Land
> Wird Beeren für euch brechen;
> Manch treuer Mund aus Herzensgrund
> Euch küssen, zu euch sprechen;
> Manch lieb' Gesicht, aus Locken dicht,
> Am Blockhaus euch begrüßen;
> Manch kleiner Fuß, thaunassen Schuhs,
> Voreilen euren Füßen!

Traun muß es ſein, und höſt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der teſte Herd,
Der wird euch doch gefunden!

. . . . . .

Die Heimath nur macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Wie man weiß, hat die trübe Vorausſicht des Dichters ſich nicht ganz erfüllt, er iſt wenigſtens nicht genöthigt geweſen, bis nach Amerika auszuwandern; das Aſyl, das er auf engliſchem Boden gefunden, iſt ihm geblieben, ja ſeinem Fleiß und der allgemeinen, herzlichen Achtung, welche die Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit ſeines Charakters ihm auch in der Fremde erworben hat, iſt es ſogar gelungen, ihm eine verhältnißmäßig behagliche und geſicherte Stellung zu verſchaffen.

Aber die Adern der Poeſie ſind ihm doch unterbunden. Gleich Tinglefett iſt auch Freiligrath verſtummt: aber nicht weil ihm der innere Haltpunkt fehlt, ſondern ach, weil ihm das Vaterland mangelt! — Seit ſeinen „Neueren politiſchen und ſocialen Gedichten" hat Freiligrath wenig oder nichts von eigener Arbeit veröffentlicht. Er überſetzt und überſetzt mit der Sorgfalt und der Virtuoſität, durch die er eine neue Epoche in der Geſchichte unſerer Ueberſetzungskunſt hervorgerufen hat: eine ſeiner jüngſten und bedeutendſten Arbeiten in dieſem Fache iſt die Uebertragung von Longfellow's berühmtem „Lied von Hiawatha." Sie iſt wiederum ein Meiſterſtück in ihrer Art — aber doch nicht das, was der Dichter ſeinem Volke leiſten könnte und leiſten würde, wenn die linde Luft der Heimath ihn umſchmeichelte, wenn deutſche Laute an ſein Ohr ſchlügen, deutſche Hände den Druck ſeiner Rechten erwiederten — wenn er mit einem Wort kein Verbannter wäre . . . .

3.

Moriz Hartmann.

Wie groß die Macht war, welche die politische Lyrik in den vierziger Jahren bei uns entfaltete, das zeigt sich unter anderm auch darin, daß es ihr gelang, sogar jenen Wall niederzuwerfen, der bis dahin die österreichische Literatur von der des übrigen Deutschland getrennt hatte; so groß war die Sympathie, welche diese Gattung damals bei uns erweckte, daß sie selbst über die schwarzgelben Schlagbäume hinüberdrang und uns auch von Oesterreich her einige allgemein beliebte und geschätzte Dichter zuführte.

Zwar in gewissem Sinne konnte man die gesammte politische Dichtung ein österreichisches Gewächs nennen, insofern nämlich zwei österreichische Dichter, Anastasius Grün und Nicolaus Lenau, ganz unzweifelhaft die ersten Vorläufer der spätern politischen Lyrik sind und durch ihr Auftreten nicht wenig dazu beigetragen haben, daß politische Stoffe überhaupt wieder zu einem Gegenstand der Poesie gemacht wurden. Indessen war doch selbst das ausgezeichnete Talent der beiden eben genannten Dichter nicht im Stande gewesen, die politische Poesie bei ihren Landsleuten populär zu machen, vielmehr geschah letzteres erst, wie ja auch in Deutschland selbst, durch die Herwegh'schen „Gedichte eines Lebendigen." Anastasius Grün's „Spaziergänge eines Wiener Poeten," die zuerst 1832 ans Licht traten, und Nicolaus Lenau's „Albigenser" vom Jahre 1842, bezeichnen so

ziemlich die Grenz- und Höhenpunkte deſſen, was in Oeſterreich auf dem Gebiet der politiſchen Dichtung unabhängig von unmittelbarſtem deutſchen Einfluß geleiſtet ward; was dazwiſchen liegt, iſt von geringer Erheblichkeit, mit Ausnahme Karl Beck's, deſſen „Gedichte eines fahrenden Poeten" (1838) ſammt ſeinen übrigen ſprudelnden Jugenddichtungen jedoch nicht in Oeſterreich, ſondern in Deutſchland und unter dem allernächſten Einfluß der deutſchen Bildung entſtanden, wie ſie denn auch, gleich den Dichtungen von Lenau und Grün, von Deutſchland aus in die Welt gingen.

Im Ganzen dürfte der Antheil, welchen Oeſterreich an unſerer politiſchen Poeſie genommen, epochemachender geweſen ſein für Oeſterreich ſelbſt, als für die deutſche Literatur. Doch verdankt letztere dieſer Berührung einige friſche und liebenswürdige Talente, unter denen wir Moriz Hartmann die erſte Stelle einräumen.

Moriz Hartmann's Ruf als einer der begabteſten Dichter nicht bloß ſeines öſterreichiſchen Vaterlandes, ſondern der jüngern Generation überhaupt, ſtammt bereits aus vormärzlicher Zeit. Er gründet ſich auf die Sammlung „Kelch und Schwert," die der Dichter bereits 1845 veröffentlichte und auf die zwei Jahre ſpäter erſchienenen „Neueren Gedichte." „Kelch und Schwert," ſchon durch ſeinen Titel an Huß und ſeine gewaltigen Schaaren erinnernd, feiert die Vergangenheit des böhmiſchen Volks und beklagt in ergreifenden Accorden ſeinen angeblichen Verfall und ſeine Erniedrigung unter das Joch des Fremden. Mit ſo viel Schwung und Mannigfaltigkeit der Dichter dies Thema auch zu behandeln gewußt hat und ſo anerkennenswerth namentlich auch die Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks iſt, deren er ſich dabei befleißigt, ganz im Gegenſatz zu der ſonſtigen Manier der öſterreichiſchen Dichter, ſo können wir doch nicht bergen, daß bei aller Bewunderung einzelner ſchöner und tiefempfundener Stellen das Ganze doch

immer nur einen etwas peinlichen Eindruck auf uns gemacht hat: deshalb nämlich, weil wir nie recht begreifen konnten, wie ein Dichter von deutschem Blut und deutscher Abkunft, ja der selbst in deutscher Sprache dichtet, dazu kommt, die unterdrückte, wohlgemerkt von Deutschen unterdrückte Nationalität des böhmischen Volks zu feiern und den gesunkenen Muth desselben mit Hoffnungen zu nähren, die, sollten sie sich jemals erfüllen, eben so viel Niederlagen für des Dichters eigene Landsleute, für die Deutschen hätten werden müssen.

Doch lag ja der furchtbare Ernst, zu welchem der anfangs so muthwillig geschürte Nationalitätenstreit in Oesterreich sich späterhin steigerte, den Augen der Mehrzahl damals noch sehr ferne, und so mochte ja auch wol ein junger stoffhungriger Dichter bis auf Weiteres vergessen, daß Böhmen seit Jahrhunderten eine so gute deutsche Eroberung, wie je eine nicht bloß durch die Kraft des Schwertes, sondern auch durch die weit höhere des Geistes und der Bildung gemacht ist; er mochte, in Ermangelung anderer, würdigerer Stoffe, immerhin ein bischen schön thun mit den Leiden eines Volkes, das für ihn ein fremdes war und mochte ihm Lorbeeren um die Stirne flechten, die aus der Schmach seines eigenen Vaterlandes gewachsen waren. Der Deutsche hat nun einmal von Alters diesen kosmopolitischen Tic, daß er sich eher um aller Welt Schaden, als um seinen eigenen Vortheil kümmert. Auch sind wir überzeugt, daß der Dichter nach den Erfahrungen, die er seitdem gemacht, wenn er seine poetische Laufbahn noch einmal beginnen sollte, dieselbe vermuthlich nicht mit der Verherrlichung eines fremden Volkes auf Kosten seines eigenen eröffnen würde. Und endlich hat Moriz Hartmann sich auch seitdem praktisch als ein so guter Deutscher bewiesen und macht noch jetzt, wo er das bittere Brot der Verbannung essen muß, dem deutschen Namen im Ausland so viel

Ehre, daß wir ihm dieſen Fehlgriff ſeiner Jugend wol nachſehen mögen.

So war Moriz Hartmann denn, als das Jahr Achtundvierzig hereinbrach, bereits ein berühmter Mann, und da man dazumal noch glaubte, es ſei nichts leichter, als kranke Staaten zu kuriren und ein talentvoller Dichter müſſe um deswillen auch nothwendig ein ebenſo vorzüglicher Staatsmann ſein, ſo wurde Moriz Hartmann in das Parlament zu Frankfurt gewählt. Er ſaß daſelbſt auf der äußerſten Linken und galt als ein eifriges und thätiges Mitglied derſelben. Gleichwol ließ ſeine ſtaatsmänniſche Wirkſamkeit ihm noch Zeit, ſich auch als Dichter thätig zu erweiſen. Noch während ſeines Aufenthalts in Frankfurt veröffentlichte er die „Chronik des Pfaffen Mauritius“: Spottverſe nach Art der Tingelſtedt'ſchen, mit dem Unterſchiede nur, erſtlich, daß ſie grade nach der entgegengeſetzten Seite gerichtet und zweitens, daß ſie noch ein gut Theil gröber und ſkandalſüchtiger waren. Im Uebrigen hatte die „Chronik des Pfaffen Mauritius“ daſſelbe Schickſal, wie alle dieſe Nachzügler unſerer politiſchen Dichtung, die ſich nach dem März Achtundvierzig hervorwagten: ſie wurde nur wenig beachtet und trug daher auch nur wenig dazu bei, den Ruf des Dichters zu vergrößern.

Als conſequenter Anhänger der Linken, begleitete Moriz Hartmann das Rumpfparlament nach Stuttgart und wurde hier in den Sturz deſſelben verwickelt. Er mußte flüchten und zwar ging er zunächſt nach Frankreich, wo er längere Zeit theils in Paris, theils in den ſüdlichen Provinzen lebte. Von Paris aus machte er zur Zeit des Krieges zwiſchen Rußland und den Weſtmächten als Correſpondent der „Kölniſchen Zeitung“ eine wunderbar abenteuerliche Expedition nach der Türkei; über die Fata, die er auf derſelben auszuſtehen gehabt hat und die bunt genug ſind, hat er in der Ein-

leitung zu ſeinen unlängſt erſchienenen „Erzählungen eines Unſteten“ ausführlicher berichtet. Längere Zeit war er völlig verſchollen, er galt für todt, ja was Viele noch ſchlimmer dünkte, für begraben in irgend einem ungariſchen Kerker, bis er endlich glücklich nach Paris zurückgelangte, wo er ſich noch gegenwärtig aufhält.

Daß ein ſo unſtetes und abenteuerndes Leben, wenn es den Dichter auch allerdings mit einer Menge Erfahrungen und Anſchauungen bereicherte, doch ſeinen poetiſchen Leiſtungen nicht günſtig ſein konnte, liegt auf der Hand. Auch hat Moriz Hartmann in der That in dieſen letzten zehn Jahren nichts geleiſtet, was ſich der Sammlung „Kelch und Schwert“ oder den „Neueren Gedichten“ zur Seite ſetzen ließe. Natürlich wäre es ſehr ungerecht, wollte man dem Dichter zum Vorwurf machen, was doch nur ſein beklagenswerthes Schickſal verſchuldet hat; die Luft des Exils, ſchon an Freiligrath's Beiſpiel haben wir es geſehen, iſt einmal nicht geeignet, Dichter groß zu ziehen; ein Ovid in Tomi mag ſentimental kokette Klagen ausſtrömen und ſich zurückſehnen nach der verſchorzten Hofgunſt und dem üppigen Wohlleben des kaiſerlichen Rom, ein Dichter aber, was wirklich ein Dichter iſt, nicht bloß ein poetiſirender Rhetor, verſtummt unter dem Druck der fremden Atmoſphäre, oder kränkelt doch dahin wie ein Baum, der ſeinem heimathlichen Erdreich entnommen iſt. . . .

So kann denn Alles, was Moriz Hartmann ſeit ſeiner unfreiwilligen Auswanderung veröffentlicht hat, nur den Werth von Studien in Anſpruch nehmen. Doch ſind es gewiſſenhafte und zum Theil auch recht erfolgreiche Studien. Auch Moriz Hartmann hat ſich von der politiſchen Dichtung in dem frühern ſpecifiſchen Sinne losgeſagt; ſeine „Chronik des Pfaffen Mauritius“ iſt nicht nur ſein ſchwächſtes, ſondern auch ſein letztes Werk dieſer Gattung geweſen. Statt auf dieſer Bahn, die fürs Erſte kein Ziel mehr hat, weiter

zu geben, hat auch er verſchiedene Verſuche gemacht, ſich von der lyriſchen zur epiſchen Dichtung durchzuarbeiten.

Gleich das Erſte, was er aus dem Exil veröffentlichte, gleichſam ein poetiſcher Gruß an die Freunde in der Heimath, war ein ſolcher epiſcher Verſuch: „Adam und Eva" (1851). Es war höchſt charakteriſtiſcher Weiſe ein Idyll: Beweis genug, wie wenig der Dichter ſich unter dem politiſchen Parteigetriebe innerlich befriedigt gefühlt hatte und wie herzlich es ihn aus den Parlamentsdebatten und Zeitungsartikeln zurückverlangte nach einfachen und naturgemäßen Zuſtänden. Leider nur hatte der Dichter ſich im Stoff vergriffen. „Adam und Eva" iſt die Geſchichte eines jungen Paares, das ſich beim Herannahen der Ruſſen aus ſeinem böhmiſchen Heimathdorfe in das Dickicht des Waldes flüchtet, wo es nun, wie einſt „Paul und Virginie," in paradieſiſcher Unſchuld zuſammen lebt. Natürlich hat auch dies Paradies ſeine Schlange, nämlich einen ruſſiſchen Offizier, der das Verſteck im Walde entdeckt und dem jungen Mädchen mit ſeinen Zudringlichkeiten läſtig fällt. Adam zeigt ſich dabei, wie auch in einem ſpäteren Kampfe mit einem Wolf als rüſtiger Held und erobert ſich dadurch das Herz ſeiner ſchönen Gefährtin, die, nachdem das Dorf von den Feinden verlaſſen iſt, nach ſolchen Proben ſeines männlichen Muthes kein Bedenken mehr trägt, auch vor dem Altar ſeine Gefährtin für Zeit und Ewigkeit zu werden. — Alſo eine Dorfgeſchichte, die jedoch, um die zarten und anmuthigen Motive, die allerdings darin enthalten ſind, zur richtigen Geltung zu bringen, nicht nur mit weit größerer pſychologiſcher Schärfe, ſondern namentlich auch mit größerer Plaſtik hätte ausgeführt werden müſſen. Trotz der Sorgfalt, mit welcher der Dichter die beiden Hauptfiguren behandelt, haben dieſelben doch etwas Blaſſes, Unbeſtimmtes behalten, während die untergeordneteren Figuren völlig charakterlos und nebelhaft ſind. Auch in der Form

hat sich der Dichter vergriffen; eine ganz niedliche Dorfgeschichte ist darum noch kein geeigneter Stoff zum Epos und überdies sind die Hexameter, in welche der Dichter seine Geschichte eingekleidet hat, von so „fragwürdiger Gestalt," als ob niemals ein Voß oder Platen existirt hätte.

Noch in demselben Jahre ließ der Verfasser ein Bändchen poetischer Erzählungen unter dem Titel „Schatten" erscheinen. Dasselbe enthält fünf epische oder doch gleichsam epische Gedichte. Denn so löblich und anerkennenswerth das Bemühen des Dichters, sein leichtflüssiges, lyrisch abschweifendes Talent zur epischen Composition zusammen zu fassen, ohne Zweifel auch war, so weit blieb er auch noch in diesen erzählenden Gedichten hinter der eigentlichen Aufgabe des Epos zurück. Der Strom der Lyrik mag mit entfesselter Welle, in schönem freiem Spiel sorglos, aussichtlos dahinströmen, das epische Gedicht dagegen und sei es in noch so engem Rahmen, verlangt eine strengordnende, künstlerische Hand, sowol in Wahl des Stoffes und Anlage des Planes, als auch in der gleichmäßigen und überdachten Vertheilung der Gruppen; es verlangt vor allem einen greifbaren geschichtlichen Kern, voll Interesse, Wahrheit und Leben und ebenso in der Ausführung greifbare plastische Gestalten. Beides sucht man in diesen erzählenden Gedichten vergeblich, oder findet es doch nicht in dem Grade und mit der Gleichförmigkeit, welche das Kunstwerk erfordert. Freilich sollen es nach der Absicht des Dichters selbst nur „Schatten" sein. Allein wenn diese Absicht dazu dienen soll, das Schattenhafte, Unsichere und Verwischte in diesen Gedichten zu rechtfertigen oder auch nur zu beschönigen, so müssen wir die Absicht selber tadeln.

Das erste und umfangreichste Stück der Sammlung, „Sackville" führt uns in die Hallen eines altenglischen Edelmanns, zu dem ritterlichen Gelage lustiger Zech- und Jagdgefährten. Alles

Univ. Bibl.

dies Beiwerk iſt vortrefflich ausgeführt, charakteriſtiſch, anſchaulich und voll innern Lebens. Der eigentliche epiſche Kern dagegen, die Fabel des Gedichtes, welche den erſten Jahren des dreißigjährigen Krieges, insbeſondere den Abenteuern der ſchönen Eliſabeth von der Pfalz entnommen iſt, hat trotz der einzelnen dramatiſchen Momente dennoch im Ganzen etwas Lahmes, Unbefriedigendes, weil eben der Stoff nicht gehörig gruppirt iſt und die einzelnen Figuren nicht mit gleichmäßiger Sorgfalt in Scene geſetzt ſind.

Weit unerheblicher, bei einzelnen ſehr ſchönen Schilderungen ſind „die Verbannten von Locarno.“ „Kallokas oder der Bund der Gleichen, ein Traum,“ ſtreift in das philoſophiſche Gebiet, aber nur mit geringem Glück. Dagegen iſt in „Luiſe von Eiſenach“ ein einfacher, faſt abgenutzter Stoff vermöge der leidenſchaftlichen Seite, die er der Behandlung darbot und die ſich dem Talent des Dichters ſehr glücklich anſchmiegte, zu einer höchſt erfreulichen Wirkung gebracht. Auch „Luiſe von Eiſenach“ iſt kein eigentliches Epos, nur eine Reihenfolge einzelner bald epiſcher, bald lyriſcher Epiſoden; aber lebendig, friſch und in einer wohllautenden und poetiſch durchgearbeiteten Sprache. — Den Schluß bilden „die letzten Augenblicke Ludwig Batthyany's,“ die der Dichter ſchon einmal, im fünften Heft der „Chronik des Pfaffen Mauritius“ veröffentlicht hatte. Der Stoff iſt ohne Zweifel wie für die Poeſie geſchaffen; aber ſei es, daß er der Gegenwart noch zu nahe liegt, ſei es, daß das mehr weibliche und anſchmiegende Talent des Dichters einem ſo großartigen Gegenſtande nicht gewachſen iſt, genug, das Gedicht hat auf uns immer nur den Eindruck kraftloſe weichlicher Sentimentalität und unangenehm aufdringlicher Schönrednerei gemacht und ſähen wir es, ſowol um ſeines Helden als um ſeines Dichters willen, am liebſten der Vergeſſenheit übergeben.

Dagegen findet ſich nun zwiſchen dieſen erzählenden Gedichten

unter dem Titel: „Intermezzo. Tagebuchblätter" eine Reihenfolge lyriſcher Poeſien eingeſchaltet, Liebesgedichte voll ſo edlem Feuers und dem größeren Theile nach auch von ſo vortrefflicher künſtleriſcher Ausführung, daß man wohl Grund hat, dieſes „Intermezzo" als die eigentliche Lichtpartie der „Schatten" zu bezeichnen. Dichter pflegen ſchlechte Richter ihrer ſelbſt zu ſein und ſo begegnet es ihnen nicht ſelten, daß gerade Dasjenige, worauf ſie die meiſte Mühe verwandt haben und was ſie ſelbſt am höchſten zu ſchätzen geneigt ſind, in der That am wenigſten gelingt: während Anderes, nach ihrer Meinung Untergeordneteres den vollen Beifall der Leſer erhält und verdient. Indeſſen Haupt- oder Nebenſache, Intermezzo oder eigentliches Thema, es iſt ſchon allemal eine Gunſt des Himmels und der Poet preiſe ſich hochbeglückt, dem ſolche Gedichte, wie dies „Intermezzo" gelingen.

Leider indeß hat der Dichter damit auch, wie es ſcheint, für längere Zeit von der Poeſie im engeren Sinne Abſchied genommen. Einzelne Gedichte in Zeitſchriften und Almanachen, ſowie einige Ueberſetzungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen ausgenommen, hat Moriz Hartmann ſeit den „Schatten," alſo in einem Zeitraum von ſieben Jahren, nichts Poetiſches mehr veröffentlicht; vermuthlich weil die Unſtetheit ſeines äußeren Lebens ihn nicht zu derjenigen inneren Sammlung und Ruhe gelangen ließ, deren der Dichter nothwendig bedarf.

Dagegen hat er in dieſer Zeit erſtlich ein zweibändiges „Tagebuch aus Languedoc und Provence" (1853 u. 1854) veröffentlicht. Es ſind lebendige und anmuthige Schilderungen aus dem Süden Frankreichs, aus jenem Paradies der Dichter, wo der Lorbeer und die Myrte blüht, wo einſt Petrarca ſeine vielbewunderten Reime verfertigte, wo aber auch das Blut der Camiſarden den Boden netzte, der uns hier in ſeinen verſchiedenartigſten Beziehungen, ſo-

wol nach ſeiner landſchaftlichen, wie nach ſeiner archäologiſchen, als auch beſonders nach der geſchichtlichen Seite hin dargeſtellt wird. Denn das iſt es vornehmlich, was Moriz Hartmann von der gewöhnlichen Schaar der Touriſten vortheilhaft unterſcheidet, [illegible] gewiſſen Helden ſeiner Geſchichte bevölkere und ich bereiſe es, wie man einen Roman lieſt, immer in Begleitung des ‚leidenden' Helden, in dem ich Alles oder das Meiſte, das ich ſehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß dieſe Helden meiner Reiſeromane oder Romanreiſen meiſt die Unterdrückten des Landes ſind, das iſt ſo mein Geſchmack, meine Sympathie. In Irland war es Robert Emmet und die Katholiken, im ſüdlichen Frankreich ſind es Roland Jean Cavalier und die Proteſtanten. Nächſten Frühling bereiſe ich wahrſcheinlich Corſika und ſchon ahne ich, daß Pascal Paoli mein Auserwählter ſein wird; durchwanderte ich aber die Pyrenäen, dann werde ich mich allem Anſcheine nach weniger um die idylliſch glückliche Republik von Andorra, als um die Cagot's kümmern, welche, wie man ſagt, von den Zimmerleuten abſtammen, die das Kreuz Chriſti gezimmert und die noch vor kaum einem halben Jahrhundert als Ausgeſtoßene ungeſtraft angeſpuckt werden durften."

Wie wir bereits erwähnt haben, iſt der Dichter weder nach Corſika, noch in die Pyrenäen gekommen, ſondern ſein Schickſal hat ihn nach Bulgarien und an den Bosporus verſchlagen. Von dort zurückgekehrt, hat er vor Kurzem, wie ebenfalls bereits erwähnt ward, zwei Bändchen „Erzählungen eines Unſteten" erſcheinen laſſen. Es iſt nicht der erſte Verſuch, den unſer Dichter auf novelliſtiſchem Gebiete gemacht hat; ſchon 1850, alſo gleichzeitig mit „Adam und Eva," oder vielleicht noch einige Monate früher, er-

ſchien von ihm ein auf böhmiſcher Erde ſpielender Roman, „Der Krieg um den Wald.“ Doch war derſelbe von keiner beſonderen Erheblichkeit und auch die „Erzählungen eines Unſteten“ ſind zwar recht niedliche Feuilletongeſchichtchen, ſtehen aber doch zu dem, was der Dichter bei größerer Sammlung unſtreitig leiſten könnte, in keinem Verhältniß.

Und ſo ſcheiden wir denn auch von ihm mit dem Wunſche, daß er recht bald auf den Boden der Heimath zurückkehren möge, um, ein poetiſcher Antäus, erneute und verdoppelte Kräfte zu entwickeln.

6.

Alfred Meißner.

Neben Moriz Hartmann und gleichzeitig mit ihm wurde Alfred Meißner bekannt. Gleich Jenem von deutschen Aeltern in Böhmen geboren, hat er die Erstlinge seines poetischen Ruhms ebenfalls dadurch erworben, daß er sich der Opposition des nationalböhmischen Geistes gegen die Oberherrschaft des Deutschthums anschloß. Es geschah dies damals in Böhmen sehr häufig und auch von Solchen, die sich für die Abkömmlinge der Libussa in der That nur sehr wenig interessirten. Diese Opposition nahm bei Vielen nur die nationale Maske vor, um die eigentliche politische Absicht dahinter zu verbergen; nicht das alte Böhmenreich wollten sie wieder herstellen, sondern nur an dem damaligen österreichischen System sich reiben und ihm kleine Verlegenheiten bereiten, da es mit den großen ja doch vorläufig nichts werden wollte. Niemand that dies, wenigstens was die Poesie anbetrifft, mit größerem Nachdruck und mehr Erfolg, als Moriz Hartmann und Alfred Meißner; sie waren gleichsam die Dioskuren des poetisch verklärten Böhmen und damit zugleich die Bannerträger der ganzen oppositionslustigen Jugend des damaligen Oesterreich.

Alfred Meißner war noch sehr jung, als er seine ersten „Gedichte" erscheinen ließ (1845). Allein auch in seinen späteren Productionen hat er diesen Charakter der Jugendlichkeit beibehalten,

nach seinen Tugenden sowol wie nach seinen Mängeln und Einseitigkeiten. Alfred Meißner hat ein rasch empfängliches, leichtbewegliches Herz, seine Begeisterung ist stürmisch und hell auflodernd, seine Leidenschaft von großer Gewalt des Ausdrucks, wenn auch nicht immer von gleicher Tiefe; auch jene eigenthümliche Melancholie, die so oft über die frische Wange der Jugend gebreitet liegt und ihr nicht selten einen so besonderen Reiz verleiht, fehlt ihm nicht.

Andererseits jedoch zeigt sich in seinen politischen und socialen Anschauungen — und wir müssen dieselben in den Vergrund rücken, weil ja Meißner selbst vorzugsweise ein politischer und socialer Dichter sein will und seiner eigenen Poesie nur soweit Werth und Geltung beilegt, als sie seinen politischen und socialen Ansichten zum Ausdruck verhilft — es zeigt sich, sagen wir, in den politisch socialen Anschauungen dieses Dichters vielfach eine Unreife und Unselbständigkeit, wie sie eben der Jugend anzuhaften pflegt. Meißner ist frühzeitig, zu frühzeitig, fürchten wir, in die Schule der französischen Socialisten gegangen, nämlich bevor er selbst hinlängliche Erfahrung und Schärfe des Urtheils hatte, um dieselben kritisch zu sichten und eben so sehr in ihrer historischen Nothwendigkeit, wie andererseits in ihrer wissenschaftlichen Unzulänglichkeit zu begreifen. Die Jugend liebt alles Neue und so warf auch Alfred Meißner sich mit wahrem Heißhunger auf diese neuesten Ausgeburten des französischen Geistes, der ja bis vor Kurzem das Privileg hatte, alles Neue und Modische in Curs zu setzen. Allein es gebrach dem jungen Dichter an der philosophischen Durchbildung und vielleicht auch an der Ausdauer, welche dazu gehört hätte, jene Doctrinen wirklich zu durchdringen und das Wahre und Bleibende von dem Irrthümlichen und Vergänglichen zu sondern. Alfred Meißner ist in seinen Dichtungen durch und durch Socialist oder will es wenigstens sein, aber er ist ein confuser Socialist, was

freilich noch auf viele, ja auf die meiſten Socialiſten neben ihn paßt; die Unreife und Unklarheit des Theoretikers thut bei ihm den Erfolgen des Poeten Abbruch.

Ein anderer jugendlicher Zug, in dem ſich Licht und Schatten ebenfalls auf bedenkliche Weiſe vermiſchen, iſt die außerordentliche Unbefangenheit, mit welcher dieſer Dichter ſich und ſeine Perſon und ſeine intimſten perſönlichen Beziehungen dem Publicum preisgiebt. Glückliche Jugend, die ſich noch einbildet, die ganze Welt drehe ſich um ſie! Wenn wir älter werden und Erfahrungen ſammeln, dann kommen wir auch ſehr bald dahinter, daß Vieles, ja das Meiſte, was uns perſönlich von der alleräußerſten Wichtigkeit iſt, die Menſchen neben uns nur ſehr wenig intereſſirt und daß dieſer gutmüthige Eifer, mit dem wir unſere Umgebung von allen kleinen Einzelheiten unſeres perſönlichen Lebens, unſerer Hoffnungen, Wünſche und Abſichten unterrichten, nur allzu häufig ein Gegenſtand bald des Spottes, bald ſogar der Langenweile wird. Von dieſem Eifer zeigt Alfred Meißner ſich in ganz ungewöhnlichem Grade ergriffen; faſt alle ſeine Bücher wimmeln von perſönlichen Bemerkungen, Anſpielungen, Bekenntniſſen, als ob er gar nicht für das Publicum, ſondern für lauter gute Freunde ſchriebe. Im gemeinen Leben pflegt man das Eitelkeit zu nennen. Doch möchten wir dieſen herben Ausdruck auf Alfred Meißner nicht gern anwenden, indem ſeine Eitelkeit dann wenigſtens mit ſo viel Naivetät und Gutmüthigkeit gemiſcht iſt, daß man ihm nicht im Ernſt gram darum ſein kann. Nichtsdeſtoweniger unterliegt es wol keinem Zweifel, daß er dies allzugroße Intereſſe für ſeine eigene Perſon ablegen muß, wenn er Werke von dauernder und ſelbſtändiger Bedeutung ſchaffen will.

Und das iſt es denn wol überhaupt, was ihm zumeiſt mangelt und worin die ſpecifiſche Jugendlichkeit dieſes Dichters ſich am

Deutlichſten kund giebt: die Unſelbſtändigkeit ſeines Talents. Daß ſein Erſtlingsproduct, die vorhin erwähnten „Gedichte," hauptſächlich in Nachahmungen beſtand, darüber natürlich wollen wir ihm nicht den mindeſten Vorwurf machen; alle jungen Dichter, ſo weit die Literaturgeſchichte reicht, fangen mit Nachahmungen an, und wenn Meißner daher in dieſen „Gedichten" Byron, Heine, George Sand und andere Koryphäen der Zerriſſenheitsepoche faſt mehr als billig nachahmt, ſo hat er ſich darin nur des Rechtes bedient, das jedem angehenden Dichter zuſteht.

Aber auch ſein zweites Product, das bereits im nächſtfolgenden Jahre erſchien, „Zizka," (1846) ließ, ſo glänzend das Talent des Dichters ſich übrigens darin offenbarte, doch wenigſtens nicht viel Originalität verſpüren. Ohne Lenau's „Albigenſer" wäre Meißners „Zizka" nicht entſtanden. Das Gedicht enthält große und zahlreiche Schönheiten, wenn auch mehr in lyriſcher als in epiſcher Hinſicht, und iſt daher auch mit Recht ein Lieblingsbuch unſeres Publicums geworden. Freilich muß man, um daſſelbe ungeſtört zu genießen, ſich erſt mit der Reflexion abfinden, die uns, wie wir ſchon vorhin geſtanden, auch den Genuß von Hartmann's „Kelch und Schwert" einigermaßen verkümmert: die Reflexion, daß es ein deutſcher Dichter iſt, der hier auf Unkoſten ſeiner Nation ein fremdes Volk feiert. Ja, dieſe Reflexion tritt uns hier noch um ſo näher, wenn wir uns erinnern, daß es der Enkel eines ehedem viel geleſenen deutſchen Schriftſtellers von gutem ſächſiſchen Blute iſt, der hier den Czechen ſpielt . . .

Doch ſollte der Dichter bald ſelbſt Gelegenheit haben, dieſe Nationalitätenfrage, die er bis dahin nur von der poetiſchen Seite betrachtet hatte, auch in ihren praktiſchen Conſequenzen kennen zu lernen. Der Sturm von Achtundvierzig brach aus und fachte den unter der Aſche ſchlummernden Haß zwiſchen Deutſchthum und

Czechenthum zu ſolchen lichten Flammen an, daß dem Dichter des „Zizka," der denn doch zu deutſch fühlte, um ſich den Czechen völlig in die Arme zu werfen und den andererſeits ſeine poetiſche Vergangenheit wiederum verhinderte, ſich den Deutſchen frei und offen anzuſchließen, es für das gerathenſte hielt, ſein Vaterland für einige Zeit gänzlich zu verlaſſen. Alfred Meißner ging nach Paris, das er ſchon bei einem früheren Aufenthalt lieb gewonnen hatte. Die Ausbeute ſeiner diesmaligen Reiſe legte er in einem zweibändigen Werke „Revolutionäre Studien aus Paris" (1849) nieder, die indeſſen nur beweiſen, daß man zwar ein recht talentvoller Dichter, aber doch nur ein ſehr ſchlechter Beurtheiler politiſcher Zuſtände ſein kann. Denn von allem, was Meißner in dieſem, in einem mehr glänzenden als gediegenen Stile geſchriebenen Buche über den Fortgang der Februarrevolution, ſowie überhaupt über die Entwickelung der franzöſiſchen Zuſtände prophezeit, iſt grade das Gegentheil eingetreten. Außerdem aber vergöttert er in dieſem Buche das franzöſiſche Volk in einer Art und Weiſe, die ſelbſt für uns ſehr beſcheidene Deutſche etwas Verletzendes hat und die wir wiederum nur der großen Jugendlichkeit des Verfaſſers zuſchreiben können. — Daſſelbe gilt auch von Meißner's Buch über Heine („Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner," 1856), das zwar erſt bedeutend ſpäter erſchien, das wir hier jedoch gleich mit anſchließen, weil der einſeitige und maßloſe Enthuſiasmus, der ſich darin für den Dichter der „Reiſebilder" kundgiebt, ſowie die ſelbſtgefällige Plauderhaftigkeit, die ſich darin ausſpricht, ebenfalls nur durch die mangelnde Reife des Verfaſſers entſchuldigt werden kann.

Eine fernere Frucht jenes pariſer Aufenthalts vom Jahre Achtundvierzig war „Der Sohn des Atta Troll": wie ſchon der Titel kundgiebt, ein Sprößling des Heine'ſchen „Atta Troll," aber kein

besonders gerathener. Meißner ist zu weich, zu lyrisch für die Satire; ihm fehlt der freche Witz und die großartige Nonchalance, mit der der „moderne Aristophanes" derartige Ungezogenheiten genießbar zu machen wußte.

Aber wolan, der Dichter selbst, scheint es, kommt zum Bewußtsein seiner Einseitigkeit und sucht sich mehr und mehr aus der lyrischen Unbestimmtheit herauszuarbeiten. In demselben Jahre, wie „Der Sohn des Atta Troll," erschien noch ein zweites Büchlein von Alfred Meißner: „Am Stein. Skizzenbuch vom Traunsee" (1850). Es war das Erste, oder wenigstens das erste selbständige Buch, womit Alfred Meißner das Gebiet der Novellistik betrat, oder sich ihm doch näherte. Denn in der That ist das Buch ein Zwitterding zwischen Novelle und Reiseschilderung. Oder auch, was dasselbe ist: es ist weder Reisebeschreibung noch Novelle, weder Geschichte noch Reflexion, es hat genug von Allem, um an Alles zu erinnern, und doch zu wenig, um nach einer Richtung hin wirklich zu befriedigen. „Am Stein" ist das sehr ausführlich gehaltene und an Wiederholungen nicht eben arme Tagebuch eines Aufenthalts, den der Dichter mit einem poetischen Freunde, Franz Hedrich, dem Autor des „Kain," an den Ufern des romantischen Traunsee's gemacht und dem er manche liebliche und erheiternde Erinnerung abgewonnen hat, besonders wenn man sich dabei auf den Standpunkt des Freundes stellt. Was dieser Standpunkt Bedenkliches hat, haben wir bereits erinnert. Es mag viel Verführerisches haben, so öffentlich vor dem Publicum mit seinen Freunden zu plaudern und ein elegantes Büchlein zu machen aus den unscheinbaren Abenteuern und den häufigen Mußestunden einer Sommerfrische. Aber doch sollten unsere Dichter, bei denen es jetzt in der That zur wahren Manie geworden ist, jede kleine Erholungsreise und jeden Badeaufenthalt literarisch auszumünzen, es sich nicht

ſo bequem machen; ſie ſollten bedenken, daß der Dichter „mit ſeinen Stoffen wächſt" und daß nur derjenige jemals im Stande ſein wird, etwas Großes zu leiſten, der ſeine Seele fortwährend auf das Große und Erhabene gerichtet hält. — Auch noch in anderer Hinſicht unterliegt das Meißner'ſche Büchlein nicht unwichtigen Bedenken. Dieſe Baſtardliteratur von Novelle und Reiſebeſchreibung iſt jetzt ſehr beliebt; ſie ſchreibt ſich ja eben ſo bequem als ſie ſich lieſt! Dennoch ſollten unſere Dichter auch hier wieder erwägen, daß das Leben den Poeten heutzutage ſchon mehr als billig zerſplittert, daß die geſchloſſene Form und die unvermiſchte Eigenthümlichkeit der Stempel jedes wahrhaften Kunſtwerks iſt und daß überhaupt der ächte Künſtler nur ſtets die ſtrengſten und höchſten Forderungen an ſich richten ſoll.

Alfred Meißner ſteigerte denn wenigſtens die Forderungen, die er an ſich richtete; von der Zwittergattung der Reiſenovelle ſchritt er vor zum wirklichen Roman. In demſelben Jahre 1855 erſchienen raſch hintereinander „Der Pfarrer von Grünrode" und „Der Freiherr von Hoſtiwin." In dem erſteren Romane ſucht der Verfaſſer mehr ſeine politiſchen, in dem zweiten mehr ſeine ſocialen Anſichten darzulegen; jener behandelt die Stellung des Individuums zur Revolution, dieſer das Verhältniß der Geſchlechter in Hinſicht auf Liebe und Ehe. Merkwürdig iſt dabei, daß der Dichter, während er ſich in erſterer Beziehung ziemlich gemäßigt zeigt und von ſeiner früheren einſeitigen Vergötterung der Revolution merklich zurückgekommen iſt, im Punkt der „freien Liebe" dagegen noch völlig den franzöſiſchen Theorien anhängt; er wird alſo vermuthlich wol ein beſſerer Liebhaber als Politiker ſein. Dagegen gleichen beide Romane ſich in der Unklarheit und Unſicherheit der Erfindung, ſowie in der unplaſtiſchen und ſchattenhaften Ausführung. Der Dichter, indem er ſich dem Roman zuwendet, erkennt zwar die Nothwendigkeit epiſcher Objectivität an, allein er ſelbſt ſteckt noch zu tief

in der lyriſchen Verſchwommenheit, um ſein Ziel wirklich zu erreichen. Zwar ſucht er, was ihm an plaſtiſcher Sicherheit abgeht, durch eine gewiſſe Vorliebe für das Barocke und Seltſame zu erſetzen; da er keine Porträts zu liefern vermag, ſo liefert er wenigſtens Carrikaturen. Doch ſieht Jedermann ſogleich ein, daß dieſer Erſatz kein wirklich ausreichender iſt und daß das nur einen Teufel mit dem andern austreiben heißt. Ueberhaupt macht ſich grade in dieſen Romanen am fühlbarſten, was wir vorhin über die Jugendlichkeit dieſes Dichters bemerkten. Es fehlt ihm noch zu ſehr an Kenntniß des menſchlichen Lebens, eine Kenntniß, die vielleicht der Lyriker, aber ganz gewiß nicht der Romandichter, dieſer eigentliche Dichter des Weltlaufs wie er iſt, entbehren kann. Am mißlungenſten iſt der „Freiherr von Hoſtiwin.“ Schon der ganze Gedanke, einen abſtracten Don Juan, einen raffinirten Lüſtling, der ein wahres Gewerbe daraus macht, die Unſchuld zu verführen, ja der mitten in unſerer cultivirten, wohlpolizirten Welt ſich einen ganzen Harem verführter Schönen anlegt, zum Helden eines Romans zu wählen, ſcheint uns mehr aus einer phantaſtiſchen Aufwallung, einer unklaren Laune des Dichters, als aus einer reiflichen Ueberlegung hervorgegangen. Dazu aber iſt auch die Ausführung ſo ſchattenhaft, der Held ſelbſt entbehrt ſo ſehr allen geiſtigen Hintergrundes, der Verlauf der Fabel endlich iſt ſo gewöhnlich und wird nur hier und da durch einzelne Knalleffecte ſo jählings unterbrochen, daß der Eindruck des Ganzen ein ſehr unerquicklicher iſt.

Auch ſcheint das Unzulängliche ſeines Verſuchs dem Dichter ſelbſt nicht verborgen geblieben zu ſein. Wenigſtens hat er denſelben ſeitdem umgearbeitet und erweitert zu einem vierbändigen Roman „Die Sanſara“ (1857), von dem jedoch in dem Augenblick, da wir dieſes ſchreiben, erſt die beiden erſten Bände

erſchienen ſind, weshalb wir uns denn auch jedes Urtheils darüber enthalten.

Und überhaupt will der Dichter ſelbſt ja ſeine Romane nur als Studien zu künftigen Dramen angeſehen wiſſen; in der Widmung ſeines „Freiherrn von Hoſtiwin“ ſpricht er es gradezu aus, daß die novelliſtiſche Form für ihn überhaupt nur ein Nothbehelf und daß er ſich dem Roman nur deshalb zugewendet, weil das Theater, dieſes ſeine eigentliche Leidenſchaft, ſo gar ſchwer zu erobern iſt.

Nun, an Eroberungsverſuchen hat er es wenigſtens nicht fehlen laſſen. In den ſechs Jahren, von 1851 bis 1857, hat der Dichter drei Dramen in Druck gegeben, von denen die beiden letzten auch hier und da über die Bühne gegangen ſind, jedoch ohne Erfolg: „Das Weib des Urias,“ „Reginald Armſtrong oder die Macht des Geldes“ und „Der Prätendent von York“.

Das erſte dieſer Stücke, „Das Weib des Urias,“ wurde von den Freunden des Dichters mit lauten Poſaunenſtößen empfangen; wieder einmal ſollte der Meſſias des modernen Drama geboren ſein und zwar diesmal in der Stiftshütte des alten Bundes. Hinterdrein iſt es ſehr ſtill davon geworden und auch der Dichter ſelbſt wird jetzt hoffentlich zu der Einſicht gelangt ſein, daß ſein „Weib des Urias“ nur ein einziger großer Fehlgriff war, ein Fehlgriff in der Wahl des Stoffes, ein Fehlgriff in der Auffaſſung deſſelben, ein Fehlgriff in der Ausführung, kurzum ein Fehlgriff von der erſten bis zur letzten Zeile. Zwar was die dramatiſche Behandlung bibliſcher Stoffe angeht, ſo iſt dieſelbe bekanntlich neuerdings bei unſeren Dichtern ſehr in Aufnahme gekommen. Die Frage iſt zu weitſchichtig und greift zu tief in das Weſen des Dramas, ſowie unſeres modernen Lebens überhaupt ein, um hier ſo beiher erörtert zu werden. Daß der Dichter, der es heutzutage unternimmt,

einen bibliſchen Stoff für das Theater zu bearbeiten, jedenfalls mit ganz beſonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das zum wenigſten wird wol Niemand beſtreiten. Allerdings hat der Dichter, vornehmlich der dramatiſche Dichter, noch mehr zu thun, als bloß ſeine Gegenwart abzuſchildern, es ſteht ihm frei, ſeine Stoffe zu wählen, wie und wo der Genius ihn treibt; wenn er aber wirklich ein Dichter iſt, ſo kann und wird er inſtinctmäßig immer nur ſolche Stoffe wählen, in denen die Ideen ſeiner Gegenwart ſich abſpiegeln. Je ſelbſtändiger dabei, ich möchte ſagen, je feſter, je compacter der Stoff an ſich, je deutlicher, je wohlthuender wird das Spiegelbild ſein, je ungezwungener die Uebereinſtimmung, je größer die Wirkung.

Nun wollen wir durchaus nicht behaupten, daß nicht auch in den Geſchichten des alten Teſtaments verſchiedene, vielleicht ſogar recht zahlreiche Situationen ſind, die auf ſo allgemein menſchlichen und darum ſo unvergänglichen Ideen beruhen, daß nicht auch unſer gegenwärtiges Bewußtſein ſich darin noch wiederfinden könnte. Allein zur dramatiſchen Bearbeitung möchten wir dieſe Stoffe darum doch nicht empfehlen; dazu iſt das Coſtüm zu entlegen, Land und Volk, Sitten und Gebräuche, ja ſelbſt die ethiſchen Anſchauungen erfordern noch immer zu viel geſchichtliche Vorausſetzung und Vermittelung. Mit dem gedruckten Buch iſt das anders. Der Leſer kann ſich dieſe Vermittlungen, wo ſie ihm nicht ſofort zu Gebote ſtehen, doch vielleicht verſchaffen. Dem unmittelbar gegenwärtigen, dem zuſchauenden Publicum aber dürfen wir dieſe Arbeit der geſchichtlichen, wol gar der gelehrten Vermittelung nicht erſt zumuthen, ſondern das will unmittelbar gepackt und hingeriſſen ſein. Was im Theater nicht auf den erſten Anlauf erobert wird, wird nie erobert; wer ſich erſt beſinnen muß, ob er applaudiren ſoll oder nicht, der applaudirt gewiß nicht.

Schon alſo in dieſem Umſtande, daß Alfred Meißner den Stoff ſeines Erſtlingsdramas der bibliſchen Geſchichte entnahm, zeigte ſich eine Ader jener Caprice und Launenhaftigkeit, die wir auch bereits in ſeinen Romanen fanden. Aber noch viel deutlicher tritt dieſe Launenhaftigkeit und dieſer Mangel an tieferem künſtleriſchen Verſtändniß in der Ausführung ſeines Stückes hervor. Wollte der Dichter uns einmal ein bibliſches Drama geben, ſo mußte er daſſelbe auch in bibliſcher Einfachheit zu halten wiſſen; richtete er an ſeine Zuſchauer die Forderung, ihre ganze gegenwärtige, ſo unendlich vorgeſchrittene Cultur wenigſtens für die Dauer eines Theaterabends zu vergeſſen und ſich einen Stoff aus der Kinderſtube des menſchlichen Geſchlechts gefallen zu laſſen, ſo mußte er auch ſeinerſeits die Selbſtüberwindung haben, nicht mehr geben zu wollen und nach keinen höheren Kränzen zu ringen, als es bei dieſem Stoffe möglich war. Er mußte alſo namentlich Verzicht leiſten auf moderne Geiſtreichigkeit und moderne Vielgemiſchtheit der Charaktere; er mußte ſeine Leier herabſtimmen zu dem naiven, dem einfach kindlichen Tone, in welchem ein Stoff wie dieſer ſich allein darſtellen läßt und der ihm allein ſeine Wirkſamkeit, wir möchten ſagen ſeine Unverletztheit ſichert.

Von dem Allen jedoch iſt in dem „Weib des Urias" nichts geſchehen. Der Dichter hat den bibliſchen Stoff eigenmächtig nach modernen Anſchauungen erweitert und verändert; ſtatt der naiven Charaktere und der einfachen Handlung, welche wir in der Bibel finden, hat er uns eine ſehr künſtlich verflochtene, eine Intrigue nach neufranzöſiſchem Zuſchnitt gegeben, ſowie Charaktere, die ihren Urſprung nicht dem unbefangenen Studium der menſchlichen Natur, geſchweige denn dem Studium der Bibel, ſondern dem krankhaften Gelüſt des modernen Dichtens zu verdanken haben. Dieſe Meißner'ſche Bathſeba, die ihren Ehebruch mit ſo viel ſchön-

redneriſcher Sentimentalität überkleidet, dieſer Urias, der ſich gegen die Schmach ſeines Ehebetts mit ſo viel altſpaniſcher Ritterlichkeit und dabei zugleich wieder mit ſo viel civilrechtlicher Schlauigkeit wappnet — nein, das ſind die Figuren der Bibel nicht, das ſind keine Menſchen aus der Zeit Davids, eintauſend Jahre vor Chriſti Geburt, das ſind jungdeutſche Novellenfiguren aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, angekränkelt von der ſprichwörtlichen Bläſſe des Gedankens, die unter dem heutigen Geſchlecht keine rechte reſolute Leidenſchaft, weder rechte Liebe noch rechten Haß mehr aufkommen läßt. Dieſe Bathſeba ſollte Baronin von X. heißen, dieſer Urias Rittmeiſter von der Armee ſein und den badiſchen Feldzug mitgemacht haben, ſo wäre das Ding noch einigermaßen in Ordnung.

Noch weit verfehlter jedoch und gradezu abgeſchmackt iſt derjenige Charakter des Stücks, auf den der Dichter ſelbſt ſichtlich den meiſten Fleiß gewendet hat, ja um deſſentwillen er das ganze Stück geſchrieben zu haben ſcheint: der Charakter des David. Wir haben für den David der Bibel nicht die geringſten Sympathien, weder für den Hirtenknaben noch für den König, wir geben ihn daher auch jeder beliebigen Behandlung preis, nur zu einem Seitenverwandten des „Freiherrn von Heſtiwin" ſoll man ihn denn doch nicht machen. War es einmal die Abſicht des Dichters und hielt er es für angemeſſen, einen Charakter von abſoluter Nichtswürdigkeit zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen, wollte er uns das Bild eines Despoten aufſtellen, der ſo feig wie boshaft, ſo grauſam wie tückiſch, ſo frech wie wollüſtig, ſo einfältig wie ſchwach — nun wohl, wir wollen ſeiner Phantaſie keine Schranken ſetzen, er konnte ſein Scheuſal ſo grell ausmalen wie ihm beliebte und konnte es Hinz oder Kunz nennen, oder wenn es ihm um einen hiſtoriſchen Namen zu thun war, auch gut, die Jahrbücher der Ge-

ſchichte haben, wie man behauptet, einige gekrönte Häupter dieſes Schlages aufzuweiſen, die Geſchichte des byzantiniſchen Hofes z. B. hätte ihm allein ſchon eine ziemliche Auswahl derartiger Charaktere dargeboten. Aber wer in aller Welt heißt ihn ſeinen Wechſelbalg grade David taufen? David der königliche Sänger, der fromme Hirtenknabe, den ſein kühnes Gottvertrauen zum Retter und Herrſcher ſeines Volkes macht, und der auch in der Verirrung der Leidenſchaft immer noch ein Menſch bleibt, ein ſchwacher, ſinnlicher, ſchnellbethörter Menſch, aber gleichwol ein Menſch, nicht wie dieſer Meißner'ſche David ein ekles Compoſitum von Dummheit und Nichtswürdigkeit! Denken wir uns dieſes „Weib des Urias" (wie beim Erſcheinen des Stückes von den Freunden des Verfaſſers verlangt ward) auf die Bühne gebracht, denken wir uns als Zuſchauer bei jener Scene des erſten Actes, wo Bathſeba dem geliebten David das Geſtändniß macht, daß ſie ein Pfand ſeiner Liebe unter dem Herzen trägt und wo David dieſes Geſtändniß mit der Zumuthung erwiedert, den Urias nur ſchleunigſt aus dem Lager nach Hauſe kommen zu laſſen —

„Du ſagſt ihm nichts, empfängſt ihn wie zuvor —
Und — eine Nacht lenkt alles ins Geleis. . .

Wer, frage ich, könnte den Ekel zurückhalten, den dieſe Scene nothwendig Jedem erwecken muß, der nur noch einen Funken von ſittlichem, ja nur von äſthetiſchem Gefühl beſitzt? „Ueber ſo etwas kann kein Mann hinweg," heißt es bei einer ähnlichen Gelegenheit in der Hebbel'ſchen Magdalena; über ſo etwas kann auch kein Zuſchauer, kein Leſer hinweg, das ganze Intereſſe, das wir an dem Stücke nehmen möchten, iſt vernichtet mit dieſer einen Scene, unſer äſthetiſcher Magen fühlt ſich ſeekrank, wir verlaſſen das Haus und legen das Buch bei Seite.

Und doch weiß der Dichter ſich grade mit dieſer Wendung

offenbar nichts Kleines, es iſt dies ſichtlich eine der Hauptpointen geweſen, die ihn überhaupt zur Wahl dieſes Stoffes angereizt haben, dieſes pikante pſychologiſche Problem, wie ein Liebhaber, mitten in der Blüte ſeiner Leidenſchaft und ohne der Geliebten etwa überdrüſſig zu ſein, zum Kuppler derſelben werden kann, und zwar zum Kuppler zwiſchen ihr und dem eigenen Ehemann! Zugegeben, daß dieſes Problem wirklich ſein Pikantes hat, wenigſtens für gewiſſe Gaumen, und daß dieſe Miſchung widerſprechender Leidenſchaften, die dabei entſteht, wirklich ihre pſychologiſch intereſſanten Seiten darbietet; zugeſtanden ferner, daß dieſes Problem nur allzu oft in Wirklichkeit geſtellt werden mag und daß mithin auch die Poeſie ein gewiſſes Recht hat, ſich deſſelben zu bemeiſtern: ſo behaupten wir dennoch, daß es höchſtens der Novelliſtik verſtattet ſein kann, daſſelbe zu verarbeiten, niemals aber dem Drama und am allerwenigſten dem bibliſchen Drama. — Von den Verſtößen, die der Dichter ſich gegen den Charakter der Zeit in Gebräuchen, Sprache, Bildern ꝛc. hat zu Schulden kommen laſſen, ſchweigen wir; ſo zahlreich dieſelben auch ſind, ſo kann man ſie doch kaum mehr in Anſchlag bringen gegen den großen, den unverzeihlichen und wiederum nur durch ſeine Jugendlichkeit zu erklärenden Verſtoß, den der Dichter damit begangen hat, daß er einen Stoff wie dieſen zum Unterbau einer bloßen frivolen pſychologiſchen Skepſis, einer bloßen lüſternen Neugier herabgewürdigt und die erhabene Einfalt der bibliſchen Ueberlieferung durch eine Behandlung à la Scribe und Dumas verunziert hat. —

Einige Jahre darauf erſchien „Reginald Armſtrong," und zwar zuerſt von der Prager Bühne herab. Es iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daß man einen Fehler, den man einmal begangen und deſſen man ſich bewußt geworden, das nächſte Mal durch einen Fehler nach der entgegengeſetzten Seite hin überbietet;

wer heut bei einem angeſagten Beſuch zu ſpät gekommen, wird ſehr vermuthlich das nächſte Mal zu früh kommen. Aehnlich erging es unſerm Dichter mit ſeinem zweiten dramatiſchen Verſuch. Im „Weib des Urias" hatte er ſich in eine graue Vorzeit verloren, in „Reginald Armſtrong" ſtürzt er ſich in die unmittelbarſte Gegenwart; „Das Weib des Urias" ſpottet aller ſceniſchen Möglichkeit, weniger äußerlich als innerlich, „Reginald Armſtrong" iſt ganz, was man ſo ſagt, den Schauſpielern auf den Leib geſchrieben und will zunächſt und vor Allem nur ein wirkſames Bühnenſtück ſein. Aber wenn man auch heut genau ſo viel zu früh kommt, wie man geſtern zu ſpät gekommen iſt, ſo kommt man damit noch immer nicht zur rechten Zeit; „Das Weib des Urias" war ein verfehltes Stück und auch „Reginald Armſtrong" können wir noch kein gelungenes nennen, bloß weil ſeine Fehler nach der entgegengeſetzten Seite liegen.

Einen anerkennenswerthen Fortſchritt dagegen hat der Dichter in ſeinem jüngſten Drama „Der Prätendent von York" gemacht. Es iſt derſelbe Stoff, den Schiller einmal in ſeinem „Warbeck" bearbeiten wollte und ſchon dieſer Umſtand, daß der Dichter ſich hier an Schiller anſchließt, ſowie daß er überhaupt mit Beſeitigung der jungdeutſchen Capricen und Tendenzen den einfach natürlichen, keuſchen Boden der Geſchichte betritt, erweckt ein günſtiges Vorurtheil. Die Ausführung bleibt zwar noch beträchtlich hinter der Anlage zurück, der Dichter verſteht noch nicht mit den großen Maſſen zu agiren, die das hiſtoriſche Drama erfordert; auch ſind ſeine Motive für die großartige Einfachheit der Tragödie zum Theil noch zu kleinlich und zu erkünſtelt. Immerhin jedoch hat er hier einen Weg betreten, in Betreff deſſen wir nur wünſchen können, daß er ihn rüſtig und ohne Schwanken fortwandle: denn es iſt der Weg der Wahrheit, Einfachheit und Natur und dieſer allein führt zu den Höhen der Kunſt.

7.

C. F. Scherenberg.

Mit Alfred Meißner ſchließen wir die Reihe derjenigen Dichter, welche die Anfänge ihrer literariſchen Bekanntſchaft noch aus der politiſchen Lyrik der vierziger Jahre herdatiren; er war der jüngſte dieſer Generation, er iſt, wie wir geſehen haben, auch derjenige, der in der lyriſchen Unbeſtimmtheit ſeiner ſpäteren dramatiſchen und epiſchen Verſuche die Spuren ſeiner Herkunft noch am deutlichſten an ſich trägt. Allerdings wäre, wenn eine ſtrengchronologiſche Anordnung überhaupt mit dem Zweck dieſes Buches vereinbar wäre, hier noch eines anderen Dichters zu erwähnen, der ſich ebenfalls zuerſt als politiſcher Dichter in den vierziger Jahren bekannt machte und der ſich dann hinterdrein gleichfalls auf den verſchiedenſten Gebieten der Literatur verſucht hat: Rudolf Gottſchall. Allein theils traten Gottſchall's politiſche Gedichte zur Zeit ihres Erſcheinens weniger in den Vordergrund, theils nehmen ſie in der Entwickelungsgeſchichte dieſes Dichters überhaupt keine ſo hervorragende Stelle ein, wie dies bei den bisher beſprochenen Poeten der Fall war, und werden wir daher auf Gottſchall an einer anderen Stelle unſeres Buchs zurückkommen, in dem Abſchnitt über die erzählende Dichtung, eine Gattung, die grade Gottſchall in nachmärzlicher Zeit mit großem Fleiß angebaut hat.

Bevor wir jedoch dazu übergehen, müſſen wir hier noch erſt

derjenigen Dichter gedenken, welche, im Gegensatz zu den bisher besprochenen Freiheitssängern, auch die entgegengesetzte, die reactionäre oder doch wenigstens die conservative Seite der politischen Poesie zur Geltung brachten.

Denn wie wir bereits erinnerten: die politische Poesie an sich ist so gut liberal wie reactionär, sie hält es so gut mit dem Fortschritt wie mit dem Rückschritt, mit der Erhaltung wie mit der Zerstörung des Bestehenden, und nur die persönliche Ueberzeugung des einzelnen Dichters, sowie andererseits die allgemeine Stimmung des Zeitalters wird den Ausschlag geben, welche Seite ihres Janusкopfes, ob die nach vorwärts oder die nach rückwärts blickende die politische Dichtung im gegebenen Falle eben zeigen soll.

Und da nun, aus Gründen, über die wir ebenfalls bereits einige Andeutungen gegeben haben, die Stimmung des Publicums in Folge der Erfahrungen des Jahres Achtundvierzig wesentlich reactionär geworden war, oder doch wenigstens bedeutend conservativ, indem man vor allem weiteren Fortschreiten den gründlichsten Respect bekommen hatte: so war es auch eine nothwendige Consequenz dieses Umschwungs, daß nunmehr, und zwar in demselben Maße wie die Freiheitdichter verstummten, auch die Poesie des Rückschritts die conservative, loyale Dichtung zu Worte kam.

Inzwischen würde man diesen Sängern des Königsthums und der guten bürgerlichen Ordnung Unrecht thun, wollte man glauben, daß nur der warme Sonnenschein des Glücks sie hervorgelockt. Im Gegentheil, einen nicht unwesentlichen Antheil an der Entstehung, oder doch wenigstens an dem Hervortreten dieser Richtung haben jedenfalls auch die Gefahren, die Erschütterungen und Demüthigungen gehabt, welche Thron und Altar im Jahre 1848 hatten bestehen müssen. Es giebt ja der Geschichten genug, wo ein plötzlicher Schreck oder eine zum Aeußersten gesteigerte Angst

Stummen die Sprache wiedergiebt. So wurde auch der loyalen Dichtung, wie wir ſie zum Unterſchied gegen die revolutionäre Poeſie der vierziger Jahre nennen wollen, der Mund erſt geöffnet, als ſie ihre Ideale vom Untergange bedroht ſah. Exiſtirt hatte ſie ſelbſt ſchon lange: denn wie wir es früher einmal an einem anderen Orte ausgedrückt haben — „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Ich bin ein Preuße“ ſind ſo gut politiſche Lieder wie etwa die Marſeillaiſe oder das berühmte „Noch iſt Polen nicht verloren.“ Aber es war dieſer loyalen Poeſie ergangen, wie es dem Menſchen ſo häufig geht: der ſichere Beſitz hatte ſie träg und ſtumm gemacht. Erſt da ſie ſich aus ihrer officiellen Behaglichkeit aufgeſtört ſah, da die revolutionären Lieder, von denen ſie ſich bis dahin gutwillig hatte überſchreien laſſen, in die Wirklichkeit überzugehen drohten, da erſt raffte ſie ſich zuſammen und ſetzte dem Lied das Lied entgegen. — Auch hat alles Untergehende für die Poeſie einen gewiſſen melancholiſchen Reiz; eine halbverwitterte Ruine iſt auch poetiſcher als ein wohlconſervirtes, friſch angeſtrichenes Schloß und auch das deutſche Reich iſt erſt beſungen worden, ſeitdem man es zu Grabe getragen. Das iſt ja eben die wahrhaft erhabene Aufgabe aller Poeſie und darum iſt ſie ja die eigentliche Verſöhnerin des Menſchengeſchlechts, weil ſie über jeden Abgrund noch eine Brücke zu ſchlagen, auf jedes Grab noch eine Roſe zu pflanzen weiß. Auch auf die alte Zeit, die da ſo unrettbar unterging — unrettbar, weil ſie ſelbſt die angeſtrengteſten Bemühungen unſerer dermaligen Staatskünſtler noch nicht haben wiederherſtellen können — warf ſie noch einen letzten verſöhnenden Schein; wie das Abendroth ſich auf den Fluthen ſpiegelt, die ſoeben noch in wilder Empörung Schiff und Mannſchaft verſchlangen, ſo verklärte die Poeſie auch den großen Schiffbruch noch, welchen das Königthum von Gottes Gnaden mit ſeinen übrigen politiſch religiöſen

Anhängseln in der Bewegung des Jahres Achtundvierzig erlitten hatte.

Am glücklichsten, weil am naivsten, geschah diese Apotheose durch C. A. Scherenberg, den Dichter von „Ligny" und „Waterloo," den „preußischen Tyrtäus," der das bis dahin als so unpoetisch verschriene preußische Soldatenthum auf einmal zum Rang einer poetischen Macht zu erheben wußte. — Wir haben Scherenberg in einem früheren Werke (Neue Schriften, I., 241 ff.) ausführlich charakterisirt, und da wir unserer damaligen Schilderung nichts, wenigstens nichts wesentlich Neues hinzuzufügen wüßten, so begnügen wir uns, hier überhaupt nur an diesen Dichter zu erinnern und auf die Stelle hinzudeuten, die ihm in der Geschichte unserer modernen Poesie zukommt. Auch Scherenberg ist kein epischer Dichter: wennschon erst seine „Heldengedichte aus der preußischen Geschichte" es gewesen, die ihn dem Publicum zuerst bekannt gemacht haben und durch die auch seine bereits in vormärzlicher Zeit erschienenen lyrischen Gedichte („Vermischte Gedichte," zweite Auflage 1850) nachträglich zur Anerkennung gebracht worden sind. Scherenberg ist, wie wir dies an dem bezeichneten Orte näher nachgewiesen haben, viel zu fragmentarisch, zu ungeduldig, vor allem zu eigensinnig und grillenhaft, um es zum wirklichen Epos zu bringen. Das Epos erfordert nicht nur eine plastische Ruhe, sondern auch eine Weite der Weltanschauung, deren der sehr beschränkte Blick dieses Dichters nicht fähig ist. Auch hat er, trotz aller Voraussagungen seiner Freunde, ja trotz der Aufmunterungen, die ihm von hoher und höchster Seite zu Theil geworden, es noch zu keinem wirklichen Epos gebracht, nicht einmal zu einem, das sich selbst dafür ausgäbe: sondern alles, was er bisher geleistet hat, sind nur epische Fragmente, Anläufe, Studien.

Aber allerdings hat er einige Eigenschaften, deren der epische

Dichter nicht entbehren darf und deren doch die Mehrzahl unſerer jüngeren Dichter (Scherenberg ſelbſt iſt bereits 17?? geboren, alſo längſt kein Jüngling mehr) ermangelt. Er hat einen beſchränkten, aber ſichern Blick, eine enge, aber in ſich conſequente Weltanſchauung; er weiß der Leier der Dichtkunſt nur wenige einzelne Töne zu entlocken, aber dieſe Töne ſind voll und kräftig; ſeine Zeichnung iſt grob, aber deutlich, er liefert nur Holzſchnitte, aber dieſe Holzſchnitte haben Mark und Leben; er hat endlich Manier, aber dieſe Manier iſt zum wenigſten keine nachgeahmte.

Es müßte denn die Nachahmung ſeiner ſelbſt ſein und in dieſe iſt Scherenberg allerdings von Jahr zu Jahr tiefer gerathen. In ſeinen ſämmtlichen Gedichten, wie ſie aufeinander folgen, von „Waterloo" (1849) angefangen bis zu „Ligny" (1850) und „Leuthen" (1852) und dem gänzlich verunglückten „Abukir" (1856), ſind alles nur Wiederholungen ſeiner ſelbſt, und zwar werden dieſelben in eben dem Maße carrikirter und unwahrer, als der urſprüngliche Wein der Scherenberg'ſchen Dichtung durch dieſe ewig neuen Aufgüſſe verwäſſert wird.

Größere Hoffnungen hat die Literatur daher auch ſchwerlich mehr auf ihn zu ſetzen; dazu iſt er ſelbſt bereits in Jahren zu weit vorgeſchritten und auch ſeine Manier iſt zu ſtereotyp geworden. Inzwiſchen bleibt er immer ein denkwürdiges Beiſpiel von den faſt krampfhaften Anſtrengungen, mit welchen die Literatur der Gegenwart und namentlich die politiſche Dichtung ſich aus der lyriſchen Innerlichkeit und Unbeſtimmtheit zu epiſcher Objectivität und Plaſtik durchzuarbeiten ſucht. Wir haben Scherenberg's Dichtungen ſoeben als Fragmente bezeichnet; man könnte ſie eben ſo gut auch unverdaute Epen nennen, ein an ſich geſunder und nahrhafter Stoff, den aber der ſchwache Magen dieſer Zeit noch nicht gehörig bewältigen kann. Inzwiſchen wenn der Leib unſeres öffentlichen

Lebens nur übrigens seine Gesundheit wiedergewinnt und die ihm natürlichen Functionen frei und ungehindert vollziehen lernt, so wird sich auch diese Schwäche mit der Zeit wol geben und aus den zerstreuten epischen Fragmenten wird einem glücklicheren Geschlecht vereinst noch ein volles, wirkliches Epos erwachsen. Und dazu dürfen die Scherenberg'schen Dichtungen denn wenigstens als Vorläufer betrachtet werden.

Oskar von Redwitz und Genossen.

Aber wenn auch die Scherenberg'schen Versuche noch mangelhafter wären als sie sind, immerhin müßte doch der tüchtige sittliche Kern, der in dem Dichter steckt und die Abneigung gegen alle Koketterie, alle tendenziösen Verrenkungen, die seine Gedichte kennzeichnet, mit den ästhetischen Gebrechen derselben aussöhnen. Scherenberg ist der Tyrtäus der preußischen Reaction geworden, nicht weil er es so gewollt hat, sondern weil zufällig die Veröffentlichung seiner militärischen Heldengedichte mit dem Siege der bewaffneten Reaction in Preußen zusammenfiel; es würde sein „Waterloo" und „Leuthen" um kein Haar breit anders geschrieben haben, auch wenn es keinen Neunten November und keinen siegreichen Zeitung nach Paris gegeben hätte. Das ist die angeborene Keuschheit einer ächten Dichternatur, das ist der sittliche Triumph, der für viele ästhetische Niederlagen entschädigt.

Ganz umgekehrt steht es mit dem zweiten Fanfarenbläser der siegreichen Reaction, mit Oskar von Redwitz. Der hat sich seine Trompetenstückchen genau so auswendig gelernt, wie die Menge sie eben hören wollte; ohne die glücklich gelungene „Wiederherstellung von Thron und Altar" würde dieser Dichter entweder gar nicht gesungen haben, oder ja doch, er würde gesungen haben, und vermuthlich eben so laut wie jetzt, nur aber aus einer anderen

Tonart. Wir haben diesen Unterschied zwischen Schrenberg und Redwitz, der zugleich ein typischer Unterschied für ganze große Richtungen unserer modernen Literatur ist, in dem früher erwähnten Aufsatz dahin zu formuliren gesucht, daß wir Schrenberg den Dichter, Redwitz aber den Meterdichter nannten.

Und daß wir letzterem mit dieser Bezeichnung kein Unrecht gethan haben, das hat das Schicksal, das seitdem über diesen ehemaligen Liebling des Publicums hereingebrochen ist, zur Genüge bewiesen. Wir leben in einer kurzathmigen Zeit, allerdings; das Publicum des neunzehnten Jahrhunderts ist ein gefräßiges Ungeheuer, das viel Futter braucht und daher auch viel Renommi-en verschlingt. Aber ein Ruf, der nicht länger dauert, als von der „Amaranth" bis zur „Zigeunerin," vom fortgebornen „Thomas Morus" gar zu geschweigen, ein Ruf, der mit Kniebeugungen beginnt und mit Auslachen endet, dem wäre doch wirklich besser, er wäre nie zur Welt gekommen.

Der Grundcharakter der Redwitz'schen Dichtung ist Eitelkeit; seine Muse ist heute auf einmal, soweit Betschwester als jene andere, was das Sprichwort sonst erst den alt gewordenen Betschwestern prophezeit. Wir haben vorhin die Eitelkeit eines gewissen andern Poeten zu entschuldigen gesucht, mit der Eitelkeit dagegen, die sich in Redwitz und seiner Richtung kundgiebt, vermögen wir keine Nachsicht zu haben. Denn es ist ein Unterschied, ein ingenuös eitler Poet, der in naivem Selbstbehagen doch immer nur sich und seine eigene Persönlichkeit preisgiebt, oder aber eine Eitelkeit, die in schlauberechnender Berechnung ihr Spiel treibt mit den Ideen selbst. Alfred Meißner plaudert nur gern ein bischen von sich, seinen persönlichen Freunden und Erlebnissen, der Dichter der „Amaranth" dagegen kokettirt mit Welt und Glauben und Tugend. Was für ein Geschrei hat man nicht erhoben, als einige heißblütige politische Dichter der vierziger Jahre den Patriotismus zur Partei-

sache machen und ihren politischen Gegnern das Recht und die Fähigkeit absprechen wollten, das Vaterland ebenfalls, wenn auch nach einer andern Manier zu lieben! Nun und dieser Retwitz und seines Gleichen machen sogar Tugend und Frömmigkeit zur Parteisache, sie behaupten sogar, wer Gott nicht in ihrer Art diene, könne ihm überhaupt nicht dienen; jede Tugend, die nicht ihren speciellen Stempel trägt, erklären sie für untergeschobene Münze, sie leugnen, daß man ein ehrlicher Mensch sein könne, wenn man nicht dasselbe Kreuz verehrt wie sie und auch mit vergleichen Zahl von Krümmungen. Ja der Unsinn geht noch weiter und verirrt sich auf Gebiete, die der religiöse Fanatismus doch sonst unberührt zu lassen pflegt. Unsere Frommen seufzen und jammern wol, daß Goethe solch ein arger Heide, aber daß er trotz seines Heidenthums ein großer Dichter gewesen, das pflegen sie doch wenigstens nicht zu leugnen. Herr von Retwitz hat das System noch weiter entwickelt, er leugnet, daß Jemand überhaupt ein Dichter sein kann, dessen Saitenspiel nicht gleich dem seinen „am Kreuze schwebt," er leugnet, daß es überhaupt eine andere Poesie giebt, als diese Lammschwanzpoesie, die er und seine Anhänger in Mode bringen möchten! Es sei uns verstattet, hier einige Sätze einzuschalten, die wir schon einmal in dem mehrerwähnten Aufsatz „Dichter und Moderichter" drucken ließen. Der sittliche Ernst, sagten wir da, der die Bekehrung, die Züchtigung der verirrten Welt auf sich nimmt, würde auftreten mit flammendem Zorn, mit strafender Hoheit, mit Worten, die gleich Pfeilen träfen, nicht mit dieser geleckten Trivialität, die allen Gedanken und Einfällen des Herrn von Retwitz anklebt. Der künstlerische Ernst aber (denn auch seiner müssen wir Herrn von Retwitz hier und jetzt erklären, wie des sittlichen) — der künstlerische Ernst würde es vor allen mit dem eigentlichen Kunstwerk ernster nehmen und sich nicht diese

Lockerheit der Form, diese Redseligkeit und Breite der Darstellung, diese innern Widersprüche und Unmöglichkeiten der Composition zu Schulden kommen lassen. Herr von Redwitz ist viel zu niedlich, viel zu verliebt in sich selbst, um uns wirklich als der berufene Dichter der Reaction zu gelten; nicht ihr Kämpfer ist er, sondern nur ihr Randalierfuchs, der in seinem etwas grünen Bewußtsein sich unendlich stolz und glücklich fühlt über die hohen Stiefel und das Collet mit Schnüren und den klirrenden Sarras, mit dem er dem momentanen Siegeszug der Reaction zur Seite gehen darf. Zeige man uns doch in der ganzen dickleibigen „Amaranth" nur einen einzigen neuen Gedanken, eine einzige Stelle von Kraft und Leidenschaft, ja nur von Fanatismus! Eine einzige, von der auch ein religiöser oder politischer Gegner des Herrn von Redwitz sich erschüttert, ja nur berührt, nur angeregt fühlen könnte! Geschwätz der Eitelkeit von hinten bis vorn, dünne Gedanken in langschweifiger, lahmer Ausführung, alles breiweich, ohne Nerv und Kraft, ein Clauren in Versen und mit geschornem Kopf!

Dieses Urtheil, das wir zu einer Zeit fällten, da das Gestirn des Herrn von Redwitz noch in seinem Zenith stand, ist seitdem durch die Ereignisse selbst aufs Vollständigste bestätigt worden, was damals, dem Beifallswinseln hysterischer Weiber und weiberähnlicher Männer gegenüber, nur erst vereinzelte Kritiker zu äußern wagten, das ist im Lauf weniger Jahre zur allgemeinen Ueberzeugung geworden und so schnell die Menge sich um den Triumphwagen des Herrn von Redwitz gesammelt hatte, eben so schnell und noch schneller hat sie sich auch wieder verlaufen. Neben den zwanzig oder mehr Auflagen, welche die „Amaranth" (zuerst 1849) erlebte, war der Erfolg des „Märchen" (1850) schon ziemlich bescheiden, derjenige der „Gedichte" (1852) war noch bescheidener, die „Sigelinde" (1854) erregte nur noch Gelächter und der „Tho-

mas Morus" (1856) erregte gar nichts mehr, weil ihn nämlich Niemand mehr gelesen hat. Seitdem ist der Dichter verstummt; auch von der Wiener Professur der Literaturgeschichte und Aesthetik, mit der man ihn belehnt hatte, und zu der, wie es scheint, weder seine exemplarische Frömmigkeit, noch die sechs Monate Studium unter Zimrock's Anleitung in Bonn ausreichen wollten, hat er sich zurückgezogen. Hier und da munkelt es zwar von einer neuen Tragödie, mit welcher der Verfasser des „Thomas Morus" beschäftigt sei: doch ist bis jetzt nichts davon ans Licht getreten.

Und das ist nun ein fernerer Unterschied zwischen dem Dichter und dem Moderichter, daß jener singt, weil er so muß und auch wenn Niemand auf ihn achtet, der Moderichter aber verstummt, sowie der Beifall der Menge aufhört, ihn zu ermuntern, der Sonnenblume gleich, die ihren prahlerischen aber duftlosen Kelch auch verschließt, sowie die Sonne aufhört, ihr zuzuscheinen. War der Dichter der „Amaranth," wofür er sich ausgab, und wofür er — wir wollen es wenigstens so hoffen — sich selber hielt, der poetische Constantinus Magnus, der die Altäre der Heiden zerstört und das alleinbeseligende Kreuz aufrichtet — er würde seiner „Sendung" auch jetzt noch treugeblieben sein, ja er würde dieselbe nur um so lauter verkündigen, je weniger die Menge auf ihn hören will. Wer eine neue Lehre ausbreiten will, muß im Nothfall auch den Muth des Märtyrers haben; wer immer nur mit dem Winde segeln mag, beim ersten conträren Lüftchen aber die Kappe über die Ohren zieht und sich in seine vier Pfähle verkriecht, der kann ein ganz guter und liebenswürdiger Mensch sein, aber zum Apostel ist er gewiß nicht bestimmt.

Wer aber sich selbst verläßt, wie können dem die Nachahmer und Schüler treu bleiben? Mit dem Beifall des Publicums sind auch die Nachahmer verschwunden, die sich um den Triumphwagen

des Herrn von Redwitz drängten, alle in der Hoffnung, ebenfalls einen Fetzen von den Kränzen und den übrigen guten Dingen zu erhaschen, die Herrn von Redwitz von allen Seiten so reichlich zuflogen. Kein Kreuzer, kein Schweizer; seit die fromme Muse des Herrn von Redwitz aufgehört hat, die gefeierte Schönheit der vornehmen Welt zu sein, seit man keine aristokratischen Theezirkel mehr zusammenladet, um „Amaranth" und „Sigelinde" vorzulesen, seit, mit einem Wort, Herr von Redwitz geworden ist wie unsereiner, seitdem sind auch die Nachahmer verschwunden, die seine Fußtapfen gar nicht breit genug treten konnten. Es wäre daher auch eine ganz unverdiente Ehre, wollten wir den Einen oder Andern dieser Nachahmer hier noch mit Namen aufführen; der Tag, der sie geboren, hat sie auch hinweggerafft, die Woche, die sie ausgespien, hat sie auch wieder hinabgeschlungen.

Und doch wollen wir auch Herrn von Redwitz und der von ihm vertretenen Richtung die Anerkennung nicht verweigern, die überhaupt jeder Richtung gebührt, die sich bis zur historischen Erscheinung durchzusetzen weiß: die Anerkennung nämlich, daß ein bestimmter und nach Lage der Dinge unvermeidlicher Krankheitsstoff der Zeit in ihm zu einer höchst energischen Aeußerung gekommen ist. Je energischer aber die Krankheit, um so rapider ist auch ihr Verlauf gewesen und um so mehr dürfen wir uns daher auch der Hoffnung hingeben, ein für allemal von diesem bösartigen Stoff befreit zu sein. Dafür also soll Herr von Redwitz Dank haben und auch sein Platz in einer künftigen Krankheitsgeschichte des deutschen Geistes soll ihm unbenommen bleiben.

9.

Franz Trautmann.

Alſo nicht ihre ſpecifiſche Frömmigkeit, nicht ihr Katholicismus, nicht ihre Vorliebe fürs Mittelalter, auch nicht ihre reactionäre Richtung im Allgemeinen iſt es, was uns an der Redwitz'ſchen Muſe verſtimmt und beleidigt, ſondern lediglich die Unwahrheit und Eitelkeit, welche ſie in allen dieſen Stücken an den Tag legt; nicht der Richtung ſelbſt gilt unſer Verdammungsurtheil, ſondern nur dem ſchnöden Maskenſpiel, das mit ihr getrieben wird. Daß die Reaction ſo gut poetiſch ſein kann, wie die Freiheit, haben wir mit Nachdruck hervorgehoben. Ebenſowenig ſind Poeſie und Frömmigkeit, ſelbſt in der orthodoxeſten Färbung, unvereinbar; wer das behaupten wollte, müßte (um aus Vielen nur Einige zu nennen) weder einen Luther, noch einen Paul Gerhard kennen; ja wir werden ſelbſt noch in dieſem Buche Gelegenheit haben, an dem Beiſpiel eines Dichters unſerer Tage zu zeigen, daß „fromme Lieder" allerdings recht fromm ſein können und darum noch keineswegs trivial oder unpoetiſch zu ſein brauchen. Nun, und was den Katholicismus anbetrifft, ſo ſind ja, ſollten wir meinen, zwei Namen wie Dante und Calderon allein ſchon hinreichend, unſere Behauptung unterſtützen: Dante und Calderon, die bei all ihrer katholiſchen Beſchränktheit doch gewiß zwei Dichter des erſten Ranges ſind und

ſich bis auf die fernſte Nachwelt als ſolche behaupten werden. Es kommt überhaupt nur darauf an, daß die Weltanſchauung, aus der heraus der Poet ſeine Dichtungen ſchafft, eine ächte und wahrhaftige ſei; trifft dieſe Vorausſetzung zu, ſo iſt der Katholicismus ſo poetiſch wie der Proteſtantismus, wenn wir auch nicht in Abrede ſtellen wollen, daß allerdings dem einen höhere Ziele geſteckt und großartigere Bahnen eröffnet ſind, als dem andern.

Ganz ebenſo aber, wie mit dem Katholicismus, verhält es ſich auch mit dem Mittelalter im Allgemeinen. Auch hier kommt es nur darauf an, daß der Poet, der uns für das Mittelalter begeiſtern will, auch ſelbſt davon begeiſtert ſei, daß er es ſelbſt liebe, mit inniger, hingebender, naiver Liebe, nicht bloß damit kokettire. Fouqué und die übrigen Romantiker dieſes Schlages kokettirten bloß mit dem Mittelalter, das ſie ſelbſt gar nicht kannten; ſie benutzten es nur als Zuflucht und Schild gegen gewiſſe ihnen unbequeme Anſprüche der Gegenwart; ihre ritterlichen Helden, die von minniglichen Frauen ſo zart geliebkoſt wurden, waren eigentlich immer nur ſie ſelbſt, und wenn ſie die Feudalwirthſchaft des Mittelalters rühmten und Leibeigenſchaft und jus primae noctis poetiſch verherrlichten, ſo dachten ſie dabei in der Stille nur, wie hübſch es ſein müßte, wenn ſie auch noch ſolche Feudalherren wären und auch noch ſolche angenehme Vorrechte hätten. Darum hatte dieſe romantiſche Koketterie mit dem Mittelalter auch keinen Beſtand; es war ein Wechſel, den die Eitelkeit der Autoren auf die Einfalt des Publicums zog und der denn ſchließlich ſo honorirt wurde, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt.

Daß aber eine geſunde und aufrichtige Begeiſterung für das Mittelalter, verbunden mit wirklicher Kenntniß deſſelben und — was natürlich nicht fehlen darf — mit einem natürlichen Talent gefälliger und lebhafter Darſtellung, auch heute noch, mitten in un-

serem aufgeklärten Zeitalter die achtbarsten poetischen Erfolge erreichen kann, dafür kann uns der Dichter zum Exempel dienen, dessen Namen wir diesem Abschnitt vorgesetzt haben. Freilich wird er selbst sich wol einigermaßen wundern, sich hier in dieser Gesellschaft anzutreffen. Denn in der Naivetät, die ihm überhaupt anklebt, und die zu seinen besten und glücklichsten Eigenschaften gehört, wird er selbst sich bis jetzt wol schwerlich klar darüber geworden sein, daß er auch nur ein Stück, aber ein gesundes und liebenswürdiges Stück der gegenwärtigen Reaction ist und daß ohne die Niederlage der deutschen Demokraten, ja wir behaupten noch mehr: ohne das wiederhergestellte Wunder der unbefleckten Empfängniß Mariä auch seine allerliebsten mittelalterlichen Genrebilder unmöglich gewesen wären oder doch niemals die Anerkennung gefunden hätten, die ihnen bei Hoch und Niedrig, bei Kritikern und Lesern in so reichem Maße zu Theil geworden.

Franz Trautmann ist ein ganz lokaler Dichter, er kennt nur sein altbairisches Vaterland und auch dies nur in katholisch mittelalterlicher Beleuchtung. Aber dies kennt er wirklich und seine Begeisterung für das Mittelalter, mit seiner Einfalt, seiner Glaubensstärke, seinem frischen kräftigen Humor, ist eine wahrhafte und unverkünstelte. Franz Trautmann will seine Zeitgenossen nicht, wie es einst die Romantiker thaten, in das Mittelalter zurückführen, um sie der Gegenwart zu entfremden, nein, nur als Talisman soll es ihm dienen, die in der Noth dieser Zeit verödeten und zusammengeschrumpften Herzen des Volkes wieder aufzurichten. Er will ihnen den Schacht der Vorzeit aufschließen und will ihnen zum Bewußtsein bringen, welche Schätze alter keuscher Sitte, männlicher Tüchtigkeit und ächten thatkräftigen Bürgersinns hier verborgen sind. Das Volk soll wieder inne werden der Herrlichkeit seiner alten Zeit, es soll die großen Männer, die hellen und leuchtenden Seiten seiner Vergangenheit wieder kennen und lieben lernen,

aber nicht um in müßiger Bewunderung die Hände in den Schoß zu legen, sondern um Dasjenige, was an dieser Vergangenheit wirklich gut und groß gewesen, durch rüstige That zu neuem Leben zu erwecken und der neuen Zeit und ihren Forderungen ein altbewährtes Herz, ein Herz voll deutscher Kraft und Demuth, voll häuslicher und bürgerlicher Tugend entgegenzutragen.

Ueber das Verdienstliche dieses Bestrebens kann kein Zweifel obwalten. Was dem Dichter dabei aber zu ganz besonderem Lobe gereicht, das ist, daß er seine patriotisch praktische Tendenz seiner Poesie niemals über den Kopf wachsen läßt, sondern immer und vor Allem Poet bleibt, ein keck gestaltender, schaffensfreudiger Poet, voll Phantasie und lebendiger sinnlicher Empfindung. Nur auf diese Weise wird es ihm auch möglich, bei aller Absichtlichkeit, die in seiner Verehrung des Mittelalters liegt, sowie bei aller Beschränktheit seines specifisch bairischen Patriotismus, doch immer eine gewisse künstlerische Naivetät zu behaupten; es ist nicht Laune (wie bei den Romantikern) oder Schönthuerei (wie bei Redwitz), es ist Zug des Herzens und wahlverwandte Stimmung, was ihn zu den hohen mittelalterlichen Domen mit ihren andächtigen Betern, zu den Burgen mit ihren Reisigen, zu den spitzgiebeligen, traulichen Bürgerhäusern mit ihren tüchtigen Männern und ihren sittigen Jungfrauen zieht. Ja selbst wo seine Neigung für das Mittelalter zuweilen etwas Einseitiges gewinnt, wo er einmal Miene macht, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu feiern, oder wo er seinen Kultus der Vorzeit hier und da an zu geringfügige, einigermaßen triviale Gegenstände anknüpft, da thut er auch dies mit solcher Unbefangenheit und solchem kindlichen guten Glauben, daß man ihm unmöglich darum böse sein kann.

Was diesen Darstellungen aber einen ganz besondern Reiz verleiht und ihnen neben ihrem poetischen Interesse auch einen ge-

wiſſen kulturgeſchichtlichen Werth verſchafft, das iſt die bis ins Kleinſte gehende Kenntniß, welche der Verfaſſer ſich von den mittelalterlichen Zuſtänden ſeines Vaterlandes, insbeſondere aber ſeiner Vaterſtadt München verſchafft hat, die deshalb auch der Hauptſchauplatz ſeiner Erzählungen iſt, ſowie die, wir möchten ſagen photographiſche Treue, mit welcher er das äußerliche Detail jener Zeit in Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen, ja ſelbſt auch in der Sprache wiederzugeben weiß. In letzterer Hinſicht hat Franz Trautmann ſich einen eigenthümlichen Jargon gebildet, eine Nachahmung des mittelalterlichen Chronikenſtils, die Anfangs etwas fremdartig wirkt, die aber zu dem übrigen Coſtüm dieſer Erzählungen recht gut paßt und an die man ſich um ſo leichter gewöhnt, mit je größerer Virtuoſität der Dichter ſie behandelt.

Ein ſolches Stück Mittelalter nun, ſo treu, ſo geſund, ſo tüchtig und dabei von dieſer Lebenswahrheit, würde unter allen Umſtänden eine intereſſante und merkwürdige Erſcheinung ſein. Und doch haben wir den intereſſanteſten Punkt derſelben noch gar nicht berührt, können es auch, bei der delicaten Beſchaffenheit des Punktes, nur andeutungsweiſe thun. Nämlich wenn wir über die perſönlichen Verhältniſſe des Dichters recht unterrichtet ſind, ſo iſt er ſelbſt, dieſer poetiſche Herold Altbaierns, gar kein geborner Altbaier, vielmehr gehört er urſprünglich jenem wandernden Volke an, das ein alter Fluch über die ganze Erde verbreitet hat und das überall und nirgend zu Hauſe: ſo daß alſo auch ſein Katholicismus verhältnißmäßig nur von ſehr jungem Datum. Liegt hier ein eigenthümliches Naturſpiel zu Grunde? Oder iſt es nur ein neuer Beweis für die oftgemachte Erfahrung, daß grade Neophyten die meiſte Empfänglichkeit und das ſchärfſte Auge für die Eigenthümlichkeiten der neuen Umgebung, in welche ſie eintreten, haben, in welchem letzteren Falle noch ganz beſonders die Mäßigung zu loben

sein würde, die Franz Trautmann gegen Andersdenkende beobachtet und die sonst bekanntlich die Sache der Neophyten nicht ist.

Das erste Auftreten unseres Dichters fällt in das Jahr 1852, wo er ein Büchlein herausgab: „Eppelein von Geilingen." Das ist ein Volksbuch im besten Sinne, lebendig und anschaulich, unterhaltend und ergötzlich und dabei doch nicht ohne ernsteren sittlichen Hintergrund, voll derben, tüchtigen Humors, ohne Empfindelei und auch ohne die sonst bei Schriftstellern dieser Gattung so beliebte Schönfärberei, die keinen Umriß zart, keine Farbe schwach, keine Uebergänge verwischt genug bekommen kann. In kleinen flüchtigen Skizzen entfaltet der Dichter hier ein lustiges Stück mittelalterlichen Lebens. Es sind nur die Fahrten und Schwänke eines einzelnen Raubritters, was er uns hier zum besten giebt, eines Raubritters, wie es in alten Zeiten unzählige gegeben, wenn sie auch nicht alle so ergötzlich waren und solche gesunde Ader von Witz und Schalkhaftigkeit in sich trugen, wie es bei Herrn Eppelein, mit all seiner Grausamkeit und seinen ritterlichen Unthaten, wirklich der Fall war. Allein diese einzelnen Züge werden vom Dichter mit so viel Lebhaftigkeit geschildert, das Costüm ist überall so treu gehalten, die mittelalterliche Weltanschauung in ihren vielfachen Nuancen beim Ritter, beim Geistlichen, beim reichen Spießbürger ꝛc. ist so richtig getroffen, endlich auch der Chronikenstil, dessen der Verfasser sich bereits in diesem seinen Erstlingswerk bedient, mit so viel naiver Treue und zugleich wieder mit so viel kritischem Geschmack behandelt, daß das kleine anspruchslose Buch, das jedenfalls mehr ächtes Mittelalter enthält als eine ganze Bibliothek Fouqué'scher Romane zusammengenommen, sich rasch den allgemeinsten Beifall erwarb.

Durch diesen Beifall ermuthigt, ließ der Dichter wenige Monate später ein zweites, umfangreicheres Werk erscheinen: „Die

Abenteuer Herzogs Christoph von Baiern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch für Alt und Jung" (2 Bde.). Der Stoff hätte nicht glücklicher gewählt sein können, namentlich für die patriotisch lokalen Zwecke, die bei Franz Trautmann immer in der ersten Reihe stehen. Herzog Christoph mit dem Beinamen der Kämpfer, der vierte und vorletzte Sohn jenes Herzogs Albrecht von Baiern, der durch seine Liebe zur schönen Agnes Bernauerin beinahe ebenso berühmt geworden ist, wie seine Geliebte selbst durch ihr tragisches Ende, stellt sich hier dar als ein rechter Auszug und Inbegriff alles Dessen, was am deutschen Mittelalter gesund, tüchtig und erfreulich ist: stark und mannhaft ohne Roheit, ein unermüdlicher Jäger und Ringer, Freund des Volks, dessen Spiele er ebenso theilt, wie seine Gefahren und Drangsale, fromm ohne Kopfhängerei, lebenslustig und derb, ein Freund des Weins, der Lieder und der Weiber, ohne Uebermuth und Völlerei, kein romantisch sentimentaler Schmachtlappen, sondern ein tüchtiger, kernhafter Mann, wie wir uns den Deutschen und namentlich einen deutschen Fürsten des Mittelalters gern denken mögen. Mit liebevoller Treue hat der Dichter die Spuren seines Helden in Chroniken und Sagen aufgesucht und zusammengestellt und auf diese Weise ein ebenso belehrendes wie unterhaltendes Bild des ausgehenden Mittelalters selbst geschaffen, das nur hie und da, namentlich gegen das Ende hin, ein wenig zu breit gerathen ist und sich zu sehr in einzelne Anekdoten zersplittert. Doch gehören grade einige von diesen Episoden zu den Glanzpartien des Buchs, namentlich alle diejenigen, in denen der Dichter das Gebiet des Komischen betritt. Denn das ist überhaupt charakteristisch für Franz Trautmann und muß bei der Beurtheilung seines mittelalterlichen Enthusiasmus wohl im Auge behalten werden, daß er immer da am glücklichsten ist, wo er seiner humoristischen Laune den Zügel schießen läßt. Sentimentalität und

Romantik im traditionellen Sinne sind nicht seine starke Seite; hier fliegt ihm sowol in Darstellung wie Erfindung leicht etwas Spießbürgerliches an. Seine Scherze dagegen haben etwas eigenthümlich Trocknes, Kerniges, das ihnen gar wohl zu Gesichte steht und den Leser rasch in dieselbe behagliche Stimmung versetzt, welche bei dem Dichter selbst vorwaltet. Eine solche komische Episode ist z. B. die allerliebste „Geschichte des Klosterschreibers von Seldenthal" im zweiten Band des „Herzog Christoph," die wir keinen Anstand nehmen, als die Krone des ganzen Buchs, sowie überhaupt als eine der besten humoristischen Erzählungen zu bezeichnen, die neuerdings bei uns geschrieben sind.

In dieser naiven und tüchtigen Weise hat Franz Trautmann nun alle die Jahre her rüstig fortproducirt. Seine einzelnen, ziemlich zahlreichen Schriften hier des Genaueren aufzuzählen, ist unnöthig, da bloßer bibliographischer Ballast nicht in dies Buch gehört, die Charakteristik des Dichters aber mit dem Vorstehenden erschöpft scheint, seine späteren Schriften auch keine Veranlassung bieten, unserem Gemälde irgend welche neue Züge von Erheblichkeit hinzuzufügen. Nur seiner „Chronica des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit," (2 Bde.) müssen wir hier noch gedenken, theils weil der Verfasser darin den ersten Anlauf zu einer in sich abgeschlossenen größeren Composition genommen hat, theils weil das Buch zu den in unserer Literatur so seltenen Versuchen gehört, das Gebiet des komischen Romans anzubauen. Trautmann's „Petrus Nöckerlein" ist ein Abenteurer aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, der nach mancherlei leichtfertigen Jugendstreichen endlich in „die lob- und preiswürdige Stadt München" gekommen ist, um daselbst sein Glück zu versuchen. Als den geeignetsten Weg dazu betrachtet er es, zwei schönen und, wie sich von selbst versteht, reichen Kaufmannstöchtern den Hof zu machen

und zwar gleichzeitig, so daß, wenn der eine Strick reißt, er sich doch immer noch am andern wieder aufrichten kann. Zu größerer Sicherheit verschmäht er es sogar nicht, noch einer dritten, der Tochter eines Schenkwirths, Hoffnungen zu erwecken, die ihm denn auch in sehr reeller Weise mit Speise und Trank und baaren Vorschüssen vergolten werden. Ueberhaupt ist Herr Röckerlein den Katzen gleich, die, wenn sie vom Dache fallen, überall, wohin sie auch kommen, fest auf ihren Beinen stehen; Allen weiß er zu schmeicheln, Allen zu imponiren, von Allen seinen kleinen unschuldigen Vortheil zu ziehen, bis der Krug am Ende doch sein herkömmliches Schicksal hat und, der Alle täuschte, selbst als der Getäuschte dasteht. Daß der Dichter nicht müde wird, das Verwerfliche und Unsittliche in dem Treiben des „windflüchtigen Gesellen und Glücksritters" nachdrücklichst hervorzuheben, macht zwar dem sittlichen Ernst des Dichters alle Ehre: wie es andererseits ein Beweis seiner Gemüthlichkeit und seines richtigen poetischen Taktes ist, daß er Herrn Röckerlein nicht als beschämten Abenteurer hinter den Coulissen verschwinden, sondern ihn in sich gehen und sich bessern läßt. Nur ist er auch dabei wieder ein wenig zu breit geworden, ein Fehler, der ihm überhaupt öfters begegnet und allerdings bei seiner ganzen Manier nur schwer zu vermeiden ist.

Denn daß diese Manier, mit so viel Gewandtheit und Anmuth der Dichter sie handhabt, doch auch wie jede Manier, das heißt jede Darstellungsweise, die nicht streng aus der Sache selbst hervorgeht, ihre Gefahren hat, das zeigt sich am deutlichsten, wo der Dichter sich verführen läßt, diesen mittelalterlichen Chronikenstil auch auf solche Gegenstände anzuwenden, auf die er ein für allemal nicht paßt, also namentlich auf Dinge und Personen, die der unmittelbaren Gegenwart angehören. Dies ist ihm in seinem neuesten Opus, seinem Erinnerungsbuch an Schwanthaler („Ludwig Schwan-

thaler's Reliquien," 1858) begegnet. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie dieſe mittelalterlichen Wendungen und Redensarten, über die der Dichter ſonſt mit ſo viel Leichtigkeit und Sicherheit gebietet, hier, in dieſer falſchen Anwendung, etwas Steifes und Erzwungenes erhalten und wie der ganzen ſprachlichen Darſtellung damit ſofort jene Leichtigkeit und jener raſche natürliche Fluß verloren geht, durch welche die Schriften des Verfaſſers ſich ſonſt auszeichnen: ein ſicheres Merkmal, daß er mit Anwendung dieſer ſeiner Manier etwas vorſichtiger zu Werke gehen ſollte. Ueberhaupt wird er gut thun, entweder etwas ſparſamer in ſeinen Mittheilungen zu werden, oder aber ſich bei Zeiten nach einer andern Stilart umzuſehen. Nur das Einfache und durchaus Naturgemäße ermüdet nie, jede Abſonderlichkeit aber und ob ſie im erſten Augenblick noch ſo pikant ſei, verliert an Wirkung und verſagt ihre Dienſte zuletzt völlig, wenn ſie allzuoft oder gar am unrechten Orte wiederkehrt.

IV.

Erzählende Dichtung.

1.

Epos und Pseudo-Epos.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, wie die Mehrzahl unserer politischen Lyriker aus den Vierziger Jahren im Lauf des letzten Jahrzehnts die verschiedenartigsten Anstrengungen machte, die Kluft von der bloß subjectiven zur objectiven Dichtung, von der Lyrik zum Epos, zu überschreiten. Bei einem Volke, das von aller historischen Bewegung und allem geschichtlichen Handeln so lange ausgeschlossen gewesen war, wie das unsere, konnte diese Kluft natürlich nicht anders als sehr tief, mithin auch der Uebergang sehr schwierig sein, und erklärt sich daraus zur Genüge, weshalb die Versuche jener Dichter im Ganzen nur so geringen Erfolg hatten.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich nun auch bei den übrigen Dichtern dieses Decenniums, die mit jener älteren politischen Generation entweder gar nicht oder doch nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Unsere gesammten Poeten, alt und jung, von der rechten und der linken Seite, haben in den letzten zehn Jahren eine ungemeine und namentlich in der deutschen Literatur seit Jahrhunderten ganz unbekannte Fruchtbarkeit im erzählenden Gedicht entwickelt.

An und für sich und von dem Werth der einzelnen Producte abgesehen, ist das nun gewiß ein ganz erfreuliches Zeichen, grade wie jene Rückkehr zum Drama und zum Roman, welche unsere

Literatur seit Ausgang der dreißiger Jahre angetreten hat. Alle dieſe Dichtgattungen, erzählendes Gedicht, Roman, Drama, erfordern eine gewiſſe Concentration, eine gewiſſe Plaſtik des poetiſchen Talents; ſie erfordern ferner eine aufmerkſame Beobachtung der Wirklichkeit, ſowie eine unbefangene Schätzung der Welt und der Menſchen; endlich und vor allem aber erfordern ſie jenen ausdauernden Fleiß und jenes Gefühl für die Einheit und Gleichmäßigkeit einer künſtleriſchen Compoſition, das uns bei der üblichen lyriſchen Unbeſtimmtheit, ſowie andererſeits bei der falſchen Genialität unſerer halb philoſophirenden, halb kritiſirenden, aber nur ſelten producirenden Dichter ſo ziemlich abhanden gekommen war. Eine Nation von dem Reichthum der Bildung, der glänzenden literariſchen Vergangenheit und ſelbſt auch von der Größe der praktiſchen Aufgaben gleich der deutſchen, konnte ſich unmöglich auf die Dauer mit einer Poeſie begnügen, die weſentlich nur in lyriſchen Gedichten beſtand, und noch dazu faſt nur in lyriſch ſentimentalen, wie dies bei uns faſt zwanzig Jahre hindurch, von der erſten Blüte der Reſtauration bis in den Anfang der vierziger Jahre, der Fall war. Freilich ſind die Preiſe des Drama und des Epos ſehr ſchwer zu erringen, ſie ſetzen lange Uebungen voraus und eine gewiſſe Technik, die ſogar erſt traditionell geworden ſein muß, um mit aller Freiheit und Unbefangenheit geübt zu werden. Während ferner der lyriſche Dichter, der Dichter der Sehnſucht und der Erinnerung, in jeder Epoche leben kann, auch in der politiſch verſunkenſten und ohnmächtigſten, ja während ein einzelnes lyriſches Stück auch einem Dichter ganz vortrefflich gelingen kann, deſſen Talent im Uebrigen nur mittelmäßig: ſo ſind Drama und Epos vielmehr die Arbeit ganzer Generationen und können nur da wirklich zur Reife gelangen, wo ein ganzes Volk ſich auch praktiſch zu epiſcher Thatkraft, zu dramatiſcher Beweglichkeit emporgerungen hat.

Insofern also hätten wir allen Grund, diese neuesten epischen Versuche unserer Dichter mit günstigem Vorurtheil zu empfangen; so unreif sie im Einzelnen auch sein mögen und mit so großer Vorliebe die meisten von ihnen auch noch das alte vormärzliche Gebiet der Sentimentalität und Gefühlsschwärmerei anbauen, so können sie uns doch immerhin als ein Zeichen dienen, daß die Nation auf dem Wege ist, sich innerlich zusammenzuraffen und daß, wenn auch noch so tief verborgen und für den Augenblick in noch so verkümmerter Gestalt, doch irgendwo ein Keim von Thatkraft und gediegenerem, männlicherem Sinne sich zu regen anfängt.

Allein diese günstigen Vorurtheile verlieren sich größtentheils, sowie wir den einzelnen Gedichten näher ins Auge schauen. In den meisten von ihnen ist von epischer Handlung so wenig zu spüren, wie von männlicher Gesinnung oder Einheit der künstlerischen Form. Vielmehr was in diesen sogenannten erzählenden Gedichten Erzählendes ist, das ist meistentheils aus den Romanen unserer Leihbibliotheken entlehnt, es ist Van der Velde und Tromlitz in Verse gebracht. Die angebliche poetische Zuthat aber besteht theils in einem Luxus von Schilderungen, bei denen auf Glanz der Bilder und Glätte oder Neuheit der Reime mehr Bedacht genommen ist, als auf Wahrheit der Anschauungen und Natürlichkeit und Treue der Darstellung, theils in einer Fluth von Reflexionen und Selbstbespiegelungen, mit denen der Dichter um so geschwätziger um sich wirft, je weniger er seines eigenen epischen Stoffes Herr zu werden vermag, oder vielmehr der novellistischen Verwickelung, die ihm den wahrhaft epischen Stoff ersetzen soll.

Einige von diesen Mängeln freilich liegen in der Gattung selbst und dürften sich auch bei der sorgfältigsten Behandlung nicht völlig vermeiden lassen. Die poetische Erzählung ist von Hause aus eine Art von Zwittergattung, gleichsam die gereimte Novelle; ihre

Grenzen ſind minder eng und bieten mehr Spielraum für die Subjectivität des Dichters, als das eigentliche epiſche Gedicht; vieles von Schmuck, Staffage, Reflexion, überhaupt von willkürlichen und ſubjectiven Zuthaten, was das Epos ſtreng vermeiden muß, darf das erzählende Gedicht ſich noch immerhin verſtatten.

Allein ſo weit, wie die Dichter der Gegenwart es thun, darf dieſe Freiheit doch unter keinen Umſtänden ausgedehnt werden. Handlung und Charakteriſtik, dieſe beiden Grundpfeiler der dramatiſchen wie der epiſchen Poeſie, dürfen von dem erzählenden Gedicht wol gleichſam mit etwas reicherem Laubwerk umkleidet und unter dieſem üppigen Schmuck mehr verſteckt werden, fehlen aber dürfen ſie auch hier niemals.

In der Mehrzahl unſerer erzählenden Dichtungen jedoch fehlen ſie in der That; es ſind unausgetragene lyriſche Gedichte, zuſammengeballt zu einem formloſen Klumpen, der nun ſo wenig lyriſch wie epiſch oder überhaupt lebensfähig iſt, fratzenhafte Weſen mit klafterlangen Armen und Beinen und einem Kopf wie ein Stockfaß, aber mit einem winzigen, faſt unſichtbaren Leibe, in welchem wir vergebens nach einem das Ganze beherrſchenden und zuſammenhaltenden Herzſchlag ſuchen. Von dem Antheil, den an vielen dieſer ephemeren Erſcheinungen der Buchbinder hat und daß manche von ihnen ganz offenbar nur geſchrieben ſind, weil dieſe Gattung jetzt eben in der Mode iſt und weil der Verleger ſo und ſo viel bedrucktes Papier brauchte, einen allerliebſt vergoldeten Einband damit auszufüllen, davon wollen wir gar nicht erſt ſprechen. Solcher handwerksmäßigen Nachahmer finden ſich überall und zu allen Zeiten; „machen" ſie nicht in erzählenden Gedichten, ſo „machen" ſie in Dorfgeſchichten oder politiſchen Liedern, oder bürgerlichen Dramen, oder in irgend etwas anderem, was grade an der Tagesordnung iſt;

ihre Zudringlichkeit und die Unverschämtheit, mit der sie fremde Ideen ausmünzen, ist unsterblich wie sie selbst.

Wäre also in der hier in Rede stehenden Gattung übrigens nur mehr Leben und gesunde, frische Kraft, so möchten wir diese Poeten von Buchbinders Gnaden schon immer ihr Wesen treiben lassen. So jedoch steht der Werth dessen, was in dieser Richtung bei uns producirt wird, so ziemlich im umgekehrten Verhältniß zu der Fruchtbarkeit, welche unsere Dichter dabei entwickeln. Wir sagten soeben, daß die Mehrzahl dieser „erzählenden Gedichte" nicht mehr als versificirter Tromlitz oder Van der Velde. Aber das sind noch die besten und diejenigen, die verhältnißmäßig noch das meiste epische Leben haben. Neben diesen gereimten Ritter- und Räubergeschichten ist, ausgebrütet in der schwülen Luft unserer politischen Reaction, noch ein anderes Geschlecht in Flor gekommen, über das man den Stab gar nicht rasch genug brechen kann und das zur Entsittlichung und Verweichlichung des Publicums mehr beiträgt, als durch die vereinten Anstrengungen unserer besseren Dichter in Jahren wieder gut gemacht werden kann. Das sind die sogenannten Märchendichtungen, die Geschichten von verliebten Elfen und Nixen, von Blumen, die sich in Menschen und Menschen, die sich in Blumen verlieben, Geschichten, wo die Sterne des Himmels und die Kräuter der Erde mit einander reden und Vögel und Fische und jede noch so einfältige Creatur hat Menschenverstand und bloß der Dichter hat keinen, oder findet es doch nicht nöthig ihn zu zeigen. In keiner anderen Gattung zeigt der trübe Bodensatz unserer Tage sich so deutlich, wie in diesen angeblichen Märchen; es ist ganz der abgelegte Theaterflitter der alten Romantik, der uns hier unter der Maske epischer Dichtung entgegentritt. Epos, ei ja doch! Auch das Epos verlangt zuerst und vor allem menschliche Interessen, es verlangt greifbare, lebensfähige Gestalten, in denen

wir Fleiſch von unſerm Fleiſch und Blut von unſerm Blut erkennen. Wenn aber eine Fee, ich weiß nicht aus welchem verſchollenen Märchenbuch, zur Lilie verwandelt wird und dieſe Lilie verwandelt ſich wieder in ein Frauenzimmer und dies Frauenzimmer verliebt ſich und kriegt Kinder und erlebt allerhand läppiſche und grauſige Abenteuer, bis ſie ſich endlich in Lilie und Fee zurückverwandelt und dann ſteht der verlaſſene Liebhaber vor der verwelkten Lilie und verwelkt ebenfalls — um des Himmels Willen, wo iſt da das menſchliche und poetiſche Intereſſe? Und wo vor allem iſt da eine Spur von epiſcher Objectivität?! Märchen, ſagt man, ſind gut für Kinder und können nur von kindlichem Sinne genoſſen werden: aber darum iſt noch nicht jede Kinderei ein Märchen und am wenigſten iſt jedes kindiſch erſonnene Märchen ein Epos.

Auf die Einzelheiten dieſer kindiſchen Literatur können und mögen wir uns hier nicht einlaſſen. Vielmehr genügt es auch hier wiederum, nur die Erſcheinung im Allgemeinen angemerkt und künftigen Geſchichtſchreibern der Verirrungen und Krankheiten unſerer Literatur zur Beachtung empfohlen zu haben. Indem wir alſo dieſen ganzen wüſten Haufen hier bei Seite laſſen, führen wir unſeren Leſern nur eine kleine Zahl jüngerer Dichter vor, die nach dem ſchwer errungenen Kranz der ächten epiſchen Dichtung wenigſtens ernſt und ehrlich geſtrebt haben und die, auch wenn ſie einſtweilen noch hinter ihrem Ziele zurückgeblieben, doch eben wegen ihres ernſten und tüchtigen Strebens einer liebevollen Beachtung würdig ſind.

Der erſte darunter iſt Rudolf Gottſchall.

2.

Rudolf Gottschall.

Wiewol noch ein Jahr jünger als Alfred Meißner, trat Rudolf Gottschall doch noch einige Jahre früher in der Literatur auf, als der Dichter des „Sizia." Schon Anfang der vierziger Jahre, als achtzehnjähriger Student, veröffentlichte er von Königsberg aus, dem Mittelpunkt der damaligen liberalen Bewegung, einige Hefte politischer Gedichte, unter denen besonders die „Lieder der Gegenwart" (1841) und die „Censurflüchtlinge" (1842) Beachtung fanden.

Mit diesem Charakter der Jugendlichkeit, von dem sein erstes Auftreten begleitet war, hat der Dichter auch späterhin in ähnlicher Weise festgehalten, wie Alfred Meißner: mit dem Unterschiede jedoch, daß, während Alfred Meißner mehr die negative, so zu sagen weibliche Seite der Jugend repräsentirt, in Rudolf Gottschall mehr die positiven, männlichen Eigenschaften derselben hervortreten: also namentlich der Muth, die Begeisterung, der Thatendrang der Jugend, aber freilich auch ihr Uebermuth, ihr unklares Sehnen, ihr unbestimmter, zielloser Drang. Es ist etwas Studentisches in diesem Dichter, sowol in seinen Erstlingsproducten wie auch in seinen späteren; der Most der Jugend schäumt in ihm hoch auf: wir hören in seinen Versen die Sporen klirren, die Hieber rasseln, aber nicht etwa mit jener kokketten Selbstgefälligkeit wie bei Oskar

von Retwitz, nein, bei dem Verfaſſer der „Cenſurflüchtlinge“ gehört dieſer Apparat wirklich zum Charakter des Dichters, er iſt eine naturgemäße und nothwendige Ergänzung ſeines inneren Weſens, das in dieſen farbigen Bändern und Mützen, dieſem Klirren und Raſſeln noch eine naive und eben deshalb erlaubte Befriedigung findet.

Am deutlichſten giebt ſich dies in der Form der Gottſchall'ſchen Dichtungen zu erkennen. Rudolf Gottſchall hat das os magna sonaturum, das nach einem alten Spruch den Poeten macht: aber auch ein andrer, nicht minder wahrer Spruch paßt auf ihn, nämlich daß die Jugend leicht fertig iſt mit dem Wort. Allerdings gehört, wie auch ſchon oben von uns eingeräumt ward, dieſe Verliebe für das Glänzende, Schillernde des Ausdrucks, dieſe Hinneigung zur Phraſe mit einem Wort, von der auch Gottſchall in der Mehrzahl ſeiner Dichtungen nicht freizuſprechen iſt, mit zum allgemeinen Charakter der Epoche und der Gattung, in welche das erſte Auftreten dieſes Dichters fällt. Gottſchall liebt die Gleichniſſe und Bilder mehr als billig; wo er die Wahl hat zwiſchen dem Einfachen und Schmuckloſen und dem prächtigen, wenn auch minder bezeichnenden Ausdruck, da wird er ſich in neun von zehn Fällen für den letzteren entſcheiden; ja ſelbſt einen gewiſſen Schwulſt und Bombaſt verſchmäht er nicht immer, wenn dieſer Schwulſt nur recht glänzend, dieſer Bombaſt recht farbenprächtig iſt.

Was inzwiſchen mit dieſem Uebermaß wieder verſöhnt, das iſt, daß es das Uebermaß einer wirklich reichen Natur, kein ſelbſtgefälliges Echauffement der Ohnmacht iſt, die hinter dieſen gehäuften Flittern nur ihre eigene Nacktheit zu verbergen ſucht. Der Dichter iſt ſeines Reichthums noch nicht ganz Herr, die Perlen und Kleinodien, welche die brauſende Fluth ſeines Geiſtes ans Ufer ſpült, liegen noch etwas wüſt durcheinander, es fehlt ihnen noch

der kunſtgerechte Schliff und einzelne Muſcheln ſind auch wol gradezu hohl. Aber gleichviel, ſo ſind das alles doch nur Fehler des Reichthums und dieſe laſſen ſich bekanntlich mit der Zeit verbeſſern, während die Mängel der Armuth unverbeſſerlich und unerſetzlich ſind.

Haben wir ſemit in Rudolf Gottſchall eine überwiegend lyriſch pathetiſche Natur zu erkennen, ſo zeugt dies umſomehr für den ernſten und gewiſſenhaften Eifer, mit welchem dieſer Dichter an der Entwickelung und Fortbildung ſeines Talents arbeitet, daß grade er, den die Natur weſentlich zum lyriſchen Dichter angelegt hatte, ſo unausgeſetzt bemüht iſt, ſich zur epiſchen und dramatiſchen Dichtung emporzuarbeiten. Mit achtzehn Jahren politiſcher Lyriker, machte er ſchon mit zweiundzwanzig Jahren, alſo zu einer Zeit, wo unſere angehenden Dichter ſonſt nur ſelten Luſt, geſchweige denn die Fähigkeit haben, aus der Welt der ſubjectiven Empfindungen herauszutreten, einen erſten dramatiſchen Verſuch, und zwar in der hiſtoriſchen Tragödie: „Robespierre“ (veröffentlicht 1846). Dieſem Verſuch folgten raſch aufeinander zahlreiche andere, von denen einige auch zur Aufführung gelangten und ſich zum Theil lebhaften Beifall erwarben; ſo „Die Blinde von Alcala,“ „Die Marſellaiſe“ und „Ferdinand von Schill.“ Im Ganzen beläuft die Zahl der dramatiſchen Arbeiten, welche der Dichter bis 1850, alſo in einem Zeitraum von ungefähr fünf Jahren veröffentlichte, ſich auf nicht weniger als acht. Freilich iſt auch dieſen Arbeiten der Charakter der Jugendlichkeit, in dem oben bezeichneten Sinne, ſehr deutlich aufgeprägt; ſie ſind mehr lyriſch als dramatiſch und haben ſich daher auch, trotz des Beifalls, mit dem ſie zum Theil bei ihrem erſten Erſcheinen aufgenommen wurden, gleichwol nicht auf der Bühne behaupten können. So ſpricht für Gottſchall's Ausdauer, ſowie dafür, daß, trotz der lyriſchen Verkleidung, in der ſein dramatiſches Talent ſich bis dahin noch kundgab, der Kern eines der-

artigen Talents doch wirklich in ihm ruht, daß er ſich durch dieſe halben Erfolge nicht hat zurückſchrecken laſſen, ſondern ſeinen dramatiſchen Studien auch ſpäterhin treu geblieben iſt. Die Zahl der Stücke, die er nach dem Jahre 1850 theils veröffentlicht, theils zur Veröffentlichung bereit hat, dürfte kaum geringer ſein, als die der früheren; es befinden ſich darunter auch Luſtſpiele, von denen namentlich eines, „Pitt und Fox," auf verſchiedenen deutſchen und außerdeutſchen Bühnen mit Beifall gegeben iſt. Doch ſind dieſe Stücke bis jetzt noch nicht im Druck erſchienen und ſteht uns daher auch kein Urtheil darüber zu.

Ueberhaupt intereſſirt Gottſchall uns hier vornehmlich als erzählender Dichter, wie denn auch die hervorragendſten und bedeutendſten ſeiner Productionen dieſer Gattung angehören; ſelbſt in Betreff ſeiner dramatiſchen Verſuche läßt ſich ein gewiſſer Wendepunkt nicht verkennen, der mit dem Jahre 1850 eintritt, zu welcher Zeit der Dichter nämlich anfing, ſich hauptſächlich dem epiſchen Gebiete zuzuwenden. Bis dahin hatte er daſſelbe verhältnißmäßig nur ſehr wenig angebaut, ſogar weniger als unſere jungen Dichter zu thun pflegen, unter deren lyriſchen Erſtlingen ſich denn doch gewöhnlich auch eine Anzahl von Balladen und Romanzen und ähnlichen kleineren epiſchen Dichtungen befindet. In Gottſchall's früheſten Gedichten iſt dieſe lyriſch-epiſche Gattung, wie geſagt, verhältnißmäßig nur ſparſam vertreten; deſto größer iſt die Fruchtbarkeit, die er ſeit dem Jahre Funfzig dafür entwickelte. Abgeſehen von einigen kleineren erzählenden Gedichten, die in den ſo eben veröffentlichten „Neuen Gedichten" (1858) enthalten ſind, namentlich „Venta," eine Koſackengeſchichte, und „Barrabas," jener Mörder und Miſſethäter aus dem neuen Teſtament, welchen die Juden frei baten, um dafür Chriſtus hinrichten zu laſſen — gehören hierher beſonders zwei umfangreiche Dichtungen: „Die Göttin.

Ein hohes Lied vom Weibe" (1853) und „Carlo Zeno. Eine Dichtung" (1855). Beide bilden nicht nur die Höhenpunkte dessen, was der Dichter bisher geleistet hat, sondern sie nehmen auch unter den erzählenden Dichtungen, welche die letzten Jahre uns überhaupt gebracht haben, einen der hervorragendsten Plätze ein und wird es deshalb gerechtfertigt sein, wenn wir uns hier etwas näher damit beschäftigen.

In „Die Göttin" tritt der überwiegend lyrische Charakter des Gottschall'schen Talents noch am deutlichsten hervor; es ist gleichsam das epische Seitenstück zu den Jugenddramen dieses Dichters. Ja wie schon der Titel des Werkes selbst mehr auf ein lyrisches, als auf ein erzählendes Gedicht, mehr auf einen Hymnus, als auf ein Epos hindeutet, so kann man auch in Zweifel sein, ob man dies Gedicht überhaupt der historischen Gattung beizählen darf. Allerdings liegt ihm ein historisches Ereigniß zu Grunde, eine — wahre oder fingirte — Anekdote aus der französischen Revolution. Um das Leben ihres angeklagten Gatten zu retten, versteht eine junge, edle und schöne Frau sich dazu, wiewol innerlich widerstrebend, bei einem jener berüchtigten Revolutionsfeste, mit denen man damals das „höchste Wesen" feierte, die Rolle der Göttin der Vernunft zu übernehmen. Allein ihr Opfer soll unbelohnt bleiben: als sie, die verhaßten Kränze und Binden von sich schleudernd, athemlos in das Gefängniß ihres Gatten eilt, ist derselbe bereits hingerichtet — aus Versehen, wie Chaumette sagt, weil der Wächter betrunken war und den Gegenbefehl vergessen hatte — und die Unglückliche endet in Verzweiflung und Wahnsinn.

Inzwischen hat der Dichter von diesem historischen Ereigniß nur die alleräußersten Umrisse benutzt, es hat ihm nur die Veranlassung geboten zu einer Reihe tendenziös didaktischer Dichtungen, deren Mittelpunkt „das freie Weib," sowie überhaupt die Befreiung

des Menſchengeſchlechts aus den Banden des Vorurtheils, des Aberglaubens und der falſchen Sitte, mit einem Wort die Wiederherſtellung eines reinen, freien, nur in ſich ſelbſt begründeten Menſchenthums bildet. Ohne Frage iſt dies ein angemeſſener und würdiger Stoff der Dichtung und wird es bleiben für alle Zeiten, ein ſo großes Zetergeſchrei auch von gewiſſer Seite her über die angeblichen „deſtructiven" Tendenzen des Gottſchall'ſchen Gedichtes erhoben ward und ſo viel heuchleriſche Bußpſalmen man anſtimmte über den Dichter, der ſein Talent an eine derartige Aufgabe wegwerfen konnte. Nun denn, ihr Fiſchſeelen, wer ſoll denn die großen Fragen der Zukunft vorahnend behandeln, wenn nicht der Dichter? Wem ziemt es, auf der Zinne der Gegenwart zu ſtehen und hinauszuſpähen in das gelobte Land der Freiheit und jener reineren Menſchlichkeit, deren Heranbruch ihr mit all eurem Phariſäerthum nicht verhindern werdet, wenn nicht ihm? Wollt ihr lieber den Kampf der rohen Gewalt hereinbrechen laſſen, als daß ihr dem Dichter, dieſem Propheten und Seher der Menſchheit verſtattet, das Chaos der Gedanken und Leidenſchaften, das die Herzen der Gegenwart noch ungewiß durchfluthet, in bildneriſchen Verſuchen abzuklären und auf dem Blumenpfade der Schönheit die Welt vorzubereiten auf das, was doch einmal kommen wird und muß, wenn auch freilich nicht auf Blumenpfaden?!

Als ein ſolcher Seher und Prophet zeigt ſich Gottſchall in dieſem Gedicht — ein etwas trunkener Seher, es iſt wahr; gleich einer Mänade, in gewaltſamen Schwingungen, ſtürmt ſein Gedicht vor dem neuen Gott Dionyſos einher, dem Gott der ſchönen Menſchlichkeit, dem kein Blut mehr fließen ſoll und deſſen Kultus die Freude. Nicht nur iſt das Gedicht von zahlreichen, bald lyriſchen, bald didaktiſchen Digreſſionen durchflochten, auch in dem, was den eigentlichen epiſchen Kern des Ganzen bildet, bemerken wir noch

eine grosse Unsicherheit und Unzulänglichkeit des plastischen Vermögens; trotz alles Feuers, das der Dichter in sie hineingeströmt hat, vermögen die Personen des Gedichts den Leser doch nicht eigentlich zu erwärmen, er selbst, der Priester des Menschenthums, hat ihnen so zu sagen noch nicht ihr gehöriges menschliches Recht wiederfahren lassen; sie stehen selbst noch unter dem Joch des Dogma, von dem er die Welt im übrigen befreien will, sie sind zu abstract, zu schattenhaft, um uns einen wirklichen Glauben an ihre Existenz und damit auch wirkliche Sympathien für ihre Leiden und Verirrungen einzuflößen. Schon bei dem lyrischen Dichter ist es mit der allzustark betonten Tendenz ein mißliches Ding: doch verzeihen wir sie ihm allenfalls, weil die Lyrik ja überhaupt die Poesie der persönlichen Stimmung und damit also auch der persönlichen Ueberzeugung ist. Der epische Dichter dagegen muß sich durchaus tendenzfrei erhalten. Er braucht darum noch nicht ohne Princip und Ueberzeugung zu sein, er muß nur sein Princip und seine Ueberzeugung dermaßen in seinen poetischen Figuren zu verkörpern wissen, daß sie ihnen wie angeboren erscheinen, als das natürliche und nothwendige Resultat ihres ganzen Daseins, so daß die Figuren selbst, auch losgelöst von dem Boden seiner persönlichen Ueberzeugung, noch ihre volle und unmittelbare Existenz behaupten. Der Epiker ist der Dichter der Objectivität, er darf uns die Welt immer nur in ihrer natürlichen Beleuchtung zeigen, jede specifische Tendenz wirft ein falsches Licht darauf, das den Beschauer blendet und zerstreut und ihm jene Unbefangenheit und jene volle, naive Freude an der Wirklichkeit raubt, welche die erste Bedingung aller epischen Wirkung ist.

Ein nicht unerheblicher Fortschritt des Dichters giebt sich in dem zweiten seiner größeren erzählenden Gedichte kund, dem vorhin genannten „Carlo Zeno." „Carlo Zeno" bildet das Seiten

ſtück zu der „Göttin;“ wie dort das freie Weib, ſoll hier der freie, thatkräftige, nur auf ſich ſelbſt beruhende Mann gefeiert werden, der Mann im Vollgefühl ſeiner männlichen Kraft und Würde, gleich gewaltig an Körper wie an Geiſt, von keiner Reflexion entnervt, tapfer, klug, großmüthig, Held der Arbeit wie des Genuſſes, der dieſes Namens in der That noch würdig iſt und dem matten, kraftloſen Geſchlecht unſerer Tage zum beſchämenden Spiegelbilde dienen kann:

Der Mann, der volle, ganze,
Der Mann aus einem Guß,
Den mit geweihtem Kranze
Geſchmückt der Genius;
Der muthig ohne Wanken
Den Opfertod erwählt;
Der Thaten und Gedanken
Und Geiſt und Herz vermählt;

Der, gleich an würd'ger Jugend,
Die Helden Roms begrüßt,
Den Irrthum ſeiner Jugend
Mit großen Thaten büßt;
Der feſt am Vaterlande
In böſen Zeiten hält;
Dem Undank ſelbſt und Schande
Nicht edlen Sinn vergällt;

Der noch mit grauen Locken
Bewährt die Jugendkraft,
Im Kampfe unerſchrocken,
Im Denken unerſchlafft,
Vom Schickſal ſchwer getroffen
Noch feſt im Buſen hält
Des Friedens heil'ges Hoffen,
Den Traum der beſſern Welt.

Zu diesem Zweck benutzt der Dichter die historische Figur des Carlo Zeno, eines venezianischen Edeln aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, der, nachdem er durch kühne und glückliche Handelsunternehmungen sich selbst reich und mächtig, durch eine Reihe glänzender Siege aber sein Vaterland groß und triumphirend gemacht hat, plötzlich auf der Höhe seines Glücks den Wechsel alles Irdischen erfahren muß; seiner Güter beraubt, verfolgt und verrathen von Denen, die er selbst erst gerettet und groß gemacht, endet er in der Verbannung, arm und elend, aber ungebrochenen Herzens, bis zum letzten Augenblick in Handeln und Dulden ein richtiger Mann.

Sowol in der Wahl dieses Stoffs, als auch in der Behandlung desselben erkennen wir die reifende Kraft des Dichters. Hatte die Fabel, die der „Göttin" zu Grunde liegt, für die Empfindung des Lesers etwas Peinliches, besonders in dieser breiten, bis ins Kleinste detaillirten Ausführung eines mehr balladenhaften als eigentlich epischen Stoffes: so hat der „Carlo Zeno" dagegen den sehr erheblichen Vorzug, uns in eine wirklich epische Welt, eine Welt des Handelns, des Kämpfens, des Vollbringens einzuführen, wie denn auch Zeno selbst, in der naiven Fülle seiner männlich kräftigen Persönlichkeit, Held des Schwertes, der Liebe und des Bechers, zum Mittelpunkt eines epischen Gedichts vollkommen geeignet ist und einen viel befriedigenderen Eindruck macht, als die tendenziöse Heldin der „Göttin," die bei all ihrer Gattenliebe denn doch etwas Verschrobenes und Blaustrumpfartiges hat. Freilich hat der Dichter auch hier wiederum den eigentlichen epischen Mittelpunkt vielfach verlassen, um sich in zahlreichen Episoden und Digressionen des Breitesten zu ergehen. Inzwischen sind diese Episoden im „Carlo Zeno" doch nicht so überwiegend lyrischer und tendenziöser Natur, wie in jenem ersteren Gedicht. Während in diesem der epische Kern nur der Episoden

wegen da zu sein scheint und von ihnen nicht selten bis zum Unkenntlichen überwuchert wird, stehen die Episoden des „Carlo Zeno" doch wenigstens auf epischem Boden; in einer langen Reihe glänzender Schilderungen zieht die ganze Pracht und sinnliche Fülle des altitalienischen Lebens an uns vorüber; Schlachtgemälde, Trinkgelage, Liebesscenen lösen sich in buntem Wechsel ab und bevölkern die Phantasie des Lesers mit einer Fülle bald anmuthiger, bald erschütternder Bilder.

Aber auch des Guten kann man bekanntlich zu viel thun und der Dichter des „Carlo Zeno" hat es gethan. Es mag sehr verdrießlich sein in einer Zeit, die wahrhaftig nicht an Ueberfülle von Kraft und Feuer leidet, sondern weit eher am Gegentheil, sich von der Kritik fortwährend zurufen lassen zu müssen: Maß, Maß! Den Becher nicht zu voll geschenkt! Nicht so freigebig mit dem Feuerwein deines Talents! Aber da das Maß nun einmal der wahre Gürtel der Schönheit ist und da Rudolf Gottschall übrigens so viele von den Eigenschaften besitzt, aus denen ein ächter Dichter sich bildet, so darf die Kritik auch mit diesen wiederholten Warnungen nicht zurückhalten; geben sie doch nur die Achtung zu erkennen, welche sie im Uebrigen vor seinem Talente hegt, sowie die Hoffnungen, die sie in ihn setzt und deren Erfüllung der Dichter sich in demselben Maße nähern wird, je mehr es ihm gelingt, sich von den Uebertreibungen und Maßlosigkeiten zu befreien, die ihm jetzt noch, Reminiscenzen seines studentischen Ursprungs, anhaften. Wie die „Göttin" wesentlich aus lyrischen und didaktischen Digressionen, so besteht der „Carlo Zeno," bei Licht besehen, hauptsächlich aus Schilderungen. Es finden sich darunter sehr schöne und sehr lebendige; nur sind ihrer überhaupt zu viele. Fortwährendes Gewürz stumpft den Gaumen ab; ein Maler, der keine Mitteltinten anwenden wollte, würde bei allem

Fleiß und aller Pracht der Farben doch niemals eine befriedigende Wirkung erzielen. Diese nothwendigen, dem epischen Gedicht doppelt nothwendigen Ruhepunkte fehlen dem „Carlo Zeno;“ es ist ein unausgesetztes Jagen und Hetzen, das nicht mehr anregt, nicht mehr unterhält, sondern nur noch ermüdet. Das Gedicht ist überhaupt zu lang, der Poet ist zu ausführlich, zu vollständig gewesen: ein Vorwurf, der auch schon die „Göttin,“ wenn auch nicht ganz in demselben Grade trifft und der überhaupt für die überwiegend rhetorische Seite des Gottschall'schen Talents charakteristisch ist.

Diese Erwähnung seiner rhetorischen Eigenschaften führt uns auf eine Eigenthümlichkeit dieses Dichters, die wir zwar eben schon im Allgemeinen angedeutet haben, auf die wir aber hier noch einmal zurückkommen müssen, weil sie in der That einen sehr wesentlichen Zug in dem Gemälde bildet. Das ist der rhetorische Pomp, der ihm anhaftet, in seinen lyrischen sowol, wie in seinen epischen und dramatischen Gedichten und der sich, wie wir schon eben sagten, nicht selten grade bis zum Bombast steigert. Allerdings steht Gottschall auch darin wieder nicht allein; es ist überhaupt ein charakteristischer Zug für eine gewisse Generation unserer modernen Dichter, daß sie hartnäckig jede nächste und natürliche Bezeichnung eines Gegenstandes vermeiden und sich unausgesetzt nur immer in Bildern und Gleichnissen bewegen: als ob Reiten wirklich vornehmer wäre als Gehen und als ob es nicht besser, schlechtweg einen Fuß vor den andern zu setzen und damit vorwärts zu kommen, als aus dem Sattel zu fallen und sich das Genick zu brechen. Zum Theil liegt dieser Fehler wol an den falschen Begriffen, die man sich lange Zeit von der Poesie als etwas der Wirklichkeit Widerstrebendem und Feindlichem gemacht hatte, während die Poesie doch in der That nur die Verklärung der Wirklichkeit ist, gleichsam der göttliche Funken, der

jeder Creatur eingeboren ist und der nur aus der irdischen Vermischung nicht immer ganz rein und deutlich hervorstrahlt — und ist es uns daher auch immer ganz besonders charakteristisch erschienen, daß grade die österreichischen Dichter, also die Dichter eines Landes, in welchem Ideal und Wirklichkeit, Forderung der Bildung und concrete Leistung sich bisher am schroffsten gegenüber standen, dieser Manier am allermeisten huldigen und es darin zu der allerbeklagenswerthesten Virtuosität gebracht haben. Und doch kann es für keinen Einsichtigen dem allermindesten Zweifel unterliegen, daß Einfachheit und Natürlichkeit, wie sie überhaupt die unentbehrlichen Grundlagen aller wahren Kunst sind, auch den hauptsächlichsten und nothwendigsten Schmuck der Dichtersprache bilden und daß ein Poet, der gegen das ABC der Sprache, gegen gesunden Menschenverstand und grammatische Richtigkeit verstößt, weit mehr ein ungeschickter Versemacher, als ein wirklicher Dichter ist.

Noch eine zweite Reflexion, zu welcher Rudolf Gottschall uns sowol durch seinen „Carlo Zeno," wie überhaupt durch seine lyrisch-epischen Dichtungen Veranlassung giebt, paßt gleichzeitig auf unsere modernen Epiker im Allgemeinen. Dieselbe bezieht sich auf den vielfachen Wechsel des Versmaßes, den diese Dichter lieben und dem auch Rudolf Gottschall in seinem epischen Versuchen mehr als billig huldigt. Daß zur Einheit des Kunstwerks auch die Einheit der Form gehört und daß namentlich ein episches Gedicht, das auch eine epische, nicht bloß lyrische oder lyrisch-dramatische Wirkung hervorbringen will, auch nothwendig ein Versmaß festhalten muß, das scheint uns zu den ersten und einfachsten Grundsätzen der Kunst zu gehören. Andererseits jedoch scheint der überreizte Geschmack der gegenwärtigen Generation diese Einheit der Form, die sich seinen abgestumpften Sinnen nur als Einförmigkeit darstellt, allerdings nicht mehr vertragen zu können. Und darum wollen

wir unseren angehenden Epikern es denn auch nicht weiter zum Verbrechen anrechnen, daß sie sich dem Geschmack des Publicums in diesem Punkte fügen. Indessen, wie bunt der Wechsel der Formen auch sein mag, den man dem modernen Dichter verstattet: daran, daß die Form dem jedesmaligen Inhalt entsprechend sei und in innerer Beziehung dazu stehe, also auch nicht jedes beliebige Metrum jedem beliebigen Stoff übergeworfen werde, wie ein Regenmantel, der für Jeden paßt, sondern daß der Stoff das ihm entsprechende Metrum gleichsam von innen heraus erzeuge, wie das ja überhaupt der naturgemäße Prozeß aller Dichtung ist, daran müssen wir freilich festhalten. Unsere modernen Epiker dagegen verletzen diesen Hauptgrundsatz der Kunst sehr häufig und zwar oft, wie es scheint, aus bloßem Muthwillen. Auch Rudolf Gottschall und sein „Carlo Zeno" macht darin keine Ausnahme; wir vermögen uns z. B. weder die Knittelverse des ersten Buchs, noch den gereimten anapästischen Tetrameter des dritten (den wir überdies, um dies beiläufig zu bemerken, für ein sehr unglückliches, bei längerer Anwendung sogar unerträgliches Versmaß halten) aus Gründen poetischer Nothwendigkeit zu erklären, oder warum das zweite im Jambus der Tragödie, das fünfte aber in der Nibelungenstrophe abgefaßt ist. Auch scheint der Dichter selbst dabei gar keinem inneren Motive gefolgt zu sein, es ist dieselbe abstracte Formenschwelgerei, wie sie auch seinem übertriebenen Bilderreichthum zu Grunde liegt; wie dort das innere Auge, so soll hier das Ohr des Lesers durch immer neuen Wechsel beschäftigt und angeregt werden. Das aber ist ein sehr gefährliches Princip, das in diesem Falle noch einen ganz besonderen Uebelstand mit sich geführt hat. Hätte der Dichter nämlich durch das ganze Gedicht ein Versmaß festgehalten, so würde die übermäßige Ausdehnung, welche er seinem Gedicht gegeben hat, ihm vermuthlich selbst bemerkbar geworden

sein und wir dürfen annehmen, daß er mit geschickter Hand das Ueberflüssige entfernt haben würde.

Die Sammlung „Sebastopol," die der Dichter 1857 herausgab und in der er die wichtigsten Ereignisse des Krimkrieges feiert, bietet keine Veranlassung, ausführlicher dabei zu verweilen, indem er sich dabei hauptsächlich von seiner uns bereits bekannten rhetorischen Seite zeigt, das Ganze auch zur Zeit des Erscheinens noch zu sehr im Bereich der Zeitungsnachrichten lag, um einer durchgreifenden poetischen Wirkung fähig zu sein. —

Mittlerweile hat der Dichter angefangen, sich neben diesen poetischen Beschäftigungen auch einem umfangreichen und sorgfältigen Studium der Literaturgeschichte und Aesthetik hinzugeben; die Früchte desselben hat er theils in seiner soeben erschienenen „Poetik" (1858), theils in seinem zweibändigen Werk über „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" (1855) niedergelegt. Beides recht schätzenswerthe Arbeiten, besonders die letztere, in der sich eine reiche Belesenheit mit Geschmack und gesundem Urtheil vereinigt, wenn auch das Bemühen, die Literatur der Gegenwart in möglichst rosigem Lichte erscheinen zu lassen, den Verfasser hie und da zu kleinen Extravaganzen und Schiefheiten verleitet hat. Eine derartige Verbindung der poetischen Praxis mit der ästhetisch-wissenschaftlichen Theorie bildet einen Charakterzug unserer Literatur überhaupt und hat nicht wenigen ihrer ersten und glänzendsten Geister — man denke nur an Schiller — die glücklichsten Dienste geleistet. Wir zweifeln nicht, daß derselbe wohlthätige Einfluß sich auch bei Wertheim bewähren und daß auch dieser von der Natur so reichbegabte Dichter durch sorgfältige kritische Studien, an sich sowol wie an Andern, sich zu immer größerer Reife entwickeln und den großen Zielen des Epos und des Drama, denen er nachstrebt, sich immer mehr annähern wird.

3.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Auch Wolfgang Müller gehört recht eigentlich zu den „jungen" Poeten, auch ihm iſt der Charakter einer ewigen Jugendlichkeit aufgeprägt. Aber wenn es bei Alfred Meißner mehr die Sentimentalität und Unſelbſtändigkeit, bei dem Dichter des „Carlo Zeno" mehr der Uebermuth der Jugend und ihre Luſt am Bunten, Glänzenden iſt, was uns entgegentritt, ſo ſtellt Wolfgang Müller vorzugsweiſe die Heiterkeit, den unverwüſtlichen Frohſinn, die unerſchöpfliche Genußfähigkeit der Jugend dar. Alfred Meißner's Muſe iſt ein ſchmackhafter Aelterwein, der bekanntlich noch immer etwas trüb und ſtockig iſt, Rudolf Gottſchall iſt ein gährender, brauſender Moſt, der Faß und Reifen zu ſprengen droht, in Wolfgang Müller's Liedern aber bietet uns ein klarer, heller Wein entgegen, ein Wein, der, was ihm vielleicht an Feuer und geiſtigem Gehalt abgeht, durch Würze und Anmuth der Jugend erſetzt.

Tadle uns Niemand, daß wir uns in dieſe oenologiſchen Bilder verlieren: Wolfgang Müller iſt ein Sohn des Rheins, des rebenumkränzten, und da ſind dieſe Bilder ganz an ihrem Platz. In der That repräſentirt kein anderer Dichter der Gegenwart die Eigenthümlichkeit des Rheinlands, ſeine maleriſche Schönheit, die lachende Fruchtbarkeit ſeiner Gefilde, den heitern, muntern

Sinn seiner Bewohner dermaßen, wie es Wolfgang Müller in seinen besten und glücklichsten Producten gelungen ist.

Und solcher wohlgelungenen Producte hat er eine ganze Menge geliefert. Müller ist 1816 geboren; in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre studirte er zu Bonn Medicin und hielt sich dann im Jahre Vierzig, also zu einer Zeit großer politischer Aufregung, zum Zweck seiner Staatsprüfung in Berlin auf. Von hier aus schickte er an die Redaction der damaligen „Deutschen Jahrbücher" ein Gedicht, das dieselbe auch, so wenig sie der Poesie sonst geneigt war, in ihre Spalten aufnahm. Es war nur ein ganz kurzes Gedicht, ein Epigramm auf eines jener stelzbeinigen Trauerspiele, die Raupach damals, als Todtengräber seines eigenen Ruhmes, an der Berliner Hofbühne aufführen ließ. Aber in diesen wenigen Zeilen sprach sich ein so liebenswürdiger Humor, verbunden mit einem so gesunden, natürlichen Urtheil aus, daß das Gedicht (das übrigens, so viel wir wissen, in Müller's spätere Sammlungen nicht mit aufgenommen ist) die wohlwollendste Beachtung und das beste Vorurtheil für den Verfasser erweckte.

Und wie er sich in jenen Erstlingsversen aussprach, so ist der Dichter auch fernerhin geblieben: gesund, liebenswürdig, von bester Laune. Mitten in einer trüben und verdrossenen Zeit hat Wolfgang Müller's Muse sich immer ihre lächelnde Miene bewahrt. Nicht als ob es ihm an Theilnahme für die Geschicke seines Volkes fehle, im Gegentheil, die Liebe zum Vaterland und die Begeisterung für den Ruhm und die Größe desselben bildet einen sehr hervorstechenden Zug in dem Charakter dieses Dichters; neben den Rebenhügeln des Rheins spiegeln sich in den Müller'schen Dichtungen auch die Trümmer der Vergangenheit wieder, die ernst und still in den königlichen Strom herniederschauen und mit seine allerschönste Zierde bilden. Aber wie dieser Dichter durchweg gesund

iſt, ſo iſt es auch ſein Patriotismus; trotz alledem und alledem giebt er den Glauben an die Zukunft unſeres Volks nicht auf, er weiß, daß bei der Kopfhängerei nichts herauskommt und daß nur der verloren iſt, der ſich ſelbſt verloren giebt. Freilich hat die Natur es dem Dichter leicht gemacht, ſo tapfer und wohlgemuth in die Welt zu ſchauen: weſſen Wiege am Rhein ſtand, wer von früh auf Zeuge des rührigen, tüchtigen Treibens geweſen iſt, das dieſen Volksſtamm beſeelt und wem endlich auch in ſeinem perſönlichen Daſein eine gewiſſe Behaglichkeit nicht verſagt iſt, der kann ſich allerdings ſchon eher als Andere den ungebeugten Muth und die heitere Laune bewahren. Aber daß dieſer Muth und dieſe Laune ſich auch in ſeinen Verſen ſo deutlich und liebenswürdig ausſpricht, das iſt doch immer ein perſönliches Verdienſt des Dichters, das wir gern und freudig anerkennen.

Die erſte Sammlung von Müller's „Gedichten" erſchien 1848, vermochte jedoch, trotz des vielen Schönen und Sinnigen, das ſie enthält, oder vielleicht eben deswegen in jener tumultuariſchen Zeit nicht recht durchzudringen. Ueberhaupt, ſo patriotiſch geſinnt Müller's Muſe auch iſt und in ſo tiefem und treuem Herzen ſie die Geſchicke des Vaterlands trägt, ſo wenig liebt ſie es doch, eigentliche politiſche Stich- und Schlagwörter in ihr Banner zu ſetzen: Wolfgang Müller iſt ein ſehr fruchtbarer Lyriker, doch beſitzen wir von ihm, wenigſtens ſo viel uns erinnerlich, kein einziges eigentlich politiſches Lied. Daß wir darin einen Fortſchritt und Vorzug erblicken, brauchen wir nach dem, was wir im zweiten Abſchnitt unſeres Werkes über dieſen Gegenſtand geäußert haben, gewiß nicht erſt zu verſichern und ebenſowenig kann nach dem, was wir über das Verhältniß der lyriſchen zur epiſchen Dichtung im Allgemeinen bemerkten, ein Tadel darin liegen, wenn wir hinzuſetzen, daß Müller als lyriſcher Dichter zwar recht viel Anmuth und Friſche, aber doch im Ganzen nur

wenig Eigenthümlichkeit zeigt. Die Tiefe der Leidenschaft und der Reichthum der inneren Welt ist es ja überhaupt nicht, wodurch das leichtblütige Volk am Rhein sich auszeichnet, sie nehmen das Leben zu leicht, es fließt ihnen zu rasch und lieblich, als daß sie besondere Neigung verspüren sollten, sich in die Abgründe der Empfindung, die Tornen der Speculation zu vertiefen, das überlassen sie ihren Brütern im Norden und Süden, während sie selbst, das heitere Volk der Mitte, auch in ihren Leidenschaften und Empfindungen gern ein gewisses mittleres Maß bewahren.

Dagegen sind die Rheinländer ganz unzweifelhaft ein höchst praktisches Volk; die preußische Rheinprovinz, die so lange als der politisch gebildetste und aufgeklärteste Theil der Monarchie galt, ist jedenfalls der industriellste Theil derselben; der klare, heitere Muth, die joviale Sicherheit, mit welcher der Rheinländer die Erscheinungen des Lebens auffaßt, macht ihn besonders geeignet zur Praxis des Handels und der kaufmännischen Speculation, sowie überhaupt zu Allem, was mehr Thatkraft und Mutterwitz als eigentliche geistige Arbeit erfordert.

Ganz dasselbe Verhältniß spiegelt sich nun auch in Wolfgang Müller ab, diesem eigentlichen Poeten des Rheinlandes. Als Lyriker zwar recht lieblich und angenehm, aber doch ohne hervorstechende Eigenthümlichkeit, entfaltet er den ganzen Reichthum seines Talents erst da, wo er das epische Gebiet betritt, das eben deshalb auch der Haupttummelplatz seiner poetischen Thätigkeit geworden ist. — Den „Gedichten," die seitdem in zweiter stark vermehrter und verbesserter Auflage erschienen sind (1858), folgte vier Jahre später die „Lorelei. Rheinische Sagen." Auch von diesem Buche ist seitdem eine zweite sehr vermehrte Auflage unter dem etwas veränderten Titel „Lorelei. Rheinisches Sagenbuch" erschienen. In dieser erweiterten Gestalt enthält das Buch nicht weniger als 120 Balladen,

ein epischer Reichthum, deſſen nur wenige deutſche Dichter ſich erfreuen dürften und der in dieſem Falle um ſo ſchätzenswerther iſt, als es großen Theils wirkliche Balladen ſind, weder gereimte Anekdoten noch bloße Stimmungslieder mit epiſcher Pointe. Das Buch iſt Ludwig Uhland zugeſchrieben; wir meinen es nicht beſſer charakteriſiren zu können, als indem wir einige Strophen aus dem Widmungsgedicht herſetzen:

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
O, ſchlag die hellſte Weiſe
In treuſten Worten an
Und töne dort zum Preiſe
Dem beſten deutſchen Mann!

. . . . . .

Mein Uhland, hoher Meiſter
Mit ſüßem Liedermund
Wie friſche Frühlingsgeiſter
Thut dein Geſang ſich kund.
Vor Allen, die da ſingen
Im deutſchen Dichterhain,
Erhebt dein Lied die Schwingen
So kräftig, keuſch und rein.

. . . . . .

Du ſingſt von harter Treue
Und kühnem Männermuth,
Du weckeſt ſtets aufs Neue
Der Heimathliebe Gluth;
Du weihſt ſo hehre Lieder
Dem ſchönen Vaterland,
Giebſt friſche Hoffnung wieder,
Wo ſchier die Hoffnung ſchwank.

Im Dichten und im Leben,
In Thaten wie im Wort,
Galt es dir stets, zu heben
Den besten Schatz und Hort:
Das ist in Macht und Ehre,
In Füll' und Kraft zugleich,
Das einig, heilig, hehre,
Uralte deutsche Reich!

Du Geist voll Männertugend
Du Herz, in Liebe mild,
Stets warst du unsrer Jugend
Ein ewig helles Bild!
Du bist's auch mir gewesen
Auf meiner Sängerfahrt:
Ich hielt am deutschen Wesen,
Ich hielt an deutscher Art

. . . . . .

Gleichzeitig mit der ersten Auflage der „Lorelei" erschien „Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen." Sollte mit diesem Zusatz auf dem Titel nur der Mode eine Huldigung dargebracht werden — denn es war eben die Blütezeit der Auerbach'schen Dorfgeschichte — oder sollte es vielleicht nur ein eben nicht glücklicher Versuch sein, an die Stelle des griechischen Idylls ein deutsches Wort zu setzen, so brauchte man es nicht allzugenau damit zu nehmen. In der That jedoch schien der Dichter etwas mehr damit beabsichtigt zu haben, er wollte, schien es, eine neue Gattung damit einführen, die versificirte Dorfgeschichte als Seitenstück zur prosaischen.

Allein dieser Versuch war verfehlt und hat daher auch glücklicherweise keine oder doch nur sehr sparsame Nachahmer gefunden. Die Dorfgeschichte (um dies hier schon vorweg zu nehmen, da wir die Gattung selbst erst im zweiten Bande unseres Werkes näher besprechen werden) ist ein für allemal auf die Prosa angewiesen, so gut wie

der Roman und die ſociale Novelle, die man auch wol verſucht hat (Byron, Puſchkin) in poetiſche Formen zu gießen, ohne damit jedoch mehr als ein unerquickliches Zwitterweſen zu erreichen. Die Dorfgeſchichte namentlich erfordert eine Fülle von kleinen techniſchen Details, für welche in der eigentlichen poetiſchen, der gebundenen Rede kein Raum iſt. Sie erfordert ferner eine Lokaliſirung in Dialekt und Sprechweiſe, die in den meiſten Fällen mit Vers und Reim ſich nicht verträgt. Eine richtige Dorfgeſchichte, die mehr ſein will als eine bäuriſch verkleidete Städterin, muß immer etwas Holzſchnittartiges haben, in derben, kecken Strichen; ſchon dieſer gleichmäßige Fluß des Verſes iſt viel zu glatt, dieſer Wohllaut des Reims viel zu ſüß, viel zu zierlich für die derbe Treue und Natürlichkeit, die wir von der Dorfgeſchichte vorzugsweiſe erwarten.

Inſofern alſo war der Verſuch unſeres Dichters kein beſonders glücklicher und auch im Punkt der Erfindung zeigte er ſich nur als ein richtiger Sohn des neunzehnten Jahrhunderts. Die Fabel der „Maikönigin“ iſt überaus einfach, vielleicht ſogar zu einfach. Namentlich in den trefflichen und mannhaften Thaten, durch welche der Held der Geſchichte, Rainer, des Herrenbauers wackerer Knecht und würdiger Geliebter ſeines holden Töchterleins, ſich unſerer Theilnahme empfehlen und die Hand ſeiner Geliebten erringen will, möchte ſelbſt für einen unverwöhnten Geſchmack etwas mehr Abwechſelung wünſchenswerth geweſen ſein. Die „Retter der Geſellſchaft“ waren allerdings damals, als das Buch erſchien, noch ſehr an der Tagesordnung, dieſe vielfachen und immer wiederkehrenden „Rettungen“ jedoch, Rettungen an Freund und Feind, in denen Rainer excellirt, von den durchgehenden Pferden an, mit denen das Gedicht beginnt, bis zu der Feuersbrunſt am Schluß, aus deren wildlodernden Flammen der Phönix der Liebe ſich emporſchwingt, haben doch etwas gar zu Einförmiges und bleiben in dieſer gehäuften

Zuſammenſtellung ſogar nicht ohne einen leiſen komiſchen Beigeſchmack, den der Dichter doch ganz gewiß nicht beabſichtigt hat. — Deſto gelungener dagegen iſt die Ausführung des Gedichts. Der Schauplatz deſſelben ward vom Dichter in die Nähe des Siebengebirges verlegt, alſo ſo recht in die Mitte des Schauplatzes, auf welchem Müller's Muſe ſich am liebſten und auch am glücklichſten bewegt. Die Reize der Natur in Flur und Wald, Gebirge und Strom, die das Siebengebirge krönen, die wechſelnden Beſchäftigungen des Landlebens, die Luſt des ländlichen Feſtes bei Geſang und Tanz und Wein — das Alles wird hier mit einer Wahrheit und Anſchaulichkeit geſchildert und zugleich auch mit ſo viel ächter, inniger Poeſie, daß der Leſer ſich aufs Lebhafteſte davon angezogen fühlt und über einzelne ſchleppende Stellen und proſaiſche Wendungen, die der Feder des Dichters hier und da entſchlüpft ſind, bereitwillig hinwegſieht.

Der „Maikönigin" ließ der Dichter zwei Jahre ſpäter den „Prinz Minnewin, ein Mittelſommerabendmärchen," folgen. Dies iſt unſeres Bedünkens nicht nur unter den Producten dieſes Dichters, ſondern auch unter Allem, was unſere erzählende Dichtung im letzten Jahrzehnt hervorgebracht hat, bei weitem das Beſte und dasjenige, worin das meiſte und ächteſte epiſche Blut rollt. Der Dichter hat ſich hier einen Schriftſteller zum Vorbild genommen, der, ehedem ſehr gefeiert, von der lebenden Generation kaum mehr genannt, geſchweige denn gekannt wird und der doch für das Gebiet, um das es ſich hier handelt, das Gebiet der erzählenden Dichtung, leichtlich das beſte Muſter ſein dürfte, das wir aus moderner Zeit überhaupt beſitzen — Wieland, der Dichter des „Oberon." Der Stoff iſt nicht ſelbſtändig vom Dichter erfunden, aber mit Geſchick ausgewählt und ausgebildet worden. Prinz Minnewin wird auf Befehl ſeines Vaters fern von dem Verkehr der Men-

ſchen in einem einſamen, tief im Walde verſteckten Schloß erzogen, ungefähr wie der Sigismund in Calderon's „Das Leben ein Traum.“ Der Zweck dieſes wunderlichen pädagogiſchen Experiments iſt, Prinz Minnewin vor jeder Berührung mit der argen Verführerin, der Liebe, zu ſchützen und dadurch den böſen Einfluß einer feindlichen Fee zu Schanden zu machen. Aber „wenn dieſe ſchweigen, werden die Steine reden;“ da Menſchen ihm nicht davon ſprechen dürfen, ſo verkünden die Vögel, deren Sprache er verſteht, ihm das große Myſterium der Liebe. Eine Taube, die ſich zu ihm in den Thurm gerettet hat, erzählt ihm ſo viel von der Süßigkeit der Liebe und entwirft ihm das Bild einer entfernten ſchönen Jungfrau mit ſo reizenden Farben, daß ſein Herz ſich bald von der heißeſten Sehnſucht ergriffen fühlt. Dieſe Sehnſucht drängt ihn zu Thaten, er verläßt ſein einſames Schloß, zieht in die Welt und beſteht eine Menge ſeltſamer und wunderbarer Abenteuer, bis er endlich die Geliebte glücklich auffindet und ſich zu ewigem Bündniß mit ihr vermählt. Auch dieſe Fabel, wie man ſieht, iſt ziemlich einfach: doch hat der Dichter ſie ſo glücklich durchgeführt und mit ſolcher Fülle phantaſtiſcher und lieblicher Züge ausgeſtattet, daß wir, wie geſagt, kein Bedenken tragen, dieſem Gedicht die Palme vor allen übrigen ſeiner Gattung zuzuerkennen.

Dieſelbe heitere und anmuthige Phantaſtik offenbart ſich auch in Müller's Epos „Der Rattenfänger von St.-Goar,“ nur daß die Einheit der epiſchen Handlung hier nicht ſo ſtreng bewahrt und durchgeführt iſt, wie im „Prinz Minnewin.“ Es iſt wiederum eine rheinländiſche Geſchichte, und wenn die Fabel ſelbſt etwas Dürftiges hat, das mitunter ſelbſt nahe an das Triviale ſtreift, ſo entſchädigen dafür reichlich die prächtigen Schilderungen rheiniſchen Lebens und rheiniſcher Sitte, mit denen der Dichter auch dieſes Werkchen wieder ausgeſtattet hat und in denen er denn wahr-

haft als Meiſter daſteht, ein rühmliches Vorbild für alle Mitſtrebenden, welche Schätze der Poeſie noch im deutſchen Volksleben ruhen und daß man ein ſehr nationaler und ſehr patriotiſcher Dichter ſein kann, auch ohne ein einzigesmal in die Saiten Herwegh's und ſeiner Zeitgenoſſen gegriffen zu haben. —

Denſelben friſchen, männlichen Geiſt athmet auch das neueſte Werk des Dichters: „Johann von Werth, eine deutſche Reitergeſchichte" (1858). Auf gründlichen hiſtoriſchen Studien beruhend, ſchildert daſſelbe das kecke Reiterblut, dieſen ächten Sohn des muntern, übermüthigen Rheinlandes, mit eben ſo treuen wie lebhaften Farben und wenn auch, bei der großen Ausdehnung des Gedichts, der Ton der Reimchronik nicht überall ganz vermieden iſt, ſo bilden die friſchen, poetiſch lebendigen Stellen doch bei Weitem die Mehrzahl und machen das Ganze zu einer höchſt anregenden und befriedigenden Lectüre.

Außerdem hat der Dichter noch ein Luſtſpiel „Der Rothmantel," das auch auf verſchiedenen Bühnen gegeben worden iſt, ſowie zahlreiche größere und kleinere kunſtgeſchichtliche Arbeiten verfaßt, unter denen beſonders ſein Buch über die „Düſſeldorfer Künſtler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren" verdiente Anerkennung gefunden hat. Doch iſt uns erſteres Werk nicht bekannt geworden, letzteres aber fällt zu ſehr aus dem Kreiſe, den unſer Buch ſich abgeſteckt hat, als daß wir uns hier des Näheren darauf einlaſſen könnten.

4.

Franz Locher.

Schon an Wolfgang Müller hatten wir vor Allem die Einfachheit und Natürlichkeit, sowie die gesunde Frische seiner Dichtungen zu rühmen. Derselben Einfachheit und Natürlichkeit begegnen wir nun auch bei Franz Locher, einem Dichter, der recht eigentlich hieher gehört, insofern er nämlich neben zahlreichen wissenschaftlichen Leistungen als Dichter bisher nur ein einziges Mal, dies eine Mal aber mit einem erzählenden Gedichte aufgetreten ist: „General Sporck." Die Einfachheit und Natürlichkeit des Dichters muß in diesem Falle sogar um so mehr anerkannt werden, als dieselbe uns für einige andere Eigenschaften entschädigen muß, die Locher entweder gar nicht oder doch nicht in dem Maße besitzt, wie man sie sonst wol bei Dichtern erwartet und verlangt. Dahin gehört namentlich eine gewisse Fülle der Phantasie, ein gewisser Schwung der Begeisterung, mit einem Wort eine gewisse Lyrik, deren ja kein Dichter ganz entbehren darf, gleichviel welches Feld der Dichtung er anbaut, die aber bei Locher nur in sehr mäßigem Grade entwickelt ist. Selbst seine Einfachheit grenzt zuweilen an Trockenheit, seine Natürlichkeit an Alltäglichkeit; sein ganzes Gedicht ist mehr eine Art Chronik als ein Gedicht. Indessen solche Fanatiker der Einfachheit und Natürlichkeit sind wir nun einmal, daß wir selbst diese stellenweise Alltäglichkeit und Dürre den Ueber-

ſchwenglichkeiten vorziehen, in denen unſere angehenden Dichter ſich ſonſt wol gefallen. Erkannten wir in Rudolf Gottſchall den übermüthigen, ſporenklirrenden Studenten, ſo iſt Franz Loeher der überlegſame, beſonnene Bürger, der denn eben vor lauter Beſonnenheit wol mitunter auch zum Spießbürger wird; repräſentirte Wolfgang Müller uns die ganze ſchöne ſinnliche Fülle, die Jovialität und Lebensfriſche des Rheinländers, ſo iſt dagegen Franz Loeher ein ächter Sohn der fruchtbaren, aber nicht beſonders poetiſchen norddeutſchen Ebene, ein richtiger Weſtfale, ausdauernd und tüchtig, treu und feſt, auch nicht ohne Gemüthlichkeit, wol aber ohne jenen höhern Schwung der Phantaſie, den die geſegnete Traube des Rheins erzeugt.

Im Gegenſatz zu den bisher beſprochenen Dichtern, iſt Franz Loeher verhältnißmäßig erſt ſpät, erſt in reifen Mannesjahren, in der zweiten Hälfte der Dreißiger, zum Dichter geworden oder doch als ſolcher öffentlich aufgetreten. Auch dies iſt charakteriſtiſch für ſeine geſammte poetiſche Stellung: er iſt eben der Mann, der überlegſame, nüchterne Mann unter den ſchwärmenden und brauſenden Jünglingsherzen.

Aber eben deshalb trifft er den ächten epiſchen Ton nur um ſo beſſer. Die Lyrik iſt die Poeſie des Jünglings-, das Epos diejenige des Mannesalters. Und als ein gereifter Mann trat Franz Loeher in die Poeſie; er hatte ſchon manchen Sturm an ſich vorübergehen laſſen, Sturm des Meeres und Sturm des Lebens, bevor er ſeinen erſten Vers veröffentlichte. Die nächſten Jahre nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien (und auch das iſt charakteriſtiſch für Franz Loeher, daß, während alle bisher beſprochenen Dichter ſich der Literatur als ſolcher widmeten, er vielmehr das Studium der Rechte, dieſer praktiſchſten aller Wiſſenſchaften, nicht bloß ergriff, ſondern daß er auch dauernd dabei aushielt) — nach Vollen-

dung ſeiner Studien, ſagen wir, verbrachte er eine Reihe von Jahren auf gröſseren Reiſen, auf denen er einen bedeutenden Theil von Europa nebſt den nordamerikaniſchen Freiſtaaten beſuchte; die Ergebniſſe ſeiner Reiſebeobachtungen hat er in dem liebenswürdigen Buche „Land und Leute“ (3 Bde. 1853 ff.) niedergelegt, eins von den wenigen Werken unſerer modernen Touriſtenliteratur, das man zweimal leſen kann und das nicht wenige Monate nach ſeinem Erſcheinen bereits zu Maculatur geworden iſt. — In ſeine weſtfäliſche Heimath zurückgekehrt, betheiligte er ſich lebhaft an den politiſchen Bewegungen des Jahres Achtundvierzig; in der aufgelöſten preuſsiſchen Zweiten Kammer von 1849 ſaſs er als jüngſtes Mitglied, ſah ſich jedoch bald darauf in politiſche Unterſuchungen und Prozeſſe verwickelt, die ihn veranlaſsten, der Heimath aufs Neue den Rücken zu wenden. Zum zweitenmale zurückgekehrt, war er dann einige Jahre Privatdocent der Jurisprudenz zu Göttingen, bis er vor etwa vier Jahren als Vorleſer des Königs Max von Baiern und Profeſſor an der dortigen Univerſität nach München berufen ward. Erſtere Stellung hat er unſeres Wiſſens nur kurze Zeit hindurch verſehen, als Lehrer des Rechts dagegen iſt er noch jetzt an der Münchener Hochſchule mit beſtem Erfolge thätig.

Als ein ſo gewiegter, ja wir dürfen ſagen von Sturm und Wetter geſchüttelter Mann nun, ſchrieb er ſein Gedicht vom „General Sporck.“ Es iſt etwas Verwandtes zwiſchen dem Dichter und ſeinem Helden, wie es ja auch überall ſein muſs, wo der erſtere dem letzteren wirklich gerecht werden will. Wie General Sporck, iſt auch Franz Locher ein Sohn der Rothen Erde; gleich ihm iſt er ein guter Katholik, aber ohne den mindeſten Fanatismus; wie ſein Held, hat auch der Dichter ſich von früh auf durch allerhand Noth und Fährlichkeiten hindurchſchlagen müſſen; gleich dem kühnen Reitergeneral, der den Schrecken des deutſchen Namens bis nach Paris

trug, iſt auch Loeher ein Charakter von ungewöhnlicher Energie, Kühnheit und Selbſtvertrauen.

Damit war denn das Wichtigſte gegeben, die Sympathie des Dichters mit ſeinem Stoff. Was die Ausarbeitung des letzteren anbetrifft, ſo hat Loeher es ſich damit, wie ſchon angedeutet, ein wenig leicht gemacht. Das Gedicht iſt in einer Art von Knittelvers geſchrieben, die Reime ſind nicht beſonders wohllautend, die Sprache mitunter ein wenig ſchwerfällig und ungelenk; das Ganze iſt das Product eines Mannes, der die Poeſie mehr als eine Herzensſache treibt, denn als eine Kunſt. Andererſeits jedoch iſt ſo viel geſundes, tüchtiges Leben darin, die Darſtellung iſt ſo friſch, der ganze Ton des Gedichts ſo männlich und kräftig, daß wir unſere äſthetiſchen Bedenken gern ſchweigen heißen und uns nur des angenehmen Totaleindrucks erfreuen. Es werden kunſtvollere und regelrechtere Gedichte geſchrieben, als Loeher's „General Yorck," ganz gewiß: in dem jedoch, was das Weſentliche der Poeſie iſt, in der plaſtiſchen Kraft, der Unmittelbarkeit und Friſche des Ausdrucks, ſowie endlich in der innern Harmonie und Geſundheit der ganzen Weltanſchauung, darf dies Gedicht, mit all ſeinen ſprachlichen und ſonſtigen Mängeln, ſich dreiſt dem Beſten, was in dieſen letzten zehn Jahren erſchienen iſt, an die Seite ſtellen. Der Verfaſſer erinnert in vielen Stücken an Franz Trautmann, dem er ſowol in ſeinem naiven Katholicismus, wie durch ſeinen ſtarkausgeprägten Localpatriotismus gleicht; er iſt gleichſam ein weſtfäliſcher Franz Trautmann in Verſen. Zugegeben, daß das Genre als ſolches nicht beſonders groß und erhaben iſt und keine Erfolge von unſterblicher Dauer zuläßt, ſo iſt es doch immer ſchon etwas, zumal in ſo zerriſſenen Zeiten wie die unſeren, auch im Kleinen groß zu ſein. Auch liegt dieſer ganzen Richtung ein gewiſſer poſitiver Kern zu Grunde, in dem wir ein höchſt heilſames Correctiv gegen die Aus-

ſchweifungen und Maßloſigkeiten unſerer politiſchen Lyriker einerſeits, ſowie gegen das Verhimmeln und Verdüfteln unſerer ſentimentalen Dichter andererſeits erblicken; entſchließen unſere angehenden Poeten ſich nur erſt, in einen kleinen, aber beſtimmten und dabei lebensfähigen Kreis ſich ſo einzuleben und ihn ſich mit der Sorgfalt und Liebe zu eigen zu machen, wie Franz Locher und Franz Trautmann es gethan haben, ſo werden die großen und weltbewegenden Werke ſich mit der Zeit auch wol wieder finden.

5.

Adolf Schults.

Hier zum erſten Mal in unſerer Galerie zeitgenöſſiſcher Dichter ſtoßen wir auf einen Namen, deſſen Träger, dem Lob und Tadel der Parteien entrückt, bereits nicht mehr unter den Lebenden iſt. Im Jahre 1816 geboren, wurde Adolf Schults im April 1858 durch einen raſchen Tod von einem langwierigen und unheilbaren Siechthum erlöſt. Es wäre eine unwürdige Uebertreibung, wollten wir behaupten, daß ſein Tod eine unerſetzliche Lücke im deutſchen Parnaß geriſſen, oder daß ſein Name beſtimmt ſei, dereinſt unter den erſten Sternen unſerer Literatur zu glänzen. Wol aber, wenn ein liebenswürdiges Talent, wenn ſorgfältige und gewiſſenhafte Benutzung deſſelben, wenn Fleiß, Ausdauer und Treue, verbunden mit einer männlichen und tapfern Geſinnung, einigen Anſpruch darauf haben, in der dankbaren Erinnerung der Zeitgenoſſen fortzuleben: ſo iſt dies bei Adolf Schults der Fall, und meinen wir nur die Pflicht des Hiſtorikers zu erfüllen, indem wir ſein Bildniß hier einſchalten.

Gleich Rudolf Gottſchall, machte auch Adolf Schults ſich zuerſt in der Sturm- und Drangperiode unſerer vierziger Jahre durch politiſche Lieder bekannt. Doch waren dieſelben von keiner beſonderen Erheblichkeit. Adolf Schults war in der Gegend von Elberfeld zu Hauſe, in jenem geſegneten Wupperthal, das eben ſo ſehr

durch ſeine Induſtrie wie durch ſeine Frömmigkeit (und letztere ſoll in vielen Fällen auch nur eine Art von Induſtrie ſein) im Ruf ſteht, in jenem anmuthigen Hügellande, das zwiſchen der weſtfäliſchen Ebene und den maleriſchen Ufern des Rheins mitten inne liegt. Dem entſprechend iſt auch in dem poetiſchen Charakter dieſes Dichters hauptſächlich das Anmuthige ausgedrückt; er hat weder die Kraft noch Energie ſeines weſtfäliſchen Nachbars Franz Loeher, noch hat die Natur ihm jenes leichte Blut und jene ſinnliche Friſche mitgegeben, wie den rheiniſchen Poeten; es iſt ein wohlmeinender, tüchtiger Mittelſchlag, betriebſam und ſtetig wie ſeine Stammgenoſſen, mit einem mehr häuslichbürgerlichen, als eigentlich poetiſchen Horizont.

Wenn der liebenswürdige und wohlmeinende Dichter ſich nichts deſtoweniger auch zum epiſchen Gedicht berufen fühlte, ſo war das theils, wie wir wiſſen, ein allgemeiner Zug der Zeit, theils ein Zeichen ſeines redlichen und eifrigen Strebens, das im Bewußtſein ſeines guten Willens auch vor ſolchen Zielen nicht zurückſchreckte, die vielleicht über das Maß ſeiner Kräfte hinauslagen. Adolf Schults hat ſich als erzählender Dichter hauptſächlich durch zwei Werkchen bekannt gemacht: „Martin Luther. Ein lyriſch epiſcher Cyklus" (1853) und „Ludwig Capet. Ein hiſtoriſches Gedicht" (1855). „Martin Luther" giebt ſich ſchon auf dem Titel als ein Zwittergeſchöpf von Epos und Lyrik kund; die ſtrenge und einheitliche Durchführung des epiſchen Gedichts ſucht man hier durchweg vergeblich und ebenſo jene reinen plaſtiſchen Formen, die allerdings im Begriff der epiſchen Dichtung liegen. „Martin Luther" iſt gleich Gottſchall's „Göttin der Vernunft," von der das Gedicht freilich übrigens ſo verſchieden iſt wie möglich, überwiegend reflectirender Natur; die einzelnen hiſtoriſchen Momente verſchwinden faſt unter der Breite lyriſcher Ergüſſe oder philoſophiſcher

Betrachtungen; selbst zur eigentlichen Ballade oder Romanze kommt es nur selten, da der Stoff als solcher dem Dichter überhaupt wenig gilt, sondern nur vorhanden zu sein scheint, ihm als Anhaltpunkt für seine subjectiven Empfindungen und Reflexionen zu dienen. Doch ist dies, wie wir ja mehrfach gesehen haben, mehr oder weniger ein Gebrechen der ganzen Gattung, die darin wieder gewisse Krankheiten und Schwächen unseres Zeitalters im Allgemeinen abspiegelt, und wäre es daher unrecht, wollten wir den Dichter dafür persönlich in Anspruch nehmen. Auch zeigt das Gedicht noch einige andere und vortheilhaftere Seiten. Von ernstem, männlichem Geist durchdrungen, bildet es einen erfreulichen Gegensatz gegen die süßliche Kopfhängerei und Scheinheiligkeit, die eben damals von anderer Seite her als der wahre Kern der Poesie verkündigt ward; in dem Ganzen spricht sich ein gewisser verständiger Nationalismus aus, der vielleicht nicht sehr poetisch ist, desto mehr Beachtung aber als culturgeschichtliches Moment verdient, sowie man sich nur an die pietistische Nachbarschaft erinnert, in welcher dasselbe entstanden. Ueberhaupt ist Verständigkeit der vornehmste Charakter dieses Gedichts; die einzelnen historischen Momente sind zweckmäßig ausgewählt, die Charaktere, so weit in dieser verschwimmenden Gattung überhaupt von Charakteren die Rede sein kann, mit historischer Treue gezeichnet, die Form sauber und tüchtig und nur selten durch kleine Nachlässigkeiten entstellt, besonders durch häufige Wiederholung gewisser Redeweisen, oder auch durch einzelne Längen, die sich ohne Mühe hätten beseitigen lassen.

„Ludwig Capet" behandelt das tragische Ende Ludwigs des Sechzehnten. Gewiß war es keine leichte Aufgabe, die gewaltigsten Begebenheiten der französischen Revolution in einen so engen Rahmen, wie die poetische Erzählung ihn allein zuläßt, gleichsam in einem poetischen Auszug zusammenzufassen, ohne sie ihrer histo-

riſchen Würde zu entkleiden oder in das Tendenziöſe und Abſtract-Rhetoriſche zu verfallen. Beide ſo nahe liegende Klippen hat der Dichter mit großer Geſchicklichkeit vermieden. Aus den wenigen Gruppen, welche ſein Gedicht uns vorführt, und die ſich von dem hiſtoriſchen Hintergrund in ſinnlich lebendiger Fülle abheben, offenbart der Geiſt der Geſchichte ſich in großen und kräftigen Zügen; ſein Standpunkt iſt überall ein ächt poetiſcher, ſchon deshalb, weil er ein ächt menſchlicher iſt und weil der Dichter den tragiſchen Untergang des Königthums ebenſo mit empfindet und daſſelbe Herz dafür hat, wie für die Kämpfe und Irrthümer der jungen Freiheit. Das Gedicht beginnt mit dem Prozeß des Königs und führt uns in fünf Abſchnitten: „Zwei Lilien im Kerker," „Roſe, Greis und Jüngling." „Kerkerſtunde," „Berg und Gironde," und „Der Todesgang," bis zur Hinrichtung des Königs. Als Gegenſtück zu dem gefangenen Königspaare hat der Dichter eine Liebesgeſchichte zwiſchen Roſe von Malesherbes und dem jugendlich ſchönen und kühnen Barbaroux, dem Stolz der Gironde, eingeflochten, wodurch er zugleich Gelegenheit erhielt, die übrigen bedeutendſten Perſönlichkeiten jener Epoche, Vergniaud, Robespierre ꝛc. auf ungezwungene Weiſe in ſein Gemälde mit aufzunehmen und jenen ſtillen Krieg der Parteien zu ſchildern, der im Schoos der Freiheit ſelbſt wüthete und dieſer bald einen ſo ſchmählichen Untergang bereitete. Die Charakteriſtik iſt bei aller hiſtoriſchen Treue maßvoll und edel; nur für die unglückliche Königin hätte der Verfaſſer die Farben ſtellenweiſe wol etwas weniger grell wählen dürfen. Die ſprachliche Darſtellung entſpricht in ihrer gediegenen Einfachheit ebenfalls der Würde des Gegenſtandes; auch erblicken wir einen weſentlichen Fortſchritt darin, daß der Dichter die ſonſt ſo beliebte Mannichfaltigkeit der Versmaße, wie ſie uns noch in ſeinem „Martin Luther" begegnet, für diesmal

verſchmäht und das ganze Gedicht in derſelben einfachen und ſchlichten Form durchgeführt hat. Ein beſonders glücklicher Gedanke, durch den dies Fragment der Revolutionsgeſchichte erſt ſeinen wahren poetiſchen Abſchluß erhält, iſt es, daß der Dichter unter den Zuſchauern der königlichen Hinrichtung auch Napoleon einführt — zwar gegen den Buchſtaben der Geſchichte, da Napoleon Buonaparte ſich zu jener Zeit bekanntlich gar nicht in Paris, ſondern in Corſika befand, aber übrigens in ſo poetiſcher Weiſe, daß man den kleinen Anachronismus gern verzeiht:

... Fern ab vom Volksgedränge
Da hält ein Reiter ſtill auf hohem Roß;
Er blickt verachtend nieder auf die Menge,
Aus ſeinem Aug' ein zornig Blitzen ſchoß.
Jetzt ſtampft ſein Roß — er hebt ſich in den Bügeln;
Die Mähne ſtreichelt er dem Hengſt und ſpricht:
„Geduld, Geduld! noch müſſen wir uns zügeln!
Doch kommt die Zeit — wir Beide fehlen nicht!“

Wer war der Mann, der ſeine Zeit erharrte,
Der Reiter, deſſen Roß vor Kampfluſt ſcharrte?
Der Erbe war's der Revolution: —
Dort kannte Keiner noch den Buonaparte,
Nun kennt die Welt ihn als Napoleon.

Von einem dritten erzählenden Gedicht, das der Dichter vollendet nachgelaſſen haben ſoll, und deſſen Gegenſtand das grauenvolle Ende Michel Servets iſt („Der Schwan von Genf“), ſind bis jetzt nur Bruchſtücke bekannt geworden, die kein erſchöpfendes Urtheil geſtatten. — Im Ganzen jedoch war, wie der Leſer hoffentlich auch aus vorſtehenden Andeutungen entnommen haben wird, das epiſche Gedicht nicht eigentlich dasjenige, zu welchem unſer Dichter vorzugsweiſe berufen war, vielmehr war ſein eigentlicher Beruf das Haus, der heimiſche Herd mit ſeinen kleinen ſtillen Freuden,

ſeinen ſüßen Sorgen und Entbehrungen, ſeinen noch ſüßeren Genüſſen, die er mit großer Wahrheit und Innigkeit in wahrhaft poetiſchem Lichte zu ſchildern wußte. In ſeinen „Gedichten," die 1857 in dritter vermehrter Auflage erſchienen, zeichnet ſich der Abſchnitt „Zu Hauſe" vor allen übrigen aus; hier, am traulichen Herde, in der Mitte ſeiner Kinder, für die er als redlicher Hausvater ſchafft und ſorgt, muß man den Dichter kennen lernen, um ihn wahrhaft lieb zu gewinnen. Auch in ſeinem letzten Werke: „Der Harfner am Herd" beſingt er die Freuden und Leiden eines „ſiebenfach geſegneten proletariſchen Hausvaters" mit einer Anmuth und Innigkeit, die kein Herz ungerührt laſſen wird. Und ganz gewiß hat das Haus daſſelbe Recht, auch in der Poeſie, wie der Staat und die Geſchichte; nur einer kranken Zeit wie der unſeren, der das politiſche Bewußtſein ſo lange Zeit ſo gänzlich abhanden gekommen war, konnte es begegnen, in der Politik die einzige Sphäre der Kunſt zu erblicken: wie es ja überhaupt nur ein Nachklang unſerer bureaukratiſchen Vielregiererei war, wenn auch unſere angeblichen Liberalen bis vor Kurzem nicht übel Luſt hatten, dem Moloch Staat den Menſchen zu opfern. Blicken wir nach England, das ja ſonſt ſo vielfach das Ideal unſerer politiſchen Hoffnungen iſt! Hier iſt neben dem freieſten und ſelbſtändigſten Staatsleben zugleich das engſte und innigſte Familienleben; dem Engländer ſind ſein Land und ſein Haus gleich theuer. Auch darin wieder liegt ein Fingerzeig, dem unſere Dichter nur nachzugehen brauchen, um zu den ſchönſten Reſultaten zu gelangen — wenn dieſelben auch nicht grade auf dem Gebiet der erzählenden Dichtung liegen, das ja überhaupt nur eine vorübergehende Bedeutung hat und das nur inſoweit von Werth iſt, als ſich dereinſt ein wirkliches Epos daraus entwickeln wird.

V.

Poetiſcher An- und Nachwuchs.

1.

Neue Menschen.

Die Dichter, die wir bisher betrachtet, gehörten in ihren Anfängen sämmtlich der vormärzlichen Zeit an oder standen doch in nächster Verbindung mit der großen politischen Katastrophe von Anno Achtundvierzig, sei es, daß sie die Consequenzen derselben weiter führten, sei es, daß sie denselben entgegentraten; wenn auch zum Theil erst im Lauf dieser letzten zehn Jahre in die Oeffentlichkeit getreten, trugen sie doch mehr oder minder das Gepräge einer früheren Zeit an sich und hatte „die Sünde der Väter" sich auch auf sie vererbt.

Hat dies Jahrzehnt denn aber gar kein eigenes poetisches Geschlecht aufzuweisen? In dem großen Gang der Weltgeschichte ist ein Jahrzehnt freilich blutwenig, aber in der Literatur, zumal in einer so fruchtbaren Literatur gleich der unseren, will es schon immer etwas sagen. Hat dies Jahrzehnt sich denn also ganz unfruchtbar an neuen Schöpfungen erwiesen? Giebt es in unserer Poesie, mit einem Wort, keine „Neuen Menschen" mehr?

Man kennt ja die Klagen, in denen unsere jungen oder nach Gelegenheit auch alten Weltverbesserer sich zu ergehen pflegen — jene Weltverbesserer, die den Bankerott, den ihre philosophischen, politischen oder socialen Theorien bei der Gegenwart machen, damit zu verdecken suchen, daß sie Wechsel ausstellen auf eine unbegrenzte, nebelhafte Zukunft. Die jetzigen Menschen, sagen diese, sind freilich nicht

gemacht, uns zu verſtehen, die haben keine Kraft, kein Feuer, keine Begeiſterung mehr. Aber laßt nur erſt ein neues Geſchlecht herangewachſen ſein, da ſollt ihr ſchon ſehen, wie die Welt anders und beſſer wird und wie wir endlich doch noch Recht bekommen, auch wenn wir ſelbſt es nicht mehr erleben. Neue Principien brauchen auch neue Menſchen, das iſt ſo klar wie der Tag; die neuen Menſchen, die Menſchen der Zukunft ſollen leben und die alten mag der Teufel holen, ſobald es ihm gefällt! — —

Wie geſagt, wer kennt dieſe Klagen und Vertröſtungen nicht? wer hat nicht darüber gelächelt und doch mitten im Lächeln noch etwas wie Wehmuth oder Mitgefühl dabei verſpürt? Wer hat nicht in aller Stille an ſeine Bruſt ſchlagen und ſich geſtehen müſſen, daß auch er ſeine geheimen Hoffnungen, vielleicht auch ſeine Leiden hat, mit denen er es ganz ähnlich macht? Jenes gelobte Land unſerer Wünſche und Hoffnungen, das beim Antritt unſerer Wanderung uns ſo nahe zu liegen ſcheint und dem wir anfangs mit ſo rüſtiger Kraft entgegeneilen, wird immer nur von unendlich Wenigen erreicht; die Meiſten von uns werden ſich ſchon glücklich zu preiſen haben, wenn ſie nur im Augenblick des Hinſcheidens einen letzten, dämmernden Blick auf das Land werfen dürfen, das ſie ſelbſt nicht mehr betreten ſollen, und wenn ſie dabei zugleich ein Geſchlecht um ſich erblicken, auf das ſie ihre Kämpfe, ihre Sehnſucht, ihre Hoffnungen vererben dürfen. Neue Zeiten brauchen neue Menſchen, ganz gewiß: aber mit den neuen Menſchen kommen auch neue Leidenſchaften, neue Irrthümer, neue Krankheiten. Die Weltgeſchichte iſt ein ewiger Fortſchritt, ohne Zweifel: aber ebendeshalb ſind ihr auch immer neue, immer unerfüllte Hoffnungen geſtellt, locken immer neue Irrwege vom Ziel, die immer aufs Neue berichtigt werden müſſen. Gleichwie die Wonne des eifrigen und vorurtheilsfreien Forſchers nicht die er-

reichte Wahrheit ist — denn hinter jeder erreichten Wahrheit dämmern ihm, gleich der Sternenwelt im Fernrohr des Astronomen, immer neue Wahrheiten auf, die zu neuer Forschung, neuer Arbeit nöthigen — sondern die Forschung selbst ist sein Genuß und seine Befriedigung: ebenso liegt auch das eigentliche Ziel der Weltgeschichte nicht außerhalb ihrer, sondern vielmehr ihre eigene unendliche Entwickelung ist selbst das Ziel.

Und da ist es dem Menschen denn nun freilich ein Trost, dasjenige, woran sein Herz gehangen und was ihm selbst nur halb gelungen oder auch ganz mißlungen ist, der Zukunft zur Vollendung anheim zu geben.

Nur sollte sich dabei Jeder klar machen, daß es mit diesem Trost nicht anders steht als mit Allem, woran der Mensch sich tröstet: es ist ein Trost, o ja — aber doch nur für den, der daran glaubt. Das Kind, das sein Borkenschiffchen dem Bache anvertraut, der mit spärlicher Welle sein väterliches Haus umfließt, freut sich auch bei dem Gedanken und wird nicht müde, sich das Erstaunen der Leute auszumalen, wenn sein Schiff nun weit, weit von hier, durch Dörfer und Städte, auf mächtig angewachsenem Strome dahinschwimmt, bis es endlich auf dem Meere anlangt, wo die großen Seeschiffe sich wiegen mit den riesenhaften weißen Segeln. — Gutmüthiges Kind! Es weiß nicht oder bedenkt nicht, daß inzwischen tausend und abertausend neue Quellen sich ergossen haben, tausend neue Borkenschiffchen, noch weit zierlicher geschnitzt, weit lustiger bewimpelt, als seines, aufs Wasser gesetzt sein werden — und daß doch von allen kein einziges am Ziele ankommt, es sei denn als ein unansehnliches, unbeachtetes Stückchen Holz ....

Auch in unserer Poesie hat die Tradition von den „Neuen Menschen," die endlich und endlich kommen müssen und unter deren

Händen dann auch unſere Dichtung ein ganz neues Anſehen gewinnen wird, von jeher eine große Rolle geſpielt. Sogar ſcharfſichtige Kritiker hat es gegeben, die ſchon den Stern über der Krippe erblicken wollten, wenn ſie nicht gar bereits den Meſſias ſelbſt geſehen zu haben glaubten — z. B. im Spiegel; welch ein Mißbrauch iſt mit dieſen Erwartungen und Prophezeihungen nicht allein beim deutſchen Theater getrieben worden! Aber ach, bei genauerem Hinblick war der Stern nur eine Sternſchnuppe, vielleicht gar nur ein Schwärmer geweſen, den irgend ein ſchlauer Burſche in kluger Berechnung in die Höhe geworfen hatte, die vermeintlichen Meſſiaſſe waren bei näherer Bekanntſchaft Menſchenkinder wie Alle, der Strom der Literatur aber rauſchte und ſtrömte fort und fort, neue Quellen öffneten ſich, neue Namen tauchten auf — werden ſie glücklicher ſein als ihre Vorgänger?

Niemals jedoch iſt das Gerede von der neuen Richtung und den „Neuen Menſchen" in der Poeſie lebhafter geweſen, noch iſt es allgemeiner vernommen worden als in dieſen letzten zehn Jahren. Sehr natürlich. Wir haben ſo viel verſchuldet und haben ſo viel zu bereuen, daß wir uns am liebſten ganz und gar vergeſſen und verleugnen möchten. Wir gefallen uns ſelbſt ſo wenig mehr, tragen ſo viele unausgeſprochene ſchmerzliche Geheimniſſe im Buſen, daß jedes neue Geſicht und jeder neue Ton uns eine Erleichterung, eine Erlöſung dünkt, bloß weil es ein neuer iſt und weil wir uns dadurch abgelenkt fühlen von unſerer peinlichen Selbſtbetrachtung.

Der Ton freilich, in dem man bei uns jetzt von dieſem neuen Geſchlechte ſpricht, iſt etwas gemäßigter geworden, als es wol ehedem und namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren der Fall war, wo die falſchen Meſſiaſſe nur ſo auf allen Gaſſen umherliefen und faſt jedes kritiſche Blatt ſeinen beſonderen Präten-

denten hatte, für den es Krone und Reich erkämpfen wollte. Darin, wie in vielen andern Dingen, hat das Jahr Achtundvierzig denn doch etwas aufgeräumt; man kündigt die „Neuen Menschen" unserer Poesie nicht mehr mit Trompetenstößen an, setzt nicht mehr von sechs zu sechs Wochen einen neuen König der Literatur aufs Schild, glaubt nicht mehr, Goethe und Schiller wären beseitigt und der Respect vor unseren großen Klassikern wäre nur noch ein Zopf — warum? weil wir in der Form mindestens eben so klassisch, in den Ideen aber noch ein gut Stück vorgeschrittener sind, als sie.

Im Gegentheil, es ist jetzt eine ordentliche Manie der Bescheidenheit ins Publicum gefahren; mit koketter Demuth rühmt man sich, wie anspruchslos der Geschmack wieder geworden, an wie wenigem man sich begnügt, ein bischen Lenz, ein bischen Liebe, ein bischen Frömmigkeit — und wie still es wieder auf unserm Parnaß zugeht, demselben Parnaß, der vor Kurzem noch so laut erdröhnte von Tumult und Waffen und Kriegsgeschrei. Jetzt ist dergleichen verpönt, und zwar nicht bloß polizeilich, sondern auch vom Geschmack des Publicums; jetzt muß Alles klein, zart, niedlich sein, die Leidenschaft darf nur noch flüstern, nicht mehr sprechen, geschweige denn aufschreien, der Schmerz nicht mehr weinen, nur noch um stilles Beileid bitten, ja Amor selbst, dieser Amor, dessen Herrschaft in unserer Literatur übrigens so vollständig wieder hergestellt ist und der den wilden Kriegsgott so glücklich aus dem Felde geschlagen hat, selbst Amor darf nur noch im Frack erscheinen — oder noch besser in der Pfaffenkutte.

Auch dieser Rückschlag ist sehr natürlich. Was in diesem Augenblick, unter den Siegeszeichen der Reaction, die Literatur bei uns beherrscht und den Geschmack bestimmt, ist dasselbe satte, wohlhäbige Philisterthum, das in allen übrigen Stücken wieder

ans Ruder gelangt iſt — oder dem doch wenigſtens von denen, die in der That am Ruder ſtehen, damit geſchmeichelt wird, als ob Alles, was geſchieht, um ſeinetwillen geſchähe. Mit demſelben feiſten Schmunzeln, mit dem ſie uns verſichern, ſich in politiſchen Dingen allerdings reſignirt zu haben, Freiheit und Vaterland wären freilich ganz reſpectable Gegenſtände, aber es wäre doch viel abſtracter Idealismus dabei und für einen praktiſchen Menſchen bleibe es doch endlich die Hauptſache, wie er ſich redlich durch die Welt ſchlägt und ſich und die Seinigen ernährt — mit demſelben feiſten Schmunzeln und demſelben ironiſchen Augenzwinkern geſteht man auch zu, daß die Könige des Tages, dieſe allerliebſten, goldgeränderten Duodezpoeten, die Einem da ſo regelmäßig jeden Geburtstag und jeden Weihnachten ins Haus geſchneit kommen, wie ehedem Pfeifenköpfe oder Tabakbeutel, allerdings keine beſonders großen und tiefen Geiſter ſind. Große Geiſter, ſagt man, würden auch für ſolche kleine Menſchen, wie wir ſind, und ſolche mittelmäßigen Zeiten wie die unſeren, gar nicht paſſen. Es iſt bei uns wie in dem Märchen, wo die kleinen Leute auch ein ganz kleinwinziges Häuſel und in dem kleinwinzigen Häuſel ganz kleinwinzige Bettchen und Stühlchen u. ſ. w. haben müſſen. So brauchen auch wir kleinwinzigen Menſchen der Gegenwart, die wir uns unſere Nußſchale mit Noth und Mühe wieder zurechtgeleimt haben, nur kleinwinzige Poeten mit winzigen Stimmchen, die ja nicht zu laut ſingen, und winzigen Gegenſtänden, die uns das bischen Blut, das wir noch haben, ja nicht zu ſehr in Bewegung ſetzen. Es iſt nur eine Poeſie fürs Haus, was wir verlangen: aber wenn ſie dauerhaft iſt und die Farbe gut hält, ſo legen wir einen höhern Werth darauf und bezahlen ſie theurer, als die poetiſchen Phantasmagorien unſerer Himmelſtürmer von ehedem.

Und daß wir das eingeſehen haben und daß auch unſere Dichter nicht zu hoffärtig ſind, ſich unſerem Geſchmacke zu fügen, daß ſie Geſchichte und Freiheit und Vaterland und andere ſolche unbequeme Dinge, die Einen bloß mit der Polizei in Colliſſion bringen können, wirklich dahinten laſſen und wie zu Vater Gleims Zeiten von Wein und Liebe und Jugend, ja ganz beſonders von Jugend ſingen — das, fahren dieſe Philiſter der Aeſthetik fort, das iſt der Punkt, auf den es am allermeiſten ankommt und wodurch ihr und unſer Verdienſt ſo groß wird wie irgend eines. Wie hat er doch geſagt, da der Goethe oder der Schiller — man kann dieſe alten Herren, bei denen Alles ſo voll Gedanken und Ideen iſt, nicht mehr ſo im Kopf behalten: aber dafür kauft man ſie ſich als „Billige Klaſſiker“ Band für Band vier Groſchen und giebt ihnen den erſten Platz in der „Familienbibliothek“ — wie hat er doch geſagt? „Wer den Beſten ſeiner Zeit gelebt, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Nun, und wenn wir auch nicht beſonders gut ſind, ſo ſind wir doch jedenfalls die Beſten, nämlich weil wir die Einzigen, die überhaupt da ſind; wir ſind das eigentliche Mark des Staats, wir zahlen unſere Steuern und Miethen regelmäßig, wir haben alles oppoſitionelle Gelüſte möglichſt beſiegt, wir reſpectiren jede beſtehende Macht, am meiſten aber diejenige, die unſern Geldbeutel reſpectirt — warum ſollten uns nicht auch die Poeten reſpectiren? warum ſollten ſie nicht ſingen, was uns gefällt, zumal uns ja nur lauter angenehme Dinge gefallen, als da ſind Wein und Weiber, Blumen und Vögel, Jugend und Liebe, Paradies und ewige Seligkeit? Das ſind die richtigen „Neuen Menſchen,“ das iſt die wahre „neue Poeſie,“ die das eingeſehen hat und die deshalb auch nicht klüger, noch edler, noch tiefſinniger ſein will als wir. Mögen die „Alten“ unter unſeren Dichtern, Jene, die uns mit ihrer Poeſie noch zu etwas „Höherem“

zu führen gedachten und deren Lieder noch von Menschheit und Fortschritt und ähnlichen blassen Idealen träumen — mögen sie doch schwarz werden vor Neid! Denn es ist ja doch nur der pure Neid, weiter nichts, weshalb sie so scheel sehen zu dieser neuen, naiven, gemüthlich-kindlichen Richtung; sie ärgern sich, daß diese anspruchslosen Poeten so fleißig gekauft werden, während sie selbst mit all ihrer Weisheit und Erhabenheit als graue Ladenhüter verschrumpfen. Aber „Der Lebende hat Recht:" und darum sollen luch die „Neuen Menschen" leben, die Dichter der Leidenschaftlosigkeit und des heiteren, friedlichen Genusses!

Wohlan denn, sehen wir diesen „Neuen Menschen" etwas näher ins Gesicht, prüfen wir die angebliche „neue" Richtung unserer Literatur, ob sie wirklich so jung, so ursprünglich ist, wie sie selbst und ihre Freunde uns versichern. Natürlich beschränken wir uns auch dabei wieder auf wenige hervorragende Namen, nur auf solche Persönlichkeiten, die wirklich noch eine poetische Zukunft haben; die Menge der bloßen Nachahmer und Tuzendpoeten, die grade auf diesem Gebiete außerordentlich zahlreich sind, überlassen wir ihrem Dunkel, grade wie jene Fabrikanten unserer neuen Märchenpoesie, mit denen sie auch vielfach zusammenfallen.

Vorausschicken wollen wir dabei noch, was sich zwar eigentlich von selbst versteht: nämlich daß auch diese Richtung ihre ganz unzweifelhafte historische Berechtigung hat, ja daß auch sie wiederum einen Fortschritt in sich schließt, der selbst durch den Mißbrauch, den die Nachahmer für den Augenblick damit treiben, nicht aufgehoben wird. Es ist wiederum das große historische Gesetz des Rückschlags, das sich darin offenbart. Diese lachenden, becherndenden, küssenden Poeten der Gegenwart sind das nothwendige Gegenstück zu unseren ehemaligen Weltschmerzlern einerseits, sowie andererseits zu unseren politischen Fanatikern aus den vierziger

Jahren; wie Jene die Welt nur mit thränenverſchleiertem Auge ſahen, wie dieſe ein Geſetz emaniren wollten, daß kein Mann ſein Mädchen mehr küſſen ſolle, bevor nicht das Vaterland befreit wäre, ſo ſtürzen die lebensluſtigen Poeten der Gegenwart ſich umgekehrt in ein einziges groſſes Meer des Genuſſes und vergeſſen beim Flöten der „Bulbul" und beim „Wein von Schiras," daß es doch noch etwas mehr in der Welt giebt, als bloß Wein und Mädchen und daß die „Schenke" zwar ein recht angenehmer Aufenthalt, aber doch noch lange nicht die ganze Wahlſtatt der Menſchheit oder auch nur die alleinige Heimath der Dichtung iſt.

Indeſſen wo auch Seuchen herrſchen, ſo werden doch nicht Alle davon ergriffen und auch von denen, die ergriffen werden, werden doch immer einige wieder geſund, ſo ſchwer die Krankheit auch ſein mag und ſo wenig die Aerzte ſie zu heilen wiſſen. So giebt es auch mitten in dieſer entnervten und verweichlichten Zeit, in dieſer Zeit, die den Genuß zu ihrer Loſung macht, weil ſie zum Leiden nicht mehr Kraft und Muth beſitzt — auch in dieſer flachen, genußſeligen Zeit giebt es noch immer einzelne poetiſche Perſönlichkeiten, welche zwar vom Strom der Gegenwart berührt, aber nicht völlig hinweggeſchwemmt ſind: Dichter, meinen wir, deren Herz der Freude offen iſt und die mit trunkenem Mund die Wonnen der Liebe und des Rauſches ſingen, ohne darum der höheren Aufgaben der Menſchheit gänzlich zu vergeſſen, ja im Gegentheil, bei denen der ſinnliche Genuß, den ſie feiern, ſelbſt nur der Ausdruck jenes ſittlichen Ernſts und jener geiſtigen Freiheit iſt, zu der ſie, als ächte Diener der Kunſt, die Menſchheit ſelbſt emporzuführen ſtreben.

Ein ſolcher Dichter iſt vor Allen Friedrich Bodenſtedt, der deutſche Mirza-Schaffy.

2.

Friedrich Bodenstedt.

Wie Franz Lieber, mit dem er auch einige innerliche Gemeinschaft hat, nämlich einen gewissen Zug praktischer Verständigkeit, das Erbtheil ihrer niedersächsischen Herkunft, hat auch Friedrich Bodenstedt das Glück gehabt, frühzeitig in entlegene Länder geführt zu werden und sich in der Fremde eine Menge neuer und bildender Anschauungen zu gewinnen.

Allein während Franz Lieber hauptsächlich nach dem Westen, nach Amerika, dem Lande der Praxis ging, wurde Bodenstedt an die Grenze Asiens verschlagen, in die uralte Wiege der Menschheit, in das Land schöner, stiller Beschaulichkeit, um dort in dem schon von Goethe gepriesenen Osten „Patriarchenluft zu kosten." Anfangs Hauslehrer in einer vornehmen russischen Familie in Moskau, kam er späterhin nach Tiflis, der Hauptstadt des alten Armenien, in die Nähe jener uralten Bergvölker, deren trotziger Heldenmuth seit mehr als einem Menschenalter die halbe Macht des russischen Reiches im Schach erhält. Hier lernte er jenen Mirza-Schaffy kennen, einen armenischen Mollah oder Priester, dessen Namen er seitdem in Deutschland sprichwörtlich gemacht hat und dessen heitere Lebensweisheit die eigentliche Amme der Bodenstedt'schen Muse geworden ist. Ueber das Verhältniß der Bodenstedt'schen „Gedichte des Mirza-Schaffy" zu der historischen Persönlichkeit des armenischen Gelehrten

und Priesters hat Bodenstedt selbst seitdem sich mit anerkennenswerther Offenheit geäußert. Es ist dadurch bestätigt worden, was jeder Kenner der Poesie und — dürfen wir hinzusetzen — des menschlichen Herzens, sofort beim ersten Erscheinen dieser Lieder (im Jahre 1851; vierte, starkvermehrte Auflage 1857) voraussetzte: nämlich daß er seinem gelehrten Freunde nur die allgemeinen Anregungen verdankt, daß aber die Lieder selbst sein volles und freies Eigen sind; Mirza-Schaffy ist ihm nur eine Lebensstudie gewesen, nicht aber ein Original, das er bloß ins Deutsche übertragen.

Die „Gedichte des Mirza-Schaffy" machten gleich bei ihrem ersten Erscheinen großes Aufsehen und haben sich seitdem unwandelbar in der Gunst des Publicums erhalten. Sie fielen in eine Zeit, wo diese dumpfe Schwüle der Genußsucht, die jetzt auf uns lastet, eben im Entstehen war; theils ahnte man damals noch nicht, wie verderblich dieselbe für uns werden und wie sie alle edleren Keime unseres Lebens für geraume Zeit ersticken sollte, theils und hauptsächlich aber trat der Genuß bei Mirza-Schaffy selbst so maßvoll und edel, in solcher ächten poetischen Schönheit auf, daß jedes ästhetische wie sittliche Bedenken dadurch beseitigt ward. Ja, Mirza-Schaffy lehrt auch das Evangelium der Freude, aber er lehrt es eben als ein Evangelium, nämlich nicht bloß für sich, sondern für Alle, die ganze Menschheit will er froh und glücklich wissen, weil Glück und Freude gut machen und weil nur die Bösen verdrießlich sind. Darum wird er, der ewig Fadende, auch nicht müde, die Heuchler und Pharisäer zu züchtigen, jene verstockten Bösewichter, die den Namen Gottes und seines Propheten auf der Lippe tragen, im Herzen aber Haß und Neid, nur die ihrem Nebenmenschen keine Freude gönnen, weil sie nämlich gern alle für sich allein haben möchten. Ist Mirza-Schaffy erhaben in seiner bacchischen Heiterkeit und seinem unsterbaren Gleichmuth, der darum doch nichts we-

nigen als Gleichgültigkeit gegen das Gemeine und Niedrige ist, so ist er nicht minder erhaben, wo er den Heuchlern die Larve vom Gesicht reißt und sie in ihrer erbärmlichen Nacktheit, zitternd vor Scham und Groll, darstellt; berauscht uns der süße Duft der Rosenblätter, die er seiner Geliebten in den Busen streut, so entzücken uns nicht minder die Pfeile, die er gegen die Feinde der Wahrheit und der Schönheit sendet, und auch diese Pfeile noch sind mit Rosen umwunden. Denn wie sehr er die Lüge verabscheut und wie verhaßt ihm das Volk der Pharisäer und Schriftgelehrten ist, so ist und bleibt Duldung doch sein oberstes Gesetz und selbst die bitterste Rache, die er an seinen Feinden nimmt, löst sich zuletzt doch immer in ein versöhnendes Gelächter auf — sie sind hauptsächlich nur deshalb so bös, weil sie so dumm sind, darum soll der Wissende sie zu belehren suchen, vor Allem aber soll er auch in dem Irrenden immer noch den irrenden Bruder erkennen. — Die „Gedichte des Mirza-Schaffy" sind eins von den Büchern, die man als „weltliche Bibel" bezeichnen darf; in diesen Trink- und Liebesliedern, diesen Epigrammen und Sprüchen, einem armenischen Mollah in den Mund gelegt, ist mehr christliche Duldung und wahre Frömmigkeit, als in all den Buß- und Beichtpsalmen, mit denen unsere neuen Lämmleinsbrüder sich selbst und die Poesie abmartern. — Dazu kommt dann noch die außerordentliche Virtuosität, mit welcher Bodenstedt in diesen Gedichten die Sprache zu behandeln weiß und die, weit entfernt von jenen Künsteleien und geflissentlichen Verrenkungen, in welche der Altmeister dieser Richtung, Rückert, nicht selten verfallen ist, jederzeit ebenso einfach und natürlich, wie klar und verständlich bleibt.

Unter den übrigen poetischen Producten Bodenstedt's ist Nichts, was sich den „Gedichten des Mirza-Schaffy" an die Seite stellen könnte. Das ist kein Vorwurf für den Dichter; er hat in Mirza-

Schaffy einen Typus geschaffen und ausgebildet, der nun der deutschen Poesie für alle Zeit unverlierbar bleibt — und ein Dichter, dächte ich, dem das gelungen, der hat in der That wol genug geleistet. Die „Gedichte," welche Bodenstedt 1852 erscheinen ließ, zeichnen sich zwar ebenfalls durch Klarheit und Verständigkeit aus, sind aber im Ganzen etwas nüchtern und entbehren jenes poetischen Feuers, das die Lieder und Sprüche des Mirza-Schaffy belebt. Der Mehrzahl dieser „Gedichte" fehlt es an der eigentlichen lyrischen Innigkeit, es sind wohlgemeinte, verständige Reflexionen, gesund und tüchtig, aber nicht selten an das Prosaische streifend. Am glücklichsten ist der Dichter auch hier, wo er den Boden seines geliebten Ostens betritt; so namentlich in dem Abschnitt „Morgenland," „Hamsat und Murat," „Muhamed," „Die Rosen von Tiflis," vor Allen aber in dem köstlichen Buch „Odinhain," in welchem der Dichter dem jungen Glück seiner Liebe die reizendsten Kränze windet.

Auffallend schwach dagegen ist das epische Element in Ballade und Romanze vertreten. Dennoch hat der Dichter wenige Monate später der allgemeinen Richtung der Zeit, die nun einmal auf die erzählende Dichtung hinarbeitet, ebenfalls seinen Tribut darbringen müssen: „Ada, die Tscherkessin." An der Fabel dieses Gedichts, so weit sie des Dichters eigene Erfindung ist, lassen sich allerdings, wie an der Mehrzahl unserer erzählenden Dichtungen, nicht unerhebliche Ausstellungen machen. Die Anlage an sich ist vortrefflich; Emir Hamsat, der zur Blutrache verpflichtete, der so lange ehrlos umherschweifen muß, bis er die Schuld gesühnt und seinem Blutfeinde das Leben geraubt hat, ist eine prächtige Figur, von großartig kecken Zügen und einer Naturwahrheit, die unwiderstehlich hinreißt. Allein in dem Fortgang des Gedichts wird er durch eine bevorzugte Nebenfigur zu sehr in den Schatten gedrängt und dadurch das Interesse, das wir an ihm und damit an dem ganzen Gedichte neh-

men, zu sehr geschwächt. Auch hat die Mitte des Gedichtes etwas Schleppendes, die Handlung steht zu lange still; wo wir ihren kräftigsten Fortgang erwarten und einer sich steigernden Verwickelung mit Spannung entgegensehen, erhalten wir landschaftliche, didaktische und andere Episoden, die zwar an sich größtentheils recht schön, aber doch hier nicht an ihrem Platze sind. Am wenigsten befriedigt der Ausgang des Gedichts. Es ist ein altes Gesetz, welches das Epos so gut beachten muß wie das Drama, daß der Untergang des Helden nicht zu plötzlich und nicht durch zu untergeordnete Personen herbeigeführt, auch nicht am Schlusse keine neue Person mehr eingeführt werden darf, die für die Wendung des Gedichts entscheidend wird, es wäre denn, daß wir schon vorher von ihr wissen und auf ihre Erscheinung vorbereitet und sogar gespannt worden sind. Dies Grundgesetz der epischen und dramatischen Dichtung hat Vorenstedt in der „Ada" außer Acht gelassen und dadurch die Wirkung seines Gedichts selbst wesentlich beeinträchtigt. — Im Uebrigen bot der Stoff dem Dichter erwünschte Gelegenheit, nicht nur seine persönliche Kenntniß jener Gegenden zu bekunden, sondern auch jene Meisterschaft in der Natur- und Sittenschilderung zu bethätigen, von der er schon früher in seinen mehr wissenschaftlich gehaltenen Werken: „Die Völker des Kaukasus" (zuerst 1847, dann zum zweiten Mal und gänzlich umgearbeitet unter dem Titel: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neueren Geschichte des Orients," 1857) und „Tausend und Ein Tag im Orient," (2 Bde. 1850) so glänzende Proben geliefert hatte. Die Pracht dieser Gebirgswelt, das Rauschen ihrer Ströme, die Lieblichkeit ihrer Gärten, die erhabene Einsamkeit ihrer Steppen, ist mit unvergleichlicher Treue und Lebhaftigkeit geschildert. Ebenso auch die Sitten ihrer Bewohner, diese unbezwingliche Kampf- und Freiheitslust, diese Ursprünglichkeit und Energie der Leidenschaften,

dieser Fanatismus des Glaubens, verbunden mit dieser Innigkeit und Tiefe der Liebe und dieser edlen, ritterlichen Schwärmerei. Die Charakteristik ist ebenfalls vortrefflich; Schamyl selbst, der Prophet und Held von Dargo, tritt in den wenigen Scenen, in denen er uns vorgeführt wird, mit einer Ueberlegenheit und Größe des Charakters auf, daß wir sofort den obersten Helden und Priester, den Rächer und Befreier seines Volks in ihm erkennen. Auch die zahlreichen Schlachtscenen und kriegerischen Schilderungen sind von einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit, der wir bei unsern modernen Dichtern nur selten begegnen. Die Sprache ist größtentheils einfach und dem Gegenstande angemessen, ohne darum des poetischen Schwunges zu entbehren; nur begegnen wir auch hier wieder jenem vielfachen und unmotivirten Wechsel des Rhythmus, über den wir uns schon oben bei Wolfschall's Carle Zeno äußerten und der allerdings bei den Dichtern der Gegenwart durch das Herkommen dermaßen sanctionirt ist, daß man sie kaum mehr darum tadeln darf.

Endlich hat Bodenstedt sich auch im Drama versucht, indem er jenen falschen „Demetrius" bearbeitete, den Schiller als Torso hinterlassen und an welchem seitdem so viele jüngere Dichter ihre Kräfte vergeblich erprobt haben und noch immer erproben. Bodenstedt hat sich in einer Unabhängigkeit von Schiller erhalten, auf die ihn freilich schon die Eigenthümlichkeit seines Talents hinwies; das Stück ist klar und verständig, wie Alles, was Bodenstedt schreibt, entbehrt jedoch des eigentlichen dramatischen Lebens und scheint daher auch seine Aufführung in München (1856) keinen besonders durchgreifenden Erfolg gehabt zu haben.

Der historisch-ethnographischen Arbeiten Bodenstedt's haben wir bereits gedacht. Außerdem hat er sich auch als Uebersetzer poetischer Werke ein Verdienst erworben, das hier zwar nicht näher gewürdigt werden kann, aber ebensowenig mit Stillschweigen über-

gangen werden darf. Namentlich gelten ſeine Ueberſetzungen aus dem Ruſſiſchen (Puſchkin 1854, Lermontoff 1855) für muſterhaft, ſowol was die Treue, als was die Gewandtheit und den poetiſchen Duft der Sprache angeht. Neuerdings hat er ſein ſchönes Ueberſetzertalent auch der engliſchen Literatur zugewendet; ſein auf fünf Bände angelegtes Werk über „Shakeſpeare's Zeitgenoſſen und ihre Werke, in Charakteriſtiken und Ueberſetzungen," deſſen erſter die Dramen des John Webſter enthaltender Band zu Neujahr 1858 erſchien, verſpricht eine eben ſo groſse Bereicherung für unſere wiſſenſchaftliche wie poetiſche Literatur zu werden.

3.

Paul Heyſe.

Erinnert Bodenſtedt durch ſeine „Lieder des Mirza-Schaffy“ an die morgenländiſche Epoche des alternden Goethe, ſo lehnt dagegen **Paul Heyſe**, jetzt gemeinſam mit Bodenſtedt an dem kunſtſinnigen Hofe König Maximilian's von Baiern lebend, ſich mehr an den Hellenismus unſeres großen Dichters an.

Nämlich wenn bei Paul Heyſe überhaupt ſchon von einer beſtimmten äſthetiſchen Richtung die Rede ſein könnte. Dieſer ohne Zweifel reichbegabte Dichter hat bis jetzt noch die ihm zuſagende Sphäre nicht gefunden; bald romantiſch, bald klaſſiſch, bald Schüler Goethe's, bald der modernen Franzoſen, treibt er ſich in raſtloſen Verſuchen und Experimenten umher, die ſeinem ſchönen Talent zur Zeit noch etwas Unfertiges, um nicht zu ſagen Dilettantiſches geben. In ſeinem Erſtlingswerk „Francesca von Rimini“ (1850) zeigte er ſich als einſeitiger Nachahmer Shakeſpeare's, vorzugsweiſe an den Aeußerlichkeiten, ja zum Theil an den Roheiten des großen Britten haftend, wie dies den Nachahmern zu geſchehen pflegt. „Francesca von Rimini“ war eines jener unmöglichen Dramen, an denen unſere moderne Literatur ſo reich iſt: unmöglich nicht nur durch ihre Bühnenwidrigkeit, ſondern noch weit mehr durch die ſittlichen Widerwärtigkeiten und Uebertreibungen, die der Dichter darin zuſammenhäuft. Man konnte einen Augenblick zweifelhaft ſein, ob dieſe

Roheit, in welcher der Verfaſſer der „Franceſca von Rimini“ ſich gefiel, wirkliche Ueberfülle der Kraft oder vielleicht nur ein Deckmantel für das Gegentheil ſei. Die weitere Entwickelung des Dichters, ſo weit ſie bis jetzt vorliegt, ſcheint mehr für das Letztere zu entſcheiden; es iſt, wie geſagt, ein ſchönes und angenehmes Talent, aber doch mehr receptiv als productiv, mehr aneignend und nachbildend, als ſchöpferiſch.

In ſeinem zweiten Product „Urica“ (1852) hat der Dichter den Kothurn Shakeſpeare's mit den Sporenſtiefeln der neufranzöſiſchen Romantik vertauſcht. „Urica“ iſt die Geſchichte einer jungen Mohrin, welche zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution in Paris in einer reichen gräflichen Familie lebt, in der ſie als Pflegekind aufgenommen worden. Doch hat die Pietät dieſes Verhältniſſes das heiße Herz der ſchwarzen Schönen nicht hindern können, in glühender Leidenſchaft für den Sohn der Gräfin, ihren Pflegebruder, zu entbrennen. Der junge Graf iſt kein verſtockter Ariſtokrat, nichts weniger: er ſchwärmt ſogar für Menſchenwürde und Menſchenrechte, ſchwärmt namentlich auch für Emancipation der Neger. Aber die Liebe der ſchwarzen Urica anzunehmen, kann er ſich dennoch nicht entſchließen — warum? Nun ganz einfach, weil ſie eine Schwarze iſt. Allen Reſpect vor Humanität und Menſchenrecht: aber eine Negerin, eine ebenholzſchwarze Negerin ſein und die Gattin eines Weißen, eines reichen, vornehmen Weißen werden zu wollen, dieſer Einfall iſt denn doch zu toll! Urica, unfähig, den Jammer dieſer Enttäuſchung zu ertragen, entflieht aus dem Schloß ihrer gräflichen Pflegeältern. Sie verbirgt ſich zwiſchen den ſchmutzigen Hütten der Vorſtadt, am Ufer der Seine bei einem armen, rohen Fiſcherweib: ihr Mann

„... fiſcht Nachts und muß ſich Tags erbeten
Und ſieht dann gern der Guillotine zu —“

darum braucht ſie eine Wächterin für ihre Hütte. In dieſer Lage

erhält Urica Gelegenheit, ein Werk der Großmuth und Vergebung an dem einſt ſo Heißgeliebten zu vollbringen. Von einer Bande wüthender Jakobiner verfolgt, rettet der Graf ſich in den Kahn des Negermädchens. Schon iſt es gelungen, die Verfolger zu täuſchen, der Graf, um ihren Argwohn deſto ſicherer von ſich abzulenken, trinkt auf das Wohl der Republik und will mit plumpem Scherz das ſchwarze Fiſchermädchen dazu umarmen:

Er ſchlägt den Arm um ſie; da bricht ein Schrei
Von ihren Lippen, der nach Wahnſinn klingt.
Sie ſtößt den Arm hinweg, der ſie umſchlingt —
Es fällt ihr Tuch — ein ſchwarzes Haupt wird frei,
Von krauſem, glänzendem Gelock umringt.
Traus funkelt ihm ein Augenpaar entgegen —
Er kennt es nun! Sein letzter Muth verſinkt,
Da wild die Lippen dort ſich regen:

„Zurück! Du lügſt! Hat dich die Todesangſt
Befreit vom Ekel vor der Negerin,
Daß ich nun gut genug zum Küſſen bin,
Da du vorm Kuſſe der Verweſung bangſt?
Hat Elend mich gebleicht? Sieh hin, ſieh hin,
Um welch' ein niedrig Liebchen du geworben.
Rühr' ſie nicht an! Sie iſt von ſtolzem Sinn,
Ob auch zur Grafenbraut verdorben!"

Die Verfolger, dadurch aufmerkſam gemacht, bemächtigen ſich des rettenden Kahnes; der Graf wird erkannt, ſein Haupt fällt unter dem Beil des Henkers. — Und Urica?

Man ſagt, vorm Henker fiel ſie auf die Knie'
Und bettelt' um den Tod. Der arge Mann
Beſah ihr Angeſicht und lacht' und ſchrie:
Geh, häng' dich auf, wenn du die Welt verſchweren.
Verdienſt dir doch die Guillotine nie,
Denn die iſt viel zu gut für Megren.

So ſitzt ſie denn, vom Tode ſelbſt verſchmäht wegen ihres ſchwarzen Angeſichtes, gealtert, wahnwitzig, eine verlaſſene, hülfloſe Bettlerin, mitten zwiſchen all dem Glanz und der Ueppigkeit, mit denen die Kaiſerzeit die Boulevards von Paris wiederum bevölkert:

Sie ſieht nicht auf. Ein plötzlich zuckend Weh
Belebt nur ſelten ihre ſtarren Züge.
Zwei Worte ſpricht ſie dann: „Egalité!
Egalité!“ und „Lüge! Lüge!“

Dies die Schlußworte des Gedichts, das bei ſeinem erſten Erſcheinen ein eben ſo großes Aufſehen wie Mißbehagen erregte. Denn Niemand konnte verkennen, daß hier ein fruchtbarer und gewaltiger Stoff mit kräftiger Hand herausgegriffen war: aber Niemand konnte auch das Ungenügende der Ausführung entgehen, noch dieſer eigenthümliche Kitzel, der auch hier wieder, wie in der „Franceſca von Rimini“ ſein Gefallen daran hatte, die grellſten Contraſte, ohne Löſung, ohne Befriedigung, ſchroff neben einander zu ſtellen. Alles, was ein Dichter ſeinen Schöpfungen an äußeren Vorzügen mitgeben kann, hat der Verfaſſer der „Urica“ mit reicher, ja verſchwenderiſcher Hand über ſein kleines Kunſtwerk ausgeſchüttet; die Schilderungen ſind von ergreifender Lebhaftigkeit, das Colorit warm und kräftig, die Reime rein und wohllautend, die ganze Diction knapp, gedrungen, voll männlichen Lebens. Aber das Beſte fehlt dennoch, jenes Beſte, ohne welches auch das Gute aufhört, gut zu ſein: es fehlt die verſöhnende Kraft des Dichters, es fehlt der feſte ſittliche Boden, auf dem alle Widerſprüche ſich löſen müſſen — ſagen wir es frei heraus: es fehlt der Abglanz des Göttlichen, in dem alle irdiſche Verkehrtheit ihre Beruhigung und Verſöhnung findet, und das doch im Gegentheil nirgend feſter wurzeln

ſollte als grade im Buſen des Dichters. Die „Urica" iſt ein Nachtſtück in der finſterſten, häßlichſten Bedeutung des Worts; nirgend ein Schimmer des Troſtes, nirgend ein Strahl ſittlicher Erhebung, der in dieſes Dunkel fiele, Alles wüſt, öd, ekelhaft, die ganze Welt ein Tollhaus voll Verbrechen und Aberwitz! Mag das in der Wirklichkeit zuweilen ſo ſein: der Dichter, wenn er wirklich ein Dichter iſt, ſoll ſein Talent lieber haben — oder wenn dieſer Ausdruck zweideutig klingt: er ſoll zu hoch denken von ſeiner Kunſt und den ſittlichen Verpflichtungen, welche ſein Talent ihm auferlegt, um ſich zu ſolchen Nachtſtücken herzugeben; den abgeſtumpften Gaumen eines verwöhnten, entnervten Publicums zu kitzeln, mag ein Gedicht wie die „Urica" gut ſein, der Freund des Wahren und Schönen aber kann ſich nur mit Unwillen davon abwenden — oder wenn nicht mit Unwillen, ſo doch wenigſtens mit Bedauern über das Talent, das hier an eine ſo unſchöne, ſo troſtloſe Aufgabe verſchwendet ward.

Oder wäre vielleicht auch dies Bedauern am falſchen Ort? Hätte der Dichter gar kein Kunſtwerk verdorben, weil er nämlich überhaupt keins hat liefern wollen, ſondern nur eine intereſſante Studie? Muß das Herz des Leſers ſich ungekränkt fühlen, weil der Poet weder aus dem eigenen Herzen geſchrieben, noch an das Herz der Andern ſich gewandt hat, ſondern das Ganze iſt wiederum ein Experiment, ſo zu ſagen ein Kritzeln mit dem Griffel, bloß zur Uebung und ohne daß der Zeichner ſelbſt recht weiß, was dabei herauskommen wird, ein Götterbild oder eine Fratze?

Faſt ſcheint es ſo: denn noch in demſelben Jahre mit der „Urica" erſchien ein drittes Gedicht deſſelben Verfaſſers, das einen ganz entgegengeſetzten Geiſt athmet: „Die Brüder. Eine chineſiſche Geſchichte in Verſen." Es iſt ein Büchlein von kaum zwei Bogen, ein Gedicht von wenigen hundert Zeilen, aber ſo einfach und klar,

ſo harmoniſch und friedfertig, daß es ſchwer fällt, es für das Erzeugniß eines und deſſelben Dichters zu halten. Das Gedicht, einfach und ſchlicht nach Stoff und Haltung, iſt ein kleines Meiſterſtück, ſorgfältig ausgearbeitet bis in den geringfügigſten Zug, dabei von einer höchſt wohlthuenden gleichmäßigen Milde, die dabei doch keineswegs der Kraft entbehrt. Ein Dichter, der ſolche „Studien" nur ſo hinwerfen konnte, mußte in der That noch zu Größerem berufen ſein; gelang es ihm nur erſt der dilettantiſchen Neugier, die ihn jetzt noch bald hier bald dahin trieb, Meiſter zu werden, ſo ließ ſich ohne Widerſpruch noch viel Schönes von ihm erwarten.

Aber nein, dieſer Dichter will doch wol ſelbſt nicht höher hinaus, er gefällt ſich im Experimentiren und bleibt dabei, das Mittel zum Zweck zu machen. So mußten diejenigen urtheilen, welche die bisherige Laufbahn des Dichters zwar theilnehmend, aber auch mit Unbefangenheit verfolgt hatten und denen nun die Sammlung in die Hände fiel, welche er im Jahre 1854 unter dem Titel „Hermen" herausgab. Ein bekanntes Berliner Witzblatt deutete den etwas pretentiöſen Titel, der aber grade dadurch wieder bezeichnend iſt für den Dichter, dahin aus, daß unter „Hermen" bekanntlich Bildwerke verſtanden werden „ohne Hand und Fuß." Das war nun allerdings witziger als wahr, ja man hätte im Gegentheil behaupten können, dieſe Heyſe'ſchen Gedichte hätten nur Hand und Fuß, ſie wüßten ſich nur mit Grazie in einer Reihenfolge ſchöner Stellungen zu bewegen, dagegen was das Gedicht eigentlich erſt zum Gedicht macht, der warme Pulsſchlag der Empfindung, der Blitz des Gedankens, die naive Fülle eines natürlichen, in ſich ſelbſt befriedigten, aus ſich ſelbſt hervorquellenden Lebens, davon fand ſich in dieſen „Hermen" allerdings wenig oder nichts. Es ſind meiſt ältere Stücke, die der Dichter hier darbietet, darunter namentlich „Urica" und „Die Brüder." Nur zwei Neuigkeiten waren

hinzugekommen: „Zwölf Idyllen aus Sorrent“ und „Perſeus. Ein Puppenſpiel.“ Die „Idyllen“ ſind in ſehr zierlichen Diſtichen geſchrieben, wie der Dichter denn überhaupt ein ausgezeichnetes formales Talent beſitzt und eine ungewöhnliche Herrſchaft über die Sprache übt, die bei ihm faſt immer von untadelhafter Glätte iſt. Die Situation dagegen, in welcher der Dichter ſich ſelbſt in den „Idyllen“ vorführt, die Situation eines Bräutigams nämlich, der gern ein wenig untreu werden möchte, es aber aus Reſpect vor der Braut zu Hauſe nicht wagt, hat etwas ſo Philiſtröſes und Kümmerliches, daß man (wie ſo oft bei dieſem Dichter) nur die ſchöne Form bedauern kann, in die ein ſo unſchöner und wenig ebenbürtiger Inhalt gegoſſen iſt.

Das Puppenſpiel „Perſeus“ iſt nur eine Vorſtudie zu einem größeren Werke, das bald darauf ebenfalls ans Licht trat: „Meleager. Eine Tragödie.“ Das war eine neue Wandelung dieſer proteiſchen Dichternatur. Hatte das beſte und gediegenſte ſeiner bisherigen Werke, das Gedicht „Die Brüder“ an die Objectivität und plaſtiſche Ruhe Goethe's erinnert, ſo knüpfte „Meleager“ allerdings auch an Goethe an, aber an eine Epoche, wo der Dichter der „Iphigenie“ ſelbſt noch ziemlich weit von jener plaſtiſchen Ruhe und Sicherheit entfernt war. „Meleager,“ eine „klaſſiſche Tragödie in Knittelverſen,“ wie Rudolf Gottſchall das wunderliche Opus charakteriſirt, hat ſich die Goethe'ſchen Jugendproducte aus der Titanenzeit des werdenden Dichters zum Muſter genommen, freilich ohne auch ihnen ganz treu zu bleiben: denn der Straßburger Goethe und Sophokles, antikiſirende und moderne Elemente, altklaſſiſche Chorgeſänge und Fauſtiſcher Knittelvers, griechiſche Symbolik und Sentimentalität des neunzehnten Jahrhunderts, gehen hier bunt durcheinander. Auch die Wahl des Gegenſtandes erregt gerechte Bedenken, ſo beliebt dieſe antiken Stoffe auch in den

letzten Jahren bei unſern Dramatikern geworden ſind; dieſe antiken Mythen vertragen das moderne dramatiſche Detail nicht, die Individualiſirung, welche die moderne Poeſie überhaupt verlangt, iſt unvereinbar mit ihrer typiſchen Einfachheit. Läßt man indeß die Forderung eines einheitlichen organiſchen Kunſtwerks fallen, begnügt man ſich wiederum, das Stück nur als eine geiſtreiche Studie anzuſehen, ſo enthält es allerdings viel Schönes. Namentlich hat der Charakter der Mutter einige wahrhaft erhabene Stellen; auch als Ganzes iſt er verhältnißmäßig am beſten durchgeführt, wie er denn auch jedenfalls am meiſten dramatiſchen Kern enthält. Dagegen iſt Meleager ſelbſt eine etwas ſchwächliche Figur und auch die Naivetät der Kleopatra, ſeiner Braut, hat einen etwas koketten Zug. Die emancipirte Schönheit Atalante dürfte wol ebenfalls zu viel modernes Blut haben, während der Oheim Toxeus, jeder Zoll ein Philiſter, in einem Iſländiſchen Drama vermuthlich beſſer an ſeinem Platze geweſen wäre. Dagegen iſt die Sprache auch hier wieder von ungemeinem Wohllaut; auch die zahlreichen Sentenzen athmen ebenſoviel Fülle des Gedankens wie Hoheit des Ausdrucks; das Chorlied der Parzen iſt ein Meiſterſtück, es ſind Klänge darin, wie ſie in der That ſeit Goethe nicht vernommen wurden.

Und doch hinterläßt das Ganze nur einen unbefriedigenden Eindruck. Es iſt hier wiederum Vieles beiſammen, was den Dichter macht, ganz gewiß: aber eben ſo gewiß fehlt auch dieſem Drama wieder der eigentliche Lebenskern, die Beziehung zum Volk und zur Gegenwart des Dichters. Daß wir damit nicht verlangen, der Dichter ſolle die Zeitung in Verſe bringen, wie es wol eine zeitlang unter uns Mode war und den jungen Dichtern ſogar zu großem Ruhm verhalf, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber irgend eine Beziehung muß jedes Kunſtwerk, das nicht bloß in den Bücherſchränken der Aeſthetiker, nein, auch in den Herzen des Volkes leben

will, zu ſeiner Gegenwart doch haben: irgend eine Ader muß doch aus der lebendigen Fülle der Zeit in den Buſen des Dichters hinüberreichen. Am allermeiſten gilt dies vom Drama; ein einzelnes lyriſches Gedicht kann ſich etwa darauf beſchränken, eine vorübergehende, bloß individuelle Stimmung auszudrücken — wiewol auch die Wirkung des lyriſchen Gedichts um ſo vollſtändiger ſein wird, je allgemeiner und rein menſchlicher der Inhalt der ausgeſprochenen Stimmung iſt, trotz ihrer individuellen Faſſung — ſo muß das Drama nothwendig in dem allgemeinen Leben der Völker, dem großen Boden der Geſchichte wurzeln, mag dies hiſtoriſche Element ſich nun direct in einzelnen geſchichtlichen Ereigniſſen und Perſönlichkeiten repräſentiren, oder mögen wir es nur in der allgemeinen Stimmung des Dramas wiederfinden. In dieſem Heyſe'ſchen „Meleager" aber iſt weder das eine noch das andere der Fall, wir finden ſo wenig die Ereigniſſe wie die Stimmungen und Leidenſchaften unſerer Zeit darin wieder, das Ganze iſt eine Abſtraction, die keine Heimath hat, als den Schreibtiſch des Dichters.

Noch einige Monate vor dem „Meleager" war ein Band „Novellen" erſchienen; derſelbe enthält neben einigen älteren, von uns zum Theil bereits beſprochenen Gedichten beſonders eine Anzahl in Proſa abgefaßter Erzählungen. Dieſe Erzählungen ſind unſeres Bedünkens das Reifſte und Beſte, was Paul Heyſe bisher geleiſtet hat. Es iſt merkwürdig, wie die erfriſchende Macht der Wirklichkeit ſich auch an ihnen wieder bewährt. Hier, wo der Dichter durch ſeinen Stoff genöthigt iſt, ſich auf die Zuſtände des wirklichen Lebens einzulaſſen, wo er Menſchen ſchildert, wie er ſie in der That kennen gelernt, mit denen er geliebt und gelitten, nicht bloße Abſtractionen der Phantaſie, wo er ſich mit einem Wort mitten in das Gewühl des Lebens ſtürzt und nicht feiner empfinden, nicht zierlicher denken, nicht geiſtreicher reflectiren will, als wir eben alle thun —

hier verliert seine Neigung für das Absonderliche und Geschraubte sich zwar noch nicht ganz, aber sie tritt doch bei weitem maßvoller und minder zudringlich auf. Auch jene eigenthümliche Kälte, die überhaupt alle Schöpfungen dieses Dichters charakterisirt, ist in diesen „Novellen" noch nicht völlig überwunden; auch ihnen merken wir es an, daß er mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen arbeitet. Doch vertragen diese beiden Eigenschaften, eine gewisse Kälte und eine gewisse Vorliebe für das Pikante, Absonderliche, sich mit der Novelle, die ja ursprünglich nur die möglichst objectiv gehaltene Erzählung irgend eines absonderlichen Vorfalls oder Charakterzugs ist, sich wol noch am ersten und so ist es dem Dichter, immer die Schranken seiner Eigenthümlichkeit, sowie andererseits die Schranken der vorliegenden Gattung festgehalten, hier in der That gelungen, einige in sich vollendete und wahrhaft befriedigende Arbeiten zu liefern. Es sind im Ganzen vier Erzählungen; die Krone darunter ist „La Rabbiata," ein lebensfrisches, sonniges Gemälde, wie heiße Liebe und jungfräulicher Stolz in dem Herzen eines italienischen Naturkindes mit einander kämpfen, von entzückendster Frische und glücklichster Lokalfärbung. „Marion" ist ein anmuthiger Schwank, der vielleicht nur etwas knapper und anspruchsloser gehalten sein sollte, um noch günstiger zu wirken. Auch „Die Blinden" haben sehr schöne Stellen: doch bleibt es immer mißlich, einen Vorfall aus dem Krankenzimmer zur Grundlage einer poetischen Verwickelung zu machen und auch die Art und Weise, wie diese Verwickelung hier gelöst wird, hat etwas Gewaltsames und Unbefriedigendes. Das schwächste Stück der Sammlung und vermuthlich das jüngste ist das letzte, „Am Tiberufer;" hier sind die Situationen ganz so auf die Spitze gestellt, die Farben ganz so grell, die Entwickelung ganz so jäh und sprunghaft, wie wir es in den Erstlingsproducten des Dichters fanden.

Zwischendurch hat Paul Heyse noch einige poetische Uebersetzungen, z. B. das mit Emanuel Geibel gemeinsam herausgegebene „Spanische Liederbuch" (1852), sowie verschiedene gelehrte Arbeiten, ebenfalls auf die romanischen Literaturen bezüglich, herausgegeben. Auch kam schon 1855 ein Drama von ihm in München zur Aufführung, „Die Pfälzer in Irland." Im Druck ist dasselbe nicht erschienen; darf man jedoch den Berichten trauen, welche die Zeitungen seiner Zeit darüber lieferten und denen selbst von Heyse's Freunden nicht widersprochen ward, so wären diese „Pfälzer in Irland" eine ziemlich verfehlte Arbeit. Mit einem Sprung, der sich grade bei diesem Dichter allerdings außerordentlich leicht erklären würde, soll er darin plötzlich in die Bahn der Frau Birch-Pfeiffer hinübergelenkt und ein Rühr- und Schauderstück voll der allercrassesten Effecte geliefert haben. Das Stück ist unseres Wissens nur einmal gegeben worden; der Dichter selbst soll es nach der ersten Aufführung zurückgezogen haben.

Nicht viel glücklicher scheint er mit seinen „Sabinerinnen" gewesen zu sein. Das Stück, mit welchem der Dichter wieder in seine frühere antikisirende Manier zurücklenkte, hat zwar bei dem bekannten Münchener Preisausschreiben von 1857 den ersten Preis davongetragen, das Publicum jedoch scheint diesen Ausspruch der gelehrten Schiedsrichter nicht ratificirt zu haben, insofern die Aufführung des Stücks überall kalt gelassen haben soll; im Druck ist es bis jetzt ebenfalls nicht erschienen und vermögen wir daher ein genaueres Urtheil darüber nicht abzugeben. — Endlich erschien ganz neuerlich noch ein Band „Neue Novellen" und ein erzählendes Gedicht, „Thekla": die Geschichte einer christlichen Märtyrerin aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung — prächtige Hexameter, aber unserer Zeit und ihren Interessen so fremd, wie der Mann im Monde.

Wie erklären wir uns nun die Erscheinung dieses Dichters? und wie gehört er namentlich hierher, wo wir vorzugsweise die poetischen Repräsentanten unserer gegenwärtigen Reactionsepoche, die Dichter der Freude und des unbefangenen Lebensgenusses abschildern wollten?

Ganz gewiß gehört er hierher. Denn auch Paul Heyse mit all seinen Absonderlichkeiten und Verzwicktheiten ist ein Dichter des Genusses, nur daß dieser Genuß selbst bei ihm kein unmittelbarer und natürlicher, sondern ein künstlich zurechtgemachter ist; wie Bodenstedt der Dichter des naiven sinnlichen Genusses, so ist Paul Heyse der Dichter des ästhetischen Raffinements und der dilettantischen Feinschmeckerei. Bodenstedt ist ein Niedersachse, Paul Heyse ein Berliner. Von früh an ist der Dichter unter ästhetischen Eindrücken aufgewachsen; sein Vater selbst war ein feinsinniger und geschmackvoller Gelehrter, und auch übrigens traten dem Dichter von Jugend auf vorwiegend ästhetische Eindrücke und Anregungen entgegen. Was in dieser ästhetisch durchgewürzten Luft gewonnen und erreicht werden kann, das hat der Dichter sich redlich angeeignet: Feinheit des Geschmacks, Empfänglichkeit der Phantasie und einen regen, fast überregen Eifer zur poetischen Production. Das ist etwas, aber bei weitem nicht genug, ja in seiner Vereinzelung kann und muß es sogar schädlich wirken. Geschmack des Urtheils, Eleganz der Form, Geistreichigkeit der Pointen — o ja, das konnten die neuen Athener an der Spree ihrem poetischen Landsmann mitgeben: aber das Erbtheil einer männlichen, thatkräftigen Gesinnung, ernste und ausdauernde Begeisterung für die großen Schicksale der Menschheit, Vertrauen in die Geschichte und ihre ewigen Entwickelungen — das konnten sie ihm nicht mitgeben, weil sie es selbst nicht besaßen. Die ganze ästhetische Liebhaberei, der ganze geistreiche Dilettantismus, der die Berliner „gebildeten"

Kreise erfüllt, ſpiegelt ſich in Paul Heyſe wieder; es iſt Pegaſus im Joche, aber leider nicht im Joch des Lebens, das die wahre Kraft nur ſtärkt und erhebt, ſondern in einem Joch aus Roſen und Nachtviolen, deren ſüßer Duft endlich auch die friſcheſte Kraft betäubt und erſchlafft.

Hat ein ſolcher Dichter eine Zukunft? Wir wagen die Frage nicht zu entſcheiden. Die Irrgänge des Talents (und mit einem ſolchen haben wir es hier unzweifelhaft zu thun, wenn auch fürs Erſte nur mit einem formalen, nachbildneriſchen Talent) ſind oft wunderbar; hat es Poeten gegeben, die ſich aus Formloſigkeit und wüſter Zerfahrenheit geſammelt haben zu reinen, keuſchen Werken der Kunſt, warum ſollte ein Poet nicht auch einmal den umgekehrten Weg einſchlagen und von der Schale zum Kern, von der Form zum Geiſt hindurchdringen können? Was wir dieſem Dichter zunächſt wünſchten, das wären große und bedeutende Lebenserfahrungen, welche, und ſollte es auch mit unſanftem Streiche ſein, die allzuglatte Schale ſeines Weſens zerſchmetterten und den Kern tieferer Empfindung und wahrer Leidenſchaft, der doch hoffentlich in ihm liegt, zu Tage förderten. Es taugt dem Poeten nicht, wenn die Hand des Schickſals ihn allzuſanft führt oder wenn er allzuwenig erlebt. Im Jahre Achtundvierzig war Paul Heyſe wol theils noch zu jung, theils wurde er durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe wol zu ſehr auf die conſervative Seite, die Seite Derer gezogen, die in der ganzen Volksbewegung nur ein Ungeheuer von Rohheit und Verwilderung ſahen, als daß er die Bedeutung dieſer Zeit vollkommen begriffen und ihr die richtige Wirkung auf ſich verſtattet hätte. Der Dichter verlebte dann einige Zeit in Italien, ſcheint aber auch hier ausſchließlich nur der Schönheit des Landes und ſeinen gelehrten und künſtleriſchen Studien gelebt zu haben; wenigſtens ſuchen wir in Allem, was er bisher aus Italien veröf-

ſentlichte, vergeblich nach einem einzigen Ton, in dem die eben jetzt ſo brennenden Leiden und Schmerzen des italieniſchen Volks ihren Nachhall fänden. Paul Heyſe iſt in Italien derſelbe, wie in Berlin; er liebt, er küßt, er ſtudirt und äſthetiſirt, aber nirgend ſehen wir, daß er ein Herz für das Volk und ſeine Geſchichte hat. Der Dichter wird vielleicht Luſt haben, ſich mit Goethe's Beiſpiel zu entſchuldigen: aber erſtlich war Goethe Manches verſtattet, was den Nicht-Goethes nicht verſtattet iſt, und zweitens war Goethe der Mann ſeiner Zeit, Paul Heyſe aber iſt der Sohn unſerer Zeit oder ſollte es doch wenigſtens ſein.

Kurz nach ſeiner Rückkehr aus Italien hat der Dichter dann, wie ſchon zu Anfang erwähnt, an dem kunſtſinnigen Hofe König Max' von Baiern eine Stellung gefunden, die ſeinen künſtleriſchen Neigungen entſpricht, während ſie ihn zugleich vor jeder gemeinen Lebensſorge ſichert. Möge die Gunſt des Schickſals, die ihn von ſeinen erſten Schritten in die Oeffentlichkeit an ſo reichlich zu Theil geworden, denn auch als befruchtender Sonnenſchein in ſein Inneres fallen und hier nicht bloß ſchöne und zierliche, ſondern auch große und erhabene Empfindungen erwecken! —

So viel iſt gewiß: auf dieſem Wege experimentirender Geiſtreichigkeit, den Paul Heyſe bis jetzt gewandelt iſt, kann er wol ein geprieſener Salondichter werden, aber zum Herzen der Nation gelangt er damit ſo wenig wie zur Unſterblichkeit.

4.

Otto Roquette.

So ist das einzige Positive denn, was an Paul Heyse bis jetzt hervortritt, die ungewöhnliche Glätte und Sauberkeit seiner poetischen Form. In dieser Beziehung steht ein anderer junger Dichter ihm nahe, dessen Name ebenfalls erst in der nachmärzlichen Zeit auftauchte und der sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit nicht nur einen literarischen Ruf erworben hat wie Paul Heyse, sondern auch eine Popularität, deren der Dichter des „Meleager" sich noch lange nicht erfreut.

Das ist Otto Roquette. Das erste Werk, womit dieser Dichter in der Literatur auftrat, war jene „Waldmeisters Brautfahrt" (1851), die seitdem einige Dutzend Auflagen erlebt hat und die vom Dichter selbst zur Stunde noch nicht übertroffen ist. Otto Roquette ist der eigentliche Dichter der Jugend, wie sie in der nachmärzlichen Zeit geworden: lebenslustig, unbefangen, spielerisch, je nach den Umständen bald heiter, bald traurig, aber nach beiden Richtungen hin ohne besondere Tiefe, das Leben glatt von der Oberfläche schlürfend, vor Allem aber mit einem starkausgeprägten Bewußtsein ihrer eigenen Jugendlichkeit, die auch in der That das Hauptverdienst dieser Poeten bildet, nur Schade, daß es sich mit jedem Tage verringert. Er ist der wahre Repräsentant jener „Neuen Menschen," die aus der trüben Fluth des „tollen

Jahres" emporgetaucht ſind und die ſich nun außerordentlich ſchön und außerordentlich klug vorkommen, bloß weil ſie die Narben und Wunden nicht tragen, die uns entſtellen und weil ſie die Thorheiten nicht begangen, unter deren Folgen wir zu leiden haben.

In „Waldmeiſters Brautfahrt" trat dieſe abſtracte Jugendlichkeit noch ſehr friſch und liebenswürdig auf; das Publicum, auf dem das Blut und der Staub der jüngſten Vergangenheit noch laſtete, fühlte ſich angenehm überraſcht durch eine ſo ganz jugendkecke, naive Erſcheinung, an der die Leiden und Kämpfe der letzten Jahre ſo ganz ſpurlos vorüber gegangen waren und die mitten in einer ſo düſtern und aufgeregten Zeit noch den Muth hatte, das Glück der Jugend und des unbefangenen Lebensgenuſſes zu feiern. „Waldmeiſters Brautfahrt" gehört jener Märchendichtung an, die dann ſpäter ſo über alle Maßen üppig emporgewuchert iſt und ſo viel garſtiges Unkraut hervorgebracht hat. Damals war dieſe Gattung noch ziemlich neu, ja „Waldmeiſters Brautfahrt" gehört ſelbſt mit zu den Werken, durch welche ſie in Aufnahme gekommen. Am wenigſten aber ahnte das Publicum damals bereits, was es ſich in dieſen Schmarotzerpflanzen eigentlich erzog, und ſo war die Freude, mit welcher das Roquette'ſche Märchen aufgenommen ward, eben ſo lebhaft wie allgemein. — Der edle Prinz Waldmeiſter (Asperula odorata) hat ſich mit ſeinem Hofgeſinde, den duftigen Wald- und Frühlingskräutern, aufgemacht auf die Brautfahrt zu der ſchönen Prinzeſſin Rebenblüte, dem lieblichen Töchterlein König Feuerweins, der mit ſeinem zahlreichen und herrlichen Hofſtaat, den edlen Rhein-, Neckar- und Moſelweinen zu Rüdesheim Reſidenz hält. Ein mißgünſtiger Affe, ein heimlicher Schlecker und Schlucker, dem, wenn er allein iſt, keine Speiſe zu gewürzt, kein Wein zu edel iſt und der doch vor

den Leuten auf die edle Gottesgabe ſtets nur ſchimpft und ſchilt, greift ihn auf dem Spaziergang auf und ſteckt ihn in das eherne Burgverließ der Botaniſirkapſel. Die Beſorgniß, welche die Gefährten und Diener des Prinzen darüber ergreift, ſowie der Kampf, durch den ſie den edeln Gefangenen endlich befreien, giebt Veranlaſſung zu einer Reihe lebhafter und lieblicher Schilderungen, zu denen überall die köſtliche Rheinlandſchaft mit ihren Burgtrümmern und ihrer goldenen Segensfülle einen eben ſo bedeutenden wie anmuthigen Hintergrund bildet. Eben ſo die Zurüſtungen zur Hochzeit am Hofe zu Rüdesheim, wo insbeſondere die glückwünſchenden Geſandtſchaften der deutſchen Weine in einer Reihe treffender, mit glücklichſtem Humor ausgeſtatteter Bilder vorgeführt werden. — Doch vergeſſen die Freunde des edlen Brautpaares mitten unter dem Jubel der Hochzeit nicht, daß ſie noch Rache zu nehmen haben an dem feigen Heuchler, der ihren Fürſten in Gefangenſchaft gehalten und ſich überhaupt von jeher, wenn nicht als Verächter, doch als Verleumder ihrer edelſten Gaben gezeigt hat. Die einfache Liebesgeſchichte eines Jägers und eines Winzermädchen, ſowie die Abenteuer einer wandernden Studentengeſellſchaft, die gleichſam den Chorus des Ganzen bildet und deren Lieder ſich wie friſche, duftige Waldroſen durch den vollen Kranz dieſer Dichtung winden, ſind auf geſchickte Weiſe mit hineinverflochten. Die Verwickelung findet ihre Löſung endlich bei einem Zechgelage der Studenten, in welches auch der heuchleriſche Pfaffe mit hineingeräth und wo denn die vereinigten Wein- und Kräutergeiſter als würziger Maitrank ihm dermaßen zu Kopfe ſteigen, daß er ſich ganz offenkundig und ſichtbarlich unter dem verwunderten Kopfſchütteln derſelben Leute, denen er ſonſt immer ſo viel von Enthaltſamkeit und Mäßigung vorgepredigt hat, — berauſcht.

Um dieſe, wie man ſieht, höchſt einfache Unterlage ſchlingt

ſich, ſelbſt einer Rebe vergleichbar, die Reguette'ſche Poeſie: denn in dieſer ihrer erſten und glücklichſten Offenbarung iſt ſie edel geformt, ſaftig und friſch, von ſchöner Mannigfaltigkeit wie das Blatt der Rebe und lauter und rein und voll herrlichen Feuers wie ihre Frucht. In dem ganzen Gedicht, deſſen glücklicher Vorgang nachher ſo viel erkünſtelte und krankhafte Producte nach ſich ziehen ſollte, iſt nichts Ungeſundes, nichts Gemachtes, Verzwicktes, Angezwungenes, ſondern überall tritt uns die ſchönſte und edelſte Natürlichkeit entgegen, das volle, friſche Behagen der Jugend, der die Welt ſo ſchön erſcheint, weil ſie ſelbſt noch ſo ſchön iſt. Und das war es denn auch, was dieſes Gedicht eines damals noch völlig unbekannten, namenloſen Poeten, der damals ſelbſt noch halleſcher Student war, zu einem Lieblingsbuch unſerer Leſewelt machte: dieſer Zug reiner, naiver Jugendlichkeit, der das Ganze durchdringt und jeden Vers und jede Zeile mit edlem, keuſchem Feuer belebt. Nein, wie ſchwer dieſe Zeit auch auf uns laſtete und wie trübe Nebel über unſerer Zukunft brüteten: ſo lange unter der deutſchen Jugend noch Herzen ſchlugen wie das Herz dieſes Dichters, ſo lange aus der Hand eines deutſchen Studenten uns noch ein Gedicht kommen konnte, wie dieſer „Waldmeiſter," ſo lange brauchten wir auch den Glauben an die Zukunft unſeres Vaterlandes nicht aufzugeben, ſondern durften feſt an der Hoffnung halten, daß Schiller's große Weiſſagung ſich dereinſt doch noch erfüllen und die Schönheit uns doch noch eine Erzieherin zur Freiheit werden wird!

Leider hat der junge Dichter ſich auf der Höhe, die er mit dieſem ſeinem Erſtlingswerk gleichſam im Fluge erſtürmt hatte, auf die Dauer nicht zu behaupten vermocht, vielmehr zeigt ſich in ſeinen nachfolgenden Veröffentlichungen von Buch zu Buch ein immer größerer Rückſchritt. Zwar daß das Nächſte, was er nach

„Waldmeiſters Brautfahrt" in die Welt ſandte, ein etwas ſchwächliches Product war, dies konnte man ihm allenfalls verzeihen; „Waldmeiſters Brautfahrt" war erſt wenige Monate zuvor erſchienen, der glänzende Erfolg, den er damit erlangt hatte, war dem jungen Dichter ein wenig zu Kopf geſtiegen, und ſo durfte der Mangel an Selbſtkritik, den ſein nächſtes Werk verrieth, eben nicht überraſchen. Es war ein Roman oder doch etwas dem Aehnliches: „Orion. Ein Phantaſieſtück" (1851). Allerdings offenbart ſich auch in dieſem Buche (das übrigens, wenn wir recht unterrichtet ſind, eine ziemliche Zeit vor „Waldmeiſters Brautfahrt" geſchrieben iſt) dieſelbe geſunde Auffaſſung des Lebens, derſelbe klare, heitere Sinn, dieſelbe Luſt am Wahren, Natürlichen, Ungekünſtelten, die uns im „Waldmeiſter" ſo ſehr entzückt. Nur iſt in dem Roman allerdings noch Manches hinzugekommen, was dieſe geſunde, natürliche Grundlage trübt: Reminiscenzen und Traditionen einer überwundenen Bildung, dergleichen jedem heranwachſenden Dichter anhaften und durch welche die Jugend ſich rächt, dieſe ſonſt ſo beneidenswerthe, ſo köſtliche Jugend. Den goldenen Traum ſeines Märchens konnte der Dichter ohne Studium, ohne Anſtrengung, frei aus der jugendlich begeiſterten Seele ſpinnen; die blühende Rebe, die ſich am Felsgeſtade des Rheins emporrankt, war eben ſtark genug, dies liebliche Gebilde, gewebt aus Frühlingsduft und Jugendwonne, mit ſeinem leichten Elfenvölkchen zu tragen. Mit dem Roman dagegen war der Dichter unvermeidbar auf den Boden der Wirklichkeit verwieſen; hier genügt es nicht an einer Traumwelt, wie lieblich ſie auch ſei, noch an einzelnen poetiſchen oder geiſtreichen Schilderungen, ſondern im Roman wollen wir ein für allemal ein, wenn auch künſtleriſch verklärtes, doch immerhin ein Abbild des Lebens, wie es iſt, wollen Menſchen von Fleiſch und Blut, in Lagen, die unſere Theil-

nahme erregen, mit Abſichten und Zwecken, welche in dem allgemeinen Boden des Jahrhunderts wurzeln und die eben deshalb unſerer Sympathien verſichert ſind. — An dieſer Kenntniß des wirklichen Lebens aber fehlt es dem Verfaſſer des „Orion“ noch. Das Buch iſt, als Roman betrachtet, ziemlich intereſſeles, mehr ein Tagebuch des Dichters ſelbſt, der ſeine jugendlichen Kämpfe und Entwickelungen darin niederlegt, als eine eigentliche wirkliche Geſchichte; es fehlt nicht bloß an der plaſtiſchen Ruhe, welche jedes epiſche Kunſtwerk beſitzen ſoll, es fehlt vor Allem auch an der Kraft und Sicherheit der plaſtiſchen Geſtaltung ſelbſt. Die Charaktere, und darunter höchſt bezeichnender Weiſe grade diejenigen, die der Dichter ſelbſt mit der meiſten Vorliebe gezeichnet und auf die er ſich wol in der Stille am meiſten zu Gute gethan hat, ſind nebelhaft, unfaßbar; die Fabel, ſtatt mit Nothwendigkeit aus den Charakteren zu fließen, trägt in ihrer ganzen Zuſammenſetzung die Spur des Willkürlichen, Abenteuerlichen; die im üblen Sinne romanhaften Nothbehelfe, zu denen der Verfaſſer ſich zu ihrer endlichen Löſung genöthigt ſah, hätten ihm ſelbſt als Fingerzeig dienen können, daß er ſich hier auf einem falſchen Wege befand, einem falſchen ſchon deshalb, weil er ihn ſelber nicht kennt und überſieht.

Denn darin verrieth ſchon in dieſem zweiten Werke des Dichters das Unzulängliche einer abſtracten Jugendlichkeit ſich auf ſehr fühlbare Weiſe: in dem Mangel an Lebenserfahrung und poſitivem Inhalt, der ſein Werk charakteriſirt. Niemand ſoll ernten wollen, wo er nicht geſäet hat, noch um Preiſe ringen, wo ihm die Kenntniß der Waffen mangelt. Wollen wir auch den Rigorismus nicht ſo weit treiben, wie Jean Paul, der irgend einmal die Forderung aufſtellt, Niemand ſolle einen Roman ſchreiben vor ſeinem dreißigſten Jahre, weil es nicht wahrſcheinlich, daß Jemand vor ſeinem

dreißigsten Jahre Welt und Menschen bereits so weit kennen gelernt habe, wie der Roman es nun einmal mit Nothwendigkeit erfordert: so scheint uns doch dies ein ganz billiges, ganz gerechtes Verlangen, daß auch der Poet nichts ausgebe, was er nicht vorher erworben und daß Derjenige, dem die Natur das köstliche Geschenk des poetischen Talents verliehen, nun auch aus allen Kräften dahin arbeite, diesem Talent einen entsprechenden Inhalt zu geben — und auch den Schmerz und die Entbehrungen soll er nicht scheuen, welche die vollständige und gründliche Bewältigung der Wirklichkeit ihm auferlegt.

Dies Vacuum des Selbsterlebten zu verdecken, hat der Dichter des „Orion" nun nothgedrungen, wie wir schon vorhin andeuteten, zu allerhand Reminiscenzen und Traditionen greifen müssen. Dabei, wie die Jugend denn nur allzubereit ist, die allerverschiedenartigsten Eindrücke auf sich wirken zu lassen und wie sie mit ihrem jugendlich gesunden Magen auch in geistiger Hinsicht das innerlichst Unverträgliche mit dem gleichen naiven Appetit verspeist, ist es auch dem Dichter des „Orion" passirt, gleichzeitig zwei höchst entgegengesetzte Muster zu copiren. Auf der einen Seite nämlich begegnen wir der wohlbekannten Auerbach'schen Dorfgeschichte, deren Nachahmung eben damals anfing eine ziemlich allgemeine und unvermeidliche Krankheit unserer Literatur zu werden, während auf der andern die alte Romantik hineinspielt und zwar in ihrer finstersten, geschmacklosesten Gestalt, in der Gestalt der Hoffmann'schen Spukgeschichte. Diese letzteren Elemente wirken namentlich höchst störend und könnten Einen an dem Talent des Dichters fast irre machen; er hatte im „Waldmeister" einen so vollen und gesunden Zug aus dem Born ächter, unsterblicher Romantik gethan, der Romantik der Jugend, der Natur, der Liebe — wie war es ihm nur möglich, hier so tief in die falsche zu gerathen?

Derſelbe Dichter, der uns in ſeinem Wein- und Wandermärchen die todte Natur ſo herrlich vermenſchlicht hatte, wie hat er es hier nur über das Herz bringen können, menſchliches Leben und menſchliche Leidenſchaft der rohen Naturkraft eines unverſtändigen und unmenſchlichen Fatalismus zu überliefern?

Daß das Buch daneben auch manche intereſſante und liebenswürdige Partien enthält, daß namentlich die ziemlich ausgedehnten landſchaftlichen Schilderungen recht lebendig und anmuthig ſind, und daß wir auch hier wieder auf eine Menge eingeſtreuter Lieder treffen, die einen friſchen und liebenswürdigen Geiſt athmen, und von denen einzelne ſich den prächtigen Studentenliedern aus „Waldmeiſters Brautfahrt" nicht unwürdig zur Seite ſtellen — das Alles war zwar richtig, konnte doch aber den halben und trüben Eindruck, den der „Orion" hervorbrachte, nicht weſentlich verbeſſern. Auch war die Aufnahme des Buchs nur lau, der Dichter ſelbſt aber nahm für längere Zeit von dem Gebiete des Romans Abſchied, um ſich wieder zu jenen poetiſchen Erzählungen zurückzuwenden, die damals überhaupt Mode zu werden anfingen und zu denen er ſelbſt durch ſein Erſtlingswerk einen ſo ſchönen Beitrag geliefert hatte.

Allein bevor wir die übrigen erzählenden Dichtungen des Verfaſſers näher ins Auge faſſen, ſcheint es zweckmäßig, uns hier zuvörderſt mit ſeinen lyriſchen Dichtungen bekannt zu machen. Dieſelben erſchienen zu Ende 1851 unter dem Titel „Liederbuch," entſprachen jedoch den Hoffnungen, welche „Waldmeiſters Brautfahrt" erweckt hatte, ebenfalls nicht völlig. Das „Liederbuch" iſt „der Jugend" gewidmet; der Jugend, die „ſelbſt noch ringt," will der Dichter ſeine Lieder bringen, weil „nur ſie zu ſingen verſtehen"; „die mit den jugendgoldenen Locken," die noch mit „Jugendübermuth in die lebensbunte Urne lachend greifen," die noch „in ſeligen Wahns

Bekose jedwede Blüte zur Frucht gereift sehen," die sollen „diese Viererernte" als ihr Eigenthum hinnehmen:

Und kanns dem Lied zu sessen Euch gelingen,
Mit froher Brust will ich es mit Euch singen!

Das klang nun freilich nicht sehr schwungvoll, im Gegentheil, es war eine ziemlich abgebrauchte und triviale Wendung, und denselben trivialen Geist athmete auch das ganze Widmungsgedicht; trotz seiner enthusiastischen Sprache und trotz der Bilderfülle, mit welcher der Dichter, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Einfachheit, darin um sich wirft, dreht es sich doch so ziemlich im Kreise und kommt über den etwas dünnen Gedanken: „Ich bin jung und du bist jung, so sind wir alle beide jung," nicht eigentlich hinaus. Es ist wahr, Dedicationen und ähnliche mehr oder minder officielle Gedichte gelingen nicht immer, in diesem Falle jedoch lag der Grund denn doch wol tiefer: das Eingangsgedicht mußte so dünn und schwächlich ausfallen, weil der Dichter in der That nichts auszusprechen hat, als dies etwas abstracte Bewußtsein seiner Jugend und weil dies allein doch unmöglich hinreichend ist, einen wirklichen Dichter zu machen. Allen Respect vor der Jugend, das versteht sich; sie ist die köstlichste und unschätzbarste aller Naturgaben, das kann Niemand tiefer empfinden, als wer die Jugend selbst schon im Rücken hat. Junger Wein schmeckt immer gut, selbst wenn aus dem perlenden Most hinterdrein ein schaler, matter Kräter werden sollte; selbst alte Tugenden sind oft nicht halb so liebenswürdig als junge Fehler. Allein so bereitwillig wir dies anerkennen, so müssen wir doch andererseits auch dabei bleiben, daß wenigstens auf dem Gebiete der Kunst die Jugend allein noch nicht ausreichend ist. Auch die Jugend, wo sie sich will poetisch vernehmen lassen, muß einen Inhalt haben; es geht wol ein- auch zweimal, aber es geht nicht immer, wie ein kleiner munterer Flachs-

kopf, der die Schule hinter und vierzehn Tage Ferien vor ſich hat, auf einem Beine tanzen und den Hut ſchwenken und dazu ſchreien: „Hurrah, ich bin jung, ich habe nichts zu thun;“ — ſondern erſt wenn dieſer Jugendſinn ſich an großen und würdigen Gegenſtänden bewährt, wenn er die Wirklichkeit des Lebens, ſei es genießend, ſei es ringend, an ſich preßt, mit einem Wort, wenn die Jugend zugleich als Jugendmuth und Jugendkraft auftritt, dann erſt vermag ſie uns poetiſch zu intereſſiren und zu feſſeln.

In „Waldmeiſters Brautfahrt“ war ſie ſo aufgetreten, in dem „Liederbuch“ dagegen zeigte ſie ſich größtentheils leer und inhaltlos. Es iſt, mit wenigen Ausnahmen, ein äußerlich ganz angenehmes, aber innerlich leeres Quinkeliren, in meiſt ziemlich verbrauchten Weiſen, bei denen es nicht ſelten den Anſchein gewinnt, als wäre die Seele des Dichters gar nicht recht dabei geweſen und das Ganze wäre nur eine gewiſſe mechaniſche Gewöhnung, eine bloße Beſchäftigung der Stimme, wie etwa die Holzſchläger im Walde jokeln und tremuliren, ohne dabei etwas zu empfinden oder etwas Größeres ausdrücken zu wollen, als ein gewiſſes allgemeines Gefühl der Exiſtenz. Allerdings finden ſich daneben auch einige vortreffliche Stücke, von wahrer und tiefer Empfindung und leichtem, glücklichen Ausdruck: allein ihre Zahl iſt doch zu gering und verſchwindet zu ſehr in der Maſſe des Unbedeutenden und Inhaltloſen, das die Sammlung übrigens bietet. Ein bedenklicher Charakterzug iſt ferner das ſehr lebhafte Bewußtſein, das der Dichter ſelbſt inzwiſchen von ſeiner eigentlichen Jugendlichkeit und deren Anmuth gewonnen hat; auch mit Jugend und Natürlichkeit läßt ſich kokettiren, ſo gut wie mit Wahrheit und Biederherzigkeit, und der Dichter des „Liederbuchs“ ſchien es bereits ziemlich weit darin gebracht zu haben.

Auch dieſe Sammlung fand im Ganzen nicht die Aufnahme,

die der Dichter selbst, nach dem glänzenden Empfang des „Waldmeister" vermuthlich erwartet hatte, und so wandte er sich denn, wie bereits erwähnt, zum erzählenden Gedicht zurück. Es sind besonders drei Werke, die hier noch genannt werden müssen: „Der Tag von St. Jakob" (1852), „Herr Heinrich" (1853) und „Hans Haidekukuk" (1855). Das bedeutendste darunter ist „Der Tag von St. Jakob," insoweit sich darin zum mindesten das Bestreben kund giebt, des historischen Lebens und seiner großartigen Erscheinungen Herr zu werden.

Aber freilich ist der Versuch nicht geglückt, im Gegentheil, er bekundet erst recht die Schranke, die nach den bisherigen Erfahrungen zu urtheilen dem Talent dieses Dichters gesetzt ist und die er selbst durch geflissentliche Verzärtelung seines Talents noch immer enger gezogen hat. Zwar die Wahl des Stoffes könnte kaum glücklicher sein; eine der ruhmreichsten Episoden aus dem Freiheitskampf der Schweizer Eidgenossen, einer der erhabensten Siege, den Muthesmuth und Vaterlandsliebe jemals über fremde Gewaltherrschaft davongetragen, eines der glorreichsten Opfer, die jemals auf dem Altare der Freiheit dargebracht worden — wo giebt es einen würdigern Gegenstand für die Leier des Dichters? Was wäre geeigneter für den ernsten, wuchtigen Schritt des epischen Gedichts? Und womit könnte grade ein jugendlicher, ein jugendbegeisterter Poet seine Zeitgenossen besser erheben?!

Allein dieser „Tag von St. Jakob" ist gar kein episches Gedicht, auch nicht einmal ein erzählendes: es ist ein Landschaftsgemälde mit zufälliger historischer Staffage, eine jener Blumenhagen'schen Novellen in Versen, deren wir in einem früheren Abschnitt gedachten. Statt das historische Ereigniß, das er darstellen und feiern will, zum wirklichen, lebendigen Mittelpunkt seines Gedichtes zu machen, statt der geschichtlichen Idee, welche sich in derselben offenbart, die Motive und die Charaktere seiner Dichtung zu

entnehmen und auf dieſe Art im höheren und eigentlichen Sinne den Ton der Zeit zu treffen — ſtatt deſſen ſetzt der Dichter in dieſen großartigen Hintergrund, auf dies erhabene Theater der Alpenwelt, das ſich ſo eben mit dem Blut der Helden färbt, ein beliebiges Liebespaar, deſſen Schickſal er mit dem hiſtoriſchen Ereigniß, das die eigentliche Aufgabe ſeines Gedichts bildet, in eine ganz willkürliche Verbindung bringt und für deſſen Freuden und Leiden, Zänkereien und Verſöhnungen, Glück und Tod er nun das Intereſſe ſeiner Leſer fordert, nicht um ihrer ſelbſt willen, nein, Alles im Namen des Tages von St. Jakob! Und wenn dieſes Liebespaar nur wenigſtens im Geiſt und Ton jener mittelalterlichen Zeit und jenes ſchweizeriſchen Schauplatzes gehalten wäre; ſollen wir denn doch einmal von der Höhe des hiſtoriſchen Gedichtes herabſteigen, um uns mit einer bloßen Novelle in Verſen zu begnügen, ſo wäre das noch wenigſtens eine Art von Entſchädigung. Dieſer Valentin aber und dieſe Verena mit ihren verſchmähten Roſen, mit ihrem Schmollen und Necken, mit ihrer Dialektik der Feindſchaft, die ſich vor ſich ſelbſt verbirgt, um ſich heimlich nur um ſo tiefer zu genießen — nein, das können ja unmöglich die Zeitgenoſſen Joſt Nering's und Hermann Seevogel's, können keine Schweizer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts ſein, das ſind Salonmenſchen aus der Mitte des neunzehnten, gute Figuren für eine moderne Novelle oder ein bürgerliches Drama, die ſich nur aus Uebermuth oder Koketterie in dieſe bäuriſche Tracht verkleidet haben! — Aber auch dieſe ſchlechteſte Sorte von Romantik zugeſtanden, hat der Dichter des „Tag von St. Jakob" doch offenbar ſelbſt nicht gewußt, was damit anfangen. Der Mangel an Erfindungsgabe, der ſich in Verwendung und Verknüpfung der überlieferten romantiſchen Ingredienzien kund giebt, iſt auffällig, ſelbſt in einer Zeit, deren ſtarke Seite die poetiſche Erfindung

bekanntlich nicht ist. Auch die patriotischen Reflexionen, die der Dichter über Freiheit und Völkerschicksal anstellt, haben trotz der löblichen Mäßigung, deren er sich dabei befleißigt, etwas Dünnes, Unfertiges. Auch die lyrischen Beigaben, die im „Waldmeister" eine Glanzpartie des Gedichts bildeten, sind hier außerordentlich schwach, sogar die Form, in welcher der Dichter doch sonst excellirt, hat etwas Mattes und Ungelenkes. Auch dabei ist es wieder der Mangel an Inhalt, der sich rächt; dieser längere Vers, dessen der Dichter sich im „Tag von St. Jakob" bedient, hat ihn offenbar genirt, er klappt und schleppt, gleich als ob es an Gedankeninhalt gefehlt hätte, ihn auszufüllen.

Noch schwächer sind „Herr Heinrich" und „Hans Haidekukuk." Das erstere Gedicht, in welchem der Dichter sich wieder dem mit so viel Glück betretenen Gebiet des Märchen nähert, hat wenigstens einige schöne Naturschilderungen, „Hans Haidekukuk" dagegen, eine Nürnberger Stadt- und Kriegsgeschichte, ist völlig flach und trocken, und selbst die eben aufgehende Sonne der Reformation, die in das Zeitalter des Gedichts hineinleuchtet, ist nicht im Stande gewesen, dem letzteren etwas frischen, männlichen Geist einzuflößen; es ist Alles recht gewandt, recht niedlich, aber doch nur — Nürnberger Waare.

Es bleiben uns noch die dramatischen Versuche des Dichters zu erwähnen. Dieselben sind ziemlich zahlreich. Doch ist, so viel wir uns erinnern, nur eins davon („Die Sterner und die Pfitticher" 1856) zur Aufführung gekommen, die meisten sind auf dem Wege zur Bühne stecken geblieben und nur eines davon ist in die Oeffentlichkeit des Buchhandels getreten: „Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen." Dasselbe erschien im Herbst 1853, also zu einer Zeit, wo die Lorbeeren des „Waldmeister" noch ziemlich frisch waren. Auch ist ja der Ueber-

gang vom lyriſchen Gedicht zum Drama im Allgemeinen ſo naturgemäß und dabei für das Talent des Dichters ſelbſt ſo entſcheidend, daß der erſte dramatiſche Verſuch eines Poeten, der ſich bereits auf anderen Gebieten einen Namen gemacht hat, allemal mit Intereſſe empfangen wird. Dies Intereſſe kam auch Roquette's „Reich der Träume" entgegen, ſah ſich jedoch ebenſo enttäuſcht davon wie von Allem, was dieſer Dichter ſeit „Waldmeiſters Brautfahrt" veröffentlicht hat.

„Das Reich der Träume" behandelt einen vom Dichter frei erfundenen Stoff. Nun iſt es mit den erfundenen Stoffen im höheren Drama, in dem Drama, das noch etwas mehr ſein will, als nur eine Befriedigung des Theaterbedürfniſſes, bekanntlich allemal ein mißliches Ding; ſelbſt anerkannte Meiſter ſind daran zu Schanden geworden. In dieſem Falle aber hatte der Dichter ſich die Schwierigkeit noch um ein Beträchtliches geſteigert dadurch, daß der von ihm beliebte Stoff nicht bloß ſchlechthin untheatraliſch iſt, ſondern auch ſehr wenig Dramatiſches hat. Die Heldin des Stückes iſt eine junge, ſchöne Gräfin, deren unlängſt verſtorbener Vater alchymiſtiſchen und kabbaliſtiſchen Künſten ergeben war; aufgewachſen in der Umgebung ſeiner Retorten und Inſtrumente, unter Erzählungen und Vorſtellungen einer Geiſterwelt, die von allen Seiten unmittelbar in das menſchliche Daſein hineingreift, hat ſie das richtige Maß für die Wirklichkeit der Dinge verloren oder auch niemals beſeſſen. Sich ſelbſt und ihrer Umgebung entfremdet, lebt ſie in einer Welt von Träumen, die ihr Herz und Sinne mit trügeriſchen Bildern umgaukeln; in Trauerkleider gehüllt, hält ſie nächtliche Unterredungen mit Geiſtern und Luftgeſtalten und erwartet ſehnſüchtig den Augenblick, wo „ihr Genius" ihr erſcheinen und ſie durch die Pforte des Todes zu ihrem Vater hinüberführen wird. Vergebens hat ein Freund des Letzteren, ein Arzt von tiefer

Kenntniß und unbestechlicher Rechtschaffenheit, dem ihre Erziehung nach dem Tode des Vaters zugefallen, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen versucht; der Wahn der Traumwelt, die sie gefangen hält, ist mächtiger als alle Vorstellungen und Ermahnungen ihres Lehrers, die sie im Gegentheil nur immer reizbarer, immer unglücklicher machen.

Aber was dem Arzt und Lehrer nicht gelingt, das vollbringt die Liebe. Durch eine zufällige Verkettung von Umständen begegnet Nymphäa'n (dies ist der Name der Heldin) grade in dem Augenblick, da sie die Erscheinung „ihres Genius" und damit ihren Tod erwartet, ein junger, ritterlicher Fürst, der ihr Herz zu neuem Dasein erschließt und sie, eben so sehr durch seine Liebkosungen wie durch ihre eigene Leidenschaft, von ihrem Irrthum zurückbringt und mit der Welt, der wirklichen, versöhnt.

Dies der Kern des Stücks. Ob derselbe stoffhaltig genug, ein Drama daraus zu machen, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls würde eine sehr große Kunst, namentlich viel psychologische Feinheit und Tiefe, vor allem aber eine sehr weise Beschränkung in der Wahl der Mittel dazu gehört haben. Besonders in Beziehung auf diesen letzteren Punkt ist es interessant, „Das Reich der Träume" mit einem andern bekannten Theaterstück zu vergleichen, das eben damals vielfach gegeben ward und dem auch unser Dichter allem Vermuthen nach eine wesentliche Anregung verdankt: „König René's Tochter," von dem Dänen Henrik Hertz. Dort wie hier ein pathologischer Vorgang, dem wir nach unserem persönlichen Dafürhalten eine dramatische Berechtigung allerdings absprechen müssen; dort Blindheit des Leibes, hier Blindheit des Geistes, und in beiden Fällen die Liebe als der eigentliche rettende Arzt. Nun verkennen wir auch die Mängel des Hertz'schen Stücks gewiß

nicht; insbesondere glauben wir nicht, daß dasselbe mehr ist als ein sogenanntes „dramatisches Gedicht" — und bekanntlich führte diese Gattung ihren Namen genau wie lucus a non lucendo: „dramatische Gedichte," die vielleicht „Gedichte," aber ganz gewiß keine „dramatischen" sind —, und haben wir es deshalb auch nie zu billigen vermocht, daß man das Stück vor die ihm innerlichst fremde Welt der Lampen gebracht hat.

Aber bei alledem wie maßvoll, wie vorsichtig ist der dänische Dichter zu Werke gegangen! Wie eng hat er sich die Grenzen gesteckt, wie anspruchslos, als eine bloße dramatische Studie, eine bloße Scene tritt sein Stück auf! „König René's Tochter" hat nur einen Akt und von Personen nur das Allernothwendigste. Das „Reich der Träume" dagegen setzt reichlich ein Dutzend Personen in Bewegung, es hat fünf wohlgemessene Acte und macht in allen Dingen den Anspruch, ein richtiges und wirkliches Theaterstück zu sein. Damit aber ist ihm der poetische Duft abgestreift, der Dämmer der Phantastik ist zerstört, in dem es allein hätte existiren können; was man sich in kurzer, gedrängter Haltung als einen anmuthigen poetischen Einfall allenfalls hätte gefallen lassen, das macht, zu fünf Acten ausgesponnen und mit allem Apparat eines Theaterstücks versehen, nur einen sehr unbefriedigenden, fast komischen Eindruck: so viel Schale (denkt man) und so wenig Kern, so viel Form und so wenig Inhalt, eine so lange Einleitung und ein so dürftiges Resultat!

Dem Dichter ist das zum Theil selbst nicht entgangen; um die Magerkeit seines Stoffes, welcher der dramatischen Bearbeitung denn doch gar zu wenig ergiebige Seiten darbot, einigermaßen zu verdecken, hat er noch verschiedene andere Fabeln damit in Verbindung gesetzt. Allein diese Verbindung ist rein äußerlich geblieben; statt, wie ein Drama soll und muß, aus Einem Punkt und Einem Gedanken

zu erwachsen, sind hier drei, vier verschiedene Handlungen willkürlich zusammengelegt, ohne eine Spur von Nothwendigkeit oder inneren Zusammenhang. Da haben wir einen Silamont, Herzog von Perouse, aus Frankreich verbannt wegen einer Mordthat, zu der er sich im Zorn vor den Augen des Königs hat hinreißen lassen; da haben wir einen jungen Wüstling Alsando, der sein Vermögen verschwendet und die Kaufleute von Marseille auf schnöde Weise betrogen hat — was hat das mit dem „Reich der Träume" zu thun? und welcher innere, welcher geistige Zusammenhang ist zwischen diesen Personen und dem Grundgedanken des Stücks? Ein Drama darf keine willkürliche Anhäufung von Abenteuern und Zufälligkeiten sein; in der Novelle, namentlich in der Novelle im älteren Sinne, mag das Abenteuer als solches herrschen, das Drama muß ein streng gegliederter Organismus sein von sich gegenseitig bedingenden, gegenseitig ergänzenden Theilen. Allerdings ergiebt sich zum Schluß des Stücks, daß der Wüstling Alsando derselbe Edelmann ist, gegen den der verbannte Herzog damals im Zorn sein Schwert erhoben; er ist nicht getödet, nur verwundet gewesen, sodaß einer allseitigen Aussöhnung nichts im Wege steht. Doch macht diese plötzliche Enthüllung auf den Leser keinen anderen Eindruck als den eines Theatereffects; auf die Bretter gebracht, würde sie sogar als ein sehr verbrauchter, sehr ungeschickter Theatereffect erkannt und von den Zuschauern, fürchten wir, mit jenem Kichern begleitet werden, das allemal der schlimmste Tod ist, den ein Stück sterben kann.

In den letztverwichenen Jahren hat der Dichter eine Schweigsamkeit gezeigt, die sonst eben nicht zu den hervorragenden Eigenschaften unserer jungen Poeten gehört. Doch wird soeben, nachdem er 1855 mit „Das Hünengrab" einen verunglückten

Streifzug in das Gebiet der Tromlitz-Blumenhagen'ſchen Romantik unternommen hatte, ein neuer dreibändiger Roman von ihm angekündigt, „Peter Falk:" eine Künſtlergeſchichte, in der, ähnlich wie im „Orion," innere Zuſtände, Reflexionen und Gefühlsergießungen für die mangelnde Handlung entſchädigen ſollen. — Iſt dieſe Schweigſamkeit, durch die Otto Roquette ſich neuerdings auszeichnet, nur die Folge größerer Sammlung und ernſter innerer Arbeit, die der Dichter an ſich ſelbſt vollführt, ſo können wir nur ihm wie der Literatur dazu gratuliren. Dem Dichter des „Meleager" wünſchten wir große und bedeutende Schickſale, die ihn zur Einkehr in ſich ſelbſt bringen und ſeiner Poeſie eine größere Innerlichkeit und Leidenſchaftlichkeit geben möchten. Dem Verfaſſer des „Waldmeiſter" iſt etwas Aehnliches zu wünſchen; auch er haftet noch zu ſehr an der Oberfläche der Dinge, er macht ſich die Poeſie zu leicht, es iſt noch zu viel Dilettantismus in ihm, wenn auch ſein einfach angelegtes Naturell ihn vor den Capricen und Seltſamkeiten geſchützt hat, in denen Paul Heyſe ſich gefällt. Vor Allem aber ſuche er ſelbſt erſt einen werthvollen und tüchtigen Inhalt zu gewinnen; ſonſt iſt er in Gefahr, von dem ſchlimmſten Schickſal ereilt zu werden, das es überhaupt giebt — dem Schickſal, alt und greiſenhaft zu werden, während ſeine Locken noch braun, ſein Auge noch hell, ſein Arm noch kräftig iſt . . . .

5.

Julius Rodenberg.

In nächſter Verwandtſchaft mit Otto Roquette ſteht Julius Rodenberg; wie Moriz Hartmann und Alfred Meiſsner einſt die Dioskuren der politiſchen Lyrik bildeten, ſo ſind Otto Roquette und Julius Rodenberg die eigentlichen Dioskuren unſerer „Neuen Menſchen.“ Bemerken wir an Rodenberg auch nicht ganz dieſelben Vorzüge wie am Dichter des „Waldmeiſter,“ ſo zeigt er doch jedenfalls dieſelben Mängel und Einſeitigkeiten; ja wenn es möglich wäre, daſs ein verhältnisſmäſsig ſo jugendlicher Schriftſteller, wie Otto Roquette ſelbſt erſt iſt, bereits Schüler haben könnte, ſo dürfte Rodenberg füglich als Roquette's Schüler bezeichnet werden. Nur in einem Punkt wäre der Schüler alsdann dem Meiſter überlegen: zwar ſchwelgt auch Rodenberg hauptſächlich noch in dem abſtracten Wonnegefühl der Jugend, doch tritt dies Jugendgefühl bei ihm ſchon ein gut Theil männlicher und kräftiger auf, wie bei dem allzuzierlichen Dichter des „Liederbuch.“ Auch die Rodenberg'ſche Muſe iſt noch etwas breit und geſchwätzig und thut ſich ebenfalls noch ein wenig zu viel darauf zu gute, daſs ſie jung, jung und nochmals jung iſt. Aber die Jugend ſucht ſich hier doch wenigſtens ein würdiges Ziel, der Poet vergiſst doch nicht ganz und gar, daſs es noch gröſsere Dinge giebt, als Mädchenſchürzen und Weinhausſchilder, oder die Blümchen auf dem Felde

und die Sterne am Himmel. Er läſst uns im Jünglinge zugleich den werdenden Mann erblicken, und wenn auch ſein Jugendmuth und Drang zuweilen noch etwas unklar und phantaſtiſch iſt, ſo iſt doch dieſe Unklarheit immer beſſer als eine Durchſichtigkeit, die nur Folge der Inhaltloſigkeit iſt.

Was dagegen das ſpecifiſche Talent betrifft, ſo ſteht Rodenberg darin, wenigſtens ſo weit ſeine Leiſtungen bis jetzt vorliegen, hinter dem Dichter des „Waldmeiſter“ zurück. Rodenberg's Talent iſt hauptſächlich nachahmend; faſt zu jedem ſeiner Gedichte, namentlich ſeiner größeren, kann man ſofort das Original nachweiſen, das ihm dabei, bewuſst oder unbewuſst, vorgeſchwebt hat.

Schon in den „Schleswig-Holſteiniſchen Sonnetten“ (1849), mit denen der Dichter, ſoviel uns erinnerlich, ſich zuerſt in die Literatur einführte, ſchloſs er ſich Geibel's bekannten politiſchen Sonnetten mehr als billig an. Demſelben Muſter eiferte er auch in „König Harald's Todtenfeier“ (1852) nach. Es iſt unmöglich, dieſe Dichtung zu leſen, ohne ſich ſofort aufs lebhafteſte an Geibel's „König Sigurd's Brautfahrt“ erinnert zu fühlen. Doch fällt der Vergleich nicht zu Rodenberg's Vortheil aus. Hier wie dort ſtehen Froſt des Alters und junge Gluth der Liebe, zarte Jungfräulichkeit und nordiſch ſtrenges Heldenthum, Leidenſchaft und Schickſal ſich gegenüber; hier wie dort werden wir auf die wogende See geführt in die märchenhaft prächtige Zeit, da die alten nordiſchen Seekönige mit triumphirendem Banner das Meer beherrſchten und die Genüſſe und Schätze des Südens an der unwirthbaren Küſte ihrer Heimath zuſammenbrachten; hier wie dort derſelbe tragiſche Schluſs, in den das in Flammen untergehende Schiff gleich einem ſchwimmenden Katafalk prächtig hineinleuchtet. Aber nicht nur hat Geibel die Fabel ſeines Gedichts ungleich ſorgfältiger aus- und durchgearbeitet, ſondern auch Ton und

Farbe der Zeit, sowie der gewählten Umgebung hat er bei weitem richtiger getroffen. Besonders in letzterer Hinsicht bleibt das Rodenberg'sche Gedicht hinter seinem Vorgänger noch weit zurück; Sprache wie Ideengang sind zu modern, zu zierlich, tragen zu wenig das Gepräge dieser großartigen nordischen Welt, in die der Dichter uns doch übrigens versetzen will; wir glauben diesem „grimmen" König Harald nicht, wenn er von „des Daseins Götterwein" singt, den er getrunken, noch von den Schmerzen, die es ihm erregt „nur ein Mensch zu sein." Das ist Julius Rodenberg, der so fühlt und denkt, aber nicht König Harald, das ist der Lyriker, der seine eigenen Empfindungen ausspricht, noch nicht der Epiker, der fremde Gestalten zu schaffen und zu beleben weiß. Auch in der Form erreicht „König Harald's Todtenfeier" sein Muster nicht; Geibel's „König Sigurd" schreitet von Anfang bis zu Ende in derselben prächtigen Nibelungenstrophe einher, ernst und maßvoll wie ein Held in der Rüstung, während „König Harald's Todtenfeier" alle jene bunten Läppchen eines unaufhörlichen Formenwechsels aushängt, die in der modernen Epik so beliebt sind und hier so häufig die innere Armuth des Dichters verdecken müssen.

Inzwischen war „Waldmeisters Brautfahrt" von Otto Roquette erschienen und sofort antwortete Rodenberg mit „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie" (1852). Doch ist auch dieser Nachklang nur etwas schwächlich ausgefallen und erreicht weder die Anmuth der Form noch die köstliche jugendliche Laune, durch die das Orginal sich auszeichnet.

Bedeutender zeigt Rodenberg sich als Lyriker in seinen „Liedern" (1853). Auch hier weht uns derselbe kräftige und muthige Geist an, der die „Schleswig-Holsteinischen Sonnette" eingegeben; es sind freilich nur Nachahmungen der vormärzlichen politischen

Lyrik, aber geſchickt gemacht und zweckmäßig angewendet. Auch die Naturſchilderungen, in denen Rodenberg ſich ebenſo gefällt, wie der Dichter des „Liederbuch," tragen bei ihm nicht das Weiche, Träumeriſche, Zerfloſſene, wie bei Jenem. Schon daß er ſich ſo häufig auf das Meer hinausbegiebt, in das Toſen der Brandung, wo der verwegene Schiffer der empörten Fluth ſein Leben jedem Augenblick abringen muß, iſt ein weſentlicher Vortheil für ihn, indem es ſeinen Schilderungen mehr Bewegung und Farbe und eine männlichere, kräftigere Stimmung verleiht. Beſonders aus den „Liedern von Helgoland" weht es uns zuweilen allen Ernſtes an wie eine friſche, geſunde Seeluft, welche die Nerven ſtärkt und das Blut friſch und kräftig macht. Ueberhaupt ruhen hier, in dieſer Welt des Meeres, noch poetiſche Schätze, die hoffentlich auch in unſerer Literatur noch zur Hebung kommen werden, wenn nur erſt die „Deutſche Flotte" kein bloßes Traumbild, oder gar wie jetzt, ein leerer Spottname iſt.

Auch als Dramatiker hat Rodenberg ſich verſucht; z. B. in „Waldmüllers Margareth" (1855). Doch ſind es mehr Gelegenheitsſtücke zum Zweck der muſikaliſchen Compoſition, als daß ſie eine ſelbſtändige poetiſche Bedeutung in Anſpruch nehmen könnten.

Außerdem hat Rodenberg ſich auch als Reiſeſchriftſteller bekannt gemacht. Es iſt jetzt ſo Mode unter unſeren jungen Dichtern, ſich durch Reiſen zu bilden, und gewiß iſt das auch nicht nur eine ſehr unterhaltende und bequeme, ſondern unter Umſtänden auch eine ſehr erſprießliche Art der Bildung. Aber wohlgemerkt, nur unter Umſtänden und nur bis auf einen gewiſſen Punkt. Das Studium kann das Reiſen doch nicht erſetzen, obwol unſere angehenden Dichter das jetzt zu glauben ſcheinen und obwol es ſich im Coupé des Eiſenbahnwagens allerdings angenehmer ſitzt, als

hinter den Büchern. Es heißt wol, der Dichter soll Welt und Menschen kennen lernen, und wo wäre mehr Gelegenheit dazu als auf Reisen? Ganz gut: aber neben jener empirischen Bildung bedarf der Dichter doch noch einer anderen, höheren, die weder auf den Tanzplätzen von Mabille, noch unter den Trümmern des römischen Colosseums gefunden, sondern allein in der strengen, entsagungsreichen Schule der Wissenschaft gewonnen wird. Schiller und Goethe sind auch nicht im Reisewagen die klassischen Dichter geworden, die sie sind, sondern im ernsten, wissenschaftlichen Studium der Kunst und ihrer Gesetze. Davon indeß wollen unsere heutigen jungen Dichter nichts wissen; das Leben ist kurz, die Welt groß, das Reisen billig — also reisen wir. Und wenn wir gereist sind, schreiben wir Bücher davon, und von dem Honorar der Bücher reisen wir wieder, und so geht das fort, in infinitum, aber nicht immer mit Grazie ....

Diese Reflexion lag hier nahe, da Julius Rodenberg durch sein 1856 erschienenes „Pariser Bilderbuch" dieser falschen Reiselust mehr als billig gehuldigt hat. Dagegen ist er in seinem neuesten Werk dieser Gattung, dem „Bilderbuch aus England und Wales" zu einer ernsteren und gediegeneren Auffassung zurückgekehrt; die genauere Besprechung beider Werke gehört nicht hierher.

6.

Klaus Groth und Theodor Storm.

An Otto Roquette und Julius Rodenberg ſahen wir, welche eigenthümliche Gefahren in dieſen verſchrobenen Zeiten, in denen wir leben, ſelbſt auch die Jugend mit ſich führt, dieſer köſtliche Morgen des Lebens. Wir ſtellen ihnen zwei Dichter gegenüber, die ſich umgekehrt durch das Ernſte und Sinnige ihrer Richtung auszeichnen, das ſich ſtellenweiſe und namentlich bei dem einen von ihnen ſogar bis zu einer entſchieden melancholiſchen Färbung ſteigert: ein neues Beiſpiel dafür, daß, wie es keiner noch ſo armen und winterlichen Zeit an einzelnen Roſen der Freude fehlt, ſo auch mehr als ein Wurm an den Roſen nagt, mit denen die Gegenwart ſich kränzt und hinter denen ſie nur allzuhäufig die Bläſſe ihres Angeſichts zu verſtecken ſucht.

Das iſt Klaus Groth und Theodor Storm, beide aus jenen Schleswig-Holſteiniſchen Marken gebürtig, die ſo vergeblich mit ſo viel edlem Blut getränkt worden und die noch in dieſem Augenblick die brennendſten und ſchmachvollſten Wunden ſind an dem wundenbedeckten Leib unſeres Vaterlandes. Klaus Groth hat ſich beſonders als Dialectdichter einen raſchen und glänzenden Ruf erworben; ſeine zuerſt 1853 unter dem Titel „Quickborn“ erſchienenen Gedichte ſind in plattdeutſcher Mundart geſchrieben und verdanken dieſem Umſtand ohne Zweifel einen nicht geringen Theil ihres Er-

folgs. Denn die plattdeutsche Literatur, wie die Literatur aller absterbenden Sprachen hatte schon seit Langem keinen irgendwie bedeutenden Dichter aufzuweisen gehabt; die Mehrzahl, die ja noch plattdeutsch dichteten, waren entweder Schwänkemacher oder gar bloße Reimschmiede gewesen, die nur Plattdeutsch schrieben, weil man sie hochdeutsch gar nicht gelesen hätte.

Diese Specialität des Dialects kann uns hier natürlich nicht weiter interessiren; wäre es der Fall und hätten wir uns hier überhaupt einzulassen auf die Frage, ob und in wie weit die plattdeutsche Mundart noch lebensfähig und namentlich zur Poesie geeignet ist, so würden wir hier neben Klaus Groth noch den Mecklenburger Lokaldichter Fritz Reuter zu erwähnen haben, der die Beachtung der Literaturfreunde ebenfalls in hohem Grade verdient.

Auf Klaus Groth dagegen läßt sich das bekannte Lessing'sche Wort anwenden, daß Rafael ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände zur Welt gekommen wäre. Ganz ebenso und mit noch größerer Bestimmtheit läßt sich auch von dem Dichter des „Quickborn" behaupten, daß er ein Dichter geworden, gleichviel in welcher Sprache er gedichtet, und wenn es auch am Ende gar dies Hochdeutsch gewesen wäre, auf das er selbst in der Vorrede seiner Sammlung so vornehm mitleidig herabblickte. Klaus Groth steht den Jünglingen Roquette und Rodenberg als ächter, richtiger Mann gegenüber: eine reife, klare, in sich selbst gesättigte und befestigte Dichternatur, voll Kraft und Grazie, stark und mild, mit festen Wurzeln den Boden der Wirklichkeit umklammernd und doch das Haupt stolz aufrecht in den Wolken gleich den Buchen seiner Heimath.

Einzelnes allerdings erinnert daran und zwar nicht auf vortheilhafte Weise, daß auch das Plattdeutsch keineswegs die Insel im Meer unserer modernen Bildung ist, für die seine blinden und ein-

ſeitigen Verehrer es gern ausgeben möchten, ſondern daß auch die harte, zähe Rinde unſeres norddeutſchen Bauerthums allmählig von modernen Elementen durchzogen wird. Es ſind im „Quickborn" einzelne Gedichte, welche den Beweis liefern, daß Klaus Groth nicht bloß die Schule der modernen, alſo hochdeutſchen Bildung durchgemacht hat, ſondern auch von den Verirrungen und Krankheiten dieſer Bildung iſt er nicht unverſchont geblieben. Wir begegnen hier und da Anklängen an Heine und zwar an die ſchlechteſte Manier dieſes Dichters, die zur Genüge zeigen, daß auch der Zwillichkittel des Bauern vor dem modernen Weltſchmerz nicht ganz ſchützt, wenigſtens in allen den Fällen nicht, wo er einem nicht ſo zu ſagen auf den Leib gewachſen, ſondern wie bei Klaus Groth, erſt nachträglich darauf zurechtgeſchneidert iſt. Keine falſchere Vorſtellung, als wollte man Klaus Groth deshalb, weil er ſich der plattdeutſchen Mundart bedient, für einen ſogenannten Naturdichter halten. Klaus Groth iſt nichts weniger als auf dem freien Felde des Dilettantismus aufgewachſen, er hat ſeinen Goethe ſtudirt und hat überhaupt eine ſo ſtrenge und ernſte Schule durchgemacht, wie wir ſie unſeren „jungen Poeten" nur immer wünſchen mögen.

Erſt von der Höhe dieſer, durch gewiſſenhaftes Studium erlangten Bildung iſt er dann wieder hinabgeſtiegen in den Schacht des Volkslebens und hat hier den Stoff geſammelt zu ſeinen herrlichen, lebensvollen Schilderungen. Es iſt in der Mehrzahl dieſer Gedichte eine unvergleichliche Innigkeit, Wahrheit und Tiefe der Empfindung, verbunden mit der größten Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung und dem ſchlagendſten und glücklichſten Ausdruck. Das Schalkhafte ſteht dieſem Dichter eben ſo zu Gebote wie das Ernſte und Erhabene, der Ton des Liedes ſo gut wie der Ballade, die Thräne der Wehmuth ſo gut wie das helle Gelächter der Freude, und wenn er ſich von gewiſſen tiefſten Tiefen der Leiden-

ſchaft fern hält, ſo zeigt er auch darin nur ſeinen richtigen Inſtinct, indem weder die Eigenthümlichkeit ſeines Talents, noch das ſprachliche Mittel, deſſen er ſich bedient, für dieſe tiefſten Tiefen geeignet ſein würde. Was ihm aber einen ganz eigenen Reiz verleiht, das iſt der eigenthümlich ſinnende, faſt melancholiſche Zug, der über ſeiner Dichtung ausgebreitet liegt: jenem leiſen, zitternden Dufte gleich, der nicht ſelten grade bei völlig wolkenloſem Himmel über der ſonnenbeglänzten Landſchaft ſchwebt. Bekanntlich findet dieſer Zug ſich bei dem norddeutſchen Bauer ſelbſt ziemlich ſtark ausgeprägt; wir erinnern beiſpielsweiſe an die norddeutſchen Sagen und Märchen, die, ſo ſchalkhaft ſie zum Theil auch ſind, doch ebenfalls eine gewiſſe ernſte, wehmüthige Falte auf der Stirne tragen, zu welcher der lächelnde Mund denn mitunter ganz abſonderlich ſteht. So iſt auch Klaus Groth's Schalkhaftigkeit — und Gottlob, er iſt noch zuweilen ſchalkhaft, dieſer Dichter — nicht ſelten von einer leiſen Melancholie überſchattet; es iſt als wolle er uns noch etwas ſagen, aber raſch verſchließt er es wieder im tiefſten Herzen, weil es unſere Freude nur ſtören würde: ein Eindruck, der durch den eigenthümlichen Charakter des Dialects, dies ſchwerfällig geſchwätzige, plauderhaft wortkarge Weſen deſſelben noch geſteigert wird.

Alles zuſammengenommen alſo iſt dieſer „Quickborn" ein wahrhafter „lebendiger Born" der Poeſie und neben ſo mancher niederſchlagenden und beſchämenden Erfahrung, die wir im Laufe dieſes Jahrzehnts am deutſchen Volke gemacht haben, muß die raſche und allgemeine Verbreitung, welche der „Quickborn" gefunden (es ſind in wenigen Jahren nicht allein vier oder fünf Auflagen, ſondern auch vier hochdeutſche Ueberſetzungen davon erſchienen), als eine der erfreulichſten und hoffnungsreichſten gelten. — Erwähnenswerth iſt noch, daß Klaus Groth ſich zwar auch als hochdeutſcher Dichter verſucht hat („Paralipomena," 1855), aber ohne als

ſolcher irgend welche hervorſtechenden Eigenſchaften zu entwickeln. Auch ſeine plattdeutſch geſchriebenen Erzählungen („Vertellen," 2 Bde., 1856 und 1858) können ſich ſeinem „Quickborn" nicht an die Seite ſtellen.

Sein Landsmann Theodor Storm iſt ihm nicht nur durch Geburt und Herkunft, ſondern ebenſo ſehr durch ſeine geiſtige Richtung und die Beſchaffenheit ſeines Talents verwandt. Es war nur ein kleines, dünnes Buch, dieſe „Gedichte von Theodor Storm," mit denen der Verfaſſer 1853 ans Licht trat, nachdem eine frühere, noch kleinere Sammlung „Sommergeſchichten und Lieder" (1851), trotz ihres Werthes nur wenig Verbreitung gefunden hatte, und nur eine kleine, ſtille Welt, in die ſie uns einführten, die Welt des Hauſes, noch genauer die Welt des Ehe- und Kinderglücks; alſo eine Welt, welche den „jungen" Poeten, die das Glück der Wanderſchaft noch für das Höchſte halten und denen der fruchtbarſte Baum noch nicht halb ſo lieb iſt, wie der dürre Stecken, an dem ſie die Welt durchziehen, noch ſehr ferne liegt.

Allein gleich Adolf Schults und in noch höherem Grade als er, weiß auch Theodor Storm dieſe kleine Welt mit ſo viel Innigkeit zu durchdringen, ſein Realismus iſt ſo harmoniſcher, ſo tief poetiſcher Natur, daß wir nach gar keinen pikanteren Stoffen, keinen blendenderen Farben Verlangen tragen. Auch auf dem Antlitz dieſes Dichters ruht ein melancholiſcher Zug, ja er tritt hier noch viel deutlicher hervor, als bei dem Dichter des „Quickborn." Theodor Storm hat mehr finſtere als heitere Stunden durchlebt; ſeine Seele iſt erſt in der zehrenden Gluth des Schmerzes reif geworden; noch jetzt wendet er ſich mit Vorliebe den Bildern des Todes und der Verweſung zu, ja gewiſſe entſetzliche Stunden des Abſchieds, gewiſſe theure, bleiche Mienen, die der Tod ihm auf ewig verhüllte, ſtehen ſo feſt vor ſeinem inneren Auge, daß er

immer und immer wieder darauf zurückkommt und daß selbst seine Luſt und Heiterkeit noch von einer leiſen Wehmuth durchzittert iſt.

Aber dieſe Wehmuth hat nichts Krankhaftes, nichts Gemachtes, noch hindert ſie den Dichter, die Schönheit der Welt und das Glück des Lebens mit dankbarem Herzen anzuerkennen. Von der Gruft, die ihm ſo früh ſo Theures verſchlang, wendet er ſich heimwärts zu ſeinen Kleinodien, ſeinen Kindern, ſeinem „Hävelmann," die er im Ernſt und Spiel mit väterlicher Zärtlichkeit belauſcht und denen er die lieblichſten Märchen zu ſingen weiß. Ja ſelbſt von dem Grabe ſeiner patriotiſchen Hoffnungen erhebt er ſich gefaßten Sinnes, wie es dem Manne geziemt, der da weiß, daß eine ewige Gerechtigkeit in der Weltgeſchichte lebt und daß wir dieſer Gerechtigkeit nur in die Hände arbeiten, indem wir redlich wirken und ſchaffen, ein Jeder an ſeinem Theil. Will man ſich des Fortſchritts bewußt werden, den unſere Poeſie in den letzten Jahrzehnten gemacht hat und ſoll denn doch einmal von „Neuen Menſchen" geſprochen werden, wolan, ſo vergleiche man den gefaßten, männlichen Schmerz dieſes Dichters mit jenem Weltſchmerz und jener ſchönthueriſchen Zerriſſenheit, wie ſie durch Heine in unſerer Literatur Mode geworden war und wie ſie noch bis vor Kurzem bei der Mehrzahl unſerer Dichter umging; da wird man bald merken, um was es ſich handelt und daß wir uns in der That gewiſſer Fortſchritte rühmen dürfen.

Seitdem die obengenannte Sammlung ſeiner „Gedichte" dem Verfaſſer die wohlverdiente Aufmerkſamkeit des Publicums zuwandte, iſt er ein ziemlich regelmäßiger Gaſt auf dem Markt der Literatur geworden, theils mit neuen Liedern, theils mit kleinen novelliſtiſchen Schilderungen und Skizzen. Sie ſind alle von ungewöhnlich kleinem Umfang, dieſe Storm'ſchen Bücher, wahre kleine literariſche „Hävelmänner"; ſo erfreulich es iſt, neben ſo vielen Schriftſtellern,

die ihr bischen Werg gern zu endloſem Faden ſpinnen, auch mal Einem zu begegnen, der ſein Gold ohne Zuſatz, wenn auch nur in ganz kleinen Münzen ausprägt, ſo wird der Dichter doch darauf Acht zu geben haben, daß dieſe Kleinmalerei bei ihm nicht zur Manier ausartet. Schon jetzt ſehen dieſe kleinen Geſchichtchen ſich ziemlich gleich; beiſpielsweiſe heben wir die „Drei Sommergeſchichten" heraus, die 1854 unter dem Titel „Im Sonnenſchein" erſchienen. Sie verdienen ihren Namen: es liegt wirklich ein ſommerlicher Glanz und Duft auf dieſen reizenden kleinen Gemälden — oder wie ſonſt ſollen wir ſie nennen? Erzählungen ſind es auf keinen Fall, bloße Situationen, bloße Schilderungen, aber von unvergleichlicher Treue und Sauberkeit der Zeichnung und einer höchſt wohlthuenden Wärme der Empfindung. Namentlich in letzterer Beziehung iſt es intereſſant, den Dichter der „Sommergeſchichten" mit Paul Heyſe zu vergleichen, der wol auch ſo in das Kleine und Feine zu arbeiten liebt. Aber während wir bei Paul Heyſe nur den graziöſen Meißelſchlag des Künſtlers bewundern, fühlen wir bei Theodor Storm auch den warmen Herzſchlag des Poeten, den Schlag eines Herzens, das ſich mit uns freut und mit uns betrübt, weil es gleich uns des Lebens Luſt und Wehe an ſich ſelbſt erfahren und durchgekämpft hat. — Nur wie geſagt, vor der allzukleinen, allzupeinlichen Detailmalerei hüte der Dichter ſich. In der Malerei mag man die Mieris bewundern, für die Poeſie taugen ſie nicht: denn man kann zwar ein Gemälde mit der Loupe betrachten, von einem Gedicht aber, das wir erſt durchs Glas beſchauen müßten, wäre eben dadurch der beſte Schmelz hinweggewiſcht.

7.

Julius Hammer und Julius Sturm.

Wir ſchalten hier zwei Dichter ein, die ebenfalls, gleich den Dichtern des „Quickborn“ und der „Sommergeſchichten,“ gegenüber den Poeten der Jugend und des Genuſſes, die ernſtere Seite des Lebens vertreten, von den beiden eben genannten aber ſich dadurch unterſcheiden, daß ſie es überwiegend auf dem Wege der Betrachtung und der Lehre thun: Julius Hammer und Julius Sturm. Beide ſtimmen darin überein, daß ſie Reflexionspoeten ſind. Doch iſt Hammer mehr didaktiſcher, Sturm mehr lyriſcher Natur; jener lehrt, dieſer erbaut; jenem gelingt der Spruch beſſer, dieſem das Lied. Dagegen ſind ſich Beide wiederum verwandt in der Klarheit und Milde ihrer Anſchauungen, in der Wärme und Innigkeit ihres Weſens, endlich in der Reinheit und Sauberkeit ihrer Formen.

Julius Hammer hatte ſich bereits eine ganze Reihe von Jahren in den verſchiedenſten Gattungen der Literatur verſucht, jedoch ohne rechten Erfolg: bis es ihm endlich mit ſeiner Sammlung: „Schau um dich und ſchau in dich“ (zuerſt 1851), denen raſch zwei andere ähnliche gefolgt ſind: „Zu allen guten Stunden“ (1854) und „Feſter Grund“ (1857), gelungen iſt, ſich ein zahlreiches und anhängliches Publicum zu erwerben. Doch iſt die erſtere Sammlung noch immer die gediegenſte und reichhaltigſte geblieben.

Der Dichter verkündigt darin eine klare, milde Lebensweisheit, einfach und ſchlicht, auch nicht beſonders tiefſinnig, aber von innigem Wohlwollen für alles Gute und Tüchtige, ſowie von aufrichtiger Ehrfurcht für alles wahrhaft Menſchliche erwärmt. Will man der didaktiſchen Poeſie einmal das Bürgerrecht auf dem Parnaß einräumen — und was möchte es wol helfen, ſie durch kritiſche Machtſprüche zu verbannen, da ſie ja doch immer und zu allen Zeiten wiederkehrt, alſo jedenfalls auf einem allgemein empfundenen Bedürfniß beruht? — ſo kann ſie nicht wohl zweckmäßiger und liebenswürdiger auftreten, als in dieſen Hammer'ſchen Gedichten, die ebenſo ſehr zur Umſchau in der Welt, wie zur Einkehr in ſich ſelbſt ermuntern. — Die Sammlung „Zu allen guten Stunden" erreicht ihre Vorgängerin nicht ganz. Es iſt eine Art poetiſchen Kalenders, in welchem der Wechſel der Jahreszeiten, kirchliche und ländliche Feſte und Anderes, wie die Reihenfolge der Monate es mit ſich bringt, poetiſch verherrlicht werden. Vielleicht iſt dieſe Breite der Anlage daran ſchuld, daß der Dichter auch in der Ausführung ein wenig breit geworden und daß neben manchem recht Gelungenen und Innigen ſich auch einiges Verfehlte und Schwächliche findet. Einen Fehlgriff erblicken wir namentlich in der Aufnahme des orientaliſchen Elements; dieſe Manier erfordert eine gewiſſe ſinnliche Fülle, eine Art poetiſcher Trunkenheit, die dem klaren, einigermaßen nüchternen Sinne dieſes Poeten verſagt iſt. Auch ſtört die Vermiſchung mit dem antiken Element, in deſſen Anwendung der Verfaſſer jedoch ebenfalls nicht durchweg glücklich geweſen iſt, indem er zuweilen in eine mythologiſche Nomenclatur verfällt, die zu den Zeiten unſerer Großväter allerdings nicht ſehr Mode war, aus der neueren Poeſie aber mit Recht verbannt iſt. — In „Feſter Grund" iſt der Dichter mehr zu ſeiner früheren Weiſe zurückgekehrt, und wenn nichtsdeſtoweniger der Eindruck auch hier nicht ganz ſo befriedigend

ist, wie in „Schau um dich und schau in dich," so liegt das wol hauptsächlich daran, daß er nicht mehr so neu ist und daß der Dichter selbst sich seine besten Pointen bereits vorweg genommen hat.

Außer als didaktischer Dichter ist Julius Hammer neuerdings auch als Roman- und Theaterdichter aufgetreten. Sein Drama: „Die Brüder" wurde bisher nur in Dresden aufgeführt. Auch sein Roman: „Einkehr und Umkehr" (2 Bde. 1855) ist eine ächt Dresdner Geschichte, nicht bloß ihrem Lokal nach, sondern auch in Betreff der geistigen Färbung. Man wirft unseren modernen Poeten sonst vor, daß sie ihre Helden zu häufig unter dem Auswurf der Gesellschaft wählen und mit zu großer Vorliebe bei schauerlichen und haarsträubenden Situationen verweilen. Auf Julius Hammer und seinen Roman kann dieser Vorwurf keine Anwendung finden; hier sind die Menschen alle außerordentlich gut. Die beiden Bösewichter des Romans werden schon im ersten Bande abgethan, und was nun übrig bleibt, ist alles von einer Bravheit und Gemüthlichkeit, die man musterhaft nennen könnte, wenn sie nicht leider ein klein wenig langweilig wäre. Auch die Form des Buches ist sauber und wohlgefeilt; der Eindruck des Ganzen ist mehr harmlos und stillvergnügt, als eigentlich poetisch.

In dieser Sauberkeit und Harmlosigkeit giebt sich auch Julius Sturm als ächten Obersachsen zu erkennen. Er ist der richtige poetische Landsmann Julius Hammer's, nur daß, wie schon erwähnt, der lyrische Charakter bei ihm vorherrscht; bemerken wir an Julius Hammer zuweilen eine gewisse rationalistische Nüchternheit, so erfreut uns an Julius Sturm eine edle Schwärmerei der Empfindung, die doch nirgend das klare Auge des Dichters trübt oder ihn gar zu einseitigem Fanatismus verleitet.

Und doch liegt diese Gefahr der Gattung, welche Julius Sturm angebaut hat, nicht ganz fern. Nämlich wie Julius Hammer

gleichſam ein weltlicher Prieſter iſt, ſo iſt Julius Sturm ein wirklicher dichtender Prediger; jener will aufklären, dieſer durch Frömmigkeit erbaune. Aber ſeine Frömmigkeit iſt geſund und unverfälſcht, ſie wirft weder ſcheele Seitenblicke auf die Andersdenkenden, noch kokettirt ſie, wie bei Redwitz und Genoſſen, mit ſich ſelbſt. Julius Sturm hat ſeit ungefähr zehn Jahren eine Reihe von Liederſammlungen erſcheinen laſſen, die vom Publicum ſämmtlich mit Theilnahme aufgenommen worden ſind; ſo „Gedichte" (1850), „Zwei Roſen oder das hohe Lied der Liebe" (1853), eine freie Bearbeitung und Erweiterung des bibliſchen Hohen-Liedes, „Neue Gedichte" (1856), „Neue fromme Lieder und Gedichte" (1857) ꝛc. Sie tragen alle denſelben einfachen, ſchmuckloſen Charakter; es ſind reine, tiefe Klänge des Herzens, wahr und innig, wie die Empfindung, die darin zum Ausdruck gelangt. Der Dichter iſt ſanft, mild, hingebend, aber bei alledem nicht ohne Kraft; er iſt empfindungsreich ohne Sentimentalität, er iſt fromm ohne Heuchelei. Gleich Theodor Storm, an deſſen zarte, ſinnige Seite er erinnert, ohne jedoch jene Fülle verhaltener Leidenſchaft zu haben, die den Schleswig-Holſteiniſchen Dichter auszeichnet, iſt auch Julius Sturm nicht unberührt geblieben von dem Kampf des Lebens, im Gegentheil, wir ſehen deutlich die Hand des Schickſals, die auch in dieſes Leben hineingreift und ſeine üppigſten und verheißungsvollſten Blüten knickt. Aber wir ſehen auch, wie der Dichter dieſen feindlichen Geſchicken muthig Stand hält und ſich durch Nacht und Ungewitter zum Siege emporſchwingt.

Wir ſagten bereits, daß ein großer Theil der Sturm'ſchen Lieder zur Erbauung beſtimmt iſt: allein auch da, wo der Dichter ſich an beſtimmte Ueberlieferungen des kirchlichen Glaubens anlehnt, trägt ſeine Poeſie doch nirgend etwas künſtlich Gemachtes oder dogmatiſch Beſchränktes an ſich, vielmehr hat er es mit glück-

lichem Inſtinct, dem Inſtinct eines guten Herzens und eines ächten Dichters, verſtanden, auch jene poſitiven kirchlichen Beziehungen in den Aether reiner, wahrer Poeſie emporzuheben und ſie eben dadurch jedem poetiſch empfänglichen Gemüthe, einerlei welcher Glaubensrichtung daſſelbe angehört, zugänglich und verſtändlich zu machen. Dieſem klaren, harmoniſchen Inhalt entſprechend iſt auch die Form klar, leicht und gefällig, nirgends ſtoßen wir auf einen ſchiefen Gedanken, nirgends auf einen ſchwerfälligen oder dunkeln Ausdruck und nur was die Reinheit der Reime anbetrifft, vermag der Dichter ſeine ſächſiſche Herkunft nicht ganz zu verleugnen.

8.

Hermann Lingg.

Daß unſere Zeit aber nicht bloß ſolche milden und weiblichen Charaktere hervorbringen kann, wie Julius Hammer und Julius Sturm, ſondern daß ihr auch die Kraft herber Männlichkeit nicht ganz verſagt iſt, dafür bietet Hermann Lingg einen eben ſo überraſchenden wie glänzenden Beweis.

Auch in anderer Hinſicht noch gehört Hermann Lingg zu den merkwürdigſten Phänomenen unſerer neueren Literatur. Während unſere Dichter ſonſt regelmäßig gewiſſe Schul- und Lehrjahre vor den Augen des Publicums durchmachen, trat er mit ſeinen von Emanuel Geibel herausgegebenen und bevorworteten „Gedichten“ (1854) gleich fix und fertig, wie eine geharniſchte Pallas vor die Oeffentlichkeit, und zwar gleich mit einem ſo ausgeprägten und eigenthümlichen Charakter, daß das Publicum, das unſerer Zeit eine ſolche poetiſche Zeugungskraft gar nicht mehr zugetraut hatte, im erſten Augenblick ganz verduzt davon ward. Das war wirklich einmal ein „Neuer Menſch;“ da war nichts Nachgebildetes, nichts Angelerntes, ſondern in ſchöner, natürlicher Friſche quillt der Strom der Lieder aus dem narbenvollen Herzen dieſes Dichters. Statt ſich, wie die Mehrzahl unſerer heutigen jungen Poeten, in müßige Tändeleien zu verlieren und eine kurze Liebſchaft zu einem langen Klage-

lied auszuspinnen, hat Hermann Lingg seinen Blick frühzeitig den großen Erscheinungen des Völkerlebens in Geschichte, Religion und Sitte zugewendet; seine Poesie ist plastisch, gestaltenreich, ohne darum der innern Wärme zu entbehren; kehrt er aber einmal in das eigene Herz ein, läßt er uns einen Blick thun in die Welt der Empfindungen, die hier, unter der ruhigsten Oberfläche doch so wild, so stürmisch durcheinander wogen, so geschieht auch dies mit so viel weiser Mäßigung, es ist, ganz im Gegensatz zu der Zerflossenheit und Ueberschwänglichkeit unserer Tagespoeten, so viel gediegene Männlichkeit darin und solch fester, selbstbewußter Sinn, daß wir uns nur um so lebhafter davon angezogen fühlen. Gleich Theodor Storm besitzt Hermann Lingg eine ungewöhnliche Meisterschaft in dem Ausdruck geheimer, tiefverhaltener Leidenschaft; es ist die Ruhe in der Bewegung.

Im innigsten Zusammenhange damit steht sein ausgezeichnetes plastisches Vermögen, das sich namentlich in seinen Schilderungen offenbart, ja seine ganze Poesie ist zum großen Theil descriptiver Natur. Doch ist es nicht jene ängstliche Mosaikarbeit, nicht jenes Zusammenhäufen, Zusammenwürfeln von Farben, Bildern, Vergleichen, das die Mehrzahl seiner dichterischen Collegen für die wahre Höhe der Kunst hält und mit dem sie doch in der That nur ihre eigene dürftige Leere vergeblich zu verdecken suchen — nein, die Schilderungen dieses Dichters gehen stets nur aus der Nothwendigkeit des künstlerischen Organismus hervor, sie sind durchweg dramatisch und tragen denselben ernsten, männlichen Geist an sich, der ihn übrigens zu einer so bemerkenswerthen Erscheinung mitten in der Verweichlichung und schönthuerischen Betriebsamkeit unserer Tage macht.

An Hermann Lingg zeigt es sich überhaupt recht, welch ein Segen in der Einsamkeit liegt und was der Künstler dabei gewinnt,

wenn er nicht allzufrüh in das Lärmen des Tages, in die laute Geſchäftigkeit des literariſchen Marktes geriſſen wird. Hermann Lingg hat ſich aus ſich ſelbſt entwickelt, ſo weit das in unſerer modernen Zeit überhaupt noch möglich iſt; die widerſprechenden Richtungen des Tages haben auf ihn keinen Einfluß geübt, nie hat er um den Beifall der Menge gebuhlt, ſondern in heiliger Stille dem Gott ſeines Innern gedient. In dieſer ſtrengen, ſtolzen Abſonderung, die ſelbſt eine gewiſſe Herbigkeit nicht ſcheut, erinnert er an Platen, dem er auch darin gleicht, daß er mit beſonderer Vorliebe unter den Trümmern des klaſſiſchen Alterthums verweilt. Doch gehört er in der Form entſchieden der modernen Zeit an; man könnte ihn, wenn mit dergleichen Wortſpielen überhaupt viel genützt wäre, einen mit klaſſiſchem Geiſt geſättigten Romantiker nennen, einen Heine, an deſſen Zerriſſenheit er zuweilen nicht undeutlich erinnert, mit Platenſchem Inhalt. — Natürlich ſind nicht alle Stücke der Sammlung (die übrigens vom Publicum, nachdem daſſelbe ſich von ſeiner erſten Beſtürzung erholt hatte, mit großem Beifall aufgenommen wurde und bereits faſt ſo viel Auflagen wie Jahre zählt) von gleichem Werth. In einigen, namentlich in denjenigen, welche den Abſchnitt „Geſchichte" eröffnen, macht ſich ſtellenweiſe eine gewiſſe Hinneigung zu der Schiller'ſchen Prachtrhetorik bemerkbar, die dem heutigen Geſchmack bekanntlich nicht mehr recht zuſagt. Andere dagegen, und in der That nicht wenige, ſind in ihrer Art vollendet. So vor allem „Der ſchwarze Tod:" ein Nachtgemälde von erſchütternder Großartigkeit, das vielleicht nur an einigen Stellen, beſonders gegen die Mitte hin zu ſehr ausgeführt iſt, um in die Reihe jener klaſſiſchen Gedichte aufgenommen zu werden, die den Schmuck unſerer Literatur bilden und von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben:

Erzitt're, Welt, ich bin die Peſt,
Ich komm' in alle Lande,
Und richte mir ein großes Feſt.
Mein Blick iſt Fieber, feuerfeſt
Und ſchwarz iſt mein Gewande.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Waſſernoth,
Ich bringe mit das theure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben. ꝛc.

Außer dieſen „Gedichten," die jedoch in den verſchiedenen Auflagen verſchiedentlich vermehrt worden ſind, hat der Dichter bis jetzt nichts weiter veröffentlicht; wir rechnen ihm auch das als einen Vorzug an und als ein neues Merkmal ſeines ächten Dichtergeiſtes, daß er ſich nicht, gleich ſo vielen anderen angehenden Poeten, durch den Beifall, der ſeinem Erſtlingswerk zu Theil geworden, zu einer übereilten und regelloſen Productivität hat verführen laſſen. Viel und gut ſind nach einem alten Spruch ſelten zuſammen; wir ſind der Tagelöhner der Literatur eben genug, als daß wir uns nicht freuen ſollten, wenn einmal ein Schriftſteller unter uns auftritt, der das Recht hat, ſparſam zu produciren — und muß namentlich in dieſer Hinſicht das Jahrgehalt, durch welches König Maximilian von Baiern den Dichter über die gemeine Nothdurft des Tages emporgehoben hat, als ein wahrhaft königliches Geſchenk bezeichnet werden.

Inzwiſchen ſoll der Dichter ein größeres epiſches Gedicht unter der Feder haben: „Die Völkerwanderung," aus dem auch bereits in der erſten Auflage der „Gedichte" verſchiedene Bruchſtücke mitgetheilt wurden. Natürlich hat jeder Dichter das Recht, ſich ſeinen Stoff frei zu wählen, am allerwenigſten aber kann es uns einfallen, über ein Gedicht zu urtheilen, das noch gar nicht vollendet

vorliegt. Eines gewiſſen Bedenkens aber können wir uns allerdings nicht erwehren und zwar eben im Hinblick auf die mitgetheilten Proben, ob dieſer an ſich ſo entlegene, ſo unerquickliche Stoff wol wirklich zur poetiſchen Behandlung, zumal in unſeren Tagen, geeignet iſt; was iſt uns, unter denen ſich eine ganz andere Wanderung der Geiſter entwickelt hat, die alte mythiſche Völkerwanderung und welche Sympathien vermag ſie zu erwecken? Soll und muß ſie aber einmal poetiſch behandelt werden, ſo ſcheinen uns die zierlichen Ottaverime, in denen die mitgetheilten Bruchſtücke abgefaßt ſind, am wenigſten dazu zu paſſen; ein ſo wüſter, formloſer Stoff, in dieſem zierlichſten, regelrechteſten aller Maße, macht einen Eindruck auf uns, faſt wie ein Wilder im Frack.

Doch der Genius leitet den Dichter; er wird auch Hermann Lingg leiten, der jedenfalls eine der reinſten und ächteſten Dichternaturen iſt, die neuerdings unter uns aufgetreten und deſſen Namen wir allen Denen, die dieſes letzte Jahrzehnt der poetiſchen Unfruchtbarkeit anklagen, triumphirend entgegenhalten dürfen.

9.

Ferdinand Gregorovius.

Ferdinand Gregorovius ist dem größeren Publicum als Dichter bis jetzt nur wenig bekannt; mit so einstimmigem Beifall seine vortrefflichen touristischen und kulturgeschichtlichen Schriften („Corsica," 2 Bde. 1854; „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien," 1855; „Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie," 1857) aufgenommen worden und so verbreitet sie sind, so wissen doch nur wenige besonders aufmerksame und eifrige Freunde der Literatur, daß dieser gründliche Kenner der Alten Welt, dieser sorgfältige Beobachter des modernen Volkslebens, dieser geschmackvolle Interpret der antiken Kunstreste auch ein eben so geist- und geschmackvoller Dichter ist.

Und doch, wer auch nur jene Reisebücher und Schilderungen mit einiger Sorgfalt gelesen, der hätte sich wol eigentlich selbst sagen müssen, daß dieser Schriftsteller nothwendig auch Poet. Mit unnachahmlichen Farben schildert Gregorovius die Pracht der südlichen Natur, aber auch für die ernste Schönheit der alten Kunst steht ihm jederzeit das richtige Wort zu Gebote; an raschem Faden läßt er die Geschichte der Vergangenheit sich vor uns abspinnen, aber auch den Punkt, an den das Interesse der Gegenwart sich knüpft, weiß er mit scharfem Blick und sicherer Hand herauszu-

lehren und in das entſprechende Licht zu ſetzen; er iſt vertraut mit den großen Geiſtern des alten Rom und auch die Helden, die der vulkaniſche Boden Italiens in der Neuzeit geboren hat und auch das tägliche Treiben des Volks, ſeine Arbeiten, ſeine Luſtbarkeiten und Thorheiten ſchildert er uns mit denſelben lebhaften und treuen Farben.

Daneben aber iſt er auch ein ſcharfſinniger und wohlgeſchulter Philoſoph, und zwar nicht einer von denen, deren Philoſophie bloß hinter dem Ofen hockt; nicht nur Italien, das Land der Schönheit, ſondern auch das Gebiet des Staats und der modernen Geſellſchaft hat er durchwandert und auch von hier eine bedeutende und glückliche Ausbeute mit zurückgebracht. Noch bevor Gregorovius nach Italien ging, gab er ein gründliches und geiſtvolles Werk über „Goethe's Wilhelm Meiſter in ſeinen ſocialiſtiſchen Elementen" (1849) heraus, das nicht nur ein tiefes Verſtändniß Goethe's, ſondern auch eine eigenthümliche und fruchtbare Auffaſſung des modernen Lebens im Allgemeinen bekundete.

Woher denn dieſe Mannigfaltigkeit? woher dieſes inſtinctmäßige Verſtändniß, das er für die verſchiedenartigſten Aeußerungen der Kunſt und des Lebens hat?

Daher eben, weil Gregorovius nicht bloß ein kenntnißreicher und gründlicher Gelehrter, nicht bloß ein vielſeitig gebildeter und aufmerkſam um ſich blickender Touriſt, ſondern weil er zugleich auch ein Dichter iſt, weil er das Geheimniß des Daſeins im eigenen Buſen trägt und weil die Fülle der Erſcheinungen, die ihn umgiebt, nur gleichſam das Spiegelbild ſeines inneren Reichthums iſt. Darin liegt namentlich der Reiz ſeiner Beſchreibungen von Land und Volk, das giebt ihnen dieſe eigenthümliche Anmuth und Friſche, dieſen poetiſchen Schmelz, der über ſeinen Schilderungen aus-

gebreitet liegt: dieſes Herzblut des Poeten, das alle ſeine Figuren durchſtrömt und Großes wie Kleines, Hohes wie Niedriges, Kunſt wie Natur, Vergangenheit wie Gegenwart mit derſelben liebevollen Hingebung erwärmt und belebt.

Und dieſe Wärme und Tiefe der Empfindung, dieſe ſinnige und großartige Auffaſſung finden wir nun auch in ſeinen poetiſchen Verſuchen wieder. Zwar die „Magyarenlieder," die er 1848 zur Zeit des ungariſchen Krieges erſcheinen ließ, waren nur ein fliegendes Blatt, das er in den Strom der Zeit warf; es war ein melodiſcher und wohlgemeinter Nachklang der älteren politiſchen Lyrik, aber ohne ſelbſtändigen Inhalt.

Ebenfalls noch ein Erſtlingswerk, aber ein hoffnungreiches, war ſeine Tragödie: „Der Tod des Tiberius" (1851). Zwar eine Tragödie war dieſer Tiberius nicht, nicht einmal ein Drama, nur eine pſychologiſche Skizze, die es dem Verfaſſer beliebt hatte in einer Reihenfolge dramatiſcher Scenen zur Ausführung zu bringen. Zum Drama fehlt dem Gedicht erſtens die Handlung; dieſe epiſodiſchen Schilderungen aus den letzten Tagen des Tiberius, dieſe gelegentlichen Verhandlungen des Senats, dieſe Feſte von Capri, dieſe Verſchwörungen, die hier in ziemlich lockerer Reihenfolge abwechſeln, ohne doch ein irgendwie erſchöpfendes Bild der Situation zu geben, können wol allenfalls für den Rahmen, die Einfaſſung eines dramatiſchen Werkes gelten, nicht aber für den Kern einer wirklichen dramatiſchen Handlung. Daraus ergiebt ſich denn ſofort ein zweiter Mangel des Stücks: wie an der dramatiſchen Handlung, ſo fehlt es ihm auch an einer eigentlichen Charakterentwickelung. Tiberius iſt fertig, wie wir ihn kennen lernen; wir erfahren nichts über den Weg, auf dem er zu dieſem Gipfel der Verworfenheit und Weltverachtung gelangt iſt, noch wird uns irgend eine neueintretende Kriſis ſeines Charakters zur

Anſchauung gebracht; er iſt, wie er bleibt und bleibt, wie er iſt, während doch jedes wahre dramatiſche Intereſſe einen innerlichen Umſchlag, eine Entwickelung und Kriſis des Charakters vorausſetzt.

Eine weitere Folge dieſer beiden Uebelſtände iſt die Maſſe von Monologen, in denen Tiberius ſich ergeht und die bei aller Schönheit, ja Großartigkeit im Einzelnen, doch auf die Dauer etwas ermüdend wirken. Allein auch mit dieſen und einigen ähnlichen Fehlern, die ihre gemeinſame Wurzel ſämmtlich in der unter uns Deutſchen faſt zur Regel gewordenen Vernachläſſigung der dramatiſchen Technik haben, bleibt „Der Tod des Tiberius" gleichwol einer der bedeutendſten dramatiſchen Verſuche, welche dieſe zehn letzten Jahre aufzuweiſen haben. Der ganze Stil des Stücks hat etwas Edles und Großartiges; es iſt eben tragiſcher Stil. Der Ton des Zeitalters iſt, ohne Antiquitätenkram und ohne pedantiſche Nachäfferei, mit wunderbarer Treue gehalten. Namentlich in der Schilderung der Hauptperſon, in dieſer ſich ſelbſt und die Welt verachtenden, der Welt und ihrer ſelbſt überdrüſſigen Schlechtigkeit des Tiberius, hat der Dichter ſich als ein Meiſter der Charakteriſtik bewährt; hier iſt kein Zug, der nicht in das Gemälde paßte, kein Wort, kein Hauch, die uns nicht den Eindruck machten, als könnten ſie wirklich einmal auf der bleichen, von Menſchenhaß und Selbſtverachtung gekräuſelten Lippe dieſes majeſtätiſchen Sünders geſchwebt haben. Auch die Sprache muß mit beſonderer Auszeichnung genannt werden; dem Gegenſtande angemeſſen, iſt ſie überall von einer wahrhaft ehernen Feſtigkeit, ſchmucklos, knapp, dennoch des poetiſchen Schwunges nicht entbehrend und dabei von einer höchſt glücklichen dramatiſchen Lebendigkeit.

Sei es nun aber ſeine Reiſe nach Italien, wo der Dichter

noch in diesem Augenblick verweilt, sei es die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher „Der Tod des Tiberius" von dem größeren Publicum aufgenommen ward, genug, die Muse des Dichters verstummte seitdem beinahe völlig, und erst vor etwa Jahresfrist hat er seinen Freunden im Vaterlande wieder ein poetisches Gastgeschenk von jenseit der Alpen zugehen lassen: „Euphoreon." Es sind poetische Schilderungen aus dem häuslichen Leben der Alten, anknüpfend an den Schmuck einer antiken Lampe, die in Pompeji ausgegraben ward und die in der Hand des Dichters zu einem Schlüssel wird, mit dem er uns die innersten und anmuthigsten Partien des Alterthums aufschließt. Wie es dem antiken Gegenstand geziemt, ist auch die Form der Antike mit Geschmack und Sorgfalt nachgebildet; der melodische Fluß des Hexameters, das Ohr mit antikem Hauch umschmeichelnd, trägt uns zurück in jene glücklichen Zeiten, wo der Altar der Schönheit, der jetzt tief vergraben liegt unter Schutt und Graus, noch hochaufgerichtet stand vor allem Volk ....

Im Uebrigen ist es weder Zufall noch Willkür, daß wir diesen von der Kritik bisher wenig beachteten Dichter eben an diese Stelle setzen. Verkanntes oder nicht hinlänglich gewürdigtes Verdienst in seine Rechte einzusetzen, ist ja überall eine der schönsten Pflichten des Historikers, in der Literatur sowol wie in der Politik: und wenn dies Buch eine Menge von Namen nicht nennt, die unseren Literaturgeschichten der Gegenwart sonst als Ballast dienen, warum soll es nicht einige wenige Namen anführen, deren bisher in der Literaturgeschichte entweder gar nicht oder doch nur sehr flüchtig gedacht ward? — An diese Stelle aber, in Lingg's Nachbarschaft, gehört Gregorovius wegen der inneren Verwandtschaft, in welcher er zu diesem Dichter steht. Es ist in ihm nicht nur derselbe weitgreifende historische Blick, verbunden mit

derſelben Liebe für das klaſſiſche Alterthum, es iſt auch derſelbe ernſte, ſinnige Geiſt, dieſelbe Gedrungenheit der Form, mit einem Wort dieſelbe ſtrenge Männlichkeit, welche Lingg und Gregorovius erfüllt und die hoffentlich in beiden Dichtern noch zu einer Reihe ſchöner, harmoniſcher poetiſcher Schöpfungen emporblühen wird.

10.

Julius Groſſe.

In die Nachbarſchaft dieſer beiden Dichter gehört aber auch ferner noch Julius Groſſe, der jüngſte unſerer Dichter (ſeine „Gedichte“ haben erſt im Spätherbſt 1857 die Preſſe verlaſſen, ein früheres Werk von ihm aber, ein dramatiſcher Verſuch: „Cola di Rienzi,“ 1850, iſt mit Recht in Vergeſſenheit gerathen): und zwar aus denſelben Gründen, weshalb wir Gregorovius und Lingg zuſammenſtellten. Auch Julius Groſſe iſt ein richtiger „Neuer Menſch,“ keiner jener ewigen Jünglinge, deren Jugend uns endlich langweilig wird, weil ſie uns immer nur daſſelbe lachende Kindergeſicht zeigen, nein, ſeine Jugendlichkeit, die allerdings noch zuweilen ſehr wild ſchäumt und lärmt, iſt nur die herbe Knoſpe reifender Männlichkeit. Es iſt wiederum keines von den ſchlechteſten Anzeichen, die wir an unſerer neueſten Literatur bemerken, dieſe eigenthümliche Herbigkeit, dies etwas ſtarre, trotzige Weſen, das ſich grade an ihren jüngſten und hoffnungsreichen Vertretern kundgiebt; wie ſchon Georg Herwegh vor beinahe zwanzig Jahren mahnte, daß wir genug geliebt und daß es nun endlich Zeit ſei zum Haſſen, ſo und mit ſo viel größerem Recht kann man von unſeren heutigen Dichtern ſagen, daß ſie lange genug ſüß und zierlich geweſen

und daß es nun endlich an der Zeit, ein wenig herber und männlicher zu werden.

Nur in einem Punkt unterſcheidet dieſer Dichter, den beſonders die Fülle und Selbſtändigkeit einer ungemein fruchtbaren, wenn auch noch einigermaßen ungeregelten Phantaſie auszeichnet, ſich weſentlich von den beiden vorhin beſprochenen Dichtern: das iſt ſeine Vorliebe für das Mittelalter. Was für Lingg und Gregorovius der klaſſiſche Boden der Alten Welt, das iſt für Groſze die Romantik des Mittelalters. Groſze ſchwärmt mit dem jugendlichen Pagen für die ſchöne Burgfrau, er läßt den Falken ſteigen und tummelt ſich hoch zu Roß in ritterlichem Kampf; er vertieft ſich in die Zauber der altdeutſchen Märchenwelt und läßt Zwerge und Kobolde ihre ſchalkhaften Streiche treiben; er führt uns in die kleine, mittelalterlich enge Stadt, unter das Dach des kleinen ſtillen Bürgerhauſes, zunächſt am grauen Stadtthor mit den bröckelnden Steinen und dem grünen Epheu, wo ehedem ſich die Laube ſo dicht und traulich wölbte und wo nun boshafte Spatzen zwitſchern von der Noth des Mädchens, das der Geliebte verlaſſen hat; er ahmt jenen mittelalterlichen Malern nach, die den Triumphzug des Todes abconterfeien und ſchreibt Phantaſieſtücke aus den Memoiren des Senſenmanns. Das ſind zum Theil ſehr düſtere, zum Theil ſehr grelle Bilder, aber ſie ſind mit kräftigem und ſicherem Pinſel entworfen; es iſt Mark in dem Arm, der dieſe kecken Striche da ſo ſpielend an die Wand wirft, unbekümmert, ob hier eine Naſe zu lang, dort eine Hand etwas zu kurz oder ein Fuß ein wenig ſchief geräth. Scheltet nicht auf die ſchiefen Beine und die langen Naſen; ſolche wilde, verwegene Geſellen geben oft die beſonnenſten und beſten Meiſter und jedenfalls berechtigt dieſe ſtrotzende Naturkraft zu beſſeren Hoffnungen, als die geleckte Zierlichkeit jener Akademiker, die alle Geheimniſſe der Kunſt erſchöpft zu haben glauben, weil ſie

Lineal und Winkelmaß fleißig verwenden und alles fein auf Proportionen gebracht haben.

Doch Italien ist und bleibt nun einmal das Heimatland der Kunst und so betritt auch dieser von der Romantik des Mittelalters aufgesäugte Dichter den alten klassischen Boden: „Reliefs. Italienische Charaktere und Figuren. Geschrieben 1856." Und da geht nun eine höchst merkwürdige Veränderung mit ihm vor: aus dem schwärmerischen Romantiker wird plötzlich ein schadenfroher Rationalist, aus dem Liebhaber der Klostermauern und Kreuzgänge wird ein Feind der Mönche und Pfaffen, der die ätzende Lauge seines Spottes gradeaus auf die dicken feisten Köpfe der italienischen Priester gießt.

Ueberhaupt ist dies ein höchst eigenthümlicher Zug des Dichters, in welchem er sich am Deutlichsten als Sohn unserer modernen Zeit zu erkennen giebt: dieser gänzliche Mangel an Begeisterung, ja auch nur an Pietät für die Reste des klassischen Alterthums, die todten sowohl wie die lebendigen. Auch schon in Lingg und Gregorovius lebt etwas von diesem kritischen Geiste, mit dem wir heutzutage das moderne Italien betrachten und von dem nur ein solcher abstracter Aesthetiker, wie z. B. Paul Heyse, sich völlig frei erhalten konnte. In keinem jedoch tritt dieser kritische Geist schärfer und schneidender hervor als in Julius Große; er ist unerschöpflich in sarkastischen Einfällen, wo es gilt, die Armseligkeit der „Enkel der Caesaren" zu verspotten und die sittliche und bürgerliche Herabgekommenheit zu schildern, in die sie durch ihre geistlichen und weltlichen Herrscher versetzt sind. Den Große'schen Gedichten ist deshalb auch die Auszeichnung widerfahren, von den Polizeibehörden eines gewissen deutschen Staates, in dem Kunst und Wissenschaft im Uebrigen die sorgfältigste Pflege erfahren, confiscirt und ver-

boten zu werden. Aber der Funke des Genius läßt ſich durch keine Polizeimaßregeln auslöſchen; auch das wilde Feuer, das in dieſen Groſſe'ſchen Gedichten lodert, wird ſich, wir ſind überzeugt davon, dereinſt noch zu reiner, ſchöner Flamme verklären, der Name des jungen Dichters aber, der gegenwärtig in die Polizeiliſten eingetragen ward, wird, hoffen wir, dereinſt noch einen Ehrenplatz einnehmen auf den Blättern unſerer Literaturgeſchichte.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

(2

Die deutſche

Literatur der Gegenwart.

Zweiter Band.

Die deutſche

Literatur der Gegenwart.

1848 bis 1858.

Von

Robert Prutz.

Ob aus verlornen Aehren,
Ob aus verwehter Streu
Nicht etwa noch mit Ehren
Ein Strauß zu binden ſei?
Ob nicht aus Korn und Mohne
Noch eine bunte Krone,
Werth daß man ihrer ſchone,
Sich ſammeln laſſe ſtill und treu?

Freiligrath, „Zwiſchen den Garben.“

Zweiter Band.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1859.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
I. Das Junge Deutschland von ehedem und jetzt	1
1. Allgemeines über Stellung und Bedeutung des sogenannten Jungen Deutschland	3
2. Karl Gutzkow	14
3. Theodor Mundt	48
4. Gustav Kühne	52
5. Ernst Kossak	60
II. Der Roman	67
1. Die deutsche Belletristik und das Publicum	69
2. Gustav Freytag	90
3. Max Waldau	115
4. Willibald Alexis und Levin Schücking	133
5. Heinrich Koenig	159
6. Friedrich Hackländer und Friedrich Gerstäcker	175
7. Karl von Holtei	186
8. Robert Giseke	201
9. Gottfried Keller	208
10. Theodor Mügge und Edmund Höfer	212
11. Alexander von Sternberg	219
III. Die Dorfgeschichte. Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf; Josef Rank und die Nachahmer	227
IV. Dichtende Frauen	247
1. Die Literatur und die Frauen	249

Seite

2. Louise Mühlbach 254
3. Fanny Lewald 257
4. Louise von Gall 262
5. Amely Bölte, Julie Burow und Ottilie Wildermuth . 267

V. Das Drama der Gegenwart; Aussichten in die Zukunft . . 271

Zeittafel der in den Jahren 1848 bis 1858 erschienenen belletristischen Werke 284

I.

Das Junge Deutſchland von ehedem und jetzt.

1.

Allgemeines über Stellung und Bedeutung des sogenannten Jungen Deutſchland.

Im erſten Bande unſeres Werkes haben wir uns ausſchließlich mit ſolchen Schriftſtellern beſchäftigt, die entweder im letzten Jahrzehnt überhaupt erſt aufgetreten ſind oder die ihren Urſprung doch nicht weiter zurück datiren, als bis zum Anfang der Vierziger. Auch hatten dieſe ſämmtlichen Schriftſteller, mochten ſie auch hie und da in andere Gattungen übergreifen, ihren Schwerpunkt doch weſentlich in der Poeſie im ſtrengeren Sinne, namentlich und hauptſächlich in der Lyrik und im erzählenden Gedicht.

Aber iſt die literariſche Phyſiognomie unſerer letzten zehn Jahre damit nun wirklich erſchöpft? Datirt unſere jüngſte Literaturepoche wirklich und ausſchließlich erſt vom Jahre Vierzig? Reicht kein älteres Geſchlecht mehr in die Gegenwart herüber? Sollten insbeſondere jene Schriftſteller ganz verſtummt ſein, die ehedem, im Lauf der dreißiger Jahre, unter dem Namen des Jungen Deutſchland ſo viel von ſich reden machten?

Man kennt die Geſchichte von dem kleinen Töffel, der, dieſes Beinamens überdrüſſig, ſein Heimathsdorf verläßt, in den Krieg geht, Wunden und Ehrenzeichen davonträgt, und da er endlich, ein ſchnauzbärtiger, pulvergeſchwärzter Invalide, wieder in ſein Dorf zurückkehrt, was iſt der erſte Gruß, mit dem man ihn empfängt? „Sieh, kleiner Töffel, lebſt Du noch?!“

Die Schriftſteller des ſogenannten Jungen Deutſchland haben ſich über ein einigermaßen ähnliches Schickſal zu beklagen. Auch ſie haben im Laufe der beinahe dreißig Jahre, die vergangen ſind, ſeitdem jener Beiname zuerſt auf ſie angewendet ward, alles Mögliche gethan, denſelben in Vergeſſenheit zu bringen; auch ſie haben Schlachten gekämpft und Abenteuer beſtanden und haben dann ein andermal ſich ſtill zu Hauſe gehalten, während die ganze Welt brauſte und ſchwärmte; auch an ihnen iſt die Zeit nicht ſpurlos vorübergegangen, auch ſie haben längſt aufgehört, die wahre Jugend Deutſchlands zu ſein, es ſind ſogar mehrentheils ganz ſolide, ganz ruhige Bürger, im literariſchen wie im politiſchen Sinne, aus ihnen geworden — und doch können ſie dieſen verhängnißvollen Beinamen nicht los werden, und doch müſſen ſie, obwol zum Theil mit ergrautem Kopf, dieſe Bezeichnung des „Jungen Deutſchland" mit ſich herumſchleppen bis an das Ende ihrer Tage.

Verhängnißvoll aber nennen wir dieſen Beinamen theils wegen ſeines polizeilichen Urſprungs und der kleinlichen politiſchen Verfolgungen, an die er erinnert, theils wegen des Widerſpruchs zwiſchen den Erwartungen, welche ein ſolcher Name erweckt und Demjenigen, was die Träger deſſelben wirklich geleiſtet haben. Es ſind bedeutende Schriftſteller darunter, ausgezeichnet ſowol durch die Gewandtheit und Energie ihres Talents, als namentlich durch die Vielſeitigkeit ihrer Leiſtungen. Wir verdanken ihnen einige ſehr geiſtvolle kritiſche Erörterungen, einige ſehr wirkſame Theaterſtücke, einige ſehr unterhaltende Romane und Erzählungen: aber bei alledem — ein eigentliches und wirkliches „Junges Deutſchland" hätten wir uns doch noch anders gedacht. . .

Wiewol es ſehr unrecht wäre, wollten wir die Träger dieſes Namens für die Erwartungen, die derſelbe erweckt und die von ihnen nur zum kleinſten Theil befriedigt worden ſind, verantwortlich

machen. Es ist eine sehr triviale Wahrheit, die aber doch auch in Kunst und Wissenschaft ihre Geltung hat: Jeder ist jung — in seiner Jugend, und wenn wir, deren Locke eben noch braun, deren Auge hell, deren Blut heiß und stümisch ist, — wenn wir nicht begreifen können, wie diese altersmüden, verwitterten Gestalten da vor uns auch einmal jung gewesen sein sollen, so steht schon ein neues Geschlecht dicht hinter uns, bereit, denselben Spott und dieselben Zweifel auf unsern, o Himmel, wie bald ebenfalls kahl gewordenen Scheitel zu schleudern. Nicht darauf eigentlich kommt es bei der Würdigung geschichtlicher Persönlichkeiten an, was Jemand geleistet, sondern ob und in wie weit er dasjenige geleistet, was unter den einmal bestehenden Verhältnissen überhaupt zu leisten möglich war und wozu sein Schicksal, das ihn grade in diesen und keinen anderen Verhältnissen geboren werden ließ, ihn gleichsam vorausbestimmt hatte.

Legen wir diesen bescheidenen, aber doch allein gerechten Maßstab an das sogenannte Junge Deutschland, so wird Manches und Vieles von dem, was uns jetzt an dieser Erscheinung verstimmt und beleidigt, vollkommen klar und begreiflich werden. Wenn je eine literarische Epoche, so verdienen jene dreißiger Jahre, in welche das Auftreten des Jungen Deutschland fällt, den Namen einer Uebergangsepoche; sowol die Vorzüge und Verdienste, die wir den Mitgliedern des Jungen Deutschland durchaus nicht absprechen wollen, als auch ihre Irrthümer und Unzulänglichkeiten wurzeln vornehmlich in diesem Umstand. Die Julirevolution auf der einen, die Ausbreitung und Popularisirung der Hegel'schen Philosophie auf der andern Seite hatten jene Herrschaft der Romantik, die sich ungefähr seit Schiller's Tode mehr und mehr über unsere Literatur ausgedehnt hatte, und die das literarische Seitenstück unserer politischen Restauration bildet, theils gestürzt, theils wenigstens so erschüttert, daß der Umsturz demnächst und ohne große

Anſtrengung erfolgen mußte. Nun aber iſt es ein hiſtoriſches Geſetz, daß überlebte, dem Untergang geweihte Richtungen nicht ſowol durch völlig neue, ihnen ſchnurſtracks entgegengeſetzte geſtürzt werden, als vielmehr von innen heraus; es ſtirbt eben Niemand, als an ſich ſelbſt.

Oder um es noch genauer auszudrücken: die neue Richtung der Zeit, welche allerdings im Entſtehen iſt, tritt zunächſt in der Form der alten abſterbenden Richtung auf und namentlich auch mit ihren Mängeln behaftet; es giebt keinen Sprung in der Geſchichte und auch da, wo ſie von einem alten, überlebten Princip zu einem neuen, höheren fortſchreitet, iſt es immer dieſelbe Entwickelung, die z. B. in der Natur aus dem abſterbenden, verweſenden Samenkorn die neue Frucht hervorgehen läßt. Das Junge Deutſchland war der entſchiedenſte und ausgeſprochenſte Gegenſatz gegen die bisherige Romantik, aber in weſentlich romantiſcher Form; die Einſeitigkeit unſerer bisherigen bloß literariſchen Bildung wollte es aufheben, es wollte die Literatur enger ans Leben anſchließen und ihren ermatteten Leib in der freien Luft der Geſchichte, durch die Berührung mit Politik, Philoſophie und Theologie erfriſchen und wieder herſtellen, bediente ſich dazu aber ſelbſt noch ausſchließlich literariſcher Mittel; es wollte mit einem Wort die Literatur über ſich ſelbſt hinausführen, verfiel aber, mitten in dieſem Streben, demſelben literariſchen Kaſtengeiſt, dem auch die Romantik gehuldigt hatte; es wollte eine politiſch ſociale Partei ſein und brachte es doch nur bis zur literariſchen Coterie.

Auch dies lag weniger an den Tendenzen und Mitteln des ſogenannten Jungen Deutſchlands, als vielmehr an den unreifen und unfertigen Zuſtänden, unter denen daſſelbe ſich entwickelte. Die Kluft, welche Literatur und Leben damals bei uns trennte, war zu groß, höchſtens ein Dichter, auf den Fittigen des Genius, hätte ſie überfliegen können: einen ſolchen wahrhaft genialen Dichter aber

wie hätte dieſe in ſich zerriſſene, ohnmächtige Zeit ihn zu erzeugen vermocht? So ſehr auch die Theorie grade des Jungen Deutſchlands dagegen ankämpfte, es bleibt doch richtig: nur höchſte Geſundheit iſt höchſtes Genie, es giebt keinen in ſich unharmoniſchen und zerriſſenen Dichter, der etwas Ganzes und Harmoniſches ſchaffen könnte. Die Flügel des Jungen Deutſchland reichten minder weit, grade ſo weit, wie die Schwungkraft der Zeit, in der dieſe Schriftſteller ſelbſt entſtanden und lebten. Das eigentliche große Gebiet der Poeſie, Epos und Drama, war ihnen verſchloſſen und hat ſich auch ſpäterhin, ſo beharrlich ſie zum Theil an ſeine Pforten pochten, ihnen ſo wenig erſchloſſen, wie irgend Einem aus moderner Zeit; ſelbſt die am weiteſten vordrangen, ſind doch immer nur im Vorhof ſtehen geblieben. Das Junge Deutſchland war überhaupt weit weniger poetiſch als literariſch; die Lyrik namentlich, dieſer Grundton aller Poeſie, der durch alle Gattungen derſelben mehr oder weniger hindurchklingt, war ihm vollſtändig verſagt. Auch dies lag großen Theils in ſeiner hiſtoriſchen Stellung; nachdem die Romantik ſo maßlos in Gefühlen geſchwelgt, nachdem ſie die ganze Poeſie zu einer bloßen abſtracten Lyrik, ja noch weiter, zu bloßen muſikaliſchen Stimmungen verflüchtiget hatte, war es dem Geſetz hiſtoriſcher Entwickelung ganz angemeſſen, daß den Romantikern nunmehr ein Geſchlecht auf die Ferſe trat, bei dem Gefühl und Empfindung im Gegentheil ſehr unentwickelt waren und das hauptſächlich von den kritiſchen Mächten des Verſtandes geleitet ward. Auch die Romantiker hatten viel und gern kritiſirt, aber ſie thaten es immer nur zu äſthetiſchen Zwecken; bei den Schriftſtellern des Jungen Deutſchland dagegen ſollte die Kritik weſentlich eine praktiſche Macht ſein, ſie kritiſirten die Literatur, weil ſie das Leben, ſie geißelten die Poeten, weil ſie die Staatsmänner ihrer Zeit ſtrafen oder umſtimmen wollten. Die Romantiker hatten von einer „poetiſchen Poeſie“

gefabelt, das Junge Deutſchland ſtellte die Literatur ausdrücklich in den Dienſt der Praxis und ſchrieb ſeine Bücher nur, weil ihm zu Thaten theils die Gelegenheit, theils wol auch die Fähigkeit mangelte.

Der Verfaſſer hat ſchon früher einmal Veranlaſſung gehabt, ſich über Stellung und Bedeutung des Jungen Deutſchland ziemlich vollſtändig und im Zuſammenhang auszuſprechen (vergl. „Vorleſungen über die deutſche Literatur der Gegenwart," 1847). Es ſind ſeitdem mehr als zehn Jahre vergangen und ſeine Anſichten ſind heut noch dieſelben wie damals, weshalb es ihm denn auch verſtattet ſein mag, hier einige jener früher geäußerten Sätze zu wiederholen. — Es iſt, ſagte er damals, die charakteriſtiſche Eigenſchaft der modernen Literaturen, ſich aus der Kritik zu entwickeln; der Geiſt hat ſeine paradieſiſche Unſchuld, ſeine Naivetät verloren, er wird, was er wird, erſt durch die Entzweiung der Reflexion. Darum geht auch in der Geſchichte der modernen Literaturen jeder neuen Epoche, jedem neuen Anſatz der Dichtung ein Geſchlecht reflectirender Geiſter, eine Generation von Kritikern voran, die kommenden Productionen die Wege zeigen, indem ſie die Unzulänglichkeit der bisherigen erweiſen. So geht vor Goethe Leſſing, ſo vor den revolutionären Poeten der Sturm- und Drangepoche die revolutionäre Kritik Gerſtenberg's, der Frankfurter Anzeigen ꝛc. einher; ſo wird die productive Romantik eingeleitet durch die kritiſche, die Tieck, Brentano, Arnim durch die Schlegel; ſo geht der Poeſie der Gegenwart die Kritik des Jungen Deutſchland voraus.

Allein es iſt das Schickſal dieſer vermittelnden Generationen, und nur dadurch eben gelingt es ihnen, Vermittler zu werden, daß ſie nur halb erſt in der neuen, halb noch in der alten Epoche ſtecken: zwieſpältige Weſen, ſchwankend zwiſchen zwei Zeitaltern und daher ſehr gewöhnlich mißverſtanden und verleugnet von beiden. Die

Schlegel und Genoſſen ſteckten noch halb in der claſſiſchen Epoche Goethe's und Schiller's, von der ſie ausgegangen — und das war ihre Stärke; das Junge Deutſchland ſteckte noch halb in der Romantik, die es bekämpfte und — das war ſeine Schwäche.

Die Abſicht des Jungen Deutſchland war ohne Zweifel die beſte. Es hatte die Aufgabe der Zeit richtig begriffen, es war nicht umſonſt bei Hegel in die Schule gegangen, hatte nicht umſonſt das Ereigniß der Julitage erlebt. Wie ſich in der Hegel'ſchen Philoſophie Idee und Wirklichkeit verſöhnt hatten, ſo ſuchten dieſe Schriftſteller jetzt das Leben mit der Literatur, die Literatur mit dem Leben zu vermitteln. Die Literatur verließ im Jungen Deutſchland ihre romantiſche Selbſtgenügſamkeit, ſie hörte auf Selbſtzweck zu ſein, ſie wollte den großen bewegenden Mächten des Lebens, der Geſchichte, der Politik, der praktiſchen Entwickelung des Völkerlebens ſich dienend anſchließen.

Und wie hierin die Conſequenzen der Philoſophie, ſo ſuchte es andererſeits auch die Conſequenzen der Julirevolution zu ziehen und ihre Reſultate, oder doch was damals ihr Reſultat zu ſein ſchien, nach Deutſchland zu übertragen; die pittoreske Schilderung, die ein hervorragendes Mitglied des Jungen Deutſchland in einer ſeiner früheſten Schriften von dem Augenblick macht, da er in der Berliner Aula, eben den akademiſchen Preis für eine theologiſche Concurrenzarbeit empfangend, zuerſt die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution erhält, ſowie von dem tiefen und Alles bewältigenden Eindruck, den dieſe Meldung auf ihn hervorbringt, iſt, wenn auch vielleicht mit etwas poetiſchen Farben ausgeſchmückt, doch der Sache nach vollſtändig wahr und bezeichnend. Auch für die Angehörigen des Jungen Deutſchland war jenes „Vive la liberté!" das in den Julitagen durch die Gaſſen von Paris ſchallte und das uns noch zehn Jahre ſpäter aus den Herwegh'ſchen Verſen entgegentönt —

auch für das Junge Deutſchland, ſage ich, war Freiheit das Loſungswort; auch ſie fühlten, daß die Zeit der bevorzugten Individualitäten vorüber und daß die wahre Souverainetät nur der Totalität des Volkes gebühre; auch ſie waren Revolutionäre.

Aber, Kinder einer romantiſchen Zeit, aufgewachſen unter ihrem Einfluß, angeſteckt von ihrem Siechthum, entbehrten ſie der Kraft, die richtig verſtandene Aufgabe auch richtig durchzuführen. Es fehlte ihnen vielleicht weniger das Talent — denn das, wie die Folge gelehrt hat, war verſatil genug — als die Begeiſterung, der Glaube, die ſittliche Energie; im Gegenſatz zu dem perpetuirlichen Rauſch der Romantiker waren ſie nur zu nüchtern und dieſe Nüchternheit that nicht nur ihren poetiſchen Leiſtungen, ſondern auch ihrem ſittlichen Verhalten Abbruch; ſie waren zu klug, zu überlegt, zu praktiſch, um ſich dem Princip, das ſie im Uebrigen bekannten, völlig rückhaltlos und bis zur Aufopferung ihrer ſelbſt hinzugeben.

Im Gegentheil, dieſes Selbſt ſpielt bei ihnen eine ſehr große Rolle; es iſt die Achillesferſe dieſer übrigens ſo tapfern und kriegsluſtigen Jugend. Jedes geſchichtliche Princip ſetzt ſich nur auf die Art durch und wird nur dadurch zur wirklichen geſchichtlichen Macht, daß es ſich in beſtimmten Perſönlichkeiten verkörpert; es wird nicht eher wahrhaft allgemein, bevor es nicht individuell wird — genau derſelbe Hergang, wie in der Kunſt, in der das Allgemeine und Ewige auch nur inſoweit wirkt, als es in ſinnlich beſtimmter und individueller Geſtalt ausgeprägt wird. Aber in dieſer Beimiſchung des Individuellen und Vergänglichen in das Allgemeine und Ewige liegt auch eine große Gefahr; — es kommt zuweilen, ja wol ſehr häufig vor, daß das Vergängliche dem Ewigen über den Kopf wächſt und daß die Perſönlichkeit erntet, was das Princip geſäet hat.

Dieſer Gefahr iſt auch das Junge Deutſchland unterlegen und

zwar in um so höherem Maße, je ungeübter und unausgeprägter das individuelle Vermögen jener Zeit überhaupt noch war. Wie im Jungen Deutschland, dem vorhin gebrauchten Ausdruck nach, die politische Partei sich zur literarischen Coterie verdummt, so wird ihm auch die Freiheit zur Willkür, das philosophische System zur einseitigen und exclusiven Schule. Es sind die wahren Louis Philipp's unserer literarischen Revolution: unter dem Titel des Bürgerkönigs, des Volksfreundes ist es nur die eigene Persönlichkeit, das eigene vergängliche Ich, dem sie schmeicheln und für das sie arbeiten.

Dies erklärt auch das Verhalten, das sie sowol zur Philosophie wie zur Politik beobachtet haben und das sich in beiden Fällen durch Consequenz eben nicht auszeichnet. Kaum trat die Philosophie aus den Banden der Schule heraus, kaum wurde mit Anwendung ihrer Principien auf Kunst und Leben Ernst gemacht, so fanden dieselben Schriftsteller, die sich kurz zuvor noch mit so lautem Jubel unter dem Banner der Philosophie versammelt hatten, eben diese Philosophie auf einmal sehr unbequem und langweilig. Es war ihnen ganz genehm gewesen, vor den Augen der Welt in philosophischer Rüstung einherzustolziren und sich als tiefe Denker anstaunen zu lassen: sowie die Philosophie aber Miene machte, die eigenen Producte eben dieser Schriftsteller nach ihrem strengen Maßstab zu messen, da erhoben sie auf einmal laute Klage über philosophische Barbarei und Geschmacklosigkeit. — Ebenso in der Politik. Kaum hört die Freiheit auf ein Privilegium zu sein, kaum fängt das politische Interesse an überzugehen in die Massen, so finden sie die Freiheit auf einmal sehr unästhetisch, so klagen sie lebhaft über diesen Rigorismus der Zeit, der gar keine reine Kunst, keine reine Schönheit mehr aufkommen lasse, so thun sie vornehm und heucheln Verachtung einer Popularität, um die sie sich vor Kurzem noch so eifrig bemühten, die ihnen aber freilich jene exclusiven Kreise, jene

Kreise der literarischen Kenner und Feinschmecker, für welche sie nach Art der Romantiker hauptsächlich thätig waren, nicht wohl hatten geben können.

Das Junge Deutschland ist der letzte Ausläufer der Genieperiode. Wie ehemals die Stürmer und Dränger, wie zu Ende des Jahrhunderts die romantische Genossenschaft des Athenäums ꝛc., so traten auch sie gewaltsam lärmend in die Literatur, so begannen auch sie damit die Vergangenheit über Bord zu werfen und die Forderung einer neuen Literatur, einer neuen Dichtung aufzustellen. Bei der außerordentlichen Erschlaffung, in welche unsere Literatur während der zwanziger Jahre gerathen war, bei der Zahmheit der Phrasendreherei, der hohlen Ableierung des altromantischen Kunstkatechismus, zu welcher die Kritik herabgesunken, war auch in dieser Turbulenz, mit welcher das Junge Deutschland auftrat, dieser Rücksichtslosigkeit seiner Kritik, dieser Impietät, diesem Terrorismus, mit dem es der gesammten frühern Literatur das Leben absprach, während es mit studentischer Keckheit sich selbst in den Mittelpunkt der Bewegung stellte — es war in alle dem ohne Zweifel ein Fortschritt, es diente auch dies zu einem Heilmittel, einem Zugpflaster gleichsam, welches der Schwäche der Zeit aufgelegt ward.

Aber über diese Anregung sind die Schriftsteller des Jungen Deutschland auch nicht hinausgekommen, wenigstens so lange nicht, als sie selbst sich noch dazu zählten und als ein Junges Deutschland noch anders als in den Repertorien der Literaturgeschichte bestand; die Frucht, deren Süßigkeit man die herbe Knospe verzeiht, ist entweder ganz ausgeblieben, oder zeigt doch ein ganz anderes Aussehen und gehört einer ganz andern Gattung an, als man nach dem ersten Auftreten dieser Richtung hätte vermuthen sollen.

Dies führt uns auf die Thätigkeit, welche die Mitglieder des ehemaligen Jungen Deutschland in nachmärzlicher Zeit entwickelt

haben. Dieſelbe iſt ſehr beträchtlich, ſowol dem Umfange nach, als auch was die Wirkung auf das Publicum anbetrifft; es iſt unmöglich, die Literaturgeſchichte dieſer letzten zehn Jahre zu ſchreiben, ohne auch dieſer Schriftſteller zu gedenken, welche dieſelbe mit ſo zahlreichen und zum Theil ſo viel geleſenen Schriften bevölkert haben. Zwar haben nicht alle Mitglieder dieſer ehemaligen Genoſſenſchaft in gleichem Maße an dieſer Thätigkeit Antheil genommen; Einige ſind verſtummt, Andere ſind auf Gebiete gerathen, die von Literatur und Kunſt, wie die Dinge heutzutage ſtehen, nur noch den Namen tragen und aus denen es den Betreffenden daher auch ſchwer fällt, den Weg zur literariſchen Production zurückzufinden. Aber deſto größer iſt dafür die Fruchtbarkeit desjenigen Schriftſtellers, der uns den Charakter des Jungen Deutſchland überhaupt am reinſten und vollſtändigſten repräſentirt, und durch den das Andenken an dieſe im Uebrigen längſt erloſchene und vergeſſene Richtung auch allein noch im Gedächtniß des Publicums erhalten wird: Karl Gutzkow.

2.

Karl Gutzkow.

Wir bezeichneten Karl Gutzkow so eben als den hauptsächlichsten Repräsentanten, so zu sagen den eigentlichen Erben des ehemaligen Jungen Deutschland, und meinen damit ebensowohl die Vorzüge als die Schwächen, die positive wie die negative Seite dieses Schriftstellers angedeutet zu haben. Wie Niemand aus seiner Haut wachsen kann, so kann auch Niemand die geistige Haut abschütteln, mit der seine Zeit und seine geschichtliche Herkunft ihn umkleidet haben oder wenn es Einzelnen gelingt, die Schlangenhaut der Vergangenheit von sich abzustreifen und einer neuen verjüngten Zeit mit verjüngtem Leibe entgegenzutreten, so ist das doch, grade wie in der Naturgeschichte, im Uebrigen für den Betreffenden selbst mit so viel Unbehagen und Anstrengung verknüpft, daß die Spuren davon sich nie ganz verlieren.

An Entwickelungsfähigkeit fehlt es nun Karl Gutzkow wahrlich nicht, im Gegentheil, wenn wir vorhin schon dem Jungen Deutschland im Allgemeinen eine große Versalität nachsagten, so zeigt sich diese Eigenschaft bei keinem seiner ehemaligen Mitglieder deutlicher und in höherem Maße, als bei Gutzkow. Er ist der wahre Proteus unserer modernen Literatur; wie es keine Gattung giebt, die er nicht angebaut hätte, von der Kritik bis zum Drama, vom Epigramm bis zum großen, neunbändigen Roman, so giebt es

auch in der Welt der Empfindung keinen Ton, den er nicht anzuſchlagen, in der Welt des Geiſtes keine Farbe, die er nicht zu tragen wüßte. Gutzkow iſt nicht nur einer der fruchtbarſten, er iſt auch einer der zäheſten und ausdauerndſten Schriftſteller, welche unſere Literatur irgend aufzuweiſen hat. Dieſe Zähigkeit bildet ſogar einen Hauptzug in ſeinem literariſchen Charakter. Gutzkow iſt keiner von den urſprünglichen Geiſtern, welche ihr Ziel gleichſam im Fluge erreichen: vielmehr zeigt er ſich auch darin als ein ächter Sohn ſeiner Zeit, daß ſeine Bildung eine ungemein zuſammengeſetzte iſt und daß er mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen, mehr mit dem wohlgeſchulten Talent als mit dem angebornen Genie arbeitet. Als rüſtiges, arbeitſames Talent iſt Gutzkow überhaupt reſpectabel, ja er kann in dieſer Hinſicht allen Schriftſtellern ſeiner Zeit zum Muſter dienen, wie er ja auch von allen, wenn auch nicht die friſcheſten und duftigſten, doch jedenfalls die meiſten Lorbeeren geerntet hat. Gutzkow gehört zu den Naturen, die, wie das Sprichwort ſagt, nicht todt zu kriegen ſind; eine Niederlage iſt für ihn immer nur ein Antrieb zu einem neuen Kampfe, zwanzigmal vom Pferde gefallen, ſteigt er zum einundzwanzigſten Mal wieder auf und zwingt den ſtörrigen Pegaſus endlich doch, wohin er ihn haben will.

Nur daß man dieſen Zwang mitunter auch etwas verſpürt und daß ſein Pegaſus überhaupt mehr ein wohlgerittenes Manegepferd iſt, als ein wildfeuriger Renner. Wie die Tendenz die geſammte literariſche Thätigkeit des Jungen Deutſchland beherrſchte und zwar nicht ſowol als ein Innerliches, Urſprüngliches, als vielmehr als ein Aeußerlich hinzugekommenes und Auferlegtes, ſo iſt Gutzkow auch heutzutage noch, nach allen Wandelungen, die er durchgemacht, weſentlich Reflexionspoet.

Das iſt nun im Munde gewiſſer Kritiker, die zwar die Para-

graphen des Compendiums, nicht aber die Fülle der Erſcheinungen vor Augen haben, ein ſehr harter Vorwurf. Wir ſind darüber anderer Meinung, wir glauben, daß es eine kindiſche Forderung wäre, wollte man von einer Zeit, die ſo durch und durch reflectirt iſt wie die unſere, etwas Anderes als Reflexionspoeten verlangen oder wenigſtens, wollte man ein großes Geſchrei erheben und ſich, ich weiß nicht über welche äſthetiſche Gewaltthat beſchweren, wo bei einem Poeten dieſer reflectirenden Zeit die Reflexion nun auch wirklich in den Vorgrund tritt. Weit entfernt alſo, Gutzkow einen Vorwurf damit zu machen, wollen wir mit der Bezeichnung Reflexionspoet hier nur das feſtſtellen, daß, wie bei den meiſten Dichtern unſerer Tage, der Verſtand bei ihm die Oberhand hat über die Phantaſie und daß ſeine Schöpfungen ihren Urſprung weniger den unmittelbaren Eingebungen des Genius, als einer geſchickten und ſorgfältigen Combination gewiſſer, durch Beobachtung und Nachdenken gewonnener Eindrücke verdankt.

Bedenklicher dagegen erſcheint es uns, daß dieſer Dichter, trotz ſeiner ungemeinen Verſalität und trotz ſeiner wiederholten Entpuppungen, doch eigentlich nie einen neuen Inhalt gewonnen, ſondern ſtets nur den alten in den mannigfachſten Formen reproducirt hat. Wie die Kritik das Hauptfahrwaſſer des beginnenden Jungen Deutſchland bildete, ſo überwiegt in Gutzkow auch jetzt noch die Kritik und macht ſich nicht ſelten auch da geltend, wohin ſie nicht gehört, in jenem Gebiet naiv realiſtiſcher Darſtellung, auf welchem der Herausgeber der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ſich neuerdings mit ſo viel Behaglichkeit niedergelaſſen hat. Das Junge Deutſchland trat ferner zuerſt und hauptſächlich in der Journaliſtik auf; es war der eigentliche Regenerator unſerer verſumpften und verſunkenen Tagespreſſe, und wenn der Literarhiſtoriker ſtellenweiſe zweifeln kann, in welchem Sinne er die Acten

über das Junge Deutschland eigentlich abschließen soll, in verurtheilendem oder in freisprechendem, so wird der Geschichtschreiber der deutschen Journalistik nicht umhin können, ihm — neben großen Schattenseiten — auch große und unvergängliche Verdienste zuzuerkennen. Dieses Vorwiegen des journalistischen Charakters zeigt sich nun auch noch in der zweiten, mehr positiven Hälfte von Gutzkow's literarischer Thätigkeit, und zwar wiederum nach beiden Seiten hin, im Guten sowohl wie im Schlimmen. Es war gewiß ein Verdienst, das dieser Schriftsteller sich erworben hat, als er, die Stirn noch frisch bekränzt mit den eben errungenen Lorbeeren der „Ritter vom Geiste," noch einmal hinabstieg in die Arena der Tagesliteratur und ein Blatt gründete (die schon genannten „Unterhaltungen am häuslichen Herd," 1852), das einen Mittelpunkt zu bilden sucht für die populär-belletristische Production, die Unterhaltungsliteratur im specifischen Sinne, eine Gattung also, auf welche unsere Poeten bis vor Kurzem noch mit großer Geringschätzung herabsahen. Das Verdienst, das Gutzkow sich dadurch erworben, wird aber um so größer und macht der Kraft seiner Selbstüberwindung um so mehr Ehre, als das von ihm gegründete Blatt im Ganzen einen sehr gemäßigten und idyllischen Charakter trägt und ihm wenig oder gar keine Gelegenheit bietet zu jenen journalistischen Kämpfen, jenen polemischen Erörterungen und Aufregungen, die er sonst so sehr liebte und die Anfangs so viel dazu beitrugen, seinen Namen bekannt zu machen. Es ist das aber wirklich eine Entsagung und will etwas bedeuten, wenn man alt und grau geworden ist unter den Kämpfen der Literatur, mit einem Mal unter die Friedensfreunde zu gehen und alle jene zierlichen Pfeile des Spottes, jene blanken Klingen des Witzes, jene krummen Säbel der „göttlichen Grobheit," die man bis dahin mit so vieler Virtuosität gehandhabt, auf einmal zum alten Eisen zu legen.

Allein das journaliſtiſche Blut, das Gutzkow durchdringt, iſt dabei nicht ſtehen geblieben, es äußert ſich, gleich ſeiner kritiſchen Neigung, auch da, wo wir es eben nicht zu ſpüren wünſchen, nämlich auch in ſeinen poetiſchen Productionen. Wie man den Seemann am Gang erkennt oder wie man es gewiſſen ausgedienten Soldaten anmerkt, daß ſie bei der Cavallerie geſtanden haben, ſo merkt man es auch Gutzkow in Allem, was er ſchreibt, noch heutzutage an, daß er ſeine literariſche Rekrutenzeit bei der Journaliſtik abgedient hat. Die praktiſche Tendenz, die Berechnung auf den unmittelbaren, augenblicklichen Erfolg, an die man ſich als Tagesſchriftſteller ſo leicht gewöhnt, ja die hier vielleicht unentbehrlich und nothwendig iſt, blickt noch jetzt aus Allem hervor, was Gutzkow ſchreibt; ſelbſt einige ſeiner berühmteſten und beliebteſten Theaterſtücke (man denke z. B. an „Uriel Acoſta," den dramatiſchen Pendant der damaligen freigemeindlichen Zeitungspreſſe) ſind eigentlich nicht viel mehr als dramatiſirte Zeitungsartikel, ja ſogar ſeine neunbändigen „Ritter vom Geiſte" ſind im Grunde nur eine ſehr geſchickt combinirte, mit vielen höchſt lehrreichen und ergötzlichen Beiſpielen illuſtrirte Sammlung von „Prémiers-Paris."

Noch mehr: Gutzkow iſt zum Theil ſogar hinter ſich ſelbſt und ſein eigenes Princip zurückgegangen und hat in den literariſchen Erzeugniſſen ſeiner zweiten Hälfte Motive benutzt und Tendenzen verfolgt, die er im Anfang ſeiner Laufbahn mit dem ganzen Uebermuth ſeiner jugendlichen Polemik verfolgte. Als Gutzkow um ſeine erſten literariſchen Sporen kämpfte, waren ihm die Romantiker viel zu alt; ſeitdem iſt er noch bis hinter die Romantiker zurückgegangen und hat ſeine Vorbilder von einer Generation entnommen, die ſchon von den Romantikern als antiquirt betrachtet wurde. Wie ſehr Gutzkow ſelbſt ſich auch dagegen ſträuben mag, eine unbefangene, auf hiſtoriſcher Vergleichung beruhende Kritik

kann in den Dramen und Romanen ſeiner ſpäteren Epoche doch nichts ſehen, als den wiederauferſtandenen Iffland und Kotzebue.

Und auch das wieder ſoll ihm keineswegs zur Unehre geſagt ſein. Iffland und Kotzebue haben nicht nur die Literatur ihrer Zeit in einem Grade und einer Ausdehnung beherrſcht, wie es ſtets nur wenigen Schriftſtellern vergönnt war, ſondern auch jetzt noch, da kein Nimbus der Zeitrichtung ſie mehr umgiebt und da ſie das gewöhnliche Schickſal der Triumphatoren, nämlich erſt gekrönt und dann geſteinigt zu werden, in ſo erſchütternder Weiſe getheilt haben — auch jetzt noch und grade jetzt wieder, da mit dem Nimbus der Zeitſtimmung auch die Gefahren beſeitigt ſind, welche dieſe beiden Schriftſteller für das ſittliche Verhalten ihrer Zeitgenoſſen mit ſich führten, müſſen wir in ihnen ein Paar höchſt fruchtbare und bedeutende Talente anerkennen.

Auch würde man Gutzkow, meinen wir, ſehr Unrecht thun, wollte man es nur ſeinem ſchlechten Geſchmack oder irgend einem ſonſtigen perſönlichen Fehlgriff zuſchreiben, daß er ſich grade dieſe beiden Schriftſteller zum Vorbild ſeiner ſpäteren und eingreifendſten Thätigkeit genommen hat. Vielmehr iſt auch das wieder theils eine Folge innerer geſchichtlicher Nöthigung, theils eine Frucht jenes feinen, inſtinctmäßigen Verſtändniſſes für die Bedürfniſſe und freilich auch die Schwächen ſeiner Zeit, von dem Gutzkow auch übrigens ſo viel Proben geliefert hat.

Um das letztere vorauszunehmen, ſo iſt es eine ganz unbeſtreitbare Thatſache, daß unſere Zeit, ſei es aus eigenem Antrieb, ſei es als Gegenſatz gegen die frühere politiſche Leidenſchaftlichkeit, einen ſehr deutlich ausgeprägten Hang zum Idylliſchen, Häuslichen, Sentimentalen beſitzt. Konnte man vor dem verhängnißvollen März nicht wild genug thun, ſo weiß man jetzt ſeiner Sanftmuth und Zartheit keine Grenze zu ſetzen; mochte man damals keine andere

Muſik hören, als „Trommeln und Pfeifen, krieg'riſcher Klang,“ ſo hört man jetzt den ſchmelzenden Trillern unſerer literariſchen Flötenbläſer mit derſelben Andacht und demſelben Behagen zu, wie unſere Großmütter zur Zeit ihrer Jugend thaten. Wir haben das zum Theil ſchon bei Gelegenheit unſerer modernen Märchendichter geſehen: wie die Welt in vormärzlicher Zeit nicht weit genug ſein konnte, ſo wird ſie jetzt niemals zu eng; damals mußte Alles im Koloſſalſtil gehalten ſein, jetzt florirt die Miniaturmalerei; damals Brobdnabog, jetzt Liliput.

Und auch das iſt wieder nur halb ein Irrthum, halb die von der Natur gebotene Befriedigung eines wirklichen und richtigen Bedürfniſſes. In dieſer kleinen Welt des Hauſes, in die wir uns jetzt wieder flüchten, wie klein ſie ſei, iſt doch immer noch mehr Behaglichkeit und poetiſches Leben, als in dem unabſehbaren Sumpf unſerer Tagespolitik; dieſe kleinen, zierlichen Empfindungen, die wir wiederum in uns nähren und pflegen, haben doch noch immer mehr Wärme und ſind darum auch menſchenwürdiger, als die kalte, ironiſche Gleichgültigkeit, dieſer Froſt der Selbſtverachtung, der uns im Anblick unſerer öffentlichen Zuſtände überfällt; es iſt nicht die Sonne, nur der Mond, der blaſſe, ſentimentale Mond iſts, der uns ſcheint, aber auch eine blaſſe Mondnacht iſt beſſer, als die abſolute Dunkelheit, die uns übrigens umgiebt.

Aber auch ganz abgeſehen von dieſen Zeitrückſichten, lebt in Iffland und Kotzebue ein gewiſſes berechtigtes Etwas, das eben deshalb auch zu allen Zeiten wiederkehrt. Wir Deutſchen ſind nun einmal eine ſentimentale Nation; wir laſſen uns gern rühren, wir ſind gute Hausväter und nehmen an den kleinen Ereigniſſen der Familie zum mindeſten denſelben Antheil, wie an den großen Begebenheiten der Geſchichte. Und wenn wir nun, rührungsbedürftig wie wir ſind, uns mitunter auch von Dingen rühren laſſen, an

denen in der That nichts Rührendes ist, oder wenn wir das häusliche Interesse auf Kosten des öffentlichen, den Spießbürger auf Kosten des Bürgers nähren, so ist das nur eine jener Uebertreibungen und verkehrten Anwendungen, denen alle menschlichen Empfindungen ausgesetzt sind.

Andererseits jedoch, um zu begreifen, wie grade der Dichter der „Ritter vom Geiste" mit solcher Vorliebe auf Iffland und Kotzebue zurückkommt, darf man auch nicht außer Acht lassen, daß er ein geborener Berliner und daß er sowol seine früheste Kindheit wie seine eigentlichen Bildungsjahre im märkischen Sande verlebt hat. So übel berufen nun aber der Berliner auswärts auch wegen seiner angeblichen Gemüthlosigkeit ist und so sehr er selbst sich darin gefällt, den „Geist, der ewig verneint" unter den Stämmen Deutschlands zu spielen, so ist doch Jedem, der diesen absonderlichen Menschenschlag wirklich kennt, auch nicht verborgen, daß er, ganz im Widerspruch mit seiner losen Zunge und seinen sonstigen frivolen Manieren, im Gegentheil ein sehr empfindsames Herz hat und außerordentlich leicht gerührt wird. Beweise für diese mehr ethnographische als literargeschichtliche Behauptung zu liefern, ist hier nicht der Ort; vorhanden aber sind sie in großer Zahl und lassen sich mit leichter Mühe beibringen, von dem berühmten Wohlthätigkeitssinn der Berliner angefangen bis hinunter zu den Erfolgen, welche die Rührstücke der Frau Birch-Pfeiffer grade beim Berliner Publicum davongetragen und die ja auch nur wieder eine blasse Copie der Lorbeeren sind, die Iffland und Kotzebue sich ehedem bei den Berlinern erwarben. Wie jetzt Frau Birch-Pfeiffer und wie vor dreißig Jahren Raupach (in dem, beiher bemerkt, mehr Verwandtschaft mit Frau Birch-Pfeiffer steckt, im Guten wie im Schlimmen, als seine wohlgefeilten Jamben verrathen), so waren einstmals Iffland und Kotzebue nirgend in Deutschland so beliebt und

zählten ihre Bewunderer in ſolchen Schaaren, als in der preußiſchen „Hauptſtadt der Intelligenz.“ Von Iffland, deſſen Hauptwirkſamkeit ja unmittelbar nach Berlin fällt, iſt dies allbekannt. Aber auch Kotzebue's Ruhm ging hauptſächlich von Berlin aus; in Berlin ſchlugen ſeine Theaterſtücke zuerſt und am kräftigſten durch, in Berlin etablirte er in Gemeinſchaft mit Garlieb Merkel jenen „Freimüthigen“ (1802), in welchem er ſeinen, den Kotzebue'ſchen Standpunkt zum Maßſtab aller literariſchen Erſcheinungen machte, der Claſſiker ſowol wie der Romantiker; in Berlin endlich wurde er, der bis dahin nichts als zahlreiche Theaterſtücke und Romane geſchrieben hatte, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Gaſt eines Hofes, der ſich gegen die Literatur der Zeit übrigens wenig aufmunternd verhielt und zwar Lafontaine mit einer Penſion begnadigte, Goethe und Schiller aber dem kleinen Weimar bereitwillig überließ.

Von dieſem Iffland-Kotzebue'ſchen Blute nun, das ſomit das ganze Berlinerthum mehr oder minder durchdringt, ſelbſt bis auf unſere Tage — oder wer möchte in den jetzt ausgeſtorbenen Eckenſtehern und ihrem geiſtvollen Nachfolger, dem heutigen „Kladderadatſch,“ eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Kotzebue'ſchen Komik verkennen — von dieſem Iffland-Kotzebue'ſchen Blute, ſage ich, das für das ganze Berlinerthum alter und neuer Zeit ſo charakteriſtiſch, iſt nun auch einiges auf Karl Gutzkow, dieſen bedeutendſten Schriftſteller, den das Berlin der Gegenwart, wenigſtens auf belletriſtiſchem Gebiete, hervorgebracht hat, übergegangen. Wie das malcontente, verdrießliche Weſen, die Luſt am Zanken und Nergeln, die Gutzkow in ſeiner erſten Epoche auszeichnete und die ſich auch jetzt, unter dem erheiternden Strahl des öffentlichen Erfolgs zwar vermindert, aber keineswegs ganz verloren hat, ein ächt Berliniſches Gewächs iſt und ihre Herkunft von den Ufern der Spree keinen

Augenblick verleugnen kann, ſo trägt auch ſeine Sentimentalität und die Vorliebe für das Häuslich-Rührſame, das ſich in ſeinen neueſten Producten äußert, einen entſchieden Berliniſchen Zug. Gutzkow iſt ein ächter Berliner darin, daß er ſofort über Alles ein fertiges Urtheil hat, daß er über Alles witzig, geiſtvoll und angenehm zu plaudern weiß: aber nicht minder Berliniſch iſt auch die Süßlichkeit der Empfindung und die Hinneigung zum Kleinen, Idylliſchen, die dicht neben ſeiner ätzenden Satire und ſeinen kühnen ſocial-politiſchen Phantasmagorien liegt und hier oft ſo wunderſame Contraſte hervorbringt. Berlin iſt bekanntlich unter allen europäiſchen Großſtädten von der Natur am ſtiefmütterlichſten behandelt; die Landſchaft, in der es liegt, iſt eine der ärmſten und dürftigſten, die man ſich vorſtellen kann. Und doch könnte Niemand, der mitten in einem Paradieſe wohnt, erpichter ſein auf den Genuß der freien Natur und eine „möblirte Sommerwohnung" mehr zu den Bedürfniſſen des Lebens rechnen, als es vom Berliner „Bürger" geſchieht. Freilich iſt der Bürger dafür in den Anſprüchen, die er an die Natur macht, auch ſehr beſcheiden; eine grünbeſtrichene Leinwand mit einer Gartenbank darunter, hart an einer ſtaubigen Chauſſee, iſt vollkommen ausreichend, ſein landſchaftliches Bedürfniß zu befriedigen und ihn in eine Begeiſterung zu verſetzen, die er dann hinterdrein nicht ſelten beim Anblick der Rheinufer oder bei einem Sonnenaufgang vom Rigi — nicht empfindet. Man mache die Anwendung davon auf Gutzkow und man wird Manches an dieſem Schriftſteller als natürlich und nothwendig begreifen, was auf den erſten Anblick nur als Willkür oder Mangel des Talents erſcheint. —

Wenden wir uns nunmehr nach dieſer allgemeinen Charakteriſtik dieſes ebenſo fruchtbaren wie einflußreichen Schriftſtellers zu denjenigen Werken deſſelben, welche in die Zeit fallen, die uns hier

vornehmlich intereſſirt, ſo tritt uns zunächſt ſein ſchon mehrfach genannter großer Roman „Die Ritter vom Geiſte“ entgegen. Schon in Hinſicht auf den äußeren Umfang dieſes Werkes verdient daſſelbe, als ein Beweis ſeltener Ausdauer und Beharrlichkeit, eine nicht gewöhnliche Anerkennung. Es ſind neun ziemlich ſtarke Bände, die im Laufe von noch nicht ganz drei Jahren (1850—1852) ans Licht traten. Freilich werden die neun Bände nicht ganz in dieſer Zeit geſchrieben ſein, vielmehr wird der Dichter ſein Werk ſchon Jahre zuvor bei ſich herumgetragen und auch mit Ausarbeitung deſſelben den Anfang gemacht haben. Dennoch kann, nach inneren wie äußeren Merkmalen, der Entwurf des Romans in der Hauptſache nicht wohl vor das Jahr Achtundvierzig fallen und haben wir alſo unter allen Umſtänden einen ſeltenen Beweis von Energie und Fruchtbarkeit darin anzuerkennen.

Was das eben genannte Jahr ſelbſt und die damit verbundene große politiſche Umwälzung anbetrifft, ſo hatte Gutzkow es allerdings nicht an Verſuchen fehlen laſſen, ſich in irgend einer Art perſönlich daran zu betheiligen. Auch darin wieder hatte er eine anerkennenswerthe Selbſtüberwindung gezeigt. Denn einmal war die Bewegung des Jahres Achtundvierzig überhaupt nicht ſo angethan, daß ſie von Schriftſtellern geleitet werden konnte, vielmehr mußte Jeder, Schriftſteller oder nicht Schriftſteller, der ſich in ihren Schlund ſtürzte, zum Voraus wiſſen, daß er ein Opfer ſeiner Tollkühnheit werden würde. Sodann aber war auch die Stellung, welche die ehemaligen Mitglieder des Jungen Deutſchland zur Politik des Tages einnahmen, eine beſonders genirte und unbequeme. Es war ihnen ergangen, wie es den meiſten Menſchen, trotz alles Scheltens und Predigens, in der Regel geht, ſobald ſie älter werden: ein neueres, jüngeres Geſchlecht, das Geſchlecht der politiſchen Lyriker, ein Geſchlecht, mit dem ſie ihrer Natur nach nicht wohl con-

curriren konnten, hatte sie in der öffentlichen Meinung überholt und wenigstens einen Theil der Früchte geerntet, welche sie gesäet. Dergleichen verschmerzt sich aber nicht leicht, und so zeigt sich auch bei den Schriftstellern des Jungen Deutschland genau von da ab, wo die politische Lyrik in Schwung kommt und zur Modegattung des Tages wird, eine gewisse Abneigung gegen Politik und politische Literatur im Allgemeinen. Es war buchstäblich dasselbe Verhältniß wie zur Philosophie; so lange Politik und Philosophie ein Monopol gewisser exclusiver Literaten gebildet hatte, so lange waren sie ein ganz vortreffliches, ganz unentbehrliches Element der Literatur gewesen; sobald das politische Interesse aber anfing, Eigenthum der Massen zu werden, sobald namentlich die politischen Dichter auftraten und mit der Gewalt und Süßigkeit und meinetwegen auch mit dem Lärm ihrer Melodien das Publicum zu sich herüberzogen, von demselben Augenblick an hieß die Politik grade so barbarisch und unpoetisch wie die Philosophie.

Außerdem aber war die gesammte Richtung des Jungen Deutschland viel zu sehr ein Product des Salons, es spukte zu viel darin nach von den abstract ästhetischen Interessen der alten Romantiker, als daß die literarischen Vertreter dieser Richtung sich von der praktisch politischen Bewegung der vierziger Jahre hätten können sehr angesprochen fühlen. Es war ein Verhältniß wie zwischen Heine und Börne; alle diese Schriftsteller des Jungen Deutschland trugen Glacéhandschuhe, alle schauderten sie innerlich zusammen vor der harten, schwieligen Faust des Arbeiters, alle, so demokratisch sie zum Theil auch thaten, gehörten innerlich, nach Wünschen und Neigungen, doch zur Aristokratie; sie waren im Grunde sehr stille, friedliche Leute und wenn sie hie und da auch ein Schwert führten, so war es doch mehr die Patentklinge

des Studenten, als der kurze, unpoetiſche Säbel des eigentlichen Soldaten.

Gutzkow, wie geſagt, überwand ſowol jene mißgünſtige Verdroſſenheit als dieſe ariſtokratiſche Scheu und ſtürzte ſich, gleich beim Beginn der Märzbewegung, perſönlich in ihre dichteſten Wogen. Er nahm Antheil an den Demonſtrationen, die den Berliner Märztagen zunächſt vorangingen, er haranguirte die Arbeiter und hielt Reden im Thiergarten. Auch in der nächſten Zeit nach Ausbruch der Revolution war er zuweilen noch in jenen Clubs und Volksverſammlungen zu finden, in denen man damals in kindlicher Naivetät das Fundament der Staaten zu gründen meinte. Bald jedoch ſah er das Vergebliche dieſes Strebens ein und zog ſich aus der praktiſchen Politik zurück, nichts mit ſich nehmend, als den ehrenden Haß der Kreuzzeitung und ihrer Genoſſen.

Doch war dieſer Rückzug zunächſt nur ein äußerlicher; er ſtieg nur von der Tribüne des Volksredners, ohne damit die Politik ſelbſt aufzugeben, er zog ſich nur auf den ihm wohlbekannten Poſten der Literatur zurück, ohne darum die politiſche Praxis ganz aus dem Auge zu laſſen. Dieſer literariſchen Betheiligung des Verfaſſers an den Ereigniſſen des Jahres Achtundvierzig verdanken zwei kleine Schriften ihren Urſprung, die noch im Laufe deſſelben Jahres, zum Theil ſogar noch unter den unmittelbaren Eindrücken der Märztage erſchienen: „Anſprache an das Volk“ und „Deutſchland am Vorabend ſeines Falls und ſeiner Größe.“ Beide waren aus einem wohlmeinenden und patriotiſchen Sinne hervorgegangen, theilten jedoch das Schickſal, das Patriotismus und wohlmeinende Abſicht damals überhaupt hatten, ſofern ſie nicht der Leidenſchaft der Parteien ſchmeichelten: nämlich das Schickſal, überhört zu werden.

Unmittelbar hiernach ſcheint Gutzkow an die Ausarbeitung ſeines „Ritter vom Geiſte“ gegangen zu ſein, und ſpricht auch das

wieder für die ungewöhnliche Begabung dieſes Schriftſtellers, daß er in einer Zeit ſo allgemeiner Gährung und Unruhe und nachdem er ſelbſt erſt ſo wenig ermuthigende Erfahrungen gemacht hatte, ſich dennoch zu einer ſo großen und ſchwierigen Arbeit zuſammenzuraffen vermochte. Auch hat dieſe Energie gewiß nicht den kleinſten Antheil an dem Beifall, mit welchem die „Ritter vom Geiſte“ aufgenommen wurden und mit dem ſich für den Dichter ſelbſt eine ganz neue Epoche eröffnete. Denn gleich Alfred Meißner und anderen jüngeren Dichtern gehört auch Gutzkow zu den Schriftſtellern, die den Sonnenſchein der öffentlichen Anerkennung nicht wohl entbehren können; herber Tadel verwirrt und entmuthigt ſie, während Lob oder wenigſtens ſchonende Beſprechung ihrer Fehler ſie ermuntert und anſpornt und mit dem Wollen zugleich auch ihre Kraft vermehrt. Für die Literaturgeſchichte im ſtrengen, wiſſenſchaftlichen Sinne iſt das allerdings keine Rückſicht, die Kritik des Tages dagegen, die ſich ihres weſentlich pädagogiſchen Charakters denn doch nie ganz entſchlagen ſollte, dürfte auf dieſe Eigenthümlichkeit mancher unſerer Schriftſteller allerdings wol Rückſicht nehmen und konnte es daher auch unſeres Bedünkens nichts Falſcheres und Verkehrteres geben, als die plumpen Keulenſchläge, mit denen gewiſſe Kritiker über Gutzkow und ſeine „Ritter vom Geiſte“ herfielen, offenbar mehr um ein perſönliches Müthchen an ihm zu kühlen, als wirklich bloß in äſthetiſchem Intereſſe.

Ueberhaupt haben die „Ritter vom Geiſte“ das Schickſal gehabt, eben ſo maßlos erhoben wie herabgeſetzt zu werden; während die Einen nur einen vergeblichen Anlauf darin ſahen, glaubten die Anderen ein Buch darin zu erblicken, würdig den Meiſterwerken aller Zeiten und aller Nationen an die Seite geſetzt zu werden.

Beides mit Unrecht. Auch bei den „Rittern vom Geiſte,“ wie bei Allem, was die Gegenwart hervorbringt, wenigſtens ſoweit es

irgend einer höhern Gattung der Kunſt angehört und höhere Anſprüche zu befriedigen ſucht, muß man den halben und zwieſpältigen Charakter im Auge behalten, der unſerer Zeit überhaupt aufgeprägt iſt. Ja, es iſt eine Zeit verfehlter Anläufe, halber Thaten, groſſer Beſtrebungen, denen der Erfolg nicht entſpricht und inſofern wir die „Ritter vom Geiſte" als ein künſtleriſches Ganzes, eine Compoſition im ſtrengern und eigentlichen Sinne betrachten, inſofern dürfte auch dieſer Roman des geiſtvollen und ſtrebſamen Autors nicht nur hinter den Forderungen der Kritik, ſondern vermuthlich auch hinter ſeinen eigenen Forderungen zurückgeblieben ſein. Es fehlt dem Roman vor Allem der geiſtige, der ideale Mittelpunkt; für dieſen breiten, maſſenhaften Leib iſt die Idee, die ihn beherrſcht, theils an ſich zu klein, theils nicht mit genügender Deutlichkeit ausgeprägt. Wir ſind es zwar von Schiller's „Geiſterſeher" und Goethe's „Wilhelm Meiſter" her gewöhnt, Geheimbünde und ähnliche myſteriöſe Geſellſchaften und Perſönlichkeiten als erlaubte und beliebte Staffage des Romans zu betrachten. Aber andere Zeiten, andere Sitten. Goethe und Schiller und ihren humaniſtiſchen Beſtrebungen lag die Idee eines derartigen Geheimbundes, einer Freimaurerei zu den höchſten und erhabenſten Zwecken noch ziemlich nahe: wie ja auch die Freimaurerei ſelbſt zu eben jener Zeit ihre einflußreichſte Rolle ſpielte und — man denke an Leſſing und Herder — ihre ſchönſten Triumphe feierte. Für unſere Zeit dagegen, die Zeit der vollſtändigſten und unbedingteſten Oeffentlichkeit, haben dieſe Myſterien ihren Reiz und damit auch ihre Wichtigkeit verloren; wir zweifeln, ob ſie nur noch als Apparat eines Romans mit Erfolg zu verwenden ſein dürften, ganz gewiß aber ſind ſie nicht mehr ausreichend, um, wie es in den „Rittern vom Geiſte" geſchieht, den Mittelpunkt und geiſtigen Kern der Fabel zu bilden. Das Unzulängliche dieſes Motivs wird aber in dieſem Falle um ſo auffälliger,

je mehr wir uns hier übrigens auf modernem Boden befinden und je treuer das Bild iſt, das der Dichter uns von der Gegenwart, ihren Kämpfen und Leiden, ihren Hoffnungen und Verirrungen entwirft; es hat etwas Unbefriedigendes, das beinahe ins Komiſche umzuſchlagen droht, wenn endlich dieſe ganze vielgeſtaltige Welt, die wir neun ſtarke Bände hindurch mit ſo viel Aufmerkſamkeit verfolgt haben, ſich zu einem neuen, höchſt unmodernen Geheimdienſt, einer Art politiſcher Loge oder Maurerbund zuſpitzt.

Dieſer Mangel einer durchgreifenden, das Ganze organiſch zuſammenhaltenden Idee von hinlänglicher Bedeutung und Lebensfähigkeit hat es denn auch verſchuldet, daß auch die Hauptcharaktere des Romans, die eigentlichen Helden deſſelben, die Träger ſeines idealen Theils, nicht völlig genügen; auch ſie ſind nicht bedeutend, nicht großartig genug, auch ſie müßten, um ihre Umgebung wirklich ſo zu überragen, wie wir es von dem Helden des Romans mit Recht verlangen, zum mindeſten einen ganzen Kopf höher ſein. Doch trifft dieſer Vorwurf freilich mehr oder weniger alle Gutzkowſchen Dichtungen und nicht bloß die Gutzkow'ſchen allein, ſondern überhaupt die meiſten Erzeugniſſe unſerer modernen Literatur. Wie unter unſeren Schauſpielern das Geſchlecht der jugendlichen Helden völlig auszuſterben droht, ſo vermögen auch unſere Dichter keine poetiſchen Helden mehr zu erfinden; es weht einmal nicht die Luft bei uns, in der die Helden wachſen, wir ſind jetzt nur ein halbes, ſchwächliches, in ſich ſelbſt verkümmerndes, widerſpruchsvolles Geſchlecht, müſſen uns alſo auch begnügen, wenn die Poeſie, dieſer Spiegel der Wirklichkeit, uns nur halbe, ſchwächliche Geſtalten zeigt, nicht aber, wie gewiſſe bärbeißige Kritiker thun, nach Kinderweiſe den Spiegel zerſchlagen, weil das Bild, das er uns zurückſtrahlt, uns nicht gefällt.

Laſſen wir alſo derartige hochgeſpannte, das Maß unſerer

Zeit überſchreitenden Forderungen bei Seite; ſuchen wir in den „Rittern vom Geiſte“ keines jener Werke, die ebenſoſehr auf der Höhe ihrer Zeit wie der Dichtung ſtehen, und deren ja das ganze Gebiet des Romans, bei Lichte beſehen, bisher nur ein einziges aufzuweiſen hat, nämlich Cervantes' Don Quixote, der für den Roman daſſelbe großartige und unerreichbare Muſter iſt, wie Shakeſpeare's Dramen für die Bühne; begnügen wir uns vielmehr mit einer Reihe einzelner, höchſt lebendiger Schilderungen und Genrebilder, die, wenn ſie auch nicht immer ganz geſchickt verknüpft ſind, oder wenn ſie ſtellenweiſe auch eins dem andern im Wege ſtehen, doch im Ganzen recht viel Anregendes und Unterhaltendes bieten und der ſcharfen Beobachtungsgabe des Dichters ebenſoviel Ehre machen, wie der Kraft und Sicherheit ſeines darſtellenden Talents: ſo verdienen die „Ritter vom Geiſte“ allerdings als eins der hervorragendſten und gelungenſten Werke bezeichnet zu werden, welche die jüngere Literatur überhaupt hervorgebracht hat. Namentlich in der Schilderung gewiſſer anbrüchiger, innerlich hohler Charaktere, ſowie gewiſſer moriſcher, innerlich fauler geſellſchaftlicher Zuſtände hat der Dichter ein namhaftes Talent entwickelt. Denn auch auf die „Ritter vom Geiſte“ paßt, was der modernen Literatur überhaupt nachgeſagt wird: nämlich daß ſie die Schattenſeiten des Lebens geſchickter und treuer und darum auch mit mehr Vorliebe darſtellt, als ſeine Lichtſeiten. Die Thatſache zugeſtanden, ſo wird doch auch ſie ihre Begründung wiederum nur darin finden, daß das Leben der Gegenwart eben mehr Schatten- als Lichtſeiten darbietet und daß unſere angehenden Dichter Gelegenheit haben, mehr kranke als geſunde Zuſtände, mehr faule und nichtswürdige, als edle und großartige Charaktere zu ſtudiren.

Dieſer Schätzung der „Ritter vom Geiſte,“ die alſo kein Kunſtwerk erſten Ranges, wohl aber einen recht unterhaltenden und

wohlgeſchriebenen Roman darin erblickt, hat nun, dünkt uns, auch die Aufnahme entſprochen, welche das Buch beim Publicum gefunden. Jene neuen Bahnen freilich, welche einzelne enthuſiaſtiſche Anhänger des Dichters beim Erſcheinen der erſten Bände verkündigten, haben die „Ritter vom Geiſte" unſerer Literatur nicht eröffnet. Auch jener „Roman des Nebeneinander," den der Dichter ſelbſt im Vorwort der „Ritter vom Geiſte" etwas gar zu eilig ankündigte, hat ſich eben ſo ſchnell wieder verlaufen, wie er in Scene geſetzt ward, ohne irgend welche Spuren ſeines Auftretens zurückzulaſſen. Allein auch darin können wir keine wirkliche Niederlage des Dichters erblicken; wenn der Wein nur gut iſt, was kommt auf den Zettel an, der auf der Flaſche klebt? Dieſer nicht ganz wohl angebrachte Nachdruck, mit welchem Gutzkow in erſter Vaterfreude ſeinen „Roman des Nebeneinander" ankündigte, war noch eine unter den obwaltenden Umſtänden doppelt verzeihliche Reminiscenz ſeiner früheſten jungdeutſchen Epoche; es war damals noch ſo Mode, von jeder neuen Novelle und jedem neuen Drama, ja oft nur von einer glänzend geſchriebenen Kritik den Anfang einer neuen literariſchen Epoche zu datiren, und wenn nun ein Dichter, der übrigens ſo viele Beweiſe ſeines raſtloſen Fleißes und ſeiner unermüdlichen Strebſamkeit gegeben hat, ſich von einer ſolchen veralteten Mode auch einmal zur Unzeit beſchleichen läßt, ſo iſt das doch gewiß kein Grund, ihn nun gleich vor ein kritiſches Inquiſitionstribunal zu ſchleppen und das Buch zu verdammen um des Vorworts willen.

Und dies zweideutige Vergnügen, das Gute und Wohlgelungene darum zu verwerfen, weil es nicht gleich das Beſte und Vollkommenſte iſt, was ſich denken läßt, hat nun auch das Publicum jenen kritiſchen Ketzerrichtern überlaſſen und hat, während jene das völlig Verfehlte des Unternehmens zu erweiſen ſuchten, das Buch ſelbſt

mit Wohlwollen und Freundlichkeit bei ſich aufgenommen. Die „Ritter vom Geiſte“ haben in wenigen Jahren drei Auflagen erlebt und wenn wir auch zugeben, daß dieſer ſtatiſtiſche Maßſtab noch lange kein äſthetiſcher iſt, ſo darf das Factum doch auch nicht ganz überſehen werden, am Wenigſten bei einem Buche von ſolchem Umfang, das ſchon eben deßhalb nicht ganz leicht ins größere Publicum dringt.

Für den Verfaſſer ſelbſt aber beginnt damit, wie wir ſchon oben andeuteten, eine neue Epoche; nachdem dieſer große Wurf gelungen, faßt er nicht bloß Zutrauen zum Publicum, ſondern auch ſein Zutrauen zu ſich ſelbſt erhebt und befeſtigt ſich; ſein Weſen verliert mehr und mehr das krankhaft Geſpannte, Reizbare, das wir wol früher an ihm bemerkten, er wird (in moraliſchem Sinne natürlich) ſo zu ſagen fetter, wohlgenährter und damit auch behaglicher und unbefangener. Das bekannte Wort, das Shakeſpeare's Cäſar von den fetten Leuten ſagt, die ungefährlich ſind und mit denen er daher umzugehen wünſcht, paßt auch auf die Literatur; gebt einem Dichter Erfolge, nährt ihn mit dem Zuckerbrod des Lobes und in neunzig Fällen von hundert, gebt Acht, wie liebenswürdig er wird!

Mit den „Rittern vom Geiſte“ hatte Gutzkow gleichſam ſeinen Frieden mit dem Publicum und mit ſich ſelbſt geſchloſſen und dieſe friedfertige Stimmung äußert ſich auch ſofort in einer Reihe größerer und kleinerer Productionen, die ſämmtlich das Gepräge des Behaglichen, Friedfertigen, Liebenswürdigen an ſich tragen; der Dichter will jetzt nicht mehr kämpfen, er will ſeine Siege genießen, er will ſich nicht mehr mit Feinden herumſchlagen, er will die Zahl ſeiner Freunde vermehren und befeſtigen. Dies Bemühen giebt ſich nach allen Richtungen kund, welche der ſo ungemein fruchtbare und bewegliche Autor von jetzt ab einſchlägt. Als erzählender

Dichter kultivirt er hauptsächlich die kleine Erzählung und Novelle; als Dramatiker (ein Punkt, über den wir sogleich noch ausführlicher sprechen werden) verläßt er den eigentlichen tragischen Kothurn, der ihm allerdings niemals recht gepaßt hat, und steigt zu den minder hochstrebenden, aber erfolgreicheren und beliebteren Gattungen des Lustspiels und des Familiendramas herab; als Kritiker endlich zeigt er jetzt eben so viel Milde, wie er ehedem scharf, beißend und zum Tadel geneigt war, und äußert sich, gleich dem alternden Goethe, in der Regel nur dann, wenn er eine mehr oder minder lebhafte Anerkennung auszusprechen hat.

Diese einzelnen sehr zahlreichen Producte können wir hier natürlich nicht namentlich aufzählen. Das Meiste davon wurde zuerst in den „Unterhaltungen am häuslichen Herde" veröffentlicht, deren wir bereits gedacht haben und die als die unmittelbare Frucht jenes guten Einvernehmens zu betrachten sind, das durch die „Ritter vom Geiste" zwischen dem Autor und dem Publicum hergestellt worden war. Eine beträchtliche Anzahl dieser kleinen Erzählungen, Genrebilder, Charakteristiken, ästhetischen, literarischen und socialen Betrachtungen hat der Dichter seitdem unter dem Titel „Die kleine Narrenwelt" (3 Bde., 1855) gesammelt; die Freunde desselben werden sie mit Vergnügen lesen und sich des bunten und mannigfachen Inhalts erfreuen. Nur bei einem der zahlreichen Producte, mit denen er nach den „Rittern vom Geiste" vors Publicum getreten ist, wollen wir noch einige Augenblicke verweilen und auch das nicht sowol um seines ästhetischen Werthes willen (der in der That nicht sehr erheblich ist), als vielmehr, weil wir darin eine Bestätigung dessen finden, was wir oben über die sentimentale, rührsame Seite dieses Dichters und die innige Verwandtschaft seines poetischen Charakters mit seiner Berliner Heimath äußerten.

Das ist das Buch: „Aus der Knabenzeit," das Gutzkow im

Sommer 1852, alſo beinahe gleichzeitig mit den letzten Bänden der „Ritter vom Geiſte“ erſcheinen ließ. An und für ſich zwar hatte es etwas Ueberraſchendes und auch die Verehrer des Dichters wurden im erſten Augenblick einigermaßen ſtutzig darüber, daß er, der kaum Vierzigjährige, der noch in der vollen Blüte männlicher Jahre ſtand, bereits mit einer Art von Memoiren oder Selbſtbekenntniſſen hervortrat: eine Gattung bekanntlich, die dem höheren Alter vorbehalten iſt, dem Alter, das ſich ſelbſt dem Ende ſeiner Laufbahn nahe fühlt und das, auf die Zukunft verzichtend, ſich noch einmal im Glanz der Vergangenheit ſonnen will. Auch hat der Dichter wol ſelbſt gefühlt, daß die Zeit, Memoiren zu ſchreiben, für ihn noch nicht gekommen. Er verwahrt ſich in der Einleitung ſeines Buchs ausdrücklich dagegen, als ſei es ihm um eine Geſchichte ſeiner Jugend zu thun geweſen; ſeine eigene Perſon, verſichert er, ſei ihm ſelbſt bei Abfaſſung deſſelben ſo gleichgültig geweſen, daß er an nichts weniger gedacht als ein Entwickelungsbild ſeiner ſelbſt zu entwerfen. Nicht ſein Jugendleben will er ſchildern, ſondern nur den Schauplatz dieſes Jugendlebens; es ſollen, nach der Abſicht des Verfaſſers, Beiträge ſein zur Charakteriſtik Berlins, zunächſt desjenigen Berlin, wie es ſich vom Schluß der Freiheitskriege bis etwa zum Jahre Zwanzig geſtaltet hatte. Gutzkow will mit dieſem Buche dem üblen Rufe entgegentreten, deſſen Berlin im übrigen Deutſchland genießt; in der Geſchichte ſeines eigenen kleinen Jugendlebens will er, wie er ſelbſt ausdrücklich ſagt, den Beweis liefern, daß das Innere des Berliner Lebens keineswegs ſo kaltverſtändig, ſo gemüthlos und ohne Urſprünglichkeit iſt, wie man gemeiniglich glaubt und wie die Berliner ſich wol ſelbſt zu geben lieben, ſondern daß auch hier, wenigſtens in der beſcheidenen Stille des häuslichen Lebens, ein friſcher Quell ächter und wahrhafter Gemüthlichkeit ſprudelt, deſſen

wohlthätige Spuren ſich auch ſpäterhin niemals ganz abwaſchen oder entſtellen laſſen, auch nicht einmal von denen, die es ſelber wünſchen.

Dieſen Verſicherungen des Verfaſſers iſt gewiß Glauben zu ſchenken; es iſt ihm wirklich mehr um den guten Ruf ſeiner Vaterſtadt als um eine Verklärung ſeiner eigenen Jugendgeſchichte zu thun geweſen. Auch iſt die letztere in der That ſo einfach, ſo arm an Abenteuern und Ereigniſſen im gewöhnlichen Sinne des Worts und dabei auch äußerlich ſo eng begrenzt, daß es der ganzen Kunſt des Erzählers und der vielfach eingelegten Epiſoden und Reflexionen bedarf, um unſer Intereſſe in Thätigkeit zu erhalten. Selbſt mit dem Auge des Kindes geſehen, das bekanntlich, gleich dem Schmetterlingsauge, Alles, was es erblickt, ins Wunderbare vergrößert, würde dieſe Welt der Gutzkow'ſchen Kindheit noch immer ziemlich klein und unbedeutend erſcheinen: und iſt es ſomit wol nur ein unter dieſen Umſtänden unvermeidlicher und ſogar dankenswerther Nothbehelf, wenn der Erzähler, beſorgt um die Unterhaltung ſeiner Leſer, Standpunkte und Anſchauungen mehrfach verwechſelt und ſeiner früheſten Kindheit nicht ſelten Wahrnehmungen und Betrachtungen unterſchiebt, in denen der Leſer ohne Weiteres die ſcharfe Beobachtungsgabe des gereiften und vielerfahrenen Mannes erkennt.

Ganz ohne perſönliche Abſicht, bewußt oder unbewußt, iſt das Buch aber bei alledem doch wol nicht entſtanden. Auch hätte der Verfaſſer gar nicht nöthig gehabt, dieſelbe ſo ſehr in Abrede zu ſtellen, indem das Buch, was es dadurch etwa an Unmittelbarkeit und poetiſchem Reiz verliert, reichlich wiedergewinnt durch ſeine hiſtoriſchen Beziehungen, ſowie als Beitrag zur Charakteriſtik des Dichters ſelbſt. Sagen wir es frei heraus: das Buch „Aus der Knabenzeit" iſt nicht bloß geſchrieben, um einen Beitrag zu einer künftigen Geſchichte Berlins und der Berliner zu liefern, ſondern

der Autor hat damit zugleich ein ſentimentales Bedürfniß ſeines eigenen Herzens befriedigen wollen. Und grade dieſe Sentimentalität iſt in hohem Grade charakteriſtiſch. Hatte doch kaum ein anderer moderner Schriftſteller die — wahren oder vermeintlichen — Eigenthümlichkeiten und Gebrechen ſeiner Heimath ſich müſſen ſo häufig vorrücken laſſen, als Gutzkow ſeine Berliner Herkunft. Gutzkow iſt Berliner — wie kann er da ein Dichter ſein? Er hat ſeine Kindheit an den unromantiſchen Ufern der Spree verlebt — wie kann er da Phantaſie, Wahrheit der Empfindung, Wärme des Herzens haben? Wie kann er mit einem Wort etwas anderes ſein, als ein nüchterner, abſtracter Verſtandesmenſch, einer jener bleichen, blutloſen Schatten, von denen die Einbildungskraft unſerer knödeleſſenden Landsleute ſich die Gegend um Berlin bevölkert denkt?!

Dieſe Verkennung, wie ſo manche andere, hatte an dem Dichter der „Ritter vom Geiſte“ ſeit Langem genagt; da nun endlich der Erfolg ſeines großen Romans das Eis gebrochen hat, da er die bisherige reflectirte Zurückhaltung aufgeben und zum Publicum ſprechen darf wie der Freund zum Freunde — was iſt das Erſte, was er äußert? Eine ſentimentale Klage um die entſchwundene Kindheit, eine Jugendelegie à la Matthiſſon, ein ſchmerzliches Aufzeigen der Wunden, die er empfangen und aus denen er in der Stille geblutet hat, bevor dieſe Lorbeeren ſie kühlen durften. Es iſt unſeres Bedünkens überaus charakteriſtiſch für dieſen Dichter, daß er ſelbſt auf der Höhe ſeines Ruhms die Mühſeligkeiten und Entbehrungen nicht vergeſſen kann, die es ihn gekoſtet, bevor er ſo weit gelangte. Er antwortet ſeinen Erfolgen nicht mit einem Triumphgeſchrei, ſondern mit einer Klage; ja am Schluß des Vorworts bedauert er mit ausdrücklichen Worten das geringe Glück, das er bisher gewöhnlich in der Würdigung ſeiner Herzensmotive gehabt habe!

Auch übrigens tritt dieſe ſentimentale, wehmüthige Stimmung in dem Buche vielfach hervor; es iſt darin, wenigſtens an manchen Stellen, eine Innigkeit des Gemüths und eine Wärme der Empfindung, der Verfaſſer vertieft ſich in die kleinen Leiden und Freuden ſeiner Jugend mit einer Naivetät und Unbefangenheit, wie man ſie ihm, dieſem angeblichen Berliner als ſolchem, allerdings bis dahin nicht zugetraut hatte. Vielleicht hätte er ſogar wohlgethan, ſich dieſem Zuge ſeines Herzens noch unbefangener und mit noch größerer Freiheit zu überlaſſen; er verfällt hier und da in einen Ton der Selbſtverſpottung und abſichtlichen Uebertreibung, der keinen ganz glücklichen Eindruck macht und den der Verfaſſer vergeblich dadurch zu rechtfertigen ſucht, daß er ſich auf den „bekannten aufgebauſchten Ausdruck des komiſchen Heldengedichtes" beruft. Poet oder Geſchichtſchreiber, gleichviel, jeder Autor muß zunächſt Ehrfurcht vor ſeinem eigenen Gegenſtande bezeigen, wenn derſelbe vom Leſer reſpectirt werden ſoll; wie ſollen wir beim Leſen warm werden, wenn wir ſehen, daß der Verfaſſer ſelbſt ſeiner eigenen Wärme nicht recht traut und uns, mitten in unſerer beſten Begeiſterung, das kalte Waſſer der Perſiflage über den Kopf gießt?! Vortrefflich dagegen und mit zu dem Beſten gehörig, was Gutzkow überhaupt geſchrieben, ſind die zahlreichen Partien des Buches, in denen der Verfaſſer mit ſcharfem Griffel einzelne beſtimmte Perſonen und Zuſtände ſeiner Umgebung zeichnet. Hier liegt überhaupt die Stärke dieſes Schriftſtellers, in der Schärfe und Sicherheit, mit der er einzelne Richtungen der Zeit, namentlich wo ſie ſich in beſtimmten Perſönlichkeiten verkörpert haben, darzuſtellen weiß; die Gemälde, die er auf dieſem Gebiete liefert, ſind vielleicht nicht immer ganz porträtähnlich, machen aber doch den Eindruck wohlgearbeiteter Porträts — wie es Gutzkow denn bekanntlich in ſeiner vormärzlichen Epoche gelang, durch ſeine unter Bulwer's

Namen geſchriebenen „Zeitgenoſſen“ (1837) Publicum und Kritik und ſogar das Argusauge der Polizei zu täuſchen und den Glauben zu erwecken, als rührten dieſe Charakterbilder wirklich von einem Manne her, der dem Theater der Weltgeſchichte ſo nahe ſtand, wie der engliſche Novelliſt.

In dem Buch „Aus der Knabenwelt“ iſt dieſe Kunſt des Porträtmalers nun allerdings zuweilen an ſehr kleine und geringfügige Objecte verſchwendet worden; wir können das bedauern, müſſen aber doch die Kunſt ſelbſt anerkennen. Auch verräth dieſe Schärfe der Auffaſſung vielleicht nur wenig kindliches Gefühl, deſto größer dagegen iſt die männliche Sicherheit, die ſich darin ausſpricht; es wird uns aus dieſen Studien begreiflich, woher der Dichter jene Schlurke, jene Melanien, jene Hackert ꝛc. entnommen und wie er ſich überhaupt jene Lebendigkeit und Vielſeitigkeit der Charakterzeichnung angeeignet hat, die wir an den „Rittern vom Geiſte“ anerkennen müſſen, auch wenn wir im Uebrigen die Aufgabe, die der Dichter ſich in dieſem Romane geſtellt hat, nicht für ganz gelöſt erachten können. —

Dieſelbe ungewöhnliche Fruchtbarkeit nun aber, wie für die Erzählung, die Schilderung, die Kunſt und Literaturbetrachtung ꝛc., hat Gutzkow auch für das Drama entwickelt, nur daß ſie hier nicht ganz denſelben günſtigen Erfolg hatte wie dort.

An ſich zwar iſt die Anhänglichkeit, die Gutzkow dem Theater ſo lange Jahre hindurch bezeigt hat, ſehr natürlich und ſehr wohlberechtigt. Unſere Literarhiſtoriker und Kritiker ſprechen gewöhnlich nur davon, die Einen mit Beifall, die Andern mit Kopfſchütteln, daß der Dichter des „Richard Savage“ es geweſen, der dem Theater der Gegenwart zum Durchbruch verholfen; ſie überſehen dabei jedoch, daß es andererſeits auch das Theater geweſen, dem Gutzkow ſeine erſten durchgreifenden Erfolge, den erſten Anfang ſeiner Popularität verdankt.

Aber ſo unleugbar dieſe Erfolge auch ſind, und ſo gewiß Gutzkow nicht nur einer der fruchtbarſten und beliebteſten Romandichter, ſondern auch der geſchickteſte Theaterſchriftſteller unſerer Tage iſt, ſo glauben wir doch nicht, daß die Bühne der wahre Beruf dieſes Autors, oder daß er der eigentlichen Aufgabe des dramatiſchen Dichters näher gekommen als irgend ein Poet unſerer durch und durch undramatiſchen Zeit. Als erzählender Dichter hat Gutzkow durch fleißige Beobachtung der Wirklichkeit, genaue Berechnung der Verhältniſſe und unabläſſige Uebung ſeines Talents ſich einen feſten Boden erworben, auf dem er nun Herr iſt und den kein Neid der Concurrenten und keine Mißgunſt der Kritiker ihm entziehen kann. Für das Drama jedoch reichen dieſe an ſich ſehr achtbaren Eigenſchaften nicht aus; hier, wenn irgendwo, bedarf es noch einer gewiſſen urſprünglichen Begabung, eines gewiſſen göttlichen Funkens, der überall nur ſelten aufleuchtet, am allerſeltenſten aber in unſeren Tagen. Wir werden auf dieſen Gegenſtand im Verlauf unſeres Buches, in dem Abſchnitt über das Drama der Gegenwart noch ausführlicher zu ſprechen kommen und bemerken daher hier nur, daß Gutzkow's zahlreiche dramatiſche Verſuche zwar denſelben unermüdlichen Fleiß und dieſelbe geſchickte Hand verrathen, wie ſeine übrigen Schriften, daß aber das eigentliche dramatiſche Talent, die Gabe, große, unmittelbar gegenwärtige Maſſen durch die Gewalt der Leidenſchaft zu ergreifen und zu erſchüttern und der Natur ſelbſt den Spiegel vorzuhalten, ihm zum mindeſten in demſelben Grade verſagt iſt, wie ſeinen ſämmtlichen Zeitgenoſſen.

Ja in gewiſſer Beziehung und unbeſchadet der Erfolge, die er mit einzelnen ſeiner Stücke thatſächlich errungen, möchten wir die dramatiſche Seite des Dichters gradezu für ſeine ſchwächſte erklären. Denn grade hier, wo es ſich um die freieſte Entfaltung des Genius, um ein wirkliches Nachſchaffen des Lebens handelt, zeigt die

Schranke, welche dieſem Dichter geſetzt iſt und die, wir wiederholen es, in der Hauptſache allerdings immer nur die Schranke ſeiner Zeit iſt, ſich am allerdeutlichſten. Dahin gehört namentlich die allzugenaue Rückſichtnahme auf die jedesmalige Zeitſtimmung, überhaupt die allzuängſtliche Sorge um den Erfolg, welche man dieſem Autor nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat und die wir uns ſchon an einer früheren Stelle durch ſeine journaliſtiſche Herkunft und ſeinen Dienſt unter den Plänklern der Tagespreſſe zu erklären ſuchten. Selbſt „Uriel Acoſta“ und „Zopf und Schwert,“ dieſe beiden Pfeiler von Gutzkow's dramatiſchem Ruhme, verdanken ihren Erfolg doch größtentheils nur der geſchickten Benutzung der Zeitumſtände, ſowie der Sympathien und Antipathien, von denen das Publicum der vierziger Jahre auf politiſchem und theologiſchem Gebiete bewegt ward.

Solche klar ausgeſprochenen Sympathien und Antipathien aber fehlen unſerer Zeit, es fehlt die in ſich befeſtigte, mit ſich ſelbſt übereinſtimmende öffentliche Meinung, die einem Dichter, der gern mit der aura popularis ſegelt, zur Richtſchnur dienen könnte; überall, wohin wir blicken, Verſtimmung, Widerſpruch, Unzufriedenheit, ohne daß dieſe Unzufriedenheit ſich irgendwo zu jener vormärzlichen Energie, jenem allgemeinen Oppoſitionsgeiſt erhöbe, der dem Dichter eine ſo bequeme Handhabe darbot. Aus dieſem Umſtand hauptſächlich erklären wir uns das conſtante Mißgeſchick, das Gutzkow's ſämmtliche nachmärzliche Bühnenverſuche (mit deren einzelner Aufzählung wir uns hier nicht weiter befaſſen wollen) gehabt haben; der Dichter hat ſein Fahrwaſſer verloren, er weiß nicht mehr, wo er ſeinen Anker werfen ſoll, hat aber auch, als richtiges Kind unſerer Zeit, nicht poetiſche Kraft und dramatiſches Vermögen genug, um eine neue Welt aus ſich heraus zu ſchaffen.

Es geſellt ſich dazu noch ein anderer Umſtand, den man frei-

lich auf den ersten Anblick vielmehr für höchst günstig halten sollte. Bekanntlich hatte Gutzkow, der schon in vormärzlicher Zeit eine fast bedenkliche Fertigkeit darin hatte, gewissen Schauspielern gewisse Rollen auf den Leib zu schreiben und dem Mimen überhaupt mehr Einfluß auf seine dramatischen Arbeiten verstattete, als dem Dichter in Wahrheit gut ist — Gutzkow hatte bekanntlich seitdem Gelegenheit erhalten, als Dramaturg des Dresdener Hoftheaters (1847 bis 1850) die Bühne aufs Genaueste kennen zu lernen und sich mit der gesammten Technik des Theaterwesens vertraut zu machen. Allein grade diese allzugenaue Kenntniß scheint ihm verhängnißvoll geworden zu sein. Auch der Dichter muß noch gewisse Illusionen haben, er muß noch an ein Anerwmes, Dämonisches in der Kunst glauben, er muß nicht gar zu sehr davon überzeugt sein, daß sich Alles „machen" läßt, wenn man nur erst den Pfiff heraus hat. Diese Illusion wird dem Theaterdichter aber zerstört, wenn er der Bühne allzunahe tritt und allzutief hinter die Coulissen, in die Geheimnisse der Schminkbüchsen, die Mysterien der falschen Waden und Nasen blickt; er weiß dann zu sehr, wie Alles gemacht wird und verliert darüber die Kraft und den Muth des Machens selbst. Sehen wir doch nur, was unsere sogenannten Dramaturgen und artistischen Directoren als Poeten leisten! Man erinnert sich ja wol noch, welche Hoffnungen die Dichter selbst sich bis vor Kurzem davon machten und welch ein Aufschwung unserer dramatischen Dichtung prophezeit ward, sobald nur erst alle oder doch die Mehrzahl unserer bedeutenden Bühnen unter einer „kunstverständigen" Leitung ständen. Nun, was diese Dramaturgen und artistischen Leiter dem Theater und der dramatischen Literatur im Allgemeinen genützt haben, davon an einem andern Orte; soviel aber läßt sich schon hier behaupten, daß diejenigen Poeten, denen das zweideutige Glück eines solchen Dramaturgenpostens zu Theil ward und die sich ihm mit Anstrengung

ihrer Kräfte ernſtlich widmeten, für ihre eigene dichteriſche Entwickelung keinen Vortheil davon gehabt haben. Die Mehrzahl von ihnen iſt ſogar völlig verſtummt; was hat Dingelſtedt für das Theater geſchrieben, ſeit er als Intendant nach München und Weimar berufen ward? was Laube, ſeitdem er K. K. Director des Wiener Burgtheaters iſt, außer dem „Eſſex“ und dem „Montroſe,“ zwei Stücke, welche es der Kritik denn auch wol verſtattet ſein wird, ſie mit etwas anderen Augen zu betrachten, als ein novitätenhungriges Publicum? Selbſt Roderich Benedix, der ſonſt ſo Fruchtbare, ſah ſich, ſo lange er den Theſpiskarren in Frankfurt a. M. lenkte, beinahe außer Thätigkeit geſetzt. — Auch glaube man nicht, daß dieſe abnehmende Fruchtbarkeit bloß von der Laſt mechaniſcher Arbeit herrührt und dem vielen Aerger, den die armen Dramaturgen und Theaterdirectoren Tag für Tag zu ſchlucken haben; der Aerger iſt ſchon manchmal eine ganz fruchtbare Muſe geweſen und je ermüdender, ſollte man meinen, die Tagesarbeit, mit um ſo größerer Inbrunſt müßte der Dichter ſich ja der Kunſt zuwenden: einem Liebhaber gleich, dem von der ſpröden Geliebten nur ſeltene und ſparſame Umarmungen verſtattet werden. Nein, der Grund liegt tiefer, er liegt darin, daß, wer der Sonne zu nahe ſteht, ſtatt ihres Glanzes nur noch ſchwarze Flecken ſieht; wie es nach einem bekannten Sprichwort für den Kammerdiener keinen großen Mann mehr giebt, ſo giebt es auch für den Dramaturgen keine dramatiſche Poeſie mehr — er hat in der Göttin zu ſehr das Weib geſehen, er glaubt überhaupt an keine Poeſie mehr, nur noch ans Theater und die Theatereffecte.

Dieſe allzugenaue Kenntniß der praktiſchen Bühne und ihrer Effecte iſt nun auch für Gutzkow verhängnißvoll geworden; zu vertraut mit den kleinen Künſten der Couliſſe, hat er der Verſuchung nicht widerſtehen können, dieſelben auch in ſeinen Stücken in Be-

wegung zu ſetzen und zwar nicht einzeln und mit weiſer Sparſamkeit, ſondern nach dem alten Spruch: viel hilft viel, am liebſten alle auf einmal. Dadurch iſt der Dichter des „Uriel Acoſta“ in ſeinen neueren dramatiſchen Verſuchen in ein Probiren und Experimentiren, ein Calculiren und Raffiniren gerathen, das, wie jede zu gewaltſame Anſtrengung, in den meiſten Fällen des Zieles verfehlt und dem Verfaſſer ſtatt der gehofften Lorbeeren nur Dornen eingebracht hat. Zu Anfang dieſes Abſchnitts bezeichneten wir die Ausdauer und Unverdroſſenheit, welche dieſer Dichter in ſeinen literariſchen Verſuchen zeigt, als eine ſeiner hervorragendſten und lobenswertheſten Eigenſchaften. Für einen dramatiſchen Dichter iſt dieſelbe ganz beſonders ſchätzenswerth; daß ſie in Deutſchland ſo ſelten, das iſt mit ein Grund, weshalb die dramatiſche Literatur bei uns niemals hat ſo recht gedeihen wollen. Der Mehrzahl unſerer jungen Dramatiker ſind eine, zwei Niederlagen, ja nicht einmal Niederlagen, nur ein, zwei halbe Erfolge genug, dem Theater für ewig abzuſchwören: nicht grade aus Beſcheidenheit, nicht weil ſie an ihrem Talent für die Bühne zweifelhaft geworden ſind, im Gegentheil, ſie glauben ihren höheren Beruf damit erſt recht documentirt zu haben, das Elend iſt nur, daß das rohe, unverſtändige Publicum ſie nicht zu würdigen weiß — aber genug, ſie wenden ihm den Rücken und geſellen ſich zu dem zahlreichen Haufen jener Mißvergnügten, die da behaupten, die deutſche Nation könne und werde nie ein Drama haben, etwa weil Deutſchland keine Republik iſt, oder weil die Theatervorſtellungen bei uns nicht, wie in Frankreich und England, bis nach Mitternacht dauern, oder weil die Tantième noch nicht durchweg bei uns eingeführt iſt, oder aus irgend einem andern gleich triftigen Grunde.

Anders Gutzkow: er iſt bei den Franzoſen in die Schule gegangen, er weiß, daß grade der Dramatiker nur durch die Fehler

klug wird, die er begeht und daß durchſchnittlich zwölf durchgefallene Stücke dazu gehören, damit endlich eines geſchrieben wird, das Beifall findet.

Allein auch des Guten kann man bekanntlich zu viel thun und der Dramatiker Gutzkow hat es gethan. In ſeinen ſämmtlichen neueren Stücken iſt eine ſolche ängſtliche Berechnung des Effects, ein ſolches Haſchen nach draſtiſchen Wirkungen, ein ſolches Zuſammenraffen und Aufſpeichern aller möglichen Motive, Situationen und Kataſtrophen, daß die Totalwirkung darüber meiſtentheils gänzlich verloren geht. Es iſt doch gewiß nicht bloß ein veränderter Geſchmack oder gar eine Laune des Publicums, daß, während einzelne ſeiner vormärzlichen Stücke noch jetzt von Zeit zu Zeit gern geſehen werden, von allen Theaterarbeiten, mit denen Gutzkow in den letzten zehn Jahren aufgetreten iſt, auch nicht eine einzige ſich auf den Brettern behauptet hat. Und doch ſind unter dieſen neueren Stücken alle Gattungen vertreten, von der hiſtoriſchen Tragödie „Philipp und Perez“ (1853) an bis zu „Lenz und Söhne oder die Komödie der Beſſerungen“ (1855).

Dies letztere Stück iſt eine ſolche Muſterkarte dramatiſcher Fehlgriffe und dabei für dieſe neueſte Periode von Gutzkow's Thätigkeit als Theaterdichter ſo charakteriſtiſch, daß es ſich ſchon verlohnt, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Die Innere Miſſion, der Drang der Zeit, in chriſtlicher Wohlthätigkeit, wahrer und falſcher, ein Heilmittel oder doch wenigſtens eine Ableitung, eine Beſchwichtigung zu ſuchen für die eigene innere Unbefriedigtheit, iſt gewiß ein höchſt intereſſanter Zug in der Signatur unſeres Zeitalters und verdient als ſolcher ohne Zweifel auch die Beachtung des Dichters. Aber nicht jeder poetiſche Stoff iſt darum auch ſchon ein Stoff für die Carricatur: und Carricaturen, Carricaturen vom Scheitel bis zur Zehe, Carricaturen, in denen nichts mehr an die urſprüngliche

menſchliche Grundlage erinnert, ſondern aus jedem Worte, jeder Miene, jeder Stellung blickt uns überall nur die Caprice entgegen, der Uebermuth der Reflexion, der ſie ins Leben rief — ſolche unpoetiſche, phantaſieloſe Carricaturen ſind es, die uns in „Lenz und Söhne" vorgeführt werden. Es giebt einen Grad poetiſchen Humors, allerdings, der in göttlicher Ungebundenheit des proſaiſchen Verſtandes ſpottet und die Regeln der Logik mit triumphirendem Gelächter über den Haufen wirft. Allein die Zuſammenhangloſigkeit, die uns in „Lenz und Söhne" Anfangs in Erſtaunen, dann in Verwirrung, endlich in Unwillen verſetzt, iſt nicht von der Art, noch könnte eine moderne bürgerliche Komödie jemals der richtige Platz dazu ſein, ſelbſt wenn das Talent des Verfaſſers ſich überhaupt zu dieſer Art poetiſcher Extravaganzen neigte, was doch, wie man weiß, keineswegs der Fall iſt. Diejenigen unſerer Leſer, die das Stück aus eigener Anſchauung kennen, wollen wir noch an die eigenthümliche Verwendung erinnern, die der Dichter darin von den ſogenannten lebenden Bildern macht. Dieſe ächt dilettantiſche Gattung, die mit der Romantik in die Höhe kam und die ſelbſt Goethe damals nicht unwerth hielt, in ſeine „Wahlverwandtſchaften" mit aufgenommen zu werden, die aber ſeitdem mehr und mehr herabgekommen iſt, ſo daß ſie auf der Bühne höchſtens noch als Zugmittel bei Ausſtattungsopern und Balletten benutzt wird, hat Gutzkow in ſeinen neueren Stücken zum Rang eines dramatiſchen Motivs erſter Ordnung erhoben; es giebt kaum eines darunter, in dem nicht lebende Bilder oder Komödie in der Komödie oder etwas dem Aehnliches vorkäme. Kann die Verirrung, in welcher der Dichter befangen iſt, ſich deutlicher kund geben? und kann es ein offeneres Eingeſtändniß poetiſcher Unzulänglichkeit geben, als wenn man ſeine dramatiſchen Effecte von dergleichen äußerlichem Apparat erwartet?

Auch in „Ella Roſe," Gutzkow's jüngſtem und ebenfalls einem ſeiner ſchwächſten Stücke, iſt dieſer Apparat zur Anwendung gekommen. Wir nennen „Ella Roſe" eines ſeiner ſchwächſten Stücke, weil jene krankhafte Neigung für halbe und ſchwächliche Charaktere und innerlich unwahre und unmögliche Verhältniſſe, die wir an ſeinen Jugendproducten bemerkten, auch in dieſer „Ella Roſe" ſehr deutlich hervortritt. Ueberhaupt gilt dies mehr oder minder von allen dramatiſchen Verſuchen Gutzkow's und dient uns als ein neuer Beweis dafür, daß das Drama vielleicht ſeine Virtuoſität, aber ganz gewiß nicht ſein eigentlicher Beruf iſt: dieſe ſittliche Unbedeutendheit und Unwahrheit ſeiner Helden und dies Verſchrobene und Verzwickte der Situationen, aus denen er ſeine dramatiſchen Motive ableitet. Zwar ſind auch ſeine Romane und Novellen nicht ganz frei von dieſem Gebrechen, das wir uns ja auch ſchon bemüht haben, als ein allgemeines Gebrechen unſerer Zeit zu begreifen: doch wird daſſelbe hier bei weitem nicht ſo ſichtbar und wirkt lange nicht ſo ſtörend, wie in ſeinen dramatiſchen Arbeiten. Es iſt das wiederum die alte Erfahrung, daß der Leſer ſich Vieles gefallen läßt, was dem Zuſchauer, der nicht bloß mit der Phantaſie, ſondern mit dem unmittelbaren leiblichen Auge ſieht, unerträglich wird. Die Gebrüder Wildungen ſind auch keine beſonderen ſittlichen Heroen, aber gegen ſolche blaſirte und ſittlich heruntergekommene Perſonnagen, wie die meiſten Hauptperſonen der Gutzkow'ſchen Dramen ſind, ſtehen ſie doch noch als wahrhafte Rieſen da. —

Während Vorſtehendes geſchrieben wurde, iſt der Dichter wiederum mit einem großen Zeit- und Sittenroman nach Art der „Ritter vom Geiſte" hervorgetreten: „Der Zauberer von Rom." Da bis jetzt nur der Anfang des auf neun Bände berechneten Werkes vorliegt, ſo iſt natürlich noch kein eigentliches Urtheil darüber ge-

ſtattet. Von Gutzkow's Freunden wird der neue Roman ſehr geprieſen und ihm ein Erfolg vorausgeſagt, ähnlich wie ihn die „Ritter vom Geiſte“ gehabt haben. Indeſſen wenn dieſe Prophezeiung auch nicht eintreffen und der „Zauberer von Rom“ die neue Epoche in der Entwickelung des deutſchen Romans nicht herbeiführen ſollte, welche die Freunde des Dichters im Geiſt ſchon dadurch angebahnt ſehen, ſo hat Gutzkow doch ohnedies genug geleiſtet und die Energie und Fruchtbarkeit ſeines Talents hinlänglich bewährt, um als der hervorragendſte und einflußreichſte literariſche Repräſentant unſerer Gegenwart anerkannt zu werden und als ſolcher auch in die Jahrbücher der Literaturgeſchichte überzugehen.

3.

Theodor Mundt.

Zeigt ſich uns in Gutzkow die Productivität, zu der das Junge Deutſchland, trotz ſeiner eigentlich unproductiven Grundlage, unter dem Einfluß begünſtigender Umſtände, ſowie angetrieben von einer ſtarken und energiſchen Perſönlichkeit ſich anſtacheln konnte, im vortheilhafteſten und glänzendſten Lichte, ſo iſt dagegen Theodor Mundt der wahre Repräſentant dieſer urſprünglichen Unproductivität; Theodor Mundt iſt vielleicht derjenige aus dieſer ehemaligen Genoſſenſchaft, der am meiſten fremde Stoffe in ſich aufgenommen, am meiſten geleſen, ſtudirt und nachgedacht hat, aber auch derjenige, den die Natur am wenigſten zum Dichter berufen. Auch Mundt hat ſich in allen Gattungen verſucht; verſteht ſich, die junge Literatur von damals kam ja mit Stiefeln und Sporen auf die Welt und konnte Alles, was ſie wollte. Gleich Gutzkow hat auch Mundt Romane, Novellen, Kunſtbetrachtungen, ſelbſt Dramen verfertigt; er hat ſogar einige Bücher von ernſtem, wiſſenſchaftlichem Anſtrich geſchrieben und neuerdings ſogar in die Geſchichtſchreibung hinüber dilettirt. Aber mit nichts iſt es ihm vergönnt geweſen, wahrhaft durchzugreifen; während die Gelehrten über ſeine wiſſenſchaftlichen Verſuche den Stab gebrochen, haben ſeine poetiſchen das Publicum kalt gelaſſen.

Theodor Mundt gehört auf dieſe Art zu den niederſchlagend-

ſten Erſcheinungen unſerer neuern Literatur. Ein Mann von mannigfacher Bildung, von unbeſtreitbar gutem Willen, ſelbſt von mancherlei ſchätzenswerthen Kenntniſſen, entbehrt er doch des Einen, was in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft allein dauernde Erfolge möglich macht, ja was dem Gelehrten, dem Künſtler ſelbſt erſt Befriedigung gewährt: die eigentliche zeugende Kraft. Mundt's gelehrte oder doch gelehrt ſein ſollende Schriften machen zumeiſt den Eindruck, als wären ſie auf Beſtellung des Buchhändlers geſchrieben; auch ſind es großentheils Compilationen, denen man nicht einmal eine beſondere Vollſtändigkeit und Zuverläſſigkeit nachrühmen kann und die ihre innere Unbedeutendheit vergeblich unter einem Schwall philoſophiſch ſein ſollender Redensarten oder auch unter einem froſtigen Prunk poetiſirender Bilder und Gleichniſſe verbergen. Die poetiſchen Verſuche aber hat er ſich ſelbſt abgenöthigt und dieſer innere Zwang, ohne daß ihm ein natürliches und leichtflüſſiges Talent entgegenkommt, iſt anerkanntermaßen die allerunfruchtbarſte und unglücklichſte Muſe, die es giebt. Hätten alle dergleichen Parallelen nicht ſo leicht etwas Schielendes, ſo möchten wir Theodor Mundt den Friedrich Schlegel des Jungen Deutſchland, dieſes letzten Ausläufers der Romantik, nennen: wobei wir freilich das punctum saliens lediglich auf die Beiden gemeinſame Unproductivität beſchränken, Friedrich Schlegel's Gelehrſamkeit aber und jene tiefſinnigen Geiſtesblitze, die ihn wenigſtens zeitweiſe durchzuckten, völlig an ihren Ort geſtellt ſein laſſen.

Unter dieſen Umſtänden hat Theodor Mundt ſich denn auch auf dem Felde der Literatur nicht eigentlich behaupten können, vielmehr iſt er mit allem guten Willen und allem äußerlichen Fleiß ſchon jetzt ein verſchollener Mann; er ſchreibt wol noch, ſchreibt ſogar ſehr viel, aber ſeine Bücher werden nur ſehr wenig geleſen und haben auf die Literatur der Gegenwart keinen irgend er-

kennbaren Einfluß ausgeübt. Den meiſten Beifall ſcheint er noch mit ſeinen Reiſebildern und ſeinen hiſtoriſchen Skizzen (z. B. „Pariſer Kaiſerſkizzen," 2 Bde. 1857; „der Kampf um das Schwarze Meer" und „Krim-Girai," beide 1855 ꝛc.) gefunden zu haben. Hier kann er uns höchſtens inſoweit intereſſiren, als er gleichzeitig mit den Anfängen der „Ritter vom Geiſte" ebenfalls den Verſuch machte, in einem größeren Romane ein Spiegelbild der Zeit und ihrer Beſtrebungen, namentlich auf politiſchem Gebiet zu geben: „Die Matadore" (2 Bde. 1851).

Allein grade dieſer Roman beweiſt auch aufs Allerſchlagendſte, was wir ſoeben über Mundt's Unfruchtbarkeit und das Erzwungene ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe äußerten. Der Verfaſſer will hier, wie geſagt, die Zeit abconterfeien, in der er lebt, vermag es jedoch nicht weiter als zu einem plumpen Zerrbild gewiſſer empiriſcher Perſönlichkeiten zu bringen, die dann, damit dem Leſer die Pointe ja nicht verloren gehe, durch Namensanſpielungen, Aufnahme einzelner allbekannter hiſtoriſcher Züge und ähnliche kleine Mittel kenntlich gemacht werden. Einiges von dieſem Unweſen findet ſich bekanntlich auch in Gutzkow's „Ritter vom Geiſte:" doch wird es hier wenigſtens durch andere, künſtleriſch zuläſſigere und wirkſamere Mittel theilweiſe verdeckt und aufgehoben. Streichen wir dagegen aus Mundt's „Matadoren" die trivialen Zugmittel hinweg, was bleibt übrig? Eine Fabel von wahrhaft haarſträubender Unwahrſcheinlichkeit — Scenen widerwärtigſter Roheit, wie die Ehebruchſcene im erſten Buch mit ihren Nacktheiten, ihren Peitſchenhieben, ihren Scheintodten — unmögliche Situationen, wie jene der Gräfin im Gaſthof, wo die ihr Ziel verfehlende Kugel den Pfoſten des Bettſchirms durchſchießt und zwar ſo wunderſam mittendurch ſchießt, daß die Gräfin mit ihrem ſcheußlich zerfetzten Angeſicht, das ſie ſo lange vor aller Welt verborgen gehalten, nun auf einmal, gleich einem Ge-

ſpenſt, vor den entſetzten Zuſchauern auftaucht — Lieder, in denen zwar nicht die Poeſie, aber doch der Reim mit dem geſunden Menſchenverſtande durchgegangen iſt — endlich eine Sprache, der man es wahrlich nicht anmerkt, daß der Verfaſſer einſtmals eine „Kunſt der deutſchen Proſa" geſchrieben hat, die einige Zeit hindurch ſogar als eines der kanoniſchen Bücher des Jungen Deutſchland galt. —

Seitdem hat Theodor Mundt noch eine kleine hiſtoriſche Erzählung herausgegeben: „Ein deutſcher Herzog" (1856). Es iſt zwar nicht mehr als ganz gewöhnliche Leihbibliothekenlektüre, aber wenigſtens mit einer gewiſſen trockenen Verſtändigkeit und in einem klaren, lesbaren Stil geſchrieben: und nach den „Matadoren" iſt das ſchon ein ſehr erheblicher Schritt zum Beſſeren. Ganz neuerlich erſchien von ihm noch ein vierbändiges, halb belletriſtiſches, halb memoirenartiges Werk, „Graf Mirabeau" (1858). Von dieſem vermögen wir jedoch hier nichts weiter zu ſagen, als daß Herr Mundt darin in die Schule ſeiner Frau gegangen iſt; was das heißt, werden wir in einem ſpäteren Abſchnitt erfahren.

4.

Guſtav Kühne.

Eine bei weitem liebenswürdigere Erſcheinung als Theodor Mundt iſt Guſtav Kühne, der ehedem zur Blütezeit des Jungen Deutſchland mit Erſterem vielfach zuſammen genannt ward, wie er denn auch wirklich nicht ohne eine gewiſſe innere Verwandtſchaft mit ihm iſt. Auch Kühne hat kein hervorragendes productives Talent, auch ihm fehlt es an Phantaſie, Wärme, Leidenſchaft, auch ſeine poetiſchen Arbeiten ſcheinen ihren Urſprung mehr einer gewiſſen reflectirten Anſtrengung als einem freien und natürlichen Erguß des Talents zu verdanken.

Doch iſt dabei der große und für Kühne ſehr günſtig ausfallende Unterſchied, daß, während Mundt gegen die Schranke ſeiner Natur ankämpft, Kühne ſich ihr willig und ohne Widerſtreben gefangen giebt. Mundt iſt verdrießlich, weil er nicht kann, wie er möchte; auf allen Arbeiten Mundt's liegt neben dem Fluche der Impotenz eine gewiſſe trotzige Verbiſſenheit, ein gewiſſer Grimm, daß es ſo und nicht anders iſt, endlich eine gewiſſe wortreiche Großthuerei, die uns gern möchte vergeſſen machen, wie es eigentlich ſteht.

Ganz im Gegenſatz dazu ruht auf Kühne's poetiſchen Verſuchen ein gewiſſer linder Hauch der Wehmuth, eine Art melancholiſcher Beſcheidenheit, die nicht ohne Reiz iſt. Dieſer Dichter weiß,

daß die höchsten Ziele der Kunst ihm so wenig erreichbar sind, wie irgend einem der Mitlebenden, ja daß er selbst hinter manchem von diesen an Ergiebigkeit und Fülle des Talents zurückstehen muß. Aber weit entfernt, sich dadurch erbittern und verdrießlich machen, oder auch zu einer thörichten Großmannssucht aufstacheln zu lassen, resignirt er sich vielmehr und bietet seine Gaben mit einer anmuthigen Zurückhaltung, wie Jemand, der Blumen auf den Weg streut, die ihm zum Strauß nicht prächtig genug dünken. — Mundt wie Kühne sind beide vorwiegend weibliche Naturen: aber Mundt hat nur die Schwäche des Weibes, während Kühne zugleich seine Zartheit und Grazie besitzt; Kühne begreift sich selbst in dieser seiner weiblichen Beschränktheit und macht keinen Versuch, dieselbe zu überschreiten, während Theodor Mundt aus dem ihm ein- und angebornen Weib vielmehr einen fluchenden und schwörenden Bramarbas zu machen sucht — nun und man weiß ja, was das Sprichwort von den Hennen sagt, die krähen.

Reicht also auch Kühne's plastisches Talent zu selbständigen poetischen Schöpfungen nicht überall aus, so ist es immerhin bedeutend genug, um das wahr und treu Empfangene auch treu und lebendig, in plastischer Fülle wiederzugeben; im selbständigen Schaffen nicht besonders glücklich, ist er ein um so glücklicherer Nachbildner. Dazu tritt dann, als ein Charakterzug, durch den er sich wiederum vor vielen seiner Mitstrebenden auszeichnet und den wir nicht hoch genug anschlagen können, wenn wir die Widersprüche, die Anfeindungen und Hemmnisse erwägen, unter denen auch er sich hat entwickeln müssen — es tritt dazu eine sittliche Grazie, ein Instinct des Rechten und Würdigen, eine Unparteilichkeit endlich und Milde, welche letztere sich von denen, die sie nicht besitzen, leichter verspotten läßt als nachahmen.

Gleich den übrigen Mitgliedern des Jungen Deutschland,

ja gleich der Mehrzahl unſerer jüngeren Schriftſteller überhaupt, hat auch Kühne ſeit Jahren eine lebhafte journaliſtiſche Thätigkeit entwickelt; auch ſteht er bekanntlich noch jetzt an der Spitze einer gerngeleſenen Zeitſchrift, die er mit Takt und Umſicht redigirt. Dabei hat es ihm nun freilich, vermöge der angebornen Weichheit und Milde ſeines Charakters, zuweilen begegnen können, wir geben es zu, duldſamer zu ſein gegen das Mittelmäßige und perſönlichen Verhältniſſen mehr Einfluß zu gönnen auf ſein Urtheil, als mit der ſtrengen Gerechtigkeit überall vereinbar war. Aber nie und nirgend hat er ſich dazu herbeigelaſſen, das Bedeutende herabzuziehen, bloß deshalb, weil es das Bedeutende, noch zeigt ſich bei ihm eine Spur jener krankhaften Eiferſucht, jener Bläſſe des Neides, jener Unfähigkeit, eigenen Tadel oder fremdes Lob zu hören, durch die nicht wenige ſeiner literariſchen Genoſſen auf ſo häßliche Weiſe entſtellt werden. Das ſind, mag man ſagen, Eigenſchaften, die ſich von ſelbſt verſtehen, und Schmach über den, der ſie nicht hat und doch mitreden will im Areopag der Oeffentlichkeit. Ei ja doch, ſie ſollten ſich wol von ſelbſt verſtehen, wer aber unſere Literatur kennt wie ſie iſt, der weiß auch, daß ſie in der That zu den Seltenheiten gehören. . . .

Was nun diejenigen literariſchen Arbeiten Guſtav Kühne's anbetrifft, die in dies letztverwichene Jahrzehnt fallen, ſo ſind darunter an dieſer Stelle hauptſächlich zwei anzuführen: „Deutſche Männer und Frauen. Eine Gallerie ‚von Charakteren" (1851) und „Die Freimaurer. Eine Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert" (1854). Das hiſtoriſche Porträt, das Charakter- oder Lebensbild gehört bekanntlich zu denjenigen Gattungen, welche das ehemalige Junge Deutſchland mit ganz beſonderm Fleiße kultivirt, auch hat es verhältnißmäßig ſeine beſten und vorzüglichſten Leiſtungen darin geliefert. Ganz beſonders gilt dies von dem

Verfaſſer der „Deutſchen Männer und Frauen.“ Derſelbe hat dabei ſo viel Feinheit bei ſo viel Treue, ſo viel Gründlichkeit und richtiges ſittliches Gefühl bei ſo viel Eleganz und Sauberkeit der Darſtellung bewährt, daß wir kein Bedenken tragen, ihm den Preis dieſer Gattung zuzuſprechen, ſelbſt auch neben Gutzkow's berühmten „Zeitgenoſſen.“ Es mag geiſtreichere Auffaſſungen, pikantere und glänzendere Darſtellungen geben: aber die wiſſenſchaftliche Gediegenheit, die feine Mäßigung, vor allem der ſittliche Ernſt, welcher die Kühne'ſchen Darſtellungen beſeelt, bietet einen mehr als reichlichen Erſatz für jene Flitter der Geiſtreichigkeit, jene gekünſtelten Pointen und Combinationen, in die von Andern wol das ganze Weſen des geſchichtlichen Porträts geſetzt worden iſt. — Seine ſeltene Begabung für dies Fach hatte Kühne bereits in ſeinen zu Ende der dreißiger Jahre erſchienenen „Männlichen und weiblichen Charakteren,“ ſowie in den „Porträts und Silhouetten“ vom Jahre Dreiundvierzig bewährt. Daß der Verfaſſer inzwiſchen nicht ſtille geſtanden, ſondern ſich auf dieſer ſoliden und tüchtigen Bahn rüſtig fortentwickelt hatte, davon liefert ſein obengenanntes Werk einen höchſt erfreulichen Beweis. Das Buch, das wol werth iſt, in die Literaturgeſchichte aufgenommen und dadurch über die Fluth des Tages emporgehoben zu werden, giebt in zwölf einzelnen, äußerlich von einander unabhängigen, innerlich ſich jedoch ergänzenden Charakterzeichnungen ein faſt vollſtändiges Gemälde der bedeutendſten Entwickelungen, die im deutſchen Geiſtesleben von Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, von Moſes Mendelſohn und Kaiſer Joſeph an bis auf Karl Seydelmann, den berühmten Schauſpieler, und Friedrich Fröbel, den Schöpfer der Kindergärten, ſtattgefunden haben. Vielleicht hätte der Verfaſſer noch mehr auf das Einzelne eingehen und mehr Rückſicht auf denjenigen Theil des Publicums nehmen ſollen, dem das hiſtoriſche Material minder gegenwärtig iſt und der doch

auch, ja grade er, vielfachen Nutzen aus dem Buche ziehen kann; es ſind weniger geſchichtliche Darſtellungen als Reflexionen, höchſt verſtändige, höchſt lehrreiche, zum Theil auch höchſt feine und ſinnige Reflexionen, aber doch immer nur Reflexionen über die dargeſtellten Perſönlichkeiten, ohne daß dieſe ſelbſt in ihrem Thun und Leiden unmittelbar vor uns treten. Doch haftet dies Uebergewicht der Reflexion ja mehr oder minder der geſammten Gattung an und bleiben daher Kühne's „Männer und Frauen" auch in dieſer Beſchränkung ein ſehr dankenswerthes Buch; bei aller weiblichen Receptivität geht durch das Ganze ein ſo männlicher, geſunder Geiſt, es iſt ſo frei von jener Tendenzjägerei, die man uns ſonſt wol für politiſchen Charakter verkaufen will, und doch ſo belebt von ächteſtem Gemeinſinn, daß es ſeinen Platz unter der kleinen Anzahl ebenſo unterhaltender wie belehrender Schriften, die wir in dieſem Fache beſitzen, gewiß noch lange behaupten wird.

Nicht ganz ſo angemeſſen, wie dies mehr weibliche Genre des Porträts iſt dem Talent dieſes Autors der Roman, ſowie überhaupt die freie, poetiſche Schöpfung. Doch ſind auch ſeine „Freimaurer" ein recht achtbares Buch. Sind ſie auch nicht die Frucht urſprünglichen poetiſchen Vermögens, ſo tragen ſie doch alle Merkmale ernſten und gediegenen Strebens an ſich; tragen ſie nicht den Stempel des Genius auf der Stirn, ſo laſſen ſie doch überall den Mann von feinem Geſchmack, von redlichem Fleiß und äſthetiſcher wie ſittlicher Gediegenheit erkennen; reißen ſie uns nicht hin durch Glanz und Pracht der Schilderungen, verſetzen ſie uns nicht den Athem durch neue, dramatiſch ſpannende Situationen, zeigen ſie überhaupt keine beſondere Ueberfülle von Phantaſie und Leidenſchaft, ſo erfreuen ſie den Leſer doch überall durch die Solidität der geſchichtlichen Unterlage, durch Klarheit und Feſtigkeit der Charakterzeichnung, ſowie durch die Eleganz und Sauberkeit

der Ausführung. Einzelne Partien ſind ſogar von einem höchſt anmuthigen poetiſchen Duft umfloſſen, der um ſo wohlthätiger wirkt, je reiner er iſt und je weniger wir darin von jenem Hautgout des Verbrechens und der ſittlichen Verwilderung verſpüren, mit dem unſere modernen Poeten ihre romantiſchen Schüſſeln ſonſt wol wie mit einer beizenden Aſafoetida ſchmackhaft zu machen ſuchen. So namentlich die Waldidylle zu Anfang des Buchs; das iſt ächte Waldesluft, die wir hier athmen, das ſind die düſtern und dabei doch ſo magiſchen, ſo herzverſtrickenden Schatten der deutſchen Waldeinſamkeit. Auch die Schilderung des kleinen deutſchen Hoflebens iſt vortrefflich; dieſe alte Erlaucht, dieſe Hofdamen, dieſe Pagen- und Knabenſtreiche, wie das alles lebt! Es iſt uns, als hörten wir den ſchweren Tritt des alten Herrn durch die öden Gemächer ſchlurfen, wir hören das Rauſchen der Gewänder, das Wehen der Fächer und auch das leiſe Gelächter hören wir, das ſich über all dieſe ſteife Pracht und die ganze kleingroße Herrlichkeit luſtig macht. — Im weiteren Verlauf des Buchs fällt der Roman einigermaßen auseinander; dieſe umfangreichen Sittenſchilderungen, dieſe literargeſchichtlichen, theologiſchen und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Erörterungen enthalten zwar nicht viel Belehrendes und Intereſſantes, der eigentliche Roman jedoch leidet darunter, die Maſſe der Epiſoden und das allzuſichtbare Bemühen des Dichters, ja keine irgendwie bedeutende Erſcheinung der Zeit irgendwie unerwähnt zu laſſen, ladet der Geſchichte zu viel Ballaſt auf und hemmt dadurch ihren Fortgang; einen Roman haben wir erwartet und erhalten ſtatt deſſen vielmehr eine Gallerie literargeſchichtlicher Porträts und kulturhiſtoriſcher Skizzen, die zwar an ſich recht ſchätzbar und namentlich recht belehrend ſind, aber doch nicht eigentlich in dieſen Rahmen paſſen. Ein großer Uebelſtand, der einem ſo ſorgfältigen Arbeiter nicht hätte begegnen ſollen, iſt ferner, daß wir den Zuſammenhang der Fabel, alſo das-

jenige, was den eigentlichen Romanleſer am meiſten beſchäftigt und in Spannung erhält, bereits in der erſten Hälfte des Buches vollſtändig durchſchauen, und nichtsdeſtoweniger müſſen wir uns in der zweiten Hälfte das Ganze noch einmal in voller Ausführlichkeit und ſogar nicht ohne einige Längen vorerzählen laſſen. Das ſetzt aber eine Geduld voraus, die ein deutſcher Romanleſer für gewöhnlich nicht hat und die daher auch der Dichter nicht beanſpruchen ſollte.

Neben und nach dieſen größern Werken hat Kühne in den letzten Jahren noch einige kleinere Arbeiten veröffentlicht, beſonders in der von ihm herausgegebenen „Europa.“ Dieſelben ſind theils äſthetiſchen und literarhiſtoriſchen Inhalts, wie die ſehr ſinnigen und ſauber gehaltenen „Frauenbilder aus Goethe's Leben,“ theils gehören ſie jener Gattung von Reiſebildern und touriſtiſchen Skizzen an, die das Junge Deutſchland, auch hierin wie in ſo vielem in Heine's Fußtapfen tretend, ebenfalls in Aufnahme brachte und die lange Zeit mit dem hiſtoriſchen Porträt und der Kritik ſeine eigentliche Stärke bildeten, freilich aber auch zu manchem Mißbrauch Veranlaſſung gaben. Von dieſem Mißbrauch hält Kühne, deſſen Muſe überhaupt etwas Keuſches, jungfräulich Verſchloſſenes hat — auch hierin der Gegenſatz des Mundt'ſchen Mänadenthums, das nicht minder widerwärtig iſt, wenn es ſich auch zeitweilig als „Madonna“ maskirt — ſich durchaus frei. Da iſt nichts von jener Anekdotenjagd, jenen perſönlichen Skandalen und Klatſchgeſchichten, auch nichts von jener Liebedienerei gegen die verehrlichen Herren Collegen von der Feder, welche dieſe Gattung ehedem, zur Glanzzeit des Jungen Deutſchland, da Heinrich Laube „Reiſenovellen“ ſchrieb oder Theodor Mundt „Weltfahrten“ anſtellte, mit Recht in ſo üblen Ruf brachte. Vielmehr begegnen wir auch hier demſelben Fleiß in Erforſchung und Zuſammenſtellung des Materials, derſelben Milde und Beſonnenheit des Urtheils, endlich derſelben gebildeten und ſorgfältig ge-

feilten, wenn auch mitunter etwas ſchwerfälligen Form, die wir an dieſem Schriftſteller überhaupt zu ſchätzen haben.

Endlich iſt Kühne (der ſich ſchon in vormärzlicher Zeit zu wiederholten Malen an das Drama wagte, freilich ohne beſonderen Erfolg: „Kaiſer Friedrich III.“ und „Iſaure von Caſtilien“) neuerdings auch mit einem Drama aufgetreten und zwar mit demſelben „Demetrius,“ den auch Bodenſtedt vor Kurzem bearbeitete und der unſeren jungen Dramatikern überhaupt wie ein Pfahl im Fleiſche ſteckt. Kühne hat ſich ſtreng an den Schiller'ſchen Entwurf gehalten, wenigſtens in der erſten, von Schiller ſelbſt mehr ausgeführten Hälfte des Stückes. Daſſelbe ſoll bei der Aufführung in Dresden und anderwärts mit recht vielem Beifall aufgenommen worden ſein; ob derſelbe anhalten und dem Stück längere Dauer und größere Popularität verſchaffen wird, ſteht abzuwarten. — Daß aber auch ſolche mehr weiblichen, zurückhaltenden Naturen von geringer Schöpfungskraft in einzelnen Momenten wenigſtens eines höhern poetiſchen Schwunges fähig ſind, das beweiſt eine kleine Anzahl von Liebesliedern, die Kühne gleichzeitig mit dem „Demetrius“ geſchrieben zu haben ſcheint und die ſich in verſchiedenen Zeitſchriften und Almanachen abgedruckt finden. Wollten wir dieſen Liedern bloß nachrühmen, daß ſie das Beſte, was das ehemalige Junge Deutſchland auf dem ihm ſonſt ziemlich verſchloſſenen Gebiete der Lyrik hervorgebracht, ſo wäre damit freilich nur wenig geſagt; es ſind aber in der That und von allem Vergleich abgeſehen, höchſt anmuthige und empfindungsreiche Gedichte, die uns den Verfaſſer von einer ganz neuen Seite kennen gelehrt haben. — Womit allerdings noch immer nicht geſagt iſt, daß dieſes ſo plötzlich aufkeimende lyriſche Talent nun auch ſchon zur hiſtoriſchen Tragödie, zur Tragödie im großen Schiller'ſchen Stil ausreichen wird.

5.

Ernſt Koſſak.

Dem Triumphzug folgt gewöhnlich der Luſtigmacher. Nun, die Schriftſteller, mit denen wir uns ſoeben beſchäftigt haben, ſind grade keine Triumphatoren, dafür aber iſt Ernſt Koſſak auch kein Luſtigmacher, ſondern ein witziger und geiſtvoller Humoriſt, der den Ernſt des Lebens unter den komiſchen Widerſprüchen deſſelben wohl aufzufinden und dieſe wie jenen poetiſch zu verklären weiſt. In dieſem Zuſammenhange aber führen wir dieſen Schriftſteller hier auf, theils weil er gleich dem ehemaligen Jungen Deutſchland weſentlich und ſogar ausſchließlich Journaliſt iſt, theils weil er gleich jenen hauptſächlich das moderne Berlinerthum repräſentirt, und endlich weil ihm, bei aller Anmuth und Liebenswürdigkeit und ſelbſt bei allem lachenden Humor, doch ein gewiſſer Zug ironiſcher Zerriſſenheit aufgeprägt iſt, der ſehr lebhaft an die Generation des Jungen Deutſchland erinnert.

Doch ſind das nur die Anfänge dieſes Schriftſtellers, gleichſam die erſten herben Keime; die Reife und Süßigkeit, zu der er dieſelben entwickelt hat, ſind das Verdienſt ſeines Talents und ſeines Fleißes.

Wir ſagten ſoeben, Ernſt Koſſak ſei ausſchließlich Journaliſt. Wir müſſen das noch genauer beſtimmen: er iſt nicht ſowol Journaliſt als vielmehr Feuilletoniſt. Man kann über den äſthetiſchen

Werth des Feuilleton und ſeine literariſch ſociale Nothwendigkeit in Zweifel ſein: aber genug, nöthig oder überflüſſig, Schmarotzerpflanze oder geſunder Trieb am Baum unſerer Literatur, es iſt einmal da, Ernſt Koſſak aber gebührt das Verdienſt, zuerſt ein eigentliches deutſches Feuilleton geſchaffen zu haben. Das iſt nicht mehr jene geiſtreiche Oberflächlichkeit der franzöſiſchen Feuilletons, die unſere Nachahmer, die Angſtarbeiter der Tagespreſſe, meiſt ſo kläglich verwäſſerten, das iſt nicht jener frivole witzelnde Ton, nicht jenes leidige Haſchen nach augenblicklichen Effecten, wie es an der Seine zu Hauſe iſt und wie man es, gewiß nicht zum Vortheil unſerer Literatur, in neuerer Zeit auch ſo vielfach zu uns verpflanzt hat: nein, das iſt ein deutſches Dichterherz, das uns aus dieſen bunten Schilderungen überall wohlthuend anheimelt, ein lebendiges, warmfühlendes Herz, das die Erſcheinungen um ſich her um ſo treuer widerſpiegelt, je tiefer es ſelbſt iſt und das durch die ſcharfe und feine Beobachtungsgabe, mit der es ſich verbunden, nichts eingebüßt hat von der Treue und Innigkeit ſeiner Empfindungen.

Die Grazie des Stils, das Pikante und Ueberraſchende der Combinationen galt bisher als der vornehmſte Reiz des Feuilletons, die kleinen Nichtigkeiten des täglichen Lebens mit einer zierlichen Hülle zu umkleiden, den Leſer auf die müheloſeſte Weiſe, gleichſam im Fluge, zu beſchäftigen oder zu unterhalten, als ſeine vorzüglichſte Aufgabe. Ernſt Koſſak liefert den Beweis, daß dieſe ſcheinbar ſo frivole, ſo nichtige Gattung noch einer höheren Ausbildung und eines ernſtern und würdigern Zieles fähig iſt. Zur Grazie der Form geſellt ſich bei ihm die ewig treue, ewig unverwüſtliche, die Grazie der ſittlichen Empfindung; es iſt nicht bloß ein pikanter und geiſtreicher Schriftſteller, es iſt auch ein für alles Hohe und Würdige begeiſterter, ein patriotiſcher, ein wahrhaft menſchlich geſinnter Menſch, durch deſſen Glas wir hier das

bunte, närriſche Treiben des Tages belauſchen. Indem er uns ſcheinbar allerdings nur unterhalten will, indem er eine mittelmäßige Oper, ein ſchlechtes Stück, eine einfältige Tagesneuigkeit beſpricht, ſtreift er zugleich mit leiſer aber ſicherer Hand an die wichtigſten Probleme unſerer politiſchen und ſocialen Zuſtände und deckt mit halb wehmüthigem, halb tröſtlichem Lächeln die Wunden auf, die den Leib dieſer thörichten Geſellſchaft entſtellen. Es iſt nichts Leichtes, in der That, dem ewig hungrigen Magen des Publicums jeden Tag mit einer neuen Schüſſel, einem neuen Artikel aufzuwarten und in jedem neuen Artikel auf neue Weiſe witzig und anmuthig zu ſein; es gehört dazu eine Biegſamkeit des Talents, die mit der Würde und Selbſtändigkeit des Charakters nur ſchwer vereinbar iſt.

Koſſak iſt es gelungen, dieſe widerſtrebenden Elemente zuſammenzuknüpfen; nie opfert er dem brillanten Stil die Wahrheit und Schönheit des Gedankens, nie dem glänzenden Einfall die Unparteilichkeit und Würde des Urtheils; ſein Witz iſt ebenſo elegant wie treffend, ſein Urtheil nicht bloß ſcharf, ſondern auch gerecht und unabhängig. Der einigermaßen leichtfertige Beruf des Feuilletoniſten iſt von ihm mit einer ſittlichen Würde umkleidet worden; unter der Maske des leichten, ſpielenden Scherzes verfolgt er ernſthafte ſociale Zwecke, die ſeinen raſchhingeworfenen Schilderungen neben der äſthetiſchen Befriedigung, die ſie gewähren, auch einen dauernden kulturgeſchichtlichen Werth verleihen. Darum widerfährt ſeinen Artikeln auch, was ſonſt bei dieſer leichtfertigen, ſo ganz nur auf den Tag und ſeine Wirkung berechneten Literatur unerhört iſt: man kann ſie mehr als einmal, man kann ſie hintereinander leſen, und wenn ſie als Zeitungsartikel die angenehmſte Wirkung thaten, ſo nehmen ſie ſich hinterdrein, zum Buch geſammelt, nicht minder erfreulich und liebenswürdig aus.

Ebenſo aber, wie das zweideutige Handwerk des Feuilletoni-

ſten, hat Ernſt Koſſak auch das Berlinerthum literariſch veredelt. Der hohle, frivole Witz iſt hier zu reellem Inhalt, die weichherzige Berliner Sentimentalität zu ſittlichem Ernſt gelangt; beide vereinigt, haben ſich zum wohlthuendſten Humor verklärt. Nicht Jules Janin, der Held des pariſer Feuilletons, wenn es denn doch einmal eines fremden Pathen für dieſe in ihrer Gemüthlichkeit und ſittlichen Ehrenhaftigkeit ſo ächt deutſchen Darſtellungsweiſe bedarf, ſondern Charles Dickens iſt der Stammvater des Koſſak'ſchen Feuilletons. Es iſt daſſelbe ſchöne menſchliche Behagen, wie bei dem unſterblichen Verfaſſer der „Pickwickier," dieſelbe Luſt an dem Unſcheinbaren und Geringen, daſſelbe warme Mitgefühl für die kleinen Leiden, kleineren Freuden der Unterdrückten und Verlaſſenen, endlich in der Darſtellung eine Plaſtik und Friſche, die ſich dem beneidenswerthen Talent des brittiſchen Dichters zwar nicht an die Seite ſtellen darf, aber doch an ihn erinnert und zwar nicht zu ihrem Nachtheil.

Dieſelbe höhere Färbung hat Koſſak auch jenem dritten Element ertheilt, das aus der Erbſchaft des ehemaligen Jungen Deutſchland auf ihn überging. Ja, unter der lachenden Maske dieſes Schriftſtellers ruht oft ein tiefer, oft ein bitterer Ernſt; ſelbſt mit den Sorgen des Lebens vertraut und wohl wiſſend, wie oft geheimes Elend lacht, grade wenn es ſich am allerverlaſſenſten fühlt, zumal in einer großen Stadt, die keine Zeit hat und auch keine Luſt, ſich um die Leiden des Einzelnen zu bekümmern, wenigſtens ſo lange nicht, bis ſie in der Zeitung geſtanden haben — gleicht Koſſak's Muſe jenen Narren Shakeſpeare's, deren Lippe von Späßen überfließt, während ihr Auge von Thränen perlt. Doch iſt auch dieſer Gegenſatz bei ihm kein jäher, ſchneidender, ſondern die Poeſie, die Alles bewältigende, Alles verklärende, verklärt auch ihn und läßt den Dichter auch an den Contraſten und kleinlichen Erbärmlichkeiten mo-

dernen Reſidenzlebens jenes große Amt der Verſöhnung vollziehen, das überhaupt der göttliche Beruf aller Kunſt iſt.

Leider hat dieſer Dichter (denn dieſen Namen verdient Koſſak vor Vielen, obgleich er, ſo weit uns bekannt, nie im Leben einen Vers geſchrieben hat) noch nicht die Zeit und die äußere und innere Sammlung gefunden, die dazu gehört, ein größeres poetiſches Werk zu verfaſſen. In der That glauben wir in Koſſak mehr Talent und mehr inneren Beruf zu einem modernen deutſchen Sittenroman zu entdecken, als ſich bei der Mehrzahl Derjenigen findet, die ſich in dieſem Augenblick für die eigentlichen und berufenen Herrſcher unſeres Parnaſſes halten. An die Galeere des Tagesſchriftſtellers geſchmiedet, die er aber ſtets noch mit Kränzen der Poeſie zu umwinden weiß, hat er ſein ſchönes und fruchtbares Talent bisher noch immer in kleinen, mehr zufälligen Schilderungen zerſplittern müſſen. Doch iſt auch in dieſen kleinen gelegentlichen Skizzen ſo viel Poeſie und ſo viel ſchöner, ächter Humor, daß ſie dem Dichter den vollſten Anſpruch nicht nur auf die Aufmerkſamkeit des Publicums — die fehlt dem beliebten Schriftſteller ohnedies nicht — ſondern auch auf die Anerkennung der Kritik ſichern. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl derſelben iſt, wie wir vorhin ſchon andeuteten, vom Verfaſſer ſelbſt aus den Zeitſchriften, in denen ſie zuerſt erſchienen, herausgenommen und zu größeren und kleineren Sammlungen vereinigt worden. So „Berlin und die Berliner. Humoresken, Skizzen und Charakteriſtiken“ (1851), „Pariſer Stereoskopen“ (1855), „Hiſtorietten“ (1856) ꝛc.; es ſind alles Bücher von geringem Umfang, aber von großer Liebenswürdigkeit und poetiſcher Friſche.

Ueberhaupt zeigt ſich auch an dieſem Schriftſteller wieder recht, wie einſeitig und mit welcher geringen Kenntniß der literargeſchichtlichen Thatſachen diejenigen urtheilen, die der Literatur der Gegenwart in Bauſch und Bogen den Vorwurf machen, eine Literatur

des Verfalls und der Verwilderung zu ſein. Wir werden ſogleich etwas ganz Aehnliches in Betreff der Unterhaltungsliteratur im Allgemeinen zu bemerken haben. Hier wollen wir nur daran erinnern, was dieſer Zweig der Literatur, den Ernſt Koſſak vertritt, noch vor ganz Kurzem, noch vor zehn und zwanzig Jahren war, welch dürftiges niedriges Gewächs und zu welcher poetiſchen Blüte er durch dieſen Schriftſteller gebracht worden iſt; man vergleiche nur z. B. die Saphir'ſche „Schnellpoſt" und Aehnliches, was in den zwanziger und dreißiger Jahren als die Quinteſſenz der Berliner Tagespreſſe galt, mit dieſen Koſſak'ſchen Feuilletons, um ſich des Fortſchritts bewußt zu werden, den wir gemacht haben und der weit tiefer greift und noch viel ernſtere Conſequenzen mit ſich führt, als man dieſer ephemeren Gattung auf den erſten Anblick zutrauen möchte.

Aber freilich, um zu finden muß man vor Allem ſuchen; unſere Literarhiſtoriker aber, wie ſie gewöhnlich ſind, meſſen das literariſche Verdienſt bald nach der Elle, bald nach dem Gewicht eines überlieferten und doch oft ſehr wurmſtichigen Ruhmes. Auch an Ernſt Koſſak iſt die Literaturgeſchichte bisher theils vornehm vorübergegangen, theils hat ſie ihn mit wenigen nichtsſagenden Zeilen halb mitleidig abgefertigt. Nun, wir unſeres Theils glauben, daß in dieſem Autor, der bisher noch nichts oder doch nicht viel mehr als Journalaufſätze und Tageskritiken geſchrieben hat, mehr Poeſie ſteckt und ein friſcherer Keim der Zukunft, als in ganzen Bänden von Romanen und Gedichten und haben es daher für unſere Pflicht gehalten, ihm einen Platz hier einzuräumen, unbekümmert um das: „Was will Saul unter den Propheten?" das uns und ihm dabei vielleicht entgegenſchallt.

II.

Der Roman.

1.

Die deutſche Belletriſtik und das Publicum.

Die deutſche Literatur rühmt ſich bekanntlich eine der reichſten zu ſein, die exiſtirt. Und allerdings, wenn der Reichthum einer Literatur nur in der Maſſe von Büchern beſteht, welche ſie jährlich ans Licht ſendet, ſo beſitzen wir in unſerer Literatur in der That ein geiſtiges Californien, ebenſo reich und ebenſo unerſchöpflich wie das Goldland jenſeits des Oceans. Verhält es ſich dagegen mit dem Reichthum einer Literatur ebenſo wie mit allem ſonſtigen Reichthum einer Nation und ſelbſt auch mit dem Reichthum des Einzelnen, nämlich daß nicht die aufgeſpeicherten Vorräthe den Reichthum bilden, ſondern vielmehr der Gebrauch und Umſatz, den man von ihnen macht — mit anderen Worten: wird auch der Reichthum einer Literatur nicht durch die Maſſe ihrer Bücher, ſondern lediglich von dem Maße beſtimmt, in welchem dieſe Bücher einerſeits den Volksgeiſt zur Darſtellung bringen und andererſeits ihn ſelbſt wieder entwickeln und bilden helfen, ſo möchte der geprieſene Reichthum unſerer Literatur wol beträchtlich zuſammenſchmelzen.

Alle moderne Bildung beruht auf einem gewiſſen Zwieſpalt, einer Kluft, nach deren Verſöhnung und Aufhebung man wol ringen und arbeiten kann, die darum aber noch keineswegs thatſächlich aufgehoben iſt. *Wir haben keine Sklaven mehr, die zur* Knechtſchaft geboren werden, aber dafür haben wir unſere geiſtigen

Heloten, arme Paria's, für die aller Reichthum unſerer Bildung, alle Blüte unſerer Wiſſenſchaft ſo gut wie nicht vorhanden iſt und die ſich niemals mit uns Anderen an dieſelbe Tafel geiſtigen Genuſſes ſetzen dürfen.

Das, wie geſagt, iſt ein Grundzug aller modernen Bildung und darum giebt es auch in allen modernen Literaturen gewiſſe Gattungen und gewiſſe Werke, die immer nur von einem kleinen Kreiſe vorzugsweiſe Gebildeter verſtanden und genoſſen werden können, während die Maſſe des Publicums vielleicht kaum eine Ahnung hat von ihrer Exiſtenz. Nicht ſelten geſchieht es ſogar, daß dieſe Werke des excluſiven, bevorzugten Geſchmacks grade diejenigen ſind, auf welche eine Literatur mit Recht am allerſtolzeſten iſt und die am meiſten zu ihrem Ruhme beitragen. Aber ähnlich wie der Edelſtein im Märchen, der von den armen Fiſcherkindern nur wegen ſeines bunten Glanzes als Spielwerk benutzt wird, dient auch der Glanz dieſer berühmten Namen der Maſſe höchſtens nur dazu, ſich müſſig darin zu ſonnen, ohne daß ihre Kenntniß eine Bereicherung, ihre Bildung einen Zuwachs, ihr Schönheitsgefühl eine Befriedigung davon hätte.

In keiner Literatur jedoch iſt dieſe Spaltung ſchroffer, dieſe Kluft tiefer, noch iſt irgendwo die Zahl dieſer „unbekannten Götter" größer als bei uns in Deutſchland. So groß bei uns die Maſſe der Bücher, ſo gering der Kreis der Leſenden; unzählige Bücher werden in Deutſchland gedruckt, Jahr aus Jahr ein, die außer dem Autor ſelbſt und allenfalls der Braut des Autors (denn die Frauen ſind darin ſchon weniger gefügig und wiſſen ſich dieſem Nothdienſt ſchon eher zu entziehen) Niemand lieſt als nur der Recenſent — und auch dieſer nur, wenn das Exemplar ihm geſchenkt ward — und auch das nur im Fluge und mit halbaufgeſchnittenen Blättern!

Könnten die Handelsbücher unserer Verleger reden, wir würden oft wunderſame Geſchichten zu hören bekommen. Schon an einer früheren Stelle haben wir es ausgeſprochen, daß es uns nicht von weitem in den Sinn kommt, den Maßſtab des Abſatzes für den einzigen oder auch nur den hauptſächlichſten Maßſtab für den Werth eines Buches zu halten. Indeſſen wenige vereinzelte Fälle ausgenommen, bei denen dann immer ganz eigenthümliche Conſtellationen thätig geweſen ſein müſſen, wird die Wirkung eines Buchs auf das Publicum allerdings weſentlich von ſeinem Abſatz bedingt ſein und in ziemlich genauem Verhältniß zu demſelben ſtehen.

Da es nun aber unzweifelhaft erſt die Wirkung eines Buches auf das Publicum iſt, was ihm ſeine Bedeutung für den Reichthum einer beſtimmten Literatur oder Literaturepoche verleiht, ſo läßt ſich auch daraus wieder ſchließen, wie es mit dem Reichthum unſerer Literatur beſtellt iſt und was wir eigentlich an ſo manchem berühmten Namen beſitzen — nämlich einen Namen und nichts weiter ....

Und zwar findet dies Verhältniß bei uns nicht bloß in ſolchen Gattungen ſtatt, die ihrer Natur nach nur auf ein kleines Publicum beſchränkt ſind, alſo nicht bloß in gewiſſen wiſſenſchaftlichen Gebieten, deren Ausdehnung überall mehr in die Tiefe als in die Breite geht und die daher auf Popularität im gewöhnlichen Sinne verzichten müſſen: nein, dieſe Literatur der Recenſionsexemplare erſtreckt ſich bei uns auch auf ſolche Gattungen, die grade recht eigentlich für das große Publicum beſtimmt ſind, ja deren Begriff ſchon die allerweiteſte Verbreitung in den verſchiedenſten Bildungskreiſen mit ſich zu bringen ſcheint.

Oder was wäre ſeinem Begriff nach populärer als die Unterhaltungsliteratur? Welche Gattung äſthetiſcher Production hätte mehr Anſpruch, von Alt und Jung und Arm und Reich, in

Hütten und Paläſten, in Caſernen und Fabriken geleſen zu werden, als der Roman, dieſe eigenthümlichſte Schöpfung der modernen Literatur, dieſer wahre Ueberallundnirgends, dem alle Höhen und Tiefen offen ſtehen, dem keine Wirklichkeit zu proſaiſch, keine Erfindung zu phantaſtiſch iſt, dies eigentlichſte poetiſche Abbild unſeres vielbewegten, vielverflochtenen, vielirrenden modernen Lebens?

Freilich, wenn man bloß die Inventurliſten unſerer Literatur, ich meine jene ſogenannten Literaturgeſchichten nachſchlägt, die nur Titel und Jahreszahl der Bücher und allenfalls noch einige biographiſche Notizen über die Verfaſſer bringen und ihre ganze Aufgabe erfüllt zu haben meinen, wenn ſie möglichſt viel ſolcher Namen und Notizen zuſammenſchleppen, ſo iſt das Lager unſerer vaterländiſchen Literatur allerdings auch in dieſem Artikel außerordentlich wohl aſſortirt; ja wir beſitzen dann ſo viel Romanſchreiber und darunter ſo viel ausgezeichnete und vortreffliche, daß wir kaum wiſſen, wo wir damit bleiben ſollen.

Klappen wir dagegen das Buch zu und ſehen uns in der Wirklichkeit um; fragen wir die Verleger deutſcher Romane oder noch beſſer, fragen wir die Leihbibliotheken (denn das ſind ja doch bei uns in Deutſchland die hauptſächlichſten und oft ſogar die einzigen Vermittler der Unterhaltungslectüre); ja fragen wir hier und da im Publicum ſelbſt nach, was ihm von all dieſen gefeierten Namen bekannt iſt; beſchleichen wir die gnädige Frau in ihrem Boudoir, die Nähterin neben ihrer Arbeit, den Lieutenant auf der Wache, den Studenten auf ſeinem Canapé; ſchlagen wir die zerleſenen Bände auf, die der Schuljunge eilig unter den Tiſch ſteckt, wenn der Lehrer die Reihe heruntergeſchritten kommt; ſehen wir zu, was für Bücher das ſind, die von allen dieſen und unzähligen Anderen am meiſten, am liebſten und am aufmerkſamſten geleſen werden — und wir werden ſagen können, wir haben einen weißen

Raben geſehen, wenn wir dabei unter je funfzig Fällen auf einen Namen ſtoßen, den unſere Literarhiſtoriker kennen und empfehlen.

Neben der Politik der Diplomaten giebt es, wie man weiß, noch eine andere, die mit Noten und Protokollen nichts zu thun hat, die auf keinem Lehrſtuhl gelehrt wird, in kein Syſtem gebracht, von keinem Hofe anerkannt iſt — und die ſich doch ſchon in vielen Fällen unendlich mächtiger und erfolgreicher erwieſen hat, als alle Kunſt der Politiker vom Fach.

Ganz ebenſo giebt es auch neben der Literatur der Literarhiſtoriker noch eine andere, vielleicht ſehr unäſthetiſche und jedenfalls ſehr unberühmte Literatur, die aber doch vor jener den nicht unweſentlichen Vortheil hat, eine geleſene zu ſein: kleine literariſche Coſtermonger, die ſich auf der großen Handelsbörſe der Literatur freilich nicht dürfen ſehen laſſen, die nur von der Hand in den Mund leben, nur die Reſte aufkaufen von den Tiſchen der Reichen, deren Waare niemals ächt, oft ungeſund und ſchädlich iſt, aber an deren wandernder Tafel Tauſende ſich ſättigen, die von Tauſenden gekannt, von Tauſenden herbeigewinkt werden zu heimlich lüſternem Genuß! Es wäre ein intereſſantes Unternehmen, würde aber freilich eine größere Kenntniß des Publicums und mehr Berührung mit den verſchiedenartigſten Klaſſen deſſelben erfordern, als unſern Schriftſtellern, geſchweige denn unſern Gelehrten gemeiniglich zu Gebote ſteht, ſtatt der herkömmlichen gelehrten oder äſthetiſchen Literaturgeſchichte einmal eine Hiſtorie der Literatur zu ſchreiben vom bloßen Standpunkt des Leſers aus: das heißt alſo eine Literaturgeſchichte, wo nach gut oder ſchlecht, gelungen oder mißlungen, gar keine Frage wäre, ſondern wo es ſich allein darum handelte, welche Schriftſteller, in welchen Kreiſen, welcher Ausdehnung und mit welchem Beifall ſie geleſen werden. Leicht würde eine ſolche Arbeit gewiß nicht ſein und noch weniger dankbar, inſofern man dabei auf die

Anerkennung der Schriftſteller ſelbſt rechnen wollte: denn ſo wenig es uns einfällt, dem Reſultat einer ſolchen Unterſuchung durch einſeitige Behauptungen vorgreifen zu wollen, ſo ſcheint uns doch allerdings dies feſtzuſtehen, daß dabei viele ſehr glänzende Namen ſich merklich verfinſtern und dafür andere auftauchen würden, die das Ohr des Literarhiſtorikers bis dahin noch niemals vernommen.

Ja wir zweifeln, ob es überhaupt nur viele deutſche Namen ſein möchten, die dabei zum Vorſchein kommen würden. Denn zu der eigenthümlichen Stellung unſerer Unterhaltungsliteratur gehört auch dies, daß ſie ſich weit mehr von fremden Beſtandtheilen, namentlich von Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen nährt, als von eigenen vaterländiſchen Erzeugniſſen. Wir wollen und dürfen dieſer Erſcheinung hier nicht näher auf den Grund gehen, weil uns dies in Regionen führen würde, die außerhalb der literargeſchichtlichen Betrachtung liegen. Aber daß diejenigen nicht im Rechte ſind, welche dieſe Begünſtigung der fremden Unterhaltungsliteratur, wie ſie bei uns factiſch beſteht, allein und lediglich aus der Vorliebe erklären wollen, welche die deutſche Nation für alles Fremdländiſche beſitzt, oder vielleicht auch nur beſitzen ſoll, das ſcheint uns auch ohne beſondere Unterſuchung ziemlich einleuchtend zu ſein. Grade in denjenigen Kreiſen der Geſellſchaft, in denen die Unterhaltungsliteratur bei uns die meiſte Verbreitung findet und die, wie wir wol nicht erſt zu verſichern brauchen, die vorzugsweiſe gebildeten nicht ſind — grade da iſt die Vorliebe für das Fremde wol ſchwerlich ſo mächtig wie man glaubt: ſondern die einzige Frage, um die es ſich da handelt, beſteht darin, ob das Buch verſtändlich, ob es unterhaltend, ob es feſſelnd iſt. Iſt es das, ſo wird es geleſen, ſtudirt, verſchlungen, einerlei ob Ueberſetzung oder Original. Feinſchmecker mögen prüfen und wählen, ob dieſe Trüffel aus Perigord oder aus Franken, jener Schinken

aus Westfalen oder Bayonne ist: der gesunde Magen des Volks ist zu hungrig, sein Geschmack zu wenig verwöhnt, um sich mit solchen Bedenklichkeiten zu plagen, es schluckt vergnügt hinunter, was ihm schmeckt, ohne sich um Paß und Heimatschein zu kümmern.

Aber auch nur was ihm schmeckt. Und das ist denn der zweite und wichtigste Punkt, auf den es hier ankommt und aus dem auch das Uebergewicht, welches die französische und englische Unterhaltungsliteratur bei uns allerdings behauptet, sich zur Genüge erklärt, ohne daß wir deshalb nöthig hätten, die Nation einer besonderen Fremdthümelei zu beschuldigen. Unser Publicum liest die Dickens und Thackeray, die Sue und Dumas nicht deshalb, weil sie Engländer und Franzosen sind, noch läßt es die deutschen Romane ungelesen, weil es deutsche: sondern es liest die einen, weil sie unterhaltend sind, weil es das Leben der Wirklichkeit darin abgespiegelt findet, weil interessante Charaktere, mächtige Leidenschaften, spannende Verwickelungen ihm daraus entgegentreten — und wirft die anderen bei Seite, weil sie langweilig sind oder doch wenigstens eine Sprache reden und von Dingen handeln, die das Publicum im Großen entweder nicht versteht oder für die es sich nicht interessirt.

Ganz gewiß ist es ein nationales Unglück, daß wir Deutsche den Hauptbestandtheil unserer literarischen Unterhaltung aus der Fremde holen und uns für Geschichten enthusiasmiren, die im französischen und englischen Leben wurzeln und nur von demjenigen vollständig gewürdigt werden können, der auch mit diesem Leben selber vertraut ist. Allein so lange und insoweit unsere deutschen Schriftsteller nicht verstehen, das deutsche Leben ebenso auszubeuten und zu ebenso interessanten Romanen zu verarbeiten wie jene Franzosen und jene Engländer, so lange, scheint es uns, darf man wenigstens die Schuld dieses Unglücks nicht dem Publicum beimessen. Patriotis-

mus iſt ein ſchönes Ding: aber aus Patriotismus ſich bei einem deutſchen Roman langweilen und den kurzweiligen fremden Roman ungeleſen laſſen, das wäre denn doch eine etwas abſtracte Forderung. Schon Brander im „Fauſt“ räumt ein, daß ein ächter deutſcher Mann zwar keinen Franzen leiden mag,

„Doch ihre Weine trinkt er gern —“

und mit dieſen Weinen des Geiſtes, die unſere überrheiniſchen Nachbarn ſo friſch, ſo prickelnd und obenein in ſo zierlichen Gefäßen zu bieten wiſſen, ſollten wir es anders machen!?

Allein man erhebt noch einen anderen Einwand, der darum nicht minder ſchwer in die Wagſchale fällt und auf den auch die Literaturgeſchichte nicht weniger Rückſicht zu nehmen hat, weil er ein äußerlicher, materieller iſt. Man weiſt auf die Verſchiedenheit des Preiſes hin, zu dem unſere deutſchen Originalromane und jene Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen zum Kauf geſtellt werden. Für die vier oder fünf Thaler, welche ein dreibändiger deutſcher Roman durchſchnittlich koſtet, kann, wer ſonſt Luſt hat, ſich eine ganze Bibliothek überſetzter Romane kaufen; als z. B. um Mitte der vierziger Jahre Sue's berühmte „Myſterien“ das Lieblingsbuch von Europa waren, erſchien davon eine wohlgemachte und gutausgeſtattete Ueberſetzung ins Deutſche, in welcher der ganze Roman, volle zwanzig oder einundzwanzig Bände, nur einen einzigen preußiſchen Thaler koſtete. Wie iſt es möglich, daß der deutſche Roman ſich gegen dieſe Concurrenz behauptet? Und wie ſoll es mit der deutſchen Unterhaltungsliteratur jemals anders, jemals beſſer werden, es wäre denn, daß unſere Verleger ſich entſchließen, die deutſchen Originalromane ebenſo billig oder wo möglich noch billiger zu geben, als jene Ueberſetzungen?

Das deutſche Publicum (fährt man fort) iſt arm, zumal dasjenige, welches Bücher kauft; wo ſelbſt die vornehmſte Frau es nicht

unter ihrer Würde hält, ein interessantes neues Buch nicht aus dem Buchladen, sondern aus der Leihbibliothek holen zu lassen, oder wo die reichsten Leute ihr Budget haben für Pferde und Theaterplätze und Concertbillets und Gemälde und Nippessachen und sogar auch für Innere Mission und Verbreitung des Christenthums unter den Negern am Senegal, für Bücher aber, deutsche Bücher haben sie keins — da freilich kann von einer Blüte der Literatur nicht gesprochen werden, da muß der Leihbibliothekar König der Literatur sein, da muß das fremde, aber billige das vaterländische, aber theure Product nothwendig verdrängen.

Ohne Zweifel liegt in diesen Klagen und Anklagen nicht bloß etwas, sondern sogar sehr viel Richtiges. Die Thatsachen selbst sind leider unbestreitbar, nur in der Art und Weise, wie man sie combinirt, scheint man uns nicht ganz zweckmäßig zu Werke zu gehen; man hält, meinen wir, für Grund, was vielmehr Folge, für Ursache, was vielmehr Wirkung ist. Unsere Verleger sind, was man auch sonst durchschnittlich von ihnen urtheilen mag, denn doch zum wenigsten Kaufleute und haben rechnen gelernt, oder die es nicht gelernt haben, die müssen es nachträglich thun und müssen so lange Lehrgeld zahlen, bis sie gelernt einen richtigen Calcül zu entwerfen.

Nun läßt sich aber so wenig im Buchhandel, wie in einem andern Handels- oder Gewerbszweig, in welchem der Concurrenz freier Zutritt verstattet ist, irgend ein Monopol behaupten, noch ein höherer Preis für eine Waare festhalten, als dieselbe wirklich werth ist. Wäre es also möglich, oder wäre es doch bis vor Kurzem noch möglich gewesen, deutsche Originalromane zu denselben oder gar noch geringeren Preisen zum Verkauf zu stellen wie die Uebersetzungen, so müßte dies in Folge der Concurrenz, die im Buchhandel ebenso groß ist wie irgendwo, in der That schon längst geschehen sein. Es ist aber nicht geschehen und konnte, vereinzelte

Ausnahmen abgerechnet, bisher nicht geschehen, weil der Absatz, auf den bei dem deutschen Roman zu rechnen, durchschnittlich zu gering ist. Die specielle Auseinandersetzung mit Zahlenangaben und ähnlichem technischen Apparat wird man uns hier erlassen; es genüge das Factum, daß eine gewöhnliche Romanauflage im deutschen Buchhandel in der Regel halb so stark ist wie die Auflage wissenschaftlicher Werke, die doch, sollte man meinen, für ein viel specielleres und also auch kleineres Publicum bestimmt sind. Aber klein oder groß, das wissenschaftliche Werk hat sein bestimmtes Publicum, von dem es nicht bloß gelesen wird, sondern auch gekauft, während unsere Romanliteratur lediglich auf die Leihbibliotheken und Lesezirkel angewiesen ist. Rechnet man nun dazu, daß unsere Uebersetzer zwar sehr billig arbeiten, unsere Dichter dagegen (und mit vollem Recht) um so besser honorirt sein wollen, mit je mehr Ernst und Liebe sie sich ihrem Berufe widmen und je größer ihre literarische Geltung, so wird man sich vielleicht entschließen, das Mißverhältniß, das bei uns bisher zwischen dem Preise eines deutschen und eines übersetzten Romans geherrscht hat, mit etwas anderen Augen zu betrachten.

Nicht doch, erwiedert man uns, das Mißverhältniß bleibt so schreiend wie zuvor: nur fällt die Schuld nicht mehr auf das Publicum, sondern allein auf den Buchhändler. Warum macht er es nicht, wie seine Collegen jenseits des Rheins? In Frankreich kauft man jetzt die interessantesten und gediegensten Producte der belletristischen Literatur zu einem Preise, der bei uns kaum hinreichen würde, den Einband zu bezahlen; die Franzosen haben ganze Sammlungen, ganze Bibliotheken gegründet, in welchen die beliebtesten Werke zu den allermäßigsten Preisen zu Kauf gestellt werden, ein Verfahren, das natürlich diesen Werken selbst eine immer größere Verbreitung verschafft. Warum machen unsere deutschen Verleger es nicht ebenso?

Warum haben sie nicht mehr Courage, warum drucken sie nicht von einem deutschen Originalroman so viel Tausende wie jetzt Hunderte und schleudern sie dann ins Publicum zu demselben spottbilligen Preise, wie jetzt mit dem Uebersetzungen geschieht? Die Nationalökonomie hat es längst als ein Grundsatz alles Handels nachgewiesen, daß der Absatz einer Waare sich in demselben und sogar in steigendem Verhältnisse vermehrt, als der Preis sich verringert. Alle Geschäftszweige haben von dieser Erfahrung profitirt, warum läßt nur der deutsche Buchhandel sie unbenutzt? Oder ja, er hat sie ebenfalls benutzt, aber nur erst für die populäre Journalistik, die Naturwissenschaften und wenige andere besonders volksthümliche Zweige der Literatur. Die Erfahrungen, die er dabei gemacht, sollen durchschnittlich die günstigsten sein: warum wendet er sie nicht auf die Belletristik an? Warum liefert er nicht deutsche Originalromane in derselben massenhaften Auflage und zu demselben billigen Preise, wie z. B. jetzt gewisse naturwissenschaftliche Werke verbreitet werden?

Der Absatz einer Waare nimmt in demselben Grade zu wie der Preis der Waare sich verringert; ganz recht. Aber doch wol nur, wenn und insoweit die Waare überhaupt ein Bedürfniß ist, oder beim Publicum in Gunst steht? Eine Waare, die ich nicht brauchen kann, oder die mir nicht gefällt, kaufe ich immer zu theuer, auch wenn sie mir halb geschenkt wird: und weil das so ist, und weil ich sie immer zu theuer kaufen würde, kaufe ich sie lieber gar nicht. Das Hundert Austern vier Groschen — ein entzückender Gedanke, nicht wahr?! Aber doch immer nur für den, der Austern überhaupt liebt und dem sie zusagen; wer kein Austernesser ist, wird es wahrhaftig nicht werden und wenn das Hundert vier Heller kostete, statt vier Groschen oder auch vier Thaler.

Machen wir davon die Anwendung auf den vorliegenden Fall.

Ein Buch, deſſen Inhalt mich übrigens nicht intereſſirt, das meinen Geiſt nicht zu beſchäftigen, meine Aufmerkſamkeit nicht zu packen und feſtzuhalten weiß, wird dadurch nicht intereſſanter für mich und wird darum nicht mehr geleſen, weil es billig iſt; ſonſt müßten geſchenkte Bücher wenigſtens auch immer geleſen werden, was doch erfahrungsmäßig keineswegs der Fall iſt. Vielmehr, wie bei jeder anderen Waare, wird die Billigkeit des Preiſes auch beim Buche erſt dann von Bedeutung, wenn das Buch ſelbſt durch ſeinen Inhalt zu einer lebhaftern Verbreitung fähig und geeignet iſt. Dann aber wird ſie durch einen billigen Preis auch ganz außerordentlich befördert, wie ſich dies ja nicht nur in England an gewiſſen didaktiſch moraliſchen Schriften, in Frankreich an den jetzt ſo beliebten Unterhaltungsbibliotheken, ſondern auch in Deutſchland an einigen hervorragenden Unternehmungen (man denke z. B. an das Brockhaus'ſche „Converſationslexikon" mit ſeinen Hunderttauſenden von Exemplaren, an die Cotta'ſche Volksausgabe der „Deutſchen Claſſiker" ꝛc.) bewährt hat und an den ſchon erwähnten billigen Volkszeitſchriften und naturwiſſenſchaftlichen Sammelwerken ſich noch in dieſem Augenblick bewährt.

Wenn dieſe Fälle nun bisher in Deutſchland nicht zahlreicher waren, ſo ſcheint uns dies hauptſächlich daran zu liegen, daß erſtlich unſere Schriftſteller in der Kunſt, für ein großes Publicum verſtändlich und anregend zu ſchreiben, ſich bis in die neueſte Zeit im Allgemeinen noch ziemlich ungewandt zeigten und zweitens, daß viele unſerer Verleger glaubten, der billige Preis allein ſei ſchon hinreichend, einer gewiſſen Unternehmung den allerſtärkſten Abſatz zu verſchaffen.

Und doch iſt der billige Preis nur die eine Hälfte, die andere und mindeſtens eben ſo wichtige beſteht, wie geſagt, darin, daß das Buch auch ſeinem Inhalte nach Bedürfniß und Geſchmack des

Publicums befriedige. „Billig und gediegen" — dieser große Wahlspruch des modernen Gewerbslebens im Allgemeinen, dessen Nichtachtung der deutschen Industrie bereits so vielen Schaden gethan und so manche altberühmte Erzeugnisse derselben vom Weltmarkt verdrängt hat, findet auch auf den Buchhandel seine rückhaltloseste Anwendung; auch hier werden nur diejenigen Unternehmungen auf die Dauer glücken und nur für die wird das größere Publicum sich wirklich interessiren, welche beide Forderungen gleichmäßig zu erfüllen suchen.

Nun war von allen Zweigen unserer Literatur die Belletristik bisher am allerwenigsten im Stande, dieselben zu erfüllen. Nicht bloß die übliche Höhe der Bücherpreise stand ihr im Wege, sondern neben dieser Höhe des Preises und Hand in Hand mit ihr, als zwei Umstände, welche sich gegenseitig bedingen und von denen jeder gleichzeitig Ursache und Wirkung des andern ist, stand der größern Verbreitung unserer Unterhaltungsliteratur auch das Ungeschick unserer Romanschreiber entgegen, Bücher hervorzubringen, die wirklich im Stande waren, in die Menge einzudringen und ein mehr als exclusives Publicum zu unterhalten.

Zwar bei einigen war das nicht bloß Ungeschick, es war auch verkehrte Absicht. Unter den romantischen Traditionen unserer Literatur hat kaum eine zweite sich länger erhalten und ist für die Literatur selbst verderblicher geworden, als die Geringschätzung, mit der die Mehrzahl unserer Dichter die Masse des Publicums betrachtete und durch die sie sich verleiten ließen, in einem populären Erfolg nicht allein nichts Wünschenswerthes zu sehen (oder sich auch wol so zu stellen), sondern gradezu etwas Ehrenrühriges, dergleichen ein gebildeter „Schriftsteller" von Herzen gern den „Tagelöhnern des Marktes" überließ. Unsere sogenannten „gebildeten," unsere „höheren" Schriftsteller waren lauter verkannte edle Seelen oder

hielten ſich doch dafür, die mit dem großen Haufen nichts zu thun haben mochten und deren literariſcher Ruhm, wenigſtens in ihren eigenen Augen, um ſo höher ſtieg, je kleiner die Gemeinde, von der ſie gefeiert wurden. Selbſt die Kritik, ſelbſt die Literaturgeſchichte ſtimmte in dieſe Thorheiten mit ein; wie es in der deutſchen Philoſophie eine Zeit gegeben hat, wo das unverſtändlichſte Syſtem als das tiefſinnigſte bewundert ward, ſo gab es auch in unſerer Aeſthetik eine Epoche, wo die Dichter um ſo mehr geprieſen wurden und für um ſo poetiſcher galten, je weniger man ſie las.

Dieſe Epoche iſt Gottlob überwunden. Wir haben es ſchon an einer früheren Stelle ausgeſprochen: und hätte die politiſche Poeſie der vierziger Jahre kein anderes Verdienſt, als daß ſie dies Vorurtheil des excluſiven Geſchmacks vernichtet und unſere Dichter aufs neue und nachdrücklich daran erinnert hat, daß alle Poeſie ihren wahren Boden im Volke hat und daß kein Dichter zu hoch geboren, kein Talent zu vornehm iſt, um ſich außerhalb der Zeit und ihrer Strömungen zu ſtellen, ſo würde ſchon dies ein ſehr weſentliches Verdienſt ſein und den gültigſten Anſpruch auf hiſtoriſche Anerkennung begründen.

Nirgend aber zeigt dieſe Umwandlung ſich deutlicher, noch hat ſie irgendwo nachhaltiger gewirkt, als in unſerer Unterhaltungsliteratur. Dieſelbe hat ſeit dem Jahre Achtundvierzig wirklich ein ganz neues Anſehen gewonnen. Aus dem Sturm und Drang unſerer politiſchen Lyrik hat ſich, in richtiger Conſequenz, der hiſtoriſche, der zeitgenöſſiſche Roman entwickelt; zum wirklichen epiſchen Gedicht noch nicht reif, nicht in ſich befeſtigt genug, hat unſere Zeit in dieſer vorzugsweiſe modernen Gattung des Romans den glücklichſten und angemeſſenſten Ausdruck gefunden. Unſere Romanſchreiber ſetzen nicht mehr, wie in der Blütezeit der Tieck'ſchen Novelle, ihren Stolz darein, nur für eine kleine, romantiſche Gemeinde zu ſchreiben;

sie benutzen den Rahmen des Romans nicht mehr, allerhand theologische oder ästhetische oder sonstige theoretische Streitfragen zu erörtern. Vielmehr bemühen sie sich, uns in ihren Dichtungen wirklich Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut zu geben, das heißt, sie suchen den Roman auch bei uns zu dem zu erheben, wozu er seiner Natur nach bestimmt ist und was überhaupt jede ächte Poesie sein soll und muß: ein Spiegelbild des Lebens, ein poetisch verklärtes, künstlerisch gereinigtes, aber doch immerhin ein Bild des Lebens! Wie viel für den Augenblick auch noch fehlen mag, daß dieses Ziel überall erreicht sei, und wie viel Verkehrtes und Schwächliches sich auch an den einzelnen Versuchen noch nachweisen lasse, genug, die Bahn ist doch wenigstens eröffnet, unsere Poeten wissen und fühlen doch wenigstens wieder, worauf es ankommt, sie machen nicht mehr aus dem Irrthum ein Verdienst, werfen nicht mehr um die poetische Schwäche den Mantel ästhetischer Vornehmheit — so wird man ja auch dem Ziel allmählig näher und näher kommen.

Wir sprachen vorhin von den buchhändlerischen Beziehungen unserer Unterhaltungsliteratur. Auch in diesem Betracht ist der innerliche Fortschritt, den unsere Unterhaltungsliteratur im Laufe dieser letzten zehn Jahre gemacht hat, nicht ohne Einfluß geblieben. Man hat nicht nur angefangen, einzelne anerkannte und treffliche Romane älterer Zeit in neuen billigen Ausgaben zu verbreiten (wie z. B. die Immermann'schen), sondern auch für die Neuigkeiten unserer belletristischen Literatur ist der Preis zum Theil erheblich herabgesetzt und dadurch wenigstens die Möglichkeit einer größeren Verbreitung gegeben worden. Es hat sogar nicht an Versuchen gefehlt, nach Art der Franzosen ganze belletristische Bibliotheken zu gründen, in denen billiger Preis und Gediegenheit des Inhalts sich vereinigen, oder doch vereinigen sollten. Einige dieser Unterneh-

mungen ſind nach dem erſten, vielleicht etwas zu weit geſteckten Anlauf wieder zu Grunde gegangen, aus Urſachen, die uns hier nicht intereſſiren, andere dagegen blühen noch fort und wenn auch keine von ihnen den Umfang und den Einfluß auf die Bildung des Publicums und die Productivität der Schriftſteller erlangt hat, den einige der franzöſiſchen Unternehmen in der That ausüben, ſo iſt es doch immerhin ein Anfang, der eine weitere Entwickelung hoffen läßt und dem daher eben ſo ſehr die Aufmerkſamkeit des Literarhiſtorikers wie des Kulturhiſtorikers gebührt.

Ueberhaupt bildet die Unterhaltungsliteratur die eigentliche Glanzſeite unſerer gegenwärtigen literariſchen Production und wenn wir vorhin ſchon jenen abſtracten Kritikern, die für die Literatur der Gegenwart nichts als Wehklagen und Verwünſchungen haben, den Namen Ernſt Koſſak's und den hauptſächlich von ihm repräſentirten Aufſchwung des Feuilletons entgegenhielten, ſo bietet unſere Unterhaltungsliteratur noch eine ganze Menge von Namen dar, auf die wir mit gerechtem Stolz verweiſen dürfen. Freilich iſt es leicht, mit dem äſthetiſchen Compendium in der Hand, auch dem Roman der Gegenwart noch allerhand Gebrechen und Mängel nachzuweiſen. Allein dieſe leichte Manier iſt nicht diejenige des Geſchichtſchreibers, der bei ſeinen Urtheilen, den lobenden ſowohl wie den tadelnden, immer die hiſtoriſch gegebenen Bedingungen im Auge behält und die Gegenwart nicht bloß von der Warte der Zukunft, ſondern ganz beſonders auch vom Standpunkt der Vergangenheit aus betrachten. Vergleichen wir doch nur die Vergangenheit unſerer Unterhaltungsliteratur mit Demjenigen, was jetzt auf dieſem Gebiet theils angeſtrebt, theils geleiſtet wird, und Niemandem, glauben wir, der ſein Auge nicht abſichtlich verſchließt, wird der ungemeine Fortſchritt verborgen bleiben können, den wir auf dieſem Felde gemacht haben. Es iſt ganz gut, immer nur auf

unſere klaſſiſchen Dichter zu verweiſen, nur ſollte man nicht vergeſſen, was für ein Schund neben dieſen klaſſiſchen Dichtern nicht bloß geſchrieben, ſondern auch geleſen, und nicht bloß geleſen, nein, auch verſchlungen worden iſt und daß unſere Klaſſiker ſelbſt bei ihren Zeitgenoſſen nicht halb die Anerkennung und Verbreitung fanden, die jenen erbärmlichen Producten zu Theil ward. Freilich wird unter uns kein Roman mehr geſchrieben, wie etwa der „Werther" oder „Wilhelm Meiſter" oder gar „die Wahlverwandtſchaften," dieſer, was die gleichmäßige künſtleriſche Vollendung anbetrifft, erſte und vorzüglichſte aller deutſchen Romane, wir haben ſogar keinen Jean Paul mehr, der, mit allen ſeinen Auswüchſen und ſo nahe er zuweilen die Grenze zwiſchen Dichter und Modedichter ſtreift, ſich zu unſeren heutigen Romanſchreibern allerdings noch immer verhält wie der Rieſe zu den Zwergen.

Aber dafür haben wir auch keine Spieß und Cramer, keine Schlenkert und Vulpius mehr. Unſere Unterhaltungsliteratur hat ſich ihrem Begriff, die eigentliche Durchſchnittsliteratur der Zeit zu ſein, mehr und mehr angenähert, jener nivellirende Charakter, den man unſerer Epoche übrigens ſo vielfach nachſagt, hat ſich auch an ihr bewährt, wir haben nicht mehr die Höhen, aber auch nicht die Abgründe, unſere guten Schriftſteller ſind nicht mehr ſo gut, aber auch unſere ſchlechten nicht mehr ſo ſchlecht wie früher. Wenn es nichts weiter wäre, als daß neben Goethe und Schiller auch jene Spieß und Cramer geſchrieben, ſo hätte das allerdings nicht viel auf ſich. Das Uebel lag vielmehr darin, daß dieſe Pygmäen der Literatur auf Koſten jener Heroen lebten; während Goethe's „Wilhelm Meiſter" mehr denn zehn Jahre brauchte, um es zu einer zweiten Auflage zu bringen, während (um in ein anderes Gebiet überzuſchweifen) Taſſo und Iphigenie von den Zeitgenoſſen kaum beachtet wurden, war Vulpius der gefeierte Held des Publicums, zählte

Cramer ſeine Auflagen nach halben Dutzenden und wurde, friſch wie er aus der Preſſe kam, ſofort in fremde Sprachen überſetzt. Wir wollen dabei auch noch dies einräumen, daß der Beifall, den jene Schriftſteller bei der Maſſe des Publicums fanden, keineswegs ganz unverdient war und daß in „Rinaldo Rinaldini" und „Hermann a Spada" ebenſoviel, ja vielleicht noch mehr naturwüchſiges Talent und rohe, derbe Kraft war, als in verſchiedenen unſerer heutigen Belletriſten. Aber ſchon darin, daß die Roheit, die ſaloppe, zum Theil ſchmutzige Form, in welcher die damalige Unterhaltungsliteratur auftrat und in der ſie ſich den Beifall des Publicums eroberte, heutzutage geradezu unmöglich iſt, ſchon darin ſcheint uns ein nicht unerheblicher Fortſchritt zu liegen. Wir erkennen das Gewicht an, das es für die ſittliche Haltung des Menſchen hat, ob er ſchmutzig oder gewaſchen, in einem heilen oder zerriſſenen Rock einhergeht, und dies zerriſſene, unſaubere, ſchlotternde Gewand, in welchem die Unterhaltungsſchriftſteller der klaſſiſchen Epoche ſich dem Publicum präſentirten, ſollte ohne Bedeutung ſein? und es ſollte kein Fortſchritt darin liegen, daß unſere heutigen Romane, wenn ſie auch vielleicht an wirklichem Kunſtwerth und Fülle des poetiſchen Vermögens nicht viel höher ſtehen als jene, ſich doch wenigſtens einer anſtändigen Form, einer gebildeten und fehlerfreien Sprache, kurzum einer Haltung bedienen, wie man ſie eben annimmt, wo man in guter Geſellſchaft erſcheint? Große Geiſter laſſen ſich nicht ſchaffen, in der Politik ſo wenig wie in der Literatur, die Natur giebt ſie entweder freiwillig her, oder ſie bleiben ganz aus. Aber daß die Mittelmäßigkeit wenigſtens anſtändig auftritt, daß die kleinen und beſchränkten Geiſter wenigſtens in der Form eine Ahnung des Höheren bethätigen, dies iſt allerdings ein Fortſchritt, der ſich bei zunehmender Bildung, durch Fleiß und ſtrenge Selbſtbeobachtung machen läßt.

Und unſere Unterhaltungsliteratur hat ihn gemacht. Sogar das Gros derſelben iſt heutzutage ungleich gebildeter und hat einen viel größeren Reſpect vor den Forderungen der Kunſt, als es vor zwei oder drei Menſchenaltern ſelbſt bei den Koryphäen unſerer Unterhaltungsliteratur der Fall war. Zugegeben, daß dieſer Reſpect häufig nur ein inſtinctmäßiger iſt, ſo iſt doch ſchon das wieder ein unbeſtreitbarer Fortſchritt, wenn der Reſpect vor dem Edlen und Schönen ein Inſtinct der Maſſe wird. Wir glauben nicht durch unſere ganze bisherige Darſtellung den Verdacht auf uns geladen zu haben, als wollten wir die Lobredner unſerer gegenwärtigen Literatur machen und ſie mit Lorbeeren krönen, die ſie nicht verdient; aber das behaupten wir allerdings, Romane, wie ſie zur Zeit unſerer Großväter in aller Händen waren und gleichſam den eiſernen Beſtand der Literatur bildeten, ſind heutzutage unmöglich. Nicht als ob wir nicht auch heutigen Tages noch unſere Spieß und Cramer beſäßen: aber es ſind wenigſtens Spieß und Cramer einer erhöheten Potenz, ſie haben ſich wenigſtens reine Wäſche angezogen, ſie ſprechen, wenn nicht ſchönes, doch richtiges Deutſch, ſie haben ſich das Schwören und Fluchen abgewöhnt, ſie taumeln nicht mehr trunken auf offener Straße und ſuchen das Publicum nicht mehr durch Ausmalung frivoler und üppiger Scenen anzulocken. Man redet in gewiſſen Kreiſen ſo viel von der Unſittlichkeit unſerer heutigen Unterhaltungsliteratur, man beklagt ſich, daß ſie das Herz der Jugend verpeſte und ihren Kopf mit unklaren Vorſtellungen erfülle. Nun denn, wir möchten dieſe modernen Jeremiaſſe doch nur fragen, ob ſie wol jemals einige Dutzend älterer deutſcher Romane, Romane aus der vielgerühmten Zeit des ſtrengen patriarchaliſchen Regiments und der ehrbaren Familienſitte durchblättert haben; wir möchten ſie, um von den eigentlichen Schmutz- und Schandgeſchichten ganz abzuſehen, beiſpielsweiſe nur fragen, ob

ihnen der Name Karl Friedrich Laukhardt's bekannt iſt, eines in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und ſelbſt bis in den Anfang des jetzigen hinein ſehr verbreiteten und beliebten Schriftſtellers, insbeſondere bei der akademiſchen Jugend, die ſich ganz vornehmlich zu ihm hingezogen fühlte, weil er nämlich ſelbſt ein verdorbener Student war und den ganzen Vorrath ſeiner romantiſchen Effecte den Erinnerungen ſeiner eigenen wüſten Studentenzeit entnahm. Wo wird dergleichen heutzutage noch geſchrieben? wo könnte es geſchrieben werden? Der Sumpf äſthetiſcher und ſittlicher Verſunkenheit, aus dem dieſe und zahlreiche ähnliche Erſcheinungen jener Zeit hervorgingen, iſt von der Sonne der Bildung längſt aufgetrocknet worden, und wenn es möglich wäre, daß ein Schriftſteller der Art noch unter uns erſchiene, wer will behaupten, daß er Leſer fände?!

Aber nicht bloß die große Maſſe unſerer Unterhaltungsliteratur hat ſich verbeſſert und gehoben, es ſind nicht bloß die negativen Tugenden geringerer Geſchmackloſigkeit und geringerer Verwilderung, die wir an ihr bemerken, ſondern mit und neben dieſer großen Maſſe zeigt die Unterhaltungsliteratur der Gegenwart zugleich eine Reihe ſchriftſtelleriſcher Perſönlichkeiten, die auch durch ihre poſitiven Eigenſchaften, durch ihr Talent, ihren künſtleriſchen Ernſt, ihre äſthetiſche Gewiſſenhaftigkeit, zum Theil auch durch ihre Fruchtbarkeit und die Anmuth ihrer Productionen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Eine Anzahl ſolcher Perſönlichkeiten werden wir auf den folgenden Blättern an uns vorübergehen laſſen. Wenn es für den Literarhiſtoriker der Gegenwart ſchon überall ſchwierig iſt, aus der unüberſehbaren und immer neuen Maſſe der Erſcheinungen, die auf ihn eindringen, diejenigen auszuwählen, die ſich am meiſten eignen, als literariſche Repräſentanten ihres Zeitalters zu dienen: ſo iſt dieſe Schwierigkeit natürlich doppelt

groß in der Unterhaltungsliteratur, sowol wegen ihres Umfangs als auch wegen der Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen, die dabei zur Geltung kommen. Der nachstehenden Uebersicht liegt daher auch der Gedanke an Vollständigkeit durchaus fern; sollte indeß irgend ein jüngerer Schriftsteller uns zürnen, daß wir seine vortrefflichen Romane unerwähnt gelassen haben, nun so können wir ihm einstweilen nur den freundschaftlichen Rath geben, recht fleißig und mit gutem Erfolge fortzuproduciren, so zwingt er uns vielleicht noch, seiner nachträglich, in einem besonderen Anhang zu gedenken.

2.

Gustav Freytag.

Natürlich können wir an die Spitze unserer Uebersicht niemand anders stellen als Gustav Freytag, den Lieblingsdichter, wenn auch nicht unseres Volks, doch jedenfalls unserer guten Gesellschaft, den Verfasser eines Romans, der in wenigen Jahren sieben oder acht Auflagen erlebte und den Franzosen und Engländer wetteiferten, in ihre Literatur zu übertragen. Das sind Erfolge, die jedenfalls Beachtung verdienen, und wenn wir auch hier vielleicht wieder, wie bei dem Dichter der „Ritter vom Geiste" schließlich zu dem Resultate gelangen sollten, daß die Lorbeeren, welche die Stirn des Verfassers krönen, denn doch nicht so ganz ohne Makel sind, wie seine Verehrer uns überreden möchten, und daß auch durch dies scheinbar so üppige Reis am Baume der Literatur derselbe krankhafte Zug geht, der dieselbe überhaupt kennzeichnet, so wird auch das weder dem persönlichen Verdienst des Dichters, noch seiner richtig verstandenen geschichtlichen Stellung Eintrag thun.

Aber nicht bloß seiner ausgezeichneten Erfolge halber, sondern auch um deswillen gehört Freytag an diese Stelle, weil er in der nächsten Beziehung zu derjenigen literarischen Generation steht, die wir in dem ersten Hauptabschnitte unseres Buchs besprachen: zu der Generation des Jungen Deutschland.

Wir ſind gefaßt darauf, daß dieſem unſerem Ausſpruch ein Schrei des Unwillens, der Empörung von Seiten ſeiner Freunde und Bewunderer antworten wird. Wie? Guſtav Freytag, dieſer anſcheinend ſo geſunde, ſo lebensfriſche Dichter, ein geheimer Anverwandter deſſelben Jungen Deutſchland, gegen das er ſelbſt in ſeinen journaliſtiſch-kritiſchen Arbeiten ſo vielfach zu Felde gezogen? Der Verfaſſer von „Soll und Haben," der „das deutſche Volk bei ſeiner Arbeit aufgeſucht" haben ſoll, ja deſſen Roman nicht bloß als ein vortreffliches Buch, als ein höchſt anmuthiges und gelungenes Kunſtwerk, nein, als ein „wichtiger Fortſchritt innerhalb der nationalen Entwickelung" ſelbſt bezeichnet wird, eben dieſer Dichter ſollte in innerm Zuſammenhange ſtehen mit einer Literaturepoche, die aller ernſten Arbeit Feind war, die ſich um die Nation nicht kümmerte und zu deren ſchlimmſten Fehlern die falſche Genußſucht gehörte, die bei ihr freilich nur die nothwendige Kehrſeite ihrer ſonſtigen Blaſirtheit und Zerriſſenheit war?

Gut denn, beſchränken wir unſern Ausdruck: Guſtav Freytag gehört nicht unmittelbar zum Jungen Deutſchland, aber daſſelbe ſetzt ſich in ihm fort. Er iſt das Junge Deutſchland, das zum Bewußtſein ſeiner eigenen Irrthümer kommt und das ſich bemüht, dieſelben abzulegen. Doch iſt man bekanntlich noch nicht fehlerfrei, weil man ſeine Fehler einſieht; die Zeit, in der wir geboren werden, prägt uns Allen gewiſſe Muttermale und Narben ein, ſo feſt und tief, daß ſie durch kein nachträgliches Waſchen und Reiben herausgehen. Auch Guſtav Freytag hat ſich über die jungdeutſche Weltanſchauung, die ſeine eigentliche Grundlage bildet, allmählig emporgehoben; noch jetzt können wir bei einiger Aufmerkſamkeit in ſeinen nicht zahlreichen, aber um ſo ſorgfältiger ausgearbeiteten und daher auch für ihn ſelbſt um ſo bezeichnenderen Arbeiten gleichſam die Stationen erkennen, die er zurücklegte, indem er ſich allmählig von der jungdeut-

schen Blasirtheit zu jenem sittlich patriotischen Pathos entpuppte, welcher seinen berühmten Roman zwar nicht eigentlich erzeugt, aber doch gewissen Partien desselben ein höchst ansprechendes Colorit verliehen hat.

Vorausschicken müssen wir dabei, daß Gustav Freytag überhaupt nicht der Mann des kräftigen Ausdrucks und der scharf ausgeprägten Leidenschaft ist. Freytag malt sehr sauber, sehr niedlich, aber immer nur in etwas blassen Farben und einem gewissen kleinen Stil; die Eleganz muß bei ihm die Kraft, die Grazie die Energie, die allgemeine wohlwollende und menschenfreundliche Absicht die bewältigende Macht der Leidenschaft ersetzen. Solche Naturen werden es niemals zu großen und außerordentlichen Leistungen bringen: dafür aber haben sie den Vortheil, daß auch ihre Fehler und Irrthümer immer nur leise, fast unmerklich auftreten und sich niemals in jenes Extrem verlieren, das der größeren, aber ungebändigten Kraft so nahe liegt.

Auch die jungdeutschen Elemente in Gustav Freytag treten demgemäß ziemlich zahm auf und tragen eine sehr milde, fast versöhnende Färbung. Wir finden diese Elemente zunächst in sämmtlichen dramatischen Arbeiten dieses Dichters. Zwar sein Erstlingswerk „Die Brautfahrt“ (1843) ist zu unerheblich, um hier in Betracht zu kommen. Ganz ohne Zusammenhang aber mit der jungdeutschen Richtung des Verfassers ist auch dies romantische Lustspiel nicht; vielmehr führt es uns, eben als solches, auf jenen altromantischen Boden zurück, dem ja, nach unserer frühern Darstellung, das Junge Deutschland, dieser eigentliche letzte Ausläufer der Romantik, überhaupt entsprossen ist. Auch „Der Gelehrte“ (1847) ist zu fragmentarisch, um einen besonders ergiebigen Beitrag zur Charakteristik des Dichters zu liefern; auch gehört er bereits in eine spätere Epoche, nämlich in diejenige, wo der Dichter selbst bereits anfing,

an ſeinen jungdeutſchen Idealen zweifelhaft zu werden und ſich nach einem anderen und ſolideren Boden ſeiner Thätigkeit umzuſehen.

Deſto deutlicher dagegen finden wir dieſe jungdeutſchen Anfänge in „Die Valentine“ (1846) ausgeprägt. Nur kritiſcher Kurzblick oder perſönliche Bewunderung kann ſich dagegen verblenden, daß die Fabel dieſes Stücks mit ihren auf die äußerſte Spitze des Erlaubten und Möglichen geſtellten Situationen vollſtändig jenem verzwickten, krankhaften Genre angehört, welches das Junge Deutſchland mit ſo viel Vorliebe kultivirte. Es iſt hier dieſelbe Unwahrheit der bürgerlichen und ſittlichen Verhältniſſe, daſſelbe Haſchen nach gewaltſamen und unnatürlichen Effecten, endlich daſſelbe krankhafte Gelüſte, mit den ewigen Begriffen des Rechts und der Sittlichkeit ein verwegenes Spiel zu treiben, wie z. B. in der Mehrzahl der Gutzkow'ſchen Stücke, über die daher auch die einſeitigen Bewunderer Freytag's den Stab nicht hätten ſo gar geräuſchvoll brechen ſollen; der ungemeſſene Tadel, den ſie über Gutzkow ausſchütten, verurtheilt das eben ſo ungemeſſene Lob, das ſie Freytag ertheilen. Auch Held und Heldin des Stücks ſind ganz ſo krankhafte, unwahre, kokette Charaktere, wie wir ſie in den Dramen und Novellen des Jungen Deutſchland finden. Dieſer Saalfeld, der innerlich Demokrat iſt, während er äußerlich den ariſtokratiſchen Stutzer ſpielt; der ſo blaſirt iſt und ſo emotionsbedürftig, daß er nicht weiß, ob er „mit den Indianern den Stier jagen oder in Deutſchland liederlich werden ſoll;“ der Nachts zu den Damen ins Fenſter ſteigt und ihnen durch ſeine „Bedeutendheit“ und „Gefährlichkeit“ imponirt; deſſen Ehrgefühl ſo unentwickelt, daß er, um den guten Ruf einer Dame zu ſchützen, ſich ſelbſt eines Diebſtahls zeiht und deſſen ſittliche Begriffe ſo verworren ſind, daß er nicht übel Luſt hat, einen humoriſtiſchen Spitzbuben, den er von ſeiner Neigung zu fremdem Eigenthum kuriren will, zum Meineid zu verleiten; der

endlich die allerſchönſten und allerwohltönendſten Redensarten von Volk und Vaterland im Munde führt, von dem wir aber im ganzen Stück nicht eine einzige volksthümliche oder ſonſt ruhmwürdige That erfahren, es müßte denn das ſeltſame Erziehungsexperiment ſein, das er mit dem ſchon erwähnten Spitzbuben anſtellt — und andererſeits die weibliche Heldin des Stückes, dieſe Valentine, die allen Ernſtes in Zweifel darüber ſein kann, ob ſie das Opfer des „bedeutenden" und „gefährlichen" Mannes annehmen und ihn wirklich ins Zuchthaus ſpazieren laſſen ſoll, um ihren Ruf vor der Geſellſchaft damit zu repariren; die ſelbſt nie weiß, ob ihre Empfindungen Wahrheit oder Irrthum ſind und ob ſie liebt oder bloß liebelt; die mit vollkommenſter Unbefangenheit von ſich ſelbſt ausſagt, ſie liebe den Fürſten zwar nicht, aber „warum ſoll ich ihn nicht heirathen, ich habe Ehrgeiz" — nun in der That, wenn das nicht die richtigen jungdeutſchen Perſonagen ſind, ſo hat es nie kokette Helden und verdrehte Weiber auf der Bühne gegeben und Gutzkow's „Werner" und „Ella Roſe" ſind poetiſche und ſittliche Meiſterwerke!

Aber durch Eins allerdings unterſcheidet das Stück ſich vortheilhaft von ſeinen jungdeutſchen Stammvettern: das iſt die Eleganz und Sauberkeit der Form. Freytag arbeitet langſam und bedächtig, er kennt die jähe Haſt nicht und auch nicht dieſen ewig nagenden Stachel des Ehrgeizes, der andere, ihm innerlich nahe verwandte Dichter zu immer neuen und immer ſchwächern Productionen treibt. Freytag iſt eine innerlich kühle, phlegmatiſche Natur, ohne jene fliegende Hitze und nervöſe Reizbarkeit, die z. B. Gutzkow ſo viel zu ſchaffen macht; er läßt die Dinge an ſich kommen, er gönnt ſich Zeit, und auch bei Ausarbeitung ſeiner Schriften geht er mit einer Langſamkeit und einer Rückſicht auf das Kleine und Einzelne zu Werke, die das Genie nicht kennt und auch nicht bedarf, Freytag aber vor jenen Unebenheiten und Geſchmackloſigkeit des

Stils, jenen lockeren und ungeſchickten Verknüpfungen, mit einem Wort, vor all jenen Fehlern ſchützt, die aus allzugroßer Flüchtigkeit hervorgehen. — Man hat Freytag's dramatiſche Sprache ſehr geprieſen, man hat ihre Einfachheit, ihre Durchſichtigkeit, ihre geiſtvollen Pointen zu rühmen verſucht, ja man hat ſich nicht entblödet, an Leſſing und die Lebendigkeit und heitere Natürlichkeit des Leſſing'ſchen Dialogs zu erinnern. Allein auch damit, fürchten wir, hat man wiederum weit über das Ziel hinausgeſchoſſen. Freytag's Stil zeichnet ſich weniger durch ſeine Tugenden, als durch die Abweſenheit gewiſſer in unſern Tagen ſehr verbreiteter Fehler aus; er iſt nicht ſchwülſtig, nicht phraſenhaft, behängt ſich nicht mit ſchiefen Bildern und Gleichniſſen und ſtreift nur hier und da an jene Ueberzierlichkeit und jenes allzu geſpitzte, pointirte Weſen der jungdeutſchen dramatiſchen Sprache. Dagegen fehlt ihm, wie die Leidenſchaft ſelbſt, ſo auch der Ausdruck derſelben. Freytag iſt, was man in der Studentenſprache „patent" nennt; wer ſich mit dem Eleganten, Zierlichen, Graziöſen genügen läßt, der wird bei Freytag reichliche Befriedigung finden; wer dagegen vom Dichter höhern Schwung und ſtärkeres Pathos verlangt, der wird nicht auf die Dauer bei ihm aushalten.

Es hängt dies aufs Innigſte zuſammen mit einem andern Charakterzug dieſes Dichters, durch den er ſich wiederum als ächten Stammgenoſſen des Jungen Deutſchland ausweiſt. Nämlich wie die Schriftſteller des Jungen Deutſchland, ſo iſt auch Freytag eine überwiegend weibliche Natur. Er iſt zart, ſinnig, verſchämt; ſelbſt wo er frivol iſt (und er iſt es weit öfters, als die von ſittlichem Pathos überfließenden Colporteure ſeines Ruhms entweder wiſſen oder wiſſen wollen), vermeidet er doch ſorgfältig jeden irgendwie anſtößigen Ausdruck; er beſitzt das in der guten Geſellſchaft von jeher hochgeſchätzte Talent, die bedenklichſten Dinge mit der ſüßeſten Stimme und dem unbefangenſten Angeſicht zu ſagen.

Rechnen wir dazu nun die geſchickte Technik des Stücks ſowie die genaue und ſorgfältige Erwägung des theatraliſchen Effects, ſo erklärt der glänzende Erfolg, den „Die Valentine“ bei ihrem erſten Auftreten davontrug, ſich aufs allernatürlichſte, und ſogar ohne daß wir daran zu erinnern brauchen, erſtens wie ausgehungert das Theaterpublicum damals war, und zweitens, wie ſehr die dramatiſchen Verſuche des Jungen Deutſchland auf Stücke wie „Die Valentine“ vorbereitet hatten; das heißt alſo auf Stücke, die zwar alle inneren Mängel und Gebrechen des Jungen Deutſchland ebenfalls beſaßen, aber in mildeſter und anſprechendſter Form. Freytag war von der allgemeinen Krankheit der Zeit, die im Jungen Deutſchland zum Ausbruch gekommen, grade nur ſo weit angeſteckt, um nicht durch ſeine Geſundheit aufzufallen; wäre nicht auch in ihm etwas von demſelben ungeſunden Blute geweſen, wie hätte das Publicum jener Zeit, noch dazu das Publicum der Logen und Sperrſitze, ſo mit ihm ſympathiſiren können?!

Denſelben jungdeutſchen Stempel trägt auch das zweite Theaterſtück des Dichters, „Graf Waldemar“. Daſſelbe iſt zwar erſt 1850 im Druck erſchienen, war indeſſen ſchon im Winter Siebenundvierzig vollendet und wurde auch damals bereits, ſowie im Jahre Achtundvierzig auf verſchiedenen Bühnen zur Aufführung gebracht. Doch hat es weder damals noch ſpäter beim Theaterpublicum beſonderen Anklang gefunden. Sehr natürlich. Grade „Graf Waldemar“ deckt die jungdeutſche Herkunft des Dichters am allernackteſten auf, während das Publicum doch zu der Zeit, da das Stück vor die Lampen trat, die jungdeutſche Nervenkrankheit ſchon ſo ziemlich überſtanden hatte und ſich bereits von andern und inhaltvolleren Intereſſen ergriffen fühlte.

Zwar ganz unberührt war auch der Dichter des „Graf Waldemar“ von dieſem Heilungsproceß nicht geblieben. Es iſt wahr,

der Held des Stücks iſt in der erſten Hälfte deſſelben womöglich noch jungdeutſcher und noch mehr von falſcher Genialität durchdrungen, als ſelbſt der Saalfeld in „Die Valentine.“ Graf Waldemar iſt ein vornehmer Wüſtling, der, nachdem er alle Genüſſe der feinen Welt erſchöpft und nirgend Befriedigung gefunden hat, von der ſtillen Anmuth einer einfach kindlichen Natur ergriffen und zur Tugend zurückgeführt wird. In dieſer Beſſerung, dieſem Aufgeben der abſtracten jungdeutſchen Genialität, dieſem Sichwiederanſchmiegen an die poſitiven Verhältniſſe der Familie und der bürgerlichen Geſellſchaft liegt der Fortſchritt, den der Dichter in dem Stücke gemacht hat, während daſſelbe übrigens, was die Technik und die äußeren Effecte angeht, um ein Beträchtliches hinter „Die Valentine“ zurückbleibt. Saalfeld verharrt auch am Schluß des Stücks noch in ſeiner genialen Unbeſtimmtheit, wir entlaſſen ihn, ohne die mindeſte Sicherheit dafür gewonnen zu haben, daß die Liebe zu ſeiner Valentine ihm nun auch wirklich die Stetigkeit, den Ernſt und die Tiefe verleihen wird, die wir bisher an ihm vermißten und die alle ſeine geiſtreichen Parodoxien nicht verdecken konnten, mit einem Wort, der jungdeutſche Held der „Valentine“ bleibt ſich conſequent: Graf Waldemar dagegen ſchreibt ſeiner jungdeutſchen Vergangenheit den Scheidebrief und wirft ſich der Tugend in die Arme.

Dabei waren nur zwei Uebelſtände. Erſtens macht ein conſequentes Laſter weitmehr dramatiſchen Effect als eines, das auf halbem Wege wieder umkehrt; ein Böſewicht oder auch wie Saalfeld ein liebenswürdiger Leichtfuß, der in ſeiner Sünden Blüte dahinfährt oder, als Virtuoſe des Leichtſinns, dem Schickſal ſelbſt ein Schnippchen ſchlägt, iſt ungleich dramatiſcher und läßt bei den Zuſchauern eine viel größere Befriedigung zurück als eine neugebackene Tugend, die das Eierhäutchen der Sünde, der ſie ſoeben erſt entſchlüpft iſt, noch ganz naiv auf dem glatt geſtrichenen Scheitel trägt. Das Publicum,

ſagten wir, war bei dem Erſcheinen des „Graf Waldemar“ über die jungdeutſche Krankheit hinaus, wenigſtens hatte der eigentliche Paroxysmus ſich bereits gelegt. Aber eben deshalb wollte es nicht ſolche neubekehrte Seelen, wie es ſelbſt noch war; eine gewiſſe Stimme des Innern ſagte ihm, wie ſchwachbeinig dieſe ſeine eigene Tugend, und darum konnte es ſich auch unmöglich für einen Helden intereſſiren, der ihm weniger die Energie der eben überſtandenen Krankheit, als vielmehr die Unſicherheit der Geneſung vor Augen führte.

Noch weit nachtheiliger wirkte der zweite Uebelſtand: nämlich daß Waldemar's Geneſung ſo über die Maßen raſch, ſo völlig äußerlich vor ſich geht und daß wir daher auch kein rechtes Zutrauen zu ſeiner Bekehrung faſſen können. Der Dichter hatte ſich hier offenbar eine Aufgabe geſtellt, die vielleicht vom Roman, von der Novelle, aber ganz gewiß nicht vom Drama gelöſt werden kann. Der Roman mit ſeiner langſamen, zögernden Entwickelung bietet Gelegenheit, uns die allmählige Umſtimmung des Helden vor Augen zu führen; in ſeinem breiten Rahmen iſt Raum für alle jene kleinen Züge, deren wir bedürfen, um an eine ſittliche Wiedergeburt zu glauben. Das Drama bietet dieſen Raum nicht, der Zuſchauer glaubt nur, was er ſieht, er entbehrt jenes ergänzenden Beiſtandes der Phantaſie, der dem Romandichter ſeine Aufgabe ſo ſehr erleichtert. Und da es nun unmöglich iſt, jene kleine, unſcheinbare Saat von Eindrücken und Entſchlüſſen, durch die eine ſittliche Umwandelung allmählig herbeigeführt wird, uns von der Bühne herab ſichtbar zu machen, ſo ſind auch alle plötzlichen Beſſerungen des Helden im Drama unzuläſſig; ſie ſtehen in der moraliſchen Welt genau auf derſelben Stufe und beanſpruchen auch denſelben Kunſtwerth wie der Blitz, der den boshaften Hurka in Bahrdt's „Lichtenſteiner“ im entſcheidendſten Momente erſchlägt und deſſen bekanntlich auch Laube in ſeiner „Bernſteinhexe“ nicht entrathen konnte.

Auch die tugendhaften Entschlüsse, welche Graf Waldemar faßt, ja seine ganze Liebe zur Gertrud ist nur solch ein Theaterblitz; es ist moralisches Kolophonium, das uns, die wir recht gut wissen, wie die Theaterblitze gemacht werden, unmöglich in Erstaunen oder Andacht versetzen kann. —

Wir legten vorhin einen gewissen Nachdruck darauf, daß „Graf Waldemar," wiewol erst nach dem März 1848 ins größere Publicum gedrungen, doch bereits vor dieser großen Katastrophe geschrieben ward. Auch ist es in der That nöthig, dies im Auge zu behalten, weil nämlich diese allgemeine politische Katastrophe zugleich zu einer moralisch-ästhetischen Katastrophe für den Dichter ward, der vom Jahre 1848 an eine neue Epoche seines Lebens datirt. Der Bruch mit seiner jungdeutschen Herkunft, der schon im „Graf Waldemar" angedeutet liegt, kommt mit den Eindrücken des Jahres 1848 zur Vollendung.

Es kamen noch verschiedene andere, mehr persönliche und daher hier nicht näher zu erörternde Umstände dazu, diese Umwandelung zu beschleunigen. Der Dichter, der bis dahin als Privatdocent in Breslau gelebt hatte, war kurz zuvor in Folge persönlicher Beziehungen in mehr positive gesellige und bürgerliche Verhältnisse eingetreten; unter den ersten Stürmen der Märzrevolution acquirirte er das Eigenthum der durch Ignaz Kuranda gestifteten und damals namentlich in Oesterreich ungemein verbreiteten Zeitschrift „Die Grenzboten" und hatte somit auf einmal für Haus und Herd zu sorgen. Das trieb ihn, der bis dahin ebenfalls zur Opposition gehört hatte, wenn auch nur zur stillen, denn mehr und mehr in das conservative Lager; „Die Grenzboten," die zu Kuranda's Zeiten eines der thätigsten und gefürchteten Oppositionsjournale gewesen waren, wurden, seit sie in Freytag's Besitz übergegangen, eine Hauptstütze unserer damaligen parlamentarischen Rechten.

Beſchleunigt wurde dieſer Uebergang durch die Ausſchweifungen, welche die nachmärzliche Oppoſition ſich zu Schulden kommen ließ und die an dem Dichter des „Graf Waldemar" einen ſehr ſtrengen Beurtheiler fanden. Wir beſchäftigen uns hier ſelbſtredend nur mit den größern, den eigentlich künſtleriſchen Leiſtungen dieſes Schriftſtellers und laſſen die zahlreichen Journalartikel und ſonſtigen gelegentlichen Arbeiten, die aus ſeiner Feder hervorgegangen, unberückſichtigt. Nur in Betreff einiger derſelben müſſen wir eine Ausnahme machen, weil ſie für die innere Entwickelung des Dichters in der That nicht ohne Bedeutung. Das ſind namentlich die humoriſtiſchen Epiſteln, die er im Sommer Achtundvierzig, alſo zur Zeit der Berliner Nationalverſammlung, an Michel Mros richtete, den Genoſſen von Riol-Baſſa und andern oberſchleſiſchen Tagelöhnern, die dazumal in der genannten Verſammlung ſaßen und da allerdings eine etwas verwunderliche Rolle ſpielten — wiewol im Grunde nicht verwunderlicher als diejenigen, die vor Kurzem noch mit großer Emphaſe verſichert hatten, daß Preußen nun und nimmer etwas wie ein Parlament und eine Conſtitution haben würde, und die nun ganz vergnügt im erſtern ſaßen, um an der letztern mitzuarbeiten. Man hat dieſen Epiſteln einen außerordentlichen Humor, eine bezaubernde Friſche nachgerühmt. Wir unſers Theils können dieſer Anſicht nicht ganz beitreten. Wir geben zu, daß die in Rede ſtehenden Aufſätze mit einer großen Feinheit des Stils und einer gewiſſen graziöſen Beſheit geſchrieben ſind; es iſt derſelbe mit ſich ſelbſt ſpielende, ſich ſelbſt ironiſirende ariſtokratiſche Uebermuth darin, wie z. B. in den Aufſätzen, die der Verfaſſer gleichzeitig oder kurz darauf über die „Kunſt des Rauchens" ſchrieb und in denen er, mit einem Ernſt und einer Wichtigkeit, als ob es ſich wirklich um eine Lebensfrage der Kunſt oder Wiſſenſchaft handelte, nicht bloß eine Naturgeſchichte, ſondern auch eine vollſtändige

Aeſthetik der Cigarre lieferte. Dieſe ſtille Neigung zu den „noblen Paſſionen“ gehört überhaupt mit zum Charakter dieſes Dichters; er erinnert darin, wie in noch einigen anderen Punkten an ſeinen ſchleſiſchen Landsmann Heinrich Laube, nur daß er auch darin wieder maßvoller und zierlicher iſt und wenn Laube mit großem Halali Hirſche hetzt oder auf die Gemsjagd geht oder ſonſtige Böcke ſchießt, ſo begnügt Freytag ſich, in ſeinen türkiſchen Schlafrock gehüllt, den bläulichen Duft der Havannah in die Luft zu blaſen und dabei tiefſinnige Betrachtungen über die phyſiologiſche, merkantile, ſociale, politiſche, moraliſche, äſthetiſche und noch einige andere Seiten des Rauchens anzuſtellen.

In dieſer ſpielend geiſtreichen Manier nun, die wieder ein ächt jungdeutſches Gewächs und bei Freytag nur mit der ihm eigenthümlichen Grazie überkleidet iſt, ging er in den vorhin erwähnten Epiſteln auch den armen Mros' und Kiol-Baſſa's des damaligen preußiſchen Parlaments zu Leibe. Es kam ihm dabei zu ſtatten, daß er, ſelbſt ein geborener Oberſchleſier, das eigenthümliche Naturell des oberſchleſiſchen Bauern und Tagelöhners mit beſonderer Genauigkeit kannte und ſeine ganz aparten Studien daran gemacht hatte. So hat er in dieſen Epiſteln denn wirklich ein recht ergötzliches Genrebild geliefert — ergötzlich nämlich für Diejenigen, denen der furchtbare Ernſt jener Tage überhaupt noch Zeit und Stimmung übrig ließ, ſich an dergleichen zu ergötzen. Freytag hatte ganz Recht, wenn er die politiſche Unfähigkeit und Unmündigkeit dieſer Kiol-Baſſa's und Conſorten geißelte und die Abſurdität hervorhob, die darin lag, daß Menſchen, die nicht ihren eigenen ſehr einfachen Geſchäften vorſtehen, ja die nicht leſen und ſchreiben konnten und alſo an den erſten und unentbehrlichſten Vorbedingungen geiſtiger Bildung keinen Antheil hatten — daß Menſchen dieſes Schlags berufen ſein

ſollten, über das Geſchick des preußiſchen Staates, ja ganz Deutſchlands mit zu entſcheiden.

Und doch würde, wie uns wenigſtens dünkt, die ſchalkhafte Laune, mit welcher Freytag dieſe politiſche Unfähigkeit geißelte, noch beſſer und namentlich noch poetiſcher gewirkt haben, hätte er ſeine Geſchoſſe nicht bloß nach einer Seite gerichtet, ſondern hätte er neben dieſem Spott und neben dieſer Perſiflage auch ein ſtrafendes und zürnendes Wort gehabt für Diejenigen, durch deren Trotz und Hartnäckigkeit die öffentlichen Verhältniſſe in dieſe gräuliche Verwirrung gerathen waren. Mros und Riol-Baſſa hatten ſich auch nicht von freien Stücken in ein preußiſches Parlament gedrängt; unſägliche Thorheiten hatten erſt begangen, unſägliche Verbrechen verübt werden müſſen, bevor die armen oberſchleſiſchen Idioten ihre parlamentariſchen Narrenſtreiche zum Beſten geben konnten. Davon aber findet ſich in dieſen „bewundernswerthen“ Epiſteln keine Spur; ohne eine Ahnung zu haben von jener höhern Gerechtigkeit des Poeten, ſtellt Freytag, darin noch immer ein richtiger Ausläufer des Jungen Deutſchlands, ſich einſeitig auf den Standpunkt jener „Gebildeten,“ die ihren äſthetiſchen Zartſinn durch die Ausſchweifungen der Freiheit ſo ſehr beleidigt fühlten, daß ſie darüber die Freiheit ſelbſt zum Teufel gehen hießen.

Der Dichter dieſes ſatten, behaglichen, auf ſeine vermeintliche Bildung ſtolzen Mittelſtandes iſt Freytag denn auch fernerhin geblieben; auf ſeinen weiten, grünen Triften, unter dem warmen Sonnenſchein ſeiner Gunſt ſind jene Lorbeeren gewachſen, welche den Verfaſſer der „Journaliſten“ und des „Soll und Haben“ krönten. — Die „Journaliſten“ erſchienen zuerſt 1854. Die Bewegung der Revolutien war damals allerdings längſt zum Stillſtand gebracht und auch die ſiegreiche Reaction hatte bereits etwas von ihrem Uebermuth und ihrer Gehäſſigkeit nachgelaſſen. Aber noch bluteten die

Wunden, welche die eine wie die andere geschlagen, und es gehörte viel Muth dazu, in diese offenen Wunden das prickelnde Salz des Witzes und der komischen Laune zu streuen.

Viel Muth, oder eine sehr leichte und sehr oberflächliche Hand und vielleicht auch ein etwas dumpf gewordenes Salz. Beides paßt auf Freytag's „Journalisten." Im Punkt der technischen Gewandtheit sowie der dramatischen Totalwirkung steht dies Stück sowol der „Valentine" als dem „Graf Waldemar" ganz beträchtlich nach. Allerdings hat es weit mehr Beifall gefunden als jene und ist überhaupt eins unserer beliebtesten neueren Theaterstücke geworden. Prüft man jedoch die Art dieses Erfolgs näher, so ergiebt sich erstens, daß derselbe weit mehr einzelnen, zum Theil sehr episodischen Scenen und Charakteren gilt als dem Stück im Ganzen, dessen Fabel im Gegentheil etwas Unklares und Erzwungenes und dessen Ausgang etwas Nüchternes und Unbefriedigendes hat.

Fragen wir aber zweitens, wem das Stück denn eigentlich so sehr gefällt und wo es dies ungemeine Glück gemacht hat, so begegnen wir wieder demselben behaglichen Mittelstand, derselben satten, etwas breitmäuligen Bourgeoisie, der sich der Dichter bereits durch seine Polemik gegen Mros und Riol-Bassa so sehr empfohlen hatte. Es hatte etwas Ueberraschendes, daß ein Schriftsteller, der persönlich in so innigen Beziehungen zur Journalistik stand und der selbst einen großen Theil des Einflusses, dessen er sich erfreute, seiner eigenen journalistischen Thätigkeit verdankte, in seinem Lustspiel von eben diesem Stande ein im Ganzen so wenig schmeichelhaftes Bild entwarf, ein Bild, in dem nur die Schattenseiten mit künstlerischer Energie hervorgehoben waren, während die Lichtseiten ziemlich blaß und dämmerig geblieben. Die befreundete Kritik hat zwar auch dies vertheidigen wollen, indem sie meinte, grade die ungünstige Beleuchtung, in welcher der Dichter die Journalistik hier

erſcheinen laſſe, ſei ein Beweis für die „warme menſchliche Theilnahme," die er für dieſelbe hege, und die Journaliſtik müſſe ſich von ſeinen Carricaturen eigentlich „geſchmeichelt" fühlen. Nun, in Oberſchleſien mag das allerdings Mode ſein, daß man ſich für die Prügel bedankt, die man kriegt, in unſeren minder idylliſchen Gegenden hat die „warme menſchliche Theilnahme," die darin liegen ſoll, wenn man jemanden einen Eſel behrt, bis jetzt noch nicht recht zur Anerkennung gelangen wollen.

Allein grade das war es, was das Publicum, bei dem „Die Journaliſten" hauptſächlich zündeten, zu hören wünſchte: dieſe billigen Späße über die Journaliſtik, dieſe Ausplaudereien aus den kleinen unſauberen Geheimniſſen der Redactionsbureaus, dieſe Geſtändniſſe ſchöner Seelen à la Schmeck. Und wenn der Dichter dann wieder an anderen Stellen die Ehre und Würde der Journaliſtik mit mehr pathetiſchen als überzeugenden Worten hervorhob und dem Glück, Journaliſt zu ſein, eine beſſer ſtiliſirte als durchdachte Standrede hielt — nun ja verſteht ſich, ſo ließ man ſich auch das gefallen; wir ſind ja alle liberal, alle durch die Bank, nur daß wir uns von den verwünſchten Krawallen und dem ewig unzufriedenen Pöbel nicht in unſerm ſoliden Geſchäftsbetrieb wollen ſtören laſſen.

Ganz beſonders aber mußte dieſem Publicum die Oberflächlichkeit behagen, mit welcher der Dichter der „Journaliſten" die politiſchen Gegenſätze des Tages behandelt hat. Das Stück ſpielt offenbar in Deutſchland, in unſeren Tagen, in nachmärzlicher Zeit; es iſt darin von Parteien, von Clubs und Wahlverſammlungen die Rede. Aber was für Parteien das ſind, und um welche Principien es ſich in dieſem Wahlkampf handelt, an dem er uns übrigens eine ſo lebhafte Theilnahme zumuthet, davon verräth der vorſichtige Dichter kein Wort. Und mit Rückſicht auf den Theatereffect

war das gewiß ſehr klug; ſchloß er ſich irgend einer der factiſch beſtehenden Parteien an, ſo hatte er vielleicht dieſe für, aber ganz gewiß alle übrigen gegen ſich. Das vermied er durch dieſe abſtracte Unbeſtimmtheit, mit der er die eigentlichen politiſchen Tendenzen ſeines Stücks völlig in der Schwebe ließ. Freilich ſtand dieſe Unbeſtimmtheit im ſchreiendſten Widerſpruch mit der realiſtiſchen, faſt empiriſchen Treue, mit welcher der Dichter ſeine Piepenbrink, ſeine Bellmaus, ſeine Schmeck ꝛc. abconterfeite. Allein dem Publicum ſagte ſie zu, ſie entſprach der Unbeſtimmtheit, in welcher die Zuſchauer ſelbſt ſich in Betreff ihrer politiſchen Anſichten und Tendenzen zu erhalten liebten und machte es eben dadurch möglich, daß das Stück mehr oder minder bei allen Richtungen und allen Parteien gefiel.

Auffallend iſt ferner die Armuth der Phantaſie, die ſich in der Charakteriſtik der beiden Hauptperſonen, Boltz und Adelheid, kundgiebt. Das ſind wieder genau dieſelben Figuren, die wir bereits in „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ kennen lernten: nur daß ſie dort Saalfeld und Graf Waldemar und Valentine und Fürſtin Ulaſchka hießen, und daß ſie, je weiter wir den Dichter auf ſeiner Laufbahn begleiten, immer maßvoller und immer milder, aber freilich auch immer blaſſer und verſchwommener werden.

Aber nein, wir thun dem Dichter Unrecht: es iſt nicht bloß Mangel an Phantaſie, es iſt die Schranke ſeines eigenen Weſens, es iſt der urſprüngliche jungdeutſche Inhalt deſſelben, der trotz der äſthetiſch ſittlichen Wiedergeburt, welche inzwiſchen mit dem Poeten vorgegangen, ihn auch hier wieder nöthigt, ſeine Helden und Heldinnen aus dem Kreiſe jungdeutſcher Ideale und Anſchauungen zu entnehmen. In Adelheid allerdings iſt das emancipationsluſtige Weib bereits ſehr zahm geworden, Boltz dagegen mit ſeinem Uebermuth, ſeiner Naſeweisheit, ſeinem ſtachlichen Humor gehört völlig

in die Kategorie der Saalfeld und Waldemar; er ist ein genialisirender Aristokrat von der Feder, wie Saalfeld ein Aristokrat des Esprit, Waldemar ein Aristokrat der Liederlichkeit ist oder doch sein will.

Und in eben diese Kategorie gehört nun auch der eigentliche Held des Romans „Soll und Haben" (1855): Herr von Fink, dieser Schrecken der Commis, der über die Maßen geistreiche, ritterliche, sporntragende Herr von Fink, der auf seinem Comtoirschemel sitzt wie ein Gardelieutenant zu Pferde — jeder Zoll ein solid gewordener Saalfeld, ein Waldemar ohne Waldemar'sche Liederlichkeit, ein Veit am Comtoirtisch, der statt Journalartikel an Hauptbuch und Kladde schreibt!

Wir nannten Herrn von Fink soeben den eigentlichen Helden von „Soll und Haben." Und wirklich ist er es, sowohl nach dem geistigen Gehalt, mit welchem der Dichter ihn ausgestattet, als nach der sichtlichen Vorliebe, mit welcher er ihn überhaupt behandelt hat und gegen die das etwas bläßliche Bildniß, das er uns von dem nominellen Helden seines Romans, dem braven Kaufmannsdiener Anton Wohlfahrt entwirft, nur um so merklicher absticht. Anton Wohlfahrt ist nur der äußerliche, Herr von Fink dagegen der innere Mittelpunkt des Romans; Anton ist nur ein armes, schwächliches Kind der Pflicht, in Herrn von Fink dagegen hat der Dichter den eigentlichen Sohn seiner Liebe gezeugt.

Seltsames Verhängniß! Merkwürdige Zähigkeit der angeborenen Grundlage, die sich durch keine Kunst und keine Bildung ganz verdrängen läßt und die wie ein geheimer Blutfleck aus allem Scheuern und Blankputzen immer wieder hervortritt! So haben die sittlich politischen Umwandelungen und Wiedergeburten denn also noch nicht völlig geholfen, die eigentlichen Ideale des Dichters tragen noch immer eine unverkennbare jungdeutsche Färbung und selbst noch, da er „das deutsche Volk bei der Arbeit sucht," schweift sein

Blick ab und bleibt mit behaglichem Schmunzeln auf den Purzelbäumen und Capriolen eines Gamins höherer Ordnung haften. Man hat auch in Herrn von Fink einen Apostel, ich weiß nicht welcher großartigen und humanen Ideen finden wollen. Uns geht das Verständniß für diese Art von Aposteln ab; wir haben keine Sympathie für diese Wohlthäter der Menschheit, die damit anfangen, ihre Umgebung auf die Hühneraugen zu treten und sie auslachen, wenn sie aufschreien. Dieser Herr von Fink, wie wir ihn ansehen, ist eine kleine malitiöse Personage, die sich ein Gewerbe daraus macht, alle Menschen zu necken und zu plagen und sich ungeheuer geistreich vorkommt, wenn es ihr gelingt; er ist liebenswürdig, ja, wir räumen es ein, aber doch nur in dem Sinne liebenswürdig, wie man von einer liebenswürdigen Bosheit spricht. Und bei diesem Herrn von Fink ist das Herz des Dichters, bei Anton Wohlfahrt, dem angeblichen Helden der Arbeit und der bürgerlichen Ehrbarkeit, ist nur sein Kopf; Herrn von Fink hat der Dichter für sich selbst geschrieben, Anton Wohlfahrt nur für das Publicum.

Aber das Publicum dankte ihm die Mühe — wobei wir natürlich nur immer dasjenige Publicum im Auge haben, das auch den „Journalisten" seinen Beifall zugejubelt hatte und das schon in Obigem von uns genügend charakterisirt worden ist. Diesem Publicum und seinen Interessen entsprach nicht nur die ungemein zarte, milde Färbung, welche auch dieses Werk wiederum an sich trägt, sondern es entsprach ihm namentlich auch das Bild, das hier von der „Arbeit des Volks" gegeben, sowie der sehr hohe Werth, der dieser Arbeit hier beigelegt ward. Allen Respect vor der Firma T. O. Schröder und ihrer kaufmännischen wie moralischen Solidität! Allen Respect auch vor der mehr nützlichen als angenehmen Beschäftigung des Tütchendrehens, Kaffeeabwiegens und Ballenschnürens! Es mag auch Poesie darin stecken, wir geben es zu

und müſſen es ja wol zugeben, da Freytag es in der That verſtanden hat, auf dieſer etwas grobfaſerigen Leinwand einige allerliebſte Genrebilder und Skizzen hinzuzeichnen. Aber ſo ſollte man auch uns einräumen, daß dieſe Poeſie des Gewürzkrämerladens nur einer ſehr kleinen und untergeordneten Gattung angehört; man ſollte zum wenigſten einräumen, daß dies nicht diejenige Poeſie iſt, welche die Herzen der Völker ergreift und ſie zu großen Thaten antreibt, oder auch in großen Leiden tröſtet und ermuthigt.

Auch entſchuldige ſich der Dichter nicht damit, daß ſein Thema das ſo mit ſich brachte und daß, da er einmal entſchloſſen war, die Poeſie des Handels und der kaufmänniſchen Thätigkeit zu zeigen, ihm keine größeren Umriſſe, keine lebhafteren Farben verſtattet waren. Die Poeſie des Handels? Aber die ſtudirt man nicht in einem Hauſe T. O. Schröder, wo man ſich langweilt und langweilen muß, die ſtudirt man überhaupt nicht im Binnenlande, ſondern allein in der belebenden Nähe des Meeres, im Gewühl der Seeſtadt, im Gewimmel des Hafens, wo Schiffe und Menſchen aller Nationen ſich durcheinanderdrängen und wo ſelbſt dem Gewürzkrämer, der ſeinen Kaffee und Zucker umſetzt, ſich unwillkürlich das Bild ferner Länder und entlegener Himmelsſtriche vor die Seele drängt. Es iſt das auch wieder ein ächt jungdeutſcher Zug, dies Herabziehen großer und weitgreifender Ideen in das Enge und Häusliche, dies Verengern einer weltgeſchichtlichen Perſpective zu einem bloßen Privatſtandpunkt. Grade ſo wie der Dichter von „Soll und Haben" hier die weltbewegende Idee des Handels und der kaufmänniſchen Speculation in die enge Umgebung eines Gewürzladens bannt und das, was ganze Welttheile in Verbindung ſetzt, zum bloßen Vehikel einer Privatliebes- und Leidensgeſchichte macht, grade ſo waren die Dichter des ehemaligen Jungen Deutſchland mit den Ideen der Freiheit, des Staates, der bürgerlichen Ge-

ſellſchaft verfahren; hier wie dort, ſtatt die Fülle des goldenen Lichts frei auf uns hereinfluthen zu laſſen, fing man einen Sonnenſtrahl ab, ſpaltete ihn künſtlich und ließ nun in dieſer Beleuchtung die Seifenblaſen der eigenen kleinen Phantaſie dahingaukeln.

Kann ſomit die Wahl des Stoffs in poetiſcher Hinſicht als keine ganz glückliche und geeignete bezeichnet werden, ſo war ſie um ſo glücklicher mit Rückſicht auf die praktiſchen Bedürfniſſe der Leſewelt. Es iſt nun einmal ſo, daß Jeder am liebſten von ſich ſelbſt und ſeinen eigenen „Hühnern und Gänſen" lieſt. Was iſt uns Hekuba? Aber was wir ſind, das wiſſen wir oder wünſchen es eben vom Dichter zu erfahren. In dem Freytag'ſchen Roman nun fand ein ganzer höchſt bedeutender und einflußreicher Theil des deutſchen Publicums ſich wieder; der ganze Kaufmannsſtand mit ſeinen ſämmtlichen Buchhaltern, Commis und Lehrlingen, ſowie andererſeits die große Zahl mehr oder minder verſchuldeter Gutsbeſitzer, denen die Branntweinbrennereien und die Zuckerfabriken und die kleinen ſtillen Geſchäftchen mit Schmul und Itzig grade eben ſolche geheimen Kopfſchmerzen machen, wie dem Herrn von Rothſattel des Romans — alle dieſe ſehr zahlreichen und bis dahin der Literatur größtentheils entfremdeten Klaſſen der modernen Geſellſchaft ſahen ſich hier mit einer ganz ungewohnten poetiſchen Glorie umgeben. In dieſer Hinſicht nimmt das Freytag'ſche Buch in der That eine nicht geringe kulturhiſtoriſche Wichtigkeit in Anſpruch, inſofern es der Literatur ganz neue Kreiſe aufſchloß und ein äſthetiſches Intereſſe in Gegenden erweckte, wohin ſonſt kaum ein Roman gedrungen war.

Aber freilich, wie niedlich iſt das Bild auch, das der Dichter ſeinen Leſern entgegenhält! Mit welcher Geſchicklichkeit hat er ſeine Photographien retouchirt, wie wohl hatte er es verſtanden, mit jener Artigkeit, die ja auch die Porträtmaler der großen Welt

auszeichnet, hier einer etwas zu dicken Naſe eine beſſere Proportion, dort einer niedrigen Stirn mehr Höhe, einem etwas ſinnlichen Mund mehr Adel und Lieblichkeit zu geben! Der Gedanke, das Kleinleben der Kaufmannswelt zum Gegenſtand eines poetiſchen Gemäldes zu machen, war an und für ſich gar nicht ſo neu, wie die Bewunderer des Dichters meinten und wie er ſelbſt nach dem etwas emphatiſchen Vorwort es geglaubt zu haben ſcheint; wir erinnern ſtatt vieler anderer nur an Hackländer, der in ſeinem ſchon 1846 erſchienenen „Handel und Wandel" ganz dieſelben Regionen geſchildert hatte.

Nur nicht in ſo roſenfarbenem Licht, und darin liegt denn das Hauptgeheimniß der großen und beiſpielloſen Wirkung, welche dieſer Roman bei uns gehabt hat. Was ſich mit Milde, Sanftmuth und Grazie erreichen läßt, das hat Freytag hier in der That erreicht; es iſt nicht möglich, liebenswürdiger, harmloſer und nach allen Seiten hin verſöhnlicher zu ſchreiben, als es der Verfaſſer von „Soll und Haben" gethan hat. Nur die armen Juden, die kommen allerdings übel weg, ſie ſind der wahre Sündenbock, denen alle Schuld und Verderbniß aufgehäuft wird; wenn es keine Juden gegeben hätte, wenn Herr von Rothſattel·keinem jüdiſchen Wucherer in die Hände gefallen wäre, was müßte das für ein Leben geweſen ſein, wie ſchuldlos, wie naiv und vor allem wie behaglich!

Intereſſen kann ja der Roman ein böſes Princip ſo wenig entbehren wie das Drama, und da die Freunde des Dichters uns überdies belehrt haben, daß die Juden ſich eigentlich geſchmeichelt fühlen müſſen durch die moraliſchen Fußtritte, die ihnen hier zugetheilt werden, ſo wollen wir dem Dichter dieſen ſeinen Judenhaß (der natürlich einem großen Theil des Publicums wiederum ſehr glatt einging) nicht weiter anrechnen. Auch iſt es wirklich der einzige Schatten, der auf dieſe ſonſt ſo ſonnige Landſchaft fällt. Hier

ist Alles Friede, Freude, Fidelität; alle Menschen sind so schrecklich gut (immer mit Ausnahme der bösen Juden und natürlich auch der Polen, die der Dichter mit Jenen ungefähr in gleichen Rang stellt und für deren Nationalgefühl er grade so viel Achtung hat, wie für die von den Christen aufgezwungenen Schattenseiten des jüdischen Charakters) „und haben einander so lieb," daß wir gar nicht recht absehen, warum sie einander nicht gleich Anfangs um den Hals fallen, statt sich mit lauter Großmuth und Edelsinn noch erst so viel vergebliche Kümmerniß zu bereiten. O gewiß ist es ein köstliches Ding um das lachende Antlitz eines Poeten und keinen schöneren Beruf kann es für die Kunst geben, als gefurchte Stirnen zu glätten und gepreßte Herzen zu erleichtern. Aber wie voller Sonnenschein auf einer Landschaft ohne eine Spur von Schatten leicht etwas Einförmiges und Ermüdendes hat, so darf auch die Heiterkeit des Künstlers, die uns wahrhaft erheben und beruhigen will, eines ernsten Hintergrundes nicht entbehren; wir lachen nur mit dem herzlich, von dem wir wissen, oder doch voraussetzen, daß er auch herzlich mit uns weinen könnte.

Der Masse des Publicums dagegen war auch diese ewig heitere, ewig schmunzelnde Laune des Dichters höchst angenehm; Lachen, Plaudern, den Ernst des Lebens vergessen, das war es ja, was die Menge wünschte, wonach sie sich sehnte und weshalb sie zuletzt sogar, da gar keine anderen Mittel mehr verfangen wollten, nach einem Buche griff. Das Buch war geistreich und glänzend geschrieben, es unterhielt ohne zu spannen, es beschäftigte ohne zu echauffiren, man konnte es aus der Hand legen und den Courszettel nachsehen und dann wieder weiter lesen und verrechnete sich bei alledem um kein Viertelprocentchen. O in der That, das war ein charmantes, ein liebenswürdiges Buch! Das mußten wir uns kaufen und vorlesen lassen von der lieben Frau und den Fräulein Töchtern mit

der ſchönen hochdeutſchen Ausſprache! — Daß dem Buch bei allen ſeinen ausgezeichneten und glänzenden Eigenſchaften einige andere, kaum minder erhebliche mangeln, daß es ihm namentlich an aller Kraft und Fülle der Leidenſchaft gebricht und daß in dem ganzen dreibändigen Werke nicht eine Stelle, nicht eine Scene iſt, die dem Leſer eigentlich packt und erſchüttert, ſondern der ganze Eindruck verläuft ſich immer in demſelben glatten, wohlgefälligen Behagen, das war natürlich in den Augen dieſes Publicums kein Fehler, im Gegentheil ein neuer Vorzug war es und half das gute Einverſtändniß zwiſchen dem Buch und dem Publicum nur noch befeſtigen.

Ob und welchen Einfluß dieſer außerordentliche Erfolg und dieſe Sympathie, mit welcher das Publicum gegenwärtig ſeinen Namen nennt, auf den Dichter ſelbſt haben wird, das wird nun abzuwarten ſein. Es ſind ſeit dem Erſcheinen von „Soll und Haben“ nunmehr vier Jahre vergangen, und noch iſt der Dichter mit keinem neuen Werke hervorgetreten. Wir kennen bereits dieſe Zurückhaltung und Mäßigung ſeines Talents und können es nur billigen, daß, ſo wenig ſeine Theatererfolge ihn zu einer überreizten theatraliſchen Productivität verleiteten, eben ſo wenig auch der unerhörte Succeß ſeines Erſtlingsromans ihn etwa zu einer übereilten Ausbeutung ſeines jungen Ruhms veranlaßt. Dieſer Dichter kann, wie wir bereits im Eingang unſerer Charakteriſtik erinnerten, überhaupt nur in der höchſten Sammlung, mit größter Vorſicht und Concentration aller ſeiner Kräfte arbeiten. Und daß er das auch wirklich thut und daß er ſeiner Natur nichts abzuzwingen ſucht, was ſie nicht freiwillig hergiebt, das iſt eine von den poſitiven Eigenſchaften, welche ihn auszeichnen und durch die er in der That verdient, jüngeren Schriftſtellern als ein Muſter aufgeſtellt zu werden. Für das Maß ſeines Talents iſt Niemand

verantwortlich, ſondern immer nur für die Anwendung, die er davon macht. Dieſe Anwendung aber iſt bei Freytag ſtets eine höchſt überlegte, beſonnene und verſtändige. Es iſt dies ein Zug, durch den er, wie durch ſeine Eleganz und die Vornehmheit ſeiner journaliſtiſchen Haltung an Guſtav Kühne erinnert, dem er überdies auch durch ſein vorwiegend weibliches Talent verwandt iſt. Gleich Kühne und ſogar noch beſſer als Kühne kennt auch Freytag ſich ſelbſt und das Maß ſeines Talents ganz genau; wie er in ſeinem neueſten Roman lauter ſatte, zufriedene, vergnügte Menſchen ſchildert, ſo iſt er auch mit ſich ſelbſt vollkommen zufrieden und unternimmt nichts und begehrt nichts, was er ſich nicht fähig fühlt zu erreichen. Was für Verſuche und Studien der Dichter in der Tiefe ſeines Schreibpults vergraben hat, das können wir natürlich nicht wiſſen; aber was die öffentlich erſchienenen Werke anbetrifft, ſo giebt es in dieſem Augenblick wenig deutſche Schriftſteller, die ſich mit ſolcher Sicherheit entwickelt und ſo wenig todte Körner um ſich ausgeſtreut haben.

Eine andere poſitive Eigenſchaft, welche dieſen Autor gleichfalls zu einem Gegenſtand des Studiums für jüngere Dichter empfiehlt, iſt der geſunde Realismus ſeiner Darſtellung. Derſelbe iſt, was das perſönliche Verdienſt des Dichters angeht, um ſo höher zu ſchätzen, als er ihm keineswegs angeboren, ſondern ebenfalls nur die Frucht ſorgfältiger und wohlgeleiteter Uebung iſt. Freytag's Erſtlingsgedicht, der ſchon genannte „Kunz von Roſen," iſt noch außerordentlich blaß und abſtract und auch noch in „Die Valentine" und „Graf Waldemar" ſind es mehr gewiſſe Neben- und Ausfüllfiguren als die Helden der Stücke ſelbſt, die zu voller realiſtiſcher Wahrheit gelangen. Doch merken wir grade dieſen Nebenfiguren an, wie das praktiſche Talent des Dichters mehr und mehr erſtarkt, bis es ſich endlich in „Die Journaliſten" und „Soll

und Haben" in ſeinem vollſten und liebenswürdigſten Glanze zeigt. Eine gewiſſe Energie und Friſche der Farben freilich wird man von Freytag nie verlangen dürfen; wie die Gewalt der Leidenſchaft, ſo iſt ihm auch die eigentliche ſinnliche Fülle und Unmittelbarkeit verſagt; es ſind nicht eigentlich Gemälde, nur Kupferſtiche, was er liefert, aber fleißige und ſorgſam ausgeführte Kupferſtiche, die ebenſo ſehr die Geſchicklichkeit ſeiner Nadel, wie den Ernſt ſeines künſtleriſchen Strebens bekunden.

In dieſem Fleiß und dieſem Ernſt möge die heranwachſende Generation ihm denn nacheifern; ſo wird er zwar keine Schule gründen, wozu er überhaupt durch die ganze Beſchaffenheit ſeines Talents nicht geeignet und iſt es daher auch ein ſehr verkehrter Einfall ſeiner Bewunderer, ihn zu einem äſthetiſchen Schulhaupt erheben zu wollen — wohl aber wird die wohlwollende Theilnahme, die das Publicum ihm zollt, ſich immer mehr befeſtigen und ausbreiten und auch Diejenigen werden ihm ihre Anerkennung nicht verſagen, die ſich im Uebrigen nicht überzeugen können, daß mit „Soll und Haben" eine neue Epoche unſerer Poeſie begonnen, oder daß Freytag keinen Antheil habe an den Irrthümern und Krankheiten ſeiner Zeit.

3.

Max Waldau.

Gleich Guſtav Freytag ſtammt auch Max Waldau, oder wie er mit ſeinem bürgerlichen Namen heißt, Georg Spiller von Hauenſchild, aus Schleſien. Aber wenn der Dichter von „Soll und Haben" uns mehr das leichte Blut, den lebensfriſchen, genußliebenden Charakter des Schleſiers vergegenwärtigt, ſo ſpricht ſich in Max Waldau hauptſächlich die Raſtloſigkeit, das Leichtbewegliche, unruhig Hinundherſpringende aus, das dem Schleſier ebenfalls eigenthümlich iſt und ſogar einen ſehr weſentlichen Theil ſeines nationalen Charakters bildet.

Bei Max Waldau wurde dieſe allgemeine Raſtloſigkeit des ſchleſiſchen Naturells noch erhöht, theils durch die Zeit, in der er lebte, theils durch ganz beſtimmte perſönliche, ja ſelbſt körperliche Eigenſchaften. Max Waldau iſt eine durch und durch pathologiſche Erſcheinung, ſogar im mediciniſchen Sinne des Wortes: und wenn dies einerſeits als ein Verhängniß auf ihm gelaſtet und ihn, trotz ſeiner reichen Begabung und trotz ſeines ernſten, ja leidenſchaftlichen Strebens, verhindert hat, jene höchſten Ziele der Kunſt, deren er ſich ſelbſt ſo deutlich bewußt war, nun auch wirklich zu erreichen, ſo war er andererſeits auch eben durch dies Pathologiſche ſeiner Erſcheinung zum eigentlichen Dichter unſerer Zeit in einem Grade berufen, wie kaum ein Zweiter neben ihn.

Denn daß unſere Zeit eine innerlich zerrüttete und tiefkranke iſt, das wird Niemand leugnen, der irgend eine Empfindung hat von der Atmoſphäre, in der er ſelber lebt. Es iſt eine Zeit großer Ideen und kleiner Thaten, kühner Anläufe und ſchwachen Vollbringens; mit der deutlichſten Einſicht in das, was ihr eigentlich noth thut, fehlt ihr doch die Kraft, eben dies Nothwendige aus ſich zu erzeugen und ſo greift ſie denn, unzufrieden mit ſich ſelbſt und beängſtigt durch das Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht, bald hierhin bald dahin, erſchöpft alle Theorien und ſtellt die verſchiedenartigſten Experimente an, um den Punkt aufzufinden, von dem aus ſie die Welt, die Welt ihrer Hoffnungen und Ideale in Bewegung ſetzen könnte und der doch, für Völker wie für Individuen, immer nur im eigenen Innern liegt.

Daß eine ſolche Zeit nicht im Stande iſt, in der Kunſt etwas Geſundes und in ſich Harmoniſches zu ſchaffen, liegt auf der Hand und iſt auch von uns bereits an verſchiedenen Stellen dieſes Werkes ausgeſprochen worden. Wohl aber werden grade krankhaft reizbare Gemüther, Talente von übermäßiger, krankhafter Spannung beſonders befähigt ſein, dieſem krankhaften Inhalt der Zeit zum künſtleriſchen Ausdruck zu verhelfen. Und darin eben liegt denn, wie geſagt, die große und dauernde Bedeutung, welche Max Waldau für die Literatur unſerer letzten zehn Jahre in Anſpruch nimmt. In einer Zeit des Widerſpruchs lebend, iſt er ſelbſt der eigentliche Dichter des Widerſpruchs. Begabt mit einer wunderbaren Empfänglichkeit, mit der eine faſt ebenſogroße Productivität Hand in Hand geht, nimmt er an allen Richtungen ſeines Zeitalters den lebhafteſten Antheil; in dem wilden Chaos dieſer revolutionären Epoche iſt kein Ton, der nicht in ſeinem Herzen nachklänge, keine geiſtige Bewegung taucht auf, für die er nicht ein raſches und glückliches Verſtändniß hätte. Allein dieſe allzugroße Empfänglichkeit

verhindert ihn nicht nur, ſich einer beſtimmten Richtung ſo ganz und vollſtändig anzuſchließen, wie es der einheitliche Ton des Kunſtwerks erfordert, ſondern ſie läßt ihn auch nicht zu jener Objectivität und Ruhe der Darſtellung gelangen, ohne die ein wirkliches Kunſtwerk überhaupt nicht gedacht werden kann. Wenige Dichter haben in ſo jungen Jahren bereits eine ſolche Univerſalität der Bildung und der Intereſſen gezeigt wie Max Waldau; mit dem ganzen titanenhaften Ungeſtüm der Jugend, dabei von raſtloſem Fleiße, ſuchte er ſich jede Art von Kenntniß anzueignen und jedes Wiſſen zu erſchöpfen.

Allein grade dieſe Vielſeitigkeit, in der er wiederum ein ſo getreuer Repräſentant unſerer Tage iſt, wurde verhängnißvoll für ihn; in einer Zeit, wo Jeder, auch der Dichter, nothwendig Partei ergreifen und eine Fahne bekennen muß, zu der er ſich hält, ſchwankte er zwiſchen den Parteien hin und her — oder vielmehr er gehörte allen und zugleich keiner an, die Univerſalität ſeiner Bildung begegnete überall verwandten Fäden und ließ ihn andererſeits auch überall ſchwache Stellen entdecken, von denen er ſich zurückgeſchreckt und abgeſtoßen fühlte. Seine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien hatten ihn dem Socialismus in die Arme geführt; er ſchwärmte für jenes Ideal allgemeiner Brüderlichkeit, das unter den Stürmen des Jahres Achtundvierzig zum Theil auf ſo wunderliche Art ins Leben gerufen werden ſollte und von dem wir dann, nicht ohne unſere Schuld, wieder ſoweit weggeſchleudert worden ſind. Aber zugleich geſtattete ſein ſcharfer kritiſcher Verſtand ihm nicht, ſich über die Unzulänglichkeit dieſer radikalen Doctrinen, noch über die Schwächen und Thorheiten ihrer Vertreter zu täuſchen, während andererſeits ſein poetiſches Gemüth und vielleicht auch gewiſſe perſönliche Neigungen und Gewöhnungen von dem Glanze der, wie es ſchien, dem Untergang geweihten Ariſtokratie ſich aufs Lebhafteſte ergriffen und angezogen fühlten. Das Alles brachte ihn denn,

ungeachtet ſeiner praktiſchen Tendenzen und wiewol er ſelbſt die innigſte Verwandtſchaft der Literatur mit dem Leben als eine nothwendige Vorausſetzung der erſteren betrachtete, nichts deſtoweniger in eine gewiſſe abſtracte Stellung, die vielleicht ſehr geeignet war, ſcharfſinnige Reflexionen und Betrachtungen über den Gang der Zeit anzuſtellen: allein um Kunſtwerke von allgemeinem Werthe zu ſchaffen, war der Boden dieſer Weltanſchauung denn doch zu beweglich und aus zu widerſprechenden Elementen gemiſcht.

Dazu kam nun, daß Max Waldau ſich — und leider, wie der Erfolg gezeigt hat, mit nur allzurichtigem Vorgefühl — einem frühzeitigen Tode verfallen glaubte; er litt an einem organiſchen Herzfehler, der ihn zu Zeiten mit heftigen körperlichen Beſchwerden heimſuchte und, mitten in einer ſcheinbaren Fülle von Kraft und Geſundheit, ſein Leben jeden Augenblick mit einem jähen Tode bedrohte. Max Waldau ſelbſt hat das Eigenthümliche derartiger Herzkrankheiten an einem ſeiner Romanhelden geſchildert; ſie verleihen demjenigen, der daran leidet, gleichſam zum Erſatz für die fortwährende Todesgefahr, in der er ſchwebt, eine geſteigerte Empfänglichkeit für alle Eindrücke der innern und äußern Welt, die krankhafte Reizbarkeit des Körpers erzeugt eine wunderbare Steigerung der geiſtigen Kräfte, das Lebensöl, deſſen Tropfen ſchon gezählt ſind, quillt eben deshalb um ſo mächtiger und brennt mit um ſo glänzenderer Flamme, gleichſam als wüßte es ſelbſt die Nähe des Augenblicks, wo dieſe Flamme auf ewig verlöſchen ſoll ....

Es iſt ferner eine allgemeine Schwäche der Jugend, daß ſie, einmal zum Worte gelangt, auch glaubt, bei jeder Gelegenheit und mit jedem Worte, das ſie ſpricht, Alles ſagen zu müſſen, was ſie nur irgend auf dem Herzen hat. Die Jugend weiß noch nicht oder glaubt noch nicht daran, daß kein Baum auf den erſten Streich fällt: ſo oft ſie das Schwert zieht, will ſie auch gleich die ganze

Welt erobern; in der Gluth ihrer Begeiſterung, berauſcht von ihren eigenen Idealen, meint ſie noch, der Sieg der Wahrheit könne gar nicht zeitig und nicht vollſtändig genug errungen werden und weiſt mit Geringſchätzung jene Abſchlagszahlungen zurück, mit denen der Mann, belehrt durch die Erfahrungen eines mühevollen Lebens und denen, die nach ihm kommen, auch etwas vertrauend, ſich wohl oder übel zufriedengiebt. Selbſt ein Kind des Augenblicks, glaubt die Jugend auch die Geſchicke der Welt noch an den Erfolg des Augenblicks gebunden und fürchtet, die ganze Zukunft zu verlieren, wenn ſie auch nur einen Moment der Gegenwart ſcheinbar ungenützt vorüber läßt; ihre Hoffnungen und Träume an die Stelle der Wirklichkeit ſetzend, kennt ſie noch nicht jene herbe und doch ſo nöthige Tugend der Entſagung, zu welcher wir Aelteren allmählig in der ſtrengen Schule des Lebens erzogen werden.

Dieſer allgemeine Drang der Jugend mußte bei Max Waldau noch um ein Bedeutendes geſteigert werden durch das Bewußtſein ſeines körperlichen Leidens und die Ahnung des vorzeitigen Endes, dem er entgegenging. Er in der That hatte keine Zeit zu verlieren; ſchon berührt von der Hand des Todes, mußte er eilen, dieſe ganze reiche Welt von Entwürfen, Anſchauungen und Gedanken, die er in ſich verſchloſſen trug, künſtleriſch zu verkörpern und ihnen eben dadurch eine Dauer zu ſichern, die über die kurze Spanne ſeines eigenen Daſeins hinausreicht. Daher dieſe fieberhafte Haſt ſeiner Production; daher dieſe ſich überſtürzende Fülle der Entwürfe, die nicht ſelten ſo groß war, daß Eines über dem Andern liegen blieb, darunter zum Theil grade diejenigen Werke, die ihm am meiſten am Herzen lagen und denen er ſelbſt den größten Werth beimaß, wie denn z. B. ſein großer, auf fünf Bände angelegter hiſtoriſcher Roman „Der Jongleur," der wiederum nur der poetiſche Vorläufer einer ausführlichen, aus den Quellen gearbeiteten „Geſchichte der

Troubadours und ihres Zeitalters“ sein sollte und von dem er in Briefen und Gesprächen wie von einem längst fertigen Werke zu reden pflegte, unvollendet geblieben ist. Daher aber auch — mit wenigen leicht erkenntlichen Ausnahmen, zu denen wir besonders seine 1850 erschienene Canzone „O diese Zeit!“ rechnen — in dem, was er wirklich zu Stande brachte, diese Unfertigkeit und Zerflossenheit der Form; daher diese vielfachen Episoden und Abschweifungen, die oft völlig aus dem Rahmen des Kunstwerks herausfallen; daher überhaupt dieser Mangel an Selbstbeschränkung und dieser ächt jungdeutsche Trieb, alle Fragen der Zeit mit einem kurzen Machtspruch zu lösen und bei jeder Gelegenheit über Alles und noch Einiges zu sprechen. — Es ist diese Erscheinung aber um so merkwürdiger, als wenige Dichter der Gegenwart theoretischer Weise eine lebhaftere Empfindung von der Nothwendigkeit einer geschlossenen Kunstform besaßen und überhaupt eine größere Ehrfurcht vor den strengen und keuschen Forderungen der Schönheit hatten, als Max Waldau. Allein das ist ja eben der Fluch dieses in sich zerfahrenen Zeitalters, daß wir, selbst mit dem redlichsten Willen und der klarsten Einsicht, gleichwol hinter unsern eigenen Idealen zurückbleiben und den Weg nicht finden können, der aus der grauen Steppe der Theorie auf die grüne Weide der Wirklichkeit hinüberführt; es ist ein rastlebendes Jahrhundert, das, von Tantalusqualen gepeinigt, vom Versuch zu Versuch forttaumelt und seine eigenen Pflanzungen wieder einkeißt, bevor sie noch haben Wurzel schlagen können.

Diese fieberhafte Unruhe unserer Zeit, diese ihre Lust an immer neuen Experimenten und Versuchen fand in Max Waldau ihren wahrhaft klassischen Ausdruck und erklärt der allgemeine und enthusiastische Beifall, den der Dichter während der kurzen Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit erlangte und der selbst von solchen getheilt

ward, die ihm principiell gegenüberſtanden, ſich auf dieſe Art aufs Vollſtändigſte. Ja auch hier wieder müſſen wir die Weisheit des Schickſals bewundern, die für jedes Bedürfniß auch ſofort die Befriedigung bei der Hand hat und ſtets den richtigen Mann für den richtigen Augenblick geboren werden läßt. Das lebende Geſchlecht, wer wüßte es nicht?! iſt dem Untergange verfallen; keiner von denen, die jetzt noch auf Erden wandeln, wird jemals das gelobte Land der Freiheit erblicken; unſer Ruhm und unſere Befriedigung kann und wird immer nur darin beſtehen, daß wir für den dereinſtigen Beſitz derſelben kämpften und litten. Und ſiehe da nun, dieſem dem Tode geweihten Geſchlecht erweckt das Schickſal einen Dichter, der ebenfalls bereits das Zeichen des Unterganges auf der Stirne trägt und der eben aus dieſer Todesahnung ſeine vollſte und glühendſte Begeiſterung ſchöpft! Die fieberhaft erregte, ſo zu ſagen echauffirte Zeit findet ihren Ausdruck in einem Poeten, der ſich ebenfalls in einem fortwährenden Echauffement befindet, nur daß dies Echauffement ihm natürlich iſt und mit Nothwendigkeit aus den Bedingungen ſeines geiſtigen und körperlichen Daſeins hervorgeht.

Hätte Max Waldau nichts weiter beſeſſen als die eben bezeichneten Eigenſchaften und wäre er wirklich nur in allen Stücken der treue Spiegel ſeiner kranken, widerſpruchsvollen Zeit geweſen, ſo würde ſchon dies genügt haben, ihn zum berufenen Dichter eben dieſer Zeit zu machen. In der That jedoch beſaß er noch andere und höhere Eigenſchaften; wurzelnd in dem allgemeinen Boden ſeiner Epoche, die Bruſt umwogt von ihren oft trüben Fluthen, ragte er doch mit dem Haupte weit über ſie hinaus in den reinen Aether einer beſſeren und daher auch glücklicheren Zukunft. Es iſt nicht bloß die Sympathie der gemeinſamen Krankheit, was die Zeitgenoſſen mit ſo magiſchem Zuge an dieſen Dichter feſſelte: auch ihr eigenes beſſeres Theil, auch die Ahnung einer künftigen glücklicheren

Zeit, deren ja die Gegenwart sich nie völlig entschlagen kann, auch selbst wo sie es möchte, fanden sie in ihm wieder. Keinem Künstler gelingt es jemals, im einzelnen Kunstwerk sein ganzes Selbst vollständig niederzulegen, es bleibt immer noch etwas zurück, und oft das Beste, was er nur anzudeuten, nicht auszusprechen vermag: woher denn auch das tiefsinnige Wort stammt, daß der Künstler allemal größer als sein Kunstwerk. Wenn von irgend einem Dichter der Gegenwart, so gilt dies Wort von Max Waldau. Seine Schwächen waren die Schwächen seiner Zeit; allein als selbständiges Eigenthum lebte in ihm eine edle und schöne Begeisterung für alles Gute, ein freudiger Glaube an die Menschheit und ein Wohlwollen, das jeden Augenblick bereit war, diesen allgemeinen Glauben auch dem Einzelnen gegenüber praktisch und nicht selten mit eigenen Opfern zu bewähren. Dieser Hauch einer reinen, warmen Menschenliebe durchdringt Alles, was Max Waldau geschaffen und ersetzt reichlich die ästhetischen Mängel und Einseitigkeiten, die seinen Werken anhaften; er hat kein reines und harmonisches Kunstwerk zurückgelassen, aber hin und her gerissen von den widersprechendsten Strömungen seiner Zeit wie er war, ist er doch stets bemüht gewesen, rein und harmonisch zu empfinden. Möglich, daß einzelne seiner Zeitgenossen diesen tiefen Zug des Herzens instinctartig in ihm herausgefühlt haben und daß mit daher diese ungemeine Innigkeit stammt, mit welcher namentlich die Jugend ihm anhing; verstanden hat seine Zeit ihn in diesem Punkte gewiß nicht, schon deßhalb nicht, weil sie noch in Haß und Widerspruch befangen ist und das Evangelium der Liebe noch nicht kennt. Aber die Zukunft wird es kennen und diese wird dann auch in Max Waldau bei all seiner schriftstellerischen Zerfahrenheit doch den Vorläufer ihrer größten und edelsten Bestrebungen erblicken und wird seinen Namen dafür stets mit der Achtung und Theilnahme nennen,

Univ. Bibl.

die Jedem gebührt, der im Dienſte der Zukunft kämpft, leidet und irrt. —

Endlich iſt Max Waldau auch noch in einem anderen, mehr äußerlichen Sinne der eigentliche Dichter der Gegenwart: nämlich inſofern ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit, nach Anfang und Ende, in die kurze Spanne Zeit fällt, mit der wir uns hier beſchäftigen. Allerdings hatte er bereits im Jahre 1847 als Heidelberger Student mit knapp zwanzig Jahren „Ein Elfenmärchen" veröffentlicht: daſſelbe war jedoch ſpurlos vorübergegangen und auch die „Blätter im Winde," ſowie die „Canzonen," die er im nächſtfolgenden Jahre erſcheinen ließ, vermochten nicht, ſich durch den politiſchen Lärm, der damals die Welt erfüllte, hindurchzuarbeiten. Erſt der ſchon vorhin erwähnten Canzone „O dieſe Zeit!" gelang es, ſich ein allgemeines Gehör zu verſchaffen; ſie erſchien zu Anfang des Jahres 1850, alſo zu einer Zeit allgemeinſter Abſpannung und Ernüchterung, wo wir unſere liebſten Hoffnungen ſchon längſt zu Grabe getragen hatten, ja wo viele von uns bereits ein leiſer Zweifel beſchlich, ob es nicht vernünftiger ſei, die Todten todt ſein zu laſſen und mit den Lebenden, wie ſie auch ſein mochten, zu jubeln und zu genießen . . .

Dieſem Gefühl der beginnenden Selbſtverachtung, einem Gefühl, das dann im Lauf der nächſten Jahre immer weiter um ſich greifen und auf die Geſchicke unſerer Nation den verhängnißvollſten Einfluß üben ſollte, gab Max Waldau in dem genannten Gedichte einen ebenſo energiſchen wie poetiſch erhabenen Ausdruck. Das waren nicht mehr die Siegesfanfaren, mit denen die politiſche Lyrik der vierziger Jahre daherzog: die ernſten, langgezogenen Klagetöne waren das, mit denen die Nation ihre eigenen Hoffnungen beſtattete, es war der mit Erbitterung und Scham gemiſchte Schmerz eines Volkes, das im Begriff ſtand, ſich ſelber aufzugeben. Das Gedicht

war, wie gesagt, das Erste, womit Max Waldau beim Publicum wirklich durchdrang, ist aber, nach unserem Dafürhalten wenigstens, auch das Beste und Schönste geblieben, was er überhaupt geleistet; nie wieder hat sein ganzes, der Zersplitterung nur allzugeneigtes Wesen sich so concentrirt und auch in der Form hat er nie wieder dieselbe Vollendung erreicht, wie in diesem Gedichte, an das daher auch, glauben wir, das Gedächtniß seines Namens in späterer Zeit vorzüglich geknüpft sein wird.

Inzwischen konnte ein Dichter von so reichen Anlagen und von einer solchen Universalität der Bildung und der Interessen natürlich nicht lange auf dem verhältnißmäßig engen und beschränkten Gebiete der lyrischen Dichtung ausdauern; er bedurfte einer breiteren Bühne und eines umfassenderen Rahmens, und so ließ er denn schon in demselben Jahre, in welchem die eben besprochene Canzone erschienen war, auch den dreibändigen Roman „Aus der Natur“ ans Licht treten, dem wenige Monate später der Roman „Aus der Junkerwelt“ folgte. Ueberhaupt ist auch dies charakteristisch für unsern Dichter und zeigt wiederum, welch ein ächtes Kind seiner Zeit er war, daß er in den wenigen Jahren, die ihm zu wirken vergönnt und die nach der gewöhnlichen Annahme kaum ausreichen dürften, ein einziges poetisches Werk von Bedeutung zur Reife zu bringen, sich der Reihe nach in sämmtlichen poetischen Gattungen versucht hat, im lyrischen wie im erzählenden Gedichte, im Roman wie in der Novelle, im ernsten wie im komischen Fache; selbst in das Gebiet des Dramas ist er hinübergestreift, wenn auch nur als Uebersetzer von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini“ — nicht zu rechnen die zahlreichen Kritiken und sonstigen Abhandlungen über ästhetische und literarische Angelegenheiten, die er in verschiedenen Tagesblättern veröffentlichte.

Den meisten Beifall bei den Zeitgenossen erntete der Roman

„Aus der Natur;“ bereits nach Jahresfrist wurde eine zweite Auflage davon nöthig, was damals, wo man noch nicht die sieben oder acht Auflagen von „Soll und Haben“ kannte, noch für eine besondere Auszeichnung galt. Aber freilich traf das Buch mit seiner kalten, zersetzenden Ironie, seiner unerbittlichen Durchgrübelung aller Lebensverhältnisse und Beziehungen, der es bei alledem doch auch wieder nicht an einer gewissen jugendlichen Keckheit, einem gewissen idealistischen Aufschwung mangelte — das Buch, sage ich, grade in dieser seiner widerspruchsvollen Mischung, traf das entnüchterte, mit sich selbst zerfallene Publicum wie ein erquickender Mairegen. Man kam sich selbst so geistlos und verkommen vor und nun Gottlob, hier war ein Buch, das von Geist wahrhaft strotzte und Jedem, welcher Richtung er auch angehörte und zu welcher Partei er sich auch bekannte, etwas zu denken und nachzugrübeln gab. Die Zeit hatte uns eben erst so grausame Wunden geschlagen, so viele Hoffnungen waren hinweggemäht worden für ewig und nun sahen wir, daß auch zwischen diesen Gräbern die Blume des Humors noch so lustig sprossen konnte; wir waren alle so müd und abgelebt und hatten den Glauben an die Zukunft so gründlich verloren und hier nun kommt der Poet und deutet unter Lachen und Thränen hinüber auf jenes Reich des Geistes, das ewig unerschüttert fortbesteht und dem auch wir uns, trotz aller Irrthümer und Fehlgriffe, mit jedem Augenblick mehr nähern.

Diese culturhistorische Seite dünkt uns in der That die bedeutendste des Werks. Als eigentlichen Roman können wir es nicht besonders hoch anschlagen, im Gegentheil, wir erblicken darin ein Wiederanknüpfen an falsche, längst überwundene Manieren, wie namentlich in dem Jean Paulisirenden Ton, und somit einen Rückschritt hinter dasjenige, was schon vor Max Waldau auf dem Gebiete des deutschen Romans geleistet war. Die Fabel ist dürftig,

zumal im Verhältniß zu der außerordentlich breiten Ausführung, und entbehrt der dramatiſchen Spannung; es geſchieht in dem Roman überhaupt zu wenig und wird zu viel und über zu viel geſprochen. Dieſe Geſpräche und Reflexionen ſind großentheils ſehr geiſtreich, ſie ſtehen im innigſten Zuſammenhange mit den Intereſſen der Gegenwart und haben zu dem ſeltenen Erfolge, den das Buch beim Publicum erlangte, ohne Zweifel das Meiſte beigetragen. Allein wenn auch zugeſtanden werden muß, daß der Roman, vermöge ſeiner lockeren Kunſtform, in dieſem Punkt eine größere Freiheit verſtattet als irgend eine andere poetiſche Gattung, ſo darf doch auch dieſe Freiheit nicht übertrieben, ſie darf namentlich nicht dahin ausgedehnt werden, daß darüber der Roman als ſolcher völlig verloren geht.

Und dies iſt bei Max Waldau's „Aus der Natur" an vielen Stellen, ja an den meiſten der Fall. Der Roman ſo gut wie das Drama ſoll eine Handlung enthalten, hier aber haben wir weſentlich nur Betrachtungen und Geſpräche und Geſpräche und Betrachtungen; die Figuren des Buchs intereſſiren uns weit weniger durch das, was ſie thun — obwol auch dies zum Theil wunderlich genug iſt und eine nicht unbeträchtliche Beimiſchung jungdeutſcher Anſchauungen und Tendenzen verräth — als durch das, was ſie ſprechen; ſie ſprechen, wir wiederholen es, meiſtentheils ſehr ſchön, ſehr geiſtreich, ſehr elegant — aber ein Roman iſt eben kein Geſpräch und was nützt dem hungrigen Magen die pikanteſte Brühe, wenn es an Fleiſch oder anderer geſunder Nahrung mangelt?!

Daß unter dieſen Umſtänden von einer ſcharfen und conſequenten Charakteriſtik nicht die Rede ſein kann, liegt auf der Hand. Allerdings ſind die Charaktere zum Theil ſehr fein und geiſtreich angelegt, aber deſto mangelhafter iſt die Ausführung. Es fehlt

das eigentliche plaſtiſche Element, der Dichter, in ſeinem jugendlichen Ungeſtüm, verſteht es noch nicht, die Gebilde ſeiner Phantaſie vollſtändig von ſich abzulöſen und ſie zu eigenem Daſein frei hinzuſtellen; er zerſtört noch fortwährend ſelbſt die Illuſion, indem er hinter ſeinen Figuren hervortritt wie ein ungeſchickter Puppenſpieler, dem die Fäden in Unordnung gerathen ſind. In den meiſten Fällen ſprechen die Perſonen dieſes Romans nicht das was, noch ſo wie ſie nach ihrer Eigenthümlichkeit und den Umſtänden, in denen ſie ſich befinden, denken und ſprechen müßten, ſondern überall iſt es der Poet ſelbſt, der ſehr geiſtreiche, über Alles reflectirende, mit Allem fertige Poet, der ihnen die Worte in den Mund legt. Das giebt denn, bei aller Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und allem Wechſel der Standpunkte, doch ſchließlich eine Einförmigkeit, bei der eine wahrhafte Charakteriſtik nicht beſtehen kann.

Eine Ausnahme hiervon wie überhaupt von allem, was wir bisher an dem berühmten Romane auszuſetzen hatten, bilden nur die oberſchleſiſchen Dorfgeſchichten, die urſprünglich im dritten Bande enthalten waren und die der Dichter dann bei Gelegenheit der zweiten Auflage in den zweiten Band verpflanzte. Schon dieſer äußerliche Umſtand zeigt freilich, in welchem lockeren Zuſammenhange dieſe Geſchichten mit dem Roman als ſolchem ſtehen und wie wenig hier von jener ſtrengen organiſchen Gliederung zu finden iſt, deren kein ächtes Kunſtwerk entbehren kann. Allein davon abgeſehen, ſind die Geſchichten ſelbſt köſtlich; da iſt Alles, was wir in dem Romane ſelbſt vermiſſen oder doch nicht in genügendem Maße finden: eine ſpannende Fabel, geſchickte Vertheilung des Stoffs, Knappheit der Darſtellung, Plaſtik der Schilderungen, endlich eine ſcharfe und glückliche Charakteriſtik, die ſich namentlich in einigen untergeordneten Figuren zur größten Unmittelbarkeit und Lebendigkeit ſteigert. Man ſieht an dieſen kleinen Erzählungen ſo recht,

was der Dichter hätte leiſten können, wäre es ihm möglich geworden, ſich mehr zu concentriren und kleinere Stoffe mit größerer Sorgfalt zu behandeln; wir nehmen keinen Anſtand, dieſe gelegentlichen Einſchiebſel, mit denen der Verfaſſer ſelbſt nicht recht wußte wohin, mit unter das Beſte zu zählen, was wir auf dem Gebiete der Dorfgeſchichte beſitzen, ja als komiſche Dorfgeſchichten, in Rückſicht auf ihre überwiegend humoriſtiſche oder wenn man will ironiſche Haltung, dürften ſie gradezu einzig daſtehen.

Der Roman „Aus der Junkerwelt" bietet keine Veranlaſſung, länger bei ihm zu verweilen; er zeigt den Dichter von keiner neuen Seite und nur ſeine Schwächen und Einſeitigkeiten läßt er noch fühlbarer hervortreten, als es ſchon in ſeinem Erſtlingsromane geſchehen war. Der Zuſammenhang der Fabel iſt hier noch lockerer, die Charakteriſtik noch farbloſer, der Faden der Erzählung wird noch häufiger und noch gefliſſentlicher durch allerhand Excurſe und Einlagen unterbrochen, die noch länger ſind und in denen der Dichter das Steckenpferd ſeiner Reflexionen noch willkürlicher und maßloſer tummelt, als in dem Buche „Aus der Natur." — Auch blieb die Aufnahme von Seiten des Publicums bei Weitem zurück hinter derjenigen, welche ſein erſter Roman gefunden; ja der Verfaſſer ſelbſt — was ihm natürlich nur zum Lobe gereichen kann — ſchien einigermaßen irre zu werden an der Manier, die er in dieſen beiden Werken befolgt hatte und die denn allerdings, eben weil ſie Manier war, nicht allzuoft wiederholt werden durfte. Wenigſtens hat er, trotz ſeiner ungemeinen Fruchtbarkeit und wiewol Reflexionen und Excurſe dieſer Art ihm jeden Augenblick zu Gebote ſtanden, doch nichts mehr in dieſem Genre geſchrieben; eine Reihe von Aufſätzen „Aus der Reiſemappe," in denen derſelbe Ton noch fortgeſetzt ward, blieb ſogar unvollendet liegen, während der Dichter ſich mit größtem Eifer jenem hiſtoriſchen Romane zuwandte, deſſen

wir bereits gedachten und der denn leider auch ein bloßes Fragment geblieben iſt.

Auch über Max Waldau's erzählende Dichtungen können wir uns kurz faſſen, da ſie wenig eigenthümlichen Werth beſitzen und wol nur im Augenblick des Erſcheinens durch den Namen ihres Verfaſſers getragen wurden. In der „Cordula. Eine graubündner Sage" (1851) verherrlicht er den Heldenſinn der Schweizer Bauern im Kampfe gegen den Uebermuth und die Gewaltthätigkeit ihrer ritterlichen Unterdrücker. Es iſt eine Art Dorfgeſchichte in Verſen mit kriegeriſchem Hintergrund; die Gegenſätze des üppigen, ſittenloſen Ritterſtandes und der biedern, unſchuldigen Bauern werden in etwas greller Färbung ſchroff gegeneinander geſtellt, während doch grade die Verbrauchtheit dieſer Gegenſätze eine etwas maßvollere und vorſichtigere Behandlung rathſam gemacht hätte. — Daſſelbe gilt von der Fabel des Gedichts, die in ihren Grundzügen ebenfalls ein wenig verbraucht iſt, und auch in der Ausführung hat es der Dichter nicht verſtanden, ihr weſentlich neue Seiten abzugewinnen. Die Sprache iſt von ſehr ungleicher Beſchaffenheit; während einzelne Stellen von ächtem lyriſchen Schwunge und wahrhaft dichteriſchem Wohllaut erfüllt ſind, keuchen andere gleichſam und ſtammeln unter der ſchweren Wucht der Reflexion, die vergeblich Bilder auf Bilder häuft, ihren proſaiſchen Urſprung dahinter zu verſtecken. Insbeſondere gilt dies von den landſchaftlichen Schilderungen, die zwar zu ihrer Zeit von der Tageskritik ſehr geprieſen wurden, die aber uns, offen geſtanden, immer nur ziemlich ſchwülſtig und ſchwerfällig erſchienen ſind. Ueberhaupt hat es uns von jeher Wunder genommen und gehört wol mit zu den Widerſprüchen, an denen die Erſcheinung dieſes Dichters ſo reich iſt, wie er es über ſein poetiſches Gewiſſen bringen konnte, zu einem Gedicht von dieſem Inhalt und Umfang ein ſo ungeſchicktes und unmuſika-

liſches Metrum zu nehmen, wie dieſer Knittelvers, in welchem die „Cordula“ abgefaßt iſt. Einigermaßen erklärt ſich dies allerdings wol aus der übermäßigen Haſt, mit welcher der Dichter arbeitete und in Folge deren er ſich denn auch genöthigt ſah, bei vorkommenden zweiten Auflagen die weitgreifendſten Veränderungen und Umſtellungen mit ſeinen Schriften vorzunehmen; auch die „Cordula,“ von der 1854 eine zweite Auflage erſchien, hat dieſe nachbeſſernde Hand des Dichters erfahren, doch ohne dabei weſentlich zu gewinnen.

Auch die „Rahab,“ die zu Ende des ebengenannten Jahres, alſo wenige Wochen vor dem Tode des Dichters erſchien, war ein ſolcher erſter Wurf und es hat uns häufig als ein pſychologiſches Problem beſchäftigt, was der Dichter mit dieſem Werke wol angefangen und wie er es umgeſtaltet hätte, falls es ihm vergönnt geweſen wäre, das Erſcheinen des Gedichts längere Zeit hindurch zu überleben und es mit kühleren Blicken zu betrachten, als es dem Dichter im Augenblick des Schaffens zu thun möglich iſt. Wir hoffen, er hätte es aus der Zahl ſeiner Werke ganz ausgeſtrichen. Denn ſo viel Schönes, ja Großartiges es auch im Einzelnen enthält, ſo iſt das Ganze doch von der widerwärtigſten Beſchaffenheit, indem darin eine an ſich unwahre und unnatürliche Situation, unbekümmert um das ſittliche und äſthetiſche Gefühl des Leſers, mit wahrhaft raffinirter Breite bis in das kleinſte Detail ausgemalt wird. Die Heldin des Gedichts iſt die Rahab der Bibel, die „Hure von Sichem,“ die, um Rache zu nehmen für die Erniedrigung, in welche ſie gerathen, ihre Vaterſtadt und ihre Mitbürger in die Hand des Feindes liefert. Mit grauſamer Lüſternheit ſpürt der Dichter allen geheimſten Irrgängen dieſer zerrütteten Weiberſeele nach und es iſt nicht zu leugnen, daß er dabei manches eigenthümliche und überraſchende Motiv aufdeckt. Allein die ganze Aufgabe, die er ſich hier geſtellt hat, bleibt bei alledem doch eine höchſt un-

natürliche und widerwärtige. Gewiß ſoll die Poeſie vor keinem Elend zurückbeben, auch vor keinem ſittlichen; auch auf das ſchmerzbedeckte Haupt des Verbrechers ſoll ſie ihre ſühnende Hand noch legen und den Punkt aufdecken, wo auch er noch mit der Menſchheit verwandt iſt. Allein ein Weib wie dieſe „Hure von Sichem" zur Heldin eines Gedichts zu machen, ſie, von der wir weiter nichts wiſſen als den dürftigen Bericht der Bibel und die uns daher auch nicht im Mindeſten intereſſiren kann, weder in hiſtoriſcher, noch in allgemein menſchlicher Hinſicht, zum Gegenſtand einer tiefſinnigen pſychologiſchen Erörterung — ja was ſage ich? zur Märtyrerin zu erheben, in deren Schickſal wir die Kämpfe und Leiden unſerer Tage ſymboliſch abgeſpiegelt ſehen ſollen: das ſchmeckt denn doch ſtark nach Hebbel'ſcher Geſchmacksverirrung und läßt uns in der „Rahab" nur das übereilte Product einer ſchwachen Stunde ſehen, wie ſie ja auch die größten und geiſtvollſten Dichter zuweilen haben.

Und ſo ſind es denn überhaupt nur Fragmente und Anläufe, nur Verſuche und erſte, oft allzuraſche Würfe, was uns von dem Dichter übrig geblieben iſt; ſeine ſeltene Begabung gleichmäßig auszubilden und die Fülle ſeiner Anſchauungen und Intentionen in einem großen und ſorgſam gereiften Werke niederzulegen, wurde der kaum Dreißigjährige durch den Tod verhindert. Ein bösartiges Nervenfieber entriß ihn ſeiner Familie, ſeinen Freunden und ſeinen weitreichenden literariſchen Plänen im Januar 1855. Max Waldau gehört ſomit zu jenen Frühverſtorbenen, an denen unſere Literatur ſo reich iſt und die namentlich den jedesmaligen Eintritt eines neuen literariſchen und ſocialen Princips bei uns mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit begleiten — wie ja auch von dem blühenden Baum unzählige Blüten welk und tot herniederflattern müſſen, damit einige wenige zu geſunden Früchten reifen. Aber wie die welken Blüten den Fuß des Baumes bedecken und ſich mit dem Erdreich

vermiſchen, aus dem er ſeine Nahrung zieht, ſo geht auch ein Etwas von ihnen in den Baum ſelbſt über und noch aus dem Duft der ſchwellenden Frucht weht uns ein leiſes Erinnern an jene frühgefallenen Blüten an. So wird auch Max Waldau, mit ſeinem reinen, ſchönen Streben, ſeinem kühnen Denken, ſeiner warmen und innigen Empfindung, in der künftigen Entwickelung unſerer Literatur wieder aufleben, und glücklichere, wenn auch nicht reicherbegabte Talente, denen das Schickſal eine längere Lebensdauer gewährt, werden zu Ende führen, wonach er rang und wofür er lebte.

Das iſt fürwahr ein neidenswerthes Loos,
Gleichwie vom Blitz, dem heiligen, erſchlagen,
In voller Kraft, in friſcher Jugend Tagen,
Hinabzuſteigen in der Erde Schoos!

Kühn war ſein Muth und ſeine Hoffnung groß;
Vom Arm der Muſe früh emporgetragen,
Die Bruſt geſchwellt von jugendlichem Wagen,
Sah er des Lebens licht're Hälfte blos.

Drum nicht um ihn, nur um euch ſelber klagt,
Die ihr, geſchreckt vom nahenden Verderben,
Gleich Sklaven noch am Joch des Lebens tragt!

'S iſt Schickſalsſpruch, die Guten müſſen ſterben;
Wer bleibt zurück, ihm unſern Schmerz, o ſagt,
Und mit dem Schmerz die Rache zu vererben?

4.

Wilibald Alexis und Levin Schücking.

Einen interessanten Gegensatz zu Max Waldau bilden die beiden Schriftsteller, deren Namen wir diesem Abschnitte vorgesetzt haben. Wie jener unstät und ruhelos, nach allen Seiten hin seine Fäden anknüpfend und in alle Gebiete des Wissens und Denkens hinüberschweifend, so sind diese fest in sich abgeschlossen, beschränkt auf ein kleines Terrain, aber dies mit vollkommener Meisterschaft beherrschend. Ueberwiegt bei Max Waldau die Reflexion, so zeichnen Wilibald Alexis und Levin Schücking sich vor allem durch ihren gesunden Realismus, die Anschaulichkeit, Wahrheit und Treue ihrer Schilderungen aus. Verdeckt in den Waldau'schen Romanen der Dichter mit seinen persönlichen Ansichten und Tendenzen nicht selten sein eigenes Kunstwerk, so haben wir an den beiden anderen hauptsächlich diese in Deutschland seltene Objectivität zu respectiren, die sie ihren Figuren und Situationen zu geben wissen. Imponirt Max Waldau durch die Mannigfaltigkeit der Interessen und die Universalität seiner Bildung, so bewegen diese dagegen sich in den engsten Schranken und werden es nicht müde, einem verhältnißmäßig armen und einförmigen Stoffe immer neue Seiten abzugewinnen. Der Dichter des Romans „Aus der Natur" ist Kosmopolit, das ganze unermeßliche Reich des Geistes ist seine Heimath; Levin Schücking dagegen und Wilibald Alexis wurzeln fest in dem

Boden der Provinz, in der sie geboren, unter den Menschen, in deren Mitte sie aufgewachsen sind, oder doch wenigstens unter den Erinnerungen, welche ihnen von diesen vererbt wurden. Max Waldau's Romane sind überhaupt schwer zu klassificiren; wollte und müßte man sie überhaupt einer der herkömmlichen Gattungen einverleiben, so würde man sie vielleicht am passendsten als sentimental philosophische bezeichnen, etwa in der Weise der Klinger'schen und Jean Paul'schen Romane, welche letztere er sich ja deutlich genug zum Vorbild genommen hatte. Dagegen kann über das Feld, welches Wilibald Alexis und Levin Schücking anbauen, gar kein Zweifel obwalten: sie schreiben historische Romane und ihr Muster und Vorbild ist Walter Scott.

Am meisten gilt dies von Wilibald Alexis, den man daher auch nicht mit Unrecht den märkischen Walter Scott genannt hat. Wilibald Alexis ist nicht nur einer unserer beliebtesten, sondern auch unserer fruchtbarsten Schriftsteller. 1798 zu Breslau aus einer französischen Refugiéfamilie geboren, aber schon frühzeitig nach Berlin zurückversetzt, trat er zuerst im Jahre 1822 mit dem Roman „Walladmor" auf: eine Nachahmung Walter Scott's, die so gelungen war und ihrem Vorbilde so nahe kam, daß der Dichter es wagen durfte, sie unter Walter Scott's eigenem Namen erscheinen zu lassen, ohne daß diese verwegene Mystification, da sie endlich entdeckt ward, ihm zur Unehre gereicht oder seinem literarischen Rufe Abbruch gethan hätte.

Im Gegentheil lenkte das gelungene Wagstück die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter und weckte die besten Hoffnungen für seine Zukunft. Dennoch machte ein zweiter Roman in demselben Geschmack, „Schloß Avalon," den er 1827 folgen ließ, nicht dasselbe Glück, und ebensowenig vermochten seine Versuche, die

philoſophiſchen und ſocialen Kämpfe ſeiner Zeit in romantiſchem Gewande abzuſchildern, ſich in der Gunſt des größeren Publicums feſtzuſetzen. Dieſe Verſuche, bei denen wir hauptſächlich an Werke, wie „Das Haus Düſterweg," die „Zwölf Nächte," ſowie die Mehrzahl ſeiner kleineren Novellen denken, erſchienen im Lauf der dreißiger Jahre; die „Zwölf Nächte," ſoviel uns bekannt das letzte Werk dieſer Richtung, datirt aus dem Jahre 1838.

Denn während der Dichter noch ſo mit der Kaltſinnigkeit des Publicums rang und vergebens nach einem Wege ſuchte, der ihn zum Herzen ſeines Volkes führte, hatte er, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, geleitet hauptſächlich durch die Traditionen ſeiner Jugend und ſeinen glücklichen Inſtinct, ſchon beinahe zehn Jahre zuvor ſich eine Bahn eröffnet, die, ſo unſcheinbar ſie anfangs auch war, ihn dennoch in ihrem Fortgang zu einem der geleſenſten und beliebteſten Dichter der Gegenwart machen ſollte. Mit den unmittelbaren Nachahmungen des Walter Scott ging es nicht mehr; wie jeder Witz, hatte auch der Witz dieſer Myſtification nur einmal gezündet und dann nicht wieder. Aber wolan, ſtatt zu Walter Scott in die Nebel von Alt-England auszuwandern, verſetzen wir Walter Scott ſelbſt nach Deutſchland, ſtatt immer nur ſeine Sprache mühſam nachzuſtammeln, nöthigen wir ihn, unſere eigene Sprache zu reden! Sollten die Zauber dieſer Walter Scott'ſchen Romantik wirklich nur an die ſchottiſchen Berge und Thäler gebunden ſein? Walten dieſelben Zauber nicht auch über den Fichtenwäldern der Mark? Sind ſie nicht auch überhaupt an allen Orten, wo nur das theure Wort „Vaterland" ein Echo findet? Und wenn deutſche Leſer ſich für den Hof der jungfräulichen Königin Eliſabeth und für die Gefahren und Abenteuer des Prätendenten zu intereſſiren vermögen, wie noch ganz anders müßte es auf ſie wirken, wenn der deutſche Roman es wagte, die Heldengeſtalt Friedrich's des

Großen in dem Donner ſeiner Schlachten, umgeben von ſeinen treuen Soldaten, dem Auge des Leſers vorzuführen?!

So entſtand der vaterländiſche Roman „Cabanis," der 1832 in ſechs Bänden ans Licht trat. Auch „Cabanis" fand anfangs nicht die Theilnahme, auf welche der Dichter gerechnet hatte und die er in ſo hohem Grade verdiente; mehr denn zwanzig Jahre haben vergehen müſſen, bevor das ausgezeichnete Werk in ſeinem vollen Werthe anerkannt ward, und zwar nicht bloß von Seiten der Kritik, die in Bewunderung deſſelben von Anfang an ziemlich einſtimmig war, ſondern auch von Seiten des Publicums, das erſt allmälig, wie der hiſtoriſche Sinn und das patriotiſche Bewußtſein der Nation ſich mehr und mehr entwickelte, zu der Einſicht gelangte, welchen Schatz unſere Literatur in dieſem Werke eigentlich beſitzt. In der That ſteht „Cabanis" noch jetzt unübertroffen da; nicht nur kein anderer deutſcher Romandichter, ſondern auch Wilibald Alexis ſelbſt iſt dem Ideal des hiſtoriſchen Romans nie wieder ſo nahe gekommen, wie in dieſem Werke, oder doch wenigſtens in den erſten Bänden deſſelben, die ſich unbedenklich dem Beſten anreihen, was auf dieſem Gebiete überhaupt exiſtirt.

Vielleicht war es nicht die Schuld des Dichters, daß er nicht ohne Aufenthalt auf dem eingeſchlagenen Wege fortging. Die Zeitverhältniſſe waren dem vaterländiſchen Romane damals nicht günſtig, am wenigſten dem modernen; es war die Blütezeit der Cenſur und der politiſchen Maßregelungen und Wilibald Alexis ſelbſt hatte bereits erfahren müſſen, wie leichtverletzlich die Haut der damaligen Olympier war. Wenn er ſich daher zu Ende der dreißiger Jahre auch dem vaterländiſchen Roman wieder zuwandte, dem er von da an unverbrüchlich treu geblieben iſt, ſo zog er es doch vor, rückwärts in die Jahrhunderte zu greifen und ſeine Stoffe

dem politiſch unverfänglichen und unanſtößigen Mittelalter und ſeinen bürgerlichen und ritterlichen Fehden zu entnehmen.

In dieſer Art erſchienen der Reihe nach „Der Roland von Berlin“ (1840), „Der falſche Waldemar“ (1842), „Hans Jürgen und Hans Jochen“ (1846) und „Der Wärwolf“ (1848), letztere beide auch unter dem barocken Geſammttitel „Die Hoſen des Herrn von Bredow“: Werke, die zum Theil unter der Entlegenheit und Schwerfälligkeit des Stoffes leiden — denn auf die Dauer hält es allerdings ſchwer, ſich für dieſe märkiſchen Raubritter und ihre Gewaltthätigkeiten zu intereſſiren — die aber in Betreff der Ausführung ſich ebenſoſehr durch die Genauigkeit und Sauberkeit der Zeichnung, wie durch die Treue des Localtons auszeichnen. Ja gewiß, Wilibald Alexis iſt der eigentliche Dichter der Mark; der anſcheinend ſo dürre, ſo einförmige Boden dieſer von der Natur nicht eben verſchwenderiſch behandelten Landſchaft gewinnt unte den Händen dieſes Dichters ein wunderſames poetiſches Leben, wir ſehen die dürre Heide ſich unermeßlich dehnen, wir athmen den Duft dieſer Kieferwaldungen und hören den ſchweren Flügelſchlag des Reihers, der über die ſchilfbewachſene Fläche des Sees dahinſchwebt.

Und nicht bloß die Natur der Mark weiß Wilibald Alexis in unübertrefflichen Landſchaftsbildern zu ſchildern, ſondern auch die Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner, in alter wie in neuer Zeit, hat er mit Sorgfalt und Liebe ſtudirt und giebt ſie wieder mit einer Sicherheit der Linien und einer Treue und Wärme der Färbung, wie ſie bei unſern deutſchen Romanſchreibern, die durchſchnittlich im Reiche der Phantaſie beſſer zu Hauſe ſind, als in der Wirklichkeit, nur höchſt ſelten gefunden wird; mit derſelben Naturtreue, mit der er uns die alten knorrigen Fichtenſtämme abſchildert, ſchildert er auch die eigenſinnigen, knorrigen Gemüther, die unter dieſen

Bäumen groß geworden ſind und die, was ihnen an Schwung der Empfindung und Glanz der Phantaſie abgeht, durch die Energie ihres Wollens und die Tüchtigkeit ihres ſittlichen Charakters erſetzen.

Seit Anfang der funfziger Jahre iſt Wilibald Alexis nun in ein neues Stadium ſeiner poetiſchen Entwickelung eingetreten oder vielmehr er iſt zurückgekehrt auf den Weg, den er ſchon im „Cabanis“ mit ſo glänzendem Erfolge eingeſchlagen hatte. Durch die Ereigniſſe des Jahres Achtundvierzig, die man denn doch nicht ganz und überall ungeſchehen machen konnte, von den Rückſichten befreit, die ſeiner Muſe in der Wahl ihrer Stoffe bis dahin auferlegt waren, vertauſchte er das Mittelalter und ſeine nach grade etwas roſtig gewordene Romantik mit dem friſchen vollen Leben der Gegenwart, indem er fortan Romane ſchrieb, die eben ſo ſehr die patriotiſchen Erinnerungen wie die unmittelbaren, lebendigen politiſchen Sympathien ſeiner Zeitgenoſſen in Anſpruch nahmen.

Es kommen hier beſonders drei größere Werke in Betracht, von denen namentlich die beiden erſtern ſowohl der Tendenz wie dem Inhalte nach im innigſten Zuſammenhange ſtehen: das iſt der fünfbändige Roman „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht oder Vor fünfzig Jahren“ (1852) und „Isegrimm. Ein vaterländiſcher Roman.“ (Drei Bände, 1854), wozu ſich dann gleichſam als Epilog der gleichfalls dreibändige Roman „Dorothe“ (1856) geſellt. In ſämmtlichen drei Romanen hat der Dichter ſich das höchſte Ziel geſteckt, das dem Romanſchreiber, ja dem Dichter überhaupt verſtattet iſt: die Vergangenheit ſoll ihm zum Spiegel der Gegenwart werden, nicht bloß unterhalten will er, ſondern auch lehren und züchtigen, die Muſe ſoll die Wege weiſen, welche das Vaterland zu wandeln hat, um jene Höhe der Macht und des Ruhmes zu erreichen, zu der es, wenigſtens nach der Meinung des Dichters,

berufen iſt und zu der ſich dann mit ihm auch das geſammte übrige Deutſchland erheben wird.

Allein mit der Größe der Aufgabe wachſen natürlich auch die Schwierigkeiten der Löſung, und ſo darf es ja wol ausgeſprochen werden, ohne dem hinlänglich bewährten Talent des Verfaſſers und ſeinem wohlerworbenen Ruhme zu nahe zu treten, daß dieſe Werke, ſo viel Schönes und Intereſſantes ſie auch enthalten, doch als Ganzes den früheren ähnlichen Arbeiten des Verfaſſers nachſtehen und weder die Forderungen der Kritik, noch das Intereſſe des Leſers vollſtändig befriedigen.

Am ſchwächſten iſt grade derjenige Roman, den der Verfaſſer ſelbſt offenbar mit der größten Sorgfalt gearbeitet und dem er die eingehendſten Studien gewidmet hat: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“ Das Buch ſchildert die preußiſchen und namentlich die berliner Zuſtände kurz vor und zu der Zeit der Kataſtrophe von Jena, alſo gewiß ein intereſſanter und dankbarer Stoff. Wenn derſelbe hier gleichwol nicht völlig zur Geltung kommt, ſo liegt das hauptſächlich an der ungehörigen Vermiſchung des poetiſchen und des hiſtoriſchen Elements, des Romans und der Geſchichtſchreibung, welche der Dichter ſich hat zu Schulden kommen laſſen. Als Roman iſt das Buch zu geſchichtlich, als Geſchichtswerk zu romantiſch; indem der Verfaſſer weder als Hiſtoriker auf den poetiſchen Schmuck Verzicht leiſten, noch als Poet etwas von den reichlichen geſchichtlichen Hilfsmitteln aufgeben wollte, die ihm, Dank ſeinen Studien, zu Gebote ſtanden, hat er ſich die Wirkung nach beiden Seiten hin, ſowohl als Poet wie als Hiſtoriker, verkümmert. Das Buch, wir wiederholen es, enthält eine Menge vortrefflicher Einzelheiten: aber auch die ſchönſten und intereſſanteſten Einzelheiten, ſelbſt wenn ſie noch ſo dicht gehäuft wären, ſind doch niemals im Stande, dem Leſer jenes Intereſſe zu erſetzen, das er nur an der Einheit

der Handlung und einer bestimmten hervorragenden Persönlichkeit nimmt.

Eine solche Handlung aber und eine solche Persönlichkeit fehlen diesem Roman: oder wenn sie ihm nicht ganz fehlen, so werden sie doch von der Masse der Episoden und Nebendinge in einem solchen Grade verdeckt und gleichsam überwuchert, daß sie nicht zu der ihnen gebührenden Wirkung gelangen können. Vielleicht entgegnet man uns, der Gedanke des Buchs bilde die Einheit desselben. Ganz wohl: aber sofern das Buch ein Kunstwerk und namentlich ein Roman sein soll, muß dieser Gedanke sich nothwendig in einer bestimmten poetischen Figur und einer bestimmten einheitlichen Handlung concentriren. Unsere deutschen Romane sind sonst in der Regel zu luftig, es fehlt ihnen an Specialitäten, sie halten sich, in idealistischer Vornehmheit, zu weit erhaben über das Gegenwärtige. Hier im Gegentheil sind der Specialitäten zu viel, der Roman hat sich aufgelöst in lauter einzelne Genrebilder oder noch richtiger gesagt, in einzelne historisch-romantische Scenen, die meist an sich recht hübsch sind, aber kein eigentliches lebendiges Verhältniß, keine organische Beziehung zu einander haben. Wir erstaunen über die Fülle verschiedenartigster Figuren, welche der Dichter hier zusammengeführt hat, wir erfreuen uns an der Genauigkeit der Zeichnung, der Treue des Colorits, der Naturwahrheit und Frische, welche er der Mehrzahl dieser Figuren verliehen hat — aber wie kommt es bei alledem, daß keine davon unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, keine unser Herz eigentlich zu erwärmen, ja daß der ganze Roman uns so wenig zu befriedigen im Stande ist? Weil sie uns alle nur den Eindruck von Nebenpersonen machen; weil wir uns unwillkürlich hinter und zwischen ihnen noch nach anderen, bedeutenderen Figuren umsehen, die befähigt wären, die Träger des Gedankens zu bilden; weil mit einem Worte der ganze Roman wol eine poetisch illustrirte

Geſchichte, nicht aber, was er doch ſein ſollte, die Poeſie der Geſchichte ſelbſt iſt.

Und doch trug die Geſchichte dem Dichter einige höchſt geeignete Figuren gleichſam entgegen: die Königin Luiſe, der Miniſter Stein, der Prinz Louis Ferdinand — welche Charaktere, welche Schickſale, welche Situationen! Von dem letzteren, dem Prinzen, dieſem eigentlichen natürlichen Helden der ganzen Tragödie, hat der Dichter gar keinen Gebrauch gemacht, vielleicht weil er ſich dieſen Stoff durch einen bekannten älteren Roman (von Fanny Lewald) vorweggenommen glaubte; die beiden anderen hat er zwar benutzt, aber wiederum nur als Nebenfiguren. — Endlich iſt auch dies kein ganz günſtiges Zeichen für die künſtleriſche Einheit des Romans, daß fünf ſtarke Bände dem Verfaſſer gleichwol noch nicht genügt haben, die angeſponnenen Fäden zu Ende und den Roman ſelbſt auch nur zum nothdürftigſten äußerlichen Abſchluß zu bringen; die meiſten dieſer zahlreichen Figuren, die uns mit ſo vieler Sorgfalt geſchildert wurden, verſchwinden aus unſeren Augen, ohne daß wir erfahren, welchen Ausgang ihr Schickſal nimmt und wie die vielfach verſchlungenen Fäden ſich ſchließlich entwirren.

Dieſer letztere Uebelſtand konnte natürlich dem Dichter ſelbſt nicht entgehen und ſo vertröſtete er den Leſer am Schluſſe ſeines Werkes auf eine demnächſt zu liefernde Fortſetzung deſſelben, in welchem alles, was in dem vorliegenden nur Einleitung und Anfang geblieben, zum völligen Abſchluß gebracht werden ſollte.

Dieſe Fortſetzung erſchien auch wirklich wenige Jahre ſpäter; es iſt der bereits genannte „Isegrimm.“ Doch ſind die Fäden, welche die beiden Romane verbinden, nur von ſehr lockerer Beſchaffenheit: ſo daß wer den „Isegrimm“ etwa mit der Erwartung in die Hand nimmt, hier nun wirklich den verheißenen Abſchluß zu finden, ſich bald ſehr enttäuſcht ſehen wird. „Isegrimm“ iſt mehr

ein Gegenſtück als eine Fortſetzung ſeines Vorgängers; wie dort der Zuſammenſturz des alten Preußens, ſo werden hier die Elemente geſchildert, aus denen die Möglichkeit ſeiner Erneuerung ſich bildete. Es iſt noch nicht die blutig prächtige Morgenröthe von Anno Dreizehn, nur erſt die Dämmerung, in welcher Tag und Nacht, alte Schmach und neuer Ruhm noch mit einander im Streite liegen. Doch ahnen wir bereits das hereinbrechende Licht; wo ſelbſt ein ſo knorriger, ſo widerhaariger Charakter, wie dieſer alte Herr von Quarbitz, der neuen Zeit zum Werkzeug dienen muß, ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen, da kann der Sieg der guten Sache unmöglich mehr lange ausbleiben. Alles Talent und ſelbſt aller Enthuſiasmus iſt unfruchtbar, ſo lange ihm der Boden eines geſunden, kräftigen Volkslebens mangelt; dieſe Volksnatur, in ihrer dämoniſchen Urſprünglichkeit, ſchildert der Dichter, und wenn er dabei auch die Auswüchſe und Schattenſeiten derſelben nicht zu verbergen ſucht, ſo können wir das im Namen der poetiſchen wie hiſtoriſchen Gerechtigkeit nur billigen.

Ueberhaupt, wenn eine Fülle der intereſſanteſten Detailmalerei, wenn tiefe Kenntniß des Gegenſtandes und eine edle, mannhafte Geſinnung genügend ſind, ein vortreffliches Buch zu liefern, ſo darf der „Iſegrimm" als eine der wackerſten poetiſchen Thaten gelten, die einem Dichter unſerer Tage gelungen ſind. Dagegen iſt das eigentlich Romanhafte in dieſem Buche ſchwächer, als wir es bei Willibald Alexis zu finden gewohnt ſind, der ſich ſonſt vor der Mehrzahl unſerer Romanſchreiber auch dadurch auszeichnet, daß er eine kräftige und fruchtbare Phantaſie hat und Situationen und Verwickelungen zu erfinden weiß, die den Leſer wirklich packen.

Dies ſpannende, packende Element, alſo das Dramatiſche des Romans, tritt in dem „Iſegrimm" zurück hinter der Breite der Schilderungen und Reflexionen; ganz gegen ſeine Natur erſcheint der

Held mehr betrachtend als handelnd, und wo er sich endlich zum Handeln entschließt, da entsprechen seine Thaten nicht den Erwartungen, die er in uns rege gemacht hat. Der Dichter ist in denselben Fehler verfallen, den wir soeben erst an dem Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" bemerkten: die Fabel des Buchs ist zu weitläufig angelegt und die Lockerheit der Composition läßt diesen Uebelstand nur um so sichtbarer werden, die interessantesten Figuren, die spannendsten Situationen werden nur beiläufig, nur in Episoden abgemacht, die zum Theil mit Meisterschaft ausgeführt sind, aber doch den Mangel einer durchgreifenden und einheitlichen Handlung wiederum nicht ersetzen können.

Und ebensowenig kann die edle patriotische Gesinnung, die das gesammte Werk durchdringt und seinen eigentlichen Lebenshauch bildet, für seine ästhetischen Mängel vollständig entschädigen. Der Dichter hat dem Hange zur Reflexion, dieser natürlichen Folge des zunehmenden Alters, zu sehr nachgegeben, der Roman ist zu didaktisch, zu tendenziös. Ganz gewiß kann und darf ein Kunstwerk auch eine politische Grundlage haben, ja es wird sogar um so höher stehen, je mehr es von den praktischen Bestrebungen seiner Zeit in sich aufgenommen hat. Allein dies politische Element muß sodann auch das gesammte Kunstwerk durchdringen, es muß gleichsam seine Seele, seinen innersten Lebensnerv bilden; es darf nicht hier oder dort in schweren, todten Massen aufliegen wie nacktes Gestein, sondern es muß sich in poetisches Fleisch und Blut, in Charaktere und Ereignisse verwandelt haben. Der „Isegrimm" ist reich an geistvollen und schlagenden Bemerkungen über die Lage Preußens zur Zeit des Tilsiter Friedens; vieles davon hat der Dichter sichtlich mit nächster Beziehung auf die Zeit geschrieben, in der sein Buch erschien, und allerdings lag der Vergleich in manchen Punkten so nahe, daß es schwer gefallen sein würde, ihn nicht zu ziehen. Als

Zeitungsartikel oder auch als ſelbſtändige politiſche Broſchüre würden dieſe Betrachtungen ohne Zweifel von großem Intereſſe geweſen ſein, im Roman dagegen, wo vor Allem unſere Phantaſie beſchäftigt werden ſoll, wo wir unterhalten, nicht belehrt werden wollen, ſtören ſie, ja ihre allzuhäufige Wiederkehr wirkt zuletzt ſogar ermüdend und ſtumpft uns ab gegen die Wahrheit des Inhalts.

Ein zweiter und vielleicht noch ſchlimmerer Mangel des Buchs, den freilich mehr oder minder unſer geſammter hiſtoriſcher Roman theilt, beſteht in der unorganiſchen Vermiſchung des poetiſch erfundenen und des hiſtoriſch überlieferten Stoffs. Ohne Frage hat der Poet das Recht, die Welt der Wirklichkeit mit den Geſchöpfen ſeiner Phantaſie zu bevölkern; ſogar die ganze Kunſt und Kraft des Poeten beſteht eben nur darin. Aber Geſchichte und Erfindung dürfen nicht äußerlich neben einander hergehen, vielmehr müſſen ſie ſich gegenſeitig durchdringen, es muß aus beiden ein neues drittes Geſchlecht hervorgehen, welches ebenſoſehr der Wirklichkeit wie der Phantaſie angehört und eben in dieſer Doppelnatur das Zeugniß ſeines idealen Urſprungs trägt.

Im „Jegrimm" dagegen haben wir zum größten Theil nur maskirte Geſchichte; die hiſtoriſchen Figuren und Zuſtände ſind der Mehrzahl nach ganz roh, ganz unvermittelt in die Dichtung hinübergenommen, nur mit einem poetiſch verbrämten Mäntelchen um die Schulter, das jedoch den Kundigen nicht zu täuſchen vermag, während es den Unkundigen nur in Unruhe und Mißbehagen verſetzt. Es entſteht auf dieſe Weiſe eine Zwittergattung von Memoiren und Romanen, die vielleicht für den überſättigten Zeitgeſchmack etwas ſehr Pikantes hat, aber doch mit den Grundbedingungen der Kunſt ein für allemal unvereinbar iſt. Was der Poet giebt, ſoll er ganz geben, jedes ächte Kunſtwerk muß ſich aus ſich ſelbſt erklären; ein Roman, bei dem wir jeden Augenblick ſtill-

halten müſſen und fragen, wer und was eigentlich gemeint iſt, und aha, ganz recht, das iſt dieſer Miniſter und das jener, und der da iſt der bekannte General N. N., und die Situation hier hat ſich eigentlich da und da zugetragen und ſteht da oder dort quellenmäßig verzeichnet — nein, ein ſolcher Roman kann noch immer mit ſehr viel Geiſt und Talent geſchrieben, er kann eine ſehr anziehende, ſehr unterhaltende Lectüre ſein, aber ein wirklicher Roman, ein eigentliches poetiſches Kunſtwerk iſt er nicht.

In dieſer letzteren und allerdings äſthetiſch wichtigſten Hinſicht iſt der dritte Roman dieſer Reihe, die „Dorothe," ſeinen beiden Vorgängern überlegen. Freilich war der Dichter dabei auch nicht jenen Verſuchungen ausgeſetzt, wie bei den beiden anderen, der Gegenwart ſoviel näherliegenden Werken. Die „Dorothe" ſpielt in den letzten Regierungsjahren des Großen Kurfürſten; die Heldin des Romans iſt jene bekannte Dorothea von Holſtein, die dritte Gemahlin des Kurfürſten, eine Frau von hohem männlichen Geiſte und einer ſeltenen Thatkraft, die aber eben in Folge des Einfluſſes, den ſie auf ihren fürſtlichen Gemahl und ſomit auf den Gang der öffentlichen Ereigniſſe ausübte, der Gegenſtand ſehr verſchiedenartiger Beurtheilungen geweſen iſt. Die Abſicht des Dichters ſcheint vornehmlich dahin gegangen zu ſein, ein Gemälde der Intriguen und Kabalen zu liefern, deren Tummelplatz der damalige Berliner Hof war und die denn endlich an dem graden Sinne des Kurfürſten und der einſichtsvollen und thätigen Liebe ſeiner Gemahlin ſcheitern. Auch hier wieder liegt die Beziehung auf die Gegenwart außerordentlich nahe, während gleichzeitig die größere Entlegenheit des Stoffes dem Dichter eine Freiheit und Unbefangenheit des poetiſchen Schaffens bewahrt hat, die wir an den beiden vorhin beſprochenen Romanen theilweiſe vermiſſen. Wenn das Buch nichtsdeſtoweniger keinen ganz ungetheilten Erfolg gehabt hat, ſo rührt das wol vor-

züglich daher, daß der Stoff, trotz der ächt künſtleriſchen Behandlung, doch immer etwas Peinliches, um nicht zu ſagen Abſtoßendes behalten hat; dies Gemälde menſchlicher Argliſt und Ränke iſt zu niederſchlagend, die Luft, in der wir hier athmen, zu drückend, als daß ein reines äſthetiſches Behagen möglich wäre, und auch von der Heldin des Romans wiſſen wir aus anderweitigen Quellen zuviel Ungünſtiges und Zweideutiges, als daß der Verſuch, den der Dichter hier macht, ſie vollſtändig zu puriſiciren, nach allen Seiten hin gelingen könnte.

Seit die „Dorothe" erſchienen, iſt der Dichter leider von einer ſchweren Krankheit befallen worden, die ihn der poetiſchen Thätigkeit für längere Zeit entfremdet hat. In dem Augenblick, da wir dieſes ſchreiben, bringen die Zeitungen die Nachricht von ſeiner völligen und glücklichen Wiederherſtellung und ſo dürfen wir, bei der ſeltenen Fruchtbarkeit, die ihn auszeichnet, gewiß noch mancher ſchönen und dankenswerthen Gabe von ihm entgegenſehen. Auch dürfen wir, bevor wir von ihm ſcheiden, des Verdienſtes nicht unerwähnt laſſen, daß er ſich ſeit einer Reihe von Jahren als Herausgeber des „Neuen Pitaval" (ſeit 1812, bis jetzt 26 Bände) erworben hat. Dieſe Sammlung der intereſſanteſten Kriminalgeſchichten aller Länder und Zeiten nimmt nicht nur in Folge der außerordentlich gewandten und feſſelnden Darſtellung einen der erſten Plätze in der Unterhaltungsliteratur der Gegenwart ein, ſondern auch über dies Intereſſe der bloßen Unterhaltung hinaus, für die Rechtsanſchauung des großen Publicums, ja für die praktiſche Geſtaltung unſerer Rechtsverhältniſſe ſelbſt iſt das Buch von Bedeutung geworden und hat einen Einfluß erlangt, deſſen nur wenige gelehrte juriſtiſche Werke ſich rühmen dürfen. Eine der ſchönſten und ſegensreichſten Errungenſchaften unſerer Zeit, eine der wenigen Früchte des Jahres Achtundvierzig, die von dem Mehlthau der Reaction

noch nicht völlig zernagt und verdorben ſind, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, iſt von dem „Neuen Pitaval“ von ſeinem erſten Anfang an mit ebenſoviel Gewandtheit wie Sachkenntniß verfochten worden. Zu einer Zeit, wo es bei uns noch für eine große Verwegenheit galt, an den Myſterien der Gerichtsſtube zu rütteln und die unbedingte Ueberlegenheit ſtudirter Richter in Zweifel zu ziehen, zeigte der „Neue Pitaval“ an einer Reihe merkwürdiger und erſchütternder Beiſpiele, wie beſchränkt in der That jene vielgeprieſene Actenweisheit, wie viel leichter der unbefangene, von keinem gelehrten Vorurtheil umdüſterte Blick des unſtudirten Richters in die Seele des Angeklagten hinabdringt und wie viel gerechter daher, nicht blos im juriſtiſchen, ſondern auch im ſittlichen Sinne, ein Verfahren iſt, das mit der That zugleich die innere Entſtehung derſelben aufzudecken und feſtzuſtellen ſucht. — Der Verlauf der Ereigniſſe hat das Beſtreben des „Neuen Pitaval“ unterſtützt, politiſche Motive haben die Bedenken der Juriſten überwunden. Auch in Deutſchland begreifen wir jetzt den Schauder, mit welchem ſchon in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein berühmter engliſcher Rechtslehrer von Richtern ſprach, die den Angeklagten „in einem verſchloſſenen Zimmer und auf ein paar auf Papier geſchriebene Fragen und Antworten hin“ aburtheilen — und wenn der ſtudirte Richter auch noch nicht überall in Deutſchland von den Geſchworenen verdrängt worden iſt, ja wenn in den letzten Jahren ſelbſt da, wo das Geſchwornengericht factiſch beſteht, mehr oder minder wirkſame Verſuche gemacht worden ſind, die Competenz deſſelben zu beſchränken, ſo iſt doch der Grundſatz der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit faſt überall bei uns zur Geltung gekommen und wird ganz gewiß auch darin bleiben.

Und dieſer moraliſche und praktiſche Triumph, den der „Neue Pitaval“ davongetragen, hat denn zuletzt mehr zu beſagen und

muß dem unermüdlichen Herausgeber eine reinere und größere Befriedigung gewähren, als alle poetiſchen Lorbeeren, die ſeine Stirne zieren. —

Wenden wir uns jetzt zu Levin Schücking. Derſelbe bildet an dem Himmel unſerer belletriſtiſchen Literatur gewiſſermaßen das Zwillingsgeſtirn zu Wilibald Alexis; wie jenen den Walter Scott der Mark, ſo darf man dieſen füglich den Walter Scott Weſtfalens nennen. Selbſt auf der „Rothen Erde" geboren und ihr durch Jugenderinnerungen und Familienbande vielfach verwandt, hat Schücking es ſich zur Aufgabe geſtellt, ſowol die landſchaftlichen Eigenthümlichkeiten ſeiner Heimath wie die Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit ihrer Bewohner, die freilich auch eine gewiſſe Starrheit und Grillenhaftigkeit nicht ausſchließt, zur poetiſchen Darſtellung zu bringen. Wie Wilibald Alexis ſeine dichteriſchen Gemälde beinahe ausſchließlich auf den dürren Boden der Mark verlegt, ſo verläßt Levin Schücking nur ſelten ſeine weſtfäliſche Heimath — und wo er es thut, thut er es in der Regel nicht ungeſtraft. An beiden Schriftſtellern wird ſo recht ſichtbar, mit welchen feſten und unlöslichen Banden die Heimath auch den Genius des Dichters umſpinnt und welch ein verhängnißvoller Irrthum es war, da man eine Zeit lang glaubte, die deutſche Poeſie, als ächte Kosmopolitin, in die leere, blaue Luft, weit weg von allen lokalen und nationalen Beziehungen, verweiſen zu können.

Und auch das wird an dieſen Beiſpielen klar, welche Schätze der Poeſie in dem Leben und den Sitten unſeres deutſchen Volkes noch verborgen liegen und wie es nur des richtigen, von der Muſe geweihten Blickes bedarf, um da, wo das profane Auge nur dürre Heideflächen oder einförmige Saatfelder erblickt, das reinſte Gold der Dichtung aufzufinden. Allerdings war Levin Schücking nicht der erſte, der Weſtfalen gleichſam für die deutſche Poeſie eroberte;

Immermann in seinem „Münchhausen“ und Freiligrath in einzelnen seiner beschreibenden Dichtungen waren ihm bereits vorangegangen.

Diesen Vorgängern hat Levin Schücking sich mit glücklichstem Erfolge angeschlossen; der Boden Westfalens mit seinen dichten Wäldern, seinen langgedehnten Fluren, seinen vereinzelten Weilern, seinen Hecken und Kampen dient ihm nicht bloß zur äußerlichen Staffage seiner Romane, sondern diese umgebende Natur wird in seinen Dichtungen wahrhaft lebendig; wir hören das Rauschen dieser uralten Haine, wir sehen den gastlichen Rauch aus dem einsamgelegenen Hause emporsteigen und fühlen uns durchschauert von all den großen und geheimnißvollen Erinnerungen, welche diesen Boden für das Gefühl jedes Deutschen so heilig und ehrwürdig machen. Mit derselben Meisterschaft und demselben breiten, markigen Pinsel, mit welchem Wilibald Alexis die einförmigen Steppen der Mark abschildert, malt Levin Schücking die reichere Natur seines westfälischen Vaterlandes. Und auch er bleibt nicht bloß bei diesen Aeußerlichkeiten stehen; gleich Wilibald Alexis hat er auch einen scharfen und aufmerksamen Blick für die geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten dieses Volksstammes, den er uns in den verschiedensten Kreisen und Abstufungen mit immer gleicher Treue und Anschaulichkeit vorführt; wir treten in das stattliche Gehöft des Bauern, der sich als Freiherr fühlt auf dem eigenen Grund und Boden, nehmen Platz an der üppigen Tafel des Domherrn, belauschen die phantastischen Anschläge und Gelüste der westfälischen Adelskette und lernen auch den kleinen Bürger kennen, in seiner etwas zopfigen, spießbürgerlich abgeschlossenen, aber grundehrlichen und tüchtigen Weise.

Zwar einige Unterschiede finden zwischen unsern beiden Romandichtern dennoch statt, und darunter auch solche, die nicht bloß

die poetiſche Individualität betreffen. Zuerſt macht ſich ſchon der allgemeine Unterſchied zwiſchen Nord- und Mitteldeutſchland geltend; Wilibald Alexis, der Zögling des märkiſchen Sandes, iſt trockener, nüchterner, er hat nicht die Gluth und das ſaftige, zuweilen ſogar blendende Colorit, das Levin Schücking zu Gebote ſteht. Dagegen fehlt es dieſem letzteren wieder an der norddeutſchen Beharrlichkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt, mit welcher Wilibald Alexis den einmal entworfenen Plan zu Ende führt und langſam, mit immer gleicher Sorgfalt, bis in die kleinſten Einzelheiten durcharbeitet, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſeine Leſer einigermaßen zu ermüden. Levin Schücking liebt vielmehr die raſche, ſprungweiſe Entwickelung: er liebt die Ueberraſchungen, die plötzlichen Coups, die unerwarteten Enthüllungen. Gleich Wilibald Alexis, Meiſter des Details, unterliegt er nicht ſelten der Verſuchung, die zuſammenhaltende Idee des Ganzen zu vernachläſſigen, ja wol gar die Entwickelung mit plötzlichem Ruck übers Knie zu brechen. Schücking's Figuren verſprechen in der Regel bei der erſten Bekanntſchaft mehr, als ſie in der Folge halten; die Compoſition fällt, je mehr wir uns der Löſung des Knotens nähern, um ſo mehr aus einander; es iſt als ob der Künſtler, ermüdet von ſeiner eigenen Sorgfalt, ſein Werk nun um jeden Preis zu Ende bringen wollte, gleichviel ob durch die raſchen dicken Striche, die er ſchließlich aufträgt, die Harmonie des Ganzen zerſtört und der Totaleindruck des ſo mühſam angelegten Kunſtwerks gefährdet wird oder nicht. Von den größeren Romanen des Dichters ſind, ſo viel wir uns erinnern, die 1846 erſchienenen „Ritterbürtigen" das Einzige, was ſich von dieſem Fehler frei erhält und eben deshalb auch nach unſerm Dafürhalten nicht nur das beſte unter den Werken des Dichters, ſondern überhaupt einer der beſten Romane, den wir beſitzen.

Noch wichtiger ſind zwei andere Unterſchiede, die den innerſten

Kern beider Dichter betreffen: Wilibald Alexis ist Protestant, Levin Schücking ist Katholik. Freilich findet sich von specifisch katholischer Färbung bei ihm keine Spur, im Gegentheil, er steht entschieden auf Seiten der Aufklärung und nimmt willigen und freudigen Antheil an allen Schätzen der protestantischen Bildung. Dennoch glauben wir nicht zu irren, wenn wir einen gewissen Mangel an philosophischer Schärfe, an Klarheit und Festigkeit des Gedankens den Einflüssen zuschreiben, welche die katholische Erziehung und Umgebung auf ihn ausgeübt hat.

Ferner hat Wilibald Alexis von früh auf das Glück gehabt, einem großen Staate von selbständigem nationalen Bewußtsein und weltgeschichtlicher Stellung anzugehören und wir haben gesehen, wie mächtig das Gefühl, das dadurch im Dichter erweckt ward, seine Schöpfungen durchdringt und belebt.

Dieses Glück, das für Jedermann unschätzbar ist, am meisten aber für den Poeten, entbehrt Levin Schücking. Zwar seit den Befreiungskriegen gehört die Provinz, der Schücking entstammt, ebenfalls zu Preußen, wenn auch nicht vollständig, so doch zum größern Theil. Allein diese Verbindung war zu der Zeit, da Schücking sich der Poesie zuwandte, noch zu neu, die Vortheile derselben noch zu ungewiß und streitig, als daß der Dichter, der überdies, wenn wir recht berichtet sind, in dem hannöverschen Antheil geboren ist, sich an diesen Beziehungen Westfalens zu der großen preußischen Monarchie hätte erwärmen können. Das preußische Wesen trat im Gegentheil in Westfalen anfänglich ziemlich schroff und feindselig auf oder wurde doch von der Bevölkerung selbst in diesem Sinne aufgefaßt; die strenge altpreußische Zucht trat zunächst nur als militärischer und bureaukratischer Zwang auf, eine Menge alter guter und schlimmer Gewohnheiten wurde jählings

über den Haufen geworfen und auch unter den ſchlimmen befanden ſich einige, die man nur ungern vermißte.

Ueber allem Untergehenden ſchwebt ein gewiſſer Duft der Poeſie, wie der Duft der Abendröthe über der untergehenden Sonne. Auch die alte Pfaffen- und Dynaſtenherrſchaft, unter der man in Weſtfalen ſo lange geſeufzt hatte, gewann gegenüber dem eindringenden Preußenthum urplötzlich eine gewiſſe poetiſche Verklärung; es war die „alte Zeit" im Gegenſatz zu der neuen, von der man noch nicht wußte, was ſie bringen und wohin ſie führen würde — und für die Mehrzahl der Menſchen iſt die „alte Zeit" auch immer die „gute alte Zeit."

Der Dichter dieſer „guten alten Zeit," der Zeit des Krummſtabs und ſeiner geſegneten Herrſchaft, der Perücken und Fontangen, der gepuderten Köpfe und der geſchminkten Wangen iſt Levin Schücking. Mit größter Beharrlichkeit hat er mitten unter den Trümmern des ehemaligen heiligen römiſchen Reichs, „daß Gott erbarm'," ſich gleichſam eine eigene poetiſche Domäne urbar gemacht, eine Domäne, wenn man will, von geringem Umfang, aber von großer Ergiebigkeit, auf der er nun völlig zu Hauſe iſt. Das iſt das Leben und Treiben der kleineren Höfe, beſonders der geiſtlichen, und jener Reichsunmittelbaren, wie ſie bis zu Anfang des Jahrhunderts vorzüglich im Weſten und Süden unſeres Vaterlandes beſtanden. Auf dieſem Felde iſt ſein Blick von unvergleichlicher Schärfe, ſeine Zeichnung von bewundernswerther Genauigkeit und Sicherheit, ſeine Farbe ſtets lebenswahr und friſch; wir hören gleichſam das Rauſchen und Reigen dieſer altmodiſchen faltigen Gewänder, ſehen das Nicken und Beugen dieſer Perücken und Federbüſche, fühlen den Druck dieſer Schnürbrüſte und Spangen, an die, trotz allem Druck und aller Enge, das Herz, das ewig junge, ewig unbeſiegbare Herz doch ſo ſtürmiſch, ſo gewaltig ſchlägt!

Man ahnt leicht, welche interessanten Gegensätze sich auf diesem Boden entfalten müssen und zu welchen pikanten Abenteuern und Verwickelungen derselbe Gelegenheit bietet. Allein mit so großer Virtuosität Levin Schücking die Vortheile seines Stoffes ausbeutet und soviel interessante und glückliche Beobachtungen er jener alten verrotteten Zeit bereits abgewonnen hat, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß diese Zeit selbst eine längst überwundene, die Welt aber, die ihr angehörte, eine verhältnißmäßig kleine und unbedeutende ist. Wir sind hier gleichsam nur in dem Vorzimmer der Weltgeschichte, es fehlt hier jene große, weitreichende Perspective, die z. B. die brandenburg-preußische Geschichte so wichtig macht. Darum ist auch ein eigentlich historischer Roman, ein Roman im großen Stil, hier kaum möglich, vielmehr weist die Beschaffenheit seines Stoffes selbst den Dichter auf das historische Genrebild, die Anekdote mit vorwiegend lokaler Färbung hin.

Und in diesem Genrebild ist Levin Schücking nun Meister. Je kleiner und enger die Welt, die er darstellt, je größer die Genauigkeit, mit der er sie zeichnet; es ist uns, als träten wir in einen längstverlassenen Ahnensaal, die großen ernsten Bilder an den Wänden sehen uns schweigend an, wir athmen den eigenthümlichen, aus Moder und Wohlgerüchen gemischten Duft, der diese Räume erfüllt und hier und da findet sich ja auch wol noch eine verblichene Schleife oder ein halbzerknitteter Liebesbrief, der uns daran erinnert, daß diese Räume nicht immer so ernst und schweigsam gewesen und daß diese ehrbaren Gesichter, trotz Puder und Reifrock, ebenfalls einmal zu lächeln verstanden. . .

Das erste Auftreten Levin Schücking's als Romandichter fällt in den Anfang der vierziger Jahre, wo rasch nach einander „Ein Schloß am Meere" (2 Bde. 1843), „Die Ritterbürtigen" und „Eine dunkle That," die beiden letztern 1846, erschienen. In diesen

frühesten Leistungen hat das Talent des Dichters sich am glänzendsten bewährt; namentlich sind, wie wir bereits erwähnten, „Die Ritterbürtigen" ein Werk von ausgezeichneter Schönheit.

Seitdem hat er es sich einigermaßen bequem gemacht; er producirt viel, vielleicht zu viel, und so wird es mit dem Einzelnen nicht so gar genau genommen. Am glücklichsten ist der Dichter immer da, wo er sich in den ebenbezeichneten engen Grenzen hält; wo er dieselben verläßt, geräth er leicht ins Abenteuerliche und Oberflächliche. Die sämmtlichen Romane und Erzählungen des fruchtbaren Verfassers hier einzeln aufzuzählen, würde uns zu weit führen; wir beschränken uns auf diejenigen, die während des letzten Decenniums erschienen sind, und auch von ihnen heben wir nur einzelne hervor, die entweder besonders gelungen sind oder im Gegentheil das Talent des Dichters auf irgend einem bemerkenswerthen Abweg zeigen.

Die beiden vorzüglichsten unter Levin Schücking's neueren Romanen sind: „Ein Sohn des Volkes" (2 Bde. 1849) und „Der Bauernfürst" (2 Bde. 1851). Beide spielen auf westfälischer Erde. In dem „Sohn des Volkes" wird der Gegensatz zwischen der alten ererbten Sitte der westfälischen Bauern und der Alles nivellirenden, Alles in Verwirrung setzenden falschen Aufklärung, die gelegentlich wol auch die Begriffe von Recht, Ehre und Vaterland wegescamotirt, in höchst wirksamer Weise zur Geltung gebracht; der alte Dorfschulze, welcher den eigenen Sohn, der seines deutschen Ursprungs vergessen hat und in die Dienste des französischen Usurpators getreten ist, von der Schwelle seines Hauses weist, ist eine Figur, der wir die innigste Theilnahme nicht versagen können. — „Der Bauernfürst" bewegt sich ebenfalls der Hauptsache nach auf dem wohlbekannten Felde der „guten alten" westfälischen Zeit. Doch hat der Dichter diesmal mit glücklichem

Takt zwiſchen die Trümmer dieſer morſchen, untergehenden Zeit die Morgenröthe des neuaufgehenden Revolutionszeitalters hineinfallen laſſen, wodurch denn eine Reihe ebenſo menſchlich wahrer, wie poetiſch ſpannender Conflicte herbeigeführt wird.

Der nächſtfolgende größere Roman, „Ein Staatsgeheimniß" (3 Bde. 1854), ſpielt ebenfalls wieder zum großen Theil in Weſtfalen, im Uebrigen iſt jedoch der Dichter in der Wahl dieſes Stoffes nicht beſonders glücklich geweſen. Der Held der Geſchichte iſt der angebliche Ludwig XVII., jener Uhrmacher Naundorf, der von ſeinen Anhängern unter dem Titel eines Herzogs der Normandie verehrt ward und der ſeinerzeit in den öffentlichen Blättern und zum Theil auch vor den Gerichten viel von ſich reden machte. Levin Schücking hat ſich auf das Jünglingsalter ſeines Helden beſchränkt: allein da derſelbe auch als Jüngling nichts Heldenmäßiges thut, ja nicht einmal etwas Bedeutendes, etwas Menſchlichergreifendes leidet, ſo hat der ganze Roman dadurch etwas Paſſives, um nicht zu ſagen Inhaltloſes bekommen. Die falſchen Demetrius und Waldemar ſind bekanntlich ein ſehr dankbarer Stoff für die Poeſie, aber nur warum? Weil ſie thatkräftig auftreten, weil ſie durch die Kühnheit ihrer Pläne, durch die Energie ihrer Entſchließungen die Mängel ihres Stammbaumes in Vergeſſenheit bringen. Davon iſt bei dieſem Ludwig XVII. keine Rede; es iſt ein unſelbſtändiger, ſchwacher, unentſchloſſener Knabe, verliebt, leichtgläubig, ohne Plan und Ziel, der Andere für ſich handeln und denken läßt; nehmen wir ihm ſeine Actenſtücke und Documente, was bleibt übrig? Und auch dieſe Actenſtücke und Documente, die der Dichter in ihrer ganzen kanzleimäßigen Breite mittheilt und an die er ſelbſt mit einer ſchwerzubegreifenden Hartnäckigkeit glaubt, bieten doch immer nur ein hiſtoriſches, aber kein poetiſches Intereſſe, und ſelbſt das erſtere dürfte in den Augen einer unbefangenen Kritik, zu der freilich

der Dichter dieſes Romans nur wenig geneigt ſcheint, noch ſehr zuſammenſchrumpfen. Das Beſte an dem Buch ſind wiederum die Epiſoden, ja es ſind eigentlich lauter Epiſoden, eine Reihe intereſſanter Randzeichnungen, zu denen nur leider der Text fehlt.

In „Der Held der Zukunft," einem kleinen einbändigen Roman, der 1855 ans Licht trat, iſt die Fabel im Gegentheil ſehr bedeutend angelegt; der Dichter will uns die Conflicte und Kämpfe eines edlen, hochſtrebenden Gemüthes ſchildern, das in einer ſchwachen Stunde von zärtlicher Leidenſchaft verblendet, ſich hat verleiten laſſen, der großen Welt gewiſſe Conceſſionen zu machen und der nun ſowohl mit ihr wie mit ſeinen eigenen Idealen in die peinlichſten Zerwürfniſſe und Widerſprüche geräth. Leider hat es dem Verfaſſer nicht gefallen, das intereſſante Thema mit entſprechender Sorgfalt durchzuführen; nur der Anfang des Buchs iſt vollſtändig, ja dieſer ſogar mit einer gewiſſen Breite ausgeführt, die Entwickelung dagegen iſt, wie uns dies bei Levin Schücking nicht ſelten begegnet, übereilt und lückenhaft, die Auflöſung gewaltſam und unvollſtändig, ſo daß das Ganze, bei einzelnen glänzenden Partien, doch keinen recht befriedigten Eindruck gewährt.

An denſelben Fehlern leiden zwei andere Romane des Verfaſſers, in denen er ebenfalls jenen hiſtoriſchen Boden verlaſſen hat, auf dem er ſich ſonſt mit ſoviel Glück und Sicherheit bewegt: „Die Königin der Nacht" (1852) und „Die Sphinx" (1858). Beide Romane leiden an außerordentlichen und faſt unerträglichen Unwahrſcheinlichkeiten. Wir beſcheiden uns gern, daß dem Romandichter auch in dieſem Punkte eine gewiſſe Freiheit verſtattet ſein muß und daß gewiſſe Erfindungen und Situationen, die z. B. von der Bühne geſehen unerträglich wären, ſich im Roman noch immerhin verbrauchen laſſen. Allein auf einen falſchadreſſirten Brief die ganze Verwickelung, ſowie auch ein zufälliges und ſehr

abenteuerliches Zuſammentreffen zweier Perſonen die ganze Löſung eines Romans begründen, wie es in „Die Königin der Nacht“ geſchieht — oder den Unſinn der klopfenden Tiſche allen Ernſtes als poetiſches Motiv einführen und uns glauben machen wollen, ein übrigens vollkommen nüchterner und verſtändiger junger Mann, ein junger Diplomat aus gutem Hauſe, werde ſich mit einer Dame vermählen und Wochen und Monate lang an ihrer Seite leben, ohne auch nur den Namen ſeiner Gemahlin zu wiſſen, wie der Dichter dies in „Die Sphinx“ verſucht — das heißt die Freiheiten des Romandichters denn doch etwas zu weit ausdehnen.

In ſeinem ganzen alten Glanz dagegen zeigt das Talent des Dichters ſich in der hiſtoriſchen Erzählung „Der Sohn eines berühmten Mannes“ (1856). Der berühmte Mann iſt Johann von Werth, bekannt als einer der tapferſten und glücklichſten Parteigänger des dreißigjährigen Krieges, der kühne Reiteranführer, der als General des Kurfürſten Max von Baiern ſeinen Namen den Franzoſen ſo furchtbar gemacht hatte, daß, als er endlich in Folge der Schlacht bei Rheinfelden gefangen und nach Frankreich abgeführt ward, ſelbſt ſeine Gefangenſchaft noch ein epochemachendes Ereigniß für die Neugier und das Mitgefühl des franzöſiſchen Publicums war. Auch in der vorgenannten Erzählung iſt Johann von Werth der eigentliche Mittelpunkt. Die Abenteuer und Verirrungen ſeines Sohnes Adolph von Werth und das tragiſche Ende, das denſelben frühzeitig ereilt, bilden zwar äußerlich die Fabel der Erzählung, ihre eigentliche Wirkſamkeit erhält ſie jedoch erſt in der Art und Weiſe, wie dieſe Abenteuer und Schickſale ſich in der Seele des väterlichen Helden widerſpiegeln. Die Erzählung an ſich iſt einfach und ohne eigentliche ſpannende Momente, aber von jener Kraft und Friſche der Darſtellung, die wir dieſem Dichter ſchon ſo vielfach nachgerühmt haben; beſonders ſind die Schilderungen aus

den höfiſchen und kriegeriſchen Kreiſen dieſer Zeit vortrefflich und von ächt dramatiſcher Lebendigkeit.

Auch die beiden Erzählungen „Aus den Tagen der großen Kaiſerin“ (2 Bde. 1858) gehören zu dem Anmuthigſten und Liebenswürdigſten, was der Dichter geſchrieben. Doch iſt, wie geſagt, ſeine Productivität zu groß und die Zahl ſeiner Schriften zu beträchtlich, um hier bei jeder einzelnen derſelben zu verweilen und auch ſeine lyriſchen wie dramatiſchen Verſuche („Gedichte,“ 1846; „Der Redekampf zu Florenz,“ 1854 ꝛc.), dürfen hier füglich übergangen werden, da ſie nur den Rang von Nebenarbeiten in Anſpruch nehmen und für die poetiſche Eigenthümlichkeit des Dichters ohne Bedeutung ſind.

5.

Heinrich Koenig.

Was für Levin Schücking die „Rothe Erde" von Weſtfalen, das iſt für Heinrich Koenig das „Goldene Mainz" und ſein luſtiges Treiben unter der Herrſchaft des Krummſtabs, bis dann jener Sturm der franzöſiſchen Revolution hereinbrach, der dieſe Perle des Reichs für längere Zeit dem deutſchen Vaterlande entfremdete und in deſſen Wirbeln ſo manches edle, freiheitdürſtende Herz in unſeliger Spaltung zu Grunde ging: der Mittelpunkt ſeines dichteriſchen Schaffens, auf den er immer und immer wieder zurückkommt und bei dem er gleichſam ſeine geiſtige Heimath findet.

Woher dieſe Vorliebe ſtammt, iſt leicht zu erklären; wie in Levin Schücking's Jugend die Erinnerungen der weſtfäliſchen Kleinſtaaterei hinüberſpielten, ſo war Heinrich Koenig (geboren 1790) noch Zeuge jenes geiſtlichen Regiments, das in dem „Goldenen Mainz" ſeinen glänzendſten und prächtigſten Sitz aufgeſchlagen hatte. Heinrich Koenig's Wiege ſtand in Fulda, dieſer uralten Kloſterſtadt, die damals noch zu dem Erzbisthum Mainz gehörte. Auch übrigens ſpielte das geiſtliche Weſen in ſeiner Jugendentwickelung eine große Rolle. Der Dichter ſelbſt hat dieſes ſein Jugendleben in einem eigenen, 1852 erſchienenen Büchlein beſchrieben: „Auch eine Jugend."

Das iſt ein liebenswürdiges Buch, das vortrefflich geeignet

iſt, in das innere Leben des Dichters einzuführen. Große Abenteuer und merkwürdige Begebenheiten darf man freilich nicht erwarten, trotz der bewegten Zeit, in welcher der Dichter heranwuchs. Auch Roenig's Jugendgeſchichte iſt ſo einfach und ereignißlos, wie das Jugendleben unſerer modernen deutſchen Dichter zu ſein pflegt: ein ächtes deutſches Kleinleben voll bürgerlicher Tüchtigkeit und Einfalt, in das auch die Schatten der Armuth nur grade ſo weit hineinfallen, um den Frieden und die traute Stille, die bei alledem über dieſem ärmlichen Dache walten, deſto lebhafter empfinden zu laſſen.

Eine eigenthümliche Färbung erhält das Bild durch die geiſtlich katholiſche Nachbarſchaft, in welcher der Knabe, ſelbſt einer ſtreng katholiſchen Familie angehörend, aufwächſt, und die von frühan ſein geſammtes Thun und Treiben, ſein Denken und Empfinden, ſeine Spiele wie ſeine Studien, ſeine kleinen Freuden und Leiden, Hoffnungen und Befürchtungen umſchloſſen hält.

Und nicht bloß die geiſtliche, auch die weltliche Herrlichkeit des Katholicismus lernte der Knabe damals kennen. Wie Levin Schücking, ſo beſitzt auch Heinrich Roenig eine beſondere Meiſterſchaft darin, das Leben und Treiben an den kleinen deutſchen katholiſchen Fürſtenhöfen des vorigen Jahrhunderts darzuſtellen. Sehr natürlich; lebte er ſelbſt doch als Knabe in der nächſten Nähe einer ſolchen Hofhaltung und ſah ihr mit neugierig naiven Kinderaugen ſozuſagen in Schüſſeln und Töpfe. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange; kaum zwölfjährig, erlebte der Knabe die Umwandlung des alten Biſchofſitzes in ein weltliches Fürſtenthum, indem Fulda zuerſt 1802 an die Herrſchaft des Prinzen von Oranien überging, um wenige Jahre ſpäter als leichterworbene Beute den Franzoſen zuzufallen.

Das waren denn freilich ſchlimme Eindrücke für die Seele des

heranwachsenden Knaben, und noch jetzt liefern die Schriften des Mannes den Beweis dafür, wie tief dieselben sich in die jugendliche Seele eingruben. Noch halb ein Kind, hatte er das lockere Treiben an dem geistlichen Hofe mit ansehen müssen; er sah die schmunzelnden, fetttriefenden Gesichter der Domherren, wie sie offen und heimlich jedem sinnlichen Gelüste fröhnten, er hörte von geheimen Liebschaften und verbotenen Zusammenkünften und sah wie das Gift des Pfaffenthums, nah und fern, Alles, was mit ihm in Berührung kam, verpestete.

Und dann wieder sah er, wie diese ganze geistliche Herrlichkeit eines schönen Morgens wie mit einem Zauberschlage verschwunden war; er sah im Lauf weniger Jahre eine Herrschaft der andern folgen; sah, wie politische Eide geschworen und wieder aufgelöst wurden; sah, wie in denselben Kreisen, wo vor Kurzem noch naive Frömmigkeit und altbürgerliche Sitteneinfalt geherrscht hatten, Leichtfertigkeit und moralische Verderbtheit um sich griffen — und sah, wie bei alledem die Welt ruhig ihren Gang ging und wie dieselben Menschen, die Meineid und Treubruch und jede Art von Verbrechen auf sich geladen hatten, vor den Augen der Leute bei alledem doch vollkommen unbescholten und geachtet dastanden, so lange sie nur die Macht in Händen hatten.

Eine unerwartete Wendung gewann dies enge, beschränkte Jugendleben, als eine leichtsinnig begonnene Liebschaft den noch nicht Einundzwanzigjährigen plötzlich und gegen seine eigene innerliche Neigung in das Netz einer unzeitigen und unpassenden Ehe verstrickte. Was der Dichter dabei in jugendlichem Unbedacht verschuldet, hat das Schicksal ihn reichlich büßen lassen. Zwar brechen seine Jugenderinnerungen bei der Geschichte dieser unglücklichen Heirath ab: aber auch ohne mit den Einzelheiten näher bekannt zu sein, ahnen wir trübe und gefahrvolle Verwickelungen, die auf das

innere und äußere Leben des Dichters nicht ohne den wichtigsten Einfluß bleiben konnten und deren Spuren wir denn auch vielfach in seinen späteren Schriften begegnen, namentlich in denjenigen, welche sich, wie „Regina" (1842) und „Veronika" (2 Bde. 1844) mit den socialen Zuständen der modernen Welt, insbesondere aber mit dem Seelenleben der Frauen beschäftigen.

Am verhängnißvollsten für den Dichter sollte jedoch zuvörderst die allzugroße Nähe werden, aus welcher er das Leben und Treiben der katholischen Geistlichkeit, der hohen wie der niedrigen, kennen gelernt hatte. Es ging ihm, wie allen kräftigen Gemüthern: der Druck, der ihn hatte zu Boden beugen sollen, vermehrte nur seine Spannkraft, die Sclaverei wurde ihm eine Schule der Freiheit und auf dem nach strenger jesuitischer Norm eingerichteten Gymnasium zu Fulda sog er jenen Geist der Opposition und der Aufklärung in sich, der dann nicht nur seine gesammte schriftstellerische Thätigkeit bestimmte, sondern der ihn auch praktisch in allerhand Conflicte mit der katholischen Geistlichkeit brachte, die endlich sogar seine feierliche Excommunication zur Folge hatten.

Inzwischen hatte sich in der Nähe seiner Heimath, in Kassel, das lustige Königreich Westfalen etablirt und zum zweiten Male und in noch größerem Umfang wiederholte sich das Schauspiel, das er als Knabe in Fulda kennen gelernt hatte; wieder wurden Verrath und Treubruch die Parole des Tages, wieder hielten entnervte Wüstlinge und schöne, üppige Frauen die Zügel der Herrschaft in ihren von Begierde zitternden Händen, wieder waren Tugend und Redlichkeit geächtet, während das schwelgende Laster triumphirte.

Es folgte dann die Wiederherstellung des Kurfürstenthum Hessen und auch der Dichter, dem inzwischen eine Anstellung als kurfürstlicher Finanzsecretair zu Fulda zu Theil geworden war, wurde in den Schematismus desselben mit aufgenommen; er sah

das rohe bäuriſche Laſter die weichen Polſter einnehmen, auf denen ſoeben noch das höfiſchverſchmitzte ſich gedehnt hatte, die Zöpfe und die Stockprügel wurden wieder hergeſtellt und ſieben Jahre der ungeheuerſten Bewegung, der ungeheuerſten Leiden mit einem Federſtriche vernichtet.

Aber der Dichter war inzwiſchen zum Manne gereift; ſeine Seele ergrimmt bei dem Anblick ſo vieler Verkehrtheiten und Bedrückungen und ſowohl in ſeinen Schriften wie in ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit als Landtagsabgeordneter (1832) zeigte er ſich als ein kühner und mannhafter Vertheidiger der unterdrückten Freiheit. Doch erlangte er damit nur, daß zu dem Haß der Geiſtlichkeit, der bereits auf ihm laſtete, ſich auch noch der Argwohn und die Mißgunſt der weltlichen Macht geſellte; ermüdet durch jene unaufhörlichen kleinen Nadelſtiche, auf die bereits die vormärzliche Büreaukratie ſich ſo meiſterhaft verſtand, zog er ſich endlich (1847) aus dem Staatsdienſt zurück, um fortan nur noch ſeiner Muſe zu leben. —

In der vorſtehenden flüchtigen Skizze ſeines Lebensganges glauben wir zugleich die Elemente angedeutet zu haben, welche den weſentlichſten Inhalt der Koenig'ſchen Dichtungen bilden. Heinrich Koenig iſt ein Tendenzſchriftſteller und zwar gehört er mit Leib und Seele der liberalen Richtung an; jeder Gedanke des Fortſchritts, der auf irgend einem geiſtigen oder praktiſchen Gebiete auftaucht, ſei es in der Religion, in der Politik, in der Geſellſchaft, findet an ihm einen beredten und mannhaften Vertheidiger.

Allein er weiß auch, und ein langes erfahrungsreiches Leben hat ihn gelehrt, daß die Freiheit nie auf einmal und vollſtändig, eine gewappnete Minerva, aus dem Haupte der Zeit hervortritt, ſondern daß auch unter dem Banner der Freiheit Licht und Nacht mit einander ringen und daß gefehlt wird, hüben und drüben.

Darum wählt er zum Hintergrund ſeiner Dichtungen mit Vorliebe ſolche Epochen, in denen die Sonne der Freiheit zwar bereits am Horizont emporgeſtiegen iſt, aber noch mit Wolken und Nebeln zu kämpfen hat; mit erſchütternder Wahrheit zeigt er, wie ſchwer, ja wie unmöglich es in ſolchen Zeiten allgemeiner Gährung für den Einzelnen iſt, ſich vollſtändig rein und fleckenlos zu erhalten und wie es häufig grade die größten und edelſten Herzen ſind, durch die der Riß der Zeit am tiefſten und unheilbarſten hindurchgeht.

Schon ſein erſtes Werk, „Die hohe Braut," das 1833 erſchien, ſchildert, wie der Sturm der franzöſiſchen Revolution in die friedlichen Thäler der ſavoyiſchen Alpen hereinbricht und wie die reinſten und ſchuldloſeſten Herzen dadurch voneinander geriſſen und in unſeligen Wirbeln umhergetrieben werden. Eine ähnliche chaotiſche Zeit, doch diesmal auf dem religiöſen, nicht auf dem politiſchen Gebiete, ſchildern „Die Waldenſer" (2 Bde. 1838), während in „William's Dichten und Trachten" das dämoniſche Ringen und Kämpfen der Dichterſeele mit der Welt und ſich ſelbſt dargeſtellt wird. Die ſchon genannten Novellen „Regina" und „Veronika" knüpfen an wichtige Zeitfragen der vierziger Jahre an: jene an die Stellung des modernen Judenthums, dieſe an die Frage der gemiſchten Ehen, die damals die Gemüther des deutſchen Volks in ſo heftige Bewegung verſetzte und ganz Deutſchland in zwei feindliche Lager zu ſpalten drohte.

Doch befindet der Dichter ſich in dieſer Sphäre des modernen ſocialen Lebens nicht ganz auf dem ihm entſprechenden Boden; wie ſein Talent überhaupt ein reflectirendes, anlehnendes iſt, ſo entbehrt auch ſeine Phantaſie der Urſprünglichkeit und Friſche und ſagen ihm daher auch ſolche Stoffe immer am meiſten zu, wo er ſich an ein vorhandenes geſchichtliches Material anlehnen kann

und wo mithin an ſeine Erfindungskraft nicht allzugroße Forderungen geſtellt werden.

Dies iſt denn namentlich der Fall in den „Clubiſten in Mainz“ (3 Bde. 1847), ohne Vergleich das Beſte und Bedeutendſte, was Heinrich Koenig geſchrieben hat. Zwar an epiſcher Ruhe und plaſtiſcher Fülle der Darſtellung dürfte „Die hohe Braut“ vielleicht noch den Vorrang verdienen; dagegen haben „Die Clubiſten in Mainz“ den weſentlichen Vorzug, daß wir uns darin auf deutſchem Boden befinden und daß es ein Stück deutſcher Geſchichte iſt, das hier vor uns abgeſpielt wird.

Und welch ein Stück Geſchichte! Das alte „goldene Mainz,“ dieſer wahre Herd und Mittelpunkt rheiniſcher Luſt und Lebensfülle, beherrſcht von ſtumpfſinnigen Pfaffen und liſtigen Ränkemachern; die urſprünglich ſo geſunde, ſo kernhafte Bevölkerung der maßloſeſten ſittlichen und politiſchen Verwilderung preisgegeben; die edelſten Herzen, ihres natürlichen Halts beraubt, hin und her geriſſen in dem unſeligen Kampf zwiſchen Vaterland und Freiheit, dem ſie endlich als tragiſches Opfer fallen!

Der eigentliche Held der „Clubiſten in Mainz“ iſt Georg Forſter, eine Lieblingsfigur des Dichters, der er auch bald darauf ein eigenes Werk widmete: „Haus und Welt, eine Lebensgeſchichte“ (2 Bde. 1852). Das Buch iſt, wie der Verfaſſer in der Einleitung erzählt, als ein Nachhall ſeiner „Clubiſten in Mainz“ entſtanden: und zwar in jenem unſeligen Herbſt des Jahres Fünfzig, als die Reaction, jeder Scheu ledig, ihren zerſtörenden Gang auch in die unmittelbare Nähe des Verfaſſers, nach Kurheſſen richtete. Damals als (wir ſprechen mit des Verfaſſers eigenen Worten) „jeder gegen das Recht und das Wohl ſeines Vaterlandes nicht gleichgiltige Mann für lange Zeit auf jene Sammlung und Hebung der Seele verzichten mußte, die zur ſelbſtändigen poetiſchen

Production gefordert wird" — trat das Bild Georg Forſter's, das er bereits in den „Clubiſten in Mainz" in den Kreis ſeiner Leſer beſchworen hatte, aber, wie er ſelbſt ſagt, „nur halb erkennbar," aufs Neue vor ſeine Seele, und er beſchloß, das wechſelvolle Leben dieſes „Büßers der Freiheit" zu erzählen, „heiter und umſtändlich, aber ohne Nebenabſichten und Nutzanwendungen, ſo daß es durch ſich ſelbſt einem ſinnigen Leſer Unterhaltung gewähre und ihm überlaſſen bleibe, was er dahinter noch weiter ſuchen und denken möge."

Und allerdings giebt das Leben Georg Forſter's recht ſehr viel zu bedenken, für alle Zeiten, am Meiſten aber für die unſere. In einer Epoche, wo die deutſche Wiſſenſchaft im Ganzen genommen noch ziemlich unempfänglich war für die Stimme der Freiheit und wo ſelbſt unſere erhabenſten Dichtergenien kaum noch daran dachten, daß ſie neben der idealen poetiſchen Heimath auch noch ein politiſches, ein bürgerliches Vaterland beſaßen, das ebenfalls Rechte an ſie geltend zu machen hatte — war Georg Forſter einer der Erſten in Deutſchland, dem nicht nur das Bewußtſein von der Nothwendigkeit einer politiſchen Entwickelung der Nation aufging, ſondern der auch den kühnen Schritt aus der Theorie in die Wirklichkeit, aus den Büchern in das Leben nicht ſcheute.

Den kühnen ſagen wir, nicht den glücklichen. Es war eine Schuld des geſammten Zeitalters, in welchem Forſter lebte und das man ja auch ſonſt als das kosmopolitiſche bezeichnet, daß der Begriff des Vaterlandes ſeine bindende Kraft für ihn verloren hatte: dergeſtalt daß er, zwiſchen Freiheit und Vaterland geſtellt, ſich für die erſtere entſcheiden und das Vaterland an die Freiheit preisgeben zu müſſen meinte. Wir haben denſelben Conflict ſich in unſeren Tagen erneuern ſehen, und wiederum ſind eine Menge edel gearteter und wohlgeſinnter Naturen darüber zu Grunde gegangen. Weit

entfernt daher, in das Geſchrei über Verrath und Untreue mit einzuſtimmen, mit welchem Forſter's Name ſo lange verfolgt ward und welchem, wenn wir uns recht entſinnen, zuerſt Gervinus in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Dichtung," ſowie in der gleichzeitigen Sammlung der Forſter'ſchen Schriften entgegentrat, müſſen wir doch darauf beharren, daß Forſter, indem er das Heil Deutſchlands ausſchließlich von den Franzoſen erwartete und dieſes Heil ſelbſt durch die Abtretung deutſcher Provinzen nicht zu theuer zu erkaufen glaubte, nicht bloß einen politiſchen Irrthum begangen hat, ſondern auch eine ſittliche Schuld. Jedem tragiſchen Conflict liegt eine ſittliche Schuld zu Grunde: und wo wäre ein Untergang tragiſcher als dieſes Ende Forſter's, wie er, verlaſſen, im fremden Lande, an Enttäuſchung und — unausgeſprochenem Heimweh ſtirbt?! Heinrich Koenig hat ſich den Dank aller einſichtigen Patrioten erworben, indem er, ungeachtet aller Vorliebe, die er für ſeinen Helden hegt, dieſe ſittliche Schuld deſſelben doch nirgend zu verdecken oder auch nur zu beſchönigen ſucht; ſelbſt das Herbſte, was man über Forſter's Verfahren in Mainz ſagen kann und was leider nicht ſo unbegründet iſt, wie man zum Ruhme des unglücklichen Mannes wol wünſchen möchte, läßt er wenigſtens zwiſchen den Zeilen leſen: nämlich daß Forſter ohne die langjährige und, wie er ſelbſt allmählig glaubte, unlösbare Verwirrung ſeiner finanziellen und häuslichen Verhältniſſe wol ſchwerlich ſo raſch gehandelt und ſich der franzöſiſchen Partei ſo blindlings in die Arme geworfen, wie er es gethan.

Es iſt aber dies die zweite große Lehre, die unſere Zeit aus dem Leben Forſter's zu ziehen hat und wiederum wiſſen wir es dem Dichter Dank, daß er grade dieſe Lehre gleichſam zum Grundthema ſeines Buches gemacht hat: die Lehre nämlich, daß die Freiheit nur durch Entſagung gewonnen wird und daß auch der edelſte Wille

und das reinſte Streben nicht ausreichen, wo das Maß der Beſonnenheit und der Selbſtbeſchränkung fehlt. Ganz vortrefflich wird nachgewieſen, wie dieſer Mangel an Selbſtbeſchränkung und feſtem häuslichen Sinne ſich von früh auf durch Forſter's ganzes Leben hinzieht, ſein wiſſenſchaftliches ſowohl wie bürgerliches, ja wie er dieſen Fluch der Maß- und Ordnungsloſigkeit ſchon als früheſtes und einziges Erbtheil von ſeinem Vater empfängt. Erſt aus den häuslichen Tugenden erwachſen die politiſchen; nehmt England ſeinen großartigen Familienſinn, und gebt Acht, wie viel ihm von ſeinem großartigen Bürgerſinn noch bleiben wird. In der Stille des Hauſes, in der keuſchen Umgrenzung des eigenen Herdes iſt es, wo die künftigen Bürger des Vaterlandes erzogen werden; hier haben wir durch Beharrlichkeit, Ordnung und ernſtes, nüchternes Streben, durch Entſagung, Maß und Selbſtbeherrſchung den Grund zu legen zu der dereinſtigen Rettung Deutſchlands, — wenn das nämlich überhaupt noch zu retten iſt. Zugleich iſt, wie die Dinge jetzt bei uns ſtehen, dieſer häusliche Kreis beinahe der einzige, der uns überhaupt noch geblieben iſt. Zwar auch dieſer nicht völlig: denn die Polizeimaſchine des gegenwärtigen Staates ſtreckt die unerbittlichen, eiſernen Arme bekanntlich auch bis in das Innere des häuslichen Lebens. Aber es iſt doch wenigſtens noch ein Stück davon geblieben, ein ſchwimmendes Eiland gleichſam, mitten in den trüben Fluthen der Gegenwart, die Saat einer kommenden beſſern Zeit darauf auszuſtreuen. Benutzen wir dieſen Boden, wie er es verdient und laſſen wir uns Forſter's Beiſpiel zur Warnung gereichen, wie die perſönliche Schwäche der Aeltern ſich möglicherweiſe in den Kindern als politiſches Verbrechen, zum Unglück des Vaterlands wie zu ihrem eigenen, wiederholt!

Doch kehren wir zu dem Buche, das uns zu dieſer Abſchweifung veranlaßte, zurück. Daſſelbe iſt der Hauptſache nach ſtreng

hiſtoriſch; nur an der Kunſt, mit welcher der Stoff gruppirt iſt, ſowie an der feinſinnigen Sorgfalt, mit welcher die einzelnen pſychologiſchen Motive durchgeführt ſind, erkennen wir die nachbeſſernde Hand des Künſtlers. Eine wirkliche Aenderung oder Umarbeitung des Stoffes hat derſelbe ſich nirgend erlaubt; wenn die Geſchichte hier nichtsdeſtoweniger mit allen bald anmuthigen, bald gewaltigen Wirkungen der Poeſie auftritt, ſo liegt das in dem tiefen poetiſchen Gehalt der Charaktere und Schickſale, die hier zur Darſtellung kommen. — Einen vorzüglichen Schmuck des Buches bilden die ausführlichen Schilderungen aus der Sittengeſchichte und dem geſelligen wie literariſchen Treiben der damaligen Zeit. Für dergleichen Schilderungen beſitzt Heinrich Koenig überhaupt ein ausgezeichnetes Talent; ſeine reflectirende, grübelnde Natur, unterſtützt durch die vorherrſchende Receptivität ſeines Weſens, weiß ſich mit wunderbarer Geſchicklichkeit in längſt entſchwundene Zeiten und Zuſtände einzuleben und den Irrwegen nachzugehen, auf welchen einzelne bedeutende und merkwürdige Charaktere ſich entwickelt haben. Es iſt daſſelbe Talent der Detailmalerei, das wir auch an Wilibald Alexis und Levin Schücking zu bewundern haben: und wenn daſſelbe auch bei Heinrich Koenig nicht mit derſelben Unmittelbarkeit und Farbenfriſche auftritt, ſo entſchädigt er dafür durch die ſorgfältige Durcharbeitung und Sauberkeit ſeiner Zeichnungen.

Dieſe Schilderungen bilden denn auch die eigentliche Glanzſeite des großen dreibändigen Romans, den er 1855 unter dem Titel: „König Jerôme's Carneval" herausgab. Wir haben eben geſehen, wie Kaſſel und die tolle Zeit der dortigen weſtfäliſchen Herrſchaft gleichſam den zweiten Pol in der Seele des Dichters bildet. Es iſt das ergänzende Gegenſtück zu dem „Goldenen Mainz" zur Zeit der franzöſiſchen Republik: dort die Schrecken der Revo-

lution über ein ſtillumfriedetes, redlich ſtrebendes, aber von ſeinen Oberen verlaſſenes Bürgerthum hereinbrechend, hier ein Abgrund franzöſiſcher Leichtfertigkeit und Sittenloſigkeit, aus dem deutſcher Mannesmuth und deutſche Beſonnenheit ſich, wenn auch nicht ohne ſchwere Einbuße, doch endlich ſiegreich herausarbeiten.

Der Dichter bewegt ſich hier wie in „Die Clubiſten in Mainz“ auf einem Terrain, auf dem er durch Herkunft und Studium vollkommen zu Hauſe, und auch der Stoff gehört zu der Gattung, die ihm am Meiſten zuſagt: es iſt mehr memoirenhafte Schilderung als eigentliche romanhafte Verwickelung, mehr ein behagliches Entfalten und in die Breitegehen, als ein dramatiſcher Verlauf gewaltiger Leidenſchaften und ergreifender Situationen. Das Buch erinnert darin wie auch noch in anderen Punkten an Wilibald Alexis' „Iſegrimm,“ zu dem es gewiſſermaßen ein Seitenſtück bildet. Doch hat der Verfaſſer ſich den Vortheil entgehen laſſen, den der märkiſche Dichter ſo geſchickt benutzte, indem er in die Mitte ſeines Romans einen Charakter ſtellte, in deſſen knorrig trotzigem Weſen ſich gleichſam die Natur ſeines Landes abſpiegelt und der, ganz abgeſehen von den Zeitbeziehungen, ſchon durch ſich ſelbſt, durch ſeine ſtarkausgeprägte Eigenthümlichkeit, durch ſeine ſittliche Energie und die Kraft ſeines Auftretens, den Leſer feſſelt und befriedigt.

Das läßt ſich nun von dem Hermann Teutleben, der den Mittelpunkt des Koenig'ſchen Romans bildet, nicht wohl ſagen. Derſelbe iſt im Gegentheil ein etwas blaſſer, ſchwächlicher Geſelle, ſeine Naivetäten ſind meiſtentheils zu kindlich, ſeine vielfachen Wandelungen zu plötzlich und zu unmotivirt, als daß wir rechtes Zutrauen zu ihm faſſen, rechte Theilnahme für ihn gewinnen könnten. Selbſt für das Intereſſe des gewöhnlichen, nur auf Unterhaltung ausgehenden Leſers iſt er zu unbedeutend, faſt hätten wir geſagt zu

langweilig. Nun iſt eine gewiſſe ſpießbürgerliche Langweiligkeit allerdings ein Zug des deutſchen Nationalcharakters, am Romanhelden aber wollen wir ihn doch nicht ſehen oder wenigſtens nur in humoriſtiſcher Beleuchtung, während dieſer Hermann Teutleben ſeine Langweiligkeit und Farbloſigkeit, ſeine jugendliche Unreife und Unentſchiedenheit, mit einem Wort ſeinen Mangel aller heldenhaften Eigenſchaften ganz ernſthaft und mit großem Nachdruck zur Schau trägt. — Dieſem nüchternen, farbloſen Helden entſpricht auch die Fabel des Romans; ſie iſt ebenfalls ziemlich intereſſelos, und wo ja einmal einzelne dramatiſch ſpannende Fäden hervortreten wollen, da läßt der Dichter ſelbſt dieſelben ſogleich wieder fallen, ſo daß die Erwartung des Leſers unbefriedigt bleibt.

Dieſer Mangel einer ſpannenden Fabel und eines bedeutenden, ſeine Umgebung wahrhaft beherrſchenden Helden macht ſich in dieſem Falle aber um ſo fühlbarer, je breiter die Umgebung ſelber iſt und mit je größerer Unbefangenheit der Dichter ſich ſeiner Vorliebe für kulturgeſchichtliche Schilderungen und Excurſe hingegeben hat. Es iſt daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen dem Beiwerk des Romans, den zahlreichen Lokalſchilderungen, den Nebenfiguren und Epiſoden und dem eigentlichen Kern und Mittelpunkt deſſelben, das wir auch bei Wilibald Alexis bemerkten. Freilich hat auch der deutſche Dichter in dieſer Hinſicht mit ganz beſonderen Schwierigkeiten zu kämpfen; wo in der Nation ſelbſt ſo wenig Heldenhaftes iſt und wo die eigene vaterländiſche Geſchichte ſo wenig große Charaktere erzeugt, da muß es natürlich auch der Phantaſie des Dichters ſchwer fallen, bedeutende poetiſche Helden hervorzubringen und Charaktere zu ſchaffen, die in der That würdig und befähigt ſind, die idealen Elemente der Dichtung zu repräſentiren.

Dagegen hat der Dichter in der Charakteriſtik der Nebenfiguren zum Theil Vortreffliches geleiſtet, wenn auch mehr auf der

Schatten-, als auf der Lichtſeite, mehr in den hiſtoriſchen Porträts, als in den poetiſch erfundenen Geſtalten. Unter letzteren iſt Lina ohne Zweifel die bedeutendſte und anmuthigſte und auch diejenige, an welche der Dichter ſelbſt die meiſte Sorgfalt verwendet hat; wenn ſie dem Leſer bei alledem keinen ganz reinen und wohlthuenden Eindruck hinterläßt, ſo liegt das wol hauptſächlich an der pikanten, aber poetiſch wie ſittlich unmöglichen Doppelſtellung zwiſchen Mann und Geliebten, in welche der Dichter ſie verſetzt und die allenfalls durch ein tragiſches Ende verſöhnt werden, nimmermehr aber den komödienhaften Ausgang nehmen durfte, den der Poet ihr zu geben für gut befunden hat.

Mit großer Schärfe und Feinheit dagegen iſt König Jerôme mit ſeiner leichtfertigen Umgebung gezeichnet; auch der Finanzminiſter von Bülow, Johannes Müller, in ſeinem Schwanken und ſeiner Unentſchiedenheit, der Kapellmeiſter Reichardt ꝛc. ſind ſehr gelungene Porträts, und auch in den zahlreichen Statiſten des Romans, den Spionen, Kupplern, Polizeidienern, von denen er wimmelt, zeigt ſich eine große Lebendigkeit und Friſche der Charakteriſtik. — Ein Uebelſtand freilich bleibt immerhin an der ganzen Gattung haften. Es iſt derſelbe Uebelſtand, den wir auch an Wilibald Alexis' Romanen aus der preußiſchen Geſchichte bemerkten, und auch dem Verfaſſer von „König Jerôme's Carneval" iſt es nicht gelungen, ihn überall zu beſeitigen: die Geſchichte in ihrer memoirenhaften Ausführlichkeit ſpielt zu unmittelbar in den Roman hinein, die gehäuften Porträts hiſtoriſcher Perſönlichkeiten ſtören die poetiſche Unbefangenheit und erwecken dem Leſer eine gewiſſe proſaiſche Neugier, ein gewiſſes kritiſches Gelüſte, den Dichter mit der Geſchichte in der Hand zu controliren, ob ſich das Alles auch wirklich ſo verhalten, was denn natürlich dem künſtleriſchen Eindruck nicht eben günſtig iſt. —

Neben dieſen gröſseren Werken, den eigentlichen Stützen ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, hat Heinrich Koenig im Lauf der letzten Jahre noch eine Anzahl kleinerer Arbeiten geliefert, die er ſelbſt vermuthlich nur als Lückenbüſser betrachtet und auf die daher auch hier nicht näher eingegangen werden ſoll. Für einen beliebten Schriftſteller, der unter allen Umſtänden auf die Theilnahme des Publicums zählen darf, liegt die Verſuchung zu dergleichen leichthingeworfenen Arbeiten nahe genug; der See will ſeine Opfer, die Leihbibliotheken wollen ihre Novitäten haben und ſo iſt es denn immerhin als ein Fortſchritt zu betrachten, wenn anerkannte und befähigte Schriftſteller ſich herbeilaſſen, dies frivole Bedürfniſs des Publicums zu befriedigen, als wenn dieſe Befriedigung ausſchlieſslich den Tagelöhnern der Literatur überlaſſen bleibt. — Unter dem Titel „Seltſame Geſchichten" lieferte Heinrich Koenig eine Sammlung kleinerer Erzählungen und memoirenartiger Schilderungen, unter denen namentlich die letzteren manches Intereſſante enthalten. In der hiſtoriſchen Novelle „Täuſchungen" führt der Dichter uns nochmals auf jenen Boden des republikaniſch unterwühlten Mainz, den er bereits ſo vielfach und ſo erſchöpfend geſchildert hat. Der Held iſt ein vornehmer Schwindler, ein Abenteurer, der ſich unter der Maske des geiſtreichen Mannes in allerhand bedenkliche und zweideutige Unternehmungen einläſst und wenn auch ſchlieſslich die poetiſche Gerechtigkeit an ihm geübt und ihm die Maske vom Antlitz geriſſen wird, ſo iſt doch ein ſolcher Charakter überhaupt nicht beſonders geeignet, die Sympathien des Leſers zu erwecken. — Völlig verfehlt iſt das neueſte Werk des Dichters: „Marianne oder Um Liebe leiden" (2 Bde. 1858): da ja aber nach dem bekannten Sprichwort ſelbſt Homer zuweilen ſchläft, ſo wird man ja auch einem übrigens ſo fruchtbaren und talentvollen Schriftſteller ein einzelnes verfehltes Buch wol nachſehen dürfen.

Schließlich ſei hier noch erwähnt, daß Heinrich Koenig ſich gelegentlich auch als Dramatiker verſucht hat: „Die Wallfahrt“ (1832) und „Otto III.“ (1836). Es ſind Verſuche, wie faſt jeder ſtrebſame deutſche Dichter, mag ſein Talent in der That auch in einer ganz anderen Sphäre liegen, ſie einmal anzuſtellen pflegt; das Licht der Lampen haben ſie unſeres Wiſſens niemals erblickt und auch für die dramatiſche Literatur ſind ſie ohne Bedeutung.

6.

Friedrich Hackländer und Friedrich Gerſtäcker.

Wir bezeichneten Heinrich Koenig als einen weſentlich reflectirenden Dichter. Sein Pathos, ſagten wir, iſt die Tendenz; mit Vorliebe bewegt er ſich in ſolchen Zeiten und ſolchen Gegenden, wo Licht und Finſterniß noch mit einander im Kampfe liegen und wo das gewaltige Ringen des Jahrhunderts ſich wiederſpiegelt in dem tragiſchen Schickſal einzelner hervorragender Perſönlichkeiten. Man kann zuweilen zweifeln, ob Heinrich Koenig mehr zum Dichter oder zum Hiſtoriker berufen und ob das, was er uns bietet, mehr Poeſie oder mehr Geſchichte iſt. Die Receptivität iſt bei ihm größer als die Productivität, ſein kritiſches Vermögen ſtärker als ſeine Phantaſie; ſeine Muſe iſt ein gar gelehrtes Frauenzimmer, das erſt viele Bücher durchſtöbert und viele Syſteme durchforſcht haben muß, bevor ſie ſich daran macht, den mühſam geſammelten Stoff auf ihre Weiſe zu verarbeiten. Darum haftet auch Allem, was er ſchreibt, eine gewiſſe Kälte, faſt müſſen wir ſagen, eine gewiſſe Schwerfälligkeit an; Heinrich Koenig iſt ohne Humor und obwohl er es liebt, ſeinen Stil mit allerhand witzigſeinſollenden Einfällen und Anſpielungen zu verbrämen, ſo iſt doch der Witz eben nicht ſeine ſtarke Seite.

Wohlan denn, hier ſind zwei andere Lieblinge unſeres romanleſenden Publicums, die von Reflexion und Tendenz nichts wiſſen,

ächte Naturburſche, die ſich um Bücher und Syſteme von jeher blutwenig gekümmert, dafür aber ſich tüchtig im Leben getummelt und ebenein von der Natur die köſtliche Mitgift einer immer heitern Laune und eines immer lachenden Humors empfangen haben: Friedrich Hackländer und Friedrich Gerſtäcker.

Die ungeheure Mehrzahl unſerer deutſchen Poeten nimmt den Weg in die Literatur durch die Studirſtube; ehe ſie die Welt kennen, ſchreiben ſie Bücher und ehe ſie Bücher ſchreiben, ſchreiben ſie Kritiken. Hier ſind denn einmal zwei Schriftſteller, die einen völlig entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen haben. Beide, Hackländer wie Gerſtäcker, ſind nicht aus den gelehrten, ſondern aus den gewerbtreibenden Ständen hervorgegangen; beide haben nie eine Univerſität beſucht, nie eine eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung erhalten. Dafür aber haben beide von Jugend auf vielfache Gelegenheit gehabt, Welt und Menſchen kennen zu lernen; das bunte Treiben der Wirklichkeit, das der Mehrzahl unſerer Poeten Zeit ihres Lebens ein Buch mit ſieben Siegeln bleibt, hat ſich frühzeitig vor ihren Blicken entfaltet, ja ſie ſelbſt haben in mannigfachſter Weiſe thätigen Antheil daran genommen. Die große Maſſe unſerer Schriftſteller entwickelt ſich immer nur im Treibhaus der Theorie, Hackländer und Gerſtäcker hat die Schule des Lebens großgezogen; weil ſie ſelbſt ſo viele Abenteuer beſtanden, vermögen ſie ſo abenteuerliche Bücher zu ſchreiben; in den harten Kämpfen, die ſie mit der Realität der Dinge geführt haben, hat ſich dieſer Realismus der poetiſchen Darſtellung herangebildet, den wir an ihnen bewundern.

Beide ſind in demſelben Jahre (1816) geboren. Hackländer's Heimath iſt das gewerbreiche Burtſcheid bei Aachen, bekanntlich eine unſerer thätigſten und ſtrebſamſten Fabrikſtädte. Mit einer ſehr mangelhaften Schulbildung wurde er in einem Alter von

vierzehn Jahren als Lehrling in eine Modewaarenhandlung nach Elberfeld gebracht; hier lernte er praktisch alle jene „kleinen Leiden" des angehenden Kaufmanns kennen und vertiefte sich gründlichst in jenen „Handel und Wandel," den er späterhin so ergötzlich, wenn auch freilich nicht in der rosenfarbenen Beleuchtung schilderte, in der z. B. Gustav Freytag das Haus T. A. Schröter u. Comp. erblickte.

Doch lassen sich solche kleinen Leiden besser schildern als erleben. Der junge Dichter — denn schon als Lehrling dichtete Hackländer nicht nur, sondern einzelne seiner jugendlichen Producte waren auch schon durch die Elberfelder Localblätter in die Oeffentlichkeit gedrungen — fühlte sich hinter dem Ladentisch nichts weniger als behaglich und so ergriff er mit Begier die Gelegenheit, sich einem anderen, ihm, wie er glaubte, mehr zusagenden Stande zu widmen: er trat in die preußische Artillerie, und wenn er bis dahin mit der Misere des armen Handlungslehrlings zu kämpfen gehabt hatte, so lernte er nun das ganze vergoldete Elend eines modernen Friedenssoldaten kennen. Auch wurde er desselben bald wieder überdrüssig und trat in seinen früheren Stand zurück, jedoch nur um ihm in kurzem aufs Neue und nun für immer zu entsagen; voll kecken Jugendmuthes einem Talente vertrauend, von dem er bis dahin nur erst sehr untergeordnete Proben abgelegt hatte, begab er sich nach Stuttgart, der großen Metropole des süddeutschen Buchhandels, um daselbst als Schriftsteller sein Glück zu versuchen.

Und das Glück war ihm hold; die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden," die er 1841 veröffentlichte und in denen er die Erinnerungen seiner eigenen militairischen Leidenszeit niederlegte, erregten das allgemeinste Aufsehen und verschafften ihm rasch einen beliebten Namen. Auch war dieser Erfolg wohlverdient; so leicht diese Skizzen auch hingeworfen waren und so viel Mängel ihnen in stilistischer Hinsicht anklebten, so wurde das Alles doch reichlich

aufgewogen durch die gesunde, natürliche Frische und den naiven Humor, der sie belebt. Man muß nur immer die Zeit festhalten, in welcher Hackländer zuerst vor dem größern Publicum auftrat. Die deutsche Literatur hatte dazumal jene krankhafte Bläße, die ihr von den Zeiten unserer Romantiker her anhaftete, noch nicht völlig überwunden, sie war noch sehr abstract und schaukelte sich noch immer lieber, ein Vogel Phönix, in den blauen Lüften, als daß sie versucht hätte, sich in der Welt der Wirklichkeit heimisch zu machen.

In diese Welt nun eröffnete Hackländer einen Blick — und welch einen Blick! Das hatten wir ja Alles selbst miterlebt, das waren ja alles lauter gute alte Bekannte, diese schnurrbärtigen Wachtmeister, diese näselnden Lieutenants, diese dicken Hauptleute mit ihren Kreuzmillionen Donnerwettern, bis hinauf zu dem gestrengen Herrn Obersten, der gar nicht mehr anders spricht, als nur in Fluch- und Schimpfwörtern und gleich Zeus seine Blitze ohne Ansehen der Person nach allen Seiten hin entsendet; wir hatten sie geathmet, diese schwere dicke Luft der Wachtstuben mit ihrem Gemengsel von Tabak, Schnaps und Unschlittlichtern; wir hatten sie gehört und wieder gehört, diese tausendmal vernommenen und immer wieder belachten Schwänke und Witze, die gleichsam mit zu dem eisernen Bestand der Kaserne gehören und auch die melancholischen „drei Tage Mittelarrest" hatten wir gelegentlich mit durchgemacht. Das Alles wurde hier mit einer Wahrheit und Treue geschildert, die unwiderstehlich fesselte; je seltener diese durchaus realistische Behandlung in unserer damaligen Literatur noch war, je größer mußte natürlich auch die Wirkung sein; es war ein ganz neuer Genuß, der dem Publicum hier geboten ward und es gab sich ihm hin mit der ganzen ungetrübten Freude und Unbefangenheit eines überraschten Kindes.

Diese streng realistische Darstellung kehrt nun auch in allen

ſpäteren Schriften unſers Dichters wieder. Dieſelben ſind ſehr zahlreich (z. B. „Handel und Wandel“, 2 Bde. 1850; „Namenloſe Geſchichten,“ 3 Bde. 1851; „Europäiſches Sclavenleben,“ 4 Bde. 1854; „Eugen Stillfried,“ 3 Bde. 1856; „Der neue Don Quixote,“ 4 Bde. 1858 ꝛc.): denn da Hackländer ſich mit tiefen Gedanken und ernſten Studien nicht plagt, ſondern die Wirklichkeit friſchweg abſchreibt, wo und wie er ſie findet, ſo kann er natürlich mit großer Schnelligkeit produciren. Aus denſelben Gründen hat er auch ein ſehr großes und ſehr anhängliches Publicum; ſeine Bücher leſen ſich alle ſo leicht, ſie machen ſo wenig Anſprüche an die Denkkraft, ja ſelbſt nur an die Phantaſie des Leſers, es iſt ſo gar nichts darin von Tendenzen und Theorien, ſondern Alles ſpinnt ſich ſo glatt und friedlich ab und auch der Schluß der Geſchichten iſt allemal ſo befriedigend, wie ein richtiger Romanleſer es ſich nur immer wünſchen kann. — Es ſind in allen ſeinen Werken immer dieſelben Menſchen und dieſelben Lebenskreiſe, denen wir begegnen; da iſt ein wenig Hof — der Dichter war bekanntlich eine Zeitlang als Secretair des Kronprinzen von Würtemberg beſchäftigt und lebt noch jetzt in intimen Beziehungen zu der vornehmen Geſellſchaft der ſchwäbiſchen Reſidenz — etwas alter Adel, etwas neuaufſtrebendes Bürgerthum, viel, ſehr viel Kramladen, viel Theater- und Couliſſenwirthſchaft, etwas Literatur und Buchhandel, nicht zu vergeſſen die unvermeidlichen Lieutenants und Officierburſchen, zu denen der Dichter noch von ſeinen Leidensjahren als preußiſcher Artilleriſt her eine ſtille Zuneigung behalten hat.

Es iſt merkwürdig, mit welcher Selbſtgenügſamkeit Hackländer in dieſen einmal liebgewonnenen Kreiſen beharrt und wie unverdroſſen er iſt, immer dieſelben Marionetten an denſelben Fäden zu ziehen. Da iſt keine Fortbildung der Anſichten, keine Erweiterung der Standpunkte, keine Aufnahme neuer Elemente und An-

ſchauungen; mit vollkommenſter Unbefangenheit reproducirt der Dichter ſich ſelbſt in ſeinen eigenen Figuren und iſt dabei ſtets gewiß, ein dankbares Publicum zu finden.

Denn noch ſteht es ja in Deutſchland ſo, daß man nur für den Philiſter zu ſchreiben braucht, um ſtets des größten Publicums gewiß zu ſein. —

Selbſt die Ereigniſſe und Abenteuer ſeines eigenen ſpäteren Lebens bleiben auf die Erzeugniſſe dieſes Dichters ohne directen Einfluß und vermögen ſeiner Phantaſie keine neuen Schwingen zu verleihen. Hackländer hat das Glück gehabt, große Reiſen zu machen und viele fremde Länder zu ſehen, zum Theil unter ſo günſtigen Umſtänden, wie ſie einem Privatmanne nur ſelten zu theil werden. Ein vornehmer Kavalier, der vom König von Würtemberg nach dem Orient geſchickt wurde, um daſelbſt edle Pferde einzukaufen, wählte ihn zum Reiſegefährten; er begleitete ferner den Kronprinzen von Würtemberg auf wiederholten Reiſen durch Italien, Sicilien, Norddeutſchland, Belgien und Rußland; auch Spanien wurde neuerdings von ihm beſucht und während des Feldzugs der Oeſterreicher gegen Sardinien, im März 1849, befand er ſich im Hauptquartier des Grafen Radetzky. Allein abgeſehen von den Schilderungen ſeiner kriegeriſchen Abenteuer („Soldatenleben im Kriege," 2 Bde. 1849), iſt ſeinen Schriften von alledem nur wenig anzumerken; ſelbſt die farbenreiche Welt des Morgenlandes hat nur wenig Eindruck auf ihn gemacht und ſowol die „Daguerreotypen, aufgenommen auf einer Reiſe in den Orient," (2 Bde. 1842), wie „Der Pilgerzug nach Mekka" (1847) ſind nur ziemlich nüchtern und proſaiſch ausgefallen. Der Dichter kennt eben ſeine Stärke und beutet ſie aus wie ein kluger Kaufmann: in jenen vorhin bezeichneten Kreiſen iſt er vollſtändig zu Hauſe und da es dieſelben Kreiſe ſind, aus denen das große Publicum ſelber zuſammengeſetzt iſt,

und da ferner, wie man weiß, ein Jeder am Liebſten von ſich ſelber hört und lieſt, ſo iſt die Speculation auch gewiß ganz verſtändig. —

Noch ungleich bewegter und abenteuerlicher iſt das Leben, welches Friedrich Gerſtäcker geführt hat. Zu Hamburg als der Sohn eines zu ſeiner Zeit beliebten Sängers und Schauſpielers geboren, begleitete er denſelben ſchon als Kind auf ſeinen häufigen Kunſtreiſen und gewöhnte ſich dadurch frühzeitig an ein unſtetes Wanderleben. Nach dem Tode des Vaters ſollte er Kaufmann werden: allein ſein Sinn ſtand in die Ferne, er wollte nach Amerika auswandern, und um ſich dazu gehörig vorzubereiten, widmete er ſich eine Zeit lang der Landwirthſchaft. 1837 ſchiffte er ſich auf gut Glück nach Amerika ein. Allein dies ſogenannte „gute Glück“ iſt häufig ein ſehr ſchlimmes. Ohne beſtimmten Lebensberuf, ſelbſt ohne genügende Kenntniſſe, gerieth Gerſtäcker auf dem fremden, ungaſtlichen Boden bald in die bitterſte Noth; das bischen Hab und Gut, das er aus Europa mitgebracht hatte, wurde ihm von einem „ſmarten Yankee“ richtig abgenommen und ſo ſah der angehende Dichter ſich bald allen Wechſelfällen des nordamerikaniſchen Lebens hilflos preisgegeben.

Oder nein, nicht hilflos: der ſtarke, kräftige Mann, mit den geſunden Gliedern und der unerſchütterlichen Kraft ſeines Willens, fand die Hilfe in ſich ſelbſt. Reißt einen deutſchen Dichter oder Gelehrten, wie ſie nun einmal ſind, aus den Verhältniſſen, in denen er aufgewachſen und in neun von zehn Fällen wird er zu Grunde gehen, wie ein ausgeſetztes Kind. Gerſtäcker ging nicht zu Grunde; die deutſche Stubenluft hatte noch nicht an ſeinem Jugendmuth und ſeiner Kraft gezehrt. In den verſchiedenartigſten Lagen und zum Theil unter den dürftigſten Verhältniſſen, bald als Heizer und Matroſe, bald als Handlanger, bald als Pächter, zuweilen auch

als Holzhauer, als hauſirender Krämer, als Silberſchmid, einmal ſogar als Fabrikant von Pillenſchachteln, durchſtreifte er die Union von einem Ende zum andern und ſchlug ſich überall tapfer durch; waren ſeine Mittel erſchöpft, ſo griff er zu der erſten der beſten Arbeit, die ſich ihm darbot, und hatte er ſich damit ein kleines Kapital geſammelt, ſo begab er ſich aufs Neue auf die Wanderſchaft. Auch lebte er längere Zeit hindurch als Jäger in den Urwäldern, von allen Menſchen abgeſchieden, nur ſeiner guten Büchſe und ſeinem Jagdglück vertrauend.

Auf dieſe Art ſammelte Gerſtäcker den Stoff zu den „Streif- und Jagdzügen durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas," (2 Bde. 1844), mit denen er nach ſeiner endlichen Rückkehr nach Europa zuerſt als Schriftſteller auftrat und denen dann raſch nach einander zahlreiche andere Werke folgten. Dieſelben geben ſämmtlich die Eindrücke wieder, welche der Dichter während ſeines Aufenthalts in Amerika geſammelt. Das Bedeutendſte darunter ſind „Die Regulatoren am Arkanſas" (3 Bde. 1846) und „Die Flußpiraten im Miſſiſſippi" (2 Bde. 1848): beide ausgezeichnet ſowol durch die Lebendigkeit und Friſche der landſchaftlichen Schilderungen, wie namentlich auch durch das dramatiſche Intereſſe der Fabel und die lebhafte und kräftige Charakteriſtik. Gerſtäcker erinnert, in ſeinen Vorzügen ſowol wie in ſeinen Schwächen, an Karl Spindler; es iſt dieſelbe unverwüſtliche Erfindungskraft, dieſelbe Ueppigkeit der Phantaſie, dieſelbe Plaſtik der Darſtellung, aber freilich auch derſelbe rohe Naturalismus und derſelbe Mangel an Selbſtkritik, dieſelbe Hinneigung zu einer leichtfertigen, faſt fabrikmäßigen Production.

Dieſer letztere Vorwurf trifft Gerſtäcker beſonders in jüngſter Zeit, nach ſeiner Rückkehr von der großen Reiſe um die Welt, die er im Frühjahr 1849 antrat. Schon die Schilderung dieſer Reiſe,

die er 1852 in 5 Bänden veröffentlichte, zeigt nicht mehr ganz die Friſche des Colorits und die naive Anmuth der Darſtellung, durch die ſeine früheren Werke ſich auszeichnen; es iſt nicht mehr der unbefangene Drang der Mittheilung, der ihm die Feder in die Hand giebt; der ehemalige Bewohner der amerikaniſchen Urwälder iſt Schriftſteller geworden, Schriftſteller vom Handwerk und gießt in ſeinen Wein grade ſo viel Waſſer, wie das große Publicum es liebt. — Wir verzichten daher auch darauf, dieſe Werke hier im Einzelnen aufzuzählen. Es ſind theils Reiſeerinnerungen, theils Romane, theils Volks- und Kinderſchriften: Alles kräftige, geſunde Waare, aber etwas flüchtig zubereitet und mehr auf das Bedürfniß des großen Haufens, als auf die Befriedigung des Kenners berechnet.

Und darin ſtimmt er denn wiederum mit Friedrich Hackländer überein. Natur und Schickſal haben für dieſe beiden Schriftſteller außerordentlich viel gethan; durch den derben, friſchen Realismus, der in ihren Schriften herrſcht, ſind ſie ein wahrhaft erfriſchendes Element für die Literatur der Gegenwart geworden. Allein ſo viel ſich in dieſer Schule des Lebens auch lernen läßt und ſo ſehr beide Dichter durch die Fülle ihrer praktiſchen Erfahrungen der Mehrzahl ihrer ſchriftſtelleriſchen Collegen überlegen ſind, Eines kann die bloße Empirie doch nicht geben: das iſt die höhere künſtleriſche Bildung und die bewußte Empfindung des Schönen. Hier haben beide Dichter ihre Achillesferſe; ſie ſind intereſſant, unterhaltend, witzig, aber ſie ſind roh; es fehlt ihren farbenreichen Gemälden an jenem Duft der Poeſie und jener künſtleriſchen Einheit, die allein aus einem ernſten und gewiſſenhaften Studium der Kunſt und ihrer Geſetze gewonnen wird. — Bei Hackländer zeigt ſich das vornämlich in ſeinen dramatiſchen Verſuchen. Allerdings ſind die beiden Luſtſpiele, mit denen er im Lauf der letzten Jahre das

deutſche Theater bereicherte („Der geheime Agent," 1850 in Wien bei der von Laube ausgeſchriebenen Concurrenz mit einem Preiſe gekrönt, und „Magnetiſche Curen," 1851) von Seiten des Publicums mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden, und als geſchickt gearbeitete und wirkſame Bühnenſtücke haben ſie denſelben ohne Zweifel auch verdient. Im Uebrigen aber mangelt es beiden Stücken doch an eigentlicher Poeſie; die Komik kommt nicht über den Spaß hinaus, es fehlt jene große und freie Weltanſchauung, ohne die kein wahrer Humor ſich entfalten kann; der Dichter müßte ernſter und tiefer nachgedacht haben über die wichtigſten Probleme der modernen Geſellſchaft, er müßte mit einem Wort dem Idealen näher ſtehen, wenn ſein Realismus erfreulicher und ſeine Komik poetiſch wirkſamer ſein ſollte.

Bei Gerſtäcker macht der eben gerügte Mangel ſich beſonders in der Vernachläſſigung der Form bemerkbar. Nicht nur in der Compoſition ſeiner Werke zeigt er neuerdings eine tadelnswerthe Leichtfertigkeit, ſondern auch die Correctheit und Reinheit der ſprachlichen Darſtellung wird von ihm mehr als billig vernachläſſigt. Es wäre ſehr ſchade und würde ein wirklicher Verluſt für unſere Literatur ſein, wenn zwei ſo friſche und liebenswürdige Talente, wie Gerſtäcker und Hackländer urſprünglich ſind, durch Vielſchreiberei und gefliſſentliche Vernachläſſigung zu Grunde gehen ſollten. Und doch wird, wenn ſie ſich nicht bei Zeiten zur Umkehr von dem neuerdings betretenen Wege entſchließen, dieſer Ausgang kaum zu vermeiden ſein.

7.

Karl von Holtei.

Zu dieſen naturaliſtiſchen Talenten wie Hackländer und Gerſtäcker gehört auch Karl von Holtei. Dieſer Dichter, der mit ſeinen Liederſpielen, ſeinen Romanen, ſeinen geſelligen Scherzen ꝛc. ſeit mehr als einem Menſchenalter ſo viel zur Erheiterung des Publicums beigetragen, iſt ſelbſt eine tieftragiſche Erſcheinung; es iſt der alte Komödiant, der, nachdem das Publicum ſich verlaufen hat und die Lampen ausgelöſcht ſind, ſich die Schminke von den abgehärmten Wangen wiſcht und ſtill und einſam in ſein ärmliches Kämmerlein zurückkehrt.

Wir denken dabei nicht bloß an den Undank, welchen Holtei von Seiten des deutſchen Theaters erfahren, dem er die beſte Kraft ſeiner Jahre, ein ganzes Leben voll Arbeit und Anſtrengung, voll Hoffnungen und Enttäuſchungen gewidmet hat: auch die literariſche Kritik hat den Dichter Holtei von jeher mit einer eigenthümlichen Sprödigkeit behandelt, die um ſo auffallender iſt, wenn man damit die Zuvorkommenheit vergleicht, mit der ſie ſo viele andere weit unbedeutendere und darum auch mit Recht längſt vergeſſene Erſcheinungen aufgenommen.

Wir für unſer Theil vermögen dieſe Sprödigkeit nicht zu theilen; wir halten im Gegentheil das poetiſche, namentlich das dramatiſche Talent des Herrn von Holtei für eines der reichſten

und glücklichſten, die uns in den letzten Jahrzehnten beſcheert geweſen ſind, und beklagen aufrichtig die ungünſtigen Verhältniſſe, welche ihn gehindert haben, daſſelbe mit größerer Sorgfalt auszubilden und ſich zu bedeutenderen und dauerhafteren Schöpfungen zuſammen zu faſſen.

Freilich, wie der Menſch überhaupt ſeines Glückes Schmid iſt, ſo iſt auch jene Ungunſt der Verhältniſſe zum Theil von Holtei ſelbſt verſchuldet worden. In Guſtav Freytag und Max Waldau erkannten wir beſtimmte einzelne Seiten des ſchleſiſchen Nationalcharakters; Karl von Holtei iſt der Schleſier, wie er leibt und lebt. Da iſt Alles beiſammen, was dies eigenthümliche Völkchen kennzeichnet: der jubelnde Uebermuth und die ſtille Melancholie, die raſtloſe Beweglichkeit und die in ſich ſelbſt verſinkende Indolenz, Sentimentalität und Schalkheit, tiefes Naturgefühl und ein unwiderſtehliches Bedürfniß nach geſelliger Aufregung und Zerſtreuung.

Und vor Allem auch viel ſchleſiſcher Leichtſinn. Es iſt in Schleſien bekanntlich ſchon viel polniſches Blut; man muß die großen ſchleſiſchen Gutsbeſitzer und Standesherren geſehen haben, namentlich vor zwanzig, dreißig Jahren, bevor noch die Noth der Zeit ihnen die Flügel allzuſehr beſchnitten, wie ſie zur Zeit des Wollmarkts an den Breslauer Wirthstafeln zuſammen kamen und hier bei Champagner und Würfelſpiel die Erträgniſſe eines ganzen Jahres in einer luſtigen Nacht verjubelten — oder muß einen Blick gethan haben in die Myſterien, die in den kleinen ſchleſiſchen Badeſtädten gefeiert werden, zu Winterszeit, wenn die Gäſte abgezogen und die Fenſterladen geſchloſſen ſind und Wirth und Wirthin mit behaglichem Schmunzeln den Gewinn des letzten Sommers überzählen, um ſich einen Begriff zu machen von dem tollen Uebermuth und der wahrhaft bachantiſchen Luſtigkeit, welche den Schleſier

zu Zeiten ergreift. Im entſchiedenſten Gegenſatz zu dem haushälteriſch nüchternen Sachſen oder dem prahleriſchen Hungerleider an der Spree, iſt der Schleſier jeden Augenblick bereit, ſeine ganze Exiſtenz auf eine Karte zu ſetzen; er iſt ein geborner Hazardſpieler und auch dem Leben bietet er nur allzu gern ein verwegenes Paroli.

Und auch in dieſem Punkte iſt Karl von Holtei ein ächter Schleſier geweſen. Es darf dies ausgeſprochen werden ohne die Gefahr einer Indiscretion, da er ja ſelbſt in den acht Bänden ſeiner „Vierzig Jahre" (1842—1851) dem Publicum die Sünden und Irrthümer ſeiner Jugend ſo ausführlich und mit ſoviel liebenswürdiger Offenherzigkeit gebeichtet hat. Vor Allem war das Theater die Sirene, die ihn gefangen hielt und ihn, ſo oft er ſich auch ſchon von ihr losgemacht hatte, immer und immer wieder in ihre umſtrickenden Arme zog. Es iſt ein betrübender Anblick, wie ſo viel Talent und ſo viel ſchöne, jugendliche Begeiſterung nutzlos zerflattern, theils weil ſie ſich auf einem unfruchtbaren Boden bewegen, theils aber auch weil es dem Talente ſelbſt am Charakter, der Begeiſterung an Ausdauer und Beſonnenheit mangelt. Die „Vierzig Jahre," in denen Holtei die Geſchichte ſeiner Irrfahrten und Abenteuer niedergelegt hat, ſind in kulturhiſtoriſcher Beziehung eines der intereſſanteſten und merkwürdigſten Bücher, die wir beſitzen, und Publicum wie Kritik haben wiederum nicht Recht daran gethan, daß ſie einſeitig nur die Schwächen des Buchs, wie die allzugroße Breite der Darſtellung, die häufigen Wiederholungen, das gefliſſentliche Verweilen bei unerheblichen und gleichgiltigen Dingen ꝛc. hervorgehoben und darüber den hohen Werth überſehen haben, der ihm als Beitrag zur Sittengeſchichte unſerer Zeit zukommt.

Mit Vollendung dieſes Buches, alſo genau mit dem Beginn

derjenigen Epoche, die uns hier beſchäftigt, hat Holtei nun wirklich und wahrhaftig vom Theater Abſchied genommen und müſſen wir es daher bei dieſer allgemeinen Erinnerung an die Verdienſte, welche er ſich um die deutſche Bühne erworben hat, bewenden laſſen. Allein wenn auch von dem Theater, ſo hatte Holtei darum doch nicht von der Literatur überhaupt Abſchied genommen. Im Gegentheil, grade innerhalb dieſer letzten zehn Jahre hat er ſich als Schriftſteller von einer ganz neuen Seite gezeigt und das Publicum, das ihm vor den Lampen nicht mehr Stich halten wollte, mit ganz neuen Mitteln an ſich gefeſſelt.

Wir meinen die Holtei'ſchen Romane. Jean Paul thut irgend einmal den Ausſpruch: wer einen Roman ſchreiben wolle, müſſe mindeſtens ſein dreißigſtes Lebensjahr hinter ſich haben: eine Forderung, die freilich der Mehrzahl unſerer heutigen Poeten, die ja Alles wiſſen und daher nichts mehr zu erleben brauchen, ſehr unbequem fallen würde. Holtei dagegen iſt ihr nicht blos nachgekommen, er hat ſie ſogar noch übertroffen; ſchon lagen beinahe funfzig Jahre eines bewegten und erfahrungsreichen Lebens hinter ihm, er ſelbſt hatte bereits ſozuſagen eine ganze Bibliothek von Romanen erlebt, bevor er nur daran dachte, dieſes Kapital ſeiner Lebenserfahrungen im Roman zu verwerthen. Aber dafür ſteckt nun in dieſen Holtei'ſchen Romanen auch eine ſolche Fülle unmittelbarſten Lebens, ſie ſind ſo reich an Kenntniß der Menſchen, ihrer Leidenſchaften, Thorheiten und Verirrungen, der Spiegel der Wirklichkeit, den er in ihnen aufſtellt, iſt ſo umfaſſend und ſo treu, daß ſie ſich in kurzer Zeit die lebhafteſte Theilnahme der Leſewelt erworben haben, und daß auch die Kritik um dieſer Vorzüge willen gern die Lockerheit der Compoſition, die Flüchtigkeit der Darſtellung und die übrigen äſthetiſchen Mängel verzeiht, an denen ſie leiden.

Allein bevor wir dieſe Holtei'ſchen Romane etwas näher ins

Auge faſſen, ſei es geſtattet, unſern Dichter noch von einer anderen wenig beachteten Seite zu betrachten, die uns gleichwol für die Kenntniß ſeines poetiſchen Charakters von äußerſter Wichtigkeit dünkt: nämlich als lyriſcher Dichter.

Natürlich denken wir dabei nicht an ſeine in hochdeutſcher Sprache abgefaßten Gedichte. Dieſe, obwol ſie es im Lauf der Jahre bis zur vierten Auflage gebracht haben („Gedichte," 1854), ſind doch, einzelne allgemein bekannte und theilweiſe ſogar zu Volksliedern gewordene Einlagen aus ſeinen Liederſpielen ausgenommen, im Ganzen nur von geringem Werth und erheben ſich nicht über das Durchſchnittsmaß der Tageslyrik. Auch die „Stimmen des Waldes" (1848, zweite Auflage 1855) athmen eine etwas gar zu breite Gemüthlichkeit und gehören überhaupt einer zu verdächtigen Gattung an, als daß wir ihnen eine beſondere Wichtigkeit beilegen möchten. Dagegen nehmen wir keinen Anſtand, Karl von Holtei's „Schleſiſche Gedichte" (zuerſt 1830, dann in ſehr vermehrter und verbeſſerter Geſtalt 1851) dem Vorzüglichſten beizuzählen, nicht nur was die Dialektpoeſie in neuerer Zeit bei uns hervorgebracht hat, ſondern auch was unſere Lyrik überhaupt beſitzt. Auch ſind wir überzeugt, daß, wenn überhaupt etwas aus Holtei's Schriften ſich in ſpätere Jahrhunderte rettet, dieſe „Schleſiſchen Gedichte" darunter ſein werden; mit dem „Mantellied" und dem „alten Feldherren" werden ſie ſeinen Namen unſterblich machen.

Und jedenfalls ſind ſie dasjenige unter den zahlreichen Producten dieſes Schriftſtellers, worin der Charakter deſſelben — der, wie geſagt, zugleich der Charakter ſeiner ſchleſiſchen Heimath iſt — ſich am vollſtändigſten und liebenswürdigſten ausſpricht. In einem Dialekt geſchrieben, von welchem der Verfaſſer ſelbſt zugeſteht, daß er, genau in dieſer Form und dieſer buchſtäblichen Abfaſſung, viel-

leicht nirgend in Schleſien wirklich geſprochen wird, alſo gleichſam einem idealen ſchleſiſchen Dialekt, ſind ſie innerlich deſto vollſtändiger von ſchleſiſcher Eigenthümlichkeit durchdrungen; der Dialekt iſt bei ihnen kein bloßes Gewand, welches das Gedicht nur äußerlich umgiebt, er iſt die nothwendige naturgemäße Form, in welcher die durchaus locale, provinzielle Denk- und Empfindungsweiſe des Poeten ſich kund giebt, ja die er ſelbſt ſich zu dieſem Zwecke gleichſam erſt geſchaffen hat. Dieſe Gedichte könnten in gar keiner andern Sprache geſchrieben ſein, weil ſie geiſtig nur in ihr möglich ſind; nicht bloß der Mund des Dichters ſpricht ſchleſiſch, auch ſein Kopf hat ſchleſiſch gedacht, ſein Herz ſchleſiſch empfunden.

Schleſien, von der deutſchen Bildung verhältnißmäßig am Späteſten erobert, um dann für einige Zeit einer ihrer vornehmſten und fruchtbarſten Sitze, der Ausgangspunkt unſerer geſammten neueren Dichtung zu werden, gehört bis zur Stunde zu den charaktervollſten und eigenthümlichſten Provinzen, welche Deutſchland aufzuweiſen hat. Es iſt innerlich und äußerlich das Land der Contraſte. Nirgend haben deutſches und ſlaviſches Leben ſich ſo wunderſam vermiſcht als in Schleſien; nirgend, im Verhältniß zur Kürze der Zeit, hat die deutſche Bildung raſchere und glänzendere Fortſchritte gemacht und nirgend zugleich haben ſich daneben ſoviel urſprüngliche Elemente erhalten wie hier. Und zwar erhalten nicht als todter Ueberreſt, als unfruchtbarer, unorganiſcher Niederſchlag einer vergangenen Epoche, ſondern als unmittelbare lebendige Factoren des gegenwärtigen nationalen Charakters. Auf Schritt und Tritt, wohin wir uns in Schleſien wenden, in Sagen und Märchen, in Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen, ſelbſt auch im moraliſchen Charakter der Bevölkerung, blickt überall mitten durch die germaniſche Aufklärung das ſlaviſche Naturleben bedeutungsvoll hindurch. Hierdurch erklärt ſich namentlich auch jener ſchon erwähnte

melancholiſche Zug, jener Zug tiefverhaltener Wehmuth und Trauer, welcher durch den übrigens ſo muntern, ſo lebensluſtigen Charakter des Schleſiers hindurchgeht und ihm eine ſo reizende Färbung verleiht: derſelbe Zug, dem wir überall begegnen, wo ein Naturvolk mit der Kultur in Berührung gekommen, ja von ihr erobert worden iſt, ohne doch völlig von ihr bewältigt zu ſein.

Sich aus Gegenſätzen zu entwickeln, iſt nun bekanntlich die allgemeine Grundbedingung moderner Bildung. Brauchen wir demnach noch erſt hinzuzuſetzen, wie vortheilhaft dieſe Miſchung widerſprechender Elemente der geiſtigen Entwickelung des ſchleſiſchen Stammes geweſen iſt? Und welchen fruchtbaren Boden namentlich die Poeſie an der Unterlage dieſes Charakters finden mußte? Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß die Schleſier das ſangreichſte Volk in Deutſchland ſind, auch die Schwaben nicht ausgenommen; nirgend anders gehören Vers und Reim ſo ſehr gleichſam zum täglichen Brote, nirgend anders iſt die Zahl der Naturdichter ſo groß als hier.

Unſere Gelehrten freilich haben das ſehr einfach und nach ihrer Meinung ſehr gründlich erklärt; es ſind das, ſagen ſie, die Nachklänge jener ſchleſiſchen Dichterſchulen, welche zu wiederholtenmalen, vom Anfang des ſiebzehnten bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, den deutſchen Parnaß beherrſchten, die Nachklänge der Opitz, Gryphius, Hofmannswaldau, deren berühmtes Beiſpiel die Poeſie ſo zu ſagen volksthümlich machte bei ihren Landsleuten.

Nun kommt es uns gewiß nicht in den Sinn, den Einfluß jener Muſter zu leugnen oder die Spuren zu verkennen, welche dieſelben der ſchleſiſchen Localpoeſie bis auf dieſe Stunde aufgedrückt haben. Namentlich eine gewiſſe nüchterne Verſtändigkeit, eine gewiſſe lehrhafte Breite, welche wir an derſelben bemerken, ſowie die auffällige Hinneigung zu gelehrten, beſonders mythologiſchen An-

ſpielungen werden unbeſtreitbar auf dieſen Stammbaum zurückzuführen ſein. In der eigentlichen Hauptſache jedoch verhält es ſich, glauben wir, grade umgekehrt. Jene Poeten ſind in Schleſien entſtanden, weil der Nationalcharakter hier durch die eigenthümliche Miſchung ſeiner Elemente von Hauſe aus ſo poetiſch war, der Baum unſerer Dichtung hat hier die Knospen zu ſeiner zweiten Blüte angeſetzt, weil kein anderer Boden im damaligen Deutſchland ſich an jungfräulicher Kraft, an Urſprünglichkeit, Gediegenheit und Friſche mit Schleſien vergleichen konnte; nicht die berühmten ſchleſiſchen Poeten haben das ſchleſiſche Volk poetiſch gemacht, ſondern umgekehrt, das poetiſche ſchleſiſche Volk hat jene berühmten Poeten hervorgebracht. —

Daß aber dieſe poetiſche Kraft und Friſche auch jetzt noch nicht ausgeſtorben iſt, daß ſie ſich nicht bloß in die Bücher zurückgezogen hat, ſondern auch jetzt noch mit jedem Tage neue, fruchtbare Keime treibt, davon geben, neben ſo manchen anderen mit Recht hochgeſchätzten Erſcheinungen unſerer jüngſten Literatur, deren wir ja auch in dieſem Werke bereits ausführlich gedacht haben, ganz beſonders auch Karl von Holtei's „Schleſiſche Gedichte" einen höchſt erfreulichen und anmuthigen Beweis. Aber freilich, wer war auch berufener, der poetiſche Dolmetſch ſeiner Heimath zu werden, als eben Holtei, dieſer eigentliche Muſterſchleſier aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts? Und wie der Menſch allemal am liebenswürdigſten iſt, je unbefangener, vertraulicher er ſich giebt, ſo meinen wir auch die Holtei'ſche Muſe niemals lieblicher und anmuthvoller geſehen zu haben, als in dieſen Liedern, in denen ſie ſo ganz im Hauskleid erſcheint und ſo ganz in der naiv geſchwätzigen Weiſe ihrer Heimath plaudert. An dem Schatz von urſprünglicher Poeſie und ächtem dichteriſchen Leben, der in dieſen wenigen Blättern zuſammengedrängt iſt, könnte manche in Goldſchnitt prangende

Sammlung unſerer modernen Poeten ſich bereichern. Es iſt eine unendliche Süßigkeit in dieſen Liedern; die Gemüthlichkeit, im edelſten und ſchönſten Sinne, feiert hier ihre glänzendſten Triumphe und wiewol die Mehrzahl von ihnen beſtimmt iſt, bei feſtlichen Gelegenheiten im muntern Kreiſe beim Klang der Gläſer abgeſungen zu werden, ſo fehlt doch faſt nirgend zugleich jener melancholiſche, wehmüthige Zug, an den wir bereits erinnerten und durch deſſen milden Flor die Sonne der Freude nur um ſo lieblicher und entzückender hindurchſtrahlt.

Wundernſchien', — üm a Mai
Wenn derbliehn, — üm a Mai
Alle Blümel und de Beeme wer'n ſu grien'; — üm a Mai
Ach wie läßt, — üm a Mai
Irſcht a Feſt! — üm a Mai
'ſ läßt nich' tumb mit friſchen Richeln, ſu a Feſt! — üm a Mai
Ha'n de Künſtler nich' geäzelt und gebimpert, — noch em Mai
Ha'n gedicht't, getracht't, geſungen und geklimpert, — noch em Mai
,:, Wunderſchien — üm a Mai
Wenn derblieh'n — üm a Mai
Alle Blümel und de Beeme wer'n ſu grien'! — üm a Mai ,:,

. . . . . .

Ueber'm Quall — üm a Mai
Nichtingall — üm a Mai
Singt und prüllt, ma' dächte: 'ſ wär der ſel'ge Schall, — üm a Mai
Wenn a gung — üm a Mai
Wenn a ſung — üm a Mai
Daß zengsrüm de ganze Prumenade klung; — üm a Mai
Oder dän hat ſich der Popelman gefedert, — üm a Mai
Seine Wange is' ſchund wievelmal vermodert, — üm a Mai
Und a liegt' — üm a Mai
Recht vergniegt — üm a Mai
Bei der Mutter Erde, die i'n ſachte wiegt, — üm a Mai

. . . . . .

Eens is' klar, — üm a Mai
Eens bleibt wahr: — üm a Mai
Ui' em Rasen is' der heiligste Altar! — üm a Mai
Unverhunzt — üm a Mai
Wohnt de Kunst — üm a Mai
Draußen bei der Frau Natur, wu wär'sche sunst? — üm a Mai
Und do müßt i'r fingern, malen, tichten, machen, — üm a Mai
Besser wie Natur wird's keene Kunst d'ermachen; — üm a Mai
Deßhalb bleibt, — üm a Mai
Wie d'er'sch treibt, — üm a Mai
Ock natürlich, daß die Macherei bekleibt, — üm a Mai ,:,

Uf das Grab — üm a Mai
Steckt' a Stab, — üm a Mai
Dan Euch Gott zu Eurer Erden-Reese gab, — üm a Mai
Kömt was 'raus — üm a Mai
Schlägt a aus — üm a Mai
Und do wird wul gar a frisches Beemel draus?! — üm a Mai
Und das Beemel grient und blüht uf Euerm Hübel, — üm a Mai
Su a Nachwuchs, dächt' ich, wär doch o' nich übel? — üm a Mai
,:, Wunderschien', — üm a Mai
Wenn derblieb'n — üm a Mai
Alle Blümel und de Beeme wer'n su grien'! — üm a Mai. ,:,

Dieſelbe ſeelenvolle Gemüthlichkeit, dieſelbe Innigkeit und Tiefe der Empfindung finden wir nun auch in den Holtei'ſchen Romanen; auch in ihnen ſchwebt über aller Luſt und allem Jubel, über allen Liebſchaften und Abenteuern das Bewußtſein der allgemeinen irdiſchen Vergänglichkeit und mildert die bachiſche Trunkenheit zu ſtiller, wehmüthiger Freude.

Oder wenigſtens in ſeinen beſſeren Romanen iſt es ſo. Denn allerdings ſind die einzelnen von ſehr verſchiedenem Werthe; wie es beliebten Romanſchreibern ſo leicht begegnet, hat auch Holtei ſich in jüngſter Zeit einer gewiſſen Vielſchreiberei ergeben, die ihm bei der großen Leichtigkeit ſeines Talents und der ächt ſchleſiſchen Breite

ſeiner Darſtellung doppelt gefährlich zu werden droht. Wir ſagen das mit Bedauern, nicht um dem Dichter einen Vorwurf damit zu machen; nach ſo vielen vergeblichen Anſtrengungen und nachdem er ſo oft in ſeinen beſten Plänen geſcheitert, hat er endlich, ſchon auf der Schwelle des Greiſenalters, in dem Roman einen ſichern und dankbaren Boden für ſeine ſo vielfach gemißbrauchte Thätigkeit gefunden, und da iſt es denn natürlich, daß er ſich zuweilen auch wol etwas weiter darauf ausbreitet als eben nöthig wäre. Holtei iſt ein alternder deutſcher Dichter; unſer Volk bekümmert ſich um ſeine Poeten bekanntlich erſt, wenn ſie todt ſind, unſere Könige und Fürſten aber haben viel zu viel zu thun, als daß ſie daran denken könnten, einem Manne wie Holtei für den Reſt ſeiner Tage ein ſorgenfreies Plätzchen zu verſchaffen. Damit iſt Alles geſagt — und vielleicht ſchon zu viel ...

Der erſte Roman, mit welchem Holtei vor das Publicum trat, das nicht wenig überraſcht war, den alten Chanſonnier plötzlich als Romandichter kennen zu lernen, waren „Die Vagabunden“ (4 Bde. 1852, zweite Auflage 1857). Das iſt freilich kein tiefangelegtes Kunſtwerk, bloß ein Stück Menſchenleben iſt das, bunt, toll, abenteuerlich, ſehr luſtig an manchen Stellen, ſo daß man ſich den Bauch halten muß vor Lachen, wenn der Herr Schkramperl, der glückliche Witwer einer Rieſin wie auch Inhaber einiger lebendiger Zwerge, ſeine Schwänke macht und an andern wieder ſo wehmüthig ſo wehmüthig — nun ja, es könnte der Wehmuth vielleicht hier und da etwas weniger ſein, die melodramatiſche Rührung, durch welche Holtei früher von der Bühne herab ſo viele Herzen ergriff, paßt beſſer zu der geſchminkten Welt der Couliſſen als in das volle friſche Leben dieſes Romans. Und doch gehörte auch dieſer Zug, ſowie die ganze unkünſtleriſche Zerfloſſenheit, an der es in Anlage und Ausführung leidet, nothwendig zu

dem Buche, wenn daſſelbe ſein ſollte, was es iſt und was wir auch für kein noch ſo vollendetes Kunſtwerk vertauſchen möchten: der Holtei wie er leibt und lebt, mit ſeiner ganzen ſchleſiſchen Treuherzigkeit, ſeinem aus Lachen und Weinen ſo lieblich gemiſchten Humor, ſeinem Biſſel Eitelkeit, ſeinem ſehr ä Biſſel Leichtſinn und ſeiner noch viel, viel größeren Herzensgüte, Ehrenhaftigkeit und ſittlichen Treue, — er, der liebenswürdigſte und beſte aller Taugenichtſe, die unſer verſemachendes, ſchauſpielerndes, deklamirendes Jahrhundert erzeugt hat, der wahre Peter Schlemiehl der modernen deutſchen Literatur, die er mit ſo viel trefflichen Theaterſtücken, ſo viel köſtlichen Liedern, einer ſo merkwürdigen Sammlung perſönlicher und literariſcher Bekenntniſſe beſchenkt hat — und die ihm für das Alles nicht einmal das armſelige Bischen Schatten gewährt hat, das man Nachruhm, Nachruhm in Deutſchland nennt! —

„Die Vagabunden" ſind das getreue Abbild der Irrfahrten, welche der Dichter ſelbſt in ſeiner langjährigen Laufbahn als Theaterdichter und darſtellender Künſtler gemacht hat; die ganze bunte Welt der Bühne, Alles was „gaukelt" und „ſich ſehen läßt" für Geld, von der Primadonna, der man die Pferde vom Wagen ſpannt, bis zum Feuerkönig und Drehorgelſpieler, iſt darin eingefangen und treibt bunt durcheinander ſeine tollen Streiche. Auch hier verleugnet der Dichter den Freimuth nicht, den er ſchon bei Gelegenheit ſeiner Selbſtbekenntniſſe bewieſen; das Buch ſtreift ſtellenweiſe an das Leichtfertige, namentlich machen die immer wiederkehrenden, zum Theil ſehr handgreiflichen Liebesabenteuer auf die Dauer keinen ganz angenehmen Eindruck. Doch zeigt der Dichter auch dabei eine ſo große Unbefangenheit und Treuherzigkeit, daß man ihm nirgend ernſtlich zürnen kann; hat er ſich ſelbſt doch nie beſſer gegeben als er iſt, wie ſollte er denn die Schattenſeiten einer Welt verheimlichen, die nun einmal keine Schule der Tugend und

Keuſchheit iſt und die dabei kein Zweiter in Deutſchland ſo gründlich kennt als er.

Der große Beifall, welchen „Die Vagabunden“ fanden, veranlaßte den Dichter, ſchon im nächſtfolgenden Jahre mit einem neuen Romane hervorzutreten und diesmal ſogar mit einem fünfbändigen: „Chriſtian Lammfell“ (1853). Es iſt die Geſchichte eines katholiſchen Prieſters, der, als das Kind einer gemiſchten Ehe, unter den Schrecken des ſiebenjährigen Krieges geboren, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hineinlebt, ſogar das Jahr Achtundvierzig noch miterlebt, und deſſen klare, reine, friedliche Seele dem Dichter als Behikel dient, die verſchiedenartigſten Verhältniſſe und Ereigniſſe darin abzuſpiegeln, von den religiöſen Fragen und den großen politiſchen Begebenheiten dieſer hundertjährigen Epoche an bis zu den kleinen Leiden und Freuden des häuslichen Lebens, das hier in allen möglichen Beziehungen und allen nur erdenkbaren Situationen geſchildert wird.

Aber freilich iſt es, einem unverbürgten Gerücht zu Folge, in der Hölle ein gut Stück kurzweiliger als im Himmel; auch die frivolen „Vagabunden“ leſen ſich bei Weitem angenehmer und ſind ein gut Theil unterhaltender, als dieſer ihr tugendſamer Nachfolger. Chriſtian Lammfell iſt, was man ſo ſagt, ein Engel von Menſch: ſehr gut, ſehr fromm, ſehr kindlich, aber auch ſehr beſchränkt und von einer abſoluten Paſſivität, die denn natürlich dem ganzen Romane etwas Einförmiges und Langweiliges giebt. „Chriſtian Lammfell“ iſt ein biographiſches Idyll, beſtehend aus lauter Schilderungen und Zwiegeſprächen, die ſich in behaglicher Breite dahinziehen, gleich der berühmten Ebene von Liegnitz. Dergleichen zu leſen iſt man nicht immer in der Stimmung; gewinnt man es jedoch über ſich und hat man ſich namentlich erſt durch die über die Maßen weitgeſponnene Einleitung, die bei den Großeltern des Helden an-

hebt, glücklich hindurchgekämpft, ſo ſtößt man auf manche recht liebliche und anmuthige Scene, wie z. B. jener zartempfundene Zug im erſten Bande, wo das Töchterchen vor Luſt darüber, daß für das verwaiſte kleine Brüderchen endlich eine Amme gefunden iſt, der todten Mutter ins Ohr flüſtert: „Mutter, er trinkt!“ — Doch finden ſich ſolche Scenen für den großen Umfang des Buches verhältnißmäßig doch zu wenig, und auch die zahlreichen theoretiſchen und tendenziöſen Unterſuchungen über katholiſches und proteſtantiſches Bekenntniß, über Befehlen und Gehorchen, Freiheit und Gewiſſen ꝛc. vermögen den Leſer nicht ſchadlos zu halten, ſo wohlgemeint dieſelben auch ſind und ein ſo liebenswürdiger Eifer, alle Gegenſätze zu beſeitigen und alle Menſchen in Liebe und Freundſchaft zu verſöhnen, ſich darin auch ausſpricht.

In abnehmendem Lichte zeigte das Talent des Dichters ſich ferner in dem Roman: „Ein Schneider“ (3 Bde., 1854). Es iſt wiederum ein Lebenslauf, ſogar ein halbes Dutzend Lebensläufe auf einmal und vielleicht noch mehr. Doch iſt mit Ausnahme der Jugendgeſchichte des Helden, in der ſich einige hübſche Partien finden, in jenem halb komiſchen, halb ſentimentalen Genre, auf das dieſer Dichter ſich ſo gut verſteht, auch nicht ein einziger darunter, der das Intereſſe des Leſers erwecken könnte oder der einen Hiſtoriker verdient hätte. Der Anfang des Buchs erinnert lebhaft an den allbekannten „Lumpacivagabundus“ und auch im weitern Verlauf begegnen wir zahlreichen Reminiscenzen aus allerhand älteren Büchern und Stücken, was denn allerdings für einen Mann, der im Lauf der Jahre ſo viel geſehen und geleſen hat wie Karl von Holtei, ſchwer zu vermeiden ſein mag; der Fehler iſt nur, daß ſich aus alledem kein Ganzes hat abrunden wollen, es ſind disjecta membra und auch die ungemeine Ausführlichkeit der Darſtellung, die uns keinen noch ſo geringfügigen Punkt

erläßt, hat dieſelben zu keinem lebendigen Organismus verknüpfen können.

Nachdem der Dichter ſich mit dieſen drei größeren Romanen kräftig Bahn gebrochen, hat er raſch nach einander eine Menge ähnlicher Werke von größerem und geringerem Umfang folgen laſſen, unter denen ſich manches recht Gelungene, aber freilich auch vielleichte Waare befindet. Mit zu dem Beſten gehört die Erzählung „Ein Mord in Riga" (1855). Hier hat der Dichter die Klippe allzugroßer Redſeligkeit, an der ſein ſchleſiſches Naturell ihn ſonſt ſo häufig ſcheitern läßt, glücklich umſchifft. Die Erzählung hat im Gegentheil etwas Straffes, Knappes; in dramatiſcher Lebendigkeit ſchreitet ſie unaufhaltſam vorwärts, Scene auf Scene ſteigert ſich das Intereſſe, während der raſch hereinbrechende Schluß uns befriedigt und verſöhnt entläßt. — „Ein vornehmer Herr" (ebenfalls 1855) ſchildert jene kleinen Leiden des menſchlichen Lebens, die unſere eigene Schwäche und Eitelkeit uns ſchafft und die oft grade unter der glänzendſten Hülle am allerempfindlichſten nagen. Doch hat die Anlage des Romans viel Unwahrſcheinliches und die grellen Farben, in welche die beiden Hauptcharaktere gekleidet ſind, tragen nur dazu bei, dieſe Unwahrſcheinlichkeit noch fühlbarer zu machen. Den Schluß des Buches bei den Geſetzen der Kunſt zu verantworten, möchte dem Dichter ſchwer fallen. Im Leben mag es zuweilen geſchehen, daß das Laſter triumphirt, während die Tugend unterdrückt wird; vom Poeten jedoch verlangen wir eben mehr als eine bloße Abſchrift der Wirklichkeit, wir verlangen, daß er das Leben nicht bloß äſthetiſch, ſondern auch ſittlich verkläre, und wenn auch das einzelne Subjekt zu Grunde geht, ſo muß er doch wenigſtens die Idee des Rechts und der Sittlichkeit triumphiren laſſen. — Auch in „Schwarzwaldau" (2 Bde., 1856) hat der Verfaſſer ſich ein Thema gewählt, das eigentlich über die Sphäre ſeines

Talents hinausliegt. Holtei iſt der Dichter der Thatſachen, nicht aber der innern Zuſtände. „Schwarzwaldau" jedoch iſt ein weſentlich pſychologiſcher Roman; es iſt die Geſchichte eines urſprünglich wohlwollenden, ſanften, ja ſchwächlichen Charakters, der durch eine unglückliche Verknüpfung von Umſtänden zum Mörder wird und der Qual dieſes Bewußtſeins nicht anders zu entgehen weiß, als durch — einen zweiten Mord, und diesmal einen planvoll beabſichtigten Mord. Das Thema iſt gewiß intereſſant genug, hätte jedoch, um zu ſeinem vollen Rechte zu gelangen, etwas tiefer behandelt werden müſſen, als Holtei's einigermaßen flüchtige Muſe es zu thun im Stande war.

8.

Robert Giſeke.

Robert Giſeke iſt ebenfalls ein geborner Schleſier. Aber, ein Kind der Gegenwart und der modernen Bildung, die bekanntlich die provinziellen Unterſchiede mehr und mehr verwiſcht, mit Eifer zugethan, iſt ihm von ſeiner ſchleſiſchen Abſtammung wenig mehr übrig geblieben, als eine gewiſſe leidenſchaftliche Erregtheit, eine gewiſſe Ueberfülle der Phantaſie und jene Leichtigkeit und Anmuth des Redefluſſes, die dem Schleſier gleichſam angeboren wird. Robert Giſeke iſt einer unſerer gewandteſten und geiſtreichſten Erzähler; von den Intereſſen der Zeit lebhaft ergriffen und namentlich mit den Kämpfen auf dem Gebiete der neueſten Philoſophie und Theologie wohlvertraut, hat er ſich die Darſtellung des modernen Lebens, namentlich in ſeinen geiſtigen Kriſen, zur Aufgabe gemacht.

Am Nächſten trat er dieſer Aufgabe in ſeinem anonym erſchienenen Erſtlingswerke: „Moderne Titanen“ (3 Bde., 1851). Der Dichter war damals noch außerordentlich jung; er hatte ſelbſt ſeine Studien kaum noch vollendet. Aber vielleicht gehörte eben ein ſo junger Mann dazu, um ſich mit ſo friſcher Kraft und ſo unbefangenem Muthe an ein ſo ſchwieriges Unternehmen zu wagen. Die „Moderne Titanen“ wollen nämlich nichts Geringeres ſein, als ein

bis zur Porträtähnlichkeit gesteigertes Gemälde jenes philosophisch-theologischen Radicalismus, der dem politischen Umschwung des Jahres Achtundvierzig voranging — voranging: denn der innere Zusammenhang zwischen beiden möchte bei genauerer Prüfung wol kaum so erheblich sein, als gemeiniglich geglaubt wird und als namentlich die Anhänger jener radicalen Schule selbst sich rühmen. Der Held des Romans ist einer jener unruhvollen, unersättlichen Charaktere, deren das vormärzliche, lediglich der Speculation zugewandte Geschlecht so viele erzeugt hatte: Titanen allerdings, aber nur Titanen nach ihrem Wollen, Zwerge im Vollbringen. Da nun endlich die Schranken der Wirklichkeit sich vor ihm öffnen, kann er nirgends den Punkt finden, die Wirklichkeit mit seinem Ideal zu versöhnen; von Irrthum zu Irrthum taumelnd, immer aufs neue die Wolke statt der Juno umarmend, zersplittert er seine Kraft nutzlos, in vergeblichem Ringen; der gewaltsame Tod, den er endlich findet, ist eine Wohlthat für ihn, indem er dadurch von der Last eines Daseins befreit wird, dessen Räthsel er wol berühren, sogar mit Lüsternheit aufsuchen, aber niemals bewältigen, niemals lösen konnte, weil es ihm dazu an Kraft und Ausdauer gebrach.

Eine interessante Aufgabe, ohne Zweifel, und mitten aus dem Leben gegriffen. Doch ist freilich die Ausführung noch sehr ungleich. Während in einzelnen Partien des Romans sich eine große realistische Kraft zeigt, besonders wo der Dichter Gelegenheit hat, Selbsterlebtes und Angeschautes zu schildern, sind andere wiederum ganz so abstract und farblos, so in das Allgemeine und Unbestimmte verschwimmend, wie die Erstlingswerke unserer Poeten zu sein pflegen.

Aber auch die Anwendung, welche der Dichter von seinem realistischen Talent macht, ist nicht ganz unbedenklich. Die Genauigkeit, mit welcher er gewisse literarische Kreise und Persönlich-

keiten jener Zeit abzeichnet, überſchreitet theilweiſe das künſtleriſche Maß. Ein bloßes Porträt, wie getreu immer, iſt darum noch kein Kunſtwerk, ſondern erſt die ideale Sphäre, in welche es erhoben wird, macht es dazu. Seit der Dichter der „Moderne Titanen" mit dieſem „Doctor Horn," dieſem „Propheten," dieſem „Oberpfarrer" und anderen ähnlichen Figuren debütirte, in denen er in leichter Verhüllung bekannte Perſönlichkeiten jener Zeit darſtellte, haben freilich noch andere und darunter ſehr berühmte und namhafte Schriftſteller es nicht verſchmäht, daſſelbe Reizmittel anzuwenden. Allein ſo gewiß die Wirkung deſſelben auf den großen Haufen auch iſt, ſo müſſen wir doch darauf beharren, daß daſſelbe künſtleriſch unzuläſſig; es erweckt im Leſer ein frivoles, den Zwecken der Kunſt widerſprechendes Intereſſe, während es den Dichter ſelbſt der Gefahr ausſetzt, zum bloßen Pamphletiſten herabzuſinken.

Das glückliche Naturell unſeres Dichters bewahrte ihn davor, auf dieſem ſchlüpfrigen Wege weiter zu gehen, wie denn überhaupt ſein nächſtes Werk einen bedeutenden Fortſchritt bekundete: „Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unſerer Zeit." (2 Bde. 1851.) Allerdings hatte er es ſich diesmal auch ein gut Stück leichter gemacht. Dieſes „Idyll aus unſerer Zeit" iſt einfach, ſehr einfach: die Herzensgeſchichte eines Landmädchens, das, eben im Uebergang von der Knoſpe zur Blüte, nur halb erſt Jungfrau, halb noch Kind, von den heißen Strahlen der Liebe getroffen wird, um kurze Zeit darauf, betrogen und enttäuſcht, am gebrochenen Herzen zu ſterben.

Allein wer möchte dem Dichter dieſe Einfachheit ſeiner Geſchichte wol ernſthaft zum Vorwurf machen? Das menſchliche Herz in den Wonnen und Qualen der Liebe iſt ein ſehr einfaches, ſehr altes Thema, an dem gleichwol die Poeſie aller Jahrtauſende dichtet, ohne es jemals völlig zu erſchöpfen. Auch gehört offenbar

mehr Kraft und Energie des Talents dazu, einem einfachen und faſt verbrauchten Stoffe neue Seiten abzugewinnen, das heißt ihn in neuer und eigenthümlicher Weiſe zu durchdringen, als den Leſer mit neuen, aber barocken und unnatürlichen Einfällen zu blenden und in Verwirrung zu ſetzen. — Dem Dichter des „Pfarr-Röschen" ſtand dieſe Kraft zu Gebote. Das „Pfarr-Röschen" ſelbſt in der ſüßen Einfalt ſeines Herzens iſt eine anmuthig feſſelnde Geſtalt, der ſelbſt auch dieſer leiſe Zug von Sinnlichkeit, den der Dichter ſeinem Gemälde beizumiſchen gewagt hat, nicht übel ſteht. Auch die ländliche Umgebung der jungen Heldin iſt mit ſicherer Hand, in lebensvollen und deutlichen Strichen gezeichnet und nur hier und da läßt der Verfaſſer in dem zuweitgetriebenen Bemühen, doch nur ja überall recht naturwahr zu ſein, ſich zu einzelnen Plattheiten verleiten. — Minder glücklich iſt der Dichter in der Charakteriſtik des edelmänniſchen Liebhabers geweſen, dem die junge ländliche Schöne zum Opfer fällt. Es iſt die Art der Jugend, daß ſie nicht Maß zu halten weiß, im Guten ſowenig wie im Böſen, und auch hier verräth die Jugendlichkeit des Dichters ſich in der allzugrellen Färbung, die er dieſem Charakter gegeben hat. Ein ſo liebliches, dabei ſo geſundes und kernhaftes Weſen wie das „Pfarr-Röschen" uns übrigens geſchildert wird, durfte ſich unmöglich an einen ſo völlig unerheblichen, ſo inhaltleeren Menſchen verlieren, wie dieſer Werner. Die ungemeine Rapidität, mit welcher der Dichter ſeine Heldin von der Macht ihrer Leidenſchaft überwältigt werden läßt, würde immer und unter allen Umſtänden etwas Befremdliches haben, zumal bei einem ſo ſtreng erzogenen, ſo einfach gewöhnten, von Natur ſo geſunden Mädchen; völlig unbegreiflich wird ſie uns aber, wenn wir die geiſtige Beſchaffenheit deſſen in Erwägung ziehen, der, gleich Cäſar, faſt ſchon durch ſein bloßes Erſcheinen dieſen Sieg davonträgt. Es mag in Wahrheit ſo ſein, daß nicht ſelten die

edelſten Weiberherzen ſich an die miſerabelſten Männer verlieren: allein wenn der Dichter nichts weiter zu thun wußte, als nur dieſe Erfahrung zu exemplificiren, ſo war das, dünkt uns, ein ſehr ſchlechtgewählter Stoff für ſeine Kunſt.

In der That jedoch hat er noch mehr und noch Größeres liefern wollen und zum Theil auch wirklich geliefert, als eine bloße Herzensgeſchichte. Neben dieſer Idylle, die freilich zu ſo tragiſchem Ausgang führt, geht noch ein Drama geiſtiger Kämpfe und Entwickelungen einher, das unſere ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt und uns aus der Stille des Pfarrhauſes mitten in die theologiſchen und philoſophiſchen Conflicte der Gegenwart verſetzt. Schon oben haben wir auf die Vorliebe hingewieſen, mit welcher der Verfaſſer theologiſch-philoſophiſche Stoffe behandelt; die Ausſchweifungen des modernen theologiſchen Radicalismus in ihren Geiſt und Herz ertödtenden Folgen waren das hauptſächlichſte Thema ſeiner „Modernen Titanen“ geweſen. Hier nun liefert er uns das Gegenſtück dazu; er zeigt uns, wie auch die Starrheit des orthodoxen Kirchenglaubens, übertragen in die Welt des Hauſes und des gemüthlichen Beiſammenlebens, zu einem Fluche wird, der alle Blüten des häuslichen Daſeins abſtreift und die Herzen, die ſich am innigſten angehören ſollten, in gegenſeitigem Argwohn und Widerſpruch verhärtet. Er zeigt, wie der theologiſche Hochmuth und der Bekehrungseifer des rechtgläubigen Seelenhirten, angewandt auf die kleinen Vorfälle des häuslichen Lebens, ausartet zur gehäſſigſten und unerträglichſten Tyrannei: einer Tyrannei, die, wie es Tyrannen allemal ergeht, aus Sclaven Rebellen erzieht, und zwar feige, hinterliſtige Rebellen. Namentlich der alte tyranniſche Pfarrer ſelbſt iſt vortrefflich geſchildert; ebenſo ſeine Gattin in dieſem allmählichen Verſauern und Vertrocknen des Gemüths. Dagegen ſtreift der Sohn Johannes, der heimliche Atheiſt

und Libertin, in einzelnen Zügen bereits wieder an die Carricatur; ſeine plötzliche Beſſerung läßt den Leſer ſehr unbefriedigt, ſo nöthig ſie dem Dichter allerdings auch war, um ſein Buch doch irgendwie zu verſöhnendem Abſchluß zu bringen.

In einer anderen Weiſe wird das Thema der „Modernen Titanen" wieder aufgenommen in den beiden nächſtfolgenden Romanen des Dichters: „Carrière! Ein Miniaturbild aus der Gegenwart" (2 Bde. 1853) und „Kleine Welt und große Welt" (3 Bde. ebenfalls 1853). Doch bleiben beide hinter ihren Vorgängern zurück; ſie ſind, wie es ſcheint, mit zu großer Haſt geſchrieben, der Dichter hatte ſeine Erfahrungen und Beobachtungen in jenen beiden früheren Werken ausgegeben und hat ſich keine Zeit gelaſſen, neue zu ſammeln, er muß ſich mit dem Abklatſch fremder Vorbilder begnügen und geräth darüber zum Theil in das Schablonenhafte und Unnatürliche. In dem Roman „Carrière!" ſoll gezeigt werden, wie jene Welt- und Himmelſtürmer, die wir in den „Modernen Titanen" kennen lernten, ſich endlich nicht nur mit dem Himmel, ſondern auch mit der Erde zurecht finden, und zwar nicht in Folge eines feigen Compromiſſes, ſondern aus wirklichem Reſpect vor der Macht der ſittlichen Verhältniſſe, die doch in letzter Inſtanz auch den Gang der Welt beſtimmen und regeln. Ein ähnlicher Gedanke liegt auch dem Buche „Kleine Welt und große Welt" zu Grunde; es ſoll gezeigt werden, wie hohl und nichtig die gefeierten Geiſter des Tages und wie im Gegentheil ein ehrliches und redliches Streben auch in den engſten Schranken noch immer Raum findet, etwas Tüchtiges zu leiſten. Aber beide Werke ſind, wie geſagt, zu flüchtig ausgeführt und ſtehen mit dem, was der Dichter eigentlich beabſichtigte, zum Theil im entſchiedenſten Widerſpruche.

„Kleine Welt und große Welt" iſt der letzte Roman, der bis jetzt aus dieſer gewandten und fruchtbaren Feder hervorgegangen;

vielleicht hat der Dichter ſelbſt das Uebereilte ſeiner jüngſten Productionen gefühlt und die Nothwendigkeit eingeſehen, erſt wieder ein tüchtiges Stück zu leben, bevor er fortfährt zu dichten. An Gelegenheit zu mancherlei Erfahrungen kann es ihm nicht fehlen; er redigirt ſeit einigen Jahren die in Leipzig erſcheinende „Novellen-Zeitung," und zwar genießt dieſelbe unter ſeiner Leitung das Anſehen eines unſerer geſchmackvollſten und ehrenhafteſten Unterhaltungsblätter. — Als Dramatiker hat er ſich mit einem hiſtoriſchen Trauerſpiel: „Johannes Rathenow, der Bürgermeiſter von Berlin" und einem Luſtſpiel: „Die beiden Caglioſtro's" verſucht; letzteres iſt unſeres Wiſſens noch nirgend zur Aufführung gelangt, während „Johannes Rathenow" auf verſchiedenen deutſchen Bühnen mit Beifall gegeben wurde.

9.

Gottfried Keller.

Ein Fremdling mitten auf der breiten Heerſtraße unſerer Belletriſtik, ſteht Gottfried Keller da. — Gottfried Keller ſtammt aus der Schweiz und in der That zieht ihn eine Art von ſchweizer Heimweh aus dem realiſtiſchen Treiben der Gegenwart in den ſüßen Dämmer der Romantik zurück; er iſt eine nur von Wenigen verſtandene und gewürdigte Erſcheinung, der es gleichwol durch ihre nicht ſelten an das Bizarre anſtreifende Eigenthümlichkeiten gelungen iſt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken.

Gottfried Keller war urſprünglich Maler, und noch jetzt erinnert die Schärfe und Sauberkeit ſeiner Detailſchilderungen an den raſchen, ſcharfen Blick, mit welchem der Maler die Außenwelt betrachtet. Doch vertauſchte er ſchon frühzeitig Palette und Pinſel gegen die Feder des Schriftſtellers. Bereits um Mitte der vierziger Jahre, alſo zu einer Zeit, da die politiſche Lyrik eben in vollſter Blüte ſtand und die geſammte Literatur mit ihren Hornſtößen und Schlachtrufen erfüllte, trat er mit einer Sammlung „Gedichte“ auf, die im Gegentheil einen Geiſt des Friedens und der Anmuth athmeten, der jenem tumultuariſchen Zeitalter vollſtändig abhanden gekommen war. Dieſelbe Neigung, von dem Herkömmlichen abweichend, in eigenen Bahnen zu wandeln, hat er auch ſpäterhin gezeigt; er liebt es, ſich fern von dem Getümmel der Welt in einſame

Träume einzuſpinnen, er ſelbſt iſt eine traumhafte Natur, welche die ſtrengen Unterſchiede der Wirklichkeit nicht feſtzuhalten vermag und für die das ganze Daſein ſich auflöſt in ein liebliches Hinwogen und Dämmern der Gefühle, gleichſam eine innere Muſik der Seele, die uns wie das Alphorn des Schweizers an die verlorne Welt der Unſchuld und des kindlichen Friedens mahnt. — So ſorgt die Weisheit der Geſchichte dafür, daß keine geiſtig berechtigte Richtung jemals völlig ausſtirbt; wie die Natur den Samen jeder Pflanze, den Keim jedes Thieres bewahrt, die einmal vorhanden ſind, ſo ließ die Geſchichte auch mitten in unſerm altklugen Zeitalter dieſen einſamen Dichter groß werden, der in der dämmernden Stille ſeines Herzens alle ſüßeſten Zauber der Kindheit als ein unverlierbares Beſitzthum mit ſich trägt.

Gottfried Keller iſt ein Dichter von nur geringer Fruchtbarkeit. Natürlich, er ſchreibt immer nur für ſich, nie für das Publicum. Sein Hauptwerk iſt „Der grüne Heinrich. Roman in vier Bänden“ (1854). Wie der Dichter ſich zuerſt als Lyriker bekannt gemacht hatte, ſo trägt auch dieſer Roman noch einen überwiegend lyriſchen Charakter. Selbſt den Namen Roman könnte man dem Buche ſtreitig machen; wenigſtens muß der Leſer auf jene Fülle von Abenteuern, auf jene intereſſanten und ſpannenden Verwickelungen, welche dieſer Gattung ſonſt eigenthümlich ſind, in dieſem Falle verzichten. Aber doch wird Niemand, der nicht bloß und ausſchließlich vom ſtofflichen Reize abhängt, das Buch langweilig oder ermüdend finden. Es iſt ein Seelengemälde, das Gemälde einer Kinderſeele, die unter unſern Augen allmählig zum Knaben und Jüngling heranwächſt: Tagebuchblätter, zum Theil von ſehr lockerer Faſſung, aber von bewundernswürdiger Feinheit der Beobachtung und einer unwiderſtehlichen Innigkeit und Wahrheit der Empfindung. Der eigentliche erzählende Theil iſt ſehr un-

bedeutend, wir müſſen uns an dem Reichthum pſychologiſcher Beobachtungen genügen laſſen, die zum Theil ſo ſchlagend ſind und ſo neu, und die verborgenſten Geheimniſſe der Kinderwelt mit ſolcher Klarheit vor uns aufdecken, daß wir uns dadurch an Rouſſeau's berühmte „Confeſſions" erinnert fühlen. — Doch gewährt der Schluß des Buchs keine Befriedigung. Der Dichter weiß für ſeinen Helden keinen andern Ausgang, als daß er ihn wahnſinnig werden läßt, ja ſchließlich entdeckt es ſich, daß er ſchon von jeher wahnſinnig geweſen. Ein ſchlechtes Compliment, in der That, für dieſe romantiſche Traumwelt, die der Dichter doch übrigens mit ſo viel Anmuth und Lieblichkeit zu ſchildern weiß.

Mehr auf realem Boden bewegt der Dichter ſich in „Die Leute von Seldwyla" (1856). Es ſind Dorfgeſchichten, in denen die ſchweizer Lokalfärbung durch den romantiſchen Nebel, durch welchen Gottfried Keller die Dinge zu ſehen liebt, ziemlich verwiſcht iſt. Auch übrigens iſt das Buch nicht frei von allerhand romantiſchen Launen und Unarten, ja in einigen Stücken, wie z. B. gleich in dem Anfangsſtück „Pankraz der Schmoller" treten ſie ſogar ſehr deutlich hervor. Auch in den beiden letzten Stücken der Sammlung: „Die drei gerechten Kammmacher" und „Spiegel, das Kätzchen," herrſcht ein erzwungener und unnatürlicher Humor, der an das alte bekannte „kitzle mich, damit ich lache" erinnert. Dagegen ſind „Frau Regel Amrain und ihr Jüngſter" und „Romeo und Julie auf dem Dorfe" dem Dichter in hohem Grade gelungen. Namentlich iſt der Charakter der Frau Amrain ſowol nach Anlage wie Ausführung ein kleines Meiſterſtück und auch die Geſchichte des unglücklichen Liebespaares, das endlich, da die Erde ihrer Liebe keine Stätte bietet, ſeine Zuflucht in der kühlen Welle des Fluſſes ſucht und findet, iſt bei aller Einfachheit in hohem Grade erſchütternd; ſchade, daß der Verfaſſer durch den übelgewählten Titel dem

Ganzen eine ironiſche Beziehung aufgedrückt hat, die nirgend weniger hinpaßte, als an dieſe Stelle.

Alles zuſammengenommen, befindet das Talent des Dichters ſich noch in der Gährung und wird noch erſt abzuwarten ſein, wozu es ſich abklären wird. Daß es aber ein bedeutendes und liebenswürdiges Talent iſt und daß es ſchade wäre, wenn dieſe urſprünglich ſo geſunde Natur ſich in dem Netz ihrer eigenen Träumereien endlich völlig verſtricken und damit der Poeſie überhaupt verloren gehen ſollte, das läßt ſich ſchon jetzt behaupten.

10.

Theodor Mügge und Edmund Hoefer.

Iſt ſomit Gottfried Keller in Gefahr, ſein Talent der alten Sirene der Romantik zum Opfer zu bringen, ſo ſtellen ſich uns dagegen Theodor Mügge und Edmund Hoefer als zwei Hauptrepräſentanten jenes ſtrengen, unerbittlichen Realismus dar, der die Poeſie der Gegenwart beherrſcht und in dem die überwiegend praktiſche Richtung unſeres geſammten modernen Lebens ſich abſpiegelt.

Zwar Theodor Mügge gehört eigentlich einer viel älteren Generation an; man lieſt ihn im Grunde nur noch, weil man ihn bereits ſo lange geleſen hat und weil Keiner mit den Kunſtgriffen des belletriſtiſchen Handwerks ſo vertraut iſt und ſie ſo geſchickt anzuwenden weiß, wie der Dichter des „Touſſaint“ und der „Vendéerin.“ Inzwiſchen hat es immerhin etwas Reſpectables, das Publicum, das bekanntlich in Deutſchland ſonſt eben nicht das beſtändigſte iſt, ein volles Menſchenalter hindurch Jahr aus Jahr ein mit Leſefutter zu verſorgen und ſich dabei unausgeſetzt in der Mode zu erhalten, weshalb wir denn auch dem unermüdlich fleißigen Schriftſteller ſeine beſcheidene Stelle an dieſem Orte nicht verſagen wollen. — Die Zahl der Mügge'ſchen Romane und Novellen iſt außerordentlich groß; 1806 zu Berlin geboren, ließ er ſeine erſten belletriſtiſchen Verſuche bereits zu Ende der zwanziger Jahre erſcheinen. Anfangs hielt er ſich ziemlich genau in jener

breiten Heerstraße, welche die Tromlitz, die Van der Velde und andere Koryphäen der damaligen Leihbibliothekenliteratur angebahnt hatten: wie es ihm denn überhaupt, trotz seiner ungemeinen Fruchtbarkeit, an eigentlicher Originalität und Selbständigkeit des Schaffens fehlt.

Dafür besitzt er jedoch eine große Bildsamkeit und ein feines Verständniß für den wechselnden Geschmack des Tages. Theodor Mügge hat sich der Reihe nach in die verschiedensten Manieren hineingearbeitet und hat es in jeder verstanden, sein Publicum zu befriedigen und die Gunst der Lesewelt zu behaupten. Er ist überhaupt ein mehr formales, als eigentlich dichterisches Talent; seine Hauptstärke besteht in der Schilderung, namentlich in der landschaftlichen, und mit besonderem Geschick weiß er immer neue und pikante Scenerien aufzufinden. Wie Andere reisen, um poetische Eindrücke zu gewinnen, so reist Theodor Mügge, um Landschaften und Costüme zu studiren; das Uebrige findet sich. In seiner Jugend, da sein Sinn noch nach Amerika stand und er schon im Begriff war, nach Peru zu gehen, um unter Bolivar für die Freiheit zu fechten, war es besonders die Schilderung der südamerikanischen Tropenwelt, durch welche er seine Leser fesselte; der schon genannte „Toussaint," (4 Bde. 1830), der überhaupt den Ruf des Dichters begründete, verdankt hauptsächlich diesen Schilderungen den ungewöhnlichen Beifall, der ihm zu Theil ward. In späteren Jahren (1843) machte der Dichter dann eine größere Reise nach Schweden und Norwegen und es ist wahrhaft staunenswerth, was er alles aus dieser Reise auszumünzen gewußt hat, besonders nachdem noch die skandinavische Bewegung und der tägliche Streit zwischen Dänemark und Deutschland dazugekommen. Seitdem spielt die Mehrzahl seiner Romane auf dänisch-schwedisch-norwegischem Boden; mit derselben Virtuosität und derselben Treue der

Farben wie ehedem den glühenden Himmel der Antillen, ſchildert er jetzt die eisumſtarrten Fjorde Norwegens oder die Marſchen und Dünen der jütiſchen Halbinſel. Auch die beiden neueſten unter ſeinen größeren Romanen, „Afraja“ und „Erich Randal“ bewegen ſich auf demſelben Terrain; ſie ſind, wie Alles, was Mügge ſchreibt, geſunde, derbe Koſt, ein willkommener Zuwachs der Leihbibliotheken, ohne daß die Poeſie ſich ſonderlich daran bereicherte. —

Weit bedeutender iſt Edmund Hoefer, der vielleicht in dieſem Augenblick mit Theodor Mügge die Auszeichnung theilt, der geleſenſte und beliebteſte Erzähler Deutſchlands zu ſein. Auch Edmund Hoefer beſitzt ein außerordentliches Talent der Schilderung, ja daſſelbe iſt vielleicht noch um ſo größer, je einfacher und anſpruchsloſer die Gegenſtände, die er ſchildert, und je weniger ſie im Stande ſind, die Phantaſie des Leſers durch fremde Namen und andere Abenteuerlichkeiten zu entzünden. Edmund Hoefer hat eine Gegend des deutſchen Vaterlandes zu poetiſchen Ehren gebracht, die ſonſt eben nicht im beſten Rufe ſtand: er iſt der Dichter der pommerſchen Oſtſeeküſte. Mit hinreißender Gewalt weiß er den einförmigen und doch ewig neuen Anblick zu ſchildern, den das Meer gewährt indem es ſeine raſtloſen Wellen gegen die flache, niedrige Küſte ſpült; wir ſehen das einſame Fiſcherhaus an dem wieſenumkränzten Bodden, wir ſteigen in das leichte Fahrzeug und gleiten mit raſchen Segeln über die ewig unergründliche, heimtückiſche Fluth.

Oder wir ſitzen in dem alten verwitterten Jagdſchloß tief im Walde, wo weit und breit nichts zu hören iſt als das Bellen der Rüden und das Knarren der Wetterfahnen auf dem morſchen Dache; wir ſitzen in dem düſtern Erker hinter den kleinen trüben Scheiben, durch die aller Orten der Wind pfeift und laſſen uns von einem alten ſchnurrbärtigen Großonkel oder einem griesgrämigen Förſter

Geſchichten von ehedem erzählen, unheimliche Geſchichten, die uns das Blut in den Adern ſtocken machen. . .

Oder wir beſuchen abwechſelungshalber auch die kleinen Garniſonſtädte der Umgegend und miſchen uns in das muntere Treiben der Officiere; wir machen Fenſterparade vor den Häuſern der Schönen, trinken, würfeln, ſetzen in die Karte, verführen aus purer nichtsnutziger Langerweile die Weiber unſerer Freunde und laſſen uns dafür eine Kugel durch den Kopf ſchießen oder werden alte ſauertöpfiſche Hageſtolze, denen Jedermann ſchon auf hundert Schritte den tiefen Menſchenhaß und die Zerfallenheit mit ſich ſelber anſieht. . .

Denn wie bei jedem ächten Dichter, ſo iſt auch bei Edmund Hoefer die landſchaftliche Umgebung nur der Rahmen, aus dem die Menſchen, dieſe eigentlichen und einzigen Träger aller Poeſie, deſto deutlicher und kräftiger hervortreten. Es iſt eine geheime Verwandtſchaft zwiſchen den Menſchen, die er uns zeichnet, und der ernſten ſtiefmütterlichen Natur, dem finſtern Grün der Wälder, dem trüben Grau des Himmels, dem geheimnißvollen Wogen und Brauſen des Meeres, das Edmund Hoefer mit ſo großer Meiſterſchaft ſchildert; das harte karge Erdreich erzeugt harte verſchloſſene Menſchen mit gewaltigen Leidenſchaften, die ihre Empfindungen gleichwol in tiefſter Bruſt zu verbergen wiſſen und deren erzenen, wettergebräunten Zügen du nicht anſiehſt, was ihre Herzen bewegt, und ob ſie darüber zerſpringen ſollten. . .

In der Darſtellung dieſer verhaltenen, an ſich ſelbſt zehrenden Leidenſchaft beſitzt der Dichter ſeine wahre Stärke; hier erreicht er häufig mit den geringſten Mitteln die außerordentlichſten Effecte, die ſich bis zum wahrhaft Tragiſchen ſteigern. Ueberhaupt iſt das Colorit ſeiner Dichtungen trüb und ſchwermüthig, wie der nordiſche Himmel, unter dem ſie ſpielen; ſelbſt ſein Lachen und ſeine Heiterkeit

trägt in der Regel einen gewiſſen hypochondriſchen, ſkeptiſchen Zug, ungefähr wie ein alter geprüfter Seemann lacht, wenn ein Novize ihm die Beſtändigkeit des Wetters oder die günſtige Richtung des Windes rühmt. . .

Dafür aber iſt der Dichter andererſeits auch in der Darſtellung des Tragiſchen und Erſchütternden frei von aller Sentimentalität. Die Geſchicke vollziehen ſich bei ihm mit eherner Nothwendigkeit; wie dieſes Schiffervolk, dieſe ernſten ſchweigſamen Bauern, dieſe pulvergeſchwärzten Soldaten ihre Todten ſtumm begraben und ohne Klage, ſo zeigt der Dichter auch in den gewaltigſten und erſchütterndſten Scenen immer daſſelbe gemeſſene, wortkarge Weſen, nirgend macht er ſein eigenes Klageweib, ſondern was morſch iſt, läßt er abfallen, ſtreng und gerecht, wie das Schickſal ſelbſt.

Und wenn nun einmal nach langem trüben Dunkel die Sonne der Freude voll und rein an dieſem umwölkten Himmel emporſteigt — die weißen Segel glitzern über die blaue Fluth, die hochbeladenen Erntewagen ſchwanken heim, überall iſt Muſik und Tanz: o wie iſt dann auch die Heiterkeit des Dichters ſo geſund und kräftig! wie tönt ſein Lachen aus ſo voller, friſcher Bruſt! wie genießt er ſo dankbar die kurze goldene Stunde, welche die neidiſchen Götter ihm beſchieden haben! Wie der Schmerz und die Leidenſchaft des Dichters, iſt auch ſein Humor männlich und ſtark; er iſt überhaupt mehr eine Lectüre für Männer als für Frauen, welche letzteren durch eine gewiſſe Herbigkeit und Widerhaarigkeit ſeines Weſens, die aber zu der herkömmlichen Sentimentalität unſerer Tage den erwünſchteſten Gegenſatz bildet, mehr zurückgeſchreckt als angezogen werden.

Edmund Hoefer hat bis jetzt nur kleinere Erzählungen geſchrieben, aber es ſind die Perlen unſerer heutigen erzählenden Literatur. Dieſelben ſind theils einzeln in den von ihm in Ge-

meinſchaft mit Friedrich Hackländer herausgegebenen „Hausblättern," theils in verſchiedenen größeren und kleineren Sammlungen erſchienen. Beſondere Auszeichnung verdienen darunter die „Geſchichten aus dem Volk" (1852) und „Deutſches Leben" (1856). In der erſtgenannten Sammlung ſind unter anderm die „Erzählungen eines alten Tambours" enthalten, die zu dem Beſten gehören, was der Dichter geſchrieben; unter ihnen iſt wiederum die vierte: „Von Roloff dem Rekruten," ein wahres Cabinetſtück und ein glänzender Beweis, wie Unrecht unſere jungen Dichter haben, die immer ſoviel zu klagen wiſſen über Mangel an dankbaren Stoffen, und daß bei uns in Deutſchland ſo wenig paſſire, was der Poet gebrauchen könne — hier mögen ſie lernen, daß das poetiſch Wirkſame, ja das tragiſch Zermalmende zuweilen in den allerengſten und beſchränkteſten Verhältniſſen liegen kann und daß es nur des richtigen Blicks bedarf, um aus dem Kleinſten das Größte heraus zu finden.

Mehr von ſeiner humoriſtiſch-idylliſchen Seite lernt man den Dichter kennen in „Schwanewiek. Skizzenbuch aus Norddeutſchland" (1856). Es iſt eine Reihe von Schilderungen aus dem täglichen Thun und Treiben, den häuslichen und ländlichen Beſchäftigungen, den Arbeiten und Vergnügungen einer wohlhabenden Gutsbeſitzerfamilie am Strande der Oſtſee, in Pommern oder Mecklenburg: denn dahin deutet die mit bekannter Meiſterſchaft gezeichnete Localität. Der novelliſtiſche Faden, der dieſe einzelnen Schilderungen zuſammenhält, iſt nicht ſehr erheblich, aber doch ſtellenweiſe recht ſpannend; ſo z. B. das Verhältniß zwiſchen Margarethe und dem alten Oberſt, das eben ſo neu wie zart gedacht iſt und in ſeiner feinen, ſinnigen Weiſe zu dem Schönſten gehört, was wir je bei einem deutſchen Novelliſten gefunden haben.

Ueberhaupt kann man dieſen Dichter den Anklägern der Ge-

genwart entgegenhalten, die ihr den Beruf und die Fähigkeit zu bedeutenden poetiſchen Leiſtungen abſprechen. Mag auch die Gattung ſelbſt, die er anbaut, nicht die größte ſein, ſo iſt doch das Talent, das er dabei entwickelt, der lebhafteſten Anerkennung werth und darf Ermund Hoefer in dieſer Hinſicht den Vergleich mit den berühmteſten Erzählern der deutſchen wie der ausländiſchen Literatur nicht ſcheuen. Hier iſt Alles vereint, was den glücklichen Erzähler bildet: höchſte Wahrheit und Naturtreue der Schilderungen, Originalität und Neuheit der Auffaſſung, tiefe Kenntniß ſowol der Natur und des äußern Lebens wie des menſchlichen Herzens und ein klarer, leichter, immer anregender, immer charakteriſtiſcher Fluß der Rede, und ſtehen wir daher auch nicht an, Edmund Hoefer überhaupt den erſten Platz unter unſern heutigen Erzählern einzuräumen.

11.

Alexander von Sternberg.

Wir ſchließen dieſe Ueberſicht über die Romandichter der Gegenwart mit Herrn von Sternberg. Und wie dürfte derſelbe hier auch fehlen? Herr von Sternberg iſt der wahre Ueberall und nirgend unſerer erzählenden Literatur; gleich Theodor Mügge, beherrſcht er ſeit beinahe dreißig Jahren den belletriſtiſchen Markt und ſo viele neue Moden inzwiſchen auch aufgekommen ſind, und ſo viele Wandelungen der Geſchmack des Publicums erfahren hat, Herr von Sternberg hat ſie alle treulich mit durchgemacht, nie iſt er hinter ſeiner Zeit zurückgeblieben, wenn er auch allerdings niemals verſtanden hat, ihr ſelbſt einen Impuls zu geben und die Saat neuer und fruchtbarer Ideen auszuſtreuen.

Man hat Herrn von Sternberg wol einen ariſtokratiſchen Dichter, den Dichter der Reaction und des Stillſtands genannt; ja es hat Zeiten gegeben, in denen Herr von Sternberg ſelbſt nicht wenig ſtolz auf dieſe Bezeichnung war.

Und doch, behaupten wir, hat er nicht den mindeſten Anſpruch darauf. Herr von Sternberg ein Mann des Stillſtands? Der Verfaſſer der „Braunen Märchen“ ein Anhänger der Reaction? Vielmehr im Gegentheil: unter allen deutſchen Romanſchreibern der Gegenwart wiſſen wir nicht einen namhaft zu machen,

der die Strömungen des Zeitgeiſtes aufmerkſamer belauſcht und eifriger auf jeden Wechſel der Mode ſpeculirt hat, als Herr von Sternberg. Er iſt der wahre artiste adonisateur, der jeder Laune der Zeit ihr romantiſches Schönpflaſterchen aufzuſetzen verſteht und mit der Geſchwindigkeit eines Taſchenſpielers jedem neueſten Geſchmack des Publicums ſofort mit einem entſprechenden Roman aufwartet. Zu Anfang der dreißiger Jahre, als Heine florirte, ſchrieb Herr von Sternberg ſeine „Zerriſſenen.“ Als dann die Literaturgeſchichte in Mode kam, lieferte er ſeinen „Molière“ und „Leſſing.“ Als die ſocialen Fragen in den Vordergrund traten, ſtand er bereit mit „Paul,“ „Diana“ ꝛc. „General Trauf“ quartierte ſich in Charlottenburg ein und die Oppoſition bereitete ſich zum paſſiven Widerſtande — Herr von Sternberg edirte ſeine „Beiden Schützen.“ Das Militär war in Berlin eingezogen, die Nationalverſammlung vertagt, die Reaction, nach glücklich überſtandenem Kanonenfieber, ſetzte ſich zu Tiſche und ſuchte mit Champagnerſtrömen und Wachtſtubenwitzen das Gedächtniß der Angſt hinwegzuſpülen, die ſie ſoeben noch ausgeſtanden — und wer ſtand an der Thür des Saales, geſchniegelt und gebügelt, die Serviette unter dem Arm, und reichte den wiehernden Gäſten die neueſte Speiſekarte? Wiederum Herr von Sternberg mit ſeinen „Braunen Märchen,“ ſeinem „Gil Blas“ und ähnlichen Obſcönitäten.

Dies glückliche Talent, der Modernſte unter den Modernen, der Vorgeſchrittenſte zu ſein unter den Vorgeſchrittenen, mußte denn freilich auch mit einigen Opfern erkauft werden; die Götter haben es nun einmal ſo eingerichtet, daß nicht einem Sterblichen gleichmäßig alle Tugenden und Vorzüge zu theil werden und indem ſie Herrn von Sternberg eine unermüdliche Beweglichkeit des Geiſtes, eine Fülle von Phantaſie und Witz und eine bezaubernde Erzählergabe verliehen, verſagten ſie ihm doch Eines — den feſten Anker-

grund eines consequenten, mit sich selbst übereinstimmenden Charakters. Herr von Sternberg ist nur darum so entwickelungsfähig und hat nur deshalb die verschiedenen Phasen unsers literarischen und geistigen Lebens so getreulich mit durchmachen können, weil er selbst so völlig ohne eigenen Inhalt ist. Herr von Sternberg ist elegant, geistreich, liebenswürdig, aber er hat keinen Charakter und keine sittliche Ueberzeugung; er bleibt ewig nur auf der Oberfläche der Dinge haften und das ernsthafteste Gefühl und die leidenschaftlichste Emotion, wozu er es bringen kann, ist immer nur die Schadenfreude der Selbstverachtung und das ironische Bewußtsein, daß der Mensch ein für allemal ein Lump. . .

Vielleicht war es nicht immer so, vielleicht gab es einmal eine Zeit, wo Herr von Sternberg ernsten und aufrichtigen Antheil nahm an den geistigen Bewegungen des Jahrhunderts und in der Liebe noch mehr als eine angenehme körperliche Erregung, in der Philosophie noch mehr als ein Sammelsurium von Thorheiten und Widersprüchen, in der Kunst noch mehr als einen bloßen Zeitvertreib erblickte. Als er zu Anfang der dreißiger Jahre, unter den Stürmen der französischen und polnischen Revolution, aus seiner deutsch-russischen Heimath zuerst nach Deutschland kam und hier die genauere Bekanntschaft mit deutscher Bildung und deutschem Geistesleben machte, da hatte auch er noch wirkliche geistige Interessen und brütete auch seinerseits noch mit Ernst und Eifer über den politischen, philosophischen und socialen Problemen, mit denen jene Zeit sich beschäftigte. Dieser Theilnahme an der geistigen Arbeit unseres Volkes verdankten die schon genannten „Zerrissenen" (1832), denen sogar die Ehre zu Theil ward, der ganzen Epoche ihren Namen zu geben, ferner „Der Missionair," (1840), „Diana," (1842), „Paul," (1845) ꝛc. ihren Ursprung: Arbeiten, die bei aller Flüchtigkeit, ja Leichtfertigkeit der Behandlung, doch einen gewissen Ernst des Ge-

dankens zeigen und in ihrer Art den Verſuch machen, die großen Fragen der Gegenwart zu löſen.

Oder war es auch damit vielleicht nicht ſo ernſtlich gemeint? War vielleicht auch dieſe Geſchäftigkeit, mit der Herr von Sternberg ſich an den geiſtigen Kämpfen der Zeit betheiligte, nur ein Ausfluß ſeines blos formellen Talents, ein bloßes Erzeugniß jener plattirten Bildung, in welcher die Ruſſen und beſonders die Deutſchruſſen ſo ſtark ſind und der ſie einen ſo ſoliden Anſtrich zu geben wiſſen, bis dann doch einmal irgend wo und irgend wie die Bärentatze des Barbaren unter dem Mantel der Civiliſation hervor guckt? — Wir wagen es nicht zu entſcheiden: wohl aber ſteht die Thatſache feſt, daß Herr von Sternberg dieſer geiſtigen Anſtrengungen bald herzlich müde ward und ſich mit fauniſchem Lächeln dem altromantiſchen Nihilismus in die Arme warf. Was Geiſt, was Freiheit, was Fortſchritt! Was Ueberzeugung und ſittliche Treue! Der Menſch iſt aus Gemeinem gemacht, die letzten tiefſten Quellen der Weisheit bleiben ihm doch ewig verſchloſſen, ein Thor alſo, wer ſich darüber härmt und es verſäumt, den flüchtigen Schaum von der Oberfläche zu nippen....

Zu weſentlicher Beeinträchtigung ſeines ſchriftſtelleriſchen Anſehens fiel Herr von Sternberg mit dieſer ſeiner Philoſophie des Leichtſinns und der Frivolität in eine Zeit, die im Gegentheil immer ernſtlicher darauf drang, daß auch die Kunſt den tiefſten Inhalt des Lebens wiederſpiegele, und daß auch der Poet nicht ohne Charakter und ſittliche Ueberzeugung ſein dürfe. Man weiß, welchen Antheil der ſittliche Ingrimm der Zeit an jener politiſch ſocialen Kriſis hatte, die endlich mit dem Jahre Achtundvierzig zum Ausbruch kam; es war nicht blos das Bedürfniß freierer politiſcher Bewegung, ſondern eben ſo ſehr und vielleicht in noch höherem Grade war es das verletzte Rechtsgefühl und die beleidigte

ſittliche Scham des Volkes, was in jenen verhängnißvollen Märztagen die Fahne des Aufruhrs durch die Straßen trug.

Ein Mann wie Herr von Sternberg mußte ſich durch dieſe Bewegung natürlich gründlichſt deplacirt fühlen; aller Ernſt, alle Leidenſchaft, alle Begeiſterung war ihm ſo gründlich verhaßt, er liebte ſo ſehr die behagliche Ruhe des Weltmanns mit ihren kleinen ſtillen Freuden und heimlichen Genüſſen — und nun auf einmal ſtand die ganze Welt in Flammen der Begeiſterung und alle Lippen floſſen über von Tugend, Freiheit, Vaterland?! Das war nicht das Genre des Herrn von Sternberg, und ſo wurde er nun erſt, unter den Stürmen jenes März, wofür man ihn ſchon früher gehalten hatte: der Dichter der Reaction und des politiſchen Stillſtands.

Allein auch jetzt wurde er es nicht aus Grundſatz und Ueberzeugung — was haben Grundſätze und Herr von Sternberg überhaupt mit einander zu thun?! — ſondern vielmehr aus Geiſteswiderſpruch und weil dieſer Lärm auf allen Gaſſen und dies unaufhörliche Trommeln der Bürgerwehr und dieſe vielen ſchreckhaften Nachrichten und dieſe endloſen politiſchen Geſpräche und Debatten, die gar keine harmloſe Unterhaltung mehr aufkommen ließen, ihm den Humor ver[illegible]n. —

Daß es ſich wirklich ſo verhält und daß wir Herrn von Sternberg mit dieſer Auslegung kein Unrecht thun, das beweiſen aufs Unzweifelhafteſte die Werke, welche er gleichzeitig mit ſeinen „Royaliſten“ (1848), „Die beiden Schützen“ (1849), „Die Kaiſerwahl“ (1850) veröffentlichte und denen denn von dem Ernſt und der Heiligkeit der Geſinnung, mit welcher er in den eben genannten Romanen Thron und Altar feiert, blutwenig anzumerken iſt. Wir meinen die Unflätereien und Obſcönitäten, die Herr von Sternberg in eben dieſer Zeit herausgab, die „Braunen Märchen“ (1850),

„Der deutsche Gilblas," „Die Nachtlampe" ꝛc. In diesen Schriften spricht die Frivolität, welche seit Langem, wenn nicht von jeher die eigentliche Muse dieses Dichters gewesen, sich ganz nackt und unverhüllt aus, auch das letzte Feigenblatt der Scham ist hier abgelegt und wir müssen, um Aehnliches aufzufinden, zurückgreifen in die verderbtesten Zeiten der französischen Regentschaft, zu einem Faublas und Marquis de Sade und anderen ähnlichen Schriftstellern, welche die Poesie zum Phallusdienst erniedrigten und deren Name dafür noch heut mit verdientem Schmach gebrandmarkt ist. War das wiederum die alte romantische Ironie von Seiten des Herrn von Sternberg, daß er seinen legitimistischen Expectorationen diesen unsaubern Commentar gab und dicht neben seinen poetischen Bollwerken für König und Krone dieses Bordell seiner „Braunen Märchen" errichtete? Oder glaubte er der Reaction selbst etwas Angenehmes damit zu erweisen und war diese Verherrlichung des rohesten Genusses, diese Wiederherstellung des Casanova und Crebillon und ähnlicher Nuditäten vielleicht in der That der letzte Hintergedanke unserer neuen Bayarde aus Hinterpommern und der Mark? Es ist wahr, die Restaurationsgelüste gingen damals schon ziemlich weit; wer kann berechnen, wohin die entzündete Phantasie eines neumodischen Junkers sich versteigt? Und wenn denn doch einmal aller mittelalterliche Plunder aus der Rumpelkammer der Vergangenheit wieder hervorgeholt werden sollte, warum nicht auch das jus primae noctis, dieses so angenehme und ersprießliche Recht? Die Sache war doch wenigstens zu überlegen ....

Aber sei es nun, daß Herrn von Sternberg selbst diese mittelalterliche Vermummung noch zu ernst war, oder daß die Erwartungen, mit denen er sich der Reaction angeschlossen hatte, nicht befriedigt wurden, genug, auch diese Phase war nur von sehr kurzer Dauer. Herr von Sternberg wurde es nicht nur in Kurzem über-

drüſſig, die Helden des Treubund und der Invalidenvereine „mit Gott für König und Vaterland" poetiſch zu verherrlichen, ſondern er gab der Reaction auch den förmlichen Scheidebrief und that öffentlich Abbitte vor Gott und Menſchen, daß er ſo ſchmählich fehlgegriffen und ſich auf eine ſo falſche Bahn hatte mit fortreißen laſſen. Eingeleitet wurde dieſe Umkehr, bei der freilich die Demokraten vermuthlich noch weniger gewonnen, als die Royaliſten verloren haben, bereits durch „Ein Carneval in Berlin" (1852), bis er vollſtändig zum Durchbruch kam in den „Erinnerungsblättern," einer Art von Memoiren, die Herr von Sternberg ſeit einigen Jahren veröffentlicht und von denen bis jetzt fünf Bändchen erſchienen ſind. Es ſind ziemlich breite Plaudereien, in jenem eleganten Stil, deſſen Herr von Sternberg ſo mächtig iſt, voll Witz und Bosheit, aber übrigens nur ein neuer Beleg dafür, wie gänzlich ausgehöhlt dieſer Dichter iſt und wie fremd ihm alles tiefere geiſtige Intereſſe und aller Ernſt einer ſittlichen Ueberzeugung. Daß eine alte Buhldirne ſchließlich fromm wird, iſt ſchon ſchlimm genug: allein Herr von Sternberg zeigt, daß ſie auch noch etwas Schlimmeres werden kann, nämlich eine alte boshafte Klatſchliſe, die jede Freude ſchmäht und die Jugend haßt und verfolgt, bloß weil ſie ſelbſt alt geworden und weil zwar nicht ſie die Sünde, aber doch die Sünde ſie verlaſſen hat ...

Seit dieſem ſeinem Bruch mit der Reaction iſt Herr von Sternberg nun innerlich wie äußerlich jedes Halts beraubt. Er iſt nur noch der Revenant ſeiner ſelbſt, ja es iſt wahrhaft kläglich zu ſehen, wie ein urſprünglich ſo reich ausgeſtattetes Talent dermaßen in der Irre taumelt und in krampfhafter Gier hierhin und dahin greift und doch nirgend die Stelle findet, in der es wurzeln könnte. Wie ein alter Spielmann, auf den Niemand mehr hören mag, ſtimmt Herr von Sternberg noch einmal alle möglichen Mele-

dien an, die ſich zu irgend einer Zeit des öffentlichen Beifalls erfreuten; in ſeinem „Macargan“ (1853) kehrt er zu ſeinen geliebten Encyklopädiſten des achtzehnten Jahrhunderts zurück, er verſucht in den „Rittern von Marienburg“ (ebenfalls 1853) den alten hiſtoriſchen Roman der Tromlitz und Blumenhagen, wenn auch mit frivolem Aufputz wieder herzuſtellen, ja er beſchwört in „Das ſtille Haus“ (1854) ſogar die alte Hoffmann'ſche Spuk- und Geſpenſtergeſchichte aus der Nacht der Vergeſſenheit wieder empor ....

Allein wir fürchten, umſonſt. Oder ſollte die gemäßigte und ſolide Darſtellungsweiſe, deren Herr von Sternberg ſich in ſeiner neueſten Sammlung von Künſtler-Novellen, „Die Dresdner Gallerie“ (1857, bis jetzt zwei Bände) befleißigt, und die gegen die wüſten Experimente ſeiner letzten zehn Jahre ſo vortheilhaft abſticht, wirklich der Anfang einer neuen Entwickelung ſein? Bei einem ſo verſatilen Talent wie Herr von Sternberg, muß man freilich auf Alles gefaßt ſein und Alles für möglich halten: aber daß die Todten wieder lebendig werden und daß ein ſchaler und abgeſtandener Wein ſein urſprüngliches Feuer wieder zurückerhält, das dünkt uns, bei allem Reſpect vor den ſeltenen Fähigkeiten dieſes Dichters, ebenſo unwahrſcheinlich, als daß ein Sterblicher ſein Leben zum zweiten Mal beginnen dürfte. Man kennt den wehmüthigen Seufzer des alten Dichters:

O si praeteritos referat mihi Jupiter annos!

— aber noch iſt keine Antwort darauf erfolgt ...

III.

Die Dorfgeſchichte.

Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf;

Joſef Rank und die Nachahmer.

Unſere Darſtellung der erzählenden Literatur der Gegenwart würde ſehr unvollſtändig ſein und eine ſehr empfindliche Lücke darbieten, wollten wir dabei die Dorfgeſchichte übergehen. In der That iſt dieſelbe ſo wichtig und nimmt in der Literatur der Gegenwart eine ſo hervorragende Stelle ein, daß wir ihr hier ſogar einen eigenen Abſchnitt einräumen.

Die jüngſten Kinder ſind bekanntlich immer die liebſten Kinder; gegen Niemand iſt das Elternherz ſo weich und nachſichtsvoll als gegen das Jüngſtgeborene, das Neſthäkchen. Die Dorfgeſchichte aber iſt das Neſthäkchen unſerer Literatur. Zwar ganz ſo jung, wie man gewöhnlich glaubt, iſt ſie nicht. Es iſt richtig, daß ihre allgemeinere Verbreitung erſt in den Anfang der vierziger Jahre fällt, und daß ſie erſt damals in Mode gekommen: allein exiſtirt hat ſie ſchon früher, wenn auch nur vereinzelt und nicht mit dem Anſpruch, eine eigene literariſche Gattung, geſchweige denn das wahre Univerſalheilmittel und der Rettungsanker der Literatur ſelbſt zu ſein.

Schon in dem alten „Simpliciſſimus," dieſem abenteuerlichen Roman aus dem dreißigjährigen Kriege, finden ſich einzelne Partien, namentlich in der Jugendgeſchichte des Helden, die man dreiſt den heutigen Dorfgeſchichten an die Seite ſtellen kann. Noch

größer iſt die Verwandtſchaft in „Stilling's Jugend" (1776), einem Gemälde des ländlichen Lebens am Mittelrhein, voll köſtlicher Einfalt und Anmuth, das äußerlich allen Erforderniſſen der heutigen Dorfgeſchichte vollſtändig entſpricht.

Doch beſteht freilich noch immer ein weſentlicher innerer Unterſchied. Jung Stilling ſchrieb die Geſchichte ſeiner Jugend in völliger Unbefangenheit, die Vertiefung in die Einfalt des Dorflebens, die Schilderung ländlicher Sitten und Gebräuche entſprang bei ihm keineswegs aus dem Ueberdruß an der ſtädtiſchen Kultur und dem Wunſch ihr zu entfliehen. Vielmehr brachte ſein Stoff das einfach ſo mit ſich, und wäre er z. B. in einer ſtädtiſchen Umgebung aufgewachſen, ſo würde er dieſelbe gewiß mit derſelben Sorgfalt und Treue und eben dieſer Hingebung an das Detail geſchildert haben, wie er hier ſeine ländliche Heimath und ſeinen Vater, den Dorfſchneider und die ganze enge Wirthſchaft der bäuriſchen Hütte abzeichnet. — In dieſem Sinne wirkte das Buch auch zur Zeit ſeines Erſcheinens; Niemand kam es damals in den Sinn, darin einen Gegenſatz zur ſtädtiſchen Bildung zu erblicken, obſchon wir nicht in Abrede ſtellen wollen, daß die Vorliebe für das patriarchaliſch Urſprüngliche, das Primitive, das jener Zeit überhaupt eigenthümlich war und das zur Regeneration unſerer Poeſie damals ſo weſentlich beitrug, auch zu dem großen Erfolg dieſes Buches mitgewirkt hat. Im Ganzen war es aber doch immer nur die Freude an der Naivetät und Treuherzigkeit der Darſtellung im Allgemeinen, was ihm dieſe günſtige Aufnahme verſchaffte, wie denn namentlich Goethe, durch den es bekanntlich überhaupt in die Oeffentlichkeit gelangte, vorzugsweiſe durch dieſe Seite des Buches gewonnen ward. Man könnte ſomit ſagen: Stilling's Jugend war zwar eine Dorfgeſchichte, aber ohne es ſelbſt zu wiſſen, es war die latente Dorfgeſchichte, der es noch an dem Gegenſatz der raffinirten

ſtädtiſchen Bildung fehlte, um zum Bewußtſein ihrer ſelbſt zu gelangen.

Dieſem kritiſchen Moment näherte die Dorfgeſchichte ſich, als Immermann die köſtliche Epiſode vom Hofſchulzen in ſeinen „Münchhauſen" (1837) einflecht. Das Hauptthema dieſes Romans erforderte einen derartigen Gegenſatz; gegenüber dieſer Welt der Lüge und des Schwindels bedurfte der Dichter eines feſten Bodens und einer beſchränkten, aber ſicheren Welt der Sittlichkeit, um ſich darin von jenen tollen Spukgeſtalten zu erholen. Wir haben es als eine weiſe Fügung des Schickſals zu erkennen, daß Immermann einen Theil ſeiner poetiſchen Studienjahre grade in Weſtfalen verlebte, indem ihm dadurch Gelegenheit ward, das junge Reis der Dorfgeſchichte grade in den geſunden Acker dieſes niederſächſiſchen Bauerthums zu verſenken, des eigenthümlichſten und kernhafteſten, den Deutſchland überhaupt noch beſitzt. Auch war Immermann bekanntlich Juriſt; er hatte die Bauern hinter dem Actentiſch, in ihren Rechtshändeln und Streitigkeiten kennen gelernt und war dadurch vor jeder falſchen Sentimentalität und jeder einſeitigen Verherrlichung des bäuriſchen Charakters hinlänglich geſchützt. Darum iſt die Immermann'ſche Dorfgeſchichte — wenn dieſe Epiſode vom Hofſchulzen denn doch einmal ſo heißen ſoll und darf — auch ſo geſund und kräftig und ſo frei von allen jenen koketten Zuthaten, mit denen dieſe Gattung ſpäterhin ausſtaffirt worden iſt und die wol auch jetzt noch zum Theil unter die urſprünglichen Vorzüge dieſer Gattung gezählt werden, während ſie doch in der That nur zu den Entſtellungen und Verirrungen derſelben gehören.

Was Immermann, wol mehr dem Zuge ſeines poetiſchen Inſtincts folgend, als aus klarer Einſicht und Berechnung, ſomit begonnen hatte, das wurde wieder aufgenommen und im weiteſten Umfang fortgeführt durch Berthold Auerbach (geboren 1812 zu Nordſtetten

im Schwarzwald). Die beiden erſten Bände ſeiner „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ erſchienen bekanntlich 1843, alſo zu derſelben Zeit wo — man denke nur an die politiſche Lyrik und die Erneuerung des vaterländiſchen Dramas — unſere Poeſie überhaupt eine energiſche Wendung zum Nationalen und Volksthümlichen machte. Aber wie überall im Leben die Gegenſätze ſich berühren, ſo ſtand damals auch die Salonpoeſie noch in üppigſter Blüte; der „Verſtorbene“ war noch nicht ganz verſchollen, die Gräfin Hahn-Hahn galt noch für eine großartige geniale Dichterin und auch aus den Romanen und Novellen des Herrn von Sternberg hatte man den Geruch der Fäulniß, der aus all dieſen Eſſenzen und Pomaden hervorſticht, noch nicht herausgefunden.

Dieſer Gegenſatz der Salonpoeſie iſt es nun eigentlich, was die Auerbach'ſche Dorfgeſchichte erzeugt und großgezogen hat; die Dorfgeſchichte iſt keine naive Frucht, ſondern ein Kind der Reflexion, die Tendenz, dieſer allgemeine Stempel unſerer Epoche, iſt auch ihr auf die Stirn gedrückt.

Wer darüber noch in Zweifel ſein könnte, der erinnere ſich doch nur, wie Berthold Auerbach ſelbſt zu ſeinen „Dorfgeſchichten“ gekommen. Der Dichter, zuerſt aufgetreten im Jahre 1836 mit einigen kleinen publiciſtiſchen Schriften, denen verſchiedene philoſophiſche Romane („Spinoza,“ 1837 und „Dichter und Kaufmann,“ 1839) folgten, hatte bereits eine ziemliche Reihe poetiſcher Lehrjahre hinter ſich, als er endlich zu dem Entſchluß gelangte, die Erinnerungen ſeiner Jugend aufzuzeichnen und der Walter Scott ſeines Heimathsdorfes zu werden. Derſelbe Gegenſatz einer raffinirten, fremdartigen Bildung, in den die Dorfgeſchichte jetzt zur Literatur im Allgemeinen trat, hatte ſie auch in der Bruſt des Dichters ſelbſt hervorgerufen. Berthold Auerbach hatte ſich viele Jahre lang mit dem ganzen Qualm und Wuſt unſerer gelehrten

Bildung herumgeschlagen, er hatte in den Schulen der Rabbiner gesessen und die ganze trübe Scholastik des Talmud in sich aufnehmen müssen. Unbefriedigt davon, hatte er sodann bei der Philosophie Trost und Hilfe gesucht; vor seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" hatte er, wie schon erwähnt, den Roman „Spinoza" geschrieben und die Schriften des Spinoza selbst ins Deutsche übertragen. Darnach erst, nachdem dies Alles nicht im Stande gewesen war, seine Sehnsucht zu stillen und ihm den verlorenen Frieden wiederzugeben, nachdem er umsonst die Schutthaufen todter Gelehrsamkeit, die Irrgänge der Speculation durchkrochen — darnach erst wurde er zum Dichter der „Dorfgeschichten," ein richtiger verlorener Sohn kehrte er zu der Stätte zurück, wo seine Wiege gestanden und fand hier, auf dem heiligen Boden seiner Kindheit, nicht nur die so sehnlich gesuchte innere Ruhe und Befriedigung, sondern auch ein unschätzbares poetisches Kapital und den vollen duftigen Lorbeer des Dichters.

Denn das Publicum nahm die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" mit Begeisterung auf; selten nur waren der naive Beifall der Menge und das Urtheil der Kritik so einstimmig gewesen. Von dem Erscheinen dieses Auerbach'schen Buchs datirt eine neue Epoche unserer erzählenden Literatur und wie auf einen Zauberschlag setzten sich sofort unzählige Federn in Bewegung, dem glücklichen Vorbild nachzueifern.

Im Ganzen und Großen war dieser Beifall gewiß verdient und kann und soll es auch keine Schmälerung desselben sein, wenn wir jetzt nachträglich zu der Einsicht gelangen, daß auch die Auerbach'sche Dorfmuse die durchaus fleckenlose und vollkommene Schöne nicht ist, als die man sie im ersten Augenblick bewunderte. Namentlich dürfte wol grade diejenige Eigenschaft, um deren willen sie anfangs am Meisten gepriesen ward, am Wenigsten bei ihr ge-

ſuchen werden: die Urſprünglichkeit und Naivetät. Die Auerbach-ſchen „Dorfgeſchichten“ ſind im Gegentheil, wie wir ſoeben gezeigt haben, ein Product der Reflexion und ſo ſind ſie denn auch mit allen Merkmalen dieſes Urſprungs behaftet. Ihrem trefflichen Ur-heber kann dies nicht zum Vorwurf gereichen; man wandelt eben nicht ungeſtraft unter Palmen, — ich meine, man lebt nicht im neunzehnten Jahrhundert, ſchlürft nicht mit vollen Zügen von dem Zaubertrank moderner Bildung und noch weniger ſitzt man Jahre lang in der finſtern Indenſchule und plagt ſich mit der ſchwer-fälligen Weisheit längſt vergangener Jahrhunderte, um dann mit einem Male alle dieſe Bildung, die falſche wie die wahre, gleich einer Schlangenhaut von ſich abzuſtreifen und gleichſam wieder, ein unſchuldiges Knäblein, in den Schoß ſeiner Mutter zurückzu-kehren. Unſere gemeinſame Mutter iſt aber das neunzehnte Jahr-hundert mit ſeiner kritiſchen Bildung, ſeiner geſelligen Kultur, ſeinen großen techniſchen Erfindungen, und wir alle tragen, wie wir zur Welt kommen, dieſes Zeichen der Kritik und der Reflexion auf der Stirn. Wir können es vielleicht verwiſchen, o ja: aber doch nie ſo vollſtändig, daß nicht irgend welche Spuren davon zurück-bleiben und vor Allem nicht ſo, daß man uns nichts von der An-ſtrengung anmerken ſollte, die es uns gekoſtet, dieſes Kainszeichen loszuwerden.

Die Spuren dieſer Anſtrengung werden wir nun auch an den Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten gewahr. Es iſt doch immer erſt Natur aus zweiter Hand, was der Poet uns hier bietet; aus dieſen Bauer-burſchen und Mägden ſpricht nicht das unverfälſchte bäuerliche Be-wußtſein, ſondern der Dichter ſpricht aus ihnen, der philoſophiſch und äſthetiſch gebildete, der reflectirende, die Fragen der Zeit nicht aus der engen Perſpective des Bauern, ſondern von der hochgelegenen Warte moderner Bildung überſchauende Dichter.

Und nicht bloß die Ansichten und Urtheile, auch die Leidenschaften und sittlichen Empfindungen bleiben nicht ohne eine gewisse leise Färbung, eine gewisse ästhetische Schönmalerei, von der zwar der Dichter selbst gewiß nichts ahnt und weiß, die aber darum doch nicht minder stattfindet. Es kann eben Niemand aus seiner Haut; mag der Dichter auch noch so fest entschlossen sein, sich aller Vortheile der Kultur zu entschlagen und die Welt wirklich nur mit den Augen des Bauern zu sehen, er vermag es nicht, auch bei der größten Treue wird er das gebrochene Licht, das seine verfeinerte Bildung auf jene ursprünglichen Zustände fallen läßt, nie ganz beseitigen, sich seiner selbst niemals so ganz entäußern können, daß er nun wirklich in allen Stücken wie ein Bauer spricht, denkt, fühlt.

Ja wenn er es könnte, sollte und dürfte er es auch? Und welchen Gewinn hätte die Kunst davon, wenn es ihm wirklich gelänge, jene vollständige daguerreotypische Aehnlichkeit zu erlangen?

Die Antwort auf diese Frage giebt der bekannte Jeremias Gotthelf oder wie er eigentlich hieß, Albert Bitzius (geboren 1797 zu Murten im Kanton Freiburg, gestorben 1857 als Pfarrer in Lützelflüh im Emmenthal im Kanton Bern). Dieser Schriftsteller ist recht geeignet, den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk, zwischen freier poetischer Schöpfung und prosaisch empirischer Tendenz fühlbar zu machen. Seine Dorfgeschichten sind zum Theil noch älter als die Auerbach'schen; bereits seit 1837 ließ er, mit der handwerksmäßigen Fertigkeit, die ihm überhaupt eigen war, Buch auf Buch und Geschichte auf Geschichte erscheinen und in allen schilderte er seine Berner Bauern mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Rüben und Ziegen, ihren Käsekammern und Miststätten mit einer wahrhaft haarsträubenden Realität. Warum sind sie denn gleichwohl in Deutschland so lange unbekannt geblieben? Warum haben sie, die der Zeit nach früheren, dennoch in Betreff der Wir-

fung den Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten den Vorſprung gelaſſen? Ja warum haben ſie bei uns in Deutſchland überhaupt erſt zu wirken angefangen, nachdem Berthold Auerbach den Boden gelockert und die Gemüther des Publicums für eine derartige Lectüre empfänglich gemacht hatte?

Nicht, wie man gemeint hat, weil die ungeſchickte Form und namentlich der Gebrauch des ſchweizer Dialects ihre Verbreitung in Deutſchland erſchwerte: hat man doch ſpäterhin den Dialect erlernt und ſich an die äſthetiſche Unſerm dieſer Erzählungen nur allzuſehr gewöhnt: ſondern weil Albert Bitzius ſeine Scenen und Bilder aus dem Berner Volksleben als eifriger, wohlmeinender Pfarrer ſchrieb, der für das geiſtige und leibliche Wohl ſeiner Gemeinde aufrichtig beſorgt und thätig war, aber nicht als Künſtler, nicht als Poet. Allerdings finden ſich in der Mehrzahl ſeiner Schriften auch einzelne poetiſche Stellen, wie ja überhaupt kein menſchliches Herz ſo roh und verhärtet iſt, noch dermaßen in der Proſa ſteckt, daß es nicht einzelne poetiſche Aufwallungen hätte. Aber die Hauptſache war und blieb dieſem Schriftſteller doch immer die unmittelbare praktiſche Tendenz, nicht die Poeſie und ihre allgemeinen humaniſirenden Wirkungen; er wollte lehren, beſſern, ſtrafen, wollte ſeine Bauern fleißiger, reinlicher, frömmer machen, wollte ihnen je nach Umſtänden eine neue Art der Fütterung oder eine verbeſſerte Methode der Käſebereitung beibringen, oder auch ſeinen politiſchen Gegnern bei Gelegenheit ein Bein ſtellen und den Teufel der Aufklärung und des Radicalismus recht ſchwarz malen, damit die Kinder auf der Straße ſich ſchon von Weitem vor ihm fürchteten — das alles und noch vieles Andere wollte er, darunter viel Gutes und Nützliches, aber er wollte nicht ſein Knie vor den Regeln der Kunſt beugen und nicht die Geſetze der Schönheit als die höchſten des Dichters anerkennen.

Und darum hat er auch seinen Lohn dahin. Jeremias Gotthelf ist von reactionären Politikern und ängstlichen Volkserziehern, die nur immer in Sorge leben, das Volk nicht zu klug werden zu lassen, über die Maßen gepriesen worden und wird es auch fernerhin werden. Und auch diejenigen, die im Uebrigen seine politischen und theologischen Ansichten nicht theilen und nicht glauben, daß der Prediger ein für alle Mal zum Vormund der gesammten Gemeinde eingesetzt ist, werden doch immerhin die genaue Kenntniß des Volkslebens und die außerordentliche Kraft der Darstellung in seinen Schriften bewundern. Aber als Dichter wird eine spätere, unbefangenere Zeit, die von der gegenwärtig grassirenden einseitigen Vergötterung der Dorfgeschichte geheilt ist, ihn nicht mehr kennen und noch weniger wird man die rohe Naturwahrheit seiner Schilderungen über die minder treuen, aber künstlerisch verklärten Gemälde Berthold Auerbach's zu setzen wagen. —

Wie sehr übrigens die Dorfgeschichte dazumal gleichsam in der Luft lag und mit welcher Nothwendigkeit die Macht des Gegensatzes auf ihre Entstehung hinführte, das zeigt am Besten das Beispiel von Josef Rank, der gleichzeitig mit Auerbach, nämlich ebenfalls 1843 mit seinem Werke „Aus dem Böhmerwald" hervortrat. Es waren Schilderungen aus dem deutschböhmischen Volksleben, ungefähr in derselben Art wie Berthold Auerbach seine Schwarzwälder Bauern abconterfeite, nur daß auch Josef Rank bei Weitem nicht die gründliche theoretische Bildung und den feinen künstlerischen Geschmack besitzt wie Berthold Auerbach. Die Dichtungen Josef Rank's leiden im Gegentheil sämmtlich an Geschmacklosigkeit und Zerflossenheit der künstlerischen Form; er übt weder die strenge Oekonomie in Anlegung des Plans, noch besitzt er den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit in der Ausführung wie Auerbach. Seine „Vier Brüder aus dem Volke" (2 Bde. 1845) sind ebenso unklar

und formlos wie ſein Roman „Waldmeiſter“ (3 Bde. 1846) und auch ſein „Hoferkäthchen“ (1854), das als ſein beſtes Werk gilt und nächſt den Schilderungen „Aus dem Böhmerwald“ auch den meiſten Anklang beim Publicum gefunden hat, leidet an großer Zerfloſſenheit und Unſicherheit der Zeichnung. Es iſt in Joſef Rank ein gewiſſes ſomnambules Element, das einigermaßen an den Dichter des „Grünen Heinrich“ erinnert; doch fehlt die Friſche der Empfindung und die lyriſche Weichheit, welche dieſen auszeichnet. — Neuerdings, wo Joſef Rank ſich ebenfalls einer wüſten Vielſchreiberei in die Arme geworfen hat und wild durcheinander Dorfgeſchichten, ſociale Romane, hiſtoriſche Dramen ꝛc. ſchreibt, hat er dieſe traumartige Befangenheit allerdings abgelegt und ſich eine größere Klarheit und Sicherheit des Ausdrucks erworben. Doch läßt ſich nicht ſagen, daß die poetiſche Bedeutung ſeiner Schriften dadurch gewonnen, im Gegentheil ſind ſeine neueſten Romane „Die Freunde“ (1854), „Schön Mimele“ (1854) ꝛc. recht gewöhnliches Leihbibliothekenfutter, wie jeder fingerfertige Scribent es liefern kann, auch wenn er nicht aus dem „Böhmerwald“ herſtammt. —

Aber wenden wir uns zu Berthold Auerbach zurück, der, wie er die Dorfgeſchichte zuerſt ins Leben gerufen oder ihr doch diejenige Popularität erobert hat, deren ſie gegenwärtig genießt, auch das Meiſte zu ihrer weiteren Entwickelung und Fortbildung beigetragen.

Doch da tritt uns ſogleich die Frage in den Weg, ob und inwieweit die Dorfgeſchichte überhaupt bildungsfähig iſt, oder ob ſie nicht vielmehr durch den Begriff der Gattung ſelbſt auf die engſten Grenzen angewieſen wird.

Dieſer letzteren Anſicht ſind wir in der That und meinen, in Auerbach ſelbſt und ſeinen ſpäteren Schriften eine Beſtätigung derſelben zu finden. Ein von fremdher auferlegtes Joch mag man

brechen, die Schranken aber, die wir uns selber gesetzt haben, müssen uns stets heilig sein. Und auch der Künstler hat seine Schranken, die er nicht überschreiten darf, so viel Verlockendes diese Ueberschreitung auch haben mag. Indem der Dichter sich einmal entschloß, in die enge kleine Welt des bäuerlichen Lebens hinabzusteigen und das Licht der Poesie in diese verhältnißmäßig niedrigen und untergeordneten Sphären fallen zu lassen, übernahm er auch die Verpflichtung, diese enge kleine Welt in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu erhalten; er entsagte freiwillig allen Vortheilen, welche mit Gegenständen und Charakteren verknüpft sind, die einer höheren Bildungssphäre angehören und wenn er auch, wie wir vorhin auseinandersetzten, beim besten Willen niemals im Stande sein wird, ganz und völlig in dieser Sphäre aufzugehen, so wird er es doch aufs Gewissenhafteste vermeiden müssen, etwas Fremdes und Ungehöriges hineinzutragen.

Der Dichter wird also namentlich verzichten müssen auf jene ganze Dialektik der Leidenschaft und jene ganze vielfach schillernde Welt der Empfindungen, wie sie sich nur unter der Voraussetzung einer höheren und complicirteren geistigen Bildung entwickeln kann. Die Empfindungen und Leidenschaften des Bauern sind schlicht und einfach wie er selbst; wie die harten, verschlossenen Züge seines Angesichts jenen Stempel geistiger Durcharbeitung entbehren und wie daher unter der ländlichen Bevölkerung sich bei Weitem nicht die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Physiognomien findet, die unter den gebildeten Klassen gefunden wird, so tragen auch die Empfindungen des Bauern etwas Rohes, Unentwickeltes an sich, es fehlt sozusagen das reiche Nervengeflecht, das, selbst erst ein Product der Kultur und in vielen Fällen sogar erst der Ueberkultur, der Empfindungsweise des höher Gebildeten ebenso natürlich ist, wie dem Bauern seine typische Starrheit und Verschlossenheit. Es ist

nicht wahr, was man ſo häufig behaupten hört, daß z. B. der Hans oder Michel ſeine Grete ebenſo liebt und in ihren Armen daſſelbe empfindet wie etwa ein Dante im Anblick ſeiner Beatrice, oder ein Goethe zu den Füßen der Frau von Stein. Auch in der Liebe, wie überhaupt in allen Thätigkeiten der Seele und des Geiſtes, giebt es eine Rangordnung der Bildung und immer wird der gebildetſte Geiſt und das gebildetſte Herz auch am tiefſten denken und empfinden. — Dergleichen auszuſprechen, wir wiſſen es wohl, gilt heutzutage für einen Hochverrath an der Würde der Menſchheit; ein verkehrter Begriff von Gleichheit der Rechte, die noch lange nicht Gleichheit der Fähigkeiten iſt und auch niemals werden kann noch wird, hat es bei uns dahin gebracht, daß man alle edelſten Blüten der Bildung vorſätzlich mit Füßen tritt und den plumpen Bauerburſchen, deſſen ganze Sehnſucht nach einer neuen Pelzmütze und einer ſilberbeſchlagenen Tabakspfeife geht, mit demſelben Maße mißt und ihm dieſelbe poetiſche Achtung erweiſt wie der Sehnſucht eines Taſſo oder dem jugendlichen Ungeſtüm eines Schiller unter den Karlsſchülern. Es iſt das dieſelbe thörichte Sentimentalität, die z. B. auf dem Gebiet des Völkerlebens den Unterſchied zwiſchen Schwarzen und Weißen aufheben und dem armen, ſtumpfſinnigen Negerſklaven nicht bloß dieſelben natürlichen Anlagen, ſondern auch dieſelben geiſtigen Bedürfniſſe zuſchreiben will. Natürlich iſt keine Rede davon, daß der Neger, weil als Neger geboren, darum auch z. B. zur Sklaverei prädeſtinirt ſei, oder daß der rohe und beſchränkte Bauer ewig roh und beſchränkt bleiben müſſe; eine unbegrenzte Entwickelungsfähigkeit iſt das allgemeine Erbtheil der Menſchheit und Jeder, der überhaupt nur der letztern angehört, hat eben darum auch Beruf und Anſpruch auf alle höchſten Güter der Bildung und der Freiheit. Aber nur den Unterſchied der Anlagen ſoll man nicht verkennen, man ſoll nicht, um die ſo ſehnlichſt be-

gehrte Gleichheit herzustellen, alle Höhen abtragen und alle Größen erniedrigen und ebensowenig soll man in der Einfalt und Beschränktheit des Bauern einen Vorzug erblicken und die Idylle des Dorflebens für den eigentlichen Schauplatz und die wahre Heimath aller Dichtung halten. In der Zeit des Iffland'schen Familiendramas genügte es bekanntlich, Präsident oder Kammerherr oder überhaupt von Adel zu sein, um für einen ausgemachten Schurken zu gelten; in ganz ähnlicher Weise sieht die Phantasie unserer Dichter heutzutage in unsern Bauern und Bäuerinnen lauter Tugendhelden und fromme, engelreine Seelen. Ueber die Carricaturen jener Iffland'schen Epoche lachen wir jetzt; aber muß noch erst gesagt werden, daß der blinde Enthusiasmus unserer Dorfgeschichtenschreiber um nichts besser ist?

Dies also verlangen wir von dem Dichter, der, aus freier Wahl, die Vortheile der gebildeten Gesellschaft verschmäht und sich unter Bauern und Tagelöhnern ansiedelt, daß er dem einmal gewählten Stoffe und seinen Bedingungen alsdann auch treu bleibe; er soll seinen Bauern keine Empfindungen andichten, die sie nicht haben, er soll seine Dirnen mit den hohen Mieder und den derben nackten Füßen, an denen sie noch die Spuren des Kuhstalls tragen, nicht denken und reden lassen wie unsere Salondamen, die den Heine und den Geibel auswendig wissen und in Ohnmacht fallen, wenn sie einen dreijährigen Jungen im Bade sehen. Er soll überhaupt in seine kleine begrenzte Welt keine Leidenschaften und Interessen einführen, die nicht hineingehören; er soll aus seinen Bauern keine Kammerredner machen, noch soll er sie über theologische Fragen disputiren lassen wie die Professoren.

Ganz wohl, entgegnet man uns, die Forderung mag richtig sein: aber was bleibt der Dorfgeschichte dann noch übrig als die

allgewöhnlichſte Proſa? Und wer wird dieſe einfachen und trivialen Geſchichten alsdann noch leſen mögen?

Aber das war es ja eben, was wir beweiſen wollten; die Dorfgeſchichte iſt eine beſchränkte, untergeordnete Gattung und jeder Verſuch, ſie dieſer Beſchränktheit zu entheben und ihr eine Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Intereſſen zu verleihen, welche ſie von Hauſe aus nicht hat, kann nur zu Monſtroſitäten führen. Die Dorfgeſchichte iſt ihrer Natur nach auf die Anekdote, das kleine, engumrahmte Genrebild angewieſen. Ja, da es für den gebildeten Verſtand doch kaum möglich iſt, ein wirkliches ernſthaftes Intereſſe an dieſer kleinen, dürftigen Welt zu nehmen — es müßte denn aus kulturgeſchichtlichem Geſichtspunkt geſchehen, womit wir uns dann aber ſofort auf einen ganz anderen Boden ſtellen, nämlich auf den Boden der Wiſſenſchaft — ſo wird die Auffaſſung in den meiſten Fällen eine weſentlich humoriſtiſche ſein müſſen, und werden daher diejenigen Dorfgeſchichten der Forderung des Aeſthetikers am Nächſten kommen und die Eigenthümlichkeit der Gattung am richtigſten erfüllen, die ſich alles tragiſchen Pomps am Meiſten entſchlagen und ſich mit einer einfach harmloſen, womöglich humoriſtiſch gefärbten Schilderung der Wirklichkeit begnügen.

Darin liegt denn gleich mit ausgeſprochen, was wir über Auerbach's ſpätere Dorfgeſchichten denken. Dieſelben hier einzeln namhaft zu machen, würde ganz überflüſſig ſein, da ſie Jedermann bekannt ſind und ſich in aller Händen befinden. Der Dichter hat darin eine außerordentliche Virtuoſität entwickelt und weit mehr Kunſt angewendet, als die meiſten ſeiner Leſer wol ahnen. Auch finden ſich darunter die vortrefflichſten Sachen; „Der Lehnhold," „Tiethelm von Buchenberg" ꝛc. ſind Stücke, die unſerer Literatur zur glänzendſten Zierde gereichen und die Niemand wird entbehren mögen, der unſere Poeſie überhaupt liebt und ſchätzt. Im Ganzen

aber, fürchten wir, schöpft der Dichter mit seinem Bemühen, die Dorfgeschichte zu einer Art Universalpoesie zu entwickeln, in der alle, auch die höchsten und gewaltigsten Tonarten verstattet sind, doch nur Wasser in ein Sieb und ziehen wir für unser Theil die kleinen einfachen Geschichten der älteren Sammlung, einen „Tolpatsch," einen „Befehlerles," einen „Ivo der Hairle" einer „Frau Professorin," einem „Lucifer" und selbst auch einem „Barfüßle," dessen Naivetät denn doch allmählig etwas gar zu Erkünsteltes hat, noch immer bei weitem vor. —

Aber wenn selbst der Meister der Dorfgeschichte nicht im Stande gewesen ist, die natürlichen Grenzen dieser Gattung ungestraft zu überschreiten, wie soll es dann erst seinen zahlreichen Schülern und Nachahmern besser ergangen sein? Wie wir schon vorhin bemerkten, hat das imitatorum servum pecus sich kaum auf ein anderes Gebiet der Literatur mit solcher blinden Gier geworfen, wie grade auf die Dorfgeschichte. Es schien ja so leicht, es war ja das Einfachste von der Welt, Bauern und Bäuerinnen in Scene zu setzen und dieselben rührsamen Geschichten, die bisher nur immer im Salon passirten, veränderungshalber nun auch einmal bei der düstern Beleuchtung der Bauernstuben sich abspielen zu lassen: ähnlich wie es ja auch auf unseren Maskenbällen die beliebteste und billigste Verkleidung ist, als Bäuerin oder Bauerbursche zu erscheinen. Allein solche Verkleidungen haben für die Poesie dann auch nicht mehr Werth, als etwa die höfisch galante Schäferpoesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, an welche die Dorfgeschichte in ihrer jetzigen Gestalt überhaupt sehr lebhaft erinnert. —

Andere dieser Nachahmer, die sich besser in den Grenzen der Gattung hielten, versahen es darin, daß sie den mageren Stoff mit zu großem Aufwand und mit zu ermüdender Ausführlichkeit behandelten; sie machten aus einer Anekdote, einer Schnurre, die

glattweg erzählt werden mußte, ein dickleibiges Buch und ſetzten dadurch ihre Leſer und ſich ſelbſt außer Athem. Hierher gehört namentlich Otto Ludwig, der ſchon in der Novelle „Zwiſchen Himmel und Erde" an der Klippe einer allzuängſtlichen Motivirung und einer allzugenauen Detailmalerei geſcheitert war, während ſeine Verſuche auf dem Felde der Dorfgeſchichte, wie die „Heiterethei" ꝛc. durch ihre unerträgliche Weitſchweifigkeit eine wahrhaft monſtröſe Erſcheinung ſind. — Im Allgemeinen hat auch hier, wie immer, die größte Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit den Sieg davongetragen, weshalb wir auch z. B. Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" oder die „Niederſächſiſchen Dorfgeſchichten" des verſtorbenen Günther Nicol mit zu dem Beſten und Erfreulichſten rechnen, was dieſe Literatur der Nachahmer hervorgebracht hat.

Allein, fragt man uns ſchließlich, was ſoll unter dieſen Umſtänden aus der Dorfgeſchichte denn werden und welche Zukunft ſteht ihr bevor? — Die Antwort iſt ſehr einfach: wie das Bedürfniß erloſchen iſt, welches ſie zuerſt hervorgerufen hat, ſo wird auch ſie ſelbſt allmählig wieder erlöſchen, wir haben keine Salonpoeſie mehr, die Pückler, die Hahn-Hahn ꝛc. haben ihre Feder niedergelegt und mithin brauchen wir auch nicht mehr ihren Gegenſatz, die Dorfgeſchichte.

Natürlich ſoll die Dorfgeſchichte darum noch nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden; was die Kunſt einmal erworben hat und was ihr rechtmäßiges Beſitzthum geworden iſt, das läßt ſie auch nicht wieder fahren. Es wird daher auch die Richtung, der die Dorfgeſchichte ihren Urſprung überhaupt verdankt, die Richtung auf das Reale und Volksthümliche niemals wieder aufgegeben werden. Nur davon iſt die Rede, ob die Dorfgeſchichte Ausſicht hat, als eigene Gattung noch lange fortzubeſtehen. Und dieſe Frage verneinen wir. Es wird damit vielmehr, glauben wir,

ganz ähnlich gehen, wie mit der politiſchen Lyrik, welche ſie in der Gunſt des Publicums ablöſte und mit der ſie überhaupt weit näher verwandt iſt, als man auf den erſten Anblick glauben möchte. Die politiſche Lyrik als ſolche hat aufgehört, weil die Epoche des inhaltloſen Sehnens und Schwärmens, des Hoffens und Träumens, deren Ausdruck ſie war und der ſie ihren Urſprung verdankte, ebenfalls aufgehört hat. Aber darum hat nicht die Politik überhaupt aufgehört, ein Element unſerer Poeſie zu ſein; ſie tritt blos nicht mehr in dieſer abſtracten Form der Lyrik auf, ſie ſucht überhaupt nicht mehr ein eigenes poetiſches Daſein zu führen, ſondern ſie iſt das Medium geworden, durch welches unſere Dichter die Welt überhaupt erblicken; die politiſche Tendenz erweiterte ſich zum hiſtoriſchen, zum patriotiſchen Bewuſtſein und die politiſche Lyrik bildete ſich fort zum volksthümlichen Roman und zum hiſtoriſchen Drama.

Und in eben dieſer Entwickelung wird denn auch die Dorfgeſchichte ihren Platz finden: aber wohlgemerkt, nicht mehr in ihrer jetzigen widernatürlichen Vereinzelung, ſondern nur als dienendes Glied eines groſen poetiſchen Organismus, der das geſammte Volksleben mit allen ſeinen Ständen und Klaſſen gleichmäſig umfaſſen wird.

IV.

Dichtende Frauen.

I.

Die Literatur und die Frauen.

Es ist unmöglich, einen Rundgang durch die poetische Literatur der Gegenwart zu machen, ohne der schriftstellernden Frauen zu gedenken. Die Frauen sind eine Macht in unserer Literatur geworden; gleich den Juden begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt. Man kann sich darüber freuen oder beklagen, genug, das Factum bleibt und muß als eine Eigenthümlichkeit unserer Literatur verzeichnet werden.

Zwar von so jungem Datum, wie gewöhnlich angenommen wird, ist die Theilnahme der Frauen an der Literatur keineswegs; dieselbe reicht vielmehr weit in die Jahrhunderte hinauf und hat nur in unseren Tagen, entsprechend der größeren Gleichmäßigkeit und der zunehmenden Ausbreitung unserer heutigen Bildung, einen so außerordentlichen Umfang gewonnen, daß es kaum noch einen einzigen Zweig literarischer Thätigkeit giebt, selbst das Kritisiren und Recensiren nicht ausgenommen, der nicht von weiblichen Händen gepflegt würde; ja auf manchen Gebieten, wie z. B. im Roman, haben sie sogar entschieden die Oberhand.

Die klassische Zeit, die Zeit der Griechen und Römer, kannte eine derartige Theilnahme der Frauen an Literatur und Wissenschaft allerdings nicht. Zwar werden uns, insbesondere bei den Griechen, einzelne Namen von Dichterinnen und Rednerinnen über-

liefert: doch ſind das eben nur Ausnahmen, die für die Stellung der Menge nichts entſcheiden. Dieſe allgemeine Stellung der Frauen ging aber bei den Griechen bekanntlich dahin, daß ſie nicht viel beſſer als eine Art von Hausthieren behandelt wurden. In der alten, der Homeriſchen Zeit, war das anders geweſen: allein mit der größeren Verfeinerung und Verweichlichung der Sitten, insbeſondere mit dem immer größern Zudrange aſiatiſcher Elemente, war auch die Stellung der Frauen immer beſchränkter und untergeordneter geworden. Nur wo eine Frau gänzlich aus den Schranken der Weiblichkeit heraustrat, wo ſie Haus und Familie hinter ſich ließ und ſich als Hetäre dem öffentlichen Cultus der Schönheit und des Genuſſes weihte, da war es ihr auch geſtattet, an Kunſt und Wiſſenſchaft Theil zu nehmen: nicht um ihrer eigenen Ausbildung willen, ſondern lediglich weil der Genuß, den der Mann im Umgang mit dieſer Art von Frauen fand, noch erhöht ward, wenn zu dem Reiz der Jugend und der Schönheit noch die Blüte der Bildung hinzutrat. Jedermann kennt die berühmte Aſpaſia, angeblich die Lehrerin des Perikles in der Beredſamkeit, und auch ſonſt waren Athen und Korinth reich an hochgebildeten, mit allen Vorzügen einer gewählten äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Erziehung ausgeſtatteten Hetären. Allein wie geſagt, es waren und blieben immer nur Hetären; die ſittſamen Frauen, die Vorſteherinnen des Hauſes, die Mütter der Kinder waren zu ewiger Bildungsloſigkeit verdammt und konnten und durften daher auch an der Literatur keinen ſelbſtthätigen Antheil nehmen.

Bei den Römern, wo allerdings in der ſpätern Zeit der Republik, noch mehr aber während der Kaiſerherrſchaft, die Frauen ein Anſehen und einen Einfluß erlangten, wie vielleicht nie wieder in der Weltgeſchichte, Frankreich natürlich ausgenommen, ſtanden Kunſt und Wiſſenſchaft überhaupt in zu geringem Anſehen, als daß

die Frauen besondere Veranlassung gefunden hätten, um die Palme der Kunst zu werben.

Eine Aenderung in dieser Hinsicht trat erst ein mit Einführung des Christenthums. Dieses, als die frohe Botschaft, den Armen und Schwachen verkündet, wandte sich vorzugsweise an die Weiber und die Sclaven, und die Geschichte der ältesten Kirche erzählt uns von zahlreichen frommen und gelehrten Frauen, welche die heiligen Schriften auslegten, öffentliche Vorlesungen hielten und an den theologischen Streitfragen der Zeit den lebhaftesten Antheil nahmen.

In dieser Art setzte die wissenschaftliche Thätigkeit der Frauen sich auch durch das ganze Mittelalter hindurch fort. Die Frauen werden nicht leicht eine neue Richtung in Kunst oder Wissenschaft einschlagen, sie werden keine neuen Prinzipien aufstellen, keine neuen Erfindungen machen, wohl aber sind sie durch die Receptivität ihrer Natur vorzüglich befähigt, eine einmal vorhandene Bildung weiter auszubreiten und zur Herrschaft zu bringen. Ja es läßt sich behaupten, daß kein philosophisches System und keine politische Meinung und keine religiöse oder ästhetische Richtung je die Welt wirklich beherrscht hat, als bis die Frauen auf ihrer Seite standen. Auch ist es ja ein alter Spruch: für wen sich die Frauen erklären, für den erklärt sich das Publicum.

In dieser Weise, also receptiv, wiederholend, ausbreitend, haben die Frauen nun das ganze Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart hinein den jedesmaligen Gang der Bildung begleitet und auch in Deutschland haben wir, von der Nonne Hroswitha im zehnten Jahrhundert angefangen, bis zu der gelehrten Dorothea Schloezer, der in Göttingen in feierlicher Promotion unter Pauken und Trompeten der Doctorhut aufgesetzt ward, eine Menge literarisch thätiger und gelehrter Frauen gehabt. Immer, was grade

der wiſſenſchaftliche Inhalt der Zeit war, fiel ſpäter oder früher auch den Frauen zu dilettantiſcher Uebung anheim; zur Zeit der Mönchspoeſie ſchrieben ſie lateiniſche Gedichte und Komödien und zur Zeit der Polyhiſtorie ſchrieben ſie gelehrte Abhandlungen und Commentare.

Wenn nun gegenwärtig die Frauen ſich vorzugsweiſe der Belletriſtik zuwenden, ſo wäre dies, bei dem Uebergewicht, welches das belletriniſche Intereſſe bis vor Kurzem bei uns behauptete, an und für ſich vollkommen in der Ordnung. Der ſehr weſentliche Unterſchied zwiſchen jetzt und früher beſteht nur darin, daß die Frauen ſich auch in der Literatur nicht mehr begnügen, bloß in den Bahnen fortzuwandeln, welche die Männer ihnen vorgezeichnet haben, ſondern daß ſie ebenfalls ſelbſtändig aufzutreten und ihre eigenen Intereſſen in ihrer eigenen Weiſe auszuſprechen und zu vertheidigen ſuchen. — Es beſtätigt ſich dabei daſſelbe Geſetz der Befreiung und Erlöſung, das überhaupt die Entwickelungen der Gegenwart leitet; es iſt eine Zeit, wo alle Ketten brechen und alle Unterdrückten frei aufathmen ſollen und auch an die Frauen, die unſerer gerühmten Bildung zum Trotz, Dank der Rohheit der Männer, ſich größtentheils noch in ſehr gedrückter und unwürdiger Stellung befinden, iſt der Ruf der Befreiung ergangen. — Wir nannten vorhin die Juden und brachten ſie in einen gewiſſen Zuſammenhang mit den ſchriftſtellernden Frauen. Dieſer Zuſammenhang exiſtirt in der That. Beide, die Juden wie die Frauen, ſind bei uns noch nicht zu ihren vollen Menſchenrechten gelangt, beide fühlen ſich noch als die Unterdrückten, Gekränkten, Mißhandelten; darum werfen beide ſich auch mit ſolchem Eifer in die Literatur, theils um auf dem Wege der literariſchen Oeffentlichkeit für ihre verkannten Rechte zu kämpfen, theils und beſonders, um in der idealen Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaft einen Troſt und eine Entſchädigung zu finden für die Leiden

und Ungerechtigkeiten des Lebens. Es iſt traurig zu ſagen, muß aber doch geſagt werden, weil es die Wahrheit iſt: wir haben unter unſern heutigen Frauen ſo viele Schriftſtellerinnen, weil wir ſo viele unglückliche Frauen haben, in der Literatur ſuchen ſie die Befriedigung, welche die Häuslichkeit, dieſer nächſte und natürlichſte Boden des Weibes, ihnen nicht gewährt, ſie flüchten in die Poeſie, weil das Leben ſie zurückſtößt.

Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich auch, weshalb, wie wir vorhin andeuteten, ganze gewiſſe Zweige unſerer modernen Literatur faſt ausſchließlich von Frauen gepflegt werden. Man kann nur dichten, was man erlebt hat, und ſie ſind auch für gewiſſe Schattenſeiten unſerer ſocialen Verhältniſſe, für gewiſſe dunkle Flecken in den Herzen und der Bildung unſerer Männer, endlich für gewiſſe Tragödien des häuslichen Lebens die Frauen die wahrhaft berufenen Darſteller: weil nämlich ſie unter allen dieſen Dingen am meiſten zu leiden haben, und weil ſie dieſelben eben deshalb auch am gründlichſten kennen lernen und am fleißigſten, wenn auch nicht immer am richtigſten darüber nachdenken.

Doch wozu noch der vielen Worte? da ja der glänzendſte poetiſche Lorbeer Europas in dieſem Augenblicke auf einem weiblichen Haupte ruht: George Sand, nicht blos die größte Dichterin, ſondern auch der größte Dichter unſerer Tage. Auf ein ſolches Beiſpiel ſich zu berufen, muß unſern Frauen ſchon verſtattet ſein, wie denn überhaupt die Kritik bei Beurtheilung der Producte weiblicher Federn niemals vergeſſen ſollte, woher dieſe Producte ihren Urſprung nehmen, und daß in den meiſten Fällen Schmerz, Kummer, Verzweiflung die Muſe unſerer Frauen iſt. Eine glückliche Frau ſchreibt nicht ſo leicht; wohl der unglücklichen, die wenigſtens ſchreiben kann.

2.

Luiſe Mühlbach.

Wir nannten ſoeben George Sand; irren wir nicht, ſo iſt es eine Thatſache, die allerhand zu denken giebt und die doch bisher, ſoviel wir wiſſen, noch nirgend hervorgehoben ward, daß die beiden Schriftſtellerinnen, welche die Emancipationsideen der franzöſiſchen Dichterin und ihren Kampf gegen die Geſellſchaft bei uns vorzugsweiſe aufzunehmen und fortzuführen ſuchten, dem gelobten Lande der Erbweisheit, dem Lande Mecklenburg angehören: Ida Gräfin Hahn-Hahn und Luiſe Mühlbach.

Ida Hahn-Hahn iſt ſeit Jahren aus der Literatur ausgeſchieden; auf die Stufen des katholiſchen Doms zu Mainz hingeſtreckt, im Büßergewand, den Leib umgürtet mit dem hänfenen Strick, hat ſie Zeter und Wehe gerufen und Gott und Menſchen um Verzeihung angefleht wegen der Bücher, die ſie ehedem, in der ſchnöden Blüte ihrer Weltluſt, geſchrieben. Gut, ſie ſollen ihr vergeben ſein und wir ſprechen hier nicht weiter von ihr, um ſomehr als ihre belletriſtiſche Thätigkeit genau mit demſelben Jahre aufhört (ihr letzter Roman war „Levin," 2 Bde. 1848), mit welchem das gegenwärtige Buch beginnt, die Schriften aber, die ſie nach ihrer Bekehrung veröffentlicht hat, mehr vor das Forum einer mediciniſchen als einer literariſchen Beurtheilung gehören.

Luiſe Mühlbach dagegen ſteht noch in vollem Flor. Auch

ſie hat ſich gegen früher ebenfalls weſentlich umgewandelt; ſie iſt zwar nicht katholiſch geworden wie die Gräfin Hahn-Hahn, aber ſie hat geheirathet und da haben ſich die Emancipationsideen und der Weltſchmerz denn nach und nach ebenfalls verloren.

Man muß demnach zwei ſcharfgeſonderte Epochen in dem öffentlichen Auftreten dieſer Schriftſtellerin unterſcheiden. In der erſten gehörte ſie zu den eifrigſten und leidenſchaftlichſten Schülerinnen der Sand. Nackter als irgend eine andere Schriftſtellerin, ſei es Deutſchlands, ſei es des Auslands, deckte Luiſe Mühlbach die Wunden der Geſellſchaft auf und enthüllte das Elend und die Schande, die ſo häufig unter dem ſtillen Schleier des Hauſes verborgen liegen. Der Muth, welchen Luiſe Mühlbach dabei an den Tag legte, war groß, ſogar zu groß für eine Frau; etwas weniger Muth und dafür mehr weibliche Scham und Zurückhaltung wäre beſſer geweſen. Ueberhaupt hat Luiſe Mühlbach eine kecke, ungezügelte Phantaſie; in wildem Uebermuth überſteigt ſie jede Schranke, ſie ſchwelgt in dem Anblick deſſen, wovor das natürliche Weib das Auge erſchrocken niederſchlägt, und findet ein grauſames Behagen darin, alle möglichen Gräuel und Unthaten zuſammen zu häufen. — Unſere Worte ſind hart, wir wiſſen es: allein wer irgend einmal einen Blick in einige ihrer älteren Romane gethan hat, wie z. B. „Ein Roman in Berlin“ (3 Bde. 1846) oder die „Hofgeſchichten“ (3 Bde. 1847) ꝛc., der wird uns zugeſtehen, daß ſie wenigſtens nicht zu hart ſind.

Das iſt nun ſeit Anfang der funfziger Jahre anders geworden, aber nur leider nicht viel beſſer. Jene wüſten Ausſchweifungen einer ungezügelten Phantaſie verletzen den Leſer nicht mehr, die Dichterin ſucht nicht mehr vorzugsweiſe nach Scenen des Mordes, des Ehebruchs, der Blutſchande, ſie iſt ſolid, ſehr ſolid geworden, aber leider auch ſehr ſpießbürgerlich. Es iſt hier wie

ſo häufig im Leben: „zum Teufel iſt der Spiritus, das Phlegma iſt geblieben.“ Seit Luiſe Mühlbach es aufgegeben, die deutſche George Sand zu werden, hat ſie ein Fabrikgeſchäft hiſtoriſcher Romane etablirt, das ſichern Buchhändlernachrichten zufolge ſich eines großen Abſatzes erfreut. Mit derſelben Unerſchrockenheit, mit welcher ſie früher den haarſträubendſten Situationen ins Antlitz blickte, ſchlachtet ſie jetzt die Berühmtheiten alter und neuer Zeit ein, König Friedrich den Großen und Kaiſer Joſef den Zweiten, Maria Thereſia und Napoleon den Erſten, um ſie zu fünf-, ſechs- und neunbändigen hiſtoriſchen Romanen zu verarbeiten. Sie iſt, wie Rudolf Gottſchall ſie ſehr treffend bezeichnet, die Birch-Pfeiffer des Romans geworden, und treibt ihr Handwerk mit derſelben grandioſen Unbefangenheit und derſelben ſouveränen Verachtung der Kritik und des guten Geſchmacks, wie die berühmte Verfaſſerin von „Hinke“ und „Nacht und Morgen.“ Man könnte Frau Mühlbach auch den weiblichen Theodor Mügge nennen: denn gleich dieſem hat ſie die Stimme des Ehrgeizes längſt ſchon beſchwichtigt und will gar nichts weiter als nur Bücher ſchreiben, die gut gehen. Das hat ſie denn erreicht und ſchien uns dieſe Thatſache, daß eine Frau in dieſem Augenblick die Hauptlieferantin für den Bedarf der Leihbibliotheken iſt, in kulturhiſtoriſcher Hinſicht immerhin intereſſant genug, ihr hier eine Stelle einzuräumen, auf welche ſie in Anbetracht ihrer poetiſchen Verdienſte allerdings keine Anſprüche gehabt hätte.

3.

Fanny Lewald.

Eine ungleich bedeutendere Erſcheinung und überhaupt eine der bedeutendſten unter den Schriftſtellerinnen der Gegenwart iſt Fanny Lewald. Begabt mit einem durchdringenden Verſtande und einer ſeltenen Beweglichkeit des Geiſtes hat ſie zugleich einen feinen Sinn für das Schickliche und ein Gefühl des Maßes, wie es ſich unter unſeren ſchriftſtelleriſchen Frauen leider nicht allzuhäufig findet.

Fanny Lewald wurde 1811 zu Königsberg in Preußen in einer israelitiſchen Familie geboren. Der ſcharfe, zuweilen vorwitzige Verſtand der Jüdin iſt bei ihr durch das kalte, nüchterne Blut der Oſtpreußin gezügelt und in Schranken gehalten, wodurch denn eine gewiſſe mittlere Stimmung, eine gewiſſe, wir möchten ſagen bürgerliche Klarheit entſteht, der es doch wiederum an einzelnen glänzenden Lichtern des Witzes durchaus nicht mangelt.

Auch hat Fanny Lewald viel geſehen und ihre glücklichen Naturanlagen ſowol durch gewählten Umgang wie namentlich durch weite und gutgeleitete Reiſen („Italieniſches Bilderbuch," 2 Bde. 1847; „England und Schottland. Ein Reiſetagebuch," 2 Bde. 1851 ꝛc.) vortheilhaft ausgebildet. Daß ſie zur Oppoſition gehört und in ihre Schriftſtellerei gern etwas religiöſe, politiſche und ſociale Tendenz hineinmiſcht, verſteht ſich unter den bereits

angedeuteten Umſtänden ihrer Herkunft von ſelbſt. Doch hat ſie auch hierin, einige Jugendſchriften ausgenommen („Clementine," 1842; „Jenny," 1843; „Eine Lebensfrage," 2 Bde. 1845) ſtets ein verſtändiges Maß bewahrt und, Dank ihrer nüchternen Natur, ſich freigehalten von jenen Ausſchweifungen und Ueberſchwänglichkeiten, die ihre emancipationsluſtigen Mitſchweſtern ſonſt wol zum Beſten zu geben pflegen. Fanny Lewald ſchreibt die allgemeine Stimme jenes ſatyriſche Schriftchen „Diogena" (1847) zu, welches Ida Hahn-Hahn ſchwerer traf als alle Angriffe der Kritik und die eigentliche Veranlaſſung zu ihrem bald darauf erfolgenden literariſchen Rückzuge geworden zu ſein ſcheint: und wenn dieſe Autorſchaft auch von Fanny Lewald ſelbſt niemals öffentlich anerkannt worden iſt, ſo ſprechen doch vielfache innere Gründe dafür, daß es ſich wirklich ſo verhält.

Dazu iſt die Sprache dieſer Dichterin beſtimmt, einfach und klar. Daß ſie männlich denkt, wagen wir nicht zu behaupten, zweifeln auch, daß wir ihr damit wirklich etwas Schmeichelhaftes ſagen würden. Aber wenigſtens ihrer Sprache einen männlichen Faltenwurf zu geben und mit unbeſtechlicher Selbſtbeobachtung jenes üppige Beiwerk zu entfernen, jene kleinen Uebertreibungen und Ausſchweifungen, jene Wiederholungen und Nachläſſigkeiten, die ſonſt den weiblichen Stil charakteriſiren und ſogar, in richtiger Doſis beigemiſcht, einen Hauptreiz deſſelben bilden, das verſteht ſie und übt es mit großer Geſchicklichkeit.

Dagegen mangelt es der Dichterin an dem, was bei Männern wie Frauen den Dichter hauptſächlich macht: an Phantaſie und Wärme des Herzens. So lebhaft ihr Verſtand iſt, gewiſſe Eindrücke in ſich aufzunehmen, ſo unfruchtbar iſt ihre Einbildungskraft, dieſelben zu combiniren und neue ſelbſtändige Schöpfungen daraus abzuleiten; ſo ſcharf ſie beobachtet und mit ſo hellem Auge ſie ihre

Umgebung beherrſcht, ſo unfähig iſt ſie, den warmen Pulsſchlag der Empfindung wiederzugeben und ſich in die Dialektik der Leidenſchaft, jene räthſelhafte, ſcheinbar ſo widerſpruchsvolle und doch ſo allmächtige Dialektik zu vertiefen. Was ſie in dieſer Hinſicht leiſtet, ſind bei aller Kunſt der Anordnung und aller Virtuoſität und Glätte der Sprache doch immer nur gemalte Flammen, an denen ſich Niemand zu erwärmen vermag.

Fanny Lewald iſt ferner eine vortreffliche Zeichnerin wirklich erlebter Zuſtände: allein ſie vermag die Geſtalten der Phantaſie nicht mit derjenigen Plaſtik und Lebendigkeit hinzuſtellen, deren es bedarf, wenn wir an ſie glauben und uns ernſthaft für ſie intereſſiren ſollen. Dieſe Dichterin ſchreibt nicht mit dem Herzen, nur mit dem Kopfe; die kühle, verſtändige Reflexion, die ihren poetiſchen Geweben als Einſchlag dient, liegt überall zu nackt zu Tage, ihre Figuren werden dadurch zu ſehr herabgedrückt zu bloßen Automaten, bloßen Schachfiguren, ſie haben keine Fülle des Lebens, es fehlt ihnen das eigentliche menſchliche Detail, das vielleicht für den Verſtand ſehr entbehrlich iſt, aber an dem das Herz erſt warm, die Phantaſie erſt lebendig wird. Fanny Lewald iſt, wie wir bereits andeuteten, eine vortreffliche Reiſebeſchreiberin; ihre vorhin genannten Skizzen aus England, Italien ꝛc. zählen zu dem Beſten, was unſere neueſte Literatur in dieſer Gattung hervorgebracht und übertreffen Vieles, was unſere männlichen Federn darin geleiſtet haben. Noch Ausgezeichneteres, glauben wir, würde ſie, in größere geſellige Verhältniſſe verſetzt und auf einem minder unfruchtbaren Boden lebend als es der Boden unſerer deutſchen Geſellſchaft noch immer iſt, als Memoirenſchreiberin leiſten; es wäre dies, irren wir nicht, ihr eigentlicher Beruf, in welchem die ihr eigenthümlichen Gaben ſich am glücklichſten entfalten würden.

Wie jedoch der herkömmliche Gang unſerer Literatur einmal

iſt, blieb ihr nichts übrig, als Romane zu ſchreiben und da traten die Mängel ihres Talents denn freilich ziemlich ſchroff hervor. Ihr „Prinz Louis Ferdinand" (3 Bde. 1849) war dem Stoffe nach ein ſehr glücklicher Griff, allein in der Behandlung zeigte die Dichterin ſich ihrer Aufgabe nicht gewachſen; ohne Verſtändniß für das Heroiſche in der Erſcheinung ihres Helden, wußte ſie denſelben nur in ein Netz von Liebesgeſchichten und Intriguen herabzuziehen, die nicht einmal durch beſondere Neuheit der Motivirung oder Schärfe der Charakteriſtik den Leſer feſſeln.

Einen ſehr bedeutenden Anlauf nahm ſie in ihrem nächſten größern Romane: „Wandlungen" (4 Bde. 1853). Die Dichterin hat ſich hier kein geringeres Ziel geſteckt, als ein vollſtändiges Gemälde der deutſchen, insbeſondere der preußiſchen Entwickelung in Politik, Religion, Geſellſchaft innerhalb der letzten dreißig Jahre, von Mitte der zwanziger bis auf die Revolution, zu geben. Allein für einen ſo gewaltigen Stoff hätte es jedenfalls einer fruchtbarern Phantaſie und einer kräftigern Plaſtik bedurft. Auch hier wieder begegnen wir dem herkömmlichen Mangel deutſcher Romane, beſonders wenn dieſelben die moderne Zeit und ihre Zuſtände zum Gegenſtand haben: der Roman hat keinen Helden, ſtatt ſeiner ſteht im Mittelpunkt deſſelben ein Dogma, ein Lehrſatz des Verſtandes — nämlich daß Unwandelbarkeit Beſchränktheit und daß nur derjenige Menſch wirklich lebt und Zeit und Welt wahrhaft verſteht, der ſich die Fähigkeit der „Wandlung" erhält, und wenn Natur und Schickſal einen derartigen Uebergang von ihm verlangen, denſelben freiwillig, mit heiterm Antlitz vollzieht, ohne ſich noch Andere mit dem Schreckgeſpenſt von Conſequenz, Charakterſtärke, Pflichttreue ꝛc. zu martern: ein Satz, den zu vertheidigen wir natürlich der Dichterin überlaſſen müſſen, der aber, wirklich ohne „Wandlung" durchgeführt, nach unſerm Bedünken nothwendig zur nichtswürdigſten

Frivolität führen, Verrath und Treubruch auf den Thron ſetzen und die roheſte Pflichtverletzung, die feigſte und unmännlichſte Verhätſchelung ſeiner ſelbſt mit dem erhabenen Namen der Tugend, ſogar der einzigen wahren Tugend behängen würde.

Indeſſen Zeus kümmert ſich, nach einem alten Spruche, nicht um die Schwüre der Liebenden und die Kritik nicht um die Philoſophie der Frauenzimmer. Auch iſt die Dichterin ſelbſt, und gewiß zum Heil ihres Talents wie zum Vortheil ihrer literariſchen Wirkſamkeit, von dieſem Boden einer abſoluten Tendenzpoeſie bald wieder zurückgekommen. Der realiſtiſche Trieb der Zeit hat ſich auch an ihr bewährt, und wenn es ihr auch, wie geſagt, an eigentlicher Plaſtik und Anſchaulichkeit der Darſtellung gebricht, ſo hat ſie doch in ihren neueſten Schriften auf dem Gebiete des Genrebildes und der kleinen bürgerlichen Erzählung manches recht Löbliche geleiſtet. Schon 1851 ließ ſie zwei Bände „Berg- und Dünen-Geſchichten" erſcheinen: halb novelliſtiſche Reiſeeindrücke, anſpruchslos entworfen und mit geſchickter Hand durchgeführt. Noch beſſer ſind ihr die Schilderungen aus den niedern Lebenskreiſen gelungen, die ſie in den letzten Jahren unter dem Titel „Deutſches Leben" begonnen hat; es iſt, als ob an dieſer liebevollen Betrachtung der Wirklichkeit, dieſem ächt weiblichen Eingehen auf das Kleine und Unſcheinbare ihr eigenes Herz ſich erwärmt, während zugleich ihre Phantaſie eine Fülle dankbarer und anmuthiger Stoffe gewinnt. — Dagegen iſt ihr neueſter zweibändiger Roman aus der höhern Geſellſchaft „Die Reiſegefährten" (1857), wieder nur ein ſchwächliches Product und bleibt ſowol in Betreff des Gedankeninhalts als der techniſchen Ausführung ſelbſt noch hinter den „Wandlungen" zurück.

4.

Luiſe von Gall.

Einen ganz entgegengeſetzten Charakter lernen wir in der frühverſtorbenen Luiſe von Gall, bekanntlich die Gemahlin Levin Schücking's, kennen. Wenn Fanny Lewald, trotz allen Taktes und aller Zurückhaltung, doch gewiſſe männliche Züge nicht ganz verleugnen kann, ſo war dagegen Luiſe von Gall eine ächt weibliche Perſönlichkeit. Fanny Lewald, die Tochter des preußiſchen Nordens, iſt meiſt ſtreng, witzig, von kaltem prüfenden Verſtande; Luiſe von Gall, in der Nähe der ſchönen Bergſtraße geboren, war weich, mild und anmuthvoll.

Johanna Adalrika von Gall wurde 1815 zu Darmſtadt geboren, aus einem alten freiherrlichen Geſchlechte, welches, urſprünglich ſchwäbiſchen Stammes, ſich ſeit mehren Generationen im Großherzogthum Heſſen niedergelaſſen und ſich beſonders durch militäriſche Talente ausgezeichnet hatte. Es war ein zartes und ſchwächliches Kind, das ſich jedoch unter der ſorgſamen Pflege der Mutter binnen Kurzem erholte und namentlich in geiſtiger Hinſicht zu den günſtigſten Hoffnungen berechtigte. Zur Vollendung ihrer Bildung begab ſie ſich mit ihrer Mutter im Jahre 1840 nach Wien, wo ſich ihr die bedeutendſten Kreiſe öffneten. Ihre Lieblingsneigung war damals die Muſik, wobei ſie durch eine ausgezeichnet ſchöne Stimme unterſtützt ward. Bald jedoch entwickelte

ſich neben dem muſikaliſchen Talent auch ein ſchriftſtelleriſches, und zwar war es Friedrich Witthauer, der damalige Redacteur der „Wiener Zeitſchrift," der ſie zuerſt ermuthigte, mit kleinen Erzählungen und Lebensbildern, welche er in ſeinem Journal abdrucken ließ, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der plötzliche Tod der Mutter im Sommer 1841 verſetzte das junge Mädchen in die tiefſte Trauer: denn mit einer ungewöhnlichen Innigkeit, deren Spuren ſich auch ihren Schriften zeigen, hatte ſie an der Verſtorbenen gehangen. — Wohlwollende Freunde nahmen ſich ihrer tröſtend an; eine Reiſe nach Ungarn, welche ſie in dieſer Zeit in Geſellſchaft einer befreundeten Familie machte, richtete nicht nur ihren Geiſt auf, ſondern gab ihm auch neue intereſſante Eindrücke, die wir beſonders in dem Roman „Gegen den Strom" wiederfinden. Im Sommer des folgenden Jahres hielt ſie ſich einige Zeit in St.-Goar am Rhein auf, das damals durch Freiligrath, Simrock, Geibel, Longfellow und Andere ein Sammelplatz poetiſcher Geiſter geworden war. In dieſer anregenden Geſellſchaft entwickelte das Talent der jungen Dichterin ſich mit überraſchender Schnelligkeit; ſie ſchrieb eine Reihe von Erzählungen, welche zuerſt im ſtuttgarter „Morgenblatt" abgedruckt, ſpäter unter dem Titel „Frauennovellen" geſammelt und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Vom Rhein begab ſie ſich nach Darmſtadt zurück, in das Haus eines Oheims, des Landjägermeiſters von Gall, und hier war es, wo Levin Schücking ſie kennen lernte. Im Frühjahre 1843 wurde ſie ſeine Gattin. Der Sommer deſſelben Jahres wurde von dem jungen Paare theils am Rhein, theils in Darmſtadt verlebt, im Herbſt aber ſiedelte es nach Augsburg über, wo die „Allgemeine Zeitung" einen Kreis intereſſanter und bedeutender Perſönlichkeiten um ſich verſammelte, denen nun auch Schücking und ſeine Gemahlin ſich anſchloſſen. Reiſen in die Schweiz ꝛc. brachten angenehme Ab-

wechſelung und bereicherten den Geiſt der lebhaften und ſtrebſamen Frau. 1843 begleitete ſie Schücking nach Köln, wo derſelbe das Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung“ redigirte und wo das Schücking'ſche Haus „in einer grünen Gartenwelt, neben der kölner Apoſtelkirche“ nun bald der Mittelpunkt eines geiſtvollen und traulichen Kreiſes wurde. 1847 beſuchte Luiſe von Gall in Begleitung ihres Gemahls Italien, ſeit langem der Gegenſtand ihrer innigſten Sehnſucht; der politiſch ſo bedeutende und ereignißreiche Winter von 1847 auf 1848 wurde in Rom verlebt und daſelbſt eine Menge intereſſanter und anregender Bekanntſchaften angeknüpft. Bis 1853 verweilte ſie dann wieder in Köln, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, ohne darum die Pflichten der Hausfrau und Mutter zurückzuſetzen. Im Herbſt des genannten Jahres zog ſie mit ihrem Manne auf deſſen Beſitzung Saſſenberg bei Münſter in Weſtfalen. Der Aufenthalt auf dem Lande, wo ſie in völliger Abgeſchiedenheit nur ihrer Familie und ihrem Talente lebte, hatte anfangs große Reize für ſie. Leider jedoch ſagte das Klima ihrer Geſundheit nicht zu; ſie fing an zu kränkeln, der Tod eines geliebten Kindes drückte mit der Seele zugleich den Körper nieder und ſo erlag ſie am 16. März 1855 einem heftigen Fieber, das, endlich in eine Lungenlähmung übergehend, ſie ſanft und ſchmerzlos der Erde entrückte. —

Dies der Lebenslauf einer Dichterin, welche, ohne je nach dem Beifall der Menge zu jagen oder jemals aus dem Kreiſe ſtrengſter Weiblichkeit herauszutreten, durch die Anmuth ihres Talents und die Wahrheit und Innigkeit ihrer Schöpfungen ſich nah und fern zahlreiche und dankbare Freunde erworben und ſich einen Namen gegründet hat, der nicht vergeſſen werden wird. Wie im Leben, war Luiſe von Gall auch in ihren Schriften durchaus und vor allem ſtreng weiblich und wenn darin nach der einen Seite hin eine unvermeidliche Schranke ihres Talents ausgeſprochen iſt, ſo gab es ihren Pro-

ductionen andererſeits jene ſtrenge ſittliche Reinheit, jene tiefe und warme Empfindung und jenes edle, liebenswürdige Maß, das ſie jedem gebildeten Sinne ſo anziehend und erfreulich macht. Luiſe von Gall zählte nicht zu den Dichterinnen, welche ſich in die Literatur flüchten, weil ſie mit der Geſellſchaft, ja mit ſich ſelbſt zerfallen und deren Bücher gleichſam nur die Aſche ſind früherer verhängnißvoller Flammen; ſondern klar und harmoniſch, in natürlicher Entwickelung, wie ihr Lebensgang, waren auch ihre Schriften, und wie ſie ſelbſt von einem tiefen Schönheitsſinn und einem lebendigen Gefühl für das Gute und Edle erfüllt war, ſo zeigen auch ihre poetiſchen Schöpfungen überall ein hohes, reines Streben und eine tiefe Ehrfurcht vor jenen ſittlichen Grundſätzen, auf denen das Heil der Familie beruht und ohne die auch die Geſellſchaft nicht exiſtiren kann.

Zu größeren Productionen fehlte der Dichterin die rechte nachhaltende Kraft; namentlich war es wol kein ganz glücklicher Einfluß der bewegten Zeitverhältniſſe, in denen ſie lebte, daß ſie ihren beiden größeren Romanen: „Gegen den Strom“ (1852), vorzüglich aber dem „Neuen Kreuzritter“ (1853), politiſche Motive unterlegte und ſich dabei auf eine Kritik der öffentlichen Verhältniſſe und ſelbſt einzelner politiſcher Perſönlichkeiten einließ, der ſie bei allem guten Willen doch nicht gewachſen war.

Am reichſten und glücklichſten dagegen entfaltete ihr Talent ſich in dem begrenzten Rahmen der Novelle und der kleinern Erzählung. Beſonders in der Schilderung des häuslichen und geſelligen Lebens hat ſie Vortreffliches geleiſtet, am meiſten, wo es ſich um die Schilderung weiblicher Zuſtände und Empfindungen handelt; da beſitzt ihr Pinſel eine Zartheit und Weichheit und doch zugleich eine Natürlichkeit und Friſche der Farben, die nur von wenigen ihrer ſchriftſtelleriſchen Mitſchweſtern erreicht, von keiner übertroffen wird. — Der Sammlung „Frauennovellen“ gedachten wir bereits;

verwandten Inhalts iſt die Sammlung „Frauenleben“ (2 Bde. 1856), die nach ihrem Tode von ihrem Gemahl herausgegeben wurde: Seelengemälde von mäßigem Umfang, in denen die verſchiedenen Seiten der weiblichen Natur mit eben ſo zarter wie ſicherer Hand und einer überraſchenden Schärfe des Blicks bloßgelegt werden. — Allein nur um ſo lebhafter iſt der Schmerz und um ſo gerechter die Klage über das unerbittliche Geſchick, daß ein ſo reiches und liebenswürdiges Talent mitten in ſeiner glücklichſten Entwickelung ſo grauſam dahingerafft und damit ſo viele hoffnungsvolle Keime für immer vernichtet hat.

5.

Amely Bölte, Julie Burow und Ottilie Wildermuth.

Aus der großen Zahl unſerer dichtenden Frauen, von denen freilich gar manche nach dem Muſter der Frau Luiſe Mühlbach in der Poeſie weniger die Göttin als die milchende Kuh erblicken und die ihre Bücher zum Theil mit derſelben Geiſtesruhe und derſelben Unbekümmertheit abhaspeln, wie andere Frauen ihren Strickſtrumpf, heben wir die Obengenannten hervor: theils weil ſie wirklich über die große Maſſe dieſer ſchriftſtelleriſchen Danaiden hervorragen, theils auch weil ihr Talent und die Richtung, die ſie verfolgen, typiſch iſt für die literariſche Thätigkeit unſerer Frauen im Allgemeinen.

Die jüngſte von ihnen, wenn wir nicht irren, iſt Amely Bölte, oder doch jedenfalls die keckſte. Sie erinnert am meiſten an jene emancipationsluſtigen Damen, die in vormärzlicher Zeit hier und da bei uns auftauchten und als deren vorzüglichſte Vertreterinnen wir die Gräfin Hahn-Hahn und Luiſe Mühlbach kennen lernten; ihre Feder iſt ſcharf und ſpitz und wird von ihr zuweilen mit mehr als weiblichem Muthwillen geführt. Ihr erſtes Werk waren die Erzählungen „Aus dem Tagebuche eines Londoner Arztes:“ Schilderungen aus dem Treiben der engliſchen höhern Geſellſchaft, etwas grell in der Färbung und mit aufdringlicher ſocialiſtiſcher Tendenz, auch zum Theil etwas ſeltſam und abenteuerlich in der Erfindung, aber ge-

wandt und mit Sicherheit ausgeführt. Dieſen Charakter des Raſchen, Reſoluten tragen auch ihre ſpätern Schriften, von denen wir „Ein Forſthaus“ (1855), „Eine gute Verſorgung“ (2 Bde. 1856) ꝛc. namhaft machen. Neuerdings hat ſie auch angefangen, Reiſebriefe und kleinere kritiſche Aufſätze zu veröffentlichen. Doch ſteht ihr die etwas robuſte Polemik, welche ſie dabei ausübt, und mit der ſie ihre Streiche nach allen Seiten vertheilt, nicht eben gut zu Geſichte; auch wenn eine Frau die Feder ergreift, wollen wir noch immer lieber die Frau ſehen, als die Amazone. — Sind wir übrigens recht unterrichtet, ſo iſt Amely Bölte ebenfalls eine Mecklenburgerin, wodurch denn, wenn die Nachricht begründet iſt, unſere obige Bemerkung, die deutſchen Nachahmerinnen der George Sänd betreffend, eine, wie uns dünkt, nicht unintereſſante Vervollſtändigung finden würde.

Auch Frau Julie Burow, geb. Pfannenſchmidt, zeigt in ihrem literariſchen Charakter gewiſſe männliche, robuſte Züge. Doch iſt die Strenge derſelben durch weibliche Tüchtigkeit und hausmütterliche Sorgfalt gemildert. Frau Julie Burow, deren erſte Schriften beim Publicum ein ganz ungewöhnliches Glück machten und die ſich dadurch zu einer außerordentlichen, der Güte ihrer Productionen nicht ganz zuträglichen Fruchtbarkeit ermuntert fühlte, zeigte anfangs ebenfalls eine gewiſſe Hinneigung zu Emancipationsideen. Sie ging dabei jedoch mehr vom praktiſch ökonomiſchen, als eigentlich ideellen Standpunkt aus, indem ſie es als die Hauptbedingung weiblicher Bildung und Erziehung hinſtellte, die jungen Mädchen ſelbſtändig zu machen in dem Sinne, daß ſie fähig wären, ſich ihr Brod dereinſt ſelbſt zu erwerben und mithin nicht erſt auf den allerdings ſehr problematiſchen Ausfall der großen Heirathslotterie zu warten brauchten. Die Vorſchläge, welche Frau Burow zu dieſem Ende machte, waren zum Theil etwas wunderlich und

bekundeten mehr Eifer und guten Willen, als Kenntniß des praktischen Lebens und selbst der weiblichen Natur; sie empfahl den Eltern nicht nur, ihre Töchter in allerhand Handwerken und Gewerben unterrichten zu lassen, sondern die jungen Mädchen sollten auch Apotheker, Wundärzte u. dergl. werden. — Indessen haben diese und ähnliche Grillen sich bald wieder verloren und der gesunde, tüchtige Charakter der liebenswürdigen Frau, die viel Welt- und Menschenkenntniß und selbst mehr Humor besitzt als die deutschen Frauen sonst wol zu haben pflegen, entfaltet sich in ihren zahlreichen Schriften frei und ungehindert. Julie Burow vertritt unter ihren literarischen Mitschwestern die Partei des gesunden Menschenverstandes: eine nicht sehr glänzende, aber jedenfalls um so ehrenwerthere Partei. Diesem ruhigen, praktischen Verstande entsprechend, gelingt ihr auch am besten die Schilderung gewisser kleinbürgerlicher, prosaischer Zustände, so zu sagen des weiblichen Philisterthums, dessen achtbare und tüchtige Seiten sie mit großer Virtuosität darzustellen weiß. Auch die flachen, nüchternen Landschaften Niederschlesiens und Ostpreußens schildert sie mit großem Geschick und eben so die stillbescheidenen, fleißigen, etwas hausbackenen Menschen, welche dieselben bewohnen. Es ist mit einem Wort keine großartige und glänzende, aber eine gesunde Dichtung, der wir zu ihrer großen Verbreitung in den Schichten des mittleren Bürgerstandes im beiderseitigen Interesse nur Glück wünschen können. —

An Wärme und Zartheit der Empfindung, sowie an Tiefe der poetischen Auffassung werden die beiden Ebengenannten bei weitem überragt von Ottilie Wildermuth. Ottilie Wildermuth ist eine Schwäbin und hat den ganzen frischen, treuherzigen Sinn, die Biederkeit und Ehrlichkeit und auch die kecke, heitere Laune ihres Volksstammes. Auch kennt sie denselben gründlich, wenigstens die mittleren Kreise desselben, vor allem die „Schwäbischen Pfarrhäuser," die

ihr den Stoff zu einer Reihe reizender kleiner Gemälde dargeboten haben. Ueberhaupt iſt das Genrebild, die kurze, flüchtig hingeworfene Anekdote, die ſich nicht einmal zur eigentlichen Erzählung gliedert, ihre Hauptſtärke; ihre „Bilder aus der ſchwäbiſchen Heimath“ (ſeit 1856) zeigen eine ungemein glückliche Gabe der Darſtellung und einen milden, ächt weiblichen Sinn. In größern Productionen hat ſie ſich unſers Wiſſens erſt ganz neuerdings verſucht: „Auguſte. Ein Lebensbild.“ Doch iſt der Verſuch im Vergleich zu ihren kleinen Skizzen nicht beſonders glücklich ausgefallen.

V.

Das Drama der Gegenwart;

Ausſichten in die Zukunft.

Es bleibt uns noch übrig einen Blick auf das Drama zu werfen. Doch ist dies bekanntlich grade die schwächste Seite in der deutschen Literatur der Gegenwart, die eigentliche partie honteuse derselben, was man ihr freilich nicht allzusehr zum Vorwurf machen darf, da es ja nicht nur den übrigen modernen Literaturen für den Augenblick ganz ebenso ergeht, sondern selbst in unserer hochgefeierten klassischen Literatur das Drama ja gleichfalls nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Stellung einnimmt. In dem ganzen Laufe unserer Geschichte haben wir Deutschen es überhaupt noch nie zu der Einheit und Geschlossenheit des nationalen Lebens gebracht, wie England zur Zeit der Königin Elisabeth, Spanien unter Philipp dem Dritten und Vierten, Frankreich unter dem harten, aber glorreichen Scepter Ludwig's des Vierzehnten, und so dürfen wir es auch unsern Dichtern nicht zum Vorwurf machen, wenn diese Seite der Literatur bei uns im Ganzen nur spärlich und ohne rechte Erfolge angebaut worden ist.

Jedenfalls werden wir uns unter diesen Umständen hier sehr kurz fassen können, und das umsomehr, als zu dem Mangel an bedeutenden Bühnenstücken, der unsere Literatur der letzten zehn Jahre kennzeichnet, für unseren Zweck auch noch der äußerliche Uebelstand hinzutritt, daß viele dieser Stücke noch gar nicht im Druck erschienen sind. Nach dem Erfolg der Aufführung aber sich ein Urtheil zu

bilden — obwol, wie ſich von ſelbſt verſteht, erſt die Aufführung der Prüfſtein des dramatiſchen Gerichts iſt — hat ſein ſehr Bedenkliches, beſonders bei uns in Deutſchland, wo es in dieſem Augenblick, wie an guten und bedeutenden Stücken, ebenſo auch an guten und bedeutenden Schauſpielern fehlt, wo wir ferner keine tonangebende Hauptſtadt haben und wo daher ein und daſſelbe Stück auf zwanzig verſchiedenen Theatern möglicherweiſe zwanzig verſchiedene Erfolge erleben kann, und wo endlich die Theaterkritik, trotz Leſſing, Tieck und Börne, noch immer größtentheils in den unberufenſten und unſauberſten Händen iſt.

Und ſo mögen denn die nachſtehenden kurzen Andeutungen, die weder auf Vollſtändigkeit noch Genauigkeit Anſpruch machen, ſondern nur den augenblicklichen Zuſtand der deutſchen Bühne im Allgemeinen ſkizziren wollen, genügen.

Allerdings, wer ſich noch von vormärzlicher Zeit her erinnert, welche außerordentlichen Erwartungen grade in Betreff des Theaters von jenem großen politiſchen Umſchwung gehegt wurden, deſſen Vorzeichen damals bereits ſo deutlich von dem umwölkten Himmel herniederhingen, der ſollte im Gegentheil meinen, unſer Theater müßte den allerglänzendſten Aufſchwung genommen haben und ſich in der allerüppigſten Blüte befinden. Es wurde dazumal viel gedroht und renommirt mit der bevorſtehenden Revolution, aber doch nirgend mehr als beim Theater. Wollten die Hoftheaterintendanten unſere Stücke nicht geben, nun wartet nur, die Revolution wird euch ſchon lehren, was ihr der jungen dramatiſchen Literatur ſchuldig ſeid. Waren die Dichter ſelbſt in Verlegenheit um geeignete Stoffe und merkten ſie ihren eigenen Arbeiten an, daß es ihnen an der eigentlichen dramatiſchen Spannkraft, dem eigentlichen dramatiſchen Lebensnerv fehlte, nun verſteht ſich, da war wieder Niemand ſchuld daran, als dieſe dumpfe politiſche Stille, in der wir lebten.

Wer konnte unter dem Druck dieſer bleiernen Atmoſphäre einen wahrhaft dramatiſchen Gedanken faſſen? Wo gab es in dieſer ſchlaffen, thatloſen Gegenwart einen Funken ächten dramatiſchen Lebens? Ja die ganze Geſchichte dieſes geknechteten, zerſpaltenen deutſchen Volkes, war ſie nicht im höchſten Grade undramatiſch und fand ſich wol irgend ein Stoff darin, ein Held, ein Ereigniß, eine große That, die geeignet wären, von der Bühne herab eine verſammelte Menge zu erſchüttern und hinzureißen? Oder ja, vielleicht gab es hier und da, in irgend einer vergilbten Chronik, etwas der Art, aber dann ſtanden wieder Polizei und Cenſur und tauſenderlei höfiſch-diplomatiſche Rückſichten im Wege, welche die Benutzung dieſer Stoffe verhinderten. Alſo auch hier wieder die Revolution und nochmals die Revolution, die ja Alles in Deutſchland und mithin auch das Theater mit einem Schlage verjüngen und verbeſſern ſollte. — Fiel aber gar ein Stück durch, nun dann war es ja erſt recht ſonnenklar, daß wir ſo bald wie möglich eine Revolution haben mußten; dieſes fiſchblütige Publicum mußte ja erſt durch große politiſche Ereigniſſe erwärmt, dieſe dickköpfigen Philiſter, die durch nichts zu packen waren, erſt durch ein neues Schreckensregiment hinweggeräumt und ein neues, jugendlich empfängliches Parterre, ein Parterre, das Tags die Clubs und die Kammerdebatten beſuchte, herangezogen werden.

Aber, aber — die Revolution kam, war da, wurde beſiegt, ausgelöſcht, vernichtet bis auf den Namen, und die Miſère unſeres Theaters iſt dieſelbe geblieben wie zuvor. Oder vielmehr ſie hat ſich noch verſchlimmert, die Vernachläſſigung, mit der das Theater bei uns von oben her behandelt wird, iſt noch größer, die Concurrenz noch hungriger, das Publicum noch ſchlaffer und verdroſſener geworden. Nirgends zeigt die Verwilderung des Geſchmacks, die im Laufe des letzten Menſchenalters in Folge unſeres großen literariſchen

Interregnums bei uns eingetreten ist, sich deutlicher und abschreckender als eben beim Theater. Hier heißt es recht eigentlich: so viel Köpfe, so viel Sinne; jede Tradition, sei es in der Leitung der Bühne, sei es unter den Darstellern, sei es endlich im Publicum, ist verschwunden; der zunehmende materielle Wohlstand hat die Theater zu bloßen Opferstätten des Luxus und des Sinnenkitzels gemacht und Niemand denkt mehr daran, daß einst ein Lessing, ein Schiller in der deutschen Bühne ein Nationalinstitut sahen, dem sie mit freudigem Stolz ihre edelsten Kräfte widmeten. Will man wissen, was die deutsche Bühne in Folge des Jahres Achtundvierzig gewonnen und welche Errungenschaft die so heiß ersehnte Revolution ihm zugeführt hat? Die Sommertheater, die den Geschmack an der Kunst wie an der Natur gleichmäßig verderben, und dann jene neuesten Berliner Possen, in denen der „höhere Blödsinn" seine unverschämten Purzelbäume schlägt und mit denen verglichen die alte Wiener Posse der Bäuerle, Raimund, Nestroy noch wahrhaft ehrwürdig aussieht.

Sehr merkwürdig ist ferner, daß in nachmärzlicher Zeit grade von denjenigen jüngeren Autoren, die vor der Revolution nicht ohne Glück auf den Brettern erschienen und deren rastlosen Anstrengungen man es großentheils zu verdanken hatte, daß die Bühne sich überhaupt den Mitlebenden öffnete, — daß von allen diesen, sage ich, kein einziger im Stande gewesen ist, seinen Platz auf den Brettern zu behaupten, sondern daß alle mehr oder weniger in Vergessenheit gerathen sind, auch wenn sie übrigens in anderen Gebieten der Literatur gleichzeitig die glänzendsten Triumphe davongetragen haben.

Zwar daß die Hoffnungen, welche die Bühne anfangs auf Friedrich Hebbel setzte, sich nicht verwirklichen würden, das konnte man bei einiger Kenntniß von der Eigenthümlichkeit dieses Dichters voraussehen. Hebbel ist ein großes dramatisches Talent, viel-

leicht das größte, das wir in diesem Augenblick besitzen. Allein mit einer verhängnißvollen Beharrlichkeit hat er dasselbe in den Dienst einer falschen Theorie gestellt; Hebbel's Muse ist nicht die Schönheit, sondern umgekehrt das Häßliche und Widerwärtige, das Abgeschmackte und Fratzenhafte, und das läßt sich nirgend weniger ertragen als eben auf den Brettern. Und darum ist dies gewaltige und ursprüngliche Talent, das selbst in seinen Irrthümern noch so lehrreich, für die Bühne so gut wie nicht vorhanden. Seine „Judith," noch in vormärzlicher Zeit aufs Theater gebracht, ist eine Curiosität, die höchstens alle Jahre einmal von einer gastirenden Schauspielerin als Paradepferd benutzt wird; „Maria Magdalene" hat sich ebenfalls nirgend halten können; die neueren Stücke des Dichters aber, wie „Der Ring des Gyges" ꝛc. widersprechen nicht nur den nothwendigen Forderungen der Bühne, sondern auch den sittlichen Forderungen des Publicums so vollständig, daß gar kein Versuch damit gemacht werden kann. In der „Agnes Bernauerin" hat der Dichter selbst offenbar die Absicht gehabt, sich zu den Anschauungen und Gewöhnungen des Publicums herabzulassen und ein völlig bühnengerechtes Stück zu liefern: doch hat es ebenfalls nirgend Wurzel fassen können, trotz des populären und ergreifenden Stoffes.

Und wo sind Karl Gutzkow, wo Heinrich Laube geblieben, diese Zwillingsherrscher unserer Bühne in vormärzlicher Zeit? Laube hat außer einigen unerheblichen Uebersetzungen und Bearbeitungen zwei Stücke geliefert, den „Essex" und den „Montrose". Ersterer hat allerdings, was man so sagt, Glück gemacht, aber nur wegen der sehr dankbaren Rollen und wegen des geschickten scenischen Arrangements; Schauspieler und Schauspieldirectoren mögen sich bei dem Verfasser für die interessante Novität bedanken, die Poesie dagegen kennt das Stück nicht und für die Literatur existirt es nicht. Mit dem

„Montroſe oder der ſchwarze Markgraf" (1859) verhält es ſich aber noch ſchlimmer; dieſer kann, wie es ſcheint, auch nicht einmal auf den Brettern Fuß faſſen, für die er doch allein beſtimmt iſt, und ſo dürfte das Stück, trotz der lauten Trompetenſtöße, die ihm von Wien aus vorausgingen, ſchließlich nur auf ein großes Fiasco herauskommen.

Was ferner Gutzkow betrifft, ſo hat dieſer allerdings mit der Beharrlichkeit, die wir an ihm kennen, auch noch nach dem März Jahr für Jahr regelmäßig ſein neues Stück in die Welt geſchickt, allein ſie ſind auch alle regelmäßig durchgefallen. Der Dichter ſcheint das Geheimniß der Bühnenwirkung, deſſen er ſich doch wenigſtens in einzelnen ſeiner früheren Stücke mit ſo glücklichem Erfolge bemeiſtert hatte, völlig verloren zu haben; weder „Ella Roſa," noch „Lenz und Söhne" und wie ſie alle heißen, die armen dramatiſchen Kindlein, die gleich in der Geburt erwürgt wurden, haben Gnade vor den Augen des Publicums gefunden, und ſo kann man es dem Dichter denn nicht verdenken, wenn er ein ſo undankbares Geſchäft endlich in neueſter Zeit aufgegeben und ſich von der Bühne, wie es ſcheint, für immer zurückgezogen hat.

Auch Rudolf Gottſchall's friſches und energiſches Talent hat, trotz wiederholter Verſuche, bis jetzt noch keinen durchſchlagenden Erfolg erzielen können, ja ſelbſt Roderich Benedix, dieſer „lange Iſrael" des deutſchen Theaters, deſſen gutmüthigen Kneipenhumor das deutſche Publicum ſich ſo lange Jahre ſo freundlich hatte gefallen laſſen, kann den richtigen Ton nicht mehr treffen, und nicht beſſer ergeht es dem witzigen, feinſinnigen Bauernfeld, den ſeine guten Wiener in vormärzlicher Zeit ſo lieb hatten und der nun auch eine dramatiſche Ariadne auf Naxos iſt.

Dagegen hat, merkwürdig genug, ein anderer Wiener Dichter in dieſer dem Theater ſo ungünſtigen Zeit einen neuen und glän-

zenden Triumph davongetragen, und zwar ein Dichter, den man vor dem März ſchon hundertmal zu den Todten gelegt hatte und der nun, wenigſtens was die Tragödie anbetrifft, das einzige Stück dieſer ganzen zehn Jahre geliefert, das ſich eines allgemeinen und durchſchlagenden Beifalls zu erfreuen gehabt hat und wahrhaft volksthümlich geworden iſt: Friedrich Halm mit ſeinem vielbeſtrittenen „Fechter von Ravenna.“ Das Stück iſt nicht beſſer, nicht ſchlechter als die früheren Halm'ſchen Stücke, die „Griſeldis“ und „Der Sohn der Wildniß,“ die in den dreißiger und vierziger Jahren Furore machten, wohl aber deutet es in der glücklichen Wahl des Stoffes den Weg an, den unſer Drama künftighin zu nehmen haben wird, um den verlorenen Boden wieder zu erobern: nämlich den Weg der vaterländiſchen Geſchichte und der lebendigen politiſchen Sympathien.

Und darum können wir auch in der antikiſirenden Richtung, die ſich vor einigen Jahren auf unſerer Bühne einniſten zu wollen ſchien, keinen Fortſchritt erblicken, ſondern im Gegentheil nur ein neues Motiv ihres immer fortſchreitenden Verfalls. Jene altgriechiſchen und römiſchen Stoffe ſind für das heutige Bewußtſein ebenſo unzulänglich als die franzöſiſche Regelmäßigkeit, die man damit bei uns wieder einſchwärzen will, als hätte Leſſing nie gelebt und als wäre Shakeſpeare nie über die Bretter der deutſchen Bühne gegangen. Doch iſt dieſe Manie, die ſich theils aus dem Einfluß einiger berühmter fremder Schauſpielerinnen, wie der Rachel und der Riſtori, theils aus der immermehr überhandnehmenden Schlaffheit und Gedankenloſigkeit des Publicums erklärt, nicht von langer Dauer geweſen, und wie ſchon jetzt weder von Tempeltey's „Klytämneſtra“, noch von Halm's „Elektra,“ noch von Hermann Herſch' „Sophonisbe,“ die Rede iſt, ſo, fürchten wir, wird auch Paul Heyſe's „Raub der Sabinerinnen“ oder Wilhelm Jordan's „Wittwe des Agis“ in

kürzester Frist vergessen sein, — vorausgesetzt, daß das größere Publicum je von ihnen gewußt hat.

Ein Stück von großer poetischer Schönheit und einer stellenweise hinreißenden Erhabenheit des Ausdrucks ist ferner Geibel's „Brunhild" (1858). Doch fehlt es dem ausgezeichneten Werke an eigentlichem dramatischen Leben; auch ist es dem Dichter nicht gelungen, das Rohe, Wilde, unsern heutigen Sitten Widerstrebende, das dem Stoffe theilweise anklebt und das nur in der mythischen Umgebung des alten Gedichts weniger deutlich hervortritt, zu verwischen und dadurch den Gegenstand selbst uns menschlich näher zu rücken: und kann es insofern auch nur gebilligt werden, daß, trotz der großen poetischen Vorzüge des Stücks, doch keine einzige Bühne, selbst die dem Dichter so nahbefreundete Münchner nicht, den Versuch gemacht hat, dasselbe zur Darstellung zu bringen. — Was dagegen Berthold Auerbach's „Wahrspruch" (zuerst aufgeführt in Stettin im Winter 1858, doch schon geraume Zeit früher geschrieben) anbetrifft, so bestätigt derselbe nur, was bereits der „Andreas Hofer" (1850) desselben Verfassers erkennen ließ: nämlich, daß dieser Dichter, der in der Novelle so interessante dramatische Conflicte herbeizuführen versteht, für das Drama selbst ohne alle Befähigung ist.

Außer den eben Genannten sind im Laufe der letzten Jahre noch einige jüngere Sterne an unserm Theaterhimmel aufgetaucht. Doch hat auch von ihnen bis jetzt noch keiner allgemeinere Anerkennung gefunden. Vielleicht das bedeutendste unter diesen jüngeren Talenten ist Otto Ludwig, dessen wir bereits unter den Nachahmern Berthold Auerbach's gedacht haben; sein „Erbförster" und „Die Maccabäer" sind Stücke von großer dramatischer Kraft, aber bereits zu sehr angesteckt von Hebbel'scher Verschrobenheit, als daß sie Zugang zu den Herzen der Nation finden könnten. Achtbare

Verſuche haben ferner Guſtav Kühne und Friedrich Bodenſtedt gemacht, beide, wie früher angeführt, mit einem „Demetrius“: ein Stoff, den auch Hermann Grimm in Berlin bearbeitet hat, und der alſo wol in der Luft liegen muß. Doch ward die große Erbſchaft Schiller's noch von Keinem angetreten. Wilhelm Genaſt in Weimar ließ einen „Bernhard von Weimar“ und einen „Florian Geyer,“ Melchior Meyr in München einen „Karl der Kühne“ im Kampf gegen die tapferen Schweizer Bauern aufführen: Stücke, die wenigſtens in der Wahl des Stoffes ein richtiges Verſtändniß zeigen und denen ſchon deshalb eine größere Verbreitung zu wünſchen wäre, als ſie bis jetzt leider erlangt haben. Erſteres gilt auch von einigen anderen Stücken, die in dieſen jüngſten Monaten ihre zum Theil glänzende Laufbahn über unſere Bühnen begonnen haben: „Das Teſtament des großen Kurfürſten“ von G. zu Puttlitz, G. v. Meyern's „Heinrich von Schwerin,“ Hermann Herſch' „Die Anne-Liſe,“ Arthur Müller's „Die Preußen in Breslau ꝛc.“ Allen dieſen Stücken iſt das patriotiſche Intereſſe und die nähere oder fernere Anknüpfung an die Politik des Tages gemeinſam, und das iſt denn immerhin ein Anfang, dem nur eine recht glückliche und allgemeine Nachfolge zu wünſchen bleibt.

Freilich, was auf den Geſchmack unſeres Theaterpublicums zu geben und wie übel der angehende Dichter berathen iſt, der ſich die Erfolge, welche einzelne Stücke hier und da davontragen, zum Muſter nehmen will, ſein eigenes Talent danach zu bilden, davon giebt der „Narciß“ von Brachvogel ein wahrhaft abſchreckendes Beiſpiel. Dieſer „Narciß“ iſt vielleicht von allen Stücken dieſer letzten zehn Jahre dasjenige, das am meiſten beklatſcht, am häufigſten gegeben und ſelbſt von der Kritik am eifrigſten bewundert worden iſt. Und doch iſt es ein Stück, deſſen ganze Wirkung auf den widerwärtigſten Unwahrheiten, hiſtoriſchen wie ſittlichen, beruht,

und das die glänzende Aufnahme, die ihm in der That zu Theil geworden, nur bei einem Publicum finden konnte, das sich ein für allemal gewöhnt hat, sowie es ins Theater geht, seinen Verstand und sein Nachdenken zu Hause zu lassen. Die beiden nächsten Stücke des allzuleichtfertig gekrönten Dichters, der „Adalbert vom Babanberge" und noch mehr, wie es scheint, der „Mondecaus" haben es denn freilich wieder einigermaßen zur Besinnung gebracht.

Und so werden die Propheten der vormärzlichen Zeit denn schließlich doch wol Recht behalten und es wird doch wol erst eine vollständige Erneuerung und Umbildung unseres gesammten öffentlichen Daseins vorangehen müssen, bevor die deutsche Bühne einen dauernden Aufschwung nimmt. Erleben werden wir diese neue bessere Zeit freilich nicht, aber genug, wenn sie nur kommt . . .

Dies führt uns zu der Schlußfrage unseres Buchs, nämlich welches Prognostiken unserer Literatur überhaupt gestellt werden darf und welche Aussichten sich ihr für die Zukunft eröffnen.

Allein grade die Beantwortung dieser Frage wünschten wir uns erlassen; auch ist sie in der That unnöthig, wenn nicht anders unser ganzes Buch seine Aufgabe verfehlt hat. Ist dies nicht der Fall und ist es uns einigermaßen gelungen, ein annäherndes Bild von dem Zustande unserer gegenwärtigen literarischen Epoche zu entwerfen, so haben wir auch eben damit den Leser genügend in Stand gesetzt, sich diese Frage selbst zu beantworten.

Freilich wird die Antwort verschieden ausfallen, je nach der persönlichen Stimmung, der Geschmacksrichtung, sowie der ganzen Denkweise des einzelnen Lesers. Aber in Einem Punkt, dünkt uns, müssen wir doch alle übereinstimmen: nämlich darin, daß eine erneuerte Blüte unserer Literatur nicht möglich ist ohne eine

Erneuerung unſeres geſammten volksthümlichen Daſeins. An Talenten, wie wir geſehen haben, fehlt es der Literatur der Gegenwart nicht und ebenſowenig an Keimen und Anſätzen zu künftigen Entwickelungen. Es wird nun alſo allein darauf ankommen, ob dieſe Keime den Boden und die Sonne finden, deren ſie bedürfen. Dieſer Boden aber iſt der Boden eines geſunden, tüchtigen, ſelbſtändigen Volkslebens, dieſe Sonne die Sonne der Freiheit. Nach dieſem alſo laßt uns zuerſt trachten und alles Uebrige wird uns von ſelbſt zufallen.

Zeittafel.

1848.

Alexis, W. (W. Häring.) Der Wärwolf. Vaterländiſcher Roman in drei Büchern. — Berlin.

Auerbach, B. Schwarzwälder Dorfgeſchichten. Neue Folge. — Mannheim.

Beck, K. Verpanzerte Lieder. I. An Preußens Volksvertreter. — Berlin.

— Monatsroſen. Erſter und zweiter Strauß. Januar und Februar. — 1. Berliner Elegien und Ameretten. — 2. Ameretten. Ans Rußland. — Berlin.

Boas, Ed. Dramatiſche Schriften. — Leipzig.

Bube, Ad. Naturbilder. Gedichte. — Gotha.

Birnbaumſtein, L. F. Geſammelte dramatiſche Werke. 5 Bde. — Leipzig. 1. Liebe und Liebelei. Der Egoiſt. — 2. Brautſtand und Eheſtand. Das diamantne Kreuz. Mecenne. — 3. Verwandlungen der Liebe. Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten. — 4. Erzherzog Maximilian's Brautzug. Stradella. Irrthum der Liebe. — 5. Fürſt und Dichter. Die rothe Schleife. Fiorette. Der Wittwer. Der Gaſt.

Freiligrath, F. Februarklänge. Gedicht. — Berlin.

— Die Revolution. Gedicht. — Leipzig.

— Die Todten an die Lebenden. Juli 1848. Gedicht. — Düſſeldorf.

Fröbel, J. Die Republikaner. Ein hiſtoriſches Drama in fünf Acten. — Leipzig.

Geibel, E. Zeitgedichte. — Stuttgart.

Gerhäcker, Fr. Die Flußpiraten des Miſſiſippi. 3 Bde. — Leipzig.

Gottſchall, R. Barrikadenlieder. Zwölf Gedichte. — Königsberg.

Gruppe, O. F. Königin Bertha. Gedicht. — Berlin.

Gutzkow, K. Wullenweber. Geſchichtliches Trauerſpiel. Mit des Verf. Portrait. — Leipzig.

— Deutſchland am Vorabend ſeines Falles oder ſeiner Größe. — Frankfurt a. M.

Hebbel, Fr. Neue Gedichte. Mit Portrait des Verfaſſers. — Leipzig.
Heller, B. Alexian Geyer. Roman in drei Bänden. — Leipzig.
Herwegh, G. Zwei Preußenlieder. — Leipzig.
Holtei, K. von. Stimmen des Waldes. — Breslau.
Jordan, W. Schlachtruf. Gedicht. — Berlin.
Klein, J. L. Die Herzogin. Luſtſpiel in fünf Acten. — Berlin.
Kompert, L. Aus dem Ghetto. Geſchichten. — Leipzig.
Kopiſch, A. Allerlei Geiſter. Märchenlieder, Sagen und Schwänke. — Berlin.
Laube, H. Paris 1847. — Mannheim.
Meißner, A. Im Jahre des Heils 1848. Ein Gedicht. — Leipzig.
Müller, Otto. Die Mediatiſirten. Roman in zwei Bänden. — Frankft. a. M.
Müller von Königswinter, W. Germania. Ein ſatyriſches Märchen. — Frankfurt a. M.
— — Oden der Gegenwart. — Düſſeldorf.
Mundt, J. Eine Mutter vom Lande. Erzählung. — Leipzig.
Naupach, E. Mirabeau. Hiſtoriſches Drama in fünf Acten und einem Vorſpiel. — Berlin.
Reinhold, C. Die Karfreitags-Chriſten. Novelle. — Bremen.
Riehl, W. H. Die Geſchichte vom Eiſele und Beiſele. Ein ſocialer Roman. — Frankfurt a. M.
Ring, M. Revolution. Gedichte. — Breslau.
Roller, H. Kampflieder. — Leipzig.
— Metternich. Gedicht. — Leipzig.
— Ein Waldmärchen aus unſerer Zeit. Gedichte. — Leipzig.
Ruge, A. Novellen aus Frankreich und der Schweiz. — Leipzig.
Schultz, Ad. Lieder aus Wiecenſin. — Elberfeld.
— Märzgeſänge. Fünfundzwanzig Zeitgedichte. — Elberfeld.
Semmann, C. und A. Duik. Die Bände. Eine politiſche Komödie in einem Acte. — Königsberg.
Sternberg, A. von. Die Novaliſten. — Bremen.
— Tutu. Phantaſtiſche Epiſoden und poetiſche Excurſionen. — Leipzig.
Waldau, M. (G. Spiller v. Hauenſchild.) Blätter im Winde. — Leipzig.
— Canzonen. — Leipzig.

1849.

Bauernfeld, E. von. Großjährig. Luſtſpiel in zwei Aufzügen und dem Nachſpiel: Ein neuer Menſch. Als Manuſcript gedruckt und mit

einem offenen Briefe an die Theaterdirectionen versehen. (Geschrieben im April 1848.) — Wien.

Bauernfeld, E. von. Die Republik der Thiere. Phantastisches Drama sammt Epilog. — Wien.

Beck, K. An Franz Josef. Gedicht. — Wien.

Benedix, R. Eigensinn. Lustspiel. — Leipzig.

Böttger, A. Ein Frühlingsmärchen. Gedicht. — Leipzig.

Freiligrath, F. Blum. Gedicht. Ein Blatt. — Düsseldorf.

— Neue politische und sociale Gedichte. Erstes Heft. — Düsseldorf.

— Wien. Gedicht. Ein Blatt. — Düsseldorf.

— Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. — Stuttgart.

Gerstäcker, Fr. Amerikanische Wald- und Strombilder. 2 Theile. — Leipzig.

— Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte in drei Bänden. — Leipzig.

Gottschall, R. Die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in einem Act. (Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.) — Hamburg.

— Gedichte. — Hamburg.

— Wiener Immortellen. Sechs Gedichte. — Hamburg.

Gregorovius, F. Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt. — Königsberg.

— Polen- und Magyarenlieder. — Königsberg.

Gruppe, O. F. Ibeukelinde, Königin der Lombarden. Gedicht. — Berlin.

Gutzkow, K. Neue Novellen. 1. A. u. d. T.: Imagina Unruh. — Leipzig.

Hartmann, M. Reimchronik des Pfaffen Maurizius. — Frankfurt a. M.

Herwegh, G. Blum's Tod. Gedicht. — Herisau.

— Huldigung. Gedicht. Vom Verfasser selbst verb. Ausg. — Berlin.

— Letzte Worte. Gedicht. — Leipzig.

Hoffmann von Fallersleben. Spitzkugeln. Zeit-Distichen. — Darmstadt.

Kinkel, Gottfried und Johanna. Erzählungen. — Stuttgart.

König, H. Spiel und Liebe. Eine Novelle. — Leipzig.

Lewald, Fanny. Prinz Louis Ferdinand. Roman. 3 Bde. — Breslau.

Müller von Königswinter, W. Zu Joh. Wolfg. Goethe's hundertjähriger Geburtstagsfeier am 28. Aug. 1849. Gedichte. — Düsseldorf.

Niendorf, Emma. Einfache Geschichten. — Pforzheim.

Platen-Hallermünde, A. von. Polenlieder. — Frankfurt a. M.

Prutz, R. Neue Gedichte. — Mannheim.

Redwitz, O. von. Amaranth. — Mainz.

Rings, M. Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman. 2 Bände. — Breslau.

Scherenberg, C. F. Ligny. Ein vaterländisches Gedicht. — Berlin.

— Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht. — Berlin.

Schücking, L. Ein Sohn des Volkes. Roman. 2 Theile. — Leipzig.

Schults, Ad. Leierkastenlieder. — Neuss.

Stahr, Ad. Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman. 3 Theile. — Berlin.

Sternberg, A. von. Wilhelm. 2 Theile. — Berlin.

— Die beiden Schützen. — Bremen.

Strachwitz, Graf Moritz. Neue Gedichte. — Breslau.

Therese, (v. Lühow, geschiedene v. Bacheracht, geb. v. Struve.) Novellen. 2 Theile. — Leipzig.

Zedlitz, J. Ch. Frhr. von. Soldatenbüchlein. Der österreichisch-italienischen Armee gewidmet. Zwei Hefte. — Stuttgart.

1850.

Auerbach, B. Epilog zur Lessingfeier. Nach der Aufführung von „Emilia Galotti" im k. Hoftheater zu Dresden, gesprochen von Emil Devrient am 16. März 1850. — Dresden.

— Andreas Hofer. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Leipzig.

Bodenstedt, Fr. Tausend und Ein Tag im Orient. Fortsetzung und Schluß. (2. Bd.) — Berlin.

Böttger, A. Dämon und Engel. Gedicht. — Leipzig.

— Till Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht. — Leipzig.

Burow, Julie. Frauenloos. Roman in zwei Bänden. — Königsberg.

Ernst, C. A. Norddeutsche Bauerngeschichten. 6 Bdchen. — Leipzig. 1. Der Grenzzaun. 2. Die Liebesleute. 3. Der letzte Bauer von Weidensee. 4. Gotthelf Brandt (eine Lebensgeschichte). 5. Bauer Voß. 6. Der Ruhestörer.

Fontane, Th. Männer und Helden. Acht Preußenlieder. — Berlin.

— Von der schönen Rosamunde. Gedicht. — Dessau.

Freytag, G. Graf Waldemar. Schauspiel in fünf Acten. — Leipzig.

Giseke, Rob. Moderne Titanen. Kleine Leute in großer Zeit. Roman in drei Bänden. — Leipzig.

Gotthelf, Jeremias. (Albert Bitzius.) Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz. — Berlin.

Gottschall, R. Ferdinand von Schill. Tragödie in fünf Aufzügen. — Hamburg.

— Lambertine von Mericourt. Tragödie. — Hamburg.

Griepenkerl, W. R. Maximilian Robespierre. — Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Bremen.

Grün, Anastasius (Anton Alex. Graf Auersperg.) Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht. — Leipzig.

Gutkow, K. Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. — Leipzig.

— Liceti. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reißiger. — Leipzig.

— Vor- und Nachmärzliches. — Leipzig.

Hackländer, F. W. Handel und Wandel. 2 Bände. — Berlin.

Halm, Fr. (v. Münch-Bellinghausen.) Gedichte. — Stuttgart.

Hense, P. Francesca von Rimini. Tragödie in fünf Acten. — Berlin.

Holtei, K. von. Schlesische Gedichte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — Breslau.

Klein, J. L. Kavalier und Arbeiter. Soziale Tragödie in fünf Acten. — Berlin.

— Ein Schützling. Lustspiel in drei Acten. — Berlin.

Lewald, Fanny. Auf rother Erde. Eine Novelle. — Leipzig.

— Erinnerungen aus dem Jahre 1848. 2 Bände. — Braunschweig.

— Liebesbriefe. Aus dem Leben eines Gefangenen. Roman. — Braunschweig.

Löwe, F. Eine Dichterwoche. — Stuttgart.

— Lieder aus Frankfurt. — Stuttgart.

Meißner, A. Der Sohn des Atta Troll. Ein Winternachtstraum. — Leipzig.

Mosenthal, S. H. Deborah. Volksschauspiel in vier Acten. — Pesth.

Mügge, Th. König Jacob's letzte Tage. Novelle. — Eisleben.

Mühlbach, Louise. Der Zögling der Gesellschaft. Roman. 2. Bde. — Berlin.

— Johann Gotzkowsky, der Kaufmann von Berlin. Roman. 3 Thl. — Berlin.

Mundt, Th. Die Matadore. Ein Roman der Gegenwart. 2 Thle. — Leipzig. 1. Mecklenburg und Paris. 2. Der Frühling in Berlin.

Musenalmanach, Deutscher, für das Jahr 1850. Herausgegeben von Christian Schad. — Würzburg.

Pfarrius, G. Waldlieder. Mit Illustrationen von G. Osterwald. — Köln.

Putlitz, G. zu. Luſtſpiele. 3 Bde. — Berlin. 1. Ein Hausmittel. Badekuren. Familien-Zwiſt und Frieden. Das Herz vergeſſen. — 2. Die blaue Schleife. Der Breckenſtrauß. Seine Frau. Nur keine Liebe. Die Waffen des Achill.

— Was ſich der Wald erzählt. Ein Märchenſtrauß. — Berlin.

Redwitz, O. von. Ein Märchen. — Mainz.

Reinhold, C. Denkwürdigkeiten eines Hausknechts.

Ring, M. Die Genfer. Trauerſpiel in fünf Acten. — Breslau.

Rollet, H. Dramatiſche Dichtungen. 1—3. Bd. — Leipzig. 1. Die Ralunken. Dramat. Gedicht in fünf Acten. 2. Thomas Münzer. Volks-Drama in vier Aufzügen. 3. Flamingo. Ein Stück Weltkomödie.

Ruge, A. Revolutionsnovellen. 2 Theile. — Leipzig. 1. Theil. Auch unter dem Titel: Der Demokrat. Novelle aus unſerer Revolution.

Scherrnberg, C. F. Gedichte. Zweite Auflage. — Berlin.

— Leuthen. — Berlin.

Schults, Ad. Memento mori! Sieben Lieder. — Elberfeld.

Sternberg, A. von. Braune Märchen. — Bremen.

Storm, Th. Sommergeſchichten und Lieder. — Berlin.

Strachwitz, Graf M. Gedichte. Geſammtausgabe. — Breslau.

Sturm, J. Gedichte. — Leipzig.

Temme, J. D. H. Neue deutſche Zeitbilder. 1. Abth. Auch unter dem Titel: Anna Hammer. Ein Roman der Gegenwart in drei Bänden. — Eisleben.

Waldau, M. (S. Spiller v. Hauenſchild.) Für Gottfried Kinkel, an den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Gedicht. — Ratibor.

— Aus der Junkerwelt. 2 Theile. — Hamburg.

— O dieſe Zeit! Canzone. — Hamburg.

Widmann, A. Der Tannhäuſer. Ein Roman. — Berlin.

Zedlitz, J. Ch. Frhr. von. Altnordiſche Bilder. I. Ingvelde Schönwang. II. Svend Felding. — Stuttgart.

1851.

Bodenſtedt, Fr. Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. Berlin.

Dingelſtedt, Frz. Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte. — Stuttgart.

Droſte-Hülshoff, Annette von. Das geiſtliche Jahr. Nebſt einem Anhange religiöſer Gedichte. — Stuttgart.

Gall, Louiſe von. Gegen den Strom. Roman. 2 Bände. — Bremen.

Eiſeke, Rob. Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unſerer Zeit. 2 Bdchen — Bremen.

Grimm, Herm. Armin. Ein Drama in fünf Aufzügen. — Leipzig.

Gregorovius, F. Der Tod des Tiberius. Tragödie. — Hamburg.

Hackländer, F. W. Namenloſe Geſchichten. 3 Bände. — Stuttgart.

— Bilder aus dem Leben. — Stuttgart.

— Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 2 Bände. — Stuttgart.

— Der geheime Agent. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. — Stuttgart.

Hammer, J. Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. — Leipzig.

Hartmann, M. Schatten. Poetiſche Erzählungen. — Darmſtadt.

— Adam und Eva. Eine Idylle in ſieben Geſängen. — Leipzig.

Hebbel, Fr. Der Rubin. Ein Märchenluſtſpiel in drei Acten. — Leipzig.

— Ein Trauerſpiel in Sicilien. Tragikomödie in einem Act. Nebſt einem Sendſchreiben an H. T. Rötſcher. — Leipzig.

Heine, H. Der Doctor Fauſt. Ein Tanzpoem. Nebſt kurioſen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunſt. — Hamburg.

— Romanzero. (Gedichte 3. Band.) — Hamburg.

Hoffmann von Fallersleben. Heimathklänge. Lieder. — Mainz.

— Liebeslieder. — Mainz.

Keller, G. Neuere Gedichte. — Braunſchweig.

Kompert, L. Böhmiſche Juden. Geſchichten. — Wien.

Koſſak, C. Berlin und die Berliner Humoresken, Skizzen und Charakteriſtiken. — Berlin.

Kühne, F. Guſt. Deutſche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. — Leipzig.

Lewald, Fanny. Dünen- und Berggeſchichten. 2 Bände. — Braunſchweig.

Meißner, J. Das Weib des Urias. Tragödie in fünf Acten. — Frankfurt a. M.

Menzel, W. Junere. Geſchichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Roman. 2 Bände. — Leipzig.

Meyer, M. Franz von Sickingen. Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen. — Berlin.

Mühlbach, Louiſe. Katharina Parre. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bände. — Berlin.

— Memoiren eines Weltkindes. Roman. 2 Bände. — Leipzig.

Müller von Königswinter, W. Lorelei. Rheiniſche Sagen. — Köln.

Müller, Otto. Der Tannenſchütz. Weihnachtsnovelle für 1851.—Bremen.
Niendorf, Emma. Einfache Geſchichten. — Stuttgart.
Pröhle, H. Aus dem Harze. Skizzen und Sagen. — Leipzig.
— Walddroſſel. Ein Lebensbild. — Deſſau.
Prutz, R. Das Engelchen. Roman. 3 Thle. — Leipzig.
— Die Schwägerin. Roman. — Deſſau.
— Felix. Roman. 2 Theile. — Leipzig.
Rank, J. Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erſte Geſammtausgabe. 3 Bände. — Leipzig.
— Moorgarben. Eine Erzählung. — Stuttgart.
Ring, M. Die Kinder Gottes. Roman in drei Bänden. — Breslau.
Rodenberg, J. von. Fliegender Sommer. Eine Herbſtgabe. — Bremen.
Roquette, O. Waldmeiſters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen. — Stuttgart.
— Orion. Ein Phantaſieſtück. — Bremen.
Schücking, L. Der Bauernfürſt. Roman. 2 Bände. — Leipzig.
Schults, Ad. Zu Hauſe. Ein lyriſcher Cyklus. — Iſerlohn.
Sternberg, A. von. Der deutſche Gilblas. Ein komiſcher Roman. 3 Bände. — Bremen.
Waldau, M. (G. Spiller v. Hauenſchild.) Cordula. Graubündner Sage. — Hamburg.
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3. Theile. — Hamburg. 1. In Tyrol. 2. In Oberſchleſien. 3. In Baden.

1852.

Aleris, W. (W. Häring.) Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht, oder vor funfzig Jahren. Vaterländiſcher Roman. 3 Bände. — Berlin.
Auerbach, B. Neues Leben. Eine Erzählung. 3 Bände. — Mannheim.
Bauernfeld, E. von. Wiener Einfälle und Ausfälle. Illuſtrirt von Zampis. — Wien.
Beck, K. Aus der Heimath. Geſänge. — Dresden.
Bodenſtedt, Fr. Gedichte. — Bremen.
Bölte, Amely. Viſitenbuch eines deutſchen Arztes in London. 2 Theile. — Berlin.
Böttger, A. Düſtere Sterne. Neue Dichtungen. — Leipzig.
Burow, Julie. Aus dem Leben eines Glücklichen. Roman. — Königsberg.
Daumer, G. F. Hafis. Neue Sammlung. — Nürnberg.
Geibel, E., und P. Heyſe. Spaniſches Liederbuch. — Berlin.

Golz, Bogumil. Ein Jugendleben. Biographiſches Idyll aus Weſtpreußen. 3 Bände. — Leipzig.

Gotthelf, Jeremias (Albert Bitzius.) Zeitgeiſt und Berner Geiſt. 2 Theile. — Berlin.

Gottſchall, R. Die Göttin. Ein Hohesliet vom Weibe. — Hamburg.

Griepenkerl, W. R. Die Girondiſten. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. — Bremen.

Gruppe, O. F. Kaiſer Karl. Eine epiſche Trilogie. — Berlin.

Gutzkow, K. Vergangene Tage. — Frankfurt a. M.

Hackländer, F. W. Eugen Stillfried. Roman in drei Bänden. — Stuttgart.

— Illuſtrirte Soldatengeſchichten. Ein Jahrbuch für das Militär und ſeine Freunde. — Stuttgart.

Hedrich, Frz. Lady Eſther Stanhope, die Königin von Tadmor. Tragödie in drei Acten. — Leipzig.

Heyſe, P. Die Brüder. Eine chineſiſche Geſchichte in Verſen. — Berlin.

— Urica. — Berlin.

Höfer, Edmund. Aus dem Volk. Geſchichten. — Stuttgart.

Hoffmann von Fallersleben. Die Kinderwelt in Liedern. — Mainz.

Holtei, K. von. Die Vagabunden. Roman. 4 Bände. — Breslau.

Horn, M. Die Pilgerfahrt der Roſe. Dichtung. — Leipzig.

Kaufmann, A. Gedichte. Mit Illuſtrationen von B. Vautier. — Düſſeldorf.

Koſſak, E. Aus dem Papierkorbe eines Journaliſten. Geſammelte Aufſätze. — Berlin.

Lengerke, C. von. Lebensbilderbuch. Gedichte. — Königsberg.

Merckel, W. von. Die Tiſteldinger. — Berlin.

Mühlbach, Louiſe. Friedrich der Große und ſein Hof. Hiſtoriſcher Roman. — Berlin.

Niendorf, M. A. Die Hegler Mühle. Cyklus märkiſcher Lieder. — Berlin.

Pfarrius, G. Trümmer und Epheu. Novellen. — Köln.

Pröhle, H. Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. 2 Theile. — Leipzig.

Rank, J. Florian. Eine Erzählung. — Leipzig.

Redwitz, O. von. Gedichte. — Mainz.

Ring, M. Stadtgeſchichten. 4 Bände. — Berlin. 1. Chriſtkind-Agnes 2. Die Chambregarniſten. 3. An der Börſe. 4. Feine Welt.

Uing, M. Der große Kurfürſt und der Schöppenmeiſter. Hiſtor. Roman aus Preußens Vergangenheit 3 Bände. — Breslau.

Rodenberg, J. von. Dornröschen. — Bremen.

Roquette, O. Der Tag von St. Jacob. Ein Gedicht. — Stuttgart.

Schefer, L. Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmriger Zeit. — Hamburg.

— Hafis in Hellas. — Hamburg.

Schücking, L. Die Königin der Nacht. Roman. — Leipzig.

Sternberg, A. von. Ein Carneval in Berlin. — Leipzig.

Stifter, A. Der Hageſtolz. — Peſth und Leipzig.

— Der Hochwald. — Peſth und Leipzig.

Storm, Th. Immenſee. — Berlin.

Sturm, J. Fromme Lieder. — Leipzig.

Talvj, (Thereſe Albertine Louiſe Robinſon, geb. von Jakob.) Die Auswanderer. Eine Erzählung. 2 Theile. — Leipzig.

— Heloiſe. Eine Erzählung. — Leipzig.

Temme, J. D. H. Eliſabeth Neumann. Roman in drei Bänden. — Bremen.

Trautmann, Frz. Eppelein von Gailingen, und was ſich ſeiner Zeit mit dieſem ritterlichen Eulenſpiegel und ſeinen Spießgeſellen im Fränkiſchen zugetragen — Frankfurt a. M.

Uechtritz, Fr. von. Albrecht Holm. Eine Geſchichte aus der Reformationszeit. Roman in neun Bänden. — Berlin.

Widmann, A. Am warmen Ofen. Eine Weihnachtsgabe. — Berlin.

— Der Bruder aus Ungarn. Roman. 2 Bände. — Berlin.

Wildermuth, Ottilie. Bilder und Geſchichten aus dem ſchwäbiſchen Leben. — Stuttgart.

1853.

Argo. Belletriſtiſches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. — Deſſau.

Auerbach, B. Schwarzwälder Dorfgeſchichten. 4. Band. — Mannheim.

Beck, K. Mater Dolorosa. Erzählung. — Berlin.

Benedix, R. Die Hochzeitsreiſe. Luſtſpiel. — Leipzig.

Bodenſtedt, Fr. Ada die Leesbierin. Ein Gedicht. — Berlin.

Bölte, Amely. Eine deutſche Palette in London. Erzählung. — Berlin.

Böttger, A. Habana. Lyriſch-epiſche Dichtung. — Leipzig.

Burow, Julie. Novellen. 2. Bände. — Leipzig.

Baumer, E. F. Frauenbilder und Huldigungen. Gedichte. 3 Bdchen. — Leipzig.

Eichendorff, J. Frh. von. Julian. Gedicht. — Leipzig.

Critis sicut deus. Ein anonymer Roman. 3 Bände. — Hamburg.

Gall, Louise von. Der neue Kreuzritter. Roman. — Berlin.

Gerſtäcker, Fr. Aus dem Waldleben Amerikas. 1. Abtheilung: Die Regulatoren in Arkanſas. 3 Bände. 2. Abtheilung: Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. 3 Bände. — Leipzig.

— Aus zwei Welten. Geſammelte Erzählungen. 2. Bände. — Leipzig.

— Reiſen. 2 Bände (Südamerika — Californien.) — Stuttgart.

Eiſeke, R. Carrière! Ein Miniaturbild aus der Gegenwart. 2 Bände. — Leipzig.

— Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. 3 Theile. — Leipzig.

Gottſchall, R. Carlo Zeno. Eine Dichtung. — Breslau.

Groth, Klaus. Quickborn. Volksleben in plattdeutſchen Gedichten, ditmarſcher Mundart. Mit einem Vor- oder Fürwort vom Oberconſiſtorialrath Paſtor Harms. — Hamburg.

Hackländer, F. W. Magnetiſche Kuren. Luſtſpiel in vier Aufzügen. — Stuttgart.

Hartmann, M. Tagebuch aus Languedoc und Provence. 2 Bände. — Darmſtadt.

Heine, H. Die verbannten Götter. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. — Berlin.

Höfer, Edmund. Gedichte. — Leipzig.

Horn, M. Die Lilie vom See. Dichtung. — Leipzig.

Kapper, S. Falk. Eine Erzählung. — Deſſau.

Lewald, Fanny. Wandlungen. Roman. 4 Bände. — Braunſchweig.

Ludwig, O. Der Erbförſter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. — Leipzig.

Meißner, A. Reginald Armſtrong, oder die Welt des Geldes. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. — Leipzig.

Mörike, E. Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. — Stuttgart.

Moſenthal, S. H. Cäcilie von Albano. — Peſth.

Mügge, Th. Afraja. Roman. — Frankfurt a. M.

— Der Majoratsherr. — Berlin.

— Weihnachtsabend. Roman. — Berlin.

Mühlbach, Louiſe. Berlin und Sansſouci oder Friedrich der Große und ſeine Freunde. Hiſtoriſcher Roman. 4. Bände. — Berlin.

— Welt und Bühne. Roman. 2 Theile. — Berlin.

Müller von Königswinter, W. Die Maikönigin. Eine Dorfgeſchichte in Verſen. — Stuttgart.

Niendorf, Emma. Erzählungen. — Stuttgart.

Niendorf, M. A. Anemone. — Berlin.

— Liebenſtein. Eine thüringiſche Sage. — Berlin.

Polleske, E. König Monmouth. Ein Drama. — Berlin.

Pichler, A. Gedichte. — Innsbruck.

Plönnies, Louiſe von. Mariken von Nymwegen. — Berlin.

Putlitz, G. zu. Badekuren. Luſtſpiel in einem Aufzuge. — Berlin.

— Das Herz vergeſſen. Luſtſpiel in einem Act. — Berlin.

Rank, J. Geſchichten armer Leute. — Stuttgart.

— Schön-Minnele. Erzählung. — Leipzig.

Redwitz, O. von. Sieglinde. Eine Tragödie. — Mainz.

Reinhold, C. Gedichte. — Stuttgart.

Rodenberg, J. von. Der Majeſtäten Felſenbier und Rheinwein luſtige Kriegshiſtorie. — Hannover.

— König Haralds Todtenfeier. Ein Lied am Meere. — Marburg.

— Lieder. — Hannover.

Rollet, H. Heldenbilder und Sagen. — St. Gallen.

— Jucunde. — Leipzig.

Roquette, O. Liederbuch. — Stuttgart.

— Das Reich der Träume. Ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. — Berlin.

Schults, Ad. Martin Luther. Ein lyriſch-epiſcher Cyklus. — Leipzig.

Sternberg, A. von. Die Nachtlampe. Geſammelte kleine Erzählungen, Märchen und Geſpenſtergeſchichten. — Berlin.

— Die Ritter von Marienburg. Roman. 3 Bände. — Leipzig.

— Macargan oder die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Roman. — Leipzig.

— Selene. — Berlin.

Sigismund, P. Lieder eines fahrenden Schülers. Herausgegeben von Ad. Stahr. — Hamburg.

Steub, L. Novellen und Schilderungen. — Stuttgart.

Stifter, A. Abdias. — Peſth.

— Bunte Steine. Ein Feſtgeſchenk. 2 Bände. — Peſth.

Storm, Th. Gedichte. — Kiel.

Wildermuth, Ottilie. Aus der Kinderwelt. Erzählungen. — Stuttgart.

— Olympia Morata. Ein chriſtliches Lebensbild. — Stuttgart.

1854.

Alexis, W. (W. Häring.) Isegrimm. Vaterländiſcher Roman. 3 Bände. — Berlin.

Benedix, R. Geſammelte dramatiſche Werke. 8. Band. — Leipzig. Inhalt: Die Künſtlerin Angela. Das Gefängniß. Der Sänger. Die Phrenologen. Das Lügen.

Bölte, Amely, Männer und Frauen. Novellen. 2 Bände. — Deſſau.

Böttger, A. Gedichte. Neue Sammlung. — Leipzig.

Burow, Julie. Bilder aus dem Leben. — Leipzig.

— Ein Arzt in einer kleinen Stadt. — Roman. 2 Bde. — Prag.

Fiſcher, J. E. Gedichte. — Stuttgart.

Freytag, G. Die Journaliſten. Luſtſpiel in vier Acten. — Leipzig.

Gerſtäcker, Fr. Fritz Waldaus Abenteuer zu Waſſer und zu Lande. — München.

— Nach Amerika! Ein Volksbuch. — Leipzig.

— Tahiti. Roman aus der Südſee. 4 Bände — Leipzig

Giſeke, R. Johannes Rathenow. Ein Bürgermeiſter von Berlin. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten. — Leipzig.

Gotthelf, Jeremias. (Albert Bitzius.) Erlebniſſe eines Schuldenbauers. — Berlin.

Grimm, H. Demetrius. — Leipzig.

— Traum und Erwachen. Ein Gedicht — Berlin.

Groſſe, J. Ueber die Bedeutung der modernen Romantik, mit Rückſicht auf die bildende Kunſt. Eine Studie. — Berlin.

Groth, Klaus. Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. — Hamburg.

Gutzkow, K. Ottfried. Schauſpiel in fünf Aufzügen. — Fremdes Glück. Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. — Leipzig.

Hackländer, F. W. Europäiſches Sclavenleben. 3 Bände. — Stuttgart.

Hammer, J. Zu allen guten Stunden. Dichtungen. — Leipzig.

Hebbel, Fr. Agnes Bernauer. Ein deutſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen — Wien.

Henſe, P. Hermen. Dichtungen. — Berlin.

Höfer, Edmund. Aus alter und neuer Zeit. Geſchichten — Stuttgart.

Hoffmann von Fallersleben. Lieder aus Weimar. — Hannover.

Holtei, K. von. Ein Mord in Riga. — Prag.

— Ein Schneider. Roman in drei Bänden. — Breslau.

Hornfeck, Fr. Schenkenbuch. Gedichte. — Frankfurt a. M.

Jordan, W. Demiurgos. Ein Mysterium. 3 Bände. — Leipzig.
Keller, G. Der grüne Heinrich. Roman in vier Bänden. — Braunschweig.
Kühne, F. G. Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Drei Bücher. — Frankfurt a. M.
Kurz, Herm. Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. — Frankfurt a. M.
Laube, H. Prinz Friedrich. Schauspiel in fünf Acten. — Leipzig.
Lingg, H. Gedichte. Herausgegeben von E. Geibel. — Stuttgart.
Löwe, F. Gedichte. — Stuttgart.
Ludwig, O. Die Makkabäer. Trauerspiel in fünf Acten. — Leipzig.
Merckel, W. von. Sigelind. Ein Normal-Lustspiel. Aus dem Sanscrit eines Wiener Originals in das Pracrit allgemeiner teutscher Nation frei und getreu verdollmetscht. — Berlin.
Mügge, Th. Die Erbin. Roman. 2. Theile. — Berlin.
Müller, Otto. Charlotte Ackermann. Ein Hamburger Theaterroman aus dem vorigen Jahrhundert. — Frankfurt a. M.
Müller von Königswinter, W. Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen. — Köln.
Niendorf, M. A. Lieder der Liebe. — Berlin.
Pröhle, H. Harzsagen. Gesammelt auf dem Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen. — Leipzig.
Prutz, R. Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte. 2 Bände. — Halle.
Quandt, J. G. von. Erzählungen des Herrn Kanz. — Dresden.
Rank, J. Das Hofer-Mätchen. Erzählung. — Leipzig.
— Die Freunde. Roman. — Prag.
— Sage und Leben. Geschichten aus dem Volke. — Prag.
Rellstab, L. Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. 4 Theile. — Leipzig.
Reuter, Fritz. Läuschen und Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. — Stettin.
Roquette, O. Herr Heinrich. Eine deutsche Sage. — Stuttgart.
Scheffer, L. Hausreden. Gedichte. — Dessau.
— Koran der Liebe nebst kleiner Sunna. — Hamburg.
Scheffel, J. V. Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. — Stuttgart.

Schücking, L. Ein Redekampf in Florenz. Dramatiſches Gedicht in vier Aufzügen. — Berlin.
— Ein Staatsgeheimniß. Roman. 3 Theile. — Leipzig.
— und Louiſe von Gall. Familienbilder. 2 Bände. — Prag.
Sternberg, A. von. Das ſtille Haus. Eine Erzählung für Winterabende. — Berlin.
Storm, Th. Im Sonnenſchein. Drei Sommergeſchichten. — Berlin.
Sturm, J. Zwei Roſen oder Das Hohe Lied der Liebe. — Leipzig.
Temme, J. D. H. Die ſchwarze Mare. Bilder aus Litthauen. 3 Bdchen. — Leipzig.
— Schloß Wolkenſtein. 2 Bändchen. — Leipzig.
Waldau, M. (G. Spiller v. Hauenſchild.) Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Dichtung. — Hamburg.
Widmann, A. Für ſtille Abende. Erzählungen. — Berlin.
Wildermuth, Ottilie. Neue Bilder und Geſchichten aus Schwaben. — Stuttgart.

1855.

Becker, A. Jung Friedel der Spielmann. Ein lyriſch-epiſches Gedicht aus dem deutſchen Volksleben des 16. Jahrhunderts. — Stuttgart.
Benedix, R. Ein Luſtſpiel. — Leipzig.
— Mathilde. — Leipzig.
Bölte, Amely. Das Forſthaus. — Prag.
Böttger, A. Cameen. Poetiſche Erzählungen. — Leipzig.
— Der Fall von Babylon. Ein Gedicht. — Leipzig.
Burow, Julie. Ein Lebenstraum. Roman. 3 Bde. — Prag.
Bahn, L. Harald und Theane. Gedicht. — Berlin.
Baumer, G. L. Polydora. Ein weltpoetiſches Liederbuch. 2 Bände. — Frankfurt a. M.
Eichendorff, J. Frhr. von. Robert und Guiscard. — Leipzig.
Freytag, G. Soll und Haben. Roman in ſechs Büchern. — Leipzig.
Geibel, E. Meiſter Andrea. Luſtſpiel in zwei Aufzügen. — Stuttgart.
Genaſt, W. Bernhard von Weimar. Geſchichtliches Trauerſpiel in fünf Acten. — Weimar.
Gerſtäcker, Fr. Aus der See. Drei Erzählungen. — Prag.
— Aus Nord- und Südamerika. Erzählungen. — Prag.
Gotthelf, Jeremias. (Albert Bitzius.) Die Frau Pfarrerin. Ein Lebensbild. — Berlin.
Griepenkerl, W. R. Ideal und Welt. Schauſpiel in fünf Acten. — Weimar.

Groth, Klaus. Vertelln. Plattdeutſche Erzählungen. — Kiel.
Gutzkow, K. Die Diakoniſſin. Ein Lebensbild. — Frankfurt a. M.
— Ein Mädchen aus dem Volke. Bilder aus der Wirklichkeit. — Prag.
— Lenz und Söhne, oder die Komödie der Beſſerungen. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. — Leipzig.
Heyſe, P. Meleager. Eine Tragödie. — Berlin.
— Novellen. — Berlin.
Hocker, U. Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht. — Trier.
Holtei, K. von. Ein vornehmer Herr, oder: Zwei Freunde. Erzählung. — Prag.
— Gedichte. — Hannover.
— Schwarzwaldau. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. — Prag.
Jordan, W. Das Interim. Prologſcene. — Frankfurt a. M.
— Die Liebesleugner. Lyriſches Luſtſpiel. — Frankfurt a. M.
Kapper, S. Vorleben eines Künſtlers. Nach deſſen Erinnerungen. 2 Bände. — Prag.
Kompert, L. Am Pflug. Eine Geſchichte. 2 Bände. — Berlin.
König, H. König Jerôme's Carneval. Geſchichtlicher Roman. 3 Thle. — Leipzig.
Kürnberger, Ferd. Catilina. Drama in fünf Aufzügen. — Hamburg.
Lewald, Fanny. Adele. Roman. — Braunſchweig.
Marggraff, H. Fritz Beutel. Eine Münchhauſeniade. — Frankfurt a. M.
Meißner, A. Der Freiherr von Heſtivin. 2 Bände. — Prag.
— Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutſche Lebensgeſchichte. 2 Thle. — Hamburg.
Moſen, J. Herzog Bernhard. Hiſtoriſche Tragödie. — Leipzig.
Mühlbach, Louiſe. Friedrich der Große und ſeine Geſchwiſter. Hiſtoriſcher Roman. (Friedrich d. Große und ſein Hof. 3. Folge.) 2 Abthlgen. 6 Bände. — Berlin.
— Hiſtoriſches Bilderbuch. 2 Bände. — Berlin.
— Kaiſer Joſef II. und ſein Hof. 1. Abtheilung. Auch unter dem Titel: Kaiſer Joſef und Maria Thereſia. 4 Bände. — Berlin.
Mundt, Th. Ein deutſcher Herzog. — Leipzig.
— Ein franzöſiſches Landſchloß. Novelle. — Prag.
Palleske, E. Achilles. Drama. — Göttingen
Pichler, A. Hymnen. — Innsbruck.
Prosber, H. Ideal und Kritik. Ein humoriſtiſches Genrebild aus der Gegenwart. — Frankfurt a. M.

Pröhle, H. Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. — Leipzig.

— Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse. — Berlin.

— Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. — Aschersleben.

Prutz, R. Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. 3 Thle. — Leipzig.

Rank, J. Die Freunde. Roman. 2 Bde. — Leipzig.

Rittershaus, E. Gedichte. — Elberfeld.

Rodenberg, J. von. Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten. — Hannover.

Roquette, O. Das Hünengrab. Historische Erzählung. — Dessau.

— Hans Haidekukuk. — Berlin.

Scheffel, J. V. Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. — Frankfurt a. M.

Schücking, L. Der Held der Zukunft. Roman. 2 Bde. — Prag.

Schultz, Ad. Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht. — Elberfeld.

Stifter, A. Die Narrenburg. — Pesth.

Storm, Th. Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. — Berlin.

— Gedichte. — Berlin.

Temme, J. D. H. Die Verbrecher. 5 Bdchn. — Leipzig.

Werther, C. L. Zuliane und Daniel. Biblisches Drama. — Berlin.

— Liebe und Staatskunst. Historisches Trauerspiel. — Berlin.

Widmann, A. Nausikaa. Schauspiel in vier Acten, mit Musik und Tanz. — Berlin.

Wildermuth, Ottilie. Aus dem Frauenleben. — Stuttgart.

Willkomm, E. Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman. — Frankfurt a. M.

1856.

Alexis, W. (W. Häring). Dorothee. Ein Roman aus der Brandenburgischen Geschichte. — Berlin.

Amara George. Blüthen der Nacht. Lieder und Dichtungen. Eingeführt durch F. Kaufmann. — Leipzig.

Apel, Th. Nantärbchen. Schauspiel. — Leipzig.

Auerbach, B. Barfüßele. — Stuttgart.

Bacherl, Frz. Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen. — Nördlingen.

Becker, A. Novellen. — Peſth.
Bodenſtedt, Fr. Demetrius. Hiſtoriſche Tragödie in fünf Aufzügen. — Berlin.
Burow, Julie. Erinnerungen einer Großmutter. 2 Bde. — Prag.
Corvinus, J. Die Chronik der Sperlingsgaſſe. — Berlin.
Dahn, F. Gedichte. — Leipzig.
Dingelſtedt, Frz. Novellenbuch. — Leipzig.
Dunker, W. Lieder ohne Weiſen. — Stettin.
Gerſtäcker, Fr. Californiſche Skizzen. — Leipzig.
— Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 3 Bde. — Leipzig.
Gottſchall, R. Sebaſtopol. Dichtungen. — Breslau.
Grimm, H. Novellen. — Berlin.
Gruppe, O. F. Firduſi. Ein epiſches Gedicht in ſieben Büchern. — Stuttgart.
Gutzkow, K. Die kleine Narrenwelt. 3 Bde. — Frankfurt a. M.
Hackländer, F. W. Erlebtes. Kleinere Erzählungen. 2 Bde. — Stuttgart.
Halm, Fr. (v. Münch-Bellinghauſen.) Der Fechter von Ravenna. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten. — Wien.
Hammer, J. Einkehr und Umkehr. Roman. 2 Thle. — Leipzig.
Hebbel, F. Gyges und ſein Ring. Tragödie in fünf Acten. — Wien.
Heigel, K. Bar Cochba, der letzte Judenkönig. Dichtung. — Hannover.
Höfer, Edmund. Bewegtes Leben. Geſchichten. — Stuttgart.
— Schwanwieck. Skizzenbuch aus Norddeutſchland. — Stuttgart.
Holtei, K. von. Drei Geſchichten von Menſchen und Thieren. Drei Erzählungen. 1. Der Katzendichter. 2. Der Kanarius. 3. Das Hundefräulein. 2 Bde. — Leipzig.
Horn, M. Die Dorfgroßmutter. Idylle. — Leipzig.
Keller, G. Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. — Braunſchweig.
König, H. Seltſame Geſchichten. — Frankfurt a. M.
Koſſak, E. Aus dem Wanderbuche eines literariſchen Handwerksburſchen. — Berlin.
— Hiſtorietten. — Berlin.
Kühne, F. G. Die Verſchwörung von Dublin. Drama in fünf Acten. — Leipzig.
Kürnberger, F. Der Amerikamüde. Amerikaniſches Culturbild. — Frankfurt a. M.
Laube, H. Graf Eſſex. Trauerſpiel in fünf Acten. — Leipzig.
Lewald, Fanny. Die Kammerjungfer. Roman. 2 Thle. — Braunſchweig.

Löher, Frz. General Yorck. Gedicht. — Göttingen.
Ludwig, O. Zwiſchen Himmel und Erde. Erzählung. — Frankfurt a. M.
Meyr, M. Gedichte. — Berlin.
Mörike, E. Mozart auf der Reiſe nach Prag. Novelle. — Stuttgart.
— Vier Erzählungen. — Stuttgart.
Müller, Otto. Der Stadtſchultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. — Stuttgart.
Mügge, Th. Erich Randal. Hiſtor. Roman aus der Zeit der Eroberung Finnlands durch die Ruſſen im Jahre 1808. — Frankfurt a. M.
— Neues Leben. Novelle in drei Bänden. — Prag.
— Romane. 4 Bände. Inhalt: 1. Karl der Große und Cromwell. 2. Der Doppelgänger. 3. Der Fall von Unterwalden. Schloß Breitenſtein. 4. Gefangen und befreit. — Berlin.
Mühlbach, Louiſe. Königin Hortenſe. Ein napoleoniſches Lebensbild. 2 Bde. — Berlin.
Müller von Königswinter, W. Gedichte. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. — Hannover.
Mundt, Th. Pariſer Kaiſerſkizzen. 2 Theile. — Berlin.
Pröhle, H. Gottfried Auguſt Bürger. Sein Leben und ſeine Dichtungen. — Leipzig.
Prus, U. Helene. Ein Frauenleben. Roman. 3 Bde. — Prag.
Putlitz, G. zu. Ungebundenes. Immemorabilien. — Berlin.
Rank, J. Schillerhäuſer. — Leipzig.
— Sein Ideal. Erzählung in zwei Büchern. — Zwickau.
— Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik. — Leipzig.
Redwitz, O. von. Thomas Morus. Hiſtoriſche Tragödie. — Mainz.
Rings, M. Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes. — Berlin.
— John Milton und ſeine Zeit. Hiſtoriſcher Roman. — Frankfurt a. M.
Rodenberg, J. von Pariſer Bilderbuch. — Braunſchweig.
Ruge, A. Die neue Welt. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorſpiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. — Leipzig.
Schefer, L. Der Hirtenknabe Nikolas, oder der deutſche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt. — Leipzig.
Schücking, L. Der Sohn eines berühmten Mannes. Hiſtoriſche Erzählung. — Prag.
— Die Sphinx. Roman. — Leipzig.
Storm, Th. Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geſchichte. — Berlin.
Sturm, J. Neue Gedichte. — Leipzig.

Diebel, A. Gedichte. — Leipzig.
Temme, J. D. H. Anna Jegszis. 4 Bdchn. — Leipzig.
Treitſchke, H. von. Vaterländiſche Gedichte. — Göttingen.
Wilhelmi, A. Luſtſpiele. 2. Bd. — Leipzig. Inhalt: Eine ſchöne Schweſter. Abwarten! Ein gutes Herz.

1857.

Apel, Th. Vom Herzen zum Munde, vom Munde zum Herzen. Lieder und Gedichte. — Leipzig.
Bodenſtedt, Fr. Aus der Heimath und Fremde. Neue Gedichte. — Berlin.
Bölte, Amely. Liebe und Ehe. Erzählungen. 3 Theile. — Hamburg.
Burow, Julie. Der Armuth Leid und Glück. Roman. 3 Thle. — Leipzig.
— Der Glücksſtern. Novelle. — Bromberg.
Brachvogel, A. E. Friedemann Bach. Ein Roman. 3 Bde. — Berlin.
— Narciß. Ein Trauerſpiel. — Leipzig.
Dingelſtedt, Frz. Der Aerntekranz. Vorſpiel für die Weimariſche Jubelfeier. — Weimar.
Endrulat, P. Gedichte. — Hamburg.
Eichendorff, J. Frhr. von. Lucius. — Leipzig.
Ernſt, A. Der Pfarrer von Buchendorf. Ein Roman. — Leipzig.
Förſter, Marie. Gedichte. — Leipzig.
Geibel, E. Neue Gedichte. — Stuttgart.
Gerſtäcker, Fr. Aus dem Matroſenleben. — Leipzig.
— Das alte Haus. Erzählung. — Leipzig.
— Herrn Mahlhubers Reiſeabenteuer. Erzählung. — Leipzig.
Gregorovius, F. Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Geſängen. — Leipzig.
Groſſe, J. Gedichte. — Göttingen.
Giſeke, A. Die beiden Cagliſtro. Drama in fünf Acten. — Leipzig.
Gutzkow, K. Lorbeer und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. — Leipzig.
Hackländer, F. W. Der Augenblick des Glücks. 2 Bde. — Stuttgart.
— Zur Ruhe ſetzen. Luſtſpiel in vier Aufzügen. — Stuttgart.
Hammer, J. Feſter Grund. Dichtungen. — Leipzig.
— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. — Leipzig.
Hartmann, M. Erzählungen eines Unſtäten. 2 Bde. — Berlin.

Hottel, K. von. Bilder aus dem häuslichen Leben. 2 Bde. — Berlin.
— Noblesse oblige. Roman. 3 Bde. — Prag.
Hutterus, J. M. Gedichte. — Trier.
Kinkel, G. Nimrod. Ein Trauerspiel. — Hannover.
König, H. Landsknechten. Historische Novelle. — Frankfurt a. M.
Kürnberger, F. Ausgewählte Novellen. — Prag.
Kurz, H. Erzählungen. — Stuttgart.
Ludwig, O. Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen. 1. Bd. A. u. d. T.: Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Zwei Erzählungen. 1 Theil. — Frankfurt a. M.
Märcker, F. A. Alexandrea. Tragische Trilogie. — Berlin.
Marggraff, H. Gedichte. — Leipzig.
Meißner, A. Der Prätendent von York. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Leipzig.
— Die Zamara. Roman. 4 Bde. — Leipzig.
Mügge, Th. Der Vogt von Sils. 2 Theile. — Berlin.
Mühlbach, Louise. Napoleon in Deutschland. 1. und 2. Abtheilung. — Berlin. (Inhalt: 1. Abtheilung Rastatt und Jena. 4 Bände. 2. Abtheilung Napoleon und Königin Louise. 4 Bände.)
Müller von Königswinter, W. Der Rattenfänger von St. Goar. — Köln.
Mundt, Th. Graf Mirabeau. 4 Bde. — Berlin.
Palleske, E. Oliver Cromwell. Ein Drama. — Berlin.
Prutz, R. Gedichte. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. — Leipzig.
— Ludwig Holberg. Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. — Stuttgart.
Rank, J. Achtjährig. Volksroman. 2 Theile. — Leipzig.
Reuter, Fritz. Kein Hüsung. — Greifswald.
Ring, M. Hinter den Coulissen. Humoristische Skizzen aus der Theaterwelt. — Berlin.
Rodenberg, J. Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder. — Hannover.
Schücking, L. Günther von Schwarzburg. Historischer Roman in 2 Bdn. — Prag.
Schults, A. Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. — Iserlohn.
Sigismund, B. Asclepias. Bilder aus dem Leben eines Landarztes. — Gotha.
Sternberg, A. von. Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder. — Leipzig.

Diffos, A. [illegible]

Strodtmann, A. Gedichte. — Leipzig.

— Ein Hohelied der Liebe. — Hamburg.

Sturm, J. Neue fromme Lieder und Gedichte. — Leipzig.

Tempeltey, E. Klytämnestra. Tragödie. — Berlin.

Traeger, A. Gedichte. — Leipzig.

Treitschke, H. von. Studien. — Leipzig.

Wehl, F. Herzensgeschichten. Novellen. — Göttingen.

Willkomm, E. Vanco. Ein Roman aus dem Hamburger Leben. 2 Theile. — Gotha.

Wolfsohn, W. Dramatische Werke. 1. und 2. Band. — Dresden.
Inhalt: 1. Zar und Bürger. Schauspiel in fünf Acten. 2. Nur eine Seele. Schauspiel in fünf Acten.

1858.

Arnim, Gisela von. Dramatische Werke. 2 Bde. — Bonn.

Bauch, O. Gedichte. — Leipzig.

Beilhack, M. Gedichte. — Canstatt.

Bodenstedt, Fr. Shakspeares Zeitgenossen und ihre Werke. Ju Charakteristiken und Uebersetzungen. (Zu 5 Bänden.) 1. Band. — Berlin.
Inhalt: Johu Webster's dramatische Dichtungen nebst Stücken von Marston, Dekker und Rowley.

Burow, Julie. Gedichte. — Prag.

— Johannes Keppler. Historische Erzählung. 3 Bde. — Prag.

Corvinus, J. Ein Frühling. — Braunschweig.

Dingelstedt, Frz. Gedichte. Zweite Auflage. — Stuttgart.

— Studien und Copien nach Shakspeare. — Wien.

Ernst, K. Bilder aus der Beamtenwelt. — Leipzig.

Galster, Alb. Gedichte. — Bielefeld.

Geibel, E. Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage. — Stuttgart.

Gerstäcker, Fr. Blau Wasser. Skizzen aus dem See- und Inselleben. — Leipzig.

— Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1819. 3 Bde. — Leipzig.

Gottschall, R. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit. — Breslau.

— Neue Gedichte. — Breslau.

Gutzkow, K. Der Zauberer von Rom. Roman in neun Bänden. — Leipzig.

Hackländer, F. W. Der neue Don Quixote. 5 Bde. — Stuttgart.
Hersch, H. Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Acten. — Frankfurt a. M.
Heyse, P. Neue Novellen. — Stuttgart.
Höfer, Edm. Norien. Erinnerungen einer alten Frau. 2 Bde. — Stuttgart.
Holtei, K. von. Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken. In Reime gebracht. — Breslau.
König, H. Marianne oder um Liebe leiden. 2 Theile. — Frankfurt a. M.
Kossak, E. Badebilder. — Berlin.
Lewald, Fanny. Die Reisegefährten. Roman. 2 Bde. — Berlin.
Märcker, F. A. Gedichte. 2 Bde. — Berlin.
Mosenthal, S. H. Das gefangene Bild. Dramatische Fantasie in drei Aufzügen. — Stuttgart.
Müller von Königswinter, W. Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte. — Köln.
Mundt, Th. Cagliostro in Petersburg. Historische Novelle. — Prag.
Nicol, O. Erzählungen aus Niedersachsen. 2 Bde. — Hannover.
Presber, H. Wolkenkukuksheim. Humoristisches Genrebild. — Frankfurt a. M.
Prutz, R. Aus der Heimath. Neue Gedichte. — Leipzig.
Rellstab, L. Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. 5 Bde. — Leipzig.
Rodenberg, J. Kleine Wanderchronik. 2 Bde. — Hannover.
Roquette, O. Heinrich Falk. Roman in drei Bänden. — Breslau.
Ring, M. Der Geheimerath. Ein Lebensbild. — Prag.
— Neue Stadtgeschichten. 3 Bände. — Prag.
Schefer, L. Homer's Apotheose. (In 2 Bänden.) — 1. Bd. — Lahr.
Schücking, L. Paul Brenckhorst, oder die neuen Herren. Roman. 3 Theile. — Leipzig.
Schults, A. Der Harfner am Heerd. Ein lyrischer Cyklus. — Weimar.
Steub, L. Deutsche Träume. Roman. 3 Theile. — Braunschweig.
Werder, K. Columbus, Trauerspiel. — Berlin.
Widmann, A. Dramatische Werke. 2 Theile. — Leipzig. Inhalt: 1. Nausikaa. Kaiser und Kanzler. — 2. Don Juan de Maranna. Sarah Haßfurter.
Wildermuth, Ottilie. Auguste. Ein Lebensbild. — Stuttgart.

Leipzig. Druck von Gleicke & Devrient.